Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

32673
D
1

Digitized by Google

THE UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

U
3
.M694
Suppl.
1912-14

Digitized by Google

137 035

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1912.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.

Institut für Staatsforschung
1943/44
Ab 790
K

BIBLIOTHEK DES KÖNIGL. STATISTISCHEN LANDESAMTS · BERLIN ·

Mit Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Eine japanische Winterübung. Von K. Haushofer, Königlich Bayerischer Major. Mit vier Skizzen im Text und einer Übersichtsskizze 1

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer. Vortrag, gehalten am 23. Januar 1912 in der Kriegsakademie aus Anlaß der 200jährigen Wiederkehr der Geburt Friedrichs des Großen von Generalmajor Frhr. v. Freytag-Loringhoven 25

Friedrich der Große in den Katastrophen seiner Feldzüge. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 1. Februar 1912 von Bethcke, Hauptmann im Generalstabe der 16. Division 38

Von Mollwitz bis Leuthen. Vortrag, gehalten am 24. Januar 1912 zur Feier des 200. Geburtstages Friedrichs des Großen von Deutelmoser, Hauptmann und Kompagniechef im 7. Rheinischen Infanterieregiment Nr. 69 . 60

Die Verfolgung nach der zweiten Einnahme von Orléans im Dezember 1870. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 6. März 1912 von Foerster, Hauptmann und Kompagniechef im 3. Garde-Regiment zu Fuß 79

Unmaßgebliches über China. Von v. Janson, Generalleutnant z. D. 101

Das Osmanische Reich einst und jetzt. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 20. März 1912 von v. Dieſt, Oberst a. D. . . 111

Die Attacke des Zietenschen Husarenregiments am Abend des 16. August 1870. Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D. 153

Das Feldherrntum des Marschalls Ney in den Befreiungskriegen. Von Mewes, Oberleutnant im Großherzoglich Mecklenburgischen Feldartillerie-Regiment Nr. 60, kommandiert zur Kriegsakademie. Mit einer Skizze 167

Gefangennahme des Generals Cambronne durch den Oberst Halkett in der Schlacht bei Waterloo. Von Frhr. v. Halkett, Major im Königlich Sächsischen 10. Infanterieregiment Nr. 134 198

Kowno – Moskau—Kowno 1812. Betrachtungen über Verluste im Kriege. Von Bornemann, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Neiße. Mit einer Übersichtsskizze 219

Der Individualismus als Grundprinzip der Burentaktik. Studie von Paul Creuzinger, Oberstleutnant a. D. 244

Das Verdienst um die Konvention von Tauroggen. Von v. Janson, Generalleutnant z. D. Mit drei Skizzen 277

Die politische Lage Europas vor Beginn der Befreiungskriege. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. Oktober 1912 von Hoeniger, Lehrer an der Kriegsakademie 311

Kriegspoesie und Soldatenlied. Von Baron v. Ardenne, Generalleutnant z. D. 336

Die Führung in Koalitionskriegen. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 6. November 1912 von George Soldan, Oberleutnant im 4. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 72 363

Über das kriegsgeschichtliche Studium des Offiziers. Von Kuntze, Hauptmann und Kompagniechef im Königlich Sächsischen 2. Grenadierregiment Nr. 101 Kaiser Wilhelm, König von Preußen 388

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine japanische Winterübung.

Von

K. Haushofer,

Königlich Bayerischer Major.

Mit vier Skizzen im Text und einer Übersichtsskizze.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorbemerkung.

Wohl haben wir noch weite Landstriche im Reiche, in denen sich mühelos zu jeder Jahreszeit kriegsmäßige, in großem Rahmen angelegte Übungen durchführen lassen. Ausgedehnte Gebietsteile versagen sich dagegen durch ihre intensive, hochwertige Bodenkultur voller Ausnutzung durch den „Krieg im Frieden" zu den von uns bevorzugten günstigen Jahreszeiten.

Die folgende Schilderung zeigt, wie eine in dieser Hinsicht noch mehr eingeengte Großmacht den Weg zu Kompromissen und Aushilfen sucht. Sie verrät gleichzeitig, wie sehr das Technische an unserer überlieferten Ausbildungsarbeit internationales Gemeingut — allerdings mit fremder Lokalfarbe — ist und sie wirft manches Streiflicht auf den Niederschlag von Kriegserfahrungen jüngerer Zeit. Ich unterbreite deshalb diesen Ausschnitt aus sorgfältiger Beobachtungsarbeit der Geduld meiner Kameraden, die auch zwischen den Zeilen scheinbar einfacher Befehle und kleiner Operationen das Verwandte und das Verschiedene, das Angelernte und das Bodenständige herauslesen werden.

Die Winterübung der 16. Division im Jahre 1910 beabsichtigte vom 12. bis 16. Februar am Laufe des Kizu-Flusses zwischen Fushimi und Nara am ersten Tage ein Begegnungsgefecht an der Straße Tamamizu—Tanabe—Yuwata, am zweiten Tage einen Angriff von Rot auf eine Stellung von Blau im Gebirge, am dritten Tage Abzug von Rot über einen Fluß und Verfolgung durch Blau, am vierten Tage eine „offensive" Flußverteidigung durch Rot durchzuführen. (Vgl. Übersichtsskizze.)

Die Übung war in folgenden taktischen Rahmen gespannt:

Allgemeine Kriegslage: Eine Blaue Armee steht in der Linie Yokoogi—Mukomachi. Eine Rote Armee ist über Fushimi gegen sie im Vormarsch.

Digitized by Google

Besondere Kriegslage für Blau am 12. Februar vormittags:

Der Führer der Blauen Armee hat sich entschlossen, vor der Wiederaufnahme des Angriffs, bis zur Ankunft von Verstärkungen auf die Höhen von Otokoyama und Yamazaki zurückzugehn. Auf die Nachricht, daß schwächere Kräfte des Feindes den Kizu-Fluß abwärts im Vormarsch seien, wurde ein Detachement — I. und II./Inf. Regt. 9, 2./Kav. Regt. 20, 2./Feldart. Regt. 22, 2/3 2./Pion. Bat. 16 — abgezweigt, um den Rückzug der Armee zu decken. Dieses „Kizu-Detachement" erreichte 12° mittags die Brücke südlich Yodo. Der Führer hatte Nachricht erhalten, daß die feindliche Abteilung, die bisher auf dem Ostufer des Kizu-Flusses vorgegangen sei, die Gegend von Tamamizu erreicht habe und Vorbereitungen zum Übergang auf das westliche Ufer treffe. Landbewohner sagen aus, daß die Straße Yawata—Matsui für Feldartillerie gangbar sei.

Besondere Kriegslage für Rot am 12. Februar vormittags:

Das Rote Kizu-Detachement — I. und II./Inf. Regt. 53, 1/2 1./Kav. Regt. 20, 1./Feldart. Regt. 22, 1/3 2./Pion. Bat. 16 — vom Armeeführer mit dem Auftrage entsandt, gegen den Rücken der Blauen Armee vorzugehen, war auf dem östlichen Kizu-Ufer vor- und am 12. Februar vormittags bei Tamamizu auf das westliche Ufer übergegangen. Es stand dort 12° mittags bereit. Der Weg Asasano—Matsui—Yawata wurde als für Feldartillerie gangbar gemeldet.

Der Truppenrahmen war somit klein: im ganzen 2 Regimentsstäbe, 4 Infanteriebataillone, 2 Eskadrons, 2 Batterien, 1 Pionierkompagnie und 8 Maschinengewehre; dazu große Bagagen aus Trainabteilungen formiert — alle Verbände kriegsstark*) mit voller Ausstattung an Packpferden.

Die Leitung bestand aus dem Kommandeur der 19. Infanteriebrigade, Generalmajor Oi mit seinen beiden Adjutanten; außerdem hatte die 16. Division ihren Ib-Generalstabsoffizier zugeteilt. Mein österreichischer Kamerad, Hauptmann v. Winternitz, und ich hatten die Genehmigung, uns ihr anzuschließen. Am 12. Februar mittags begab sich die Leitung von Kyoto aus ins Übungsgelände.

Als Schiedsrichter, Schiedsrichtergehilfen, Flurabschätzer, Führerreserve und Zuschauer folgte der Übung alles, was zum ruhigen Fluß der Rekrutenausbildung in den Standorten nicht unentbehrlich war.

Die Witterung war leichter Frost, klarer, nur vorübergehend bewölkter

*) Zur Formierung der Verbände waren alte Mannschaften aller Regimenter der Division herangezogen worden, nämlich vom: Inf. Regt. 9 aus Otsu, vom Inf. Regt. 19 aus Tsuruga, vom Inf. Regt. 53 aus Nara und von dem in Fushimi stehenden Inf. Regt. 38, Kav. Regt. 20, Feldart. Regt. 22, Pion. Bat. 16 und Train-Bat. 16. — Divisionsstab und Stab der 19. Infanteriebrigade stehen gleichfalls in Fushimi, Stab der 18. Infanteriebrigade in Tsuruga.

Digitized by Google

Himmel und schneidender Wind; sie blieb so, bis ganz gegen Ende am 15. mittags Schneegestöber einen Witterungsumschlag einleitete.

Die vier Tage wurden so gründlich ausgenutzt, als es die Kräfte von Führern und Truppe gestatteten. Das Übungsgelände war nicht weiträumig, aber gut gewählt, bot die vielseitigsten Übungsmöglichkeiten, und eine geschickte Übungsanlage nützte es voll aus. Die alte Mannschaft der Division, der größte Teil des Offizierkorps und alle Stäbe wurden mitten im Winter ergiebig gelüftet, und doch die Rekrutenausbildung nicht nennenswert gestört.

Um zu den in den Kriegslagen angegebenen Sammelplätzen zu gelangen, hatte die Infanterie aus Fushimi 20 km, aus Nara 14 km, aus Otsu 20 km vorher im Friedensmarsch zurückzulegen, entsprechend der guten japanischen Gewohnheit, Übungen allgemein mit „abgetrabten" Truppen zu beginnen, wodurch sie eine schärfere Probe auf dauernde Spannkraft und Durchhalten werden.*)

Am Abschluß dieser Anmärsche standen ausgeruht und zum Vormarsch bereit, 12^{20} mittags:

Die Blaue Westabteilung an der Brücke südlich Yodo, die Rote Ostabteilung an der Kizu-Brücke bei Tamamizu auf der Straße nach Tanabe, wo ich ihre Befehlsausgabe mit anhörte. Der Befehl lautete:

Rot. Tamamizu, 12. Februar 12^{0} mittags.

Detachements-Befehl.

Truppeneinteilung:
Selbst. Kav.: 1./20. Kav. Regt.
Vorhut: I./53 ohne 3. u. 4. Komp., 4 Reiter, 1 Zug Pion. 16.
Linke Seitendeckung: II./53 ohne 2 Komp., 2 Maschinengewehre.
Haupttrupp: I./53 — 3. u. 4. Komp., 1./22. Feldart. Regt., II./53 — 2. Komp. (2 Maschinengewehre).
Ausg: Tamamizu an die versammelten Kommandeure.

1. Vom Feinde noch keine Nachricht.
2. Abteilung marschiert auf Yawata; Selbst. Kav. um 10^{30} vorm. dahin aufklärend vorgegangen.
3. Vorhut tritt 12^{30} nachm. mit der Inf. Spitze den Vormarsch über Tanabe—Yawata nach Yawata an.
4. Linke Seitendeckung bricht mit der Vorhut auf, marschiert von Tanabe über Matsui—Uchisato nach Yawata.
5. Haupttrupp bricht 12^{30} nachm. aus der Mitte von Tamamizu auf.
6. Bagagen folgen dem Haupttrupp mit 1000 m Abstand.
7. Führer reitet an der Spitze des Haupttrups.

Notiz: Bahn nördlich Tanabe darf vor 2^{0} nachm. von Infanterie nicht überschritten werden.

*) Vgl. die allgemein übliche Gefechts-Exerzier-Besichtigung der Kompagnien als „Einlage" in einem 40 km-Marsch!

Digitized by Google

Auch der Führer von Blau hatte sich zum Vorgehen entschlossen. Um 12^{10} nachm. sollte die Vorhut über Yawata auf Tanabe antreten, das Gros auf 700 m folgen. Bei Yawata sollte alsdann eine aus zwei Kompagnien zu formierende Seitendeckung über Matsui auf Takigi abgezweigt werden.

Die bereits um 10^{30} vorm. losgelassenen, beiderseits selbständig gemachten Kavallerien stießen zwischen Yawata und Osumi zusammen.

Ich folgte zunächst dem Vormarsch der Roten Vorhut, die sich durch im Laufschritt vorgehende Infanteriepatrouillen in breiter Front gegen den Einblick feindlicher Kavallerie sicherte.

Nach 2^{0} nachm. trafen auf der kleinen, schmalen Hochfläche ½ km bis 200 m südlich Asasano die Spitzen der Roten Abteilung und die Kavallerie von Blau aufeinander: die Rote Vorhut beschleunigte ihr Vorgehen und war in der Lage, um 2^{30} entwickelt, beiderseits der Straße an einem Graben 500 m südlich Yuwata, die aus diesem Ort sorglos herausschwärmende Blaue Vorhut recht günstig unter Feuer zu nehmen.

Kleine Seitenabteilungen und zu solchen zusammengefaßte Patrouillen führten eine Sonderschlacht etwas östlich davon um den stellenweise bis zu 9 m hohen Flußdamm und seine Knicke.

Die Straße durch Yuwata war so eng und schlecht, daß sich Pionierarbeit nötig erwies, um das Durchkommen der Blauen Geschütze zu ermöglichen; dann ging die Blaue Batterie, unter dem Feuer der südlich Asasano gut stehenden Roten Artillerie und der Vorhut geschützweise am Südwestrand von Yuwata in eine Stellung, die wohl kaum jemand lebend erreicht hätte, und es entwickelte sich ein Begegnungsgefecht.

Der energische Blaue Führer entwickelte sein Gros schnell aus Yuwata nach Südwesten durch die Felder und ließ es losgehen, während Rot sich noch nach links verschob und — unter wenig glücklicher Wahl des Weges — zwischen Osumi und Matsui in massierten Formationen, wobei die Infanterie tief in die überschwemmten Reisfelder einbrach — in starkes Feuer der Blauen Maschinengewehre geriet.

Überraschendes Flankenfeuer von Maschinengewehren, auch wenn es nur vier Stück sind, wird, auf Grund von Kriegserfahrungen, hier sehr hoch bewertet, weil es „bei allen große Verwirrung stifte", und so war, obgleich es Rot im letzten Augenblick noch gelang, an der auf hohem Damm ziehenden Straße östlich Matsui eine starke Feuerlinie zu bilden, seine Lage nicht sehr günstig, als um 3^{30} „Das Ganze Halt" geblasen wurde.

Um 5^{0} nachm. begann nach längerer Besprechung die Übung wieder. Rot zog über Tanabe ab, Blau verfolgte, aber lau und halben Herzens: schon am Damme 200 m südlich Asasano ließ es sich zum ersten Male durch Feuer abstoßen, ein zweiter Halt war an der Eisenbahn nördlich Tanabe und einem hohen, diesen Ort durchquerenden Flußdamm möglich, den die

Digitized by Google

Straße im Tunnel durchbricht. Am energischsten verfolgte der tüchtige Blaue Batteriechef mit seiner kleinen Reitergruppe; etwas langsamer folgten ihm die Maschinengewehre. Es war schon Abend geworden, als Blau, durch einen inzwischen eingetroffenen Armeebefehl veranlaßt, am Flußdamm südlich Tanabe haltmachte.

Rot war bis Kodo zurückgegangen und machte dort wieder Front, als das Nachdrängen des Feindes aufhörte. Der Führer ließ sein Detachement 6° abends in Kodo und Miyamaki in Gefechtsbereitschaft Ortsbiwaks beziehen.

Kurz nach Ausgabe des bezüglichen Befehls erhielt er die Mitteilung von seinem Armeeführer, daß die Armee am 13. den Angriff gegen die Blaue Armee beginnen würde, und zwar mit dem linken Flügel auf den Minoyama (Mino-Berg) südlich Yawata. Das Kizu-Detachement habe den ihm gegenüberstehenden Feind morgen erneut zurückzuwerfen und sich dann als äußerster linker Flügel dem Angriff anzuschließen.

Dieser Befehl löste zunächst die Absicht aus, sich der Ortschaft Tanabe durch nächtlichen Überfall zu bemächtigen, aber die allmählich um den dünnen Blauen Postenschleier südlich des Orts herumgreifenden Patrouillen brachten Sicherheit, daß Tanabe und Takigi leer, die wirklichen Blauen Vorposten viel weiter nördlich, südlich Asasano—Asaoka standen.

Blau hatte nämlich nach der Entscheidung Nachricht von der am rechten Flügel der Hauptarmee stehenden 16. Division erhalten, daß sie noch diese Nacht zurückgehe und sich in einer Stellung südlich Yawata zur Verteidigung einrichten würde.

Der bald darauf — ab 12. 3° nachm. — eintreffende Armeebefehl-Auszug für die Kizu-Abteilung lautete:

„ . . . . 1. 16. Division — mit rechtem Flügel auf Höhe 800 m südlich Minoyama — besetzt am 13. von dort über Dorf Minoyama bis Höhe Otokoyama, wird vom 14. ab wieder zum Angriff vorgehen.

2. Kizu-Abteilung besetzt heute nacht eine Stellung, in welcher sie den Rückzug der Hauptarmee decken kann, rückt morgen früh nach dem rechten Flügel der 16. Division und verschanzt sich dort in fester Stellung als äußerster rechter Flügel der Armee, Front gegen Osten."

Unter diesen Eindrücken, zusammengehalten mit dem Erfolg der Nachmittagstunden, war die Verfolgung nur mit Teilen bis an die Flußdamm-Kulisse südlich Tanabe vorgetragen worden; man hatte dort bis zum Abend mit Kavallerie und Patrouillen eine Vorpostentäuschung inszeniert und damit zunächst auch Erfolg gehabt.

Dann verfügte man, in der richtigen Erkenntnis, daß zunächst eine Aufgabe, unter Zeitgewinn nach Nordwesten zurückzuschwenken, vorliege, wie folgt:

Digitized by Google

Blau. Asaoka, 12. Februar 6^{30} nachm.

Detachements-Befehl.

1. Der über Tanabe zurückgeschlagene Feind ruht um Kodo.

2. Abteilung nächtigt um Asaoka.

3. I./9 — auf Vorposten — steht mit Haupttrupp in Asasano, dehnt rechten Flügel nach der Teepflanzung 700 m südlich Asaoka und dem Westhang des Flügels dort aus, hat linken Flügel an der Furt beim Dammknick gegenüber Mizushi und sichert gegen Tanabe, unter beständiger Aufklärung dahin.

4. Haupttrupp nimmt Ortsbiwak. Stab, Maschinengewehre, II./9 ohne 2. Kompagnie: Asaoka, 2./9: Ozumi-Ost, 2./Kav. Regt. 20, 2./Pion. 16: Ozumi-West, 2./Feldart. Regt. 22: Matsui.

Ortskommandant von Asaoka: Major T.

5. Alarm-Sammelplatz: Felder südöstlich Asaoka.

6. Verpflegung aus den Fahrzeugen der Großen Bagage; diese sammeln sich nach Abgabe in Matsui.

7. Ich bleibe in Asaoka; 9^{0} abds. dort Befehlsempfang.

Um 9^{0} abds. hatten die Truppen beiderseits ihre Abendverpflegung bzw. deren Ergänzung und ruhten hinter ihren Sicherungen, die nachts über sehr tätig waren.

Der Führer der Roten Kizu-Abteilung gab für den 13. Februar folgenden:

Rot. St. Qu. Kodo, 12. Februar 9^{0} abds.

Befehl für die Kizugawa-Abteilung.

1. Die vorderste Sicherungslinie des Feindes uns gegenüber ist am Flußdamm südlich Asasano—Asaoka festgestellt. Die Hauptkräfte des Feindes sind zurückgegangen und scheinen auf den Höhen von Minoyama und nördlich Widerstand leisten zu wollen.

Kizugawa-Abteilung wird morgen auf dem linken Kizu-Ufer weiter vorstoßen.

2. Sie wird dazu morgen, 13. Februar, den gegenüberstehenden Feind erneut angreifen, schlagen und dann die Verbindung mit den Hauptkräften aufnehmen.

3. II./53 ohne 2. Komp. wird morgen 5^{0} morg. den Bahndamm nördlich Tanabe besetzen, dazu die Maschinengewehre.

4. I./53 und 2 Kompagnien II./53 unter Führung von Major F. sammeln sich zur gleichen Zeit nördlich Tanabe.

5. Die Batterie steht 5^{30} morg. „im Norden von Tanabe" (gemeint war: Feuerstellung im Nordrand); dazu 1 Zug Pioniere.

Digitized by Google

6. Die Eskadron trachtet auf dem linken Kizu-Ufer weiter aufzuklären und sichert die rechte Flanke.

7. Verbindung von Tanabe über Nagaike nach der Straße von Nara ist aufzunehmen . . . . .

8. Große Bagage bis morgen mittag auf rechtem Kizu-Ufer in Gegend Tono, wo sie in der Reihenfolge der Kriegsgliederung ruht.

9. Ich bin morgen 5^{30} vorm. am Wegkreuz in Mitte von Tanabe.*)

Auch die Absichten von Blau erfuhren mancherlei Wandel: man wollte zuerst eine Stunde vor Tagesanbruch in aller Stille nach Nordwesten abziehen, dann sich zunächst zum Kampf um Zeitgewinn tief in Gegend Asaoka—Osumi, mit Nachhut südlich Asasano bereitstellen; endlich entschloß man sich, auf die Höhen 800 m südöstlich Minoyama zurückzugehen und diese im Anschluß an die 16. Division zu halten. Der am 13. Februar 2^{0} vorm. dazu ausgegebene Befehl ordnete an, daß die Batterie, über Matsui zurückgehend, 5^{0} vorm. auf der Höhe 800 m nordöstlich, II./Inf. Regt. 9 5^{20} vorm. am Teich 450 m nordöstlich von Nagao, I./Inf. Regt. 9 5^{40} vorm. an den Teichen 600 m südlich Minoyama bereitstehen solle. (Vgl. Skizze 1.) Je eine Kompagnie der beiden Bataillone sollten zur Verschleierung des Rückzuges und zum Rückhalt der zur Aufklärung vorgehenden Kavallerie im Vorgelände bleiben.

Blau führte seinen Abzug in die gewählte Höhenstellung sehr gewandt und mit wohlgelungener Täuschung des Feindes durch, und die Höhen südlich Matsui wirkten als gute, abstoßende Aufnahmestellung.

Dem nicht erkannten Abzug von Blau gegenüber stand Rot zunächst mit vier Geschützen westlich, mit zwei Geschützen östlich Tanabe, sonst wie der Befehl bestimmt hatte, bis 7^{0} vorm. bei Tanabe, ohne sich zunächst zu etwas Rechtem entschließen zu können. Dann marschierte man rittlings der Straße vor, wurde von den sehr geschickt um Zeitgewinn fechtenden, kleinen Blauen Nachhutabteilungen bis in die Gegend südwestlich Matsui geführt — und verlor am Schulhaus dort jede Fühlung mit dem gewandt und plötzlich verschwundenen Gegner.

Rot erfuhr nun auch von einer starken Blauen Stellung bei und nordwestlich Minoyama; ferner, daß die eigene angreifende Armee mit ihren Vortruppen erst 4^{30} nachm. nördlich Matsui eintreffen werde und fühlte sich, unter Sicherung in Matsui und auf dem Höhenzug südlich davon gegen Westen zu, mit Recht, zu einiger Vorsicht im Wiederaufsuchen des so unheimlich verschwundenen Gegners bewogen.

Wir ritten einstweilen, vom Generalstabs-Hauptmann H. geführt, auf Umwegen der neuen Blauen Abwehrstellung zu.

---

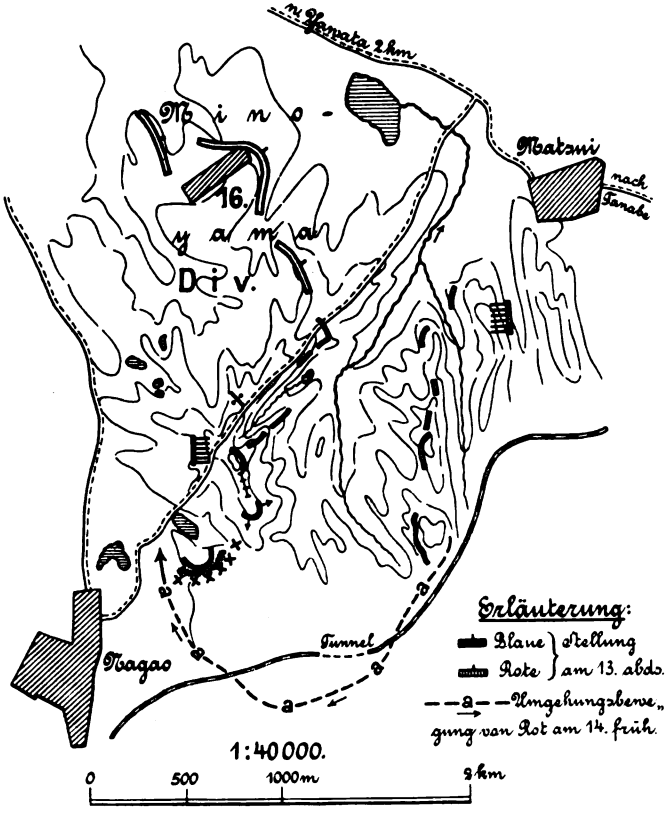
*) Auf Anordnung der Leitung wurden alle Zeitbestimmungen — leider — um zwei Stunden hinausgeschoben.

Digitized by Google

Das nunmehrige Kampfgelände bot trotz seiner geringen absoluten Höhen alle Schwierigkeiten ausgesprochenen Gebirgskriegs; die Ähnlichkeit mit dem Gefechtsfeld von Joshirei in den mandschurischen Bergen war augenfällig und wurde vielfach von den japanischen Offizieren besprochen.

Während des Rittes wurden wir Zeugen, wie die Rote Vorhut die Fühlung wieder gewann, aber auf Kosten eines bösen vereinzelten Hin-

Skizze 1.



einprellens in das Feuer der starken Stellung; nun setzte eine gut geleitete Patrouillentätigkeit der Infanterie ein; die Artillerie war in dem sehr schwierigen Gelände nur mühsam unterzubringen, ihr Erkunder fand eine Stellung auf der Höhe 500 m südwestlich Matsui, aber die Pioniere mußten ihr erst etwa 200 m schwierigen Weges dahin machen; dann war sie allerdings wirklich gut.

Die Blaue Befestigungsreihe, auf die wir gegen Mittag von Matsui durch ein steiles, schmales Tälchen losritten, war als äußerster rechter Flügel der rechten Flügeldivision gedacht: zu ihrer Besetzung waren auf

Digitized by Google

etwa 1400 m Entwicklung zunächst nur 1 Bataillon Infanterie, 4 Maschinengewehre und 1 Batterie — letztere zugweise verwendet, aber einheitlich leitbar — ausgegeben; doppelte Fernsprecherleitung verband die einzelnen Befehls- und Meldestellen, vorgeschobene Posten, Führer und Reserve.

Letztere, ein Bataillon stark, stand ursprünglich richtig hinter dem rechten Flügel, wurde aber dann auf die starken frontalen Vorbereitungen des Gegners hin, hinter die Mitte gezogen.

Zur Verstärkung seiner Stellung wurde dem Blauen Führer viel Zeit geschenkt: außer tiefen und starken Gräben und Geschützeinschnitten, Befehlsstellen, gedeckten Verbindungen, Masken und Scheinanlagen konnte man in großem Umfang Drahthindernisse und spitze Bambus-Pfahlverhaue anlegen (letztere im Frieden genau so gefährlich wie im Ernstfall).

So war bis 3^{30} nachm. aus der Abwehrstellung im einzelnen ein Paradestück fortifikatorischen Kunsthandwerks geworden; dabei gediegenste, ehrliche Arbeit mit tiefen, soliden Deckungen; als Ganzes aber hatte sie den Fehler, die Flügel zu sehr vorzubiegen, sich der Umfassung zu sehr darzubieten, so örtlich stark auch namentlich der rechte Flügel durch Drahtverhau und spitze Bambuspfähle gemacht war.

Gegen 3^{30} nachm. machte sich der Befehl fühlbar, mit dem Rot seine Absichten für den Nachmittag und Abend begrenzt hatte:

Rot. Berg 1 km südlich Matsui, 13. Februar 2^{0} nachm.

Befehl der Kizu-Abteilung.

1. Feind auf Höhen 1000 m nordöstlich Nagao am Weg Matsui—Nagao etwa 400 m rittlings des Sattels in fester Stellung. Zurückgehaltene Kräfte in Gegend des Teichs 500 m nordöstlich Nagao.

Genaue Lage seiner Arbeiten und Sicherungsabteilungen noch nicht bekannt.

2. Das Detachement wird sich heute in der gegenwärtigen Stellung halten, in Biwaks hinter ihr das Herankommen des für morgen bevorstehenden Angriffs der Hauptarmee abwarten und dann morgen mit Tagesanbruch angreifen.

3. II./53 ohne 1 Komp. faßt, beiderseits des Tales vorgehend, die Höhenstellung an.

4. I./53 sichert auf dem Berge mit der Kiefernschonung bis zum Bahndurchlaß gegen Nagao in der Gegend des Tunnels.

5. Die Kavallerie geht abends nach Matsui und nimmt Verbindung mit den nordöstlich davon vorgehenden Hauptkräften auf.

6. I./53 sichert vor Stellung und Biwak der Artillerie.

7. Pionierzug steht zur Verfügung von I./53 und biwakiert mit diesem.

Digitized by Google

8. Maschinengewehre bleiben in ihrer gegenwärtigen Stellung.

9. Verpflegung wird in Matsui bereitet und herangeschafft. Dazu besonderer Befehl.

10. Ich bin im Biwak I./53. Befehlsempfang 9° abds.

Die erste sichtbare Folge dieses Befehls war, daß zwischen 3° und 3³⁰ nachm. zwei bis drei Rote Kompagnien im Tal und längs des nördlichen Talrandes einen Vorstoß gegen die schwache Stelle der Stellung am Nordostflügel machten, einen hier sehr ungeschickt vorgebogenen Schützengraben umfaßten und der Länge nach mit Feuer überschütteten.

Sie hatten sehr schnell die etwa 600 m schwierigsten Geländes zurückgelegt, wurden zwar durch flankierendes Artilleriefeuer und Eingreifen der bis dahin hinter dem rechten Flügel gelegenen Reserve abgestoßen, aber ihr dreistes Vorgehen zusammen mit der starken Schanztätigkeit in der Front hatte die vorteilhafte Wirkung, die Aufmerksamkeit von Blau und seine Reserven mehr hinter die Mitte zu ziehen.

Blau war am Spätnachmittag zu der Überzeugung gekommen, daß der 13. Februar nichts Neues mehr bringen werde. Der Führer gab daher 5° nachm. den Befehl zum Biwakieren in der Stellung.

Auch der Angreifer hatte inzwischen eine sorgfältig durchgearbeitete Stellung vorwärts (nordwestlich) der Bahnkurve ausgebaut, aber anscheinend von vornherein nur mit der Absicht, den Gegner völlig über seine wirklichen Angriffsziele zu täuschen, in der Stellung ein Minimum von Kräften stehen, alles andere ruhen zu lassen und selbst beim Morgengrauen, längs der Bahn, dann auf Nagao, durch höchst unwegsames Gelände vorgehend, den äußersten Blauen rechten Flügel in Flanke und Rücken zu fassen.

Der ernsthafte Arbeitsaufwand in der Front mußte dem Verteidiger ernst zu nehmende Arbeiten und Absichten dort wahrscheinlich machen: er ging also auf den Leim, allerdings auch nicht, ohne nachts einen Teil seiner Infanteriestellung vorzuschieben, so daß ihn sein Gegner an ganz anderer Stelle am Morgen fand, als er ihn am Abend erkundet hatte.

Durch die feste Stellung des Angreifers führte mich am Spätnachmittag der Leitende mit berechtigtem Stolz, es war nichts an ihr auszusetzen, sie war in knapper Zeit auf das solideste ausgeführt, dem Gelände angepaßt, in allen Einzelheiten durchdacht. Die Art, wie sie mit einem Mindestmaß von „Sicherheits"-Besetzung rechnete, war vorbildlich: dahinter ruhten, aßen, wuschen die Truppen in zweckmäßigen, ins Gelände geschmiegten Biwaks unter ihren Zelten. In einem gut eingerichteten, überallhin verbundenen, feldmäßigen Beobachtungsstand gab man in Ruhe den Befehl für den nächsten Tag.

Digitized by Google

Er beschrieb zunächst möglichst eingehend die feindliche Stellung, erwähnte die Herstellung der Verbindung mit dem linken Flügel der eigenen Armee und fuhr dann im Wortlaut fort:

„Das Detachement greift morgen den feindlichen rechten Flügel umfassend an.

II./53 mit Maschinengewehren geht morgen 5^{30} früh vom diesseitigen auf den jenseitigen Talhang vor, zieht das Feuer der Stellung auf sich und hält sie mit Feuer nieder, sucht möglichst viel feindliche Kräfte in die Front zu ziehen und mit einer Abteilung die Batterie wegzunehmen.

I./53 geht 5^{0} früh gegen den feindlichen rechten Flügel in der Mulde östlich Nagao vorüber umfassend vor und faßt den Gegner im Rücken. Dazu ein Zug Pioniere.

Zwei Kompagnien II./53 folgen zu meiner Verfügung dem I./53 rückwärts gestaffelt.

Die Kavallerie geht über Nagao vor und klärt vor linkem Flügel auf.

Die Artillerie beschießt mit Tagesanbruch (Beginn des Infanterieangriffs) den rechten Flügel und die feindliche Artillerie."

Am 14. Februar früh war von 4^{0} bis 4^{30} morg. zunächst nur starke und lebhafte Patrouillenarbeit vor der Blauen Front und dem Blauen linken Flügel zu spüren, die gut durchgeführte, fast lautlos querfeldein gehende Umfassungsbewegung blieb unentdeckt und ungemeldet. Allerdings erleichterten zahlreiche junge Schiedsrichter bei den Patrouillen deren kriegsgemäße Tätigkeit.

Wohl war sich Blau der Schwäche seines rechten Flügels bewußt und hatte ihn örtlich mit allen Künsten stark gemacht, aber trotzdem kam —der Osthimmel wurde eben hell, aber die Gründe lagen noch dunkel — der Rote Angriff durch das Tal von Nagao (vgl. Skizze 1: a—a—a) am 14. 5^{30} vorm. überraschend und überrannte tatsächlich alle Maßregeln der Abwehr.

Und das, trotzdem man die Abwehrstellung in der Nacht verändert und Pioniere und zwei Infanteriekompagnien etwa 200 m weit auf eine kleine günstige Höhe vorgeschoben hatte.

Immerhin bereitete diese Überraschung Rot Aufenthalt, veranlaßte ein kurzes, heftiges, alles alarmierendes Feuer und zerstörte die Einheitlichkeit des Sturmes.

Der Hauptzusammenstoß mit der rasch geholten Reserve fand im Büchsenlicht bei den vier kleinen Teichen rittlings der Straße 500 m nordöstlich Nagao statt und hätte das Handgemenge bis in die Blaue Artilleriestellung getragen. . . . . .

Der unhaltbar gewordenen Lage machte die Leitung ein Ende.

Digitized by Google

Der Führer von Rot erhielt die Mitteilung, daß die Armee den Rückzug antreten und die Truppen des linken Flügels bis zum 15. vormittags in der Gegend von Kamitsuya auf das östliche Kizu-Ufer übergehen würden. Das Kizu-Detachement erhielt den Befehl, sofort in die Gegend südlich Terada (auf dem östlichen Kizu-Ufer) zurückzugehen, den Rückzug des linken Flügels der Armee und weiterhin die linke Armeeflanke zu decken. (Vgl. Übersichtsskizze.)

Der eben errungene Erfolg konnte mithin von Rot nicht ausgenutzt werden. Er ermöglichte ihm aber wenigstens, den schwierigen Abzug zu vollziehen. Es ging, mehrfach die Zähne zeigend, über die Stellung von gestern und Tanabe nach den Kizu-Furten südlich Mizushi und Tono zurück.

Blau bekam auf diese Weise wieder Luft und gewann die Möglichkeit, einem inzwischen eingetroffenen Armeebefehl nachzukommen. Dieser lautete:

„Die Blaue Armee wird am 14. vormittags dem Roten Angriff durch Gegenstoß begegnen und dazu alle Kräfte gleichzeitig in Bewegung setzen.

Sie beabsichtigt bei und nördlich Kamitsuya etwa am 15. nachmittags auf das rechte Kizugawa-Ufer überzugehen.

Die Kizu-Abteilung wirft alsbald den ihr gegenüberstehenden Feind zurück und überschreitet morgen früh in der Gegend von Tono den Kizu-Fluß.

Sie hat, über Terada vorgehend, den Übergang des rechten Flügels der Hauptkräfte zu erleichtern."

Dieser Weisung gemäß leitete Blau alsbald die Verfolgung ein. Aber die drei hierzu gebildeten Kolonnen setzten sich langsam und ungleichmäßig in Bewegung: die Kavallerie mit einer Infanteriekompagnie holte weit südlich über die Straße Fujisaka—Tanabe aus; so fehlte der Nachdruck und Rot bekam bei Matsui, Asaoka und Tanabe gute Gelegenheit zum Abstoßen. Es bekam Luft zum Abschwenken in Richtung Tono und zum Durchfurten des stattlichen Gewässers.

Gros und Artillerie gingen südlich Tono, die Nachhut zwischen Asasano und Mizushi durch den Kizugawa; es war an diesem Fluß der erste derartige Versuch, konnte auch nur bei niederstem Wasserstand gemacht werden.

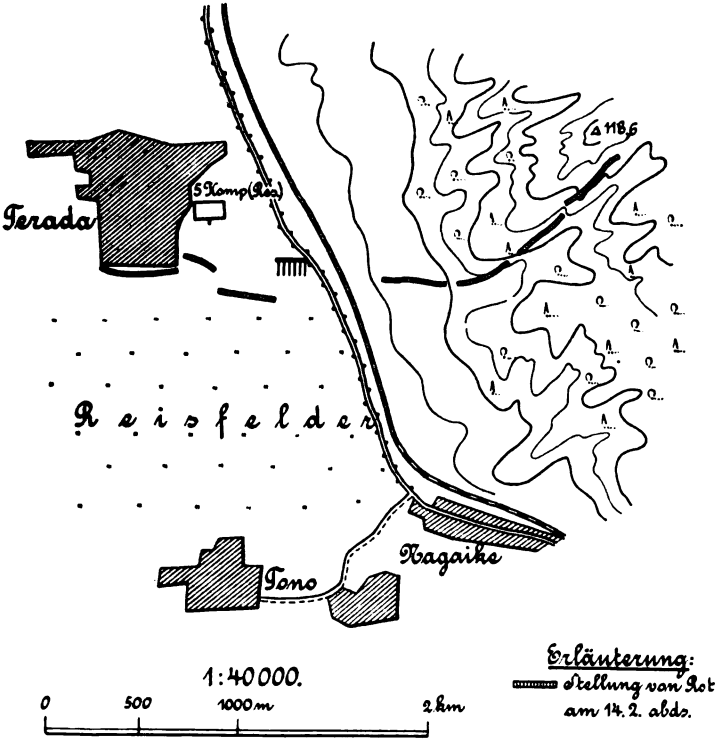
Die Wassertiefe des reißenden Bergstroms wird an der Furtstelle etwa 65 bis 70 cm nicht überschritten haben, aber darunter war teils Sand, teils Schlamm und weichendes Geröll. Wer es nicht gut traf, war schnell bis an die Brust im eiskalten Wasser. Die Rohre der Artillerie wurden für kurze Momente überspült, die Stauung war beträchtlich und der Hauptarm gut 100 m breit.

Digitized by Google

Mitten im Winter in eine Übung gelegt, die mindestens ein Drittel der Truppen die Nacht über im Freien ließ, stellt sich der Übergang als achtungswerte Leistung dar. Die Hauptschwierigkeit für die Fahrzeuge waren ein tiefer, am Ost-Ufer entlang fließender Kanal und die steilen Dämme, aber sie wurden gut überwunden.

Im Besitz der starken Stellung auf den Dämmen des östlichen Kizu-Ufers, deren Zurückspringen dicht südlich Tono auch ein in Stellung-

Skizze 2.



bringen der Batterie gestattete, stieß Rot die Blauen Verfolger endgültig ab; angesichts der starken Roten Vorpostenstellung am Fluß kamen die Blauen Kavallerie- und Infanteriepatrouillen bei Tage nicht herüber.

Die Batterie blieb zunächst in Stellung, dann verschanzte sich Rot in einer gut gewählten Stellung bei Terada (vgl. Skizze 2), das Stützpunkt des Westflügels wurde, die bis hinauf in die Berge reichte (2400 m, besetzt mit 7 Kompagnien, 8 Maschinengewehren, 6 Feldgeschützen; 5 Kompagnien und die Pioniere waren Reserve). Dem Führer wurde das in Hirakawa eingetroffene I./Inf. Regt. 1 (Flaggentruppen) unterstellt.

Auch Blau, das seine Verfolgung bis in die Gegend von Tanabe

Digitized by Google

fortgesetzt hatte, erhielt Verstärkung, das in Asasano nächtigende I./Infanterie-Regiment 22 trat unter seinen Befehl. Der Detachementsführer gab 4° nachm. den Befehl zum Beziehen von Ortsbiwak in Tanabe. Sicherungen wurden bis an das linke Flußufer vorgeschoben und Verbindung mit den Verstärkungen in Asasano aufgenommen.

Den Patrouillen von Blau war es gelungen, den Verbleib des Feindes in Terada und von Teilen in Tono und Biwansho festzustellen. Die äußersten Flügel seiner Sicherungen wurden bei Asajuroku und Mizushi gespürt. Der Führer entschloß sich, am 15. frühzeitig zum Angriff auf das östliche Flußufer vorzugehen und befahl die Bereitstellung seiner Truppen 4^{30} vorm. bei Tanabe und Takigi.

Rot hatte seine Schanzarbeiten gegen 6^{30} nachm. beendet. Die Truppen gingen in Terada ins Ortsbiwak. Je eine nach Tono und Nagaike vorgeschobene Vorpostenkompagnie beobachtete den Flußlauf. Den Roten Patrouillen war es nachmittags nicht mehr gelungen, über den Fluß zu gelangen; nur mit dem Scherenfernrohr hatte man von den Höhen bei Terada aus beobachtet, daß der Feind nach Tanabe hinein aber nicht wieder heraus war.

Der Führer gab daher folgenden Befehl für den nächsten Tag:

Rot. St. Qu. Terada, 14. Februar 9° abds.

1. Vom Feinde keine weitere Nachricht.

I./1 wurde mir unterstellt.

2. Das Detachement wird morgen den Rückzug des linken Flügels der Hauptkräfte in seiner gegenwärtigen Aufstellung decken.

3. Die Eskadron wird morgen, 4° vorm. aufbrechend, die Übergangsstellen zwischen Mizushi und Asajuroku mit den Vorposten zusammenwirkend sichern, nimmt Verbindung mit den Hauptkräften über Tsukahara auf.

4. Die Vorpostenkompagnien beschießen energisch alle feindlichen Übergangsversuche. Von überlegen übergehendem Gegner gedrängt, zieht sich die rechte Vorpostenkompagnie nach dem rechten Flügel, demnächst zur Reserve heran, die linke nach dem linken Flügel der Stellung.

5. Die Vorposten nehmen 5° vorm. ihre Tag-Feuerstellungen wieder ein; Kommandeur I./53 verfügt über seine Vorpostenkompagnie, sobald diese vom Flusse zurückweicht.

6. I./1 steht von 5° vorm. an bei der Reserve bereit.

7. Die Bagage sammelt sich 6° vorm. mit Spitze in Hirono-Süd in Marschkolonne.

8. Ich bin von 5° vorm. ab bei der Reserve.

Am 15. Februar wollte Blau mit Tagesanbruch in zwei Gruppen südlich Tono und bei Asajuroku den Fluß durchfurten. Es wurde aber

Digitized by Google

6°, bis der Übergang beginnen konnte, nachdem die ersten Versuche um 4° mißglückt waren, da sich die Übergangsverhältnisse geändert hatten, und der Strom sich zu gut bewacht erwies. (Vgl. Übersichtsskizze.)

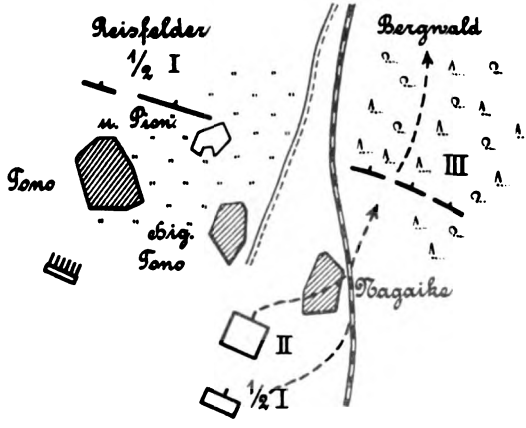
Die Blaue Batterie, auf dem Damm südöstlich Biwansho an den Fluß herangeführt, wurde in wehrloser Lage von einer Roten Kompagnie am Nordostufer vor unseren Augen niedergelegt; es gelang ihr auf der schmalen Dammkrone, mit den Pferden dazwischen, nicht, das Feuer schnell zu eröffnen. Ihre Infanterie deckte sich, statt das feindliche Feuer zu erwidern: die „Demonstrativ"-Gruppe erfüllte ihre Aufgabe nicht und setzte sich unnötigen Verlusten aus.

Die Hauptgruppe aber watete gegenüber von Nashima mit großem Schneid an einer tiefen Stelle durch, vertrieb die dortigen feindlichen Vorposten und zwang dadurch auch die anderen, bis dahin in der Abwehr erfolgreichen Roten Postierungen, vom Ufer zu weichen.

Um 7° vorm. waren als Stützpunkte für den weiteren Angriff Nagaike und Tono im Besitz von Blau; die Batterie wurde neben der Straße südlich Tono auf dem Flußdamm in Stellung gebracht, der Nordrand von Tono und ein Tempel nordöstlich davon durch zwei Infanteriekompagnien und die Pioniere, die mit der Artillerie übergegangen waren, in die Hand genommen.

Blau beabsichtigte nun den Angriff durch den Bergwald vom rechten Flügel zu führen und gliederte sich dazu wie folgt:

Skizze 3.



Aber man schätzte dabei die passive Wirkung der allerdings zum Teil sehr argen Reissümpfe zwischen Tono und Terada zu hoch ein, faßte in der Front nicht kräftig an, sondern machte mit zehn Kompagnien östlich weit ausholend, was wir einen strafbaren Berg- und Wälderschlupf nennen.

Digitized by Google

Die Strafe blieb nicht aus: Rot merkte die Umgehungsbewegung rechtzeitig, ließ Berge Berge sein und nur zwei Kompagnien und zwei Maschinengewehre in dem östlichen Teil seiner wohlausgebauten Werke, warf alles Übrige (10 Infanterie- und 1 Pionierkompagnie) mit einem energischen Vorstoß westlich der Bahn, Maschinengewehre auf dem Bahndamm vorwärts.

Wohl versuchten zwei bis drei Blaue Kompagnien aus dem Walde einen Gegenstoß, aber Blau als Ganzes war momentan im Bergwalde offenbar unlenkbar, und der Rote Angriff war so sichtbar einheitlich, in guter Fahrt durch die Reissümpfe und über die Bahnanlagen weggegangen, daß der allgemeine Eindruck von Leitung und Zuschauern sein Gelingen festhielt.

Ich habe diesen Angriff zu Fuß durch die Reissümpfe begleitet; bald ging es glatt über Dammwege und überfrorene Stellen, bald brach man bis über den Bauch, fast immer ungleich, ein, und ich muß Schneid und Spannkraft dieses Vorgehens rückhaltlos anerkennen.

Am Schluß der Übung waren die Truppen, die vier Tage nicht aus den Kleidern gekommen waren, frisch: das 19. Infanterieregiment und die Kavallerie hatten gar keinen Ausfall, die übrigen Truppen nicht nennenswerte Zahlen.

Um 9^{0} vorm. war die Übung, um 11^{30} auch die auf dem Damm von Terada in der Stellung von Rot, an guter Übersichtsstelle abgehaltene, lange und eingehende Besprechung zu Ende.

Das 19. Infanterieregiment kehrte bis 11^{30} nachm. mit der Bahn nach Tsuruga, alle übrigen Truppen sofort mit Landmarsch in die Standorte zurück, wohin die Truppen aus Fushimi 16 km, das 9. Infanterieregiment aus Otsu 22 km, das 53. Infanterieregiment aus Nara 20 km zurückzulegen hatten.

Ich gebe im Folgenden einige mir wichtig scheinende Punkte aus der vortrefflichen und klaren Kritik des Leitenden wieder.

Von den Maßnahmen des ersten Tages bemängelte der Leitende die selbständige Verwendung der dazu viel zu schwachen Kavallerien, die Zersplitterung beider Parteien beim Vormarsch und die anscheinend zutage getretene Gewohnheit der Artillerie, erst dann in Stellung zu gehen, wenn sie deutliche Ziele erkannt habe.

Über die Ereignisse am 13. Februar führte er etwa folgendes aus: „Der Rückzug von Blau an diesem Tage war gut, aber vor der Stellung mußten Abteilungen zur Sicherung bleiben; man ließ zwar solche zurück, aber sie zogen sich zu schnell an die Stellung heran.

Wenn man sich zunächst nicht entscheidend schlagen, sondern um Zeitgewinn zur Verstärkung seiner Stellung fechten will, so muß man einen

Digitized by Google

Schleier kleiner Abteilungen vorwärts am Feinde lassen, die sich an geeigneten Stellen festsetzen, und die feindliche Aufklärung fernhalten oder doch erschweren.

Diese Abteilungen haben natürlich einen Nachteil: sie können zu vorgeschobenen Stellungen werden; aber in diesem Gebirgsgelände hatte das nichts zu sagen.

Die Rote Partei hat nicht energisch genug verfolgt: sie mußte das mit ganzer Kraft tun, nicht mit vereinzelten Abteilungen. Wenn Rot gut nachdrängte, konnte für Blau das Erreichen seiner Stellung im Gebirge recht schwierig werden.

Bei Verteidigungsstellungen im Gebirge muß man vor allem die nahen Feuerentfernungen berücksichtigen, weit mehr als die Fernwirkung, denn dieser wird sich der Feind fast immer schnell entziehen können."

Die nächtlichen Bewegungen von Rot zum Angriff am 14. früh fanden den vollen Beifall des Leitenden, der auch mit Recht ihre trotz der Schwierigkeit des Geländes hervorragende Ausführung durch die Truppen auf deren ausgezeichnete Schulung hierfür zurückführte.

Bemängelt wurde dagegen die Verwendung der Blauen Reserve an diesem Tage, die nicht zu einem einheitlichen Gegenstoß, sondern teilweise zur Verstärkung der Front eingesetzt wurde.

Die weiteren beiderseitigen Maßnahmen am 14. — Rot Abzug über den Kizu-Fluß, Blau Verfolgung bis an diesen heran — wurden vom Leitenden gebilligt. Seine Ausführungen über die Ereignisse des letzten Tages sind interessant genug, um sie, wenigstens der Hauptsache nach, im Wortlaut wiederzugeben:

„Der Rote Führer sah sich nun, d. h. am 14. nachmittags, durch Gesamtlage und die örtlichen Verhältnisse bei Terada auf reine Abwehr hingeführt, aber trotz der ein passives Verhalten anscheinend fordernden Lage und der guten Abwehrstellung konnte man doch recht gut an eine aktive Lösung der Aufgabe denken.

Unser neues japanisches Exerzier-Reglement für die Infanterie verweist uns darauf, auch in der passivsten Lage die Gelegenheit zum Angriff und Gegenstoß aufzusuchen. Das Waldgelände östlich der Straße bot dazu die Gelegenheit, besser als der Bau vieler Schanzen und Drahthindernisse war es daher, für das Waldgefecht das Bajonett zu putzen!

Im Walde und in der Nacht geht es plötzlich, da heißt es, nach kurzen, kräftigen Feuerstößen zum Sturm mit der blanken Waffe greifen: daher also Wegsamkeit für Gegenstoß schaffen!

Auf der Blauen Seite verunglückte der Angriff am letzten Tage. Wenn man seine Truppen in den Wald wirft, verschluckt er sie leicht und sie werden nicht mehr lenkbar; der Blaue Führer behielt nur zwei Kompagnien und seine Batterie in der Hand, alles andere war im Walde.

Digitized by Google

Wenn man schon den Angriff im Walde führen wollte, mußte man in Front Nagaike—Tono wenigstens mit einem Bataillon anfassen. Ich glaube, der Grund für die gewählte Angriffsform war Scheu vor den für ungangbar gehaltenen Reissümpfen, aber Infanterie muß jedes Gelände durchschreiten können; kein Gelände, das überhaupt betretbar ist, gewährt absoluten Schutz allein durch seine Schwierigkeiten."

Zum Schluß konnte der Leitende mit Recht und Stolz den Truppen das Zeugnis ausstellen, „daß Offiziere und Mannschaften sich in ihrem Eifer durch keine noch so großen äußeren Schwierigkeiten hatten beeinflussen lassen, sondern alles daran setzten, um dem Zwecke der Übung vollauf gerecht zu werden".

Die Winterübung hatte sich planmäßig bemüht, die Truppen und Führer zu allen möglichen Zeiten des Tages und der Nacht zu verschiedenartigster Tätigkeit zu bringen.

Die japanischen Anschauungen, auf die Erfahrungen des Krieges gegründet, sind im allgemeinen bei uns zutreffend gewürdigt, sie liegen auch der neuen englischen Nachtvorschrift und den französischen Literaturarbeiten zugrunde. Besonders betont wird immer wieder die Notwendigkeit, sich den Bedingungen anzupassen, bei starker Dunkelheit dem Gegner das Überschreiten des Horizonts, das „sich aufrecht zeigen müssen" zuzuschieben, selbst aber Stehen möglichst zu vermeiden; wenn man sie nicht zur Bewegung braucht, neben den Wegen zu bleiben und hellen Hintergrund zu meiden.

Geschulter Gebrauch des Gehörs und der Beleuchtungsmittel, viele Nachtübung, die Einzelbesichtigungen bei Nacht erziehen die Truppen zu einer fast lautlosen, katzenartig gewandten Patrouillentätigkeit, wie überhaupt das Arbeiten der japanischen Infanteriepatrouillen fast dasselbe Vergnügen gewährt, wie das Zusehen bei der Jagdarbeit des Fuchses; so sehr wirken Beherrschen der Technik und Passion zusammen.

Ein Angriff im Morgengrauen von sechs Kompagnien bewegte sich durch schwieriges Gelände so schnell und geräuschlos bis auf Einbruchsentfernung heran, daß eine auf 200 m Entfernung zur Hand befindliche Reserve von zwei Kompagnien nicht mehr rechtzeitig zur Abwehr heranzubewegen war.

Meine wichtigste Erfahrung — schon im Manöver und früher angebahnt, durch diese Winterübung einwandfrei fest geworden — betrifft eine Grundlage der Heerführung, das Gebiet der Ausdehnungslehre.

Japan hat mit dem Blut vieler Söhne bewiesen, daß es mit Divisionen auf Räumen und in Ausdehnungen zu fechten verstand, worin sein europäischer Gegner nur mit Armeekorps auszukommen sich getraute.

Digitized by Google

Es hat daraus für seine Führererziehung und seine Truppenausbildung im Frieden die Lehre gezogen, daß es ungestraft die Ausdehnungen weit überschreiten darf, welche seine europäischen Lehrmeister durchschnittlich für angemessen halten.

Wir können das als vermessen ansehen, müssen aber als gegeben hinnehmen, daß uns z. B. auf 1400 m einer festen Stellung nur vier Kompagnien, 4 Maschinengewehre, 6 zugweise verwendete Geschütze gegenüberstehen, oder in 3½ bis 4 km Ausdehnung am Armeeflügel nur eine Division, die gleichwohl sehr ernstes Anfassen fordert.

Wir werden danach unsere überkommenen Anschauungen mit einem starken Zuschlag für entsprechend gesteigerten Munitionsverbrauch bei dem größeren Wirkungsbereich nüchtern und vorurteilslos zu überprüfen oder die überlegenen, moralischen Truppenwerte einer fremden Armee einzuräumen haben.

Ein Drittes gibt es nicht, wenn wir den größten Teil unserer Führer und Truppen nach wie vor überwiegend für den Umfassungsgedanken erziehen und schulen, nicht etwa unsere dichtere Kampf- und Fechtweise in den Dienst anderer Führungsideen — etwa des Durchbruchsgedankens — stellen wollen.

„Umfassen" kann man den dünner, in weiterer Ausdehnung Fechtenden, gleich hohe Truppenwerte Besitzenden in der Regel wohl nicht.

Ein wesentliches Hilfsmittel der weiter ausgedehnten Kampf- und Fechtweise hier ist neben dem Opfermut und Kampfwert der Truppe, ihrer gewandten Ausnutzung des Geländes unter Überwindung auch sehr ernster Schwierigkeiten, ihrer hervorragenden Schulung in der Nahaufklärung, ihrer Schnelligkeit, die den Wert von Reserven vervielfacht. Die beherrschende (souveräne!) Handhabung der Mittel der Feldbefestigung bei Angriff und Verteidigung*) und ihre hervorragend durchdachte Anwendung auch durch den sich selbst überlassenen Unteroffizier und Mann.

Einen geradezu künstlerisch freien Zug hat dann die führungstechnische Verwertung der Geländearbeit, der (um den Arbeitsaufwand ganz unbekümmerte) blitzschnelle Wechsel zwischen scheinbar toter, starrer Abwehr und lebendigstem Vordringen in Operation, Gefecht und Kampf, wesentlich unterstützt durch die gelegentlich 4 km und mehr langen Trabreprisen von Infanteriebataillonen, Regimentern und Brigaden.

Für feldmäßige Befestigungsanlagen, und wenn sie noch so kurz, wenn sie nur reiner Täuschung über die eigentlichen Absichten dienen sollen, und jeder der Ausführenden das weiß, ist keine Arbeit zu viel.

*) Hierbei ist allerdings auch die starke Ausstattung mit Pionieren — jede Division hat ein Pionierbataillon zu drei Kompagnien — in Betracht zu ziehen.

Trotz natürlich vorkommender Fehler wird die feldmäßige Befestigungstechnik im allgemeinen bis zum einzelnen Kämpfer herunter beherrscht, durchdacht und verständnisvoll angewendet. Gerade der einzelne Mann bewies hierin viel Geschick, gute theoretische Kenntnis und war im ganzen Auftreten auf gewandte Feldbefestigung besser geschult als der unsere; dabei ließ man viel Freiheit in der Einzelanordnung und alle verständigen Aushilfen gewähren.

Einige besonders charakteristische Gesichtspunkte, die bei der Übung zutage traten, seien noch erwähnt:

a) Weithin sichtbare Anlagen läßt man als „Scheinanlagen" als Angreifer am besten von vornherein unbeschossen, bis man aus dem Anfassen sichere Beweise hat, daß sie besetzt sind; die „wirklichen Anlagen" sind, wo es irgend möglich war, von vorn auf ihre „Anpassung" geprüft worden und schwerlich weithin sichtbar.

b) Die Wahrscheinlichkeit, daß ein Angriff im Morgengrauen die Abwehrstellung da findet, wo sie am Abend vorher erkundet wurde, ist sehr gering; bei Tage bevorzugt man Anlagen mit weitem Schußfeld, bei Nacht solche, die das Überschreiten von Höhenlinien oder hellem Hintergrund dem Gegner zuschieben.

c) Zur Aushebung von zwei bis drei Linien, von denen man eben je nach den Umständen — Nacht, trübes oder sichtiges Wetter — die eine oder andere benutzt, scheut niemand den Arbeitsaufwand.

d) Zwei bis drei Stunden, wenn nötig in voller Dunkelheit, müssen genügen, um bisher „faires" Angriffsgelände in kaum durchschreitbares zu verwandeln, aber auch wohl ohne daß der Angreifer anderes als das günstige Erkundungsergebnis vom Abend vorher erfährt.

e) Angreifer und Verteidiger, Arbeiten benützend, bevorzugen wohl Abwehr in einer Linie, die aber vor- und zurückspringt, breite, nur mit Feuer gedeckte Lücken läßt und für die Erkundung immer den Eindruck einer unbetretbaren, mehr oder minder breiten Zone geben wird, in welche der Einblick durch Feuer ferngehalten ist. Auch Marschbewegungen werden auf etwa ½ km Breite grundsätzlich von Patrouillen von Infanterie verschleiert, die eben das „Mehr" an Bewegung zu leisten haben.

f) Wo alle Maßregeln für einen förmlichen Angriff getroffen werden, wo man sich sichtbar verschanzt, eingräbt, da lauert für die Nacht ein überraschender Angriff aus gänzlich unerwarteter Richtung; wahrscheinlich, wenn solche Stellen vorhanden sind, da, wo Geländeschwierigkeiten einen trügerischen Schutz zu verleihen scheinen.

Ich habe die japanische Infanterie lange gesehen, aber das Gelände noch nicht, durch das sie nicht schließlich durchgekommen wäre. Nur die freie Ebene scheut man etwas, als gebranntes Kind, und geht lieber weit um durch Bergwald und Sümpfe.

Digitized by Google

g) Man glaube nicht, daß die Befestigungsarbeit auf die Dauer mehr Kräfte kostet als der Versuch, ohne sie auszukommen. Hinter einzelnen Posten, kleinen Teilen, Feldwachen in den Gräben, hinter den Hindernissen herrscht dann raffinierte Kräfteersparnis; in das Gelände geschmiegt futtern, ruhen, waschen, baden und schreiben Truppe und Stäbe ohne jede Aufregung, in guter Arbeitsteilung mit der größten Seelenruhe, mit den Nebengruppen und Führern durch Fernsprecher, Flaggen, Lichtverbindung vortrefflich im Verkehr und mit den einfachsten, durchweg feldmäßigen Mitteln gut verpflegt.

Nur auf den „Kriegskomfort" beschränkt, aber in dessen vollem Besitz: Baumfällen, Biwakieren im Walde, gelegentlich „wildes" Ortsbiwak, Feuer im Walde usw. ist selbstverständlich; in der Verwertung der Mittel des „Kriegsschauplatzes" legt man sich kaum Beschränkungen auf.

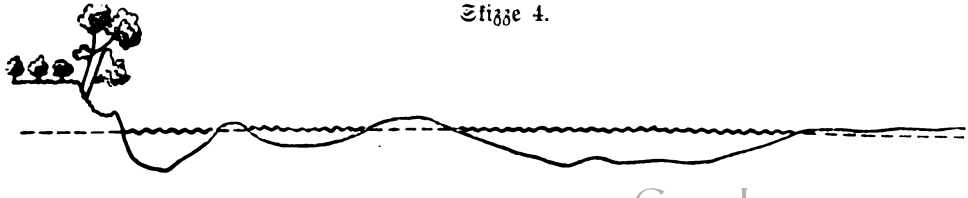
Ich glaube nun — auch bei der Winterübung biwakierte der größte Teil der Truppen drei Tage hintereinander — auch über die Stellung der Japaner zum Biwak im klaren zu sein. Es ist ihnen zu allen Jahreszeiten „geläufig" und sie handhaben es ganz natürlich, vor allem auch die Abstufungen zwischen Biwak und Ortsbiwak.

Sie lieben es gar nicht — im Gegenteil, aber sie machen das Beste aus dem unvermeidlichen Übel. Sie richten sich in ihren Biwaks vollkommen häuslich ein: sie waschen, packen um, ergänzen wirklich aus Koffern und den kriegsmäßig heranbewegten und abgestoßenen Bagagen, ruhen wirklich und ersetzen verausgabte Kräfte. Bei uns ist — ehrlich gesprochen — das Biwak mehr nur eine Rastpause, ohne wirklichen Kräfteersatz, zwischen Manöverabschnitten und das wirkliche Ruhen und Sammeln bringt erst wieder die nächste Ortsunterkunft, der Rasttag, von dessen Eintreten wir uns deshalb viel abhängiger machen.

Die Glanzleistung, die „Pointe" bei dieser Winterübung war das Durchfurten des Kizu-Flusses. Der Kizu-Fluß schien mir etwa Stromstärke und -geschwindigkeit des Lech und am Überschreitungstage etwa die Wassermenge der Alz zu führen; auf allen nicht durch starke Strömung vor dem Zufrieren geschützten Gewässern stand Eis.

Die Übergangsstelle der Artillerie bot etwa folgenden Schnitt an der von mir durchrittenen Stelle:

Skizze 4.



Digitized by Google

Die Wasserstauung durch die Geschütze war so stark, daß die Welle über die Rohre wegschlug; die Geschützführerpferde wurden in einfacher, zweckmäßiger Weise vorgespannt; der Zug war durchgehend stramm und gut. Die Infanterie watete, an einzelnen Stellen bis zur Brust, durch die reißende Strömung. Die Mannschaften faßten sich dabei, zum Schutz vor allem gegen das bei rasch fließendem Wasser häufige Schwindligwerden einzelner Leute, gegenseitig unter.

Die unberittenen Kompagniechefs der Infanterie nahmen ebenso wie die Ärzte, Zahlmeister usw. am Durchwaten teil; einzelne berittene Offiziere taten es aus „Sport". Dann ging das Gefecht weiter, an taktisch richtiger Stelle trocknete man sich, wechselte Wäsche und ging dann auf Vorposten oder in Biwaks.

Die unberittenen Kompagniechefs der Infanterie — auch Napoleon I. hatte diese Einrichtung — sind mir auch bei dieser Übung hier als eine grausame aber zweckmäßige Maßregel aufgefallen; sie sorgt für eine Auslese der harten und kriegsfesten Infanterieoffiziere, und wo, wie hier bei den Pionierbataillonen, ein Stock von sechs bis acht Reitpferden beim Bataillonsstab ihr Berittenmachen, wo es gilt, gewährleistet, da scheint sie von vollendeter Zweckmäßgkeit.

Die Unterstützung militärischer Übungen durch die tätigste Mitwirkung der Verwaltungsbehörden, wie der Anteil aller Schulen, traten auch bei dieser Winterübung hervor.

Schon bei der ersten Befehlsausgabe in Tamamizu hatten wir den Regierungspräsidenten von Kyoto, einen sehr vornehmen, fließend französisch, auch deutsch sprechenden alten Herrn getroffen, der sich nicht zu gut fühlte, mit seinen Landräten und Beamten persönlich der Truppe vorauszueilen und alles glatt zu machen; Kreischef und Flußbauchef waren beim Kizu-Übergang im bitterkalten Morgengrauen von 3^{30} vorm. an zur Stelle.

Die Schulen folgten, wie im Herbst im Manöverfelde, auch hier der Winterübung in der Weise, daß jede Klasse oder Abteilung einen Tag dem Folgen einer erreichbaren militärischen Übung widmen darf; man gab ihnen Anweisungen und Aufklärungen mit unendlicher Geduld, zeigte ihnen die befestigten Feldstellungen, die Biwaks und erntete dafür jetzt und wohl auch später lebendigen Anteil.

Auch die Mittelschule in Tono-Nagaike hatte zum Folgen bei der Übung, dann zum würdigen Empfang der Einquartierung (Leitung und Divisionsstab) frei.

Ich kann die kurze Schilderung nicht schließen, ohne mit einigen Worten aufrichtigen Dankes der Persönlichkeiten zu gedenken, durch deren Entgegenkommen mir Nutzen und Genuß der Übung wesentlich erhöht wurden.

Digitized by Google

Über allem schwebte die immer gleichmäßige, erprobte vornehme Liebenswürdigkeit des ritterlichen Kommandeurs der Division und sein Wille, dem Gast seines Heeres alles zugänglich zu machen, was das Interesse des Vaterlandes zuließ.

Auch der Leitende war trotz seiner vielfachen Inanspruchnahme von größter Zuvorkommenheit. Seine Gehilfen, unter denen ich den frischen, in allen Sätteln gerechten Generalstabshauptmann und den zweiten, fließend deutsch sprechenden Adjutanten hervorheben möchte, standen ihm nicht nach. Alle Weisungen und Befehle wurden mir so früh, als es möglich war, zugestellt, und jede Auskunft, ohne Fragen abzuwarten, bereitwillig gegeben.

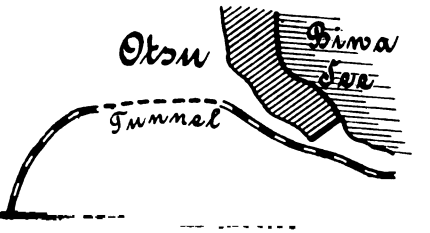
Auch von nicht militärischer Seite — Behörden wie Bevölkerung — wurde dem fremdländischen Gast ein Entgegenkommen gezeigt, das um ein vielfaches das zu Hause in ähnlichen Fällen übliche Maß übertraf.

So kam — alles in allem genommen — in dieser Winterübung trotz ihres bescheidenen Rahmens der vielleicht wertvollste Übungseindruck meines ganzen Kommandos nach Japan zustande.

Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

König Friedrich als Kriegsherr und Heerführer.

Vortrag, gehalten am 23. Januar 1912 in der Kriegsakademie aus Anlaß der 200jährigen Wiederkehr der Geburt Friedrichs des Großen

von

Generalmajor Frhr. v. Freytag-Loringhoven.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Eine Betrachtung über die Tätigkeit König Friedrichs als Kriegsherr und Heerführer wird ihren Ausgang von König Friedrich Wilhelm I. zu nehmen haben. Das Ergebnis der Lebensarbeit dieses Monarchen faßt der Sohn in die Worte zusammen: „Wenn es wahr ist, daß wir den Schatten der Eiche, der uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so wird der Erdkreis darin einstimmen, daß in dieses Fürsten Leben voll Arbeit, und in der Weisheit seines Waltens die Urquellen der Wohlfahrt zu erkennen sind, deren das Königshaus nach seinem Tode sich erfreut hat".*) Von seinem Vater übernahm König Friedrich eine festbegründete Kriegsherrlichkeit, auch diese ein „rocher de bronze", wie die Souveränität im Staate. Seit Friedrich Wilhelm I. war der König unbeschränkter Herr über alle Truppenteile. Die Offiziere standen zu ihm in einem besonderen persönlichen Verhältnis, das an dasjenige mittelalterlicher Gefolgsleute zu ihrem Dienstherrn erinnert. Nirgends sonst kam das zu jener Zeit in gleicher Weise zum Ausdruck. Der König selbst betrachtete sich als den ersten Offizier seiner Armee. Friedrich Wilhelm I. gab dem preußischen Staat sein besonderes militärisches Gepräge. Mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen stand dieser in Europa an zwölfter Stelle, hinsichtlich der Stärke seiner Armee war er der vierte. Das Kantonreglement ermöglichte es, die hohen Kosten der Ausländerwerbung zu beschränken, und sicherte den Regimentern in Gestalt der in die Kantons beurlaubten Mannschaften eine stets verfügbare Kriegsreserve.

Die Regierung König Friedrich Wilhelms I. ist in hervorragender Weise eine Zeit der Sammlung und der Vorbereitung für eine kommende aktive Politik und große Kampfleistungen gewesen. Es ist als ob die

*) Oeuvres I, angeführt in der Koserschen Übersetzung.

Digitized by Google

Forderung, die der König an seine Potsdamer Riesen stellte: „Geschwind laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille", prophetisch werden sollte für eine anbrechende große kriegerische Zeit. Was „in tiefster Stille" auf den preußischen Exerzierplätzen eingeübt worden war, sollte sich im Schlachtendonner der drei Schlesischen Kriege bewähren.

König Friedrich hatte als Kronprinz die Zeit in seinem Rheinsberger Idyll wohl zu nutzen verstanden. Die Welt zwar wußte nur von seinen schöngeistigen und philosophischen Beschäftigungen, nicht, daß sich in ländlicher Stille ein junger Fürst zu einem König-Connétable vorbereitet hatte. Schon als Kronprinz hatte Friedrich es beklagt, daß sein Vater eine Armee von 80 000 Mann nicht ihrem Werte entsprechend zu verwenden wisse. Seine erste Sorge nach dem Regierungsantritt war, die Armee um 10 000 Mann zu vermehren. Daß er sie zu brauchen gedachte, ließ schon seine Ansprache an die Generale im Berliner Schlosse am Morgen nach dem Tode seines Vaters vermuten, da er betonte, daß die Truppen nicht nur schön, sondern vor allem gut und brauchbar sein müßten. Als er dann zur Besitzergreifung von Schlesien schritt, zum „Rendezvous des Ruhmes" aufbrach, wie er seinen Offizieren sagte, legte die von der Welt bisher verspottete preußische Paradearmee alsbald bei Mollwitz eine erste glänzende Feuerprobe ab.

Ihr Königlicher Führer freilich war zu jener Zeit noch nicht zum Politiker und Feldherrn großen Stiles herangereift. Noch fehlte ihm das klare Bewußtsein, daß die kleinen Winkelzüge politischer Intrige einem großen Staatswesen niemals frommen können, daß eine Politik, die zum Schwert greift, es erst nach vollem Erfolge niederlegen darf, daß jeder große Kriegszweck Opfer fordert. Es hat noch mancher schmerzlichen Erfahrung bedurft, bis sich König Friedrich endgültig lossagte von den überkommenen kleinen Mitteln der Kabinettspolitik und der Kriegführung seiner Zeit. Er selbst hat damals vom Kriegshandwerk gesagt: „Ich gebe dies Metier zu allen Teufeln und doch treibe ich es gern".*) So gern er es aber auch treiben mochte, in ihm überwog doch das Verantwortungsgefühl des Trägers der Krone.

Er hat alsbald getrachtet, sich nach gesichertem Gewinn aus dem Streit um die habsburgische Erbschaft herauszuziehen. So schied er sich nach einem zweiten Waffengange bei Chotusitz durch einen Sonderfrieden von seinen Verbündeten. Nicht lange darauf sah er sich indessen genötigt, abermals zum Schwerte zu greifen. Ein Staat, der durch seinen Fürsten in die Reihe der großen Mächte eingeführt war, konnte auf die Dauer unmöglich abseitsstehen, wo die Wogen eines europäischen Krieges seine

*) Koser, Friedrich der Große, I.

Digitized by Google

Grenzen umbrandeten. Nur wenn er mit den Waffen machtvoll für seine Interessen eintrat, wahrte er diese gegenüber Feind und Freund.

Diese zweite Schilderhebung nahm keinen glücklichen Verlauf. Mit 80 000 Mann rückte König Friedrich 1744 in Böhmen ein, durch massenhafte Fahnenflucht geschwächt, fand die Armee zu Beginn des Winters in Schlesien Schutz vor den verfolgenden leichten Truppen der Österreicher, nach einem zeitgenössischen Urteil „als ein Haufe Menschen", nicht aber als eine Armee.*) Um so mehr sollte sich im folgenden Kriegsjahre, nun der König allein auf sich gestellt, sein Land zu verteidigen hatte, zuerst seine ganze Bedeutung als Feldherr erweisen. Wenn je die geheimnisvolle Macht der Persönlichkeit im Kriege hervorgetreten ist, so war es in der Art, wie der König seine entmutigten Truppen aufzurichten wußte, wie er Generale zu entschlossenen Führern machte, bei denen noch im letzten Feldzuge nach Winterfeldts Meinung „die Sentiments unausrottbar eingerissen waren, sich vor dem Feinde nur präcavieren zu wollen".*) „Emportiert Euch allezeit wie ein tapferer Mann und menagiert den Feind nicht", so schreibt der König einem von ihnen — „und unterrichtet Euere Offiziers, ebenso gesinnt zu sein. Ich will keine timiden Offiziers haben; wer nicht dreist und herzhaft ist, meritiert nicht, in der preußischen Armee zu dienen. Saget solches allen Euren Offiziers und Subalterns."

Zwei Tage vor Hohenfriedeberg konnte der Geheime Kabinettsrat Eichel dem Minister von Podewils schreiben: „Ich bin so wie alle im hiesigen Lager fast ferme persuadieret, daß wofern des Höchsten Rath nicht ein anderes beschlossen und die Sachen nicht außer dem Lauf der Natur gehen, es bey einer decisiven Affäre nicht anders wie gut und vielleicht sehr gut von Seiner Königlichen Majestät gehen werde".**) Wenn aber der treue Mann bereits einen Monat zuvor berichten konnte, der König empfinde „gleichsam eine Espèce von Pressentiment, daß vor Derofelben die Sachen endlich doch noch einen guten Pli und Ausschlag nehmen würden",***) so lagen die Gründe hierfür nicht allein in dem Bewußtsein von dem Zauber der eigenen überragenden Persönlichkeit, das in Friedrich lebte. In ihm hatte sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Gegner im letzten Feldzuge ihre Erfolge doch nur der Manöverstrategie verdankten, daß aber diese versagen mußte, wo ihr nicht die Umstände zu Hilfe kamen. War keine lange Verbindungslinie zu schützen, war man frei von der Sorge um die Magazine, die in den Kriegen des 18. Jahrhunderts eine fast ausschlaggebende Rolle spielten, vertraute der König allein der Beweglichkeit und Schlagfertigkeit seines Heeres, dem Willen zum Siege in der eigenen Brust, dann konnte ihm die österreichisch-

*) Koser, Friedrich der Große, I.

**) Generalstabswerk, Der Zweite Schlesische Krieg II, S. 210.

***) Koser, a. a. O. I.

Digitized by Google

sächsische Kriegsmacht nicht widerstehen. So haben denn in dem einen Jahre 1745 Hohenfriedeberg und Soor, Katholisch-Hennersdorf und Kesselsdorf dem Preußenkönige und seiner Armee den Ruf der Unbesiegbarkeit erworben. Bewundernd gestand damals der Marschall von Sachsen, dem sonst Vorliebe für Friedrich fern lag: „Das Geschick des Königs von Preußen ist des größtens Lobes der Kenner wert. Alles, was er in diesem Feldzuge ausgeführt hat, ist schön und groß".

In den folgenden zehn Friedensjahren hat den König der Gedanke niemals verlassen, daß die Weltlage für Preußen — nicht anders als für Preußen-Deutschland jetzt — dauernd eine hohe militärische Kraftanstrengung fordere. Die Stärke der Feldtruppen betrug bald nach Beginn des Siebenjährigen Krieges in 132 Bataillonen, 213 Eskadrons rund 150 000 Mann. Zu Ausgang der Regierung König Friedrichs ist sie bis auf 186 000 Mann angewachsen. Die Verstärkung der Feldarmee zwischen dem Zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege war allerdings nicht erheblich. Sie hatte vorher neben der Infanterie namentlich die Dragoner, vor allem aber die Husaren betroffen. Diese leichte Kavallerie von 8 Regimentern zu je 10 Eskadrons, zu denen während des Siebenjährigen Krieges zwei weitere Regimenter kamen, ist vom Könige erst recht eigentlich geschaffen worden. An leichter Infanterie bestand dauernd nur das Fußjägerkorps. Hinzu traten während des Krieges 28 Freibataillone. Auch nach dem Siebenjährigen Kriege war die Aufstellung der leichten Infanterie im wesentlichen der Mobilmachung vorbehalten. Es sollten alsdann 23 Freibataillone angeworben werden. Zu Festungsbesatzungen dienten die Garnisontruppen. Teile von diesen fanden im Siebenjährigen Kriege ebenso wie die wieder ins Leben tretende Landmiliz auch mit Nutzen Verwendung im Feldkriege.

Mehr noch als in den Truppenvermehrungen kam unter König Friedrich die Notwendigkeit steter Kriegsbereitschaft in der Schulung zum Ausdruck, die er der Armee angedeihen ließ. Schon bald nach seinem Regierungsantritt legte er die bessernde Hand an. So vortrefflich sich die Infanterie bei Mollwitz gehalten hatte, so wenig hatte sich die Kavallerie, diese „Kolosse auf Elefanten", die der König von seinem Vater übernommen hatte, bewährt. Hier schuf er zuerst Wandel. Unbedingt forderte er von seinen Reitern, daß sie sich nicht attackieren lassen sollten, sondern stets den Feind zuerst attackierten. Die offensive Tendenz, die er nicht müde wurde, allen Truppenführern unausgesetzt einzuprägen, wollte er bei seiner Reiterei im höchsten Maße gepflegt sehen. Es währte denn auch nicht lange, bis aus den „strammen Grenadieren zu Pferde" eine unvergleichliche Schlachtenreiterei von höchster Beweglichkeit wurde. Die lange Dienstzeit gab die Möglichkeit, die Reitkunst des einzelnen Mannes auf eine hohe Stufe zu bringen, und so entstanden jene Centauern-Ge-

Digitized by Google

schwader, mit denen später Seydlitz nach einem Ausspruch Berenhorsts*) „die Ideen des Königs in die Wirklichkeit ritt".

Die Lorbeeren des Zweiten Schlesischen Krieges waren dann für König Friedrich nur ein Anreiz sich nicht mit Verbesserungen im einzelnen zu begnügen, sondern in der Schulung der gesamten Armee für den Krieg noch weiter zu gehen. Hierzu dienten ihm die großen Feldmanöver, in denen recht eigentlich der Grund gelegt wurde zu der inneren Überlegenheit der preußischen Armee im Siebenjährigen Kriege. Je mehr die mutmaßlichen Gegner trachteten, sich dem preußischen Vorbilde zu nähern und je weniger der König ihnen gegenüber auf eine ziffernmäßige Überlegenheit rechnen konnte, um so wichtiger war es, hinsichtlich der Beweglichkeit der Truppen und des Geschicks der Führung einen Vorsprung zu behalten. Und das um so mehr als, wie der König sagt:**) „Unsere Kriege kurtz und vives seyn müssen, massen es uns nicht konveniret die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren, Unsere Resources aber erschöpfen würde".

Wohl besaß die preußische Armee allein schon in ihrer ständigen Kriegsbereitschaft gegenüber den unfertigen Gegnern einen großen Vorsprung, aber ein Krieg, der „kurtz und vif" sein sollte, bedingte nicht nur das Suchen einer baldigen Entscheidung durch die Schlacht, sondern diese Schlacht mußte den Feind vernichtend treffen. Die bloße Parallelschlacht aber, wie sie der damaligen Zeit als eine mittelbare Folge der schwer beweglichen linearen Ordnung entsprach, führte günstigstenfalls nur zu einem Verdrängen des Feindes vom Schlachtfelde, nicht zu seiner Zertrümmerung. Aus solchen Erwägungen ergab sich dem König die berühmte schräge Schlachtordnung, bei der ein Flügel den Angriff, soweit als möglich, umfassend zu führen hatte, während der andere versagt blieb. Nur bei der Beweglichkeit der trefflich geschulten preußischen Truppen war der linearen Ordnung solches abzugewinnen, konnte es ermöglicht werden, den Feind „auch mit einer inegalen Force zu schlagen", denn wie der König sagt:***) „eine Armee von 100 000 Mann, wenn sie in der Flanque gefasset wird, kann durch 30 000 Mann geschlagen werden, denn die Affaire decidiret sich sodann geschwinde".

Die Erfahrung von Hohenfriedeberg, wo der rechte preußische Flügel bereits einen ersten Erfolg zu verzeichnen hatte, bevor der linke den Aufmarsch hatte vollenden können, hat offenbar die Anschauungen des Königs beeinflußt, noch mehr der Verlauf der Schlacht von Soor,

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit.

**) Generalprinzipien, 23. Artikel.

***) Generalprinzipien, 22. Artikel, 7.

Digitized by Google

wo er sich überrascht und bereits selbst überflügelt sah, eine Lage, aus der nur sein rascher Entschluß ihn gerettet hatte, mit der Armee rechts abzumarschieren und sie auf den feindlichen linken Flügel zu werfen.

So sind es die Ergebnisse rastloser Gedankenarbeit im Verein mit den Erfahrungen der beiden ersten Schlesischen Kriege, die in der Friedensschulung seines Heeres in den Jahren, die dem Siebenjährigen Kriege vorausgingen, zutage treten. Nur in der Praxis des Manövers konnten die Generale die Sicherheit des Blicks gewinnen, die für das Ansetzen und die Durchführung der schwierigen Bewegung unter gleichzeitiger Wahrung des Zusammenhangs der Schlachtordnung erforderlich war.

Die erworbenen klaren Anschauungen vom Kriege ermöglichten dem Könige sein großartiges erzieherisches Wirken. An den eigenen Kriegserfahrungen ließ er sich nicht genügen. Ihnen voraus und neben ihnen her ging ein umfassendes Studium, das die gesamte damalige taktische und kriegsgeschichtliche Literatur in sich begriff. Friedrich liefert den Beweis dafür, daß auch das Genie fleißigen Studiums bedarf, daß eine Lebensarbeit dazu gehört, um ein Feldherr zu werden. Ihm ist das Ringen nach Klarheit, wie es in der Arbeit mit der Feder zum Ausdruck kommt, Bedürfnis. Unter seinen zahlreichen Instruktionen, Ordres und Lehrschriften sind mit Recht die Generalprinzipien vom Kriege, die 1752 in deutscher Übersetzung den Generalen zugänglich gemacht wurden, als die „Stammschrift“*) bezeichnet worden, an die sich viele der späteren Aufsätze des Königs als Ergänzungen anreihen. Diese Generalprinzipien tragen den damaligen Verhältnissen Rechnung, ganze Abschnitte sind daher jetzt völlig veraltet, dafür aber sind andere noch heute und für immer gültig. Auf sie trifft auch jetzt noch in vollem Maße zu, was Winterfeldt dem Könige über einen Aufsatz**) nicht lange vor Beginn des Siebenjährigen Krieges schreibt, daß sie eine unschätzbare Feldapotheke bilden, als welche man allzeit sinnlich bei sich führen sollte, so daß auch das stärkste feindliche Gift nicht schaden könne“. Auch für uns gilt das Wort: „Die Einrichtung meiner Truppen erfordert eine ohnendliche Application***) von denjenigen, so solche commandiren“, und wir hoffen zuversichtlich, daß auch jetzt noch „ein General so bey anderen Völkern vor verwegen passiret, bey uns nur thut was nach den ordinairen Regeln erfordert wird“, daß er „alles wagen und unternehmen kann, was Menschen zu executiren möglich ist“. Und sind wir nicht alle von der Wahrheit des Satzes überzeugt: „Wenn ihr eine Bataille liefern wollet, so ziehet so viele Truppen zusammen als ihr nur immer könnet, denn man

*) Tayssen, Friedrich der Große, Militärische Schriften.

**) Gedanken und allgemeine Regeln für den Krieg.

***) Generalprinzipien, 1. Artikel.

Digitized by Google

kann solche niemahlen nützlicher employiren."*) Auch die neuesten Kriegserfahrungen haben immer wieder bestätigt, daß „bey einem Conseil de guerre der mehreste Theil derer Stimmen allezeit vor die Negative ausfällt",**) sowie daß „es nur die Exempel und die großen Muster seynd, welche die Menschen ziehen und formiren".***) Wie treffend schildert nicht der König den bloßen Routinier, wenn er an anderer Stelle sagt:†) „Dem hergebrachten Gange des Dienstes folgen, Sorge für Tisch und Nahrung tragen, marschieren, wenn marschiert wird, sich schlagen, wenn alle anderen sich schlagen, das heißt bei einer großen Zahl von Offizieren gedient und Krieg geführt haben, unter den Waffen grau geworden sein. Von daher stammt diese Anzahl an kleinlichen Dingen hängender Offiziere." Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen zu verbinden — meint der König — unterscheide doch erst den Menschen vom Lasttiere. Den Routinier vergleicht er in wenig schmeichelhafter Weise mit einem alten Maulesel, der dadurch kein besserer Taktiker geworden sei, daß er durch zehn Feldzüge des Prinzen Eugen den Packsattel getragen hätte.

Der Spott kommt freilich aus einem Munde, der wie wenige geistvoll zu spotten wußte, aber die hier geäußerte Verachtung war echt. Der König bemühte sich mit aller Kraft, den geistigen Standpunkt seines Offizierkorps zu heben. Deutlich lassen seine Schriften erkennen, wie hoch ihm der Geist über der Form steht. Wohl schätzt er den Wert der Form, aber wenn er in seinem Lehrgedicht „Die Kriegskunst" mahnt, die kleinen Dinge des Dienstes genau zu nehmen, weil sie den ersten Schritt zum Siege bilden, so erhebt er sich gerade dort zum höchsten Schwunge. „Seines Gegenstandes ganz voll", sagt Berenhorst,††) „ging der außerordentliche Monarch bis zum Äußersten und sang den Krieg". Aus den französischen Versen des Gedichts spricht echte kriegerische Leidenschaft, und ohne solche ist überhaupt kein großer Feldherr denkbar. Um so bewundernswerter erscheint des Königs Mäßigung, die ihn — abgesehen von seiner ersten kriegerischen Unternehmung — nur zum Schwerte greifen ließ, wenn das Gebot der Ehre und der Selbsterhaltung ihn dazu nötigten. Er hat im Zweiten Schlesischen Kriege standhaft der Versuchung widerstanden, die Wege eines Karls XII. zu wandeln. Der große Regent in ihm ließ den Eroberer nicht die Überhand gewinnen.

Hierdurch erlangen wir erst das wahre Verständnis für seine Heerführung im Siebenjährigen Kriege. Für seine Gegner war dieser ein

*) Generalprinzipien, 10. Artikel.
**) Generalprinzipien, 25. Artikel.
***) Generalprinzipien, Von denen —.
†) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.
††) A. a. O.

Digitized by Google

Kabinettskrieg wie andere, für ihn ein Ringen um das Dasein seines Staates, in dessen Interessen er aufging. Nur er allein konnte das in vollem Maße empfinden, und darum ist seine Kriegsweise von fast allen Zeitgenossen mißverstanden worden. Uns aber ist sie um so verständlicher, weil sie dadurch der neueren Kriegsweise ähnlicher gewesen ist. Dem widerspricht auch nicht das spätere Verhalten des Königs im Bayerischen Erbfolgekriege, wo er in den Bahnen methodischer Kriegführung wandelt. Hier fiel der große Zweck fort. Der ganze Krieg war mehr oder weniger eine bewaffnete Demonstration, die einen hohen Einsatz weder lohnte, noch forderte. Des Königs Kriegsweise im Kampf der sieben Jahre dagegen fußte einerseits auf dem großen staatserhaltenden Prinzip und anderseits auf der klaren Erkenntnis von der Bedeutung des Angriffs, zu der er sich durchgerungen hatte und die ihn in seiner „Art de la guerre“ vom Führer sagen läßt: „Loin de le recevoir, il donne le combat“, und ihn versichern heißt: „Le sort des assaillants est toujours favorable“.

Völlig dem entspricht das Handeln des Königs zu Beginn des Krieges. Mit heißem Bemühen strebt er nach der Angriffsschlacht, und sie soll entscheidend sein, wie er sie in seiner Lage brauchte. Zu Beginn des Jahres 1757 schreibt er:*) „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen“. Indessen meint er,**) „120 000 Preußen gegen 140 000 Österreicher, sei der Welt Ende“, und er fügt hinzu: „Kommt der Feind, Ich schlage ihm und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts deciviret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden“. Er will an einer Stelle stark sein, „damit man was rechtes deciviren kann.“ Aus solchen Worten spricht nicht Sucht zum Bataillieren, wie seine Verkleinerer sie ihm vorgeworfen haben, wohl aber echt kriegerischer Genius, der mit Leidenschaft der Schlachtentscheidung zustrebt, der sie sucht in der vollen Erkenntnis von der Bedeutung des Sieges, der in einem „accabler à la fois“ der vereinigten Streitkräfte des Hauses Österreich zur Wirklichkeit werden sollte. . . .

Trotz dieser höheren Auffassung vom Kriege, in der Friedrich seine Zeitgenossen weit überragt, hat er sich im wesentlichen seiner Zeit nicht entfremdet, und wenn er der Kriegführung einen höheren geistigen Inhalt gab, so hat er die überlieferten Formen doch bewahrt, denn allzu fest waren sie mit dem ganzen Aufbau und dem Wesen seines Staats ver-

*) Politische Korrespondenz XIV, 8498.

**) Politische Korrespondenz XIV, 8488.

Digitized by Google

bunden. Er selbst hatte von den begrenzten Mitteln seiner Zeit eine sehr lebhafte Empfindung."*)

Schon in den ersten beiden Kriegen war ihm zum Bewußtsein gekommen, wie wenig geeignet die Heere von damals für weit ausgreifende Offensivunternehmungen waren. Ausdrücklich warnt er daher vor solchen, die er als „Pointen" bezeichnet. Die Armee war abhängig von ihren Magazinen. Sie bestand zur Hälfte aus geworbenen Mannschaften und mußte immer erst wieder in den Winterquartieren mühsam ergänzt werden. Ihr, wie bei einem Heere, das sich auf die ganze Volkskraft stützt, im Laufe der Operationen Truppen nachzuschieben, war nicht möglich. Schon Clausewitz hat treffend bemerkt, daß die Schlacht von Kolin unfehlbar gewonnen worden wäre, wenn dem Könige nach der Schlacht bei Prag auch nur 20 000 Mann an Ersatzmannschaften und Reserven hätten nachgeführt werden können.

Wie auf operativem Gebiet dem Könige Schranken gezogen waren, so auch auf taktischem. So schwer auch die lineare Ordnung zu handhaben war, er hat sie dennoch beibehalten, wiewohl sein schräger Angriff im Grunde nur bei Leuthen in vollem Maße geglückt ist, bei Kolin, bei Zorndorf und vollends bei Kunersdorf aber mißlang. Es waren jedesmal andere Gründe, die hierzu den Anlaß boten, und nicht wenig hat dazu beigetragen, daß die Armee der späteren Jahre des Krieges nicht mehr die gleiche war wie zu Anfang. Nach Kunersdorf, als es zeitweilig schien als sei es unmöglich, sich der von allen Seiten andringenden Gegner zu erwehren, klagt der König, daß er nicht mehr über die Armee des Jahres 1757 verfüge. Wohl ließen die Truppen sich willig gegen die starken Stellungen des Feindes führen, wohl gelang es bis zuletzt die Rekruten in den wenigen Monaten der Winterquartiere einzudrillen, aber sie waren jenen älteren Mannschaften nicht vergleichbar, die in den Weinbergen bei Lobositz, wo Richtung und Zusammenhang vollständig verloren gingen, ohne weiteres ein Schützengefecht zu improvisieren wußten, und die bei Prag in dichten stehenden Schützenmassen trotz stärkster Vermischung der Verbände zu siegen verstanden. Schon diese Schlacht hatte nach des Königs eigenen Worten „die Säulen der preußischen Infanterie" dahingerafft, und immer weitere Opfer hatte der Krieg gefordert. Als halbe, ja als völlige Kinder traten die Söhne des Adels als Offiziere an die Stellen ihrer älteren Brüder und Vettern, die für den König ihr Leben gelassen hatten. Die neu aufgerückten Generale und Stabsoffiziere besaßen nicht mehr die Schulung der großen Friedensübungen. Die Manövrierfähigkeit der Armee war nicht mehr die alte.

*) Generalstabswerk, Der Siebenjährige Krieg, Band II: Prag, Band III: Betrachtungen (der Feder des Vortragenden entstammend).

Digitized by Google

Es hatte nicht in König Friedrichs Macht gelegen, den Kampf, zu dem er 1756 ausgezogen war, „kurtz und vif" zu gestalten. Die Abnutzung seiner Armee mußte ihn daher in den letzten Jahren des Krieges auf andere Mittel sinnen lassen wie zu Anfang. Schon Ende 1758 schreibt er:*) „Unsere Infanterie, durch Niederlagen wie durch Siege entkräftet und entartet, verlangt mit Schonung zu schwierigen Unternehmungen geführt zu werden. Man muß sich nach ihrem inneren Werte richten. . . Das System einer zahlreichen Artillerie muß man, so unbequem es auch sein mag, annehmen. Ich habe die unsrige beträchtlich vermehrt, so daß sie im Notfall unsere Infanterie ersetzen kann, deren Material sich, je mehr sich der Krieg in die Länge zieht, verschlechtern wird." Die in 62 Bataillonen, 102 Eskadrons 44 000 Mann zählende Armee, mit der der König seine letzte große Angriffsschlacht bei Torgau schlug, führte neben ihren Bataillonsgeschützen nicht weniger als 132 schwere Geschütze mit sich, die in sogenannten Brigaden zu 10 Geschützen zwischen den Infanterie-Brigaden in die Marschkolonne eingereiht waren. Wie auf diesem Gebiet, sah sich der König gezwungen auch in anderer Hinsicht, manches von der Kriegsweise der Gegner anzunehmen.

Nicht ein Wandel in seinen Grundanschauungen ist es, dem wir hier begegnen, sondern nur einer hohen Anpassungsfähigkeit. Noch nach dem Kriege schreibt er:**) „Die Kriegskunst verdient ein fortwährendes Studium, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will. Ich bin weit entfernt, mir zu schmeicheln, sie erschöpft zu haben; ich bin sogar der Ansicht, daß eines Menschen Leben nicht hinreicht, um diese Kunst vollauf zu erfassen, weil ich von einem Feldzuge zum andern neue Grundsätze und Erfahrungen gewonnen habe."

Er vereinigt in den letzten Jahren des Krieges in bewundernswerter Weise höchste Mäßigung und weises Aufsparen der Kräfte mit kühnstem Wagen. Dieser offensivste aller Feldherren, wie ihn Clausewitz genannt hat, verfällt 1761 bei Bunzelwitz auf das Mittel eines verschanzten Lagers. Wo er aber angreift, geschieht es nach wie vor im Sinne eines entscheidungsuchenden Schlages wie 1760 bei Torgau. Hier erhebt er sich zur größten Kühnheit und führt zwei Drittel seiner Armee durch ausgedehnte Waldungen in den Rücken des Feindes, den er in der Front mit einem Drittel seiner Kräfte festhält. Es ist kein Zweifel, er ist auch der kühnste aller Feldherren, an Kühnheit überragt er Napoleon bei weitem.

Die neuere Kriegführung stammt allerdings von Napoleon. Aus seinen Kriegen ist für uns unmittelbar mehr zu lernen, denn sein Handeln vollzieht sich auf einer Grundlage und unter Aufwendung von Mitteln, die unseren heutigen Verhältnissen ähnlicher sind, als die unter Friedrich

*) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

**) Militärisches Testament. 1768.

Digitized by Google

dem Großen bestehenden. Wiederum mit anderen Faktoren hatte Moltke zu rechnen, und die Verschiedenheit zwischen unseren heutigen Heeresstärken und denjenigen von 1870 bedingt zum Teil wieder ein anderes Verfahren. Darum können Grundsätze und Erfahrungen der Friderizianischen Zeit hinsichtlich der Technik der Heerführung jetzt nur noch eine sehr bedingte Gültigkeit beanspruchen. Bei den gesteigerten Massen sind alle Entschlüsse von noch größerer Tragweite. Die kleinen Armeen des 18. Jahrhunderts führten sich anders als jetzige große Verbände. Der heutige Heerführer muß sein Werk vielen Mithandelnden anvertrauen, selbst der Korpsführer vermag bei unserer Kampfweise nur ausnahmsweise das Gefechtsfeld seiner Truppe völlig zu übersehen. Der „coup d'oeuil" des Generals, von dem König Friedrich spricht, ist auch heute noch Bedingung des Erfolges, aber hinsichtlich der Truppen hatte er zu seiner Zeit auch in körperlichem Sinn Gültigkeit, heute für den höheren Führer vorwiegend nur noch in geistiger Beziehung.

Das Volksheer im Verein mit der fortgeschrittenen Technik verleiht einerseits der Kriegführung eine früher ungeahnte Kraft, anderseits ist es im Vergleich zu den zum großen Teil aus Berufssoldaten zusammengesetzten älteren Heeren empfindlicher und der Suggestion zugänglicher. Wie sicher mögen die kriegsgewohnten Truppen, vor allem die erprobten Führer unter König Friedrich der Gefahr entgegengesehen haben, während wir mitten aus der Friedensgewohnheit in den Krieg versetzt werden, den keine Vorübung, welcher Art sie auch sein möge, uns ganz ersetzen kann. Wie viel unmittelbarer teilte sich die Persönlichkeit des Königs seinen Truppen mit als es heute einem Heerführer möglich sein wird.

Zwar hat er nach dem Siebenjährigen Kriege gelegentlich ausgesprochen, die Ambition vermöge nicht auf den Troupier zu wirken, „alles was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringt, d. h. eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt". Sonach könnte es scheinen, als habe der König wenig von der Einwirkung auf den gemeinen Mann seiner Zeit gehalten. Demgegenüber stehen jedoch mehrfache frühere Äußerungen, in denen er den Mannschaften das höchste Lob spendet , und viele kernige Worte sind uns erhalten geblieben, mit denen er anfeuernd auf seine Bataillone wirkte oder sie nach Niederlagen aufzurichten suchte. Die langjährige Gewohnheit des Feldlagers und gemeinsam überstandene Gefahren woben ein Band fester Kameradschaft, das die Mannschaften nicht minder wie die Offiziere mit ihrem Königlichen Führer verknüpfte. Diese Veteranen hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrem Vater Fritz, der sie so oft den feindlichen

Digitized by Google

Feuerschlünden entgegengeführt, so manche Nacht mit ihnen am Lagerfeuer gewacht hatte, der zu ihnen in derber soldatischer Mundart sprach, als sei er, der philosophische König, der französisch schrieb, französisch dachte, ganz einer der ihrigen. Und er war es! Erwuchs doch die Kraft, ganz Europa zu trotzen, im letzten Grunde seiner warmen Heimatsliebe. Er hat den Sohn der Mark darin nie verleugnet.

Der begeisterten Verehrung, die der König bei hoch und niedrig im Heere genoß, hat auch seine schonungslose Härte, die er gelegentlich übte, keinen Eintrag getan. Man fühlte durch: er hatte ein Recht hart zu sein, er mußte das schwerste fordern, wenn Staat und Armee die furchtbaren Krisen überdauern sollten. Und war er nicht vor allem hart gegen sich selbst? Unermüdlich im Sattel, fieberkrank und von der Gicht geplagt hat er seinen Feldherrnpflichten obgelegen, rücksichtslos seine Person immer wieder dem feindlichen Feuer ausgesetzt. „Das Getöse der Kanonenkugeln hatte zu keiner Zeit den geringsten Einfluß auf seinen Anstand", ist von ihm gesagt worden.*) Wie jeder, den die Tragik des Lebens angefaßt hat, dachte er über dessen Wert gering und forderte die gleiche Auffassung von anderen.

Gefürchtet war seine Härte freilich. Die Selbsttätigkeit der Generale ist in den späteren Jahren des Krieges oft durch die Furcht vor dem Zorn des Gebieters gelähmt worden. Ganze Truppenteile haben es noch lange im Frieden zu empfinden gehabt, wenn sie dem Könige vor dem Feinde nicht voll genügt hatten. Als er einem Regiment zehn Jahre nach dem Kriege endlich wieder einmal seine Zufriedenheit zu erkennen gab, umdrängte ihn das Offizierkorps in heller Freude. Und dieser Eindruck wirkte derart auf ihn, daß er, von Rührung überwältigt, keine Worte fand und nur noch die Wiederverleihung des Grenadiermarsches an das Regiment auszusprechen vermochte. Sein großes Herz war in der Tat wie jedes wahrhaft große weich, und seine Härte vielfach nur eine Maske, die ihm einst das Gebot der Pflicht auferlegt hatte, und die ihm dann freilich unter der Einwirkung bitterer Prüfungen mehr oder weniger zur zweiten Natur geworden war.

Je mehr König Friedrich der preußischen Armee den Stempel seines Wirkens aufgedrückt hat, um so mehr haben die Nachfahren geglaubt, die äußere Form in Heerwesen und Fechtweise, wie sie unter ihm bestanden, wahren zu müssen. Sie wußten nicht, sich den echten Gehalt Friderizianischer Heerführung als die eigentliche große Tradition zu erhalten. Statt dem Könige im Geiste nachzustreben und seine Einrichtungen fortzubilden, suchten sie ihr Heil in blinder Nachahmung. Nicht die Führer, unter deren Händen 20 Jahre nach des Königs Tode sein ruhmvolles Heer zerging, sind die wahren Erben Friderizianischen Geistes, sondern

*) Berenhorst, a. a. O.

Digitized by Google

die Helden des Befreiungskrieges. Sie alle: Blücher, Scharnhorst, York, Bülow, Gneisenau, Grolman, Boyen, waren bewußt Friderizianisch und gaben es kund, so sehr sie es verstanden, Napoleon mit seinen eigenen Mitteln zu bekämpfen. Hatte doch schon der König gesagt, man müsse das, was man gutes in der Methode des Feindes finde, nachahmen.*)

Haben wir es Clausewitz zu danken, wenn die Grundsätze Napoleonischer Heerführung später bei uns Eingang fanden und fortlebten, während sie in Frankreich vergessen wurden, so ist er uns nicht minder der wahre Vermittler Friderizianischen Geistes gewesen. Richtete er doch ganz in diesem Geiste vor dem Befreiungskriege an den Erben der preußischen Krone die Worte: „Die gefährlichsten Lagen muß man sich am häufigsten denken und am besten darüber mit sich einig werden. Das führt zu heroischen Entschlüssen aus den Gründen der Vernunft", und weiter: „Man muß sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut machen, ihn immerfort bei sich nähren, sich ganz daran gewöhnen. Friedrich den Großen hat dieser Gedanke gewiß oft beschäftigt; weil er vertraut damit war, unternahm er an jenem denkwürdigen 5. Dezember den Angriff auf Leuthen."

Dieser ethische Gehalt der Lehren, die wir aus Friedrichs Heldenleben schöpfen, hat die langen öden Friedensjahre, die auf 1815 folgten, überdauert. Er klingt wieder in der Forderung Friedrich Karls, der Soldat müsse so erzogen werden, daß auf dem Schlachtfelde der Feldherr auf seinen Zügen die Frage lese: „Herr, wo befiehlst du, daß wir sterben sollen?" Und die Bataillone des III. Armeekorps haben bei Spichern und Vionville wahrlich diese Frage zu stellen gewußt.

Wir aber werden nicht darauf rechnen können, in Zukunft einer ununterbrochenen Reihe von Siegen entgegenzugehen, wie damals im Jahre 1870. Wenn uns dann erst nach zähem Ringen, vielleicht erst nach einzelnen Rückschlägen der Erfolg werden sollte, so wollen wir den Blick auf König Friedrich richten.

Der im Grunde unerschütterliche Optimismus seiner großen Seele, das ruhige Vertrauen in die Überlegenheit preußischer Truppen, seine unbeugsame Festigkeit im Unglück, sein Aufgehen in der großen Sache des Vaterlandes, sein hohes königliches Pflichtgefühl mögen uns begeistern, auf daß wir in der Stunde der Gefahr als echte, seiner würdige Preußen erfunden werden, auf daß auch von uns der König gleich seinem großen Ahnherrn sagen möge: „Die besten Alliierten, so wir haben, sind unsere eigenen Truppen".**)

*) Betrachtung über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung.

**) Koser, Friedrich der Große, I.

Digitized by Google

Friedrich der Große in den Katastrophen seiner Feldzüge.

Vortrag, gehalten am 1. Februar 1912 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin

von

Bethcke,

Hauptmann im Generalstabe der 16. Division.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

„Denn er war unser." Das stolze Wort soll auch über dieser Stunde stehen, dem Ausklang der Feiern für den 200. Geburtstag Weiland König Friedrichs des Großen Majestät.

Auf der Höhe seines Ruhmes, als glücklicher Sieger, als Kriegsherr und Feldherr, ist der König allüberall, soweit preußische Herzen schlagen, in diesen Tagen mit Stolz und Jubel gefeiert worden.

Wir, die wir an dieser Stelle alljährlich sein Gedächtnis ehren, glauben, daß dem Lorbeerzweig, mit dem Dankbarkeit seinen Degen schmückt, auch drei umflorte Blätter nicht fehlen sollen: Kolin, Hochkirch, Kunersdorf.

Nicht auf glänzender Siegesbahn, in die schwersten Tage seiner Feldzüge wollen wir heute den König begleiten, die wir glauben, daß auch Friedrichs Sterne in dunkelster Nacht am hellsten strahlen.

Am 7. Mai 1757, dem Tage nach der Schlacht bei Prag, schrieb der König an Keith: „Nach den Verlusten, die wir gehabt haben, bleibt uns als einzige Tröstung, die Leute, die in Prag sind, zu Gefangenen zu machen . . . . . Und dann glaube ich, wird der Krieg beendet sein."

Zu Anfang Juni aber erkannte er, daß Prag vor weiteren vier Wochen nicht ausgehungert und die Daunsche Armee, die in der Gegend von Kolin zum Entsatz von Prag bereit stand, nicht ohne Schlacht von der umzingelten Festung ferngehalten werden könne. Er beschloß also, „Daun zuvorzukommen, zusammenzuraffen, was möglich, ihn anzugreifen".

Dem Feldmarschall Daun standen bislang nur schwache preußische Kräfte: Zieten mit 50 Schwadronen und der Herzog von Bevern mit 15 Bataillonen gegenüber. Im Laufe des 14. vereinigte sich der König mit Bevern im Lager von Malotitz.*)

*) Die Schilderung der Gefechtshandlungen folgt genau dem Generalstabswerk „Der Siebenjährige Krieg", Bd. 3. 8 und 10.

Digitized by Google

Am Abend des 17. lagerte das preußische Heer zwischen Kaurzim und Wrbschan westlich der Beczwarka, östlich des Flüßchens die österreichische Armee zwischen Hradenin und Krychnow. Nach 8° bemerkten die preußischen Vorposten starke Bewegungen im österreichischen Lager. Die Zelte verschwanden. Der König selbst ritt auf die Höhe östlich Wrbschan, doch ließ die Dämmerung eine Erkundung nicht zu. Ebenso war es in der Frühe des 18. Juni durch starken Nebel unmöglich, einen Überblick über die veränderte österreichische Stellung zu gewinnen.

So wurde zunächst nur der Vormarsch über Planjan befohlen. Gegen 6° morg. besetzte Generalleutnant v. Treskow die Höhen nördlich dieses Ortes mit 5 Bataillonen und 20 Eskadrons Husaren. Die Kroaten, die das Dorf gehalten hatten, zogen sich in südlicher Richtung zurück und die Armee marschierte treffenweise links aus dem Lager ab. Die Vorhut — 4 Bataillone, 35 Eskadrons unter Generalleutnant v. Zieten — und dahinter das erste Treffen gingen durch Planjan auf der Kaiserstraße vor, nördlich des Ortes und nördlich der Straße das zweite Treffen, links neben diesem, also noch weiter nördlich, Treskow. Im ganzen führte der König 33 000 Preußen gegen 54 000 Österreicher ins Feld.

Inzwischen fiel der Nebel, aber selbst vom Kirchturm in Planjan vermochte der König noch keine Ausschau zu halten. Erst jenseit Novemesto — vom oberen Stockwerk der „Goldenen Sonne" aus — erkannte er mit dem Glase deutlich die österreichische Infanterie unter dem Gewehr auf der Przerovsky-Höhe südwestlich Chozenitz und auf der Höhe südlich Poborz. Zwischen beiden Höhen hielt aufgesessen eine große Reitermasse. Der König beschloß sofort den Angriff, gönnte aber den durch den etwa fünfstündigen Marsch zum Teil in hohem Korn ermüdeten Truppen vor der schweren Arbeit des jetzt um 10° morg. schon sengend heißen Tages eine Rast.

Vor der Vorhut der Armee war von Novemesto ab die österreichische Husarenbrigade Baboczay auf eine Reitermenge zurückgegangen, die unter Nadasdy nördlich Brzistwi in zwei Treffen rittlings der Kaiserstraße hielt. Zur Sicherung der Rast ging Zieten, durch die 20 Eskadrons der Abteilung Treskow noch verstärkt, über den Grund westlich Braditz vor und zwang Nadasdy bis Krzeczhorz zurückzugehen.

Inzwischen erkundete der König mit dem Glase die feindliche Stellung und ließ sich, da ein persönliches Vorreiten durch die überall vor den Dörfern im Korn versteckt liegenden Kroaten unmöglich gemacht war, durch den Stab des Herzogs von Bevern über das Gelände unterrichten.

Da der Verwalter der Plankammer, Ingenieurhauptmann Giese, die Karte der Gegend nicht zu finden vermochte, blieb der König lediglich auf diese Angaben angewiesen. Er beschloß, den feindlichen rechten

Digitized by Google

Flügel südlich Chozenitz anzugreifen, ihn aufzurollen und die österreichische Armee auf die Teichniederung der Beczwarka zu werfen.

In einem Zimmer des Obergeschosses der „Goldenen Sonne" gibt er seinen Angriffsbefehl. Dieser bestimmte im wesentlichen: „Die Armee greift den feindlichen rechten Flügel an. Zieten mit 50 Eskadrons Husaren wirft Nadasdy und deckt die linke Flanke. Generalmajor v. Hülsen folgt Zieten mit der Vorhut, nimmt Krzeczhorz und wendet sich dann gegen die feindliche rechte Flanke. Die Armee folgt Hülsen auf 1000 Schritt, treffenweise links abmarschiert und schwenkt in der Linie Braditz—Eichbusch, südlich Krzeczhorz rechts ein. Im Vorgehen zieht sich alles links. Fürst Moritz unterstützt mit dem linken Flügel den Angriff Hülsens, der Herzog von Bevern sorgt dafür, daß der rechte Flügel versagt bleibt. Generalleutnant v. Penavaire hält sich mit 30 Eskadrons auf dem linken Flügel zum Eingreifen bereit. Zur Reserve bleiben 15 Eskadrons unter Generalmajor v. Krosigk hinter dem linken, Generalmajor Baron Schönaich deckt mit 16 Eskadrons den rechten Flügel."

Der König zeigte von den Fenstern des Zimmers den Generalen die einzelnen Punkte im Gelände, fragte, ob er verstanden sei, und entließ dann die Führer zu ihren Truppen. Mit größerer Klarheit konnte der Befehl schwerlich gegeben werden. Jedem Führer war sein bestimmter Auftrag zugewiesen.

Daun hatte inzwischen von der Przerovsky-Höhe die Bewegungen der preußischen Armee genau verfolgt. Als die Masse der preußischen Infanterie Novemesto passiert hatte und damit jede Gefahr für die linke österreichische Flanke geschwunden war, zog der Feldmarschall die Reserve, die unter Colloredo bislang auf der Höhe südlich Poborz gehalten hatte, nach dem Südhang der Przerovsky-Höhe, wo sie hinter dem zweiten Treffen des rechten Infanterieflügels bereitgestellt wurde.

Um 1^0 trat die preußische Armee die vom König befohlene Bewegung an. Sofort erfolgte der Gegenzug Dauns. Im Geschwindschritt ließ er die Infanterie Colloredos den Osthang der Krzeczhorz-Höhe zwischen Eichbusch und Przerovsky-Höhe gewinnen, ebendahin entsandte er vom linken Flügel die Infanteriedivision Sincere, die Kavallerie der Reserve trat zum rechten Kavallerieflügel.

Die Kroatenbesatzung im Dorf und im Eichbusch wurde verstärkt, eine schwere Batterie von zwölf Geschützen südwestlich des Ortes in Stellung gebracht.

Durch die rechtzeitige Verlängerung der österreichischen Stellung war somit der preußischen Umfassung vorgebeugt, noch ehe um 2^0 die preußische Vorhut ihren Aufmarsch beendet hatte. Als sie mit klingendem Spiel zum Angriff auf Krzeczhorz vorging und die Höhe erstieg,

Digitized by Google

traf sie statt der Flanke auf die Front des Gegners. Im schwersten feindlichen Feuer nahm sie den Kirchhof, das Dorf und die schwere Batterie südwestlich davon und wandte sich mit Teilen gegen den Nordrand des Eichbusches, in den die Kroaten sich zurückzogen.

Inzwischen hatte sich Zieten auf die ihm gegenüber haltenden Husaren Nadasdys geworfen und sie nach heftigem Handgemenge in den Grund von Radowesnitz zurückgeworfen, war dann aber wegen heftigen Kartätsch- und Gewehrfeuers, das aus dem Ostrand des Eichbusches in seine rechte Flanke schlug, wieder bis auf die Höhe von Kutlirz zurückgegangen.

Der König hatte, vorwärts des linken Flügels der Infanterie des Gros haltend, das Vorgehen der Vorhut scharf verfolgt und ihm noch drei Bataillone der linken Flanke des Gros zur Unterstützung gesandt.

Trotz aller Überraschungen durfte dem König der erste Akt glückverheißend erscheinen. Schon begann Daun um den Ausgang der Schlacht zu bangen. Er ließ bereits den gleich zu Beginn der Schlacht jedem General gegebenen Befehl, „im Falle wider Vermuten retiriret werden sollte", in Erinnerung bringen. Aber eine Kette von Mißgeschicken wendet nach 4^0 nachm. den anfänglichen Erfolg der preußischen Waffen. Zwischen 3 und 4^0 nachm. begann die feindliche Artillerie ihr Feuer, das bisher den drei zur Vorhut entsandten Batterien gegolten hatte, auf die vordersten Batterien des preußischen Gros zu lenken. Eine Kanonenkugel schlug vor des Königs Pferd ein.

Der Fürst Moritz von Anhalt erbat und erhielt den Befehl, zur Linie einzuschwenken. Kurz darauf bemerkte der König, wie sich, gegen alle Befehle, Teile der preußischen Mitte gegen Chozenitz entwickelten. Unwillkürlich nahmen bald auch die Abteilungen des linken Flügels die Richtung westlich Brzistwi gegen die feindliche Front. Hier griff der König sofort ein. Mit scharfen Worten machte er den Fürsten Moritz für das weitere scharfe Halblinksziehen der Linie verantwortlich und galoppierte sodann zur Mitte, um auch hier den begangenen Fehler gut zu machen.

Hier war der Generalmajor v. Manstein gegen den ausdrücklichen Befehl auf eine beiläufige Äußerung eines vorübergaloppierenden königlichen Flügeladjutanten mit den schwachen Bataillonen der Mitte plötzlich auf Chozenitz und dann weiter gegen die völlig unerschütterte feindliche Hauptstellung vorgebrochen und hatte damit Lücken in das erste Treffen gerissen. Der Erfolg war hier unmöglich, der Mißerfolg aber mußte zum Verhängnis für den ganzen Angriff werden.

Es war indes zu spät, der König mußte sich in das Unvermeidliche fügen und die Kugel rollen lassen. Er ritt zum linken Flügel zurück und „als wolle er die eigene Person in die Wagschale des Sieges werfen, um die Schwäche seiner dünnen Gefechtslinie auszugleichen,

Digitized by Google

zog er den Degen und führte seine Bataillone persönlich den feindlichen Feuerschlünden entgegen".

Und vielleicht hätte die preußische Infanterie doch noch bei Krzeczhorz den Sieg entschieden und wäre nicht auch der linke Flügel zusammengebrochen, wenn er nicht von der Mehrzahl der Reiterei im Stich gelassen worden wäre. Glänzend tat sich an diesem Tage Seydlitz, der Kommandeur der Rochow-Kürassiere, hervor, den der König durch den Orden Pour le mérite und die Beförderung zum Generalmajor belohnte. Zieten aber versagte trotz seiner Reitermasse von 80 Eskadrons vollständig. Er erkannte, wie das Generalstabswerk hervorhebt, nicht, „daß er jenseits des Rodewesnitzer Grundes gegen die rechte feindliche Flanke wirksam werden mußte, daß einige Kanonenschüsse aus dem Eichbusch ihn nicht abhalten durften, der Infanterie, die weiter vorwärts in heldenhafter Weise der feindlichen Artilleriewirkung bei schwersten Verlusten zu trotzen verstand, Hilfe zu leisten. Er sah nicht den Lorbeer einer glänzenden Siegsvollendung, er begnügte sich damit, wie ein umsichtiger Husaren-Oberst, die linke Flanke der Armee zu sichern".

Im Augenblick der höchsten Spannung, als Serbelloni versucht, am Eichbusch gegen Hülsens linke Flanke und Rücken anzureiten, muß der König selbst eingreifen, um den Generalleutnant v. Penavaire von der Kaiserstraße her zum Anreiten zu veranlassen. Die Attacke gelingt, der Feind geht zurück, doch auf der Verfolgung erhalten die Kürassiere Feuer aus dem Eichbusch, sie stutzen und östlich Brzistwi jagt die Reitermenge aufgelöst nach der Kaiserstraße zurück. Als die Brigade Krosigk, rechts Seydlitz mit seinem Regiment, zur Seite die Normann-Dragoner nach glänzender Attacke zwischen Brzistwi und der Schwedenschanze hindurch von der Übermacht der feindlichen Reiter erdrückt war, ist der König vergebens bemüht, die Regimenter Penavaires wieder an den Feind zu führen. Nur bis Brzistwi gelingt es ihm, da schrecken sie einige über ihre Köpfe hinweggehende Kanonenkugeln erneut zu regelloser Flucht bis an die Kaiserstraße.

Auch ein letzter Versuch des Königs, die Versprengten zu sammeln, scheitert. Die Kürassiere versagen abermals und weichen jetzt sogar nordwärts über die Kaiserstraße hinaus. Nun wendet sich der Königliche Feldherr nach der Gegend östlich Chozenitz, wo er das Regiment Anhalt im Rückzug trifft. Er sammelt einen Trupp von 40 Mann, führt ihn unter klingendem Spiel wieder feindwärts. Da schlägt eine Kanonenkugel in das Häuflein und jagt es auseinander.

Der König allein reitet weiter, immer auf die österreichische Batterie südlich Chozenitz zu. „Sire, wollen Sie denn allein die Batterie nehmen?" wagt der Flügeladjutant Major Grant bescheiden zu mahnen. Da sieht der Feldherr mit dem Glase noch einmal hinüber, nach den

Digitized by Google

Höhen, wo ihm zum ersten Male der Sieg versagt geblieben, und wendet sich dann langsam dem rechten Flügel zu.

Hier trifft er den Herzog von Bevern. Diesem war es zu danken, daß nicht auch der rechte preußische Flügel vorzeitig aufgebraucht war. So konnte er nun die Deckung des Rückzuges auf Nimburg übernehmen, mit der ihn der König betraute. Er hat seine Aufgabe mit acht Bataillonen, unterstützt von den tapferen Meinicke-Dragonern, mustergültig gelöst. Vor allem verdienen das I. Bataillon Garde, das allein 24 Offiziere und 475 Mann auf dem Felde ließ, und das Grenadierbataillon Gemmingen unvergängliches Lob. An diesen „beiden lebenden Eckpfeilern der preußischen Aufnahmestellung" brechen sich die Wogen des feindlichen Gegenangriffs, und es gelang, die Trümmer des linken Flügels durch Planjan abziehen zu lassen.

Die Österreicher verfolgten nicht. Sie nahmen sogar noch vor Einbruch der Dunkelheit den linken Flügel, der den Gegenangriff unternommen hatte, wieder auf die Höhe zurück. „Mit einem der Kriegskunst so erfahrenen und listigen Feinde könne man nicht vorsichtig genug verfahren" schrieb Daun der Kaiserin.

Mit der Eskadron Garde du Corps und 30 Ordonnanzhusaren hatte der König das Schlachtfeld verlassen. Seinen Flügeladjutanten Major Grant sandte er mit einigen Feldjägern nach Prag voraus, um den Generalen von dem unglücklichen Ausgang der Schlacht Kenntnis zu geben und ihnen alle Vorbereitungen für die nun notwendige schleunige Aufhebung der Belagerung anzubefehlen. Er selbst vermied die Kaiserstraße und ritt über Nimburg und Brandeis. Von diesem Ritt wird ein rührender Zug überliefert. Als der König in einem Dorf zu kurzer Rast halten und die Pferde tränken ließ, trat ein alter verwundeter Reiter zu ihm heran und bot auch ihm einen Trunk Wasser in seinem Hut. „Trink Euer Majestät doch und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben".

Wir wissen nicht, was der König auf diese treuherzigen Worte erwidert hat. Wir glauben, es wird ihm heiß um das Herz geworden sein trotz alles Unheils.

Wohl aber ist eine Äußerung von ihm auf jenem qualvollen Ritt durch den Abend und die Sommernacht verbürgt, die der zum ersten Male Besiegte zu dem Grafen Friedrich von Anhalt getan hat: „Sie wissen wohl nicht, daß jedes Menschen Glück seine Rückschläge haben muß? Ich glaube, daß ich jetzt die meinen haben werde."

Ergreifend war seine Ankunft im Lager am Nachmittag des 19. nach 36stündigem Ritt. Die Generale waren durch Grant von der Niederlage unterrichtet, in den Reihen der Truppen ging nur ein Raunen,

Digitized by Google

der König habe die Schlacht verloren. Es fand keinen Glauben. Ihr König, den noch kein Feind bezwungen, galt den Grenadieren für unbesiegbar.

Da nahte er selbst, von einem Pagen begleitet, zu straffer Haltung den müden Körper gezwängt, aber das Königsauge zu Boden gerichtet. So ritt er durch das Lager hindurch zum Pfarrhaus von Michle, wo er sein altes Quartier bezog.

Nun wußte es jeder im Heere, daß auch von Ihm das Glück sein Opfer gefordert hatte. Vor des Königs Quartier standen Prinz Heinrich und Prinz Ferdinand. Den älteren der beiden Prinzen ließ der König hereinrufen und küßte ihn tiefbewegt. Dem Bruder offenbarte er rückhaltlos, wie tief er bekümmert war. Er beauftragte den Prinzen mit den Befehlen für den Abmarsch der Armee von Prag und genehmigte seinen Entwurf. Dann forderte die Natur ihr Recht. Auf dem Strohsack fand der Niedergeschlagene für kurze Stunden erquickenden Schlummer.

Für die Seelenstimmung des Königlichen Feldherrn aus jenen Tagen haben wir klassische Zeugnisse, seine Briefe.

Noch am 20. läßt er den Fürsten Moritz, der mit dem geschlagenen Heer bei Nimburg lagert, wissen: „Ich bin heute ohngeachtet des großen Unglücks des 18. mit klingendem Spiel und der größten Fiertät um 3° von Prag aufgebrochen und bin hier angekommen, ohne nichts feindliches zu finden. Bei unserem Unglücke muß unsere Contenance die Sache, soviel möglich, reparieren . . . . . Das Herz ist mir gerissen, allein ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen. Adieu. Grüßen Sie alle Offiziere von meinetwegen."

An dem gleichen Tage berichtet er dem König von England mit rückhaltloser Offenheit von dem Verlust der Schlacht. Am 22. läßt er an Schlabrendorff, seinen Etatsminister in Breslau, einen genauen Bericht ergehen und fügt die so bezeichnenden Sätze hinzu: „Ihr könnt gewiß sein, daß dieses die wahren Umstände von der ganzen Sache sind und daß also in der Hauptsache selbsten nichts verloren, als was etwa an Mannschaft in der Bataille verloren gegangen ist, welches ich alles wieder in Ordnung zu bringen beschäftigt bin. Ihr habt Euch also an alle Bruits und Gosconnaden, so österreichischer Seite darüber ausgesprengt werden möchten, gar nicht zu kehren und allen dortigen wohl intentionierten Leuten einen Mut einzusprechen, daß nach den acht Bataillen, so wir hintereinander gewonnen haben, dieses die erste und einzige, so verloren ist, wodurch also die Sachen noch gar nicht in desperate Umstände gekommen sind, sondern ich gewiß hoffe, binnen einiger wenigen Zeit wiederum sehr gute Nachrichten von hier aus geben zu können."

Er selbst freilich gab sich keinem Zweifel hin, daß mehr noch als

Digitized by Google

die taktischen, die politischen Folgen der Schlacht für Preußens Geschick schwerwiegend werden mußten. Um ihnen vorzubeugen, war er bereit, mit Frankreich Frieden zu schließen, um so freiere Hände gegen seine übrigen Gegner regen zu können. Schon am 25. schrieb er in diesem Sinne an die geliebte Schwester von Bayreuth, die durch Mittelspersonen in seinem Interesse den französischen Hof bearbeiten sollte. Wir wissen, daß dieser Versuch ein Ergebnis nicht zeitigte. Lächelnd hat das Schicksal dem König die Erfüllung dieses Wunsches versagt, es plante besseres, es rüstete ihm am Saale-Ufer ein Roßbach.

Einstweilen sah es aber trübe genug aus. Von allen Seiten kamen Unglücksnachrichten. Noch nicht zwei Wochen nach dem Unglückstage von Kolin verschied in Berlin die Königin-Mutter. Tief traf dieser Schlag des Sohnes Herz. In rührenden Worten gedachte er der zärtlich geliebten Beschützerin seiner harten Jugend. Am 3. Juli nahmen die Franzosen Emden, am 5. die Russen Memel.

Es gehört ein Heldenwille dazu, sich nicht beugen zu lassen, sondern sich „zusammenzuraffen und alle Kräfte anzustrecken, dieses wor möglich in Ordnung zu bringen".

Dem König war dieser Heldenwille eigen. d'Argens, der in Berlin weilt, wird an die Ode des Horaz erinnert: „si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae".

Ihm selbst gab ein Gott zu sagen, was er litt. Die Poesie ward ein Arzt, die Verse aus jenen Tagen zum Heilmittel für seinen Schmerz.

Auch die Philosophie wird ihm zur Trösterin. „Glücklich der Augenblick" schreibt er der Markgräfin, „in dem ich mit der Philosophie vertraut ward. Sie allein kann die Seele in einer Lage, wie der meinen, aufrecht erhalten".

„Bedenken Sie, daß der Himmel uns das Leben ohne Bedingungen gegeben hat, so daß man Glück wie Unglück hinnehmen muß, und daß das Leben nicht lang genug ist, um sich über ein vorübergehendes Ereignis zu bekümmern, dessen Gedächtnis uns der Tod ja doch für immer verlieren läßt." Und doch versagt auch dieses Trostmittel gelegentlich. So gesteht er d'Argens: „Die Philosophie, mein Lieber, ist gut, um vergangene oder künftige Leiden zu mildern, — aber von den gegenwärtigen wird auch sie bezwungen." Aber der König fand in seiner Seele noch wertvollere Hilfe, um des Unglücks Herr zu werden, das Bewußtsein seiner Pflicht. „Wer dem Unglück nicht standzuhalten weiß", schreibt er wieder der Markgräfin, „ist auch des Glückes nicht wert. Man muß sich über die Ereignisse stellen, seine Pflicht tun und sich vor Unglücksfällen nicht fürchten, die allen Menschen gemeinsam sind. ..... Ich muß über die Sicherheit und das Glück eines Volkes wachen, das mir anvertraut ist. Das ist die Hauptsache..... Wir müssen

Digitized by Google

das sein, wozu die Geburt, welche entscheidet, uns beim Eintritt in die Welt gemacht. Ich glaubte, daß es mir, da ich König bin, geziemte, als Monarch zu denken, und ich machte es mir zum Grundsatz, daß einem Fürsten der Ruf teurer sein müsse, als das Leben. . . . . Ich befinde mich in dem Fall eines Reisenden, der sich umringt und im Begriff sieht, von einer Reihe Bösewichte ermordet zu werden, die seine Beute zu teilen gedenken. . . . . Das Heilmittel ist schwierig; in heftigen Übeln gibt es nur verzweifelte Mittel."

Zu dem Bewußtsein seiner Königspflicht trat das Vertrauen zu seinem Heere. „Wie groß auch die Zahl meiner Feinde ist, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die admirable valeur der Truppen und auf den guten Willen, der vom Feldmarschall bis zum letzten Soldaten herrscht."

Und es kam noch eins hinzu. Tief in der Seele dieses Großen, dessen Vorstellung von dem höchsten Wesen sich freilich nicht in die abgezirkelte Form eines Bekenntnisses fügen wollte, ruhte die Gewißheit einer göttlichen Vorsehung.

„Die Menschen sind immer in der Hand dessen, was man das Schicksal nennt. Es wird doch von allem das geschehen, was dem Himmel gefällt."

Schon zum Schluß des Jahres 1756 hatte er vorausgesagt: „Wir werden im nächsten Jahr mehr Arbeit haben, aber mit Hilfe des Höchsten, falls es ihm gefällt, sich in die Erbärmlichkeiten dieser Welt zu mischen, werden wir uns aus der Verlegenheit ziehen."

Dieser Glaube ist auch jetzt nicht erschüttert. „Ich erhoffe", läßt er den Feldmarschall Schwerin wissen, „mit Gottes Hilfe Mittel zu finden, den jetzigen Echec zu reparieren."

Und dieser Glaube trog nicht. Er führte über Roßbach nach Leuthen.

Ein Jahr weiter! Vom heißen Sommertag auf Böhmens Flur in die dunkle Oktobernacht der Lausitz.

Am 10. Oktober marschierte das preußische Heer in vier Kolonnen von Bautzen ab, der rechte Flügel auf der großen Straße nach Hochkirch, der linke auf Rodewitz.

Der Generalleutnant v. Retzow, der bereits seit dem 7. mit 10 000 Mann bei Weißenberg stand, hatte den Befehl erhalten, in der Frühe des 10. den das österreichische Lager rechts flankierenden Strohmberg zu besetzen. Bei dem dichten Nebel, der doch seine Unternehmung nur begünstigt haben würde, hatte der General es aber nicht gewagt, ehe der König mit der Armee herangerückt war, den bislang nur von wenigen Kroaten besetzten Berg zu nehmen. Inzwischen war ihm Daun zuvorgekommen und hatte auf die Nachricht von dem Anmarsch des Königs den rechten Flügel seines Lagers von Norden nach Nordwesten

Digitized by Google

herumgebogen, bis zum Strohmberg verlängert und diesen selbst stark besetzt.

Die preußische Armee hatte bereits die Linie Hochkirch—Rodewitz erreicht und dort haltgemacht, als der König durch den zu Retzow entsandten Flügeladjutanten über die veränderte Lage Meldung erhielt.

So schmerzlich den König die Nachricht enttäuschte, noch gab er seine Absicht auf den Strohmberg nicht auf. Und wohl deshalb ging er keinen Schritt rückwärts, sondern ließ die Armee dort, wo sie stand, ein Lager beziehen. Erst später entschloß er sich, mit einem Nachtmarsch die feindliche Stellung im Norden zu umgehen und dem Gegner so den Weg nach Schlesien zu verlegen. Aus Rücksicht auf den Nachschub der Verpflegung sollte dieser Marsch erst in der Nacht zum 15. erfolgen.

Die große Nähe des Feindes hielt der König für sein Lager gar nicht für bedenklich, zumal dessen Front durch die tiefen Täler Kuppritz—Niethen und Kohlwesa—Lauske gesichert war. Die Waldungen in der rechten Flanke, Hochkirch gegenüber, wo Laudon lagerte, erschienen ihm wohl zu unwegsam, um eine wesentliche Gefahr zu bilden. Dem Gegner konnte er nach den Erfahrungen der letzten Wochen keine Angriffslust zutrauen. Aber trotz allem! Wer selbst einmal vor Hochkirch gestanden und zu den Höhen im Osten und Süden hinübergeschaut hat, der wird den Eindruck nicht zu bannen vermögen: es war doch wohl eine nicht ungewollte Herausforderung, daß hier 30 000 Preußen auf Kanonenschußweite dem zweimal überlegenen Feind gegenüber lagerten.

Der Feind mußte es glauben. Endlich handelte der Cunctator und — wir sind es dem Gegner unseres Großen Königs schuldig zu bekennen — sein Plan war vortrefflich, nicht minder die Ausführung.

Am frühen Morgen des 14. Oktober hatte er das preußische Lager von allen Seiten umstellt. Indes die Lagerfeuer die ganze Nacht weiterbrannten, die Zelte stehen blieben und am Abend Zapfenstreich und Scharwache ertönten, marschierten zum Hauptstoß gegen Hochkirch unter Dauns eigener Führung drei Kolonnen in weitem Bogen durch die Wälder von Sornssig und Wuischke, in denen mit vieler Mühe die Axt in den letzten Tagen erst Wege gebahnt hatte. Gegen 4^0 früh wurde der Waldrand südlich Hochkirch erreicht. Um 5^0 sollte der Angriff beginnen.

Um die gleiche Stunde stand Laudon durch O'Donells Kavallerie verstärkt bereit, über Meschwitz und Steindörfel dem preußischen rechten Flügel in den Rücken zu fallen, während die Herzöge von Arenberg und Ursel den linken preußischen Flügel durch einen Nebenangriff beschäftigen sollten, bis Hochkirch erstürmt sei.

Zum Schutz des Nebenangriffs gegen Retzow war das Korps des Prinzen von Baden-Durlach von Reichenbach aus in der Nacht nach dem Strohmberg herangezogen und hatte außerdem ein Detachement

Digitized by Google

unter dem Prinzen Loewenstein unmittelbar auf Weißenberg entsandt.

Der König hatte in seinem Hauptquartier Rodewitz am 13. abends die Befehle für den zum 14./15. geplanten Nachtmarsch auf Weißenberg ausgeben lassen.

Am 14. früh, bald nach 5°, scholl von Hochkirch lebhaftes Feuer herüber, der König befahl, seine Pferde zu satteln, und begab sich zu Fuß zum Grenadierbataillon Retzow, das dicht bei Rodewitz lagerte. Noch glaubte er an ein kleines Scharmützel. „Burschen, geht nachs Lager, das seind Kroaten", rief er den Mannschaften zu, die aus den Zelten gelaufen kamen. Aber lebhaftes Gewehrfeuer von Hochkirch wie von Lauske her, stellenweise übertönt von Kartätschschüssen aus südlicher Richtung, Stückkugeln endlich, die durch das Lager sausten, ließen an dem Ernst der Lage keinen Zweifel mehr. Adjutanten sprengten heran und baten um Hilfe für die Besatzung von Hochkirch.

Ungesäumt ließ der König die zunächst liegende Infanteriebrigade — es war die des Prinzen Franz von Braunschweig, eines Bruders der Königin — auf Hochkirch antreten, um dort Hilfe zu bringen. An Retzow sandte er den Befehl, sofort zur Armee abzumarschieren. Alle Truppen sollten die Zelte abbrechen und sich gefechtsbereit machen, die Bagage mit dem Artilleriepark über den Grund von Drehsa zurückgehen, den das III. Bataillon Garde decken mußte.

Der König selbst ritt eiligst nach dem bedrohten Hochkirch. Hier wogte inzwischen der Kampf hin und her.

Gleich nach dem Glockenschlage fünf waren die österreichischen Kolonnen aus dem Waldsaum hervorgebrochen, hatten die Freibataillone Angelleli und du Verger aus dem Birkenbusch zurückgeworfen, die Feldwachen der Bataillone Beneckendorff und Diringshofen, die 300 m vorwärts der Gewehre standen, überrannt und die Bataillonsgeschütze genommen. Freilich gelang es nicht, die Bataillone selbst zu überraschen. Sie warfen sich vielmehr mit gefälltem Bajonett auf den Gegner, trieben ihn bis zur Höhe der Wachen zurück und nahmen ihre Geschütze wieder. Aber der Übermacht vermochten sie nicht standzuhalten. In der Front von den österreichischen Grenadieren, in Flanke und Rücken von Laudons Reitern gepackt, wichen sie zurück und erreichten trotz des Vorstoßes des Regiments Forcade, das unmittelbar nördlich Hochkirch lagerte und zur Hilfe heraneilte, den Dorfrand nur im Schutze der Zieten-Husaren, die auf den ersten Gefechtslärm am „Goldenen Schlüssel" zu Pferde gestiegen waren und sich Laudons Geschwadern entgegenwarfen.

Inzwischen hatte der Gegner die große preußische Batterie mit 20 Zwölfpfündern und 6 Feldstücken an der Südostecke von Hochkirch genommen. Zwar ward er vom Grenadierbataillon Plotho und dem I. Bataillon Markgraf Karl, die rechts und links hinter der Batterie

Digitized by Google

lagerten, mit Kolben und Bajonett noch einmal zurückgetrieben, indes das II. Bataillon Markgraf Karl unter dem heldenmütigen Major v. Langen den Kirchhof, das I. Bataillon Geist den Ostrand von Hochkirch besetzten, doch gelang es den Österreichern, trotz aller Attacken der Zieten-Husaren, der Czettritz- und Normann-Dragoner und der selbständig von nördlich Pommritz herbeigeeilten Schönaich-Kürassiere, immer mehr rechts und links um das Dorf herumzufassen.

Zum zweiten Male fiel die große Batterie in ihre Hände. Der Versuch, sie dem Gegner abermals zu entreißen, kostete teueres Blut. Vor seinem II. Bataillon fiel hier der General v. Geist. An der Spitze des Regiments Kannacher, das östlich von Hochkirch herum herbeigeeilt war, starb hier der Feldmarschall Keith den Soldatentod.

Inzwischen näherte sich gegen 6^0 die Brigade Prinz Franz von Braunschweig dem brennenden Hochkirch und drang bis zur Bautzener Straße vor, frontal durch das Dorf das Regiment Prinz von Preußen, am Ostsaum entlang das Regiment Itzenplitz.

Gleichzeitig führt der König selbst das Regiment Wedel westlich Hochkirch herum gegen die linke Flanke des Feindes. Ihm folgte das II. Bataillon Garde, das Grenadier-Gardebataillon Retzow und das Regiment Bornstedt. Den Angriff der Infanterie ließ der König in der rechten Flanke vom Schafberg aus von Zieten mit der gesamten Reiterei des rechten Flügels begleiten. Im ersten fahlen Licht des dämmernden Morgens überschritt die Infanterie die flache Höhenlinie westlich Hochkirch und warf die gegenüberstehenden überraschten Feinde im ersten Ansturm zurück. Bald aber bilden diese eine neue Linie und feuern aus den zahlreichen Büschen auf die Preußen, die nun halten und das Feuer erwidern. Von Meschwitz her reitet der General Graf O'Donell mit der Kavallerie des linken Flügels gegen die kleine Schar an. Da wirft sich Zieten mit seinen Regimentern dem Feinde entgegen und wendet die drohende Gefahr ab.

Bei dem Regiment Wedel im heftigsten Feuer hielt der König. Sein Pferd stürzt. „Wo seind meine Pferde? Ein ander Pferd."

Inzwischen mehren sich die Verluste bei den Preußen auf der ganzen Linie. Das Dorf wird geräumt, nach verzweifelter Gegenwehr schlägt sich die tapfere Kirchhofsbesatzung durch die Feinde nach Norden hin durch.

Auch der rechte preußische Flügel vermag sich nicht länger zu behaupten. Noch ein österreichischer Reiterangriff auf die Reste der tapferen Schar und ihre letzten Trümmer — 150 Mann mit ihren drei Fahnen — schlagen sich auf Pommritz durch.

Um 7^{30} Uhr ist Hochkirch und die Höhe westlich davon in den Händen der Österreicher. Nordöstlich Pommritz gelang es dem König, der selbst

Digitized by Google

leicht verwundet war, eine neue Linie zu bilden. Doch der Feind war zu erschöpft, er folgte nicht über Hochkirch hinaus.

Die Truppen vom linken preußischen Flügel waren nach und nach dem rechten zu Hilfe geeilt. So fand der Angriff des Herzogs von Arenberg dort nur fünf Bataillone, die sich rechtzeitig über den Rodewitzer Grund zurückzogen. Auch hier stieß der Gegner nicht nach.

Auf der Höhe von Pommritz hielt der König beim Regiment Alt-Braunschweig, das Fernglas am Auge, den Blick nach Hochkirch gerichtet. Der Adjutant des Generals v. Saldern meldete, noch verfüge der General über fünf frische Bataillone, ob er nochmals angreifen dürfe. Kurze Zeit sinnt der König. Dann entscheidet er: „Der Angriff muß ja noch nicht erneuert werden. Sehe er hier, da liegt Bautzen vor uns. Ich werde auf die Anhöhen marschieren, dahin soll mir Saldern langsam folgen und jenseit des Baches stehen bleiben." Und wie im Friedensmanöver zog die Armee gegen 10° über den Grund von Drehsa ab. Kaum dreiviertel Meilen von der Stätte des heißen Kampfes, noch angesichts des Feindes lagerten die Preußen bei Kleinbautzen.

„Die Rückzüge großer Feldherren und kriegsgeübter Heere", sagt Clausewitz, „gleichen stets dem Abgehen eines verwundeten Löwen."

Der König hatte die Truppen, die sich so tapfer für ihn geschlagen hatten, an sich vorbeiziehen lassen und ihnen anfeuernde Worte gegönnt. „Kanoniere, wo habt ihr euere Kanonen gelassen?" „Der Teufel hat sie bei Nacht geholt." „Wir werden sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Ich werde auch dabei sein."

Der Erfolg des Sieges für die Österreicher war völlig unwesentlich, das Ergebnis für beide Heere lediglich ein großes Blutbad gewesen. 246 Offiziere und 8851 Mann — ein Drittel fast der Gesamtstärke — waren auf preußischer, 325 Offiziere und 7262 Mann auf österreichischer Seite geblieben.

Von Doberschütz, wo er sein Hauptquartier nahm, schrieb der König noch am gleichen Tage an Fouqué: „Ich muß Euch leider hierdurch benachrichtigen, daß, da mir der Feind das auf meiner Flanque gelegene Dorf Hochkirch abzugewinnen heute früh Gelegenheit gefunden, Ich Mich dadurch genötigt gesehen habe, Mich auf Doberschütz, eine halbe Meile auf Bautzen, zu repliiren. Ich bin aber dieserhalb keineswegs intentioniert, einen Schritt weiter zurückzugehen, sondern werde es allenfalls auf eine zweite Bataille hieselbst ankommen lassen, da ich dann hoffe, daß es mit Gottes Hilfe recht gut gehen wird. Das einzige was ich hierbei regretiere, ist, daß ich dadurch behindert werde, nicht so bald, wie ich es wohl gewünschet, nach Schlesien von Meiner hiesigen Armee detachieren zu können."

Zwei Tage später ließ er durch Dohna Wobersnow wissen: „Ich

Digitized by Google

hätte hier eine tüchtige Ohrfeige bekommen, wie er leicht ermessen würde, da ich bei Nacht wäre attackiret worden; Ich würde sie aber nach alter Gewohnheit in wenig Tagen auswischen." Auch dem Vorleser, den er des Abends empfing, erschien der König noch ganz ruhig. Er begrüßte ihn mit den Worten: „Ein Unglück! Man wird es womöglich ausbessern müssen."

Aber diese Gefaßtheit war doch wohl nur eine künstliche, mit der Wirkung auf seine Umgebung und seine Armee weise berechnet.

Offner schrieb er dem Bruder am nächsten Tage: „Die Affäre von gestern hätte keine üble Wendung genommen, hätte ich acht Bataillone mehr gehabt. Mir ist in Wahrheit ein großes Unglück zugestoßen, aber man muß es mit Entschlossenheit und Mut wett machen. Adieu, lieber Bruder! Beklagen Sie die Unglücklichen und erinnern Sie Sich dessen, was ich Ihnen vor einem Jahr so oft gesagt habe."

Und an diesem Abend fallen auch de Catt gegenüber die trüben Worte: „Aber ich kann das Trauerspiel enden, wenn ich will."

Zwei Tage später zeigt er dem Schweizer die ein Jahr zuvor von ihm verfaßte Apologie des Selbstmordes.

Aber keine Gefahr!

Mag der König, um Preußens Unglück nicht zu überdauern und nicht lebend in die Hände seiner Feinde zu fallen, auf der Brust die Dose mit Gift tragen, in der Brust trägt er das Heilmittel. „Ich versichere Ihnen, si ce n'etait le point d'honneur".

Und wahrhaft erfrischend klingt dann wieder der Befehl an Prinz Heinrich in Dresden „an die dreihundert Tausend scharfe Flintenpatronen" bereit zu halten. Sein Entschluß ist gefaßt: über Görlitz nach Schlesien — „je serai attaqué en route ou non".

Doch ehe er diesen Plan ausführen konnte, stand ihm noch ein schwerer, wohl der schwerste Schmerz seines Lebens bevor. Nach der ersten verlorenen Schlacht war ihm die Mutter genommen. Am Tage der zweiten Niederlage starb ihm die Lieblingsschwester. Am 18. erhielt er die Nachricht. Ihr hatte die ganze Wärme seines Innenlebens gegolten, wie sie — die stolzeste Tochter Brandenburgs, der das Leben so wenig gehalten — ganz in dem geliebten Bruder gelebt hatte. Rührende Töne findet der König in seinem Schmerz, keinen schöneren und zarteren als in dem Brief, in dem er dem Lordmarschall dessen Bruders, des Feldmarschalls Tod zugleich mit dem Heimgang der eigenen Schwester anzeigt.

Und doch durfte er sich auch diesem Schmerz nicht überlassen. „Sehen Sie, was für Dinge ich noch beenden muß!" äußerte er auf de Catts Teilnahmebezeugung. „Es gibt kein unglücklicheres Leben. Nicht die Könige sind die glücklichen Menschen." Und zwei Tage später

Digitized by Google

bucht bewundernd der treue Vorleser die wahrhaft königlichen Worte: „Wie bin ich betrübt! Und doch habe ich nicht die Zeit, den Verlust dieser Schwester zu beweinen. Ich muß mich wacker halten."

Am 25. waren die Österreicher durch einen meisterhaften Marsch umgangen. Der König stand in Görlitz, Daun war von Schlesien abgeschnitten, die Niederlage von Hochkirch nur mehr eine trübe und doch stolze Erinnerung.

Abermals ein Jahr weiter!

Ein Sommertag und märkischer Sand!

Am Vormittag des 11. August 1759 überschritt der König mit 49 900 Mann die Oder bei Göritz unterhalb Frankfurt und bezog bei Bischoffee ein Lager ohne Zelte, ohne Feuer, ohne Mahlzeit. Gegen 3^0 nachm. erkundete er persönlich von den Trettiner Höhen die stark befestigte Stellung der vereinigten Russen und Österreicher südlich des Hühnerfließes.

Sie krönte den schmalen, durch tiefe Schluchten zerklüfteten Höhenzug, der zwischen Oderbruch und Frankfurter Heide sich vom Mühlberg über den Großen Spitzberg, die jetzigen Falkensteinberge bis zu den Judenbergen etwa 4 km lang ausdehnt und nach Osten, Norden und Westen steil abfällt.

Dort standen unter Ssaltykows Oberbefehl 59 800 Russen und 19 200 Österreicher; vom rechten Flügel bis zu den Falkensteinbergen Generalleutnant Villebois mit fünf Regimentern, von dort bis zum Großen Spitzberg die Division Fermor, anschließend bis zum Kuhgrund die Division Rumianzow, auf den Mühlbergen endlich das Observationskorps des Fürsten Galizyn.

Hinter dem ersten befand sich ein zweites russisches Treffen, auf den Judenbergen mit der Front nach Norden und Westen das Korps Loudon mit sieben Infanterieregimentern.

Von der Kavallerie standen 15 russische Eskadrons im Grunde zwischen dem Höhenzug und dem Elsbusch, die übrigen Regimenter im „Hohlen Grund" und zu seinen beiden Seiten, zehn österreichische Eskadrons und ein russisches Husarenregiment hielten am „Weißen Vorwerk" nördlich der Damm-Vorstadt von Frankfurt. Kunersdorf war niedergebrannt, der Kirchhof aber stark befestigt und besetzt.

Von den Trettiner Höhen aus konnte der König die Zerklüftungen der Hügelkette nicht gewahren, die Höhenlinie erschien ihm vielmehr als eine geschlossene Hochfläche, aus der sich die Verschanzungen des zweiten Treffens und des russischen linken Flügels abhoben. Auch gewann er den Eindruck, als sei die Front der feindlichen Stellung nach Nordwesten gerichtet. Da ein Angriff von Norden her sich durch das Gelände und

Digitized by Google

den fehlenden Entwicklungsraum verbot, beschloß er eine Umgehung durch den Wald und den Angriff von Südosten gegen den vermeintlichen Rücken der feindlichen Stellung.

In die Gegend südlich und westlich Kunersdorf erhielt der König von seinem Standpunkt überhaupt keinen Einblick. Auch mißlang der Versuch, durch einen Förster und einen, ringsum angeblich genau bekannten Offizier Aufklärung über die Geländeverhältnisse zu bekommen.

Der König ritt am Nachmittag nach Bischoffee und gab dort am Abend seine Befehle für den Morgen des 12. Der Generalleutnant v. Finck, dem 8 Bataillone, 40 Eskadrons und etwas Artillerie unterstellt waren, sollte zwischen 3 und 4^0 in seinem Lager Reveille schlagen und möglichst viel Lärm machen lassen, gegen 5^0 dann die Trettiner und Bischofseer Höhen und eine Stunde später die Hänge nördlich der Großen Mühle und nördlich der Bäcker-Mühle mit Infanterie und Artillerie besetzen, um so den Gegner an einen Angriff von Norden glauben zu machen. Die Armee selbst sollte zwischen 2 und 3^0 früh hinter Finck in zwei Kolonnen links abmarschieren und durch den Wald südöstlich Bischoffee über den Schwedendamm, die Kunersdorfer Heide das Gelände südlich Kunersdorf erreichen, aufmarschieren und von dort aus angreifen. Sobald die Armee zu feuern begonnen, sollte dann Finck gleichfalls zum Angriff vorgehen.

Während des Marsches der Armee ritt der König selbst unter Bedeckung des Husarenregiments Kleist nach den Walkbergen, um von hier aus bei Tagesanbruch den ihm bislang versagten Überblick über die Südostseite der feindlichen Stellung und das Gelände südlich Kunersdorf zu erhalten. Ein aus der Gegend gebürtiger Mann des Infanterieregiments Goltz, den man zur Begleitung des Königs beritten gemacht hatte, erklärte dem Herrscher das Gelände. Hier erkannte der König, daß die Front des Gegners nicht nach Nordwesten, sondern nach Südosten gerichtet war. Hier gewahrte er die sumpfige Bodensenkung und die Seenkette südlich Kunersdorf.

Ein Übergang war nur an zwei Punkten möglich, auf einer Brücke innerhalb des Waldes und an der schmalen Stelle zwischen Dorfsee und Blanken-See.

Der König änderte infolgedessen sofort seinen Plan und befahl den Aufmarsch der Armee zwischen Hühnerfließ und Seenkette zum Angriff gegen den russischen linken Flügel auf den Mühlenbergen. Infolge schlechtester Wege, mehrfacher Marschkreuzungen und großer Schwierigkeiten bei dem Transport der Geschütze in dem sandigen Boden begann der Aufmarsch erst gegen 10^{45} Uhr vorm. Inzwischen war auf des Königs Befehl unter Kavalleriebedeckung je eine Batterie von zehn

Digitized by Google

Zwölfpfündern auf den Walkbergen und auf den Klosterbergen in Stellung gebracht.

Auch die Finckschen Batterien wurden bis nahe an das Hühnerfließ herangezogen, auf dem Kleinen Spitzberg fuhr eine neue Batterie auf und gegen 11^{30} Uhr begann ein umfassendes Feuer von etwa 60 Geschützen auf die Mühlberge.

Gegen 12^{30} Uhr traten die Bataillone der preußischen Vorhut über die Walkberge zum Angriff an, verschwanden im Bäckergrund und erklommen trotz der doppelten Kette von Astverhauen, trotz des heftigsten Gewehr- und Kartätschfeuers der Russen die Mühlberge. Nach einigen wohlgezielten Salven stürzten sie sich mit dem Bajonett auf den Feind. Mit einem Verlust von nur 200 Toten und Verwundeten war die Höhe genommen, 14 russische Bataillone geworfen und 40 Geschütze erbeutet. Die Russen fluteten nach dem Grunde am Elsbusch, nach dem Kuhberg und auf Kunersdorf zurück.

Der König war selbst nach den Mühlbergen geritten. Dorthin befahl er vier Zwölfpfünder in Stellung zu bringen, die auf die fliehenden Russen feuerten. Unaufhaltsam vorwärts stürmten die preußischen Bataillone. Über den Kuhgrund hinweg eilen ihnen drei Bataillone österreichischer Grenadiere entgegen. Nach kurzem Kampf wurden sie geworfen, erst am westlichen Rande des Grundes bricht sich der Ansturm der preußischen Vorhut an der Masse schnell herbeigeeilter russischer Regimenter. Die Preußen müssen über den Grund nach dem Kuhberge zurück.

Mit der Eroberung der Mühlberge und des Kuhberges war die Schlacht in glücklichster Weise eingeleitet. Vom geschlagenen linken Flügel aus war nun die feindliche Stellung aufzurollen.

Aber so sicher auch die Theorie über das Rezept für jede Schlacht der Friderizianischen Epoche zu verfügen glaubt, im Grunde war doch nach des Königs Wort „wie jedes Terrain, so auch jede Schlacht different".

Hier boten die den eroberten Höhen gleichlaufenden Abschnitte, der Kuhgrund und der „Tiefe Weg" dem weichenden Gegner die Möglichkeit, stets neue Flanken zu bilden und aus der Tiefe fechtend immer neue Truppen zu zäher Verteidigung dem sich mählich erschöpfenden und von der russischen Artillerie wehrlos zerschmetterten Angriff der preußischen Truppen entgegenzuwerfen, die durch starke Märsche der letzten Tage und Nächte ermüdet, zum 12. ohne Mahlzeit unter den Waffen geruht, seit 15 Stunden im tiefen Sand marschiert, seit Mittag in der Sonnenglut des Augusttages heldenmütig gefochten hatten.

In das blutige Ringen um den Kuhberg ist inzwischen auch der rechte Flügel des preußischen Gros verwickelt. Er war, um die Vorhut

Digitized by Google

zu unterstützen und ihre Erfolge auszunutzen, von den Walkbergen aus den gleichen Weg gezogen wie diese, indes der linke Flügel in einer Mulde zwischen Kleinem Spitzberg und Walkbergen mit der Front nach Kunersdorf, die gesamte Reiterei aber hinter dem linken Flügel haltgemacht hatte.

Das Korps Finck war unterdessen, nachdem es bei der Großen Mühle und der Bäcker-Mühle das Hühnerfließ mühsam überschritten hatte, im Grunde nordwestlich der Mühlberge aufmarschiert und ging nun unter größten Schwierigkeiten, dem morastigen Gelände langsam Schritt für Schritt abringend, zum umfassenden Angriff mit dem rechten Flügel des Gros auf den Kuhgrund vor.

Dem heißen Kampf um den Kuhgrund hatte bislang auf preußischer Seite die Hilfe der Artillerie gefehlt. Bei den schwierigen Bodenverhältnissen gelang es erst spät, eine Anzahl schwerer Geschütze auf dem Kuhberg in Stellung zu bringen. Nachdem diese das Feuer eröffnet hatten, vermochten die Preußen aufzuatmen. Deutlich erkennbar war die erschütternde Wirkung auf den Gegner. Aber auch dieser ließ bald genug schweres Geschütz von den Höhenrücken nördlich des Großen Spitzberges aus spielen.

Da im frontalen Angriff kein Erfolg möglich erschien, sandte der König, der Finck bereits gegen den linken feindlichen Flügel angesetzt hatte, nunmehr dem linken Flügel der preußischen Armee den Befehl zur Umfassung des rechten Flügels der Russen am Kuhgrunde.

Fincks Angriff begann gegen 3^{30} Uhr. Mit zähem Mut unablässig wiederholt, gelang es ihm doch nicht, den Gegner, der aus dem unerschöpflichen Vorrat seiner in der Front ungefesselten Kräfte schnell eine neue Flanke zu bilden gewußt hatte, von den Höhen westlich des tiefen Weges zu verdrängen.

In gleich schweren Kämpfen war es gleichzeitig dem preußischen linken Flügel gelungen, über Kunersdorf bis etwa 100 m vorwärts des Kuhgrundes Gelände zu gewinnen und den Feind zurückzudrängen.

Gegen 5^{0} nachm. war auch das letzte preußische Bataillon eingesetzt. Schon wurde die Munition knapp. Bald trat fühlbar genug ein Wendepunkt in der Schlacht ein. Auf dem äußersten rechten preußischen Flügel begann das Unheil. Das Korps Finck wurde in den Elsbusch zurückgeworfen.

Der König, der in der vordersten Linie der Infanterie auf dem Kuhberg hielt, hatte nun keine Infanterie mehr zu vergeben. So mußte die Kavallerie eingesetzt werden. Seydlitz hatte, an der linken Hand schwer verwundet, das Schlachtfeld verlassen müssen.

Daher erteilte der König dem Prinzen von Württemberg, der mit zwei Regimentern vom linken nach dem rechten Flügel gerufen war und

Digitized by Google

sich dort mit der anderen inzwischen an den Mühlbergen versammelten Kavallerie vereinigt hatte, den Befehl, mit einem Dragonerregiment gegen die linke Flanke des Feindes anzureiten. Im Strichfeuer der russischen Batterien wendet sich das Regiment und flieht, indes der Prinz mit seinem Stabe allein vorausreitet, in den Elsbusch.

Ebenso erfolglos ist gleichfalls vom rechten Flügel aus die Attacke der Puttkamer-Husaren gegen den linken Flügel der Russen am „Tiefen Wege". Sie ward nicht nur des Führers Todesritt.

Auf dem linken Flügel scheiterte die Attacke des Obersten v. Massow und seines Kürassierregiments gegen russische Infanterie an dem Feuer der Batterien auf dem Großen Spitzberg.

Inzwischen hatte sich fast die gesamte preußische Kavallerie nach dem linken Flügel in die Gegend des Kleinen Spitzberges gezogen. Ihre Führung übernahm der Generalleutnant v. Platen. Zur Entlastung der Infanterie ließ er das Dragonerregiment Schorlemer den Großen Spitzberg attackieren, um dort die Batterie zum Schweigen zu bringen. Doch in dem Hagel der Geschosse stoben die Reiter auseinander wie Spreu im Winde. Kaum hatten die übrigen Regimenter die Seenkette überschritten, da zeigte sich von den Falkensteinbergen her feindliche Kavallerie. Platen attackierte. Ein heftiger Reiterkampf, ein Gewoge hin und her, nach einer halben Stunde ist die preußische Reiterei in wilder Flucht zurückgeschlagen.

Damit ist auch das Schicksal der Infanterie endgültig besiegelt. Vergebens sucht der König selbst das Verhängnis aufzuhalten. Er ergreift eine Fahne vom Regiment Prinz Heinrich. „Wer ein braver Soldat ist, der folge mir."

Zwei Pferde waren ihm unter dem Leibe erschossen, sein Rock war von Kugeln durchlöchert, an einem goldenen Etui in seiner Tasche war ein Geschoß abgeprallt, inständigst bat ihn seine Umgebung, sich dem Feuer nicht weiter auszusetzen. „Wir müssen hier alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen und ich muß hier so gut wie ihr meine Schuldigkeit tun", war seine Antwort.

Noch einmal stürzten die Preußen todesmutig durch den Kuhgrund und zu seinen beiden Seiten vorwärts, doch auch dieser letzte Ansturm muß der Übermacht erliegen.

Als alles zurückflutet, reitet der König nach den Mühlbergen, wo es ihm gelingt, unter dem Schutz der dort stehenden Batterie zwei Bataillone Lestwitz noch einmal zum Frontmachen zu bringen. Aber auch hier war es nur ein Augenblickserfolg, die Russen warfen frische Truppen gegen die Höhen vor und ihnen konnte auch diese tapfere Schar nicht lange standhalten.

Unter den letzten verließ der König die Höhe, dann ritt er in

Digitized by Google

Richtung auf die Bäcker-Mühle zurück, geleitet von einer Abteilung Zieten-Husaren. Nur die Entschlossenheit ihres Rittmeisters Prittwitz bewahrte ihn vor der Gefangennahme durch nachsprengende Kasaken. Mit der kleinen Schar erreichte der besiegte Held Oetscher.

Hier im Fährhause verbrachte er die Nacht. Hier auch schrieb er die erste Nachricht an den Minister Finkenstein: „In dem Augenblick, wo ich schreibe, flieht alles und ich bin nicht mehr Herr meiner Leute. Man wird in Berlin wohl daran tun, an seine Sicherheit zu denken. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube alles verloren. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Adieu für immer."

Kein Unverwundeter wurde inzwischen über die Brücke gelassen, alle Zurückkommenden am Fluß gesammelt und in Verbänden geordnet, so daß um 4^0 am nächsten Morgen die Reste der Armee geschlossen die Oder zu überschreiten vermochten. Der König schlug sein Hauptquartier im Schloß zu Reitwein auf.

In seinen Generalprinzipien hatte er vor Jahren den Gedanken geäußert: „Derowegen muß ein General in diese Stücke wie ein Kommödiant sehen und sein Gesicht so componieren, wie es die Rôle erfordert, welche er spielen will, und sollte er zu gewissen Zeiten solches nicht über sich gewinnen, noch Meister von sich sehen können, so muß er lieber eine Krankheit affectieren oder einen anderen spezieusen Praetext ausdenken, um das Publikum von den rechten Ursachen abzuführen."

Vielleicht erinnerte sich der König jetzt, als er Preußens Ende nahe glaubte, dieser Gedanken. Am 13. nachmittags oder am 14. befahl er: „Weilen mir eine schwere Krankheit zugestoßen, so übergebe ich das Kommando meiner Armee während der Krankheit bis an meine Besserung an den General Finck."

Der General erhielt sogleich die folgende Instruktion: „Der General Finck kriegt eine schwere Kommission. Die unglückliche Armee, die ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande, mit die Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Loudon auch. Gehet der General Finck diese beide nach, so kommen die Russen ihm in den Rücken; bleibet er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik diesseits. Indessen so glaube, daß wenn Loudon nach Berlin wollte, solchen könnte er unterwegs attackieren und schlagen. Solches wor es gut gehet, giebt dem Unglück einen Anstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen, ist sehr viel bei diesen desparaten Umständen. Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Cöper, mein Secretär geben. Er muß meinen Bruder, den ich Generalissimus bei der Armee declariret habe, von allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherzustellen gehet nicht an; indessen was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinem

Digitized by Google

Neveu muß die Armee schwören. Dieses ist der einzige Rat, den ich bei den unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin; hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich dabei geblieben."

Früher hatte der König an Voltaire seinen Grundsatz erklärt: „Es gilt für sein Vaterland zu kämpfen und zu sterben, wenn man es retten kann; und kann man es nicht retten, so ist es schmachvoll, es zu überleben."

In diesen Worten dürfte der Schlüssel für seine seelische Stimmung nach Kunersdorf liegen. Er war auf dem Rückzug noch Zeuge schrecklicher Bilder gewesen, ja, in jenen Stunden der Abspannung und der Verzweiflung glaubte er nur noch seinen Offizieren, nicht mehr den eigenen Truppen vertrauen zu dürfen.

Doch der Held, der jahrelang allein gegen Österreicher, Russen, Franzosen, Reichstruppen und Schweden gekämpft hatte, hier errang er seinen schwersten Sieg. Sicherlich erschien ihm in diesem Augenblick der ganze Handel verächtlich, er selbst „der Kreisel des Glückes, mit dem es sein Spiel treibt", nichtig der Ruhm, der den Jüngling gelockt, schal und leer alle irdische Größe und erwünscht nur ein Ende.

Aber er zwang das eigene Herz und sein Verlangen nach Ruhe. Er lernte es glauben, wenn d'Argens schrieb: „Wenn Sie sterben, dann klagt Ihr Volk Sie unaufhörlich wegen seines Unglücks an. Wenn Sie leben, dann mögen die Dinge eine Wendung nehmen wie sie wollen, es wird Sie anbeten, denn Sie allein können es aus dem Verderben retten, in das es versinken muß, sobald es Sie verliert." So bannt er die Anwandlung menschlicher Schwäche, die auch dem Helden nicht fremd bleibt, in kühnem Entschluß: „Ich will mich auf ihren Weg stellen und mir den Hals abschneiden lassen oder die Hauptstadt retten. Ich denke, das ist Ausdauer genug. Für den Erfolg will nicht stehen. Hätte ich mehr als ein Leben, ich wollte es für das Vaterland hingeben."

Dieser Kampf in seines Königs Seele war eine der schwersten Krisen, durch die Preußen hindurchgehen mußte. In diesen Stunden entschied sich sein Geschick und dieser Stunden dürfen wir dankbar gedenken.

Noch am 16. übernahm der König wieder den Befehl und schrieb schon zuversichtlich dem Prinzen Heinrich: „Im Augenblick, da ich Ihnen unser Unglück ankündigte, schien alles verzweifelt; das soll nicht heißen, daß die Gefahr nicht noch sehr groß wäre, aber rechnet darauf, solange ich die Augen offen haben werde, daß ich für den Staat einstehen werde, wie es meine Pflicht ist."

Von allem, was er befürchtete, geschah nichts. Das „Mirakel des Hauses Brandenburg", wie es der König nannte. „Der nächste Zug, den er seinen Gegnern auf dem Schachbrett zutraute, lag außerhalb von deren Strategie."

Digitized by Google

Wir haben den König durch die Tage begleitet, in denen die Majestät des Unglücks ihn beschattete.

„Unglück ist der Prüfstein der Seele", sagt der große Brite. Auch des Königs Charakter ist im Feuer der Not geglüht und gestählt und so zum Edelmetall geworden. So entsteht menschliche, so heldische Größe.

Zwar bleichte in diesen Jahren des Königs Haar, furchte sich immer tiefer seine Stirn, ward er selbst vor der Zeit der „alte Fritz", doch zugleich Friedrich der Große. Aus dem Helden, der sein Schwert zog, um Ruhm zu erwerben, ward der erste Diener des Staates, der sein ganzes Sein dem Vaterlande opferte. Lange bevor der Weise von Königsberg die berühmte Formel fand, lebte dieser König den kategorischen Imperativ der Pflicht. Das heißt „fritzisch" und seitdem preußisch fühlen und handeln und das sei, komme was da kommen mag, unseres Großen Königs Mahnung von seinem Erinnerungstag an uns alle:

„Man muß seine Pflicht tun und sich vor Unglücksfällen nicht fürchten. . . Ja, ich versichere Ihnen, si ce n'etait le point d'honneur."

Digitized by Google

Von Wollwitz bis Leuthen.

Vortrag, gehalten am 24. Januar 1912 zur Feier des 200. Geburtstages Friedrichs des Großen

von

Deutelmoser,

Hauptmann und Kompagniechef im 7. Rheinischen Infanterieregiment Nr. 69.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Als Friedrich II. am 31. Mai 1740 den Thron seines Vaters bestieg, begann für Preußen eine neue Zeit.

Fest war das innere Gefüge des Staates, den der junge Herrscher übernahm, vortrefflich insbesondere seine Armee. Aber nach außen hin „war der brandenburgischen Staatskunst der Mut des Entschlusses, das stolze Vorrecht der Initiative verloren gegangen, wie einst vor den Tagen des Großen Kurfürsten".*) Die Preußen schießen nicht, so spotteten die, deren ränkevoller Mißgunst es bisher gelungen war, dem aufstrebenden Königreich seinen wohlverdienten Platz an der Sonne streitig zu machen.

Aber bald schon sollte sich erfüllen, was Voltaire von dem Tatendrang des neuen Regenten erwartete: daß er seinen Völkern den Funken des Prometheus zutragen werde. Ganz anders freilich, als der französische Schöngeist es gemeint hatte, dem es darum zu tun gewesen war, „die lautere Flamme der Kunst und Wissenschaft"*) entfachen zu helfen.

Der händelsüchtige Bischof von Lüttich, mit dem ein Streit um die Herrschaft Herstal schwebte, war der erste, dem preußische Soldaten den Willen ihres Königs mit größerem Nachdruck kundtaten, als es den Diplomaten bisher geglückt war. Er fügte sich an demselben Tage,**) als Kaiser Karl VI. zu Wien die Augen schloß, und sich Preußen plötzlich die Gelegenheit bot, statt des leidigen Wort- und Federkrieges um Jülich-Berg eine größere Sache in Angriff zu nehmen: die Wahrung seines geschichtlichen Rechtes auf Schlesien.

„Ich werde meinem Fieber den Laufpaß geben, denn ich habe meine Maschine nötig", schrieb der kranke König, als er die Todesbotschaft erhielt.

Seine Ratgeber Podewils und Schwerin wollten erst die Mittel der Diplomatie erschöpfen, ehe gehandelt würde. Aber Friedrich hatte aus den üblen Erfahrungen seines Vaters gelernt. „Wir würden uns bla-

*) Koser, Friedrich der Große, Bd. I.

**) 20. Oktober 1740.

Digitized by Google

mieren, wenn wir in Wien unterhandeln wollten." Mit diesen Worten wies er den Vorschlag zurück.

Am 16. Dezember überschritt er mit 21 000 Mann die Grenze, und Ende Januar war ganz Schlesien bis auf die Festungen Glogau, Brieg und Neiße in seinem Besitz.

Militärisch war der Entschluß zunächst gefahrlos gewesen, denn der König hatte genau gewußt, daß weder Österreich noch eine andere Macht vor dem Frühjahr ein ebenbürtiges Heer gerüstet haben konnte. Desto kühner aber war die politische Tat, denn ohne jeden Bundesgenossen galt es nun, das Gewonnene zu behaupten, während das Land des Königs der Grenzstriche, wie Voltaire seinen Gönner spottend nannte, den mächtigen Bürgen der Pragmatischen Sanktion beinahe schutzlos preisgegeben war.

In breiter dünner Front standen die zum Schutze Schlesiens bestimmten preußischen Truppen von Liegnitz bis zu dem Karpathen-Passe von Jablunka verteilt. Erst im März, als Glogau durch nächtlichen Sturm genommen und dem Feinde größere Regsamkeit zuzutrauen war, zog der König den linken Flügel nach Troppau heran. Doch glaubte er noch am 1. April, von Schwerin beeinflußt, den Gegner über den Raum von Braunau bis zur Grenze Ungarns verzettelt.

In Wirklichkeit aber marschierte ein feindliches Heer unter Feldmarschall Neipperg schon seit dem 29. März von Olmütz auf Neiße. Es benutzte nicht die große Straße über Jägerndorf, wo der König mit einem Teil seiner Truppen bereitstand, sondern den für ungangbar geltenden Nebenweg über Engelsberg—Würbenthal.

Am 2. April gewann der König plötzlich Klarheit. Er war mit seinem kleinen Korps in größter Gefahr, erdrückt oder abgeschnitten zu werden.

Schnell leitete er jetzt die Versammlung der Armee zur Schlacht in die Wege. Bei Sorge wollte er über die Neiße gehen, um vor dem Kampf die Verbindung mit dem wichtigen Parkplatz Ohlau wiederzugewinnen. Doch Neippergs Vorsprung war schon zu groß. Die Preußen mußten über Michelau und Löwen ausholen, und auch von hier aus war Ohlau, wie sich am 8. April erwies, nicht mehr ohne Kampf zu erreichen, da der Feind schon bis Grottkau gelangt war. Am 9. ließ der König die erschöpften Truppen rasten. Am 10. schritt er zum Angriff mit verwandter Front: zu seiner ersten Schlacht.

Klar schien die Sonne auf den leicht gefrorenen Schnee, als die Armee in fünf Kolonnen von Alzenau antrat. Zwischen Hermsdorf und Pampitz wurde um die Mittagsstunde aufmarschiert, da der Feind, nach einer nur teilweise richtigen Meldung, in Grüningen, Mollwitz und Hünern liegen sollte. Um 1^{30} ging es mit klingendem Spiel und flattern-

Digitized by Google

den Fahnen weiter. Der linke Flügel hing etwas ab, da sein Aufmarsch sich durch Mangel an Platz verzögert hatte.

Jetzt zeigten sich auf der Windmühlenhöhe östlich von Mollwitz feindliche Reitermassen. Südlich von ihnen Infanterie, zum Teil schon gefechtsbereit, zum Teil noch im Anmarsch von Laugwitz her.

Die Preußen blieben im Vorgehen. Das schwere Geschütz vor ihrer Front beschoß die Kavallerie mit guter Wirkung. Schon war der rechte Flügel auf 1300 m an den Feind heran, da schwenkte dessen Reiterei ganz plötzlich auf Grüningen ab. Eine kurze Flankenbewegung: dann war die Front wiederhergestellt und in langem Galopp gings los auf den preußischen Flügel. Pistolenschüsse und wildes Gebrüll erfüllten die Luft. Die schwache Kavallerie des Königs wurde im ersten Ansturm geworfen, er selbst im Getümmel mit fortgerissen, nachdem er entschlossen und tapfer versucht hatte, die nächsten Schwadronen zum Gegenangriff zusammenzuraffen. Die schweren Geschütze fielen in Feindes Hand. Nur die Infanterie behauptete sich. An ihrem Feuer brach sich der Anprall der feindlichen Massen. Ein Teil von ihnen wich auf die Flügel der eigenen Infanterie, der andere auf Hermsdorf aus.

Unterdessen war der König glücklich der Gefahr entronnen und wieder zum rechten Flügel zurückgekehrt, wo sich auch ein Teil der geworfenen Kavallerie aufs neue geordnet hatte. Doch eine zweite Attacke von Hermsdorf und Grüningen her sprengte sie jetzt vollends auseinander. Es glückte sogar einzelnen Abteilungen des Feindes, in den Raum zwischen beide Infanterietreffen einzudringen. Überall zerschellte indes der Angriff auch diesmal an dem heftigen Feuer, das ihm entgegenschlug. Die Stoßkraft der feindlichen Reiterei war nun erschöpft. Ihre aufgelösten Massen zerstreuten sich plündernd in die nächsten Dörfer.

Es war gegen 3^{30}. Die Infanterie des Königs hatte sich gut gehalten. Erschüttert aber war sie immerhin. Schon während der ersten Attacke hatte das vordere Treffen ohne Befehl gefeuert, und als bei der nächsten das zweite Treffen plötzlich feindliche Reiter vor sich gesehen hatte, waren auch dort die Gewehre von selber losgegangen. Das waren bedenkliche Zeichen. Auch auf die Führer hatte die Wucht der Angriffe tiefen Eindruck gemacht. Die Kavallerie des rechten Flügels war aus dem Felde geschlagen und die Artillerie zum größten Teil gefechtsunfähig. Inzwischen hatte der Gegner auch Zeit gefunden, seinen Aufmarsch zu beenden. Seine Artillerie begann schon wirksam zu feuern. Der Ausgang der Schlacht war zweifelhaft.

Mit großer Bestürzung hatte Feldmarschall Schwerin den König mitten unter den feindlichen Reitern gesehen. In der Besorgnis, daß er auch weiterhin rücksichtslos die Gefahr aufsuchen würde, beschwor er ihn, das Schlachtfeld zu verlassen und sein Leben dem Staate zu erhalten.

Digitized by Google

Der König lehnte dieses Ansinnen anfangs rundweg ab. Als sich jedoch die Attacken wiederholten und auch beim zweiten Treffen Unordnung eintrat, bestürmte Schwerin seinen Herrn, von dessen Adjutanten unterstützt, aufs neue mit dringlichen Bitten. Und diesmal gab der König nach. Er ritt zunächst zur Bagage, wo er ein paar wichtige Papiere an sich nahm. Einen Offizier entsandte er zum Fürsten von Anhalt mit der Meldung, daß die Schlacht verloren sei. Dann schlug er mit wenigen Begleitern die Richtung über Löwen nach Oppeln ein.

Den Befehl auf dem Schlachtfeld übernahm, als Friedrich es verließ, der Feldmarschall Schwerin.

Die Unterführer ließen ihn fragen, wohin der Rückzug gehe. „Auf den Leib des Feindes!" antwortete er stolz. Mit markigen Worten schuf er wieder Ordnung und Zuversicht unter den Leuten. Dann ließ er von neuem antreten.

Geschlossen wie eine Mauer rückte die preußische Infanterie jetzt vor, eingehüllt in den Pulverrauch ihres Pelotonfeuers, dessen Salven unaufhörlich rollten. Mit ruhiger Sicherheit wurden zwei neue Reiterattacken abgewiesen. „Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Superberes gesehen zu haben", schrieb ein österreichischer Augenzeuge. „Sie marschierten mit der größten contenance und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als wie ein stetes Donnerwetter."

Wohl rissen auch die feindlichen Geschosse manche Lücke, aber jede schloß sich sofort durch Ersatz aus dem zweiten Treffen, und niemand achtete der Gefallenen weiter, als daß er ihnen die Patronen abnahm. Vergebens suchte der Feldmarschall Neipperg auch seine Leute zum Vorgehen zu bringen. Sie starrten wie gebannt auf die feuerspeienden Linien der Preußen und ballten sich zu dichten Haufen um ihre Fahnen.

Jetzt suchte der österreichische Führer die klaffenden Lücken auf seinem schwer gefährdeten linken Flügel auszufüllen, indem er von rechts nach links heranschließen ließ. Aber sofort erkannte der verwundete Schwerin, daß sich so die Möglichkeit bot, den verkürzten rechten Flügel des Gegners zu umfassen. Er befahl seinem linken Flügel, beschleunigt vorzugehen. Das brachte die Entscheidung. Um 6" abends gab Neipperg den Befehl zum Rückzug. Seine geschlagene Armee erreichte in der Nacht noch Grottkau. Die Verfolgung der Sieger fand am Conradswaldauer Bach ein Ende.

Während so die preußische Infanterie ihre ersten blutigen Lorbeeren pflückte, ritt der junge König, seine Sache verloren glaubend, in trüben Gedanken dahin. Gegen Mitternacht erreichte der kleine Reitertrupp Oppeln, das voraussichtliche Rückzugsziel der Armee. Die Tore der

Digitized by Google

Stadt waren zu, die Fallgatter herabgelassen. Um Einlaß zu erhalten, rief das Gefolge die Wache an und gab sich als Preußen zu erkennen.

Da plötzlich krachten Schüsse. Feindliche Husaren rissen die Gitter hoch und stürzten hervor. Aber ehe sie den König erreichen konnten, hatte dieser sein Pferd herumgeworfen und war im Dunkel der Nacht verschwunden. Nur einige seiner Begleiter wurden gefangen. Er selbst traf gegen Morgen wieder in Löwen ein. Dort fand er den Adjutanten des Erbprinzen Leopold mit der Siegesbotschaft.

Mit welchen Gefühlen mag der König sie vernommen haben!

Freilich, „Verdruß, Bitterkeit, Beschämung, alle andern Empfindungen überwog doch nach den furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen der letzten acht Tage die helle Freude. Auch brauchte der König vor den Truppen, die ihn im Schlachtgewühl gesehen hatten, den Blick nicht zu senken."*) Der Besitz von Niederschlesien war gesichert, die Verbindung über Ohlau mit der Heimat wiedergewonnen. Gleichwohl kam das Gefühl der vollen Befriedigung in dem jungen Feldherrn nicht auf.

Keineswegs nur darum, weil Oberschlesien zunächst verloren blieb, solange Neipperg sich bei Neiße behaupten konnte. Weit unerfreulicher noch war es, daß die preußische Reiterei in der Schlacht so ganz versagt hatte, denn die Kavallerie war damals oft die entscheidende Waffe im Kampf. „Unsere Infanterie seindt lauter Cäsars und die Officirs davon lauter Helden", schrieb der König in berechtigter Begeisterung an den Alten Dessauer, den verdienten Drillmeister des preußischen Heeres, „aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holet."

Da war also viel zu bessern. Indes auch mit sich selber war der König nicht zufrieden, und gerade das ist ganz besonders lehrreich. „Mollwitz war meine Schule", sagt er in der „Histoire de mon temps". „Ich stellte tiefe Betrachtungen über meine dort begangenen Fehler an, aus denen Ich in der Folge Nutzen zog."

Allzu methodisch war er nach seinem eigenen Urteil verfahren, als er die Armee zwischen Hermsdorf und Pampitz aufmarschieren ließ. Über dem sorgsamen Aufbau der Schlachtfront hatte er versäumt, die taktische Schwäche des Gegners zu benutzen, der um diese Zeit noch lange nicht gefechtsbereit war, sondern mit dem größten Teil seiner Infanterie erst von Laugwitz herangerückt kam. Doch dieser Fehler wog vergleichsweise leicht gegenüber dem andern, daß der König im Kampfe selbst zu früh am Erfolge verzweifelt hatte. Nur Mangel an Erfahrung war der Grund gewesen, daß er fremder Sorge sein Ohr nicht verschlossen hatte. Wes Geistes Kind er wirklich war, das hat er später oft genug bewiesen. Der Mann, der bei Kolin, vom Willen zum Siege ganz durchdrungen, allein

*) Koser, a. a. O.

Digitized by Google

den feindlichen Feuerschlünden entgegenritt, der bei Kunersdorf, den Degen vor sich in den Sand gesteckt, noch standhielt, als alle andern wichen, der mit zerschossenem Rock, gewaltsam fast vom Schlachtfeld geführt werden mußte: das war der König in seiner wahren Gestalt — nicht jener Neuling, der bei Mollwitz vor dem eigenen Siege floh. Er hat dem Feldmarschall Schwerin den üblen Rat von damals nie vergessen.

Wie hätte die Welt wohl geurteilt, wenn der König vor Oppeln einer feindlichen Kugel zum Opfer gefallen wäre? Wohlwollende Nachsicht allenfalls hätte sie übrig gehabt für das Andenken dessen, der heute unter den Gewaltigsten im Buche der Geschichte verzeichnet steht. „Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden." Dies Dichterwort gilt für die Größten selbst auf Erden. Wer über andere zu richten hat, bedenke es wohl!

Im Gegensatz zu den Mängeln seiner Gefechtsführung zeigt sich der König aber schon in diesem seinem ersten Feldzuge als Meister der Operation.

Zwar war die zersplitterte Aufstellung vom Januar bis zum April, so sehr sie dem Geschmack der Zeit entsprach, nicht glücklich gewesen. Sie war zu sehr auf reine Abwehr zugeschnitten und krankte an dem Fehler, den Friedrich später selbst einmal mit den Worten bezeichnet hat: „Wer alles defendieren will, wird nichts defendieren." In den Heeresbewegungen des Königs von Jägerndorf bis Mollwitz zeigt sich hingegen schon ganz unverkennbar der Feldherr der Zukunft. Mit doppelter Klarheit, wenn man Neippergs Verfahren dagegenhält.

Als der feindliche Marschall am 4. April in Zuckmantel hört, daß der König vereinzelt bei Neustadt steht, nutzt er die Gunst der Lage nicht zu dem sofortigen Angriff aus, der damals den Feldzug zweifellos zu Österreichs Gunsten entschieden hätte. Sein Streben geht nur auf die Gewinnung der Stützpunkte Neiße und Brieg. Wohin er sich von Grottkau wenden sollte, hat er eingestandenermaßen selber nicht gewußt.

Der König hingegen handelt mit klarer Sicherheit. Schnell sammelt er seine Kräfte, soweit es Raum und Zeit nur irgend erlauben, und sobald das geschehen ist, sucht er entschlossen die Schlacht. Das mag uns heute selbstverständlich scheinen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir es eben König Friedrich verdanken, wenn wir so weit vorgeschritten sind.

Den militärischen Zunftleuten jener Zeit ging nichts über ihre Methode, und diese lief durchaus nicht darauf hinaus, das feindliche Heer vernichtend zu schlagen, um so die politische Macht des Gegners zu brechen. So plumpe und, bei den teuern Werbeheeren, kostspielige Mittel liebte man nicht. Nur im äußersten Notfall nahm man seine Zuflucht zu ihnen. Die Höhe der Führerkunst sah man in einer auf Ermüdung des

Digitized by Google

Gegners berechneten Manöverstrategie. Sie war im Gegensatz zu heute möglich, weil das Wirtschaftsleben weniger entwickelt war und nicht so unmittelbar vom Kriege berührt wurde, wie in der Gegenwart. Der König war es, der hier Wandel schuf, das wahre Wesen des Krieges wiedererkannte und nicht mehr Landstriche oder Festungen, sondern das feindliche Heer, die Quelle der feindlichen Macht, zum Gegenstande der Operationen machte. In dieser Hinsicht ist er schon im Ersten Schlesischen Kriege den überlieferten Anschauungen weit voraus.

Sein Verhalten nach der Schlacht bei Mollwitz bis zum Herbst 1741 scheint damit allerdings im Widerspruch zu stehen. In wechselnden Lagern, bei Mollwitz, Grottkau und Strehlen, beschränkt er sich auf die bloße Beobachtung des geschlagenen Feindes, der, auf Neiße gestützt, frische Kräfte sammelt und von Anfang August ab sogar wieder neue Unternehmungslust zeigt. Auch als Neipperg in die Gegend von Frankenstein rückt, greift Friedrich nicht an, sondern verändert zunächst nur die Front, um besser zur Verteidigung gerüstet zu sein. Aus Besorgnis um sein großes Magazin in Schweidnitz bezieht er schließlich am 21. August ein neues Lager bei Reichenbach, wo er bis zum 7. September wiederum abwartend stehen bleibt.

Und dennoch hatte er gerade in dieser Zeit des scheinbaren Zauderns alles aufgeboten, um einen Plan von größter Tragweite zur Tat zu machen. Nichts Geringeres wollte er, als die völlige Zertrümmerung der habsburgischen Macht.

Schon vor der Schlacht bei Mollwitz hatte er mit Frankreich wegen eines Bündnisses unterhandelt. Der Sieg beschleunigte dessen Abschluß, denn er trug den Ruf der preußischen Truppen in alle Lande und machte des Königs Freundschaft begehrenswert. Schweden, Sachsen und Bayern waren mit im Bunde, um dem wittelsbachischen Kurfürsten die Kaiserkrone zu gewinnen. Jetzt galt es zunächst, den Operationsplan festzulegen.

„Ein langer Krieg kann mir nicht zusagen", erklärte der König. „Es ist nicht mehr die Rede davon, mit stumpfen Waffen zu kämpfen. Das also sind meine drei Artikel: nachdrücklich, schnell und von allen Seiten zugleich." Durch einen konzentrischen Vormarsch auf Wien wollte er Österreichs Macht den Todesstoß versetzen. Fürwahr ein Plan, der eines großen Feldherrn würdig war.

„Von allen Seiten zugleich" — in diesen Worten liegt die Erklärung für Friedrichs Abwarten. Die verbündeten Heere sollten erst näher heran sein, bevor die letzte Entscheidung fiel. So beugte man Rückschlägen vor und erreichte das Ziel ohne allzuschwere Opfer, denn Neippergs Armee war die einzige, die Maria Theresia damals im Felde stehen hatte.

Das alte Verhängnis aber, das seit Menschengedenken über dem

Digitized by Google

Handeln kriegerischer Bundesgenossen geschwebt hat, es waltete auch hier. Zu unanfechtbar richtig war des Königs Plan, als daß ihn Frankreich hätte gutheißen können. Der Marsch auf Wien mußte unbedingt die Wirkung haben, daß Neipperg zum Schutz der bedrohten Hauptstadt aus Schlesien abzog. Dann aber hätte ja der König von Preußen nicht mehr allein die Gefahr und Last des Entscheidungskampfes getragen. Die Franzosen hätten beides mit ihm teilen müssen.

So kam es zu der unvermeidlichen Halbheit, dem Zuge des verbündeten Heeres nach Prag. Vergebens strebte Friedrich jetzt, aus eigener Kraft seinen großen Gedanken wahr zu machen. Der Versuch, den Feind durch eine überraschende Umgehung über Münsterberg—Ottmachau von Neiße abzuschneiden, scheiterte an Neippergs Wachsamkeit. Seinen Bundesgenossen entfremdet und zurzeit außerstande, den Gegner zum Kampfe zu stellen, schloß der König am 9. November jenen unglücklichen Sondervertrag von Klein-Schnellendorf, der Österreichs Rettung war und Preußens Verhängnis. „Der Knoten seiner Geschicke war jetzt geschürzt", sagt Koser, Friedrichs berühmter Biograph. „Eine Gelegenheit, wie er sie sich im Herbst 1741 hat entgehen lassen, sollte ihm nie wieder zulächeln. Der Fehler von Klein-Schnellendorf ließ sich in einem langen Leben nicht wettmachen. Die Schuld mußte dereinst gebüßt werden in unermeßlichem Leiden."

Aber sollen wir heute trauern, weil alles so gekommen ist? Trauern darüber, daß unserm Volk der zweite Krieg um Schlesien und das furchtbare siebenjährige Ringen um Sein oder Nichtsein nicht erspart geblieben ist? Es müßte schlecht um unsere nationale Mannheit stehen, wenn wir das wollten! Gewiß: viel reichen Besitz und manch blühendes Leben hat jener Riesenkampf vernichtet, aber so wenig wir in diesen Gütern das Höchste auf Erden sehen, so wenig wollen wir den sittlichen Gewinn unterschätzen, der mit solchen Opfern erkauft worden ist. Eine Quelle lebendiger Kraft ist jene Zeit bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges ist das Hohe Lied der preußischen Unüberwindlichkeit. Im Sturm und Drang der schweren Prüfungsjahre erst ist König Friedrich auch zu jener einsamen Höhe emporgestiegen, wo nur für die wenigen Auserwählten der Menschheit Platz ist. Nur so ist er für alle Zeit zum leuchtenden Vorbild wahrer Mannestugend und Feldherrngröße geworden.

Das zeige ein kurzer Blick auf den Feldzug von 1757, das Jahr seiner ersten Niederlage und seiner herrlichsten Siege.

Frankreich und Rußland hatten sich mit Österreich verbündet, um Preußen zu zertrümmern. Man glaubte in Wien, daß Friedrich den Kampf gegen diese erdrückende Übermacht nur in gemessener Verteidigung

Digitized by Google

führen könne. In aller Ruhe nahm man sich trotz der deutlichen Mahnung, die in den preußischen Erfolgen von Pirna und Lobositz lag, die Zeit, den Feldzug umständlich vorzubereiten. Der König aber dachte nicht daran, den Gegnern diese Zeit zu lassen. Aus dem eroberten Sachsen brach er selbst, aus Schlesien Schwerin in Böhmen ein, um den Hauptfeind, Österreich, zu schlagen, bevor die andern auf dem Plan erschienen.

Zwar glückte es den zersplitterten Heeresgruppen des überraschten Gegners, sich größtenteils nach Prag zu retten, aber die Armee, die Prinz Karl von Lothringen dort am 30. April übernahm, war in der traurigsten Verfassung. Der eilige Rückzug hatte Verwirrung und Mutlosigkeit in ihre Reihen gebracht, und Feldmarschall Browne, der in Böhmen kommandiert hatte, wünschte sich voller Verzweiflung den Tod.

Auch in Wien herrschte helle Bestürzung. Sie wurde nicht geringer, als die Hiobspost kam, daß Friedrich am 6. Mai bei Prag das Heer des Prinzen Karl geschlagen und in die Festung zurückgeworfen habe.

Leicht war der Sieg den Preußen freilich nicht geworden. Ihren ersten Ansturm hatten die Österreicher blutig abgewiesen. Aber Friedrich hatte bei Mollwitz für immer verlernt, sich vor der Zeit überwunden zu geben. Ihn schreckte es nicht, daß Tausende seiner Getreuen die Wahlstatt bedeckten und Feldmarschall Schwerin, eine Fahne in der Hand, den Heldentod fand. Zu neuem Angriff und zum Siege hatte sein starker Wille die noch frischen Kräfte fortgerissen.

Noch härtere Arbeit aber stand bevor. Prag leistete unerwartet zähen Widerstand, und der König mußte am Ende selbst den Schutz der Belagerung gegen Dauns Entsatzheer übernehmen. Er schuldete es seinem eigenen Rufe und dem seiner tapferen Armee, auch diese Aufgabe angriffsweise zu lösen.

Wie bei Prag, so sollte am 18. Juni auch bei Kolin der entscheidende Stoß die rechte Flanke des Gegners treffen. Doch Daun gelang es, den bedrohten Flügel noch beizeiten zu verlängern. Von der Kavallerie nicht zur Genüge unterstützt, brach die ruhmreiche preußische Infanterie unter der Wucht erdrückender Übermacht zusammen. Der nie besiegte königliche Kriegsheld war geschlagen und nur der furchterweckenden Macht seines Namens dankte er es, daß Daun nicht wagte, ihn ganz zu vernichten.

Welch ein betäubender Schlag für den bisher vom Glücke verwöhnten Feldherrn! Dahin für immer war die stolze Hoffnung, Österreichs Macht zu brechen; dahin der Schimmer der eigenen Unbesiegbarkeit. „Die furchtbarste Koalition, die Europa je geschaut hatte",*) stand gegen den König in Waffen, während die Blüte seiner braven Infanterie auf Böhmens Feldern dahingemäht lag.

*) Koser, a. a. O.

Digitized by Google

Wäre es ein Wunder, wenn ihn der Wunsch nach einer erlösenden Kugel beschlichen hätte, als hinter ihm die letzten vierzig Tapfern vom Regiment Anhalt niedersanken, die er selbst um ihre zerschossene Fahne geschart und unter klingendem Spiel gegen die Batterie bei Chozenitz vorgeführt hatte? Gewiß nicht! Aber dennoch blieb die Ohnmacht, die den König befiel, als er tags darauf im Lager vor Prag nach 36stündigem Ritt aus dem Sattel stieg, der einzige Tribut, den er menschlicher Schwachheit zollte.

Am zweiten Tage nach der Niederlage schon galt all sein Denken nur noch neuem Kampf und Sieg. Die Tränen, die seine Wangen netzten, als er bei Nienburg die gelichteten Reihen des I. Bataillons Garde, seiner Lieblingstruppe, wiedersah, sie waren kein Zeichen hilflosen Kleinmuts. Der Grimm des verwundeten Löwen sprach aus ihnen.

Und einem Löwen gleich, zum Sprung bereit, so sehen wir ihn später an jenem 5. November bei Roßbach Ausschau halten nach den Höhen zwischen Mücheln und dem Taubenholz, wo die Franzosen und Reichstruppen lagern.

Beim Morgengrauen hat sich Bewegung im feindlichen Biwak gezeigt. Will der Gegner abziehen oder was plant er sonst? Das ist die Frage. Schon hat er, nach Süden rückend, Zeuchfeld erreicht, da biegt er plötzlich nach Osten ab. An Pettstädt geht sein Marsch vorbei auf Reichardtswerben. Jetzt aber weiß der König Bescheid. Der doppelt überlegene Feind will ihn umgehen und in der linken Flanke fassen. Nun gilts zu handeln!

Rasch sind die preußischen Zelte abgebrochen. Auf Kayna rückt die Armee, und der Gegner jubelt, als sie seinen Blicken hinter den Lunstädter Höhen entschwindet. Es handelt sich ja nur noch darum, ihr Entkommen zu verhindern. Niemand ahnt, daß das preußische Heer, durch die Hügelkette gedeckt, mit klopfenden Pulsen den Kampf erwartete.

An der Lunstädter Rüster hält König Friedrich. In dicht geschlossener Masse sieht er den Gegner nahen. Voraus die Kavallerie. Als diese die Gegend nördlich von Reichardtswerben erreicht hat, blitzt es am Janushügel auf. Es sind die schweren Geschütze der Preußen. Noch ist der Donner ihrer ersten Schüsse nicht verhallt, da tönen schmetternde Signale vom Pölzen-Hügel herüber, und dem Sturmwind gleich kommt Seydlitz mit 38 Schwadronen herangefegt. In Front und beiden Flanken faßt er die feindlichen Reitermassen und jagt sie in kopflose Flucht.

Jetzt aber naht, vom König selbst geführt, die preußische Infanterie. In Staffeln vom linken Flügel geht sie vor, zwischen Reichardtswerben und Nahlendorf durch. Vergebens sucht die verbündete Armee sich aus ihrer ungefügten Marschform zu entwickeln. Sie wird von beiden Seiten umklammert, und als die Verwirrung am größten ist, braust Seydlitz mit

Digitized by Google

seinen Reitern aufs neue heran, Tod und Verderben mit sich führend. Kein Halten gibt es jetzt mehr für den Gegner. In beispielloser Verwirrung flüchtet er der Unstrut zu, bis die sinkende Nacht ihn schützend umfängt.

Die Scharte von Kolin ist ausgewetzt. Des Königs Feinde haben wieder zittern gelernt!

Noch aber stand der gefährlichste Gegner im Felde.

In Schlesien war der Herzog von Bevern hart von den Österreichern bedrängt. Noch während Friedrich ihm zu Hilfe eilte, fiel Schweidnitz, bald darauf auch Breslau und der Herzog selbst in Feindes Hand.

Bei Parchwitz stießen die Trümmer von Beverns Armee zu der des Königs. Kein Wort des Vorwurfes hatte dieser für die geschlagenen Truppen. In seiner berühmten Ansprache an die Generale und Stabsoffiziere riß er alle zu heller Begeisterung mit. Der Zauber seiner Persönlichkeit und der Anblick der Helden von Roßbach ließ auch den gemeinen Mann des besiegten Heeresteiles alle Verzagtheit von sich werfen.

Zwar: düster sah die nächste Zukunft aus. In starker Stellung hinter der Lohe standen Prinz Karl und Daun mit doppelter Übermacht. Doch der letzte Grenadier im preußischen Heere teilte seines großen Führers unerschütterlichen Willen, die Österreicher anzugreifen, „und wenn sie auf dem Zobten-Berge oder auf den Kirchtürmen von Breslau stünden".

Als obendrein dann gar die Nachricht kam, daß der Feind seine Stellung verlassen habe und vorgerückt sei, da ging des Königs Wort von Mund zu Munde: „Der Fuchs ist aus dem Loch gegangen. Jetzt will ich seinen Übermut bestrafen!"

Schon ahnte auch den Österreichern Schlimmes. Erschrocken vor der eigenen Kühnheitsregung, hatten sie auf dem linken Ufer der Weistritz wieder halt gemacht.

Wie einst bei Mollwitz deckte Winterschnee das Land, als Friedrichs kleines Heer von Neumarkt aus am 5. Dezember früh, noch in der Dunkelheit zum blutigen Tagewerk antrat.

Bei Borne stieß man im Morgennebel auf den Feind. Nicht der Flügel seiner Hauptmacht war es, wie der König anfangs glaubte, sondern vorgeschobene Kavallerie mit leichten Truppen. Ein ungestümer Angriff von 30 Schwadronen warf sie in wilde Flucht. Voll wütender Kampfgier setzten die preußischen Husaren nach. Sie hatten alte Bekannte von Kolin entdeckt, die sächsischen leichten Reiter, denen eine üble Schuld zu begleichen war. Jetzt wurde sie mit Zinsen heimgezahlt. Erst bei Groß-Heidau kam die tolle Jagd zum Stehen, dicht vor der feindlichen Armee.

Diese war, wie sich nun zeigte, zwischen Sagschütz und Nippern aufmarschiert. Vom Schönberge aus sah sie der König im vollen Waffenglanze vor sich stehen. Jeder Mann in der gewaltigen Linie war zu zählen.

Digitized by Google

Ein Angriff in der Front war aussichtslos. Er hätte zur sicheren Vernichtung geführt. Doch Friedrich kannte die Gegend von den schlesischen Manövern her. Er wußte, daß der linke Flügel die verwundbare Stelle des Gegners war.

Durch ein kurzes Scheinmanöver gegen Frobelwitz lenkte er des Feindes Wachsamkeit in falsche Richtung. Dann bog die Armee nach Süden ab, gedeckt durch die vom Schönberg bis zum Wachberg streichenden Hügel. In der Höhe von Lobetinz schwenkte sie im stumpfen Winkel links, und aus der Linie Schriegwitz—Heideberg schritt sie um 1° nachm. mit Staffeln vom rechten Flügel zum Angriff auf die Sagschützer Höhen.

Trotz der preußischen Minderzahl ist der König hier, am entscheidenden Punkt überlegen. Mit voller Wucht trifft sein Flankenstoß das Korps Nadasdy und rollt es auf, bevor er verstärkt werden kann. Die schräge Ordnung bewährt sich glänzend, denn der verhaltene linke Flügel ist dem Gegenangriff des feindlichen rechten völlig entzogen. Nichts anderes bleibt den Österreichern übrig, als bei L e u t h e n hastig eine neue Front nach Süden zu bilden.

Doch unbeholfen ballen sich hier die Massen zusammen, an vielen Stellen bis zu 100 Gliedern tief.

Vor der lebendigen Mauer stockt der Angriff zwar bei sinkender Sonne. Eine Zeitlang scheint es, als sei seine Kraft gebrochen. Schon setzen gar Luchesches Reitergeschwader vom Schönberg aus zur Attacke gegen des Königs linken Flügel an. Da aber klingt von Westen her der schmetternde Hornruf von Roßbach herüber! In Flanke und Rücken des Feindes brechen die Massen von Driesens Kavallerie zum Gegenstoß ein: Kürassiere, Dragoner, Husaren, an 50 Schwadronen, dazu noch die 30 der Kavalleriereserve unter Prinz Eugen von Württemberg.

Verzweifelt wehrt sich der bestürzte Feind im blutigen Handgemenge, dann aber wälzt sich der brausende Strom, einer Sintflut gleich, dem rechten Flügel des österreichischen Fußvolkes zu — vor ihm her das Entsetzen.

Eine wilde Panik bricht beim Gegner aus. Ganze Bataillone werfen die Gewehre weg und flüchten der Weistritz zu. Was standhält, macht die preußische Infanterie, die jetzt von neuem angetreten ist, mit Bajonett und Kolben nieder.

Ein Bild der grausigsten Verwüstung deckt die Winternacht mit ihrem schwarzen Schleier zu. Die stolze Armee, die tags zuvor so siegesgewiß der Potsdamer Wachtparade gespottet hatte, sie ist nicht mehr. Versprengte Haufen zitternder Flüchtlinge suchen im Schein des Verfolgungsfeuers der Artillerie mit Mühe den Weg durch das verschneite Land. Tausende geben sich den nachsetzenden Reitern gefangen.

Aus den gelichteten Kolonnen der Sieger aber, die im dichten Schnee-

Digitized by Google

gestöber ihrem großen Kriegsherrn durch die Finsternis folgen, tönen über die blutige Wahlstatt hinweg die Klänge des Liedes, das in Preußen seitdem der Choral von Leuthen heißt: „Nun danket alle Gott!"

Im Schloß zu Lissa sah der König einen Teil der Getreuen von Parchwitz wieder. Das Wort, mit dem er tief bewegt für ihren Glückwunsch dankte, ist wahr geworden: „Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen!"

Von Mollwitz bis Leuthen: welch eine Veränderung! Dort der Jüngling, der in kühnem Tatendrang ein gefährliches Wagnis unternimmt, vertrauend auf sein Recht und seinen guten Stern, — hier der gefestigte Mann, der sturmerprobt einer Welt in Waffen trotzt und um Sieg oder Untergang kämpft. Dort der Anfänger, der den Erfolg im letzten Grunde seinem im Grabe ruhenden Vater dankt, dem Schöpfer und Bildner der preußischen Infanterie, — hier der Meister in des Wortes erhabenstem Sinne, der das Geheimnis des Sieges im eigenen, starken Herzen trägt, der einer kleinen, dezimierten Schar den Odem des Heldentums einhaucht. Dort der Neuling, der dem wohlgemeinten aber schlechten Rat des erfahrensten seiner Generale nachgibt, der mögliches für unausführbar hält, — hier der durch eigene Erfahrung unabhängig gewordene, keiner Stütze bedürfende, willensstarke Held, der Wege sieht, wo andere keine finden, der das Unmögliche möglich macht. Welch eine Veränderung und welch ein Fortschritt!

Warum aber muß an einem Gedenktag wie heute gerade davon die Rede sein? Weshalb wird der König nicht bloß auf der Höhe seiner Feldherrnkunst gezeigt, sondern auch auf dem Wege zu ihr, der durch allerlei Irrtum hindurchführt? Er gibt uns selbst die Antwort, wenn er sagt, daß es vor allem die Kenntnis der Geschichte, also des Werdeganges großer Feldherren sei, was neue Führer bilde.

Das Klassische sieht immer selbstverständlich aus, auch in der Kriegskunst. Es erschöpfend zu würdigen, ist nur möglich, wenn man es vor den dunklen Hintergrund von weniger vollkommenen Leistungen stellt. Dann erst zeigt es sich in seinem hellsten Glanze. So ist auch die volle Bedeutung von Roßbach und Leuthen ohne den Rückblick auf Mollwitz gar nicht zu erfassen. Der Vergleich erst zeigt uns auch, daß die beiden schönsten Siege Friedrichs des Großen durchaus nicht nur auf schnell entschlossener Benutzung des günstigen Augenblicks beruhen, sondern zugleich die Frucht von jahrelanger zielbewußter Arbeit sind.

Nur allzu gern sieht bequeme Oberflächlichkeit über solche Lehren der Geschichte hinweg. Man tut so, als flöge der Erfolg dem Genius von selber zu, und vergißt dabei, wie mit dem Glück sich das Verdienst verketten muß und allezeit verkettet hat, wo immer auf Erden großes erreicht

Digitized by Google

worden ist. Wie Moltke und Napoleon, so ist auch König Friedrich, beider Vorbild, ein Mann des rastlosen Fleißes gewesen.

Mit eiserner Tatkraft hat er nach Mollwitz gestrebt, den dort begangenen Fehlern für die Zukunft vorzubeugen.

Die Kavallerie, über die er mit Recht das bekannte bittere Urteil gefällt hatte, war schon ein Vierteljahr nach der Schlacht nicht mehr wiederzuerkennen. Die Pferde, früher dürr und matt, waren frisch und mutig geworden. Schon regte sich auch, von Friedrich selbst erweckt, im Offizier wie im gemeinen Mann der kühne Reitergeist, der den Kampf mit der blanken Waffe sucht und seine herrlichste Verkörperung in Seydlitz finden sollte, jenem Manne, der wie kein anderer befähigt war, „des Königs Gedanken in die Wirklichkeit zu reiten".*)

Die Infanterie, schon bei Mollwitz hohen Ruhmes wert, erreichte in der Gefechtsausbildung, besonders im Feuerkampf, die Grenze dessen, was damals möglich war. Von der ganzen Armee berichtet der französische Marschall Belle-Isle nach einer Besichtigung im Strehlener Lager, er habe zwar außerordentliches erwartet, doch sei die preußische Manneszucht und Pünktlichkeit bis zu einer Vollendung gesteigert, von der er sich gleichwohl nur einen ungenügenden Begriff gemacht habe.

So hatte der König, dem Siegfried der Heldensage gleich, sich nicht mit dem von fremder Hand geschmiedeten Schwerte begnügt. Ein besseres hatte er sich aus dem alten Stahl zurechtgehämmert. Daß es nicht rostig wurde, dafür sorgte der Feind.

Doch zeigte sich diesem das Preußenheer allerorten weit überlegen, gleichviel ob der König selbst es führte, wie bei Chotusitz, Hohenfriedeberg und Soor, oder ein andrer, wie der Fürst von Anhalt bei Kesselsdorf. Soviel Schlachten, soviel Siege, die von dem Ruhm der herrlichen Armee erzählten. „Ein Staat, dem solche Truppen dienen", sagte der König nach Hohenfriedeberg, „ruht auf ihnen so fest, wie die Welt auf den Schultern des Atlas."

Aber auch als Schlesiens Besitz durch den Dresdener Frieden fürs erste gesichert ist, erlahmt des Siegers Tätigkeit nicht. Sie dehnt sich sogar noch weiter aus als bisher.

Bei Mollwitz hatte Friedrich noch keine nennenswerte Kriegserfahrung gehabt. Jetzt, vier Jahre später, hatte er mehr, als selbst ein so umfassender Geist wie der seine im Sturm und Drang der Ereignisse selber verarbeiten konnte.

So greift denn die Hand, die bis dahin das Schwert geführt hat, zur Feder. Nur so ist es möglich, die Fülle der neuen Gedanken zu ordnen und in der Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol zu finden. Für die

*) Großer Generalstab, Kriege Friedrichs des Großen, 5. Bd., Roßbach.

Digitized by Google

einseitigen Verächter theoretischer Studien liegt darin eine gute Lehre, aber auch für die papierenen Seelen, denen das Schreiben Selbstzweck ist, und deren Überproduktion an geistigen Siebenmonatkindern die gute Rasse unserer Literatur verdirbt. Die militärischen Schriften des Königs dienen alle unmittelbar dem praktischen Zwecke. Wegweiser sind sie für die Männer der Tat, von einem Helden der Tat errichtet. Das gilt vor allem von der bedeutendsten unter ihnen, den „Generalprinzipien vom Kriege".

Den taktischen Grundsatz vom Zusammenhalten der Kräfte überträgt diese Schrift vom materiellen auch auf das geistige Gebiet. So ganz und gar soll sie die höheren Führer, an die sie gerichtet ist, mit des Königs Begriffen vom Wesen des Krieges durchdringen, daß, wie er sagt, auch nur ein halbes Wort von ihm genüge, um seinen Gedanken volles Verständnis zu sichern. Fast sieben Jahre hat er an dem Werke herumgefeilt, bevor er es im Januar 1753 an seine Generale ausgeben läßt. Den Reichtum des Inhalts auch nur anzudeuten, führt zu weit. Ganz weniges nur sei herausgegriffen.

Der König sieht voraus, daß er den nächsten Krieg gegen mehrere Fronten führen muß. Die Worte Nachbarn und Feinde sind für Preußen, wie er sagt, unglücklicherweise gleichbedeutend geworden.

Sich auf die reine Abwehr zu beschränken, wäre demgegenüber sichere Vernichtung. Genau wie später Moltke ist auch Friedrich einst in der Theorie ein Freund der aktiv geführten Verteidigung als der stärksten Kampfform gewesen, und genau wie jener hat er es bei der platonischen Liebe bewenden lassen. Schon in den beiden ersten Schlesischen Kriegen hat er keine einzige Verteidigungsschlacht geschlagen. So will er es auch ferner halten. Selbst theoretisch vertritt er jetzt den Angriff um jeden Preis.

Aber dessen Schwierigkeiten verkennt er nicht. Er rechnet auch darauf, daß diese ihm unverkürzt von den Gegnern zugeschoben werden, daß er überlegene Heere in raffiniert gewählten Stellungen antreffen wird. Darum warnt er, den Clausewitz den offensivsten aller Feldherren nennt, nachdrücklich vor blindem Draufgängertum.

Stets wohl erwogen soll der Entschluß zum Angriff sein, nach Zeit und Ort, wie bei Roßbach, wo der König dem Feinde länger als einen vollen Tag gegenüberliegt und erst angreift, als jener seine starke Stellung verlassen hat. Ist aber das Wägen vorbei, das Schwert zum Schlage erhoben, dann soll es auch wuchtig niedersausen.

Der König weiß, daß die reine Frontalschlacht, die überlieferte Norm der Lineartaktik, selbst unter günstigen Verhältnissen, zuviel dem Zufall überläßt, daß sie gegenüber dem Stärkeren an Zahl fast immer zur Niederlage führt und im Falle des Sieges nie zur Vernichtung des Gegners. Auf diese aber kommt es an; doppelt und dreifach beim Kampf auf der

Digitized by Google

inneren Linie. Hier gilt es die Feinde schnell und gründlich abzutun, den gefährlichsten zuerst, hernach die andern. Das Mittel dazu findet Friedrich in der schrägen Ordnung.

An der schwächsten Stelle, dem nicht oder mangelhaft angelehnten Flügel, will er den Feind mit zertrümmerndem Stoße treffen, den andern Flügel des eigenen Heeres jedoch dem Gegenangriff der überlegenen Massen entziehen. Mißglückt der Plan, die feindliche Front in dieser Weise aufzurollen, so bildet der versagte Flügel die Reserve für einen neuen Vorstoß aus anderer Richtung.

Betrachten wir die Schlachten bei Mollwitz und Leuthen im Lichte dieses Gedankens, der aus der Zeit zwischen beiden stammt, so zeigt sich ein überraschendes Bild. In der Schlacht des Anfängers wie in der des Meisters ist die preußische Armee mit zurückgehaltenem linken Flügel vorgegangen, und hier wie dort hat sich daraus, daß der Feind seine Kräfte nach dem zunächst gefährdeten Punkte zusammenzog, die Möglichkeit der Umfassung ergeben. In beiden Schlachten hat der verhaltene linke Flügel diese Umfassung ausgeführt und so die letzte Entscheidung gebracht: bei Mollwitz mit der Infanterie, bei Leuthen mit der Reiterei, doch dem Wesen nach in gleicher Weise.

Ist das ein Zufall? Wohl möglich, denn bei Mollwitz war der linke Flügel ganz gegen die Absicht der Führung zurückgeblieben, bei Leuthen hat ihn die Kunst der Führung mit klarer Berechnung versagt. Vielleicht aber gibt es dennoch einen inneren Zusammenhang. Vielleicht hat gerade die spätere Betrachtung des Mollwitzer Kampfes den Feldherrn zu dem Versuche angeregt, aus dem, was dort ein Ergebnis störender Reibung gewesen war, ein neues Mittel zum Siege zu machen.

Dann wäre das Schlachtfeld von Mollwitz die Stätte der Wiedergeburt des Gedankens, der einst schon Epaminondas bei Leuktra den Weg zum Triumphe gewiesen hatte. Was mehr als zwei Jahrtausende zuvor der thebanische Feldherr ersonnen hat: am Arbeitstisch des Preußenkönigs erwacht es zu frischem Leben, auf seinen Übungsplätzen gewinnt es neue Gestalt, bei Roßbach und Leuthen wird es von neuem Geschichte.

Man sieht: auch in der Kriegskunst gelten ewige Gesetze.

Das mögen alle beherzigen, die sich zweifelnd fragen, was der Soldat von heute aus König Friedrichs Zeit denn noch für Lehren ziehen könne. Nicht Pietät nur ist es, was uns treiben muß, immer wieder den Blick nach jenen längst vergangenen Tagen zurückzuwenden, auch nicht der ästhetische Genuß, den es gewährt, einen gewaltigen Geist bei der Arbeit zu sehen, einen Blick zu tun in das Wunderland, wo Kraft und Genie für die Unsterblichkeit wirken. Ganz greifbare, praktische Lehren bietet uns zu alledem das Studium der Kriege jener großen Zeit.

Digitized by Google

Eins freilich ist nicht zu leugnen: Die Mittel der Truppenführung sind veränderlich. Die heutigen haben mit denen von damals nicht mehr allzuviel gemein. Für die Beherrschung des Handwerksmäßigen lernen wir am meisten aus den Kriegen der neueren Zeit, weil die der Zukunft ihnen am ähnlichsten sein müssen.

Vom Wandel der Dinge unberührt aber bleibt der wichtigste Faktor von allen, die den Erfolg bestimmen: der Mensch.

Er ist im Kriege Anfang und Ende. Von ihm geht alles Handeln aus — auf ihn bezieht es sich auch. Den Feind vernichten, heißt, ihm Mut und Willen brechen. Das war und ist des Krieges einziger Zweck, und in der Kunst, dies zu erreichen, bleibt Friedrich der Große ein klassisches Vorbild für immer.

Die Wege, die er einschlägt, sind verschieden. Bei Roßbach wiegt er den Gegner durch scheinbaren Rückzug in Sicherheit, bevor er den Siegesgewissen, Ahnungslosen überfällt. Bei Leuthen schüchtert er ihn durch das Angriffsmanöver gegen Frobelwitz ein und verleitet ihn, sein Reservekorps nach dem gar nicht bedrohten rechten Flügel zu ziehen. Im einen wie im andern Falle aber genügt es ihm nicht, sich die materielle Überlegenheit am entscheidenden Punkte zu sichern. Ganz zielbewußt bereitet er von vornherein auch den moralischen Niederbruch des Feindes vor.

Sein Mittel dazu ist aber nicht allein die eigentliche Überraschung, sondern mehr noch das Prinzip der Tat an sich. Nie läßt er den Feind zu Atem kommen. Stets hält er ihn durch sein Handeln unter seelischem Druck, im Banne entnervender Furcht. So lähmt er des Gegners Entschlußkraft schon, bevor überhaupt etwas Entscheidendes geschehen ist.

Wie hypnotisiert sind bei Leuthen die feindlichen Führer. Wir haben gesehen, daß die bloße Annäherung des Königs genügte, ihren Entschluß zum Vorgehen umzuwerfen.

Schon an der Weistritz macht das österreichische Heer wieder halt. Und als die Stunde der Entscheidung wirklich naht, versäumt Prinz Karl über seinen tastenden Versuchen, das Geheimnis der Absichten Friedrichs zu entschleiern, die knappe Zeit, die ihm zum Handeln bleibt.

Kein besseres Beispiel kennt die Geschichte für die Macht der Persönlichkeit im Kriege als das des Großen Königs.

Nur diese Macht hat ihn und Preußen nach Kolin gerettet. Ein schwächerer Geist wäre damals zusammengebrochen, ein nicht so tätiger hätte die feindliche Verfolgung nicht durch den bloßen Ruf seines Namens lahmgelegt. Ein nicht so kühner endlich hätte bei Leuthen nie den Angriff gewagt.

Es ist der Nachteil eines langen Friedens, daß das Verständnis für solche Größe allzu leicht abhanden kommt, daß man die Schärfe des erworbenden Verstandes einseitig höher zu schätzen neigt als jene Eigen-

Digitized by Google

schaften des Charakters, die erst in Zeiten der Gefahr ihren richtigen Kurswert erreichen.

Gewiß: der Krieg erzieht seine Männer selbst. Von allen Lehrmeistern der Soldaten ist er der beste. Doch er ist von allen auch der, der das teuerste Lehrgeld verlangt. Wer in seine Schule geht, muß Handwerk und Kunst beherrschen, soweit sich beide im Frieden erlernen lassen. Sonst ist er bankerott, bevor er die Reife erlangt hat.

Akademische Betrachtungen und Studien aller Art allein genügen dazu nicht. Das Wort gebiert das Wort. Die Mutter der Tat ist nur die Tat. So möge auch König Friedrichs Beispiel seine zeugende Kraft bewähren! Wir brauchen es heut nötiger als je zuvor.

Die äußere Lage unseres deutschen Vaterlandes gleicht der des Königreichs Preußen vor dem Siebenjährigen Kriege nur allzusehr. Die jüngste Vergangenheit hat es gezeigt. Auch die Blinden sind jetzt sehend geworden.

Soll die vielleicht schon nahe Stunde der Abrechnung uns kleiner finden, als unsere Ahnen aus Friedrichs Zeit? Nun gut! Wer das nicht will, der sehe zu an seinem Teil, daß unser Schwert nicht schlechter und nicht stumpfer sei als das des Begründers und Retters der preußischen Großmacht!

Auch unser Heil wird einmal von dem Ausgang eines gewaltigen Kampfes auf der inneren Linie abhängen. Wir haben des Königs Rezept dafür. Aber sieben Jahre ringen können wir nicht mehr.

Wir müssen es kürzer machen. Darum geschehe was geschehen kann, damit wir „nicht nur Prag, sondern auch Kolin gewinnen".*)

Noch ist in der Entwicklung unserer Wehrmacht die Grenze des Möglichen längst nicht erreicht. Hüten wir uns, die nötigen Opfer zu scheuen! Das Preußen Friedrich Wilhelms I. hat schwerere gebracht, die unter dem Großen König reichliche Zinsen trugen. Und 1806 hat uns gezeigt, wohin es führt, wenn man mit der Versicherungsprämie gegen die Niederlage knausert.

So nötig indes diese äußeren Opfer sind, so wenig ist mit ihnen allein getan. Der Maßstab der Geschichte ist nicht der der trockenen Zahl. Den Kampf der Völker entscheiden die sittlichen Mächte. Was nottut, ist die glühende Liebe zum Vaterlande, der Wille und die Kraft, sich ganz in seinen Dienst zu stellen. Auch darin ist uns König Friedrich ein leuchtendes Vorbild.

In dem umfassenden Reichtum eines großen Geistes, der Vielseitigkeit seiner Gaben und Neigungen, ruhen Segen und Fluch dicht nebeneinander. Das Licht der Erkenntnis weckt beide zum Kampf. Wie

*) Vgl. Bernhardi, Taktik und Ausbildung der Infanterie (S. 186). Berlin 1910 E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

hätte es Friedrich so leicht gehabt, ein Dasein sorglosen Genusses zu führen. Wie lockend war die Versuchung, sich nach welschem Muster auszuleben, die Fülle der Kräfte in allerlei Halbheit zu zersplittern. Statt dessen faßt sie der König als Staatsmann und Feldherr alle mit festem Griffe zusammen. Ein Ziel nur kennt er: Preußens Größe, und ein Gebot nur: das der Pflicht. Ihr hat er willig das eigne Glück geopfert.

Ein mahnendes Gleichnis liegt darin für unser Deutsches Volk. Vielfältige Kräfte wohnen auch in ihm. Doch Segen spenden können sie nur, wenn nicht kleinlicher Hader und niedere Selbstsucht sie entzweien, sondern sittlicher Opfermut für eine große Sache, für die des Vaterlandes, sie zusammenschweißt. Nicht besser können wir deshalb die heutige Huldigung vor den Manen des größten der preußischen Könige beschließen, als durch das Gelöbnis, in seinem Geiste tätig zu sein, im Geist der Worte, die er nach der Schlacht von Liegnitz einem Freunde schrieb: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit tue".

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Die Verfolgung nach der zweiten Einnahme von Orléans im Dezember 1870.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 6. März 1912

von

Foerster,

Hauptmann und Kompagniechef im 3. Garde-Regiment zu Fuß.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Das höchste Ziel moderner Kriegführung ist die völlige Vernichtung des Feindes. Das vornehmste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist die Schlacht. Aber es liegt in der Eigenart des Krieges begründet und die Geschichte zeigt es immer wieder, daß der Tag von Cannae seinesgleichen sucht, daß selten durch die Schlacht allein die höchste Wirkung erzielt wird, die die Führung erstrebt. Die Theorie fordert daher, daß der auf dem Schlachtfelde errungene Erfolg ausgebeutet, vervollständigt und bis zur schließlichen Vernichtung des Feindes gesteigert wird durch die Verfolgung.

Faßt man das Ergebnis der mehrtägigen Kämpfe ins Auge, die Anfang Dezember 1870 zur zweiten Einnahme von Orléans geführt hatten, so lehrt auch dieses, daß mit dem unbestrittenen Siege auf dem Schlachtfelde allein das Schicksal des Gegners noch nicht besiegelt zu sein braucht. Die Deutschen hatten von Beaune la Rolande an in allen Kämpfen einen an Zahl erheblich überlegenen Feind geschlagen, ihm schwere Verluste beigebracht, 20 000 Gefangene, über 90 Geschütze und viel Armeematerial abgenommen. Sicherlich, als Prinz Friedrich Karl in Orléans das Siegeszeichen pflanzte, da war die französische Loire-Armee heftig erschüttert, ihre Massen auseinandergesprengt, allein zur völligen Entscheidung, zum Ende des Feldzuges auf diesem Teil des Kriegstheaters war es damit noch nicht gekommen. Und das war ganz natürlich. Der Grund liegt in erster Linie in der zahlenmäßigen Ungleichheit der beiderseitigen Streitkräfte. Prinz Friedrich Karl verfügte insgesamt über etwa 83 000 Mann, Aurelle de Paladines über 230 000 Mann. Niemals in der neueren Kriegsgeschichte ist bei einem solchen Zahlenverhältnis von der Minderheit die völlige Vernichtung der Mehrheit in der Schlacht erreicht worden.

Vergegenwärtigt man sich, daß der Prinz Ende November im Vertrauen auf die Manövrierfähigkeit seiner Armee es gewagt hatte, dem fast dreimal so starken Gegner in einer für damalige Anschauungen ungewöhnlich großen Breitenausdehnung von über 60 km gegenüberzutreten,

ohne die Möglichkeit, ihn auf einem Flügel zu umfassen, so ist es klar, daß aus einer derartigen, durch die bisherige strategische Defensive gebotenen und gerechtfertigten Aufstellung ein gleichzeitiger Angriff auf der ganzen Linie nirgends den gehörigen Nachdruck haben, nirgends einen entscheidenden Erfolg zeitigen kann. Soll er glücken, so muß er nach schneller Zusammenziehung möglichst starker Kräfte auf einen begrenzten Teil der feindlichen Aufstellung gerichtet werden. Auf welchen, darüber kann am Mittag des 2. Dezember, als der Befehl der obersten Heeresleitung eintrifft, „direkt zum Angriff auf Orléans zu schreiten, um Entscheidung herbeizuführen", kein Zweifel sein: Die Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin steht auf dem rechten Flügel seit Stunden bei Loigny—Poupry im Gefecht, dessen Verlauf unbekannt ist. Das IX. Armeekorps ist von Pithiviers bereits zur Deckung der vom Großherzog preisgegebenen und durch einen Vorstoß des Gegners aus der Mitte bedrohten großen Straße Orléans—Paris nach Westen in Bewegung. Das III. Korps ist noch bei Boynes und Beaune, das X. um Long Cour und östlich. Der Prinz zieht daher alle seine Kräfte bis auf die Kavalleriedivision Hartmann und eine schwache Brigade des X. Korps, die bei Beaune dem französischen 20. und 18. Korps gegenüber belassen werden, auf die Mitte zusammen und schreitet am 3. Dezember aus der Linie Orgères—Pithiviers zum konzentrischen Angriff gegen denjenigen Teil der feindlichen Aufstellung, wo er nach Lage der Dinge den stärksten Widerstand erwartet, auf Orléans selbst. Ob es nötig und zweckmäßig war, auch die Hauptkräfte des X. Korps weit von Osten her mitheranzuziehen, um sie dann doch nur als Reserve folgen zu lassen, kann hierbei unerörtert bleiben.

Am Abend des 3. Dezember ist es der Armee gelungen, bis in die Linie Huêtre—Chevilly—Loury vorzudringen. Die vom Stoß der Deutschen getroffene Mitte des Feindes, das 15. Korps und eine Division des 16., ist bis Janvry—Gidy—Cercottes zurückgedrückt, sein linker Flügel, der Rest des 16. Korps und das 17., unter dem Eindrucke der am 2. Dezember erlittenen Niederlage am 3. ohne Kampf bis in gleiche Höhe zurückgewichen, der unbeschäftigt gebliebene rechte Flügel hingegen, das 20. und 18. Korps, steht noch bei Boiscommun und Bellegarde.

Am 4. Dezember setzt der Prinz die konzentrische Angriffsbewegung direkt auf Orléans fort, ohne Rücksicht auf die ihn weitüberragenden Flügel des Feindes. Am Abend sind die Armeeabteilung, das IX. und III. Armeekorps unter mehr oder minder ernsten Kämpfen bis dicht an die Stadt gelangt, zum Teil schon in die Vorstädte eingedrungen. Der Prinz erwartet für den folgenden Morgen einen letzten, verzweifelten Widerstand in der befestigten Stadt selbst, doch der schwer erschütterte Feind läßt es nicht darauf ankommen, sondern geht auf der ganzen Linie zurück.

Digitized by Google

Noch in der Nacht besetzt der Großherzog Orléans. Die ganze Armee ist also wie ein Keil in die feindliche Aufstellung hineingetrieben und hat sie durchschnitten.

Es leuchtet ein, daß dieser Durchbruch von der deutschen Führung nur gewagt werden durfte im Vertrauen auf die überlegene Güte und Leistungsfähigkeit des festgefügten Werkzeuges, das in der krieg- und sieg-erprobten Truppe eines stehenden Heeres zur Verfügung stand, gegenüber den aus der Erde gestampften Massenaufgeboten des Feindes, die doch nichts anderes waren als eine schlecht organisierte, mangelhaft bekleidete und bewaffnete und ungeschickt geführte Miliz. Einer gleichwertigen Truppe gegenüber wäre aber die dem Prinzen Friedrich Karl gestellte offensive Aufgabe bei dem Mißverhältnis der Zahl aller Wahrscheinlichkeit überhaupt nicht mit durchschlagendem Erfolge lösbar gewesen.

Wenn wir die Lage in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember überschauen, so drängt sich als logische Schlußfolgerung die Forderung der Theorie auf: „Was der Sieg auf dem Schlachtfelde nicht in vollem Umfange erreicht hat, nicht hat erreichen können, das muß erzwungen werden durch eine rücksichtslose Verfolgung mit Massen".

Indessen, diese Verfolgung unterbleibt.

Wie war das möglich?

Wohlfeile Kritik, die auf Grund unserer heutigen Kenntnis der Lage von Freund und Feind ein leichtes Spiel mit offenen Karten spielt, ist schnell mit einer Verurteilung des Feldherrn bei der Hand. Nicht scharf genug kann ein derartiger Mißbrauch der Kriegsgeschichte abgelehnt werden. Stets hat der Kritiker danach zu streben, die inneren Beweggründe der Handelnden zu erforschen, bevor er urteilt. Zur heiligen Pflicht wird das insbesondere für das nachlebende Geschlecht den Männern gegenüber, die in großer Zeit unter der Wucht einer schweren Verantwortung unsere Armeen von Sieg zu Sieg geführt haben.

Aber auch für die Erziehung unseres Geistes, für die Ausbildung unserer militärischen Phantasie haben wir einen viel höheren praktischen Gewinn, wenn wir uns selbst möglichst in das erschwerende Element der Kriegswirklichkeit hineinversetzen, einen Einblick in die Gedankenwerkstatt des Feldherrn nehmen, das Werden seiner Entschlüsse aufdecken, sein Handeln psychologisch erklären. „Es verschwindet nämlich", wie der Feldmarschall Graf Moltke sagt, „in der Regel das geradezu unzweckmäßig und widersinnig Erscheinende ganz, sobald man die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersieht, die sich der Ausführung im Kriege entgegengestellt haben."

Daß es dem deutschen Heerführer nicht an der Kenntnis jener elementaren Grundregel der Taktik fehlte, die nach erfochtenem Siege die Verfolgung fordert, ist selbstverständlich. Wie sehr der in theoretischen

Digitized by Google

Studien in das Wesen des Krieges tief eingedrungene Prinz von der Bedeutung und Notwendigkeit äußerster Kraftleistung im Verfolgungsakt überzeugt war, dafür sei nur ein Wort aus seinen „Notizen zum Gebrauch im Felde" angeführt. Da sagt er:*) „Verfolgung mit Energie, d. h. mit der gehörigen Zahl und mit Aufbietung der letzten physischen Kräfte, schonungslos und ohne Ruhe für Freund und Feind, um diesen mit unseren Massen gewissermaßen auseinander zu marschieren und nicht zu Atem kommen zu lassen. Am Abend der Schlacht und in der darauffolgenden Nacht muß man ihn noch aus drei oder vier Biwaks verjagen. Unsere Marodeure und die Bagagen usw. kommen später nach. Verliert der Staat auch einige hundert Pferde, die aus Mattigkeit fallen, was ist das für ein geringes Opfer, wenn man hierdurch die Vernichtung der feindlichen Armee herbeiführt und weitere Schlachten unnötig macht?"

Der Prinz war aber nicht nur in der Theorie von dieser Wahrheit durchdrungen, er hatte auch in der Praxis des Krieges, im Februar 1864 nach dem Übergang über die Schlei, danach gehandelt, trotz Schnee und Eis, sich selbst mit Feuereifer an die Spitze der verfolgenden Truppen gestellt, taub gegen alle Vorstellungen und Bitten seiner Unterführer, die den Ruin der eigenen Leute besorgten.**) An ihm hatte es nicht gelegen, wenn die Dänen infolge ihres großen Vorsprungs ziemlich ungeschädigt in die Stellung von Düppel entkamen.

Also die unterlassene Verfolgung nach der zweiten Einnahme von Orléans im Dezember 1870 wird wohl andere Gründe gehabt haben. Sie liegen großenteils auf psychologischem Gebiet.

Als der Prinz am frühen Morgen des 5. Dezember die überraschende Meldung erhielt, daß der Großherzog nach einer mit dem Feinde abgeschlossenen Vereinbarung ohne Kampf noch in der Nacht in Orléans eingerückt sei, war seine erste Sorge darauf gerichtet, die durch die konzentrische Angriffsbewegung in- und durcheinander geschobenen Truppen so schnell als möglich zu entwirren. Das war die erste Vorbedingung für jedes weitere Handeln. Daß die Loire-Brücken unzerstört in die Hand der Deutschen gefallen waren, wußte er noch nicht und konnte er schwerlich erhoffen. Durch eine Vorwärtsbewegung über die Loire war also eine rasche Entwirrung nicht mit Sicherheit möglich, sondern nur durch eine Seitwärts-Vorwärtsschiebung der beiden Flügel diesseits des Stromes. Der Prinz befahl daher um 6^{30} früh, daß die Armeeabteilung auf dem rechten Ufer stromabwärts auf Beaugency vorrücken sollte. Wenn auch für die ruhebedürftigsten Truppenteile ein Ruhetag anheimgegeben wurde, so war doch die Bewegung heute bereits einzu-

*) Prinz Friedrich Karl von Preußen. Denkwürdigkeiten. Band II, Seite 100. Die Notiz ist einem Befehle Blüchers entnommen.

**) Denkwürdigkeiten. Band I, Seite 302.

Digitized by Google

leiten. Seltsam, wie falsch schon diese erste Anordnung gedeutet worden ist. Im Stabe des Großherzogs sah man darin, nach dem Zeugnis des Generals v. Stosch „den ersten Beweis des Verdrusses“,*) den Prinz Friedrich Karl darüber empfand, daß ihm die Gelegenheit genommen war, als erster an der Spitze seiner Truppen in Orléans einzuziehen. Dieser selbst deutet in seinem Tagebuch nur eine gewisse Verstimmung darüber an, daß einer seiner Unterführer selbständig, ohne die Genehmigung des Armee-Oberbefehlshabers einzuholen, „eine Art Konvention“ mit dem Feinde abgeschlossen hatte. Graf Waldersee hingegen, der mit besonderem Auftrage im Oberkommando anwesende Flügeladjutant des Königs, berichtet, daß die Meldung des Großherzogs dem Prinzen die Freude des Einzugs in Orléans verdorben habe. Dies zugegeben, darf aber niemals der Befehl an den Großherzog als die Folge jenes Verdrusses ausgelegt werden, sondern als eine aus taktischen Gründen durchaus gebotene und natürliche Anordnung. Sie hatte ihre logische Ergänzung in der gleichzeitig an das III. Armeekorps gerichteten Weisung, sich stromaufwärts bis St. Denis de l'Hôtel auszubreiten und wenn möglich den Übergang von Jargeau zu besetzen. In die frei werdende Lücke in der Mitte sollte das IX. Armeekorps nach Orléans rücken, und, falls die Verhältnisse es gestatteten, eine Avantgarde über die Loire schieben. Für das in hinterster Linie stehende X. Armeekorps bot sich in der Front noch kein Raum; es wurde in Quartiere um Artenay—Cercottes gewiesen.

Wenn in diesen ersten Anordnungen die Verfolgung des Feindes nicht ausdrücklich gefordert ist, so entspricht das freilich nicht unseren heutigen Ansprüchen an die Befehlsgebung. Doch wollen wir berücksichtigen, daß es, zumal bei den damaligen mangelhaften Nachrichtenmitteln, kaum Sache eines weit zurück befindlichen Oberkommandos sein konnte, den Impuls zur taktischen Verfolgung im unmittelbaren Wirkungsbereich der Truppen zu geben. Dieser hatte vielmehr von den Unterführern aller Grade auszugehen, deren selbstverständliche Pflicht es war, nach ihrem jeweiligen Überblick selbständig alle sich bietenden Chancen des Augenblicks auszunutzen. Das war freilich dadurch sehr erschwert, daß der Feind Zeit gehabt hatte, unter dem Schutze der Nacht einen erheblichen Vorsprung zu gewinnen. Aber auch am frühen Morgen des 5. Dezember wurden von der Armeeabteilung keine Anordnungen zum Nachdrängen getroffen. Erst als General v. Manstein in Orléans einrückte, sandte er ein Verfolgungsdetachement unter General v. Rantzau über die Loire dem Feinde nach. Leider fehlte auch hier eine rücksichtslose Ausführung des Auftrags. Ein Armeeoberkommando ist in erster Linie verantwortlich für

*) Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire. Band VI (Die Räumung von Orléans durch die Franzosen und die Neuformation der Loire-Armee), Seite 197, Anmerkung. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

die Verfolgung im großen mit weit über die unmittelbare Umgebung des Schlachtfeldes hinaus gesteckten Zielen. Vorbedingung dafür ist, daß es weiß, in welcher Richtung oder in welchen Richtungen die Hauptkräfte des Feindes zurückgehen. Denn davon hängt die eigene Kräfteverteilung bei der Verfolgung sehr wesentlich ab. Anderenfalls riskiert man leicht, einen Luftstoß zu machen.

Klarheit darüber besaß der Prinz am frühen Morgen des 5. Dezember noch nicht, da der Gegner exzentrisch in drei Richtungen ausgewichen war. Der Armeebefehl von 6^{30} früh beschränkte sich daher auf die Anordnung, in allen drei Richtungen ihm Kräfte nachzuschieben. Ob das in der mittleren Richtung, über die Loire, sich ohne Zeitverlust verwirklichen ließ, war, wie gesagt, noch zweifelhaft. Immerhin konnte hier schon eine vorbereitende Maßnahme mehr getroffen werden. So gut, wie dem IX. Armeekorps das Vortreiben einer Avantgarde über die Loire aufgetragen wurde, ebenso hätte auch die weit zurück befindliche 6. Kavalleriedivision sofort wenigstens bis an die Loire nach Orléans herangezogen werden sollen, um sie zur Verfolgung zur Hand zu haben, falls die Brücken dort erhalten geblieben oder schnell wiederherzustellen waren. Statt dessen wurde die 6. Kavalleriedivision im Raume des X. Armeekorps in Quartiere geschickt.

Um 10^{45} vorm. verließ der Prinz-Feldmarschall sein Hauptquartier Cercottes und traf mittags in Orléans ein. Auf die Meldung des dorthin vorausgesandten Majors Grafen Haeseler, daß die Loire-Brücken in der Stadt unzerstört und deutscherseits besetzt seien, ließ er dem General v. Manstein in Erweiterung seines bisherigen Auftrages den Befehl zugehen, daß „Generalmajor v. Rantzau seine Kavallerie möglichst weit nach Süden vortreiben und das Terrain sehr gründlich absuchen lassen sollte, um die umherirrenden versprengten Franzosen zu Gefangenen zu machen, bevor sie sich wieder sammeln". Auf seinem Ritt nach Orléans und ganz besonders nach dem Einrücken in die Stadt hatte er sich aus eigenem Augenschein von der völligen Auflösung überzeugt, in der der Feind den Rückzug angetreten hatte. Tausende von zerschlagenen oder noch gebrauchsfähigen Waffen, Tornister, Seitengewehre, Patrontaschen, Ausrüstungsstücke lagen in wirrem Durcheinander auf den Straßen und Plätzen herum. Der Prinz gibt seine persönlichen Eindrücke im Tagebuch mit den Worten wieder: „Die Loire-Armee ist brisée, völlig desorganisiert und verlangt nichts Besseres, als daß ihr Gelegenheit gegeben wird, die Gewehre zu zerbrechen, sich fangen zu lassen oder nach Hause zu gehen. Die Masse und der Transport der Gefangenen sind aber eine Kalamität."

Wenn der Prinz hier das Wort „Loire-Armee" gebraucht, so meinte er damit diejenigen Korps des Feindes, die ihm in den letzten Kämpfen

Digitized by Google

vom 2. Dezember an gegenübergestanden hatten, das 15., 16. und 17. Korps, nicht die rechte Flügelgruppe, das 20. und 18. Korps unter Bourbaki. Für das 15. und 16. Korps traf seine Auffassung auch vollkommen zu. Nach den vom Generalstabe sogleich in Orléans angestellten Erhebungen, Verhören von Gefangenen usw., mußte man schließen, daß diese beiden Korps über die Loire zurückgeworfen waren. Vom 17. Korps, von dem man keine Gefangenen gemacht hatte, nahm man an, daß es auf dem rechten Ufer stromabwärts auswich. Tatsächlich war nur das 15. Korps, untermischt mit Versprengten des 16., über den Strom geworfen, das Gros des 16. und das 17. hingegen exzentrisch auf Beaugency gewichen. Dabei befand sich das am 2. Dezember bei Loigny—Poupry geschlagene 17. Korps, das in die Kämpfe des 3. und 4. Dezember nicht verwickelt war, zwar im Zustande der Unordnung und Erschütterung, keineswegs aber in solcher Auflösung, wie der deutsche Feldherr auf Grund seiner persönlichen Eindrücke und aller ihm zugehenden Meldungen glaubte. Von den neu heranrückenden Verstärkungen des Feindes, dem 21. Korps und der mobilen Kolonne des Generals Camô, ahnte er nichts. Er hielt mit dem Schlage von Orléans den Feldzug gegen das 15., 16. und 17. Korps im wesentlichen für beendet. Da erschienen der Großherzog und sein Stabschef und erhoben im Hinblick auf den erschöpften Zustand ihrer Truppen ernste Vorstellungen gegen den um 6^{30} morg. erlassenen Befehl. Der Prinz gab, allerdings nur mit Widerstreben, nach und bewilligte *allen* Truppen der Armeeabteilung *einen* Ruhetag. In der Tat schien es ja einer sofortigen, die Kräfte der hart mitgenommenen Truppen erneut stark beanspruchenden, rücksichtslosen Massenverfolgung nach Süden und Südwesten im Augenblick nicht unbedingt zu bedürfen.

Es war ein Verhängnis, daß die Verfolgung auf diese Weise gerade in derjenigen Richtung, in der sie, wie wir heute wissen, am nötigsten gewesen wäre, loireabwärts, am 5. Dezember so gut wie ganz unterblieb, obwohl die Armeeabteilung über zwei Kavalleriedivisionen verfügte. Noch verhängnisvoller wurde es dann, wie wir noch sehen werden, daß der wieder selbständig gemachte Großherzog aus eigener Entschließung auch am 6. Dezember noch bei Orléans seinen Truppen Ruhe gab.

Um 7^{25} abds. meldete der Prinz telegraphisch dem König: „Feind flieht in vollster Auflösung in mehreren Richtungen. Generale, Offiziere und Truppen sehr vergnügt und, obwohl der Retablierung teilweise bedürftig, sehr aufgelegt zu weiteren Taten.“ Zu diesen weiteren Taten, d. h. zur Fortsetzung der Offensive nach Süden, wäre es daher jedenfalls auch am 6. Dezember gekommen, wenn sich nicht am Abend des 5. Dezember ein neuer Umstand geltend gemacht hätte, der die ganze Kriegslage in verändertem Lichte erscheinen ließ.

Digitized by Google

In Orléans war der bisher im Hauptquartier des Generals d'Aurelle befindliche englische Kriegsberichterstatter der „Times" zurückgeblieben. Er hatte nach dem Einrücken der Deutschen seinen „Times"-Kollegen auf deutscher Seite, den im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl befindlichen Mr. Hozier, aufgesucht und ihm vertraulich davon Kenntnis gegeben, daß Bourbaki, der bei Beaune la Rolande kommandiert habe, auf Befehl der französischen Heeresleitung den linken Flügel der Deutschen umgehen und so Paris erreichen solle. Diese Nachricht ließ Mr. Hozier dem Prinzen durch Vermittlung seines diplomatischen Beirats, des Legationsrates Grafen v. Arnim, zukommen. Die Saat fiel auf fruchtbaren Boden.

Schon am 26. November, also noch vor den Kämpfen um Orléans, hatte der Prinz in einem Schreiben an den Königlichen Oheim der Auffassung Ausdruck gegeben, daß es ihm bei seiner Unterlegenheit nicht gelingen werde, den Feind auf der ganzen Linie über die Loire zurückzuwerfen. „Da ich mich immer so einrichten muß, mich einem Feinde vorlegen zu können, der, wenn ich mich engagiert habe, neben meiner Flanke fort nach Paris marschiert, so bin ich leider in meinen Angriffsrichtungen beschränkter, als dies nach dem Falle von Paris sein würde." Das Vorgehen des 20. und 18. Korps, das dann zur Schlacht bei Beaune la Rolande am 28. November geführt hatte, erklärte er sich durch die Absicht des Feindes, den linken Flügel im Loing-Tal zu umgehen und auf Fontainebleau in der Richtung auf Paris durchzustoßen. Dieser Versuch war nun freilich bei Beaune gescheitert, aber man hatte auf deutscher Seite nicht entfernt eine Ahnung von der Wirkung des Schlages auf den rechten feindlichen Heeresflügel. Da der Prinz nach der Schlacht aus Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde, hier mit einer sofortigen Gegenoffensive leider nicht geantwortet hatte, so war er später in den Tagen des Angriffs auf Orléans nicht frei von der Sorge gewesen, daß dieser rechte Flügel des Feindes, dem nur die 1. Kavalleriedivision mit schwacher Infanterie gegenüber belassen war, seinen Angriff links flankieren oder inzwischen auf Paris marschieren könne. Wenn auch diese Gefahr nun tatsächlich nicht eingetreten, Bourbaki vielmehr am 4. Dezember über den Canal d'Orléans nach Süden auf Châteauneuf abgezogen war, so stand doch jedenfalls fest, daß er von der Wucht des Angriffs der Deutschen verschont geblieben und ungeschlagen das Feld hielt. Wo er zurzeit stand, insbesondere ob er sich freiwillig dem Rückzuge des größeren Teils der Loire-Armee über die Loire angeschlossen hatte, war nicht bekannt. Der Prinz neigte persönlich zu der Ansicht, daß Bourbaki in die Gegend von Châteauneuf und Gien ausgewichen sei, zum Teil unter vorübergehendem Uferwechsel bei Jargeau, wo die Brücke am Abend des 5. Dezember zerstört gefunden wurde, und starke Kräfte jedenfalls noch

Digitized by Google

auf dem rechten Ufer hielte. Diese Ansicht war, wie sich später herausstellte, ziemlich zutreffend. Denn das 18. Korps stand noch bei Châteauneuf und Sully auf dem nördlichen Ufer, das 20., das bei Jargeau übergegangen war und die Brücke hinter sich zerstört hatte, war auf dem linken Ufer in die Gegend südlich Sully herangerückt. Nun hört der Prinz am Abend des 5. Dezember, daß Bourbaki den Befehl hat, den linken Flügel der Deutschen zu umgehen und auf Paris zu marschieren.

Wie hat man damals in weiten Kreisen der eigenen Armee und später in der Militärliteratur diesen Gedanken als ein Hirngespinst des Prinzen und seines Stabschefs hingestellt, über ihre „Bourbaki-Schmerzen" gespottet! Erst das Tagebuch des Prinzen hat Aufklärung darüber gebracht, daß er nicht auf Grund einer vorgefaßten Meinung, einer Einbildung „Gespenster gesehen", sondern für seine Auffassung einen ganz bestimmten Anhaltspunkt, einen beachtenswerten Hinweis von neutraler Seite erhalten hat. Freilich war die Nachricht ungenau. Tatsächlich existierte die Idee nur in den Köpfen der Regierungsdelegation in Tours und all das heiße Bemühen der Feuergeister Gambetta und Freycinet, Bourbaki zur Offensive auf Fontainebleau zu treiben, scheiterte an der entschiedenen Weigerung des Generals, der in nüchterner Erkenntnis des zerrütteten Zustandes seiner Korps eine Katastrophe für unvermeidlich hielt. Dieser innere Zusammenhang entzog sich aber doch der Kenntnis des deutschen Feldherrn. Rein objektiv betrachtet, war das Unternehmen a n s i c h durchaus nicht unmöglich, falls die Deutschen mit allen ihren Kräften die Offensive nach Süden und Südwesten fortsetzten und die Bourbakischen Korps dabei außer acht ließen. Die rückwärtigen Verbindungen dieser Korps konnten unschwer auf dem rechten Loire-Ufer auf die Eisenbahn Nevers—Gien basiert werden.

Man hat zur Verurteilung des Ideenganges des Prinzen ein Wort Moltkes herangezogen, der am 7. Dezember dem General v. Stiehle schreibt:*) „Es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß der kleinere Teil der überall geschlagenen Armee, die mit ihrer Hauptmasse auf dem Rückzuge begriffen ist, isoliert eine Offensive gegen Paris unternehmen sollte." Dabei wird aber übersehen, daß Moltke ausdrücklich von der Annahme ausgeht, „die Korps des rechten Flügels der Loire-Armee seien nach Orléans herangezogen" gewesen — eine Annahme, die, wie der Prinz wußte, unzutreffend war. Er hatte ferner Nachrichten, daß neue Truppenaufgebote des Feindes sich bei Nevers sammeln sollten.**)

Aber dennoch hätten der Prinz und sein Stabschef nach eingehender Erwägung des Für und Wider zu einer Ablehnung des Gedankens kom-

*) Molttes Militärische Korrespondenz 1870/71, Nr. 465.

**) Schreiben des Generals v. Stiehle an General v. Moltke vom 5. Dezember abends.

Digitized by Google

men sollen, ihr linker Flügel könne bei Fortsetzung der Offensive nach Süden und Südwesten durch Bourbaki umgangen werden. Denn die bisherigen Ereignisse seit Beaune la Rolande, insbesondere der glückliche Verlauf des gewagten Angriffs auf Orléans, legten doch die Deutung nahe, daß diesem völlig untätigen Armeeflügel des Feindes keine hohe Operationskraft innewohnen konnte, daß es entweder dem Führer an der erforderlichen Tatkraft fehlte oder der innere Zustand der Truppe ein offensives Handeln verbot. Es zeigt sich hier, wie übrigens mehrfach in der Heerführung des Prinzen Friedrich Karl, eine übertriebene Bewertung des Gegners. Er traut ihm Pläne und Handlungen zu, die, obwohl an sich durchaus zweckmäßig und richtig, doch nach Lage der Verhältnisse der inneren Wahrscheinlichkeit entbehren.

Sehen wir nun, welchen Einfluß diese Überschätzung des Feindes auf die operativen Entschließungen des Prinz-Feldmarschalls am Abend des 5. Dezember ausübte. Als Hauptaufgabe der Zweiten Armee trat wieder wie bisher die Deckung der Einschließung von Paris in den Vordergrund. Der Armeebefehl für den 6. Dezember bestimmte daher: Das III. Armeekorps stößt loireaufwärts mit seinem Anfang bis über Châteauneuf hinaus vor. Die Kavalleriedivision Hartmann, von den Mutmaßungen über Bourbaki telegraphisch in Kenntnis gesetzt, soll weit nach Süden und Osten aufklären. Das IX. Armeekorps verfolgt mit seiner Kavallerie, der einige Bataillone der 18. Infanteriedivision als Rückhalt zu dienen haben, in der Richtung auf Vierzon und verlegt im übrigen, ebenso wie eine Brigade der 6. Kavalleriedivision, die Quartiere über die Loire in die Gegend südlich Orléans, das X. Armeekorps nach und nördlich Orléans. Die andere Brigade der 6. Kavalleriedivision bleibt nordwestlich Orléans. Die Masse der Zweiten Armee wird also um Orléans bereitgehalten, um sie, je nachdem über die Bewegungen Bourbakis Klarheit erzielt wird, auf dem rechten oder linken oder auf beiden Ufern verwenden zu können. Ganz untätig will man aber doch nicht bleiben. Die Armeeabteilung, deren Rücken durch die Zweite Armee gedeckt ist, soll durch Fortsetzung der Offensive loireabwärts auf Blois den Regierungssitz in Tours bedrohen, die Delegation wenn möglich zur Flucht aus der Stadt nötigen. Zu dem Zwecke wird der Großherzog wieder selbständig gemacht und, um sein Vorgehen, das ja auf keinen allzu ernsten Widerstand stoßen wird, recht wirkungsvoll zu gestalten, soll die ihm zugeteilte 25. (Großherzoglich Hessische) Division des IX. Korps ihn auf dem linken Ufer begleiten.

Der operative Entschluß vom Abend des 5. Dezember ist entstanden aus zwei unzutreffenden Eindrücken, die einen merkwürdigen Gegensatz zeigen: Auf der einen Seite eine Überschätzung der Wirkung des eigenen Sieges, die eine sofortige rücksichtslose Verfolgung mit Massen nicht nötig

Digitized by Google

erscheinen läßt und in der Bewältigung des letzten Widerstandes nur noch eine leichte Arbeit wähnt; auf der anderen Seite eine Überschätzung der Offensivkraft der nicht geschlagenen Teile des Feindes, die eine neue Gefahr für die Einschließung von Paris im Entstehen sieht und es darum zu sofortigem und entschiedenem Handeln in anderer Richtung nicht kommen läßt. Daraus erhellt zur Genüge, daß der Entschluß ein glücklicher nicht genannt werden kann.

Am 6. Dezember morgens fühlt der Prinz die Notwendigkeit, eine schnellere Klärung der unsicheren Lage herbeizuführen. General v. Hartmann hat gemeldet, daß Bourbaki mit seinen beiden Korps in Stärke von 50 000 bis 60 000 Mann am 4. von Bellegarde auf Châteauneuf zurückgegangen ist. Das läßt den bisherigen Vermutungen über eine baldige Wiederaufnahme der Offensive des Feindes auf Montargis immer noch Raum. Das III. Armeekorps, dem die 1. Kavalleriedivision unterstellt wird, erhält daher Befehl, mit seiner Masse über Châteauneuf h i n a u s so weit vorzustoßen, „daß konstatiert wird, ob von Gien nach Montargis feindliche Truppenbewegungen stattfinden oder stattgefunden haben." Auf eine möglichst baldige Unterbrechung der Bahn Nevers—Gien wird besonders hingewiesen. Das X. Korps soll als Rückhalt hierfür seinen linken Flügel bis St. Denis de l'Hôtel ausdehnen. Der 6. Kavalleriedivision wird endlich ein großes Ziel zugewiesen. Sie hat in beschleunigtem Vormarsch am 8. Dezember mit Spitzen die Gegend von Vierzon zu erreichen und dort die Bahnverbindungen Vierzon—Tours, Vierzon—Châteauroux und Vierzon—Bourges nachhaltig zu unterbrechen, um zu verhindern, daß die geschlagenen Teile des Feindes sich an die ungeschlagenen mit der Bahn heranziehen. Das IX. Korps soll diesem Vorgehen durch einige bis La Ferté St. Aubin vorzuschiebende Infanterie den nötigen Rückhalt geben, im übrigen sich jedoch nicht weit über den Loiret nach Süden ausdehnen.

Bis zum späten Abend des 6. Dezember wurde dem Prinzen noch bekannt, daß die 6. Kavalleriedivision bei La Motte Beuvron durch eine Nachhut des Feindes Widerstand gefunden hatte. Seine Massen sollten nach Süden und Südwesten zurückgegangen sein.

Der 7. Dezember brachte einen entscheidenden Umschwung in die Auffassung der Lage. Eine bereits in der Nacht eingelaufene Meldung des III. Armeekorps, wonach es noch am 6. über Châteauneuf bis St. Aignan vorgestoßen war und unter leichtem Gefechte nur Versprengte, angeblich von drei feindlichen Korps, vor sich hergetrieben hatte, bewies, daß durch Bourbaki vorläufig keine Gefahr für die Einschließung von Paris drohte. General v. Hartmann bestätigte das durch telegraphische Meldungen des Inhalts, daß zwischen Loing und Yonne kein Feind im Vormarsch sei. Ein gleichfalls schon nachts eingegangenes Telegramm Moltkes forderte

Digitized by Google

im Gegensatz zu den durch Stiehle nach Versailles übermittelten Auffassungen des Oberkommandos „die lebhafte Verfolgung des geschlagenen Feindes mit den Hauptkräften der Zweiten Armee ohne Rücksicht auf die Verhältnisse vor Paris". Der Augenblick, um noch große Verfolgungsergebnisse zu zeitigen, war nun freilich verpaßt. Es entfiel aber jetzt die Berechtigung zum weiteren Stillstand mit der Masse der Zweiten Armee an der Loire bei Orléans. Eine neue Operation mußte in Fluß kommen. Nach Lage der Dinge trat dafür nur die Richtung nach Süden mit dem Ziel Bourges, das als Haupt-Militäretablissement und Basis der noch im Felde stehenden Kräfte des Feindes von Bedeutung war, in Betracht, um so mehr als Moltke in einem zweiten Telegramm sich mit der dem Großherzog gegebenen Operationsrichtung auf Tours und seiner Selbständigmachung einverstanden erklärte. Aber für die sofortige Einleitung dieser Offensive stand nun die Zweite Armee nicht eben günstig: Das auf dem rechten Ufer loireaufwärts geschobene III. Armeekorps hatte bisher alle Brücken über die Loire gesprengt gefunden, sein eigenes Brückenmaterial war nicht zur Stelle, da es der Armeeabteilung überwiesen worden; die loireabwärts dirigierte 25. Division sollte den Zug des Großherzogs auf Tours begleiten. Somit standen zur sofortigen Verwendung nach Süden außer der schon in Bewegung befindlichen 6. Kavalleriedivision nur der Rest des IX. und das X. Armeekorps zur Verfügung. Allein auch diese Kräfte konnte man jetzt nicht ohne weiteres auf Vierzon—Bourges in Marsch setzen. Denn schon am 6. Dezember abends war die Meldung eingetroffen, daß die 2. Kavalleriedivision des Großherzogs an der Straße Meung—Beaugency auf Widerstand gestoßen war, den sie nicht brechen konnte. Aus einer am 7. in Orléans beschlagnahmten französischen Depesche mußte man auf eine Verstärkung des loireabwärts gewichenen Feindes durch eine von Tours vorgesandte Kolonne von etwa 10 000 Mann schließen.*) Es war daher fraglich, ob der Großherzog, der erst am 7. Dezember mit der Masse seiner Truppen die schon für den 6. befohlene Vorbewegung auf Beaugency antrat, allein imstande sein werde, sein Ziel zu erreichen. Seit Mittag tönte lebhafter Kanonendonner aus der Richtung von Meung nach Orléans herüber.

Prinz Friedrich Karl beschloß daher, die Offensive auf Bourges folgendermaßen durchzuführen: Das ganze IX. Armeekorps begleitet den Vormarsch des Großherzogs auf dem linken Ufer stromabwärts bis in Höhe von Blois, stets bereit, in ein Gefecht jenseit der Loire flankierend einzugreifen. Von Blois soll es sich ins Cher-Tal auf Vierzon wenden. Der in die Sologne vorausgesandten 6. Kavalleriedivision folgt in der Mitte das X. Korps. Das III. Korps setzt den Vormarsch

*) Es war die mobile Kolonne des Generals Camo.

Digitized by Google

loireaufwärts nötigenfalls bis Gien fort, um dort, ober- oder unterhalb je nach den vorgefundenen Übergangsverhältnissen den Strom zu überschreiten.

Die Gesamtlage der Armee am Abend des 7. Dezember bot nach den zum Teil erst in der Nacht zum 8. in Orléans einlaufenden Meldungen dem Oberkommando folgendes Bild: Der Großherzog von Mecklenburg war in anscheinend leichtem Gefecht gegen einen Feind, dessen Stärke noch nicht zu übersehen war, westlich Meung siegreich vorgedrungen und wollte am nächsten Tage den Angriff auf Beaugency fortsetzen. Auf dem linken Loire-Ufer hatte der Anfang des IX. Armeekorps ohne Kampf Lailly in Höhe von Beaugency erreicht, die dortige Loire-Brücke aber zerstört gefunden. Die 6. Kavalleriedivision war über La Motte Beuvron unter ständigem Gefecht gegen eine aus allen Waffen gemischte Nachhut des Feindes bis dicht vor Salbris gelangt. Loireaufwärts hatte die Avantgarde des III. Armeekorps zuerst bei Ouzouer, später bei Nevoy Widerstand gefunden und Nevoy besetzt. Die Brücke bei Sully wurde gesprengt gemeldet. General v. Alvensleben beabsichtigte, durch schnelles Nachdrängen sich am 8. in den Besitz der Brücke bei Gien zu setzen oder, falls das mißlang, die Brücke bei Châtillon wegzunehmen.

Am Morgen des 8. Dezember legte ein ausführliches Schreiben Moltkes*) noch einmal die Wichtigkeit der Verfolgung in Richtung auf Vierzon dar und stellte als weitere Operationsrichtung die Linie Bourges—Nevers—Châlons sur Saône hin, wobei auch die weiter östlich bei Châtillon sur Saône und Dijon stehenden Korps der Generale v. Zastrow und v. Werder sich anschließen sollten. „Die Armee des Prinz-Feldmarschalls wird so eine Stärke erhalten, welche ausreicht, um alle unsere Verbindungen, das Elsaß und die Belagerung von Belfort gegen Süden zu sichern oder selbst, wenn dann noch nötig, offensiv gegen Lyon vorzugehen. Die genannten offenen Städte bilden zugleich die Haupt-Militäretablissements des Feindes, wo trotz stattgehabter Evakuation sicher noch vieles zu zerstören bleibt." In einer geschickten Schlußwendung suchte der große Menschenkenner Moltke, der das untätige Verharren der Zweiten Armee in den letzten Tagen nicht gebilligt hatte, das Herz des Prinzen für diese neue Offensive zu erwärmen: „Durch den kräftig ausgenutzten Sieg von Orléans, welcher dem ganzen Feldzug eine siegreiche Wendung gegeben hat, zerstört der Prinz das Prestige der noch nie von einem Feinde überschrittenen Loire, welches in dem Rückzuge des Generals v. der Tann seine Bestätigung zu finden schien."

Der Prinz-Feldmarschall ersah hieraus den Einklang seiner am 7. Dezember ins Auge gefaßten Pläne mit den Absichten der obersten Heeresleitung. Er verhehlte sich aber auf Grund seiner genaueren

*) Moltkes Militärische Korrespondenz 1870/71, Nr. 465.

Digitized by Google

Kenntnis der Lage nicht die Schwierigkeiten, die sich von vornherein der Durchführung des neuen Feldzugs entgegenstellten: Einmal die Notwendigkeit des großen Umwegs, den das IX. Korps loireabwärts bis Blois vorgehend machen mußte, und dann der Zweifel, ob das III. Armeekorps einen festen Übergang über die Loire finden würde. Unglücklicherweise hatte gerade jetzt starker Eisgang auf dem Strome eingesetzt. Man mußte sich also darauf gefaßt machen, daß unter Umständen nur übrig bleiben würde, dieses Korps wieder umkehren zu lassen und bei Orléans über die Loire zu führen. Indessen lauteten die abends vom General v. Alvensleben eingehenden Nachrichten günstig. Er sprach die Hoffnung aus, die bei Gien gesprengt gefundene Brücke am folgenden Tage wieder gebrauchsfähig hergestellt zu haben. Auch die 6. Kavalleriedivision berichtete, daß sie Salbris ohne Widerstand durchschritten und die befohlenen Eisenbahnzerstörungen eingeleitet habe. Große Massen des Feindes sollten in Auflösung nach Vierzon zurückfluten. Die Verhältnisse im Osten und Süden schienen also für die Durchführung der beabsichtigten Offensive keine Schwierigkeiten mehr zu bieten. Ein um 3 Uhr nachm. ausgegebener Armeebefehl hatte die Bewegungen der Armee auf eine Reihe von Tagen dahin geregelt, daß bis zum 13. das IX. Korps bei Mennetou, das X. Korps bei Salbris, das III. schon am 12. bei La Chapelle d'Angillon — zur Verwendung in Richtung auf Vierzon oder Bourges — bereit stehen sollten. Ernste Gefahren drohten aber der ganzen Operation durch eine unvorhergesehene Wendung der Dinge im Westen bei der Armeeabteilung des Großherzogs von Mecklenburg. Der dorthin als Nachrichtenoffizier entsandte Oberquartiermeister der Zweiten Armee, Oberst v. Hertzberg, hatte schon um 1 Uhr mittags telegraphisch gemeldet, daß der Feind „mit beträchtlichen Kräften, mindestens zwei Divisionen, auf der Linie Beaugency—Forêt de Marchenoir" in verstärkter Stellung der gegen Cravant—Beaugency angreifenden Armeeabteilung gegenüberstehe. Sofortiger Ersatz an Artilleriemunition nach Meung sei dringend notwendig. Seit Eingang dieser Meldung tönte unausgesetzt Kanonendonner von Westen nach Orléans herüber. Um 7 Uhr abends kam Oberst v. Hertzberg ins Hauptquartier zurück, „ganz unter dem Eindruck eines schlimmen Gefechts", und erstattete mündlich Bericht über die ernste Lage der Armeeabteilung bei Beaugency. Ihr Angriff sei vor einem stark überlegenen Feinde, der auf zwei bis drei Armeekorps geschätzt wurde, zum Stehen gekommen. Der Großherzog bitte dringend um direkte Unterstützung. Das gleiche Ersuchen enthielt dann in noch schärferer Form ein spät abends einlaufendes Telegramm des Generals v. Stosch. Es lautete:

„Das Ende des heutigen Gefechts war derartig, daß die Bayern und der rechte Flügel die gewonnene Stellung behaupteten, während

Digitized by Google

der linke Flügel siegreich vordrang und Beaugency nahm. Das bayerische Korps ist nur als Schlacke zu betrachten und die 22. Infanteriedivision angegriffen, auch mit ihrer Artillerie. Soll die für den Feind nach der Entwicklung seiner Kräfte so wichtige Operation auf Tours fortgesetzt werden, so bedarf die Armeeabteilung einer frischen preußischen Division, sicher sind die Erfolge aber nur mit noch einem Korps.

Nach Aussage der Gefangenen standen heute das 15., 16., 17. und 19. Korps gegen uns, das 15. wenig, das 16. durch die letzten Gefechte gelitten, das 17. frisch, das 19. neue Formation. Ich bitte General v. Manstein anzuweisen, mindestens morgen zur Verhinderung eines Rückschlages jede Hilfe zu gewähren, welche über das Wasser gebracht werden kann. Brückenschlag wegen Eisgang unmöglich. Allein sicher wäre eine Unterstützung von Orléans aus."

Prinz Friedrich Karl stand vor einer überaus schweren Entscheidung. Er lehnte die direkte Unterstützung der Armeeabteilung ab und hielt seine nachmittags gegebenen Befehle aufrecht.

Wars Mangel an Weitblick, an Biegsamkeit des Entschlusses, eine Art Eigensinn, was ihn so handeln ließ? Mit nichten. Um die Entscheidung des Prinzen richtig zu verstehen, ist es zunächst notwendig, die psychologische oder persönliche Seite der Frage zu berühren. Prinz Friedrich Karl glaubte, der Großherzog überschätze die Stärke des ihm gegenüberstehenden Feindes, wie es bei seinen Kreuz- und Querzügen im November mehrfach der Fall gewesen war. Damals hatte es eines kategorischen Befehls bedurft, um den auf falscher Fährte jagenden Unterführer zur großen Entscheidung vor Orléans heranzuziehen. Auch Moltke hatte sich unter den gleichen Eindrücken zu einem Wechsel in der Person des Stabschefs entschließen müssen und den General v. Stosch von Versailles zur Übernahme dieses Postens entsandt, um, wie es in einem Schreiben an Stiehle hieß, „mehr Sicherheit" in die Operationen der Armeeabteilung zu bringen. Eine Rückerinnerung an jene durch alarmierende Meldungen des Großherzogs sich auszeichnenden Novembertage mag im vorliegenden Falle um so eher wach geworden sein, als der Prinz die genaue und zutreffende Kenntnis hatte, daß das unter den Feinden des Großherzogs aufgezählte 15. Korps ihm, wenigstens mit seiner Masse, sicher n i c h t gegenüberstand. Auch vom 16. Korps bezweifelte er es, da er — allerdings fälschlicherweise — es mit seinen Massen im Rückzuge auf Bourges wähnte. So glaubte er die tatsächliche Stärke der Feinde des Großherzogs auf das 17. und ein frisch eingetroffenes Mobilgardenkorps reduzieren zu dürfen. Er stand mit dieser Ansicht nicht allein. Berichtete doch auch noch am folgenden Tage der auf dem Kampfplatz anwesende Graf Waldersee dem König: „Der Großherzog glaubt drei Korps und Teile des 18. französischen Korps vor sich

Digitized by Google

zu haben. Ich habe nur höchstens vier französische Divisionen erblicken können und sind heute keinesfalls mehr als acht feindliche Batterien im Gefecht gewesen." Die Meldung des Grafen Haeseler am 9. Dezember spricht sogar nur von zwei Divisionen des Feindes. Hinzu kam, daß der vom Gefechtsfelde eingetroffene Augenzeuge, Oberst v. Hertzberg, dem Prinzen und seinem Stabschef als ein Schwarzseher bekannt war und seine Berichterstattung daher skeptisch aufgenommen wurde.

Indessen, solche Betrachtungen rein persönlicher Natur allein hätten nimmermehr den deutschen Oberbefehlshaber zu einer Ablehnung des Hilferufes des Großherzogs veranlassen können. Dazu war sein Wesen viel zu ernst. „Es ist kleinlich, wenn man nicht imstande ist, die Dinge über die Personen zu stellen. Jede Rücksicht auf letztere, aber erstere gehen vor" — so heißt die Erklärung in seinem Tagebuch. Rein sachliche Erwägungen über die Kriegslage waren ausschlaggebend. Der Prinz erkannte ganz klar, daß, wenn er sein mittelstes Armeekorps, das X., und nur dieses konnte in Frage kommen, zur unmittelbaren Unterstützung der Armeeabteilung auf dem rechten Ufer loireabwärts in Marsch setzte, die Durchführung der ihm von der obersten Heeresleitung anbefohlenen, soeben erst in Fluß gekommenen Offensive gegen Bourges aufs äußerste in Frage gestellt wurde. Es handelte sich für ihn nur darum, ob und wie er eine indirekte Unterstützung des Großherzogs unter Aufrechterhaltung seiner eigenen, in anderer Richtung liegenden Aufgabe möglich machen könnte. Der Prinz war auch jetzt noch der Ansicht, daß diese Unterstützung durch das IX. Korps auf dem linken Ufer gewährt werden dürfe, aber auch ausreichend sei. Denn da der Regierungssitz, Tours, auf diesem Ufer lag, so wurde er durch den Vormarsch des IX. Korps auf Blois viel unmittelbarer bedroht als durch die Operation des Großherzogs auf dem jenseitigen Ufer. Es war daher der Gedanke berechtigt, daß Chanzy zum Schutze des bedrohten Regierungssitzes sich zurückziehen werde. Überdies konnte einer am Abend des 8. einlaufenden Meldung des IX. Korps entnommen werden, daß die indirekte Unterstützung, die das Korps am heutigen Tage vom andern Ufer dem Großherzog gewährt hatte, sehr wirkungsvoll gewesen war. Denn durch das flankierende Feuer der Artillerie des IX. Korps waren die bei Beaugency hinter dem rechten feindlichen Flügel stehenden Reserven vertrieben, der Ort selbst von Truppen des Großherzogs besetzt worden. General v. Manstein wurde daher über die Auffassung des Prinzen unterrichtet und ihm die unbeirrte Fortsetzung des Vormarsches auf Blois anbefohlen. Er trat in seiner Antwort am nächsten Morgen auf Grund seiner eigenen Anschauung der Lage der Auffassung des Oberbefehlshabers bei. Diese fand weiter einen Anhalt in dem am 8. spät abends eingelaufenen Armeebefehl des Großherzogs, aus dem in einem gewissen Widerspruch zu dem Antrage des Generals v. Stosch zu ersehen war,

Digitized by Google

daß die Armeeabteilung am nächsten Tage zur Verfolgung des Feindes auf Tours vorgehen wollte. Zum Großherzog wurde noch in der Nacht Graf Waldersee entsandt, „um ihm — wie der Prinz in seinem Tagebuch sagt — in scherzhaft heiterer Art mitzuteilen, was ich für ihn tun und nicht tun kann, ihn überhaupt darüber aufzuklären, wie ich die Kriegslage ansehe. Er muß mit seinen Mitteln auskommen und das Mögliche tun und sich nicht imponieren lassen".

Um aber doch für den Fall eines Rückschlages bei der Armeeabteilung sofort eine zu ihrer unmittelbaren Unterstützung verwendungsfähige Truppe in der Hand zu haben, wurde dem General v. Voigts-Rhetz unter Darlegung der Verhältnisse anheimgestellt, am 9. seine hintere Division — die 20. — bei Orléans konzentriert zu halten.

Wenn wir den Entschluß des Prinzen Friedrich Karl vom Abend des 8. Dezember prüfen, so müssen wir zugeben, daß eine seiner Voraussetzungen falsch war: Der Großherzog überschätzte n i c h t die Stärke des ihm gegenüberstehenden Feindes. Denn Chanzy leistete mit drei Korps, dem 16., 17. und dem neu eingetroffenen 21., sowie der mobilen Kolonne Camô, den hartnäckigsten, mit Offensivstößen verbundenen Widerstand. Der Großherzog war von seinem Standpunkte vollkommen dazu berechtigt, ja verpflichtet, den Hilferuf erschallen zu lassen. Sein Stabschef Stosch schreibt darüber: „Mir war völlig klar, daß wir nicht zurück durften. Das hätte den Effekt einer verlorenen Schlacht gemacht und die Folgen auf Friedrich Karl, den König und Paris wären unberechenbar gewesen." Auf der andern Seite aber war Prinz Friedrich Karl ebenso berechtigt, ebenso verpflichtet, an der Durchführung der ihm vom Großen Hauptquartier gestellten Aufgabe solange festzuhalten, als dies unter Vermeidung eines Rückschlags beim Großherzog irgend möglich erschien. Und das mochte der Großherzog auch selbst schon fühlen, als er den Antrag an den Prinzen ergehen ließ. Denn er richtete ihn gleichzeitig auch nach Versailles direkt an den König, und zwar in verstärkter Form, mit der Bitte um „Anweisung der Zweiten Armee auf energische Kooperation auf Tours". In der Tat war hier die oberste Heeresleitung in Versailles allein die befugte Instanz, um darüber zu entscheiden, welche der beiden von ihr befohlenen Operationen auf Kosten der anderen durchgeführt werden sollte, diejenige auf Tours oder Bourges.

Dieser Gesichtspunkt verdient besondere Beachtung. Denn im allgemeinen ist die heutige Generation leicht geneigt, wenigstens in der Theorie, wie Kriegsspiele, Manöver, häufig schon in der Anlage, und taktische Aufgaben zeigen, ein Abweichen von Befehlen der obersten Heeresleitung als etwas ganz Natürliches, Selbstverständliches anzusehen, während es doch nur im äußersten Notfalle aus zwingendsten Gründen gerechtfertigt erscheinen darf.

Digitized by Google

Die Entscheidung des Königs fiel am Morgen des 9. Dezember für die Operation auf Tours. Prinz Friedrich Karl erhielt um 10° vorm. folgendes Telegramm Moltkes: „Nach Meldung des Großherzogs stellen sich ihm die Hauptkräfte des Feindes gegenüber. Seine Majestät befehlen, daß, um die überaus wichtigen Operationen auf Tours energisch fortzuführen, die Armeeabteilung so schnell als möglich mit mindestens einer Division direkt auf dem rechten Loire-Ufer zu unterstützen ist, wobei Kooperation auf dem linken Ufer mit starken Kräften anheimgestellt wird. Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Feldmarschall fällt hiermit die obere Leitung der gesamten Operationen an der Loire zu."

Als dieses Telegramm in Orléans eintraf, wußte der Prinz bereits durch eine Meldung des Grafen Waldersee aus Meung, daß die Schlacht bei Beaugency aufs neue entbrannt war. Er wußte ferner vom General v. Alvensleben, daß die Hoffnung, die Brücke bei Gien schnell wiederherzustellen, eine trügerische gewesen war. Es bedurfte längerer Zeit dazu. Bei Sully wurde allerdings schon seit dem 7. an der Wiederherstellung der Brücke gearbeitet. Und schließlich wußte der Prinz noch, daß die 6. Kavalleriedivision in der Verfolgung des auf Bourges gewichenen Feindes noch am 8. Vierzon erreicht hatte.

Wenn auch nach Moltkes Telegramm der Schwerpunkt der Operationen nach Westen gegen Tours gelegt war, so ließ es doch dem Prinz-Feldmarschall große Freiheit in der Durchführung seiner Aufgabe. Nach der augenblicklichen Aufstellung der Zweiten Armee konnte der Forderung des Großen Hauptquartiers dadurch entsprochen werden, daß die bei Orléans versammelte 20. Infanteriedivision des X. Armeekorps sofort auf dem rechten Ufer zur Unterstützung des Großherzogs loireabwärts dirigiert und die auf dem linken Ufer anheimgestellte Kooperation durch das IX. Armeekorps und den Rest des X. ausgeführt wurde. Dann blieben die 6. Kavalleriedivision und das III. Armeekorps mit der 1. Kavalleriedivision zur Fortsetzung der Offensive gegen Bourges verfügbar. Von einer solchen Operation wollte der Prinz jedoch nichts wissen. Denn die Zweite Armee wäre dadurch getrennt und innerhalb der gegen Tours operierenden Gruppe das X. Armeekorps, auf beiden Ufern vorgehend, zerrissen worden. Und dann war für die schwache gegen Bourges bestimmte Gruppe, die erst nach einigen Tagen die Loire hätte überschreiten können, der Erfolg keineswegs verbürgt. Der an Zahl immer noch stark überlegene Gegner hatte Zeit, sich inzwischen bei Bourges zu sammeln und zu retablieren.

Eine andere Möglichkeit des Handelns bestand darin, das III. Armeekorps mit einer oder beiden Kavalleriedivisionen zur Rücken- und Flankendeckung gegen Bourbaki in die Gegend südlich Gien oder südlich Orléans auf das linke Loire-Ufer herüberzunehmen. Damit tat man indessen diesem

Digitized by Google

Feinde zu viel Ehre an. Denn die letzten Tage hatten die früheren Ansichten über seine Offensivkraft und -lust stark revidiert. Daß er in der nächsten Zeit zu einem neuen Angriff auf Orléans oder zur Kooperation mit Chanzy auf Beaugency oder Blois schreiten würde, war jetzt nach seinem vollständigen Rückzuge auf Bourges höchst unwahrscheinlich.

Prinz Friedrich Karl entschied sich für den Einsatz seiner ganzen Armee gegen Chanzy. „Richtig ist, daß man da, wo man den Feind in Massen weiß, ihn schlägt. Hier geht das Taktische vor dem Strategischen", — so schreibt er nach Empfang des Moltkeschen Telegramms in sein Tagebuch. Er strebte die Vernichtung Chanzys an und zur Schlachtentscheidung wollte er so stark als möglich sein. General v. Voigts-Rhetz erhielt daher Befehl, sofort mit den bei Orléans verfügbaren Kräften des X. Armeekorps nach Meung aufzubrechen, „um als Reserve wenigstens gegen Abend in das Gefecht eingreifen zu können". Alle übrigen Teile waren über Orléans nachzuziehen. Der Prinz hielt den Einsatz eines ganzen Korps zur direkten Unterstützung des Großherzogs für erforderlich, da er das in seiner Gefechtskraft stark erschütterte I. bayerische Korps dafür zur Besetzung von Orléans zurückzunehmen gedachte. Für das IX. Armeekorps blieb die bisherige Aufgabe des Vormarsches auf dem linken Ufer auf Blois bestehen. Die 6. Kavalleriedivision sollte zur Beobachtung Bourbakis eine Brigade in der Gegend von Vierzon belassen, mit der anderen nach einem Ruhetage über Romorantin—Contres sich an das IX. Armeekorps heranziehen. Diese Brigade wäre nach unseren heutigen Anschauungen wohl zweckmäßiger direkt auf Tours angesetzt worden. Das III. Armeekorps hatte in beschleunigten Märschen nach Orléans zurückzukehren, um dann je nach der Lage auf dem linken oder rechten Ufer zu folgen. Aus allen am 9. Dezember einlaufenden Meldungen vom Gefechtsfelde ging hervor, daß der Feind der Armeeabteilung gegenüber nicht bloß standhielt, sondern sogar zu mehrfachen Offensivstößen vorging. Somit bestand die Hoffnung, daß er zur Annahme der Schlachtentscheidung entschlossen war.

Nachdem der Kampf am 9. Dezember ohne Mitwirkung des X. Armeekorps mit einer Abweisung der Angriffe Chanzys geendet hatte, schien alles darauf anzukommen, daß er jetzt nicht in der Front sofort heftig bedrängt wurde, um ihn nicht zu einem vorzeitigen Rückzuge zu veranlassen, ehe ein Entscheidungsschlag gegen ihn möglich war. In diesem Sinne ordnete der Prinz am Abend des 9. Dezember für die Armeeabteilung einen auch in Rücksicht auf ihren angegriffenen Zustand sehr wünschenswerten Ruhetag unter Beobachtung des Feindes an. Das X. Armeekorps sollte die Bayern in der vorderen Gefechtslinie ablösen, diese nach Orléans rücken, das IX. Armeekorps, das noch am 9. die auf dem linken Ufer gelegene Vorstadt von Blois, Vienne, besetzt, die dortige

Brücke aber zerstört gefunden hatte, nur eine Avantgarde gegen Amboise vorschieben.

Indessen, was der Prinz von Anfang an für möglich gehalten hatte und was ihn am Abend des 8. Dezember zu einer Ablehnung des Hilferufes des Großherzogs mit bewogen hatte, das trat jetzt ein: General Chanzy ging rechtzeitig zurück, zwar langsam, schrittweise und ohne daß es die Deutschen sofort merkten. Er entzog sich der Schlachtentscheidung, bevor der Prinz in der Lage war, sie ihm aufzudrängen, aber nicht etwa — und das fällt für eine richtige Beurteilung des Friedrich Karlschen Entschlusses schwer ins Gewicht — infolge der dem Großherzog durch das X. Armeekorps in der Front gebrachten unmittelbaren Hilfe, sondern unter dem Drucke, den das Vorgehen des IX. Armeekorps auf seine empfindlichste Stelle, Blois, seine rechte Flanke bedrohend, ausgeübt hatte, und weil die erbetene Unterstützung durch Bourbaki ausblieb. Da die Regierungsdelegation aus Tours flüchtete, so gab Chanzy seiner Armee durch eine Schwenkung die Richtung auf Vendôme hinter den Loir. Noch einmal schien es in den nächsten Tagen, als ob er sich hier zur hartnäckigen Gegenwehr setzen wollte. Indessen, als der Prinz am 16. Dezember mit seinen endlich versammelten Kräften zum Entscheidungsschlage ausholte, da hatte sich der geschickte Feind aufs neue durch rechtzeitigen Rückzug auf Le Mans dem ihm drohenden Verhängnis entwunden. Ihm für jetzt dorthin weiter ins Ungemessene zu folgen, verboten höhere Gesichtspunkte, in erster Linie die Rücksicht auf Bourbaki, der inzwischen unbehelligt bei Bourges seine Korps gesammelt hatte und zu einer neuen Gefahr für die Einschließung von Paris wurde. Schon am 15. Dezember schien er sich bemerkbar zu machen, indem das schwache nach Gien entsandte bayerische Detachement von dort vertrieben wurde. Auch die bei Vierzon zurückgelassene Brigade der 6. Kavalleriedivision hatte den Ort vor dem Andrang des Feindes räumen müssen. Der Prinz sah sich, im Einverständnis mit den Anschauungen der obersten Heeresleitung, zur Rückkehr nach Orléans zum Schutz der Einschließung von Paris veranlaßt. Der Dezember-Feldzug an der Loire war also entscheidungslos verlaufen. Es bedurfte zu Beginn des Jahres 1871 neuer mühseliger und verlustreicher Operationen, um Chanzy und Bourbaki endgültig aus dem Felde zu schlagen.

Fragen wir uns zum Schluß: Wie hätte dieses unbefriedigende Ergebnis der Operationen nach der Einnahme von Orléans durch die deutsche Führung vermieden werden können? — so dürfen wir auf Grund unserer heutigen Kenntnis der Dinge antworten: Am sichersten durch eine sofortige Offensive nicht bloß der Armeeabteilung, sondern der Hauptkräfte der Armee auf Tours, die Chanzy keine Zeit gelassen hätte, zu seiner hartnäckigen Verteidigung bei Beaugency und am Walde von

Digitized by Google

Marchenoir zu erstarken. Bourbaki hätte nichts zur Vereitelung dieser Operation getan. Doch das ist Treppenwitz, auf den wir ein gerechtes Urteil nicht bauen können. Denn damals hat an den maßgebenden Stellen auf deutscher Seite niemand an eine derartige Operationsrichtung für die Hauptmasse gedacht, weil man die von Chanzy in Wirklichkeit drohende Gefahr nicht annähernd ahnte, auf Grund der eingegangenen Meldungen auch nicht ahnen konnte: Der mit dem Vorgehen gegen Tours beauftragte Großherzog hielt die loireabwärts gewichenen Kräfte des Feindes für so geschwächt, daß er sich zwei Ruhetage gönnen zu dürfen glaubte. Graf Waldersee befürwortete das sofortige Durchstoßen der Zweiten Armee auf Vierzon—Bourges nach Süden. In Moltkes Telegrammen kam der gleiche Gedanke zum Ausdruck. Prinz Friedrich Karl war, was speziell seine Korps anlangt, für ein Abwarten im großen, bis über den Verbleib und die Absichten der Bourbakischen Heeresgruppe Klarheit gewonnen sei.

Wir müssen die oben gestellte Frage daher unter dem Gesichtspunkt prüfen, ob sich aus den verschiedenen, damals an den maßgebenden Stellen herrschenden Auffassungen ein erfolgreicheres Handeln hätte ableiten lassen.

Sicherlich war Moltke nach seiner unvollkommenen Kenntnis der Lage, zu der Hoffnung berechtigt, durch eine lebhafte Verfolgung mit den Hauptkräften der Zweiten Armee nach Süden, wie sie auch Waldersee vorschwebte, das Zerstörungswerk bald vollendet zu sehen. Wahrscheinlich hätte sich auch dieses Ergebnis erzielen lassen, aber, wie wir heute die Dinge kennen, nur unter der Voraussetzung, daß der Großherzog gleichzeitig am 5. oder doch am 6. auf Beaugency vorging und dann des ihm noch nicht so hartnäckig wie später entgegengestellten Widerstandes aus eigener Kraft mit Unterstützung durch die ihm zugeteilte hessische Division Herr wurde. Legt man indessen den tatsächlichen Hergang bei der Armeeabteilung zugrunde, wonach ihr Vormarsch erst am 7. Dezember begann, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Offensive der Zweiten Armee auf Bourges durch die unerwartete Wendung der Dinge beim Großherzog ins Stocken geraten und undurchführbar geworden wäre. Denn die Gefahr eines Rückschlages bei Beaugency war viel größer und für die Gesamtlage viel bedenklicher, wenn die in der Verfolgung weit nach Süden vorgestoßene Zweite Armee weder eine indirekte Unterstützung mit dem IX. Armeekorps noch eine direkte mit dem X. Armeekorps bringen konnte.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß infolge der mehrtägigen abwartenden Haltung des Prinzen Friedrich Karl bei Orléans — also infolge eines Verfahrens, dem wir nach ernster Prüfung nicht beistimmen konnten — die von der obersten Heeresleitung am 9. Dezember für not-

Digitized by Google

wendig erachtete Unterstützung des Großherzogs viel schneller geleistet worden ist, als es bei sofortiger Fortführung der Operationen im Sinne Moltkes auf Bourges möglich gewesen wäre.

Aber auch aus der Auffassung, die den Prinzen Friedrich Karl nach der Einnahme von Orléans beherrschte und von sofortiger Verfolgung im großen Abstand nehmen ließ, hätte sich noch ein erfolgreicheres Handeln entwickeln können, die Vernichtung der Bourbakiischen Armee erreichen lassen. Vergegenwärtigen wir uns dazu noch einmal die Lage am Abend des 8. Dezember. Statt der unmittelbaren rücksichtslosen Verfolgung mit Massen, sei es auf Tours, sei es auf Bourges, ist nach einigen Tagen des Stillstandes ein neuer Feldzug gegen die sich allmählich wieder sammelnde Armee Bourbakis eingeleitet und eben in Fluß gekommen. Zwar ist zunächst eine mehrtägige Marschoperation notwendig, um wieder an den Feind zu kommen, dafür bietet sie aber auch die sichere Aussicht, ein großes Ergebnis zu erzielen. Denn dieser Feind steht ganz unter dem Gesetz des Siegers: Entweder nimmt Bourbaki bei Bourges die Entscheidung an, dann wird er geschlagen, oder er geht vor dem Herannahen der Deutschen weiter nach Süden zurück, dann verfällt die locker gefügte 1. Loire-Armee, die in ihrem inneren Zustande viel mehr als die Chanzysche Gruppe erschüttert war, völliger Auflösung. Heute wissen wir, daß jene vom Prinzen beabsichtigte und am Abend des 8. Dezember trotz des Hilferufs des Großherzogs festgehaltene Operation durch Chanzy nicht gefährdet gewesen wäre. Denn der Druck des IX. Armeekorps auf Blois genügte, um ihn zum Rückzug zu veranlassen. Die Studie des französischen Generalstabes läßt keinen Zweifel darüber, daß Bourbaki nur durch die am Morgen des 9. Dezember getroffenen Anordnungen des Prinzen vor einer völligen Katastrophe bewahrt worden ist.*) Gegen dieses sichere Resultat tauschten die Deutschen durch den Zielwechsel nach Westen nicht ein ähnlich erfolgverheißendes Geschäft ein: Der Gegner, der sich hier bot, bewies so viel innere Widerstandskraft, daß nur eine Schlacht ihn vernichten konnte. Ob er hierzu die Hand reichen würde, war fraglich. Ein vorher rechtzeitig angetretener Rückzug mochte ihn schwächen und demoralisieren. Um aber das Vernichtungswerk durch sofortiges scharfes Nachdrängen zu vollenden, reichten die in vorderer Linie verfügbaren, größtenteils aufs äußerste erschöpften Kräfte der Deutschen nicht aus, und dem IX. Armeekorps gelang es nicht schnell genug, bei Blois seinen Uferwechsel zu vollziehen.

So behielt der ungebrochene Wille des nicht geschlagenen Feindes die Freiheit des Handelns.

*) La campagne de l'armée du général Bourbaki dans l'est du 19 décembre 1870 au 18 janvier 1871.

Digitized by Google

Unmaßgebliches über China.

Von

v. Janson,

Generalleutnant z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Augen der ganzen Welt sind zurzeit auf China gerichtet. Die dürftigen und unsicheren Nachrichten der Zeitungen lassen erkennen, daß dort großartige Umwälzungen vor sich gehen in einer uns unerhört scheinenden Form, in ihrem Wesen kaum verständlich, so wunderlich, wie es nur im Lande der Kuriositäten sein kann. Ein Land der Kuriositäten ist heute noch China für die große Menge, selbst für die Mehrzahl der Reisenden, die es auf der großen Touristenstraße kennen lernen. Trotz der in den letzten Jahrzehnten sehr erweiterten und vermehrten friedlichen und kriegerischen Berührungen mit dem Reiche der Mitte weiß man in Europa doch noch im allgemeinen außerordentlich wenig vom Wesen der Chinesen. Missionare und Gelehrte drangen tief in das Innere ein und versuchten die Geheimnisse der Sprache und die Lehren der alten Philosophen zu ergründen. Viele glaubten Chinakenner zu sein, wenige waren es und sind es. Vielleicht hat niemand das Land besser gekannt als der vornehm-bescheidene deutsche Geograph v. Richthofen. Aber es bleibt doch merkwürdig, daß Marco Polo schon 600 Jahre früher ungefähr ebensoweit vorgedrungen war. Man scheint damals den Fremden weniger abhold gewesen zu sein, weil — man sie noch nicht so kannte. Marco Polo ist sogar Gouverneur einer chinesischen Provinz geworden, und in einem Tempel in Canton wird unter 500 Bodhisatvas (d. h. Heiligen oder genauer, Anwärtern auf die Buddhaschaft) auch seine angebliche Statue gezeigt. Eine solche Ehre würde heute nicht einmal einem Gordon oder einem Sir Robert Hart zuteil werden.

Selbst wer jahrelang in China gelebt und sich bemüht hat, Land und Volk zu studieren, pflegt nur zu einer sehr beschränkten Erkenntnis zu gelangen. Wer es ernst meint, weiß das, und darin liegt schon ein Fortschritt. Man vergegenwärtige sich nur, welch Hindernis allein die außerordentlich schwierige Sprache bildet, und daß die wenigsten Europäer Gelegenheit haben, mit wirklich gebildeten Chinesen zusammenzukommen. Ich glaube nicht, daß ein nennenswerter Teil der zahlreichen deutschen Offiziere, die sich längere Zeit dienstlich in China aufgehalten haben, eine bezügliche Frage bejahen wird. Haben die Fremden einmal mit Beamten, die aus dem Literatenkreise hervorgegangen sind, zu verhandeln

Digitized by Google

oder zu dinieren, so bewegt sich die Unterhaltung schon der Sprachschwierigkeit wegen, die kein Dolmetscher ganz zu beseitigen vermag, nur um die einfachsten und banalsten Dinge. Und mit dem grotesken „Pijin-English“ (korrumpiert aus „Business-English“ gleich Geschäfts-Englisch) kommt man über solche gar nicht hinaus. Aber auch mit dem Erlernen der chinesischen Sprache, einer Lebensaufgabe, ist das Ziel noch nicht erreicht. Alles in China, von den Gewohnheiten des täglichen Lebens und der Anlage eines Wohnhauses bis zur Staatskunst und Moral und zur transzendentalen Weltanschauung, gründet sich auf die Schriften des Konfutse, dessen Geburtsjahr 551 vor Christus angegeben wird. Die alten Ausgaben seiner Werke sind schon wegen der schwer lesbaren Wortzeichen (bekanntlich besitzen die Chinesen keine Buchstabenschrift) so auslegbar, daß in verschiedenen europäischen Übersetzungen recht verschiedenes zu lesen ist, — ganz zu schweigen von seinem Zeitgenossen, dem großen Philosophen Laotse, dessen einzige kleine Schrift Tao Teh King von einem jeden völlig anders übersetzt wird. Nicht einmal der Sinn des Titels ist sicher. Ohne Konfutse aber kann man die Chinesen gar nicht verstehen.

Dem Chinesen ist es leichter, die europäischen Ideen kennen zu lernen als umgekehrt, weil unsere Sprachen leichter sind und weil uns, wie wir beschämend gestehen müssen, die vornehme Zurückhaltung jener fehlt. Wenn ein kaufmännischer Vorteil erhofft wird, ist der Europäer stets bereit, den Ostasiaten in alle Geheimnisse einzuweihen, — Habsucht und Eitelkeit wirken dabei zusammen. Die Japaner haben von diesen unseren schwachen Seiten den besten Gebrauch zu machen verstanden, die Chinesen bisher noch nicht, aber diejenigen, die sich herbeiließen, sich mit Europa zu beschäftigen, wissen mehr von uns als umgekehrt. Auch sie fassen vieles falsch auf. Ein völliges gegenseitiges Verstehen erscheint bisher ausgeschlossen, weil beide Teile von einer ganz verschiedenen Grundanschauung ausgehen; die beiderseitige Gedanken- und Empfindungswelt hat wenig Berührungspunkte. Der Engländer Douglas Story spricht in einem sehr lesenswerten Buche „To-morrow in the East“*) überzeugend von einer unüberbrückbaren Kluft zwischen den Anschauungen der beiden Rassen. Er führt dafür japanische Beispiele an, — die chinesische Kluft ist noch viel tiefer.

Kürzlich hat Alfons Paquet aus dem Englischen in vollendeter Form Aufsätze des Chinesen Ku Hung Ming übersetzt und unter dem Titel „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ herausgegeben.**) Man merke wohl: der Verfasser will schon nach dem Titel die Kluft nicht überbrücken, sondern hinter ihr sein Vaterland verteidigen; er weist den Euro-

*) London 1907. Chapman & Hall.

**) Ku Hung Ming. Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Kritische Aufsätze. Herausgegeben mit einem Vorwort von Alfred Paquet. Jena 1911. E. Diederichs.

Digitized by Google

päismus schroff zurück. Und Ku Hung Ming ist keine Persönlichkeit, die sich selbst engherzig gegen die Kenntnis des Fremden verschließt. Er ist im Gegenteil ein Mann von universeller Bildung, der in Deutschland und England gelebt hat, unsere Sprachen, Geschichte und Wissenschaft sehr viel besser kennt, als irgendein Europäer China, und der selbst manchen gebildeten Europäer in der Kenntnis der eigenen Literatur beschämt. Er zitiert die Bibel ebenso wie die großen Dichter und Philosophen Deutschlands, Englands und Frankreichs und macht sich in seinen englischen Schriften das Vergnügen, Goethe, Lessing usw. deutsch zu zitieren und dann für die sprachunkundigen Engländer in ihre Sprache zu übersetzen. Wie alle Chinesen, schwelgt er in Zitaten, selbst in lateinischen. Einer seiner älteren Schriften setzte er ein stimmungsvolles Gedicht auf einen deutschen Freund voran, der sich das Leben genommen hatte. Ku Hung Ming war Sekretär Chang Tschi Tungs, des bekannten Vizekönigs der Provinz Hupeh, und schrieb in dieser Stellung sein erstes englisches Buch „Briefe aus eines Vizekönigs Yamen".*) Dann wurde er Mitglied der Huangpu-Regulierungskommission in Schanghai, nach unseren Begriffen eine recht befremdliche Verwendung eines Philosophen, Baggerarbeiten zu leiten. Er selbst spricht von der Zeit, in der er mit dem Schmutzdrachen des Huangpu zu kämpfen hatte. Dann hat er die Stelle eines Studienleiters an der Han Yang-Universität in Schanghai erhalten. Er soll wenig hervortreten und nicht übermäßige Beachtung finden. Also auch dort gilt der Prophet nichts in seinem Vaterlande. Die Auffassungen dieses Mannes von geradezu staunenswertem Wissen und feinster geistiger Bildung sind in ihrer Entschiedenheit aber doch so eigenartig und merkwürdig, daß man gar nicht an ihnen vorbeigehen kann. Meines unmaßgeblichen Erachtens — ich bin nichts weniger als ein Chinakenner und habe nur einige Küstenplätze kennen gelernt — erleichtert das, was er schreibt, den Weg zur Anbahnung eines gewissen Verstehens chinesischer Eigenart zu gewinnen, zum mindesten aber öffnet es unsere Augen für jene ungeheure Kluft. In England sollen des Verfassers englisch geschriebene Bücher wenig gelesen werden, weil er den Engländern allzu deutlich die Wahrheit sagt. Er meint wohl die Europäer einschließlich der Amerikaner im allgemeinen und nennt in erster Linie die Engländer, die ja nicht nur in Ostasien als Prototyp der Fremden gelten.

Worauf der Verfasser hinaus will, ist, wie schon der Titel sagt, die Abwehr des Europäismus. Er will die heiligsten Güter seines Vaterlandes gegen den Materialismus der habgierigen und heuchlerischen Fremden wahren, es ist das Ringen eines Idealisten gegen das unaufhaltsame Vordringen einer unheilvollen Macht. Man mag den Mann als Schwärmer bezeichnen, aber trotz seiner gegen unsere Interessen ge-

Digitized by Google

*) „Yamen" ist das Regierungsgebäude.

richteten Bestrebungen und trotz der Grobheiten, die er uns in vollendeter Form sagt, verdient er doch eine gewisse menschliche Sympathie. Wir machen etwas Entsprechendes durch im Kampfe ideal gesinnter Elemente älterer Schule gegen den „Amerikanismus" und gegen die Anbetung des goldenen Kalbes. Der erste Aufsatz stammt aus den „Briefen aus eines Vizekönigs Yamen" und ist unter dem unmittelbaren Eindruck der europäischen Expedition zur Sühne des Gesandtenmordes besonders scharf und mit ausgesprochenen Spitzen geschrieben. Ku Hung Ming offenbart eine, wenn auch eingeschränkte Ideengemeinschaft mit Tolstoi, dem er auch eine seiner Schriften übersandte, worauf eine Antwort in einem „offenen Briefe" erfolgte. Der Chinese ist aber keineswegs so verschwommen wie der Russe. Auf Konfutsianischer Grundlage träumt er von einer idealen Anarchie, in der nur „die innere Vernunft und das Gewissen" als Gesetz gelten, und schließt mit Heines Versen:

„Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten".

Es ist nicht das erste Mal, daß der Versuch der Verwirklichung solcher utopischen Ideen zu blutigem Umsturz und zu unhaltbarer Schreckensherrschaft geführt hat. Insofern könnte man wohl in Ku Hung Mings „künftiger Kultur der Welt", mit der er den ausgesprochensten Antimilitarismus verbindet, eine geistige „gelbe Gefahr" neben der schon bestehenden wirtschaftlichen erkennen, die realer ist als die Besorgnis vor dem abermaligen Vordringen von Mongolenhorden.

Die übrigen Aufsätze: „Erweiterung des Gesichtskreises", „Die Geschichte einer chinesischen Oxfordbewegung" (gleichbedeutend mit Kampf gegen den Militarismus) und „Offener Brief an den Herausgeber der North China Daily News" sind in ruhigerem Tone gehalten, aber auch in ihnen ist die durchgehende Tendenz die entschiedene Ablehnung der spezifisch europäischen materiellen Kultur. Er verabscheut außer unseren Kriegsmitteln auch unsere Verkehrsmittel und wendet sich scharf gegen das durch Kanonen vertretene Christentum, nicht gegen das Christentum der Bibel, und gegen „polternde" europäische Diplomaten. Jedoch empfiehlt er nicht Gewalt zur Abwehr, nicht auf finanziellen Ruin der Fremden ausgehende Konkurrenz, auch nicht den Boykott, „denn Boykott ist Egoismus und unmoralische Tyrannei", sondern die Chinesen sollen „durch ein Leben der Selbstachtung und Integrität moralische Macht gewinnen", so daß man auf sie hört. „Konfutse sagt: »Der Edle kann durch sein Leben in Einfalt und Ernst allein Friede und Ordnung in der Welt herbeiführen«. Dies ist die einzige Macht, auf die China sich verlassen muß, um seine alte Kultur zu retten vor den zerstörenden Kräften der materialistischen Zivilisation der Völker Europas." Man sieht, Ku Hung Ming ist ebenso konsequent wie unpraktisch.

Digitized by Google

Trotz dieses rein philosophischen Grundtons hat das Buch erhebliche

aktuelle Bedeutung, weil es uns einen Einblick in die chinesische Empfindungswelt eröffnet und maßgebende Persönlichkeiten charakterisiert. Es empfiehlt sich indessen, gleichzeitig ein neuerdings erschienenes auf ganz realistischer, angeblich treu historischer Grundlage aufgebautes Buch zur Hand zu nehmen: „China unter der Kaiserinwitwe".*) Vorausgesetzt, daß die Dokumente echt und richtig aus dem Chinesischen übersetzt sind, ist das Werk trotz einiger Mängel in der Anordnung sehr wertvoll. Von einem guten Kenner chinesischer Verhältnisse wird mir mitgeteilt, daß am Zutreffen dieser Voraussetzung nicht zu zweifeln sei. Der Engländer Bland, früher Sekretär der Munizipalität von Schanghai, ist Journalist und gilt für sehr gut unterrichtet und durchaus zuverlässig in seinen Angaben. Das englische Original hat mir nicht vorgelegen. Die Übertragung ins Deutsche ist nicht frei von Anglikanismus, jedoch fließend. Der Verfasser hat einige berichtigende und erläuternde Bemerkungen sowie den interessanten Plan beigefügt. Die Ausstattung mit Illustrationen — Porträts und Architekturbilder — ist hervorragend.

Vor näherem Eingehen auf die geschilderten Hauptpersonen muß an den starken Gegensatz zwischen Chinesen und Mandschus erinnert werden. Nach dem Tode des letzten Kaisers der Ming-Dynastie wurden die Mandschus zur Vertreibung eines Tatarenstammes, der sich der Herrschaft bemächtigt hatte, zur Hilfe gerufen. Sie eroberten selbst das chinesische Reich und im Jahre 1644 trat Schun Chih als erster Kaiser der mandschurischen Tsing-Dynastie die Regierung des Himmlischen Reiches an. Seine Nachkommen haben bis jetzt regiert. Das Eroberervolk blieb dauernd von den eigentlichen Chinesen geschieden, eine Art von Militäraristokratie bildend. Viele Mandschus befinden sich in hohen Stellungen, der Einfluß der zahlreichen Mandschuprinzen ist bekannt, die große Masse aber, verstärkt durch die Nachkommen der Chinesen- und Mongolenfamilien, die sich seinerzeit den Eroberern angeschlossen hatten, lebt unter sogenannten „Tataren-Generalen" in den „Tataren-Städten", mit Mauern abgeschlossenen, lagerartig angelegten Teilen der großen Städte. Es sind in der Tat Prätorianerlager, die das sogenannte Acht-Banner-Heer mit seinen Familien beherbergen, die Stütze der Dynastie. In Peking umgibt die Tatarenstadt den Kaiserlichen Palast. Inwieweit das Bannerheer noch in seiner alten Zusammensetzung seit Errichtung der modernen Truppenformationen besteht, wird sich zurzeit schwer feststellen lassen. Schon die Existenz der Tatarenstädte läßt erkennen, daß die Mandschu-Dynastie bis zuletzt eine Fremdherrschaft geblieben ist und

*) China unter der Kaiserinwitwe. Die Lebens- und Zeitgeschichte der Kaiserin Tzu Hsi. Zusammengestellt aus Staatsdokumenten und dem persönlichen Tagebuch ihres Oberhofmarschalls von J. O. P. Bland und E. Backhouse. Aus Deutsche übertragen von F. v. Rauch, attachiert dem Armee-Oberkommando in Ostasien 1900/1901. Mit 128 Bildern und einem Plan von Peking. Berlin 1912. Karl Siegismund.

Digitized by Google

durch landfremde Elemente gestützt wurde. Vielerlei zwischen Chinesen und Mandschus wurde allmählich ausgeglichen. Die Kleidung der Männer ist nicht mehr unterschieden. Die roheren Mandschus nahmen chinesische Kultur an, während sie den Chinesen den Zopf gaben. Bei uns wird diese Haartracht für spezifisch chinesisch gehalten, der Chinese selbst bewahrt aber noch die Erinnerung an die Fremdartigkeit dieses Schmuckes. Er nimmt ihn nicht mit ins Grab — dem Toten werden die Haare gelöst. Damit hängt auch zusammen, daß die Revolutionäre sich jetzt vielfach den Zopf abgeschnitten haben sollen. Die Mandschus hüteten sich wohl, die Chinesen als Gegengabe für ihre Kultur und Wissenschaft zum Waffenhandwerk zu erziehen, und dachten nicht daran, ihr unkriegerisches Wesen zu beeinflussen. Nach Konfutsianischer Auffassung wird nur ein schlechter Kerl Soldat, und Leibesübungen und Sport sind eines chinesischen Gentleman unwürdig, allenfalls das Bogenschießen ausgenommen. Das eigentlich national-chinesische Heer des grünen Banners verdiente daher auch kaum den Namen eines Heeres.*) Man kann sich vorstellen, wie unsympathisch der Gedanke an eine allgemeine Wehrpflicht, die allmählich mit der Bildung eines Heeres nach europäischem Muster eingeführt werden sollte, den Chinesen sein muß. Der kluge General Ying Schang, ein Mandschu, zweimal Gesandter in Berlin und dann Kriegsminister, hat einmal betont, welche Vorsicht die Einführung der Wehrpflicht in einem so ungeheuren Reiche erfordere. Bekanntlich erhielt er den Oberbefehl über das gegen die Rebellen ausgesandte Heer, wurde aber abberufen, bevor er etwas hatte tun können. Das war wohl der Einfluß des Chinesen Yuan Schi Kai. Seitdem schwieg alles von Ying Schan, der vielleicht die Dynastie hätte retten können. Man durfte zweifeln, ob er überhaupt noch am Leben sei, — da wurde sein Name unter den 50 Generalen genannt, die bei Yuan Schi Kais Eidesleistung zugegen gewesen sein sollen. Auch das ist kennzeichnend für die völlige Unberechenbarkeit der Entwicklung der Dinge in China.

Vom Haß gegen die Mandschus gibt es Ausnahmen. Ku Hung Ming spricht von der vornehmen Gesinnung der Mandschu-Aristokratie und stellt sie moralisch über die dekadenten chinesischen Literaten und die habgierigen Kaufleute, denen er die Hauptschuld an der Einführung von Eisenbahnen und anderem europäischem Unheil beimißt. Die Geisteseigenschaften und die Bildung der Mandschus schätzt der selbstbewußte Chinese geringer ein; er vergleicht sie mit pommerschen Junkern. Vergleiche liebt er über alles und jedem Chinesen, den er bespricht, stellt er einen bekannten Europäer, gewöhnlich Engländer, gegenüber. Nur zwei moderne europäische Staatsmänner erkennt er positiv an: Beaconsfield

*) Zur Orientierung über China ist ein von einem englischen Verwaltungsbeamten in Hongkong, F. Dyer Ball, in enzyklopädischer Form verfaßtes Buch „Things Chinese or notes connected with China" (London, J. Murray) zu empfehlen.

und Bismarck, aber nur, weil — sie bestrebt waren, ihren Geist zu vervollkommnen. Übrigens bezeichnen andere die lebende Generation der Mandschuprinzen als dekadent, und die Ereignisse scheinen diese Auffassung zu bestätigen.

Die chinesische Geschichte ist reich an Revolutionen, die eine Auflehnung gegen die Mandschu-Herrschaft bedeuten. China ist das Land der geheimen Gesellschaften, namentlich Süd-China, das darin an die romanischen Länder erinnert. Canton ist der Herd der Unruhen. Auch das jetzt so viel genannte Haupt der Revolution, Dr. Sunjatsen, gehört dorthin. Am berühmtesten war die Dreiheit-Gesellschaft (Sam Hop Wu) mit der Devise: Brüderlichkeit, Ergebenheit, kindliche Pietät und Religion. Da war die Berührung mit dem Christentum der Missionare fast gegeben. Hung Sau ts'ün, eines ihrer Mitglieder, war durch den bekannten Missionar Gützlaff Christ geworden. Er war ein Schwärmer nach Art der Propheten der Wiedertäufer, nannte Christus blasphemisch seinen älteren Bruder und entfesselte den Taiping-Aufstand, der von 1850 bis 1864 das Land verwüstete und schließlich durch das Eingreifen Englands, hauptsächlich aber durch das von dem Engländer Gordon befehligte chinesische Heer unterdrückt wurde. Gordon, derselbe, der später im Sudan gegen den Mahdi kämpfte, war gleichfalls ein heldenhafter Schwärmer.*)

Der Taiping-Revolution folgte ein Mohammedaner-Aufstand.

Die Boxer-Bewegung war nicht gegen die Mandschu-Dynastie gerichtet und wurde sogar von ihr unterstützt und vom Mandschuprinzen Tuan geleitet. Sie richtete sich gegen die Fremden. Merkwürdigerweise verkündeten die Boxer aber dieselben Grundsätze wie die Taipings und bedienten sich ähnlicher freimaurerischer Zeremonien. Diese historische Anlehnung, verbunden mit abergläubischen Vorstellungen, für die die Chinesen ungemein zugänglich sind, förderten ihre Verbreitung. Die Boxer behaupteten, unverwundbar zu sein, und vermehrten durch Vorführung von Schaustellungen, bei denen Taschenspielerkunststücke und Hypnotismus zusammengewirkt haben mögen, die Zahl ihrer Anhänger. Ku Hung Ming bemitleidet sie als arme mißleitete Bauernburschen, die von „edlem Wahnsinn" ergriffen waren.

Der neueste Aufstand war wieder ausgesprochen gegen die Mandschus gerichtet. Er hat sein Ziel vorläufig erreicht, indem die gegenwärtige Kaiserinwitwe für den unmündigen Kaiser die Umwandlung des Reiches in eine Republik dekretierte, an deren Spitze Yuan Schi Kai steht. Dieser Vorgang ist für uns höchst befremdlich, aber echt chinesisch. Das

*) Über seine Taten im Sudan und die Gründe, warum die englische Regierung ihn dort schließlich sich selbst überließ, berichtet der Earl of Cromer in seinem hochinteressanten zweibändigen Werke „Modern Egypt", London 1908, The Macmillan Company.

Digitized by Google

Volk bedarf nach wie vor der Vorstellung von einer über allem stehenden Kaiserlichen Autorität und hat offenbar gar keine Vorstellung von dem Begriff Republik. Daß Regenten durch ein Dekret gewissermaßen Selbstmord verüben mußten, ist gerade in der neuesten chinesischen Geschichte wiederholt vorgekommen. Wie sich die Dinge tatsächlich entwickeln werden, ist noch gar nicht abzusehen. Auch läßt sich zur Zeit schwer unterscheiden zwischen Gegenrevolution und Meuterei.

Wir wenden uns zu der bedeutendsten Persönlichkeit der jüngsten chinesischen Vergangenheit, der 1908 verstorbenen Kaiserinwitwe Tzu Hsi, die man als den letzten großen Mandschuherrscher bezeichnen darf. Von Ku Hung Ming wird sie im höchsten Maße glorifiziert. Er charakterisiert sie als eine ideale Frau und Herrscherin und nennt die ihr gemachten schweren Vorwürfe Verleumdungen. Die Behauptung, daß sie an dem geheimnisvollen Tode ihres eigenen Sohnes schuld sei, weist er mit einem Hinweis auf Marie Antoinettes Worte ab: „Ich berufe mich auf alle Mütter der Welt". Über „die kaum zu bestreitende Tatsache", wie er selbst sagt, daß sie „für den Tod der Kaiserin Alute (Witwe dieses Kaisers) verantwortlich zu machen ist", gleitet er diplomatisch hinweg und nimmt die gewaltsame Änderung der Nachfolge durch Adoption ihres unmündigen Neffen Kuang Hsü in Schutz, weil sie das Land nicht habe in anarchischem Zustande lassen wollen und durch zwanzigjährige harte Arbeit in der Tat China „in ein geordnetes, gut geleitetes, ja selbst blühendes Staatswesen" umgewandelt habe. Ihr späterer „Ärger" über den herangewachsenen Kaiser Kuang Hsü, der sich in übelster Behandlung kundgab, soll nicht die Folge persönlichen Hasses gewesen sein, „er entsprang ihrem persönlichen Pflichtgefühl". Sie verzweifelte an ihm, war über seinen ihr Werk zerstörenden Reformversuch entrüstet und, als er starb, — „da erlosch ihr Lebenslicht. Das arme unglückliche Kind war tot, was konnte die unglückliche Mutter tun, als ihm ins Grab folgen". Der chinesische Philosoph versteht meisterhaft, die Tatsachen zu drehen und zu idealisieren. Er sagt von der Kaiserin: „Sie war nie autokratisch in dem Sinne von voluntas regis, suprema lex. Bei ihr war es immer judicium in concilio regis, suprema lex; das oberste Gesetz war die vereinigte Weisheit ihrer Räte."

Anders ist das Urteil der englischen Verfasser des Buches über die Kaiserinwitwe, belegt durch die aktenmäßige Darstellung der Vorgänge. Es ist nicht ganz leicht, sich durch den starken Band mit seinen mangelhaften Datierungen und den vielen für uns wesenlosen fremdartigen Namen durchzuarbeiten. Allein die Hauptperson finden wir unter sehr verschiedenen Bezeichnungen: Yehonala (Jugendname), Yi-Konkubine, Tzu Hsi, Kaiserinmutter, Kaiserinwitwe und am meisten unter dem „zärtlich respektvoll" sein sollenden Spitznamen „alter Buddha". Die Legende von ihrer untergeordneten Herkunft wird wider-

Digitized by Google

legt. Zur ersten Nebenfrau des Kaisers Hsien Feng emporgestiegen, wurde sie nach seinem Tode „Kaiserinmutter" und Mitregentin mit der eigentlichen, aber kinderlosen Kaiserinwitwe für ihren Sohn, den fünfjährigen Kaiser T'ung Chih. Sie versprach sich von ihm nicht die zur Regierung nötige Festigkeit und ließ den Schwächling, als er erwachsen war, bald (Anfang 1875) aus dem Leben scheiden. Der dazu gewählte Weg erinnert an das tragische Ende des Herzogs von Reichstadt. Dann durchbrach Tzu Hsi die gesetzliche Thronfolgeordnung und setzte durch, daß der unmündige Sohn ihres Schwagers, des Prinzen Ch'un, Kaiser wurde. Die junge Kaiserinwitwe Alute, die vor der Geburt eines Kindes stand, wurde beseitigt. So behielt sie das Zepter in der Hand und war seit dem 1881 erfolgten plötzlichen und geheimnisvollen Tode ihrer Mitregentin auch formell alleinige Herrscherin, was sie in Wirklichkeit längst gewesen war. Es ist noch in aller Erinnerung, wie der junge Kaiser Kuang Hsü, mündig geworden, eine Zeitlang die Herrschaft führte, nach seinem unbedachten Reformversuche 1898 durch einen Staatsstreich der Macht entkleidet wurde und wie Tzu Hsi abermals die Regentschaft übernahm. 1908 starb sie 63 Jahre alt, wie hier behauptet wird, eines natürlichen Todes. Dagegen scheint der als Gefangener behandelte Kaiser Kuang Hsü, der zwei Tage vorher starb, von einer reaktionären Partei unter Führung des Obereunuchen beseitigt worden zu sein. Abermals wurde ein Kind Kaiser unter Regentschaft eines Prinzen. Ungemessene Herrsucht, skrupellose Anwendung aller Mittel zum Ziele, Günstlingswirtschaft mit bedenklichem Hintergrunde, Gewährenlassen der Machtentfaltung der Eunuchen, Prachtliebe, Vergnügungssucht, Verschwendung, Unberechenbarkeit — alles das wird der alten Kaiserin schuld gegeben. Auch Ku Hung Mings Ausführungen, der nicht abzuleugnende Geschehnisse mit der Staatsraison entschuldigt, werden diese Anklagen nicht ganz beseitigen. Trotzdem kennzeichnen auch die englischen Biographen die merkwürdige Frau als eine große historische Persönlichkeit und nehmen nicht Anstand, sie mit der Königin Elisabeth, allerdings auch mit Katharina II. und der Pompadour zu vergleichen, fügen aber sehr verständig hinzu, daß man bei ihrer Beurteilung nicht den westlichen Maßstab anlegen dürfe. So berührt sich das Schlußurteil doch mit dem Ku Hung Mings. Auch darf man nicht vergessen, daß wir Europäer, selbst abgesehen von jener unüberbrückbaren Kluft der Anschauungen, von einem Ostasiaten schwerlich jemals mit Sicherheit erfahren werden, wie er selbst über Sachen, die seine Heimat betreffen, eigentlich denkt.

Noch zahlreiche andere einflußreiche Persönlichkeiten werden in beiden Büchern geschildert, wir wollen uns jedoch nur noch kurz mit dem Manne des Augenblicks beschäftigen — Yuan Schi Kai, von dem der Thron der letzten Revolution gegenüber in der derselben Weise Rettung beanspruchte, wie einst von dem gleichfalls in Ungnade gefallenen Li Hung

Digitized by Google

Tschang. Ku Hung Ming vergleicht ihn mit Joseph Chamberlain, nennt ihn eine rohe und gewalttätige Natur, einen Parvenü, der gleichzeitig die guten und schlechten Eigenschaften der Masse besitzt, die er repräsentiert, und bezeichnet ihn in Rücksicht auf seinen früheren Parteiwechsel als einen Renegaten, — einen solchen darf man ihn auch jetzt wohl nennen. Er sei schuld gewesen am Kriege mit Japan, und die englische Presse habe durch seine Glorifizierung „das gegenwärtige Regime des Prinzregenten diskreditiert". Das ist geschrieben, als Yuan Schi Kai noch in Ungnade war. Eine so geschlossene Charakteristik des merkwürdigen Mannes geben Bland und Backhouse nicht. Douglas Story, der 1907 schreibt, hebt hervor, daß er vor allem ein Mann der Praxis ist, die Fremden durch seine angenehmen Manieren täuscht, sie in der Tat aber verachtet. Ein anderer sehr beachtenswerter englischer Beobachter Weale*) nennt ihn gleichzeitig den zurzeit zweifellos weisesten und meisterhaftesten Verwaltungsmann Chinas und einen patriotischen Chinesen, den die Mandschus wegen seines Ehrgeizes und seiner Heeresorganisation beargwöhnten. Es ist schwer zu sagen, ob er jetzt von vornherein eine Doppelrolle spielte, ob Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe, verbunden mit Verzweiflung an der Mandschu-Dynastie, die Triebfedern seiner Handlungen waren. Noch unergründlicher ist die Zukunft; wird es ihm gelingen, das so lose gefügte unermeßliche Reich auch nur dem Namen nach zusammenzuhalten, und welche Staatsform werden die Teile des Reiches in der Tat annehmen, die der Befehl einer machtlosen Kaiserin im Augenblick des Scheidens vom Throne als „Republiken" bezeichnet? Nur eines ist wahrscheinlich, daß diejenigen im Irrtum sind, die glauben, Europa könne sich jetzt in die Erbschaft der Mandschus teilen. Die Chinesen sind aus ihrer Ruhe aufgerüttelt — auch japanische Herrschaft werden sie sich schwerlich gefallen lassen. Vorsicht ist für alle Fremden geboten.

Zum Schluß sei noch auf eine sehr beachtenswerte Bemerkung der Biographen der Kaiserinwitwe hingewiesen, daß nämlich die chinesische Staatskunst von den Europäern dauernd überschätzt wird, indem sie für wohlüberlegte und unergründliche politische Züge ansehen, was oft nur ein etwas kindliches Vergnügen am Verschleiern, Hinhalten und Meiden der Entscheidung ist. Wir sprechen von einzelnen Menschen als von problematischen Naturen, von unserem Standpunkte läßt sich dieser Begriff getrost auf das gesamte China anwenden.

*) B. L. Putnam Weale. The coming struggle in Eastern Asia. London 1908. Macmillan and Co.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68–71.

Google

Das Osmanische Reich einst und jetzt.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 20. März 1912

von

v. Dieſt,
Oberſt a. D.

Nachdruck verboten.
Überſetzungsrecht vorbehalten.

Schon vor zwei Jahren erging an mich die Aufforderung des Vorſtandes der Militäriſchen Geſellſchaft, über meine Reiſen in der Türkei zu berichten. Um aber die Gefahr zu vermeiden, im Rahmen von Reiſeerzählungen „ex omnibus aliquid — ex toto nihil“ zu geben, habe ich die allgemeinere Überſchrift gewählt. 1879 führte mich eine Fahrt zum Kaukaſus zum erſten Male gen Oſten. 1886 fertigte ich im Auftrage des Königlichen Muſeums einen Kartenrahmen für unſere Ausgrabungen in Pergamon, 1892 im Anſchluß an eine Dienſtreiſe als Generalſtabsoffizier nach Konſtantinopel erforſchte ich mit Graf Adolf Götzen den Sangarius. Es folgten 1896 Aufnahmen im Nachbargebiet der anatoliſchen Bahnlinien, dann 1900, 1907, 1909, 1910 weitere geographiſche und archäologiſche Forſchungsreiſen, die letzte verbunden mit einer Wanderung durch Bulgarien über den Schipka-Paß. So habe ich achtmal wiederholt perſönliche Anſchauung gewonnen, die Einheitsſprache des Landes, türkiſch, leidlich ſprechen gelernt, mit Eingeborenen aller Stände verkehrt und 33 Jahre Zeit gehabt, mir ein Urteil zu bilden. Und doch — fühle ich mich heute unſicherer als damals, da ich nach dem erſten Beſuch der Türkei in meinem obligaten Leutnantsvortrag dreiſt und gottesfürchtig drauflos redete. Und von jeder ferneren Reiſe bin ich wohl mit vermehrtem Wiſſen, aber beſcheidenerem Urteil heimgekehrt. Anderſeits hat aber gerade in den letzten dreißig Jahren die allgemeine wiſſenſchaftliche Erkenntnis in bezug auf den Orient beſondere Fortſchritte gemacht, und ich darf mich für berechtigt halten, von ihr unterſtützt, ein Bild des uns politiſch, ſozial, wirtſchaftlich ſo nahe gerückten osmaniſchen Staatsweſens zu geben, ſoweit das an einem Vortragsabend möglich iſt.*)

Ein Verſtändnis für die heutige „Türkei“ iſt unmöglich, ohne ein ſolches für ihren Unterbau, den Islam. Sein heutiges Machtgebiet zeigt

*) Als Erſatz für das beim Vortrag gegebene kartographiſche Material empfiehlt ſich: Karte des Italieniſch-Türkiſchen Krieges. v. Dieſt und Groll. Gea Verlag, Berlin, Potsdamer Str. 110. 60 Pf.

Digitized by Google

die Religionskarte der Erde. Mohammedaner wohnen an Millionen: in Asien etwa 160, Afrika 60, Europa 8, Ozeanien-Amerika etwa ¼; hiervon im Osmanischen Reiche etwa 15, in Rußland 20, Indien 60 Millionen! Dieses Achtel der Bevölkerung der Erde finden wir auf fast 50 Staaten verteilt, und dennoch bildet es ein geschlossenes Ganzes, „das nicht nur," wie Le Chatelier („Politique musulmane" Paris 1910; „Revue du monde musulman") ausführt, „durch das religiöse Band, wie einst, zusammengehalten wird, sondern sich entwickelt zu einheitlichem Kulturkreis, aus der bisherigen »désagrégation politique« zu einem »groupement de civilisation«, wobei mit Abnahme der religiösen Energie der soziale Bildungstrieb zu wachsen scheint, mit einer keimenden Kraft, welche die Aufmerksamkeit des alternden Europa stark in Anspruch nehmen muß." „In Afrika daneben, ausstrahlend von Ägypten, bis Madagaskar, weit hinein in das Riesenbecken des Nigerstromes bringt der Islam unaufhaltsam vor und bildet trotz europäischer Eroberung und christlicher Mission »une fraternité cosmopolite« durch seinen dem Fetischismus überlegenen sozialen Einfluß und die dem niederen Denkvermögen des Negers leichter greifbare Lehre." Damit ist gesagt, daß auch in der Kolonialpolitik der Großmächte das Prestige gegenüber der mohammedanischen Welt fortan einen wichtigen Faktor bedeuten wird.

Die Fäden nun dieser Einigung laufen noch heute in Mekka zusammen; auch das alljährliche persönliche Zusammentreffen Hunderttausender von Pilgern an dem einen Ort hat seine Bedeutung bewahrt. Aber trotzdem — das orthodoxe Lehrgebäude dieses islamitischen Weltbürgertums allein aus der primitiven Predigt des Kameltreibers von Medina herleiten zu wollen, wäre ein noch größerer geschichtlicher Irrtum, als wenn orientalischer Klerikalismus die Zerrgebilde seiner heutigen christlichen Kirchenformen auf Jesu Lehre von der Nächstenliebe zurückzuführen sich anmaßt. Auch alle islamitischen politischen Gebilde haben die Religion benutzt, um ihre weltliche Herrschaft zu propagieren.

Den Beginn der arabischen Eroberung zunächst müssen wir ansehen als die letzte der großen Völkerwanderungen aus der semitischen Völkerkammer Arabien. Das „inaridimento", die für die letzten zehntausend Jahre hier geologisch nachgewiesene Austrocknung des Landes, trieb wie Babylonier, Assyrer, Juden, so die Araber heraus; Wassermangel und Hunger, nicht religiöse Begeisterung; daneben die Lockungen des Zerfalls der byzantinischen und neupersischen Macht, also ähnliche Gründe, wie sie die germanische Volkskraft gegen das dekadente Rom in Bewegung setzten. Nur die allerersten Anfänge von Mohammeds Propheteneifer sind religiös, schon mit seiner Übersiedlung von Medina nach Mekka tritt der politische Machtgedanke in den Vordergrund, Unterwerfung wird Hauptsache, Bekehrung Nebensache, und es muß der Legende entgegengetreten

Digitized by Google

werden, daß die Araber ihre Religion dem vorderen Asien, Afrika und Spanien mit dem Schwerte aufgezwungen hätten. Die Besiegten behielten freie Religionsübung, aber sie optierten gern zum Islam, um der Krieger- und Herrenkaste zugerechnet zu werden, aus der Herde (Paria) der Steuerzahler herauszukommen. Gern hätten die „oberen Zehntausend" dem gewehrt, aber das widersprach dem Grundgesetz des Koran. Dazu kam noch der geringe Unterschied vom Christentum vor Ausbildung der beiderseitigen Dogmatik, der Islam erschien vielen als eine Art Reaktion des semitischen Geistes gegen die hellenisierenden Einflüsse in jenem. Der Prätendent Abd ul Malik baut 691 das Haram al Sharif als universales Heiligtum in Jerusalem, um den Pilgerweg von Mekka abzulenken, das in der Hand des Gegenkalifen war, Christus gilt auch den Moslems als der größte Prophet — nach Mohammed.

Ein zweiter Grund der Schwächung der anfänglichen „Aristokratie" war die geistige und wirtschaftliche Überlegenheit der unterworfenen Völker. Schon unter der ersten Dynastie der Omajaden (661—750) bewirkt der Einfluß der syrisch-aramäischen Kultur die Verlegung des Herrschaftssitzes nach Damaskus, und weiter nach Bagdad mit dem Obsiegen der persischen Zivilisation unter den Abassiden (750—1258), wo denn bald mit fortschreitender sozialer Nivellierung die altorientalische „Tyrannis" zu voller Blüte sich entfaltet; das Staatskirchentum entwickelt sich, das Dogma, die Kleriker, die Schriftgelehrten, Theologen und Juristen, das kanonische Recht; ferner der Austausch von Kulturanregungen, die Verbreitung einheitlicher Kunstformen. Steuerprinzip war dabei die Naturalleistung der Arbeit bei öffentlichen Bauten jeder Art, die Kalifen nahmen Handwerker des ganzen Reiches in Anspruch, beim Kanalbau von Samara waren jahrelang 12 000 Arbeiter zusammen. Unter dem Einfluß solcher politischen und wirtschaftlichen Bindemittel entwickelt sich dann allmählich die Einheitsreligion, die sich aber ebenso wie Kunst und Gewerbe dem Erbteil der Vergangenheit assimilierte. Das Ganze bildete den Islam oder später sogenannten „arabischen Kulturkreis", dessen Einheit und überraschend schnelles Wachstum wir nur durch die Vorarbeit erklären können, welche Alexander der Große durch die Verbreitung des Hellenismus geleistet hatte. Von einer Ausbildung und Übertragung von Kultur durch Beduinenhorden aus dem Innern der arabischen Halbinsel heraus kann dabei ebensowenig die Rede sein, wie von einem Islam als „Kind der Vegetationsform der Steppenländer" u. dgl.

Die geschilderte Einheitsmacht wurde wenig geschwächt durch die zunächst rein theologisch-dogmatische Abzweigung der Schia, der Anhänger des Konkurrenzpropheten Hussein, eine konfessionelle Trennung, die erst später durch den politischen Antagonismus der zwei islamitischen Hauptmächte Bedeutung erhielt, von denen die Türkei die alte sun-

Digitized by Google

nitische, Persien die schiitische Lehre vertritt. Ich will hier gleich bemerken, daß der oft versuchte Vergleich der schiitischen mit der „protestantischen" Abtrennung völlig unberechtigt ist, da erstere einen Rückschritt, vermehrte Betonung der Form gegenüber dem Inhalt, letztere einen Fortschritt kirchlicher Entwicklung bedeutet.

Aber die politische Zentralgewalt der Araber sinkt — eigentlich schon seit der Glanzzeit Harun al Raschids — im Anfang der Abassiden — zum reinen „Kalifat von Bagdad", zum Papsttum ohne weltliche Macht, dem der erste Mongolensturm 1258 vollends den Garaus macht.

Und die weltliche Macht des Islam, das Vorkämpfertum, die „Grüne Fahne des Propheten", war schon Jahrhunderte vor diesem Termin von kräftigeren Händen ergriffen worden, von den „Türken". Eine Namenklärung scheint nötig gegenüber manchen Irrtümern.

Der zentralasiatische Turkstamm, ethnographisch und sprachlich grundverschieden von den semitischen Arabern, rassen- und sprachverwandt mit Madjaren, Finnen, Samojeden, Mandju (!), tritt uns in der Geschichte des Islam entgegen als Hoeihe, Oghusen, Uiguren, Seldschuken, Tataren (aus dem Chinesischen ta-tal-Volk des Nordens), Turkmanen, Juruken, Osmanen. Das Reich eines Großkhans der „Tukiu" mit dem goldenen Wolfshaupt im Fahnentuch tritt schon im 6. Jahrhundert mit den „Romäern" in friedliche Berührung und schließt ein Bündnis gegen den „iranischen" Reichsfeind, die Perser. Dann wird es geteilt und zerfällt. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts drangen die Hoeihe aus dem Lande nördlich der Wüste Gobi vor, unterwarfen die buddhistischen Uiguren, nahmen deren aus China überkommene Kultur an und auch ihre Sprache, das älteste „Türkisch", das noch jetzt in der Volkssprache der „Oesbegen" fortlebt. Aus ihr hat sich Seldschukisch-Osmanisch entwickelt, und so kommt es, daß die türkische geographische Stamm-Nomenklatur (Gebirge, Ländernamen) in Zentralasien und Bosnien sich vielfach gleicht, auch stets leicht zu deuten ist, weil das „agglutinierende" (anbauende) Sprachgrundgesetz den Wortstamm heilig hält, niemals beugt, wie die „flektierenden" Sprachen.

Die westlichen Hoeihe (Turkmanen) herrschen im 9. Jahrhundert am Aral- und Kaspi-Meer, dem Turkestan der neueren Geschichte, und bilden die Hauptkraft im Abbassidenheere gegen Byzanz. Allmählich verfügt eine türkische Leibwache sogar, wie eine Prätorianertruppe, über den Stuhl des Kalifen zu Bagdad, und ihre Führer erringen die Stelle eines „Majordomus". Von ihnen zweigt sich ab im 10. Jahrhundert der Stamm des Häuptlings Seldschuk von Buchara, ergreift mit Begeisterung die Lehre Mohammeds, überflutet — wie die Germanen das südliche Europa — Persien, Mesopotamien, Syrien, Anatolien und gründet in kaum 50 Jahren ein vorderasiatisches Reich zwischen dem heutigen Afghanistan

Digitized by Google

und dem Mittelmeer. Die kolossale Erzeugung an Menschenmaterial, welche solche rapide Ausbreitung voraussetzt, ist nur durch die Polygamie zu erklären, hier wie im allgemeinen beim Vordringen des Islam in der Geschichte. Diese Riesenherrschaft löste sich bald in unabhängige Gebiete mit schwachem Lehnsverhältnis zur Zentralmacht. Unter ihnen interessiert uns am meisten das Sultanat von „Rum" (Kleinasien) mit Hauptstadt Konia (Ikonium) und äußerstem Vorposten Nicäa; denn gegen dieses richtet sich der erste Stoß der Kreuzfahrer. Aus der Geschichte der Kreuzzüge ist uns dann diejenige der Seldschuken ziemlich bekannt; jedoch hat mich ein genaueres Studium gerade dieser Periode gelehrt, mit welch kritischer Vorsicht die kirchlich gefärbten Chroniken des Mittelalters hier zu benutzen sind. Jedenfalls haben wir uns das Türkentum jener Zeit in seiner Kriegführung nicht roher vorzustellen, als diejenige der abendländischen Heere. Der Edelmut des Sultans Kilidj Arslan (Schwert-Löwe) von Konia, der seinen Namensvetter Heinrich den Löwen auf seiner friedlichen Pilgerfahrt prächtig aufnimmt, reich beschenkt und auf seine Bitten alle christlichen Gefangenen frei gibt, die in Lessings „Nathan" ziemlich treu geschichtlich wiedergegebene sympathische Herrscherfigur des kraftvollen syrischen Seldschukenfürsten Sal ed din (Reinheit des Glaubens) sticht seltsam ab gegen den Raubzug des Walther von Habenichts und die Grausamkeiten des Richard Löwenherz, der vor Akkon 2600 Geiseln abschlachtet!

Das Ergebnis der „K r e u z z ü g e" genannten, 200 Jahre langen Kämpfe zwischen Orient und Okzident für Zurückdrängung des Islam ist bekanntlich gleich Null — dank dem Zank zwischen „Lateinern und Griechen", welcher u. a. zur Plünderung, Zerstörung, Massaker von Konstantinopel (1204) und zu Greueln führt, fürchterlicher als die durch die „Ungläubigen" 240 Jahre später verübten. Noch heute führen die christlichen Konfessionen dies Kriegsschauspiel im kleinen auf, wenn sich zum Oster-Friedensfest katholische und orthodoxe Pfaffen auf dem Heiligen Grabe zu Jerusalem mit den Weihrauchfässern die Schädel einschlagen und durch türkisches Militär auseinandergebracht werden müssen. „Hat sich jemals die Menschheit bei Verfechtung dessen, was sie amtlich für ihre höchsten und heiligsten Güter erklärte, auf das unsterblichste blamiert, so ist es in den Kreuzzügen gewesen", so urteilt August Müller in seiner Geschichte des Islam. Aber auch die mohammedanischen Staaten dürfen wir uns hier nicht denken als einheitlich zusammenstehend gegen die Angriffe der „Giaurs"; in dauernder Zersetzung, Zerfleischung untereinander finden wir sie gerade in dieser Periode begriffen, oft gemeinsame Sache machend mit den Franken gegen die eigenen Glaubensgenossen, sowie jene kein Mittel der Verbrüderung mit den Türken scheuen, um einen verhaßten christlichen Rivalen zu schädigen. Niemals im Verlaufe seiner

Digitized by Google

Geschichte ist es klarer geworden, daß der Islam, ebensowenig wie andere Religionen, Staaten zusammenzubinden imstande ist; nicht der Antrieb von Ideen leitet menschliche Gemeinwesen, sondern Macht von Persönlichkeiten, welche Ideen benutzen!

Im übrigen kann auch von einem „Zeitalter der Kreuzzüge" für den Orient gar nicht gesprochen werden; während in Europa aus ihm sich entwickelte: Kirchenmacht, Bedeutung des Rittertums, Aufschwung des Seehandels, Erweiterung der Wissenschaften, hat für den Orient das Ringen um den Besitz des Heiligen Grabes nur die Bedeutung von Grenzkriegen. Unwirksam sind die Durchzüge der Kreuzheere durch Kleinasien, ephemer die Versuche zur Staatenbildung, von einiger Dauer nur die Tätigkeit der „Ritterorden"; bewunderungswürdig der Widerstand der Johanniter auf Rhodos. Währenddem entstehen und zerfallen in dem Riesengebiet des Islam zwischen Euphrat, Aralsee und Indus Staaten und Dynastien in unaufhörlichen Kämpfen untereinander mit einer Schnelligkeit, die kaum irgendwo ihresgleichen hat und wobei Verlust und Ergänzung von Menschenleben wiederum nur mit der polygamischen Massenerzeugung zu erklären ist.

Und doch, inmitten dieser politischen Unruhe und Verwirrung hat sich im Bereiche des Islam K u l t u r erhalten und entwickelt; das Dasein der Menschheit daselbst ist keineswegs geistig unfruchtbar gewesen; immer wieder haben hohe Herrschergestalten der Seldschuken (Nur ed din und Sal ed din), die gerade damit unsere besondere Achtung in Anspruch nehmen, die nie ganz zertretenen Blüten von Kunst und Wissenschaft zu schönster Entfaltung gebracht. Schon die uns überkommene Historiographie mit ihrer Sorgfalt und auffallenden Unparteilichkeit muß uns erstaunen, ebenso die enzyklopädische Vielgelehrsamkeit eines Ibn Sina (Avicenna), das wunderbare Heldengedicht (Shaname) eines Firdusi, die tiefsinnigen Ghasele und Makame eines Hafis und Mevlana, die didaktische Poesie des Saadi, wetteifern mit den schönsten Erzeugnissen, die menschlicher Sinn hervorbrachte. Freilich, all diese Namen sind Vertreter persischer Meisterschaft. Beim Stamme der seldschukischen Türken haben seine Fürsten es besonders verstanden, die Domäne der Könige, die Baukunst, zu pflegen. Ganz besonders die Sultane von Rum (Konia) haben das Verdienst, alle Werke des Friedens, dabei öffentliche Bauten, Wissenschaft und Kunst, zu einer Höhe gebracht zu haben, für welche uns erst die neueste Forschung auf kleinasiatischem Boden — besonders Fritz Sarres hochbedeutende Arbeit — das Verständnis eröffnete; auch der schon genante Historiker der achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts, August Müller, läßt darin den Seldschuken durchaus nicht Gerechtigkeit widerfahren. Dazu kommt, daß sich an den Hof von Konia persische Kultur flüchtete, welche in ihrer Heimat vom „Gewittersturm der Mongolen"

Digitized by Google

bedroht war, eine ähnliche Erscheinung, wie die vor den Osmanen weichende oströmische und griechische Kultur, deren Aufnahme in Italien im 15. Jahrhundert den Beginn der „Renaissance" zur Folge hatte.

Aber wie oben gesagt, die dynastische Unstetigkeit, der völlige Mangel von Solidarität auch innerhalb der nächsten Stammesverwandtschaft besteht fort und ist demnach auch der Grund, daß der Mongolensturm alle politischen Gebilde der Seldschuken im ersten Anlauf über den Haufen wirft. Es war das größte Unglück, das jemals über die Völker Westasiens hereingebrochen ist. In den Ländern zwischen Euphrat und Jaxartes ist von der zweimaligen Mongolenflut — Djingiskhan 1220 und Tamerlan 1370 — blühendes Leben derart vernichtet worden, daß sie aus der Reihe der Kulturgebiete überhaupt für immer ausgelöscht zu sein scheinen. „Von Taschkent zum Aralsee war die Siedelung so dicht, daß eine Katze das Flußtal entlang auf Dächern gehen konnte", sagt eine persische Chronik; heute würde sie auf dem Wege über Ruinen verhungern! Nach der Einnahme von Herat blieben von 100 000 Menschen 40 übrig, die auf einem unzulänglichen Felsen Zuflucht gefunden. — Das Totschlagen war Staatsraison — zum Zusammenleben zweier Völker reichte die Nährkraft des Landes nicht!

Diese Beispiele sind nicht den Ländern entnommen, über welche der osmanische Halbmond geherrscht hat, aber sie illustrieren dennoch die Erbschaft, welche die Osmanen antraten, und sollen mir helfen bei der Beweisführung, daß sie weniger Zerstörer waren als Nicht-Neuschöpfer!

Ich verlasse die allgemeine Geschichte des Islam hiermit in dem Augenblick, wo sie abschließt als zusammengehöriges Ganzes von sich gegenseitig bedingenden inneren und äußeren Bewegungen, und wende mich demjenigen Teil des politisch zerfallenden Ganzen zu, der sich zur Hauptstütze des morschen Gebäudes emporarbeitete und das Kalifat in sich aufnahm.

Der erste, rein heidnische, Gewittersturm war vorüber, die Seldschukenstaaten zertrümmert, das Schattenkalifat in Bagdad ausgelöscht (1258), in Ost-Anatolien und Persien herrschten Turkmenen-Dynastien, in Syrien und Ägypten die Mameluckken-Sultane, hervorgegangen aus der Prätorianerherrschaft ursprünglicher Sklaven (Mameluck heißt „der Gekaufte"), im Taurus behauptet sich 300 Jahre (1080—1375) das Königreich Klein-Armenien. Im westlichen Kleinasien rangen ein Konglomerat junger türkischer Emirate nach Selbständigkeit; ihre Namen sind noch erhalten in vielen Benennungen heutiger Regierungsbezirke (Tekke, Sarukhan, Karasi, Mentesche u. a.). Eines unter ihnen, das des Osman, Sohnes des Markgrafen Ertogrul, nicht aus Seldschuken-, sondern aus Oguzenstamm, frisch zugewandert, aus Korassan vor den Mongolen weichend, nur etwa 400 Familien stark, am weitesten nord-

Digitized by Google

westlich vorgeschoben bis Sultan-Denü über Eskischehr hinaus, im Kampfe gegen Byzanz erstarkt, erwächst in unglaublich kurzer Zeit (1250—1330) zur Herrschaft über das vordere Anatolien. Leider muß ich mir versagen, diese osmanische Heroenzeit näher zu schildern, welche sympathischer, ja romantischer Züge nicht entbehrt. Auch den ferneren Aufstieg kann ich nur skizzenhaft geben, um in den inneren Aufbau dieses hochinteressanten theokratischen Militärstaates einen Einblick zu gewähren.

Osmans Enkel greift schon über den Hellespont, erobert 1361 Adrianopel, sein Sohn Bajasid Ilderim (Blitzstrahl) schiebt die Ostgrenze bis Ersindjan—Malatia. Nichts bezeichnet besser die junge selbstvertrauende Riesenkraft der Osmanen, die Schwäche und Uneinigkeit von Europa, als diese Art des Vordringens. Achtzig Jahre vor dem Fall von Konstantinopel, während sie noch im Osten den Kampf ums Dasein führen, ergreifen sie schon ein Faustpfand nahe im Rücken der byzantinischen Hauptstadt. Dann wird der gefährlichste Gegner, die großserbische Macht, niedergeschlagen in der Schlacht auf dem Amselfelde (1389), die bulgarische Hauptstadt Tirnovo erobert (1393), endlich regt sich Westeuropa; mit dem zunächst bedrohten Sigismund von Ungarn vereinigen sich französische, polnische, englische, böhmische Ritter und deutsche Söldner zu einem „Kreuzheer", von dessen stolzer Kampfesfreudigkeit ebenso berichtet wird, wie von dem zügellosen Lagerleben, der Sauferei und den Orgien der Herren und der schlechten Disziplin der Knechte. Durch das Eiserne Tor anmarschierend, wagen sie den Donauübergang. Aber der „Blitzstrahl" ist schon zur Stelle. Vor Nikopolis treffen sich die Heere: die Abendländer 90 000 Mann stark, darunter 60 000 beritten! Türken 40 000 Reiter und 25 000 Janitscharen (Infanterie). Einzelne Charakterzüge bei dieser Entscheidung muß ich hervorheben. Am Tage vorher schlachten die Christen 3000 in Rahova gemachte Gefangene ab. Sigismund, bekannt mit der Fechtweise des Gegners, will den Angriff auf die vorderen leichten Truppen Bajasids den Walachen und Madjaren überlassen, den Kern der Ritter für Reiterangriff auf die Janitscharen aufsparen; mit Zorn und Hohn wird sein Vorschlag von der Ritterschaft zurückgewiesen. Diese stellt sich — nach dem damaligen französischen Brauche — abgesessen ins vordere Treffen, in der Mitte das Panier der Madonna; die türkischen Vortruppen und auch die in der Front verpfählte Phalanx der Janitscharen wird durchbrochen, ohne jeden taktischen Zusammenhang zu Fuß verfolgt, dann die Masse der Ritter von der kolossalen „Reserve-Kavallerie" Bajasids niedergehauen oder gefangen, das Kreuzheer von Panik ergriffen. Sigismund stellt noch einmal die Schlacht her, aber das Eingreifen eines gezwungenen serbischen Hilfskorps von der Flanke her entscheidet den Sieg der Türken.

Das 15. Jahrhundert beginnt für die Osmanen mit einem furcht-

Digitized by Google

baren Rückschlag durch die zweite Mongolen-Welle. Bajasid Jilderim 1402 von Timur Lenk geschlagen stirbt im Käfig, in dem ihn der Sieger mitführt. Doch schon etwa 1420 ist der Mißerfolg verwunden, Bajasids Enkel, Murad II., beginnt von neuem die Eroberung an der Donau, schlägt die Madjaren aufs Haupt (Schlacht bei Varna 1444), und dessen Nachfolger, Mohammed II., gibt dem byzantinischen Reiche den Todesstoß. Bisher hatten die Osmanen noch immer die Defensivkraft der unvergleichlichen Stellung Konstantinopels, zwischen Bosporus und Goldenem Horn, gescheut und die Hauptstadt nur im großen ringsum „blockiert", wie sie auch die Erstürmung der geringeren festen Plätze durch Anlage gut bewehrter Blockadeforts vorzubereiten gewohnt waren. Jetzt erschien die Frucht reif. 1453, nach 50tägiger Belagerung fällt die oströmische Kaiserstadt, das morsche Kreuz auf der Hagia Sofia wird heruntergeschlagen, der Halbmond tritt an seine Stelle. Europa mit eigenem Streit beschäftigt, sah untätig zu, und wenige Tage vor dem letzten Sturm tobte in Konstantinopel der wütende Zank zwischen Unionisten und Orthodoxen! Noch im 15. Jahrhundert stürzen die letzten Bollwerke der Genuesen und Venezianer, das „Kaisertum Trapezunt", Serbien, Walachei, Epirus, Bosnien werden einverleibt, die Kaukasusländer, die Krim, die meisten Ägäischen Inseln, Griechenland unterworfen — wie ein fressendes Feuer breitet sich die Osmanenmacht weiter aus, erst mit dem Tode Mohammeds II. (1481) kommt die „Abrundung" zum kurzen Stillstande, nachdem dieser brutalste aller bisherigen Sultane noch kurz vor seinem Ende Süditalien mit einem Raubzuge verheert hatte — ein Zeichen, wie auch die Seemacht schon erstarkt war.

Im 16. Jahrhundert schreitet die Ausdehnung fort. Unter dem größten Herrscher der Osmanen, Suleiman dem Großen oder Prächtigen (1520—66), wird Mesopotamien und Syrien erobert, Ägypten bis in den Sudan hinein, Arabien bis Jemen tributpflichtig, ebenso wie die „Seeräuberstaaten" Algier, Tunis, Tripolis. Hoheits- und Schutzrechte der heiligen Stätten von Mekka und damit das Kalifat geht 1517 auf das Haus Osman über, welches seit dem Fall des Kalifats von Bagdad die Mameluken-Sultane sich angeeignet hatten. Vorher war schon Rhodus gefallen (1522), der letzte Hort der Johanniter, die nach heldenmütiger Verteidigung freien Abzug erhielten, sich dann in Malta festsetzten und dort 1565 einen Angriff der Türken (180 Schiffe mit 30 000 Kriegern) entscheidend abschlugen. Nebenher wurden siegreiche Religionskriege mit Persien geführt, die Grenzen des Reiches bis an den Urmia-See vorgeschoben, Macht und Einfluß bis nach Indien erweitert.

Durch die siegreiche Schlacht von Mohacz a. d. Donau (1526) fiel halb Ungarn den Türken zu, drei Jahre später belagert Suleiman mit 250 000 Mann und 300 Kanonen Wien, dort endlich tut deutsche Helden-

Digitized by Google

kraft der blutigen Flut Einhalt; der Sultan muß erfolglos abziehen. Wiederum, an seinem Lebensabend, rüstet Suleiman zu einem Zuge gegen die Kaiserstadt an der Donau (1566), aber der Höhepunkt ist erreicht. Er stirbt vor Sigeth, dessen heldenhaften Fall uns Th. Körner im „Zriny" darstellt. Die Zeit des Niedergangs beginnt, bis heute kaum unterbrochen durch irgendeinen Erfolg, abgesehen von noch größerer verderblicher räumlicher Ausdehnung.

Wir betrachten die Hauptursachen der bisherigen Riesenerfolge. Man spricht viel von der Kraft des Naturvolks gegenüber dem Kulturstaat — wie die Assyrer Babylon, die Germanen Rom, so hätten die Türken Byzanz überrannt. Der Vergleich ist wenig berechtigt, denn kaum 10 000 Menschen führte Ertogrul, der Markgraf, nach Konia. Noch weniger kann von einem allgemeinen Triumph des Islam über die Christenheit die Rede sein; gleichzeitig mit dem Kampf gegen Europa schlugen die Osmanen die fürchterlichsten Kriege gegen die „Glaubensgenossen": vor dem Zuge gegen Persien (1514) ließ Selim II. in Kleinasien 40 000 Schiiten teils töten, teis einsperren; bei der Eroberung von Ägypten lagen in den Straßen von Kahira 50 000 Erschlagene — nein, nicht Zeitströmungen, Volksimpulse, sondern einzelne Männer haben in etwa 250 Jahren an die Stelle des Byzantinischen Reiches, wie es in seiner umfassendsten Macht zu den Zeiten des Kaisers Heraklios gebot, ein asiatisches Staatswesen gesetzt. Man darf sagen: Beispiellos steht die Reihe der zehn ersten Fürsten in der Geschichte, welche von 1291 bis 1561 die Osmanenherrschaft gründeten; es ist kein „Ausfall" darunter. Ausnahmslos folgt dem Vater der Sohn.*) Freilich sind sie auch alles andere wie Barbarenhäuptlinge. Das beste Material aus der weiblichen Kriegsbeute dient zur Fortpflanzung, Verbesserung, Vervielfältigung des Stammes! Das war von Anfang an Staatsprinzip, galt als Hauptlockung für den gemeinen Kriegsmann, wie als hochwichtige Staatsaktion bei Rekrutierung des Sultansharem. Schon Murads I. Mutter war die in den Heldensagen gepriesene wunderschöne Griechin Nilufer (Nenuphar, Wasserlilie), und weiter erscheint fast bei jedem Friedensschluß als eine der Bedingungen die Übergabe einer Prinzessin von seiten der besiegten Dynastie. Inzucht wurde also streng vermieden. Es ist anzunehmen, daß hierbei auf Vorzüge des Geistes ebenso geachtet wurde wie auf die des Körpers. Ausnahmslos werden die zehn ersten Sultane als geistig bedeutend geschildert, Mohammed II. und Selim I. sind Dichter, ersterer beherrscht sechs Sprachen, Suleiman der Große stand, wie A. Müller sagt, „an der Spitze der Weltpolitik seines Zeitalters". Fast alle werden als wissenschaftlich hochgebildet gepriesen, des-

*) Das „Seniorat" wurde erst Anfang des 17. Jahrhunderts als Hausgesetz eingeführt.

Digitized by Google

gleichen — mit Ausnahme von Bajasid I. — als sittenstreng, die meisten als gerecht, die vier ersten sogar als milde — nach den Begriffen der damaligen Zeit! Mißtrauen und Eifersucht, auch Bruder- und Sohnesmord, sind häufig innerhalb der Dynastien, aber in der eiskalten Staatsraison oft begründet und dürfen im Rahmen der Polygamie nicht mit dem Maß gemessen werden, wie in christlichen Herrscherfamilien, wo sie im Mittelalter gar nicht so selten vorkommen (Medici). Die uns überkommenen Gesichtsabbildungen der ersten Sultane dienen zur Beleuchtung dieser Beurteilung; sie tragen den Stempel von Porträtähnlichkeit und zeigen durchweg energische, schöne Charakterköpfe.

Dem Wesen der Staatshäupter entspricht der innere Bau. Wir betrachten zunächst das Heerwesen. Anfänglich wurde das eroberte Gebiet der Menge der Häuptlinge als Lehnsgut ausgeteilt; doch schon Urkan gliederte es in drei „Sandschaks" (Fahnen), also Militärbezirke (Sultan-Oenü, Kodja-Ili, Chudavendikiar). Derselbe Herrscher erkannte auch schon das Bedürfnis, dem osmanischen Reiterheer den Rückhalt einer wohlgeschulten Infanterie zu geben, und schuf ein stehendes Korps junger Christen der besiegten Stämme, die, durch Drohung und Belohnung zum Islam gebracht, dann aber mit Vorteilen jeder Art, bis zur raffinierten Verwöhnung, an das Interesse des Herrschers geknüpft wurden. Neue Truppe, Jeni tcheri, hieß man sie, der Ursprung der später berüchtigten Prätorianer! Daneben blieb das alte eigenartige osmanische territoriale Militär-Lehnsystem, demnach das eroberte Land sofort in „Siamet" (Besitz mit über 20 000 Aspern Einkommen) und „Timar" (darunter) aufgeteilt wurde, die je nach Größe bewaffnete Reiter „Spahi" schlagfertig halten, im Kriegsfalle zum Heere stellen mußten. Auf dem Machtgipfel des Reiches machte das 130 000 Reiter. Der feudalen Gefahr wird dadurch vorgebeugt, daß Söhne der „Timarli" nie mehr als Lehen von 5000 Aspern Ertragswert erhalten, größeren Grundbesitz erst im Kriege erdienen müssen. Neben dieser wehrhaften Aristokratie wurden aus dem niederen Volk die „Akindji", Scharen unbesoldeter nur auf Beute angewiesener Reiter und „Asape", von den Gemeinden besoldete Fußsoldaten, Schanzgräber und Ruderer für den Kriegsfall eingestellt. Außerdem wurde früher und vollständiger als irgendwo im Abendlande eine reguläre Pioniertruppe eingerichtet. Die osmanische Artillerie war gleichfalls den meisten europäischen voraus. Der ganze Heeresorganismus wurde durch den eisernen Zwang der Koranvorschriften zusammengeschmiedet und durchdrungen; Disziplin, Sauberkeit, Ordnung, Hygiene (religiöse Pflicht der Waschungen) standen auf unerreichter Höhe, die Lagervorschriften waren drakonisch streng, Trunk verhütete die Religion, Spiel und fahrende Dirnen waren verbannt, Zänkereien und Flüche sogar wurden bestraft. Für Verpflegung, Zufuhr, Magazinwesen war aber

Digitized by Google

gleichfalls vorzüglich gesorgt; auch wird berichtet, daß dabei das osmanische Kriegslager einen heiteren, farbenreichen Charakter getragen habe. Waffenschmuck und Kleiderpracht waren sehr beliebt. Zehn Janitscharen hatten zusammen ein Packpferd, je 25 ein gemeinsames großes, jeder Spahi jedoch sein eigenes kleines Zelt.

Diese Skizze wird dartun, daß ein Vergleich mit den mittelalterlichen Christenheeren oder mit „Wallensteins Lager" kaum zu deren Vorteil ausfallen dürfte. Auf die gerade in den betreffenden Jahrhunderten so stark wechselnde Taktik und Bewaffnung kann ich nicht näher eingehen, will nur hervorheben, wie Metall-Schutzwaffen, Sturmhauben, Panzerhemden, allgemein eine geringe Rolle spielen, aber durch dicke Stoffe vielfach ersetzt werden; die Janitscharen trugen langhängende Gewänder und dicke weiße Filzhüte, die Spahis Schild und Turban, der letztere eine vortreffliche Kopfdeckung.

Die Zivilverwaltung kann ich nur kurz besprechen. An der Spitze steht der Padischah, dessen despotische Vollgewalt jedoch nicht unwesentlich beschränkt war durch Herkommen und Religion, wie diese durch die geistlichen Gewalten der „Ulema" vertreten waren, d. i. der Sammelname für höheren und niederen Klerus. Aus dem ersteren wurden die Stellen der Richter (Kadi) besetzt, darunter der höchste der Kadiasker (Heeresrichter) und der Mufti; letztere gaben die nach göttlichem Recht (Scheri, Scheria) bestimmten „Fetwas" ab, Entscheidungen über schwerwiegende Staatsfragen, nach denen z. B. Mohammed II. „Erlaubnis" erhielt, den letzten König von Bosnien hinzurichten und seine Brüder zu ermorden. Aus den Mufti schuf der Große Suleiman die Stellung des Reichsmufti, des „Scheich ul Islam" zu Stambul, welcher alle wichtigen inneren Staatshandlungen kontrollierte, legalisierte und oft auch bei der auswärtigen Politik mitsprach, später die Krönung vollzog, d. h. die Umgürtung des neuen Padischah mit dem Schwerte Osmans. Wir ersehen, wie der osmanische Staat in viel höherem Grade moslemisch als je ein europäischer Staat christlich gewesen ist; der Staatsgedanke war Verwirklichung des göttlichen Willens, alle religiösen Pflichten zugleich Bürgerpflichten; zu diesen gehörte auch im Prinzip die Eroberung des Erdkreises, der in „Dar ul Islam" (Haus des Islam) und „Dar ul Harb" (Haus des Krieges) geteilt war.

Die Technik der Verwaltung und Gliederung des Beamtenstandes wurde vielfach byzantinischem Muster, der Formalismus im großen jedoch zunächst den Erinnerungen an die alte Nomadenzeit nachgebildet. Die Großen des Reiches versammelten sich zum „Diwan", d. h. auf den „Ehrensitzen"; die vier ersten Staatsämter: Großwesir, Kadiasker (etwa Generalauditeur), Defterdar (Finanzminister) und Nishandji (Staatssekretär) stellten die vier Zeltpfähle dar.

Digitized by Google

Allmählich entwickelte sich natürlich Hofzeremonie und reiche orientalisch-bunte Kleiderordnung, welche Amt und Rang erkennen ließ nach Form des Turbans, Schnitt der Ärmel, Pelzwerk, Farbe des Futters, Zierrat des Sattels, Vollbart oder Knebelbart. Hauptabzeichen aber blieb in treuer Bewahrung des alten Reiterlebens: der Roßschweif.

Die Leistungen dieses Zivilapparates gegenüber der Eroberungstätigkeit dürfen nicht unterschätzt werden; wir begegnen strengen Erlassen der ersten Sultane betr. Fürsorge für das eroberte Land. Aber es ist in Rechnung zu ziehen der jammervolle Zustand des überkommenen Erbes; die Herrscher mußten in erster Linie für Regierbarkeit der neuen Provinzen sorgen; ihre Maßregeln bieten viel Analogien mit der ersten römischen Kaiserzeit. Für die vom Zentrum ausgehenden Radien, die Heeresstraßen, wurde viel getan, in Brückenbauten sogar bedeutendes geleistet; Wachttürme aus dieser Zeit, große „karavanserais" sind noch heute zu sehen. Aber freilich mit Sorge für Volkswohl, mit Hebung von allgemeinem Verkehr, Handel, Gewerbe sah es traurig aus; dazu sind die guten ersten Sultane nicht gekommen, und dann kamen die schlechten und der Verfall. Auch als eifrige Förderer der Wissenschaften — nach orientalischer Weise — haben sich diese ersten gezeigt; fast alle sind als große Bauherren aufgetreten.

Im Verhältnis zu den unterworfenen Christenstämmen, der „Rajah", muß betont werden, daß religiöse Bedrückung, Verfolgung um des Glaubens willen nicht bestanden hat, Christenhetzen wie in Rom, Hugenotten-Vertilgung, Juden-Progroms haben gerade in den ersten Jahrhunderten nicht stattgefunden; auf die Armenier-Massaker komme ich später zurück. Jedenfalls ist das entsetzliche „cujus regio ejus religio" niemals aufgestellt unter dem Halbmond, unter dem in dieser Hinsicht die Völker friedlicher lebten als unter dem Krummstab. Eine furchtbare wahrhaft dämonische Einrichtung war jedoch die des „Knabenzinses", der schon erwähnten Rekrutierung für die Janitscharentruppe, die „in ihrer regelmäßigen Durchführung die dauernde Aussaugung und Entkräftung der Rajah-Völker, die Verwertung der besten physischen und geistigen Kräfte der christlichen Untertanen der Pforte zum Vorteil des Islam und der herrschenden Rasse bedeutete". (Herzberg, S. 643.)

Anfänglich waren diese Knaben, im siebenten Jahre ausgehoben, nur für den militärischen Zweck bestimmt, später wurden die intelligentesten unter ihnen zu Zivilbeamten gebildet, die meist zu hohen und höchsten Stellungen im Staate aufstiegen. Die große Masse, spartanisch einfach und streng in klosterähnlichen Kasernen erzogen, füllte die furchtbaren ungestümen Kernscharen der türkischen Heere, voll fanatischer Glut für den Islam, im Ehrgeiz gefördert dadurch, daß nur Talent und Verdienst sie von Stufe zu Stufe führten. Alle übrigen wehrhaften Christen zahlten

Digitized by Google

den „Karadj", eine Kopfsteuer, die so einträglich war, daß die Finanzkünstler der Hohen Pforte, wie seinerzeit die arabischen Eroberer, Massenübertritt zum Islam gar nicht wünschen konnten.

Das sonstige Abgabensystem beruht auf dem Natural-„Zehnten", welcher, ursprünglich human in den ausgesogenen Ländern, wo Barmittel fehlten, dann in der Hand von gewissenlosen Steuerpächtern — gleich den publicani der römischen Verfallzeit — in der Zeit des osmanischen Niedergangs der Zentralgewalt zum „Achten", „Fünften", „Dritten" ausartete, noch heute wie ein Alp auf der Bevölkerung lastet und den landwirtschaftlichen Aufschwung hindert. Im übrigen wurde das Land vom Sultan, dem eigentlichen Grundherrn nach türkischer Auffassung, wie wir schon sahen, als „Siamet" und „Timar" vergeben, oder zum Kirchengut (Vakuf) bestimmt, oder blieb Staatsdomäne (Mülk).

Über die sozialen Verhältnisse ist noch zu berichten, daß das türkische Volk niemals ständisch gegliedert erscheint. Als Einteilung galt: 1. Islamitische Untertanen; 2. christliche und jüdische Untertanen (Rajah-Herde); 3. Essir (Kriegsgefangene Sklaven zu 1.). — Familiennamen gab es und gibt es auch heute nicht. Erheben und Versinken in den Staub durch den Allerhöchsten folgte schnell aufeinander; damit war stets Vermögenseinziehung verbunden. Bildung von Geburtsaristokratie wurde mit allen Mitteln verhindert. Als Ausnahmen bildeten sich: 1. die „Dere-Bej", unabhängige Stämme Anatoliens, eigentlich „Tal-Fürsten", weil in dem Gebirgslande die Flußtäler die fruchtbarsten, in sich geschlossenen, zur Verteidigung geeignetsten Feudalbezirke bildeten; 2. die „Aga"-Clan-Häupter der Albanier; 3. die „Schech" der Steppenbewohner. Alle übten rein patriarchalische Herrschaft, die mit der späteren Schwächung der Zentralgewalt von ihr sich zu lösen erfolgreich bestrebt war.

Das Wichtigste und Eigenartigste aber der osmanischen Reichsgründung ist das Rechtswesen. Infolge der von Anbeginn theokratischen Anschauung der mohammedanischen Staatsbaumeister ist auch bei den Türken die „raison d'être" nicht das Gemeinwohl, wie schließlich bei jedem abendländischen Staat, sondern der unmittelbare, im Koran offenbarte Wille eines überirdischen Wesens. Deshalb verschmelzen Recht und Religion in eins, Juristen sind gleichzeitig Theologen und umgekehrt; die juristischen Bücher enthalten neben Rechtsbestimmungen religiöse Vorschriften, das Vermögensrecht ist systemlos, sachliche Rechte sind kaum entwickelt. Personen- und Familienrecht bedeuten mit dem Einschlag der Vielweiberei und der niederen Stellung, welche der Koran ihr zuweist, vielfach die Rechtlosigkeit einer ganzen Hälfte der Gesellschaft. Die Ehe ist eine Art Kaufvertrag durch Willen des Vaters ohne Zustimmung der Tochter. Ehescheidung vollzieht nur der Entschluß des Gatten, wenn er

Digitized by Google

materiell die Abfindung leisten kann, denn eheliche Gütergemeinschaft gibt es nicht. Geschlechtsverkehr mit Sklavinnen ist unbeschränkt, wird eine solche Mutter (om-valad), so darf sie nicht weiterverkauft werden. In das Strafrecht spielt noch der uralte „Schadenersatz" hinein, Totschlag kann durch Blutpreis gesühnt werden. Rechtsprechung wird durch die schon genannten unbesoldeten Kadis geübt, die auf Spesen, wie unsere Rechtsbeistände, angewiesen sind; das Prozeßverfahren ist sehr primitiv, nur mündlich; Anwälte, Gerichtskosten, Berufung gibt es nicht.

Diese ganze flüchtige Skizze wird dartun, daß auf solchem Rechtswesen kein Staat im modernen Sinne aufgebaut werden kann. Denn jede Reform muß in Konflikt mit der Religion führen oder — die Reform der Religion bedingen.

Soweit die Organisation des neugegründeten Reiches, in welcher die Osmanen zunächst natürlich alle Stellen mit Einfluß selbst besetzten. Gegenüber dem ganzen sonstigen, ihrer Rasse neuen, öffentlichen Kulturleben, Handwerk, Gewerbe, Künsten, Wissenschaften, verblieben sie in der Rolle der Herren, die es nicht nötig haben, sich damit abzugeben. Vom Handwerk übten sie fast nur das der Huf- und Waffenschmiede aus, als mit dem Kriege zusammenhängend. Am allerwenigsten befaßten sie sich mit jeder Art kaufmännischer Tätigkeit; darin waren ihnen die unterjochten Griechen und Armenier unendlich überlegen, und in eine Konkurrenz sich einzulassen, war unter ihrer Würde. So konnte es denn geschehen, daß in den kommenden Jahrhunderten die Züchtung der osmanischen Rasse mehr und mehr auf militärische Tugenden sich zuspitzte, daß technische Anlagen sich nicht entwickelten, und daß solche „erbliche Belastung" besonders zu Mangel an rechnerischem Urteil, Verständnis für Finanzwesen, für volkswirtschaftliche Aufgaben, sich ausbildete.

Wir überblicken nun die Jahrhunderte des Niedergangs. Dieser beginnt keineswegs mit Verfall der soldatischen Kraft. Noch hundert Jahre lang nach dem Tode des Großen Suleiman (1566) dauern die Eroberungen gegen Ungarn, Polen, Venedig, Persien, Arabien; in Afrika breitet sich die Oberhoheit des Kalifen von Stambul bis zum Atlantischen Ozean, 1683 erscheint das osmanische Heer sogar nochmals vor Wien und wird nur mit Aufbietung polnischer Hilfskraft geschlagen. Aber die Herrschermacht in der Dynastie ist versiegt; kein Sultan mit genialer Begabung — außer einem — besteigt hinfürder Osmans Thron, mit Nachlassen der zentralen Energie lockern sich die inneren Teile und die Peripherie bröckelt ab.

Der eigentliche Rückstau beginnt mit Erstarken der russischen Nationalkraft, welche bisher durch Mongolen und Tataren niedergehalten war, dazu kommt Österreichs Offensive. Von 1661 bis 1879 hat die

Digitized by Google

Türkei mit ersterer fünf, mit letzterem vier schwere Kriege zu bestehen gehabt, welche zur Verkleinerung der osmanischen Herrschaft führen.

Die Einzelheiten des Verfalles sind aus der europäischen Kriegsgeschichte bekannt, auch weniger wichtig für unsere Betrachtung, wie das Zeitalter des Aufbaues. Jedoch kann ich dabei über eine Episode nicht hinweggehen: die Reformen Mahmuds II. (1808—39). Durchaus mit den Riesengestalten der ersten Herrscher vergleichbar, muß uns dieser Sultan durch sein energisches zielbewußtes Streben die größte Bewunderung abnötigen. Er übernahm das Reich dem Zusammenbruch nahe; die völlig entartete, von Schlaffheit ebenso wie von brutaler Willkür durchseuchte Janitscharentruppe, ein Terror für das ganze Land, eine ständige Drohung für den Thron; er hat im Jahre 1826 ihrer 15 000 an einem Tage in den Straßen und Plätzen von Stambul niederkartätschen, ihre Leichname in den Bosporus werfen lassen; man berichtet, daß die Fische lange Zeit nachher nicht eßbar gewesen seien. Die Maßregel der Münzprägung mit dem Bildnis des Sultans, dessen Anbringung in den Kasernen, gegen das Koranverbot, entfesselte eine Revolte (1834), bei deren Unterdrückung 4000 Aufrührer, besonders Ulemas, füsiliert wurden. Persönlich bereiste der Padischah seine Provinzen, um Frieden und Ordnung zu stiften. Die Heereseinrichtungen wurden einer durchgreifenden Reform unterzogen, die heutigen Grundlagen der hochachtbaren, modernen türkischen Militärmacht geschaffen. Bekannt ist die Heranziehung fremder Offiziere, vor allem unseres Moltke. Mit einem Federzug wurde die Feudalherrschaft der Derebejs vernichtet, die dadurch hervorgerufenen Aufstände mit blutiger Strenge niedergeschlagen, in allen Landen europäische Verwaltung organisiert, ein ganz neues Gesetzbuch vorbereitet, europäische Gewohnheiten aller Art eingeführt, Vorschriften moderner Kleidung erlassen, ja Dampfschiffe auf das Goldene Horn gebracht! Furchtbar war die Gegenarbeit, der Widerstand der Pfaffen, die Empörung des altgläubigen verhetzten Volkes, das Märtyrertum der Reaktion, zwei kolossale Brandstiftungen legten, ganz wie heute, große Teile der Hauptstadt in Asche. Mahmuds eiserner Wille erlahmte nicht. Seine Riesenarbeit ist durchaus mit derjenigen Peters des Großen zu vergleichen — freilich nicht der Erfolg. Der Schöpfer des „Europäischen Rußland" fand ziemlich ebene Bahn in einer national unentwickelten Landmasse, einer Gesellschaft, die feudale Überlieferung nicht kannte, mit Haupterinnerung an mongolische Knechtschaft; Reaktion und Tradition waren nur im Heere zu bekämpfen, und die Vernichtung der Strelitzen gleicht im kleinen derjenigen der Janitscharen. Mahmud traf überall auf den Widerstand einer Herrenkaste, der von der glorreichen Vergangenheit nur Beschränktheit und Stolz geblieben, einer Geistlichkeit, die ihren Einfluß bedroht sah, eines Volkes, dessen politische Rückständigkeit nur durch religiösen Stumpfsinn übertroffen

Digitized by Google

wurde. Widerstand und Übelwollen begegneten dem Reformator leider auch von seiten Europas, dessen Diplomatie eine erstarkende Türkei durchaus unwillkommen war. So wurde denn der Niedergang zunächst eher beschleunigt als aufgehalten. Äußerlich lösten sich vom Reiche ab unter Mahmud und seinen Nachfolgern: Griechenland, Rumänien, Serbien, Ägypten, Algier, Tunis, Kreta, der südliche Kaukasus, halb Armenien, Bessarabien, Bulgarien, Rumelien; das innere Gefüge wurde immer lockerer, die neue Zentralisation war undurchführbar, sie erschien als ein Unding in diesem Lande verfallener Straßen, also ohne Radien, d. h. ohne Verbindungen und ohne starkes Zentrum. Die größte Gefahr aber erstand aus der „Arabischen Bewegung", der Kampf aller arabischen Elemente um das in der ganzen islamitischen Welt durch die Reformen so stark kompromittierte osmanische Kalifat. An die Spitze stellte sich der Albanier Mehmed Ali, der geniale fortgeschrittene Emir von Ägypten, mit seinen europäisch geschulten Truppen. Die Siege von Konia (1831) und Nisib (1839) eröffneten ihm zweimal den Weg nach Stambul, aber Europas Intervention rettete zweimal die osmanische Dynastie; mit der kranken Türkei war besser zu rechnen als mit der vernichteten. Dem gleichen Antagonismus wie diese Angriffe entsprangen dann später der Aufstand des Arabi Pascha und die Empörungen im Jemen, wo in den Jahrzehnten seit der 1872 erfolgten strafferen Einordnung (als VII. Militärbezirk) die Kämpfe nie erloschen sind. Die eigentliche Kraftquelle dieses gefährlichsten aller Widerstände religiöser Natur liegt in der konfessionellen Abspaltung der Wahabiten, der Kalviniſten des Islam. 1746 waren sie zuerst aufgetreten. In einer Hand den reinen Koran, in der andren das Schwert, dazu den Schlachtruf: „Verflucht die Türken, die aus dem Propheten einen Gott machen, auf seinem Grabe wie Götzendiener beten!" So erhoben sich 100 000 bewaffnete „Missionare" unter dem Emir Ibn Seud, zerstörten, raubten, mordeten in Arabien, massakrierten die Pilgerscharen, eroberten, schändeten, sperrten Mekka. Mahmud II. ließ den damals noch treuen Mehmed Ali gegen sie los, der nach Vernichtung der Mamelucken 1811 Mekka und Medina zurückgewinnt, 1818 den Sohn des Ibn Seud gefangen zur Hinrichtung nach Stambul schickt. Doch schon 1830 ist Medina wieder in den Händen der Wahabiten, nachdem Mehmed Ali selbst gegen die Pforte zu Felde zog, und seitdem dauert der Krieg in Arabien.

So schien denn mit der Abbröckelung außen und der Schwäche innen der endgültige Zusammenbruch nicht mehr fern — aber, siehe da, die Saat Mahmuds keimte. Mit der Beschränkung der Macht auf kleineren Raum begann die Erstarkung. Der beste Maßstab für die Volkskraft ist sein Heer. Nach Moltkes Bericht liefen die türkischen Truppen bei Nisib einfach auseinander, mit grellen Farben schildert er ihre miserable Verfassung;

Digitized by Google

hiermit vergleiche man die Kämpfe am Schipka, bei Plewna, den Feldzug 1887 in Theſſalien, die militäriſchen Vorgänge 1909 und 1910! Die phyſiſche Kraft der Soldaten, die moraliſche der Offiziere haben das Reich von der aſiatiſchen Deſpotie und ihrem Terror befreit, der ein Menſchenalter hindurch auf ihm laſtete, die Möglichkeit geſchaffen zur Geſundung, zum Fortſchritt — das iſt eine geſchichtliche Tatſache. Auch die Zivilverwaltung iſt durchaus nicht ſo ſchlecht, wie flüchtige Beobachtung nach weſteuropäiſchem Maßſtab ſie darſtellt. Reiſende, die von Perſien her die Türkei betreten, ſchildern den Unterſchied etwa wie den zwiſchen Türkei und Rußland. Alſo — kurz geſagt — die Glieder ſind lebensfähig, aber das Haupt iſt krank. Mahmuds Söhne, die ihm folgten, Abd ul Medjid (1839—61) und Abd ul Aſis (1861—76), hatten beide guten Willen, aber nicht die Kraft, die Bahn ihres Vaters einzuhalten, und auf ſie folgte Abd ul Hamid, einer der intelligenteſten und — ſchlechteſten Menſchen, die je auf einem Thron geſeſſen; mit raffinierter Schlauheit verband er phänomenale Gewiſſenloſigkeit, das „l'état c'est moi“ hat er mit dem „après moi le déluge“ zuſammen gehandhabt, wie wenige Deſpoten vor ihm.

Soweit das Reich von einſt, wir kommen zum „Jetzt“.

Zunächſt geographiſch ſtellt es ſich uns dar — man darf ohne Übertreibung ſagen — als das unglücklichſte Gebilde aller Staaten dieſes Planeten. Wo iſt ein weniger einheitliches, weniger abgerundetes Gebiet zu finden, vom „Sandſchak“ bis zum Wadai, von Kreta bis Hofuf am Perſiſchen Golf? Der natürliche Verkehr zu Lande durch hohe Gebirge und Wüſten gehemmt, die Waſſerſtraßen ſchwierig, da die Küſten auf große Strecken unnahbar. Das kleinaſiatiſche Nord- und Südufer hat keinen natürlichen Hafen, an der mazedoniſchen Küſte kommen außer Saloniki nur Prevesa und San Giovanni di Medua in Betracht. Das ganze Littoral von Tripolis, Cyrenaika, Syrien und Arabien bietet faſt nur offene Reeden. An der reich gegliederten anatoliſchen Weſtküſte iſt als einer der beſten Häfen der Welt Smyrna zu nennen; außerdem ein kleiner ſehr tiefer natürlicher Hafen, Gök-abad, in der Südweſtecke von Karien beim alten Idyma, mit 15 m Waſſertiefe 5 m vom Ufer. Alle alten künſtlichen Häfen ſind von den Gebirgsflüſſen zugeſchwemmt, der Mäander hat ſeit Themiſtokles landeinwärts eine Strecke von 20 km verlandet. Der Grund dieſer Unzugänglichkeit beſteht im Mangel an größeren tieffließenden Strömen, der eigentümlichen Faltung der Länder in Längstäler, oder in nahe ans Meer herantretenden hohen undurchbrochenen Gebirgen. Demgegenüber bilden die einzige Ausnahme die im Unterlauf auf 150 km gekuppelten Ströme Euphrat und Tigris, vereinigt Schatel-Arab genannt, in deſſen vielarmigem, in den letzten Jahrtauſenden angeſchwemmten Mündungsdelta nur ein Arm mit 2 bis 6 m Tiefe, je

Digitized by Google

nach Ebbe und Flut, für Seeschiffe fahrbar ist. Höher hinauf geht die Schiffbarkeit des Euphrat bis Hit, mit verhältnismäßig geringer Arbeit soll sie bei Hochwasser bis Mekines (in Höhe von Aleppo) herstellbar sein, die des Tigris bis Bagdad. Sämtliche übrigen Flüsse des Osmanischen Reiches sind nicht schiffbar, im Innern weitaus die meisten nur „winterfließend", wie Strabo sagt.

Leider muß ich es mir ganz versagen, auf die verschiedene Bodengestaltung der osmanischen Länder näher einzugehen: die Völkerbrücke Kleinasien mit ihren 10 000 m hohen Geländern im Norden und Süden, der abflußlosen Senke in der Mitte mit dem großen Salzsee, die Kappadozische Tieflandschaft mit ihren 1000 Höhlenwohnungen und bizarren Erosionsformen, das armenisch-kurdische Gebirgsland, das Xenophon mit seinen Zehntausend durchquerte von Kunaxa dem linken Tigris-Ufer folgend hart am Van-See vorbei, bis sie vor Trapezunt das Meer erblickten, das wunderbar reiche Zweistromland in seiner heutigen trostlosen Verödung; Syrien mit seinem riesigen 400 m unter Meereshöhe klaffenden Jordanspalt, das Terrassenland am Roten Meer, Westarabien, das im kleinen ähnlich aufgebaute Küstengebiet von Cyrenaika und Tripolis — schließlich hat auch die Eigenart der geographischen Bildung aller dieser in sich so hochinteressanten und in ihrer Sonderentwicklung charakteristischen uralten Kulturländer mit dem schnellen politischen Wachsen und Abnehmen des Osmanentums wenig zu tun.

Anders steht es mit der Ethnographie. Wir können das heutige Türkenreich nicht verstehen, ohne uns seine bunte Völkerkarte genauer anzusehen. Dabei muß ich vor allem dem Irrtum entgegentreten, als wenn in dem vorhin genannten Mittelstück Mazedonien-Thrazien-Anatolien die Einwohnerschaft nach bestimmten Rassen eingeteilt werden könnte. „Die fremden Eroberer kommen und gehn, wir gehorchen, aber wir bleiben stehn", wie es in der „Braut von Messina" heißt, das gilt zunächst für die Urbevölkerung, von der uns die alte Geschichte meldet; sicher sind die Ahnen der heutigen Bewohner vielfach Hittiter, Phrygier, Lydier, Karer, Galater, Thraker, Illyrier; vieltausendjährige Kriege, Massenmorde und Sklavenverschleppung haben diese unterste Schicht nicht fortlöschen können. Aber der Islam und die Türken haben der größten Fläche des heutigen Gebiets nach Religion und Sprache entweder einheitliche Färbung gegeben oder eine scharfe Abgrenzung vorgenommen, die nur an wenigen Stellen der Diaspora unterbrochen wird, wie z. B. christliche Griechen und Armenier im Innern von Anatolien nur türkisch, bei griechischer Schrift, und die Türken auf Kreta nur griechisch sprechen. Nach Gesichtszügen jedoch, Kopfform und Körperbildung feste Unterscheidung zu treffen, wird meist schwer fallen — wohlgemerkt — in den vorgenannten Durchgangsländern! Südlich der türkisch-arabischen Sprachgrenze, die mit dem

Digitized by Google

Breitengrad des kleinasiatischen Südrandes ziemlich übereinstimmt, ist, wenn auch in sich differenziert, der semitische Typus überall ausgeprägt, und die religiöse Sprachherrschaft des Arabischen wenig bestritten, wie schon die geographische Nomenklatur zeigt. Die amtliche Unterscheidung jedoch der christlichen Völker des Osmanischen Reiches erfolgt nur nach der Religionsgesellschaft, dem Milet, und bietet auch für den wissenschaftlichen Forscher den einzig sicheren Anhaltspunkt.

Als wichtigsten Volksteil nun neben dem herrschenden Stamme betrachten wir die Griechen, von uns so genannt nach ihrer Sprache. Die Spracheinheit bedeutet die „Nation", die Sprache als Depositorium des Glaubens, der Geschichte, der Ideale, ist das einzige Band. „Rum" heißen sie auf türkisch, wie „Romaioi" zu byzantinischer Zeit, im Gegensatz zu ihren erbitterten Feinden, den „Lateinern". Bewohner oder Vertreter des freien Griechenlands heißen bei den Türken „Iunan" von „Jonier". Die „Rum" stammen ab von der Urbevölkerung und hellenischen Kolonisten. Von den Byzantinern christianisiert, von den Osmanen durch freiwillige Option islamisiert, hatte der christlich bleibende Rest nach der Eroberung von Konstantinopel es verstanden, durch Geschmeidigkeit und geschäftliche Gewandtheit als Agenten, Steuerpächter, Dolmetscher, Sekretäre und Ärzte sich mit den Siegern auf leidlichen Fuß zu stellen. Das einigende Band blieb dabei die orthodoxe „anatolische" Kirche, deren streng geschlossenes, exklusives Gebäude der große Staatserbauer Muhamed II. und sämtliche Nachfolger nicht nur unangetastet ließen, sondern deren Würdenträgern, ganz entsprechend dem „Scheriat", bedeutende weltliche Macht belassen und neu verliehen wurde. Die drei Patriarchen (Konstantinopel, Jerusalem, Antiochia) — ein vierter sitzt in Alexandria —, die Erzbischöfe und Bischöfe haben neben den geistlichen weltliche Ratskammern zur Seite, deren Rechtssprüche in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens eingreifen — die türkische Jurisdiktion ist über diesen großen Teil der Raja ganz ausgeschaltet — und den Hauptkitt für nationalen Zusammenschluß von jeher bildeten. Mit dem Rückgang der Osmanen sind die Griechen in den wichtigsten Teilen des Reiches mächtig vorgedrungen. Wir sehen, wie das ganze Gestade des Archipels, der Marmara und ein großer Teil der Pontusküste von ihnen besetzt ist; auf den Inseln wohnen sie fast ausschließlich, in Thrazien, Mazedonien, Epirus bilden sie die überwiegende Mehrheit, im inneren Anatolien starke Kolonien in jeder größeren Stadt, schwach vertreten sind sie an der Südküste und verschwinden fast ganz in Armenien, Kurdistan, Mesopotamien. Die Mittel der Ausbreitung sind Schulen und Ehebett — die kleinste Gemeinde sorgt für gute Unterweisung der Jugend, und der Kindersegen der Griechenfamilie fällt jedem Reisenden auf. Über ihre sonstigen Eigenschaften lauten die Urteile verschieden; daß sich alle Fehler der unter-

Digitized by Google

drückten Rasse ausbildeten, liegt nahe, aber neben dem hochgespannten Erwerbssinn müssen geistige Strebsamkeit, Nüchternheit, Volksgesundheit hervorgehoben werden, dabei Stammessolidarität, Vaterlandsgefühl für den kleinen Hellenenstaat, welcher ihr Volkstum doch nur höchst mäßig vertritt. Der neunjährige Befreiungskampf Griechenlands konnte nur mit Zuströmen aller „Rum" im Türkenreich durchgefochten werden; die schönsten Prachtbauten in Athen sind von reichen Patrioten des Auslandes aufgeführt.

Gegenüber der Masse der orthodoxen Griechen — etwas über zwei Millionen — muß noch der griechisch sprechenden Melkiten gedacht werden, einer in Syrien verbreiteten römisch-katholischen Sekte von etwa 63 000 Seelen.

Der zweitwichtigste christliche Volksstamm sind die Armenier. Sie sind neben Juden und Chinesen das älteste Volk der sogenannten „Geschichte", nennen sich selbst „Hais" nach einem Enkel Japhets, der sich der Sage nach am Fuß des Ararat ansiedelte. Der Name Armenia erscheint schon in persischen Inschriften 500 v. Chr. Um den heiligen Berg — noch heute Grenzstein zwischen drei Reichen — hat eine lange Reihe armenischer Dynastien geblüht, die der Bagratiden herrschte bis ins 19. Jahrhundert in Georgien. Früher Jünger der Lehre Zarathustras wurden sie etwa 300 n. Chr. Christen, im Konzil von Chalzedon von den Griechen getrennt, heute geteilt in Gregorianer (nach ihrem ersten Apostel Gregor), Katholiken (d. h. römische) und Protestanten. Weitaus die meisten sind Gregorianer unter drei Patriarchen, wie die Griechen äußerlich organisiert gegenüber der Pforte, und drei geistlichen Oberhirten (katholikos) in Etschmiadsin, Aktamar, Sis, die zwei ersten im Südkaukasus, Sis bei Adana gelegen. In den Armeniern lebt der kosmopolitische Zug der Juden gleicherweise, wie deren wunderbare Zähigkeit des Festhaltens an Religion und Rasse. Von etwa 4½ Millionen im ganzen wohnen heute etwa eine halbe Million geschlossen im Stammlande um den Ararat, zwei Millionen in Türkisch-Westarmenien und Kleinasien, eine halbe Million in der europäischen Türkei, eine Million im übrigen Rußland zerstreut, der Rest in Persien, Ungarn, Rumänien. Starrer, ungewandter, zu Staatsämtern ungeeigneter, weniger geschlossen und zum Widerstand organisiert wie die Griechen, dabei aber auch weniger der Vermischung und islamitischen Bekehrung zugänglich, boten die Armenier den Osmanen von jeher ein günstigeres Objekt der Ausbeutung und Unterdrückung und wehrten sich hiergegen — wieder nach Art der Juden — durch Ausbildung aller Eigenschaften des Verfolgten, Schlauheit, Erwerbssinn, Betrug, welche sie in den Städten zum „odium generis humani", d. i. den meistgehaßten Elementen des Orients, für Einheimische und Fremde gemacht haben. Dem allgemeinen Urteil, das hiernach auch gerade von unseren

Digitized by Google

Landsleuten oft gefällt wird, bin ich seit lange in Wort und Schrift entgegengetreten. Ich finde überhaupt nichts falscher als Übertragung von persönlicher Liebe und Haß auf ganze Völker! Auf dem Lande, wo noch heute der weitaus größere Teil dem Ackerbau und der Viehzucht obliegt, habe ich viel und eingehend mit ihnen verkehrt, sie als besonders gastfrei und gefällig schätzen gelernt, vor allem aber ihr Familienleben bewundert, in diesem die Stellung der Frau, welche in keinem anderen orientalischen Volke so hoch steht. Und der wirklich gebildete emporgestiegene Armenier gehört zu den tüchtigsten und strebsamsten Elementen des Ostens überhaupt. Paul Rohrbach, der beste Kenner, bezeichnet sie im Kaukasus als die führende Rasse, welche für Rußland und Persien die großen Bahnen in Handel und Wandel zu eröffnen berufen sei.

Die armenischen Priester sind unterrichteter und umgänglicher als die griechischen; ihre Ausbildung erfolgt in gut organisierten Klöstern, in denen ich oft Aufnahme fand. Um der unterdrückten Landbevölkerung aufzuhelfen, bildete sich schon 1819 die evangelisch-amerikanische Missionsgesellschaft, die heute etwa zählt: 200 Missionare, 800 einheimische Helfer, 120 Kirchen, 500 Schulen, 30 Gymnasien, 8 Zeitungen. Politisch suchte der Berliner Kongreß 1879 ihnen zu Hilfe zu kommen mit erzwungener Zusage von Verwaltungsreformen seitens der Pforte. Gegen ihre Unterlassung richtete sich die „armenische Bewegung", welche unterdrückt wurde durch die greulichen Metzeleien von 1895 und 1897, die den schlimmsten Christenverfolgungen der Römerzeit und Judenverfolgungen des Mittelalters nichts nachgeben. Und doch ist nichts falscher, als sie als Ausbrüche islamitischen Fanatismus darzustellen. Es waren politische Maßregeln des verflossenen Sultans, der „Sizilianische Vespern" mit Mord, Raub, Straflosigkeit inszenierte und damit sein gefährdetes Kalifen-Prestige aufbessern wollte. Die Henker dazu waren in den anarchischen östlichen Gebirgslanden von Armenien-Kurdistan ebenso leicht zu haben wie in der Hauptstadt, wo der Abschaum der Levante zusammentreibt. Außer an diesen beiden Stellen — und das ist sehr charakteristisch — hat die Sache fast nirgends funktioniert. 1910 bei der Gegenrevolution Abd ul Hamids war der mithridatische Befehl zum Zwecke der Vertilgung von 200 000 Armeniern in sieben Wilajets gegeben, ist aber nur in Adana zur Ausführung gekommen, wo der alte Wali zu schwach war, den Kurdensturm abzuwehren. An allen anderen Plätzen haben die Jungtürken die Bewegung niedergehalten. Besonders interessante persönliche Beobachtungen könnte ich über die armenische Frage beibringen, muß aber im großen ethnographischen Überblick fortfahren. Zunächst seien kurz die Kurden erwähnt, die Karduchoi des Xenophon, iranischer Abkunft nach ihrer dem Persischen verwandten Sprache, seit Urzeiten ungezügelte Bergbewohner, Erzfeinde der Armenier, deren Feudalherren der Pforte bis in die neueste

Digitized by Google

Zeit erbitterten Widerstand entgegensetzten. Kurdistan liegt zu zwei Dritteln in der Türkei, zu einem Drittel in Persien.

Der dritte Volksstamm, der unsere besondere Aufmerksamkeit erfordert, sind die Albanier, durch Umlautung auch Albaniten, Arnaviten, Arnauten (türkisch) genannt. Sie sind im Gegensatz zu den Armeniern ein Mischvolk. Die alten Illyrier, geistig einst von den Hellenen, politisch von den Römern unterworfen, wurden von ihrer nördlichen Grenze, der Save, in der Völkerwanderung zunächst von Gothen überflutet, dann von Slawen südwärts gedrängt und durchsetzt; diese mannigfache Beeinflussung zeigt die heutige albanische Sprache; der Religion nach gehören sie zu je einem Drittel der römisch-katholischen, der griechischen Kirche und dem Islam an. Südlich des Schkumb-Flusses heißen sie Tosken, nördlich Gegen; im Innern herrschen die grimmigsten Stammesfehden, der Blutrache sollen jährlich 300 Männer zum Opfer fallen; im Auslande findet man sie viel in der Rolle der „Schweizer Landsknechte", und doch bilden sie eine sprachliche nationale Einheit, die sich in ihrem Sammelnamen „Skipetaren" (Bergbewohner) ausprägt. Die Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit des durchgehends von Gebirgen erfüllten Landes hat sie nicht nur vor Unterdrückung bewahrt, sondern im römisch-katholischen Norden zur Erhaltung einer gewissen bürgerlichen Freiheit geholfen, die sie auch dem jungtürkischen Angriff gegenüber nicht ganz verloren zu haben scheinen (Miriditen). Der durchweg islamisierte hochfeudale Adel hat zu den osmanischen Machthabern meist gute Beziehungen unterhalten und auch gegen Mahmuds II. Reformen seine Selbständigkeit besser als die anderen „Derebejs" behauptet. Im Heere und in der Verwaltung, besonders auch neuerdings bei der jungtürkischen Revolution, und in der Volksvertretung nehmen die Albanier von jeher hervorragende Stellungen ein. 25 Großwesire sind ihres Stammes. Ijet Pascha, Enver Bey, Ismail kemal Bej, Niasi Bej, zurzeit auch der Scheich ul Islam sind Albanier. Geistige und körperliche Begabung zeichnen sie fraglos aus vor allen anderen Völkern der heutigen Türkei, verbunden mit ungebändigtem Nationalstolz; Oberstleutnant v. Schlichting wurde von einem Albanier erschossen. Trotzdem dürfte ihnen eine autonome Zukunft außerhalb des osmanischen Rahmens — oder das oft proklamierte Königreich Albanien — kaum in Aussicht stehen; denn die Bevölkerung des eigentlichen Albanien übersteigt kaum 1 200 000 Seelen, ihre kirchliche Spaltung leistet dem durch die Gebirgsnatur des Landes gezüchteten Partikularismus Vorschub und muß politischer Einigung dauernd entgegenwirken.

Die genannte politische Zukunft auf der Balkanhalbinsel gehört unstreitig den **Bulgaren**; sie würden außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung liegen, wenn nicht über die Grenze des jungen Königreiches hinaus in Mazedonien und Thrazien noch etwa 1½ Millionen Bulgaren

Digitized by Google

unter dem Halbmond lebten, die sich rasch zu vermehren scheinen und deren Ausbreitung in der Hauptrichtung dem südlichen Meere zustrebt. Ursprünglich ugro-altaischer, d. h. zentralasiatischer Herkunft, wie Reste in ihrer Sprache beweisen, wurden sie mit ihrem Auftreten auf der Balkanhalbinsel slawisiert, bildeten vom 7. bis 14. Jahrhundert mächtige Königreiche, wurden von den Osmanen unterjocht und in ihrer Entwicklung außerdem durch die machtvolle griechische Kirche gehemmt, welche jede geistige Selbständigkeit niederhielt und dem Volke auch die griechische Sprache aufzuzwingen bestrebt war. Seit Abtrennung des bulgarischen Exarchats von dem orthodoxen Patriarchat (1870) beginnt die nationale Erhebung, welche die Bulgaren als die ersten Anwärter auf die „türkische Erbschaft" auf dem Balkan erscheinen läßt. In ihre Tüchtigkeit und Strebsamkeit im Heereswesen, im Schulwesen, im Straßen- und Eisenbahnbau, vor allem auch auf land- und forstwirtschaftlichem Gebiete und im Bergbau habe ich im Sommer 1910 auf einer Reise Rustschuk—Tirnovo—Schipkapaß—Philippopel persönlich Einblick gewonnen. Die Balkanunruhen sind vor allem ihr Werk, die Banden des geheimen Ausschusses der Befreiung „Komitadji" unterhalten das nationale Feuer, bis der m. E. unabwendbare türkisch-bulgarische Krieg die Balkanfrage endgültig lösen wird.

Im übrigen ist das ethnographische Mosaik der Balkanhalbinsel noch durch die serbische Kirche zu vervollständigen, welche sich gleichfalls orthodox nennt und unter ihren Metropoliten in Belgrad, wie die bulgarische, vom Patriarchen in Konstantinopel völlig unabhängig ist; ihr hängen an noch etwa ¾ Millionen Slawen, die demnach auch politisch zum Königreich Serbien gravitieren und neben der albanischen und bulgarischen die „großserbische" Frage im Gange halten: Erwerbung des Sandschak, Vereinigung mit Montenegro usw.

Und schließlich seien die Mazedo-Vlachen erwähnt, auch Pomaken, Kutzo-Vlachen (d. i. hinkende, Bastard-Vlachen) oder Zinzaren genannt, die über ganz Mazedonien, Epirus verstreut auch ihre besondere orthodoxe Kirche haben und eine dem Rumänischen verwandte Mischsprache reden. Ihre nationalen, kirchlichen und sprachlichen Sonderansprüche werden am grimmigsten von den Griechen bekämpft, die sie mit allen Mitteln „aufzusaugen" bestrebt sind; das griechisch redigierte „Annuaire oriental" gibt ihre Zahl im Wilajet Janina auf 250 (!) an, Huber ebenda auf 72 000, Jonquière berechnet sie auf 900 000 auf der ganzen Balkanhalbinsel. Ein starker Bruchteil wohnt im hellenischen Gebiet von Epirus zu beiden Ufern des Acheloos.

In dem vorstehend geschilderten Gewimmel nun von Rassen, Sprachen, Bekenntnissen wird mit ewig wechselnder Gruppierung der Interessen, Bündnisse und des Kleinkrieges von der osmanischen Re-

Digitized by Google

gierung immer noch einigermaßen Ordnung gehalten und General-Feldmarschall Frhr. v. der Goltz betont ausdrücklich, daß diese Polizeigewalt in absehbarer Zeit durch nichts anderes ersetzt werden könne. Der Lokalkrieg um Tripolis hat dabei meines Erachtens mit Krieg und Frieden auf dem Balkan nichts zu tun. Ja, auch neue Balkankämpfe werden den Frieden Europas nicht stören, wenn „Europa" sich nicht um des sogenannten „Friedens" willen hineinmengt!

Ehe wir uns zu den südlichen Völkergruppen wenden, muß als wesentlicher Bestandteil der nördlichen Bevölkerung noch der „Kaukasier" gedacht werden. Mit der russischen Unterwerfung der Kaukasusländer ist der größte Teil seiner mohammedanischen Bewohner nach der Türkei ausgewandert; gegen ½ Million Tscherkessen leben über Anatolien zerstreut, außerdem sind Abchasen, Lasen, Lesghier, mohammedanische Georgier, Nogaier, Tataren zu Hunderttausenden in den letzten 50 Jahren in Anatolien angesiedelt worden und haben im Verein mit den islamitischen Flüchtlingen vom Balkan (Muhadjir) die wirtschaftliche und vor allem die Wehrkraft dieses „Reduits" der Osmanen außerordentlich verstärkt. Ich habe diesen Zuwachs auf meinen Wanderungen, besonders in der dicht bewaldeten bithynischen Landschaft, deutlich beobachtet und dabei die Schnelligkeit bewundert, mit welcher diese fleißigen Kolonisten blühende Dörfer geschaffen hatten an Stellen, die ich als weltvergessene Gebirgstäler wenige Jahre zuvor durchquert hatte.

Es sei hier gleich die Frage erledigt, welche Aussicht deutsche Kolonisten in Kleinasien hätten, diesem Lande, in welchem trotz Freigebigkeit der Natur und Reichtums des Bodens an Schätzen jeder Art etwa nur 3 v. H. überhaupt bebaut werden, das in seiner Blütezeit wohl die zehnfache Zahl an Einwohnern ernährte, wo das dankbarste Arbeitsfeld und meist gesundes Klima dem Ansiedler winkt. Ich kann mein Urteil zusammenfassen: 1. Landerwerb durch Kauf, Tausch, diplomatische oder Gewaltmittel mit Beibehalt deutscher Reichsangehörigkeit ist ausgeschlossen, erbitterte Feindschaft der islamitischen Nachbarn, unabsehbarer Streit, politische Verwicklung wären die sichere Folge; 2. Einwanderung. Als türkische Untertanen wären die Deutschen willkommene Beute des vampirhaften willkürlichen Steuersystems. Innerhalb unserer Kolonialkreise war nun geplant, eine Art Mittelzustand zu schaffen durch Bewilligung gewisser Garantien, Freiheiten, Vergünstigungen, Bildung geschlossener Gemeinden mit Selbstverwaltung, besonderem Erbrecht, zollfreier Einfuhr des Inventars, Steuerfreiheit auf zehn Jahre usw. Ich halte solche Zusagen für kaum erreichbar, würden sie gewährt, so würden sie nicht gehalten oder lieferten eine Fülle von Reibungen, die unsere guten Beziehungen zur Türkei und unsere sonstigen wirtschaftlichen Errungenschaften zu gefährden geeignet wären. Die einzige Art weiterer Be-

Digitized by Google

festigung des Deutschtums in Kleinasien und Mesopotamien wäre Landerwerb durch die anatolische und Bagdadbahngesellschaft, wie damit in kleinerem Maßstabe schon begonnen wurde durch Anlage land- und forstwirtschaftlicher Musteranstalten in der Nähe der Bahnhöfe unter Leitung deutscher Landwirte, aber mit einheimischen Arbeitern!

Mit Übergehung der kleineren Stämme und Sekten der nördlichen Reichshälfte, der Kisilbasch, Tchepni, Tachtadji mit ihren zum Teil urheidnischen, zum Teil urchristlichen religiösen Gebräuchen, der kräftigen und räuberischen Avsharen, der Ansarie mit ihrem Glauben an die Seelenwanderung, der als „Teufelsanbeter" von den Moslems gehaßten Jesidi, komme ich nun zu den südlichen Völkergruppen. Im nördlichen Mesopotamien und Syrien ist das Mosaik der verschiedenen Stämme und Religionen ähnlich bunt und viel verschlungen wie auf der Balkanhalbinsel; um es zu entwirren, würde ich den mir zur Verfügung gestellten Raum weit überschreiten müssen. Das südliche Mesopotamien ist durch die Sprachherrschaft des Arabischen und den Islam einheitlicher gestaltet. Die Araberstämme leben hier in den Uferlanden der Ströme unter direkter türkischer Herrschaft, in den Steppen jedoch unbotmäßig, die Oberhoheit des Sultans nur anerkennend, wenn es ihnen paßt; ihren Räubereien hat auch die jungtürkische Energie bisher nur wenig Abbruch getan, zumal der 1910 als Wali von Bagdad mit besonderen Vollmachten ausgerüstete, energische Nasim Pascha schon nach Jahresfrist durch die unheilvollen innerpolitischen Intrigen wieder gestürzt wurde.

Ebenso wie Mesopotamien wird Syrien seit historischen Zeiten fast nur von Semiten bewohnt, unter denen jedoch ethnographisch die Syrer von den Arabern scharf unterschieden werden müssen. Sie sind die Nachkommen der Phönizier und des großen Kulturvolkes der Aramäer, deren Sprache zu Beginn unserer Zeitrechnung ganz Syrien und Palästina beherrschte, nachdem das Ebräische schon im 4. Jahrhundert v. Chr. als Volkssprache erloschen war. Kirchlich spalten sie sich in a) Römische Katholiken mit Unterabteilung von Chaldäern, 50 000 im nördlichen Mesopotamien, und Maroniten, letztere der geistig und sittlich höchststehende Volksteil Syriens in Zahl von ½ Million den Libanon bewohnend, deren blutige Verfolgung 1841 und 1845 auf Frankreichs Betreiben zur Schaffung der autonomen Provinz des Libanon führte; b) Jakobiten (Monophysiten), 65 000 zerstreut über Syrien und Mesopotamien, am zahlreichsten im nördlichen Mesopotamien; c) Nestorianer, Anhänger der Lehre des Nestorius, Patriarch in Konstantinopel in der Mitte des 6. Jahrhunderts; Gegner der Bilderverehrung, der Ohrenbeichte und des Priesterzölibats. Sie essen kein Schweinefleisch und siedeln zu etwa 170 000 an der persischen Grenze am Großen Sab-Fluß, ein kleinerer Teil in Persien.

Digitized by Google

Als islamitische Sekten sind noch zu nennen: Nasairier, Ismailier und die Drusen, letzterer ein altsyrischer Stamm vom Libanon, die Hauptgegner der Maroniten, die nach Christianisierung des Landes zum größten Teil im Hauran-Gebirge sich niederließen und dort 1910 gegen die jungtürkische Regierung sich erhoben, aber von Sami Pascha (dem früheren Militärattaché in Berlin) niedergeschlagen, zum großen Teil ausgerottet wurden. Schließlich müssen wir bei Palästina der Israeliten gedenken. Wirth schätzte sie vor 1909 auf etwa ⅔ Millionen im ganzen Osmanenreich, doch sollen sie nach Verkündigung der türkischen Verfassung in großer Zahl besonders aus Rußland und Persien nach ihrem Stammlande zusammenströmen, in Jerusalem heute vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, große Flächen Ackerbesitz zusammengekauft und blühende Kolonien angelegt haben. Besonders die Agenten des „Zionismus" (Anglo-Palästina-Gesellschaft, London) sind um Landerwerb im Jordantal, dem früheren Privatbesitz des Sultans Abd ul Hamid, bemüht, der Wert des Landes hat sich vervielfältigt, Handel und Banken werden monopolisiert, aber auch Schulen und Hospitäler in großer Menge gebaut. Freilich soll die osmanische Regierung schon Gegenmaßregeln gegen diese Überflutung vorbereiten. Scharf zu trennen von dieser neuen Bewegung sind die in Konstantinopel, Smyrna und Saloniki (80 000 von 150 000 Einwohnern) alteingesessenen Kolonien der sogenannten „spanischen Juden", die im 15. und 16. Jahrhundert vertrieben unter dem duldsameren Halbmond zu hohem Wohlstand und bürgerlichem Ansehen gelangten.

Seit 1868 haben sich in Palästina auch deutsche Siedlungen niedergelassen — bei Haifa, Jaffa, Jerusalem — die einzigen in der Türkei, im ganzen nur 1700 Seelen, wovon 1300 der Templersekte, 400 evangelischen Kirchen angehören und die im Verein mit den jüdischen Kolonien viel zur wirtschaftlichen allgemeinen Hebung des Landes beigetragen haben. Die deutschen Interessen hier fördert die „Berliner Palästina-Bank" mit Filialen in Haifa, Jaffa, Jerusalem, Nazareth, Gasa, Beirut, Damaskus, sowie deutsche Schulen, die auch unter den arabischen evangelischen Gemeinden segensreiche Tätigkeit entfalten, aber im großen zurücktreten gegen die etwa zehnfache Anzahl französischer Schulen.

Von der riesigen arabischen Halbinsel kommen nur der ganze südwestliche Küstenstreifen und ein kleineres nordöstliches Gebiet am Persischen Golf, das El Hasa, in Betracht, beide Gebiete fast ausschließlich von etwa 1 200 000 Arabern bewohnt, wenngleich die Osmanen auch das ganze Innere gern als ihre Einflußsphäre betrachten. Am Roten Meere sind zu unterscheiden die Provinzen „Hedjas" (Mitte) und Jemen, richtiger Jaman, d. i. das Land zur Rechten, im Gegensatz zu El Sham-Syrien, d. i. das Land zur Linken (d. h. für den Beschauer von der Welthandels-

Digitized by Google

straße des Roten Meeres). Jemen ist die Arabia felix der Alten, wozu freilich das wunderbar reiche, jetzt verödete Hinterland von Saba-Minäa gehörte.

Ägypten und Cypern sind nur nominell türkisches Gebiet, ersteres tributpflichtig mit jährlich 720 000 Pfund, die aber nicht abgeführt, sondern zur Schuldentilgung verwendet werden, im übrigen rein englisch; die Grenze gegen Syrien ist erst 1906 gezogen. Kreta ist autonom, unter Kontrolle der Schutzmächte, wird aber energisch als osmanisches Gebiet behauptet. In Tripolis mit Fesan und Barka, dem Rest der Osmanenherrschaft in Afrika, besteht der Hauptteil der Bevölkerung aus der hellfarbigen hamitischen Urbevölkerung Nordafrikas, den Berbern, welche vor den arabischen Eroberern teils südlich auswichen, teils sich ihnen anschlossen; ein kleinerer Teil sind Mauren, Juden, Neger. In der Kufra-Oase, 900 km südlich der Küste von Derna, haust die Brüderschaft der Senussi, die Jesuiten des Islam genannt, deren Wanderapostel in der ganzen mohammedanischen Welt die Rückkehr zur alten Einfachheit der Sitten predigen und den Widerstand gegen das Eindringen des europäischen Kulturgiftes organisieren.

Wenn wir nun am Schlusse unserer ethnographischen Übersicht die Frage stellen: Wieviel von den 25 Millionen Untertanen des Reiches sind eigentlich „Türken"? Ich sage Türken, denn der Sprachgebrauch des jungen Verfassungsstaates bezeichnet mit „Osmanen" sämtliche Bürger seiner der Theorie nach paritätischen Einheit. Diese Schätzung läßt sich meines Erachtens nur negativ, durch Ausschaltung, vornehmen, indem man die Frage stellt: Wieviel türkisch sprechende Mohammedaner gibt es im Osmanischen Reich, die sich nicht zu einem abgesonderten Volkstum bekennen? Denn von Abkömmlingen der 400 Familien ural-altaischer Rasse des Ertogrul kann nicht die Rede sein. Das sind etwa 9 Millionen, wovon 2 Millionen auf Europa (einschl. mohammedanische Slawen), 7 Millionen auf Kleinasien und wenige Tausend, als Beamte, Offiziere in den Städten verbreitet, zu rechnen sind. Und diese Ziffer hat bisher stetig abgenommen: 1. durch den Heeresdienst, der nur auf diesem Bruchteil der Bevölkerung lastete; 2. durch die willkürliche Einschränkung der Zeugung, Zwei-Kinder-System; nirgends sind Prohibitivmittel und Abtreibung der Leibesfrucht so verbreitet, wie im niederen türkischen Landvolk, eine ganz merkwürdige Erscheinung, die durch Verarmung und mangelndes Verbot im Koran sich mir nicht genügend erklärt. Dabei sei erwähnt, daß die Polygamie in allen Schichten fast verschwunden ist. Die religiösen Vorschriften betreffend Gleichstellung und Gleichhaltung mehrerer Frauen auf jedem Gebiet sind ganz besonders streng, weshalb sich diesen Luxus nur noch die Reichsten leisten; außerdem besteht in höheren islamitischen Gesellschaftskreisen schon lange eine Art sittlicher

Digitized by Google

Reaktion gegen die Vielweiberei. Nur der Padischah — darf nicht heiraten, er hat nur „Sklavinnen" zum geschlechtlichen Verkehr, die auch nicht „Türkinnen" sein dürfen, um nach uraltem osmanischen Hausgesetz keine mächtigen Familien zu züchten. Eine Sklavin, die Mutter wird, heißt **Kadyn** (edle Frau), die Mutter des Thronfolgers **Valide** (Gebärerin).

Im übrigen über den Türken, als solchen, ein allgemeines Urteil abzugeben, erscheint mir schwerer, der ich im Innern Kleinasiens viel mit ihnen gelebt, verkehrt, gesprochen habe, als vielen Touristen, die mit der modernen Redensart bei der Hand sind: „Der Türke ist ein Gentleman, die Griechen und Armenier — sind es nicht!" Fraglos hat der Vertreter der islamitischen Herrenkaste Eigenschaften der Gradheit, Ehrlichkeit und äußeren Würde vor den unterdrückten Christenrassen voraus; demgegenüber habe ich bei ihnen oft den Mangel derjenigen Tugenden beobachtet, die durch das Familienleben gepflegt werden und welche die Mitwirkung der Frau bei der Volkserziehung erfordern. Die Tiefstellung, welche der Islam der Frau zuweist, bildet das größte Hemmnis für wahre Bildung, hierin ist der Türke das Gegenteil von einem Gentleman! Aber die Auffassungen sind derart mit den religiösen Grundbegriffen verwachsen, daß die Verfechter von Einheit und Fortschritt mit ihrer Bekämpfung der Reaktion das meiste Wasser auf deren Mühlen leiten würden. Der Polizeizwang, welcher in der Stadt das Leben der türkischen Frau einengt — auf dem Lande wird sie zum Arbeitstier entwürdigt — wird deshalb heute brutaler gehandhabt als vor der Konstitution. Die Verhüllung und Vermummung fand ich 1910 strenger als 1879; damals (1879) war in den Städten nur der untere Teil des Gesichts verschleiert, jetzt wird der ganze Kopf schwarz eingehüllt. Die Verhüllung ist im übrigen durchaus keine Erfindung des Islam, sondern uralte orientalische Sitte, und der Koran verbietet sogar nur, daß die Frau „ihr Stirnhaar zeige", d. h. die Koketterie der „Pony-Locken"!

Die neue Verfassung, bekanntlich schon 1876 **pro forma** eingeführt, aber von Abd ul Hamid wieder unterdrückt, hat die allgemein-europäische Grundlage: Deputierte, Senat, Krone, die drei Faktoren der Gesetzgebung. Für erstere geheime indirekte Wahl, ein Abgeordneter auf 50 000 männliche Untertanen; Mindestalter 30 Jahre, Stand und Religion bedingen keinen Unterschied, nur Beamte nicht wählbar; Pauschaldiäten für die ganze Sitzungsdauer 20 000 Piaster (3600 Mk.). Die Senatsmitglieder werden lebenslänglich vom Sultan ernannt, ihre Zahl beträgt ein Drittel der Deputierten; monatliches Honorar 180 Mk. Sitzungsperiode für beide Häuser vom 1. November bis 1. März, Beschlußfähigkeit bei einer Stimme über die Hälfte, Verfassungsänderungen nur mit Zwei-Drittel-Mehrheit, Verhandlungssprache türkisch. Immunität der Abge-

Digitized by Google

ordneten außer bei Ergreifung in **flagranti** oder bei Genehmigung des Hauses. Initiative zur Einbringung von Vorlagen haben grundsätzlich nur die Minister; Vorschläge aus den Kammern müssen durch den Großwesir dem Sultan vorgelegt, im Fall seiner Genehmigung der Staatsrat mit Ausarbeitung beauftragt werden, erst dann dürfen sie an die parlamentarischen Körperschaften gelangen.

Im Staatshaushalt wurde mit Einnahmen von etwa 25 Millionen Pfund und mit Ausgaben von etwa 30 Millionen Pfund gerechnet, also ein geringes Defizit. Die hohen Anforderungen der ersten Jahre an die Wehrkraft haben diese Rechnung leider umgeworfen. Geringe Schuldenlast, Kreditmangel, Staatspapiere 95 v. H. dank europäischer Aufsicht (russische Staatspapiere 88 v. H.). Innere Anleihen sind aussichtslos. Der Osmane behält zunächst sein Geld noch in der Truhe oder im Strumpf!

In der Verwaltungs-Einteilung sind wichtige Änderungen in Aussicht: Zerlegung der Provinzen nahe der Hauptstadt in kleinere Wilajets (60 statt 32), Abschaffung der Kasa (Kreise), Neuorganisation der Kantone (Nachie) zu Kreisen. Die wichtigste Reform jedoch fehlt: tüchtige Beamte auf die Dauer zu ernennen, die Lokalkenntnis und Lokalinteresse erwerben; meine neuesten Nachrichten aus dem Innern sagen, es sei mit dem schnellen Stellenwechsel schlimmer geworden, über ein Jahr haben es bis jetzt noch wenige gebracht, die Amtsdauer der meisten rechne nur nach Monaten.

Das Heer besteht seit der Reform Mahmuds II. aus: Stehende Truppe (Nisam), beurlaubte Truppe (Jschtid), Reserve (Redif), Landwehr (Mustafis). Die Rekrutierung, die früher durch Los und Freiwilligenwerbung erfolgte und nur auf den elf Millionen Mohammedanern lastete — wobei die Aushebung noch untersagt war in Konstantinopel, Kreta, Nordalbanien, Armenien, Syrien, Arabien — soll jetzt auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht auf alle 25 Millionen Einwohner verteilt werden. Die Gesamtdienstzeit beträgt 25 Jahre. Über den Erfolg dieser tief einschneidenden Maßregel lauten die Urteile verschieden, die Zeit zum Urteil scheint mir noch zu kurz.

Heereseinteilung:

I. Inspektion Konstantinopel.

1. Mol-Ordu (Generalkommando) Konstantinopel 1., 2., 3. Division.
2. " " Rodosto 4. Div. Rodosto, 5. Galipoli, 6. Smyrna.
3. " " Kirkilisse 7. Div. Kirkilisse, 8. Tschorlu, 9. Baba-eski.
4. " " Adrianopel 10. Div. Adrianopel, 11. Dedeagatsch, 12. Gümüldjina.

II. Inspektion Saloniki.

5. Mol-Ordu Saloniki 13. Div. Saloniki, 14. Seres, 15. Strumniza.
6. " " Monastir 16. Div. Jschtib, 17. Monastir, 18. Dibrē.
7. " " Uesküb 19. Div. Uesküb, 20. Mitrovitza, 21. Djakova.
3 selbständige Divisionen 22. Div. Kotchanē, 23. Janina, 24. Skodra.
8. Mol-Ordu Damaskus 25. Div. Damaskus, 26. Haleb, 27. Haifa.

Digitized by Google

III. Inspektion Erſindjan mit 9. A. K. Erſerum, 10. Erſindjan, 11. Van.
IV. = Bagdad = 12. A. K. Moſul, 13. Bagdad, 14. Jemen.
39 Reſerve-Diviſionen I. Ordnung und 19 II. Ordnung.
Stehendes Heer = 275 000 Mann, Kriegsſtärke etwa 600 000 Mann.

Das Heer iſt Stolz und Hoffnung des jungen Verfaſſungsſtaates, der ſeine ganze Energie und Sonderbegabung ſeit 1908 darauf verwendete, freilich auch die größten Koſten.

Für das Befeſtigungsweſen ſcheint dabei relativ wenig geſchehen zu ſein. Hier erſcheint in Erſtrebung des Beſten das zurzeit Mögliche vielfach verſäumt. Für die überaus wichtige Landbefeſtigung der Hauptſtadt gegen ruſſiſchen Angriff von der Kilia-Bucht am Schwarzen Meere aus iſt noch nichts geſchehen, obgleich gerade hier natürliche Verteidigungslinien — parallele Höhenzüge — ſchon die „proviſoriſche Arbeit" wertvoll geſtalten würden. Dagegen ſoll Adrianopel neuerdings mit permanenten Außenwerken verſehen worden ſein.

Die Frage der Meerengen kann ich nur ſtreifen; ſie ſind ſeit 1809 bekanntlich für fremde Kriegsſchiffe verboten, betr. ruſſiſche Wünſche ſeither von England ſtets kategoriſch abgewieſen. Dabei ſind die Dardanellen wirklich gut befeſtigt, beſonders durch drei neue ganz moderne Forts bei Abydos und Seſtos mit 200 Krupp-Geſchützen; auch ſoll ein Syſtem von Streu- und Beobachtungsminen gut vorbereitet ſein, ſo daß die „Vorſicht" Italiens im jetzigen Kriege hier durchaus nicht in Rückſicht auf die Großmächte, ſondern auf die kräftige türkiſche Abwehr ihren Grund haben dürfte.

Der Türke, ſagt man, hat wenig Begabung für das naſſe Element. Doch hat ſeine Flotte im Mittelalter wiederholt Großes geleiſtet, weniger durch techniſche Überlegenheit, als durch Mannszucht, Ordnung, Hygiene gegenüber den wüſten Zuſtänden bei den Gegnern, z. B. in der venezianiſchen Flotte. Unter Soliman II. herrſchte die türkiſche Seemacht bis Gibraltar, überfiel Portugal und Vorderindien, verheerte Süditalien. Die große Niederlage der Seeſchlacht von Lepanto ſetzte dieſem Schrecken ein Ziel. Der alte Seekrieg erforderte wenig Technik, die Kriegsgaleeren wurden aus vorhandenen Fahrzeugen aptiert und improviſiert. In den Kriegen des 19. Jahrhunderts wurde die türkiſche Flotte wiederholt vernichtet (Tſchesme, Navarin), 1843 in der Seeſchlacht von Sinope aus dem Schwarzen Meere gänzlich verdrängt. Trotzdem ſehen wir ſie 1879 bei Eröffnung des Suezkanals noch ganz achtbar durch 16 Panzerſchiffe modernſter Konſtruktion, im ganzen durch 100 Schiffe, vertreten. Abd ul Hamid jedoch hat ſie auf das ſchamloſeſte vernachläſſigt, ja geradezu zu altem Eiſen verdorben unter Beiſtand ſeines berüchtigten Marineminiſters HaſſanPaſcha. Es iſt bekannt, daß nachts von beſtochenen Kreaturen unter der Schiffsmannſchaft die Verſchlußſtücke der Schiffsgeſchütze entfernt und ins Meer geworfen ſind; die Revolte vom Waſſer aus erſchien dem

Digitized by Google

Despoten gefährlicher als die zu Lande. Im Thessalischen Kriege 1898 war kein Fahrzeug operationsfähig.

Seit 1908 wird nun mit Energie und Opferwilligkeit des ganzen Volkes an der Neuschaffung gearbeitet. Der „Osmanischen Flottenliga" gehören alle Stände an. Der auf Stapel gelegte „Mukaderat i Islamie" (Islams Frauenlob) beruht auf Darbringung von Frauenschmucksachen! Aus politischen Gründen mehr als aus technischen vertraute man sich hierbei England an, merkte jedoch bald, daß man bei dem dort gewünschten schnellen Tempo in gefährliche Abhängigkeit von englischer finanzieller und industrieller Bevormundung geriet, daß auch die überaus rückständige Ausbildung des Personals mit den schnellen teuren Neubauten nicht Schritt halten konnte. Deshalb erfolgte der Ankauf älterer deutscher Schiffe, die noch nicht so kompliziert waren und wo bei der Unterweisung an den maritimen Bildungsstandpunkt der Osmanen angeknüpft werden konnte. Außer den beiden deutschen Panzern (benannt nach türkischen Seehelden: „Haireddin Barbarossa" und „Torgud Reis") besitzt die Marine noch 2 Kreuzer, ein dritter ist in Genua im Bau, 9 Torpedojäger und 15 gute Torpedoboote, abzüglich der jüngst von den Italienern vernichteten. Das genügt für Seepolizei an den Küsten und zur Hilfe bei Verteidigung der Meerengen; die Stärke ist etwa gleich derjenigen der griechischen und spanischen Flotten. Zwei Dreadnoughts sind in England bestellt und sollen 1915 fertig werden.

Die Prognose für die osmanische Marine steht meines Erachtens nicht ungünstig; in dem zahlreichen Personal der meist griechischen Küstenbevölkerung ruhen fraglos gute seemännische Eigenschaften, welche mit erfolgreicher Heranziehung dieses Volksteils die Wehrkraft des Landes bedeutend steigern werden. Schwierigkeiten sind auf dem Gebiet des Ingenieurwesens zu erwarten. Pessimisten meinen, die Türken mit ihrem technischen Unverstand würden im Mechanismus eines modernen Dreadnought sich niemals ordentlich zurechtfinden.

Aus dem vielgestaltigen, noch sehr verworrenen öffentlichen Leben des Reichs kann ich nur wenige Hauptgebiete berühren. Die schwierigste Frage ist hier die des Rechts. Wir betrachteten vorhin schon seinen rein kanonischen Aufbau. Joncquière nennt als „cause primordiale qui s'oppose à la renaissance de l'empire: la confusion de la loi civile avec la loi religieuse et la prédominance de la seconde sur la première" — Hauptgrundsatz theokratischer Gewalten von jeher, wie wir ihn im neuesten „motu proprio" des Papstes ausgesprochen finden, und der den Staat je mehr gefährdet, je schwächer er fundiert ist. Im Osmanischen Reiche hat diese Frage ihre besondere Bedeutung, weil, wie wir sahen, auch die großen christlichen, religiösen Gemeinschaften mutatis mutandis ihr „Scheriat", d. h. ihr geistliches Recht, ausüben. Zivil- und Strafrecht

Digitized by Google

für alle Ausländer liegt bekanntlich ganz in den Händen der Konsularbehörden.

Die Volksbildung liegt sehr im argen, das niedere Schulwesen völlig in der Hand der Geistlichkeit. Die Medresse (Schule) steht meist neben der Moschee; ich fand in Hunderten rein türkischer Dörfer stets nur einen Bewohner, der lesen und schreiben konnte, den Imam. Es gibt fünf Anstalten, die den Namen von Gymnasien beanspruchen, aber nicht verdienen. Eine „Universität", in Stambul 1910 gegründet, ist ohne Programm, Lehrplan und einheitliches Gebäude — eine Diplomfabrik ohne gründlichen Nachweis der Facultas. Öffentliche Bibliotheken sind nicht vorhanden. Auch hier jagen sich die Stellenbesetzungen; der Kultusminister wechselte dreimal in Jahresfrist. Eine deutsche Hochschule ist in Adana oder Aleppo geplant, in Haifa ein Technikum von jüdischen Kolonisten angelegt.

Nicht reformbedürftig oder richtiger nicht reformfähig sind die kirchlichen Verhältnisse; die Musterkarte der etwa 100 Religionen, Konfessionen und Sekten, die meist untereinander in Fehde leben und mit dem Islam sich meist besser vertragen als mit den Glaubensgenossen, wird auf Menschengedenken hinaus nicht vereinfacht werden; hier können wir nur wünschen, daß die europäisch-amerikanische Missionstätigkeit durch ihre Schulen allmählich Klarheit in die Köpfe bringe, sie für staatlichen und bürgerlichen Fortschritt vorbereite. Die Verbreitung dieser Missionsanstalten ist sehr groß, wie die neue Hubersche Karte darlegt. Wir sehen danach die katholische Arbeit allgemein auf die Hauptorte beschränkt, die protestantische (amerikanische, englische, deutsche) in der europäischen Türkei wenig, in Anatolien in den Städten, in Armenien und Syrien jedoch über das ganze Land ausgedehnt.

Das Ministerium hat Anfang dieses Jahres eine Statistik über den Ackerbau veröffentlicht, nach der die bebaute Bodenfläche der asiatischen Türkei nur 2,78 v. H. beträgt; hier wird Hauptfortschritt vom Bahn- und Straßenbau erwartet. Gleicherweise wie für die Landwirtschaft und Viehzucht wird Förderung des Bergbaues durch Ausbau der Verbindungen in dem an Mineralschätzen so überreichen Kleinasien erhofft.

Als unerläßlich muß endlich bezeichnet werden die Reinigung der Schriftsprache, die mit arabischen und persischen Fremdwörtern, welche der gemeine Mann nicht versteht, schlimmer verkleistert ist als z. B. das Deutsch Friedrichs des Großen. Europäische Schrift und Zeiteinteilung — letztere jetzt täglich mit Sonnenaufgang wechselnd — ist gleichfalls anzustreben.

Ich gelange am Schluß zum Überblick über ein Gebiet, das in seiner aktuellen Bedeutung einen Vortrag für sich beanspruchen könnte: das Verkehrswesen im Osmanischen Reiche. Die in der

Digitized by Google

geographischen Gestaltung begründeten Schwierigkeiten des Landverkehrs wurden schon oben erwähnt. Mit demselben Staunen schauen wir die Leistungen der Vergangenheit und die Unterlassungssünden in der Zeit des Niedergangs. Die Reformen des letzten Jahrhunderts haben wenig geholfen, wir sehen einen Körper ohne Adern; noch am besten organisiert ist der Drahtverkehr; mit wenig Reden und Schreiben viel sagen, entspricht dem Volkscharakter. In den Anfängen steht das Eisenbahnwesen, in zerrissenen Kinderschuhen der Straßenbau. Der letztere bot von jeher die beste Quelle des Ausgleichs der schlechten Beamtengehälter. Jedem, der im Innern Kleinasiens forschte, sind die Straßen-Torsos bekannt, die den alten Pfad durchschneiden, unterbrechen, gefährden, auf denen die Brücken fehlen oder eingestürzt sind, die nicht fertig geworden oder verfallen sind. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, von keinem Hauptort zum anderen im Inneren der Türkei kann man mit fester Zeitberechnung reisen außer per Eisenbahn — Reiten geht noch — Wagenfahrten sind stets unsicher. Anderseits sind über polizeiliche Sicherheit falsche Bilder bei uns verbreitet. Auf meinen acht Reisen im Innern Kleinasiens bin ich niemals schief angesehen, in den Reiseberichten der Forscher, etwa der letzten hundert Jahre, die ich fast alle kenne, ist mir — Arabien ausgenommen — kein Fall der Gefährdung an Leib und Leben bekannt, außer Edward Richter, der vielleicht auf griechischem Boden gefangen wurde. „Verschleppung" reicher Eingeborener zur Erpressung von Lösegeld geschieht in sehr vereinzelten Fällen; sozial-kriminell interessant war die Tätigkeit des Räuberhauptmanns Tchakirdji-oglu (Sohn des Falkners), der nach dem Muster von „Karl Moor" in der Provinz Aidin von 1906 bis 1911 die „ausgleichende Gerechtigkeit" übte, Brücken und Moscheen baute, Studiengelder an begabte Bauernsöhne zahlte, dabei mehrere Hundert Menschen umbrachte, zwischendurch mit den Behörden Kapitulationen abschloß, sich auf Monate „zur Ruhe" setzte und endlich nach jahrelangen Kesseltreiben und Truppenaufgeboten im Herbst 1911 zur Strecke gebracht wurde. Trotzdem halte ich für Reisezwecke Sizilien, Sardinien, Spanien für unsicherer als Kleinasien, und in der allgemeinen Kriminalstatistik steht die Türkei günstiger als die meisten europäischen Staaten, eine Tatsache, die besonders im Hinblick auf die viel größeren Sicherheitsapparate der letzteren manches zu denken gibt.

Auf das Riesengebiet der osmanischen Eisenbahnfragen kann ich nur einige Schlaglichter werfen.

I. Balkanhalbinsel. Die sogenannten „orientalischen Bahnen", meist vom Eisenbahnkönig Hirsch um 1870 erbaut, bei seinem Tode 1896 zum großen Teil von der Deutschen Bank erworben. Die jetzigen Linien haben nach Abzug der bulgarischen noch etwa 1000 km. Wichtigste Ergänzungen: Mitrovitza—Priboj, von hier Anschluß an das

Digitized by Google

bosnische Eisenbahnnetz (Priboj—Serajewo Schmalspurbahn im Betrieb). Nicht im Interesse der Türkei aber „Großserbiens" liegt die sogenannte „Sandschakbahn" aus Serbien zur Adria. Die Bulgarische Transbalkanbahn Tirnovo—Stara Sagora ist fertig bis Travna am Nordfuß und bis Dubovo am Südfuß des Balkan. Der thessalische Anschluß Karaferia—Elassona—Larissa ist bisher reines Projekt.

II. Bahnen in Kleinasien. a) Smyrna—Aidin—Dinehr (Egerdir) etwa 400 km, älteste englische Linie, schon 1856 konzessioniert, durch das reiche Mäander-Tal. Ihr Weiterbau nach Konia wird erstrebt, aber es besteht wenig Aussicht wegen Schädigung der anatolischen Hauptlinie; vielleicht Verlängerung nach Adalia am Mittelmeer.

b) Smyrna—Kassaba (168 km, 1863 konzessioniert) — A. Karahissar. Französische Linie, seit 1901 Anschluß an:

c) Anatolische Bahn Haidar Pascha—Eskishehr—Angora—Konia. Die 1889 bankerotte Linie Haidar Pascha—Ismid ist von der Deutschen Bank angekauft, 1890 die Strecke Ismid—Angora, 1895 Eskishehr—Konia eröffnet. Bau schnell, Betrieb reell, Hebung der Kultur, besonders Ackerbau im Nachbargebiet bedeutend. Die „Kilometer-Garantie" von anfänglich 15 000 Franken pro Jahr ging schon auf 3000 herunter. Bekannt sind die Angriffe gegen die „undeutsche" Leitung, Verdrängung der deutschen Sprache, der deutschen Beamten usw. Sie sind meines Erachtens zum Teil berechtigt, zum Teil stark übertrieben; man vergißt vielfach, daß es keine deutsche, sondern eine türkische Bahn ist, mit deutschem Gelde erbaut, und daß bislang immer noch französisch, nicht deutsch, im Handel und Verkehr des Osmanischen Reiches als „zweite Sprache" gilt. Freilich auf der „englischen Bahn" im Mäander-Tal ist nur türkisch und englisch zugelassen.

d) Die Bagdadbahn-Gesellschaft, 1903 gegründet mit Konzession auf 99 Jahre. Einzelstrecken: 1. Adana—Mersina, 63 km, alte englische Linie, 1905 angekauft. 2. Osmanie—Alexandrette mit Hafenbau daselbst, an Stelle der direkten Führung an der Küste von Adana bis Aleppo, wogegen die strategische Sorge sprach, daß die Schienen dann im Bereich der englischen Schiffsgeschütze lagen. Wirtschaftlich bedeutet das für die Bahn einen großen Nachteil. 3. Muslemie—Aleppo; südlicher Haken wegen Anschluß an das syrische Bahnnetz. 4. Hauptlinie Konia—Adana—Helif, mit Stichbahnen nach Biredjik, Urfa, Mardin (Karput), nahe nördliche Hauptorte, welche bei der Trassierung nicht berücksichtigt werden konnten, da sie schon im Gebirge liegen. Die südlichere Führung in der mesopotamischen Ebene ist billiger und muß die Gebirgsstrecken über den Taurus und das Amanus-Gebirge herausreißen, wo das Kilometer etwa eine Million Mark kostet. Im Taurus ist eine Steigung von 1200 m auf 60 km, bei Bagtsche im Amanus ein Tunnel von 6 km. Es ist anzu-

Digitized by Google

nehmen, daß bis zur Eröffnung der Taurusstrecke auch Bagdad erreicht sein wird, d. h. bis zur Vertragsfrist 1916, mithin einige Jahre lang die Tauruslücke offen bleibt. Denn auch 5. die Strecke Helif—Mosul—Bagdad am rechten Tigris-Ufer macht wenig Mühe. Der Bau auf dem linken Ufer wurde aufgegeben wegen der vielen vom persischen Grenzgebirge herkommenden Wasserläufe. 6. Zweigbahn nach Hit zur Erschließung der reichen mesopotamischen Naphthalager. 7. Sadidie (nahe Bagdad)—Hanikin zum Anschluß an das persische Zukunftsbahnnetz und zur Aufnahme der schiitischen „Cold-meat-trains", die die toten Perser nach den alten heiligen Wallfahrt- und schiitischen Begräbnis-Stätten von Kerbela und Nedjef bringen. Rußland hat sich im Potsdamer Vertrag bekanntlich verpflichtet, zwei Jahre nach Fertigstellung von Sadidie—Hanikin, Hanikin—Teheran zu beginnen und in vier Jahren zu vollenden, oder auf diesen Bau zu verzichten, d. h. ihn der Bagdadbahn zu überlassen.

Auch die Bagdadbahn ist eine osmanische Gesellschaft mit 40 v. H. deutschem, 30 v. H. französischem, 20 v. H. österreichisch-italienisch-schweizerischem und 10 v. H. Kapital der anatolischen Bahn. Der Verwaltungsrat besteht aus 11 Deutschen, 8 Franzosen, 4 Osmanen, 1 Schweizer und 1 Italiener (kein Engländer). Für den Bau garantiert die Regierung jährlich 11 000 Franken pro Kilometer in 4 v. H.-Staatspapieren, deren Wert dem kapitalisierten Betrag (269 000 Franken pro Kilometer) entspricht. Emission je nach Fortschritt des Baues; für den Betrieb wird garantiert brutto 4500 Franken pro Kilometer und Jahr; der Überschuß fällt an den Staat, nur bei über 10 000 Franken pro Kilometer erhält die Bahn davon 40 v. H. Zur Sicherstellung sind Einnahmen der Dette publique verpfändet. In dieser Verpfändung beruhte die erst 1911 überwundene Schwierigkeit, da an den Einnahmen auch die anderen Staaten Interesse hatten. Außerdem hat die Bahn das Monopol auf Baumwolle und Wolle sowie Mutungs- und Schürfungsrecht auf Erze auf 30 km zu beiden Seiten.

Der gegenwärtige Stand ist folgender: 1. Im Betrieb die Strecke Konia—Ulu Kihla am Nordhange des Taurus,*) 2. bis Ende 1912 Vollendung der Strecke in der ciliciischen Ebene; 3. bis El Helif fertig trassiert, Bau begonnen, Verzögerung durch notwendiges Zurückziehen der massenhaften italienischen Arbeiter von der Strecke nach Adana und Aleppo, deren persönliche Sicherheit gefährdet war; 4. El Helif—Bagdad wird trassiert. Es soll seinerzeit von El Helif und Bagdad aus gebaut werden, weil bis Bagdad Material auf dem Tigris herangeführt werden kann.

Anatolische und Bagdadbahn bezeichnen das ungeheure wirtschaftliche

*) Ulu Dorak—Adana—Deirmen—Odjak, eine 150 km lange Teilstrecke in der ciliciischen Ebene, Ende April 1912 dem Betrieb übergeben.

Digitized by Google

Interesse Deutschlands im Osmanischen Reiche. Außerdem muß man die Bagdadbahn als das Rückgrat der jungen Türkei und als die Vorbedingung ansehen, ihre südlichen Teile festzuhalten. In dritter Linie ermöglicht sie das Wiederaufleben alter Kulturländer, der anbaufähigsten Teile des Reiches. Wie die anatolische Bahn die Kornkammer Anatolien, so erschließt die Bagdadbahn das Baumwollfeld Mesopotamien; der Körnerbau gestaltet sich hier für den Export zu teuer. Bauart ist schwere Vollbahn für Schnellzugverkehr, auch im Taurus.

e) Der Vollständigkeit halber müssen wir noch das „Chester-Projekt" der Amerikaner erwähnen: eine Schmalspur-Industriebahn von Van über Karput nach Jumurtalik am Mittelmeer mit freiem ausschließlichen Mutungs- und Schürfungsrecht der Unternehmer auf 20 km zu beiden Seiten auf 20 Jahre und 160 000 Franken pro Kilometer Garantiefonds. Diese Konzession ist viel umstritten, sie greift hart in den Interessenbereich der Bagdadbahn, muß deshalb von der deutschen Diplomatie bekämpft werden, berührt aber auch die Rechte der anderen Großmächte, welche die Einfuhrzoll-Erhöhungen auf 4 v. H. nur bewilligten unter der Bedingung, daß die Rechte ihrer Untertanen sonst nicht beschränkt würden! Die Türkei verlangt auch Normalspur. Vorläufig scheint das Projekt wenig Aussicht zu haben.

f) Wenn auch nicht den Bahnbau direkt betreffend, so doch in engem Zusammenhang mit der Bagdadbahn und ihr konzessioniert, muß ich die Bewässerung der Konia-Ebene erwähnen, durch welche die Fluten des Sees von Beischeher und Karagöl abgeleitet und 50 000 ha Steppe mit etwa 20 Millionen Franken Kosten zu Ackerland gemacht werden. Die Eröffnung steht noch in diesem Jahre zu erwarten; es wird mit dreifachen Ernten gerechnet, doch fürchtet man Mangel an Arbeitskräften, da die Regierung Ansiedlung fremder Bauern ablehnte. In der cilicischen Ebene finden Vorstudien für eine gleiche Arbeit statt; dort stehen 500 000 ha zur Verfügung, die schon jetzt mehr Baumwolle erzeugen als ganz Afrika ohne Ägypten (Gwinner). Der Handel liegt zumeist in Händen der Deutsch-Levantinischen Baumwoll-Gesellschaft, die sehr gut gedeihen soll.

Das dritte Bewässerungsprojekt des Irak, das die genannten noch weit übersteigt, führt uns zu der schwierigsten Seite des Unternehmens der Bagdadbahn, nämlich in die englische Sphäre. Mit der notwendigen Weiterführung des im ganzen 3000 km langen Schienenstranges bis zum Persischen Golf, mit seinem Ausbau zum neuen Verkehrsweg nach Indien, stößt das Interesse der Bahn auf dasjenige der Engländer. Bekannt ist ihr Zukunftstraum: ein Ufergürtel von der Sahara bis Indien, von Solum nach Karatschi. In ihn hinein stößt wie ein Keil die junge, am Persischen Golf starke Türkei, im Verein mit starkem deutschen Handel;

Digitized by Google

die Hamburg-Amerika-Linie verkehrt schon jetzt bis Basra. Der erste Gegenzug war die Erstrebung des Verkehrsmonopols auf dem Schat-el-arab durch die englische Lynch-Gesellschaft, neben der jetzt noch eine türkische Dampferlinie besteht. Der Anspruch ist abgewiesen. Dann wurden die alten Pläne des ägyptischen Wasserbaumeisters Wilcox wieder aufgenommen, der schon früher vergeblich versucht hatte, mit Ableitung des Euphrat in den Kanal von Hindie die Wiederherstellung des uralten Bewässerungssystems im Irak einzuleiten. Das Stauwerk wurde fortgerissen, die Wasser gingen ihren alten Weg. Die Schwierigkeit beruht zumeist auf dem schwankenden Wasserstand des Euphrat, der im Frühling und Herbst etwa wie 10 : 1 wechselt. Man wird zur Anlage eines riesigen Stausees, wie am Nil, schreiten müssen. Wilcox soll seinerzeit wegen Differenz mit den türkischen Behörden wieder abgereist sein. Die dritte Maßregel ist die Bekämpfung der Konzession an die Bagdadbahn-Gesellschaft zum Weiterbau bis an den Persischen Golf; in den betreffenden endlosen diplomatischen Verhandlungen scheint die Türkei bis jetzt ihren Standpunkt gewahrt zu haben, daß sie diese Strecke als „osmanische Bahn" selbst baut und die Geldmacht der interessierten Staaten Deutschland, Frankreich, England gleichmäßig zuläßt, vor allem aber ihre unbestreitbaren Hoheitsrechte am Endpunkt Koweit nicht aufgibt, das ja innerhalb des Wilajets Basra liegt. Die früher geplante englische Wüstenbahn Syrien—Babylonien (Aleppo—Palmyra—Bagdad) ist vor der Bagdadbahn jetzt ganz zurückgetreten. Dagegen verdient in diesem Zusammenhang Beachtung die im Mai 1911 erfolgte Unterstellung der Halbinsel Sinai unter das englisch-ägyptische Kriegsministerium, die Übernahme dieses Gebiets in militärische Verwaltung unter einem englischen Gouverneur und die Vorschiebung von ägyptischen Posten mit befestigten Kasernen (Dabaa, El Muele, Akaba) an die syrische Grenze.

Im syrischen Bahnnetz, das in den letzten 20 Jahren sehr schnell ausgebaut wurde — vor 1890 hatte Syrien noch keine Bahn —, unterscheiden wir eine normalspurige, von französischem Kapital gebaute nördliche und eine schmalspurige südliche Zone unter staatlich türkischer Verwaltung, dazwischen die „Libanonbahn" Beirut—Damaskus, die nach der Spurweite zum südlichen, nach der Verwaltung zum nördlichen Netz (dabei zu den landschaftlich schönsten Strecken der Erde) gehört. Wirtschaftlich fristeten bisher alle diese Linien, bei der Verwahrlosung und den Unruhen im Lande, ein kümmerliches Dasein, doch steht mit dem Anschluß an die Bagdadbahn über Aleppo ein Aufschwung zu erhoffen.

Von Damaskus bis Medina führt die 1300 km lange schmalspurige Hedjasbahn, auch Mekkabahn genannt, wegen ihres 400 km weiter entfernten Endzieles, mit Hilfe von Beiträgen der Moslems aller Länder von fremden Ingenieuren und türkischem Militär 1900 bis 1908 erbaut. Wir

Digitized by Google

besitzen über dieses Riesenwerk die vortrefflichen Berichte des preußischen Generals Auler Pascha, der es als Abgesandter des Sultans bei der Einweihung kennen lernte; von seiner von Paradestimmung und Paradeeffekten vielleicht nicht ganz unbeeinflußten Schilderung unterscheiden sich wesentlich die Nachrichten, welche Professor Martin Hartmann kürzlich in einem Vortrage der „Asiatischen Gesellschaft" brachte. Nach ihm soll diese Kulturader an gefährlicher Verkalkung leiden: der südliche Teil sei überhaupt nur provisorisch ausgebaut, 1908 die fremden Ingenieure entfernt, die heilige Bahn ganz in türkische Verwaltung übernommen, von 71 Lokomotiven nur noch 13 brauchbar, die Metallteile gestohlen, die Sicherheit des Verkehrs durch Beduinen ganz in Frage gestellt, die kleinen Militärposten auf den Stationen ungenügend, von El-Ula an (250 km nördlich Medina) werden Fahrkarten an Europäer nicht mehr ausgegeben. Der Scherif von Mekka ist ein Feind des ganzen Unternehmens, vor allem des Ausbaues bis Mekka, ein modus vivendi mit den Sunniten im Norden des Hedjas (Schafiitensekte) möglich; die Fanatiker im Süden (Wahabiten) fürchten Milderung der religiösen Einseitigkeit durch das Teufelswerk der Kultur; die wirtschaftliche Bedeutung sei zunächst gleich Null, die Pilgerzahl seit Eröffnung n i c h t erhöht; von Einnahmen durch Güterbeförderung könnte erst nach Anschluß an die Schlußstrecke Mekka—Djide am Roten Meer (90 km) die Rede sein; zur Sicherung gegen die Araber ist Aufstellung einer „Mehariſten-Schutztruppe" nötig, 500 Reiter auf Edelkamelen, wie solche in Ägypten besteht. Dies etwa die Ausführungen Hartmanns; er ist einer der besten Kenner der Türkei, aber auch der größte Schwarzfärber.

Endlich sei noch der südlichsten, für die Herrschaft im Jemen wichtigen Bahnlinie Hodeda—Sanaa (180 km) gedacht, deren Bau kürzlich in Angriff genommen sein soll, sowie der Schmalspurbahn auf dem italienischen Gebiet von Tripolis nach Ain Sara.

Telefunkenanstalten liegen auf Rhodus, an der karischen Küste gegenüber und in Derna, letztere sind jetzt zerstört. Der Schiffsverkehr liegt fast ausschließlich in der Hand von Ausländern. Der Mangel an natürlichen Häfen wurde schon erwähnt; großartige Reste verfallener antiker Bauten habe ich besonders am ungastlichen Ufer des Pontus Euxinus festgestellt. Neue Hafenbauten sind geplant für Saloniki, Dedeagatsch, Rodosto, Tenedos, Songuldak (Kohlengebiet am Schwarzen Meer), Beirut, Mersina und Jaffa, dem Hafen für Jerusalem, jetzt eine offene Reede; an der stürmischen Küste ist hier wie auch in Haifa oft eine Woche lang keine Landung möglich. Für San Giovanni (türkisch: Schenkin) sind Befestigungen geplant.

* * *

Digitized by Google

So bin ich am Schluß. Das Osmanische Reich einst und jetzt versuchte ich vorzuführen. Da nun „die neuen Zeiten auf den Trümmern sich der alten bauen, mag ein wohlerfahrenes Auge rückwärtsblickend vorwärts schauen". Aber trotz dieses Dichterwortes bitte ich, mir Prophezeiungen zu erlassen. Die widerstreitenden Prognosen der mehr oder weniger hilfreichen Ärzte, die das Lager des „kranken Mannes" umstehen, sind bekannt genug. Ist er schwindsüchtig oder genesend? Wer wills sagen? Sicherlich ist er kein baldiger Todeskandidat. Graf Andrassy erhielt mal einen Bericht vom österreichischen Botschaftsrat Graf Ürküll, der die nahe Auflösung der Türkei in sichere Aussicht stellte. Bald darauf erscheint Ürküll persönlich in Wien. „Mein lieber Graf," so empfängt ihn sein Chef, „das ist recht traurig, was Sie da meldeten — einigermaßen hat mich getröstet, daß ich beim Blättern in alten Akten aus der Zeit der hochseligen Kaiserin Maria Theresia einen Bericht fand, in dem fast das gleiche mit gleichen Worten gesagt ist." So ist es vielen Propheten gegangen. Die schwärzesten Urteile hörte ich neuerdings von Deutschen, die in der Türkei leben oder letzthin gelebt haben. Die Enttäuschung verfehlter Hoffnungen auf schnellen Fortschritt, der Ärger über Versprechungen der Machthaber im neuen System, welche diese nicht einlösen konnten, sind zumeist der Grund. Ich bin selbst seit 1908 zweimal in der Türkei gewesen und habe diesen Ärger stark mitempfunden: im inneren staatlichen Getriebe, auf dem Gebiete des Verkehrs, der Ordnung — abgesehen von den armen verhungerten Straßenhunden —, der Volksbildung, ist gegen früher sehr wenig besser geworden; es fehlt an Geld und brauchbarem Beamtenstand, der sich nicht in vier Jahren züchten läßt. Die parlamentarische Arbeit ist bisher gleichfalls recht unbrauchbar; die Überhebung der im Grunde republikanisch gesonnenen, für eine törichte Dezentralisation begeisterten liberalen Partei, denen der Sprung à la Japan vorschwebt, wird mehr und mehr unerträglich und treibt das Staatsschiff in die Arme einer Militärdiktatur, die schon jetzt von vielen Patrioten für die einzige Rettung gehalten wird. Es ist dringend zu wünschen, daß das „Komitee für Einheit und Fortschritt" die Führung behält, dem die besten und vor allem die besonnensten Elemente angehören und dem auch in den letzten Wahlen das Vertrauen des Volkes in entscheidender Weise dargebracht wurde.

Doch das sind schließlich Parteikämpfe und innere Wirren, die keinem Verfassungsstaate erspart bleiben. Die größte Schwierigkeit sehe ich in dem Ausgleich zwischen der Grundlage des Osmanischen Staates, dem Islam, und dem Geiste seiner neuen Entwicklung. Diesen Widerspruch zur Anschauung zu bringen, war der Leitgedanke meines Vortrages. Wohlverstanden, eine „paritätische" Entwicklung im Inneren, die Durchführung des „suum cuique", die Normierung gleicher Rechte neben gleichen Pflichten, die Ausbildung des

Digitized by Google

Wehrrechts der Christen, halte ich durchaus für möglich, die Parität auf dem Gebiet von Kirche und Schule ist schon jetzt in der Türkei weiter gefördert als in manchem europäischen Kulturstaate. Aber die Vereinigung von Kalifat und Verfassungsstaat ist eine „contradictio in adjecto", — ein ähnliches Gebilde war das heilige römische Reich deutscher Nation mit seiner Politik „ultra montes"! Die äußere Politik des Kalifenstaates ist dauernd belastet mit der Vertretung der 220 Millionen Mohammedaner außerhalb des Reiches; nicht das Wohl des Landes ist allein maßgebend, sondern auch die Frage, was sagt der Islam dazu? Nicht der Osmanische Staat, der Kalif ist gezwungen, seit 100 Jahren um Arabien, um den Jemen (das „Soldatengrab") Krieg zu führen, alle Kraft an die Festhaltung von Tripolis zu setzen, dessen Einwohner jetzt wahrlich nicht für die schönen Augen der Türken, sondern für ihre eigene Unabhängigkeit kämpfen, Kreta zu halten, jene Quelle ewigen Streites, das niemals wieder ordentlich osmanisch werden kann. Es sind doch eigentlich nur „Kolonien" für eine Regierung in Stambul, nur haltbar mit einer starken Zukunftsflotte, absterbende Glieder, ihre Amputation nötig für Gesundung des Körpers!

Aber freilich — ebenso schwer, wie diese Belastung durch das Kalifat, ebenso drohend ist die Gefahr, daß mit seiner Aufgabe der junge Verfassungsstaat in seinen Grundfesten erschüttert werde, auch integrierende Teile abfallen. Wohl sahen wir die Riesenkraft des Osmanenreichs auf seiner Höhe ohne das Kalifat; aber die Zeiten sind andere als Anfang des 16. Jahrhunderts. Millionen von Mohammedanern in Mesopotamien, Syrien, die die Worte Verfassung, Parlament gar nicht verstehen, gehorchen dem Padischah nur als Kalifa. Und auf das Erbe des Kalifats lauern in Arabien die Wahabiten, die Puritaner, an der Sahara die Senussi, die Jesuiten des Islam, begierig, einen „Machdi" nach ihrem Sinne erstehen zu lassen. Anderseits würde inmitten dieser räumlich, politisch, wirtschaftlich weit getrennten Masse die ägyptische weltliche Macht berufen sein, das Kalifat zu übernehmen, dieselbe Macht, die schon in früheren Jahrhunderten die Grüne Fahne führte, die schon aus sich heraus, wie wir sahen, zweimal die Türkei in Lebensgefahr brachte, heute unter englischem Protektorat — ihr würde vielleicht Syrien und Mesopotamien zufallen. Der Khedive machte im vorigen Jahre eine Pilgerfahrt nach Mekka — eine Eisenbahn von Port Said geradlinig über Maan—Djuf nach Basra, Verhandlungen mit dem Emir von Hail, werden als neuestes englisches Projekt gemeldet! Ist ein Osmanenreich denkbar, das südlich mit der arabischen Sprachgrenze abschneidet — — —?

Auf den Italienisch-Türkischen „Krieg" näher einzugehen, darf ich verzichten. Er ist aus den Zeitungen genügend bekannt und wird im Militär-Wochenblatt von General Imhoff, der neun Jahre dem türkischen

Digitized by Google

Heere angehörte, in eingehender und sachkundiger Weise behandelt. Die Nachrichten, welche ich aus der Türkei erhielt, erwecken den Eindruck, daß dem jungen Verfassungsstaat aus dem bisherigen Kampfe um Tripolis, ganz abgesehen von den militärischen Vorgängen, mehr Vorteil als Nachteil erwuchs. Manche innere Schwierigkeit hat sich durch ihn geglättet, die Solidarität der „Osmanen" ist verstärkt!

Nun noch ein Wort über unser augenblickliches Verhältnis zur Türkei. Meine Freunde aus dem Innern dort schreiben mir, daß unser „Prestige" gelitten, daß wir viel Sympathien verloren haben durch den italienischen Überfall, dazu den konsularen Schutz, den wir den Feinden des Reiches zuwenden, deren verdiente Ausweisung wir verhinderten. Die Osmanen könnten unser schwieriges Verhältnis zum Dreibund nicht verstehen, sie hielten sich an die Worte unseres Kaisers, der versprochen habe, ihr Freund zu sein. Ich glaube nicht, daß diese Mißstimmung Dauer haben wird, über den Gefühlen im Völkerleben stehen die Interessen; die Türkei ist auf uns angewiesen, politisch wie wirtschaftlich, und wir haben das Interesse, sie stark und bündnisfähig zu erhalten.

W e n n aber neben dem Interesse Gefühl zur Sprache kommen darf, dann ist auch dieses vorhanden, nämlich das Gefühl aufrichtiger wechselseitiger Freundschaft zwischen unserem und dem osmanischen Heere; sie ist geschichtlich gegründet durch unseren großen Moltke, befestigt durch die Arbeit unseres Feldmarschalls v. der Goltz, gefördert durch die Kameradschaft vieler hundert türkischer Offiziere, die unter uns arbeiteten, die unsere Sprache reden, die wir als Soldaten und Menschen hochschätzen gelernt haben. Möge diese Kameradschaft helfen, daß auch die Politik beider Staaten den Weg zum Herzen jedes ehrlichen Deutschen und Osmanen findet!

Digitized by Google

Die Attacke des Zietenschen Husarenregiments am Abend des 16. August 1870.

Von

Baron **v. Ardenne,**

Generalleutnant z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Kriegerische Entscheidungen von folgenschwerer Bedeutung sind zuweilen erst lange nach ihrer Durchkämpfung in ihrem vollen Wert gewürdigt worden.

Als Beispiel sei an die Schlacht von Beaune la Rolande erinnert.

Was nun für die großen Schlachtenkämpfe gilt, findet in naturgemäß erhöhtem Maße statt in der Beurteilung kleinerer taktischer Entscheidungen, die sich in verhältnismäßig kleinem Rahmen und in der Verborgenheit abspielen.

Diese Taten zieht oft erst die spät erscheinende Anerkennung des Gegners an das Licht vorurteilsfreier und gerechter Beurteilung.

Ein Beispiel hierfür ist die Würdigung der Attacke der 6. Preußischen Kavalleriedivision und besonders des am schärfsten beteiligten Zietenschen Husarenregiments am Abend des 16. August 1870 seitens des französischen Generalstabswerks und anderer kürzlich erschienener einwandfreier französischer Quellen.

Die Attacke vollzog sich in der Dunkelheit der fast völlig hereingebrochenen Nacht; die beteiligten gegnerischen Truppenteile, der Auslauf, Anfang und Ende der Attacke und somit der Erfolg waren gar nicht erkennbar, vor allen den Persönlichkeiten auf deutscher Seite nicht, die über die Bedeutung der einzelnen Waffentaten das entscheidende Wort zu sprechen haben. Deshalb erschien diese Attacke als eine Episode taktischer Verlegenheit, sternschnuppengleich aufleuchtend und schnell wieder verschwindend, ohne Einfluß auf den Ausgang des gigantischen Ringens des Tages und ohne nachhaltigen Eindruck auf die gegnerischen Truppen und ihre Führer.

Das preußische Generalstabswerk findet sich daher mit folgenden Worten mit der fraglichen Attacke ab:

„Es war bereits starke Dämmerung eingetreten; nur die auf feindlicher Seite aufleuchtenden Geschütz- und Gewehrblitze ließen einigermaßen

Digitized by Google

die Angriffsziele erkennen. Die Brigade Grüter*) ging durch die preußische Artillerielinie vor, traf aber bald auf starke feindliche Infanteriemassen, deren Feuer ihr ansehnliche Verluste zufügte. Nach dem Abzug der Batterien sah sich daher die Kavallerie gleichfalls genötigt, hinter die nächste Höhe zurückzugehen.

Die Husarenbrigade,**) welche beim Vorreiten gegen Rezonville mit ihrem linken Flügel die große Straße von Vionville überschritten hatte, traf einige hundert Schritt nördlich davon auf die vorher erwähnten Abteilungen der 6. Infanteriedivision,***) welche sich gerade von einem Angriff feindlicher Reiterei bedroht sahen und infolgedessen lebhaft nach allen Seiten feuerten. Nachdem Oberst v. Schmidt†) die ganze Husarenbrigade auf die Nordseite der Chaussee herüber und durch die preußische Infanterie hindurchgezogen hatte, wurde im Galopp gegen eine in der Finsternis kaum noch erkennbare Masse angeritten, welche indessen rechts auswich. Gleich darauf sahen sich die Husaren mitten zwischen feindlicher Infanterie, welche in die preußischen Schwadronen hineinfeuerte. Diese durchjagten zwar die vor ihnen sich niederwerfenden Schützenlinien, sprengten auch noch einige geschlossene Infanterietrupps, doch war im Dunkeln ein größerer Erfolg gegen die feindliche Infanterie nicht mehr zu erzielen. Ein Versuch des Obersten v. Schmidt, mit etwa 50 Zietenschen Husaren eine auf dem äußersten rechten Flügel des Feindes lebhaft feuernde Abteilung zu sprengen, scheiterte in der nun völligen Finsternis an der Mattigkeit der Pferde, welche seit 2^{30} morgens unter dem Sattel gewesen waren, ohne daß man Gelegenheit gehabt hatte, sie zu füttern oder zu tränken.

Während die französische Infanterie auf Rezonville abzog, wurden die Husaren wieder über die Chaussee zurückgenommen."

Soweit das Generalstabswerk. Seine nüchterne Auffassung der taktischen Bedeutung der Attacke hat 25 Jahre lang seine Geltung behalten, zumal seitens der beteiligten Regimenter sich kein schriftgewandter Protest dagegen erhoben hatte und einige Einzelschriften hervorragender Offiziere, die gleich nach dem Kriege erschienen, sich der Darstellung des Generalstabswerkes im großen und ganzen anschlossen. Diese Schilderungen gipfelten alle in dem Urteil, daß die Attacke wirkungslos verpufft sei. Es haben sich dann gewichtige Stimmen in den letzten Dezennien erhoben (Kunz 1895, v. Pelet 1902 und Schmid 1905), die den wahren Sachverhalt klarzustellen suchten. Immerhin fehlten ihnen die jetzt den Aus-

*) Schwere Brigade der in zwei Brigaden geteilten 6. Kavalleriedivision.

**) Husarenregimenter 3 und 16.

***) Trümmer des Füsilierregiments Nr. 35 und des I. und Füsilier-Bataillons Infanterieregiments 20.

†) Führer der Brigade nach Verwundung des Kommandeurs Generals v. Rauch.

Digitized by Google

schlag gebenden französischen Quellen. Zweck dieser Zeilen ist nun, die Ausführungen der genannten deutschen Schriftsteller zusammenzufassen, durch neueste französische Einzelschriften zu ergänzen und dadurch nachzuweisen, daß der nächtliche Reiterangriff der preußischen Regimenter tiefste Verwirrung in die Reihen der zahlreichen angegriffenen feindlichen Heeresteile und diese zu einem panikartigen Zurückfluten bis in das Herz der feindlichen Aufstellung brachte.

Als der Abend des denkwürdigen Tages der Schlacht von Vionville—Mars la Tour hereindunkelte, war die Öde des Schlachtfeldes eine unheimliche und den damaligen Soldaten fast unbegreifliche Erscheinung. Einige Artillerielinien — das Rückgrat der Schlachtenfront — waren allein sichtbar. Die müde gekämpfte und schwer gelichtete Infanterie lag in Gräben und Geländefalten, aus Patronenmangel langsam feuernd, die Kavallerie suchte hinter Hügelreihen hin und her ziehend Schutz vor dem feindlichen Geschützfeuer. Dem Auge des eigenen Feldherrn blieb sie verborgen. Das Schlachtfeld glich daher einem Kirchhof, der leer und verlassen schien.

Der prinzliche Oberfeldherr empfand schwer den Mangel jeglicher intakter Reserve — er schien zur Untätigkeit verurteilt, wo doch jede Fiber seines Herzens nach kraftvoller Betätigung schrie. Als die spärlichen Meldungen der Unterführer immer bedenklicher lauteten, erinnerte sich der Königliche Prinz einer Forderung, die er oft im Frieden an seine Offiziere gestellt hatte: „Nie sich nervöse Aufregung merken zu lassen und selbst in höchster taktischer Bedrängnis gleichmütig und heiter zu erscheinen." Sein oft wiederholter, von Friedrich dem Großen entlehnter, Ausspruch lautete: „Die Armee liest ihr Schicksal in dem Angesicht des Feldherrn." Als deshalb ein Ordonnanzoffizier ihm schon von weitem zurief: „Die Division Schwartzkoppen ist vernichtet", nahm er den aufgeregten Herrn zunächst beiseite, kanzelte ihn tüchtig ab und trat dann mit unbefangener und lächelnder Miene zu seinem Stabe. Diesem hatte er kurz vorher in scherzhafter, aber doch den Ernst des Willens erkennen lassender Weise Strophen aus Schillers Jungfrau von Orleans, die in die Situation paßten, vorgetragen und mit den Worten geschlossen:

„Messieurs lockern Sie die Pallasche in Ihren Scheiden. Nötigenfalls werden wir uns an die Spitze der Kavallerie setzen und das Zentrum mit unseren Heldenleibern decken."*)

Der Prinz dachte aber an den Entschluß persönlicher Aufopferung erst dann heranzutreten, wenn alle Mittel, den Sieg zu erringen, versagt haben sollten. Eines dieser Mittel sah er in dem Festhalten an einer un-

*) Diese und die folgenden Äußerungen und Befehle des Prinzen hat der Schreiber dieser Zeilen, der dem Stabe des Prinzen angehörte, selbst gehört und bürgt für deren Richtigkeit.

Digitized by Google

erschütterlichen Offensive, selbst wenn ausreichende Kräfte hierzu zu fehlen schienen. Wie oft hatte der Prinz bei den Manövern seines Armeekorps das Prinzip betont, den Gegner durch rücksichtslose Vorstöße über die eigene Schwäche zu täuschen, ihn zu verblüffen, zu lähmen. Der Prinz dachte jetzt an diese Grundsätze — es war an ihm, sie jetzt im großartigen Maßstabe zu befolgen. Wie damals beim Übergange über die Schlei 1864 kämpfte er — wie die musterhafte Biographie Försters ausgeführt hat — den harten geistigen Kampf der Angriffslust und des verantwortungsschweren Bedenkens. Hier wie damals siegte die erstere. Als am Abend der Schlachttag unentschieden oder rückzugsdrohend endigen zu wollen schien, war auf dem Gesicht des Prinzen deutlich ein schwerer, geistiger Kampf zu lesen. Endlich war er mit sich im klaren. Er wollte mit allen drei Waffen durch einen gewaltigen Vorstoß seinen Gegner ins Wanken bringen und zur Aufgabe des Schlachtfeldes nötigen. Er dachte zuerst an die Artillerie. Deshalb erhielt der Oberst v. Dresky, der die lange Geschützlinie von Flavigny bis zum Bois de Vionville befehligte, den Befehl, auf 600 Schritt an den Feind heranzugehen und mit Kartätschen zu feuern. Dem Ordonnanzoffizier, der diesen schwerwiegenden Befehl überbrachte, sagte der Prinz beim Abreiten: „Ich will dem Marschall Bazaine beweisen, daß ich die Schlacht gewonnen haben will."

Die Beschreibung, inwiefern die brave Artillerie diesen Befehl zur Durchführung zu bringen suchte und teilweise wirklich durchführte, gehört nicht hierher. Auch an die Infanterie und zunächst an die zusammengeschmolzenen Bataillone der 6. Infanteriedivision erging der Befehl zu einem Vorstoße gegen Rezonville. In der Tat setzten sich die Trümmer des 35. und 20. Infanterieregiments in Bewegung, um allein ein Vordringen zu versuchen, das für die gesamte Division sich schon vor Stunden als ganz unausführbar erwiesen hatte. Diese Bataillone tappten sich in der hereinbrechenden Finsternis langsam vorwärts, sahen sich bald nicht klar erkennbaren Massen des Feindes gegenüber, von feindlicher Kavallerie bedroht. Sie hielten, formierten Knäuel und feuerten in die Nacht hinaus — bereit, einen Verzweiflungskampf für die eigene Rettung zu kämpfen. Eine weitere Angriffsbewegung erschien unmöglich, sinnlos. Dieser Infanterie fehlte alles zum weiteren Vorgehen — Offiziere, Munition, klare Angriffsobjekte und körperliche Kräfte. Die Offensive trotz alledem weiterzuführen, blieb aber die Kavallerie noch geeignet und fähig, besonders die 6. Kavalleriedivision, die südwestlich Flavigny verfügbar stand. Sie hatte zwar bereits am Mittag eine verlustreiche und wegen ungeschickter Führung wirkungslose Attacke gehabt (das Zietensche Husarenregiment hatte dabei seinen verdienstvollen Kommandeur, Oberst v. Zieten, mehrere Offiziere und zahlreiche Mannschaften und Pferde verloren), war dann als Artilleriebedeckung hin- und hergezogen worden, in

Digitized by Google

der Bewegung Schutz vor dem feindlichen Artilleriefeuer suchend — war aber tatenfreudig und frisch geblieben, den Augenblick zu neuer Attacke ersehnend, als Erlösung betrachtend.

Der Befehl hierzu traf in einem Stadium der hereinbrechenden Dämmerung ein, den der Jäger mit „kein Büchsenlicht mehr" bezeichnet. Er lautete:

„Brigade Grüter hat einen Vorstoß gegen Rezonville zu machen — die Brigade in zwei Treffen in geöffneten Strahlen —, Brigade Rauch*) hat den auf der großen Straße beabsichtigten Vorstoß der 6. Infanteriedivision rechts zu begleiten."

Da, wie schon angedeutet, dieser Vorstoß der Infanterie nicht zur Ausführung kommen konnte, war die Brigade Schmidt sozusagen auf eigene Füße gestellt. Die Verhältnisse gestalteten sich nun so, daß die Brigade Grüter südlich der großen Straße Vionville—Rezonville vorging. Sie stieß auf ein Gemengsel von feindlicher Infanterie, wie es sich nach langer verlustreicher Schlacht stets zu bilden pflegt, und brachte dies noch mehr in Unordnung und zum Zurückfluten. Wenn die Attacke nicht bis zum Ende durchgeritten wurde, so lag dies wohl hauptsächlich in der tödlichen Verwundung ihres ritterlicher Führers. Ihre Beleuchtung liegt nicht im Zweck dieser Zeilen, die Brigade Schmidt zog sich auf die nördliche Seite der großen Straße, das brennende Flavigny rechts lassend, das Zietensche Husarenregiment auf dem linken Flügel. Das Vorgehen geschah in Eskadronkolonnen oder wie man damals sagte „in Strahlen". Wir müssen es uns versagen, den hochdramatischen Gefechtsszenen, die dem Aufmarsch und dem Einbruch in den Feind folgten, im einzelnen nachzugehen — soweit sie die Eindrücke auf deutscher Seite wiedergeben. Hier gilt es, die Eindrücke zu schildern, die die Attacke auf französischer Seite hervorrief, und ihre taktischen Folgen zu beleuchten. Die Brigade Schmidt attackierte mit ihren vollen acht Eskadrons in Front, mithin eine Ausdehnung von etwa 800 Schritt einnehmend,**) sie mußte also, wenn sie ihren Sturmlauf bis tief in das Herz der feindlichen Aufstellung trug, eine breite, klaffende Lücke reißen und auf zahlreiche feindliche Truppentrümmer, aber auch geschlossene Abteilungen stoßen.

Französische Quellen lassen folgende Truppenteile feststellen:

In erster Linie traten der Brigade entgegen sechs Kompagnien Infanterieregiments 93 und das Regiment 70, diese hatten eine dichte Schützenlinie vor ihrer Front, dahinter standen die Regimenter 28 und 91, letzteres auf dem Marsch zum Biwak aber rasch Front machend, sodann mehr nach Rezonville zu die Regimenter 94, 9, 75, Garde-Zuaven.

*) D. h. Schmidt, da Rauch am Mittag verwundet worden war.

**) Ihr folgten als zweites Treffen, debordierend, $2^1/_2$ Eskadrons Dragonerregiments Nr. 9, die aber die Gelegenheit zum Einhauen nicht fanden.

Digitized by Google

Die Kavalleriedivision Forton und weitere fünf Kavallerie-Regimenter standen westlich und nördlich Rezonville. Die Entfernung der Römerstraße von der Chaussee Vionville—Rezonville beträgt kaum 2½ km. Das Attackenfeld war von Toten und Verwundeten, Pferdeleichen, Fahrzeugen aller Art, selbst von ausgespannten Furagierleinen (nach französischer Angabe) bedeckt, die Finsternis bereits so, daß geschlossene Truppenteile auf 30 Schritt Entfernung wie gespenstische Schatten erschienen. Die preußischen Schwadronen attackierten trotzdem in vollem Marsch, Marsch. Eine französische Quelle sagt:

„Bref, le choc est des plus rudes, les cavaliers prussiens ont chargé à fond comme des fous et tel un peloton de jockeys de steeple, qui se jetterait à toute vitesse sur une tribune."

Zu bemerken ist hierbei, daß die Pferde seit 2^{30} morgens unter Sattel und weder gefüttert noch getränkt waren. Oberst v. Schmidt hatte geglaubt, auf französische Kavallerie zu stoßen, und diese Aussicht laut der Front der ihm nachfolgenden Schwadronen zugerufen. Die Husaren brachen daraufhin in lauten Jubel aus. Der Kampf Mann gegen Mann wurde als Erlösung empfunden, nachdem man so lange nur als Scheibe gedient hatte. Auch die bedrängte preußische Infanterie (Infanterieregiment 35 und 20), deren Schützenlinien und Knäuel man durchritt, hatten den durch sie hindurchreitenden Husaren zugerufen, sie würden gleich auf feindliche Kavallerie stoßen. Dieser Glaube hatte auch seine Begründung, denn das 5. und 4. französische Chasseurregiment hatten die Trümmer der genannten preußischen Bataillone auf Befehl ihrer höheren Führer (Forton und Canrobert) attackieren sollen, den Angriff aber wegen der Dunkelheit unterlassen. Diese Regimenter sowie die übrigen Teile der französischen Kavalleriedivision Forton bzw. der Brigade Valabrègue und Bachelier, das Guiden-, Garde- und 2. Chasseurregiment sowie die 3. Lanciers, die à portée der Attacke standen, haben sich auch in der Folge untätig verhalten und ihre überrittene Infanterie nicht zu degagieren versucht. Die Nacht und la clameur épouvantable des Angriffs und die Ungewißheit über die Stärke des letzteren haben sie nach ihrer Angabe daran verhindert. Hier muß hervorgehoben werden, daß das deutsche Reglement damals den Hurraruf beim Einbruch in den Feind nicht vorsah, die Husaren brachen aber ganz von selbst in dieses Schlachtgeschrei aus. Es erwies sich als ein Faktor von hohem moralischen Werte.

Alle französischen Berichte stimmen darin überein, daß der Angriff ganz überraschend kam, daß er einem Überfall glich. Diese Überraschung sowie der brausende Hurraruf und das tiefe Dunkel der hereinbrechenden Nacht machten auf die von der langen, heißen und verlustreichen Schlacht aufgeregten und ermüdeten französischen Truppen einen mächtigen, sinnverwirrenden Eindruck. Sie schossen plan- und ziellos nach allen Seiten, die Überrittenen schossen hinter der über sie wegbrausenden Reiterwelle

Digitized by Google

der in ihre eigenen geschlossenen Abteilungen hinein, oder sie stellten sich Rücken an Rücken, schossen in die Luft und schrien ihren Sammelruf: „soixante dixième“ oder „quatre vingt onzième“ usw.

Der Adler des 91. Regiments ist in großer Gefahr gewesen genommen zu werden. General Lonnay schreibt in seinem Rapport: „Le régiment 91e a été chargé dans tous les sens. Cette charge renversa quelques hommes et menaca le drapeau du 91e et le général Lonnay.....“

Das Generalstabswerk fügt hinzu: „Le II bataillon forma, de son côté un cercle plein, ce qui, malgré une très vive fusillade n'empêcha pas quelques cavaliers d'y pénétrer. Un d'eux avait déjà touché l'aigle du drapeau en passant; il est tué à coups de baïonette; un second s'élance, à son tour, pour l'enlever; il est tué raide d'un coup de revolver par M. le sous-lieutenant Vial, porte drapeau du corps.“

Über die Szenen, die die Kämpfe um diese Feldzeichen begleiteten, hat die Nacht ihren Schleier gedeckt. Die Regimentsgeschichte der 12. französischen Dragoner schildert den Eindruck dieser Stunde mit folgenden Worten:

Il est 9^0 du soir. Le jour a fait place à une nuit profonde. Les Prussiens n'ont plus pour se guider vers leurs points d'attaque que les éclairs des pièces et de la mousqueterie française. Et pourtant, il ne cessent de nous aborder, soit sur un point, soit sur un autre et de foudroyer toutes nos positions.....

Aus der Fülle der uns vorliegenden französischen Schlachtenberichte geht hervor, daß die Panik, die sich den angegriffenen französischen Truppenteilen mitteilte, eine so ungeheuerliche war, daß der Marschall Canrobert den Befehl gab, auf die eigene flüchtende Menschenwoge zu schießen, dem Garde-Chasseurregiment, auf sie einzuhauen. Das 12. Dragonerregiment hatte sich im Staub und Pulverdampf und in der nächtlichen Dunkelheit so verlaufen, daß der Kommandeur bei Rezonville nur 80 Reiter um sich hatte. Wir kommen auf den Bericht des Marschalls Canrobert noch zurück.

Ein anderer Gefechtsbericht illustriert diese Panik mit folgenden Worten:

„Un bourdonnement sourd d'abord, qui se transforma rapidement en une immense clameur, parvenait à nos oreilles. Bientôt nous vimes arriver une multitude de fantassins frappés de panique. Un chef de bataillon, qui les suivait au trot de son cheval, ne pouvait se faire entendre ni rallier ses hommes également sourds aux appels d'un clairon, qui répétait à chaque instant la sonnerie »Halte«. Les fantassins, détalant à toutes jambes, se trouvèrent bientôt en arrière de notre division.*) Heureusement, un régiment d'infanterie, qui se trouvait aussi au nord de Vionville faisait

*) Kavalleriedivision Forton.

Digitized by Google

meilleure contenance et repoussait au même moment une vive attaque de cavalerie. A la lueur projetée par les coups de fusils, je reconnus à leur coiffures des hussards prussiens“ .....

Das historique des Infanterieregiments 70 spricht von épouvante et désordre und von einer allgemeinen Panik im Regiment und auf der ganzen aus drei Regimentern bestehenden Linie.

General Bourbaki sagt: „Eine wahre Panik entsteht auf dem rechten Flügel bei Truppen des 6. Korps,*) Marschall Bazaine läßt die zwei Zuavenbataillone**) senkrecht zur Straße Stellung nehmen usw. Diese beiden Bataillone standen mit dem Rücken hart an Rezonville, dicht vor ihrer Front lagen die letzten Leichen der Zieten-Husaren.“

Der Bericht des Regiments 94 sagt: „Gegen 7½ oder 8 Uhr entstand eine wirkliche Panik durch den Angriff von Ulanen.***) Dieser Angriff hatte die unangenehme Folge, daß wir alle für die Ulanen bestimmten Geschosse erhielten, denn einige Abteilungen hatten kehrtgemacht, um die Ulanen zu empfangen. Dieser plötzliche Kugelregen hatte vollständige Unordnung — un désordre complet — in die Reihen des 2. Bataillons gebracht, welche dadurch vermehrt wurde, daß eine Lawine — une véritable avalanche — der Regimenter 91 und 93 zurückströmte, die alles mit sich riß.

Die Berichte der Regimenter 91 und 28 geben die Panik wohl zu, sind aber ruhmrediger und schreiben das Gelingen des Einbruchs der preußischen Reiter einer „Kriegslist“ zu. Diese hätten nämlich „Vive l'Empereur“ und „Vive la France“ gerufen und dadurch das französische Feuer zurückgehalten.

Es verlohnt sich, diese Berichte — historiques —, die das französische Generalstabswerk 1904 der Allgemeinheit zugänglich machte, hier etwas vollständiger wiederzugeben.

Das 28. Infanterieregiment schreibt:

Ils (sc. les hussards prussiens) apercevaient à peine les régiments français dans les dernières lueurs du crépuscule. En avant de Rezonville les troupes du 6e corps et de la garde impériale étaient immobiles et silencieuses. Tout à coup éclatent des clameurs furieuses. On entend de toutes parts des cris de Hourra! mêlés à ceux de „Vive l'Empereur! Vive la France!“ Une lutte acharnée s'engage, des masses de cavalerie tourbillonnent autour des corps d'infanterie. C'est une épouvantable bagarre. Dans l'obscurité il se produit de nombreuses méprises. Des régiments tirent les uns sur les autres .....

Das 28. Infanterieregiment wurde vom 16. Husarenregiment an-

*) Canrobert.

**) Der Garde.

***) Bekanntlich nannten die Franzosen alle deutschen Kavalleristen „hulans“.

Digitized by Google

gegriffen. Von letzterem fehlt die Regimentsgeschichte. Sie würde Aufschluß geben können über die Behauptung aller einschlägigen französischen Quellen, dahingehend, daß eine Eskadron das französische Regiment von rückwärts attackiert habe und dabei annähernd vernichtet worden sei. Die Offiziere des 7. und 10. französischen Kürassierregiments, die nicht in den Kampf eingriffen, wünschten nach dessen Beendigung dem 28. Infanterieregiment mit den Worten Glück: „Vous en avez jeté plus de 300 par terre".

Das 94. Infanterieregiment berichtet:

Vers 8 heures une véritable panique s'est produite et a eu pour cause une attaque de hulans. Cette attaque repoussée à coups de fusil, avait pour fâcheuse conséquence de nous faire recevoir tous les projectiles destinés aux hulans, car certains corps avaient fait demi tour pour les recevoir. Cette pluie soudaine de balles a mis un désordre complet dans le reste des bataillons du 94e, désordre qui n'aurait pas eu de suite sans une véritable avalanche d'hommes, du 91e et du 93e, qui a tout emporté avec elle.

General Le Vassor berichtet:

A l'entrée de la nuit quelques escadrons de hulans ont pénétré par surprise dans nos lignes en criant: „Vive la France!" et ont causé une panique, qui s'est fait sentir surtout dans le 70e.

Das Regiment 70 gibt dies mit den Worten zu:

Panique générale du régiment et de toute la ligne composée d'hommes de trois régiments. Quelques braves soldats ont voulu rester jusqu'au bout et ont été sabrés par la cavalerie.

Diese Panik war so allgemein und drohend, daß der Marschall Bazaine und General Bourbaki (kommandierender General der Garde) ihr persönlich steuern zu müssen glaubten. Das französische Generalstabswerk schreibt:

Vers 8 heures une panique se produisit sur notre droite..... A ce moment le maréchal Bazaine fit établir les Zouaves perpendiculairement à la route, tandis que le général Bourbaki réunissant toutes les troupes de la Garde et troupes d'autres corps, réussissait à rétablir l'ordre.

Diese französischen Stimmen ließen sich häufen. Ein „Mehr" würde aber die Beurteilung der Situation nicht ändern. Wohl aber zeigen sie, daß durch die Attacke der preußischen 6. Kavalleriedivision wenigstens 14 französische Regimenter in Mitleidenschaft gezogen worden sind, und zwar von der Brigade Schmidt allein die Regimenter 70, 91, 93, 94, 28, Gardezuaven und Teile des Regiments 75 und des 9. Chasseurregiments.

Das französische Generalstabswerk nennt diesen nächtlichen Angriff „une noble pensée" des deutschen Oberbefehlshabers, „trotz allem den

Digitized by Google

festen Willen zu zeigen, als Sieger aus der noch unentschiedenen Schlacht hervorzugehen".

Am dramatischsten und zusammenhängendsten schildern alle diese Vorgänge die ganz kürzlich erschienenen Erinnerungen des Marschalls Canrobert. Sie geben zunächst ein Bild der Siegesfreude auf französischer Seite vor dem deutschen Reiterangriffe und sodann die Kehrseite nach demselben.

A 7 heures et demie du soir, lorsque le disque du soleil a disparu derrière les collines de Vionville, à la dernière clarté de cette étouffante journée d'août, et dans l'atmosphère d'un brouillard jaune, épais et âcre, faite de poudre brûlée et de poussière soulevée par 60 000 chevaux et 200 000 hommes, le feu s'éteint et dans nos rangs l'on se croit vainqueur. Que pensez-vous, mon général? demande le capitaine de Lermet au général Canu. Et le grand vieillard, son bras amputé attaché à sa tuniqüe, relève son nez d'aigle et répond: „C'est gagné comme à Solférino".

A quelques pas plus loin, le général de Brauer dit au général Le Poitevin de La Croix: „Et dire, qu'à cette heure j'ai peut-être un enfant!"

„Eh bien, si c'est une fille, vous l'appellerez »Victoire«."

Soudain, les coups de canon reprennent. Ils se rapprochent, et l'on entend plutôt qu'on les distingue des chevaux au galop. — Ce sont les guides qui reviennent, „ne tirez pas", crie le général Picard à ses grenadiers. Plus près de la grande route le général Jeanningros de sa grosse voix, s'adresse aux Zouaves: „Tirez, ce sont des Prussiens".

Leurs fusils s'abaissent et les coups partent. A côté les grenadiers attentifs visent à leur tour, mais déjà les chevaux sont sur eux. A droite et à gauche dans l'obscurité, les cavaliers, qui apparaissent tout à coup au milieu des rangs, jettent le désordre. Un régiment d'infanterie, en troisième ligne, prend peur et se sauve. Un général perd la tête et crie à ses hommes: „Retirez vous dans les maisons."*) Dans la grande rue du village, au milieu des blessés et des chevaux morts, un groupe mélangé de grenadiers et de soldats couraient du côté de Vionville. Le maréchal Canrobert appelle le capitaine Grosjean et l'envoie au général de Valabrègue pour lui dire de charger. Il crie: Le maréchal Canrobert vous prie de charger sur la cavalerie ennemie, qui est là.

De la main il désignait dans la demi obscurité un espace d'où partaient des coups de fusil sans discontinuer. Le régiment s'avance, le 7e et 12e dragons le suivent de loin, mais la nuit venant ils ne savent guère où ils sont. Dans la plaine, au nord

*) T. h. von Rezonville.

Digitized by Google

de Rezonville, le trouble est complet. On ne se voit plus, et partout, surpris par des cavaliers qui surgissent dans l'ombre, aux cris de „France“ et de „Vive l'Empereur!“ les nôtres lâchent des coups de fusil au hasard et dans tous les sens. Certains bataillons sont pris de panique. Plusieurs compagnies et surtout des débandés, restés derrière les grenadiers et les voltigeurs, se sauvent. Le général Bourbaki galope à eux et, de sa voix claire qui porte comme une sonnerie de clairon: „Ce ne sont pas des soldats français qui ont ainsi peur des Prussiens.“

Par moments, pressés les uns sur les autres, les régiments, les bataillons, les compagnies se mêlent .....

Le maréchal Bazaine s'était rapproché de Rezonville .....

A cet instant, une fusillade éclate autour de lui, les coups partent dans les directions les plus diverses, des soldats affolés courent tout qu'ils peuvent dans la rue en criant.

Die Kavalleriebrigade Bachelier wird nun vom Marschall Canrobert zu Hilfe gerufen, aber das Resultat ist, qu'une sorte de panique succède à ce mouvement.

Der commandant Tiersonnier schreibt: „Pendant une demi heure nous restons là aidant les officiers à ramener en avant ceux qui n'en avaient plus guère envie.“

Es folgt der Bericht einer Unterredung des Marschalls Bazaine mit Canrobert, dem ersterer vorwirft, die Dorfstraße von Rezonville nicht verbarrikadiert zu haben. So sehr fühlte der oberste Heerführer sich auf die Defensive verwiesen, dann heißt es weiter:

La grande rue*) s'emplit peu à peu: des voitures au grand galop, des fantassins se heurtent, se bousculent, les ordonnances avec les chevaux de main, sont entrainés. Des officiers sont séparés de leurs troupes, enlevés dans le torrent humain, ils se laissent aller à la dérive jusqu'à Gravelotte où ils sont arrêtés par des entassements de voitures que des débandés mettent à sac (plünderten). Témoin de cette débâcle, le maréchal Canrobert prie le colonel de Montarby, des chasseurs de la Garde, de couper la cohue de ces apeurés et, au besoin, de taper dessus (auf sie einzuhauen).....

Alle diese Szenen spielten sich in der Hauptsache beim französischen Gardekorps ab, das in zweiter oder dritter Linie in geschützter Stellung bei Rezonville stand. Weit grimmiger äußerte sich der Anprall des deutschen Reiterangriffs auf die Truppen der ersten französischen Linie; Canrobert läßt sich darüber wie folgt aus:

Dans les champs au nord et en avant de Rezonville, les cavaliers allemands donnent aussi sur l'infanterie. Grâce aux cris de „Vive l'Empereur!“ et l'obscurité les favorisant, nos hommes les prennent

Digitized by Google

*) Die Straße Vionville—Rezonville—Gravelotte.

pour des camarades et sont tout surpris de recevoir des coups de sabre ou de pistolet. Les uns s'enfuient, d'autres en plus grand nombre se rallient et font résistance.....

Le général Bisson, entouré de hussards rouges, est délivré par le capitaine d'Ecotay.....

Die Rolle, die ein Dutzend französischer Kavallerieregimenter spielte, die in der Nähe des Attackenfeldes sich befanden, illustriert folgender Passus des Canrobertschen Berichts:

Les dragons du général Bachelier étaient venus dans l'obscurité au milieu de nos régiments d'infanterie accumulés près de Rezonville. Comme on ne distingue presque plus, on les confond avec les cavaliers prussiens et on tire sur eux autant que sur les hussards de Ziethen.... Les lueurs des coups de fusil parcourent l'espace dans tous les sens. On crie, on s'injurie. Les colonels font sonner le „Cessez le feu". Mais le trouble et le tumulte sont complets et les colonels de Gressot et d'Avocourt, des 7e et 12e dragons, ont toutes les peines du monde à ramener leurs escadrons et à empêcher qu'on ne les prenne pour des Prussiens.... Des coups de fusil tirés au hasard viennent atteindre les 7e et 10e cuirassiers! Fureur de ceux ci: — Voulez vous bien cesser de tirer.... Les clairons, cependant, sonnent de plus en plus — Cessez le feu —.....

Avec la nuit qui est complète, la bataille a pris fin.

Major Kunz sagt schon 1895 in seinem Buch über die deutsche Reiterei 1870/71:

„Eine wirklich vollkommen zutreffende Schilderung dieses bei fast völliger Dunkelheit unternommenen herrlichen Reiterangriffs läßt sich auch in Zukunft nicht erhoffen. Selbst wenn beide Gegner unmittelbar nach dem Kriege ihre tüchtigsten Mitkämpfer beauftragt hätten, an Ort und Stelle auf das eingehendste zu beraten und ihre Erlebnisse auszutauschen und dann gemeinsam die Geschichte dieser denkwürdigen Attacke zu schreiben, würde eine Menge von Irrtümern und Versehen mit untergelaufen sein. Wenn man auf 20 Schritt vor sich nicht mehr erkennen kann, ob man Freund oder Feind vor sich hat, dann hört die Geschichtschreibung auf, und man muß zufrieden sein, wenn man nachträglich ein wenigstens leidlich der Wirklichkeit entsprechendes Bild dieser Schlachtepisode entwerfen kann."

Wir müssen es uns daher versagen, den Einzelkampf in seinen vielgestaltigen blutigen Episoden, z. B. das Ringen um die bedrohte Standarte des Zietenschen Husarenregiments, die abenteuerlichen Erlebnisse vieler Offiziere und Mannschaften, zu schildern. Nicht unerwähnt können wir aber lassen, daß der Rittmeister v. Thümen, der die linke Flügeleskadron dieses Regiments führte, nach durchgeführter Attacke noch so viel offensiven Geist in sich fühlte, daß er etwa 50 Husaren sammelte, um gegen

Digitized by Google

eine dunkle, feuerspeiende Masse anzureiten, die von links her das ganze Attackenfeld enfilierte. Dieser kleinen Gruppe schloß sich auch der verwundete Oberst Schmidt an mit den Worten: „Das ist recht, Herr Rittmeister, reiten Sie die Hunde nieder!"

Es war ein Glück für diese brave Abteilung, daß sie bei der tödlichen Ermüdung ihrer Pferde ihren Angriff nicht ausritt, sie wäre sonst auf kompakte Massen gestoßen, deren Regimentsnummern sich nicht mehr genau feststellen lassen.

Einige Worte sind noch zu sagen über die Länge der Attacke, d. h. den durchlaufenen Raum. Einige französische Quellen behaupten, die Reiterwelle sei ebenso schnell verschwunden (anéanti) wie sie gekommen sei. Das französische Generalstabswerk läßt sich wie folgt vernehmen:

La ligne de la brigade Schmidt s'élancea au galop sur la crête, qu'elle avait devant elle. Malgré le feu de l'infanterie française d'ailleurs très mal ajusté à cause des ténèbres, les cavaliers prussiens dépassèrent la ligne des tirailleurs des 70e, 91e, 93e et 94e régiments ect. se trouvèrent alors entourés de toutes parts par nos bataillons. Les deux premiers bataillons du 91e se formèrent en carrés au milieu d'une cohue où les cavaliers allemands et les fantassins français ne se distinguaient plus les uns les autres. En quelques instants les hussards prussiens eurent évacué la place et gagnèrent Vionville.

Die Kavalleriewoge schlug aber viel weiter nach vorwärts durch, als es nach dieser Beschreibung den Anschein hat. Schon der partielle Angriff des Rittmeisters v. Thümen beweist das und die Berichte der Garde-Zuaven, die hart bei Rezonville standen und vor deren Front die letzten Toten der Zieten-Husaren lagen. Einzelne Offiziere, wie der Regimentsadjutant v. Winterfeld und Leutnant v. Arnim, die jetzt noch unter den Lebenden weilen, haben — der erstere mit schwer verwundetem Pferde — einen Auslauf von etwa 2 km gehabt und diesen erst am Bois le Prince, halbwegs zwischen Rezonville und Gravelotte, geendigt. Als östlich Vionville endlich Regimentsruf geblasen wurde, dauerte es wohl eine Stunde, bis die Trümmer sich sammelten, ein Beweis, wie weit sie von der Sammelstelle entfernt gewesen waren.

Es ist denkbar, sogar wahrscheinlich, daß Marschall Bazaine durch die erschütternden Eindrücke, die er infolge der Panik des Korps Canrobert erlitt, den Vorstellungen seines Artilleriegenerals Soleille geneigter wurde. Dieser meldete, daß er keine Munition mehr habe, und schlug eine retrograde Bewegung auf Metz vor, um sie zu ergänzen. Bazaine folgte diesem Vorschlag — der verhängnisvolle Ausgang ist bekannt.

Die Beleuchtung der Attacke der Brigade Schmidt zwingt aber auch zu etwas Konjekturaltaktik. Wenn ihr ein oder mehrere Treffen Kavallerie — vornehmlich Lanzenreiter — gefolgt wären, so wäre die über-

Digitized by Google

rittene französische Infanterie vernichtet worden. Die wenigen debordierenden Schwadronen nutzten nichts. In solchen Fällen müssen mehrere Wellen dicht hintereinander folgen. Seydlitz attackierte bei Zorndorf die schweren Massen der russischen Infanterie mit vier auf Vordermann folgenden Treffen. Das Zietensche Husarenregiment ritt damals im dritten Treffen und arbeitete sich so tief in die feindlichen Massen hinein, daß diese sich hinter ihm schlossen. In einstündiger Blutarbeit verlor das Regiment allein 24 Offiziere.

Aber auch eine einzige gefechtskräftige preußische Infanteriebrigade hätte den zusammengerittenen Brei der französischen Infanterie vom Schlachtfelde gespült. Eine solche Brigade war nicht verfügbar. Nichtsdestoweniger war der moralische Eindruck der Attacke ein gewaltiger. Major Kunz sagt: Wie ein Bienenschwarm wurden die französischen Infanterieregimenter durcheinander gewirbelt; sie haben in ihr Biwak schwerlich das Gefühl mitgenommen, daß die Preußen vor Rezonville besiegt worden seien, wenn auch ihr Oberfeldherr an seinen Kaiser meldete, daß er die Preußen auf allen Punkten geschlagen habe.

Die deutschen Schwadronen hatten zwei Verbündete — die Überraschung und die Nacht. Diese erzeugten die Panik bei ihrem Gegner, die sich in kopflosem Schießen nach allen Seiten hin äußerte und den Franzosen die schwersten Verluste zufügte. So sehr hatte diese Panik die ruhige Überlegung geraubt, daß z. B. die Kavalleriedivision Forton,*) die zur Zeit des Angriffs nordwestlich Rezonville aufmarschiert war, ohne auch nur an eine Gegenattacke zu denken, in Zugkolonne auf Gravelotte zurückging, rücksichtslos die dort angehäuften Truppenteile überreitend. Die Division wurde hierbei, wie der französische Bericht ausdrücklich hervorhebt, von zahlreichen im Walde le Prince Versprengten beschossen, welche die Division für Feinde hielten.

Der nächtliche Angriff der Brigade Schmidt erzielte somit taktische Erfolge, die denen des Überfalls von Laon, März 1814, wohl an die Seite zu stellen sind. Die Ergebnisse der Blücherschen nächtlichen Kavallerieangriffe bei Groß-Görschen 1813 und bei Ligny 1815 stellen sie in den Schatten.

Das Zietensche Husarenregiment bezifferte seine Verluste an dem glorreichen 16. August auf 8 Offiziere, 160 Mann, 111 Pferde (tot, sehr viele verwundet). Mit höchstens 500 Pferden war es in die Schlacht gezogen. Seine Verluste reichten somit proportional nahe heran an die ehrwürdige Höhe der Opfer der braven brandenburgischen Infanterieregimenter.

*) Schmid, Schlachten vor Metz.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Das Feldherrntum des Marschalls Ney in den Befreiungskriegen.

Von

Mewes,

Oberleutnant im Großherzoglich Mecklenburgischen Feldartillerie-Regiment Nr. 60, kommandiert zur Kriegsakademie.

Mit einer Skizze.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Französische Revolution hatte das Heer der Bourbonen fast aufgelöst. Auf gänzlich anderer Grundlage bildeten sich aus ihm die Armeen der jungen Republik. Der Ruf des Konvents „Das Vaterland ist in Gefahr" hatte eine so gewaltige kriegerische Begeisterung in die Massen getragen, daß die zusammengewürfelten Scharen aus ihr die Kraft schöpften, den Armeen des Auslandes zu widerstehen und ihnen manche Schlappe beizubringen. Es ist dies die Zeit der unerhörten militärischen Laufbahnen im französischen Heer. Wir sehen Männer an der Spitze von Brigaden, Divisionen und Armeen heute Erfolge erringen, deren Namen gestern noch vollkommen unbekannt waren, die sich im Heere in ganz subalternen Stellungen befunden hatten, meist ohne Aussicht, überhaupt nur den Grad eines Offiziers der königlichen Armee zu erreichen oder die erst jetzt zu den Fahnen geeilt waren. Sie erregten durch ihr ungestümes Draufgängertum die Bewunderung ihrer leicht zu begeisternden Landsleute, und eine rühmende Hervorhebung durch den jedes Revolutionsheer begleitenden Volksrepräsentanten genügte, „den Bürger" rasch auf höhere und höchste Stufen der militärischen Hierarchie zu erheben. Waren doch demokratische Elemente ganz besonders willkommen; je größer der Gegensatz zu dem unter den Königen beobachteten System war, desto besser.

Vierzehn Generale der Revolution zeichnete Napoleon in Anerkennung ihrer Verdienste nach Verkündigung der neuen monarchischen Verfassung für Frankreich, am 19. Mai 1804, durch Ernennung zum Marschall aus. Er führte damit die durch den Konvent abgeschaffte Würde wieder ein und bildete sich gleichzeitig durch diese Auszeichnung einen Stab ihm, wenigstens zunächst, blind ergebener Anhänger, eine bei dem Einfluß der damaligen „Kollegen" nicht zu unterschätzende Tatsache. Es waren dies: Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Masséna, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Davout und Bessières.

Digitized by Google

Einiges Befremden hatte es in den Reihen der Armee erregt, daß in der Liste der neu ernannten Marschälle des Kaiserreichs auch der Name des Generals Michel Ney erschien,*) der sich allerdings durch Tapferkeit und Waghalsigkeit in den Revolutionskriegen bekannt gemacht, aber doch nicht, wie die meisten anderen neuen Marschälle, selbständig eine Armee kommandiert hatte. Auch er war ein Kind der Revolution, und um ihn und sein Verhalten in den späteren Kriegen verstehen zu können, ist es nötig, auf seinen Lebenslauf in Kürze einzugehen.

Michel Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall und Pair von Frankreich, wurde am 10. Januar 1769, dem Geburtsjahre Napoleons, in Saarlouis als Sohn eines Böttchers geboren. Er war zunächst als Schreiber bei einem Notar, dann als Aufseher in einem Eisenhammer beschäftigt. Mit 19 Jahren trat er 1788 als Gemeiner in das Husarenregiment „Colonel-Général" in Metz ein, wurde 1791 Unteroffizier und durchlief im folgenden Jahre die verschiedenen Grade des „maréchal des logis", maréchal des logis chef" und „adjudant". Der 29. Oktober 1792 brachte dem durch seinen Schneid im Regiment bekannten Ney bereits seine Ernennung zum Unterleutnant, der schon nach einigen Tagen die Beförderung zum Leutnant folgte.**) Die zahlreichen Kriege der jungen Republik ließen Michel Ney, der sich in verschiedenen Gefechten so auszeichnete, daß ihm von seinem Regiment ein „certificat de bravoure" ausgestellt wurde,***) rasch zum Kapitän aufrücken, und als solcher wurde er dem General Kléber bekannt, dem er 1794 bei einem Erkundungsritt mit seiner Schwadron als Bedeckung zugeteilt war. Dieser fand Gefallen an dem gesunden Urteil des frischen Offiziers und ernannte ihn zu seinem Generaladjutanten. Damit war sein Glück gemacht. Bereits 1796 treffen wir Ney als Brigadegeneral in der Sambre- und Maas-Armee, nachdem er diesen ihm angebotenen Grad aus „Bescheidenheit", wie es damals der Brauch gewesen zu sein scheint, schon einmal abgelehnt hatte.†) Er kämpfte unter Bernadotte, Masséna und Moreau und wurde für die Überrumpelung Mannheims 30jährig zum Divisionsgeneral befördert. 1800 hat er sich besonders in der Schlacht von Hohenlinden gegen die Österreicher hervorgetan. 1801 ernannte ihn der Erste Konsul Bonaparte zum Generalinspekteur der Kavallerie. 1802 ging er als bevollmächtigter Gesandter und Führer des französischen Okkupationskorps nach der Schweiz, wo er die dort ausgebrochenen Unruhen schlichtete.

*) Christe, Napoleon und seine Marschälle, S. 56. Wien 1906.

**) Memoiren des Marschalls Ney, aus dem Französischen von Förster. S. 39. Leipzig 1836.

***) Bonnal, La vie militaire du maréchal Ney. I. S. 22. Paris 1910.

†) Bonnal, a. a. O. I. S. 39.

Digitized by Google

Zurückgekehrt trat Ney 34 jährig an die Spitze des 6. Armeekorps, das damals im Lager von Montreuil zusammengehalten wurde, um bei der beabsichtigten Landung in England mitverwendet zu werden. Diese verschiedenen Lager von Ostende, St. Omer, Montreuil, in denen große Truppenmengen versammelt waren, übten einen gewissen politischen Einfluß aus, und so übersandte auch Ney am 15. März 1804 eine Adresse seiner Offiziere und Soldaten an den Ersten Konsul, in der die Bitte um Annahme der Kaiserkrone ausgesprochen wurde. So fand er sich denn auch mit auf der Liste der neu ernannten Marschälle.

An der Spitze seines 6. Korps eröffnete Ney im Jahre 1805 die Reihe der Feldzüge des Kaisers Napoleon, indem er den Erzherzog Ferdinand von Österreich bei Günzburg schlug, und einige Tage darauf vollendete er durch den Kampf bei Elchingen die Einschließung des Generals Mack und führte dadurch die Kapitulation des österreichischen Heeres herbei. Diese Waffentat trug ihm später den Titel eines Herzogs von Elchingen ein, nachdem der Kaiser ihm schon beim Defilieren der kriegsgefangenen Besatzung den Ehrenplatz eingeräumt hatte.

Weniger bedeutend erwies sich Ney 1806 im Feldzuge gegen Preußen, in dem er auch bei Jena nicht so entschieden und schnell eingriff, wie man es nach seiner Vergangenheit von ihm erwarten konnte.

Der Tag von Friedland brachte Ney den Ruhmestitel, der ihn so populär gemacht hat: **le brave des braves**. Napoleon hatte ihn mit dem Hauptangriff auf den feindlichen linken Flügel betraut, wir finden in der Direktive der Schlacht die Worte: „Die Initiative der Bewegung überläßt man dem Marschall Ney.“*) Wie überall, wo es heiß herging, war Ney hier am Platze, und wenn der Angriff auch scheiterte und das neu eingesetzte Korps Victor den Ausschlag gab, so fand doch das Verhalten des Marschalls die Anerkennung des Kaisers in einem solchen Maße, daß er ihn selbst den Tapfersten der Tapferen nannte und wenig später die Ernennung zum Herzog von Elchingen vollzog.

Den Höhepunkt der Laufbahn Neys bildete der Feldzug in Rußland 1812. In der blutigen Schlacht bei Borodino brachte sein ungestümer und hartnäckiger Angriff die Entscheidung. Napoleon lohnte es ihm mit dem Fürstentitel. Was aber der Fürst von der Moskwa im Rückzuge auf dem Ehrenposten als Führer der Nachhut vollbracht hat, bildet wohl das Höchste an militärischer Tüchtigkeit, was geleistet werden kann. Sein Verhalten während dieses Rückzuges hob ihn nach den damaligen Anschauungen auf die erste Stelle unter den Marschällen Napoleons. Mit eiserner Strenge hielt er unter seinen Leuten die Mannszucht aufrecht, und während die Masse der Großen Armee sich

*) Correspondance de Napoléon I. Nr. 12 756.

Digitized by Google

in Trümmerhaufen aufgelöst hatte, in denen ein Zusammenhang kaum mehr erkennbar war, hatte Ney einen festen Kern treu ergebener Soldaten um sich geschart, mit dem er die täglich sich erneuernden Angriffe der Russen erfolgreich abwehrte und sich wiederholt durch ihre Reihen einen Weg bahnte. An der Beresina schützte der Marschall auf dem rechten Ufer den Übergang der Heeresträmmer. Immer mehr schmolz seine Schar zusammen, und mit nicht 200 seines zu Beginn des Feldzuges 37 000 Mann zählenden Korps überschritt er als letzter, in einen zerfetzten Mantel gehüllt, das Gewehr im Arm, Front nach dem Feinde, die preußische Grenzbrücke bei Kowno. Seine Persönlichkeit hatte Tausende aufgewogen.

Man mag an Napoleons Marschällen viel auszusetzen haben, Heroismus auf dem Schlachtfelde ist ihnen gewiß nicht abzusprechen. Eine Verachtung der Gefahr spricht sich in diesen kriegserprobten Männern aus, die wir aufs höchste bewundern müssen. Besonders wenn sie unter den Augen ihres höchsten Kriegsherrn fochten, leisteten sie an Mut und Anfeuerung ihrer Truppen gewaltiges. Napoleon selbst soll von Ney bei Friedland gesagt haben: „Der Mensch ist ein Löwe.“*) Der Marschall mag wohl erkannt haben, daß seine Art, sich in das Kampfgewühl zu stürzen, für einen höheren Führer nicht richtig war. Er sagt wenigstens einmal: „Der Mut eines Grenadiers ist die schlechteste Eigenschaft eines Führers,“**) aber kam er an den Feind, so ging die Leidenschaft mit ihm durch, und er war nicht mehr zu halten. Er mag das Gefühl gehabt haben, daß ihm für die ruhige Leitung einer Schlacht doch der Überblick mangelte, und das Gefühl der Unsicherheit in der verantwortungsvollen Lage, das ja bei dem schnellen Aufsteigen des mangelhaft gebildeten Handwerkersohnes nicht verwunderlich war, quälte ihn, seine impulsive Art ließ ihn nach Betätigung suchen, und er suchte sie da, wo er sich sicher fühlte, wo er ein Meister war, im Kampfgetümmel, froh, unter einem einleuchtenden Vorwand den unaufhörlich an den Feldherrn herantretenden nervenaufreibenden Aufgaben der Schlachtenleitung entschlüpft zu sein. Ein derber Praktiker, der sich im richtigen Gefühl, wo es ihm fehlte, den großen Theoretiker Jomini als Generalstabschef an die Seite gestellt hatte, ***) bezeichnete sich Ney selbst als „Gewehr in der Hand des großen Mannes“,†) in den er ein blindes Vertrauen setzte. Und so sehen wir ihn auch in unbekümmerter Zuversicht Napoleons Befehle ausführen; wenn Er es angeordnet hatte, mußte es ja gut gehen, was sollte man da noch selbst überlegen! Diese Sorglosigkeit erstreckte sich auf seine Entschlüsse, wie auf seine Maßnahmen.

*) Zurlinden, Napoléon et ses maréchaux 1815. II. S. 110. Paris 1893.

**) Bleibtreu, Marschälle, Generale, Soldaten Napoleons I. S. 248. Berlin 1903.

***) Vgl. Lecomte, Le général Jomini. Paris 1860.

†) Bleibtreu, a. a. O., S. 250.

Digitized by Google

Einige Äußerungen Napoleons über Ney mögen hier angeführt sein, die ein Licht darauf werfen, wie der große Feldherr seinen Unterfeldherrn einschätzte. Gourgaud überliefert uns die Äußerung:*) „Ney war zu bewundern wegen seiner Tapferkeit, seiner Standhaftigkeit beim Rückzug. Er war gut, wo es 10 000 Mann zu führen galt, darüber hinaus war er nicht zu gebrauchen."

Ein anderes Mal sagt Napoleon von ihm: „Bah, das ist ein Mensch, der keine einzige Idee im Kopf behalten kann."**) Und im allgemeinen sagt er: „Kein einziger meiner Generale war befähigt, ein selbständiges großes Korps zu führen."***)

Frühjahrsfeldzug 1813.

Die glänzenden Leistungen Neys im russischen Feldzuge bewogen den Kaiser trotz seiner Bedenken gegen die strategischen Fähigkeiten des Marschalls, ihm im Frühjahr 1813 die Führung des weitaus stärksten 3. Korps anzuvertrauen. Es bestand aus fünf Divisionen und zählte fast 50 000 Mann. Im Verlauf des Feldzuges in Deutschland, in dem durch das ungeheure Anwachsen der Truppenmassen sich die Einteilung der großen Armee in verschiedene Gruppen als notwendig erwies, sehen wir Ney fast stets an der Spitze mehrerer Armeekorps aus dem Rahmen der Korpsführer herausgehoben.

Bereits nach der Schlacht bei Großgörschen sollte dieser Fall eintreten. In der Schlacht selbst hatte Ney noch einmal Gelegenheit gehabt, an der Spitze seines Korps zu fechten und die jungen Konskribierten zu zähem Ausharren und wackerem Draufgehen anzufeuern. Er vermochte es hier, mit seinem Korps ohne Unterstützung unter Verlust von einem Drittel seiner Kampfkraft den ungestümen Angriffen der Verbündeten zu widerstehen. Aber der Name Großgörschen enthält auch für ihn einen großen Vorwurf. Napoleon hatte am 2. Mai, in der Voraussicht, daß die Verbündeten südlich Leipzig ständen und gegen seine Flanke vorstoßen könnten, das Korps Ney südlich der Leipziger Straße in dem Dörfervierecк: Caja, Rahna, Groß- und Kleingörschen, in dem es teilweise biwakiert hatte, stehen lassen, um unter seinem Schutz den linken Flügel der Armee auf Leipzig vorgehen und die weiter zurück befindlichen Korps herankommen zu lassen. Er hatte Ney ausdrücklich aufgetragen, seine fünf Divisionen auf engem Raum zu vereinigen und starke Erkundungen auf Zwenkau und Pegau — wo der Feind ja auch tatsächlich stand — zu entsenden. Ney aber hatte in seiner Sorglosigkeit die Ver-

*) v. Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit. S. 269. Berlin 1910. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**) Bleibtreu, a. a. O. S. 248.

***) v. Freytag-Loringhoven, a. a. O. S. 49.

Digitized by Google

sammlung unterlassen, wahrscheinlich weil er den Zweck dieser Anordnung nicht einsah und in Erwartung des Weitermarsches auf Leipzig den Truppen seiner Meinung nach unnötige Märsche ersparen wollte. Vor allem hatte er auch versäumt, die befohlenen Erkundungen zu entsenden. So blieb Napoleon ohne Meldung von dieser Seite, erfuhr nichts vom Elster-Übergang der Verbündeten bei Pegau und nahm an, daß sie wohl keinen Vorstoß wagen würden. Er ritt daher auf Leipzig vor, um das Vorgehen seines linken Armeeflügels unter Lauriston, der gegen Kleist ins Gefecht getreten war, persönlich zu überwachen. Ney war beim Kaiser. Als jetzt die Nachricht einlief, daß die Verbündeten von Pegau im Anmarsch seien, war der Marschall bereit, für die Untätigkeit der Verbündeten in dieser Gegend einzustehen, und Napoleon wollte indessen der Meldung keinen Glauben schenken, bis ihn plötzlich der von rechts rückwärts herüberschallende Kanonendonner eines Besseren belehrte. Ohne diese Unterlassung Neys wäre es unmöglich gewesen, daß die Armee in der Flanke angefallen wurde. Die langen Staubmassen des auf Leipzig marschierenden, gegen Süden scheinbar ungedeckten Heeres hatten die Verbündeten geradezu zum Vorstoß eingeladen. So war es Neys Sorglosigkeit, welche die beabsichtigte Überraschung fast gelingen ließ und die Pläne Napoleons aufs äußerste gefährdete. Die nicht versammelten Truppen des Marschalls konnten erst nach und nach eingesetzt werden, erlitten ungeheure Verluste, und es bedurfte seiner ganzen, auf dem Schlachtfelde so mächtigen Persönlichkeit, sie zum Ausharren zu bewegen und zum Gegenangriff vorzuführen, als er mit dem Befehl des Kaisers zurückgekehrt war, sich mit dem 3. Korps in seiner Stellung um jeden Preis zu behaupten. Neys Verhalten in dieser ersten Schlacht der Befreiungskriege ist außerordentlich charakteristisch: Ohne Verständnis für die Absichten der höheren Führung und die Aufgabe der ihm unterstellten Truppen hält er starr an der vorgefaßten Meinung fest, daß hier kein Vorstoß des Feindes erfolgen könne, und führt ihm unnötig erscheinende Befehle einfach nicht aus, in taktischer Berührung mit dem Feinde aber reißt er in unnachahmlicher Bravour alles mit sich fort, selbst die jungen Rekruten, die hier ihre Feuertaufe erhalten. Von dem Lobe, das der Kaiser im Bulletin über die Schlacht seinen Truppen spendete: „Seit 20 Jahren, in denen ich französische Armeen befehlige, habe ich noch nie so viel Tapferkeit und Hingebung erlebt",*) darf Ney ein gut Teil für sich in Anspruch nehmen.

Napoleon war nach dem Erfolge von Großgörschen überzeugt, daß eine Trennung der verbündeten Gegner möglich sei, sobald sie die Elbe erreicht hätten. Er glaubte, daß die Preußen ihre Hauptstadt keinesfalls preisgeben würden, ebensowenig wie die Russen ihre natürliche Rückzugs-

*) Correspondance de Napoléon I. Nr. 19 951.

Digitized by Google

straße, die geradeswegs durch Schlesien nach Rußland führte. Bestärkt wurde er noch in dieser Ansicht, als ihm gemeldet wurde, daß die Verbündeten auf zwei Straßen, die Preußen nördlich, die Russen südlich ihren Rückzug bewerkstelligten. Daher faßte er den Entschluß, eine starke Armeeabteilung in Richtung auf Berlin in Marsch zu setzen, während er selbst mit den Hauptkräften dem weichenden Feinde folgte.

Zum Führer der Nebenarmee wurde der Marschall Ney bestimmt. Am 4. Mai erhielt er die ersten Mitteilungen über ihre geplante Zusammensetzung. Außer seinem eigenen Armeekorps sollten noch das 2. (Victor) und 7. (Reynier), zu dem der Kaiser nunmehr auch die sächsische Garnison von Torgau rechnete, ferner eine Division des 5. Korps (Lauriston) und das 2. Kavalleriekorps (Sebastiani) treten. Diese verschiedenen Heeresteile, die von der Saale bis Salzwedel verstreut standen, erhielten durch Berthier Anweisung, sich im Laufe der nächsten Tage mit Ney zu vereinigen. Die Armee würde so 61 000 Mann zählen. Der Marschall sollte zunächst einen möglichst glänzenden Einmarsch in Leipzig veranstalten. Dann sollte er auf Torgau und Wittenberg marschieren und im Vormarsch die dahin angewiesenen Truppenteile aufnehmen. „Meine Absicht ist, heute mein Hauptquartier nach Borna vorzulegen," sagt Napoleon, „um dem Feind lebhaft zu folgen. Dort werde ich mich vielleicht entscheiden, auf Dresden vorzugehen; aber in diesem Falle werde ich Sie in meiner Flanke lassen, um — über Torgau — nach Wittenberg vorzugehen . . . . . Das würde mir je nach den inzwischen eingelaufenen Meldungen gestatten, entweder es bei diesem Vormarsch nach der Elbe zu belassen, oder aber über Wittenberg vorzubrechen und unverzüglich auf Berlin vorzugehen, für diesen Fall kann ich aber meine Absichten noch nicht fixieren . . . usw." *) Dieser Brief ist vom 4. Mai 4° morgens datiert. Um 9° geht bereits ein zweiter Brief an Ney ab, in dem wir den Satz finden: „Es wird möglich sein, daß ich Sie auf Berlin marschieren lasse, um hier dem Feind zuvorzukommen, aber ich muß erst genauere Meldungen haben."**)

Am 5. war der Marschall bei Leipzig geblieben, wo Reynier eintreffen sollte, und hatte seine Korps gemustert. Napoleon hatte an diesem Tage das 5. Korps aus der Masse der verfolgenden Armee herausgenommen und es, immer im Glauben an den Abmarsch der Preußen, auf Wurzen, östlich Leipzig, entsandt, um Ney die rechte Flanke zu decken. Ney, bei dem heute sein alter Stabschef Jomini wieder eingetroffen war, sandte aber an Lauriston den Befehl, in seine frühere Marschrichtung wieder zurückzukehren. Es mag wohl von Leipzig aus ein klarerer Einblick in die Verhältnisse elbabwärts möglich gewesen sein, die ein Herausziehen so

*) Correspondance Nr. 19 956.
**) Correspondance Nr. 19 958.

Digitized by Google

starker Kräfte aus der Verfolgung nicht nötig erscheinen ließen. Er ließ dafür aber zwei Divisionen als Seitendeckung über Wurzen marschieren, während er selbst über Eilenburg seine Bewegung antrat. Bei Torgau kam diese aber bereits unerwartet am 8. zum Stillstand. Der General v. Thielmann, der mit der Besatzung als sächsische Division zum Korps Reynier der Neyschen Armee treten sollte, erklärte, ohne Befehl seines Königs die Tore niemandem öffnen zu dürfen. Ney befand sich in einer schwierigen Lage. Wir begreifen es wohl, daß er mit Eröffnung der Feindseligkeiten zögerte, die schwerwiegende politische Komplikationen im Gefolge haben konnte. Er nahm daher südlich von Torgau mit dem rechten Flügel an der Elbe bei dem Orte Belgern Aufstellung, um einen Druck auf die Entschließung des sächsischen Generals auszuüben, und traf gleichzeitig Vorbereitungen zum Brückenschlag. Außer acht lassen konnte er Torgau nicht, weil der Kaiser in einem Briefe nochmals auf die Wichtigkeit dieses Platzes hingewiesen und angedeutet hatte, daß er vielleicht selbst bei Torgau über die Elbe gehen müßte, wenn der Feind ihm auf dem rechten Elb-Ufer bei Dresden ernstlichen Widerstand entgegensetzen würde, er hoffe aber, daß Neys Anwesenheit bei Torgau genügen würde, den Feind von diesem Gedanken abzubringen. Am 10. wurde die Festung den Franzosen auf Befehl des Königs geöffnet. Am Tage vorher hatte der Kaiser wieder an Ney schreiben lassen, daß jedenfalls ein schnelles Vorgehen auf Wittenberg notwendig sei, weil diese Stadt als Übergangspunkt von großer Wichtigkeit wäre.*) Napoleon war offenbar unruhig, daß Neys Bewegung nicht im Fluß blieb, und glaubte, ihm noch besondere Maßregeln geben zu müssen. Er befahl ihm, nur Reynier vor Torgau zu lassen, und schickte zu dessen Unterstützung und zur Verbindung mit Ney wieder Lauriston, den er dann, um das Korps nicht noch einmal zurückmarschieren zu lassen, ganz bei dem Marschall beließ, als dieser den Marsch auf Wittenberg gar nicht angetreten, sondern nur zwei Divisionen dorthin abgesandt hatte, die er auf halbem Wege nach der Übergabe Torgaus wieder zurückrief. Ney verstärkte sich dadurch noch um 25 000 Mann. Napoleon errechnet in einem Brief vom 13. jetzt selbst für die Neysche Armee annähernd 100 000 Mann.**)

Die ganzen Bewegungen der französischen Armeen dieser Periode stehen unter dem Zeichen der Ungewißheit über den Verbleib der Gegner. Wie wenig die französische Kavallerie ihrer Aufgabe gerecht werden konnte, geht daraus hervor, daß Napoleon — elf Tage nach der Schlacht bei Großgörschen — noch immer nicht wußte, wohin die Preußen zurückgegangen waren. „Ziehen sie sich, wie man annimmt, auf Breslau zurück, oder haben sie sich, wie es doch natürlich erscheint, auf Berlin geworfen, um ihre

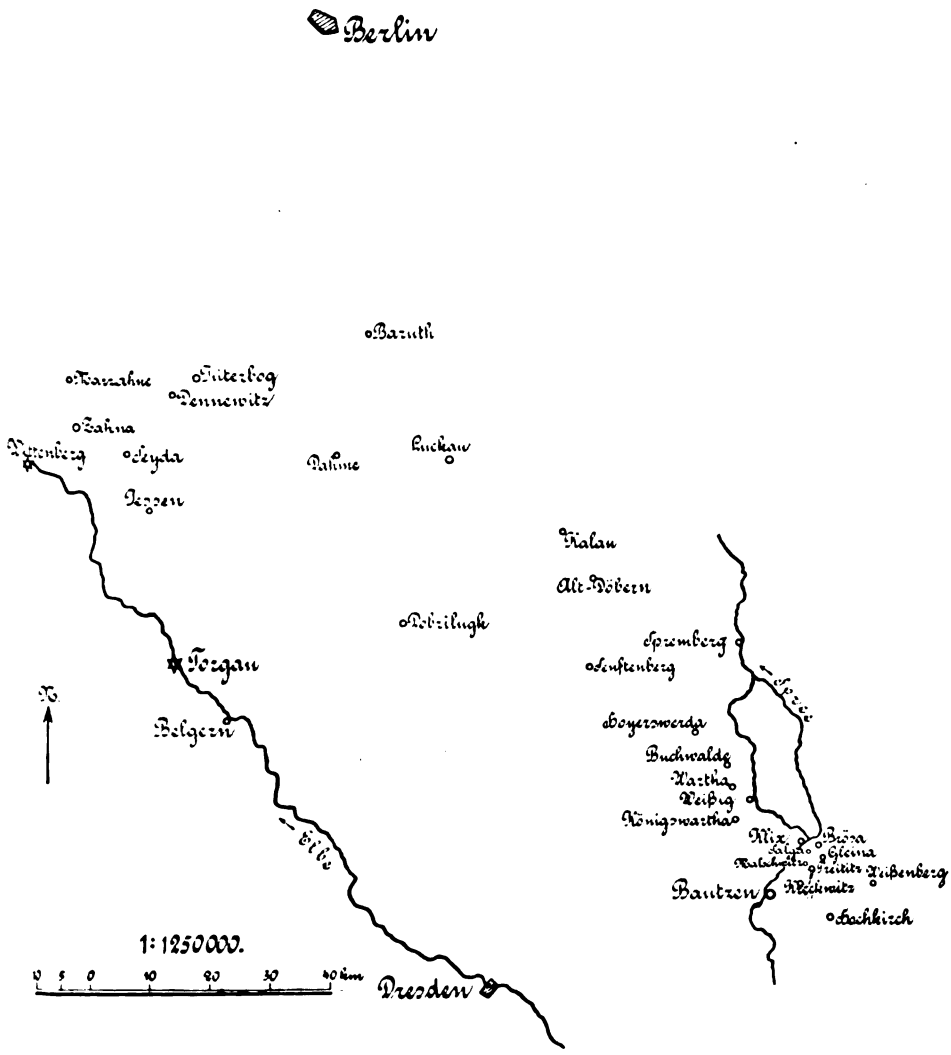
*) Correspondance Nr. 19 986.

**) Correspondance Nr. 20 006.

Digitized by Google

Hauptstadt zu decken?" fragt er.*) Dementsprechend sind auch seine Befehle für die Armeeabteilung Neys, den er zur Tätigkeit anfeuert. „Sie verstehen, daß man doch nicht mit so beträchtlichen Kräften, wie Sie sie kom-

Übersichtsskizze zu den Operationen des Marschalls Ney im Mai und September 1813.



mandieren, in Ruhe verharren darf."**) Er soll auf Luckau vorgehen unter guter Sicherung seiner Verbindungen mit Torgau, da wird er 22 Meilen von Dresden, 21 von Berlin entfernt stehen und kann sich je nach den Nachrichten vom Feind mit großen Massen nach rechts oder links

*) Ebenda. **) Ebenda.

Digitized by Google

wenden. Dann gibt der Kaiser für die Unterabteilungen Neys wieder besondere Befehle: Victor, der noch immer nicht bei Ney ist, soll mit Sebastiani von Köthen aus bei Wittenberg übergehen und von hier einen „halben Tagesmarsch" nach Berlin machen, um die Hauptstadt zu bedrohen, Reynier soll die Verbindung zwischen ihm und dem 3. Korps halten, Lauriston mit dem 5. Korps auf Dobrilugk rücken. Für den Armeeführer selbst bleibt also keine große Entscheidung mehr nötig. Napoleon muß doch der Überzeugung gewesen sein, nur so eine seinen Zwecken entsprechende Gruppierung seiner Nordabteilung bewirken zu können.

In der Frühe des folgenden Tages, also erst am 14. Mai, hat Napoleon Meldungen erhalten, daß die Preußen nicht auf Berlin, sondern auf Bautzen marschiert sind. Sofort geht ein Brief mit entsprechenden Nachrichten an Ney ab. Es scheine nicht zweifelhaft, schreibt der Kaiser,*) daß man den Schutz Berlins lediglich dem Korps Bülow überließe, das mache die befohlenen Bewegungen um so notwendiger. Es ist wohl klar, daß mit diesen befohlenen Bewegungen nur der Marsch bis Luckau gemeint war, wofür der Befehl doch vorlag und von wo Napoleon dann Ney nach jeder Seite verwenden konnte. Der Marschall aber dachte an den Weitermarsch auf Berlin, als den er seine Entsendung im Grunde aufgefaßt hatte. Er schrieb daher am Abend des 14., wohl unter dem Einfluß Jominis, an Napoleon, daß die Beteiligung seiner Armee an einer großen Schlacht ihm als das wichtigste erscheine, und bat darum, von Luckau nicht nach Berlin entsandt zu werden, sondern in der Richtung auf Hoyerswerda marschieren zu dürfen, ein Vorschlag, der strategisch sehr einleuchtend ist.

Der nächste vom 15. Mai datierte Befehl gibt Ney dann als Marschziel Spremberg an der Spree, da der Feind scheinbar bei Bautzen standhalten wolle.**) Damit war der Gedanke einer Operation Neys auf Berlin aufgegeben, seine Kräfte wurden zur Hauptentscheidung herangezogen. Durch die Wahl von Spremberg als Marschrichtungspunkt für den Marschall behielt Napoleons Gedanke des Parallelmarsches noch Gültigkeit. Hielt der Feind jetzt nicht stand, so wäre er auch hinter dem letzten noch übrigen Flußabschnitt Preußens schon umgangen gewesen. Blieb er aber, so mußte Neys Einwirkung eigentlich zur Vernichtung des Gegners führen, ein zweites Ulm stand dem Herzog von Elchingen in lockender Aussicht.

Da aber der Kaiser die geplante Operation auf Berlin doch nicht *ganz* fallen lassen wollte, erhielt Victor für sein Korps, Reynier und Sebastiani einen besonderen dahinzielenden Befehl, während das Korps Lauriston, ebenfalls durch kaiserlichen Befehl, bereits selbständig auf Dobrilugk angesetzt wurde. Ney erfuhr von diesen Befehlen zunächst nichts.

*) Correspondance Nr. 20 007.

**) v. Caemmerer, Der Frühjahrsfeldzug 1813. II. S. 171. Berlin 1909.

Digitized by Google

Am 16. war Napoleon zu der Ansicht gelangt, daß der Feind standhalten werde. Er sandte Ney daher sofort den Befehl, hinter Lauriston zu marschieren. Daß der an ihn ergangene Befehl sich jetzt nur auf das 3. Korps beziehen konnte, mußte den Marschall, der zuletzt für die ganze Nordabteilung Anweisungen erhalten hatte, überraschen.

Es hatte sich scheinbar die Ansicht, daß es sich hier um das Operieren einer selbständigen Armeeabteilung handelte, noch nicht Bahn brechen können, jedenfalls scheinen im Befehlsmechanismus hierin noch Unklarheiten geherrscht zu haben, da sich in dieser Zeit ein verwirrender Wechsel des Verfahrens beobachten läßt. Daß hierdurch im Hauptquartier Neys Unklarheiten und Reibungen entstanden, ist nur zu erklärlich. Der Marschall hatte sich seine Armee als Einheit gedacht und seine Befehle für den Weitermarsch auf Spremberg dementsprechend gegeben. Da er seinen Unterführern näher war als das Hauptquartier, waren seine Befehle denn auch schon ausgeführt, als am 17. Mai nach Beendigung der Tagesmärsche die Sonderanordnungen Berthiers anlangten. Es blieb Ney, der seine Armee außer dem Korps Lauriston jetzt endlich glücklich im Raume Kalau—Luckau—Dahme vereinigt hatte, daher nichts anderes übrig, als den betreffenden Generalen das Weitere zu überlassen und mit seinem Korps über Alt-Döbern nach Senftenberg abzurücken, von wo das 5. Korps bereits nach Hoyerswerda marschierte.

Inzwischen hatte aber, nach Caemmerer,*) die vorhin erwähnte Anregung Neys, alles zur Hauptentscheidung heranzuziehen, die vollkommen im Sinn des Kaisers war, ihre Wirkung im Hauptquartier getan, und daher schrieb am 17. Berthier wieder an Ney, er solle seinen Marsch auf Bautzen fortsetzen, und fügte hinzu: „Geben Sie dem Herzog von Belluno, dem General Reynier und dem General Sebastiani Befehle nach Maßgabe dessen, was Sie vom Feinde erfahren haben und was Sie nach den Umständen für das Vorteilhafteste halten."**) Also wieder eine Unterstellung, nachdem eben ein Auseinanderreißen erfolgt war, und eine durchaus moderne Direktive für das Handeln. Napoleon gewährte hier dem Führer seiner Nordarmee eine Selbständigkeit, wie sie bei ihm in dieser Zeit ganz ungewöhnlich ist; vielleicht mag hierfür der Gedanke mitgesprochen haben, daß es jetzt darauf ankam, alles zur Entscheidungsschlacht schnell heranzubekommen, und daß Ney mit seiner Tatkraft der Mann war, dies ohne Besinnen auszuführen. War doch der Feind der Magnet, auf den er ohne Zögern losgehen mußte, ohne daß besondere Vorsicht nötig war! So ließ Ney denn auch keine Truppen gegen Bülow stehen und meldete am Abend des 18., daß er mit allen Kräften, dem 2., 3., 5. und 7. Korps, am 20. oder 21. vor dem Feinde bei Bautzen eintreffen werde, und daß dann die Schlacht

*) v. Caemmerer, a. a. O. II. S. 189.

**) Ebenda. S. 190.

Digitized by Google

stattfinden könne. Daß er sich unmittelbar an den Flügel des eigenen Heeres heranziehen wollte, galt nach damaligen Anschauungen als selbstverständlich.

Napoleon hatte sich aber schon entschlossen, den strategischen Anmarsch ganz nach modernen Anschauungen bis in die Schlacht hinein zu verlängern, die Vereinigung der Heere also erst auf dem Schlachtfelde zu erstreben. Das gewährte die Möglichkeit, die feindliche Stellung zu umfassen und den entscheidenden Angriff in Flanke und Rücken des Gegners zu führen. Ney soll alle seine Kräfte zusammenfassen und in möglichst dichten Kolonnen auf Brösa (bei Napoleon „Drehsa") auf dem rechten Spree-Ufer (vgl. Skizze) vorgehen.*) „Nach Überschreiten der Spree wird er die feindliche Stellung schon umgangen haben. Das wird den Erfolg haben, daß der Feind die Stellung aufgibt, oder daß sie mit Vorteil angegriffen werden kann." Diesen Befehl zum Marsch auf Brösa erhielt Ney am 19. Mai beim Einrücken in Hoyerswerda. Er beschloß nunmehr, gleich mit dem linken Flügel — 5. Korps — bei Weißig Anlehnung an die Spree zu gewinnen, mit dem rechten — dem 3. — auf der Straße Hoyerswerda—Bautzen zu bleiben. Am Abend des 19. standen die Avantgarden der beiden Korps bei Weißig bzw. Wartha. An beiden Vormarschstraßen hatten an diesem Tage Gefechte stattgefunden, bei Weißig war die Avantgarde Lauristons auf Yorck gestoßen, bei Königswartha, südlich Wartha, war eine Division Bertrands, die vom linken Flügelkorps der Hauptarmee zur Verbindung mit der anmarschierenden Armee Neys vorgeschoben war, von Barclay geschlagen worden. Sie wurde von der Avantgarde des 3. Korps aufgenommen.

Die französische Hauptarmee war inzwischen von Napoleon mit den Spitzen nahe an Bautzen herangeschoben worden und stand der Armee der Verbündeten, die hinter der Spree eine vorbereitete Stellung eingenommen hatte, dicht gegenüber.

Am 20. morgens lief, nachdem Napoleon in der Nacht vergebens auf die Nachricht vom Eintreffen Neys gewartet hatte, dessen Meldung über die beiden Gefechte bei Weißig und Königswartha ein. Der Marschall sprach darin die Ansicht aus, daß der Feind ihn möglicherweise am 20. angreifen werde, und daß er diesen Angriff bei Buchwalde in einer starken Stellung erwarten wolle, er wäre aber entschlossen, den Vormarsch fortzusetzen, wenn der Angriff ausbliebe. Napoleon war durch die Meldung etwas besorgt, ob Ney auch wirklich herankommen würde, und wollte Soult zu seiner Unterstützung vorgehen lassen, als eine Meldung von Ney eintraf, daß der Gegner von Königswartha wieder zurückgegangen sei. Der Marschall erhielt hierauf sofort Befehl, seinen Vormarsch auf Klix fortzusetzen

*) Correspondance Nr. 20 024.

Digitized by Google

und am Abend hier alles zu vereinigen, um am nächsten Tage früh die Spree zu überschreiten.

Am 21. Mai, früh gegen 4^{30} Uhr traf dann folgender Befehl bei Ney ein: „Der Kaiser befiehlt, daß Sie nach Bröſa marſchieren und den Feind aus ſeiner Stellung vertreiben, daß Sie mit uns Verbindung halten und Ihre Richtung auf Weißenberg nehmen, um den Feind zu umgehen.“*) Dieſer Befehl war Ney unklar, er ſchien ihm zu große Gegenſätze zu vereinigen. Weißenberg lag 20 km öſtlich Bautzen an der Straße nach Görlitz, erforderte alſo ein Vorgehen nach Oſten, wenn er aber den Feind vertreiben ſollte, ſo mußte er ſich direkt ſüdlich wenden. Er wußte daher nicht, was er tun ſollte, zumal von Bautzen her ſchon Kampflärm herüberſchallte, und meldete ſofort zurück, daß er neue Befehle erwarte, da die befohlenen Bewegungen doch von der begonnenen Entſcheidung wegführten. Um 8^{0} war folgende Antwort**) in ſeinen Händen: „Die Abſicht des Kaiſers iſt, daß Sie immer den Bewegungen des Feindes folgen. Seine Majeſtät hat Ihrem Generalſtabsoffizier die Stellung des Feindes gezeigt ... Die Abſicht des Kaiſers iſt, daß Sie heute morgen 11^{0} im Dorfe Preititz ſind. Sie werden dort auf dem äußerſten rechten Flügel des Feindes ſein. Sobald der Kaiſer Sie bei Preititz im Kampfe ſehen wird, werden wir auf allen Punkten kräftig angreifen. Laſſen Sie den General Lauriſton auf Ihrem linken Flügel marſchieren, damit er in der Lage iſt, den Feind zu umgehen, falls Ihre Bewegung ihn beſtimmen ſollte, ſeine Stellung zu räumen.“

Der Generalſtabsoffizier Neys, der den Befehl mitnahm, bekam von Napoleon perſönlich die deutlich ſichtbare, kupferbeſchlagene Spitze des Kirchturms von Hochkirch angewieſen, der dem Marſchall für ſein Vorgehen als Richtpunkt dienen ſollte. Zweifellos war der Generalſtabsoffizier über die Abſichten des Kaiſers völlig orientiert, der die feindliche Front zunächſt nur beſchäftigen und die Wirkung der Umfaſſung von Norden her abwarten wollte, und konnte über den Stand der Dinge bei der Hauptarmee Auskunft geben. Für einen zur Selbſtändigkeit erzogenen Unterführer war alſo übergenug gegeben, im Sinne der oberſten Heeresleitung zu handeln.

Der Verlauf der Schlacht zeigt uns, daß es für Ney nicht genügte. Napoleon wartete noch bis gegen Mittag, um Ney näher herankommen zu laſſen, dann gab er den Befehl, auf der ganzen Heeresfront die Vorwärtsbewegung zu beginnen.

Um 6" vorm. überſchritt die vorderſte Diviſion der Neyſchen Armee die Spree. Sie wandte ſich auf Befehl des Marſchalls gegen Malſchwitz, die beiden folgenden Diviſionen oſtwärts gegen Salga. Die Truppen

*) v. Caemmerer, a. a. O. II. S. 218.

**) Ebenda. S. 218.

Digitized by Google

drangen, durch das ungünstige Seegelände behindert, langsam aber stetig vor. Ney selbst befand sich auf dem inzwischen genommenen Windmühlenhügel bei Gleina, als der Generalstabsoffizier mit dem Befehl des Kaisers bei ihm eintraf, nach welchem er um 11° in Preititz sein sollte. Der Stabschef Jomini trat aufs entschiedenste für sofortiges Vorgehen in der vorgeschriebenen Richtung ein, aber Ney, durch die präzisen Befehle Napoleons an blinden Gehorsam gewöhnt, nicht an denkenden, im Gefühle der Unsicherheit über die entscheidende Rolle, die ihm hier zufiel, vermutete vielleicht in der Angabe der Zeit noch einen besonderen Plan seines Kriegsherrn und war froh, nach den nicht so bestimmten Direktiven der letzten Tage wieder einen bestimmten Befehl in Händen zu haben, den er nur auszuführen brauchte. Er blieb also zunächst etwa eine wertvolle Stunde Zuschauer. Der Gedanke, daß er es war, der durch sein Vorgehen allein die Schlacht entscheiden konnte, kam ihm nicht.

Von seiner Stellung aus konnte er die ganze Linie der verbündeten Armeen von hinten überblicken. Er sah, daß in der Front noch immer kein scharfer Kampf stattfand, und glaubte, auf Napoleons Angriff warten zu müssen. Er konnte ferner sehen, daß die Kreckwitzer Höhen, auf denen Blücher stand, stark besetzt waren, und kam zur Ansicht, daß sie der „Schlüssel" der Stellung seien, sein Vorgehen gegen sie müsse entscheidend wirken. Jomini versuchte vergeblich, den durch die Hitze des Kampfes erregten Marschall von diesem Gedanken abzubringen. „Ney hörte nichts auf dem Schlachtfeld,"*) sagt er. Er wollte gegen die Höhen vorgehen, da er aber für die Durchführung des Sturmes noch die weiter zurückgebliebenen Divisionen abwarten wollte, schickte er — eine halbe Maßregel — nur eine Division gegen Preititz vor, die bald wieder zurückgeworfen wurde. Ney zog jetzt alles zusammen, dessen er habhaft werden konnte. Selbst Lauriston, der östlich von ihm im wirksamsten Vorgehen gegen die feindliche Rückzugsstraße war, wurde energisch angewiesen, nachdem er den Befehl schon einmal überhört hatte, sich nach Preititz heranzuziehen. Darüber war viel Zeit vergangen. 2^{30} nachm. erst war das Dorf in Neys Gewalt, obgleich es das schon um 10° vorm. hätte sein können. Aber auch jetzt noch hätte Ney im Sinne Napoleons handeln können, wenn er unbekümmert um alles andere seinem Befehl nachgekommen und auf den Kirchturm von Hochkirch losmarschiert wäre. Dann wäre dem Korps Blücher der Rückzug abgeschnitten und die Schlacht ein entscheidender Erfolg gewesen. Aber „die verfluchten Höhen," wie Jomini sagt, „ließen ihn nicht los!"**) Ney sah, daß auf den Kreckwitzer Höhen

*) v. Caemmerer, a. a. O. II S. 227 (Brief Jominis vom 15. April 1823 an Major Wagner, Kr. A. I. E. 8).

**) v. Caemmerer, a. a. O. II, S. 231.

Digitized by Google

stark gekämpft wurde, sie waren seiner Ansicht nach der Schlüsselpunkt der Stellung, durch einen Sturm auf sie mußte er, wie so oft in seiner Laufbahn, die Entscheidung bringen. So erließ er dann, gleich nachdem Preitz in seinem Besitz war, den Befehl zum Einschwenken in südwestlicher Front und zum Angriff auf die Höhen. Dadurch gab er den Verbündeten die bedrohte Rückzugsstraße wieder frei und hob die Wirkung der Umfassung selbst auf. Der vom Kaiser so groß und vorbildlich angelegte Vernichtungsschlag war infolge der Verständnislosigkeit Neys für die große Aufgabe mißlungen. Der Marschall übersah die Lage nicht und bewies durch die Kette unrichtiger Maßnahmen an diesem Tage, daß er seine Probe als selbständiger Feldherr nicht bestanden hatte.

Wir haben bei diesem ersten Versuch einer neuartigen Kriegführung: des Operierens mit getrennten Armeen auf demselben Kriegsschauplatz, etwas länger verweilt, da er durch die mancherlei Reibungen, die bei ihm entstehen, viel Lehrreiches bietet.

Über die Ereignisse bis zum Schluß des Waffenstillstandes kann dafür schnell hinweggegangen werden. Wir treffen auch hier wieder Ney als Führer einer Armeeabteilung, die aus dem 5. und 7. Armeekorps und dem 1. Kavalleriekorps besteht, die aber im Rahmen der verfolgenden Armee bleibt und Ney vor keine besondere strategische Aufgabe stellt. Die Marschziele werden täglich von Napoleon vorgeschrieben. Der Marschall sieht sich auch nicht veranlaßt, mit seinen Kolonnen schärfer nachzudrängen als die Nebenkolonnen in Anbetracht der außerordentlich überlegenen Kavallerie der Verbündeten und des Zustandes der Truppen. Als Napoleon erfährt, daß die Verbündeten nach Süden in Richtung Schweidnitz abgebogen sind, folgt er ihnen selbst und läßt Ney mit seiner Armeeabteilung im Weitermarsch auf Breslau, das nach kurzem Gefecht am 1. Juni 1813 von ihm besetzt wird. Der Waffenstillstand macht den weiteren Bewegungen ein Ende. Wäre es nicht dazu gekommen, so hätte sich hier Ney wieder in der rechten Flanke des Gegners befunden, und es ist wohl kein Zweifel, daß er für eine Entscheidungsschlacht die gleiche Rolle zugewiesen bekommen hätte, wie bei Bautzen, die er dann nach der Erfahrung dort mehr im Sinne seines Kaiserlichen Herrn hätte ausführen können.

Herbstfeldzug 1813.

Am 15. August, kurz vor Eröffnung der Feindseligkeiten, überträgt Napoleon dem Marschall Ney, als dem ältesten Korpschef, den Oberbefehl über die Bober-Armee bis zu seinem eigenen Eintreffen und befiehlt ihm, sowie sich der Feind mit Überlegenheit zeige, alle Truppen bei Bunzlau zusammenzuziehen. Da dieser Befehl den Marschall erst am 17. erreicht

Digitized by Google

haben kann, kann auch frühestens von diesem Tage an von einer einheitlichen Oberleitung die Rede sein, und das erklärt das Verhalten der französischen Korps, welches hier einer solchen zu entbehren scheint. Sie müssen, durch das vorzeitige Vorgehen Blüchers vollkommen überrascht, sich erst dem Vorstoß ausweichend im Zurückgehen in sich sammeln. Es kann hierfür Ney keinesfalls ein Vorwurf treffen; war es doch unter diesen Verhältnissen für ihn außerordentlich schwer, bei seiner Armee jetzt mit seinen Befehlen durchzudringen, wo schon alles im Fluß war und jeder Korpsführer sich gegen Blücher seiner Haut wehrte, ohne schon von einer Unterstellung unter Ney zu wissen. Ney war der Ansicht, daß der Feind ihn mit großer Überlegenheit angreifen werde, und er war wohl auch hierzu berechtigt, da ihm bisher die gesamte russisch-preußische Armee gegenübergestanden hatte und er von dem Abmarsch Barclays nach Böhmen noch keine Nachricht haben konnte. Er hielt daher den durch Napoleons Befehl vorgesehenen Fall für eingetreten und ging in zwei Gruppen nach dem Bober, in die Gegend von Bunzlau—Löwenberg zurück, wo er am 19. abends anlangte. Bis hierher hatte er im Sinne der Weisungen Napoleons gehandelt, die ihn auf die hervorragenden durch Marmont erkundeten Stellungen bei den genannten Orten aufmerksam gemacht hatten, aber er entschloß sich, am 20. auch die Boberlinie aufzugeben und bis hinter den Queiß zurückzugehen. Das durfte er nicht, denn es widersprach einmal den Befehlen des Kaisers, der ihn wiederholt zur Offensive über den Bober antrieb,*) dann lag aber auch kein zwingender Grund für ein Zurückgehen vor, um so mehr, als es Ney j e t z t bei der steten Gefechtsberührung mit dem Gegner klar sein mußte, daß nicht die ganze russisch-preußische Armee ihm gegenüberstand, abgesehen davon, daß es ihm ausdrücklich durch Napoleon mitgeteilt worden war.**) Daß er selbst, trotz entschiedenen Abratens Marmonts die starken Stellungen am Bober preisgab, die eine herrliche Gelegenheit boten, offensiv zu werden und dadurch zum mindesten Klarheit zu schaffen, wenn nicht den Gegner unter günstigen Bedingungen zu schlagen, zeigt einen großen Mangel an Selbstvertrauen bei Ney. Er fühlte sich wieder seiner Aufgabe nicht gewachsen. So nahe seinem Kaiserlichen Herrn, suchte er gewissermaßen einen Rückhalt bei ihm und glaubte, ihm möglichst viel Streitkräfte unversehrt zuführen zu müssen.

Längerem Zweifeln überhob ihn das Eintreffen Napoleons, der ein weiteres Zurückgehen verhinderte und sofort auf der ganzen Linie zur energischen Offensive überging. Mit Bezug auf das Verhalten Neys schrieb er zwei Tage darauf: „Besonders ärgerlich bei der jetzigen Lage ist das geringe Vertrauen, das die Generale in sich selbst setzen. Die feindlichen Streitkräfte erscheinen ihnen überall riesig, wo ich nicht da bin.“***)

*) Correspondance Nr. 20 428, 20 429, 20 432, 20 435.

**) Correspondance Nr. 20 411.

***) Correspondance Nr. 20 437.

Digitized by Google

Für die Zeit der Anwesenheit des Kaisers trat der Herzog an seine Stelle als Chef des 3. Korps zurück.

Als Napoleon nach dem Gefecht von Löwenberg die Bober-Armee wieder verließ, um nach Dresden zurückzukehren, nahm er den Marschall Ney für seine Person mit sich und teilte ihn seinem Hauptquartier zu. Für die fernere Aufgabe dieser Armee, die jetzt lediglich defensiv war und von ihrem Führer weniger Energie als kluge Zurückhaltung erforderte, hielt er den jüngeren Macdonald für geeigneter. In seiner Menschenkenntnis sparte er sich Ney für eine geeignetere Gelegenheit auf, die dem Marschall gestatten würde, seine Eigenschaften zum Vorteil des Ganzen zur Geltung zu bringen.

Eine solche bot sich in der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August, in der Ney als Truppenführer wieder hervorragendes leistete, und schien sich ebenfalls gleich nachher zu bieten, als Napoleon sich durch die Vernichtung Vandammes bei Kulm gezwungen sah, auf die beabsichtigte persönliche Leitung der Operationen im Norden zunächst zu verzichten.

Oudinot hatte sich bei Großbeeren schlagen lassen und, so schien es im Hauptquartier, lediglich durch seinen Mangel an Entschlossenheit und Tatkraft die „armée de Berlin“ in die mißliche Lage gebracht. Napoleon schätzte seine Gegner im Norden so gering ein — er kannte ja Bernadotte und hielt nichts von den Landwehren —, daß er meinte, man müsse ihnen nur mit Kühnheit und Selbstvertrauen entgegentreten, um sie auszuschalten. Ney schien dem Kaiser für diese Aufgabe geeignet, er hatte ihn bei der Hand, und so entschloß er sich, ihm an Stelle des zaghaften Oudinot den Oberbefehl über die Berliner Armee zu übertragen. Verhängnisvoll sollte es werden, daß Neys langjähriger einsichtsvoller Stabschef Jomini, der ihn wohl allein richtig behandeln konnte, inzwischen zu den Verbündeten übergegangen war, und es so niemand gab, der das Ungestüm des Marschalls in die richtigen Bahnen lenken konnte. Auf Unterstützung seitens der Korpschefs konnte Ney bei der nur zu natürlichen Spannung zwischen ihm und seinem Vorgänger Oudinot, der jetzt als Führer des 7. Korps unter seinem Befehl stand, auch nicht überall sicher rechnen.

Man darf wohl annehmen, daß Ney, der sich doch seit acht Tagen beim Großen Hauptquartier befand, die Auffassung des Kaisers über das wenig entschiedene Verhalten Oudinots und den Wert des Gegners kannte und zu der seinen gemacht hatte.

Am 2. September reiste er mit einem Brief Berthiers zur Armee ab, der folgendermaßen lautet:*)

*) Aus dem Familienarchiv des Fürsten von der Moskwa Napoleon Louis Michel Ney, lieutenant de réserve au 5e hussards, gütigst überlassen.

Google

„An den Marschall Fürsten von der Moskwa.

Herr Fürst von der Moskwa, der Kaiser hat es im Interesse seines Dienstes für nützlich erachtet, das 4., 7., 12. Armeekorps und das 3. Kavalleriekorps unter einem Kommando zu vereinigen. Seine Majestät vertraut Ihnen das Kommando dieses Korps an.

Die Absicht des Kaisers ist, Fürst, daß Sie heute abend nach dem Hauptquartier des Herzogs von Reggio aufbrechen, das in der Jüterboger Gegend ist.

Sie nehmen Ihren Weg elbabwärts über Torgau—Wittenberg. Es würde im Wunsche Seiner Majestät liegen, wenn Sie morgen bei dieser Armeeabteilung wären, die verschiedenen Armeekorps besichtigten und Ihre Befehle gäben, so daß Sie imstande wären, ungefähr am 4. September die Bewegung zum Marsch auf Berlin anzutreten. Die feindliche Berliner Armee scheint eine starke Detachierung gegen den Fürsten von Eckmühl entsandt zu haben, der in der Gegend Wismar—Schwerin steht. Sie werden verstehen, Herr Marschall, wie wichtig es ist, daß der Fürst von Eckmühl seine Bewegung zum Entsatz Stettins fortsetzen kann.

Der Kaiser empfiehlt Ihnen, Ihre Truppen vereinigt zu halten, sie zusammen marschieren zu lassen, nichts kann 50 000 Mann mit 50 Geschützen unter einem guten Oberbefehl widerstehen.

Ich empfehle Ihnen, Fürst, uns oft Nachricht zukommen zu lassen. Wenn dem Kaiser die Absichten der feindlichen Hauptarmee in Böhmen klarer sein werden, wird Seine Majestät auf das rechte Elb-Ufer gehen und, ohne sich zu weit von Dresden zu entfernen, eine Stellung zwischen Berlin und Görlitz einnehmen.

Der Fürst, Vice-Connétable, Major-général Alexandre."

Napoleon vermutet also Oudinot bei Jüterbog und glaubt den Feind durch starke Detachierung gegen Davout geschwächt, sonst weiß man nicht viel von ihm. Es handelt sich nach diesem Befehl also nur um eine Wiederholung des Oudinotschen Vorstoßes gegen Berlin, diesmal unter einem energischeren Führer.

Als Ney in Wittenberg anlangte, hatte er sich zweifellos in die Lage, wie sie ihm durch den Brief angegeben war, hineingedacht und war höchlichst überrascht, sich plötzlich ganz anderen Verhältnissen gegenüber zu befinden: Die eigene Armee unter den Kanonen Wittenbergs, dicht gegenüber ein scheinbar sehr starker Feind, darauf ließen die wiederholten Angriffe schließen, die er gegen die befestigten Stellungen unternommen hatte. Wo das feindliche Gros stand, wußte man nicht, die stark überlegene gegnerische Kavallerie verhinderte jeglichen Einblick. Ney schätzte

Digitized by Google

die Verbündeten auf 73 000 Mann, während seine eigene Armee nur 58 000 zählte.*)

So befand sich der Marschall in einer außerordentlich schwierigen Lage. Er sollte dieselbe Aufgabe ausführen, die Oudinot mit noch ungeschlagenen Truppen und vollständigem Generalstab, den Ney sich erst durch Abgaben aus den Korps schaffen mußte, und mit willigen Unterführern nicht hatte lösen können. Er zögerte daher mit der Ausführung und teilte dem Kaiser in einem Briefe vom Abend des 3. September seine Bedenken mit, indem er bat, ihn doch von der Unterelbe her unterstützen zu lassen.

Am 4. September langte aber die zweite Instruktion Berthiers an. Diese war ebenfalls vom 2. September datiert und dem inzwischen abgereisten Marschall nachgesandt worden. Sie war auf die Meldung Oudinots basiert, er wäre in Richtung auf Wittenberg zurückgegangen. Dadurch war die linke Flanke der Bober-Armee entblößt, und Napoleon hatte sich zum Marsch auf Hoyerswerda entschlossen, wo er am 4. eintreffen wollte. Ney wurde angewiesen, sich am 4. in Marsch zu setzen und am 6. in Baruth zu sein; an diesem Tage werde der Kaiser auch bereits ein Korps in Luckau haben, so daß der Angriff auf Berlin am 9. oder 10. September stattfinden könnte. Der Weg nach Baruth war nicht vorgeschrieben. Ney wurde noch einmal ermahnt, schnell und energisch zu handeln.

Indem das Hauptquartier dem Marschall so Tag für Tag die Bewegungen vorschrieb, setzte es völlige Bewegungsfreiheit für ihn voraus, die, wie wir gesehen haben, nicht vorhanden war. Wir finden hier die gleiche Erscheinung, wie vor der Schlacht bei Bautzen, keine Direktiven für die allein operierende Armeeabteilung, sondern Befehle, wie sie bisher immer den Korpschefs zugesandt worden waren, obwohl man doch bei den weiten Entfernungen und den mangelhaften Verbindungsmitteln nicht über die augenblickliche Lage der detachierten Truppe unterrichtet sein konnte. Je schlechter aber die Verbindungsmittel sind, um so wünschenswerter ist eine größtmögliche Selbständigkeit des Unterführers.

Es war bereits Nachmittag gewesen, als der Befehl eingetroffen war; den Abmarsch, wie befohlen, an diesem Tage anzutreten, war also schon nicht mehr möglich. Der Befehl des Kaisers trieb zur Eile. Dabei wollte aber den Marschall der Gedanke der Offensive auf Berlin nicht loslassen, die ihm in der ersten Instruktion befohlen worden war, und in die er sich drei Tage hindurch hineingedacht hatte. Der Weg über Jessen, auf dem er ungefährdet Baruth hätte erreichen können, schien ihm zu lang, er wäre nicht zu der vorgeschriebenen Zeit dagewesen. Und so meldete er gleich nach Eingang des Befehls an Napoleon zurück: „Daß die Armee sich am

*) Friederich, Geschichte der Befreiungskriege. Der Herbstfeldzug 1813. II. S. 114. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

folgenden Morgen um 10° in Marsch setzen würde, um bis zwischen Zahna und Jüterbog zu rücken, und daß er, bei letzterem Ort angekommen, in der Lage sein werde, sich an Luckau heranzuziehen oder den Marsch auf Berlin fortzusetzen, je nach den Nachrichten, die er empfangen würde."*)

Der Entschluß ist gewissermaßen ein Kompromiß zwischen beiden Befehlen. Bei Jüterbog mußte es sich nach dem Verhalten des Feindes spätestens entscheiden, ob man es wagen konnte, allein auf Berlin vorzugehen, oder ob man sich nach Luckau wenden müßte. Bis dahin mußte man versuchen, durchzukommen. So griff denn der Marschall zu der halben Maßregel, sich dicht am Feinde vorbeizuschieben, ohne sich darüber klar zu werden, daß eine so wenig entschiedene Maßnahme, bei der er gewissermaßen mit dem einen Auge nach dem Gegner, mit dem anderen nach dem im Anmarsch geglaubten Kaiser schielte, zu keinem guten Ende führen konnte, und daß der Befehl des Kaisers nur auf Grund falscher und mangelhafter Nachrichten über die Nordarmee gegeben sein konnte. Wo Ney die Verhältnisse so ganz anders vorfand, mußte er nach ihnen handeln und die Verantwortung dafür übernehmen. Statt nun die Befehle des Kaisers den Umständen anzupassen, suchte er sie möglichst wörtlich auszuführen, in der unbestimmten Hoffnung, auch allein einen Sieg über die Nordarmee erringen zu können, wenn sie die Ausführung des Marsches zu verhindern suchen sollte. Wenn er sich h i e r z u aber stark genug fühlte, so wäre ein entschiedener Angriff auf den Gegner in Anlehnung an die Festung Wittenberg wohl noch aussichtsreicher gewesen, — wir wissen heute nach der Truppenverteilung, daß Ney sicher Erfolg gehabt hätte, wenn er sich auf das nächste Korps gestürzt hätte —, oder er mußte eben den sicheren Weg wählen und den Zeitverlust auf sich nehmen, um dem Kaiser auf jeden Fall seine Heeresabteilung unversehrt zuzuführen.

Alle anderen Fehler, die Ney auf diesem Zuge beging, kommen erst in zweiter Linie: daß er selbst in dieser Lage ohne Aufklärung marschierte, daß er nicht beim vordersten Korps war und erst einige Stunden nach dem Beginn des Gefechts auf dem Kampffelde eintreffen konnte, daß er die sich zweimal, nach dem Zurückwerfen Tauentziens u n d Bülows bietende Gelegenheit, das Gefecht unter günstigen Bedingungen abzubrechen, versäumte, daß er, seinem Naturell folgend, sich in das Kampfgewühl stürzte, und, über taktischen Einzelheiten den Überblick über das Ganze verlierend, den zuletzt eintreffenden Oudinot von der Stelle wegzog, wo er am wichtigsten war, und dadurch der Schlacht den unheilvollen Ausgang gab. Der Hauptfehler liegt an dem Mangel an strategischer Einsicht bei Ney, der sein vorderstes Korps zu einer taktischen Berührung mit dem Gegner führte, aus der sich durch die Verhältnisse eine vom Führer nicht gewollte Entscheidungsschlacht entwickelte.

*) Friederich, a. a. O. II, S. 115.

Digitized by Google

Napoleon hatte kein Wort des Vorwurfs für den Marschall, als ihm die Nachricht von Dennewitz gebracht wurde. Er schob die Schuld an dem Unglück auf die Schwierigkeiten der Kriegführung im allgemeinen, die zu wenig bekannt wären.*) Ein gewisses Schuldbewußtsein mag da mitgesprochen haben, hatte man doch dem Marschall bis ins einzelnste gehende Vorschriften gegeben, ohne sich über die Verhältnisse beim Gegner klar zu sein, und ihm die Anwesenheit des Kaiserlichen Heeres bei Luckau suggeriert.

Daß Ney um 6° abds. mit Rücksicht auf die weiteren Operationen den Rückzug auf Dahme befahl, ist auch unseren Anschauungen entsprechend. Der Befehl konnte aber von der Mehrzahl der Truppen nicht mehr ausgeführt werden, oder er erreichte sie nicht. Nur das Korps Bertrand konnte die befohlene Richtung einschlagen. Reynier und Oudinot lenkten die Trümmer ihrer Korps nach Torgau, um das, was gerettet war, erst einmal in Sicherheit zu bringen. So war die Armee in zwei Gruppen geteilt, und Ney entschloß sich, diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, indem er mit dem Korps Bertrand von Dahme auch nach Torgau rückte, ein Entschluß, der durch die Verhältnisse geboten war. Im übrigen sah der Marschall die Lage so schwarz an, daß er es wagte, dem Kaiser zu raten, nunmehr die Elbe zu verlassen und hinter die Saale zurückzugehen.

Er selbst zog die Trümmer seiner Armee über die Elbe, gab sogar am 9. September im Gefühl seiner Ohnmacht lediglich auf die Nachricht hin, daß ein feindliches Korps den Übergang bewerkstelligt habe, die Elblinie auf und ging bis an die Mulde zurück, ohne eine Bestätigung der Nachricht abzuwarten. Napoleon war mit dieser Maßnahme sehr unzufrieden und befahl Ney, unverzüglich wieder vorzugehen und vorwärts der Elbe Aufstellung zu nehmen. So finden wir die Neysche Armee um Mitte September stark zusammengeschmolzen wieder an dem Flusse; ihn zu überschreiten, fühlte der Marschall sich nicht befähigt. Die jetzt eintretende Ruhepause wurde zur Reorganisation der Armee verwandt. Die dann folgende Zeit kennzeichnet sich dadurch, daß Ney seine Truppen je nach den eingehenden Nachrichten von der Gefahr eines feindlichen Übergangs mehrfach hin und her schob. Sein Verhalten zeigt die Schwächen einer lediglich defensiven Stromverteidigung, die zu passivem Warten verurteilt und in der Absicht befangen ist, nahe an den vermutlichen Übergangsstellen Truppen zur Abwehr verteilt aufzustellen, statt sie weiter zurück versammelt zu halten, eine gute und schnelle Aufklärung am Flusse selbst zu belassen und über den übergegangenen Gegner mit Macht herzufallen. So wurde das 2. Korps am 3. Oktober vereinzelt bei Wartenburg geschlagen und Ney dadurch gezwungen, die Elblinie von neuem aufzugeben und seine Truppen wieder über die Mulde zurückzuziehen. Am 5. Oktober wurden

*) Gouvion St. Cyr., Mémoires.

Digitized by Google

ihm hier noch die Korps Marmont, Souham und das Kavalleriekorps Latour-Maubourg unterstellt, so daß Ney den Oberbefehl über sämtliche Truppen führte, die sich nördlich und östlich Leipzig befanden. Er wich ziemlich eilig weiter in die Gegend östlich Leipzig zurück, indem er den Weg auf die Stadt freigab, wohl im Gefühl, sich Napoleon zu nähern, und sein Verhalten gefiel dem ihm unterstellten Marmont so wenig, daß er sich beim Kaiser darüber beschwerte. Der Brief endigt mit den Worten: „Ich beschränke mich darauf, wiederholt zu versichern, daß nichts Ihrem Dienste nachteiliger sein kann, als bei der schwierigen Lage, in der wir sind, die Leitung der Unternehmungen den jetzigen Händen anvertraut zu sehen.“*) Ney hätte unbedingt richtiger gehandelt, wenn er mit seinen starken Kräften nicht so eilig zurückgewichen wäre. Behielt er die Fühlung mit dem Gegner, so hätte der gewaltige Vorstoß zur Vernichtung Blüchers und Bernadottes, den Napoleon in den Tagen vom 8. bis 14. Oktober unter Zurücklassung Murats gegen die Böhmische Armee von Wurzen aus muldeabwärts unternahm, sicher nicht zu einem Luftstoß werden können. Die beiden Heere der Verbündeten hätten sich einer Schlacht nicht entziehen können, deren Ausgang bei der Überlegenheit der Franzosen — der Kaiser hatte 150 000 Mann versammelt — wohl keinen Augenblick zweifelhaft gewesen wäre. Der Grund zum Mißlingen der Unternehmung muß in erster Linie in Neys Verhalten gesucht werden.

Am 14. Oktober vereinigt Napoleon seine Armee um Leipzig, um die Entscheidung zu suchen. Ney erhält den Oberbefehl nördlich der Stadt. Er hat die Aufgabe, sich so aufzustellen, daß er den Schutz gegen Blücher und die Nordarmee übernehmen, daß er aber auch, wenn erforderlich, mit allem oder doch einem beträchtlichen Teil zum Kampfe gegen die Hauptarmee herankommen kann. Wir sehen im Verlauf des 16., daß er bei dieser doppelten Aufgabe auf beiden Stellen fehlt. Durch wechselnde Befehle des Kaisers, verschiedene sich widersprechende Nachrichten über den Feind und Hilferufe seiner Unterführer wird er hin und her gezogen. Schließlich löst der Marschall, um seinen vielfältigen Aufgaben gerecht zu werden, fast seine ganze Armee auf: Bertrand sendet er nach der Enge von Lindenau, wo er nicht nötig ist; zwei Divisionen des 3. Korps sind auf dem Wege nach Wachau zum Kaiser, dem ihr Eintreffen angezeigt ist und der sehnsüchtig auf sie wartet, wo sie aber zu spät kommen, um eine günstige Wendung herbeizuführen; zwei gehen zur Sicherung noch herankommender Trains nach Nordosten, wo sie unter ungünstigen Bedingungen ins Gefecht treten müssen. Gegen Blücher bleibt nur Marmont stehen, der allein dem Ansturm nicht gewachsen ist und bis an die Parthe zurückgeworfen wird. So ist der Mißerfolg hier im Norden hauptsächlich der

*) Friederich, a. a. O. II, S. 308.

Digitized by Google

Ratlosigkeit des Fürsten von der Moskwa zuzuschreiben. Für eine Offensive kommen seine Truppen nicht mehr in Betracht.

Die Aufgabe Neys für den 18. Oktober ist lediglich taktischer Natur und braucht daher nur gestreift zu werden. Der Marschall befehligt hier auf der Nord- und Nordostfront. Die Aufstellung der Truppen ist ohne Zweifel im vollen Einverständnis mit dem Kaiser geschehen, mit welchem Ney wiederholt Unterredungen hatte. Er zeigt sich am 18. seines alten Ruhmes als Schlachtengeneral würdig, und unter seiner Führung leisten die Truppen Heroisches. Wenn die Vorposition auf der Ostfront verloren ging, so muß das der großen numerischen Überlegenheit der Verbündeten zugeschrieben werden.

Am 19. Oktober verließ der Marschall im Gefolge Napoleons Leipzig. Damit war für 1813 seine Rolle als Heerführer beendet.

1814.

Der Feldzug in Frankreich bot keine rechte Gelegenheit, die strategischen Fähigkeiten des Fürsten von der Moskwa in gleicher Weise auf die Probe zu stellen, wie es im Jahre 1813 geschehen war, da Ney hier, als Führer der jungen Garde, von der Napoleon sich nur ausnahmsweise trennte, für operative Entsendungen in der Regel nicht in Frage kam.

Im übrigen hat Ney in diesem Feldzuge das, was von ihm gefordert wurde, mit Geschick und dem ihm eigenen militärischen Instinkt bei einfacher Lage der Dinge zur Zufriedenheit seines Kaiserlichen Herrn ausgeführt. Er fühlte sich hier in den kleineren Verhältnissen, wo die „große Armee" gegenüber der halben Million des Vorjahres nur noch 70 000 Mann zählte, seiner Lage mehr gewachsen. Wo ein ganzer Mann erforderlich war beim Rückzug als Führer der Nachhut oder beim Angriff, wenn es galt, durch energisches Draufgehen die Entscheidung herbeizuführen, da verwandte der Kaiser nach wie vor mit Vorliebe Ney.

Erst als sich nach der Rückkehr des Kaisers von der Marne und dem Gefecht von Montereau die Hauptarmee der Verbündeten nach dem Plateau von Langres zurückzog und Blücher sich zum zweiten Male von ihr trennte, um nach Norden abzumarschieren, kam der Augenblick, wo der Kaiser seinen Marschall nach langer Zeit wieder strategisch verwenden wollte. Ney sollte sich am 26. Februar nördlich der Aube mit Victor und mehreren Kavalleriekorps vereinigen, um gegen Blücher zu operieren; er erhielt die allgemeine Anweisung, dem Gegner unter keinen Umständen zu gestatten, sich in Sezanne festzusetzen. Napoleon hoffte, den preußischen Feldmarschall durch konzentrischen Vormarsch von der Aube und Seine zwischen zwei Feuer zu bringen. Die Einleitung zu dieser Bewegung — Ney marschierte vorsichtigerweise längs der Aube auf Plancy, wo Victor eintreffen mußte — fand die Billigung des Kaisers. Dann war es mit

Digitized by Google

der operativen Tätigkeit des Marschalls schon wieder vorbei, denn Napoleon, der glaubte, es sei wieder eine Gelegenheit gekommen, seinen kühnsten Gegner Blücher wie in der ersten Februarhälfte zu fassen, rückte ihm schon am folgenden Tage mit stärkeren Kräften nach und übernahm persönlich die Leitung der Operationen. So sehen wir Ney auch auf diesem Zuge nur taktisch tätig. Bei Craonne am 7. März, wo er als Führer mehrerer Korps den Angriff gegen einen feindlichen Flügel leitete, und bei Laon am 9. pflückte er sich auf dem Schlachtfelde neue Lorbeern.

Mitte März brach Napoleon abermals nach der Aube und Seine auf, er ließ aber diesmal den Fürsten von der Moskwa über Châlons zur Marne auf Arcis gesondert vorrücken, gewissermaßen als linke Seitendeckung. Da diesem aber der Weg genau vorgeschrieben war, und er nichts vom Feinde zu Gesicht bekam, kann von einer strategischen Tätigkeit auch hier nicht gesprochen werden. Bei Arcis, wo die Vereinigung mit dem Kaiser stattfand, prallte Ney am 20. März zuerst auf den Feind. Er zog sich aber in Erkenntnis der feindlichen Überlegenheit, gegen seine sonstige Gewohnheit, behutsam wieder zurück. Überhaupt können wir beobachten, daß der Marschall viel vorsichtiger geworden ist, das frische Draufgängertum kommt nicht mehr so oft zum Vorschein.

Kurz darauf erhielt Ney seinen letzten selbständigen Auftrag in diesem Feldzug. Er sollte mit seinem Korps und stärkerer Kavallerie das von den Verbündeten besetzte Vitry nehmen, um dem Heere den Marne-Übergang zu öffnen. Er schloß die Stadt auf dem linken Ufer ein und beschoß sie, wurde aber durch das Feuer der russischen Schweren Artillerie in angemessener Entfernung gehalten, und der Kaiser war gezwungen, oberhalb der Stadt auf Pontonbrücken überzugehen. Neys Unternehmung war gescheitert.

Und dann hören wir noch einmal vom Marschall, als Napoleon in Verzweiflung, seine Operation nach dem Osten gescheitert und den Gegner, unbekümmert um ihn, auf Paris rücken zu sehen, einen Kriegsrat berief und sich der Stimme Berthiers und Neys unterwarf, die eine weitere Durchführung der Operationen für unmöglich erklärten, für den Rückzug auf Paris stimmten, und zwar aus Verpflegungsrücksichten nicht für den kürzesten Weg, sondern für den über Troyes, auf dem der Kaiser nur bis Fontainebleau kommen sollte. Hier soll Ney es gewesen sein, der Napoleon am stürmischsten zur Abdankung drängte. „Der Marschall Ney wurde so drohend, daß Napoleon an ein Komplott gegen sein Leben glaubte", müssen wir von ihm lesen.*) So ließ er seinen Kaiserlichen Herrn fallen, der ihn mit Ehren und Würden überhäuft hatte!

Nicht minder leicht wurde es Ney, dem von den Verbündeten ein-

*) Welschinger, Le maréchal Ney 1815. S. 10. Paris 1893.

Digitized by Google

gesetzten Ludwig XVIII. den Treueid zu leisten, wofür ihm seine Titel bestätigt wurden. Der König schenkte dem Marschall solches Vertrauen, daß er ihn nach der Rückkehr Napoleons von Elba als Oberbefehlshaber der in Südfrankreich stehenden Truppen gegen seinen einstigen Herrn sandte. Noch vor der Abreise versicherte Ney den König seiner Treue und äußerte, Napoleon müsse in einen eisernen Käfig gesperrt werden.*) Als aber der Kaiser mit seiner täglich anwachsenden Truppenmacht näher heranrückte und in der richtigen Beurteilung des schwankenden und unselbständigen Charakters seines alten Unterfeldherrn dem Marschall einfach wie in früheren Tagen seinen Befehl sandte, konnte dieser nicht widerstehen und ging mit fliegenden Fahnen zu Napoleon über, obgleich er noch am Tage vorher seine Truppen in einer Ansprache zur Treue gegen den König ermahnt hatte.

1815.

Das wenig Vertrauen erweckende Verhalten des Fürsten von der Moskwa hatte den Kaiser aber mit Recht gegen seinen alten Marschall mißtrauisch gemacht. Erst kurz vor seiner Abreise nach dem künftigen Kriegsschauplatze in Belgien stellte er es ihm frei, ob er eine Armeeabteilung übernehmen wollte oder nicht. So konnte Ney die ihm unterstellten Führer und Truppen gar nicht kennen lernen.

Napoleons Plan war: überraschend gegen die in ihren Kantonnements befindlichen Gegner Blücher und Wellington vorzustoßen. Ihre natürlichen Rückzugsstraßen und Verbindungen liefen auseinander, die der preußischen Armee über Lüttich nach dem Rhein, die der englisch-holländischen über Brüssel nach dem Meer. Ein siegreicher Vorstoß mußte die Verbündeten allen Berechnungen nach trennen, wenn er gegen den Punkt gerichtet war, an dem die Verbindungen sich berührten. Die nächste Verbindungslinie zwischen beiden Gruppen des Feindes war die große Straße Nivelles—Namur. Sie wurde durch Blüchers Operationslinie bei Sombreffe, durch die Wellingtons bei Quatrebas geschnitten. Dies waren also die beiden Punkte, auf die Napoleon zunächst sein Augenmerk richtete.

Dementsprechend hatte er seine Armee in zwei Flügelkolonnen und eine Reserve geteilt. Die rechte führte Grouchy, die linke, bestehend aus dem 1. und 2. Korps und dem Kavalleriekorps Kellermann, Ney. Sein Marschziel war Quatrebras—Brüssel.

Ney konnte erst am 15. Juni, dem Vorabend der Kämpfe von Ligny und Quatrebras, beim Heere eintreffen, als schon alles im Fluß und seine Armeeabteilung im Vormarsch von Charleroi auf der Brüsseler Straße war. Er war, nur von seinem Adjutanten begleitet, auf einem Bauern-

*) Ebenda. S. 7.

Digitized by Google

wagen nach Beaumont gekommen, hatte sich hier von dem erkrankten Marschall Mortier zwei Pferde erstanden und eilte nach seiner Meldung beim Kaiser in Charleroi und Empfangnahme der Instruktion — Napoleon soll nur gesagt haben: „Gehen Sie und treiben Sie den Feind zurück!"*) — gleich zu dem an der Spitze seiner Kolonne befindlichen 2. Korps nach Gosselies vor, das nach kurzem Kampf genommen wurde. Hier blieb der Marschall für die Nacht mit dem Gros seiner Truppen stehen. Seine Vortruppen waren bei Frasnes. Aus diesem Stehenbleiben ist dem Marschall oft ein Vorwurf gemacht worden. Napoleon hat sich selbst auf St. Helena darüber ereifert, daß Ney nicht an diesem Tage schon den wichtigen Straßenknoten von Quatrebras in Besitz genommen hätte. Es ist wahr, daß Ney bei beschleunigtem Vorgehen den Ort nur schwach besetzt vorgefunden hätte, da Wellington für den Besitz dieses für seine Verbindung mit Blücher so bedeutenden Punktes keine besonderen Anordnungen getroffen hatte; aber einmal ist es nicht erwiesen, daß der nicht zur Selbständigkeit erzogene Marschall hierzu noch beauftragt worden war — es scheint nicht so, weil er am Abend dem Kaiser ganz ruhig seine Meldung über die Stellung der Truppen sendet — und dann muß man wohl auch zugeben, daß Ney kaum schon mit der Lage vertraut sein konnte. Dies läßt sich auch daraus schließen, daß er sich nachts noch einmal zum Kaiser begab, um sich Instruktionen zu holen. Vom strategischen Standpunkt aus scheint aber eine vereinzelte Besetzung von Quatrebras wohl ebenso undenkbar, wie ein vereinzeltes Vorgehen Grouchys auf Sombreffe, da das für die Truppenabteilungen ein Hineinbegeben zwischen zwei starke Gegner bedeutet hätte. Diese hätten dann nur die Schlinge zuzuziehen brauchen. Ein gemeinsames Vorgehen gegen beide Punkte wäre dagegen noch am 15. von großer Bedeutung gewesen; aber dazu hätte der Impuls von Napoleon ausgehen müssen, der mit der Garde in Charleroi stehen blieb, und dessen zögernde Handlungsweise an diesem Tage naturgemäß auf seine Unterführer abfärbte.

Erst am nächsten Tage werden beide Abteilungen auf die genannten Punkte angesetzt, und zwar ziemlich spät. Ney soll bei und vorwärts Quatrebras Stellung nehmen, der Kaiser will sich nach den Meldungen entscheiden, welchen Flügel er unterstützen wird. Aus dem Vorgehen des rechten Flügels in Richtung Sombreffe entwickelt sich am 16. Juni mittags die Schlacht bei Ligny, und es entsteht bei Napoleon sofort der Plan, die Detachierung Neys, der nach seinen Meldungen keinen sehr starken Feind bei Quatrebras vor sich hat, wieder zu einer großen Umfassung zu benutzen wie bei Bautzen. Er schickt ihm durch den major-général Soult um 2° nachmittags einen Befehl folgenden Wortlauts:

*) Bleibtreu, a. a. O. S. 247.

Digitized by Google

„Herr Marschall! Der Kaiser trägt mir auf, Sie zu benachrichtigen, daß der Feind ein Truppenkorps zwischen Sombreffe und Brye vereinigt hat, und daß der Marschall Grouchy um 2^{30} dasselbe mit dem 3. und 4. Korps angreifen wird.

Der Wille Seiner Majestät ist, daß auch Sie dasjenige angreifen, was Sie vor sich haben, und nachdem Sie den Feind kräftig zurückgeworfen, abschwenken und in Verbindung mit uns das Korps umfassen, von dem ich soeben gesprochen habe. Sollte das Korps schon vorher geschlagen werden, so wird Seine Majestät in Ihrer Richtung manövrieren, um in gleicher Weise Ihre Operationen zu beschleunigen . . ."

Schon nach einer Stunde bringt ein zweiter Befehl die dringende Wiederholung der Aufforderung zum Eingreifen:

„Herr Marschall! Vor einer Stunde habe ich Ihnen geschrieben, daß der Kaiser den Feind in seiner Stellung zwischen Brye und Sombreffe angreifen werde. In diesem Augenblick ist der Kampf sehr lebhaft. Seine Majestät befiehlt mir, Ihnen zu sagen, Sie sollen auf der Stelle derart manövrieren, daß Sie den rechten Flügel des Feindes umfassen und mit voller Kraft in seinen Rücken fallen. Diese Armee ist verloren, wenn Sie energisch operieren. Das Schicksal Frankreichs liegt in Ihren Händen."*)

Aber Ney kann diese Befehle nicht ausführen, er ist bei Quatrebras gebunden. Seiner Instruktion gemäß ist er auf diesen Ort vorgegangen und hat ihn besetzt gefunden. Er greift aus der Marschkolonne an, muß aber sehen, wie sich der Gegner mehr und mehr verstärkt. Der Kampf nimmt dauernd an Heftigkeit zu, ohne daß es Ney gelingt, Boden zu gewinnen. Während er sehnsüchtig nach seinem 1. Korps aussieht, das noch herankommen muß, erfährt er, daß es hinter seinem Rücken durch unmittelbaren Befehl Napoleons in Richtung Ligny herangezogen ist. Kurz entschlossen schickt er ihm den Befehl nach, sofort wieder umzukehren. Um sich aber Luft zu machen und Zeit bis zum Eintreffen des Korps zu gewinnen, gibt er Kellermann, der mit nur einer Kavalleriebrigade bei ihm hält, den für Ney bezeichnenden Befehl: „Mein lieber General, es handelt sich jetzt um das Wohl Frankreichs, es handelt sich um eine außergewöhnliche Anstrengung; nehmen Sie Ihre Kavallerie, werfen Sie sich mitten in die feindliche Armee und vernichten Sie sie!"**) Trotz des Augenblickerfolges dieser tapferen Brigade kann Ney aber keinen Boden gewinnen und sieht sich gezwungen, abends auf die Stellung zurückzugehen, die er am Morgen innegehabt hat.

Das 1. Korps Erlon war inzwischen in seinem Marsch bis auf 4 km an den linken Flügel der bei Ligny kämpfenden rechten französischen

*) v. Lettow-Vorbeck und v. Voß, Napoleons Untergang 1815. I. S. 325 ff.
**) Ebenda. S. 355.

Digitized by Google

Flügelarmee herangekommen, als der auf das bestimmteste abgefaßte Befehl Neys bei ihm eintraf. Es machte daraufhin kehrt und marschierte wieder auf Quatrebras, wo es aber erst nach Beendigung des Kampfes eintreffen konnte. So kam es, daß dies Korps in Stärke von 20 000 Mann den 16. Juni mit nutzlosem hin und her Marschieren zwischen zwei Schlachtfeldern verbrachte, auf denen die Truppen in heißem Ringen auf sein Eingreifen warteten.

Es ist wohl ein Fehler Neys gewesen, daß er in Verkennung der Tatsache, daß die Hauptentscheidung des Tages bei Ligny lag, das 1. Korps von dieser Hauptentscheidung gegen den Befehl des Kaisers wieder zu sich heranzog. Einen nicht zu unterschätzenden Erfolg hat sein Kampf bei Quatrebras zweifellos gehabt, das ist der, daß Wellington durch ihn verhindert wurde, Blücher die versprochene Unterstützung zuteil werden zu lassen. Dieses Ziel konnte der Marschall aber auch mit schwächeren Kräften erreichen, und sein Verhalten im Gefecht konnte zweckmäßiger sein. Die an der ruhigen Haltung der Engländer zerschellenden, übereilten Angriffe kosteten viel Blut und beeinflußten die Stimmung der Truppen in nachteiligem Sinne. Jedenfalls muß aber auch ein Teil der Schuld Napoleon angerechnet werden, der hier wieder dem selbständig operierenden Marschall einen beträchtlichen Teil seiner Streitkräfte entzog, ohne ihn gleichzeitig davon zu benachrichtigen.

Am 17. Juni morgens bleibt der Marschall zunächst untätig, wohl in der Voraussetzung, auf diese Weise Wellington möglichst lange bei Quatrebras festzuhalten, um so dem Kaiser Gelegenheit zu geben, gegen die Flanke der Engländer heranzukommen. Je länger diese stehen blieben, desto wirksamer mußte Napoleons Eingreifen werden. War so der Grundgedanke des Marschalls mit Rücksicht auf den zu erwartenden Erfolg richtig, so mußte Ney sich doch auch sagen, daß der Feind diese Gefahr ebenfalls erkennen und sich ihr zu entziehen suchen werde. Ein Festhalten aber lediglich durch untätiges Gegenüberstehen war unmöglich. Das war ein gänzliches Verkennen der Mittel und rechnete mit einem untätigen und blinden Gegner. Und so sehen wir denn Wellington gegen 10^{h} ruhig seinen Rückzug auf Brüssel beginnen, ohne daß er von Ney ernstlich daran gehindert wird. Eine schöne Gelegenheit, dem Feinde einen vernichtenden Schlag beizubringen, war damit wieder verpaßt. Ney hätte mit der Möglichkeit des Rückzuges rechnen, und durch offensive Tätigkeit die Engländer fesseln oder zum mindesten seine Truppen bereitstellen müssen, um beim ersten Anzeichen einer rückgängigen Bewegung des Gegners ihn mit aller Macht anzugreifen.

Ein Nachdrängen beginnt am 17. erst auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers, als es schon zu spät ist. Das Eintreffen Napoleons enthebt Ney dann wieder der Sorge des selbständigen Operierens, nachdem er die Kette

Digitized by Google

der verpaßten Gelegenheiten in seiner Feldherrnlaufbahn um ein neues Glied bereichert hat.

So war dem Gegner Zeit gelassen, nördlich des Gehöftes La Belle Alliance eine starke Stellung zu nehmen, und hier entbrannte am nächsten Tage, dem 18. Juni 1815, die Schlacht, die die letzte des Kaisers Napoleon und seines alten Waffengefährten Ney sein sollte.

Die Schlacht selbst war in ihrer strategischen Anlage von verblüffender Einfachheit, eine Frontalschlacht im einfachsten Sinne. Sie stellt sich dar als eine fortdauernde Kette französischer Offensivstöße, denen gegenüber Wellington in rein passiver Verteidigung verharrt. Es kam darauf an, den Gegner zu vernichten, ausholende Bewegungen hätten ihn nur zum Zurückgehen in östlicher oder nördlicher Richtung veranlaßt. So war der Sinn der Napoleonischen Angriffe: Anpacken des Gegners auf der ganzen Front und Durchstoßen der Mitte durch Zusammenfassen gewaltiger Massen. Das von einem Bataillon deutscher Legionstruppen unter Major Baring tapfer verteidigte Gehöft La Haye Sainte war ihr erstes Angriffsobjekt.*)

Als Führer dieser Angriffsmassen war Ney ausersehen, und wenn jemals Übermenschliches an Todesverachtung und Tapferkeit geleistet worden ist, so ist es hier bei Belle-Alliance von Ney geschehen; er hat seinem Ehrentitel des Tapfersten der Tapferen alle Ehre gemacht, hat ihn sich hier noch einmal erworben. Fünf Hauptangriffe führt er gegen die feindliche Stellung vor, den letzten zu Fuß, nachdem ihm fünf Pferde unter dem Leibe erschossen sind; achtmal dringt er für seine Person an der Spitze der Infanterie oder Kavallerie in die Reihen des Gegners ein, immer ist er dort, wo es am heißesten hergeht. Aber er befindet sich in einer zur Raserei gesteigerten Erregung und ist nicht imstande, einen ruhigen Überblick über den Gang der Schlacht zu behalten, wie wir es schon bei Dennewitz gesehen haben. Immer wieder rafft er an Truppen zusammen, was er findet, Infanterie oder Kavallerie, immer wieder bricht er gegen den Feind vor und reißt die Massen in bewunderungswürdiger Weise durch seine Art und sein Beispiel mit, aber irgendein System ist in seinen Angriffen nicht zu erkennen. Und so sieht sich auch Napoleon seinem neben ihm haltenden Bruder gegenüber zu der Äußerung veranlaßt, als er Ney wieder zu früh losbrechen sieht: „Der Unglücksmensch! Es ist das zweite Mal seit vorgestern, daß er das Schicksal Frankreichs gefährdet.“**)

Überblicken wir noch einmal kurz die Tätigkeit Neys in den Befreiungskriegen: Großgörschen, Bautzen, Dennewitz, Leipzig, dann Frankreich, dann wieder Quatrebras, Belle-Alliance, so müssen wir sagen, daß

*) Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion. Hannover 1907.
**) v. Lettow-Vorbeck und v. Voß, a. a. O. I, S. 428.

Digitized by Google

er eigentlich überall, wo er in größeren Verhältnissen vor eine selbständige Aufgabe gestellt war, versagt hat. Seine Begabung lag nicht auf operativem Gebiete. Ein Soldat von beispielloser Tapferkeit, war er der Mann, in einfachen Verhältnissen die Befehle seines Kaiserlichen Herrn auszuführen, wie er es auch 1814 meistens richtig getan hat. Er handelte dann im blinden Vertrauen auf dessen Genius, den er um so höher einschätzte, je mehr er ihn bei sich vermissen mußte, unbekümmert um die Verhältnisse, mochten sie sich auch noch so sehr zu seinen Ungunsten verändert haben.

Ob Neys Feldherrntum aber deswegen, weil sein Name in den Befreiungskriegen so oft eine Niederlage der französischen Waffen oder eine verpaßte Gelegenheit bedeutet, geringer einzuschätzen ist, als alle andern Marschälle, muß doch bestritten werden. Er war eben derjenige, der bei seiner angesehenen Stellung in den veränderten Verhältnissen ohne Schulung plötzlich am häufigsten vor die ganz ungewohnten Aufgaben der Strategie im großen gestellt wurde, den der Kaiser besonders nach seinem Verhalten im russischen Kriege hierzu für geeignet hielt. Die Ereignisse hatten sich bisher immer nacheinander und mit kleinen Armeen abgespielt, wenn man von Rußland absieht, und das Bedürfnis des Operierens mit mehreren Armeen auf demselben Kriegsschauplatz war neu. Sehen wir Napoleon selbst doch oft handeln und befehlen, wie er es bisher mit den Armeekorps zu tun gewohnt war. Es mag daher nicht wundernehmen, daß Ney mit der so ganz ungewohnten Heerführung, die dem in ungezählten Feldzügen Erprobten nicht entsprach, oft in Konflikt geriet. Ob er sich aber nicht doch bei dem glänzenden Beispiel, das der große Napoleon ihm gab, dessen noch heute für uns mustergültige Befehle ihm täglich zugingen, ein richtigeres strategisches Denken auch ohne systematische Schulung hätte aneignen können, mag dahingestellt bleiben.

Dem Manne, der auf dem Schlachtfelde dem Tode ungezählte Male unbekümmert ins Antlitz gesehen, der ihn bei Waterloo augenscheinlich gesucht hat, war ein ehrlicher Soldatentod nicht gegönnt. Ney sollte ein Opfer der nach Napoleons endgültigem Sturz einsetzenden Reaktion werden. Er fand den Entschluß nicht, rechtzeitig zu entfliehen, wurde entdeckt, vor die Pairskammer gestellt und wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Unter denen, welche die schwarze Kugel gaben, befanden sich mehrere seiner ehemaligen Mitkämpfer, wie Marmont, Victor u. a. Am 8. Dezember 1815 büßte Ney seinen Wortbruch an Ludwig XVIII. Im Jardin du Luxembourg wurde er standrechtlich erschossen. An der Mauer, vor der er gefallen ist, fand man am Tage nach der Exekution mit Kreide geschrieben die Worte: „Hier starb der französische Achilles“,*) — die Stimme des Vaterlandes.

*) Welschinger, a. a. O. S. 349.

Digitized by Google

In den Augen des französischen Volkes bleibt Ney jedenfalls der gefeiertste Held des Ersten Kaiserreichs. Der Feuerkopf mit seinem ungestümen Wesen war ein Mann nach dem Sinne der Nation. Seine Tapferkeit, seine Todesverachtung auf dem Schlachtfelde waren sprichwörtlich geworden, er verkörperte für das Volk den Ruhm der französischen Waffen. Die Beinamen, die der Volksmund ihm gab: „Der rote Löwe", „Der Unermüdliche", „Der Held der Retraite", „Die Nachhut und der Held der großen Armee", sind Titel, stolzer als die des Fürsten von der Moskwa und des Herzogs von Elchingen. Sie verbürgen ihm Unsterblichkeit.

Quellennachweis.

Bleibtreu, Marschälle, Generale, Soldaten Napoleons I. Berlin 1908.

Bonnal, La vie militaire du maréchal Ney. Paris 1910.

v. Caemmerer, Der Frühjahrsfeldzug 1813. Berlin 1909.

Chrisie, Napoleon und seine Marschälle. Wien 1906.

Correspondance de Napoléon I.

Friederich, Der Frühjahrsfeldzug 1813. Berlin 1911.

Friederich, Geschichte der Befreiungskriege. Der Herbstfeldzug 1813. Berlin 1904.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit. Berlin 1910.

Frhr. v. der Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. Berlin 1910.

Lacroix, Die Feldmarschälle Napoleons I. Leipzig 1898.

v. Lettow-Vorbeck und v. Voß, Napoleons Untergang 1815. Berlin 1904.

Memoiren des Marschalls Ney, aus dem Französischen von Förster. Quedlinburg und Leipzig 1834 bzw. 1836.

Rießen, Marschall Ney, ein Lebensbild. Saarlouis 1902.

v. Odeleben, Mit Napoleon im Felde 1813. Leipzig.

Schwertfeger, Geschichte der Königlich Deutschen Legion. Hannover 1907.

Graf Vitzthum v. Eckstädt, Die Hauptquartiere im Herbstfeldzuge 1813 auf dem deutschen Kriegsschauplatze. (1. Heft der „Beiträge zur Geschichte der Befreiungskriege.") Berlin 1910.

Welschinger, Le maréchal Ney 1815. Paris 1893.

Graf York v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. Berlin 1904.

Zurlinden, Napoléon et ses maréchaux. Paris 1910.

Militär-Wochenblatt, Jahrgänge 1889, 1905, 1909. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 1907. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1908.

Digitized by Google

Gefangennahme des Generals Cambronne
durch den Oberst Halkett in der Schlacht bei Waterloo.

Von

Frhr. **v. Halkett,**

Major im Königlich Sächsischen 10. Infanterieregiment Nr. 134.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Ein großer Teil der deutschen Tagespresse hat sich im Laufe des vorigen Jahres wieder mit der Gefangennahme des französischen Generals Cambronne durch den Oberst Halkett, Kommandeur einer hannoverschen Brigade, in der Schlacht bei Waterloo beschäftigt. Im Laufe der Jahre ist schon viel über diese Sache geschrieben worden; wenn auch ich jetzt hierzu einen Beitrag liefere, so halte ich mich für dazu berechtigt, weil ich in der Lage bin, bis jetzt nicht allgemein Bekanntes zu veröffentlichen, das meines Erachtens jedem Zweifel über diesen vielbesprochenen Vorgang ein Ende macht.

Daß die Gefangennahme von französischer Seite bestritten und behauptet wird, Cambronne sei, nachdem er die berühmten Worte: **„La garde meurt et ne se rend pas“** gesprochen, verwundet vom Pferde gestürzt und bewußtlos n a ch der Schlacht auf dem Schlachtfelde aufgefunden, ist bekannt, — es ist Wahrheit und Dichtung gemischt! Wahrheit seine Verwundung und sein Sturz, Dichtung die berühmten Worte und das Auffinden n a ch der Schlacht.

Von deutscher Seite ist im vorigen Sommer in einer Zeitung auch die Behauptung aufgestellt, der Gefangene sei nicht der General Cambronne, der einen Teil der Kaiserlichen Garde befehligte, sondern ein General Cambon gewesen, der, ohne ein Kommando zu haben, sich bei den Karrees der Garde aufgehalten habe, und zwar unter Berufung auf Houssayes Werk „1815. Waterloo“. Dies zu widerlegen, erübrigt sich, da Houssaye in keiner der zahlreichen Ausgaben seines Buches einen Cambon erwähnt, ein solcher unter den Kaiserlichen Generalen bei Waterloo auch nicht aufzufinden ist. Vielleicht liegt hier eine Verwechselung mit Compans vor, der, ohne ein Kommando, im Gefolge des Kaisers befindlich, während der Verfolgung gefangen wurde. Weiter ist dann von derselben Seite behauptet, wenn es nicht Cambon, sondern wirklich ein Cambronne gewesen sei, so müßte es ein anderer Cambronne sein, da zeitlich und örtlich ein Zusammentreffen zwischen dem Cambronne der Kaiserlichen

Digitized by Google

Garde und Halkett nicht möglich gewesen sei. Dem ist zu entgegnen, daß es auch einen zweiten Cambronne nicht gegeben hat, daß nach allen Berichten, auch nach Houssaye, das Zusammentreffen beider in dem fraglichen Augenblick keinem Zweifel unterliegt, und im nachfolgenden werde ich den Nachweis liefern, daß Halketts Gefangener der Cambronne der Kaiserlichen alten Garde war, und die Gefangennahme **während** der Schlacht stattgefunden hat.

Auf die Geschichte des Wortes: **„La garde meurt et ne se rend pas"** gehe ich, als nicht hierher gehörig, nicht ein. Ich verweise hierfür auf Houssayes Buch: **„La garde meurt et ne se rend pas. Paris 1907"**, in dem er zweifelsfrei nachweist, daß dieses Wort — trotz aller Bemühungen der höchsten französischen Stellen, es als authentisch hinzustellen — nie aus Cambronnes Munde gefallen ist, wie dieser es ja auch nie zugegeben hat.

Es wird nicht ohne Interesse sein, ehe wir in die Untersuchung des Vorganges selbst eintreten, einen kurzen Überblick über das Leben der beiden Beteiligten zu gewinnen.

Pierre Cambronne, geboren 1770 in Nantes, begann 1792 seine kriegerische Laufbahn als Grenadier, erhielt bei Jemappes seine Feuertaufe, wurde 1793 in rascher Folge, da er sich bei den Kämpfen in der Vendée hervortat, **sergent, sergent-major,** Leutnant und 1794 **capitaine.** 1796 nahm er teil an der verunglückten Expedition nach Irland unter Hoche, dem er dann als **capitaine** der 46. **demi-brigade de ligne** in den Feldzug an den Rhein folgte. 1798/99 nahm er teil an dem Feldzuge in der Schweiz, wo er sich bei der Einnahme Zürichs auszeichnete. In der Schlacht bei Neuburg 1800 soll ihm die Armee an Stelle des gefallenen La Tour d'Auvergne, des **„premier grenadier de France"**, diesen Ehrennamen angetragen haben, den er aber abgelehnt hätte. 1805 finden wir ihn als **chef de bataillon** bei Austerlitz, 1806 bei Saalfeld und Jena und in Polen bei Pultusk. An den Schlachten bei Eylau und Friedland nahm er nicht teil, da er in Polen verbleiben mußte.

Nach dem Tilsiter Frieden ging er mit seinem Korps nach Schlesien, wo er bis September 1808 verblieb. Dann in Spanien tätig, wird er April 1809 zurückgerufen, um ein Bataillon bei der neu formierten Garde zu übernehmen und mit diesem in den Krieg gegen Österreich zu ziehen. 1810 **Baron de l'Empire,** 1811 **colonel-major,** weilt er 1810 bis 1812 wieder in Spanien, ohne Gelegenheit zu finden, besonders hervorzutreten. 1813 in Sachsen bei Lützen, Bautzen, Dresden kämpfend, wird er im September **zum 2. Regiment der chasseurs** der alten Garde versetzt, kämpft mit dieser in der Leipziger Völkerschlacht und zeichnet sich auf dem Rückzuge bei Hanau besonders aus. Am 20. November **général de brigade-major,** schlägt er sich 1814 in Frankreich bei Bar sur Aube, Craonne,

Digitized by Google

Paris, überall mit gewohnter Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit sich hervortuend, und folgt seinem Kaiser, dem Souverän von Elba, als Kommandeur des diesem gelassenen Bataillons der Garde in die Verbannung. 1815 mit Napoleon zurückkehrend, wird er am 1. April zum Comte de l'Empire und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, nachdem er 1804 Mitglied, 1807 Offizier, 1813 Kommandeur dieses Ordens geworden war, wird am 13. April major du 1er régiment de chasseurs à pied der alten Garde und am 2. Juni Pair von Frankreich. Die Ernennung zum Generalleutnant lehnte er ab. Bei Waterloo kriegsgefangen, nach England gebracht, aus den Listen der Armee gestrichen, kehrt er im Dezember nach Frankreich zurück, wo er verhaftet und unter der Anklage des Hochverrats vor ein Kriegsgericht gestellt wird, das ihn aber im April 1816 freispricht. 1818 wieder in die Listen der Armee aufgenommen, erhält er auf sein Ansuchen die Bestätigung seines Barontitels durch Ludwig XVIII. 1819 erbittet und empfängt er das Ludwigskreuz. 1820 erhält er das Kommando der 1. Subdivision der 16. Division Militaire in Lille, das er aber schon 1822 niederlegt, um sich ins Privatleben zurückzuziehen, nachdem er zum Vicomte ernannt war, zur Belohnung dafür, daß er einen Bonapartisten, der in einem Buche für Napoleon II. agitiert hatte, den Behörden in die Hände lieferte. 1831 suchte er bei der neuen Regierung Ludwig Philipps mit Erfolg um seine Bestätigung als Großoffizier der Ehrenlegion nach. Er starb 1842 in Nantes.

Hugh Halkett, 1783 in Musselburgh in Schottland geboren, 1798 bis 1801 als Leutnant in Indien, 1803 captain im 2. leichten Bataillon der „Kings German Legion", das sein Bruder, der spätere General Sir Colin Halkett, errichtete, 1805 Major, machte er in dieser Truppe alle Expeditionen und Feldzüge in Hannover, Rügen und Stralsund, Dänemark, wo er sich bei der Belagerung Kopenhagens besonders auszeichnete, Portugal und Spanien mit, ebenso 1809 die Expedition nach der Insel Walchern. 1811 wieder in Portugal und Spanien, nahm er teil an der Belagerung von Badajoz, als Kommandeur des 2. leichten Bataillons an der Schlacht von Albuera, wo er zwei Pferde unter sich verlor und zwei schwere Kontusionen erhielt, an der Schlacht von Salamanca, dem Angriff auf Burgos, dem für die deutschen leichten Bataillone besonders ruhmreichen Gefecht bei Venta del Pozzo. 1812 zum Oberstleutnant und Kommandeur des 7. Linienbataillons der Legion ernannt, erhielt er, im Begriff, sich zu diesem, das in Sizilien stand, zu begeben, das Angebot, eine hannoversche Brigade unter Wallmoden in Norddeutschland zu übernehmen, worauf er mit Freuden einging. In den Gefechten bei der Göhrde und bei Sehestädt zeichnete er sich wieder hervorragend aus. Es folgte die Belagerung und Einnahme von Glückstadt sowie die Belagerung von Harburg. Im Mai 1814 wurde Halkett Oberst in der hannoverschen Armee.

Digitized by Google

Während seines Aufenthaltes in Bremen arbeitete er mit an der Neuaufstellung hannoverscher Truppen — Landwehr genannt. Im Juli 1814 trat er den Marsch nach den Niederlanden an, 1815 nahm er als Kommandeur der 3. Hannoverschen Brigade, bestehend aus den Bataillonen Osnabrück, Salzgitter, Bremervörde und Quakenbrück, ruhmreichen Anteil an der Schlacht bei Waterloo, in der er drei Pferde unter sich verlor und mehrere Kontusionen, darunter eine schwere am Auge, erhielt.

Von allen Truppen Wellingtons beteiligte sich hier das Bataillon Osnabrück unter Halketts Führung am längsten und weitesten an der Verfolgung der Franzosen. Dann marschierte er mit seiner Brigade nach Paris. Ende 1815 Rückkehr nach Hannover. 1816 bis 1818 bei der Okkupationsarmee in Frankreich. 1818 Generalmajor, 1834 Generalleutnant und Divisionskommandeur. 1848 zunächst Oberbefehlshaber sämtlicher deutscher Truppen in Schleswig-Holstein, bis auf Bundesbeschluß ein preußischer General, Wrangel, den Oberbefehl erhielt, führte er im Kriege gegen Dänemark das X. Bundes-Armeekorps. Am Waterlootage 1848 erfolgte seine Ernennung zum General der Infanterie und am 23. September solche zum General-Inspekteur. 1858 auf sein Ansuchen zur Disposition gestellt, bewilligten ihm die Stände des Königreichs einstimmig „als Dank des Landes" das volle Gehalt als Pension. Am 18. Juni 1862 wurde ihm als Antwort auf sein Ansuchen, seinen alten schottischen Adel in Hannover weiterzuführen, der erbliche Freiherrnstand verliehen. Zahlreiche, zum Teil sehr seltene Orden und Medaillen, sämtlich durch seine soldatischen Verdienste erworben, schmückten seine Brust. Am 26. Juli 1863 starb er in Hannover, noch im Tode hochgeehrt von seinem Könige und seinem Kronprinzen, tiefbetrauert von seinen alten Waffengefährten, der Armee und der ganzen Bevölkerung.

Wahrlich zwei reichbewegte Soldatenleben, die sich hier in kurzen Zügen vor unseren Blicken entrollen!

Houssaye schreibt in „1815. Waterloo" (deutsche Ausgabe) über den in Frage stehenden Vorgang: „Während die mittlere Garde zum Angriff vorging, trafen die zweiten Bataillone des 1. und 2. Chasseurs- sowie des 2. Grenadierregiments mit ihren Generalen Cambronne, Roguet und Christiani beim Kaiser in der Nähe von La Haye Sainte ein. . . ."

Nach einer Schilderung des Verlaufs der Schlacht fährt er fort: „Cambronne befand sich zu Pferde im Karree des 2. Bataillons 1. Chasseursregiments. Die Verzweiflung im Herzen, außer sich vor Zorn, erbittert über die fortwährenden Aufforderungen des Feindes, sich zu ergeben, sagte er in höchster Wut: „M . . . .". Einige Augenblicke hinterher, als er im Begriffe war, mit seinem Bataillon die Höhe von Belle-Alliance zu erreichen, erhielt er einen Schuß in den Kopf, der ihn leblos vom Pferde warf." Eine Anmerkung zu dieser Stelle lautet: „Ich

Digitized by Google

wurde verwundet und als tot auf dem Schlachtfelde vom 18. Juni zurückgelassen." (Cambronnes Prozeß 5.) „Der General Cambronne wurde verwundet, stürzte vom Pferde, man hielt ihn für tot" (Bericht des General Petit). „Der General Hugh*) Halkett behauptet, daß ein General von der Garde, welcher von seinem Karree abgekommen war, sich ihm ergab, und daß dieser General Cambronne war. Ich weiß nicht, welcher General von Halkett gefangen genommen wurde, aber es steht ganz fest, daß es Cambronne nicht war, weil dieser zu dem Zeitpunkt bewußtlos auf dem Schlachtfelde lag."

Weiter schreibt Houssaye in dem oben genannten Buche „La garde meurt ect." in Kapitel IV:

„D'après une tradition anglaise, Cambronne se serait rendu sans difficulté — et sans phrase — au lieutenant-colonel William**) Halkett, commandant une brigade hanovrienne.

Ce fait, rapporté par plusieurs auteurs étrangers, a pour fondement un récit oral de Halkett lui-même, récit qu'il consigna beaucoup plus tard dans cette lettre à l'historien Siborne:

.... Pendant que nous marchions en avant, nous étions en contact constant avec les gardes et je leur ai souvent crié de se rendre. J'avais les regards fixés sur un officier que je supposais être le général-commandant de la garde impériale, car il était en grande uniforme et s'efforçait d'animer ses hommes à rester fermes. Après avoir reçu de nous un tir très efficace, la colonne de la garde abandonna son général avec deux officiers. Alors j'ordonnai à mes bataillons de se porter en avant et je pris le galop pour atteindre le général. Quand j'allais le frapper (de mon épée), il me cria qu'il se rendait, et il marcha devant moi dans la direction du camp anglais. Mais je ne fis point beaucoup de chemin sans que mon cheval reçût un coup de feu et tomba. Je le relevai, mais je m'aperçus que mon ami Cambronne avait pris congé à l'anglaise et se dirigeait du côté d'où il était venu. Je le rejoignis vite, l'empoignai par l'aiguillette et l'amenai sans difficulté à un sergent d'un bataillon d'Osnabrück que je chargeai de le conduire au duc de Wellington.***)

Ce récit bien circonstancié, très détaillé, imposerait créance s'il n'était contredit par ceci, que Cambronne en atteignant les sommets de la Belle-Alliance, au milieu de son bataillon, reçut en plein front une balle qui le renversa inanimé à bas de son cheval.

*) In der französischen Ausgabe nennt er ihn William. D. Verf.

**) Muß heißen „Hugh". D. Verf.

***) Dieser auf ein ergangenes Ersuchen hin englisch geschriebene Brief ist nicht an Siborne, sondern an den hannoverschen Kapitän Benne gerichtet und bringt eine eingehende Schilderung von Halketts Tätigkeit im letzten Teile der Schlacht. Die Übersetzung Houssayes enthält mehrfache Ungenauigkeiten. D. Verf.

Digitized by Google

Le fait est indéniable. Tous les témoignages concordent: Le général Petit, dans sa Relation manuscrite, si fidèle et si précise, des mouvements de la garde pendant la campagne de Belgique dit: Le général Cambronne est blessé, renversé de son cheval. On le croit mort.

Cambronne écrivit de l'Angleterre, le 23 juillet 1815, à son oncle: Je suis prisonnier en Angleterre, à Ashburton. A la bataille de Waterloo j'ai été blessé d'une balle à la tête, et suis tombé de cheval, sans connaissance, au pouvoir de l'ennemi.

Dans un interrogatoire, le 29 janvier 1816, Cambronne questionné sur „ce qu'il était devenu depuis le 20 mars jusqu'au jour de sa rentrée en France" repondit: Je quittai Paris avec la garde lorsqu'elle partit pour l'armée. Blessé et laissé pour mort à la bataille du 18 juin, je fus fait prisonnier par les Anglais et conduit en Angleterre.

A l'audience du Conseil de guerre du 26 avril 1816, Berryer, défenseur du glorieux accusé, rappela aussi que le soir de la bataille de Waterloo Cambronne „tomba au milieu des morts".

Enfin, il y a si je puis dire la pièce de conviction, cette blessure attestée par le certificat du médecin anglais Soran qui avait soigné Cambronne pendant qu'il était prisonnier;*) par les états des services de Cambronne;**) et aussi par les deux portraits bien authentiques de Cambronne, peints l'un et l'autre d'après nature en 1816, et où une forte cicatrice apparait au-dessus du sourcil gauche qui en est tout deformé.***)

Comment croire que Cambronne, grièvement blessé à la tête, tombé évanoui, „laissé pour mort", se fût presque instantanément relevé et mis en marche d'un pas alerte. Pour accorder le récit d'Halkett et le fait positif de la blessure de Cambronne, il faudrait cependant admettre cette espèce de prodige. Je dis bien espèce de prodige, car de l'avis de plusieurs chirurgiens et médecins de mes amis, évanouissement causé par un coup de balle de gros calibre;†) à la tête, produisant une exfoliation assez profonde pour exiger, un mois plus tard, l'enlèvement de six esquilles, ne saurait durer moins de cinq ou six heures.

---

*) Anmerkung bei Houssaye: „Je certifie avoir eu soin de la blessure de M. le général Cambronne reçue à Waterloo et dont j'ai retiré six esquilles. Ashburton 13 décembre 1815. Soran."

**) Anmerkung bei Houssaye: „Blessé à Waterloo d'un coup de feu au sourcil gauche."

***) „Tous les témoignages" sind außer Petit nur Cambronne selbst und sein Verteidiger, der nicht mit bei Waterloo war. Daß er verwundet und gestürzt war, ist auch von gegnerischer Seite nicht bestritten. (Vgl. S. 207 ff. die Aussagen Führings, Richers' usw.) D. Verf.

†) Das ist nirgend festgestellt oder behauptet. D. Verf.

Digitized by Google

Or, selon Halkett, il captura Cambronne, sur qu'il avait les yeux fixés depuis quelques instants, immédiatement après la dispersion du carré. En tout cas, Halkett qui a donné tant de details circonstanciés aurait du avoir la bonne foi d'ajouter ceux-ci, que Cambronne était blessé, que le sang ruisselait sur sa face et qu'il était, par conséquent, hors de combat.

Mais non! Halkett ne fit pas Cambronne prisonnier. Son récit est faux ou concerne quelqu'autre général de la garde.*) Cambronne fut fait prisonnier soit comme on peut l'inférer de sa lettre d'Ashburton, immédiatement après qu'il tomba de cheval, blessé et évanoui; soit, selon la tradition conservé dans sa famille, quelques heures plus tard, dans la nuit ou à l'aube, quand il reprit ses sens et qu'il se trouva seul au milieu des Anglais bivouaqués sur le champ de bataille.**)

Si, comme j'incline à le croire, Cambronne fut pris ou plutôt ramassé évanoui dès qu'il tomba sans connaissance à bas de son cheval, il est possible, que Halkett, qui certainement était à ce moment sur ce point du champ de bataille, ait présidé à cette capture, et l'ait contée plus tard de la façon mensongère et calomnieuse que l'on sait. Il connaîssait, comme tout le monde, la phrase attribuée à Cambronne: La garde meurt et ne se rend pas. Cet Anglais avait de l'humour. Il trouva plaisant de dire que non seulement Cambronne n'était pas mort, mais qu'il s'était rendu!

Cambronne fut fait prisonnier, mais non dans les conditions relatées par Halkett. Autre chose est de se rendre au fort du combat ou même dans une retraite, et autre chose de tomber entre les mains de l'ennemi pendant un évanouissement causé par une blessure ou au réveil de cet évanouissement."

Das sind schwere Anschuldigungen, die Houssaye gegen Halkett erhebt und die er wohl nicht erhoben haben würde, wenn er seine Nachforschungen auch auf Deutschland ausgedehnt hätte. Leider war er nicht mehr am Leben, als ich Kenntnis von diesem in Deutschland wenig bekannten Buch erlangte, denn ich bin überzeugt, daß er nach Kenntnis des gesamten Ma-

*) Anmerkung bei Houssaye: „Je ne vois pas d'ailleurs quel général ce pouvait être. Parmi les généraux de la garde, qui seuls portaient les aiguillettes, deux seulement furent faits prisonniers, et tous deux après avoir été blessés: Cambronne et Mallet. Le dernier mourut de sa blessure à Bruxelles."

**) Rogeron de la Vallée bringt in seiner „Vie de Cambronne" als Tatsache eine Schilderung, wie Cambronne die Nacht auf dem Schlachtfelde liegt und vor Kälte erwachend von 20 Engländern gefangengenommen wird. Cambronnes Schwiegersohn ergänzt diese Erzählung noch dahin, daß er seiner Papiere, seiner Wertsachen, seiner Kleider beraubt, gänzlich nackend aufgefunden wird! Man vergleiche damit die folgenden deutschen und französischen Dokumente. D. Verf.

Digitized by Google

terials als gerechter und vorurteilsloser Forscher zu einem anderen Resultate gekommen wäre.

Die Darstellung von Cambronnes Gefangennahme, der Houssaye in obigem Ausdruck gegeben hat, ist die in Frankreich allgemein verbreitete. Auf deutscher Seite hat sie, soweit mir bekannt, nur von einer Seite Zustimmung gefunden, von Karl Bleibtreu. Dieser hat den Angriff auf Cambronnes Gardebataillon zweimal geschildert in seinen Büchern: „Waterloo, eine Schlachtdichtung." (München 1902.) und „Belle-Alliance, ein Schlachtdrama." (Berlin 1909.) Ich setze die beiden Stellen hierher.

In „Waterloo" heißt es:

„Mitten aus dem Schießgetöse vernahm man die Zurufe englischer Offiziere: »Ergebt Euch! Ihr seid abgeschnitten.« General Cambronne, der Held von Hanau, saß zu Pferd inmitten des Vierecks seiner 1. Chasseurs. Er erwiderte kein Wort. Kochend vor Ingrimm, den er nicht länger hinabwürgen konnte, als die schimpfliche Aufforderung an solche Veteranen sich fortwährend wiederholte, stieß er mit Donnerstimme ein einzig Wörtlein hervor. Weit übers Feld scholl das historische Wort, das sich leider der Schriftsprache nicht anbequemt, ein Leckerbissen für Blücher und ähnliche Feinschmecker des Unübersetzbaren und Unaussprechlichen. Und als setze das Verhängnis hier noch einen Punkt aufs I, schmiß ihn selber eine Minute später eine Kugel gerade ins Gesicht zu einer Masse blutigen Kots zusammen. Bewußtlos blieb er auf der Höhe liegen, als die Seinen sie verlassen mußten."

Und in „Belle-Alliance" sagt er: „Cambronne erhielt einen Schuß ins Gesicht, nachdem er als Antwort auf »Ergebet Euch!« nur immer schrie: »Feuer!« und einmal: »Faule Rüben!«, wie Grenadier Delaporte bezeugt. Das ihm zugeschriebene Schmutzwort »Merde« kam nie aus dem Munde des Feingebildeten in solch feierlichem Augenblick. Die derben Züge mit starkem Backenbart unkenntlich verstümmelt, blieb er für tot liegen, überreichte nie, wie nachher geschwindelt, seinen Degen an Halkett."

Es ist erstaunlich, wie diese Darstellungen desselben Verfassers sich in bezug auf Cambronnes Worte widersprechen. In der „Dichtung" schallt weit übers Feld das mit Donnerstimme hervorgestoßene Wort, im „Drama" kam das Wort nie aus dem Munde des Feingebildeten! Die Tatsache, daß Cambronne von Halkett gefangen genommen, versucht er nicht durch Beweise zu widerlegen; für ihn ist die Sache mit seinem, für den Hauptbeteiligten, die Augenzeugen und alle die deutschen und englischen Offiziere und Schriftsteller, die die Gefangennahme bezeugen, wenig schmeichelhaften Worte abgetan: „Er überreichte nie, wie nachher *geschwindelt*, seinen Degen an Halkett."

Ich würde auf eine „Dichtung" und ein „Drama" nicht eingegangen sein, wie ich auch auf solche französische, gegen Cambronne sprechende Er-

zeugnisse nicht eingegangen bin, wenn ich nicht gefunden hätte, daß Bleibtreu in seinen „Historischen Bemerkungen" zu seiner Dichtung „Waterloo" sagt: „Die gesamte Darstellung dieser Dichtung, die nur Wahrheit enthält, gestützt auf eingehende Sichtung des reichen Materials, entspricht dem allerneuesten Stande der Forschung, gibt daher das erste richtige Bild der weltgeschichtlichen Aktion, geht hierin noch beträchtlich über Houssaye hinaus, von dem sie in manchen Punkten abweicht." Wie kommt es aber, daß dies „erste richtige" Werk über Waterloo Halkett den Vornamen William statt Hugh beilegt, ein Name, der, gänzlich aus der Luft gegriffen, ihm sonst einzig und allein von Houssaye — auf Grund eines Druckfehlers in den „Waterloo Letters" — gegeben wird? und daß es tendenziös behauptet, die „Kings German Legion" hätte den Namen „Kings own Legion" getragen, was nie der Fall war?

Zum Beweise, daß die oben wiedergegebene französische und Bleibtreusche Darstellung nicht zutrifft, lasse ich im folgenden in der Hauptsache Dokumente sprechen.

In Halketts Bericht über die Schlacht an seinen Divisionär, Sir Henry Clinton, heißt es zum Schluß:

„Majors Count Münster and Hammerstein had each a horse shot under them. I lost three myself and took General Cambron prisoner."

Ferner schreibt er an seine Frau am Morgen des 19. Juni auf dem Schlachtfelde: „I had the good luck to take a French general from among his skirmishers" und am 24. Juni von Cateau aus: „The name of the general I took is Cambronne. Only two were taken, but still I do not think any notion will be taken of it."

Der Kommandeur des Bataillons Osnabrück, an dessen Spitze Halkett im letzten Teil der Schlacht ritt, Major Graf Münster, schreibt am 19. Juni seiner Frau: „Ich habe mit dem Bataillon außer vielen anderen Gefangenen einen General der alten Garde zum Gefangenen bekommen."

General v. Alten schreibt in seinem Bericht an den Herzog von Cambridge, den Chef der Königlich Deutschen Legion, der auch Halkett als Oberst des 7. Linienbataillons noch angehörte: „Der Oberst Halkett war so glücklich, den General Cambron, der einen Teil der alten Kaisergarde kommandierte, gefangen zu bekommen."

Aus dem Bericht Wellingtons an Earl Bathurst, Secretary of State for the War Department:

„Among the prisoners are the Count Lobau ..... and General Cambrone who commanded a division of the guards. I propose to send the whole to England by Ostende."

Aus dem „Bericht über den Anteil, welchen das 2. oder Landwehrbataillon Osnabrück an der Schlacht von Waterloo genommen hat:

Digitized by Google

„Beim Retiriren der französischen Garden war ein französischer General, dessen Name glaube ich Cambron ist, welcher sich große Mühe gab, die Bataillone zum Stehen und zur Ordnung zu bringen, . . . als unser Brigadier, der Oberst Halkett dies bemerkte und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen durch die französischen Tirailleurs, welche die retirirenden Colonnen deckten, hindurch zu diesem General ritt und denselben, obgleich nach kräftiger Gegenwehr, vor der ganzen Linie weg durch die feindlichen Tirailleurs glücklich hindurch brachte und zu seinem Gefangenen machte."

Aus den Aufzeichnungen des Fähnrichs im 2. Linienbataillon der Königlich Deutschen Legion, Heinrich Bergmann, später Geheimer Rat und Konsistorialdirektor zu Hannover:

„It was 8 o'clock .... The Hanoverian Infantry Bataillon Osnabrück, which under the leadership of Colonel Hugh Halkett had assisted the brigade (Adams) by proteeting the latters flank met, when arriving at the plateau of Belle Alliance, the first Chasseur-regiment of the French Imperial Guard under General Cambronnes command which retreated in good order.

Halkett, at the head of the Osnabruckers, called upon the French to surrender, but as Cambronne who accompagnied on foot the last company of his regiment urged his men to resist, Halkett gave orders to fire. The French there upon accelerated their steps, but General Cambronne, probably too proud to run, was overtaken and made prisoner by Halkett who rode up to him at full speed."

Hiernach hat Bergmann die Verwundung und den Sturz Cambronnes nicht gesehen, sondern nur die Gefangennahme, die er dem Stolz Cambronnes zuschreibt.

Ein Offizier des Bataillons Osnabrück, Leutnant Richers, später Oberst und Kommandeur des 2. Hannoverschen Infanterieregiments, berichtet:

„Ich war von jetzt an vorn, konnte beobachten, und hat sich das Nachstehende meinem Gedächtnis lebhaft eingeprägt . . . . . Ein höherer Offizier, von zwei anderen berittenen Offizieren begleitet, war in den Bemühungen, die alte Garde wieder zum Stehen zu bringen, besonders tätig. Man sah, daß er hin und her reitend dazu ermunterte, und wiederholt war unseren Leuten schon gesagt, besonders auf diese Reiter zu schießen. Endlich stürzte das Pferd des höheren Offiziers, von einer Kugel getroffen. Der Reiter lag unter dem Pferde und konnte sich nicht sogleich wieder frei machen. Dem Oberst Halkett, der in den vordersten Reihen zwischen uns ritt, riefen wir jetzt zu, daß jener Offizier, der sich durch seine Uniform markierte, und den er auch schon lange im Auge hatte, gestürzt sei. Sobald der Oberst es ersah, zog er den Säbel, gab seinem Pferde die Sporen und jagte im Galopp auf den gestürzten Reiter zu, rechts und

Digitized by Google

links einzelne Flüchtlinge hinter sich lassend, und somit eigentlich mitten in den Feind. Als der Oberst an den gestürzten Reiter herankam, hatte sich dieser eben wieder von seinem Pferde losgemacht und stand in aufrechter Stellung. Ich glaubte zu sehen, daß der Oberst einen Hieb nach ihm tat. Alle Schützen aus der Nähe und ich selbst stürzten jetzt dieser Szene zu, denn der Oberst befand sich offenbar in der größten Gefahr, er konnte von allen Seiten durch einen Schuß oder Bajonettstich getötet werden. Allein kein Franzose hatte mehr Zeit, seinen General zu retten, und das sauve qui peut machte sich hier in seiner vollsten Bedeutung geltend, denn auch die beiden berittenen Begleiter des Generals waren davongesprengt. Der General war in diesem Augenblicke der Gefangene des Obersten geworden; der Oberst hatte ihn am Kragen gefaßt und zog ihn neben seinem Pferde uns entgegen. Ich war mit drei oder vier Schützen der erste, der herankam. Als wir zur Stelle waren, hielt der Oberst mit seinem Gefangenen an, ließ ihn los und fragte, wer er wäre. Der General blutete stark aus einer Kopfwunde, das Blut floß ihm über das ganze Gesicht, und sich mit den Händen das Blut aus dem Munde wischend, antwortete er: „Je suis le général Cambronne“. Ob die Wunde, welche Cambronne hatte, eine Hiebwunde vom Oberst Halkett oder eine Schußwunde gewesen ist, kann ich nicht sagen; nur einen Augenblick hielten wir bei demselben an, dann stürzte alles auf Antrieb des Obersten wieder vorwärts. Spät am Abend, als das Bataillon haltgemacht hatte, hörte ich, daß Sergeant Führing und drei Mann den General Cambronne nach Brüssel eskortiert hätten. Führing hat uns nachher öfter von dieser Eskorte erzählt und daß Cambronne ihm Uhr und Börse geschenkt habe; auch die Epauletten habe er gebeten ihm abzunehmen, weil er in Brüssel bekannt sei und nicht gern als Gefangener dort erkannt sein möchte.“

Der Sergeant Führing vom Bataillon Osnabrück, später Konsistorialpedell in Osnabrück, dem Halkett in Ermangelung eines verfügbaren Offiziers den Gefangenen zum Transport übergeben hatte, hat seine Erlebnisse bei Waterloo ebenfalls aufgezeichnet. Aus seiner Erzählung entnehme ich folgendes:

„Auf das wiederholte Rufen sah ich in einiger Entfernung unseren stets in unserer Nähe befindlichen, ebenso tapferen als kühnen Oberst Halkett mit dem feindlichen Generale im Gefecht begriffen; ich eilte hinzu, setzte dem Gegner unseres Obersten meinen Hirschfänger auf die Brust, worauf derselbe sogleich mit dem Ausrufe „Pardon Monsieur!“ seinen Degen zur Erde warf. Der Gefangene war oberhalb des einen Auges verwundet, und ich hörte aus dem Gespräche unseres Obersten mit dem General, daß der letztere äußerte, er sei Brigadegeneral der Kaiserlichen alten Garde.

Digitized by Google

Auf diese Weise wurde der General durch die Kühnheit des Brigadeobersten, der ruhig und mit unerschütterlicher Entschlossenheit alles übersah und selbst dahin eilte, wo die Gefahr am größten war, unser Gefangener. Daß derselbe von seinen Leuten nicht gerettet werden konnte, ist ganz klar, wenn man erwägt, daß diese mit unseren und den schottischen Schützen im Gefecht und stark gedrängt wurden.

Vom Obersten Halkett beauftragt, wurde alsdann der Gefangene von mir in Begleitung von drei Mann, welche von mir selbst ausgesucht, abgeführt. Wir mochten eben aus der Schußlinie sein, als der Gefangene mir mit den Worten „Tenez, Monsieur“ seine Uhr und Börse übergab, später überreichte er mir seine goldenen Epauletten und Achselschnur. Die Uhr behielt ich, die Börse wurde mit meinen Kameraden geteilt, die letzteren Gegenstände dem Gefangenen trotz seiner Weigerung auf Anraten anderer Offiziere zurückgegeben . . .“

Nun folgt eine Schilderung, wie ein Unberufener, „ein Offizier mit einem Kommando von 30 Mann“, ihm den Gefangenen abnehmen will, er aber sich weigert, ihn herauszugeben, und wie zwei braunschweigische Husarenoffiziere ihm in dieser kritischen Situation zu Hilfe kommen. Er fährt dann fort: „Gegen 11 bis 12 Uhr abends lieferte ich den Gefangenen an die in der Nähe von Brüssel befindlichen, zur Aufnahme der Gefangenen bestimmten Husaren ab und kehrte alsdann, nachdem ich Abschied vom General Cambronne genommen, mit meinen drei Kameraden zu unseren Waffenbrüdern zurück, welche wir des anderen Morgens auf dem sieggekrönten Schlachtfelde bei der Meierei Belle Alliance antrafen.“

Zu dieser Erzählung Führings hat der Fähnrich Lyra, der die Kompagnie als einzig übrig gebliebener Offizier in dem letzten Abschnitt der Schlacht führte, Stellung genommen und bestätigt sie. Nur glaubt er seine Autorität als Kompagnieführer wahren zu müssen, indem er schreibt: „Es mag wohl sein, daß Führing dem durch einen Streifschuß an der Stirn beschädigten General Cambronne seinen Hirschfänger auf die Brust gesetzt hat, während derselbe durch den Oberst Halkett gehandfestigt und mir übergeben wurde. Wenn ich nun auch nicht verabreden will, daß der Herr Oberst Halkett den besonders braven und zuverlässigen Sergeanten Führing, zumal wenn er bei der kühnen Tat behülflich gewesen, zu der Transportierung des Gefangenen ausersehen haben möge, so kann ich doch ohne Einspruch nicht zugeben, daß Führing ohne mein Wissen oder meine Erlaubnis als Kompagnieführer davongegangen und auf eigene Hand drei Mann zu seiner Begleitung ausgewählt haben will, vielmehr wird schon jeder Nichtsoldat es begreifen, daß Unteroffiziere und Soldaten sich immer nur erst dann von ihrer Kompagnie entfernen dürfen, wenn es mit Vorwissen und Genehmigung des Kompagniechefs geschieht, wovon in keinem Falle eine Ausnahme gestattet sein kann, und so bin ich veranlaßt, die

Digitized by Google

Führingsche Relation, was diesen Punkt betrifft, der völligen Wahrheit gemäß dahin zu berichtigen, daß der Herr Oberst Halkett den Gefangenen an den linken Flügel unseres Bataillons brachte, an dessen äußerster Division ich mich befand, und der Sergeant Führing denselben von da aus mit den dazu kommandierten Leuten nach von mir erteilter Genehmigung abführte."

Leutnant Dugald Macfarlane, der eine Kompagnie des englischen 95. Regiments (Rifle Corps) in General Adams Brigade führte, schreibt:

„About 2000 of the enemy, under General Cambronne, ... got panic stricken and fled. Cambronne was taken prisoner by Colonel Halkett" etc.

Das 95. Regiment (Rifle Corps) sind die „schottischen Schützen", von denen Führing oben spricht. Macfarlane war also in der Lage, den Vorfall genau zu sehen, und in der Tat hat er Mitgliedern der Familie Halkett und auch sonst oft und gern die Gefangennahme Cambronnes lebhaft geschildert.

Captain and brevet-major W. Eeles desselben Regiments schreibt:

„.... I believe there was at the time a Column of Colonel Halketts Hanoverians in the rear of the 71st. I can not positively assert that I saw them, but think I remember having done so, but I am sure that I saw Colonel Halkett himself ride forward round the right flank of the 71st and take a French officer prisoner."

Der hannoversche Generalstabsbericht besagt:

„Das Bataillon Osnabrück unter dem unmittelbaren Befehl des Brigadiers*) rückte, Hougomont rechts lassend, gegen den Feind. In der Niederung stieß es auf ein Karree der feindlichen Garde und zersprengte es durch einen Bajonettangriff. Der Oberst Halkett nahm persönlich bei dieser Gelegenheit den General Cambronne gefangen. Das Bataillon rückte gleichfalls, den Feind in wilder Flucht vor sich hertreibend, in die feindliche Stellung."

Schließlich die hierher gehörige Stelle aus den Aufzeichnungen Halketts selbst:

„After advancing short distance I found myself opposed to two squares of the french guards, commanded by General Cambronne. Seeing the General trying to encourage his troops to stand and they seemingly leaving him a little in their rear, I galloped up to him, and just when going to cut him down, he calling out for pardon, I took him away my prisoner. However my horse receiving several wounds and just falling down, the general took himself off again with long strides, but getting my

*) Der Brigadeadjutant, der den anderen Bataillonen der Brigade den Befehl zum Angriff bringen sollte, fiel unterwegs. So kam es, daß Halkett beim Angriff nur das Bataillon Osnabrück bei sich hatte. D. Verf.

Digitized by Google

horse by dint of hard spurning on his legs again, I got up to him again and brought him safely back to my men. No officer beeing to spare I gave him in charge of a sergeant of the bataillon to deliver him over to the Duke of Wellington."

In der französischen und deutschen Darstellung ist eins gemeinsam: die Verwundung Cambronnes am Kopf und sein Sturz. Im weiteren aber tritt der Gegensatz der beiden Darstellungen in die Erscheinung. Bei dem fluchtartigen Rückzuge sieht General Petit ihn vom Pferde stürzen, „man hält ihn für tot", mehr weiß man von ihm nicht; denn wer hätte selbst bei dem Willen dazu sich in der damaligen Lage um den Gefallenen kümmern können? Ich glaube, die deutschen Beweisstücke für die Gefangennahme w ä h r e n d der Schlacht — dienstliche Meldungen und Berichte und unbeeinflußte Aufzeichnungen deutscher Offiziere bzw. Unteroffiziere, die sich nicht widersprechen, und im ganzen ein völlig klares Bild dieses Moments geben — reden deutlich genug. Was steht ihnen außer der obigen Aussage Petits, der nach seinem Sturz nichts mehr von ihm gesehen hat, an Gegenbeweisen französischerseits gegenüber? Nichts als — Cambronne selbst. Cambronne, verwundet, gestürzt, in dieser Lage zuletzt von denjenigen der Seinen, die überhaupt noch Augen zum Sehen hatten, gesehen, von Halkett zum Gefangenen gemacht, als Kriegsgefangener nach England geschafft, aus den Listen der Armee gestrichen, nach seiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht gestellt, macht sich seine Verwundung und den Moment der äußersten Verwirrung, in dem ihm sein Unglück zustieß, zunutze und erklärt: „Ich wurde verwundet und als tot auf dem Schlachtfelde zurückgelassen." Man kann ihm nachfühlen, daß es ihm, dem Tapferen, Napoleons Vertrauten, peinlich war, seine glänzende Laufbahn als Kaiserlicher Offizier als Gefangener zu beschließen; aber wie die Umstände lagen, kann und wird ihm kein Soldat auf der Welt einen Vorwurf aus der Tatsache machen, daß er ein Gefangener wurde. Dies Schicksal teilt er mit manchem, trotzdem berühmten Offizier. Aber der Vorwurf haftet auf ihm, daß er diese Tatsache nicht einfach zugibt; denn nach allem ist nicht anzunehmen, daß seine Wunde ihm so die Besinnung geraubt hätte, daß er sich an nichts mehr erinnerte, nicht an die Gefangennahme selbst, nicht daran, seinem Transporteur seine Epauletten und Achselschnur übergeben zu haben, um in Brüssel nicht erkannt zu werden usw. Zu eitel, um das von ihm wohl tatsächlich gesprochene Wort „M . . . ." auf sich zu nehmen, da er, als Vicomte und mit einer Engländerin verheiratet, großen Wert darauf legte, als ein Mann von guter Erziehung und Formen zu gelten, ist er ehrlich genug gewesen, das ihm zugesprochene stolze Wort: „La garde meurt et ne se rend pas" niemals zuzugeben, aber er hatte nicht den moralischen Mut, der wenn auch unangenehmen, so doch für ihn nicht im geringsten schimpflichen Wahrheit die Ehre zu geben,

Digitized by Google

daß er gefangen genommen wurde bei dem Bemühen, seine Garde zum Widerstand anzufeuern, verwundet und gestürzt. Sein Ruhm als ein Tapferer ist unanfechtbar, um so weniger vereinbar damit dieser Mangel an Charakterstärke.

In Ergänzung obiger Ausführungen wird es nicht ohne Interesse sein, etwas mehr über Uhr und Petschaft Cambronnes zu erfahren, zumal sie ein nicht unwichtiges Beweisstück für die vorliegende Frage bilden. Führing erzählt darüber: „Später ist die Uhr auf mehrmaliges Ansuchen an den Herrn Registrator Lyra verkauft." Richers sagt: „Die Uhr Cambronnes habe ich, sowohl während sie in Führings Besitz war, als später, da sie in den Besitz des Fähnrichs und nachherigen Kanzleiregistrators Lyra übergegangen war, oft gesehen. Es war eine silberne Uhr mit Emaillezifferblatt, auf der Außenseite war das Wappen Cambronnes eingraviert."

Lyra, der, durch Gesundheitsrücksichten gezwungen, 1816 seinen Abschied genommen hatte und als Kanzleiregistrator in Osnabrück angestellt war, schreibt in seinem Buche: „Plattdeutsche Briefe usw." (Osnabrück 1845): „Die Uhr nebst daranhängendem Petschaft dieses tapferen Pyramidenhelden, beide mit dem demselben vom Kaiser Napoleon verliehenen Wappen — ein aufrecht stehender Löwe, umgeben von neun brennenden Granaten, in blauem Felde; im Ehrenschild rechts ein Ehrendegen; Schilddecke eine Krone; Einfassung Dekoration der Ehrenlegion — versehen, sind mein wohlerworbenes Eigentum, in welchem ich eine der interessantesten Reliquien des großen Schlachttages von Waterloo zu besitzen glaube."

Lyra hat auch zur 25jährigen Feier des Waterlootages die Gefangennahme Cambronnes in folgenden Versen verherrlicht:

Als heut vor fünfundzwanzig Jahren
In mutentbranntem, rächendem Verein
Die sieggekrönten Kämpferscharen
Bei Waterloo versammelt waren,
Die Welt von dem Tyrannen zu befreien,
Da hat wohl jeder seiner Pflicht genügt,
Und kühn die Brust in Kampfeslust gewiegt.
Von mancher Heldentat kann diese Wahlstatt zeugen,
Doch heute mag ich nicht von einer schweigen,
Von der vor allem mir gebührt zu wissen;
Drum würd' es allerdings auch mich verdrießen,
Wenn irgend jemand Zweifel wollte wagen,
Ob so sich oder so die Sache zugetragen.
Die Felsenwand der ruhmbedeckten Helden,
Die alte Kaisergarde rückte an, mit Ruhm für uns zu melden,
Den letzten Kampf mit sieggewohntem Mute
Zu wagen; — und in kühnem Übermute

Digitized by Google

Erschien vor ihrer Front der Chef der tapferen Streiter,
Der grimmen, wutentflammten Bärenhäu(p)ter
Zum Angriff fertig. — Da in Blitzesschnelle,
Faßt unser Brigadier den Waghals auf der Stelle,
Nicht achtend der ihm drohenden Gefahr,
Und übergab ihn mir zu sicherem Verwahr.
Kühn war die Heldentat, ihr gleich der Feinde Schrecken,
„Camerades, sauve qui peut!" erscholls an allen Ecken.
Die alte Phalanx floh und nimmer kehrt sie wieder,
Der Nimbus ihres Ruhms, auf ewig sank er nieder,
Und der Gefangene war, so wahr die liebe Sonne
Den heut'gen Tag bescheint, der General Cambronne,
Der eben sich vermaß: „Nous voila!
La garde meurt, mais elle ne se rend pas."
Und der mit selt'nem Mut den Trotzkopf fing war eben
Der tapf're General Halkett. Hoch ihm, er soll leben!

Uhr und Petschaft gingen nach Lyras Tode in den Besitz seines Sohnes über. Da dieser durch den damaligen Ministerpräsidenten v. Lütcken erfahren hatte, daß der König Georg V. den Wunsch geäußert habe, diese Sachen zu besitzen, stellt er an Herrn v. Lütcken am 2. August 1854 die Anfrage, wann und wo er Uhr und Petschaft abliefern solle, und schreibt: „Mein Wunsch ist nun der, daß es unsres vielgeliebten Königs Majestät gefallen möge, die betreffende Uhr wie das Petschaft als Geschenk von mir als seinem getreuen Untertanen anzunehmen" usw.

So sind diese Gegenstände in den Besitz Seiner Majestät des Königs Georg V. von Hannover gekommen und befinden sich jetzt im Besitze Seiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Cumberland, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg im Familienmuseum zu Gmunden.

Mit dieser Tatsache, dem Vorhandensein von Cambronnes Uhr und Petschaft, die wohl Houssaye unbekannt geblieben und in Frankreich überhaupt wohl erst durch den im folgenden geschilderten Vorgang weiter bekannt geworden ist, müssen sich die Franzosen abfinden. Wie sie das tun, zeigt folgendes:

Auf die Erörterungen über Cambronne in der Tagespresse ließ der Herzog von Cumberland, um jeden Zweifel zu beheben, einen Abdruck des auf Uhr und Petschaft befindlichen Wappens an das Museum in Nantes, Cambronnes Vaterstadt, schicken mit dem Ersuchen, zu bestätigen, daß dies wirklich Cambronnes Wappen sei. Die Antwort war folgendes Schreiben:

„Le cachet dont vous m'avez envoyé l'empreinte donne bien exactement les armes du général Cambronne en 1815.

Avant cette date, Cambronne était Baron de l'Empire et la toque qui surmonte son écusson, devait avoir 3 plumes; tandisque ses armes comme comte étaient accompagnées de la toque à 5 plumes, telle que la donne votre empreinte, le cachet ne peût-être que de l'année 1815 et il

Digitized by Google

doit être le seul que le général ait fait graver sous cette forme; car, au retour du roi, il fut nommé vicomte par Louis XVIII, ce que donna à ses armoiries un type différent.

Cambronne est né à Nantes et y est mort. Sa famille que j'ai connue avait une situation modeste . . . . .

De Lisle du Dréneuc,
Conservateur du Musée archéologique de Nantes.

P. S. Voici la déscription des armes de Cambronne: d'azur un lion d'or à l'orle de 10 grenades d'argent."

Als dann der Herzog einen Wunsch des Museums durch Schenkung eines dem Original genau nachgebildeten Petschafts erfüllt hatte, erschien in dem dortigen Journal „Le Phare de la Loire" ein Artikel, der von dieser Schenkung berichtet und dann den Umstand, daß sich Uhr und Petschaft Cambronnes in deutschen Händen befinden, sehr einfach mit folgenden lapidaren Sätzen erklärt:

„Après Waterloo les Bagages des généraux et des officiers français, dont s'étaient emparés les alliés, furent partagés entre ceux-ci. C'est ainsi que le cachet échut à l'ancêtre du duc actuel de Cumberland."

Weiter erzählt dieser Artikel, daß Cambronne sich nach seiner Erhebung zum Vicomte eines anderen Wappens bedient hätte, und sagt darüber:

„Il date de la Restauration. A cette époque, Cambronne qui, en 1822, avait été fait vicomte par Louis XVIII ne tenait nullement — est ceci n'est pas à son honneur — à rappeler les armes à lui données par l'homme qui venait de mourir à Sainte-Hélène en lui laissant par testament une somme de 100 000 francs."

Also man sieht: auch Uhr und Petschaft, zusammengenommen mit den Aussagen Führings, Richers', Lyras werden zu Zeugen für die Gefangennahme durch Halkett.

Es mögen hier noch einige französische Darstellungen Platz finden, die ebenfalls beweisen, daß Cambronne nicht bewußtlos nach der Schlacht aufgefunden ist. Thiers schreibt in seiner „Histoire du Consulat et de l'Empire":

„Cambronne blessé presque mortellement, reste étendu sur le terrain, ne voulant pas que ses soldats quittent leur rangs pour l'emporter."

Daß die Verwundung nicht beinahe tödlich war, wissen wir und ersehen hieraus auch, daß er bei Besinnung war, da er seine Leute abhielt, zu seiner Unterstützung ihre Reihen zu verlassen.

Der General Poret de Morvan, im fraglichen Augenblick an der Seite Cambronnes befindlich, erzählt:

„Le général Cambronne fut atteint à la tête et tomba; un sergent anglais le releva et reçut pour récompense la bourse de prisonnier."

Digitized by Google

Poret de Morvan scheint also nur gesehen zu haben, wie der Gefangene von Sergeant Führing abgeführt ist — jedenfalls widerspricht auch diese Darstellung der anderen, daß Cambronne für tot zurückgelassen und nach der Schlacht bewußtlos aufgefunden ist.

Hören wir zuletzt noch den General Berton. Dieser teilte Cambronnes Untersuchungshaft vor seiner Aburteilung durch das Kriegsgericht und schrieb 1818, um Cambronne gegen Angriffe des „Journal des Débats" zu verteidigen, einen Brief an die Revue „La Minerve". Ich zitiere das Buch: „Léon Brunschwigg, Cambronne" (Nantes 1894):

„Ainsi rapprochés par la même infortune, les deux généraux durent échanger plus d'une confidence, durent parler plus d'une fois de la journée qui vit la chûte de l'Empereur, et c'est ce qui donne à la lettre de Berton que Cambronne ne démentit, qu'il avait peut-être inspirée, une importance incontestable. La voici dans son entier: (Ich entnehme dem Brief nur den uns hier interessierenden Absatz.) . . . . . Si de pareils hommes avaient osé regarder en face l'illustre guerrier qu'ils outragent, ils auraient vu sur son front cette noble cicatrice d'un plomb ennemi qui le fit tomber sans connaissance à la tête des grenadiers qu'il commandait; ceux-ci, le croyant mort, se firent un devoir d'enlever son épée pour la soustraire aux vainqueurs. Le carré que commandait Cambronne s'était douloureusement éloigné de son chef; le courage de cet intrépide guerrier ranima ses forces que la douleur et une perte abondante de sang n'avaient que momentanément abattues; il essayait de se relever, en tournant ses regards vers les siens, lorsqu'un officier anglais accourut sur lui, l'épée à la main, en lui criant: »Vous êtes prisonnier, général, comment vous appelez-vous?« Il prononça son nom et il fut accueilli avec respect parmi les ennemis de la France." . . . . .

In diesem für so wichtig erklärten Schriftstück finden wir also beinahe die volle Bestätigung der deutschen Darstellung!

Es ist überhaupt auffallend, daß die zahlreichen französischen Beschreibungen der Umstände, unter denen seine Gefangennahme stattgefunden hat, und der, unter denen er die berühmte Phrase oder das „Wort" gesprochen haben soll, alle nicht übereinstimmen. Die lebhafte französische Phantasie spielt dabei eine große Rolle — riß sie doch sogar Soult als Kriegsminister 1843 im Parlament zu der Erklärung hin, an Cambronnes Seite gewesen zu sein, als er den Ausspruch getan habe, wird doch sogar behauptet, daß Napoleon selbst ihn gehört habe, obgleich weder der eine noch der andere ihn vernommen haben k a n n, fand sich doch sogar ein alter Grenadier der Garde, der sich 1862 als Ohrenzeuge des Ausspruches Cambronnes von einer Kommission unter Marschall Mac Mahon vernehmen ließ, und ein anderer, der dessen Aussage ebenfalls als Ohrenzeuge bestätigte, obgleich beide gar nicht in Cambronnes Nähe gewesen

Digitized by Google

waren, sondern bei Planchenoit gegen die Preußen gekämpft hatten! Ebenso bestimmt erklären wieder andere, die Worte aus General Michels Munde gehört zu haben.

Ich enthalte mich, noch die vielen anderen deutschen und englischen Quellen anzuführen, in denen die Gefangennahme Cambronnes übereinstimmend geschildert wird. Auch das Militär-Wochenblatt hat sich durch Veröffentlichungen des Generals v. Fransecky und des Oberst v. Poten früher schon mit dieser Sache beschäftigt.

Die vorliegenden Zeugnisse widersprechen sich nirgend, geringe Verschiedenheiten in Einzelheiten können das klare Bild des Ganzen nicht verdunkeln. Ich habe zu dem Bilde, das man aus obigem von der kühnen Waffentat Halketts erhält, dessen Andenken Seine Majestät der Kaiser erst kürzlich durch Schenkung des Kolossalgemäldes von dem Treffen bei der Göhrde, an dem Halkett an der Spitze einer hannoverschen Brigade den hervorragendsten Anteil nahm, an das Vaterländische Museum in Celle geehrt hat, aus Eigenem nichts hinzugetan und nur die Dokumente sprechen lassen. Halkett selbst hat nie besonderen Wert auf diese Sache gelegt, er hielt anderes, was er vollbracht, für bedeutender — „It was the best thing I ever did" sagte er von der Erstürmung einer Redoute vor Kopenhagen. So kommt es, daß er, der wenig von sich selbst sprach, wohl nur auf Anfrage sich darüber geäußert — vgl. Militär-Wochenblatt Nr. 47, 1876 — und auch nie öffentlich zu den französischen Ableugnungsversuchen Stellung genommen hat. Das ist zu bedauern. denn die „Frage" wäre sonst längst gelöst.

Zum Schluß noch ein Wort über Cambronne. Es ist zu bedauern, daß sein Verhalten n a ch dem Tage von Waterloo ihn uns in einem anderen Lichte zeigt, als wir ihn vorher gesehen haben. Er hat nicht den moralischen Mut, seine für ihn, ich möchte fast sagen, ehrenvolle Gefangennahme zuzugeben und erfindet das Märchen, daß er bewußtlos, nachdem alles vorüber war, aufgefunden sei, und er vergißt die seinem Kaiser, dem er Namen und Stellung, dem er alles verdankt, und der noch auf dem Totenbette seiner gedenkt, wenigstens im Herzen schuldige Treue so weit, daß er von den folgenden Regierungen nicht nur Gunstbezeugungen erbittet und annimmt, er, der früher wohl den Mut hatte, ihm angetragene Erhöhungen und Ehrungen, zu denen er sich nicht reif oder würdig fühlte, charaktervoll auszuschlagen, sondern daß er sich sogar so weit erniedrigte, sein ihm von Napoleon verliehenes Wappen abzulegen und dafür ein anderes anzunehmen. Je mehr man sich mit dem Leben Cambronnes beschäftigt, desto mehr springt der Gegensatz zwischen dem Cambronne vor und bei Waterloo und dem Cambronne nach Waterloo in die Augen. Es ist, als ob mit seines Kaisers endgültigem Sturz ein anderer Mensch aus ihm geworden, ein anderer Geist über ihn gekommen wäre. Wenden wir

Digitized by Google

unſere Blicke auf den früheren Cambronne zurück, ſo ſehen wir den löwenkühnen Krieger, den feſten, überzeugungstreuen Charakter, den bewährten, treuen Anhänger, Freund und Vertrauten ſeines Kaiſers, den er in die Verbannung begleitet und mit dem er Glück und Unglück als getreuer Vaſall teilt; wir ſehen ihn zuletzt als den tapferen, ſeines eigenen Lebens nicht achtenden Offizier, der noch da, wo ſchon alles verloren, heldenhaft ſeine wankenden Garden zum Widerſtand anfeuert, und mit dieſem Rückblick wollen wir Abſchied von ihm nehmen.

Ich habe in meinen Ausführungen beide Seiten zu Worte kommen laſſen. Mag ſich nun jeder Leſer ſein Urteil bilden.

Quellennachweis.

Akten im Beſitz des Herzogs von Cumberland.
Akten und Briefe im Beſitz des Verfaſſers.
Beamiſh, Geſchichte der Königlich Deutſchen Legion. Hannover 1832/37.
Bergmann, The battle of Waterloo. Frankfurt a. M. 1901.
Briefe im Beſitz des Herrn v. Bar-Langelage.
Brunschwigg, Cambronne. Nantes 1894.
Cotton, A voice from Waterloo. Mont St. Jean 1852.
Houssaye, 1815. Waterloo. Überſetzt von Oſtermeyer. Hannover 1900.
Houssaye, La garde meurt et ne se rend pas. Paris 1907.
Kneſebeck, Leben des Frhrn. Hugh v. Halkett. Stuttgart 1865.
Militär-Wochenblatt 1876 und 1909.
Mitteilungen des Vereins für Geſchichte und Landeskunde von Osnabrück 1895.
Procès du général Cambronne. Paris 1816.
Schwertfeger, Geſchichte der Königlich Deutſchen Legion. Hannover 1907.
H. T. Siborne, Waterloo Letters. London 1891.
W. Siborne, History of the war in France and Belgium in 1852. London 1848.

Digitized by Google

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Kowno—Moskau—Kowno 1812.

Betrachtungen über Verluste im Kriege.*)

Von

Bornemann,

Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule in Neiße.

Mit einer Übersichtsskizze.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Eine lange Friedenszeit bildet für die Kriegstüchtigkeit von Offizierkorps und Truppe stets eine gewisse Gefahr. Namentlich liegt es nahe, im Frieden den Früchten der militärischen Einsicht praktisch eine zu hohe, denen des militärischen Charakters eine zu geringe Tragweite zuzubilligen. Man erkennt eben den wahren Wert einer Persönlichkeit nur in ernsten Tagen. Aber auch die militärische Ausbildung von Offizierkorps und Truppe kann leicht in eine gewisse, friedensmäßige Einseitigkeit verfallen. Je mehr sich die Reihen derer lichten, die die Träger persönlicher Kriegserfahrung im Heere bilden, um so gebieterischer tritt an den Offizier eine ernste Pflicht heran. Es gilt zur Erhaltung der vollen Kriegstüchtigkeit der Truppe nicht nur den gewöhnlichen Friedensdienst mit dem Ernst und der Hingebung der älteren Generation zu tun. Von besonderer Wichtigkeit wird vielmehr für den Offizier daneben die geistige Beschäftigung mit jenen Seiten des Krieges, die in der Friedenspraxis jeder Darstellung spotten.

Eine dieser Seiten bilden die Verluste im Kriege. Art, Umfang, Ursachen und Folgen der Verluste, Vorbeugungsmaßregeln und Ersatz für sie sind des Nachdenkens wert.

Zum Studium über Kriegsverluste fließt in der ganzen neueren Kriegsgeschichte keine Quelle so reich, wie die Vorgänge bei den Hauptarmeen 1812 in Rußland. In rein taktischer und strategischer Beziehung ist der Feldzug 1812 von uns schon zeitlich zu entfernt und hat auch früher im ganzen nur wenig geboten. Den zahlreichen, einander oft widersprechenden Vorschlägen, wie es anders hätte gemacht werden müssen, fehlt die überzeugende Beweiskraft der tatsächlichen Ausführung.

*) Vortrag, gehalten vor dem Offizierkorps des Standortes Neiße am 18. März 1912.

Digitized by Google

Aber das Menetekel der Verluste von 1812 steht noch heute in Flammenschrift vor jedermanns Augen.

Die Verluste der beiderseitigen Hauptarmeen im Feldzuge 1812 und die damit zusammenhängenden Fragen zu klären, soll — unter strenger Ausscheidung aller rein taktischen oder strategischen Erwägungen — im Nachfolgenden angestrebt werden. Die Verluste bei den Seitenkorps bleiben außer Betracht, da sie nichts besonders Auffälliges bieten.

Am 24. Juni 1812 eröffnete Napoleon den Feldzug durch Überschreitung des Njemen bei Kowno. Seine eigentliche Hauptarmee umfaßte (Tabelle I) die für die damalige Zeit mit ihren beschränkten Verkehrsmitteln ganz ungemein hohe Zahl von rund 365 000 Mann Infanterie und Kavallerie und 952 Geschützen. Hierzu traten allmählich noch an Verstärkungen etwa 135 000 Mann Infanterie und Kavallerie sowie 96 Geschütze. Zur Hauptarmee zählte außerdem ein ungewöhnlich großes, auf etwa 75 000 Köpfe und 150 000 Troßpferde zu veranschlagendes Heeresgefolge.

Alle diese Massen, zusammen rund 575 000 Mann, 300 000 Pferde, 1048 Geschütze, verfielen binnen sechs Monaten der völligen Auflösung. Auf der Flucht überschritten den Njemen nur noch etwa 1000 Mann Garden in leidlich geordnetem Zustande; ferner noch etwa 40 000 andere Heeresangehörige, truppweise oder einzeln, waffenlos, in Lumpen gehüllte Jammergestalten. Auch dieser Rest wurde noch weiter verfolgt und gänzlich zersprengt, sein größter Teil kehrte überdies mit zerrütteter Gesundheit zurück.

Tabelle I.

Franzosen.

a. Hauptarmee.

	Bat.	Esk.	Mann Inf. u. Fußart.	Mann Kav. u. rtd. Art.	Gesch.
Großes Hauptquartier	—	—	3 075	908	—
Kaisergarden	43	27	41 094	6 276	208
1. Korps (Davout)	88	16	68 627	3 424	172
2. = (Oudinot)	49	20	34 299	2 840	102
3. = (Ney)	49	24	35 755	3 587	90
4. = (Vizekönig von Italien) . .	56	24	42 430	3 368	100
5. = (Poniatowski)	33	16	32 159	4 152	76
6. = (St. Cyr)	28	16	23 228	1 906	54
7. = (Vandamme; Junot) . . .	16	13	15 885	2 050	42
1. Ref. Kav. Korps (Nansouty) . . .	—	60	—	12 077	30
2. = = = (Montbrun) . . .	—	60	—	10 436	30
3. = = = (Grouchy)	—	60	—	9 676	24
4. = = = (Latour-Maubourg)	—	42	—	7 994	24
zusammen . .	362	378	296 552	68 697	952
zusammen			365 249 Mann		952

Digitized by Google

b. Zugang zur Hauptarmee während des Feldzuges.

9. Korps (Victor)	47	15	33 663	1 904	42
Vom 11. Korps (Augereau)	54	5	38 882	800	36
Von verschiedenen Korps der Hauptarmee	7	—	4 200	—	6
Marschtruppen und polnische Neubildungen	—	—	31 000	11 000	6
Litauische Neubildungen	—	—	11 000	3 000	6
zusammen . .	108	20	118 745	16 704	96
Dazu Gesamtzahl der Hauptarmee .	362	378	296 552	68 697	952
Der völligen Auflösung verfielen . .	470	398	415 297	85 401	1048

zusammen 500 698 Mann
und etwa 143 000 Pferde

Außerdem noch nicht in obiger Stärke enthaltenes Heeresgefolge (Beamte, Handwerker, Fuhrleute usw.) . etwa 75 000 Mann
Troßpferde , ... = 150 000 Pferde

insgesamt rund . . . { 575 000 Mann / 300 000 Pferde

Bemerkung. Korps Reynier (7.), Macdonald (10.), Schwarzenberg (12.) blieben Seitenkorps.

Die russische Hauptarmee war in 300 km Breite an der Grenze des Herzogtums Warschau aufgestellt und bestand aus der Ersten und Zweiten Westarmee. Diese zählten im ganzen bei der Feldzugseröffnung (Tabelle II) rund 150 000 Mann, 762 Geschütze. Die russische Dritte Reserve-Observationsarmee, 42 000 Mann, 164 Geschütze stark, stand der österreichisch-galizischen Grenze gegenüber und nahm vorläufig an den Operationen der russischen Hauptarmee ebensowenig Teil wie die 53 000 Mann, 240 Geschütze starke Donau-Armee. Letztere befand sich im sechsten Jahre im Kriege mit den Türken und stand nach den Erfolgen Kutusows dicht vor dem Friedensschluß.

Die Russen konnten nicht ernstlich daran denken, sich mit ihren 150 000 Mann den vereinigten 365 000 Mann der französischen Hauptarmee, besonders unter der überlegenen Führung eines Napoleon, zur Schlacht zu stellen, bevor nicht ein wesentlicher Umschwung im Stärkeverhältnis eingetreten war.

Napoleons Bestreben war zunächst darauf gerichtet, die verzettelten russischen Streitkräfte an ihrer Vereinigung zu hindern und vereinzelt zu schlagen. In dieser Absicht richtete sich der Schwerpunkt des französischen Stoßes auf die Straße Kowno—Wilna—Moskau.

Am 28. Juli, also nach etwas über einen Monat, wurde die Vorwärtsbewegung von Napoleon in der Gegend von Witebsk zunächst eingestellt. Witebsk liegt in der Luftlinie von der Grenze etwa 400 km entfernt, ebenso weit wie Paris von Straßburg. Die Russen waren weit

Digitized by Google

in das Innere des Landes zurückgedrängt, aber die Vereinigung der Ersten und Zweiten Westarmee ließ sich augenscheinlich nicht mehr verhindern. Sie erfolgte am 3. August bei Smolensk.

Tabelle II.

Russen.

Stärke der Ersten und Zweiten Westarmee bei der Feldzugseröffnung.

	Bat.	Esk.	Kasaken-Regtr.	Battr.	Mann	Gefch.
1. Korps (Wittgenstein)	28	16	3	9	20 600	108
2. " (Baggohufwud)	24	8	—	7	14 400	
3. " (Tutschkow I)	26	4	1	7	15 200	.
4. " (Schuwalow)	22	8	—	6	13 000	
5. " (Garde-) (Großf. Konstantin)	26	20	—	6	18 500	
6. " (Dochturow)	24	8	—	7	14 400	450
1. Mav. Korps (Uwarow)	—	20	—	1	2 800	
2. " " (Korff II)	—	24	—	1	3 300	
3. " " (Pahlen III)	—	24	—	1	3 300	
Kasakenkorps (Platow)	—	—	14	1	5 500	
Reservecartillerie	—	—	—	3	600	
7. Korps (Rajewsky)	24	8	—	7	15 000	84
8. " (Borosdin)	22	20	—	5	14 000	60
9. " (Siewers)	—	24	—	1	3 300	12
Kasakenkorps (Flowaisky)	—	—	9	1	4 000	12
Reservecartillerie	—	—	—	3	700	36
Zusammen	196	184	27	66	148 600	762

Bemerkung. Obige Zahlen erheben nur Anspruch auf annähernde Richtigkeit. Völlig einwandfreie Zahlen lassen sich für den Feldzug 1812 überhaupt nicht geben.

Der Hauptzweck des schnellen und weiten Vormarsches war somit von Napoleon nicht erreicht worden. Auch war es ihm nicht gelungen, die Hauptmacht der Russen oder wenigstens erhebliche Teile von ihr empfindlich zu schlagen. Es hatten bisher nur unbedeutende Zusammenstöße stattgefunden, bei denen die beiderseitigen Gefechtsverluste im ganzen gering gewesen waren.

Jedoch hatte bereits eine überraschende Kräfteverschiebung zugunsten der Russen stattgefunden. Napoleon verfügte zur Fortsetzung der Offensive nicht mehr über 365 000, sondern nur noch über 200 000 Mann. Die bei Smolensk vereinigten Russen zählten dagegen jetzt 120 000 Mann gegen anfänglich 150 000 Mann in getrennter Aufstellung. Mit anderen Worten: Die französische Offensivkraft hatte um 165 000 Mann abgenommen, während die Russen nur um 30 000 Mann geschwächt waren.

Welches sind nun die Gründe für diese augenfällige Kräfteverschiebung?

Zunächst auf Seite der Russen.

Digitized by Google

An Truppen zweiter Linie waren inzwischen 29 000 Mann zum Heere gestoßen. Etwa 5000 davon wurden dem 1. Korps (Wittgenstein) zugeteilt. Dieses Korps, dessen ursprüngliche Stärke etwa 20 000 Mann betragen hatte, war während des Rückzuges an der Düna von der Hauptarmee abgezweigt, vor allem zum Schutze der Straße nach Petersburg.

Die bisherigen Gefechtsverluste beliefen sich insgesamt auf 7000 Mann. Die Verluste während der Märsche, durch Krankheiten sowie durch Desertion polnischer Mannschaften betrugen im ganzen 23 000 Mann. Letztere Zahl bedeutet einen Abgang von etwa 15 v. H. innerhalb von 40 Tagen. Dieser Verlust ist nicht hoch; er erscheint erstaunlich gering, wenn man ihn mit dem der Franzosen im gleichen Zeitraum vergleicht. Auch muß man bedenken, wie auflösend sonst ununterbrochene Rückzüge auf die Truppe zu wirken pflegen, und unter wie ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen sich ein großer Teil des russischen Rückzuges vollzog. Namentlich die Zweite Westarmee hatte die größten Schwierigkeiten. Sie mußte auf schlechten Wegen, bei sehr ungünstiger Witterung das ausgedehnte Sumpfgebiet nördlich des Pripet durchschreiten und war wochenlang durch überlegene feindliche Truppen in Flanke und Rücken hart bedrängt. Auch übte die russische Heeres*verwaltung* einen ungünstigen Einfluß auf die Gefechtsstärke aus. Im herkömmlichen Schlendrian kam ein sehr beträchtlicher Teil der für den Heeresunterhalt bereitgestellten Mittel nicht den Truppen zugute. Noch trostloser als mit der Verwaltung stand es bei den Russen mit dem Sanitätswesen.

Alles in allem waren die Verhältnisse wohl dazu angetan, wenigstens die Zweite Westarmee der völligen Auflösung entgegenzuführen. Wenn dies nicht geschah, so lag der Grund dafür unstreitig an Mangel an Tatkraft und Zusammenwirken der ihr gegenüberstehenden französischen Kräfte, auf deren unmittelbare Leitung Napoleon verzichten zu sollen geglaubt hatte. Anderseits aber sind es verschiedene Faktoren, die zur Erhaltung der Zweiten Westarmee wesentlich beigetragen und sich in ähnlich günstigem Sinne auch bei der Ersten Westarmee geltend gemacht haben.

Es sind dies vor allem: 1. die rein nationale Zusammensetzung des Heeres; 2. der Umstand, daß der Rückzug im eigenen Lande stattfand und deshalb durch Behörden und Einwohner erleichtert wurde; 3. die zentrale politische und im wesentlichen auch kirchliche Leitung des russischen Staates und 4. die in den Jahrhunderten stets erprobte, großartige Zähigkeit des russischen Soldaten bei Anstrengungen, Entbehrungen und ungünstigen Eindrücken. Außerdem kam der Zweiten Westarmee noch wesentlich ihre Landeskenntnis sowie ihre zahlreiche Reiterei, namentlich Platows Kasakenregimenter zugute, die die Verfolgung der Franzosen mehrfach wesentlich erschwerten.

Digitized by Google

Allen diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß die Masse der Ersten und Zweiten Westarmee sich bei Smolensk vereinigen konnte. Die russischen Truppen waren nach 40tägigem Rückzug keineswegs niedergebrochen, sondern in guter Stimmung und darauf entbrannt, sich mit den Feinden in einer Schlacht zu messen.

Berechtigtes Erstaunen muß es erregen, daß es den Russen in diesen 40 Tagen nicht gelang, trotz ihrer großen Hilfsmittel mehr frische Truppen der Hauptarmee zuzuführen.

Eine gewisse Entschuldigung für das höchst unzureichende Maß des Kräftenachschubes mag man in den großen Entfernungen Rußlands, die durch Fußmarsch zurückzulegen waren, finden. Vor allem aber war es von der russischen Staatsleitung, trotz des seit 1810 drohenden Krieges mit Napoleon, versäumt worden, *rechtzeitig* die vorhandenen großen Hilfsmittel zu organisieren und für ihre Verwendung im Kriege vorzubereiten. Es ist das eine ernste geschichtliche Lehre, die auch in unseren Tagen zu denken gibt.

Es muß aber anerkannt werden, daß die russische Staatsleitung *von Eröffnung der Feindseligkeiten ab* bemüht war, dem Bedarf an Ersatz in weitem Umfange gerecht zu werden und die verfügbar gemachten Kräfte dem Hauptkriegsschauplatz nach und nach zuzuführen. Allerdings rächten sich die verspäteten Vorbereitungen dadurch, daß es nun unverhältnismäßig langer Zeit bedurfte, bis bei den großen Ausdehnungen Rußlands diese frischen Kräfte zur Wirksamkeit gelangen konnten. Ein erheblicher Teil davon konnte auch dann noch mangels ausreichender Ausbildung nur zu untergeordneten Aufgaben, wie im kleinen Kriege, zur Besetzung von Etappenstraßen, zum Polizeidienst im Rücken des Heeres und zur Bedeckung von Gefangenentransporten Verwendung finden.

Immerhin wurde, auch ohne diesen Teil, das russische Heer im Laufe des Feldzuges zur Abwehr des feindlichen Angriffs nach und nach durch 238 000 Mann, also um 160 v. H. der ursprünglichen Stärke, verstärkt.

Auf Seite der Franzosen stellte sich während des Vormarsches die Notwendigkeit heraus, dem russischen Korps Wittgenstein gegenüber zunächst das 2. Korps (Oudinot) stehen zu lassen. Sehr bald erschien dessen Stärke für seine Aufgaben unzulänglich. So wurde es denn noch, durch die Macht der Verhältnisse und gegen Napoleons ursprünglichen Wunsch *dauernd*, durch das 6. Korps (St. Cyr) verstärkt. Damit schieden beide Korps, deren anfängliche Stärke zusammen etwa 62 000 Mann betragen hatte, aus der Hauptarmee zur Deckung der Flanken aus. Von den verbleibenden 302 000 Mann erreichten nur noch zwei Drittel, etwa 200 000 Mann, die Gegend von Witebsk.

Hier bereits tritt der große Kraftverbrauch einer weitausgedehnten

Digitized by Google

Offensive in Feindesland scharf hervor. Vor allem erfordert die Sicherung der Flanken um so mehr Kräfte, je ausgedehnter die Operationslinie der Hauptarmee wird. Vergleicht man die Napoleonischen Abzweigungen zum Flankenschutz bis Witebsk mit denen des deutschen Heeres 1870 vor Paris, also gleich weit von der Grenze entfernt, so erscheinen die Abgaben Napoleons zu diesem Zwecke außerordentlich gering bemessen. Es scheint die zulässige Grenze des Zusammenhaltens der Kräfte zur Hauptentscheidung bei Napoleon nahezu überschritten.

Der bisherige Gesamtverlust des 2. und 6. Korps betrug 27 000, der der übrigen Hauptarmee 103 000 Mann, zusammen also 130 000 Mann. Hiervon entfallen etwa 15 000 Mann auf Gefechtsverluste. Es verbleibt sonach ein Abgang aus anderen Ursachen von 115 000 Mann im Gegensatz zu dem entsprechenden russischen Verlust von 23 000 Mann. Die Verluste des Verfolgers waren also, anscheinend in schroffem Gegensatz zu aller Theorie, fünfmal so groß wie die des Verfolgten.

Woher kommen diese gewaltigen Abgänge?

Nur ein sehr kleiner Teil davon entfällt auf die Besetzung der Etappenstraßen. Größere, geschlossene Verbände blieben hierfür überhaupt nicht zurück.

Die wesentlichen Gründe für die außerordentliche Verminderung der Stoßkraft lagen in der inneren Zusammensetzung des Heeres; in der schlechten Verwaltung und Gesundheitspflege; in der Art und Weise, wie der Vormarsch durchgeführt wurde; im Umfang der Heeresbagage; in den natürlichen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes verbunden mit ungünstiger Witterung; in der schlechten Mannszucht; endlich auch in unzureichenden Maßnahmen für den Nachersatz.

Die französische Hauptarmee bestand nur etwa zur Hälfte aus Angehörigen der unter unmittelbarer Herrschaft Napoleons stehenden Länder. Die andere Hälfte entstammte Gebieten, die, noch den Schein politischer Selbständigkeit fristend, unter der Schutzherrschaft Napoleons standen, oder die sich unter dem Druck Napoleons dem Kriegszuge widerwillig als Bundesgenossen angeschlossen hatten. Selbst in die rein französischen Heeresteile — mit Ausnahme der Garde — hatte man, nach den 20jährigen, fast ununterbrochenen Kriegen, zum großen Teil minderwertiges Material einstellen müssen. Ein Teil hiervon war sehr jung, noch nicht genügend diszipliniert und zu wenig abgehärtet, ein anderer Teil war widerwillig der Aushebung gefolgt. In den Reihen der französischen Armee befanden sich 60 000 sogenannte Refraktäre, die etwa unseren heutigen „Unsicheren Dienstpflichtigen" entsprachen.

Die französische Heeresverwaltung versagte vollkommen. Nach der französischen Revolution hatten die französischen Heere, im Gegensatz zu dem bisherigen Magazin- und Nachschubsystem, in ihren Kriegs-

Digitized by Google

zügen überall vom Lande gelebt. Die notwendigen Verpflegungsvorräte waren meist durch Beitreibung der Truppen unmittelbar aufgebracht worden. Diese neuartige Verpflegungsweise hatte die Heere in hohem Maße unabhängig gemacht. Aber es hatte sich bisher stets um kleinere Heeresmassen und meist um wohlhabende Kriegsschauplätze gehandelt. Auch hatten die oft in Plünderung ausartenden Beitreibungen auch bisher schon die Manneszucht der Truppen schwer geschädigt.

Diesmal handelte es sich um Verpflegung für sehr große Massen auf einem wenig bevölkerten, vorwiegend armen Kriegsschauplatz. Die Beitreibungen mußten sehr weit ausgedehnt werden und konnten doch nur sehr wenig bringen.

Napoleon hatte diese Schwierigkeiten vorausgesehen und Anordnungen getroffen, daß die Truppen einen verhältnismäßig großen Lebensmittelvorrat dauernd mit sich führen sollten. Auch waren sehr umfangreiche Magazine in den Festungen nahe der russischen Grenze angelegt und die Errichtung weiterer Magazine in Rußland selbst ins Auge gefaßt worden.

Diese Vorbereitungen hätten vielleicht genügt, wenn die Verwaltung es verstanden hätte, die sich entgegentürmenden Schwierigkeiten zu überwinden und die Vorräte rechtzeitig der Truppe zukommen zu lassen. Aber die Verwaltung versagte vollständig. Selbstsucht, Engherzigkeit, unzweckmäßige Maßnahmen und Mangel an Erfahrung brachten es dahin, daß die Truppe von all den Vorräten so gut wie nichts bekam und von vornherein darben mußte. Das einzige Mittel, das vielleicht die Schwierigkeiten wesentlich hätte mindern können, der freihändige Ankauf in Feindesland, wurde grundsätzlich verschmäht.

Das Sanitätswesen in der französischen Armee war nicht besser als die Verwaltung. Gehörte es doch zu den Seltenheiten, daß jemand lebend oder gar dienstfähig ein französisches Lazarett wieder verließ, in dem er als Kranker oder Verwundeter Aufnahme gefunden hatte.

Es war in der neueren Zeit das erste Mal, daß so gewaltige Massen gegen den Feind geführt wurden. Hierbei übertrieb Napoleon den an sich durchaus richtigen Grundsatz des Zusammenhaltens der Kräfte. Er wollte stets überlegene Massen für die Entscheidung zur Hand haben und hielt sie auch während der Märsche vereinigt. Die Masse der französischen Hauptarmee wurde stets auf einer einzigen Straße zusammengehalten. An irgendwie geordnete Unterkunft war dabei nicht zu denken; Der Verpflegungsnachschub wurde aufs höchste erschwert.

Dabei legte Napoleon im Sinne der strategischen Lage großen Wert auf Schnelligkeit der Vorwärtsbewegung. Er mutete namentlich dem rechten Armeeflügel (unter Davout) lange Zeit hintereinander große Anstrengungen zu. Für die Mitte und den linken Flügel ergaben sich bald,

Digitized by Google

auf Grund der Lage, mehrere Ruhepausen, namentlich eine längere nach Erreichung von Wilna.

Wenn auch das Straßen- und Wegenetz im damaligen Rußland sehr weitmaschig und nach unseren heutigen Begriffen durchaus nicht in erfreulichem Zustande war, so wäre es doch ohne Zweifel möglich gewesen, den Vormarsch in erheblich größerer Breite anzutreten und dadurch den Truppen wesentliche Erleichterungen zu gewähren. Allerdings wäre ein solcher Vormarsch erheblich erschwert durch das waldreiche Gelände mit seinen wenigen, einigermaßen brauchbaren Querverbindungen, durch die unvollkommenen Nachrichtenmittel der damaligen Zeit, wie auch besonders durch die geringe Selbständigkeit und die selbstsüchtige Nebenbuhlerschaft der meisten Napoleonischen Generale.

Der Vormarsch der französischen Hauptarmee mußte so schon an sich ganz besonders anstrengend und aufreibend werden; er wurde aber noch durch den Umfang der Heeresbagage im höchsten Maße erschwert. War letztere mit Rücksicht auf die bevorstehenden Verpflegungsschwierigkeiten schon außerordentlich vermehrt worden, so steigerte sich ihre Zahl infolge eines durchaus verurteilenswürdigen Strebens nach Bequemlichkeiten ins Ungemessene.

Im Gegensatz zu seinen früheren Gewohnheiten hatte Napoleon, um bei dem Zuge durch Rußland keinerlei Entbehrungen zu leiden, einen ganz ungeheuren, persönlichen Troß mitgenommen. Sein Vorbild wirkte in höchstem Maße ungünstig auf seine Untergebenen. Jeder höhere Offizier hielt sich für berechtigt, dies Beispiel nachzuahmen. Die Zahl der mitgeführten Fahrzeuge schwoll dadurch in ungeheurem Maße an.

Man muß mit Energie dahin wirken, daß die Bagage um so mehr von allem irgend Entbehrlichen entlastet wird, je ärmer an benutzbaren Hilfsquellen, wie auch an Wegen, der voraussichtliche Kriegsschauplatz ist. In diesem Falle wurde aber genau entgegengesetzt verfahren. Auch wurde die Mitführung von Frauen und Kindern bei der Bagage geduldet. Mutet dieses auch das heutige Empfinden wunderbar an, so darf man doch nicht vergessen, daß dieselbe Gewohnheit im Zeitalter Friedrichs des Großen auch geherrscht hatte.

Die ungeheure Napoleonische Bagage bedurfte der Bespannung und der Fuhrleute. Da Napoleon den Krieg möglichst überraschend eröffnen wollte, so wurde vielfach die erforderliche Bespannung mit Zivilfahrern im letzten Augenblicke in den Grenzprovinzen zwangsweise ausgehoben. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit entliefen dann die Fuhrleute massenhaft, wenn möglich, unter Mitnahme der Pferde. An Stelle der Entwichenen mußten dann, so gut es ging, aktive Mannschaften treten. Das veranlaßte an sich schon eine erhebliche Verringerung der Gefechtsstärke. Die als Fahrer kommandierten Mannschaften hatten meist nur

Digitized by Google

wenig Interesse für die Pferde und waren großenteils überhaupt nicht genügend mit der Pferdepflege vertraut. Die beigetriebenen Pferde waren vielfach minderwertig. Große Anstrengungen, schlechte Pflege, ungenügendes Futter, ungünstige Witterung und dauerndes Biwakieren taten das ihrige, um den Verbrauch an Pferden ins Riesige zu steigern. Krepierten doch schon nach wenigen Tagen in einer einzigen Nacht 10 000 Pferde!

Die Eigenart des Kriegsschauplatzes in Verbindung mit der ungünstigen Witterung wirkte ferner in hohem Maße auflösend. Die vorhandenen Wege und Übergänge waren schlecht und wurden bei der großen Beanspruchung dauernd noch minderwertiger. Es herrschte in dem armen, dünn bevölkerten, waldreichen, schon vom russischen Heere ausgesogenen Lande kurz vor der Ernte großer Mangel an Nahrungsmitteln. Der dem russischen Kriegsschauplatz eigentümliche Mangel an gutem Trinkwasser machte sich auf das empfindlichste geltend. Dazu trat für die Masse der Zwang, dauernd zu biwakieren. Nun war auch noch in den ersten Kriegswochen das Wetter recht ungünstig. Sehr große Hitze wechselte schroff mit langanhaltenden Regengüssen, die die Wege grundlos machten und beim Biwakieren häufig jegliche Erholung in Frage stellten. Ansteckende Krankheiten griffen in bedrohlichem Maße um sich.

Kurz und gut, die auf die französische Armee einwirkenden auflösenden Kräfte waren ungewöhnlich groß; ihre Manneszucht wurde auf eine sehr ernste Probe gestellt. Und sie bestand die Probe nicht.

Es mag in den Eigentümlichkeiten des französischen Volkscharakters begründet sein, daß bei den Franzosen eine in deutschem Sinne gute Manneszucht im Laufe der ganzen Geschichte fast nie nachzuweisen ist. Trotzdem haben die Franzosen oft, ganz besonders gerade unter Napoleon, hervorragende militärische Leistungen vollbracht.

Um ein zutreffendes Bild von den damaligen französischen Auffassungen über Manneszucht, und was damit zusammenhängt, zu gewinnen, darf man nicht vergessen, daß nach Auffassung Napoleons und der allermeisten seiner Generale, ja seiner ganzen Truppe, der Krieg eine willkommene Gelegenheit zur persönlichen Bereicherung war. Sind doch die Reichtümer Napoleons und seiner Familie, wie die der meisten seiner bekannten Generale, größtenteils in den Kriegszügen aus den verschiedensten Ländern Europas, Afrikas, ja selbst Asiens, zusammengetragen. Es entsprach durchaus der französischen Auffassung vom Kriege, unter gewissen Umständen die Einwohner der Plünderung preiszugeben.

Die Grundlagen für die Manneszucht waren bei der aus den meisten Völkerschaften Europas zusammengesetzten französischen Hauptarmee nach unseren Begriffen also durchaus ungenügend. Kein Wunder, daß das Heer der ungewöhnlichen Belastungsprobe, die an seine Manneszucht gestellt wurde, nicht standhielt.

Digitized by Google

Die innere Zersetzung der französischen Hauptarmee erreichte nach wenigen Kriegstagen und ohne ernstlichen Zusammenstoß mit dem Feinde einen furchtbaren Grad. Ganze Schwärme von Nachzüglern, die harmloseren zunächst auf der Lebensmittelsuche oder auf Fahnenflucht, die schlimmeren auf Plünderung, Brand und Mord ausgehend, lösten sich von der vormarschierenden Armee ab. Im Laufe der Zeit bildeten sie förmliche Kolonnen zu 300 bis 400 Mann unter selbstgewählten Führern oder gar unter Offizieren. Auf der Etappenstraße selbst wie weithin beiderseits derselben verwüsteten, verbrannten und zerstörten sie alles, was sie erreichen konnten. Die allermeisten der, größtenteils aus Holz gebauten, russischen Häuser im Rücken der französischen Armee fielen ihnen zum Opfer. Selbst Angehörige der französischen Armee waren nicht vor Plünderung sicher.

Schon am 3. Juli erließ Napoleon, dem dies Treiben im Rücken der Armee doch zu arg und für seine weiteren Operationen zu bedenklich wurde, einen scharfen Tagesbefehl gegen dies Unwesen. Er setzte einen besonderen Gerichtshof zur Aburteilung der Landstreicher und Marodeure ein und bildete drei Marschkolonnen, die lediglich zum Einfangen dieser bestimmt waren.

Indes hatten auch diese Maßnahmen keinen durchgreifenden Erfolg. Sie wurden im wesentlichen vereitelt durch die Ungunst der Verhältnisse, durch die großen, Schlupfwinkel gewährenden Waldungen, ganz besonders aber auch wohl durch zu geringes Verständnis und mangelnde Tatkraft aller beteiligten Unterführer. Napoleons persönliche Tätigkeit mußte naturgemäß in erster Linie auf die Leitung der großen Operationen, wie auf die Führung der französischen äußeren und inneren Politik gerichtet bleiben.

Schon vor der Kriegseröffnung wie auch besonders während der 18 Tage seines Aufenthalts in Wilna hatte Napoleon umfangreiche Vorkehrungen für den Nachersatz getroffen. Auch suchte er sich die russenfeindliche Stimmung der besetzten, ehemals Königlich Polnischen Gebietsteile dadurch nutzbar zu machen, daß er die Einwohner zu Neuformationen heranzog. Die Verstärkungen, die im Laufe des Feldzuges seiner Armee zuflossen, betrugen im ganzen, einschließlich der neugebildeten, polnisch-litauischen Truppen, 119 000 Mann Infanterie und Fußartillerie, 17 000 Mann Kavallerie und Reitende Artillerie, zusammen rund 136 000 Mann 96 Geschütze oder etwa 37 v. H. der ursprünglichen Stärke. Dazu kam außerdem noch der Belagerungspark für Riga und die übrigen Trains mit 21 500 Mann und 130 Geschützen.

Die Gesamtzahl des verfügbar gemachten Ersatzes blieb also nicht nur *im Verhältnis* weit hinter den entsprechenden russischen Aufstellungen zurück (37 v. H. gegen 160 v. H.), sondern stand ihnen auch *absolut* um rund 75 000 Mann nach.

Digitized by Google

Innerhalb der zurzeit flüssigen Mittel stellte dieser Ersatz gleichwohl nahezu die Höchstgrenze des Erreichbaren dar. Im Vergleich aber zu der anfänglichen Stärke des Heeres, der Dauer des Feldzuges, den weiten Ausdehnungen des Kriegsschauplatzes und den Maßregeln der Russen muß dieser Ersatz trotzdem als ungenügend bezeichnet werden. Dem tatsächlich vorhandenen, weit größeren Bedürfnis hätte nur dann genügt werden können, wenn man die gesamte Heeresergänzung auf eine neue Grundlage gestellt hätte, auf die allgemeine Wehrpflicht. Diese äußerste Folgerung aus den neuen Ausmaßen und Methoden der Kriegführung zu ziehen, blieb erst Napoleons erbittertstem Feinde, Preußen, vorbehalten.

Auf alle Fälle hätte Napoleon es nicht versäumen dürfen, den Nachschub an kriegsbrauchbaren Pferden in weit größerem Umfange sowohl von vornherein, wie angesichts des eintretenden, außerordentlichen Abganges sofort sicherzustellen. Es sollte von einschneidender Bedeutung werden, daß ein Befehl hierzu, und noch immer nicht in genügendem Maße, erst von Moskau aus erfolgte.

In Witebsk entschloß sich Napoleon, trotz der entgegenstehenden, von ihm klar erkannten Bedenken, die Operationen fortzusetzen, um noch in diesem Jahre eine Entscheidung herbeizuführen.

Anfang August wurde der weitere Vormarsch angetreten. Es kam zu den erbitterten Kämpfen bei Smolensk, die allerdings, sehr gegen Napoleons Wunsch, infolge der russischen Maßnahmen nicht das Gepräge einer Entscheidungsschlacht trugen. Die Russen gingen, von den Franzosen gedrängt, weiter zurück. Ihre Oberführung übernahm bald nach Smolensk der Sieger im Türkenkriege, Fürst Kutusow.

Dieser stellte sich endlich, am 7. September, bei Borodino, nahe der Moskwa, zur Entscheidungsschlacht.

Die Stärke der Franzosen kurz vor der Schlacht bei Borodino betrug rund 135 000 Mann 587 Geschütze, die der Russen 110 000 Mann 637 Geschütze. Es hatte also inzwischen eine weitere, erhebliche Kräfteverschiebung zugunsten der Russen stattgefunden, wenn auch noch immer eine Überlegenheit auf französischer Seite bestand.

Die Kräfteverschiebung erklärt sich folgendermaßen. Der französische Gefechtsverlust in den Kämpfen von Smolensk und bei den späteren Vorhutgefechten betrug insgesamt etwa 20 000 Mann. 30 000 Mann sind auf Abgang zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen von Witebsk bis vor Borodino zu rechnen. (Die Luftlinie, über Smolensk gemessen, beträgt abermals fast 400 km.) Einzelne frische Truppenteile waren inzwischen herangekommen. Es entfallen also noch etwa 30 000 Mann auf Nachzügler und Erkrankte. Dieser Abgang ist noch immer stark, aber im Vergleich zum ersten Feldzugsabschnitt doch nicht mehr übermäßig.

Digitized by Google

Dem französischen Verlust von 80 000 Mann stand ein Gesamtverlust bei der russischen Hauptarmee von etwa 25 000 Mann gegenüber, darunter etwa 17 000 Mann Gefechtsverluste in den Kämpfen um Smolensk und den späteren Nachhutgefechten. Die sonstigen Abgänge bei den Russen in diesem Zeitraum, etwa 8000 Mann, waren also sehr gering. Immerhin war die russische Hauptarmee vorübergehend auf 95 000 Mann herabgesunken, hatte aber der Zahl nach nicht unbedeutende Verstärkungen erhalten. Es waren dies 15 000 Mann von Miloradowitsch herangeführte, mehrere Monate ausgebildete Rekruten, die in die Feldregimenter eingereiht werden konnten. Mit diesem Nachschub erreichte das russische Heer wieder die Zahl von 110 000 Mann. Außerdem aber waren 15 000 Mann Landsturm zum Heere gestoßen. Ihr militärischer Wert war zwar höchst gering; immerhin konnten sie die Truppe als Krankenträger, zu Ordonnanzdiensten und zur sonstigen Verwendung hinter der Front in erwünschter Weise entlasten.

Von Interesse ist, daß Fürst Kutusow von Übernahme des Oberbefehls an dauernd ein scharfes Augenmerk darauf richtete, die unnötig umfangreiche Bagage, soweit irgend zulässig, zu verringern, die dadurch frei werdenden Mannschaften der fechtenden Truppe wieder zuzuführen, sowie alle entbehrlichen Abkommandierten wieder heranzuziehen.

Die Schlacht bei Borodino am 7. September, der zwei Tage vorher die Kämpfe um die vorgeschobene Schanze bei Schewardino vorangegangen waren, war für beide Teile außerordentlich blutig und verlustreich. Pardon wurde auf beiden Seiten kaum gegeben. Die Verluste der Russen an Toten und Verwundeten in diesen beiden Tagen beliefen sich auf etwa 58 000 Mann, also auf mehr als die Hälfte der ganzen Armee. Aber auch die Franzosen hatten etwa 30 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren, davon allein 49 Generale. Gefangene wurden beiderseits nur etwa 1000 Mann gemacht.

Die Schlacht endete mit einem Siege Napoleons, aber ein vernichtender Erfolg war nicht errungen. Fürst Kutusow hatte alle seine Truppen bis auf vier Regimenter am äußersten rechten Flügel und zwei hinter der Mitte ins Feuer geführt. Bei Napoleon waren dagegen noch 20 000 bis 25 000 Mann Garden unberührt geblieben.

Es wird darüber gestritten, ob die Zurückhaltung dieser Kräfte ihre Begründung in einem Fehler der Schlachtleitung findet, oder ob sie anderen Erwägungen zuzuschreiben ist. Es war sicher, daß die völlige Zertrümmerung der russischen Armee noch weitere, erhebliche Opfer kosten mußte. Es konnte dann zweifelhaft erscheinen, ob die verbleibende Stärke der Franzosen noch achtunggebietend genug war, um das ausgedehnte Moskau zu besetzen und Alexander zum Frieden zu vermögen. Wie dem auch sei, Napoleon wäre bei Borodino sicher in der Lage ge-

Digitized by Google

wesen, als sich gegen 4° nachm. die Wage zu seinen Gunsten senkte, durch Einsatz von 20 000 Mann frischer Truppen die als Entscheidungskampf angelegte Schlacht bis zur völligen Zertrümmerung der feindlichen Armee zu Ende zu führen.

Auf dem Schlachtfelde von Borodino rächten sich die Fehler bitter, die im bisherigen Verlaufe des Feldzuges von den französischen Unterführern gemacht waren: die schlechte Handhabung der Mannszucht, die verderbliche Sorglosigkeit bezüglich des Umfanges des Heerestrosses und des bei ihm stattfindenden Dienstbetriebes.

Hätten alle Unterführer bis zu den untersten Stellen herab dauernd mit eisernem Willen auf straffe Mannszucht gehalten und von vornherein aufs schärfste die äußerste Beschränkung der Bagage durchgeführt, so wären sicherlich mindestens 30 000 Mann zur Schlacht bei Borodino für Napoleon mehr verfügbar gewesen und zur Verwendung gekommen. Die russische Hauptarmee wäre zertrümmert und Moskau mit starker Kraft besetzt worden, gegen die der russische Landsturm wie die abgezweigten russischen Kräfte machtlos gewesen wären. Die Widerstandsfähigkeit und Zähigkeit Alexanders, sein Entschluß, den Krieg trotz allem weiterzuführen, wäre auf eine ganz bedeutend härtere Probe gestellt worden, als es schon jetzt geschah.

Trotz der außerordentlichen Opfer eine Schlacht ohne einschneidende Entscheidung, keine Beendigung des ganzen Krieges, sondern seine Fortführung bis zur Vernichtung der Franzosen, das sind die Ergebnisse, die man vor allem der lässigen Pflichtauffassung der französischen Unterführer, bis in die untersten Stellen hinab, zur Last schreiben muß. Sie selbst sind sich weder der Schwere ihrer Vergehen noch deren Tragweite je voll bewußt geworden. Aber fürwahr für jeden, der mit offenem Auge aus der Kriegsgeschichte lernen will, eine bitter ernste Lehre!

Kutusow ging in der Nacht vom 7./8. November in Richtung auf Moskau zurück. Während der folgenden Tage kam es noch zu verschiedenen Nachhutgefechten mit dem verfolgenden Murat, bis schließlich ein Erfolg Miloradowitschs dem auf die Dauer für die Russen gefahrvollen Nachdrängen Einhalt gebot.

Trotz seines eigenen Verlangens und dem Wunsche von Heer und Nation, Moskau nicht ohne neue Schlacht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen, sah sich Kutusow veranlaßt, ohne Kampf durch Moskau abzuziehen. Auch für Kutusow war jetzt die Frage: Heer oder Moskau? Er entschied sich für die Preisgabe von Moskau, aber für die Erhaltung des Heeres. Ein ernster Widerstand in dem ungünstigen Gelände dicht vor Moskau hätte sicher zur Auflösung des Heeres geführt und Moskau nicht gerettet. Gab er aber letzteres preis und erhielt und verstärkte er sein Heer, so durfte er hoffen, im Laufe der Zeit den Franzosen nicht nur

Digitized by Google

gewachsen, sondern entschieden überlegen zu werden. Dann konnte Napoleon die Rechnung für Moskaus Einnahme präsentiert werden.

Kutusow zog durch Moskau durch nach Osten, wandte dann geschickt nach Süden, kurz darauf nach Westen um und erreichte schon am 18. September die alte Straße von Moskau nach Kaluga bei Krassnaja Pachra.

Aber vorläufig bedurften seine Truppen noch der Ruhe. Der innere Halt der Armee mußte wieder gefestigt, Verstärkungen herangezogen werden. So ging Kutusow denn langsam in der Richtung auf Kaluga zurück und erreichte am 2. Oktober die feste Gegend von Tarutino, wo er drei Wochen im Lager verblieb.

Seine geschickt ausgeführte Flankenbewegung war von den Franzosen erst spät erkannt. Kutusows Aufstellung bedrohte die französische Operationslinie empfindlich in der Flanke und schnitt die Franzosen von Süd-Rußland ab. Dessen reiche Hilfsquellen jeder Art konnten statt dessen ungehindert den Russen zufließen.

Napoleon rückte am 14. September in Moskau ein, sicherte sich nach allen Seiten und verblieb mit geringen, hauptsächlich mit Rücksicht auf die Verpflegung erforderlich werdenden Abänderungen in dieser Aufstellung bis zum 18. Oktober.

Mit Napoleon rückten nur noch kaum 100 000 Mann in Moskau ein. Das schon von vornherein sehr schwache, im Laufe des Feldzuges noch weit mehr zusammengeschmolzene 8. Korps (Junot) war auf dem Marsche von Borodino in Moshaisk zur Sicherung der Verbindung zurückgelassen worden.

Mit Kutusow dagegen rückten rund 53 000 Mann in das Lager von Tarutino ein. Die etwa 8000 Mann betragenden Verluste vom Rückzug von Borodino bis in das Lager von Tarutino waren durch etwa ebensoviel ausgebildete Rekruten ausgeglichen, die sich während des Marsches mit dem Heere vereinigten.

Beide Feldherren benutzten den Stillstand der Operationen zur Ergänzung ihrer Truppen. Zu Napoleon stießen in dieser Woche etwa 30 000 Mann Verstärkungen, die aus frischen Truppen, herangekommenen Nachzüglern und Genesenen bestanden. Dieser Zuwachs wurde aber ziemlich ausgeglichen durch die in der gleichen Zeit eintretenden Verluste. Sie betrugen etwa 25 000 Mann. Ein Teil hiervon war erkrankt, ein anderer Teil kam während des Brandes von Moskau in den Flammen um, andere wurden von dem wütenden Volke erschlagen oder von Parteigängern gefangen genommen. So verfügte Napoleon bei seinem Ausmarsch aus Moskau nur noch über 103 000 Mann 535 Geschütze.

Die französischen Fußtruppen hatten sich während dieser Zeit recht erholt. Allerdings hatte die Mannszucht durch die Plünderung und den

Digitized by Google

Brand von Moskau, wie auch durch die dauernd unzureichenden Verpflegungsmaßnahmen in bedenklichem Maße weiter gelitten. Nur der Garde wurde, allerdings ohne vollen Erfolg, die Teilnahme an der Plünderung untersagt; nur sie allein erhielt regelmäßige Verpflegung. Insubordinationen schlimmster Art kamen täglich vor und richteten sich zum Teil sogar unmittelbar gegen Napoleon.

Für Ergänzung der hart mitgenommenen Bekleidung und des Schuhwerks geschah jedoch während dieser Zeit fast gar nichts. Erst unmittelbar vor dem Ausmarsch erhielten die Truppen Leinen und Leder zugewiesen, aber nun gebrach es an Zeit, die Sachen damit instand zu setzen.

Auch für warme Winterbekleidung wurde von den Franzosen in keiner Weise vorgesorgt. Und doch wäre es nicht unmöglich gewesen, die Truppen damit auszustatten, da in Rußland bei den Einwohnern derartige Vorräte zu finden sind, in einem Lande, wo im Winter selbst die Bettler Pelze tragen.

Die französische Kavallerie erholte sich in dieser Zeit nicht. Für sie gab es keinen Ersatz. Hatten die Pferde schon bisher am meisten gelitten, so war es bei der unzureichenden Unterkunft und Verpflegung nicht möglich, sie wieder auf die Höhe zu bringen. Nur die Gardekavallerie, etwa 5000 Pferde stark, war bei geregelter Unterbringung und Verpflegung bald wieder in gutem Stande.

Man versäumte auch, ein Unterlassen, das später üble Folgen zeitigte, die Pferde rechtzeitig mit Winterbeschlag zu versehen. — Die dem russischen Lager hart gegenüberstehende Kavallerie Murats mußte, bei völlig unzureichender Verpflegung für Mann und Roß, dauernd weiter biwakieren. Krankheiten griffen in erschreckender Weise um sich. Als Anfang Oktober, bei sonst günstiger Witterung, Nachtfröste begannen, standen die Pferde ohne jeden Schutz im Freien, der Kälte preisgegeben. Sie begannen aus Hunger sich gegenseitig anzufressen.

Die gleichzeitigen Maßnahmen des Fürsten Kutusow beweisen aufs klarste, einen wie hohen Einfluß auf die Schlagfähigkeit der Truppe er von umfassender Fürsorge für das Wohl der Mannschaft erwartete.

Im Lager von Tarutino erhielt Mann und Pferd reichliche Verpflegung, oft mit besonderen Zugaben. Die Soldaten wurden mit neuen Stiefeln und dicken wollenen Strümpfen versehen, die Bekleidung und Ausrüstung gründlich ausgebessert, frische Munition herangeführt. Die Pelze, deren Beschaffung weitschauend schon kurz vor Borodino, Ende August, angeordnet worden war, trafen jetzt ein. Die Lagerhütten, anfänglich einfachster Art, wurden immer mehr ausgebaut, geräumig und wohnlich. Ja, Kutusow ließ sogar am Ufer der Nara wie in den wenigen belegten Ortschaften zum Wohl der Mannschaft Badeanstalten einrichten.

Digitized by Google

In Tarutino wurden die Auszeichnungen für Borodino bekannt gegeben; jeder Unteroffizier und Gemeine, der an der Schlacht teilgenommen hatte, erhielt 5 Rubel. Verschiedene neue Etappenlazarette wurden errichtet, scharfe Aufsicht über die schleunige Wiederheranführung der Genesenen geführt. Der Dienst der Fuhrparkkolonnen wurde mit Strenge und Genauigkeit geregelt. Die Tage dienten der Truppe zum Exerzieren und zum Schulschießen. Abends mußten die Musiken spielen, die Truppen sangen und machten lustige Biwaksscherze. Generalen und Offizieren wurde Gelegenheit gegeben, bisweilen Festessen zu veranstalten. Binnen kurzem erschienen die Ereignisse vom Njemen bis Tarutino dem Heere nur noch wie ein böser Traum.

Diese vorbildliche Fürsorge für das Wohl der Truppe durchdrang von oberster Stelle aus das ganze Heer. Ihr ist es wesentlich zuzuschreiben, daß die Russen später überhaupt in der Lage waren, die Verfolgung trotz grimmigster Kälte und gewaltiger Anstrengungen und Entbehrungen über 1000 km weit durchzuführen. Ein prächtiges Beispiel dafür, wie unnötigen Verlusten im Kriege vorgebeugt werden und welch außerordentliche Tragweite für den Verlauf eines ganzen Krieges der innere Dienst der Truppe haben kann.

Im Lager von Tarutino trafen auch nach und nach etwa 20 000 Mann ausgebildete Ersatztruppen ein. Eine Anzahl Regimenter, die besonders schwer gelitten hatten, wurden aufgelöst und andere Regimenter damit aufgefüllt. Nur ein kleiner Stamm des aufgelösten Regiments blieb, man würde heute sagen als Rekrutendepot, zusammen. Aus ihm sollte demnächst das Regiment wieder neu erstehen.

Im späteren Verlauf des Feldzuges wurde dieselbe Maßnahme von Kutusow noch oft getroffen. Sie scheint den Verhältnissen höchst zweckmäßig angepaßt, da man nicht auf dauernden Zufluß von Ersatz rechnen konnte. Ihr wesentlicher Vorteil lag in einer bedeutenden Verringerung der Bagage. Die dadurch frei werdenden Unteroffiziere und Mannschaften bildeten eine erfreuliche Erhöhung der Gefechtsstärke. Auch war die Verschmelzung mehrerer Truppenteile ein beachtenswertes Mittel, um die starken Verluste an Offizieren minder fühlbar zu machen und die Truppe wieder fester in die Hand zu bekommen.

In Tarutino trafen auch Kavallerieremonten ein, was sehr erwünscht war. Denn auch die russische Kavallerie hatte stark gelitten. Nun konnten die Regimenter wieder auf eine erhebliche Stärke brauchbarer Pferde gebracht werden.

Endlich traf am 30. September und in den nächsten Tagen eine ganz besonders wichtige Verstärkung ein. Es waren nicht weniger als 26 Donische Kasakenregimenter in Stärke von 15 000 Mann mit 6 Geschützen Reitender Artillerie sowie einige andere Kasakenregimenter.

Digitized by Google

Gleich nach der Schlacht von Borodino, am 10. September, hatte der Armeehetman Platow an das schon in der Heimat bereitgehaltene zweite Kasakenaufgebot den Befehl abgeschickt, „binnen 24 Stunden aufzubrechen und zu Kutusows Heer zu stoßen. Es sollten dazu täglich mindestens Märsche von 64 km ohne Rasttage gemacht werden". Die zurückzulegende Entfernung betrug in der Luftlinie etwa 900 km und wurde tatsächlich in 15 Tagen durchritten. Eine vorzügliche Leistung!

Beim Verlassen des Lagers von Tarutino betrug das Heer Kutusows 76 000 Mann Infanterie, 10 000 Mann Linienkavallerie, 24 000 Mann Kasaken, 9000 Mann Artillerie; zusammen 119 000 Mann 629 Geschütze. Napoleon verfügte dagegen über 103 000 Mann mit 535 Geschützen.

Von jetzt ab sind also die Russen den Franzosen an Zahl überlegen. An Artillerie waren die Franzosen nicht allzu bedeutend schwächer; an Infanterie hatten sie vorläufig noch das Übergewicht. Dagegen verfügten die Russen über 34 000 Mann brauchbarer Kavallerie gegen 5000 Mann wirklich verwendungsfähiger auf Seite der Franzosen. Dieses Mißverhältnis an Kavallerie sollte sich für die Folge als ausschlaggebend erweisen!

Zu Beginn des Feldzuges hatten die Franzosen über die dreifache Überlegenheit an Kavallerie verfügen können. Vor allem infolge mangelhaften Aufklärungs- und Sicherungsdienstes war aber diese gewaltige Überlegenheit nicht voll zur Geltung gebracht worden. Ja es war sogar den Russen, insbesondere Platow mit seinen Kasaken, mehrfach gelungen, französischen Kavallerieabteilungen recht empfindliche Schlappen beizubringen.

Der Verbrauch an Menschen- und namentlich Pferdematerial stand, wie schon dargelegt, in gar keinem Verhältnis zu dem erreichten Ergebnis. Ersatz war so gut wie keiner vorhanden. Die anfängliche Überlegenheit der Franzosen schwand schnell dahin, während die Russen sich immer mehr ihren reichen Hilfsquellen näherten.

Aber auch für die russische Kavallerie hatte der Rückzug vom Njemen bis Moskau mit seinen Märschen, Gefechten und Schlachten schwere Opfer gekostet. Beim Einrücken in das Lager von Tarutino bestand die Kavallerie der Hauptarmee höchstens nur noch aus 5000 Mann Linienkavallerie und 8000 Mann Kasaken.

Bis zum Beginn der Operationspause war im Stärkeverhältnis der französischen und russischen Kavallerie annähernd das Gleichgewicht hergestellt. Im Lager von Tarutino verschob es sich endgültig zugunsten der Russen. Von jetzt ab verfügte Kutusow über eine zunächst mindestens dreifache numerische Überlegenheit an dieser Waffe. Dabei konnte ein sehr großer Teil der französischen Kavallerie nur noch als sehr wenig

Digitized by Google

leistungsfähig angesehen werden. Selbst die Gardekavallerie war bald wegen des fehlenden Winterbeschlags in ihrer Beweglichkeit äußerst beschränkt. Das tatsächliche Verhältnis verschob sich noch weit mehr zu Ungunsten der Franzosen, da sie im feindlichen Lande, mit der Sprache unbekannt, fast ohne jede Karte waren und sich im Kampfe nicht bloß gegen das Heer, sondern gegen die gesamte Landesbevölkerung befanden.

Infolgedessen, zumal auch im eigentlichen Rußland keine Juden mehr vorhanden waren, die bisher wertvolle Spionennachrichten hatten liefern können, mangelte es von jetzt ab auf französischer Seite fast gänzlich an zuverlässigen Nachrichten. Die Verbindungen zwischen den französischen Heeresteilen wurden auf das ernstlichste in Frage gestellt.

Kutusow hatte schon frühzeitig von Tarutino aus den Parteigängerkrieg gegen die französischen Verbindungen organisiert. Zahlreiche, in der Regel nicht über 500 Mann starke, meist aus Kasaken bestehende Streifkorps wurden entsandt, die bei den Zuständen im Rücken des französischen Heeres täglich Hunderte von Gefangenen einbrachten. Auch der Landsturm sowie die gesamte Einwohnerschaft der benachbarten Dörfer, selbst die Frauen, beteiligten sich erbittert am kleinen Kriege.

Wenn hierdurch auch zunächst keine großen Ergebnisse gezeitigt wurden, so wurde doch Napoleons Aufstellung bei Moskau von Tag zu Tag schwieriger. Der Dienst auf den rückwärtigen Verbindungen wurde in hohem Maße erschwert, das Füllen der Etappenmagazine in Frage gestellt. Die zum Ersatz der Hauptarmee im Anmarsch befindlichen Truppen mußten größtenteils zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen verwendet werden, so das ganze 9. Korps (Victor). Napoleon befahl ferner, daß nachrückende Transporte von Smolensk aus nur unter Führung von Stabsoffizieren und nicht unter 1500 Mann stark, abgehen durften. Binnen kurzem wurde dieser Befehl dahin abgeändert, daß sie in Marschkolonnen von 10 000 bis 12 000 Mann mit 12 Geschützen, auf zehn Tage mit Lebensmitteln versehen, zusammengestellt werden sollten.

Erst jetzt wurde der Auftrag gegeben, in Deutschland, Polen und Litauen 14 000, in Mohilew 4000 und in Warschau 1000 Pferde anzukaufen. Die Maßregel kam viel zu spät.

Endlich sah Napoleon ein, daß seine bloße Anwesenheit in Moskau den Kaiser Alexander nicht zum Friedensschluß veranlassen werde. Er war gezwungen, den Rückzug anzutreten.

Beschleunigt wurde der Aufbruch durch den am 18. Oktober ausgeführten Überfall Kutusows auf Murat. Napoleon eilte Murat mit der ganzen Armee zu Hilfe, da er bereits entschlossen war, über Kaluga abzumarschieren. Allein Kutusow versperrte ihm den Weg. Es kam zum Kampfe bei Malojaroslawetz. Obwohl sich hier beide Heere unmittel-

Digitized by Google

bar gegenüberstanden, so kam es doch nicht zu einer vollen Entscheidung, da beide Feldherren auf die Erhaltung ihrer Kräfte das Hauptgewicht legten.

Am 26. Oktober endlich gab Napoleon den Befehl zum Rückmarsch auf der zum Hinmarsch benutzten Straße über Moshaisk nach Smolensk.

Es verdient besondere Erwähnung, daß dem französischen Heere bei seinem Ausmarsch aus Moskau ein ganz ungeheurer Troß folgte, dessen Ausdehnung weit über 30 km betrug, obwohl in vier Reihen gefahren wurde. Selbst gemeine Soldaten fuhren in Equipagen; der Armee folgte ein ganzer Schwarm liederlicher Dirnen. Die Fahrzeuge, die Kavalleriepferde, die Munitions- und Patronenkarren waren nicht nur mit den notwendigen Gegenständen, vor allem mit ausreichenden Verpflegungsmitteln und Schießbedarf beladen, sondern sie waren außerdem mit unermeßlichen Beutestücken angefüllt. Napoleon schritt hiergegen nicht ein. Bei seinem Rückzuge glaubte er der Fahrzeuge zur Herbeischaffung von Lebensmitteln wie zur Fortschaffung von Kranken und Verwundeten zu bedürfen. Keines von diesen Fahrzeugen erreichte die russische Grenze.

Der Rückmarsch der Franzosen sollte wieder auf einer einzigen Straße, diesmal staffelweise, erfolgen. Man wollte den schon auf dem Hinmarsch gänzlich ausgesogenen und verwüsteten Landstrich durchziehen. Allerdings befanden sich an dieser Straße die Etappenanstalten. Aber die Füllung der vorderen Magazine war auch nicht annähernd erreicht worden.

Sobald Kutusow den Rückzug Napoleons klar erkannt hatte, setzte er unverzüglich zur Verfolgung an, und zwar verblieb er dauernd mit der Masse seines Heeres südlich der Smolensker Straße in Parallelverfolgung. Hier schnitt er Napoleon dauernd die Hilfsquellen des reicheren, südlichen Rußlands ab und sicherte sie sich selbst. Die unmittelbare Verfolgung auf der Smolensker Straße übernahm in der Hauptsache Platow mit der Masse seiner Kasakenregimenter, die durch Beigabe von etwas Infanterie und Artillerie verstärkt wurden. Parteigänger wurden schon jetzt weit voraus auf die Rückmarschstraße der Franzosen geschickt. Die Seitenkorps, besonders auch die in Wolhynien eingetroffene Donau-Armee waren inzwischen schon gegen Borissow an der Beresina in Marsch gesetzt worden.

Die russische Heeresleitung war entschlossen, die eingeleitete Verfolgung bis zur völligen Zertrümmerung der Franzosen durchzuführen. Sie hielt mit eiserner Zähigkeit diesen Entschluß durch, trotz der gewaltigen Schwierigkeiten, die sich ihr im Laufe der Zeit entgegentürmten.

Mit dem Entschluß Kutusows zur hartnäckigen Verfolgung war, bei den Zuständen in der französischen Armee, das Urteil über sie gesprochen. Die französische Armee war zur Vernichtung reif. Ganz abgesehen von der unzureichenden Verpflegung verhinderte der fast gänzliche Mangel

Digitized by Google

an Kavallerie, die getroffenen Verfolgungsmaßregeln wirksam zu durchkreuzen. Die Franzosen mußten sich ohnmächtig ihrem Schicksal fügen. Dieses nahte unerbittlich.

Noch war das Wetter günstig; es war ein ungewöhnlich schöner, milder Spätherbst. Aber allmählich setzte der Hunger ein und fing an, die schon stark gelockerten Bande der Mannszucht vollends zu lösen. Ganze Haufen sonderten sich von den Marschkolonnen ab auf der Suche nach Lebensmitteln, warfen die Waffen weg und wurden eine Beute für die Einwohner oder für die Kasaken. Diese umschwärmten die Kolonnen unermüdlich und ließen ihnen bei Tage und bei Nacht keine Ruhe. Massen von Geschützen, von Bagagewagen, von Gefangenen fielen schon jetzt in ihre Hände.

Die Verpflegung der den Franzosen unmittelbar auf der großen Straße nachdrängenden Russen mußte auf ganz besondere Schwierigkeiten stoßen. Der Umstand, daß die Kasaken Bagagepferde mit sich führten, wurde für sie in dieser Zeit eine große Erleichterung. Einzelne Kasaken wurden mit den Bagagepferden in die Ortschaften weit abseits der Heerstraße geschickt und führten von hier aus auf dem Rücken der Pferde wenigstens die notwendigsten Verpflegungsmittel herbei.

Am 9. und 10. November erreichten die Franzosen Smolensk. Hier hatte Napoleon einschließlich des aus Moshaisk mitgenommenen Korps Junot und der sonstigen Etappenbesatzungen nur noch etwa 50 000 Mann geschlossener Truppen. Die Smolensker Magazine boten für sie selbst für kurze Zeit keine Verpflegung. An ein Bleiben war nicht zu denken, um so weniger, als die Russen scharf nachdrängten. Also gab Napoleon Befehl zum weiteren Rückzug. Diese Entmutigung ergriff die Truppen, als sie ihre Hoffnung auf Verpflegung und Ruhe in Smolensk nicht in Erfüllung gehen sahen.

Napoleon hatte den Wunsch gehabt, den Rückmarsch so schnell als zulässig zu bewerkstelligen, um sich dem Machtbereich der Russen zu entziehen und bei den ersten Magazinen den inneren Halt seiner Truppe wiederherzustellen. Aber das Marschieren auf einer Straße, die unaufhörlichen Plänkeleien, der Mangel an geordneter Verpflegung wie an Ruhe machten schnelle Märsche zur Unmöglichkeit, sollte sich nicht das Heer auf der Stelle ganz auflösen. Festungen, die vor dem Verfolger hätten Schutz bieten können, waren weit und breit nicht vorhanden.

Und nun gesellte sich zu den sonstigen Schrecknissen des weiten Rückzuges allmählich der russische Winter, auf den die Truppen in keiner Weise vorbereitet waren. Am 4. November fiel der erste Schnee. Der eintretende Frost hielt fünf Tage an, betrug aber zunächst nicht über 12° R, in den folgenden Tagen nur 2 bis 4°. Aber diese Tage wurden dadurch für die Franzosen unerträglich, daß in ihnen ein fünftägiger,

Digitized by Google

ununterbrochener Schneesturm wütete. Pferde und Menschen kamen in Menge um.

Es kam schon jetzt während des Rückzuges zu mehreren größeren Gefechten, so am 3. November bei Wiäsma, am 16. bis 18. November bei Krassnoi. Bei letzterem Orte allein verloren die Franzosen nicht weniger als 32 000 Mann und über 200 Geschütze, die Russen dagegen nur 2000 Mann. Bei energischerer Gefechtsführung auf Seite der Russen hätten hier, wie auch später an der Beresina, noch weit größere Erfolge erzielt werden können. Allein noch im Todeskampf ist der verwundete Löwe seinen Angreifern furchtbar.

Am 13. November stieg der Frost auf 17° R. Indes schon am nächsten Tage war wieder Tauwetter.

Ich übergehe die Einzelheiten des weiteren Rückzuges bis Bobr, das Napoleon am 23. November erreichte. An ein Anhalten der Armee war nicht zu denken gewesen. Die französischen Verluste an Geschützen, Pferden und Mannschaften waren Tag für Tag sehr beträchtlich. Anderseits erhielt sie auch namhafte Verstärkungen durch die an der Etappenstraße stehenden Truppen. Auch stießen zur Hauptarmee in der Gegend von Bobr die Korps von Victor, Oudinot und St. Cyr, denen es zusammen nicht gelungen war, Wittgenstein entscheidend zu schlagen. Wittgenstein folgte behutsam von Norden her.

Es war erstaunlich, wie schnell auch die frischen Truppen unter dem üblen Einfluß der zurückflutenden Hauptarmee ihren Halt verloren.

Alles in allem mochte Napoleon östlich der Beresina über etwa 40 000 Mann gefechtsfähiger Truppen verfügen.

Inzwischen war auf russischer Seite endlich auch Tormassow mit einem großen Teil der ehemaligen Donau-Armee und der Dritten Reserve-Observationsarmee, insgesamt mit 32 000 Mann, aus Wolhynien an die Beresina herangekommen, hatte Borissow vorübergehend besetzt, die dortigen Brücken zerstört und stand auf dem West-Ufer der Beresina, um Napoleon den Rückzug zu verlegen. Da Napoleon alle seine Pontons eingebüßt hatte, so war er gezwungen, an der erkundeten Brückenstelle, bei Studjenka, zwei Behelfsbrücken schlagen zu lassen. Der Brückenschlag gelang infolge der unzureichenden Gegenmaßnahmen Tormassows. Vom 26. November mittags bis zum 29. November früh wurde der Uferwechsel unter steten Kämpfen auf beiden Ufern so gut es ging vollzogen und die Brücken dann verbrannt. Vom 28. November ab begann eine andauernde Kälte von über 20° R.

Die Verluste der Franzosen an Gefangenen beliefen sich an der Beresina auf 20 000 Mann. Die Zahl der Toten ist unbekannt. Die Trümmer der französischen Armee fluteten, vorläufig fast nur von schwachen Kosakenabteilungen verfolgt, über Kamen auf Wilna zurück.

Digitized by Google

hier wenigstens hoffte Napoleon, die Armee haltmachen lassen zu können. Die frischen Truppen aus Wilna, vor allem die Division Loison des II. Korps, sollten bis Smorgony entgegenkommen.

Napoleon persönlich bereitete nun seine Abreise nach Frankreich vor, um dort eine neue Armee aufzustellen. Er und sein Minister des Auswärtigen Maret, der in Wilna geblieben war, hatten es bis dahin verstanden, die Auflösung der Hauptarmee vor Europa, wie auch vor den französischen Seitenkorps, völlig geheimzuhalten. Maret erfand nach Bedarf erlogene Siegesberichte. Erst am 3. Dezember, von Molodetschno aus, gestand Napoleon dem überraschten Europa in seinem 29. Bulletin den Mißerfolg des Feldzuges ein. Aber nicht in vollem Umfang. Mit romanischer Gewandtheit glitt er über den Kern der Wahrheit hinweg und schrieb seine Lage einzig und allein den Folgen des russischen Winters zu. Heute steht fest, daß die Witterungsverhältnisse im Gegenteil zunächst ungewöhnlich günstige gewesen waren. Der später einsetzende Winter hat die Auflösung der Armee nur beschleunigt, entgangen wäre sie ihr der Lage der Verhältnisse nach nie und nimmer.

Von Oschmäny aus verließ Napoleon die Armee und betraute Murat mit ihrem Befehl. In Oschmäny traf am 7. Dezember von Wilna aus die Division Loison ein. Sie hatte am 4. Wilna mit 10 000 Mann verlassen und erreichte Oschmäny nach drei Tagen nur noch mit 3000 Mann. In der folgenden Nacht bestand die Division nur noch aus 400 Mann unter dem Gewehr. Der Rest war bei der grimmigen Kälte, 28°, umgekommen oder feindlichen Streifparteien in die Hände gefallen.

Von Oschmäny bis Wilna marschierten die Reste der französischen Hauptarmee ohne Nachhut, weil sich weder Führer noch Truppen fanden, die in der Lage gewesen wären, sie zu übernehmen.

Auch in Wilna war an ein Halten nicht zu denken. Denn schon drängten die Russen von hinten und von den Seiten. Die in Wilna angelegten Riesenmagazine, zum Teil von den Franzosen selbst geplündert, mußten den Russen preisgegeben werden.

Gleich hinter Wilna vollendete sich am 10. Dezember nach 45tägigem Rückzuge das Schicksal der französischen Hauptarmee. Die Straße führte den Ponarski-Berg hinan und war ganz vereist. Der Marsch war ungeheuer beschwerlich. Die aus Wilna mitgeführten Fahrzeuge, darunter eine Kasse mit 10 Millionen Franken sowie die Equipagen Napoleons, konnten nicht weiter. In dieser Lage erfolgte ein Angriff der Kasaken Platows. Der Rest der Armee wurde gänzlich zersprengt; die gesamten Fahrzeuge fielen in die Hände der Russen. Zwischen Wilna und Kowno wurde ein Wagen Napoleons erbeutet, der seine allergeheimsten Papiere enthielt. Aber auch — ein beredtes Zeugnis von der eigentümlichen Skrupellosigkeit Napoleonischer Kriegführung — eine Platte zum Ver-

Digitized by Google

fertigen von falschen Hundertrubelnoten. Viele Hunderte falscher Noten waren im Laufe des Feldzuges in den Verkehr gebracht.

Auch in Kowno vermochten die Franzosen sich nicht mehr zu halten, und erst an den Ufern der Weichsel endete die rastlose Verfolgung, nachdem die letzten Reste der Franzosen nach verschiedenen Richtungen zersprengt waren.

Das Ergebnis dieser Verfolgung ist in erster Linie der rastlosen Zähigkeit der russischen Heeresleitung wie auch des Kaisers Alexander selbst zuzuschreiben. Mochte liegen bleiben was wollte; immer vorwärts! war die Losung. Die Russen waren zwar gegen die Kälte weniger empfindlich und besser vor ihr geschützt, aber auch sie litten stark unter ihr. An eine irgendwie geregelte Verpflegung war im Laufe der weiteren Verfolgung auch auf russischer Seite trotz sorglichster Maßnahmen nur schwer zu denken. Die Geschütze der Kasaken waren gegen Ende nur mit zwei, ja mit einem einzigen Pferde bespannt, oder wurden auf Schlitten gefahren. Die meisten Kasakenregimenter bestanden nur noch aus 120, ja einzelne Linien-Kavallerieregimenter nur noch aus 60 Mann.

Aber es wurden sowohl vom Kaiser Alexander wie vom Fürsten Kutusow während der ganzen Verfolgung alle Maßnahmen getroffen, um die schleunigste Ergänzung der Armee vorzubereiten. Auch entlastete der Landsturm die Armee durch Besetzung der Etappenstraßen und Übernahme der Gefangenentransporte.

Nach dem dem Kaiser Alexander nach der Besetzung von Wilna vorgelegten Frontbericht standen zur unmittelbaren Verfügung Kutusows, einschließlich der herangekommenen Korps Wittgenstein und Tormassow, noch rund 100 000 Mann. Weitere verfügbare Kräfte standen in den Flanken oder waren neugebildet im Rücken der Armee. Zu einer sofortigen, weiteren, weitausgreifenden Offensive war die Armee zu schwach; auch bedurfte sie dringend der Erholung. Aber sie stand an der Grenze bereit, um nach kurzer Ruhepause neu gestärkt den Feldzug gegen Napoleon fortzusetzen, ein Gesichtspunkt, der nie aus den Augen verloren worden war.

Zusammenfassend sei folgendes gesagt.

Napoleon erstrebte stets schnelle, durchgreifende Entscheidungen. Er war in der Bereitstellung seiner Kräfte wie in ihrer Heranführung und Verwendung bei der Hauptentscheidung allen seinen Gegnern weit überlegen.

Seine blitzartigen Schläge blenden das Auge des Beschauers und lenken es ab von den inneren Zuständen und den Verhältnissen im Rücken der Napoleonischen Armee.

Diese mußten aber um so schwerer ins Gewicht fallen, sobald ein Gegner, bewußt oder unbewußt, die Entscheidung hinauszögerte. 1812

Digitized by Google

sieht man die französische Hauptarmee an Selbstzersetzung zugrunde gehen.

Auch in der modernen Kriegführung herrscht allgemein das Streben nach schnellen Entscheidungen. Ob dies Streben aber durchführbar sein wird, hängt im wesentlichen von den Maßnahmen des Gegners ab. Auch 1870 sah sich die deutsche Heeresleitung trotz ihrer gewaltigen Erfolge gegen das kaiserliche Frankreich vor eine ähnliche Probe gestellt wie Napoleon 1812. Sie hat die Probe glänzend bestanden. Vom militärischen Standpunkt aus erscheint es aber nicht unbedenklich und die Ausdauer schädigend, wenn heutzutage immer wieder betont wird, ein moderner Krieg könne mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der heutigen Völker nicht jahrelang dauern. Es ist zu wünschen, daß der Opfermut und die Standhaftigkeit des deutschen Volkes noch ebenso groß ist, wie die Preußens unter Friedrich dem Großen.

Lassen wir noch einmal die einzelnen Marksteine unserer Betrachtungen an uns vorüberziehen.

Ernste Kriege können nie ohne große Verluste gewonnen werden, aber jede „Kräftevergeudung verringert die Siegesaussicht". Zum Ausgleich wie zur Vermeidung unnötiger Verluste gilt es, schon im Frieden alle nur erreichbaren Hilfsmittel zum Ersatz vorzubereiten. Besonders einschneidend erscheint, namentlich falls der Krieg gegen ein pferdereiches Land geführt werden muß, die rechtzeitige Bereitstellung genügenden Ersatzes an brauchbaren Pferden. Während des Krieges muß der Ersatz dauernd fließen. Wartet man erst ab, bis *große* Verluste eingetreten sind, so kommt der Ersatz leicht zu spät.

Vor allem aber sind es die Vorbeugungsmittel gegen unnötige Verluste an Gefechtsstärke, die dauernd die Sorge jedes Führers, bis in die untersten Grade hinab, bilden müssen. Hier heißt es vor allem: Erhaltung der eisernen Mannszucht, dauernde, vorausschauende Sorge für die Gesundheit von Mann und Pferd, äußerste Beschränkung der Heeresbagage und der Abkommandierungen, mit einem Worte: tadelloser innerer Dienst. Auf diesem Gebiete erntet treue, hingebende Pflichterfüllung unerkannt ihre schönsten Erfolge im Kriege.

Digitized by Google

Der Individualismus als Grundprinzip der Burentaktik.

Studie

von

Paul Creuzinger,
Oberstleutnant a. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Krieg zwischen den Buren und Engländern ist unstreitig einer der interessantesten und lehrreichsten der Neuzeit, nicht nur wegen des eigenartigen Verlaufes der Kämpfe, sondern auch wegen der außerordentlichen Verschiedenheit beider Gegner. Schon die auffallende Tatsache, daß die naturalistische Kampfweise eines Bauernvolkes sich in mancher Beziehung der Taktik eines anerkannt tüchtigen Berufsheeres überlegen gezeigt hat, verlangt eine eingehende Untersuchung der Ursachen, auf welche dieses Ergebnis zurückzuführen ist. Hierbei ist es eine der wichtigsten Fragen, ob die Erfolge oder Mißerfolge der beiden Gegner in erster Linie auf den ihnen innewohnenden Kampfprinzipien oder auf äußeren und zufälligen Verhältnissen (Gelände, Klima, Gunst der Umstände usw.) beruhen. Auch treten die Gegensätze, welche die Taktik in sich schließt, im Südafrikanischen Kriege ganz besonders scharf hervor und werfen daher auf das Wesen der im Kampfe wirkenden Faktoren ein helleres Licht.

Der innere Gegensatz beider Gegner zeigt sich schon in ihren Eigenschaften, auf welche daher näher eingegangen werden muß. Das Burenheer war ein Volksheer im ausgesprochenen Sinne des Wortes; es ist nicht einmal als Milizheer zu bezeichnen, da ihm jede Friedensausbildung und feste Organisation infolge der sehr primitiven Kultur- und Staatsverhältnisse fehlte. In der noch wenig entwickelten Verwaltung hatten das Oberhaupt und die kleine Anzahl der Beamten nur eine geringe gesetzliche Macht; Autorität und Einfluß des Präsidenten beruhten mehr auf der Bedeutung der am Ruder befindlichen Persönlichkeit als auf verbrieften Rechten. Die Städte waren erst im Entstehen, Handel und Industrie in der ersten Entwicklung und von Eisenbahnverbindung und Straßennetz nur Anfänge zu bemerken; das Schulwesen und die allgemeine Bildung steckten in den Kinderschuhen. Der größte Teil der Bevölkerung saß auf einzelnen, in dem weiten Gebiete verstreuten Farmen und nährte sich mehr von der Weidewirtschaft als vom Ackerbau. Wenn

Digitized by Google

das körperlich sehr tüchtige Landvolk auch nur eine geringe Intelligenz besaß, so hatte es doch infolge seiner landwirtschaftlichen Beschäftigung mannigfache Kenntnisse und Zweckvorstellungen erworben, deren Bedeutung für das Leben, also auch für den Krieg, nicht zu gering der Schulbildung gegenüber angeschlagen werden darf. Als besonders hervortretende Seeleneigenschaften der Buren sind anzuführen: Ausgeprägter Unabhängigkeitssinn, starre Frömmigkeit und großer Egoismus; erst wenn man diese mit in Betracht zieht, wird mancher Entschluß und manche Tat verständlich.

Offenbar stellt der Bur die Interessen seiner Person und Familie höher als das Wohl der Allgemeinheit, für deren Bedeutung er noch nicht die richtige Einsicht hatte; es fehlte dem Volke noch jene Oberschicht, welche zwischen Haupt und Gliedern die rechte Verbindung herstellt durch Überbrückung und Ausgleich der zwischen beiden bestehenden Gegensätze. Gewiß gab es Männer, welche durch Tüchtigkeit, Bildung und Erfahrung über die Menge emporragten; ihre Zahl war jedoch zu gering, um die Funktionen jener höheren Klassen zu übernehmen, welche die Führer aller Grade stellen und für die kulturelle Entwicklung eines Volkes geradezu bestimmend sind. Der an Freiheit gewöhnte Bur wachte mit Eifersucht über seine Unabhängigkeit und trat allen Bestrebungen der Regierung entgegen, welche die Untertanen zum allgemeinen Besten mit Steuern oder Opfern belasteten. In all diesen Zügen tritt der starke individualistische Grundzug des Volkscharakters deutlich hervor.

Dennoch war es den Buren durch die Ereignisse der letzten Jahre zum Bewußtsein gekommen, daß sie ihre staatliche Unabhängigkeit und damit die Freiheit des einzelnen nur durch das einmütige Einsetzen aller Kräfte gegen die Angriffe der Engländer behaupten könnten. Daher hatte man sich dazu bequemt, die gesamte waffenfähige Mannschaft im Kriegsfall für den Heeresdienst zu verpflichten, aber sich nicht dazu entschließen können, den strikten Gehorsam der Leute gegen die Befehle der Vorgesetzten durch Gesetz festzustellen. Da demnach die Führer ihren Willen nur durch Überredung und Bitten zur Geltung bringen konnten, war von einer wirklichen Disziplin bei den Buren keine Rede; es gab nicht einmal Zwangsmittel, das Verlassen des Heeres während des Krieges zu verhindern.

Bei der Mobilmachung wurden aus jedem der 42 Bezirke Kommandos ausgehoben, welche von sehr verschiedener Stärke (300 bis 3000 Mann) waren; sie unterstanden nicht von der Regierung ernannten Offizieren, sondern gewählten Kommandanten, denen Feldkornetts zur Unterstützung beigegeben waren. Der Mangel wirklicher Vorgesetzter, festgefügter Truppenverbände, jeder soldatischen Erziehung sowie das Fehlen jeder Gefechtsvorschrift und geregelter Fürsorge für Munitions-

Digitized by Google

ersatz und Verpflegung mußten sich selbstverständlich sowohl bei der Verwendung der Truppen im Gefecht als auch bei den Heeresoperationen in manchen Fällen sehr ungünstig bemerkbar machen. Diese Mängel wurden aber in mancher Beziehung durch die ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften des einzelnen Buren wieder ausgeglichen. Dieser war infolge seiner einfachen Lebensweise, seines kräftigen Körpers und seiner unverbrauchten Nerven vortrefflich geeignet, die Anstrengungen des Kriegslebens und die seelischen Eindrücke des Gefechtes zu ertragen. Fast jeder Bur ist ein geschickter Jäger und ausgezeichneter Schütze; infolge seiner unübertrefflichen Schießfertigkeit und Gewandtheit im Gelände besitzt er für viele Gefechtszwecke eine zweifellose Überlegenheit über alle europäischen Truppen, welche sich immer erst durch längeren Aufenthalt einigermaßen an die südafrikanischen Verhältnisse gewöhnen können.*) Eine weitere Überlegenheit liegt in der größeren Beweglichkeit des berittenen Buren, welche in vielen Gefechtslagen vortrefflich ausgenutzt werden kann.

Wenn nun auch nicht alle Buren als erstklassige Krieger zu bezeichnen sind, da sich im Heere selbstverständlich auch viele minderwertigere Elemente befanden, so ist diesem doch auch als Ganzem eine hohe Tüchtigkeit nicht abzusprechen; es war von einem tüchtigen kriegerischen Gesamtgeist erfüllt, der sich sowohl in den einzelnen Gefechtshandlungen, wie auch im Laufe des ganzen Feldzuges vielfach bemerkbar machte, indem er der großen Masse, wie den einzelnen Kommandos einen festeren Zusammenhalt und ihrem Handeln im Gefecht eine gewisse Einheit gab. Die Kampfweise der Buren darf daher keinesfalls als bloße Hordentaktik angesehen werden, denn sie hatte sich in früheren Kriegen gegen die Kaffern und Engländer in zweckmäßiger Weise entwickelt und allmählich vervollkommnet. Fraglos vermochte sich der taktische Individualismus der Buren besser durch kriegerische Gewohnheit und Erfahrung als durch eine noch so sorgfältige Friedensübung auszubilden. „An die Stelle einheitlicher Leitung trat der gesunde Menschenverstand des einzelnen, der ohne jede methodische Schulung durch seine Ursprünglichkeit oft die glücklichsten Entschlüsse hervorbrachte; durch Selbsttätigkeit des einzelnen ist hier zum Teil die Friedensschule ersetzt.“**) Infolge ihrer Praxis hatten die Buren eine besondere Geschicklichkeit erlangt, in langen, wohlgedeckten Linien zu kämpfen, bei denen die Schießfertigkeit jedes einzelnen Mannes vortrefflich zur Geltung kommen konnte. Die Front dieser Linien hatte

*) Da das Gelände in Südafrika wesentlich anders aussieht, muß der Europäer gewissermaßen erst wieder „sehen“ lernen; umgekehrt wäre das wohl ebenso. Hierbei ist nicht nur das „äußere“, sondern ebensosehr das „innere“ Auge beteiligt.

**) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe. Heft 34, S. 164.

Digitized by Google

daher eine große Widerstandskraft, während die Flanken durch schnell seitwärts geschickte, berittene Abteilungen gesichert wurden, die aber auch bei günstiger Gelegenheit zur Umfassung des Feindes verwendet wurden; es war daher sehr schwer, den Buren die Flanke oder eine andere schwache Seite abzugewinnen.

Anderseits war das Burenheer zur Ausführung eines zusammenhängenden einheitlichen Angriffs größerer Massen sehr wenig geeignet, da die hierzu erforderlichen Bewegungen nur von wohlausgebildeten und gut organisierten Truppen sachgemäß auszuführen sind. Das Fehlen der taktischen Verbände, der Führer aller Grade, welche den inneren Zusammenhang des Handelns herstellen, machte das Burenheer für solche Gefechtsakte ungeeignet. „Durch die ungezügelte Selbsttätigkeit des einzelnen wurde die Durchführung eines einheitlichen Gedankens und Willens zur Unmöglichkeit" (Heft 34, S. 164). Diese mangelhafte Angriffskraft der Burentaktik mußte ihren Wert, namentlich für die große Taktik, wesentlich beschränken. Es ist dies eine sehr beachtenswerte Tatsache.

Auch bei der Verwendung der Artillerie verleugnete sich nicht der Grundcharakter der Taktik; die Geschütze, von denen nur eine kleine Zahl vorhanden war, wurden fast immer einzeln und nur ausnahmsweise gegen gemeinsame Ziele in Tätigkeit gebracht. Auf einen ernsten Feuerkampf mit der überlegenen englischen Artillerie konnte sie sich überhaupt nicht einlassen. Trotzdem die Buren gute Reiter und mit guten Pferden beritten waren, leisteten sie als Schlachtenreiterei sehr wenig, da Attacken ohne gründliche Friedensausbildung und zweckmäßige Organisation nur geringen Erfolg haben. Der Bur hat von Natur wenig Angriffsgeist, ist auch kein Freund vom Handgemenge Mann gegen Mann und geht daher dem Kampf mit der blanken Waffe gern aus dem Wege.

Die Eigenart der Taktik mußte selbstverständlich großen Einfluß auf die Aufgabe der Oberleitung haben. Da die Gefechtskraft der Individuen möglichst ausgenutzt werden sollte, kam es für den Führer weniger darauf an, die Truppen mit seinem Willen und seinen Ideen zu durchdringen, als günstige Bedingungen für die Kämpfer zu schaffen. Hierzu gehörte aber bei der geringen Autorität, welche der Oberleitung zur Seite stand, eine sehr tüchtige Persönlichkeit, welche mit der Eigenart des Volkes und Landes wohl vertraut war. Glücklicherweise gab es in den Reihen des Heeres eine größere Anzahl von Männern, welche diesen Anforderungen voll gewachsen waren. Die meisten besaßen ein großes Geschick in der Auswahl von Stellungen, welche taktisch und strategisch für die Burenkampfweise geeignet waren; auch für die Verstärkung derselben hatten sie viel Verständnis. Da es sehr wichtig war, daß die Schützengräben dem gegnerischen Geschützfeuer möglichst entzogen waren, wurden sie meist so

Digitized by Google

angelegt, daß sie aus den Stellungen, welche sich aus dem Gelände ergaben, nur schwer entdeckt werden konnten; der beabsichtigte Zweck war natürlich nur durch die Verwendung des rauchschwachen Pulvers zu erreichen. Für die psychologische Seite der Kriegführung zeigten die Führer einen sehr gesunden Blick, namentlich in bezug auf die Leistungen der feindlichen Truppen und ihrer Führer, deren Entschlüsse und Handeln sie oft sehr richtig im voraus erkannten und berücksichtigten. Sehr geschickt wußten sie dagegen dem Gegner den Einblick in das besetzte Gelände zu verwehren und ihm dadurch die richtige Anlage und Ausführung seiner Angriffe zu erschweren. Frei von den beengenden Einflüssen der Routine konnten diese Führer, die nur ihrer Tüchtigkeit und Erfahrung ihre Stellung verdankten, den vorliegenden Fall mit unmittelbarer Anschauung durchdringen und ihre Maßregeln den Verhältnissen sachgemäß anpassen.

In strategischen Dingen war dagegen nicht viel Einsicht bei den Burenführern vorhanden. Über die Operationen und Ziele, welche zum Erreichen eines guten Erfolges für diesen Krieg nötig waren, scheint keine klare Anschauung vorhanden gewesen zu sein. Zur Befreiung Südafrikas von der britischen Herrschaft wäre zunächst ein energischer Einfall in der Kapkolonie erforderlich gewesen, um die noch schwankenden Kap-Holländer mit fortzureißen und dadurch ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herzustellen; von einem Niederwerfen der Engländer konnte natürlich keine Rede sein. Für die kraftvollen Operationen, welche zur Vernichtung oder wenigstens Vertreibung der englischen Kräfte, die anfangs in Südafrika vorhanden waren, erforderlich gewesen wären, hätte indessen weder die Taktik noch die Operationsfähigkeit der Buren schwerlich ausgereicht, da sie bei so hohem Plane leicht vor Aufgaben hätten gestellt werden können, bei denen ihre Angriffskraft hätte versagen müssen. Die Art der Taktik hatte hier auf die Strategie einen keineswegs günstigen Einfluß. So scheint auch der alte General Joubert, ein sehr erfahrener Kriegsmann, die Dinge angesehen zu haben, denn er war nicht für weit aussehende Unternehmen und dachte über den Ausgang des Krieges so wenig optimistisch, daß er selbst nach namhaften Erfolgen stets zu einem gütlichen Vergleich mit dem machtvollen Gegner riet (Heft 34, S. 106). Da den Buren jene großen festen Operationsziele fehlten, von denen der günstige Verlauf der Kriegshandlung sehr wesentlich abhängt, so war es ein schwerer psychologischer Fehler des Präsidenten Krüger, den Stolz des so empfindlichen englischen Volkes durch ein schroffes Ultimatum herauszufordern, denn dadurch mußten die Anstrengungen des Gegners zweifellos eine große Steigerung erfahren. Die englische Diplomatie hat es auch in diesem Falle sehr geschickt verstanden, dem Gegner das Odium der Kriegserklärung zuzuschieben.

Digitized by Google

Auf die Eigenschaften des englischen Heeres soll hier so weit eingegangen werden, daß die zwischen beiden Gegnern bestehenden Gegensätze deutlich zutage treten. Das englische Heer ist kein Volksheer, denn es besteht nicht aus ausgehobenen Bürgern, sondern aus angeworbenen Söldnern, welche sich freiwillig zum Heereseintritt melden. Da in England selbst der ungelernte Arbeiter gut bezahlt wird, sucht in der Regel nur das für Handel, Industrie usw. weniger brauchbare Menschenmaterial den Heeresdienst auf. Der mangelhafte Trieb zur Selbstbetätigung, welchen dieser Ersatz meist aus seinem Vorleben mitbringt, wurde durch die Friedensausbildung und die fernere Berufstätigkeit nur wenig verbessert, da die Soldaten dazu erzogen wurden, erst auf die Befehle und Anweisungen ihrer Vorgesetzten zu handeln und dabei die Reglements und Dienstvorschriften genau zu beachten. Es ist daher verständlich, daß der englische Soldat gerade da, wo es auf selbständiges Denken und Handeln ankam, versagte. Dazu kam seine geringe Schießausbildung, welche selbst für nahe Entfernungen nicht genügte. „Das Schützengefecht war daher der dem Stande der heutigen Bewaffnung entsprechenden Anforderung, schon auf weiten Entfernungen einen gut gedeckten Feind mit Erfolg zu bekämpfen, durchaus nicht gewachsen" (Heft 35, S. 166). Auf das Salvenfeuer wurde im Gegensatz zu den anderen Armeen immer noch ein sehr hoher Wert gelegt. Die englischen Schützen standen mithin offenbar den Buren in bezug auf Schießleistung und Findigkeit im Gelände bedeutend nach. Dagegen war die englische Armee in bezug auf Formation und Organisation dem Gegner weit überlegen. Durch ihre Disziplin und Ausbildung war sie zu einheitlichen Bewegungen und zweckvollem Zusammenwirken größerer Truppenmassen, wenigstens unter guter Führung, wohl geeignet und daher als ein brauchbares Instrument der höheren Taktik anzusehen. Die englische Taktik zeigt im Gegensatz zur individualistischen Taktik der Buren eine ausgesprochen zentralistische Tendenz, ja ein in dieser Hinsicht an die Friderizianische Zeit erinnerndes Gepräge.

Bei den Offizieren fehlte es vielfach an jener gesteigerten Zwecktätigkeit, welche in den schwierigeren Lagen des heutigen Gefechtes die richtigen Ziele schnell erkennt und günstige Gelegenheiten nicht ungenutzt vorübergehen läßt. Es ist auffallend, wie selten die jüngeren Offiziere, Hauptleute und Leutnants, sich durch geschicktes, schneidiges, selbsttätiges Handeln hervorgetan haben. Dies gilt ganz besonders für die Kavallerieoffiziere, welche im Aufklärungs- und Sicherheitsdienst nur mangelhaftes geleistet haben. Seine hohen Aufgaben wird der Kavallerist nur dann zweckvoll erfüllen, wenn er von ihrer Wichtigkeit ganz durchdrungen ist; er wird sonst leicht jenem Geiste der Selbsterhaltung und des Geizes verfallen, welcher der größte Feind seiner Waffe ist.

Digitized by Google

Bei dem Charakter und den Aufgaben, welche die englische Armee in Südafrika zu lösen hatte, war die Tüchtigkeit der Oberleitung besonders wichtig, da von ihr die richtige Anlage und Ausführung der Kampfhandlung in erster Linie abhängt. Die meisten englischen Generale hatten die richtige Anschauung, daß die Buren durch rasche, entscheidende Schläge vernichtet werden müßten. Sie glaubten daher durch entschlossenes Draufgehen und den Stoß der Massen, dem die Buren nicht standhalten könnten, mehr zu erreichen, als durch ein langes, vorbereitendes Feuergefecht, in welchem der Gegner wegen seiner überlegenen Schießfertigkeit sehr im Vorteil war. Allein den Schwierigkeiten, welche mit einer direkt auf die Entscheidung gerichteten Taktik unter den obwaltenden Umständen verbunden waren, waren die Führer nur selten gewachsen. Die meisten hatten für die eigentliche Truppenführung, die höhere Taktik, nur wenig Verständnis, denn es fehlte ihnen die unmittelbare Anschauung der Wirkungen. Z. B. suchten sie mit voller Berechtigung aus dem Übergewicht der englischen Artillerie möglichsten Nutzen zu ziehen, indem sie dieser Waffe die Einleitung und Vorbereitung des Gefechts durch eine kräftige Beschießung der feindlichen Stellung übertrugen. Die erreichte Wirkung war aber meist sehr gering, weil der Gegner sich ruhig im Schutze seiner Deckungen halten konnte, da er sich nicht gegen die vorgehende Infanterie zu wehren brauchte. Das übertriebene Zurückhalten der eigenen Infanterie während der ersten Gefechtsstadien entsprang offenbar der übergroßen Scheu vor Verlusten, welche sich so oft in diesem Kriege sehr ungünstig bemerkbar macht.

In der Tat stellte das englische Soldheer wegen der Schwierigkeit des Ersatzes usw. ein kostbares Instrument dar, mit welchem aus Prinzip sparsam umgegangen werden mußte. Da die englischen Generale aus Erfahrung wußten, daß Kriegsministerium, Parlament und Volk in diesem Punkte sehr empfindlich waren, so scheuten sie oft selbst in den Fällen, in denen ein Erfolg ohne größere Einbuße ausgeschlossen war, die Truppen energisch einzusetzen. Sie hatten den scharfen Blick für die richtige Ökonomie der Kräfte verloren, wodurch die Summe der Kriegsverluste zweifellos gesteigert ist. Ebenfalls ist jener übergroßen Verlustscheu der auffallende Mangel an Verantwortungsfreudigkeit entsprungen, der manchmal in sehr unerfreulicher Weise zutage tritt. Auch fehlte es den Generalen oft an dem feinen psychologischen Blick für den Charakter und die Taktik des Gegners wie seiner Führer. Die geniale Intuition, welche den vorliegenden Fall vom höheren Standpunkte betrachtet und beurteilt, konnte nicht durch jene handwerksmäßige Routine ersetzt werden, welche sich so oft in langen, sich in nebensächlichen Einzelheiten verlierenden Befehlen usw. offenbart. Man merkte den meisten Führern an, daß sie bisher nur minderwertigen Gegnern gegenübergestanden hatten; die Kriege

Digitized by Google

in Indien, in Egypten und im Sudan hatten ihnen allerdings keine Gelegenheit geboten, in die Aufgaben der höheren Truppenführung tiefer einzudringen; es waren nur Detachementskriege, welche kein Bedürfnis erwecken konnten, über die Kriegskunst bei den großen Meistern Belehrung zu suchen. Es scheint denn auch ziemlich unbekannt gewesen zu sein, wie sich Taktik und Strategie gegenseitig durch schnelle Märsche und geschickte, überraschende Operationen unterstützen können. Dazu hätte allerdings ein tatkräftiger Führer gehört, der die Truppen mit sich fortzureißen verstand und sich nicht scheute, sich von den übergroßen Fesseln der Bagage und Verpflegung zeitweise frei zu machen. Viele Aufgaben dieses Krieges waren allerdings nicht leicht und verlangten zu einer zweckmäßigen Durchführung erstklassige Männer. Es ist denn auch verständlich, daß die Stimmung im englischen Heere sehr ernst war. Die engherzige Krämerpolitik, welche diesen schweren Kampf heraufbeschworen hatte, war jedenfalls nicht dazu geeignet, Begeisterung hervorzurufen. Wie anders war die Stimmung im deutschen Heere im Jahre 1870 beim Ausbruch des Krieges. In beiden Fällen tritt die psychologische Wirkung der Kriegsursachen recht deutlich hervor.

Bevor wir zur Betrachtung des Krieges selbst übergehen, wollen wir noch einen kurzen Blick auf zwei kleine Gefechte werfen aus dem Jahre 1881, welche für die Burentaktik besonders kennzeichnend sind. Am 28. Januar genannten Jahres griff der englische General Colley mit 2 Bataillonen, 1 Eskadron und 9 Geschützen die von etwa 800 Buren bei Laings Nek besetzte Stellung an; nach einer kurzen Beschießung durch die Artillerie wurde sie von den Buren geräumt, aber schon nach wenigen Hundert Schritten eine neue am jenseitigen Rande der Hochfläche eingenommen, welche durch zahlreiche Felsblöcke dem Verteidiger gute Deckung bot. Die schnell nachdrängenden Engländer, welche der Unterstützung ihrer durch das unwegsame Gelände aufgehaltenen Artillerie entbehrten, wurden mit einem wohlgezielten heftigen Feuer empfangen und in ein stehendes, sehr verlustreiches Gefecht verwickelt, so daß sich General Colley gezwungen sah, als er auch auf den Flanken von den Buren umfaßt wurde, sich nach einem Verluste von fast 200 Mann schleunigst zurückzuziehen.

Um diese Scharte auszuwetzen, rückte Colley in der Nacht zum 27. Februar mit 350 ausgesuchten Leuten auf den über 2600 m hohen Majuba-Berg, von dessen Gipfel das Lager der Buren zu übersehen war. Aber kaum hatten diese ihre Lage erkannt, so gingen sie sofort zum Angriff über. Während etwa 90 Buren das Feuer der Engländer in der Front auf sich zogen und niederhielten, erstiegen etwa 60 Schützen unter geschicktester Geländebenutzung den Hang; als dann noch durch schwächere Abteilungen zwei überhöhende, in den Flanken des Gegners liegende

Digitized by Google

Kuppen besetzt waren, wurden die Engländer von drei Seiten unter ein so heftiges und wohlgezieltes Feuer genommen, daß sie, nachdem Colley gefallen war, wegen der starken Verluste jeden Widerstand aufgaben; nur 80 Mann konnten sich retten, alle übrigen waren tot, verwundet oder gefangen (Heft 32, S. 12 ff.).

Beide Gefechte zeigen recht deutlich sowohl die bewundernswürdige Schießfertigkeit und die hervorragende Findigkeit des einzelnen Buren, als auch den eigenartigen Instinkt der ganzen Truppe.

Ohne Oberleitung und hauptsächlich gefühlsmäßig haben die Buren ihren Gefechtszweck besser erfüllt, als es der besten Truppe einer anderen Macht möglich gewesen wäre. Der ganz eigenartige kriegerische Genius, der diesem Volke innewohnte, hätte aber sofort versagt, sowie es sich um größere Verhältnisse gehandelt hätte, die nicht von jedem einzelnen leicht übersehen werden konnten. In der Fähigkeit des einzelnen, den vorliegenden Fall ausreichend zu erkennen, liegt offenbar die Grenze für einen erfolgreichen Angriff der Buren, deren Durchschnittstüchtigkeit wohl weniger groß als die der Majubakämpfer war.

Die Untersuchung soll nun auf die Ereignisse selbst eingehen, da diese allein eine klare Anschauung von den taktischen Wirkungen zu geben vermögen. Leider läßt der geringe, zu Gebote gestellte Raum nur ein rohes Skizzieren der Gefechte und Operationen zu. Es ist daher allen, welche sich für das vorliegende Thema interessieren, anzuraten, die geschilderten Gefechte in den Heften 32 bis 35 der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Generalstabes nachzulesen, deren ganz vorzüglicher Darstellung sich dieser Aufsatz aufs engste anschließt.

Zu Beginn des Krieges war von den beiden Burenrepubliken ein Heer von etwa 50 000 Mann zu den Waffen gerufen. Anstatt mit allen Kräften in die Kapkolonie einzurücken, um die noch schwankenden Kap-Holländer zu einer allgemeinen Erhebung fortzureißen, wurde das Heer geteilt, um zugleich in die Kolonie und Natal einzufallen. Als am 11. Oktober das den Engländern gestellte Ultimatum unbeantwortet geblieben war, rückte General Joubert mit 18 000 Mann und 14 Geschützen in drei Kolonnen in Natal ein. Hier hatte der General White, der zu Anfang des Monats das Kommando der englischen Streitkräfte übernommen hatte, seine Truppen in der Stärke von 15 000 Mann bei Ladysmith vereinigt; gegen die anmarschierenden Buren waren stärkere Abteilungen aller Waffen vorgeschoben. Am 20. Oktober wurde eine derselben, welche unter dem General Symons bei Dundee lagerte, durch eine 4000 Mann und 6 Geschütze starke Burenschar überrascht, welche sich des das englische Lager beherrschenden Talana-Berges bemächtigt hatte. Doch gelang es einem energischen Angriff der Engländer, den Gegner aus seiner Stellung zu vertreiben; nur die englische Kavallerie, welche zu

Digitized by Google

sorglos gegen den Rücken der Buren vorgedrungen war, erlitt herbe Verluste.

Am 21. Oktober schickte White den General French von Ladysmith mit 5 Bataillonen, 6 Eskadrons und 1 Batterie gegen das von den Buren besetzte Elandslaagte vor (vgl. Skizze 3 in Heft 32), um den Ort zu nehmen und mit dem General Yale die Verbindung aufzunehmen, welcher an die Stelle des bei Talana gefallenen Symons getreten war. Da French aber erkannte, daß die Höhen südöstlich der Station Elandslaagte von starken Burenkräften besetzt waren, zog er sich nach kurzem Geschützkampfe einige Kilometer zurück; nachdem er aber infolge seiner an White gesandten Meldung durch 11 Kompagnien, 2 Eskadrons und 2 Batterien verstärkt war, ging French sofort wieder zum Angriff vor, bei dem ein Bataillon die feindliche Front und neun Kompagnien sowie die abgesessene Kavallerie die linke Flanke angreifen sollten, während die zwischen beiden Abteilungen auffahrende Artillerie den Sturm vorbereitete. Der Oberst Jan Hamilton, der den Frontalangriff leitete, brachte seine Schützen unter gewandter Benutzung aller Deckungen bis auf 700 m an den Gegner, der in ein heftiges Feuergefecht verwickelt wurde. Als nach einiger Zeit die in langer Linie vorgehenden Schützen des Umfassungsflügels unaufhaltsam gegen die linke Flanke der Buren vorrückten, und die Artillerie den Gegner, der nur zwei Geschütze hatte, aus einer zweiten Stellung unter Schnellfeuer nahm, erteilte Hamilton den Befehl zum allgemeinen Angriff. Die ganze Linie stürmte, ohne das Feuer ganz einzustellen, gegen den Gegner vor und warf ihn in die Flucht, auf welcher ein großer Teil der fliehenden Buren durch eine Attacke der beiden Eskadrons überritten und zersprengt wurde. Die Buren verloren mit Einschluß der Gefangenen etwa 400 Mann und ihre beiden Geschütze, während die Engländer nur 250 Mann einbüßten.

Der Erfolg ist in erster Linie der Führung Hamiltons zuzuschreiben. Infolge seiner zweckmäßigen Anordnungen konnte der Angriff mit großer Einheitlichkeit von allen Truppen ausgeführt werden, welche sich ihrer Aufgabe durchaus gewachsen zeigten; vor allem ist das organische Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie besonders anzuerkennen. Die ganze Handlung war von vornherein als Entscheidungsakt geplant und dementsprechend durchgeführt. Die Gelegenheit war allerdings sehr günstig, denn die Sachlage war leicht zu übersehen und die Stellung wegen der mangelnden Flügelanlehnung nur schwach; auch wurde das Vorgehen des Umgehungsflügels durch einen heftigen Gewitterregen den Augen des Gegners zeitweise entzogen. Unter diesen Umständen mußte die nur 1000 Mann starke Burenabteilung trotz ihrer hartnäckigen Gegenwehr unterliegen; auch scheint der Führer, General Kock, seine Kommandos noch nicht gehörig in der Hand gehabt zu haben.

Digitized by Google

Trotz dieser beiden erfolgreichen Gefechte vermochte White die Vereinigung der Burenkolonnen wegen der Zersplitterung seiner Truppen nicht zu verhindern. Als er endlich am 30. mit allen Kräften gegen das hinter dem Modderspruit stehende Heer Jouberts vorging, scheiterte sein Angriff an der Ungunst der örtlichen Verhältnisse, während es den Buren gelang, den rechten Flügel der Briten zu umfassen. Nachdem White noch die Nachricht erhalten hatte, daß die Abteilung (1000 Mann) des Oberstleutnant Carleton, welche gegen die Verbindungen des Gegners entsendet war, bei Nicholsons Nek eingeschlossen und gefangen sei, gab er den Kampf auf und ging nach dem befestigten Ladysmith zurück. Diese Stadt wurde von den Buren sofort durch eine über 50 km lange Zernierungslinie eingeschlossen und von den wenigen Feld- und schweren Geschützen*) ohne viel Wirkung beschossen. Zu einer regelrechten Belagerung fehlte es den Buren an der erforderlichen Artillerie, der nötigen Erfahrung und moralischen Kraft; zum Sturm von Befestigungen war der Individualismus der Buren weniger geeignet.

Da General White jedes Kapitulationsanerbieten ablehnte, ließ Joubert nur einen Teil seines Heeres vor Ladysmith stehen und überschritt mit 9000 Mann den Tugela, um sich gegen die bei Durban gelandeten englischen Verstärkungen zu wenden. Dieses Vorgehen kam aber bald ins Stocken, da Joubert, welcher die Schwächen der Burentaktik richtiger beurteilte, wenig Hoffnung auf den Erfolg seiner Operation hatte. Auf die Nachricht von dem Vorrücken stärkerer feindlicher Kräfte auf Mafeking und Kimberley ging Joubert sofort hinter den Tugela zur Deckung der Einschließung von Ladysmith zurück.

Am 5. Dezember traf General Buller, der neue Oberbefehlshaber, in dem etwa 10 km südlich des Tugela liegenden Lager von Chieveley ein, in dem Generalleutnant Clery die für Natal bestimmten Truppen in der Stärke von 16 000 Mann versammelt hatte, und zwar 4 Brigaden Infanterie, 2 Kavallerieregimenter und 1000 berittene Infanteristen und 44 Geschütze, 2 schwere Marinekanonen eingeschlossen, und außerdem 16 Maschinengewehre. Da die Aufklärung bisher nur bis an den Tugela reichte, waren die Nachrichten über den Gegner sehr spärlich. Offenbar war aber dessen Stellung am nördlichen Ufer des Flusses sehr stark wegen der steil und terrassenförmig ansteigenden Talhänge, welche die Feuerwirkung sehr begünstigten. Der Tugela dagegen bildete zurzeit nur ein unbedeutendes Hindernis, da er nur 50 m breit und fast überall zu durchwaten war. Das Angriffsgelände südlich des Flusses bot westlich der Bahn Chieveley—Colenso wenig Schutz; rechts davon waren die Verhältnisse günstiger, da der hohe Hlangwane-Berg das nördliche Ufer der-

*) Es waren zurzeit nur zwei 15 cm-Creuzots und vier schwere Haubitzen vorhanden.

Digitized by Google

artig überhöhte, daß man von seiner Kuppe einen guten Einblick über alle Einzelheiten der Burenstellung erhielt; auch gewährte der Berg mit seinen Vorhöhen dem Angreifer gute Artillerieſtellungen. Unbegreiflicherweise war er bisher von den engliſchen Patrouillen noch nicht beſtiegen worden.

Am 13. Dezember ließ Buller die Marinegeſchütze, welche ſchon tags zuvor unter dem Schutze einer Brigade ihre Stellung eingenommen hatten, gegen die vermutete Aufſtellung der Buren auf Entfernungen zwiſchen 6000 bis 10 000 m das Feuer eröffnen; dasſelbe wurde an dieſem und am nächſten Tage mit kurzen Unterbrechungen fortgeſetzt, trotzdem der Gegner nicht antwortete, ſo daß bei Buller Zweifel entſtanden, ob die Stellung noch beſetzt ſei. Dennoch unterließ er es, ſich durch über den Tugela oder auf den Hlangwane geſchickte Patrouillen die nötige Aufklärung zu verſchaffen, entſchloß ſich vielmehr nur auf recht zweifelhafte Nachrichten der Kaffern und gelegentliche Beobachtungen hin, den Gegner anzugreifen. Nach ſeinem ſehr eingehenden Angriffsbefehle ſollte der Tugela in erſter Linie von je einer Brigade bei Colenſo und etwa 3 km weiter oberhalb überſchritten werden, denen die beiden anderen als Unterſtützung zu folgen hätten (vgl. Skizze 6 in Heft 32). Auf dem rechten Flügel ſollte die berittene Infanterie mit einer Batterie gegen den Hlangwane-Berg vorgehen, während die übrige Artillerie den Angriff gegen den Fluß vorbereitete; die Flügel waren durch je ein Kavallerieregiment geſichert.

Die Stellung nördlich des Tugela war nach Anweiſung des Generals Louis Botha, der für den erkrankten Joubert die Führung übernommen hatte, von den Buren beſetzt, von denen vier Kommandos auf dem rechten Flügel und vier Kommandos nördlich von Colenſo ſtanden; 800 Mann waren auf den Hlangwane-Berg vorgeſchickt, ohne daß der Gegner es bemerkt hatte. Sieben Geſchütze verſchiedenen Kalibers ſtanden hinter der Front verteilt. Der rechte Flügel war von Botha angewieſen, gegebenenfalls gegen die linke Flanke des Gegners vorzugehen, auch hatte er angeordnet, daß ſich die Buren ſo lange völlig gedeckt in ihren geſchickt angelegten Schützengräben halten ſollten, bis der Gegner ſich anſchickte, den Fluß zu überſchreiten. Ein Kanonenſchuß ſollte das Zeichen zur Feuereröffnung geben. Nach dem Benehmen des Gegners konnte an einem Angriff ſeinerſeits kein Zweifel ſein.

Am 14. Dezember früh 5° eröffneten ſechs engliſche Marinegeſchütze das Feuer gegen die hinter Colenſo liegenden Höhen, welche bald in den gelblichen Rauch der krepierten Lyddit granaten gehüllt waren. Der Feind antwortete nicht, denn, da die engliſche Infanterie zurückgehalten wurde, hatten die Buren keine Veranlaſſung, ſich zu zeigen und das Feuer der Artillerie auf ſich zu ziehen. Als dann die erſte engliſche Brigade

Colenſo I.

Digitized by Google

ihre Bewegung angetreten hatte, entschloß sich der Oberst Long in voller Verkennung der Lage dazu, mit seinen beiden Feldbatterien bis dicht an Colenso vorzugehen, um den Angriff der Infanterie möglichst wirksam vorzubereiten. Kaum hatten die Batterien etwa 600 m vom Flusse abgeprotzt, als ein Kanonenschuß das Zeichen zur Feuereröffnung für die Buren gab. Durch ihr heftig losbrechendes Feuer erlitten die ungedeckten Batterien, welche selbst nur wenig wirkten, nach einstündigem Kampfe so starke Verluste, daß das Feuer eingestellt und die Bedienungen in Deckung zurückgenommen wurden, um zu gelegenerer Zeit den Kampf wieder aufzunehmen. General Buller war aber von diesem plötzlichen und ganz unerwarteten Feuerüberfall seelisch derart mitgenommen, daß er nur noch Sinn für die Rettung der schon verloren geglaubten Geschütze hatte und sich um den Kampf der anderen Truppen nicht mehr bekümmerte. Während er vergebliche Versuche anstellen ließ, die Geschütze in Sicherheit zu bringen, waren die Schützen der rechten Flügelbrigade allmählich bis an den Nordrand Colensos vorgedrungen und hatten die Buren zur Räumung der vorderen Schützengräben gezwungen; ihr Feuer war aber zu heftig, als daß ein Sturm auf die Brücke einen Erfolg gehabt haben würde. Inzwischen waren die englischen Schützen auf dem linken Flügel gleichfalls bis an den Rand des Flusses gelangt, welchen sie jedoch trotz der kräftigen Unterstützung der Artillerie wegen des heftigen feindlichen Feuers nicht zu überschreiten vermochten. Auch die gegen den Hlangwane-Berg vorgeschickte Abteilung hatte keinen Erfolg, denn die abgesessenen Reiter waren beim Ersteigen des Hanges auf den in guter Deckung liegenden Gegner gestoßen, den sie nicht zu vertreiben vermochten. Da Buller sich nur noch um die Rettung der Geschütze bekümmert und daher jeden Überblick über die Gesamthandlung verloren hatte, so entschloß er sich, als von allen Seiten Meldungen von Mißerfolgen einliefen, das kaum entbrannte Gefecht wieder abzubrechen. Der Rückzug konnte nicht ausgeführt werden, ohne daß zehn Geschütze bei Colenso und einzelne der vorgeschobenen Schützenabteilungen im Stich gelassen werden mußten. Zum Glück für die Engländer folgte die Masse der Buren erst um 4° nachm. über den Tugela; sie hatten nur 27 Mann verloren, während der englische Gesamtverlust 1130 Mann betrug.

Die Hauptursache des englischen Mißerfolges ist in der mangelhaften Oberleitung zu suchen, welche gegen die einfachsten Regeln der höheren Taktik verstoßen hat. Buller hat weder genügend für die in diesem Falle so nötige Aufklärung gesorgt, noch die Gunst des Geländes in zweckmäßiger Weise ausgenutzt; daß er den wichtigen Hlangwane so wenig beachtet hat, war ein unverzeihlicher Fehler. Es mangelte dem englischen General der psychologische Blick für die Eigenart der Burenarmee und ihres Führers; er hätte voraussehen können, daß die tage-

Digitized by Google

langen Kanonaden bei den gesunden Nerven der Buren nicht die beabsichtigte Wirkung erzielen, vielmehr jene sich bald an das Getöse der wirkungslos krepierenden Geschosse gewöhnen würden. Auch wurde durch die lange Beschießung die Absicht des Angriffs zu deutlich kundgetan, so daß die Buren sich auf den bevorstehenden Kampf einrichten konnten. Unter diesen Umständen war es ausgeschlossen, einen erfolgreichen Plan zu fassen und durchzuführen.

Am zweckwidrigsten aber war Bullers Verhalten während des Kampfes selbst. Es zeigt, daß er keinerlei Vorstellung davon gehabt hat, welchen wichtigen Einfluß die tüchtige zweckvolle Oberleitung auf den Verlauf und Erfolg des Kampfes auszuüben vermag. Er hätte sich sonst nicht um Dinge bekümmert, welche Sache der Unterführer waren, so daß ihm der Überblick über das Ganze verloren ging. Als die Geschütze in Gefahr gerieten, „verlor er alles Selbstvertrauen und jede ruhige Überlegung: er ist nicht mehr Führer, sondern nur noch Mitkämpfer, nicht mehr Feldherr, sondern nur noch Batterieführer" (Heft 32, S. 51).

Das Gefecht entbehrte infolge der fehlerhaften Anordnungen der inneren Einheit; die Kampfepisoden der einzelnen Truppen waren durch die Oberleitung mehr gehindert als unterstützt, da der General ganz so gehandelt hat, wie es der Gegner wünschte und hoffte. „Die brave Truppe war nicht geschlagen, nur ihr Führer" (Heft 32, S. 51). Die Infanterie hat zweifellos tapfer gefochten, konnte aber wegen ihrer nicht zeitgemäßen Gefechtsformen und mangelhaften Schießfertigkeit gegen die starke Stellung des Gegners nur wenig ausrichten; die Kavallerie dagegen hat ihre Hauptaufgabe, die Aufklärung vor dem Gefecht, nur sehr mangelhaft erfüllt. Sie zeigt einen großen Mangel an Selbsttätigkeit. Der einzig Selbständige war Oberst Long, aber leider war er es am unrechten Ort und zur unrechten Zeit.*)

Bothas Führung dagegen war vortrefflich; sie zeigt einen klaren Blick für die Verhältnisse und geniale Gestaltungskraft; Botha hat die Eigenart seines Volkes sowohl als der Engländer, namentlich ihres Führers, gut im voraus beurteilt und für den Kampf berücksichtigt. Es war für den Führer nicht leicht, die eigenwilligen, disziplinlosen Buren mit seinen Gedanken gehörig zu durchdringen; so hätte durch den Vorwitz weniger Leute der geplante Feuerüberfall leicht mißglücken können. Das taktische Ergebnis des Gefechts war jedoch gering, da wegen seiner kurzen Dauer die Kampfkraft der Buren nicht gehörig zur Geltung kommen konnte.

Auch strategisch hatte die Schlacht nur wenig Bedeutung. Nur durch eine große Niederlage oder starke Verluste der Engländer hätte

*) Auf die Frage, wie der englische Angriff am zweckmäßigsten hätte ausgeführt werden können, wird später (s. S. 271 ff.) näher eingegangen werden, da Buller noch einmal fast auf derselben Stelle die Schlacht gesucht hat.

Digitized by Google

sich das Kräfteverhältnis zu Gunsten der Buren ändern können. Dazu wäre aber ein energisches Nachstoßen nötig gewesen; die Buren scheinen aber nicht die erforderliche Angriffskraft in sich gefühlt zu haben, da die Anweisung Bothas, mit dem rechten Flügel umfassend vorzubrechen, unausgeführt blieb. Trotz der Zersplitterung der englischen Streitkräfte und des Versagens der Führung dürfte der Erfolg eines solchen Angriffs wegen der großen Überlegenheit der Briten sehr zweifelhaft gewesen sein. Bedeutender war der moralische Erfolg, da das Selbstgefühl der Buren durch ihren Sieg sehr gehoben wurde, während die Stimmung im englischen Heer, zunächst wenigstens, noch tiefer sank.*) Infolge der guten Verpflegung und einer sachgemäßen Tätigkeit, durch welche die Truppen zu einer besseren Bekämpfung der gegnerischen Fechtweise eingeübt wurden, trat der in der Armee vorhandene tüchtige Geist mehr und mehr wieder hervor. Die erlittenen Verluste wurden durch das Eintreffen einer Division reichlich ausgeglichen.

In Ladysmith war die Not inzwischen immer höher gestiegen; die Besatzung hatte zwar am 6. Januar einen Sturmversuch der Buren ohne große Mühe abgeschlagen, war aber durch Krankheit und die Abnahme der Lebensmittel sehr geschwächt. Um dem bedrängten White, mit dem er in heliographischer Verbindung stand, zu Hilfe zu kommen, faßte daher Buller den Entschluß, den Tugela in seinem oberen Laufe zu überschreiten, um sich von Südwesten einen Weg nach Ladysmith zu bahnen.

Da viele Buren nach dem Siege bei Colenso auf Urlaub gegangen waren, so zählte das Heer nur noch 6000 bis 7000 Mann. Diese bezogen erst abends die Stellung hinter dem Tugela, da der Fluß durch die im Januar eingetretene Regenzeit zu einem bedeutenden Hindernis von etwa 200 m Breite und 7 m Tiefe angeschwollen war. Trotzdem hierdurch die Fühlung mit den Engländern fast ganz verloren gegangen war, wurde infolge des regeren Patrouillenganges der letzteren von den Buren rechtzeitig Verdacht geschöpft; auf den bedrohten Höhen zwischen dem Spionkop und den Brakfontein-Bergen wurden Schützengräben usw. angelegt und mehrere Kommandos von Colenso dorthin geschickt.

Trotzdem Buller mit seiner Armee schon in der Nacht zum 8. Januar nach dem oberen Tugela abgerückt war, erreichte er den Fluß erst am 12., da er wegen der schlechten, aufgeweichten Wege und des großen Heerestrosses täglich nur etwa eine Meile zurücklegte. Auf eine wirksame Überraschung der Buren konnte er daher nicht rechnen. Um ihre rechte Flanke zu gewinnen, gedachte der General den Übergang östlich von Potgieters Drift zu erzwingen. Die Erkundung ergab, daß die feind-

*) Schon während des Gefechts soll durch die Leere des Schlachtfeldes, auf dem nichts vom Gegner zu erkennen war, ein sehr niederdrückendes Gefühl der eigenen Ohnmacht bei den Briten hervorgerufen sein.

Digitized by Google

liche Stellung, welche auf der sich scharf gegen den Himmel abhebenden Bergkette vom Platkop bis zu den Vaalkrantz-Bergen reichte, trotz ihrer Länge von 17 km sehr stark war; sie hatte ungefähr die Form einer Lünette, deren Spitze von dem das Vorgelände weithin beherrschenden Spionkop gebildet wurde, und deren steile Hänge dem Angreifer nur wenig Schutz boten. Da die Stellung zudem außerhalb der wirksamen Schußweite der auf dem andern Ufer befindlichen Artilleriepositionen lag, und der Tugela ein schwer zu überwindendes Hindernis bildete, so waren die Verhältnisse für den Angreifer hier keineswegs günstiger als bei Colenso. Die einem Festungswall zu vergleichende Stellung war für die Kampfweise der Buren wie geschaffen; diese hatten sich, dem englischen Vormarsch folgend, mehr und mehr rechts gezogen und verstärkten sich durch von Ladysmith eintreffende Kommandos nach und nach auf 8000 Mann.

Ohne den Befehl ganz aus der Hand zu geben, übertrug Buller die Ausführung des Angriffs dem General Warren. Nach einer Erkundung vom rechten Ufer aus beschloß dieser, den Tugela bei Trichard Farm zu überschreiten, um den rechten Flügel der Buren mit dem eigenen linken umfassend anzugreifen, während der rechte zunächst zurückgehalten werden sollte. Nachdem am 16. nachmittags von der Brigade Lyttelton ein Scheinübergang bei Potgieters Drift ausgeführt worden war, überschritten am 17. drei Brigaden und der größte Teil der Kavallerie und Feldartillerie um 11° mittags die bei Trichard Farm fertiggestellte Pontonbrücke unter dem Schutze der Schweren Artillerie, welche die feindlichen Stellungen lebhaft beschoß. Da das Feuer des Feindes schwieg, hatte Warren schon gegen Mittag mit zwei Brigaden und mehreren Batterien auf den niedrigen Vorhügeln des linken Ufers festen Fuß gefaßt. Infolge der schwierigen Aufklärungsverhältnisse blieb der General ohne Kenntnis von der derzeitigen schwachen Besetzung der Stellung, so daß die günstige Gelegenheit für einen sofortigen Angriff unbenutzt blieb und die Buren, welche sich durch den Scheinangriff Lytteltons hatten täuschen lassen, ihren rechten Flügel rechtzeitig verstärken konnten. Botha wies den heransprengenden Burentrupps ihre, durch Schützengräben und Steinwälle zu einer hartnäckigen Verteidigung eingerichteten Stellungen an; die der Umgebung sorgfältig angepaßten Deckungen waren sehr schwer zu erkennen, die Geschütze wurden auch hier hinter der ganzen Front verteilt.

In seiner äußerst schwierigen Lage konnte General Warren im Laufe des 18. noch zu keinem festen Entschluß über die Art der Ausführung des befohlenen Angriffes kommen, so daß seine ganze Tätigkeit sich auf das Heranziehen der 3. Brigade sowie der Bagage- und Transportwagen beschränkte. Ein vom Führer der berittenen Infanterie, Lord Dundonald,

Digitized by Google

ausgeführter Versuch, den rechten Flügel der Buren zu umfassen, scheiterte sehr bald an deren Wachsamkeit und wohlgezieltem Feuer. Als endlich Warren einen Plan gefaßt hatte, scheute er sich, seine Ausführung zu übernehmen, und übertrug sie dem General Clery, welcher Befehl erhielt, mit drei Brigaden und sechs Batterien gegen den rechten Flügel der Buren vorzugehen.

Taba Myama.

Am 20. morgens 3° ließ Clery seine Batterien unter dem Schutze einer Brigade auf dem Three-Tree-Hügel eine Stellung nehmen, aus der das Vorgehen der Infanterie einigermaßen unterstützt werden konnte. Das auf die Burenstellung gerichtete Feuer, welches nur schwach erwidert wurde, hatte auch diesmal nur sehr geringe Wirkung, da der Gegner keine Veranlassung hatte, sich zu zeigen; die vierstündige Kanonade war daher die reine Munitionsverschwendung. Ein Blick auf die Stellung ließ keinen Zweifel, daß der Angriff sehr schwierig und verlustreich sein würde; zu seiner Ausführung bestimmte Clery den Südhang der Taba Myama, dessen kahles Gelände noch am meisten Schutz gewährte (vgl. Skizze 3 in Heft 34). Da aber auch Clery keine Lust empfand, die Verantwortung für dieses wenig aussichtsreiche Unternehmen auf sich zu nehmen, übertrug er es dem General Hart. Dieser stellte zunächst seine sieben Bataillone in zwei Linien am Hange derartig bereit, daß sie in den von den Höhen herablaufenden Wasserrissen und Schluchten einige Deckung fanden, wodurch aber der Raum zur Entwicklung sehr verringert wurde. Als sich die Schützen der beiden vorderen Bataillone dem Gegner auf etwa 1600 m genähert hatten, eröffnete dieser auf der ganzen bedrohten Front ein heftiges Feuer. Dennoch gelang es den Engländern, in kleinen Abteilungen und unter geschickter Geländebenutzung, sich ohne große Verluste allmählich bis auf 800 m an den Gegner heranzuarbeiten. Dann aber wurde es ihnen wegen des heftigen feindlichen Feuers fast unmöglich, weitere Vorteile zu erringen; der durch seine geschickt angelegten Deckungen geschützte Gegner bot so schwer erkennbare Ziele, daß von den Engländern nur im allgemeinen auf die feindliche Linie gezielt werden konnte; durch das meist als Salve abgegebene Massenfeuer wurde daher trotz der fortgesetzten Verstärkung der Schützen keine entsprechende Steigerung der Wirkung erzielt, dagegen durch die Vergrößerung des Truppeneinsatzes die Verluste bedeutend gesteigert. Ein ungünstiger Umstand war es auch, daß die englischen Batterien infolge ihrer tiefen Lage der Infanterie nur wenig Unterstützung gewährten, während die Burengeschütze namentlich dem linken Flügel der Angreifer sehr lästig wurden. Durch Lord Dundonalds selbständiges Eingreifen gelang es zwar den berittenen Schützen, eine auf dem äußersten rechten Flügel des Gegners weitvorspringende Bergnase unbemerkt zu ersteigen und die schwache Besatzung zu vertreiben, sie waren aber nicht stark genug, um

Digitized by Google

den erreichten Vorteil auszunutzen. Als endlich gegen 1° die vorderste Schützenlinie Harts sich dem vom Feinde besetzten Höhenrande bis auf 400 m genähert hatte, wurden die Verluste so stark, daß die englischen Offiziere den Entschluß faßten, der unerträglichen Lage durch einen Sturm auf den Gegner ein Ende zu machen. Schon waren die Bajonette aufgepflanzt, als auf Befehl Clerys der Angriff verhindert wurde, weil er zu aussichtslos und verlustreich sein würde. Nun blieb General Hart nichts übrig, als seine Bataillone allmählich in Deckung zurückgehen zu lassen, in welcher sie auch während der Nacht verblieben. Der Angriff hatte immerhin 300 Mann gekostet. Von den übrigen Truppen des Heeres hatten sich nur schwache Teile der Brigade Lyttelton durch einen schwächlichen Scheinangriff am Kampfe beteiligt.

Auch an den beiden nächsten Tagen kam es nicht zu dem von Buller beabsichtigten Entscheidungskampfe, vielmehr beschränkte sich die Tätigkeit der Engländer auf die Beschießung der Stellung und einen matten Umgehungsversuch der rechten feindlichen Flanke, welcher von den Buren mühelos zurückgewiesen wurde. Inzwischen war General Buller zu der Überzeugung gekommen, daß nur nach Wegnahme des Spionkop ein Erfolg zu erreichen sei.

Zur Ausführung des im Kriegsrate der Generale beschlossenen Angriffs wurde General Woodgate mit 2½ Bataillonen bestimmt; das Gelände hinter der feindlichen Stellung sollte von der gesamten Artillerie unter Feuer genommen und der Gegner in der Front durch Infanterie festgehalten und beschäftigt werden. Das Plateau des das ganze Umgelände überhöhenden Spionkop (vgl. Skizze 4 in Heft 31) hat die Form eines Dreiecks und trägt zwei Kuppen, eine nördliche, in der Spitze des Dreiecks gelegen, und die an der südlichen Seite liegende Hauptkuppe; beide sind durch einen flachen Sattel verbunden, von welchem aus die zur Seite liegenden Talhänge nicht zu sehen und nicht zu beschießen sind. Die dünne Erdschicht des Kopfes ist mit zahlreichen Feldsteinen von allen Größen bedeckt; der Aufstieg von der Talseite wird durch mehrere terrassenartige Absätze erleichtert. Da die Buren den nächsten Angriff gegen ihren rechten Flügel und nicht gegen den Spionkop erwarteten, waren die noch nicht vollendeten Schützengräben auf letzterem nur von etwa 100 Mann besetzt, von denen nachts die eine Hälfte wachte, während die andere schlief. Die allgemeine Abspannung war aber infolge der Kämpfe der letzten Tage so groß, daß das Ausstellen von Posten versäumt wurde.

Spionkop.

Am Abend des 23. begann Woodgate den befohlenen Aufstieg auf einem von ihm erkundeten schmalen Pfade, dessen Unwegsamkeit das Vorwärtskommen um so mehr erschwerte, als die Dunkelheit nur ab und zu auf kurze Zeit durch etwas Mondschein unterbrochen wurde;

Digitized by Google

gegen Morgen wurde die ganze Gegend durch dichten Nebel verhüllt. Sobald die berittenen Schützen, welche den Vortrab bildeten, die Höhe erreicht hatten, marschierten sie auf; erst nachdem das folgende Bataillon eine zweite Linie gebildet hatte, gingen beide vorsichtig auf dem Plateau vor, überraschten die Buren in ihrer Stellung und vertrieben sie vom Plateau des Spionkop. Der Nebel, welcher bisher die Angreifer geschützt hatte, verhinderte sie nun am genaueren Erkennen der Örtlichkeit, so daß sie den Buren nicht bis an den steilen Nordhang folgten, sondern etwa 300 m von ihm entfernt haltmachten. Hier versuchten sie, einen etwa 400 m langen Schützengraben auszuheben, welcher jedoch wegen des felsigen Bodens und der Abneigung der Soldaten gegen die Schanzarbeit bei Anbruch des Tages noch so unfertig war, daß er nur geringe Deckung gewährte.

Die Buren hatten sich bald vom ersten Schrecken so weit erholt, daß Botha und Schalk Burger energische Maßregeln zur Vertreibung der Engländer von dem Spionkop ergreifen konnten; von allen Kommandos wurden Verstärkungen herangezogen und sämtlichen Geschützen die Unterstützung des Angriffs aufgetragen, welcher noch vor 7° durch die Besetzung des Nordrandes der Hochfläche aufs zweckvollste eingeleitet wurde, da ein nach kurzer Zeit ausgeführter Vorstoß der Engländer unter starken Verlusten derselben abgewiesen werden konnte. Um den Besitz der Höhe spielte sich nun während des ganzen Tages ein äußerst hartnäckiger, auf nächsten Entfernungen geführter Kampf ab, der aus unzähligen Einzelhandlungen bestand, auf deren Schilderung hier nicht näher eingegangen werden kann. Gegen Abend war noch keine Entscheidung gefallen; die Engländer hatten aber infolge ihrer ungünstigen Stellung eine so große Einbuße an Toten, Verwundeten sowie an Gefangenen und namentlich an Seelenkraft und Gefechtsfähigkeit erlitten, daß ihre Widerstandsfähigkeit trotz wiederholten Eintreffens von Verstärkungen völlig verbraucht war. Die auf der Kuppe befindlichen Führer kamen daher, als die eintretende Dunkelheit dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, zu der Überzeugung, daß der Spionkop nicht zu behaupten sei, und der Rückzug umgehend angetreten werden müsse. Dieser wurde alsbald durch den Abtransport der Verwundeten eingeleitet. Aber auch die Buren waren durch den Kampf und den Hunger so mitgenommen, daß sie einzeln und in Trupps die Höhe verließen, so daß bald nach Sonnenuntergang der Spionkop völlig unbesetzt war. Sobald aber Botha, der sich ins Hauptlager begeben hatte, die Nachricht von der Räumung des Berges erhielt, sammelte er umgehend die erreichbaren Mannschaften und führte sie noch vor Anbruch des Tages auf die Höhe, von der zu seiner Überraschung auch der Gegner abgezogen war. Buller beschloß am anderen Morgen, jeden ferneren Angriff aufzugeben und sofort den

Digitized by Google

Rückzug über den Tugela anzutreten; infolge des gewaltigen Heerestrosses dauerte der Übergang drei volle Tage. Aber auch dieses Mal ließen die Buren die günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, den in übler Lage am Hange stehenden Gegner anzufallen und durch Verluste zu schädigen.

Der Zug der Briten an den oberen Tugela war völlig fehlgeschlagen teils wegen seiner falschen Ausführung, teils wegen der ungünstigen Ortsverhältnisse, von denen Buller bei sachgemäßer Erkundung vorher hätte Kenntnis haben können. Wenn das Unternehmen mit der nötigen Schnelligkeit ausgeführt wäre, hätte es gewiß mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, da die über 40 km lange Tugela-Linie von den 7000 Buren auf die Dauer gar nicht gehörig hätte geschützt werden können. An der Langsamkeit der Operation trägt allerdings der Charakter des Heeres mit Schuld, weil Söldnerheere erfahrungsgemäß gegen stärkere Anstrengungen und größere Entbehrungen empfindlicher als Volksheere zu sein pflegen, es sei denn, daß sie von der Person des Führers oder durch die Aussicht auf den Erfolg mit fortgerissen werden; beides war hier nicht der Fall. Auch wirft die recht unverblümt zutage tretende Verantwortungsscheu der höheren Führer ein recht bedenkliches Licht auf die in diesen Kreisen herrschenden Anschauungen. Der Angriff des Generals Hart auf die Taba Myama war von vornherein aussichtslos; er war wohl nur ein Verlegenheitsakt, der unternommen wurde, weil man doch wenigstens einen Versuch machen und nicht wieder, ohne einen Schuß zu tun, abrücken wollte. Es war bei der eingeschlagenen Richtung vorauszusehen, daß das Gefecht nicht den geplanten entscheidenden Charakter, sondern den eines langsam verlaufenden Zerstörungskampfes annehmen würde, bei dem alle Vorteile auf seiten der Buren wegen ihrer besseren Stellung und Schießfertigkeit sein mußten. Auch an der Taba Myama handelte es sich um eine kleine Gefechtshandlung, in der die Verhältnisse leicht übersehen und die Hauptkräfte der Buren an der entscheidenden Stelle zur Wirkung kommen konnten, da sie auf der übrigen Front vom Gegner wegen seiner bekannten Verlustscheu nicht kräftig angefaßt wurden. Die Bataillone Harts haben sich übrigens tapfer geschlagen. Der Individualismus der Buren, welcher sich bei der Abwehr des Feindes vortrefflich bewährte, versagte auch dies Mal für den Nachstoß gegen den abgeschlagenen Gegner, trotzdem dieser in recht ungünstiger Lage war.

Das Unternehmen gegen den Spionkop wurde sachgemäß vorbereitet und ausgeführt, so daß die Engländer den Berg schnell und mit ganz geringen Verlusten besetzen konnten. Daß sie sich nicht besser auf der Höhe orientierten und festsetzten, ist wohl mit ein Zeichen von dem großen seelischen Druck, welchen die unheimliche Schießfertigkeit der Buren auf sie ausübte. Der ohne Entscheidung, 12 Stunden lang hin

Digitized by Google

und her schwankende Kampf um die Höhe trug auf Seite der Buren einen ausgeprägt individualistischen Charakter, wie aus nachstehenden Stellen der „Einzelschriften" recht deutlich hervortritt:

„Die Buren gewannen, erst einzeln, dann immer zahlreicher unter dem Schutze der Felsblöcke vorkriechend, an Boden; ihr Front- und Flankenfeuer riß immer größere Lücken in die Reihen der zusammengedrängten Engländer, die ihre Kraft in keiner Weise entfalten konnten" (Heft 34/35, S. 61). „Der einzelne Bur nutzte auch ohne eigentliche Gefechtsleitung vermöge seiner hochentwickelten Selbständigkeit seine Schießfertigkeit bei jeder Gelegenheit aus, seinen Schuß richtig anzubringen, während die englische Feuerordnung, an die der Soldat gewöhnt war, versagte, so daß sich der Mangel an Selbsttätigkeit sehr fühlbar machte" (Heft 34/35, S. 62). „Die Feuerlinie der Buren war im allgemeinen besser gedeckt als die englische, welche zudem schräg gefaßt werden konnte, weil sie umfaßt wurde. Auch trug die Ungeschicklichkeit im Schießen viel zu ihrer nachteiligen Lage bei; dennoch ist zweifelhaft, ob die Buren ausgehalten hätten, wenn nicht ihre Artillerie*) dauernd mit Schrapnells und Pompongranaten den Gegner unter Feuer gehalten hätte, während die englische Artillerie ihren Truppen nur wenig Unterstützung gewähren konnte" (Heft 34/35, S. 68).

Es zeigten sich aber auch deutlich die Nachteile des Individualismus der Buren:

„Fechtgeneral Cronje weigerte sich einfach, den Befehl Bothas, den rechten Flügel zu umfassen, auszuführen, weil er dadurch zu sehr das englische Artilleriefeuer auf sich zöge" (Heft 34/35, S. 65). „Auch drückten sich viele Bürger, denen es in der vordersten Linie zu heiß wurde; sie waren durch kein Mittel wieder vorzubringen, da sie die Scheu vor dem englischen Artilleriefeuer nicht überwinden konnten."

Die Seele des Kampfes und der Hauptfaktor des Erfolges war zweifellos Bothas geschickte Führung, sein klarer Blick und seine sachgemäßen Anordnungen: „Die körperlichen und seelischen Kräfte**) beider Gegner waren völlig erschöpft; da war es die größere Energie und Ausdauer der Führung, der überlegene Wille eines Einzelnen, die den Sieg an die Fahnen der Buren fesselten, ein Beweis für die Macht der Persönlichkeit des Führers. Einzig und allein den Führereigenschaften Bothas verdankten die Buren, daß der Tag vom Spionkop für sie ein glückliches Ende fand" (Heft 34/35, S. 75). Aber auch Botha vermochte nicht, die phlegmatischen Buren durch einen kraftvollen Impuls mit sich gegen den

*) Die Buren hatten nur 5 Geschütze und 2 Maxims zur Stelle.

**) Der Verbrauch der seelischen Kräfte ist meist viel entscheidender für den Erfolg als der Verlust an Toten und Verwundeten.

Digitized by Google

weichenden Gegner fortzureißen, so daß dieser nur zurückgeschlagen, aber nicht wirklich besiegt wurde. Diese geringe Offensivkraft konnte natürlich den Engländern nicht entgehen.

An dem englischen Mißerfolge trifft die mangelhafte Oberleitung auch hier ein wesentliches Verschulden, da sie die feindliche Front nicht kräftig genug anfassen ließ und die Verwendung der gegnerischen Hauptkräfte gegen den Spionkop nicht zu verhindern suchte. Auch hier hat sie sich durch übergroße Verlustscheu zu einer falschen Kräfteökonomie verleiten lassen. Wie sehr die Aussichten auf Erfolg durch einen allgemeinen Angriff hätten erhöht werden können, zeigt die Leistung eines Bataillons, welchem bei dem Scheingefecht des rechten Flügels der Einbruch an einem der stärksten Punkte der Stellung gelungen war. Ein besonderes Mißgeschick für die Engländer war es, daß der tapfere General Woodgate schon beim Beginn des Kampfes auf der Kuppe gefallen war, weil dadurch ein mehrfacher Kommandowechsel veranlaßt wurde, der den Kampf sehr ungünstig beeinflußte. Bei den Truppen machten sich hier und da moralische Schwächen bemerkbar, da eine Abteilung von über 100 Mann recht voreilig mit dem Entschluß zum Waffenstrecken war, und die Besatzung des Berges sich den Anforderungen des langen Kampfes und der herrschenden Hitze nicht gewachsen zeigte. Ein großer Fehler Bullers war es aber, daß er den General White nicht zum rechtzeitigen Eingreifen veranlaßt hat, so daß ein großer Teil des Zernierungskorps am Kampfe teilnehmen konnte. In den Gefechten an der Taba Myama und auf dem Spionkop betrug der Gesamtverlust der Buren 350 Mann und der der Briten 1750 Mann; beide Teile waren also nur wenig geschwächt.

Am 27. Januar hatten die Briten ihre alten Biwaks auf dem rechten Tugela-Ufer wieder eingenommen; nur die Brigade Lyttelton war auf dem linken zurückgeblieben. Die sehr reichliche und gute Verpflegung, sowie das Gefühl, nicht besiegt, sondern nur abgewiesen zu sein, hatten einen recht günstigen Einfluß auf die Stimmung des Heeres, welches durch eintreffende Verstärkungen wieder den früheren Stand von 26 000 Mann erreichte. Lord Roberts, der Oberbefehlshaber aller britischen Streitkräfte in Südafrika, war auf die Berichte Bullers über seine Mißerfolge zu der Anschauung gekommen, daß die Natal-Armee sich solange hinter dem Tugela in strikter Defensive halten sollte, bis die geplante Operation in Transvaal ihr Luft verschafft haben würde. Er ging aber auf den Vorschlag Bullers ein, den Gegner durch ununterbrochene Angriffe festzuhalten und zu schädigen, um ihn an einer energischeren Belagerung von Ladysmith zu verhindern. Der tüchtige General White hatte dem General Buller gemeldet, daß die Kampffähigkeit der Besatzung wiederum stark zurückgegangen sei, hatte auch vergeblich darauf hingewiesen, daß in diesem Kriege stärkere Gefechtsverluste nicht gescheut

Digitized by Google

werden dürften. Trotzdem kam Buller nicht zu der Erkenntnis, daß Ladysmith nur durch einen wirklichen Sieg über die Buren zu befreien wäre.

Nach ihrem Siege herrschte bei den Buren zunächst tiefe Ruhe: „Ihre des inneren Haltes entbehrenden lockeren Kommandoverbände hätten, selbst wenn der Wille vorhanden gewesen wäre, zu einer energischen Ausnutzung des Sieges ebenso wenig genügt" (Heft 34, S. 82), als sie zu einem kraftvollen Angriff in der Schlacht ausreichten. Der Vorschlag Bothas, mit dem rechten Flügel dem Gegner über den Tugela zu folgen, hatte denn auch keine Zustimmung gefunden; man hatte sich vielmehr damit begnügt, die von Ladysmith herangezogenen Kommandos zurückzusenden und den Gegner durch stärkere Patrouillen zu beobachten; infolge der zahlreichen Beurlaubungen wurde das Heer sehr geschwächt. Selbst Botha ging für einige Tage nach Pretoria.

Die Wiederaufnahme der englischen Operationen wurde durch die ungünstige Witterung verzögert. Am 3. Februar war im Kriegsrate der Angriff gegen die Vaalkrantz-Stellung beschlossen worden, welche zwischen dem Spionkop und Colenso liegt und für einen Angriff durchaus keine günstigeren Verhältnisse bot (vgl. Skizze 5 in Heft 34). Der Erfolg war von vornherein ausgeschlossen, wenn die Buren einigermaßen aufpaßten. Diese waren allerdings, trotz der erkennbaren Truppenverschiebungen der Briten, ziemlich sorglos, denn sie hielten jetzt sich für die ersten Soldaten der Welt, denen keinerlei Mißgeschick zustoßen könnte.

Vaalkrantz. Am Morgen des 5. Februar begann der Kampf mit einem Scheinangriffe General Wynnes, welcher mit seiner Brigade und sieben Feldbatterien von Potgieters Drift gegen die Brakfontein-Höhe vorging und gegen diese eine ziemlich wirkungslose Kanonade unterhielt, während welcher eine Pontonbrücke über den Tugela an der Südostecke des Vaalkrantz geschlagen wurde. Nach ihrer Fertigstellung wurden 3½ Bataillone der Brigade Lyttelton über den Fluß und gegen die Vaalkrantz-Höhe vorgeführt. Da deren schwache Besatzung von den sieben Batterien, welche nach ihrem am andern Ufer vollführten Scheinangriffe nördlich des Swarte Kop von neuem Stellung genommen hatten, unter ein heftiges Feuer genommen wurde, wurde sie vom Berge vertrieben, ohne daß die stürmenden Engländer große Verluste dabei erlitten. Aber schon nach diesem geringen Erfolge war die Tatkraft Bullers erschöpft. Er konnte sich weder zur Fortsetzung noch zum Abbrechen des begonnenen Angriffes entschließen und verbot sowohl das weitere Vorgehen Lytteltons als auch das Nachführen der Verstärkungen über den Fluß. Die Buren dagegen, welche zu Anfang des Kampfes etwa nur 2000 Mann zur Stelle gehabt hatten, zogen von allen Seiten frische Kräfte an den Vaalkrantz heran,

Digitized by Google

welcher von ihren Schützen und Geschützen, jetzt zehn an der Zahl, unter ein heftiges Feuer genommen wurde. Erst der Einbruch der Dunkelheit beendete den Kampf. In der Nacht trafen Botha und Lucas Meyer von Ladysmith und Colenso mit verfügbaren Kommandos ein, so daß 6000 Bürger auf dem Kampfplatz vereinigt wurden; man war nicht ohne ernstere Sorge wegen des Verlustes des Vaalkrantz, konnte sich aber aus Scheu vor dem englischen Artilleriefeuer nicht zu einer energischen Wiedernahme des Berges entschließen, sondern wollte sich auf die Behauptung der ihn umgebenden Höhen beschränken.

Da Buller, trotzdem er die große Schwierigkeit des geplanten Durchbruches auf Ladysmith völlig erkannt hatte, zu keinem festen Entschluß kommen konnte, beschränkte sich auch am 6. und 7. der Kampf in der Hauptsache auf ein belangloses Schützengefecht und eine wenig wirksame Kanonade; der Angriff einer schwachen Burenabteilung gegen den linken englischen Flügel wurde durch das Eingreifen einiger Kompagnien der Reserve ohne Schwierigkeiten abgewiesen. Am Nachmittag des 7. kam Buller endlich der erlösende Gedanke, einen Kriegsrat zu berufen, in welchem nach längerer Beratung auf Vorschlag Bullers, der einen neuen, besseren Plan gefunden haben wollte, der sofortige Antritt des Rückzuges beschlossen wurde. Die Engländer hatten 375, die Buren 60 Mann verloren.

Offenbar wird den Kämpfen am Vaalkrantz, welche nur mit einigen Strichen skizziert sind, weniger durch die Fechtweise der Truppen als durch den Mangel an Klarheit und Entschlossenheit der englischen Führung der eigentliche Stempel aufgedrückt. Die Handlung ist auch hier über den Einleitungsakt nicht hinausgekommen. Als wirklich sachgemäß ist eigentlich nur die Artillerievorbereitung des Angriffs anzusehen; der Scheinangriff Wynnes dagegen hat seinen Zweck völlig verfehlt. „Wo man am besten durchbrechen konnte, ergab sich erst aus den von allen Übergangspunkten aus zu führenden Angriffen. Dorthin war nachträglich durch Einsetzen der Reserven der Hauptnachdruck zu legen" (Heft 34, S. 95). Aber das Verhalten der Buren zeichnet sich auch nicht durch Unternehmungslust aus, da sie sich zu einem energischen Angriff weder auf die Vaalkrantz-Stellung noch auf den abziehenden Gegner einlassen wollten. Auch der Vorschlag Bothas, gegen die linke Flanke der zurückgehenden Gegner vorzugehen, um sie von Chieveley abzuschneiden, fand nicht den Beifall der anderen Führer. Da viele Buren sich in die Heimat beurlaubten, fiel die Stärke des Heeres so bedeutend, daß nur noch 4000 Mann unter Joubert bei Ladysmith standen, während Botha den oberen Tugela mit 5000 Mann und Lucas Meyer mit etwa 2000 Mann die Gegend bei Colenso besetzt hielten; von letzteren waren 1800 auf das rechte Ufer zur Besetzung der Stellung Hlangwane—Monte Christo vorgeschoben.

Digitized by Google

Da die öffentliche Meinung Englands sowie zahlreiche Stimmen in der Armee den Entsatz von Ladysmith energisch forderten, sah sich Buller trotz seiner niedergedrückten Stimmung zu einem neuen Angriff auf die Tugela-Linie gezwungen. Jetzt endlich kam er zu der Einsicht, daß sich die Gegend bei Colenso, in der er schon einmal sein Glück versucht hatte, noch am besten für seinen Zweck eignete, sobald er sich in den Besitz der Hlangwane-Stellung, aus welcher der Tugela-Abschnitt bei Colenso eingesehen und wirksam beschossen werden konnte, gesetzt habe. Bei der Erkundung der von den Buren auf dem rechten Ufer besetzten Stellung, konnte es dem General nicht entgehen, daß deren linker Flügel am Monte Christo keine gute Anlehnung hatte; er faßte daher den Plan, diesen schwachen Punkt umfassend anzugreifen und demnächst die Front der Buren aufzurollen, welche anfangs nur beschäftigt werden sollte. Trotz mancher Fehler gelang es den sehr überlegenen Engländern, den linken Flügel der Buren am 18. allmählich nach hartnäckigem Kampfe aus der Stellung und hinter den Tugela zurückzuwerfen, so daß auch der rechte Burenflügel den Hlangwane räumen mußte. Die Hauptschuld an diesem ersten Mißerfolge trug Lucas Meyer, welcher, weil er die seinem linken Flügel drohende Gefahr verkannte, nicht für dessen rechtzeitige Unterstützung gesorgt hatte; er hatte sich nur ein einziges Mal auf dem Kampfplatze gezeigt. Auch haben die Buren aus Furcht, vom Tugela abgeschnitten zu werden, einen weniger hartnäckigen Widerstand geleistet; sind doch viele Bürger schon in der Nacht zum 18. hinter den Fluß zurückgegangen. Da der Rückzug tatsächlich sehr gefährdet war, war es ein Glück für die Weichenden,daß Buller jede Verfolgung verhinderte. Endlich hatten die Engländer den ersten Sieg erfochten, auf den sie aber wegen ihrer mehr als zehnfachen Überlegenheit nicht sehr stolz sein konnten; ihr Verlust betrug nur 200 Mann und der der Buren 60 Mann.

Da nunmehr die Absichten des Gegners klar zutage lagen, zog Botha den rechten Flügel näher an die Mitte heran, so daß dieser zwischen dem Red Spruit und dem Langverwacht Spruit und hinter dem Onderbrook Spruit stand und dem Feuer der auf dem Hlangwane stehenden Artillerie weniger ausgesetzt war; auf dem, bis zu dem unbesetzten Aasvogel-Kop reichenden linken Flügel kommandierte nach wie vor der langsame und wenig tüchtige Lucas Meyer. Außer den am vorderen Hange liegenden Schützengräben waren auch vielfach am jenseitigen Höhenrande Verteidigungsanlagen hergerichtet und die vorhandenen zehn Geschütze wie gewöhnlich gruppenweise hinter der ganzen Front verteilt. Die Stärke des Heeres betrug nur 5000 Mann.

Bei der Erkundung der Burenstellung hatte Buller wohl erkannt, daß der linke Flügel derselben zwischen Pieter Hill und Aasvogel-Kop umgangen werden konnte und nur schwach besetzt war. Dennoch entschloß

Digitized by Google

er sich, nicht gegen diesen schwächsten Teil vorzugehen, sondern zog es vor, von Colenso (vgl. Skizze 7 in Heft 34) aus sich westlich der Bahn gegen die feindliche Mitte zu wenden, um diese zu sprengen, die Buren vom Tugela abzudrängen und sich die Straße nach Ladysmith freizumachen. An einen Schlachtensieg dachte der schwachmütige Feldherr nicht.

Colenso II.

Am 21. Februar wurde eine Brigade über die bei Colenso wiederhergestellte Brücke in Richtung auf den Onderbrook Spruit vorgesandt, um die über diesen vorgeschobenen Burenabteilungen zurückzuwerfen; da diese sich sehr geschickt in einem Bogen aufgestellt hatten, wurde der Angriff der Engländer umfaßt und bald zum Stehen gebracht. In der Nacht zum 22. ließ Buller den Rest der Infanterie und die Feldbatterien über den Fluß folgen; nur eine Brigade wurde auf dem rechten Ufer belassen. Nachdem am folgenden Morgen eine heftige, aber wenig wirksame Beschießung des Zentrums der feindlichen Stellung stattgefunden hatte, ließ Buller den General Warren mit drei Brigaden gegen dieses vorgehen; trotz heftiger Gegenwehr der Buren, gelang es den Schützen der Brigade Wynnes, den vorderen Hang des Wynnes Hill zu nehmen; die eigentliche, an dessen Nordhange befindliche Verteidigungslinie wurde jedoch von den Buren bis Eintritt der Dunkelheit behauptet. Einzelne Abteilungen besonders unternehmungslustiger Buren machten im Laufe der Nacht wiederholt geschickte Vorstöße, welche große Verwirrung in den Reihen der Engländer hervorriefen und nur mit Hilfe ihrer Reserven zurückgewiesen werden konnten. Am nächsten Morgen mußten daher die Verbände der durcheinandergekommenen Truppen zunächst wieder geordnet werden.

Für den 23. hatte Buller schon wieder seinen Plan geändert. Jetzt sollte der Hauptangriff von 5½ Bataillonen gegen den 1 km östlich des Wynnes Hill gelegenen Hart Hill gerichtet werden, um die Brigade Wynne zu entlasten und womöglich die Stellung zu durchstoßen. Nach heftiger Beschießung durch die Artillerie gelang es, den vier vorderen Bataillonen, welche durch den stark angeschwollenen Langverwacht Spruit lange aufgehalten waren, gegen 5° nachm. den vor der feindlichen Stellung liegenden Harts Hollow zu besetzen und bald darauf trotz mangelhafter Feuervorbereitung den vorderen Schützengraben des Harts Hill mit dem Bajonett zu nehmen; alle gegen den hinteren Graben gerichteten Sturmversuche dagegen wurden von den Buren zurückgewiesen. Am 24. gelang es kurz vor Tagesanbruch einer Anzahl unternehmungslustiger Buren, sich geschickt in die linke Flanke der Engländer zu schleichen und diese durch ihr heftiges Feuer in solche Panik zu versetzen, daß sie in eiliger Flucht hinter dem Harts Hollow Deckung suchten. Jetzt wäre der richtige Moment gewesen, den entmutigten Briten einen schweren Schlag beizu-

Digitized by Google

bringen, falls die Buren die nötige Initiative und Angriffskraft besessen hätten (Heft 35, S. 132). Im Laufe des Tages verhielten sich die Engländer ruhig, da Buller die Fortsetzung des Angriffs auf den 25. verschoben hatte; aber auch dann kam es nicht zum Entscheidungskampfe, da teils aus Ruhebedürfnis, teils wegen des Sonntages von beiden Gegnern ohne besondere Übereinkunft ein Waffenstillstand innegehalten wurde.

Dieser kam dem General Buller sehr gelegen, da er ihm gestattete, seine Truppen zu einem neuen Plan, den er inzwischen gefaßt hatte, zurechtzuschieben. Endlich war er zu der Einsicht gekommen, daß der Angriff am besten gegen den linken feindlichen Flügel auszuführen sei. Gegen diesen sollte der General Warren unter Umfassung des Pieter Hill in drei Kolonnen (zehn Bataillonen) zum entscheidenden Angriff vorgehen, während der rechte durch General Lyttelton mit acht Bataillonen beschäftigt und festgehalten wurde. Endlich hatte er also den Einsatz aller Kräfte ins Auge gefaßt. Dazu mußte aber der größte Teil der Infanterie sowie die gesamte Artillerie am 26. wieder auf das rechte Tugela-Ufer gehen, um demnächst auf zwei Brücken südlich des Harts Hollow auf das Nord-Ufer zurückzukehren.

Am 27. wurde der Kampf von 70 auf dem Hange des Hlangwane aufgestellten Geschützen eingeleitet und der Tugela von der Infanterie des rechten Flügels in drei Kolonnen nach und nach überschritten, welche nach Bullers Anordnung nicht gleichzeitig, sondern staffelweise vom rechten Flügel zum Angriff vorgingen. Aber die am Nordrande der Stellung in guter Deckung stehenden Buren empfingen die Angreifer mit so heftigem Feuer, daß sie nur sehr langsam vorwärtskommen konnten und das Gefecht wieder jenen hinhaltenden Charakter annahm, der den Engländern so wenig günstig war. Endlich gelang es nach langem Ringen, einigen Kompagnien, sich durch den Krüger Spruit unbemerkt in die linke Flanke der auf dem Railway Hill stehenden Buren zu schleichen und diese durch den überraschenden Anfall in einen solchen Schrecken zu versetzen, daß sie ohne Widerstand zurückwichen. Der Erfolg dieser kleinen Truppe, der bei geschickter, tätiger Führung durch einen rechtzeitigen Gegenangriff leicht hätte ausgeglichen werden können, entschied die Schlacht. Das ganze Zentrum der Buren gab den Kampf auf und zog sich zurück, so daß auch Botha mit dem rechten Flügel allmählich zurückgehen mußte. Nur die Besatzung des Pieter Hill, dessen Umfassung den Engländern nicht hatte glücken wollen, hielt standhaft bis zum Einbruch der Nacht aus, so daß der Rückzug auf der Straße nach Ladysmith in guter Ordnung ausgeführt werden konnte. Eine Verfolgung wurde von Buller nicht angeordnet; mit dem plötzlichen Nachlassen der ungeheuren Spannung, welche der mehrtägige Kampf verursacht hatte, scheint seine letzte Tatkraft zusammengeklappt zu sein.

Digitized by Google

Trotzdem waren die strategischen Folgen der Schlacht bedeutend, da General Joubert schon am Nachmittag des 27. die Belagerung von Ladysmith aufhob, wodurch die von Colenso abziehenden Buren in solche Panik versetzt wurden, daß ihr Rückzug in regellose Flucht ausartete. Das Eintreffen der Nachricht von der Niederlage Cronjes bei Paardeberg mag hierzu das ihrige beigetragen haben. Am 13. hielt Buller seinen Einzug in die vom General White tapfer verteidigte Stadt, deren Entsatzversuche der Natal-Armee nicht weniger als 5000 Mann gekostet hatten.

Buller hat in der Schlacht drei verschiedene Pläne verfolgt, von denen keiner in der beabsichtigten Weise zur Ausführung gekommen ist. Infolge der unzweckmäßigen Anordnungen zerfielen die verschiedenen Angriffe in eine Reihe zusammenhangloser Episoden, in denen in keinem Augenblick die große Überlegenheit der englischen Armee zur Geltung kam. Ein organisches Zusammenwirken der Truppen oder der verschiedenen Waffen ist weder bei der Vorbereitung noch bei der Entscheidung selbst zu erkennen. Diese Mängel sind offenbar von der Oberleitung verursacht. General Buller hatte kein Feldherrntalent. Es fehlten ihm die kraftvollen, realisierbaren Ideen, die klare Anschauung für die wirkenden Faktoren, das Verständnis für die Ökonomie der Kräfte, der Überblick über die ganze Handlung und daher jede künstlerische Gestaltungskraft. Er hatte nicht einmal den nötigen Willen, einen Entschluß zu fassen und mit Konsequenz ins Werk zu setzen. An zweiter Stelle hätte er vielleicht tüchtiges geleistet, an erster aber war er, für diesen Krieg wenigstens, unbrauchbar, da er ein Mann der bloßen Routine war. Daß sich zuletzt der Erfolg auf die Seite der Briten neigte, entsprang nur dem gesunden kriegerischen Geiste der Truppen, deren fester Wille zu siegen, sich trotz der zweckwidrigen Führung durchsetzte.

Aus dem Tadel, den die Kritik ausspricht, erwächst ihr die Verpflichtung, soweit es möglich ist, anzugeben, wie die Dinge hätten besser gemacht werden können. In diesem Falle, in dem es sich nur darum handeln kann, zu nützlichen Vergleichen anzuregen und die Diskussion auf ein fruchtbares Feld zu führen, wollen wir unsere Anschauungen in aller Kürze zusammenfassen. Bei Colenso kam es u. E. darauf an, den Kampf möglichst in einem auf die Entscheidung gerichteten Hauptakte zusammenzufassen, da eine längere, relativ selbständige Vorbereitung der Burentaktik gegenüber nicht zweckmäßig gewesen wäre. Die Entscheidung war gegen Front und Flanke des linken Flügels zu richten, und dazu die Hauptmasse der Infanterie (vier Brigaden) und der Artillerie, für welche auf dem Hlangwane und der Hügelkette des südlichen Tugela-Ufers sehr günstige Stellungen vorhanden waren, sowie die berittenen Truppen zu verwenden, während zum Beschäftigen und Festhalten des feindlichen rechten Flügels zwei Brigaden und etwa zwei Batterien bestimmt wurden.

Digitized by Google

Die Bereitstellung der Truppen mußte schon in der vorhergehenden Nacht ausgeführt werden; auf dem Entscheidungsflügel waren die Bataillone des ersten Treffens womöglich bis an das Nord-Ufer des Tugela vorzuschieben.*) Dieses Treffen hatte im Verein mit der Artillerie die Feuervorbereitung zu übernehmen, während die hinteren Treffen und die Reserve zunächst noch in Deckung verblieben. Der Kampf war auf der ganzen Front gleichzeitig aufzunehmen und mit einheitlichem Zusammenwirken der Kräfte durchzuführen. Die höheren Führer waren über die ihren Truppen zufallenden Aufgaben genügend zu unterrichten, wozu Zeit und Gelegenheit reichlich vorhanden waren.

Diese Anlage des Gefechts, welche mit den entsprechenden durch die Jahreszeit und besondere Lage bedingten Modifikationen für Colenso 1 und 2 paßte, hatte den Vorteil, eine größere Einheitlichkeit der Handlung sowie eine bessere Ausnutzung der vorhandenen Gefechtskraft zu gewährleisten. Daß dieser Angriff große Opfer verlangt hätte, ist gewiß zuzugeben, doch wenig wahrscheinlich, daß er mehr als der Bullersche Feldzug am Tugela gekostet haben würde. Zweifellos aber würde ein großer, über die Buren zu Beginn des Krieges erfochtener Sieg sehr bedeutende strategische Folgen bei richtiger Ausnutzung gezeitigt haben. Vorbedingung für ein derartiges Handeln war neben dem Besitz des Hlangwane ein tüchtiger, tatkräftiger Führer, welcher die Verhältnisse richtig zu erkennen und seine Truppen mit sich fortzureißen verstand. Daß die englische Armee unter einem wirklichen Feldherrn einer solchen Aufgabe gewachsen gewesen wäre, ist wohl anzunehmen.

Der Kenner der Kriegsgeschichte wird sofort gesehen haben, daß vorstehender Angriff im Geiste der Friderizianischen Schlachtentaktik gedacht ist, natürlich mit Berücksichtigung der seitherigen Entwicklung der Taktik. Daß Schlachtordnung, Gefechtsformen, Bewaffnung, Überraschung usw. jetzt eine ganz andere Bedeutung haben, ist selbstverständlich, aber die Friderizianischen Grundsätze gelten in bezug auf Erkundung, Führung (Ideenwirkung) und einheitliches organisches Zusammenwirken der Waffen nach einem Gefechtszweck auch heute noch. Auch bei Colenso hätte der zwecktätige Wille der Oberleitung sich zur Seele der Handlung machen können. Friedrich pflegte bekanntlich den Entscheidungsakt zum Hauptakt der Handlung zu machen im Gegensatz zu Napoleon, welcher den Hauptwert auf die Vorbereitung (Einleitung und Zerstörung feindlicher Streitkräfte) legte.

Diese kurze Betrachtung über eine zweckvollere Anlage des Gefechtes bei Colenso ist keineswegs von rein theoretischen Erwägungen ausge-

*) Vor der Regenzeit war dies natürlich weniger schwierig.

Digitized by Google

gangen, stützt sich vielmehr auf die Tatsache, daß dem erfolgreichen englischen Angriff im Gefecht von Driefontein ganz ähnliche Gedanken zugrunde gelegen haben. Wenn diese auch nicht in ganzer Schärfe und Folgerichtigkeit hervortraten, so haben sie doch die Wirkung der Truppe im höchsten Maße gesteigert (Heft 33, S. 91 ff. und S. 100 ff.).

Auf Einzelheiten können wir nicht näher eingehen, da wir unsere Betrachtungen der Kriegsbegebenheiten hier schließen müssen; wenn diese sich auch auf den Kriegsschauplatz in Natal beschränkt haben, so reichen sie u. E. doch aus, über den Individualismus und seine Bedeutung in diesem Kriege ein genügendes Urteil zu geben.

Schlußbetrachtungen.

Der Individualismus ist kein toter Begriff, sondern ein lebendiges Prinzip, welches seine Wirkungen in sehr verschiedener Weise äußern kann. Die Kampfweise der Buren muß daher, um ihr Wesen und ihren Wert völlig zu würdigen, noch mit Handlungen ähnlichen Grundcharakters in Vergleich gestellt werden. Eine brauchbare Analogie hierzu bietet die Schlacht von Spicheren, in welcher die Handlung in der Hauptsache gleichfalls aus langen episodenhaften Kämpfen individualistischen Charakters bestand. Dieser ging aber nicht aus dem eigentlichen Wesen der Taktik der Heere, sondern aus der allmählichen Entwicklung des Gefechts und dem Einfluß des sehr durchschnittenen und bedeckten Geländes hervor; auch stand der Individualismus hier weniger auf seiten des Verteidigers als auf der des Angreifers. Eine einzige deutsche Division war mit großem Schneid gegen den sehr überlegenen und in starker Stellung stehenden Feind vorgegangen und in einen sehr heftigen, hin und her schwankenden Kampf verwickelt. Die allmählich eintreffenden Verstärkungen mußten wegen der Dringlichkeit der Umstände an ganz verschiedenen Punkten eingesetzt werden, so daß die Truppenverbände mehr und mehr verloren gingen und infolge der Vermischung der Bataillone und Kompagnien die eigentliche Gefechtsleitung fast nur den niederen Offizieren, Unteroffizieren usw. zufiel. In dem langen Ringen wurde eine gewaltige Summe von Seelenkräften ausgelöst und dadurch allmählich die Gefechtsfähigkeit des Gegners so verbraucht, daß ein einheitlicher Angriff weniger Bataillone die Entscheidung herbeiführte.*) Hier wirkten nicht allein wie bei den Buren die größere Schießfertigkeit und Geländebenutzung, sondern vor allem der gewaltige, den Deutschen innewohnende Drang, die Gegner immer wieder zu bestürmen und niederzuringen, welcher der besseren Ausbildung des einzelnen sowie der größe-

*) Vgl. „Probleme des Krieges" Teil I, S. 19.

Digitized by Google

ren Durchschnittsintelligenz und Vaterlandsliebe des ganzen Heeres entsprang. Dieser Individualismus steht zweifellos höher als der der Buren; trotzdem er kraftvoller und weniger einseitig und daher taktisch wirksamer war, reichte auch er allein nicht zur Erringung des Sieges aus.

Noch tiefere Einsicht über das Wesen des Individualismus vermag aber die Taktik Napoleons, des größten Meisters dieses Prinzips, zu geben. Er legte in der Regel auf die vorbereitenden Kampfakte (Einleitung, Zerstörungsakt usw.) das Hauptgewicht; er verfolgte dabei den Zweck, die Sachlage möglichst aufzuklären, vor allem aber die Kampfkraft der gegnerischen Truppen derartig zu binden bzw. zu verbrauchen, daß die Schlacht zum Entscheidungsstoß heranreifte, den der Kaiser dann meist in einem besonderen Akte herbeizuführen pflegte. Für die Vorbereitungskämpfe war das Individualgefecht das gegebene Mittel, weil es die den Truppen innewohnenden Seelenkämpfe im weitesten Umfange auszunutzen vermag. Durch große Reserven und durch seine virtuose Ökonomie der Kräfte sicherte sich der Kaiser den weitestgehenden Einfluß auf den Verlauf der Handlung und den Ausgang der Schlacht. In den individualistischen Kämpfen kam nicht nur die Geschicklichkeit im Waffengebrauch und in der Geländebenutzung, sondern vor allem auch der Trieb nach Auszeichnung (Ruhmsucht, Ehrgeiz usw.) im vollsten Maße zur Betätigung, wie es namentlich bei Arcole, Großgörschen und Ligny*) deutlich zu erkennen ist. Als großer Psychologe verstand Napoleon es vortrefflich, die Eigenliebe des Soldaten seinen Zwecken dienstbar zu machen, wie sein berühmtes Wort zeigt: „Jeder französische Soldat trägt den Marschallstab im Tornister." Dieser künstlich herangepflegte und durch eine große Kriegsübung vervollkommnete Individualismus konnte namentlich im Angriff weit stärkere und für Napoleons Zwecke brauchbarere Wirkungen zeitigen, als der Individualismus der Buren, welche zur Ausführung eines Napoleonischen Zerstörungsaktes wegen ihrer großen Vorsicht und ihrer mangelnden Zweckstrebigkeit nur wenig brauchbar waren. Auf den Buren hätte der Marschallstab keinen Zauber ausgeübt. Auf der anderen Seite würde sich Napoleon wohl gehütet haben, sich mit den bei Colenso stehenden Buren in ein langes Individualgefecht einzulassen, da die lange Tugela-Linie durch überraschende Operationen an anderer Stelle leicht zu forcieren war.

Im Russisch-Japanischen Kriege zeigt die Fechtweise der Japaner ebenfalls einen stark individualistischen Einschlag. Haben sie doch hauptsächlich infolge ihrer höheren moralischen Eigenschaften und besseren Einzelausbildung die Kampfkräfte des Gegners auf den langen Schlacht-

*) Vgl. „Probleme des Krieges" Teil I, S. 79ff.

Digitized by Google

fronten meist derartig verbraucht, daß der kleinmütige Kuropatkin, ohne erst die Entscheidung abzuwarten, den Widerstand aufgab. Daß in diesen Schlachten viele kleine Teilentscheidungen vorkamen, darf an dem Grundcharakter der Taktik nicht irre machen. Der japanische Individualismus kam deshalb weniger als der Napoleonische zur Geltung, weil ihn die Führung nicht mit der gleichen Virtuosität bezüglich der Kräfte-Ökonomie zu verwerten verstand. Daher waren die japanischen Truppen am Ende der Schlacht ebenso verbraucht wie die Russen und nicht imstande, den Sieg strategisch voll auszunutzen.

Nachdem die Verschiedenartigkeit der Wirkung des Individualprinzips an konkreten Fällen genügend aufgezeigt ist, wollen wir kurz das Gesamtergebnis unserer Betrachtungen zusammenfassen.

Das Charakteristische des Individualismus liegt in der Art seiner Zweckwirkung, welche nicht durch den einheitlichen Gedanken (Idee) und den zentralistisch gerichteten Willen der Oberleitung bestimmt wird, sondern aus der Summe der selbständigen Betätigung der kämpfenden Individuen hervorgeht. Daß zwischen diesen beiden äußersten Gegensätzen zahlreiche Abstufungen und Zwischenfälle vorkommen, ist selbstverständlich. Individualismus schlechthin bringt nur die formale Seite der Wirkung zum Ausdruck; erst durch einen konkreten Zusatz, z. B. burisch, napoleonisch, japanisch usw. wird die konkrete Wirkung des Prinzips genügend veranschaulicht. In jener formalen Seite liegt aber die wichtige Funktion, welche dem Geiste eine untrügliche Richtlinie gibt, indem sie stets wie die Nadel des Kompasses auf einen Pol der im kriegerischen Handeln liegenden Gegensätze hinweist. In dieser Hinsicht ist der Burenindividualismus deshalb von besonderer Wichtigkeit für die Erkenntnis, weil er wegen seiner Einseitigkeit das Wesen und das Eigenartige jenes Prinzips aufs klarste zutage treten läßt.

Die Schwierigkeiten, welche dem Handeln aus dem Gegensatze von Individualismus und Zentralismus erwachsen, lassen sich durch rein theoretische Erörterungen nicht genügend aufdecken; man muß sich hierzu an die Kriegsgeschichte, vor allem an die großen Meister wenden. Die Taktik Friedrichs und Napoleons ist zu diesem Zwecke deshalb vortrefflich geeignet, weil der Schlachtenstil der beiden Feldherren in seinen Hauptakten auf den Prinzipien des Individualismus und Idealismus aufgebaut ist.*) Das Studium der individualistischen Schlachtenakte Napoleons ist ganz besonders zu empfehlen, da die Ausbildung der Truppe in der individualistischen Fechtweise im Frieden nur in engen Grenzen möglich ist, weil hier die moralischen Größen fast gar nicht zur

*) Vgl. „Probleme des Krieges", Teil I und „Hegels Einfluß auf Clausewitz".

Digitized by Google

Geltung kommen können. Zerstörungsakte wie die von Ligny, Gro-
görschen usw. lassen sich im Manöver oder bei sonstigen Friedensübungen
nicht der Wirklichkeit entsprechend darstellen. Auch kann man nur vo
Standpunkt der hohen Taktik die große Bedeutung des Individualismu
für die Ökonomie der Kräfte voll würdigen, da diese bei der niedere
Taktik eine andere und viel geringere Rolle spielt.

Bei der Vergrößerung der Heeresmassen, bei der wachsenden In
telligenz der Bevölkerung und der zunehmenden Verbesserung der Bewaf
nung ist die Kampfwirkung des Individuums und damit die Bedeu
tung des Individualismus stetig in Steigerung begriffen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68,
Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Verdienst um die Konvention von Tauroggen.

Von

v. Janson,

Generalleutnant z. D.

Mit drei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Seit einer Reihe von Jahren streiten namhafte Historiker erbittert über die Frage, ob Yorck allein und uneingeschränkt der Ruhm zukommt, die Konvention von Tauroggen abgeschlossen und somit den ersten Schritt zur Befreiung Preußens von dem französischen Joche getan zu haben, oder ob er nach einer geheimen Weisung seines Königs handelte. Als Extreme der Beantwortung dieser Frage stehen sich gegenüber: glorreicher, rettender Ungehorsam oder mit Schauspielerei verbundene Anmaßung eines nicht gebührenden Verdienstes.

Die Tatsachen und Beweggründe sind noch nicht völlig geklärt. Wenn auch nur im Rahmen der Wahrscheinlichkeit wird sich jedoch noch einiges ermitteln lassen. Vor allem bleibt vom militärischen Standpunkte zu prüfen, was Yorck in der kritischen Zeit überhaupt zu tun vermochte. Dieser Ansicht ist auch Dr. Thimme, der seinerzeit die schon früher angeregten Zweifel an der Richtigkeit der Droysenschen Darstellung zu einer unbedingten Verneinung verdichtet hat. Ich beabsichtige nicht, den verwickelten Streit in seinen verschiedenen Phasen hier zu wiederholen, obwohl es unvermeidlich sein wird, auf das Für und Wider der Hauptkämpfer zurückzukommen. Es handelt sich um die Beantwortung zweier Fragen:

I. Hat Yorck eine geheime Anweisung des Königs erhalten? und welche Indizien sprechen für das Vorhandensein einer solchen Anweisung, wenn unbedingte Beweise fehlen?

II. Steht der Abschluß der Konvention mit dieser Anweisung im Einklang und, falls dies nicht der Fall ist, war Yorck in der Lage, die Anweisung dem Wortlaut oder wenigstens dem Sinne nach auszuführen, oder war er gezwungen, unabhängig von ihr zu handeln?

I. Droysens Darstellung,*) mit der übereinstimmend Yorcks Tat im Volksbewußtsein fortlebt, schreibt ihm das Verdienst uneingeschränkt zu. Sie wurde durch die Veröffentlichung des Briefwechsels Schöns**) und die

*) J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. 8. Aufl. 8. Bd. Leipzig 1878.

**) F. Rühl, Briefwechsel des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor v. Schön mit Pertz und Droysen. Leipzig 1896.

Digitized by Google

sich daran knüpfende interessante Schrift von Max Schultze,*) später auch durch eine Abhandlung Blumenthals**) erschüttert. Im Jahre 1900 begann dann Dr. Friedrich Thimme positive Mitteilungen über eine durch den Flügeladjutanten Major Frhrn. v. Wrangel, älteren Bruder des späteren Feldmarschalls, Yorck mündlich überbrachte Geheiminstruktion zu veröffentlichen. Leider floß ihm das aus den Papieren der Wrangelschen Familie herstammende Material nur tropfenweise in jahrelangen Zwischenräumen zu.***) Wäre er in der Lage gewesen, alles, was jetzt vorliegt, gleichzeitig zu benutzen, so wäre ihm wohl wenigstens ein Teil der scharfen kritischen Angriffe erspart geblieben.

Seine erste Veröffentlichung (Forschungen XIII) macht uns mit einer Eingabe des verabschiedeten Generals Frhrn. v. Wrangel vom 18. Juni 1838 an den damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., bekannt, in der er dessen aus unbekanntem Grunde verlorene Gnade durch Aufzählung einer Reihe angeblicher Verdienste wiederzugewinnen sucht. Für uns kommt nur die Behauptung in Betracht, daß er König Friedrich Wilhelm III. bewogen haben will, dem Befehlshaber des preußischen Hilfskorps in Rußland geheime Weisungen zu erteilen. Der König soll am 12. August 1812 sich entschlossen haben, seinen Vorschlägen zu folgen, und ihn mit einem mündlichen Auftrage zu Grawert geschickt haben. Da Grawert bei seiner Ankunft bereits den Befehl niedergelegt hatte, will er dem zweiten Befehlshaber, General v. Yorck, die Anweisung überbracht haben,

„1. alles Blutvergießen womöglich soweit zu verhindern, als es die Ehre der Truppen erlauben würde;
2. im Falle eines allgemeinen Rückzuges sich von der französischen Armee zu trennen und das preußische Korps in Graudenz zu konzentrieren, ohne Franzosen oder Russen in der Festung aufzunehmen;
3. daselbst die weiteren Befehle des Königs abzuwarten".

*) M. Schultze, Zur Geschichte der Konvention von Tauroggen. Berlin 1898.

**) M. Blumenthal, Die Konvention von Tauroggen, Bausteine zur preußischen Geschichte. 1, 1. Berlin 1901.

***) Zur Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Bd. 13 (1900). S. 246 ff. — Nochmals die Konvention von Tauroggen a. a. O. Bd. 15 (1902). S. 194 ff. — Friedrich Wilhelm III., sein Anteil an der Konvention von Tauroggen und an den Heeresreformen a. a. O. Bd. 18 (1905). S. 1 ff. — Das Seydlitzsche Tagebuch des Yorckschen Korps im Feldzuge von 1812 a. a. O. Bd. 20 (1907). S. 201 ff. — Die geheime Mission des Flügeladjutanten v. Wrangel a. a. O. Bd. 21 (1908). S. 199 ff. — Hat General v. Yorck die Konvention von Tauroggen auf Grund einer geheimen Instruktion vollzogen oder nicht? Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine. 1908. S. 255 ff. — Frhr. Ludwig v. Wrangel und die Konvention von Tauroggen. Hist. Zeitschrift. Bd. 100 (1908). S. 112 ff. u. 162 ff; Bd. 103 (1909). S. 681 ff.

Digitized by Google

Das einzige Zeugnis für diese 26 Jahre später aufgestellte Behauptung ist ein Thimme erst 1905 bekannt gewordener Schreibkalender Wrangels mit eigenhändigen, tagebuchartigen (in Forschungen XVIII vollständig abgedruckten) Eintragungen, die indessen durch nachträgliche Ergänzungen in sehr abweichender, „zitteriger", an die Handschrift eines Greises erinnernder Schrift, mit anderer schwärzerer Tinte verdächtig geworden sind. Es ist sogar das Wort „Fälschung" gefallen. Dagegen spricht wieder der Umstand, daß solche Ergänzungen sich auch an völlig belanglosen Stellen bei Eintragungen aus früherer Zeit finden. Vor vier Jahren ist Thimme in den Besitz anderer Papiere aus dem Wrangelschen Nachlaß gelangt, die nach seiner Meinung „die Gegner der Wrangelschen Mission vollends entwaffnen dürften".*) Auch in diesen aus den Jahren 1810 und 1818 stammenden Papieren findet sich „genau die gleiche kritzelige, vielfach undeutliche, hin und wieder unleserliche Handschrift", die man nunmehr nicht mehr als „Greisenhand" wird ansprechen dürfen. Diese Entdeckung hat eigentlich nichts Überraschendes, man findet ähnliche Unterschiede in aus gleicher Zeit stammender Handschrift keineswegs selten (so mancher wird es bei sich selbst beobachtet haben) auf Grund verschiedenartiger Ursachen: mangelhaftes Schreibgerät, Ermüdung, Ungeduld und dergl. Daß plötzlich die Tinte schwärzer wird, fällt dem modernen Menschen auf. Als wir noch mit Gallapfeltinte schrieben und diese, wenn sie sich verdickte, mit Wasser flüssiger zu machen suchten, wechselte die Farbe nicht selten von gelb zu tiefem Schwarz, je nachdem die Feder wenig oder bis auf den Grund eingetaucht wurde.

Gegen die Echtheit der kurzen, mit blasser Tinte und fester Schrift geschriebenen Aufzeichnungen des „Tagebuchs" spricht nicht das Geringste. Auffallend bleibt indessen, daß gerade die auf die geheime Instruktion bezüglichen Stellen mit schwärzerer Tinte und veränderter Schrift geschrieben sind. Die Annahme, daß es sich um spätere Einfügungen handelt, liegt trotz der vorangegangenen Ausführungen daher sehr nahe; darum allein brauchen sie nicht unrichtig zu sein. Jedoch bleibt ein Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit berechtigt, soweit die Richtigkeit nicht mindestens durch Indizienbeweise bestätigt wird. Mit Sicherheit wird sich der Zeitpunkt der Eintragung schwerlich jemals feststellen lassen. Von der Richtigkeit der Tatsache der durch Wrangel überbrachten geheimen Instruktion haben mich schon früher die Ausführungen Thimmes überzeugt,**) doch muß ich bekennen, daß ich über die von Max Lehmann im Märzheft 1908 der „Preußischen Jahrbücher" mit gewohnter Überzeugungskraft und Schärfe gemachten Darlegungen nicht ohne weiteres hinwegzugehen ver-

*) Forschungen XXI (1908). S. 207 ff.

**) Wie ich auf S. 109 meiner Schrift „König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht" (Berlin 1907. R. Eisenschmidt) zum Ausdruck gebracht habe.

Digitized by Google

mag. Wie ich vorweg bemerke, bekenne ich mich auch jetzt noch zu Thimmes Auffassung, soweit es sich um die Mitwirkung des Königs handelt, da nur für diese sich die noch zu erörternden Indizienbeweise ergeben, nicht aber für Wrangels Anspruch, der eigentliche Urheber einer geheimen Weisung zu sein. Hierfür spricht nichts außer seinen eigenen Angaben, die sich in seinen anerkanntermaßen später verfaßten übrigen Schriftstücken, der schon erwähnten Eingabe an den Kronprinzen von 1838 und einer für den russischen Minister Grafen Nesselrode bestimmten Denkschrift, sowie einem undatierten „Précis der militärischen Laufbahn des Königlich Preußischen Generalleutnants Ludwig v. Wrangel", wiederholen, aber durch ihre Verbindung mit den Ansprüchen auf andere, völlig unbeglaubigte und innerlich unwahrscheinliche Verdienste an Glaubwürdigkeit zum mindesten nicht gewinnen. Die Eingaben an den Kronprinzen und an Nesselrode sind schon deswegen mit Vorsicht zu benutzen, weil sie bestimmt waren, den Interessen des Verfassers zu dienen. Einmal handelte es sich darum, die Gnade des Thronfolgers wiederzugewinnen, das andere Mal, vom russischen Zaren ehemals Wrangelsche Familiengüter wieder zu erlangen. Der offenbar sehr von seiner Bedeutung überzeugte Verfasser scheint sich allmählich einen so hohen Begriff von seiner eigenen Bedeutung gebildet zu haben, daß er die ruhige Überlegung verloren hat. Es muß ihm völlig entgangen sein, wie er durch die Behauptung, daß es seiner Anregung bedurft habe, um seinen König und Herrn zu den selbstverständlichsten Erwägungen und Handlungen zu veranlassen, diesen in ein höchst übles Licht setzt. Das stärkste Stück ist seine Behauptung, daß er den zögernden König habe bewegen müssen, an das Sterbelager der Königin Luise zu eilen. Das wagt er dem Sohne des Königs vorzutragen und glaubt ihn dadurch für sich günstig zu stimmen. Es ist schwer zu sagen, ob der sich hierbei zeigende Mangel an Takt oder der Mangel an Klugheit staunenswerter ist. Man wird daher gut tun, Wrangels Ansprüche auf sich beruhen zu lassen und sie als Gebilde seiner eigenen Phantasie auszuschalten, obwohl ich gerne annehme, daß sie in gutem Glauben niedergeschrieben sind. Das Wort „Fälschung", soweit es eine bewußte Handlung einschließt, sollte überhaupt nicht gebraucht werden, soweit nicht ein unwiderleglicher Beweis dafür vorliegt.

Nur gegen einen Punkt aus Wrangels eigenen Ansprüchen möchte ich mich ausdrücklich wenden — gegen die Behauptung, daß er die Zusammenkunft mit Essen zustandegebracht habe. In der für Nesselrode bestimmten Aufzeichnung heißt es (in französischer Sprache):

„In demselben Jahre (1812) schickte mich der König nach Kurland, zur Armee des Generals Yorck, um zu sehen, ob es nicht möglich sein würde, ein Mittel zur Vermeidung des Blutvergießens zweier befreundeter Völker zu finden, ohne indessen die „Dehors" zu verletzen und das Miß-

Digitized by Google

trauen der Franzosen zu erregen. Ich war so glücklich, eine Zusammenkunft zwischen dem General Essen und dem General Yorck zustandezubringen, und die Generale versprachen sich mündlich, einander nicht mehr anzugreifen. Unglücklicherweise veranlaßte die Ankunft des Generals Steinheil eine Änderung der Ansicht des Generals Essen. Indessen war die spätere Handlungsweise des Generals Yorck eine Folge der geheimen Befehle, die ich ihm vom Könige gebracht hatte." Im „Tagebuch" heißt es am 24. September nur ebenso lakonisch wie vieldeutig „Yorck und Essen Unterredung". Damit reimt sich durchaus zusammen, daß, wie Seydlitz,*) Clausewitz**) und Essen (dieser an seinen Kaiser)***) berichten, die Unterredung eigentlich ergebnislos verlief, wie es auch in der ebenso sorgsamen wie sachlichen Untersuchung von W. Voss†) hervorgehoben wird. Ich komme überhaupt zu ähnlichen Ergebnissen wie Voss und darf mich daher darauf beschränken, bezüglich der hier nicht erwähnten Einzelheiten auf ihn zu verweisen.

Zur Beurteilung des Wesens jener Besprechung ist schon von anderer Seite eine Stelle des Schreibens Yorcks vom 6. November an den Präsidenten v. Schön††) herangezogen worden: „In jener kritischen Periode habe ich einen ängstlichen Augenblick gehabt; urteilen Sie selbst über meine Lage. Auf das zudringliche Bitten des Generals v. Essen hatte ich zwei Tage vor dem Angriff eine Unterredung zwischen den Vorposten. So etwas kann nicht ganz verschwiegen bleiben. Bedenken Sie, was für Folgerungen man gemacht hätte, wenn ich geschlagen worden und der verdammte Park verloren gegangen . . . Sie irren nicht, wenn Sie glauben, daß ich meinen Charakter festhalten werde, — mein größter Stolz war immer, ein guter Preuße zu sein. Als wahrer echter Preuße werde ich unter allen Umständen handeln, und Gott gebe, daß es zum Wohl meines lieben Vaterlandes sein mag." Thimme†††) bezweifelt hier Yorcks Glaubwürdigkeit, weil Essen am 24. September an den Zaren schreibt: „L'on m'a remis avec beaucoup de secret la lettre ci-jointe, le gé-

*) v. Seydlitz, Tagebuch der Königlich Preußischen Armeekorps unter Befehl des Generalleutnants v. Yorck im Feldzuge 1812. Berlin 1823. II. S. 74.

**) v. Clausewitz, Hinterlassene Werke. 2. Aufl. Berlin 1862. VII. S. 187.

***) Max Lehmann, Major v. Wrangel, der angebliche Urheber der Konvention von Tauroggen. Preußische Jahrbücher 131 (1908), 3. Heft. S. 438. Thimmes Entgegnung (Forschungen XXI, 1, 202, Anm. 4) vermögen den Vorwurf, daß Wrangel in seinem Bericht Falsches über die Unterredung behauptet, nicht zu entkräften.

†) W. Voss, Die Konvention von Tauroggen. Inaugural-Dissertation. Berlin 1910. — Diese Schrift enthält einen vollständigen Quellennachweis für den ganzen Streit.

††) Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor v. Schön. Halle a. S. 1875. I. S. 135.

†††) Forschungen XXI. 1. S. 203.

Digitized by Google

néral commandant prussien n'a voulou la rendre qu'à moi-même, ce qui a occasionné une entrevue aux avant-postes", — und zieht den Schluß, daß die Initiative zur Zusammenkunft am 24. September von Yorck ausgegangen sei. Abgesehen davon, daß kein Grund vorliegt, Essens Glaubwürdigkeit über die Yorcks zu stellen, geht eine Initiative Yorcks zu einer Unterredung aus dem Brief Essens nicht unbedingt hervor. Um darüber zu urteilen, müßte man erst den Inhalt des „beigefügten" Briefes kennen. Wohl aber ist klar, daß Yorck der verhängnisvollen Folgen, die aus der Unterredung für ihn entstehen konnten, sich völlig bewußt war, und daß er unter diesen Umständen es als eine Erlösung empfand, daß die Haltung seiner Truppen bei dem am 26. von russischer Seite erfolgten Angriff jede Verdächtigung ausschloß, sowie daß der gefährdete Artilleriepark, auf den es abgesehen schien, nicht verloren ging. Die Bezeichnung: der „verdammte Park" darf nicht überraschen. Jeder Park ist dem Truppenführer und der Truppe verhaßt, solange er nur als impedimentum in Frage kommt.

Die Behauptung des Zustandebringens der Zusammenkunft Yorcks mit Essen führt dann Wrangel weiter zu dem Anspruch, Yorcks späteres Verhalten, das heißt doch den Abschluß der Konvention von Tauroggen, vorbereitet zu haben. Dieser Anspruch fällt mit der Ergebnislosigkeit jener Zusammenkunft. Übrig bleibt also nur die einfache, im Tagebuch mitgeteilte Tatsache, daß er Yorck jene geheimen Weisungen des Königs überbracht hat, — wenn sich diese Angabe bestätigt, ein Verdienst Friedrich Wilhelms III., nicht Wrangels.

Zur Anzweifelung des Bestehens einer solchen Weisung hat gerade Wrangels eigene Aufzeichnung im „Tagebuch" vom 12. August (mit veränderter Schrift) Anlaß gegeben. Der König soll beabsichtigt haben, den mündlichen Auftrag durch eine Ordre zu legitimieren, die aussprechen sollte, „daß Sie mündlich meine Befehle ihm mitbrächten, und er (der Befehlshaber) sie genau nach den Verhältnissen zu befolgen hätte". Die einzige, von dem betreffenden Tage, dem 12. August 1812, datierte Ordre lautet indessen: „Sie erhalten dieses Schreiben durch meinen Flügeladjutanten, den Major v. Wrangel. Er soll bei Ihnen bleiben, bis Sie Veranlassung haben, auch ihn mit einer wichtigen Depesche an mich zurückzuschicken." Die Redaktion ist, wie bei so manchem der hier in Frage kommenden Dokumente, nicht glücklich. Das „auch" erhält, da bisher noch niemand zurückgeschickt war, erst Sinn, wenn es hinter „ihn" gesetzt wird, so daß es zu der „wichtigen Depesche" gehört. Dann bedeutete es, daß Wrangel vorher (mündlich) eine solche an Yorck überbracht hatte. Der König hat also seine Absicht einer Legitimation, falls Wrangel ihn überhaupt richtig verstanden hatte, nicht ausgeführt. Der Hinweis auf eine mündliche Weisung scheint mir aber unverkennbar.

Digitized by Google

Thimme*) gibt zu, daß der Darstellung von 1838 „ein volles Vertrauen nur da geschenkt werden darf, wo sie durch andere glaubwürdige Quellen gestützt wird". Nun ist aber auch für den Inhalt des Tagebuchs Wrangel selbst der einzige Zeuge. Alle anderen Persönlichkeiten, die von der geheimen Weisung etwas wissen konnten, versagen hier. Wir müssen uns mit ihnen im einzelnen beschäftigen.

Seydlitz, der vertraute Adjutant Yorcks, der ihm persönlich nahestand, erzählt in seinem „Tagebuche" des Yorckschen Korps nichts von einer solchen Mission Wrangels. Allerdings hat dieses Tagebuch vor seinem Erscheinen im Druck im Jahre 1823 eine Zensur passiert, die Schiemann**) und später Thimme***) näher erörtert haben. Sehr merkwürdig sind zwei der vom Vertreter des Kriegsministers Seydlitz zugestellten Zensur-Bemerkungen:

„Seite 16 und 17. Die Erwähnung geheimer Befehle Sr. Majestät muß unterbleiben . . . . . Seite 54. Der Nicht-Existenz geheimer Instruktionen für den General v. Yorck darf keine Erwähnung geschehen und die hier aufgenommene Kabinettsordre ist nicht wörtlich, sondern nur ihrem Inhalte nach mitzuteilen."

Namentlich die letzte Bemerkung ist auslegungsfähig. Man könnte daraus mit Schiemann schließen, daß in dem ursprünglichen Text das Fehlen von Instruktionen und die freie Initiative Yorcks beim Abschluß der Konvention noch schärfer zum Ausdruck kam. Diese Annahme ist durch Auffindung des bezüglichen Schriftwechsels beseitigt. Thimme leitet aus ihm, wie mir scheint mit Recht, ab, daß im Manuskript nur davon die Rede gewesen war, daß Yorck ursprünglich als zweiter kommandierender General weder eine öffentliche noch eine geheime Instruktion zugegangen sei, und hebt hervor, daß Yorck selbst Seydlitz stets zur Vorsicht bei seiner Veröffentlichung ermahnt habe. Jedenfalls gibt uns Seydlitz keine Aufklärung.

Nun sind kürzlich die Denkwürdigkeiten eines anderen Adjutanten Yorcks, des Majors Frhrn. Hiller v. Gaertringen, veröffentlicht worden.†) Dort wird Wrangel, der „am 22. (August) abends gerade nach den erwähnten Gefechten (Vorpostengefechten)" eingetroffen sei, nur als Überbringer von Orden für das Gefecht bei Eckau erwähnt, in fast wörtlicher

*) Forschungen XXI. 1. S. 203.

**) Th. Schiemann, Zur Würdigung der Konvention von Tauroggen. Historische Zeitschrift 84 (1900). S. 210 ff.

***) F. Thimme, Das Seydlitzsche „Tagebuch" des Yorckschen Korps im Feldzuge von 1812. Forschungen XXII. 2. S. 201 ff.

†) Denkwürdigkeiten des Generals August Frhrn. Hiller v. Gaertringen, des Helden von Plancenoit—Belle-Alliance, herausgegeben von Generalleutnant z. D. B. v. Unger (S. 127). Berlin 1912. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Übereinstimmung mit Hillers Eintragung am 22. August 1812 in sein im Original vorhandenes und dem Anschein nach in der Tat gleichzeitig geführtes Tagebuch.*)

Endlich kommt ein Aktenstück (XI. 193) des Kriegsarchivs des Großen Generalstabes in Frage, das numerierte Berichte der Flügeladjutanten Wrangel und Graf Henckel von ihren Entsendungen zum Yorckschen Korps an den König enthält und, soweit mir bekannt, für die schwebende Streitfrage noch nicht benutzt worden ist. Ein Bericht Wrangels aus Königsberg, 17. August, schließt: „Nachdem ich Allerhöchstdero Auftrag bei diesem General (Grawert) erfüllt habe,**) werde ich mich ins Hauptquartier des Generalleutnants v. Yorck begeben, um Allerhöchstdero weiteren Befehlen nachzukommen."

In diesem mit Nr. 1 bezeichneten Bericht ist davon die Rede, daß der Gouverneur von Königsberg vor acht Tagen mit allen verfügbaren Truppen und Kavalleriedepots nach Rastenburg geeilt sei, „um sich den Russen entgegenzustellen, welche schon bis Lyck und Arys vorgedrungen sein sollten", was sich aber nicht bewahrheitet habe; die russische und die französische Armee schienen sich zur Schlacht vorzubereiten; es sei wahrscheinlich, „daß man sehr leicht den großen Alarm benutzen wird, um vielleicht auch alle Krümper und alle beurlaubten Soldaten, die sich hier in der Provinz noch aufhalten, einzuziehen und weiter darüber zu disponieren"; über den Angriff der Russen am 8. August auf das Korps Grawert und die Niederlegung des Kommandos seitens dieses Generals werde der König unterrichtet sein.

Der Bericht Nr. 2 fehlt, und der Bericht Nr. 3 vom 26. August aus dem Hauptquartier Peterhof enthält unmittelbar nichts für unsere Frage, ist aber von Interesse, weil er von dem Auftreten der preußischen Soldaten wie in „einem befreundeten Lande" und von der guten Behandlung der russischen Gefangenen erzählt; es sei „unmöglich, einen besseren Geist in irgendeiner Armee zu finden".

Bericht Nr. 4 fehlt wieder, Nr. 5 ist aus Peterhof vom 2. September datiert. Es heißt darin:

„Der General v. Yorck will mit aller Vorsicht den Versuch machen, die Absonderung der von Ew. Königlichen Majestät Truppen gemachten Gefangenen auf der Art zu bewirken, daß er dem Marschall Macdonald anzeigt, wie die Russen die preußischen Gefangenen hart behandelten, um sie zur Dienstnehmung zu zwingen; und um das Vergeltungsrecht auszu-

*) Im Besitze der Frau v. Leipzig geb. Freiin Hiller v. Gaertringen in Berlin, einer Enkelin des Verfassers der Denkwürdigkeiten, die in ihrem Auftrage herausgegeben wurden.

**) Soll offenbar „erfüllt haben werde" heißen, da Grawert in Mitau des Königs Entscheidung abwartete, wo ihn Wrangel auch traf.

Digitized by Google

üben, wollte er solche nach einer preußischen Festung schicken, welches er auch schon dem General v. Essen habe eröffnen lassen. Da indessen der bestimmte Befehl gegeben ist, sie alle in Königsberg der französischen Behörde abzuliefern", werde Macdonald möglicherweise keine Entscheidung treffen können, und eine diplomatische Verhandlung werde nötig werden. „So lange sie (die russischen Gefangenen) in preußischen Händen bleiben, werden sie sehr gut behandelt und erhalten die völlige Portion."

In Nr. 6 am 7. September wird gesagt: „Ew. Königlichen Majestät Truppenkorps behauptet noch unverändert die gehabte Stellung, und nur ganz unbedeutende Vorpostengefechte, bei welchen die Russen immer zuerst angreifen und nur*) vom General v. Yorck durch Repressalien beantwortet werden, erhalten die Wachsamkeit der Vorposten, ohne die Ruhe der übrigen Truppen zu stören." Wrangel sieht den Grund der Ruhe in dem Umstand, daß Riga die erwartete Verstärkung noch nicht erhalten hat. „Die preußischen Gefangenen werden nach Lutzen (Ljuzyn) im Gouvernement Witebsk transportiert und kommen unter die Aufsicht des Oberstleutnants v. Korff, welcher die russischen Gefangenen aus Holland durch Königsberg führte und daselbst von Ew. Königlichen Majestät mit dem Orden pour le mérite begnadigt wurde."

In Nr. 7 am 12. September wird berichtet, daß Macdonald den Vorschlag angenommen habe, die russischen Gefangenen zu dem gedachten Zweck (also wie im Bericht Nr. 5 gesagt wird, angeblich „um das Vergeltungsrecht zu üben") nach einer preußischen Festung transportieren zu lassen. Wrangel schlägt eine schlesische Festung vor.

Nr. 8 vom 15., 9 vom 16., 10 vom 19. und 11 vom 23. September (alle noch aus Peterhof) enthalten nichts, was unsere Frage streift, ebensowenig das letzte Schreiben, Nr. 13 vom 26. September. Dazwischen fehlt Nr. 12.

Die Berichte Henckels vom 24. Oktober bis 17. Dezember (sieben Berichte fehlen) enthalten nichts über die geheime Weisung. Höchstens könnte man Nr. 2 aus Mitau vom 28. Oktober als Stimmungsbericht bewerten: „. . . Der General Yorck hat mich sehr gütig empfangen; er war sehr gerührt über Ew. Königlichen Majestät Gnade und alles sehr vergnügt über die von Höchstderselben erteilten Belohnungen . . ." Daran schließt sich der Bericht über einige Enttäuschungen. Dieser Bericht ist in Henckels „Erinnerungen" (S. 101) nebst den übrigen, auch den in den Akten fehlenden, etwas ungenau abgedruckt. Beiläufig ist der Unterschied zwischen der Schilderung von Yorcks Stimmung und dem, was später erzählt wird (a. a. O. S. 107), sehr auffallend.

*) Das Wort „nur" gehört hinter „Yorck", wenn es Sinn haben soll. — Wrangel war kein Stilkünstler.

Digitized by Google

Auf den ersten Blick erscheint das Gesamtergebnis rein negativ. Seydlitz weiß nichts von einer geheimen Instruktion oder, was wahrscheinlicher, er war zu dauernder Bewahrung des Geheimnisses verpflichtet. Nach den Zensurbemerkungen zu seiner Vorlage gewinnt es den Anschein, als habe man damals eine Erwähnung königlicher Geheiminstruktionen *grundsätzlich* für unangemessen gehalten, auch wenn eine solche nicht mehr gefahrbringend war.

Hiller hat offenbar wirklich nichts gewußt, was auch sehr erklärlich ist, da er, ursprünglich erster Adjutant Grawerts, erst mit dessen Ausscheiden zu Yorcks Stab kam. Yorck übernahm den Oberbefehl am 13. August. Hiller erzählt,*) daß er „persönlich mit ihm durchaus nicht auf dem guten Fuße stand, wie dies mit dem General v. Grawert der Fall gewesen war. Yorck war gegen Grawert eingenommen und übertrug seiner Eigentümlichkeit nach dergleichen leicht auch auf alle, die mit seinem Vorgänger in näheren Beziehungen gestanden hatten". Dazu seien Einmischungen Seydlitz's, der „das unbedingte Vertrauen" des Generals besessen habe, in Hillers Wirkungskreis gekommen. Daher beantragte dieser seine Ablösung. Zum Befehlshaber der Truppen in Spandau ernannt, verließ er am 12. Dezember das Hauptquartier. Entsprechende Angaben macht bereits Droysen.

Auch Wrangel sagt in den vorhandenen Berichten eigentlich nur (am 17. August), daß er sich „ins Hauptquartier des Generalleutnants v. Yorck begeben" wird, um des Königs „weiteren Befehlen nachzukommen". Was waren diese „weiteren Befehle"? Sicher ist allein, daß dazu die Überbringung von Ordensauszeichnungen gehörte, gerade so, wie wir von Henckels Auftrag nur die Überbringung von Belohnungen erfahren. Aber es fehlen drei Berichte Wrangels und, was sehr bemerkenswert und schwerlich ein Zufall ist, *alle, die in kritische Zeiträume fallen*, in denen also zum mindesten eine Andeutung an den Geheimauftrag, falls ein solcher vorhanden, unvermeidlich war: Nr. 2 in die Zeit zwischen dem 17. und 26. August, in der Wrangel bei Yorck — 22. August — eintraf, Nr. 4 zwischen dem 26. August und 2. September (was in dieser Zeit vorfiel, wird noch näher erörtert werden) und Nr. 12 zwischen dem 23. und 26. September — am 24. September fand die Unterredung Yorcks und Essens statt. Da liegt doch die Annahme außerordentlich nahe, daß die fehlenden Briefe Nr. 2 und 12 wegen ihres geheim zu haltenden Inhalts absichtlich nicht zu den Akten gegeben worden sind, daß Wrangel also in der Tat eine Geheiminstruktion überbracht hat.

Der sonstige, vorher mitgeteilte Inhalt der Berichte erscheint ganz harmlos und ist dennoch bedeutungsvoll. Er läßt erkennen, daß die preußischen Soldaten schon im Sommer und noch vor Eintreten der Rück-

*) Denkwürdigkeiten. S. 136.

Digitized by Google

ichläge bei Napoleons „Großer Armee“*) die Russen am liebsten als Freunde behandelt hätten, und daß auch Yorck sich auf Gefechte nur einließ, wenn die Vorpostenplänkeleien der Russen zu „Repressalien“ reizten. So wird am 7. September berichtet, also nach dem Abbruch der Unterhandlungen, die, schon von Grawert begonnen, zwischen General v. Massenbach von preußischer und dem General Löwis von russischer Seite am 28. August**) im Sastawa-Kruge geführt wurden. Der von Yorck nach Riga gesandte Parlamentär, Major Rudolphi, hatte nämlich ein Schreiben Essens mitgebracht, in dem die Auswechslung der gefangenen Offiziere angeboten wurde. Auf Grund dieses Schreibens fanden jene Verhandlungen statt, bei denen man sich, wie Droysen berichtet, über die Auswechslung der Gefangenen und über eine Demarkationslinie der Vorposten verständigte. Schon am folgenden Tage warf ein Schreiben des russischen Generals alle Vereinbarungen über den Haufen; die gefangenen Offiziere seien abgereist, um Dienst in der russisch-deutschen Legion zu nehmen; von den übrigen Gefangenen und von der Demarkationslinie war nicht mehr die Rede. Yorck war begreiflicherweise empört, brach die Verhandlungen ab und berichtete an den König. In diese Zeit fällt der fehlende Bericht Nr. 4 Wrangels. Es liegt doch wirklich nicht fern, zu vermuten, daß er auch diesmal eine Anspielung auf die geheime Instruktion nicht zu umgehen vermochte; denn es handelte sich hier um ein erstmaliges Scheitern der Durchführung ihres ersten Punktes — möglichstes Verhindern von Blutvergießen. Im übrigen kann mit Recht gesagt werden, daß es einer solchen Aufforderung an Yorck gar nicht bedurft hätte. Fortsetzend, was Grawert angefangen, und zwar, wie die mitgeteilten Berichtsstellen ergeben, in Übereinstimmung mit dem in der Truppe herrschenden Geist. Wrangel behauptet in dem sonst fragwürdigen Teile seiner Aufzeichnungen, der König habe seinerzeit die Worte gebraucht: „Im Grunde, jeder Preuße oder Russe, der in diesem Kriege fällt, ist ein Verteidiger weniger für uns“. Der dadurch zum Ausdruck gebrachte Gedankengang ist so zutreffend und natürlich, daß keinerlei Grund vorliegt, daran zu zweifeln. Schon vor dem Kriege, am 31. März 1812, hatte der König an Kaiser Alexander geschrieben: „Si la guerre éclate, nous ne ferons de mal que ce qui sera d'une necessité stricte.“***)

*) Im Bericht Nr. 9 wird die Nachricht von Napoleons Sieg bei Mosaisk erwähnt, in Nr. 11, daß nachts die Meldung vom Einrücken Napoleons in Moskau am 14. September eingetroffen sei.

**) Dieses Datum gibt Wrangels Tagebuch und die „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“ des Großen Generalstabes „Die Teilnahme des Preußischen Hilfskorps an dem Feldzuge gegen Rußland im Jahre 1812“ IV. Heft 24. S. 508, während Seydlitz (II. S. 58) und nach ihm Droysen (I. S. 367. 1. Aufl.) den 29. August angeben.

***) Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise mit Alexander I. Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven. Bd. 75. Leipzig 1900. S. 23. Von Voss (S. 23) mit Recht in diesem Zusammenhange zitiert.

Yorck stand von vornherein auf demselben Standpunkte. Er hat nicht allein gesagt, Konventionen zur Verhinderung unnützen Blutvergießens zwischen den Vorposten seien „in allen Kriegen üblich" gewesen,*) sondern auch seine von Wrangel dem Könige berichteten Bestrebungen, die russischen Gefangenen den Franzosen zu entziehen und nach Preußen zu bringen, haben im Grunde dasselbe Ziel: für die Kämpfe gegen den gemeinsamen wahren Feind Napoleon, die einmal kommen mußten, sollten die gefangenen Russen gerettet werden. Der Vorwand, der Macdonald gegenüber gebraucht wurde, der Zweck sei, Vergeltung wegen schlechter Behandlung zu üben, wird als solcher völlig klar, und der letzte Zweifel schwindet, wenn man aus dem Bericht Nr. 6 vom 7. September entnimmt, daß die preußischen Gefangenen in Witebsk unter eine Obhut kamen, die offenbar als besonders wohlwollend bezeichnet werden sollte.

Wenn trotz alledem Yorck über russische Unzuverlässigkeit und das Hinwegsetzen über jeden Kriegsgebrauch, namentlich über die Abführung von preußischen Sauvegarden als Gefangene, entrüstet ist und von weiteren Verhandlungen nichts wissen will, so ist das sehr verständlich. Andere Befehlshaber, auch mit weniger reizbarem Charakter, hätten ebenso gedacht und gehandelt. So urteilte auch König Friedrich Wilhelm III., der in einer aus Teplitz vom 12. September datierten Kabinettsorde seinem General vollkommen zustimmte.**) In dieser Ordre sprach er nun den ersten Punkt der Geheiminstruktion, der für sich allein, ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem Endziel, keinerlei geheimen Charakter trug, offen aus, indem er sagte: er wünsche das Blutvergießen in den zwecklosen, täglich aufreibenden Gefechten während des zeitigen Stillstandes der Operationen beendet zu sehen; um dies auch von russischer Seite zu erreichen, werde Yorck wohltun, die abgebrochenen Verhandlungen wieder anzuknüpfen. Diese Ordre wurde durch den Staatskanzler Hardenberg befördert, der in einem Begleitschreiben vom 15. September bemerkte: „Die Ausführung des Inhalts des Königlichen Kabinettsschreibens wird immer die größte Vorsicht erfordern, um alle Mißdeutung zu vermeiden. Ew. Exzellenz werden dazu schon nach Ihrer geprüften Einsicht die besten Mittel erwählen." Die „Mißdeutung" bezieht sich offenbar auf einen etwaigen Verdacht Macdonalds. Hardenberg hatte um so mehr Grund, darauf hinzuweisen, als ihm von der geheimen Weisung nichts bekannt war und er Punkt 1 ganz unabhängig von ihrem übrigen Inhalt erst jetzt durch die schriftliche Ordre erfuhr. Gewiß erscheint es sehr befremdlich, daß der König einen so schwerwiegenden politischen Schritt, wie ihn Punkt 2 der geheimen Weisung in Aussicht nimmt, ohne Wissen seines Staatskanzlers angebahnt haben soll. Aber der König war ungemein verschlossen, fühlte

*) Lehmann a. a. O.

**) Droysen I. S. 367.

Digitized by Google

sich auch so ausgesprochen als Herrscher, daß er trotz der großen Schwierigkeit, die ihm das Fassen jedes Entschlusses auf politischem Gebiete bereitete, unter Umständen ohne Rücksicht auf seinen zuständigen Berater seine eigenen Wege ging.*) Auch handelt es sich hier um eine geheime Weisung, die nur in einem zurzeit noch gar nicht wahrscheinlichen Falle in die Tat umgesetzt werden sollte. Vielleicht wollte der König absichtlich Hardenberg, der ja keineswegs eine verschlossene Natur, wie er selbst, war, seine Unbefangenheit im Verkehr mit den Franzosen nicht rauben. Wir werden noch sehen, daß später (im Dezember), als der König für den Eintritt gewisser Eventualitäten gleichfalls einen Abfall von den Franzosen plante, eine Mitteilung an den Staatskanzler erfolgte; die vorausgesetzte Lage konnte in diesem Falle in verhältnismäßig kurzer Zeit eintreten. So erklärt sich die scheinbare Differenz im Verhalten des Königs doch ziemlich zwanglos.

In einer Antwort auf den Befehl vom 15. September legte Yorck (undatiert, wahrscheinlich aber vor der Zusammenkunft mit Essen am 23. September) **) seine Bedenken gegen eine Wiederaufnahme der Verhandlungen dar, unter Hinweis auf einen Tagesbefehl Macdonalds vom 11. September, der „jede Unterhandlung mit dem Feinde durch untergeordnete Generale auf das strengste untersagt hat". Wir wissen, daß Yorck bereits gegen diesen Befehl gefehlt hatte, er wollte jetzt sich also wohl nur Handlungsfreiheit sichern. Dafür sprechen auch die Schlußworte: „Ich bitte Ew. Majestät, allergnädigst überzeugt zu sein, daß ich unter allen Umständen mit ruhiger und kalter Besonnenheit handele und das Interesse Allerhöchst Ihres Dienstes fest und allein im Auge haben werde."

Der Annahme, daß dieser Brief vor der am 23. September eingetroffenen Einladung Essens zu einer Zusammenkunft geschrieben sei, scheint allerdings ein in demselben Sinn abgefaßtes Schreiben Yorcks an Hardenberg zu widersprechen,***) das vom 24. September datiert ist, dem Tage, an dem die Zusammenkunft bereits verabredet war und wirklich erfolgte. Es beginnt: „Die Ausführung des Königlichen Schreibens ist für den Augenblick nicht tunlich." Wer hier eine Verschleierung und bewußte Unwahrheit Yorcks annimmt, mutet ihm eine völlig unverständliche Handlung zu: in demselben Augenblick, in dem er daran geht, den Befehl seines Königs auszuführen, oder gar schon die Ausführung versucht hat, soll er eine Weigerung ausgesprochen haben, dem Befehl zu folgen. Es ist viel einfacher anzunehmen, daß der Brief aus Versehen falsch datiert ist (was in Feldzugsakten oft genug nachzuweisen ist), gerade wie bei dem Schreiben an den König das Datum vergessen wurde. Beide werden gleichzeitig vor

*) Sehr zutreffend weist Voss (S. 21) auf die Vorgänge 1805 und 1809 hin.
**) Droysen I. S. 369.
***) Forschungen XIII. S. 261.

Digitized by Google

der Ankunft der Einladung Essens geschrieben und auch vorher expediert sein, wahrscheinlich am 23. September früh. Dafür spricht auch, daß der Bericht Nr. 11 Wrangels dieses Datum trägt und nichts von der bevorstehenden Unterredung erwähnt, wohl aber, daß in der Nacht die Meldung vom Einrücken Napoleons in Moskau eingetroffen sei. Alle drei Briefe sind sicherlich mit demselben Kurier befördert worden. Der nächste Bericht Wrangels, in dem wahrscheinlich von der ergebnislosen Unterhandlung die Rede war, fehlt, wie schon erwähnt, in den Akten. Sehr auffallend ist ein anderer Satz in dem Schreiben Yorcks an den Staatskanzler: „Um aber demohnerachtet dem Willen Seiner Majestät zu entsprechen, hatte ich schon früher durch in allen Kriegen übliche partielle Konventionen der Vorposten unter sich einen schicklichen Ausweg getroffen." Damit können nur die vor Eintreffen der Ordre vom 12. September im August geführten Verhandlungen gemeint sein und der „Wille Seiner Majestät" muß schon früher zum Ausdruck gekommen sein, und zwar entweder durch Weisungen, die Grawert bei Beginn des Feldzuges erhielt, oder durch jenen an Wrangel mündlich überlieferten Befehl. Wie dem auch sei, Punkt 1 war längst nicht mehr geheim und scheidet damit von der weiteren Erörterung aus.

Wir kommen nun zu Punkt 2 und 3 der geheimen Weisung, die, voneinander untrennbar, ihren wesentlichen Inhalt bilden. Yorck soll „im Falle eines allgemeinen Rückzuges sich von der französischen Armee trennen und das preußische Korps in Graudenz konzentrieren, ohne Franzosen oder Russen in der Festung aufzunehmen" und „daselbst die weiteren Befehle des Königs abwarten".

Ich wiederhole, daß ich alle Zusätze in späteren Aufzeichnungen Wrangels preisgebe und mich nur an das Tagebuch selbst halte. Eine der mit schwärzerer Tinte geschriebenen und daher verdächtigen Stellen lautet: „Ich übergab General Yorck das Schreiben des Königs und wurde .... entrüstet zurückgewiesen." Die Entrüstung kann sich nur auf die in Punkt 2 und 3 gestellte Zumutung bezogen haben, und zwar wahrscheinlich weniger auf die Zumutung der Ausführung eines so schwierigen Unternehmens, als auf die Übernahme einer so außerordentlichen Verantwortung lediglich auf die durch keine Beglaubigung unterstützten Worte eines Flügeladjutanten hin. Das Schreiben des Königs enthielt nichts Wesentliches. Unter diesen Umständen lag es nicht fern, daß Yorck über das Fehlen jeder Garantie entrüstet war. Man nehme dazu seine reizbare und impulsive Natur, seine Neigung zu grundsätzlicher Opposition, wie sie in den folgenden Jahren der Befreiungskriege immer wieder in krassester Weise hervortritt. Die „Entrüstung" verliert aber jeden Sinn, wenn es sich nur um Übergabe des harmlosen Königlichen Schreibens ohne mündliche Geheiminstruktion handelte.

Digitized by Google

Mit vollem Recht bezeichnet M. Lehmann den Befehl zur Trennung von den Franzosen und zum selbständigen Marsch auf Graudenz als „keine rein militärische Maßnahme", sondern als einen „im höchsten Grade politischen Akt". Er hält es mit Rücksicht auf „die Haltung des Königs in allen großen Krisen seiner Regierung" für geradezu ausgeschlossen, daß er „am 12. August 1812, als Napoleon siegreich in Rußland vordrang, eine solche Weisung sollte haben ergehen lassen". Aber gerade aus der bekannten Abneigung Friedrich Wilhelms III. gegen schnelle und bindende politische Entschlüsse könnte man mit nicht geringem Recht jenen Plan begründen — ich sage „Plan" —, von einem „Entschluß" konnte bei der zeitigen politischen und kriegerischen Lage noch gar nicht die Rede sein. Gewiß nahm jene Anweisung einen Vertragsbruch für einen gewissen Fall in Aussicht, aber eben doch nur bedingt und nicht von vornherein. Was unter Umständen geschehen sollte, trug einen ausgesprochen dilatorischen Charakter. Es handelt sich um ein vorläufiges Meiden politischer und militärischer Entscheidung, um ein Durchwinden zwischen zwei Parteien, das sich, wie noch erörtert werden soll, unter Umständen auch ohne unmittelbaren Bruch mit Frankreich einleiten ließ. Das Ziel war eine nicht durch Verhandlungen, sondern durch die Tatsache herbeizuführende, achtunggebietende Neutralisierung des Yorckschen Korps, verbunden mit Zeitgewinn für die Bereitstellung der übrigen Streitkräfte, für Verständigung mit Österreich und für die davon abhängig zu machende endgültige Entscheidung.

Daß dem Könige ein solcher Gedankengang an sich keineswegs fern lag, beweist seine merkwürdige Denkschrift vom 28. Dezember 1812,*) von deren Inhalt er, im Gegensatze zu der geheimen Anweisung vom August, dem Staatskanzler Mitteilung machte. Allerdings wurde diese Denkschrift unter anderen Verhältnissen abgefaßt. Die Trümmer der Großen Armee befanden sich bereits auf dem Rückzuge. Der König dachte immer noch an Frieden. „Leben und leben lassen ist die Basis aller Friedensvorschläge", mit diesen Worten beginnt die Aufzeichnung. Friedrich Wilhelm rechnet aber auch mit dem Falle, daß es trotz der Vermittlung Österreichs infolge von „Napoleons Halsstarrigkeit" nicht zum Frieden kommen sollte und daß jener erneut „vorgeht, um Rußland in einem zweiten Feldzuge zu bekriegen". Dann sollen Preußen und Österreich über ihn herfallen, jedoch erst, nachdem er den Memel-Strom überschritten hat, während die Russen sich rückwärts in Litauen sammelten. Schweden soll in Deutschland landen, womöglich Dänemark vorher gewinnen; „Englands Hilfsquellen werden für den Kontinent eröffnet. Die gänzliche Vernichtung der französischen Heere müßte die unausbleibliche Folge dieser Maß-

*) v. Holleben, Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813 und seine Vorgeschichte. I. S. 83 u. 414. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

regeln sein". Abermals handelt es sich um ein Hinausschieben der Entscheidung auf einen möglicherweise eintretenden Fall. Der wesentliche Unterschied liegt darin, daß hier von einer Vernichtungsaktion die Rede ist. Die ultima ratio wird erst in Aussicht genommen, wenn der große Eroberer selbst durch die Erfahrungen des russischen Feldzuges sich nicht belehren lassen sollte. Bis dahin wird immer noch an eine friedliche Lösung gedacht, die auch durch den Augustplan nicht ganz ausgeschlossen war, der überhaupt im Vorbehalt gipfelte.

Ich habe hier das „Gebiet der Charakterschilderung" berührt, von dem Lehmann meint, daß es „mancher als allzu subjektiv hier nicht wird betreten wollen". Er führt bei dieser Gelegenheit noch ein auf den ersten Blick sehr gewichtiges, keinenfalls aber ohne weiteres von der Hand zu weisendes „zweites Argument" an, nämlich Yorcks Schreiben vom 5. November*) an den König, mit dem er den Vorschlag des Generals Essen zum Abfall von Frankreich und zur Inhaftnahme Macdonalds übersendet und dazu bemerkt: „Über das oben gedachte Schreiben selbst erlaube ich mir keine weitere Bemerkung, Ew. Majestät aber werden einem treuen Diener gnädigst verzeihen, wenn er, durch frühere Beispiele besorgt gemacht, es wagt, Dero Aufmerksamkeit auf die Festung Graudenz zu lenken, im Fall die retrograde Bewegung der großen französischen Armee begründet sein sollte, was wohl einige Glaubwürdigkeit zu haben scheint. Schon der Gedanke der Möglichkeit, daß Graudenz durch fremde Truppen besetzt, vielleicht gar überrascht werden könnte, erfüllt mich mit Angst; und ein solcher unersetzlicher Verlust wird bei Ew. Majestät Entschuldigung sein, wenn die Möglichkeit des Falls von mir in Erwägung gebracht worden ist."

Von einem „allgemeinen Rückzug" aus Rußland konnte Anfang November noch nicht gesprochen werden, ohne neue Anweisung war Yorck demnach zu einem Abmarsch nach Graudenz in diesem Augenblick noch nicht ermächtigt; ohne ausgesprochenen Abfall, wie ihn auch Essen vorschlug, war er überhaupt zurzeit nicht ausführbar, und dazu hatte der König keinerlei Ermächtigung erteilt. Was aber noch mehr ist, gerade ein Eingehen auf Essens Vorschlag hätte das, was der König wollte, unmöglich gemacht. Auffallend kann allerdings erscheinen, daß Yorck es für nötig hält, auf Graudenz hinzuweisen, nachdem der König ihm diese Festung in der geheimen Weisung ans Herz gelegt hat. Und doch ist die Erklärung einfach, wenn man erwägt, daß es sich darum handelte, diesen Platz für den eventuellen Rückzug, den Yorck zurzeit noch gar nicht antreten konnte, sicherzustellen. Von diesem Gesichtspunkte angesehen, ist in diesem Schreiben geradezu ein Eingehen auf die Königliche Weisung zu erkennen, die der Sicherheit halber nicht ausdrücklich erwähnt werden

*) Droysen I. S. 394.

Digitized by Google

durfte. Die hohe Bedeutung, die der König dauernd der Festung Graudenz beimaß, erhellt auch aus der dem Generalmajor v. Bülow, dem stellvertretenden Generalgouverneur in Ost- und Westpreußen sowie Litauen, am 20. Dezember erteilten Anweisung:*) Er sollte „über die zusammengebrachten Mannschaften und Mittel de concert mit dem Kommandanten von Graudenz, Major v. Krauseneck, weiter disponieren". Der König befahl, da „an der Weichsel augenblicklich eine Reserve formiert werden muß", die in Memel befindlichen Depots als Stämme dafür heranzuziehen. Mannschaften, Pferde, Waffen, Ausrüstung, Geld, alles sollte hinter der Weichsel in Sicherheit gebracht werden. Für die Verstärkung der Besatzung von Graudenz selbst wurden Anordnungen getroffen, schließlich heißt es: „Mit dem Generalleutnant v. Yorck haben Sie sich in ununterbrochener Kommunikation zu erhalten, damit Sie Ihrerseits fortwährend von den Bewegungen seines Korps unterrichtet bleiben, er aber auch von Ihren Anordnungen die nötige Kenntnis habe." Selbst wenn man in allen anderen Anordnungen nichts als eine sehr prompte Erledigung der Meldungen und Vorschläge Bülows vom 17. Dezember**) sehen wollte, so paßt doch der Yorck betreffende Teil des Befehls ganz besonders zu der Voraussetzung, daß er sich auf Graudenz zurückzuziehen versuchen werde, also zu der geheimen Anweisung.

Ich will nun versuchen, die Antwort auf die von mir selbst gestellte Frage I zu formulieren:

Für Wrangels Behauptung, im August Yorck eine geheime Weisung des Königs überbracht zu haben, ist seine eigene Aufzeichnung sein einziges Dokument. *Gerade dieser* Teil der Aufzeichnung zeigt veränderte und schwärzere Schrift; dies sowie die Formulierung des Einganges (Thimme, Forschungen XVIII. 1. 6. Anm. 1) deuten darauf hin, daß sie nicht gleichzeitig mit den vorangehenden Worten „Nach dem Essen nach Glatz" entstanden ist. Sie erscheint als Nachtrag, während alles, was unverfänglicher Natur ist, wahrscheinlich sofort niedergeschrieben wurde. Der Nachtrag rührt also wohl *frühestens* aus der Zeit nach der Rückkehr her, als nicht mehr zu befürchten war, daß der Schreibkalender in die Hände der Franzosen fallen konnte. Das Gedächtnis ist vielleicht schon nicht mehr ganz zuverlässig gewesen, wie in so manchen nach Schluß eines Feldzuges verfaßten Tagebüchern. *Dafür, daß eine Instruktion des angegebenen Inhalts übermittelt wurde, sprechen indessen die angeführten Indizienbeweise.* Für Wrangels

*) Holleben a. a. O. I. S. 409 und das neueste Generalstabswerk: Das Preußische Heer der Befreiungskriege. Bd. 1. Das Preußische Heer im Jahre 1812 (Berlin 1913, E. S. Mittler & Sohn) S. 486, auch S. 455 über Krausenecks schwierige Stellung.

**) Kriegsarchiv XI. 171.

Digitized by Google

Anspruch, daß er nicht nur der Überbringer, sondern der Vater des Gedankens gewesen ist, spricht nichts. Diese seine Behauptung ist nicht erwiesen, erscheint vielmehr, wenn man die innere Unwahrscheinlichkeit der übrigen von ihm beanspruchten Verdienste in Betracht zieht, wenig glaubwürdig.

II. Es fragt sich nun weiter, ob der Abschluß der Konvention von Tauroggen mit der geheimen Anweisung des Königs im Einklange steht, und, falls dies nicht der Fall ist, ob Yorck in der Lage war, die Anweisung dem Wortlaut oder wenigstens dem Sinne nach auszuführen, oder ob er gezwungen war, unabhängig von ihm zu handeln.

Ich sehe von einer nochmaligen vollständigen Darstellung der wiederholt geschilderten Ereignisse seit Anfang November ab und will lediglich hervorheben, was zur Beantwortung jener Frage dienen kann. Zunächst durfte Yorck eine Antwort auf sein Schreiben vom 5. November erwarten, zumal der Überbringer, Rittmeister Graf Brandenburg, aller Wahrscheinlichkeit nach mit mündlicher Berichterstattung und der Bitte um weitere Befehle betraut gewesen sein wird.

Am 14. November wiederholte der General Marquis Paulucci, Essens Nachfolger im Kommando, den Vorschlag Essens und ersuchte Yorck, wenn er nicht aus freier Entschließung handeln wolle, den Brief an seinen König weiterzugeben. Yorck ließ durch Seydlitz eine Unterredung mit dem Parlamentär ablehnen, um nicht bei Macdonald Verdacht zu erregen, tat am 17. einen Schritt zur Einstellung der dauernden Plänkeleien und antwortete am 21. November Paulucci sehr vorsichtig, von einer action émancipée et prématurée sprechend. Darauf ging ein Schreiben Wittgensteins vom 13. November ein, das zu gemeinsamem Handeln aufforderte. Yorck antwortete am 26., es müßten, „wo es auf eine gänzliche Veränderung der Staatsverhältnisse ankommt, die Schritte der Armee vorher erst mit den Maßregeln im Innern des Staates in Übereinstimmung gesetzt werden".

Inzwischen war das Verhältnis des preußischen Befehlshabers zu Macdonald ein sehr gespanntes geworden. Yorck sah sich gezwungen, sich bei dem Oberbefehlshaber wiederholt ernst zu beschweren, weil französischerseits die unerläßlichen Maßregeln zur Linderung der äußersten Not der Truppen verhindert wurden. Der Marschall antwortete schließlich in höchst verletzender Weise. Macdonalds Generalstabschef, Oberst Terrier, überbrachte am 27. November um Mitternacht das betreffende Schreiben.*) Die Lage wurde dadurch äußerst kritisch. Yorck meldete am nächsten Morgen dem Könige den Vorfall durch eine Stafette, antwortete gleichzeitig Macdonald sehr entschieden und beantragte Untersuchung. Es schien darauf angelegt, Yorcks Ersatz durch einen Frankreich gefügigeren General

*) Droysen I. S. 401 ff.

Digitized by Google

zu betreiben. Anstatt einer direkten Antwort erließ Macdonald kränkende Tagesbefehle. Yorck kam um Enthebung vom Kommando ein und sandte am 30. November seinen Adjutanten, Hauptmann v. Schack, nach Berlin, um den König eingehend zu unterrichten und diese Bitte zu motivieren. Am 3. Dezember schickte er dann den Leutnant Frhrn. v. Canitz nach Wilna, um den preußischen Gesandten, General v. Krusemark, der sich mit dem übrigen diplomatischen Korps dort bei dem Herzog von Bassano befand, über die Lage aufzuklären und sichere Nachrichten von der Großen Armee zu erhalten. Was Canitz über ihren Rückzug berichtete, teilte Yorck Macdonald mit, ebenso, was er später über Tilsit erfuhr, zuletzt am 16. Dezember. Unter dem 1. Dezember schrieb Paulucci erneut im Sinne der früheren Anregung. Yorck antwortete am 5., der wichtige Inhalt erfordere genaue Prüfung vor der Beantwortung, er müsse „daher um eine kleine Frist bitten". Am 18. Dezember erhielt der Marschall in Mitau einen Befehl Berthiers zum sofortigen Abmarsch hinter den Niemen. Yorck wurde angewiesen, die Bagagen sofort von Mitau nach Memel in Marsch zu setzen. Die französische Division Grandjean sollte aus der Gegend nahe Bauske noch am 18. weitermarschieren, General Massenbach mit 3500 Preußen am 19. von Stalgen folgen, Yorck seine Vortruppen nach Mitau heranziehen, den Abzug decken und gleichfalls folgen. Bei Janischki wollte Macdonald das ganze Korps sammeln und dann staffelweise auf Tilsit zurückgehen, falls ihm aber der Weg verlegt würde, nach Memel durchbrechen, um über die Kurische Nehrung Königsberg zu erreichen. Eine durch preußische Kavallerie verstärkte Avantgarde unter Bachelu sollte auf den Straßen Grusdi—Kurschany—Ushwenty—Koltynjany—Tauroggen und Schawli—Kelmy—Skawdwilie aufklärend und aufräumend vorausgehen.*)

Die 1. Staffel (Bachelu) trat den Marsch am 18., die 2. (Grandjean), bei der sich Macdonald befand, am 19. an, die 3. (Yorck) und eine zunächst noch abgezweigte 4. (Horn) am 20. Schneefall und Kälte erschwerten den Marsch am Anfang außerordentlich. Macdonald gab die Versammlung bei Janischki auf und wartete Yorck nicht ab.

Am 22. Dezember waren folgende Orte erreicht (vgl. Skizze 1):

Avantgarde unter Bachelu: Ushwenty—Kelmy, auf der westlichen Straße Massenbach (3500 Mann) bei Kurschany, auf der östlichen Grandjean (bei ihm Macdonald) bei Bulwe, dahinter Yorck (höchstens 10 000 Mann) bei Meschkuze.

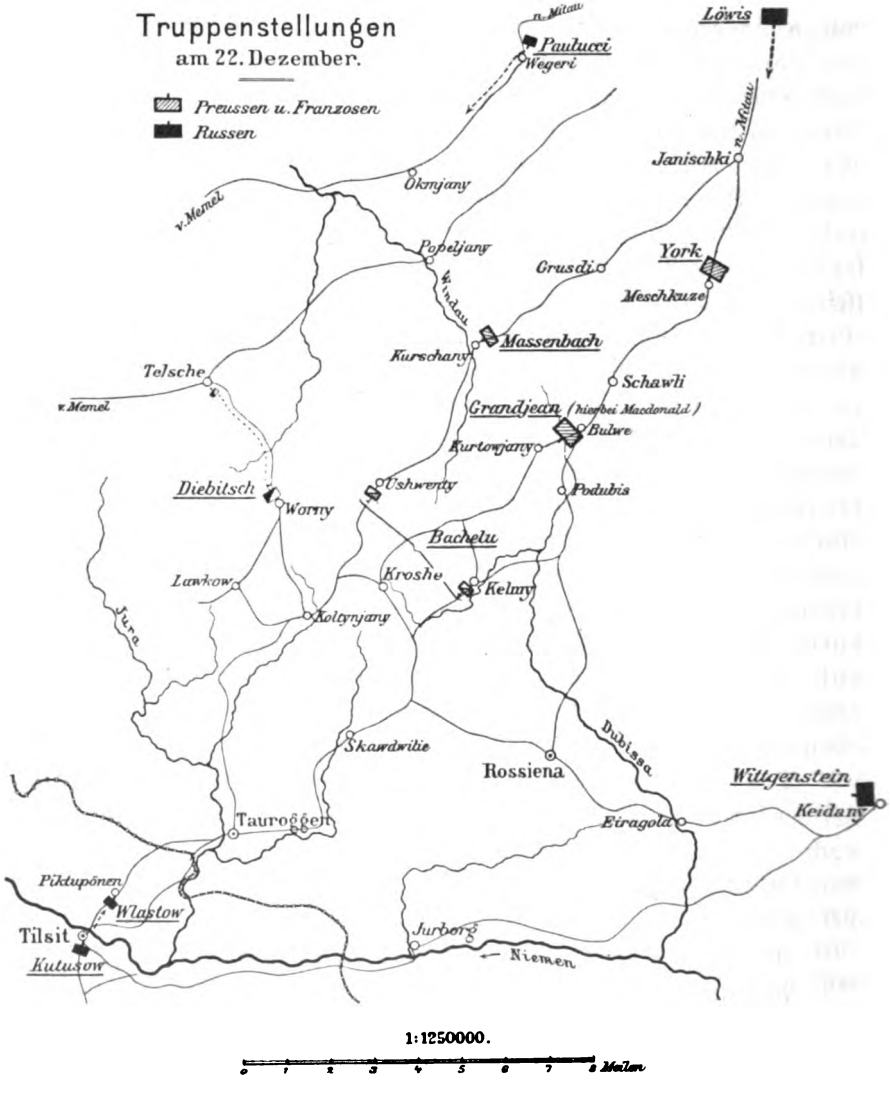
Die Russen umringten das Korps: vor der Front in Tilsit Kutusow (4800 Mann), Wlastow (3500 Mann) bis Piktupönen vorgeschoben,

*) In der Darstellung der Operationen folge ich den „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" Heft 24.

Digitized by Google

unmittelbar vor dem rechten Flügel der Avantgarden-Kavallerie der Verbündeten Diebitsch (1200 Pferde, ½ reitende Batterie, 120 Jäger) bei Worny, Vortrupp Telsche; im Vormarsch von Osten in der Richtung auf

Skizze 1.



Tilsit Wittgenstein (etwa 30 000 Mann) bei Keidany; in der Richtung über Janischki, Yorck folgend, Löwis (9000 Mann); im Marsch von Mitau auf Memel, um die rechte Flanke zu begleiten, Paulucci (2500 Mann) bei Wegeri.

Am 24. wurde der Marsch fortgesetzt. Yorck erhielt in Kelmy den letzten Marschbefehl Macdonald, der durchkam: „Die Gewißheit, welche

ich jetzt habe, daß das Korps des Generals Wittgenstein auf Jurborg marschiert, bestimmt mich, Ihre Marschrichtung zu ändern. Es liegt in meiner Absicht, jedes spezielle Gefecht zu vermeiden, bis sich das ganze Korps bei Tauroggen vereinigt und erholt haben wird. Ew. Exzellenz werden sich morgen über Kroshe nach Koltynjany begeben und sich mit der rechten Flügelkolonne vereinigen."

Diesen wichtigen Befehl bestätigte Yorck am 25. nachmittags 3,30 Uhr im „Biwak vor Koltynjany" durch die über Kroshe geschickte Meldung, daß er dem Befehle gemäß heute die Marschrichtung geändert habe.*) Er war 7 Uhr früh mit der Kolonne Hünerbein (bei der sich auch Horn befand) von Kelmy abmarschiert. Kleist erhielt den Marschbefehl erst um 4,15 Uhr morgens des 25. in Waigow, das er am vorigen Abend 9 Uhr „nach einem sehr beschwerlichen Marsch" erreicht hatte.**) Sein Bestätigungsschreiben ist für die Kennzeichnung der Lage wichtig.***)

„Ew. Exzellenz Schreiben aus Kelm (Kelmy) erhalte ich in diesem Augenblick (Venyhova, den 25. Dezember früh 4,30 Uhr) und werde demgemäß um ½7 Uhr von hier nach Koltynjany aufbrechen, wobei ich aber bemerke, daß ich genötigt bin, meinen Marsch über Kroji (Kroshe) zu dirigieren, indem kein fahrbarer Weg von hier gerade nach Koltynjany führt und dieserhalb auch die Kolonne des Generals v. Massenbach den Weg über Kroji einschlagen mußte." (Bitte um Maßnahmen zur Verhütung etwaiger Kreuzungen bei Kroshe.) „Was nun meinen ferneren Marsch von Koltynjany aus betrifft, so werde ich bis morgen früh um 5 Uhr Ew. Exzellenz Befehle erwarten; sollte ich bis dahin keine erhalten, so glaube ich meiner Überzeugung nach, den Marsch am 26. in der Direktion fortsetzen zu müssen, den die andere Kolonne des Generals v. Massenbach eingeschlagen hat, oder aber mich nach Maßgabe der Umstände mehr rechts nach der Direktion der Tilsiter Niederung wenden. Ich gaube, daß Ew. Exzellenz darin mit mir einverstanden sein werden, da es hauptsächlich doch darauf ankömmt, jeden Aufenthalt des Marsches zu vermeiden."

Am 25. Dezember eilte Macdonald mit einer Bedeckung voraus nach Woinuti (vgl. Skizze 2), gelangte also auf den Weg, der über Coadjuthen nach Tilsit führt. Hinter ihm erreichte Massenbach Pojurshe am Jura. Grandjean und Massenbach hatten Tauroggen erreicht, Bachelu unmittelbar vor sich; Yorck befand sich unmittelbar rückwärts Koltynjany, die Arrieregarde war dicht hinter ihm. Die Marschkreuzung war nicht zu ver-

*) Kriegsarchiv XI. 227.

**) Meldung Kleists vom 24. Dezember a. a. O.

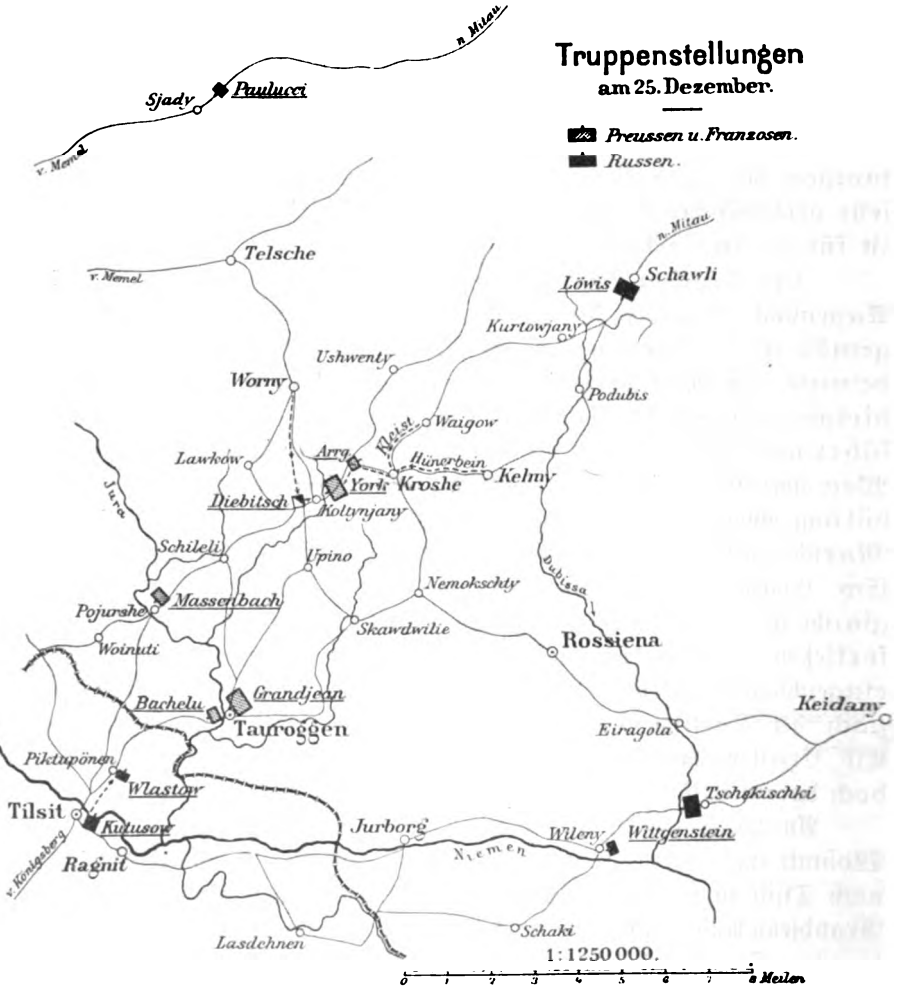
***) a. a. O. Der unmögliche Eingangsvermerk „pr. Kelmy den 26. Dezember 1812" zeigt ebenso, wie der zu Kleists Meldung vom 24. „pr. Tilsit den 1. Januar 1813", wie wenig auf diese Eingangsvermerke zu geben ist. Sie sind offenbar zum Teil erst nachträglich gemacht, als endlich Zeit war, sich mit Bureauarbeiten zu beschäftigen.

Digitized by Google

meiden gewesen, ein großer Teil des Trains war dabei in die Mitte geraten, die Marschanstrengungen wurden in unerhörter Weise vermehrt.

Die Russen unter Kutusow und Wlastow standen noch immer die Straße sperrend bei Tilsit und Piktupönen. Diebitsch, der erst am 23. die

Skizze 2.

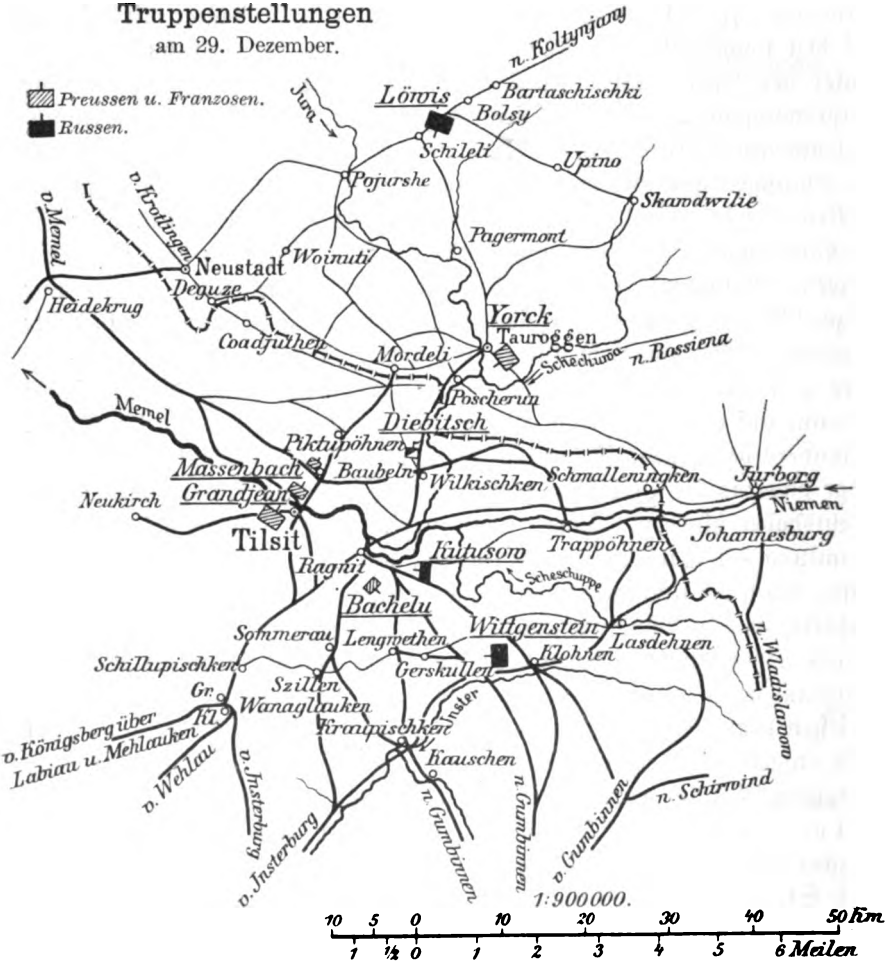


wahre Marschrichtung des Gegners erkannt hatte, besetzte Koltynjany und hinderte so die Verbindung zwischen Yorck und Massenbach nebst Macdonald. Wittgenstein war bis Tschekischki vorgerückt, mit der Avantgarde bis Wileny am Niemen und hatte somit den Punkt erreicht, an dem sich die Straßen nach Jurborg am rechten Niemen-Ufer und nach Schaki am linken Ufer trennen. Löwis war Yorck bis Schawli gefolgt und Paulucci hatte im weiteren Vorschreiten auf der Straße nach Memel sich Sjady genähert.

Diebitsch schickte am Abend des 25. Dezember einen Parlamentär zu Kleist, dessen Kolonne durch die Kreuzung an die Spitze geraten war; so kam eine Art von Waffenstillstand zustande, den Yorck wieder aufhob. Er ließ sich aber doch zu einer Unterredung mit Diebitsch herbei, der versuchte, die Vorschläge, die Paulucci bereits am 14. November vergebens gemacht hatte, zu erneuern. Dieser hatte vorgeschlagen, Yorck möge Macdonald festnehmen und sich mit ihm vereinigen, oder erklären, daß er mit Rücksicht auf den unaufhaltsamen Rückzug der Franzosen zur Deckung Preußens hinter den Memel-Strom zurückgehen wolle. Den 26. früh wurde die Besprechung wiederholt, und Diebitsch gelang es, Yorck einem Neutralitätsvertrage geneigt zu stimmen. Yorck rechnete noch immer auf Antwort und Anordnungen aus Berlin und bestand zunächst auf der Ausführung des strikten Befehls Macdonalds zur Vereinigung bei Tauroggen, aber die Verhandlungen rissen nun nicht mehr ab, und, während bisher bis zur äußersten Anspannung aller Kräfte marschiert worden war, wurden nur kurze Märsche gemacht, — selbst wenn man die Überanstrengung der Truppen in Betracht zieht, kürzere als nötig. Die Truppen begannen bereits zu fraternisieren. Ein russischer Stabsoffizier führte die preußische Kolonne auf den verschneiten Wegen, und 20 Kasaken bildeten die Spitze. Besonders bezeichnend ist der von Yorck ausgesprochene Wunsch, Diebitsch möge dauernd die Verbindung zwischen ihm und dem französischen Oberbefehlshaber hindern. Damit hielt er die Absicht, den Befehl zur Versammlung bei Tauroggen auszuführen, nur noch formell aufrecht. Er hoffte, durch die Umstände in eine Zwangslage versetzt zu werden, die ihn hinderte, in dem Bündnis- und Untergebenen-Verhältnis zu dem wahren Feinde seines Vaterlandes zu verharren, ohne daß er sich zu direktem Ungehorsam gegen den Oberbefehlshaber *und* gegen seinen König zu entschließen brauchte. Jetzt war der Augenblick gekommen, in dem die noch nicht aufgehobene geheime Weisung, das preußische Korps nach Graudenz zu führen, möglich wurde, aber auch *nur bei umgehendem Entschlusse und Ausführung ohne Verzögerung*. Er hätte in zwei anstatt in drei Märschen das sieben Meilen entfernte Tauroggen (vgl. Skizze 3) erreichen können, wenn auch wahrscheinlich unter Verlust des Trains und eines Teils der Artillerie. Diebitsch war zu schwach, ihn daran zu hindern. Macdonald hätte er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr in Tauroggen getroffen. Kutusow, nicht stark genug, um Widerstand zu leisten, mußte ausweichen, was auch Macdonald gegenüber tatsächlich geschah, und Wittgenstein erreichte am 27. erst Jurborg. Unter diesen Umständen wäre es wohl möglich gewesen, während Macdonald südlich Schillupischken auf die Straße über Mehlauken—Labiau nach Königsberg abbog, über Tilsit und Insterburg weiterzumarschieren. Macdonald gegenüber konnte diese von ihm abweichende Marschrichtung allenfalls durch die Absicht, seine Flanke zu decken, motiviert werden; im übrigen war jener

nicht mehr in der Lage, diesen Abmarsch zu hindern. War Yorck erst von den Franzosen getrennt und der Belästigung Kutusows in der linken Flanke entgangen, so hatte er den Weg nach Graudenz frei. Der Wittgensteinsche Marschplan, den Yorck allerdings erst am 29. erfuhr, spricht für

Skizze 3.



die Möglichkeit der Ausführung. Die russische Avantgarde sollte am 31. Dezember Schillupischken erreichen und hätte dann den Weg gemeinsam mit Kutusow gesperrt. Über Schillupischken konnte das preußische Korps aber bereits am 30. hinausgelangen, wenn täglich nur drei Meilen gemacht und die großen Straßen eingehalten wurden. Außerdem ist es kaum wahrscheinlich, daß die sehr langsam marschierenden Russen ihre Disposition durchzuführen vermochten. Die der Marschrichtung Wittgen-

Digitized by Google

reins entsprechende Landstraße Jurborg—Lasdehnen—Gerskullen führte nur bis Lengwethen an der Straße Ragnit—Kraupischken—Insterburg, und von da waren noch drei Meilen auf gewöhnlichen, im Zickzack verlaufenden und wahrscheinlich sehr schlechten Wegen bis Schillupischken und eine starke Meile bis Sommerau an der Straße Ragnit—Szillen—Insterburg, bis wohin das russische Gros gelangen sollte. Als „Landstraßen" sind nur die in der in den Jahren 1796 bis 1802 aufgenommenen und 1809 im Stich vollendeten sogenannten Schrötterschen Karte*) mit zwei Strichen eingezeichneten Verbindungen anzusprechen, die dort auch in der Zeichenerklärung als „Land- und Poststraßen" bezeichnet werden.**) Diese Karte befand sich zweifellos in Yorcks Händen.

Das wäre die theoretische Möglichkeit der Ausführung der geheimen Anweisung in diesem Augenblick. Sicher aber war das Gelingen nicht, es stand mancherlei entgegen: Yorck mußte noch mit der wenn auch entfernten Möglichkeit rechnen, Macdonald in Tauroggen oder später in Tilsit zu treffen, ebenso wie mit der Gefahr der Erschütterung des inneren Gehalts seiner Truppen durch Überanstrengung und damit, daß Kutusow über Ragnit ihn, obwohl an Zahl unterlegen, während des Marsches in der Flanke angreifen konnte. Das Detachement Massenbach (einschließlich der bei Grandjean und Bachelu befindlichen preußischen Truppen, 6 Bataillone, 10 Eskadrons, 2 reitende Batterien) war an Macdonald gefesselt und hätte dann auch vielleicht preisgegeben werden müssen. Endlich hoffte Yorck begreiflicherweise noch immer auf das Eintreffen seines Adjutanten Seydlitz mit einer bestimmten Weisung des Königs.

Unter diesen Umständen ist es vollkommen verständlich, wenn er das Wagnis mit recht zweifelhaftem Ausgange nicht unternahm, sondern einen Weg einschlug, der vorläufig die Entscheidung noch offen ließ, aber die Gefahr der Auflösung des Korps durch Überanstrengung und Angriffe der Russen vermied.

Das Mittel dazu war Beibehalten der Marschrichtung auf Tauroggen unter formeller Wahrung des Gehorsams gegen den französischen Oberbefehlshaber, aber in kleinen Märschen. Am 26. wurde Bartaschischki erreicht (Diebitsch marschierte voraus bis Schileli, die Verbindung mit

*) Die „Karte von Ost-Preußen nebst Preußisch-Litthauen und Westpreußen nebst dem Netzedistrikt, aufgenommen unter Leitung des Königlich Preußischen Staats-Ministers Frhrn. v. Schrötter in den Jahren 1796 bis 1802" ist eine sehr wertvolle und schöne topographische Arbeit im Maßstabe von 1 : 150 000. Einzelne Sektionen waren noch gegen Ende der 70 er Jahre beim I. Armeekorps im Gebrauch. In Skizze 3 sind die „Landstraßen" auf preußischem Gebiete mit einem dicken Striche bezeichnet.

**) In der Tat erreichte die russische Avantgarde am 31. nicht Schillupischken, sondern nur Szillen an derselben östlichen Straße, an der Sommerau liegt, angeblich infolge einer Verwechslung der Namen.

Digitized by Google

Macdonald sperrend),*) am 27. Schileli. Diebitsch gelangte an diesem Tage bis Pagermont, Wittgenstein bis Jurborg, so daß die Gefahr des Abgeschnittenwerdens bereits größer wurde, wenn auch Yorck von dem Grade des Vorschreitens der russischen Hauptkräfte noch nicht unterrichtet sein konnte. An diesen beiden Tagen wurden nur drei Meilen zurückgelegt, am 28., an dem Tauroggen erreicht wurde, etwa 4½ Meilen, eine unter den obwaltenden Umständen starke Leistung. Macdonald hatte den Ort bereits am 26. verlassen, jedoch mit Rücksicht auf Yorck nur ganz kurze Märsche gemacht, so daß er erst am 28. Tilsit erreichte. Bei ihm befand sich noch das preußische Detachement Massenbach. Seine und die bei Grandjean und Bachelu befindliche Kavallerie haben am 26. bei Piktupönen tapfer gegen die Russen gefochten. Zwischen Yorck und Macdonald stand wieder Diebitsch, der über Tauroggen nach Wilkischken gerückt war. Kutusow nebst Wlastow war vor den Franzosen nach der Gegend von Ragnit ausgewichen, und Wittgenstein hatte bei Jurborg den Niemen überschritten, Paulucci Memel erreicht. Löwis folgte Yorck unmittelbar; bei Schileli wäre es fast zum Kampfe zwischen seiner Vorhut und der preußischen Nachhut (1. Bataillon des Leibregiments unter Major v. Both) gekommen. Die Russen stellten, nachdem sie von der getroffenen Vereinbarung erfuhren, die Feindseligkeiten sofort ein. Der Löwis auf des Zaren Befehl „ausschließlich" zum Zweck der Verhandlungen zugeteilte russische Oberstleutnant Graf zu Dohna sagt: „Im allgemeinen waren die russischen Befehlshaber dahin angewiesen, die preußischen Truppen womöglich von ihren Alliierten zu trennen und Unterhandlungen mit den Preußen anzuknüpfen."**)

*) Am 26. Dezember hatte Yorck der am Abend vorher mit Diebitsch getroffenen Verabredung gemäß, nachdem in der Nacht beide Parteien Ruhe gehalten hatten, erkundet und dann zuerst die Marschrichtung auf Lawkow (Skizze 2) genommen, als wolle er das russische Detachement umgehen, hatte sich aber so bald auf die Straße Schileli – Tauroggen gesetzt, daß Diebitsch mißtrauisch wurde. Dann folgte ein Parlamentieren durch Clausewitz, den jedoch Yorck persönlich nicht annahm. Den Vermittler bildete der von Löwis zu Yorck entsandte zurzeit russische Oberstleutnant Graf Friedrich zu Dohna, später preußischer Generalfeldmarschall. (Clausewitz VII. S. 191 ff.)

**) Dohna an Seydlitz, Bonn, den 24. Januar 1820, Beantwortung von Fragen. Kriegsarchiv XI. 227. Dohna begründet seine mangelhafte Auskunft: „Schon längst hatte ich mir vorgenommen, die Geschichte der Yorckschen Konvention zu meiner eigenen Notiz niederzuschreiben, habe dieses aber bis jetzt leider nicht ausführen können, weil ich mein Tagebuch von jener Zeit nicht zur Hand habe und nicht einmal gewiß bin, ob es sich unter Papieren, die ich während der späteren Kriege nach Preußen schickte, befindet, oder ob es ganz verloren ist. Wenn ich, wie ich hoffe, mein Tagebuch wieder erhalte, würde ich imstande sein, Ihnen über dasjenige, was sich auf die Konvention und die Unterhandlungen bezieht, einige Auskunft geben zu können, aber auch nur darüber, indem ich zur Zeit, als man sich in Kurland schlug, dort nicht anwesend war." Dieses Tagebuch ließ sich nicht ermitteln, befindet sich auch nicht im Fürstlich Dohnaschen Archive zu Schlobitten.

Digitized by Google

Sehr kennzeichnend für die außerordentlichen Marschschwierigkeiten und dafür, daß der Train und die Reserveartillerie bei feindseliger Haltung der Russen verloren gewesen wären, ist ein Schreiben des Majors Marckoff vom 28. Dezember aus „Bolez" (offenbar identisch mit Bolsy, etwa ¾ Meile nordöstlich Schileli),*) wo er erst „heute früh nach einem höchst beschwerlichen Nachtmarsch bei dem so schlimmen Wege endlich angekommen" war. Er hatte nur den Befehl vorgefunden, mit dem Train haltzumachen, und bat um Weisung, wohin er folgen solle. „Der Weg war abscheulich. Zwei Haubitzen, ein Requisitenwagen von der Artillerie und an acht Trainwagen hatten umgeworfen. Die Aufrichtung und Herstellung der Wagen hat entsetzlich viel Arbeit gemacht. Von den fünf Nachtmärschen ermüdet, schliefen die Knechte auf den Pferden ein; man war genötigt, in der Nacht haltmachen zu lassen und den Tag abzuwarten."

Yorck blieb am 29. in Tauroggen. Seydlitz traf an diesem Tage bei ihm ein, aber o h n e Befehle des Königs. Die „geheime Anweisung" vom August war nunmehr schwerlich ohne Kampf ausführbar; ein Kampf indessen, der den Bestand des Korps gefährdete, hätte ihrem Sinne nicht entsprochen. Yorck war keineswegs in einer Notlage, die ihn zwang, mit den Russen zu kapitulieren. Er war auch noch nicht unbedingt von den Franzosen abgeschnitten, aber die Wahrscheinlichkeit, sich zwischen beiden Parteien nach Graudenz durchwinden zu können, war auf ein Mindestmaß herabgedrückt. Außerdem hatte sich Yorck durch das mit Diebitsch getroffene Abkommen, so wenig positiv es war, doch bereits nach der einen Seite moralisch bis zu einem gewissen Grade gebunden und mußte darauf rechnen, nach der anderen Seite verdächtig geworden zu sein, so daß man kaum mehr von der vollen Entschlußfreiheit sprechen kann, die am 25. Dezember noch bestand, die er aber mit der Vereinbarung mit Diebitsch und mit der absichtlichen Verzögerung des Marsches auf Tauroggen aufgegeben hatte.

Seydlitz war am 21. Dezember in Berlin abgefertigt worden. Er brachte nur eine vom 20. Dezember datierte Ordre mit,**) der die schon erwähnten, an Bülow, an den „Kommandierenden von Graudenz" und an die Regierungspräsidenten erlassenen Anordnungen beigefügt waren. Solange sich Yorck außerhalb Preußens befinde, werde Bülow alles einleiten und ihn in Kenntnis setzen. „Sobald Sie aber demnächst innerhalb der Grenzen Meiner Staaten zurückkehren, übertrage Ich Ihnen die Fürsorge der Provinz und wird der Generalmajor v. Bülow alsdann sich auf die Formation der Reserven an der Weichsel beschränken. Auch von dort werden Sie von allen durch ihn getroffenen Anordnungen in steter

*) Kriegsarchiv a. a. O. Das Schreiben ist an einen nicht genannten Vorgesetzten gerichtet, nicht an Yorck. Die Anrede ist „Ew. Hochwohlgeboren". Marckoff war erster Ingenieuroffizier im Stabe Yorcks.

**) Droysen I. S. 448, vollständig Militär-Wochenblatt 1846.

Digitized by Google

Kenntnis erhalten. Ein gleiches wird auch Ihrerseits in Beziehung auf den Generalmajor v. Bülow geschehen müssen, damit, wenn höhere Anordnungen des französischen Generalkommandos Sie wieder aus der Provinz abrufen möchten, er in Ihre Verfügungen sofort wieder einzugreifen imstande sein möge."

Der Schluß dieser Ordre ist offensichtlich bestimmt, im Falle des Bekanntwerdens jeden Verdacht Macdonalds zu beseitigen. Daß dieser in absehbarer Zeit wieder in der Lage sein sollte, nach Rußland vorzurücken, hat der König sicherlich nicht geglaubt. Auch auf die erneute französische Offensive, die er in der Aufzeichnung vom 28. Dezember in *späterer* Zeit für möglich ansieht, paßt diese Anweisung wohl kaum.

Außerdem hatte Seydlitz, wie er in seinem Tagebuch erzählt, seinem General mündlich mitzuteilen, „daß der König entschlossen sei, das von Napoleon so vielfach verletzte Bündnis aufzuheben, sobald sich die anderen politischen Verhältnisse des Staates nur erst näher aufgeklärt haben würden." Das ist ein sehr ähnlicher Gedankengang, wie der in Yorcks Antwort an Paulucci, bezieht sich im besonderen aber offenbar auf das Verhalten Österreichs. Nach mündlicher „gut verbürgter" Überlieferung*) hat der König außerdem, als Seydlitz sich positive Befehle erbat, gesagt: „aber nicht über die Schnur hauen", und auf die Bitte um bestimmtere Weisung: „Napoleon sei ein großes Genie, wisse immer Hilfsmittel zu finden", endlich auf die dritte dringliche Frage, ob der König befehle, daß Yorck streng bei dem Bündnis verharre, der General bitte flehentlich um Befehle: „nach den Umständen" — weiter nichts. Alles geht also dem Sinne nach darauf hinaus: „Handle auf eigene Verantwortung, aber mit Vorsicht, ich kann hier die Lage nicht übersehen." Solche Weisung spricht an sich weder für, noch wider einen Hinweis auf die bekannte „geheime Instruktion". Schön behauptet nun in einem Schreiben an Droysen vom 22. März 1851 „daß Seydlitz mir selbst gesagt hat: der König habe bei der Abfertigung ihn beauftragt, dem General Yorck zu sagen, er möge nach seiner Überzeugung handeln, aber seine (des Königs) Persönlichkeit schonen!" Abgesehen davon, daß hier nach 38 Jahren eine Mitteilung lediglich aus dem Gedächtnis wiedergegeben wird, und daß Schöns objektive Glaubwürdigkeit doch nicht ganz zweifellos ist,**) liegt auch hierin nicht viel mehr als in den vorerwähnten Äußerungen.

Nun waren dies allerdings nicht die einzigen von Berlin abgegangenen Weisungen, jedoch auch die übrigen enthielten nichts Bestimmtes und kamen vor allem erst an, als Yorck seinen Entschluß endgültig gefaßt

*) Droysen I. S. 446.

**) Wenn auch durch M. Baumann (Theodor v. Schön. Seine Geschichtsschreibung und seine Glaubwürdigkeit. Berlin 1910) mancherlei Belege dafür vorgebracht sind, so sind damit doch die Zweifel an seine *objektive* Glaubwürdigkeit nicht beseitigt, und selbst Thimme, der sich sehr für ihn erwärmt (Forschungen XXIII. S. 2), kommt in dieser Beziehung nur zu einem ziemlich vorsichtigen Urteil.

Digitized by Google

hatte. Die Art der Verzögerung ihrer Absendung von Berlin spricht dafür, daß man Yorck die Entschließung überlassen wollte. Da diese Anweisungen keinen praktischen Wert mehr hatten, darf ich mich darauf beschränken, sie nur kurz anzudeuten, im übrigen aber auf Droysens Darstellung (I. S. 438 ff.) und die seines Gegners M. Schultze (12 ff.) zu verweisen. Yorcks Adjutant Schack wurde trotz seiner eifrigen Bemühungen, eine Antwort für seinen General zu erhalten, überhaupt nicht zurückgeschickt, Graf Brandenburg dagegen nach wiederholter Verzögerung am 18. Dezember, also vor Seydlitz. Er langte indessen erst nach diesem an und war am 30. Januar nicht in Tilsit.*) Den Versuch, über Memel das Hauptquartier zu erreichen, hatte er aufgeben müssen. Außer den von Droysen aufgeführten Schriftstücken hatte ihm Major v. Thile, des Königs Flügeladjutant, noch ein aus Potsdam, den 15. Dezember, datiertes Schreiben mitgegeben, in dem Napoleons Rückkehr nach Paris mitgeteilt und auch der Konflikt mit Macdonald berührt wurde.**) Auch der Kriegsminister v. Hake erörterte in einem Schreiben an Yorck, Berlin, den 20. Dezember, die Frage der Selbständigmachung des preußischen Korps durch Verstärkung gemäß Napoleons Antrag. Dies durch Seydlitz überbrachte Schriftstück***) enthält gleichfalls keine Andeutung in bezug auf eine Entschlußfassung.

M. Schultze behauptet einen weitgehenden Einfluß des Präsidenten v. Schön in Gumbinnen auf Yorcks Entschließung durch die Entsendung des Grafen Lehndorff-Steinort, des späteren Kommandeurs des Ostpreußischen National-Kavallerieregiments. Aber gerade die von Schultze mitgeteilten Daten (Lehndorff soll am 29., spätestens aber in der Nacht zum 30. in Tauroggen eingetroffen sein) machen es sehr zweifelhaft, daß seine Berichte über den Zustand der französischen Armee und der Stimmung in Ostpreußen noch maßgebenden Einfluß auf Yorcks Entschlußfassung ausüben konnten.

Es bleibt also nur Seydlitz übrig, der allerdings — anscheinend unterwegs — selbst den Entschluß gefaßt hatte, auf seinen General im Sinne einer Trennung von den Franzosen, und zwar durch eine Kapitulation†) einzuwirken. Das war aber doch sehr wenig, um Yorck die Lösung des schweren, inneren Konflikts, in den ihn die Lage brachte, zu erleichtern. Es kam sogar im letzten Augenblick noch eine Erschwerung hinzu, indem am Nachmittage des 29. endlich eine Botschaft von der Seite, mit der er keine Verbindung haben wollte, zu ihm durchdrang, — ein

*) Droysen II. 270.

**) Kriegsarchiv XI. 227. Der von Droysen (I. S. 440/41) erwähnte Bericht Schacks an Yorck befindet sich ebenda. Er ist gleichfalls vom 15. Dezember 6 Uhr abds. aus Berlin datiert.

***) a. a. O. Eine Bleibemerkung besagt, daß Seydlitz das Schreiben mitgebracht habe. Vgl. auch „Das Preußische Heer im Jahre 1812", S. 477 bis 485.

†) Wegen des Näheren verweise ich auf Voss (S. 65).

Digitized by Google

Zettel Macdonalds mit den Worten: „Le général Yorck est attendu avec impatience à Tilsit.“ Von Wittgenstein gelangte durch Vermittlung des preußischen Leutnants v. Wernsdorff eine dringende Aufforderung zu sofortiger Entscheidung an Yorck, aber die Russen waren noch so weit entfernt, daß es nicht unbedingt sicher war, ob sie den Abmarsch auf Königsberg würden hindern können. Die Vereinigung mit Macdonald war nur allzu leicht, nicht aber ein selbständiger Abmarsch auf Graudenz und auch der vereinte Weitermarsch war nicht unbedingt gesichert. In der Tat ist nachher dem französischen Korps allein der Abmarsch geglückt, obwohl er bei rascherem Vordringen Wittgensteins sehr gefährdet gewesen wäre. Von Schillupischken führt die einzige Straße nach Königsberg, die dann von Mehlauken an ein langes Defilee durch den sumpfigen Baumwald bildet (den Preußen vom Rückzuge nach dem Treffen bei Königsberg im Juni 1807 wohlbekannt); sie ist bei Schillupischken leicht zu sperren.

So blieb denn Yorck auf sich selbst angewiesen. Am 29. abends traf abermals Clausewitz ein, und es erfolgte jene dramatische Szene, die er*) selbst in nicht anzuzweifelnder Weise so anschaulich schildert. Der preußische General sprach das berühmte: „Ihr habt mich“ aus, und am 30. Dezember früh wurde in der Poscheruner Mühle die Konvention abgeschlossen. Nach dieser sollte das Yorcksche Korps das neutral erklärte preußische Gebiet zwischen Memel, Tilsit und dem Haff besetzen, mit dem Vorbehalte des Durchmarsches der Russen auf bestimmten Wegen. Dort hatte es bis zum Eingang von Befehlen des Königs neutral zu bleiben, war aber auch im Falle eines Befehls zur Rückkehr zur französischen Armee verpflichtet, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu kämpfen. Falls einer der beiden Souveräne die Konvention verwerfe, sollte das Korps ungehindert auf dem nächsten Wege nach dem vom Könige zu bestimmenden Orte marschieren dürfen. An diese drei Hauptpunkte schlossen sich Vereinbarungen über Zurückgabe der preußischen Nachzügler und des Materials und über die freie Bewegung der Verpflegungs- und Trainbranchen, ferner über die Einbeziehung der abgezweigten preußischen Truppen, namentlich Massenbachs, in die Konvention, sowie über die Ordnung der Verpflegung durch unmittelbares Benehmen mit den preußischen Provinzialbehörden.

Diese Vereinbarung bedeutet etwas ganz anderes, als die geheime Anweisung des Königs vom August bezweckte. Man könnte einwenden, es sei ja alles nur vorbehaltlich der Königlichen Zustimmung festgesetzt und sogar der Fall der Rückkehr zu den Franzosen ausdrücklich vorgesehen worden. Indessen der von Yorck nach seinem eigenen, am 29. Dezember niedergeschriebenen Entwurf**) nicht vorgesehene Zusatz der Verpflichtung, in diesem Falle bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen, setzte den Souverän doch in eine Zwangslage. Entweder mußte er auf ein

*) VII. S. 193 ff.; vgl. auch Vos (S. 67 ff.).

**) Droysen I. S. 479, Original im Kriegsarchiv XI. 227.

ganzes Korps seines kleinen Heeres verzichten und war kaum mehr imstande, der in diesem Falle zweifellos rücksichtslosen Invasion der Russen entgegenzutreten, oder er wurde den Franzosen, in deren Gewalt sich seine Person in der Tat befand,*) in höchstem Grade verdächtig. Darin lag der Zwang, schon jetzt sich für Rußland zu entscheiden, gleichzeitig aber diese Entscheidung nicht nur geheim zu halten, sondern durch eine, wenn auch fingierte Absetzung Yorcks zu verschleiern. Das ist ungefähr das Gegenteil von dem, was die „geheime Anweisung" vom August bezweckte: Versammlung der eigenen Kräfte an sicherem Orte zur freien Verfügung bis zur völligen Klärung der politischen Lage, d. h. auch bis zur Entscheidung über das Verhalten Österreichs, mit dem zusammenzugehen der König seit der großen Katastrophe von jeher für unerläßlich gehalten hatte. Daß er im Jahre 1809 sich Österreich nicht angeschlossen hatte, ändert hieran nichts; Preußen war damals in der Tat noch nicht kampffähig. Selbst die Bestimmung des Artikels III, daß, wenn einer der Souveräne die Konvention verwerfen sollte, das Korps auf dem nächsten Wege nach einem vom Könige zu befehlenden Orte ungehindert marschieren dürfe, ändert an der Zwangslage wenig. Es konnte dann wohl nach Graudenz marschieren, durfte aber zwei Monate lang nicht an der Verteidigung dieses Überganges und der Weichsellinie gegen die Russen mitwirken, und wäre jedenfalls erst nach ihnen dort angekommen. Das energische Vorschreiten der Russen und die dadurch beeinträchtigte Entschlußfreiheit Preußens geht auch aus einem Berichte Bülows vom 6. Januar 1813 aus dem Marschquartier Mohrungen an den König hervor.**) Es heißt dort, Murat werde sich an der Weichsel nicht halten, „und wenn man russischerseits mit einiger Kraft operiert, so möchte bald diesseits der Elbe nichts von französischen Truppen zu sehen sein. Eine ungestörte Formation neuer Reserven an der Weichsel würde nur unter gewissen Umständen ausführbar sein und würde wohl, wenn die Lage der Dinge Ew. Königliche Majestät nicht bewegen, einen anderweitigen Entschluß zu fassen, der fernere Rückzug notwendig werden."

Ich wiederhole also, daß die Konvention der August-Instruktion weder dem Wortlaute, noch dem Sinne nach entsprach.***) Höchstens

*) „Das Preußische Heer 1812", S. 1 bis 7, 293/94, 377 bis 380, 431, 437/38, 446 bis 452.

**) Kriegsarchiv XI. 171.

***) Ich erfreue mich bezüglich der Auffassung über die geheime Weisung zum Marsche nach Graudenz der Zustimmung Ullmanns (Historische Zeitschrift. 99. S. 590), der für des Königs Beschränkung auf diesen Schritt zu „neutraler Selbstbehauptung" auch noch den nur wenige Tage später gegebenen Befehl anführt, „wenn von der französischen Behörde eine dringende Aufforderung geschieht, ein Bataillon Garde zu ihrer fernerweitigen Disposition" aus den vier Gardebataillonen kombiniert, also unter Schädigung des Organismus der einzigen sofort verfügbaren Truppen zu verwenden. Das spricht allerdings anscheinend gegen die gleichzeitige Absicht eines Systemwechsels, wenn — dieser Befehl nicht etwa nur demonstrativ für die Franzosen bestimmt war.

Digitized by Google

könnte man annehmen, daß der Entschluß zu einem ausgesprochenen militärischen Ungehorsam Yorck einigermaßen durch den Gedanken erleichtert wurde, daß sein König die in jener Anweisung nur angedeutete Eventualabsicht, sich von Frankreich zu trennen, in der Tat im innersten Herzen hege. In Wirklichkeit aber war es eine Erschwerung für Yorck, daß der König offenbar jetzt noch keine Entscheidung wollte und die Zeit dazu noch nicht gekommen sah, weil sich „die anderen politischen Verhältnisse des Staates" noch nicht „näher aufgeklärt hatten".

Nach alledem bestätigt sich doch die Droysensche Auffassung, daß Yorck die Konvention auf eigene Verantwortung geschlossen hat. Daß ursprünglich eine Geheiminstruktion des Königs bestand, ändert daran nichts, weil sie ganz etwas anderes vorsah. Bis einige Tage vor dem Abschluß hätte Yorck noch mit Aussicht auf einen eingeschränkten Erfolg eine Ausführung versuchen können, nachher nicht mehr. Er hat noch lange geschwankt und ist ersichtlich bestrebt gewesen, sich in eine Zwangslage setzen zu lassen. Alles spricht dafür, daß er gern auf den Ruhm des Heroismus verzichtet hätte, der mit der vollen Übernahme der eigenen Verantwortung verknüpft war. Die Zwangslage wäre nicht nur sicherer für ihn gewesen und hätte ihn des schweren Konfliktes mit seinem militärischen Unterordnungsgefühl überhoben, sie hätte auch eine politische Situation geschaffen, die der Neigung Friedrich Wilhelms, die Entschlüsse reifen zu lassen, entsprach und vor allem ihn vor der augenblicklichen Rache der Franzosen schützte. Yorck wurde die Übernahme der allerschwersten Verantwortung nicht erspart. Er zeigte sich dieser Anforderung gewachsen, und so gebührt ihm auch der Ruhm, den Anstoß zum Befreiungskampfe gegeben zu haben.

Wie steht es nun um König Friedrich Wilhelms Anteil? Frühzeitig, als Napoleons Stern noch nicht im Niedergange war, faßte er die Loslösung seiner Truppen von Napoleon ins Auge, um frei über sie verfügen zu können, allerdings für einen noch nicht sonderlich wahrscheinlichen Fall, aber es lag doch darin schon der Gedanke, daß eine Befreiung kommen müsse. Er wollte sichergehen, den Rest seines zerstückelten Preußens nicht völliger Zertrümmerung aussetzen, daher das Warten auf einen günstigeren Zeitpunkt, vor allem auf ein Zusammengehen mit Österreich. Als der Augenblick kam, in dem sich ein Teil seiner Voraussetzung erfüllte, der Rückzug der Großen Armee, vermochte er sich noch nicht zu entschließen, — es war nur ein Teil der Voraussetzung; Österreich war nach wie vor an Frankreich geknüpft, und seine eigene Person war noch von französischen Truppen umgeben.*) Er war unfrei und vermochte aus der Ferne nicht die täglich wechselnde sehr komplizierte Lage des Yorckschen Korps zu übersehen. Darum verzichtete er darauf, Yorck Anweisungen zu geben. Yorcks selbständige Tat verletzte des Königs Herrscherbewußtsein und seine strenge Auffassung vom

*) Hiller, Denkwürdigkeiten. S. 142, und „Das Preußische Heer im Jahre 1812" a. a. O.

Digitized by Google

militärischen Gehorsam, auch kam sein persönliches Rechts- und Pflichtgefühl in einen schweren Konflikt, in einen Konflikt, den allerdings schon seine eigenen Erwägungen, als er Wrangel die geheime Mission übertrug, und abermals, als er die Dezember-Denkschrift verfaßte, hervorgerufen haben mußten. Und doch ist es kein Zweifel, daß er die wahre Bedeutung der Tat Yorcks bald voll würdigte und anerkannte. Zunächst war er in seiner gebundenen Lage zu einem Doppelspiel gezwungen und, nur gewissermaßen aus der aufgezwungenen Rolle fallend, hat er seine wahre Empfindung enthüllt. Und die war — Befriedigung über das Geschehene. Zum Beleg sei auf die Erzählung seines Sohnes, des Kaisers Wilhelm I., über seinen scheinbaren Zorn und seine unterdrückte Freude beim Empfang der ersten Nachricht verwiesen,*) sowie auf Hillers Bericht über König Friedrich Wilhelms gerührtes erstes Wiedersehen mit Yorck.**) Selbst Scharnhorst hatte es für nötig gefunden, noch nach Yorcks Tat seine wahre Gesinnung zu verleugnen. Um den Gegner zu täuschen, war er soweit gegangen, zu sagen, die Yorcksche Kapitulation habe dem preußischen Militärruhm geschadet.***) Um so offener kam dann seine wahre Gesinnung zum Ausdruck in einem, meines Wissens bisher nicht veröffentlichten, sehr wichtigen Schreiben Scharnhorsts vom 19. März 1813 an Yorck:†) „Mit unbeschreiblichem Vergnügen übersende ich Ihnen hier den Alexander-Orden; der Kaiser spricht von Ihnen mit größter Achtung, sieht Sie an als einen Mann, dem wir unendlich viel zu danken haben, und der König stimmt damit ein. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich über kleine Unannehmlichkeiten weg: ich lebe nur allein in diesen. Ich hoffe, in wenig Tagen Ihnen die Versicherung meiner innigsten Verehrung persönlich bezeugen zu können, indem ich auf einige Tage dort einzutreffen denke."

Man fragt sich, warum nicht später, als Preußen befreit und wiederhergestellt war, der König seinen wahren Gedankengang geoffenbart, sich vielmehr dauernder Mißdeutung ausgesetzt hat. Der Grund ist in des Königs Eigenart, in seiner hochgradigen Zurückhaltung und in der damals und noch lange nachher üblichen Geheimniskrämerei zu finden. Als Bei-

*) Pertz, Leben Gneisenaus III. S. 734 ff.; Klippel, Das Leben des Generals v. Scharnhorst III. S. 653 ff.; W. v. Bremen, Erinnerungen des Generals E. v. Fransecky an Kaiser Wilhelm I., Velhagen u. Klasings Monatshefte 1901/02 S. 498, und Militär-Wochenblatt 1907. Sp. 3311.

**) Hiller, Denkwürdigkeiten. S. 149.

***) M. Lehmann, Scharnhorst II. S. 485, vgl. auch Scharnhorsts frühere Äußerungen für das französische Bündnis, als eine Trennung noch aussichtslos schien. Forschungen XII. S. 255, Anm. 1.

†) Kriegsarchiv XI. 227. Als „Abschrift" bezeichnet, dabei ein Vermerk „Nicht zum Abdruck. Z." Am 19. März wurde auch die Konvention zwischen Rußland und Preußen über die Verwaltung der durch den Krieg zu befreienden Länder unterzeichnet. M. Lehmann, Scharnhorst II. S. 278.

Digitized by Google

spiel für diese erinnere ich an eine Anfrage, die Oldewig v. Natzmer an den Minister des Königlichen Hauses, Grafen zu Stolberg-Wernigerode, im Sommer 1851 wegen Beantwortung eines Schreibens Droysens richtete.*) Er weiß nicht, ob er alle Fragen „der Wahrheit gemäß beantworten darf, weil sie damals zum Teil als das größte Staatsgeheimnis behandelt wurden", und will wissen, ob Droysen „zu sagen ist, daß es nicht die Absicht des Königs war, daß ich nach Königsberg gehen sollte, um dem Generalleutnant v. Kleist den Befehl zu überbringen, das Kommando des Korps zu übernehmen und den Generalleutnant v. Yorck vor ein Kriegsgericht zu stellen. Das war nur ein ostensibler Auftrag usw.".

Der König ist später Yorck keineswegs immer gnädig gesinnt gewesen, er hat ihn im Gegenteil wiederholt seine Ungnade deutlich fühlen lassen, aber Yorck hat das zu verschiedenen Malen in schärfster Weise provoziert.**)

Das Ergebnis der Untersuchung führt demnach zu keinem der Extreme, die im Eingang als mögliche Antwort auf die Frage angeführt wurden, wem das Verdienst um die Konvention von Tauroggen zukommt: Der König hat Yorck eine geheime Weisung zukommen lassen, was Yorck tat aber war etwas anderes. Yorcks rettende Tat ist wirklich sein eigenes Verdienst, selbst wenn er einen gewissen inneren Zusammenhang mit jener Weisung gefühlt haben sollte und obwohl ihm zweifellos eine Zwangslage lieber gewesen wäre als die ruhmvollere, aber auch gefährlichere Entschlußfreiheit. Aber auch für des Königs Beurteilung ist die Tatsache günstig, daß er rechtzeitig die Vorbereitung für eine Befreiung ins Auge faßte, — als solche muß das, was er Yorck übermitteln ließ, doch aufgefaßt werden. Wie groß sein Verdienst um diese Vorbereitung auf organisatorischem Gebiete ist, wurde erst neuerdings unwiderleglich nachgewiesen.***)

*) Mitgeteilt von Th. Schiemann in „Forschungen zur Brandenburg-Preußischen Geschichte". XXI (1908) 2. S. 228.

**) Ich modifiziere hier in gewissem Sinne, was ich S. 110 meines „König Friedrich Wilhelm III. in der Schlacht" gesagt habe. Selbstverständlich halte ich das, was ich in diesem Buche nachweisen wollte, voll aufrecht, daß nämlich die Gefahr des Schlachtfeldes befreiend auf den König wirkte und daß im Augenblick der größten Verantwortung, unmittelbar gegenüber dem Feinde — ja sogar schon, wenn es sich darum handelte, (im Kriege) den Entschluß zum Kampfe zu fassen, die schlummernden trefflichen Eigenschaften sich entfalteten.

***) Vgl. das wiederholt zitierte Werk „Das Preußische Heer im Jahre 1812" und Schwertfeger, Die Neugestaltung der Preußischen Armee 1807 bis 1812, im Beiheft 12 zum Mil. Wochenbl. 1909, S. 473.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Die politische Lage Europas vor Beginn der Befreiungskriege.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. Oktober 1912

von

Hoeniger,
Lehrer an der Kriegsakademie.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Was über den Gegenstand unserer heutigen Erörterung zu sagen ist, das hat vor kurzem General Friederich im ersten Bande seines Werkes „Die Befreiungskriege“*) nach dem Stande unseres Wissens umsichtig und klar dargelegt. Wollte ich im Rahmen eines kurzen Vortrages ein vollständiges und gleichmäßig gerundetes Bild aller einschlägigen Beziehungen geben, so müßte ich mich ganz in den von ihm gewiesenen Bahnen bewegen. Darum beschränke ich mich auf Mitteilungen aus zwei Archivfunden**) und auf die Heranziehung von gedrucktem Material, teils halbvergessene, teils jüngste Veröffentlichungen. Es sind Quellen und Äußerungen, die einige Schlaglichter auf die zu erörternden Verhältnisse werfen. Nur etliche besonders bedeutsame Zusammenhänge versuche ich eingehender klarzustellen.

Am 24. März 1811 empfing Napoleon eine Deputation der Pariser Handels- und Gewerbekammer, die aus Anlaß der Geburt des Kaiserlichen Prinzen eine Audienz erbeten hatte. Die Ansprache, mit der Napoleon ihre Glückwünsche erwiderte, ist in verschiedenen, voneinander abweichenden Redaktionen bekannt geworden. Es sind nachträgliche Umarbeitungen mit Zusätzen und Fortlassungen. Im Danziger Archiv findet sich die Rede allem Anschein nach in ihrem ursprünglichen Wortlaut.***) Der Danziger Resident in Paris hatte sie sofort nach Hause gemeldet; seine etwas ungelenke Übersetzung bürgt für die wortgetreue Wiedergabe. Die Rede spiegelt Napoleons Auffassung der damaligen Weltlage in unmittelbarster Lebendigkeit wider:

*) Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**) Die Ansprache Napoleons vom 24. März 1811, die im Vortrag nur auszugsweise mitgeteilt werden konnte, ist im Druck ihrem vollen Umfang nach wiedergegeben. Das „Memoire über die Stellung der Continental-Staaten im September 1811“ ist in der Anlage abgedruckt.

***) Danzig, Staatsarchiv Abt. 300 IX Nr. 164, Bericht Kahlens vom 29. März 1811.

Digitized by Google

„Nun, wie gehen denn die Geschäfte? Nicht wahr? ihr klaget wohl nur immer. Aber ihr müsset wissen, daß das Kommerz nach dem jedesmaligen Abgang der Waren sich richten muß. Es gibt Leute, die 20 Mille Fr. nur besitzen und die für 400 Mille Fr. Geschäfte machen wollen. Der Kaufmann gerät dadurch nur in Verfall, daß er sich auf übertriebene Spekulationen einläßt, und daß er in wenig Jahren reich werden will. Man muß suchen, alle Jahre zu gewinnen, aber immer nur mäßig. Dieses gehet auch gut an, wenn man keine andre als nur sichere Spekulationen machet. Sehet doch nur die jetzige Lage Englands mit den übertriebenen Spekulationen seiner Kaufleute an. Die Bataille von Jena, die Besitznahme von Holland, von Hamburg usw. haben England tödliche Streiche beigefügt. Ich werde auf keine Weise von meinem System abgehen; denn dieses ist eben das Mittel, England zum Frieden zu zwingen. Der Seehandel darf unter den jetzigen Umständen gar nicht stattfinden. Die Kaufleute müssen sich bloß nur auf den Landhandel beschränken. Mein Reich dehnt sich jetzt vom Ozean bis an die Ostsee aus. Selbiges ist also groß genug, einen bedeutenden Handel darin zu treiben, auf dessen Beförderung ich auch immer meine Aufmerksamkeit richten werde.

Die Schätze von Mexiko und die Erzeugnisse von Amerika haben in Europa keinen großen Wert mehr, da die Notwendigkeit uns bereits gelehret hat, die Verarbeitung des Zuckers und der Farbenstoffe von inländischen Vegetabilien zu bewerkstelligen. Die jetzige Erfindungen in der Chemie werden auf die Welt einen ebenso großen Einfluß als ehemals die Magnetnadel haben. Die Engländer glaubten, sie würden sichere Mittel finden, ihre Waren auf den Kontinent bringen zu können. — Aber ich bin auch mit dabei gewesen. Der neue Tarif*) wird eine lange Zeit hindurch so bleiben, wie er jetzt ist, ihr könnt nur darauf rechnen. Es sind eben meine Douanen, die England das größte Übel beibringen, und meine Douaniers gehören zu meinen furchtbarsten Truppen. England hat sich selbst den größten Schaden durch seine angenommene Blockade-Maßregeln gemacht; es hat uns hierdurch gelehrt, ohne seine Produkte, ohne seinen Zucker, ohne sein Indigo uns zu behelfen. Ich werde in kurzem so viel Zucker von Runkelrüben haben, daß ich ganz Europa damit werde versehen können. Um Frankreich allein, soviel es von diesem Zucker nötig haben wird, damit zu versorgen, werde ich nur eine Strecke Landes gebrauchen, die so groß sein darf, als es die Waldung von Fontainebleau ist. In kurzem werde ich auch Indigo von Waidekraut (pastel) haben, um ebenfalls ganz Europa damit zu versorgen. Ein gleiches wird auch bald mit der Baumwolle statthaben. Bald also werden wir in Europa ohne England und ohne die Kolonien auskommen können.

Mögen auch nur eure Fabriken immer so viel arbeiten, als es das Verhältnis mit dem Debit erfordern wird. Eure Tücher sind viel zu teuer gegen den Preis, den die Wolle hat. Ihr habt Frankreich, Italien, Neapel, Deutschland, einen Teil von Spanien, welches alles zusammen ein weites Feld genug für euer Kommerz ausmachen kann.

Ich hatte früher die Unabhängigkeit Hollands und manches anderen Landes zum Opfer an England angeboten, um nur Frieden zu erhalten. Dieses aber ist immer verworfen worden. Gern hätte ich schon beim Preßburger Frieden Holland mit Frankreich vereinigt. Ich konnte es damals nicht ausführen, weil Preußen, welches damals eine große Macht noch vorstellte, sich dem widersetzte. Sobald aber Preußen nichts mehr bedeutete, vereinigte ich Holland mit Frankreich, das ist: ich schickte meinen Bruder dahin ab. Da indessen mein Bruder mein System nicht unterstützen wollte, so hat er endlich gut daran getan, sich von Holland wegzubegeben.

*) Tarif von Trianon 1810 Aug. 5.

Digitized by Google

Jetzt wird in Holland gegen die Engländer durch meine Douanen ein sehr scharfer Krieg geführt.

Ehemals habe ich mich verleiten lassen, eine Flotte nach St. Domingo zu senden, was ich nachher oft bereut habe. Als ich aber meine Dekrete von Berlin und Mailand ergehen ließ, haben die Pariser über mich gelachet — denn ich sehe und höre alles, was in den Sälen von Paris vorgehet. Doch geduldet euch nur. Ihr werdet bald erfahren, daß gerade diese Dekrete ihren Endzweck nicht verfehlt haben.

Wenn ich nur über das alte Frankreich allein herrschen möchte, so hätte ich wohl schon längst Frieden machen müssen. Aber ich bin nicht ein Nachfolger der ehemaligen Könige von Frankreich, sondern ich bin ein Nachfolger Karls des Großen, und meine Regierung ist eine Fortsetzung des vorhergegangenen französischen Kaisertums. Ludwig XIV. besaß nur den Hafen von Brest; ich aber besitze die Küsten von ganz Europa. In vier Jahren werde ich eine Seemacht haben. Da ich jetzt Herr der Küste bis nach Danzig hin bin, so werde ich Matrosen genug für mich finden können. Ragusa hat mir bereits 400 vortreffliche Matrosen geliefert. Ich kann in jedem Jahr 25 Schiffe bauen lassen; wenn meine Escadren drei oder vier Jahre lang auf der See gewesen sein werden, so werden wir uns mit den Engländern messen können. Ich weiß, daß ich zwei bis drei Escadren verlieren kann, und ich werde sie verlieren; aber wir werden immer Mut behalten, wir bleiben immer gestiefelt. Vor dem Verlauf von zehn Jahren werden wir doch das Unsrige durchsetzen und ich werde England bezwingen. Jede Macht, die es mit England hält, ist verloren. Den Frieden mit England will ich und muß ich erfechten. Wenn ich jetzt nicht Antwerpen und mehrere Plätze Hollands hätte, so würde ich ihn von England erbitten müssen.

Ich verlange nichts mehr, als nur eine Macht zur See zu haben. Denn außerdem ist das Kaisertum Frankreich glänzend genug für mich.

Ich habe Holland, Hamburg pp. aus der Ursache nur in Besitz genommen, um meiner Flagge Ansehen zu verschaffen. Ich betrachte die Flagge einer Nation als etwas, das einen wesentlichen Teil derselben ausmacht. Sie muß ihre Flagge allenthalben wehen lassen, sonst kann sie nicht für eine freie Nation gehalten werden. Eine Nation, die ihrer Flagge nicht Achtung verschafft, kann in meinen Augen für keine Nation angesehen werden.

Was die Amerikaner betrifft, ei nun, wir werden sehen, was sie etwa machen werden. In Europa aber muß keine Macht mit England Handel treiben. Früher oder später werde ich doch endlich England erreichen. Mein Degen ist lang genug hierzu. Ich habe bereits aus dem Auslande seit 1806 mehr als eine Milliarde an Kontributionen nach Frankreich eingebracht. Ich gouverniere jetzt in Preußen, und ich würde auch schon in Riga und in Petersburg gewesen sein, wenn der Kaiser von Rußland mir nicht in Tilsit versprochen hätte, Krieg gegen England zu führen.

Das Herzogtum Oldenburg habe ich endlich an mich nehmen müssen, weil ich einen Teil der Küsten mitten in meinen Staaten nicht in fremden Händen lassen konnte. Dänemark verhält sich jetzt ganz gut. Wenn es sich schlecht verhalten sollte, so würde ich es in Besitz nehmen.

Ich ermahne euch hiermit, machet keine Geschäfte mit England; früher oder später würdet ihr übel hiebei abkommen. Als ich vor vier Jahren in Antwerpen war, riet ich ihnen auch dort an, mit England nichts zu tun zu haben. Ich besitze alles, was nötig ist, eine Marine zu bilden; ich besitze alle Produkte der Rheingegenden, ich besitze Holz, Hanf, und ich habe ihnen schon gesagt, daß ich auch Matrosen habe. Die Engländer halten alles zurück, was sich auf dem Meere befindet. Ich werde dagegen alles zurückhalten, was ich auf dem festen Lande finden werde, das ihnen zugehört und darunter selbst ihre Milords, ihre Miladys usw.

Digitized by Google

Die Engländer brauchen jährlich zu ihren Ausgaben 1800 Millionen. Da ihnen jetzt das feste Land verschlossen ist, so habe ich ihnen hierdurch 600 Millionen von ihren Einkünften benommen. Ihre ganze Kraft bestehet in ihrem Kommerz, welches aber jetzt dadurch vernichtet ist, daß es ihnen unmöglich wird, Versendungen auf das feste Land zu machen, und daher muß auch jetzt ihre ganze Kraft völlig dahinsinken. Alle Staaten, die Papiergeld haben, sind ebenfalls ganz heruntergebracht, wie solches auch an Österreich zu sehen ist, ungeachtet aller der Ressourcen, welche es besitzet. Ich aber werde nie Papiergeld einführen. Es ist auch jetzt niemand mehr, als nur ich, der bares Geld vorrätig hat. Ich besitze 900 Millionen an Einkünften aus meinem eignen Gebiet. Ich habe in den Tuillerien selbst, und ich mache kein Geheimnis daraus, 200 Millionen bar liegen, nicht aber um Kaffee und Schokolade zu kaufen, die ich sonst gern trinke, sondern um das Wohl des Reiches zu befördern. Ich bin auch nicht geizig, und ich habe hievon auch Beweise gegeben, indem ich euch Unterstützungen bewilligt habe. Ich würde euch noch mehr Unterstützung verliehen haben, wenn die Frage hierüber nicht verwickelt wäre und wenn ich nicht vielleicht den Engländern selbst dadurch zu Hilfe käme, indem ich euch nur hier möchte aufhelfen wollen. Die Pariser mögen auch, wie ich es ihnen hiermit rate, ja nur ihre Fonds aus England herausziehen. Alles was das englische Parlament zur Unterstützung der englischen Kaufleute hergibt, ist verloren und wird das Elend nicht vermindern, sondern es etwa eine Zeitlang noch zurückhalten. Meine Schätze hebe ich hier zu unvorhergesehenen Bedürfnissen auf. Die Bank von Frankreich hat ebenfalls einen Überfluß an Geld, welches aber nicht mir, sondern Frankreich gehört. In der Bank von England dagegen ist auch nicht ein Sous mehr vorhanden.

Der Handlungsstand überhaupt muß übrigens mit einem Kranken verglichen werden, der einen Krebsschaden am Fuße hat. Wird der Fuß bis dahin nur abgenommen, so wird auch der übrige Körper hierdurch gerettet und erhalten bleiben können."

Man sieht, das ist keine sorgfältig zurechtgefeilte diplomatische Kundgebung. Der Kaiser spricht aus dem Stegreif. Im leichten Plauderton beginnt er. Dann zieht er die wichtigsten geschichtlichen Tatsachen der letzten Jahre heran und erhebt sich zu der stolzesten persönlichen Kundgebung, die je über seine Lippen gekommen, um endlich nach Darlegung seiner Flottenpläne wieder zu den nüchternen Fragen der Staatsfinanzen und des Geschäftslebens herabzusteigen. Unverhüllt tritt zutage, was ihn erfüllt. Im Mittelpunkt seiner politischen Bestrebungen steht der K a m p f gegen E n g l a n d.

Je tiefer die wissenschaftliche Forschung die weltgeschichtlichen Zusammenhänge der Napoleonischen Epoche erfaßt, um so klarer kommt diese Tatsache ans Licht. Die Auflehnung gegen das drückende Übergewicht der englischen See- und Handelsmacht erscheint als ein bedeutsamer Grundzug schon der Französischen Revolution. Noch schärfer ist Napoleon vom Beginn seiner Laufbahn darauf aus, die englische Handelsherrschaft zu überwinden und Englands Seeübermacht zu brechen. Unfähig, dem Gegner zur See mit gleichen Kräften zu begegnen, hat Napoleon die K o n t i n e n t a l s p e r r e gegen England verhängt. D e r D u r c h f ü h r u n g d i e s e r w i r t s c h a f t s p o l i t i s c h e n K a m p f m a ß -

Digitized by Google

nahme dient seine ganze innere und äußere Politik. Er fordert, daß der ganze Kontinent in diesen Kampf eintritt. Kein Staat darf neutral bleiben. England wolle das Festland merkantil und industriell in Abhängigkeit halten. Darum läge ein gesamt-europäisches Interesse vor, den Kampf gegen den gemeinschädlichen Gegner aufzunehmen. „An den Völkern ist es" — so verkündet er — „alle Kräfte zusammenzuraffen und sich gegen die englische Seetyrannei zu wenden, die sie entehrt und ihre Unabhängigkeit schändet."

In jenem Augenblick, da Napoleon zu den Vertretern der Pariser Geschäftswelt sprach, stand er auf der Höhe seiner Macht. Seine Worte atmen die vollste Zuversicht. Er fühlt sich, unmittelbar nach der Geburt seines Sohnes, als der Begründer einer neuen Dynastie, als der Nachfolger Karls des Großen. Des spanischen Aufstandes, der allein ihm ernste Sorge machte, gedenkt er mit keinem Worte. Wenige Wochen später zeichnet er in einer großen Staatsrede die Weltlage. Wie immer und überall ist der Kampf gegen England sein erster und sein letzter Gedanke. Diesmal weist er nachdrücklich auf das erbitterte Ringen in Spanien hin. Der Volksaufstand sei dort bezwungen. Nur England halte den Widerstand noch aufrecht. „Dieser Kampf mit Karthago, der sich auf dem Schlachtfeld des Ozeans entscheiden zu müssen schien, wird nun in Spaniens Ebenen entschieden werden." Ein großer Donnerschlag solle diesen zweiten punischen Krieg beenden. — Aber bevor dieser große Schlag von Napoleon geführt war, zwang ihn die Durchbrechung des Kontinentalsystems im Norden Europas in einen neuen Krieg.

Die mannigfachen Trübungen, die das französisch-russische Bündnis von 1807 erfahren hatte, brauche ich hier nicht zu erörtern. Napoleons mißglückte Werbung am Zarenhofe, die widerstreitenden Balkaninteressen der beiden Mächte, die auseinander gehenden Pläne bezüglich Polens, die französische Annexion Oldenburgs, die einen nahen Verwandten des Zaren entthronte, das alles sind doch untergeordnete Momente neben der einen großen Frage des festen Zusammenhaltens gegen England.

Das unsichere Verhältnis zu Rußland deutet Napoleon schon in seiner Ansprache vom 24. März 1811 an. Jetzt zwingen Rußlands wirtschaftspolitische Maßnahmen ihn zum Kampf.

Auf Rußland wirkte die Unterbindung des Handels mit England tief schädigend. Rußland war noch nahezu ganz Agrarstaat. Für seine Rohstoffe, Getreide, Holz, Hanf, Teer, erzielte es in England die besten Preise. Den russischen Großgrundbesitzern brachte die Störung der altgewohnten Handelsbeziehungen die empfindlichsten Verluste. Und dieses Rußland war gewohnt, Kolonialwaren und Fabrikate gut und preiswert von England zu beziehen. Jetzt waren die Rohstoffe entwertet und alle Kulturbedürfnisse maßlos verteuert. Die Folgen der Sperre machten sich auch

Digitized by Google

für die Staatswirtschaft empfindlich bemerkbar. Die Zolleinnahmen sanken; die Steuerkraft der Bevölkerung ging zurück. Ernste finanzielle Schwierigkeiten erwuchsen für den Staat. Der Druck der widerstrebenden öffentlichen Meinung und das dringendste Staatsinteresse *zwangen* zur Umkehr. Man gab in Rußland im Handelsverkehr den Neutralen Raum.

Napoleon beschwerte sich in Petersburg: die neutralen Schiffe wären englisch, sie hätten gefälschte Ausweispapiere. Über Rußland werde das ganze östliche Europa mit englischen Waren versorgt. Er forderte Beschlagnahme in den russischen Häfen, *das werde England vernichten und zum Frieden zwingen*. Die russische Regierung verschanzt sich dahinter, daß man die Neutralen nicht vor den Kopf stoßen dürfe. Der neutrale Handel sei nicht zu entbehren, sonst werde Rußland wirtschaftlich vernichtet. Rußland geht sogar noch einen Schritt weiter. Es ermäßigt die Zölle für Kolonialwaren und belastet aus fiskalischen Gründen die Einfuhr von Luxuswaren mit hohen Zöllen. Das traf den französischen Wein- und Seidenwarenexport. Kein Zweifel, hier liegt der entscheidende Grund für den russischen Krieg. Der französische Minister des Äußeren schreibt im November 1811 an den französischen Botschafter in Petersburg, daß die sonstigen Meinungsverschiedenheiten wenig bedeuteten, „*das Kontinentalsystem ist alles*".

„*Der letzte Akt*", so hat Napoleon den Zug nach Rußland selbst getauft. Ist Rußland bewältigt, ist die Bresche geschlossen, die dort in sein System gelegt ist, dann ist England verloren und dann bricht auch der Widerstand in Spanien ohnmächtig in sich zusammen. — Nach umfassenden Vorbereitungen eröffnet Napoleon 1812 den gewaltigen Kampf, der das westliche Europa nach den Grenzen Asiens reißt. Es ist ein Feldzug gegen Zucker und Kaffee und gegen englische Textilstoffe.

Mit verhaltenem Atem sah die Welt dem ungeheuren Unternehmen zu. Zweifellos überwog der Glaube an einen Erfolg Napoleons. Die unermüdlich gepredigte Lehre, in der ein Kern von Wahrheit steckte, daß das seegewaltige England der Ausbeuter und Bedränger des Festlandes sei, hatte ihre Gläubigen gefunden.

In Wahrheit standen die Völker des Festlandes wie zwischen Szylla und Charybdis. So hatte von hoher Warte aus um die Jahrhundertwende Schiller die Weltlage gesehen:

„Zwo gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehr'nen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.
Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus."

Digitized by Google

1812 ergriff Goethe für Napoleon Partei. Im Juli, als die „Große Armee" sich nach Rußland hineinschob, begrüßte Goethe in Napoleon den Befreier des Festlandes vom lastenden Drucke britischer Seeübermacht:

„Vorüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht.
Das Kleinliche ist Alles weggenommen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte."

(Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät.)

So strahlend leuchtete des Weltenkaisers Stern, daß damals selbst die junge Republik jenseit des Ozeans ihr Geschick mit dem Napoleons verflocht.

In jenen Tagen, da die alte Welt in unheilvollem Zwist zerrissen war, hat die Union ihre ersten noch unsicheren Schritte in den Bahnen der Weltpolitik versucht. Schon 1803 hatte Amerika einen gewaltigen Gewinn davongetragen. Es kaufte von Bonaparte für 15 Millionen Dollar Louisiana, die ganze westliche Hälfte des Mississippi-Gebietes. Bonaparte begriff, daß der überseeische Besitz, den er eben den Spaniern abgenötigt hatte, nur englische Beute geworden wäre, wie die anderen französischen Kolonien auch. Er schlug ihn los und erwarb damit die Freundschaft Amerikas. Hinterdrein suchte der amerikanische Handel die Behinderung der englischen Schiffahrt für sich auszubeuten. England ging rücksichtslos auch gegen die Amerikaner vor, kaperte ihre Schiffe, preßte amerikanische Matrosen für den englischen Flottendienst. — Knirschend ertrug die Union die gehäuften Verletzungen. Napoleon verfolgte mit gespannter Aufmerksamkeit den sich verschärfenden Zwist. Im Juni 1811 äußerte er im gesetzgebenden Körper: „Amerika macht Anstrengungen, um die Freiheit seiner Flagge anerkennen zu lassen. Ich werde ihm Beistand leisten." Als Napoleon zu dem Schlage gegen Rußland ausholte, der England vernichtend treffen sollte, erklärten am 18. Juni 1812 die Vereinigten Staaten an England den Krieg!

Aber standen die Aussichten Napoleons wirklich so glänzend?

Im hiesigen Staatsarchiv ist mir ein Aktenstück aus dem Nachlaß des Staatsrats v. Gruner in die Hände gefallen, das die politische Lage angesichts des möglichen französischen Zusammenstoßes beleuchtet. „Memoire über die Stellung der Continentalstaaten im September 1811",*) so lautet der Titel. Über den Verfasser ist leider nichts zu ermitteln. Sicher gehörte er zu den Widersachern Napoleons, darauf deutet schon die Verbindung mit Gruner, dem damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, einem der feurigsten Patrioten, der im engsten Einvernehmen mit Stein

*) Vgl. Seite 326.

Digitized by Google

und Scharnhorst an der Neubelebung Preußens zur Befreiung von der Fremdherrschaft arbeitete. Vermutlich stand der anonyme Autor dem englisch-hannöverschen Interessenkreise nahe. Darauf läßt das schroffe Urteil über die Verkehrtheit des Napoleonischen Blockadesystems schließen. Die einschlägigen Ausführungen laufen darauf hinaus, daß Napoleon ohne eine starke Flotte gegen England nichts erreichen könne.

In zweiter Linie wird die Frage erörtert, ob Frankreich im gegebenen Augenblicke mit Erfolg gegen Rußland marschieren kann? Der Verfasser schätzt die Offensivkraft der russischen Armee außerhalb ihres Landes nicht sonderlich hoch ein, „je tiefer in Rußland der Krieg geführt werden würde, um so stärker würde Rußlands Macht werden". An Napoleons politischen Maßnahmen erscheint ihm vieles verfehlt, aber rückhaltlos erkennt er ihn als überlegenen Feldherrn an: „Durch dreißig gewonnene Schlachten ist sein Ruf bei seinen Soldaten wie bei seinen Feinden fest begründet und eine ungeheure Furcht bei letzteren erregt. Zu große Furcht erregt zu große Vorsicht, sowie Selbstvertrauen Kühnheit erzeugt. Darum ist Napoleon schon längst am rechten Punkte angekommen, wenn seine Gegner noch überlegen, was für sie zu tun sei. Diese militärischen Künste, Kniffe und Pfiffe werden Napoleon über alle stehenden Heere der Welt siegen lassen. Einen Gegner aber hat er zuweilen, der sich nicht aus seinem Gleichgewicht bringen läßt. Dies ist die nach unabänderlichen Gesetzen sich gleichförmig bewegende Natur. Durch diese wurden 40 000 Mann seiner Kerntruppen in Ägypten vernichtet. Diese legte ihm an Narew und Bug 1807 durch ungangbare Moräste unübersteigliche Hindernisse in den Weg, vernichtete einen großen Teil seiner Armee bei Eylau, weckte in Spanien und Tirol die schlummernde Tatkraft eines heldenmütigen Volkes und ließ seine Krieger in den glühenden Ebenen Kastiliens verschmachten. Kann man der bisherigen Erfahrung gemäß auf die folgende Zeit schließen, so muß man von der Natur hoffen, daß sie Napoleon im Kriege mit Rußland Hindernisse in den Weg legen wird, die seine Pläne vernichten müssen, wenn auch die personifizierte Einfalt in Petersburg auf dem Thron säße."

Was hier prophetisch vorausgesehen wird, das ist durch die Haltung Rußlands planmäßig vorbereitet worden. Kürzlich hat Chuquet die Berichte des Obersten Tschernitschew, des russischen Militärbevollmächtigten in Paris, aus den Jahren 1809 bis 1812 veröffentlicht. Tschernitschew empfiehlt strengste Defensive, den Krieg in die Länge ziehen, dem offenen Kampf ausweichen, den Feind durch endlose Märsche ermüden und schwächen, „so handeln heißt den Korsen verwirren, sein System vernichten, seine Operationspläne zerstören."

Ganz so kam es. — Als erbarmungswürdige Trümmer fluteten Aus-

Digitized by Google

gang 1812 die Reste der Großen Armee über die preußische Grenze zurück. Für die Welt: ein Gottesgericht sondergleichen.

Aber noch nicht der vollkommene Zusammenbruch! Nichts beweist das klarer als die Vorgänge in Spanien. Dort hatten die Engländer Luft bekommen, als Napoleon seine besten Truppen für den russischen Feldzug abberief. Während die Große Armee sich über die weiten Ebenen Polens vorschob, konnte Wellesly seinen triumphierenden Einzug in Madrid halten. Aber in demselben Augenblicke, da Napoleon in Rußland sich zum Rückzug wenden mußte, waren die Engländer nach Portugal zurückgeworfen. Spanien gehörte wieder den Franzosen. — Napoleon selbst hatte von seinem zerschlagenen Heer sich losgerissen. Von Paris aus raffte er die Kräfte Frankreichs zu neuem Kampf zusammen. Und Frankreich stand — trotz allem — hinter seinem Kaiser. Die mit Frankreich vereinigten oder verbündeten Mächte blieben unter Napoleons Bann; selbst die rheinbündlerischen Vasallenstaaten wagten nicht, ihm die Heeresfolge zu weigern.

Unsicher war nur die Haltung Österreichs und Preußens. Auf Preußen komme ich noch zurück. Österreich lavierte. Österreich wollte vermitteln. Der Schwiegersohn des Kaisers sollte in seine Schranken zurückgewiesen, aber nicht unbedingt vernichtet werden. So streng beobachtete Österreich seine neutrale Haltung, daß es den polnischen Truppen unter Poniatowski, die sich von der Großen Armee getrennt hatten und von Warschau auf Krakau gezogen waren, freien Durchmarsch nach Sachsen gestattete. Die Waffen wurden ihnen beim Einmarsch abgenommen und beim Ausmarsch wiedergegeben.

Von den offenen Feinden Napoleons war Rußland zur Fortsetzung des Kampfes nicht unbedingt gewillt und vor allem allein dazu gar nicht fähig. Kutusow, der russische Nationalheld, wollte von einem weiteren Vormarsch nichts wissen. Der heilige Boden Rußlands war vom Feinde gesäubert. Für den verhaßten faulen Westen russisches Blut zu opfern, erschien ihm als der Gipfel des Widersinns. Eigentlich nur der Zar war für eine Befreierrolle begeistert. Seine Truppen waren zusammengeschmolzen, tief erschöpft. Schweden, das aus den gleichen wirtschaftlichen Gründen wie Rußland sich England genähert und entschieden gegen Napoleon Front gemacht hatte, bedeutete wenig. Obendrein war es fraglich, wie weit Bernadotte auch gegen Frankreich marschieren würde.

Nur England schwankte keinen Augenblick. Für England war Napoleon die Inkarnation des Bösen. Er hatte die Völker gegen die britische Alleinherrschaft im Handel und zur See aufgestachelt. England hatte die Schädigungen der Kontinentalsperre doch recht bitter zu spüren bekommen. Einer strikten Durchführung der Sperre hätte Eng-

Digitized by Google

land auf die Dauer nicht standhalten können. *England hat es verhindert, daß der Gedanke einer friedlichen Verständigung mit Napoleon ernsthaft in Erwägung kam*, den Metternich als diskutierbar erachtete. Aber England dachte dabei nur an sich. Schon der angebliche Rachekrieg für das von der Revolution geschändete Bourbonenhaus galt in Wahrheit der Aufrechterhaltung der englischen Handelsvorherrschaft. Und Englands Eintreten für die *Freiheit* der Völker zeigt bei genauerem Zusehen ein sehr merkwürdiges Gesicht. Als 1809 der Schönbrunner Friede geschlossen werden sollte, baten Tiroler Abgesandte England um Unterstützung. Da pries Lord Bathurst ihren Heldenmut, beschwor sie aber, sich in den Willen des Himmels zu fügen und sich zu unterwerfen. Tirol war ein armes Bergland, das selbst englische Waren wenig begehrte und das keine Küsten hatte, an die englische Schmuggelfrachten für weiteren Vertrieb geworfen werden konnten. Auf der Pyrenäen-Halbinsel fochten die englischen Soldtruppen — natürlich für die heiligen Rechte der Spanier, Seite an Seite mit den spanischen Guerillas, in denen zahlreiche Schmuggler einen wichtigen Bestandteil bildeten. Gleichzeitig beförderten englische Emissäre den Abfall des spanischen Amerika. Ein unabhängiges Mittel- und Südamerika eröffnete unbegrenzte Möglichkeiten für den englischen Handel. Mit harmloser Unbefangenheit schreibt der anonyme Verfasser der vorhin erwähnten Denkschrift: „Englands Schiffe, die sonst nicht nach der Havanna kommen durften, befahren seitdem ungehindert die dortigen Gewässer und entschädigen sich für den gestörten Handel der Nord- und Ostsee."

Nicht England hat Europa von dem Korsen befreit. Der eiserne Herzog konnte in Spanien erst wieder vorrücken, als Napoleon sich im Frühjahr 1813 gegen die Preußen und Russen wenden mußte. *Letzten Endes sind es die militärischen Anstrengungen der Festlandsvölker, die England vor dem Abgrund gerettet haben, an den das Napoleonische Kontinentalsystem es gebracht.* Dafür haben die Engländer den Hauptgewinn eingeheimst, und ihnen ist mehr als eine Enttäuschung des Wiener Kongresses zu danken. Als Napoleon auf St. Helena saß, meinte der amerikanische Präsident Jefferson: „Die Bewältigung Bonapartes war nur das halbe Werk der Befreiung der Welt von Tyrannei. Der große Räuber des Ozeans ist geblieben."

Aber das greift über unser Thema hinaus, das nur die Sachlage bei Beginn des Befreiungskampfes beleuchten soll. Und da bleibt als letzter und wichtigster Punkt: *die Haltung Preußens.*

Immer wieder ist der Vorwurf erhoben worden, daß Preußen zu lange gezögert habe. Schon das preußische Bündnis von 1812 wird als

Digitized by Google

eine unerhörte Selbsterniedrigung gebrandmarkt, die man nicht notwendig hätte auf sich nehmen müssen. Vollends in dem Augenblick, da nach der Vernichtung der Großen Armee dem Könige die Konvention Yorcks mit den Russen gemeldet wurde, da hätte eine rasche Wendung gegen Napoleon ganz Deutschland mit fortgerissen, die Franzosen bis an den Rhein zurückgeworfen, dann wäre die Bewältigung des Korsen rascher und unter weniger schweren Opfern möglich gewesen.

Soeben bringt für die Beurteilung der alten Streitfrage eine neue kriegsgeschichtliche Veröffentlichung des Großen Generalstabes „Das Preußische Heer im Jahre 1812" eine Fülle wertvollen Materials. Zum ersten Male wird hier die militärische Lage Preußens nach allen Seiten hin wirklich klargestellt. Napoleon hat die Aufgabe, sein Aufmarschgebiet gegen Rußland und das spätere Hinterland seiner Operationen — das war Preußen — militärisch zu sichern, glänzend gelöst. Zu dem Zwecke mußte Preußen geknebelt werden. Danzig, Hamburg und Magdeburg waren starke französische Waffenplätze. In Preußen waren die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau in den Händen der Franzosen, französische Militärstraßen durchzogen das Land. Der preußische Staat war in einzelne, leicht zu überwältigende Teile getrennt. Preußen war tatsächlich wehrlos, als um die Wende des Jahres 1811/12 die Stellungnahme im französisch-russischen Kriege zu wählen war. „Das Bündnis mit Napoleon war der damals einzig mögliche Entschluß." So lautet das Urteil des Generalstabswerkes.

Die gleiche Frage erwägt die mehrfach erwähnte anonyme Denkschrift von 1811. „Wenn Rußland die Offensive ergreift, soll Preußen sich ihm anschließen? Dazu könnte man kaum raten. Preußen würde wohltun, sich jetzt wie jeder rheinbündische Staat an Frankreich treu anzuschließen, sich im Innern zu verstärken und mit Österreich eng zu verbinden, um zu seiner Zeit unter besseren Auspizien wieder aufzutreten. Wollte es sich mit Rußland alliieren, würde es gerade wie anno 1806 vernichtet werden. Wahrlich, es würde die größte Torheit sein, Frankreich jetzt angreifen zu wollen, und dieser Schritt wäre nur zu verteidigen, wenn man mit Gewißheit voraussähe, daß Preußen zur Vernichtung bestimmt sei. Dann freilich wagt man besser alles, als daß man von selbst sich zum Ziele legt. Ein Spieler, der sein Geld um neun Zehntel verlor, setzt den Rest mit Recht auf die letzte Karte, in solchen verzweifelten Fällen — wir sahen es 1809 an dem Zuge des Herzogs von Braunschweig — liegt in der Offensive die einzig übrige Rettung. Die Eröffnung des Siebenjährigen Krieges gibt ebenfalls ein solch lehrreiches Beispiel. Was könnte ich nicht alles für eine Offensive sagen, wenn ich nicht die Frage fürchten müßte: Wo nimmst du denn den Friedrich her?"

Über Friedrich Wilhelm III. hat das Urteil lange geschwankt und es

Digitized by Google

ist auch heute noch nicht völlig geklärt. Wir besitzen noch keine Biographie des Königs, wie sie uns Koser für Friedrich den Großen oder Bailleu für die Königin Luise gegeben hat. Aber das wissen wir mit aller Bestimmtheit, daß in Preußen alles auf das eine Ziel der Befreiung gerichtet war. Die innere Umbildung des Staates nach den Plänen Steins und Hardenbergs, die Reorganisation der Armee auf neuer Grundlage, die Gründung der Universität Berlin, die die Geister wecken sollte, das alles war gegen Napoleon gedacht, und dazu die planmäßige Durchbrechung der Kontinentalsperre, wie sie unter der Leitung preußischer Behörden erfolgte. Kann da über die Absichten der preußischen Staatsleitung auch nur der leiseste Zweifel obwalten? Und all das ist doch nur auf Grund Königlicher Ermächtigung geschehen.

Der König war nicht der schöpferische Geist, der die rettenden Gedanken ersann, aber er schaffte ihnen Raum und Geltung. Ihm fiel die undankbare Rolle zu, zu zügeln, zurückzuhalten, im Gewirr verwickelter, diplomatischer Schachzüge die besonderen Interessen seines Staates zu wahren, ihn nicht vorzeitig den schwersten Stößen auszusetzen. Er war der Führer, der für die Wahl des rechten Augenblicks die Verantwortung trug. Und das ist allerdings richtig, daß er die Eigenschaft eines verzweifelten Spielers, der alles auf die letzte Karte setzt, nicht besaß.

In rein militärischer Beziehung war auch nach der Niederlage Napoleons in Rußland für Preußen noch nicht allzuviel geändert. Ein übereilter Losbruch mußte auch jetzt noch — ganz abgesehen von der persönlichen Gefährdung des Königs — zur Entwaffnung Preußens führen. Das zwang den preußischen Hof, das Doppelspiel, das längst auch anderen Orts im Gange war, bis auf die verwegenste Spitze zu treiben.

Ich sehe davon ab, in den Wirrwarr der diplomatischen Verhandlungen hineinzuleuchten, die neben der unsicheren militärischen Lage die Bekanntgabe der Königlichen Entscheidung verzögerten, ich versuche statt dessen, über alle beengenden und verwirrenden Erscheinungen des Tages hinaus die mächtigen Triebkräfte zu erfassen, die den Umschwung der politischen Lage bei Beginn der Befreiungskriege bewirkten.*)

*) In diesem Zusammenhange hätte eine allseitige Aufklärung insbesondere der Kontinentalsperre zu gedenken, ihrer Einwirkung auf die Einzelstaaten und auf ihre wechselseitigen Beziehungen, endlich der letzten Gründe, die den großzügigen Plan zum Scheitern brachten. Für die Darlegung dieser verwickelten Beziehungen fehlte hier der Raum. Einige beachtliche Winke gibt die in der Anlage abgedruckte Denkschrift. Im übrigen sei auf einen älteren Vortrag verwiesen: „Die Kontinentalsperre in ihrer geschichtlichen Bedeutung" (Meereskunde. Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen. 1. Jahrg., 5. Heft. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn). Auf breiterer Grundlage sind die einschlägigen Fragen in einem kürzlich erschienenen Werk behandelt: A. v. Peez und P. Dehn, Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre. Leipzig 1912.

Digitized by Google

Über den toten Punkt, an dem Anfang 1813 der Gang der Ereignisse angelangt war, konnte nur die Waffengemeinschaft Preußens mit Rußland und Österreich hinweghelfen. Als ein nicht immer genügend gewürdigtes Moment erscheint mir da eine unwillkürlich selbsttätige Abwehr der drei Monarchen gegen den Eindringling in ihre Sphäre.

Seit seiner Kaiserkrönung hatte Bonaparte alles, was die Revolution in Frankreich begraben hatte, wieder ans Tageslicht geholt: die Titel, die Zeremonien, die feierliche Etikette. Napoleon gibt sich als Sachwalter konservativer Staatsgrundgesetze. So war er dem spanischen Volksaufstand entgegengetreten und der österreichischen Erhebung. Österreich hatte 1809 die Völker zur „Freiheit" aufgerufen. Im „Moniteur" ließ Napoleon bekanntgeben: „Es ist ein Revolutionssystem, das Österreich angenommen hat. Es hat kein Recht, sich über den Konvent zu beklagen, welcher Krieg den Palästen und Friede den Hütten verkündete." Im Dezember 1809 erklärte er in feierlicher Sitzung des gesetzgebenden Körpers: „Der Triumph meiner Waffen ist der Sieg des guten Prinzips über das Böse, der Triumph der Ordnung, der Sittlichkeit über den Bürgerkrieg, die Anarchie, die verderblichen Leidenschaften." Und als er gar den eigenen Sohn auf den Knien wiegt, der die erlauchten habsburgischen Kaiser zu seinen Ahnen zählt, da wird er, der Erbe der Revolution, zum eifrigsten Vertreter des dynastischen Prinzips. Er sieht nicht, daß dem gigantischen Machtbau, den er aufgerichtet, die sichere Grundlage der Legitimität fehlt und damit die feste Verankerung des angestammten Herrscherhauses mit seinem Volke. Er nennt sich selbst: **par la grâce de Dieu et par les constitutions empereur** und wähnt, durch diese halbe Anerkennung des Gottesgnadentums und durch seine Heirat mit der Kaisertochter die Kluft überbrückt zu haben, die ihn von den geschichtlich berechtigten Trägern des Gedankens trennt.

Die Selbsttäuschung Napoleons, daß für ihn die unversiegbaren Machtquellen eines legitimen Herrschers zu erschließen wären, wich erst, als in Rußland sein Stern erblich. Im Frühjahr 1813 begründete er Metternich gegenüber seine Ablehnung eines Zurückweichens und Sichbescheidens mit den Worten: „Eure auf dem Thron geborenen Souveräne können sich zwanzigmal schlagen lassen und dennoch jedesmal in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich aber bin nur ein Sohn des Glückes; ich würde aufgehört haben zu regieren an dem Tage, wo ich aufgehört hätte, Achtung zu gebieten." Die Äußerung zielt doch wohl mehr auf die Volksstimmung, nicht auf die um die Throne schwebende Vorstellungswelt. Dort aber lag der Schwerpunkt.

Im Präsidenten Bonaparte hätte man nicht nur den überragenden Genius, sondern auch den rechtmäßigen Vertreter einer starken Nation ehren können. Der Advokatensohn im Kaisermantel blieb in den Augen der alten Dynastien: der Emporkömmling. Man muß

Digitized by Google

den unnachahmlichen Ton hören, mit dem noch heute der französische Legitimist den großen Korsen abtut: Que voulez-vous, ce n'est qu'un parvenu, um zu ahnen, welche Stimmung damals an den Höfen herrschte.

Die schwärmerische Tilsiter Freundschaft des Zaren machte doch vorsichtig halt, als er den Korsen in den Familienkreis aufnehmen sollte. Und wenn der kaltblütige Habsburger dem Sieger die Tochter auslieferte, so war das die letzte Wirkung schwerster Bedrängnisse, die tiefste Demütigung zugleich des stolzen Herrscherhauses. Der innere Zusammenhalt der Höfe von St. Petersburg, Wien und Berlin ist durch keines der Napoleonischen Kriegsbündnisse zerrissen worden. Als 1809 die Russen gegen Österreich marschierten, da war man in Wien darüber verständigt, daß es nicht Ernst werden sollte. Das preußische und das österreichische Bündnis von 1812 mit Napoleon ist von Alexander als Notwendigkeit, nicht als Feindschaft angesehen worden. Er hat versprochen, daß er das Vorgehen nicht rächen wolle. Letzten Endes hat dieser innere Zusammenhalt am meisten dazu geholfen, das gegenseitige Mißtrauen der Kabinette zu überwinden und über alle Sondergelüste hinweg eine Verständigung der drei Mächte gegen Napoleon herbeizuführen.

Freilich, diese Grundstimmung war längst vorhanden. Fruchtbar für das große Ziel konnte sie erst werden, als im Herzen des Erdteils, in Deutschland, das Volk zum Befreiungskampfe reif war! Aber diesem Volke lebte in tiefster Seele mit dem Sinn für Ordnung und rechtmäßiges Tun die Mannentreue gegen seine Fürsten. Und darum hing die Entscheidung davon ab, daß Volk und Fürsten in dem gleichen Willen zur Tat sich zusammenfanden.

Wie die Dinge lagen, mußte Preußens König den Ausschlag geben, aber zugleich war gerade für seinen Staat die offene Wendung gegen Napoleon am gefahrvollsten.

Friedrich Wilhelm III. hatte vor Ausgang des Jahres 1812 die Entschlüsse gebilligt, die Hardenberg ihm für die Vorbereitung des Befreiungskampfes unterbreitet hatte. Am 20. Dezember 1812 erging die Königliche Ordre zur Formierung einer Reserve an der Weichsel. Es geschah bekanntlich unter der Maske einer Kriegsrüstung für Napoleon. Die Komödie ging so weit, daß Hardenberg mit dem französischen Gesandten in Berlin über die Verheiratung des siebzehnjährigen Kronprinzen mit einer Prinzessin des Napoleonischen Hauses verhandelte, als die Rüstungen bereits in vollem Gange waren.

Das treffliche Generalstabswerk über die preußische Armee von 1812 beseitigt den letzten Zweifel darüber, wo für Friedrich Wilhelm III. der Feind stand. Als hinter den flüchtenden Haufen der französischen Armee die russischen Truppen sich der preußischen Grenze näherten, erging von Berlin

Digitized by Google

der Befehl, daß die Gendarmen — damals ein wichtiger Bestandteil der längst versteckt vorbereiteten Mobilmachung Preußens — auch beim Einrücken der Russen in die Provinz dort bleiben sollten; dem feindlichen Befehlshaber hätten sie zu erklären, sie seien nicht als Militär zu betrachten, sondern lediglich zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurückgelassen und dürften daher nicht gefangen genommen werden. Der Regierungspräsident v. Schön machte Anfang November 1812 sogar den Vorschlag, sämtliche in den östlichen Provinzen befindlichen Truppen zur Gendarmerie zu erklären und dadurch neutral zu machen. Man sieht: als der unerbittlich harte Yorck, der in der trostlosen Kampagne von 1812 seine Soldatenehre so streng zu wahren gewußt, sich *auf eigene Verantwortung* den schweren Entschluß zur Konvention von Tauroggen abrang, da hat er *eigenmächtig nur in bezug auf den Zeitpunkt* gehandelt.

Yorck hat, rein auf militärische Gründe gestützt, einen Waffenstillstand mit den Russen geschlossen. Er hat die preußischen Truppen neutralisiert und seinem Könige die letzte Entscheidung anheimgestellt. Joh. Scherr, der republikanische Brausekopf, der in seiner Schreibart etwas von einem richtigen Blücher-Husaren hat, urteilt in seiner Blücher-Biographie: „Wäre Yorck ein Mann erster Größe gewesen, so ein Weltgeschicke bestimmender Mann, so würde er versucht haben, in Tauroggen sofort das Banner eines deutschen Nationalkrieges zu erheben und das deutsche Volk, die Völker Europas, gegen den Napoleonismus aufzurufen, ohne diesem Zeit zu lassen, sich von dem russischen Riesenschrecken zu erholen." — Yorck kannte seine Pflicht, und er kannte das preußische Volk besser.

War es denn wirklich so, daß dieses ganze Volk nur darauf lauerte, sich in entfesselter Rachegier auf seine Peiniger zu stürzen? — Im Januar 1813 trafen Stein und sein Gefolgsmann E. M. Arndt, damals als Sendlinge des Zaren, in Gumbinnen beim Regierungspräsidenten Schön ein. Schön berichtete von dem jämmerlichen Zustand der französischen Rückzügler. „Ein paar hundert Husaren hätten genügt, sie abzufangen und zusammenzuhauen. Das Volk wäre dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen erlitten hatte, auch wohl berechtigt gewesen. Ja, hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt tot! Schlagt tot! Von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wär kein Mann über die Weichsel entkommen." „„Aber warum haben *Sie* die Kerle nicht totschlagen lassen?"" fragte Stein. — „Ei, so zornig Sie bei Gelegenheit werden können, *Sie* hätten es auch nicht getan." — „„Hm, ich glaube, ich hätte blasen lassen."" — „„Hm, ich glaube"" — das klingt doch nicht so ganz zuversichtlich.

Stein hätte es *nicht* getan, denn auch er war ein Deutscher. In einem Rückblick auf jene Tage hat es Niebuhr ausgesprochen: „Die Menschlichkeit, mit der die zurückkommenden Elenden trotz der grenzenlosen Er-

Digitized by Google

bitterung behandelt wurden, gehört zu den schönsten Zügen des deutschen Charakters."

Und dieser deutsche Charakter bedingte noch ein anderes. Gegen Steins Entwürfe einer Volkserhebung, nötigenfalls auch ohne den König, hatte Yorck seinerzeit eingewendet: Stein irre in dem Charakter des preußischen Bauern, wenn er glaube, daß dieser etwas tun werde ohne den Befehl seines Königs und ohne große Bataillone, die ihm beweisen, daß es Ernst sei. Zu einer Sizilianischen Vesper oder zu einem Kriege auf die Vendee-Weise sei der Deutsche eben nicht geeignet. In der Tat ist es an keiner Stelle zu einer umfassenden regellosen Erhebung der Massen gekommen. Am wenigsten war in Preußen daran zu denken. Die Feuergeister, die Patrioten, brannten vor Ungeduld, loszuschlagen. Blücher schrieb Anfang Januar 1813 an Scharnhorst: „Mir juckt's in allen Fingern, den Säbel zu ergreifen" — auch er wartete auf den Befehl seines Königs. Und als der Befehl kam, da wirkte er wie eine Erlösung! Es war der herrliche „Aufruf an Mein Volk". „Durch diesen Aufruf" — sagte Schleiermacher — „sind wir endlich zur Wahrheit und zum freien Handeln zurückgekehrt."

Nur dem Dichter ist die Gabe gegeben, mit einem zündenden Wort die große Tat vor unserer Seele neu erstehen zu lassen. Darum lassen Sie mit einem Dichterwort mich schließen.

Nicht: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" — das entspricht doch nicht ganz der geschichtlichen Wahrheit — es ist ein Geringerer, keiner, dessen Name den Klang des Helden von „Leyer und Schwert" hat, — aber dem einmal doch der Wurf geglückt und der das Wort geprägt hat, das uns lebendig in jene herrlichen Tage zurückversetzt:

„Der König rief — und alle, alle kamen!"

Anlage.

Memoire über die Stellung der Continental-Staaten im September 1811.

(Geheimes Staatsarchiv Berlin, Rep. 92, Nachlaß des Staatsrats v. Gruner, No. 8.)

Thatsachen.

Frankreich und Rußland sind zum Kriege gerüstet.

Frankreichs Streitkräfte sind durch die Beharrlichkeit der Spanier getheilt, der südliche Krieg läßt dem nordischen kaum ein Fünftel der französischen Armee übrig.

Die französische Macht an der Elbe und Oder bestehet:

Digitized by Google

1.	In drei Divisionen des Eckmühlschen Corps, welche inclusive der jetzt angelangten Ergänzungstruppen höchstens ausmachen	60 000
2.	In den Beyern, die man — Tyrols Besetzung abgerechnet — auf . . . . . annehmen kann.	30 000
3.	Würtemberger	12 000
4.	Sachsen	30 000
5.	Rheinbündner	16 000
6.	Westphalen (eine Division von diesen befindet sich in Spanien)	15 000
	Summa	163 000

Die Besatzung von Holland zu 20 000, das Vandamsche*) Heer bei Bolugne**) ebenso hoch gerechnet, so wie die Divisionen Molitor und Legrange, welche im Innern von Frankreich stecken, können vielleicht noch 20 000 Mann abgeben, welche aber zur Besetzung der Weser, Elbe und Oder höchst nötig gebraucht werden dürften. Nimmt man nun noch 40 000 Pohlen als das Höchste an, was sie stellen können, welche aber wieder bei der Besetzung von Schlesien, der Marken, Preußen, Danzig und Pillau verbraucht werden würden, sobald man das nähmliche Verhältniß wie anno 1807 annimmt, so bleibt obige Streitkraft von 163 000 Mann zum Kriege mit Rußland nur disponibel.

Rußlands Streitkraft ist ebenfalls wie die französische getheilt und wird von den Türken in Schach gehalten. Es dürfte aber dieser Macht leichter werden, sich die Türken vom Halse zu schaffen, (wenn es die Moldau und Wallachei herausgiebt), als Napoleon die Spanier unterjochen wird. Denn gesetzt, er wollte ihnen ihren König und mit demselben den Frieden wiedergeben, so sind die Engländer im Lande und befehlen; dieselben Engländer würden aber den Divan zum Frieden mit Rußland geneigt machen. In diesem Fall kann Rußland seine ganze Macht zu seiner Vertheidigung gebrauchen.

Es ist bekannt genug, daß, wenn die Russische Armee außerhalb der Landesgrenzen offensiv agirt, ihre Bewegungen schwerfällig werden und ihre intensive Stärke lange nicht so bedeutend ist, als wenn sie innerhalb der Landesgrenzen defensiv agirt. Dies liegt in dem Mangel an Geld und in dem großen Troß, den die Armee mit sich führt. Je tiefer in Rußland von südlichen Heeren der Krieg geführt werden würde, je stärker würde Rußlands Macht werden, da der Russe an sein Klima, an sein Local besser gewöhnt ist, als der Ausländer. Rechnet man Rußlands Streitkraft auf 400 000 Mann, so dürfte solche an der Weichsel und weiter hinaus nur 200 000 Mann betragen.

*) Vandamme. — **) Boulogne.

Digitized by Google

Zwecke, welche in einem Kriege zwischen Rußland und Frankreich auf beiden Seiten stattfinden können.

Frankreich, abgesehen von der Schymaire (so!) einer Universalmonarchie, strebt nach dem Besitz der Küsten des baltischen Meeres, um eine ebenso lächerliche als unhaltbare Idee zu realisieren: England vom Kontinent auszuschließen. Lächerlich nenne ich diese Idee, weil es wohl möglich ist, daß eine Insel, welche das Meer beherrscht wie England, den Continent mit sich außer Communication setzt; aber keineswegs der Continent die Insel, weil er eine zu große Fläche darbietet, weil er nicht Herr des Meeres ist, weil seine Bewohner keinen guten Willen, sondern im Gegentheil eine große Lüsternheit nach englischen Handelsartikeln haben.

Rußlands Zwecke in einem Kriege mit Frankreich können keine anderen seyn als: seine europäischen Besitzungen, Pohlen, Liefland, Kurland, Estland und Finnland zu conserviren, Preußen als Vormauer zu schützen, sich die Hände in Rücksicht seines Handels mit England frey zu erhalten und mit dieser Macht während der nächsten hundert Jahre den alten Handelstractat zu erneuern, um als angehender Ackerstaat seine Erzeugnisse zu versilbern, die ihm sonst niemand abkauft.

Wie nähern sich beide Mächte ihrem Zwecke am sichersten?

Frankreich würde jetzt ganz wider sein Interesse handeln, Rußland zum Kriege zu zwingen, da es in Spanien alle Hände voll zu thun hat. Im Gegentheil muß Alexander möglichst geschmeichelt und hingehalten werden, bis Spanien und Portugal unterjocht, Oestreich und Preußen einverstanden oder unschädlich gemacht worden sind, Schweden und Dänemark cooperiren, während dem man sich schlagfertig macht.

Rußland muß als politisch unklug angesehen werden, wenn es nicht jetzt um jeden Preis mit den Türken und Engländern Frieden schließt, den Schweden Finnland wiedergiebt und Portocorvo*) von der französischen Parthei abzieht oder aus der Welt schafft, mit den Unzufriedenen in Oestreich gemeinschaftliche Sache macht, Preußen mit sich zu vereinigen sucht, Pohlen, Kurland, Liefland, Estland in einen für sich selbst bestehenden Staat umschafft, der von Rußland abhängt und ihm den Herzog von Oldenburg zum Könige giebt und alle Offensive vermeidet.

Kann Frankreich jetzt mit Erfolg Rußland den Krieg erklären?

Mit der oben bemerkten Truppenzahl, von der ⅔ unzuverlässig sind, wäre es wahnsinnig, Rußland anzugreifen. Sie kann nur dazu dienen,

*) Bernadotte, Fürst von Pontecorvo, Kronprinz von Schweden.

Digitized by Google

die Weichsel und Oder zu vertheidigen. Was wollte denn Napoleon für einen Operationsplan befolgen?

1. Preußen vernichten und dann seine Kraft gebrauchen, weil ein offener Feind besser ist, als ein zweideutiger Freund!
2. Die russischen Pohlen insurgiren, bewaffnen nach dem Beyspiel von 1806.
3. Von Schweden und Griechenland die rechte und linke Flanke anstellen.
4. Mit der disponiblen Armee durch die kultivirten Provinzen Curland, Liefland, Ingermanland gerade nach Petersburg marschiren, dann den Frieden diktiren, Pohlen und Schweden herstellen, Rußland das baltische Meer nehmen, es auf das Reich der Michalowitzische einschränken pp.

ad. 1. Wenn Preußen Napoleon eine Allianz anboth gegen Rußland, so muß so wird er sie annehmen, wenn es ihm mit dem Krieg gegen Rußland Ernst ist, oder er müßte denn glauben, Preußen werde sich geduldig de- und wehmütig selbst zur Schlachtbank übergeben.

Preußens Allianz mit Rußland, verbunden mit einer Benutzung aller seiner Kräfte, legt Napoleons Operationsplan Hindernisse in den Weg, wenn Oestreich neutral bleibt. Preußen kann 100 000 Mann exerzierte Soldaten bewaffnen und in 4 beträchtlichen Corps aufstellen:

a) zur Deckung Schlesiens zwischen dem Bober und Queiß,
b) bey Spandau,
c) bey Graudenz,
d) bey Colberg.

Es kann außerdem noch 150 000 Mann Landwehr bewaffnen. Es kann, unterrichtet von Napoleons Vernichtungsplan, mit diesen 100 000 Mann gerade an die Elbe vorgehen, offensiv agiren, und da alles auf dem Spiel steht, alles daran wagen. Es kann über Colberg mit den Engländern communiciren und selbst dann, wenn es bis auf seine Festungen Glatz, Silberberg, Cosel, Graudenz und Colberg reducirt wäre, kann es Napoleons Rücken in Gefahr setzen.

Wollte man hier einwenden: Napoleon ging 1806 über 240 000 Preußen hinweg an den Nymen, achtete weder der schlesischen, pommerschen, noch preußischen Festungen, Danzig und Graudenz und schlug die Russen, wo er sie traf, [so] würde man Unrecht haben. Napoleon hatte 1806 seine ganze Armee vereinigt, keinen spanischen Krieg, durfte für Holland, die Weser und Elbe nicht viel zurücklassen, und brauchte doch für Schlesien das Jerom'sche, für Pommern das Mortier'sche Corps. Das zur Verzweiflung gebrachte Preußen am Rande seiner Vernichtung ist übrigens gefährlicher als anno 1806 das hochmüthige, seinen Feind verachtende, sich alles zutrauende Preußen.

Digitized by Google

ad 2. Die russischen Pohlen können vielleicht insurgirt werden, aber dies hat nicht den Erfolg wie anno 1806, denn damals insurgirten die Pohlen den Preußen im Rücken, jetzt hat Rußland seine Pohlen vor der Front, kann sie daher leichter vernichten oder auch für sich einnehmen.

ad 3. Abgesehen von dem Gerücht, Pontocorvo*) und Napoleon seien Feinde, wird es Rußland leicht werden, die Schweden durch Finnlands gerechte Zurückgabe zu gewinnen, da die Schweden von Rußland viel, von Frankreich nichts zu fürchten haben und ohne Communication mit England gar nicht bestehen können.

Die Türken werden — von den Russen in Ruhe gelassen — durch Englands Einfluß zum Frieden leicht bewogen werden.

ad 4. Ist leicht gesagt, sehr schwer auszuführen. Als Napoleon im Jahre 1807 die russische Armee bey Friedland geschlagen hatte, stand er bald darauf an Rußlands Grenzen. Warum überschritt er sie denn nicht und führte 5 Jahre früher aus, was man jetzt von ihm erwartet? Er hatte dazu damals den günstigsten Zeitpunkt. Preußen war vernichtet, seine Armee größtentheils aufgelöst, Schlesien erobert, der Sommer und die Ernte vor der Thür, in Rußland sehr wichtig. Die Pohlen erwarteten die Herstellung ihres Reichs und kannten noch nicht die Beschwerden der Freundschaft Frankreichs. Napoleon disponirte über alle Kräfte, es gab keinen spanischen Krieg.

Man sagt: Napoleon schloß den Tilsiter Frieden, weil der Zweck des Kriegs: Rußlands Trennung von England, erreicht war. Aber dann braucht ja der Krieg 1811 nicht wieder angefangen zu werden, da Rußland diese Trennung noch heute behauptet? Napoleon schloß aus keiner andern Ursache den Tilsiter Frieden, als weil der Krieg nicht weiter fortzusetzen war. Es ist bekannt, durch Erfahrungen und Thatsachen belegt, daß der polnische Feldzug von Pultusk an bis über den Nymen ein fehlgeschlagenes Unternehmen war, woraus nur Friede retten konnte. Wir sahen hier Napoleon in seinem Leben zum ersten mal in die Defensive geworfen und nur eine so unbegrenzte Einfalt als die des russischen Feldherrn konnte daraus wieder eine Offensive machen. Was ist auf der einen Seite dem Genie, auf der anderen der Einfalt nicht möglich?

Es dürfte wohl nützlich seyn, ohne dem napoleonischen Genie zu nahe zu treten, seine politischen Fehler und Inconsequenßen (so!) seit dem Tilsiter Frieden aufzuzählen.

1. Ob er nicht damals schon Preußen vernichten, ihm seine Küsten nehmen und dem Könige nur Schlesien lassen solte, stelle ich dahin. Die Pohlen im Besitz der Provinzen zwischen der Oder und dem Nymen, die

*) Bernadotte, Fürst von Pontecorvo.

Digitized by Google

Marken und Pommern theils an Westphalen, theils an Sachsen gegeben, würden ihm besser gedient haben, wenn er Preußen nun einmal keine Freundschaft zutraut. Wolte er sich aber Preußen als Vormauer gegen Rußland verpflichten, wie wohl sehr politisch richtig gewesen wäre, dann mußte er es doch nicht durch unerhörte Contributionen zu Grunde richten. Oestreich konnte dann anno 1809 gar keinen Krieg anfangen, da ihm die Preußen von Schlesien aus auf dem Nacken saßen. In dem Benehmen gegen Preußen liegt demnach gar keine Politik, vielleicht nur persönlicher Haß, erregt durch Pralereyen preußischer Officiere. Er mußte es entweder ganz auflösen oder in den Rheinbund freundschaftlich aufnehmen.

2. Die Aufstellung eines Königreichs Westphalen kann vertheidigt und Frankreichs Politik angemessen gefunden werden, aber die Besetzung dieses Throns mit einem unwürdigen Bruder gehört unter die Fehler. Denn wenn das fruchtbare Westphalen nur dazu dienen soll, einen Verschwender zu sättigen, so sind seine Kräfte für Frankreich verlohren.

3. Die Enttrohnung Ludwigs Bounaparte (so!), Lucians Exil und Talirands*) Entfernung vom Portovueil (so!) beweisen auf der einen Seite, daß Napoleon seines eigenen Blutes nicht schont, und auf der andern, daß er den wahren Werth der Personen um sich her nicht zu würdigen versteht.

4. Seine Vermählung kann die Nachfolge sichern, aber sie sichert Napoleons Person nicht, denn wenn Frankreich ihn ertrug, weil er doch noch leichter zu ertragen war, als die Gräuel der Revolution, welche er endigte, so wird man seinen Todt wenigstens jetzt nicht beweinen, weil dann Frankreich eine Regentin erhält, von der man Frieden erwartet.

5. Der Krieg von 1809 mit Oestreich war das Überflüssigste von der Welt, denn anno 1806 lag Oestreich in Napoleons Arme[n], er durfte sie nur zumachen, um es zu erdrosseln.

6. Der Krieg, welcher Spanien und auch zugleich dem Papstthum gemacht wurde, war überflüssig, zwecklos und widersinnig. Überflüssig: Einerlei konnte es Napoleon seyn, ob Spaniens König Joseph oder Ferdinand hieß, wenn er nur unter seinem Einfluß stand. Dazu würde sich Ferdinand wie Joseph bequemt haben, dann gab es keine Insurrektion. Zweckwidrig: Nur England konnte durch die Veränderung der spanischen Dynastie gewinnen. Die Folge dieser Veränderung war der Verlust des spanischen Amerika. Englands Schiffe, die sonst nicht nach der Havanna kommen durften, befahren seitdem ungehindert die dortigen Gewässer und entschädigen sich für den gestörten Handel der Nord- und Ostsee. Widersinnig: Statt ein bigottes Volk durch Schonung seiner heiligsten Institutionen zu gewinnen, statt seine Anreger, die Geist-

*) Tallenrand.

Digitized by Google

lichkeit, in Sold zu nehmen, macht er ihnen den Krieg und stürzt den päpstlichen Stuhl um, damit er Souverain eines ausgesogenen Stück Landes werde.

So wie Napoleon Oestreich und Preußen durch Besiegung ihrer stehenden Heere und die Einnahme ihrer Residenzen niedergeworfen, so glaubte er durch den Besitz von Madrid Spanien in seine Gewalt zu bekommen. Darum, aller Kriegskunst spottend, marschirte er nach Madrid, ließ rechts die Gebürge von Asturien und Gallizien, links die Festungen am Ebro, Arragonien und das fruchtbare Catalonien unangefochten liegen und proclamirte, dort angekommen, Spanien als erobert.

7. Die gegen den Handel mit England getroffenen Maßregeln und Interdikte sind so lächerlich als zerstörend für Frankreich und den ganzen Continent und das kindische Verbrennen englischer Waaren ist wie das Benehmen eines Wahnsinnigen, der sein eigenes Haar ausrauft. Will man der Industrie und dem Handel eines benachbarten Staates Schläge versetzen, so muß man gleich ihm Capitale, ein industriöses Volk, die rohen Stoffe, Flotten und Colonien besitzen. Englands Existenz kann nur zur See bekämpft und durch Flotten gefährdet werden, und wenn Napoleon diese nicht zu schaffen und zu führen vermag, so sind alle seine Kriege auf dem Continent Fechterstreiche und Faustschläge in sein eigenes Angesicht. Hätte der Römer Duilius nicht Flotten und Matrosen geschaffen, Carthago stände vielleicht noch heute.

Wo irgend ein Staat auf dem Continent der englischen Industrie nacheiferte, ist er nicht durch französische Raubsucht rein ausgeplündert? Das was die Engländer ehemals durch Ausfuhrprämien bewürkten, das richtet Napoleon durch seine Heere weit besser für sie aus. Es wird keine andre Folge haben, als daß der Continent im dereinstigen Frieden entblößt von aller Industrie den Engländern in die Hände fällt. Das was ganz von dem blinden Wahn Napoleons in dieser Hinsicht zeugt, ist das Verbrennen bezahlter englischer Waaren. Kann den Engländern etwas willkommener seyn, als diese beschleunigte Consumtion? Sollten die Handelsinterdikte etwa Finanzspeculationen zum Grunde haben, so sind sie noch weit widersinniger als in obiger Hinsicht.

Es ist ein feststehender Grundsatz in der Erhebung indirekter Abgaben als der Zölle, daß man die Sätze niedrig annimmt, weil man alsdann die Consumtion nicht stört und keinen Reitz zur Defraudation giebt. Hätte Napoleon die Tarifsätze von den Colonialwaaren, die wir nicht entbehren können, mäßig angesetzt, so würde er hohe Summen erhalten haben, statt daß er jetzt von seinen Douanen-Chefs betrogen wird. Denn wozu sollen die dreyfachen Linien dieses Abschaums der Völker dienen, als solche zur Qual der Provinzen zu futtern? Noch haben wir keinen Mangel

Digitized by Google

an Colonialwaaren gehabt und unsere rohen Produkte haben wir behalten.

Die Engländer durch Sperren vom Continent auszuschließen, ohne Flotten zu haben, ist so unmöglich, als den Vögeln zu verbieten, bei uns Nester zu bauen,*) und ähnelt dem wahnsinnigen Einfall des Xerxes, das Meer mit Ruthen peitschen zu lassen, welches seinen despotischen Grillen nicht gehorchen wollte.

Das Resultat aller Regierungsweisheit Napoleons seit dem Tilsiter Frieden ist kein anderes, als die Handlungsweise eines Generals, der durch so viele Siege über schwache Gegner aufgeblasen gemacht, blind um sich her schlägt, um zu schlagen, den Nahmen eines zerstöhrenden Eroberers zu erringen, allen Handel, alle Publizität, alles freie Denken und Schreiben, alle Erziehung sich unterzuordnen, wie seine Soldaten dem Corporal; die Glückseeligkeit der Völker mit Füßen treten, ihnen ihre Eigenthümlichkeit rauben und fremde Gesetze aufdringen, die Nichtswürdigkeit erheben, wenn sie nur mit Klugheit gepaart ist, alle Begriffe von Tugend, von wahrer Ehre vernichten und sclavischen Gehorsam gegen ihn an die Stelle setzen. Sein ganzer Werth reducirt sich daher auf den eines großen Generals, dessen Ruf durch 30 gewonnene Schlachten bey seinen Soldaten sowie bey seinen Feinden fest begründet ist und eine ungeheure Furcht bei diesen erregt. Zu große Furcht erregt zu große Vorsicht, sowie Selbstvertrauen Kühnheit erzeugt, darum ist Napoleon schon längst am rechten Punkte angekommen, wenn seine Gegner noch überlegen, was für sie zu thun sey. Diese militärischen Künste, Kniffe und Pfiffe werden Napoleon auch über alle stehenden Heere der Welt siegen lassen.

Einen Gegner hat er aber zuweilen, der sich nicht aus seinem Gleichgewicht bringen läßt. Dies ist die nach unabänderlichen Gesetzen sich gleichförmig bewegende Natur. Durch diese wurden 40 000 Mann seiner Kerntruppen in Egipten vernichtet. Diese legte ihm an Narew**) und Bug 1807***) durch ungangbare Moräste unübersteigliche Hindernisse in den Weg, vernichtete einen großen Theil seiner Armee bey Eilau, weckte in Spanien und Tyrol die schlummernde Thatkraft eines heldenmüthigen Volkes und ließ seine Krieger in den glühenden Ebenen Castiliens verschmachten. Kann man der bisherigen Erfahrung gemäß auf die folgende Zeit schließen, so muß man von der Natur hoffen, daß sie Napoleon im Kriege mit Rußland Hindernisse in den Weg legen wird, die seine Pläne vernichten müssen, wenn auch die personifizirte Einfalt in Petersburg auf dem Trohn säße.

*) Im Text steht: nicht bei uns Nester zu bauen.

**) Narew.

***) Im Text steht: 1806.

Digitized by Google

Führt der Weg bis Narva auch durch Rußlands kultivirteste Provinzen am Meeresstrande hin, so dürfte es doch wohl mehr als Tollkühnheit genannt werden, wenn ein französisches Heer nur diese betreten und weder seine linke Flanke von der See her, noch die rechte nach dem Don hin schützen wolte. Ein oder zwey französische Heere, die über Riga und Grodno ins innere von Rußland dringen wolten, können, ein Blick auf die Charte lehrt es, über Warschau von den Russen umgangen werden. Von Narva an ist das französische Requisitions-System unanwendbar und je tiefer in's Innere, je größer die Gefahr. So ist Rußland von der polnischen Seite so wenig angreifbar wie der Mond, wegen der großen Ausdehnung des Operations-Gegenstandes, wegen seiner Moräste, Flüsse und Wälder, wegen seiner Menschen-leeren Steppen und Mangel an Lebensmitteln, Fuhrwerk und Kriegsbedürfnissen.

So dürfte es wohl Napoleons Idee am allerwenigsten jetzt seyn, Rußland zum Kriege zu nöthigen, oder er beginge wieder einen politischen Schnitzer, deren oben mehrere gerügt sind.

Wenn aber Rußland die Offensive ergreift, soll Preußen sich ihm anschließen?

Dazu könnte man bei der jetzt so großen moralischen und phisischen (so!) Schwäche dieses Staats kaum rathen. Ergreift Rußland die Offensive, so wird es nach einigen verlohrenen Schlachten Litthauen und Curland opfern müssen, concentrirt es aber seine Kraft hinter dem Nymen, so schützt schon die weite Grenze von Polangen bis Brodow*) vor feindlichem Angriff. Preußen würde wohl thun, sich jetzt wie jeder rheinbündische Staat an Frankreich treu anzuschließen, sich im Innern zu verstärken und mit Östreich eng zu verbinden, um zu seiner Zeit unter bessern Auspizien wieder aufzutreten.**) Wolte es sich mit Rußland alliiren, würde es gerade wie anno 1806 vernichtet werden, denn es fehlt an Kriegsbedürfnissen und vor allem an bewährten Generalen.***) Wahrlich es würde die größte Thorheit seyn, Frankreich jetzt angreifen zu wollen, und dieser Schritt wäre nur dann zu vertheidigen, wenn man mit Gewißheit voraussähe, daß Preußen zur Vernichtung bestimmt sey. Dann freilich wagt man besser Alles, als daß man von selbst sich zum Ziele legt.†) Ein Spieler, der sein Geld um

*) Brody?

**) Randbemerkung Gruners: Wie denn? Es wird ja gänzlich ausgesogen werden? Wann können bessere Auspizien kommen als jetzt?

***) Randbemerkung Gruners: Falsch! Sch[arnhorst], Gneisenau, Grolman, Yorck, Blücher und Chasót, Clausewitz pp. — (Graf v. Chasót, Flügeladjutant Friedrich Wilhelms III., war 1809 Kommandant von Berlin. Infolge des Schillschen Auszugs wurde er entlassen. Er hat 1812 in der russisch-deutschen Legion gefochten. Im Januar 1813 ist er gestorben.)

†) Randbemerkung Gruners: Gewiß, wenn auch es sich alliirt — und gerade dann unfehlbar.

Digitized by Google

$^{9}/_{10}$ verlohr, ſetzt den Reſt mit Recht auf die letzte Charte. In dieſem Falle müßte ein raſcher Angriff von Schleſien auf Dresden, von Berlin aus auf Leipzig,*) von Pommern aus auf Hamburg die Truppen an der Werſer vereinigen.

In ſolchen verzweifelten Fällen, wir ſahen es 1809 an dem Zuge des Herzogs von Braunſchweig, liegt in der Offenſive die einzig übrige Rettung. Die Eröffnung des ſiebenjährigen Krieges giebt ebenfalls ein ſolch lehrreiches Beyſpiel. Was könnte ich nicht alles für eine ſolche Offenſive ſagen, wenn ich nicht die Frage fürchten müßte: Wo nimmſt du denn den Friedrich her?

*) Im Text durchſtrichen, ein über der Zeile eingeflicktes Wort, jedenfalls die Angabe eines andern Richtungspunktes, iſt nicht zu entziffern.

Digitized by Google

Kriegspoesie und Soldatenlied.

Von

Baron v. Ardenne,

Generalleutnant z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Seit grauer Vorzeit ist das Lied der Begleiter des Schwertes. Es begeistert zu Heldentaten oder es besingt diese und ihre Urheber. Schon der griechische Dichter Tyrtäus feuerte durch seine Elegien — Eunomia — die Spartaner zum Aushalten im Zweiten Messenischen Kriege an und unter dem Klange seiner Marschlieder — Embateria — zogen sie in die Schlacht. Untrennbar vom Liede ist die Musik. Das Lied ist ein vertontes Gedicht. Wird es in allen Kreisen des Volkes bekannt und beliebt, so wird es zum Volkslied. Seine Dichter werden selten genannt, da sie ohne Ehrgeiz nur für das Empfinden des Volkes und aus dessen Empfinden heraus dichteten. Das liederfrohe Volk der Deutschen mit seinem überreichen Gemütsleben war in erster Linie berufen, im Lied die Gefühle seines Herzens auszudrücken. Die deutschen Stämme, die zuerst mit den Römern handgemein wurden, besaßen bereits einen reichen, religiös epischen Volksgesang von urkräftiger Wildheit — Lieder zur Verherrlichung ihrer Götter und ihrer Helden. Sie trugen diese mit so rauher, mächtiger Stimme vor, daß, wie Tacitus erzählt, die römischen Legionen angstvoll erschauerten, wenn diese Gesänge von den Lagerfeuern ihrer grimmigen Gegner herüberschallten. Beim Angriff in der Schlacht schwollen sie — begleitet von riesigen bronzenen Hörnern, den „Luren" — so gewaltig an, daß die Römer sie ein grausiges Geheul — ululatus terribilis — nannten. Die Völkerwanderung verschlang in ihren Wogen diese älteste deutsche Poesie. Einige dichterische Stoffe wie Dietrich von Bern, der Gothenkönig Ermanrich, ferner der „hörnin" Siegfried, der Hunnenkönig Attila, der Langobarde Rothari, die Wickinger-Könige der Nordsee usw. sind uns als Kern der epischen Volkspoesie durch spätere Chroniken bekannt geworden, der Wortlaut der Lieder aber ist verschwunden. Dasselbe ist leider von den meisten Volksliedern kriegerisch epischen Charakters zu sagen, die im Lauf der Zeiten, bis etwa zum 13. Jahrhundert, entstanden. Daß sie uns fast alle verloren gingen, war natürlich. Die Lieder wurden nicht gedichtet, um zu belehren, sondern um diejenigen zu erfreuen, die an einem geschichtlichen

Digitized by Google

Vorgang teilgenommen hatten. Sobald nun das Interesse an diesem verblich, kam auch das Lied, das ihn feierte, in Vergessenheit. Zudem verfolgte die Kirche die Lieder, die an die alten kriegerischen Götter erinnerten, mit ihrem Hasse. Wenn ein Dichter von der Pracht des Gewitters, von dem Klirren von Schild und Speer sang, so witterte die Kirche darin eine Verherrlichung des Wotan und in jedem Maienlied ein Zurücksehnen nach dem lieblichen Baldur. Die Kirche versuchte dann, durch den musikalischen Teil der Gottesverehrung dem Volk einen Ersatz für die zurückgedrängten kriegerischen Volkslieder zu geben, aber ohne Erfolg. Bis zum Eintritt der ritterlich höfischen Poesie — 12. Jahrhundert — verblieb das Volks- und Kriegslied ein Heiligtum für alle Teile des Volkes. Es gab nur eine ungeteilte Art und Weise des Sanges, die allen Schichten des Volkes vom König bis zum Bettler gemeinsam war und alle gleichmäßig erfreute. Das älteste, erhaltene deutsche Heldenlied ist das „Hildebrandlied". Es ist der einzige — nur fragmentarisch erhaltene — Rest, der uns aus der Blüte des altdeutschen Heldensanges überkommen ist. Es schildert aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern den Kampf, welchen Hildebrand, der Genoß des Heldenkönigs, unerkannt mit seinem eigenen, vor 30 Jahren als Kind zurückgelassenen und totgeglaubten Sohn Hadubrand zu bestehen hatte. Der Schluß des Liedes fehlt, es endete aber zweifellos tragisch. Wir verweilen bei ihm, weil es die wunderliche Umbildungsfähigkeit des Volksliedes zeigt. Die Sänger machen Zusätze und ändern den Inhalt je nach Geschmack und Neigung, sie singen das Unverstandene gedankenlos nach und fördern dadurch unfreiwillige Abweichungen. So taucht nach acht Jahrhunderten das „Hildebrandlied" als Landsknechtslied mit fröhlichem Schluß wieder auf und wir stehen nicht an, es in dieser Form, wenigstens mit einigen charakteristischen Versen hier folgen zu lassen:

1. „Ich will zu land außreiten",
Sprach sich maister Hiltebrant,
„Der mich die weg tät weisen
Gen Bern wol in die lant;
Die sind mir unkunt gewesen
Vil manchen lieben tag
Ei ja — ha! in 32 jaren
Frav Uten ich nie gesach."

2. „Wilt Du zu land ausreiten"
Sprach sich herzog Amelung,
„Was begegnet Dir auf der haiden?
Ain schneller Degen jung;
Was begegnet Dir auf der marke?
Der jung herr Alebrant.
Ja ritteſt du selb zwölfte,
Von im würdest angerant."

3. „Ja! rennet er mich ane
In seinem übermut
Ich zerhaw im seinen grünen schilt
Es tut im nimmer gut.
Ich zerhaw im seine brünne
Mit ainem schirmenschlag
Und daß er seiner mutter
Ain jar zu klagen hab."

5. Do er zum rosengarten außrait
Wol in des Berners mark,
Da kam er in große arbait
Von einem helden stark,
Von einem helden junge
Wart er da angerant:
„Nun sag an, du vil alter,
Was suchst in meines vaters land?"

Digitized by Google

Es folgt nun die Beschreibung des Kampfes; daraus:

10. Ich waiß nicht, wie der junge
Dem alten gab ain schlag,
Daß sich der alte Hiltebraut
Von herzen sehr erschrack;
Er sprang sich hinderrucke
Wol siben klafter weit:
„Nun sag an, du vil junger,
Den straich lert dich ain weib."

12. Er erwischt in bei der mitt,
Da er am schwachsten war,
Er schwang in hinderrucke
Wol in das grüne gras:
„Nun sag mir, Du vil junger
Dein beichtvater will ich wesen:
Bist du ain junger Wölfing?
Vor mir magst du genesen."

Es kommt die Erkennung zwischen Vater und Sohn. Hierauf:

16. „Ach vater, liebster vater!
Die wunden, die ich Dir hab g'schlagen
Die wolt ich dreimal lieber
In meinem haubte tragen."
„Nun schweig, Du lieber sune!
Der Wunden wird gut rat
Seit daß uns gott beide
Zusammen gefüget hat."

Sie reiten nun beide heim; Frau Ute erkennt ihren Gemahl nicht. Sie sitzen im Rittersaal beim Wein:

19. „Nun schweige, liebe mutter,
Ich will Dir new mär sagen:
Er kam mir auf der haide
Und hat mich nahet erschlagen;
Und höre, liebe mutter,
Main gefangener sol er sein:
Es ist Hiltebraut der alte
Der liebste vater mein."

20. Ach mutter, liebe mutter,
Nun beut im zucht und er."
Do hub sie auf und schenket
Und trug ims selber her;
Was hat er in seinem munde?
Von gold ain fingerlin (Ring)
Das ließ er in becher sinken
Der liebsten frawen hin usw.

Dem jungen deutschen Volke erschien die eigene Vergangenheit in dichterisch verklärter Form der Heldensage. Diese steht zwischen Mythe und Geschichte. Karl der Große ließ die epischen Heldenlieder sammeln. Durch die Feindschaft der Kirche ging diese Sammlung verloren. Nur ein Lied Notkers des Stammlers, eines Mönches von St. Gallen: media vita in morte sumus ist erhalten geblieben. Aber auch dieses mußte Karl der Große unterdrücken, da es seine Franken zu sehr zu Mord und Kampf begeisterte. Diese Feindschaft der Kirche erlosch erst mit ihrem vollen Siege. Sie wird dann Trägerin und Erhalterin der Schätze der Heldenpoesie. Dahin gehören das „Walthari-Lied" — erhalten durch den Mönch Eckehart —, die Heldenlieder der Edda aus dem 9. und 11. Jahrhundert, nordische Sagen, Skalden usw. Kerndeutscher tritt uns entgegen das „Ludwigslied" am Ende des 9. Jahrhunderts. Es besingt die Schlacht des deutschen Königs Ludwig gegen die Normannen im Jahre 881 bei Saucourt. Hier zeigt sich schon deutlich ein kirchlicher Einschlag. Zur Probe nur ein Vers. Wie der König zur Schlacht reitet, heißt es in der Übersetzung:

Digitized by Google

Der König ritt mutig, sang ein Lied heilig
Und allesammen sangen Kyrie eleison.
Sang war ausgesungen, Kampf ward begonnen.

Noch schärfer zeigt den Einfluß der Kirche das altsächsische Gedicht „Heliand" des 9. Jahrhunderts. Es erzählt die Geschichte Christi. Dem naiven Dichter erschien aber Christus als ein mächtiger germanischer Volkskönig mit treuer, kampfesfroher Gefolgschaft, den adeligen Jüngern. Vom 9. bis 13. Jahrhundert unterdrückte die Kirche den alten Volkssang mit unerbittlicher Strenge. An die Stelle der kleinen, artigen Lieder, mit denen das Volk sich an seine Kriegsfahrten und Schlachten zu erinnern gewohnt war, trat nun bei feierlichen Umzügen, beim Gottesdienst, bei Hochzeit und Leichenfeiern als Rundreim das „Kyrie eleis", das das Volk dem Vorbeter antwortete. Dies durchzusetzen, ist der Kirche schwer genug geworden.

Mit der zähen Widerstandskraft, die das Volk besitzt, wenn es gilt, seine geistigen Heiligtümer zu verteidigen, wurde trotzdem außerhalb der Kirchen und Klostermauern das Kriegs- und Volkslied in dem genannten halben Jahrtausend vom Volke heimlich gehütet. Nur dürftige Reste sind uns erhalten geblieben — unzusammenhängende Bruchstücke. Gesammelt sind diese im 14. und 15. Jahrhundert in den sogenannten „Heldenbüchern", teilweise auch in der Limburger Chronik. Diese berichtet über die Geschehnisse in West- und Süddeutschland während des 13. und 14. Jahrhunderts. Wenn diese Zeit auch arm an Dichtern genannt werden muß, so war sie doch nicht sangesarm. Im Gegenteil, es erschollen Lieder auf allen Straßen und in allen Herbergen. So wichtig erschien das Singen, daß der Chronist neben dem Bericht über die zahllosen Schlachten und Fehden nie versäumt, das Lied zu bezeichnen, das man hauptsächlich in den oder jenen Zeitläuften gesungen habe. So heißt es von 1356: In dieser Zeit sung man das Tagelied von der heiligen Passion und war neu und machte es ein Ritter:

O starker Gott, all unser Noth
Befehl'n wir Herr in Dein Gebott.
Laß uns den Tag mit Gnaden überscheinen.
Die Nahmen drey, die steh'n uns bey
In allen Nöthen, wo wir seyn
Die Nägel und der Speer und auch die Crone usw.

Man wird diesen Reimereien keinen großen Gehalt zusprechen können. Sie wurden meist in den tieferstehenden Volksschichten gesungen. Die höheren Kreise standen von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab unter dem Einfluß der höfisch-ritterlichen Kunstpoesie, die das Volks- und Kriegslied vorübergehend verdrängte. Diese Kunstpoesie schloß sich aber in ihren schönsten Erzeugnissen an das lebendige deutsche Volkslied an. Dem „Nibelungenlied", der „Gudrun" usw. liegen die alten deutschen kriegerisch epischen Stoffe zugrunde.

Digitized by Google

Als nach dem Jahre 1300 die ritterliche Kunstpoesie nach zweihundertjähriger Blüte verrohte und verdarb, wandte sich das ganze Volk wieder der schlichten Darstellung seiner Taten zu, die damals nur kriegerischer Natur sein konnten. Eine Fülle kleiner epischer Dichtungen schoß im 14. und 15. Jahrhundert empor, die alle ihre Melodien fanden und oft beim Tanz und Reigen gesungen wurden. Sie sind fast alle etwas langatmig geschrieben und man muß das Gedächtnis der Singenden bewundern. Dies war aber damals noch nicht mit soviel Wissen beschwert wie heute. Man erinnere sich, daß im alten Sparta kein Jüngling mannbar gesprochen wurde, der nicht den ganzen Homer auswendig konnte, wenigstens aber die Ilias.

Von der Dichterweise dieser Zeit mag ein Lied Zeugnis ablegen, das von einem jungen Reuter verfaßt ist. Es mag Goethe bei seiner Dichtung „Das Haideröslein" vorgeschwebt haben. Hiervon einige Verse:

1. Sie gleicht wol einem rosenstock
Drumb gliebt sie mir im herzen
Sie tragt auch einen roten rock
Kann züchtig, freundlich scherzen.
Sie blüet wie ein röselein
Die bäcklein wie das mündelein
Liebst du mich, so lieb ich dich
Röslein auf der heiden.

2. Der die röslein wirt brechen ab
Röslein auf der heiden,
Das wirt wol tun ein junger knab
Züchtig, fein, bescheiden usw.

5. Behüt dich gott, mein herzigs Lieb,
Röslein auf der heiden!
Es ist fürwahr mit mir kein Scherz
Ich kan nicht länger beiten (warten)
Du komst mir nicht aus meinem sinn
Dieweil ich hab' das leben inn;
Gedenk an mich wie ich an dich
Röslein auf der heiden usw.

Die Melodien zu diesen Weisen waren überaus mannigfaltig. Man nannte sie Töne. So gab es einen Hildebrands-Ton, Herzog-Ernst-Ton, die Berner Weise, Bruder-Veits-Ton und unzählige andere. Ihre Bezeichnung rührt her von den Anfangsstrophen derjenigen Lieder, zu denen sie zuerst komponiert wurden. Die Beliebtheit dieser Weisen war so groß, daß die geistlichen Lieder sich zum Teil ihnen anschließen mußten. So wurde das alte Kriegslied:

Inspruck! ich muß dich laßen
Ich far dahin mein straßen
Ist wider meinen Dank usw.

in ein Kirchenlied umgeformt: „O Welt, ich muß dich lassen." Das Trinklied: „Der liebste Buhle, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller" mußte sich die kirchliche Variante gefallen lassen: „Der liebste Buhle, den ich han, der ist in Himmels Throne."

Einen ganz gewaltigen Aufschwung erfuhr die kriegerische Volkspoesie durch die Reformationszeit, und zwar von ihren ersten Anfängen an. Die Befreiung der Geister von fesselnder Bedrückung brachte eine Unmenge von dichterischen Kräften zur Entfaltung, überall sprudelte und rauschte der reiche Quell tatenfrohen Empfindens hervor. Im 16. Jahr-

Digitized by Google

hundert tritt die wunderbare Erscheinung zutage, daß die ganze deutsche Nation — hoch und niedrig — sich wieder zusammentut, um das heimische epische Volks- und Kriegslied zu pflegen. Dieses einheitliche Zusammengehen aller Kreise hat gehalten bis an die Wende zum 17. Jahrhundert. Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der geistigen Entwicklung unseres Volkes.

Die Stoffe der Lieder waren denkbar mannigfaltig. Die Fahrenden und Vaganten behandelten noch die Heldensage; die Schlachten und Fehden wurden von den Kriegsleuten besungen; diese hüteten auch die kostbaren Blüten des innerlichen Gemütslebens, das, was wir heute „Volkslied" nennen. Dazu trat dann die ganze Fülle der Trink-, Liebes- und Schelmenlieder, von denen sich noch so manche bis auf den heutigen Tag im Heere erhalten haben. Die Kriegslieder bemächtigten sich auch der Novellenstoffe des Mittelalters. Daher der Sang vom Möringer, dem Bremberger, dem Tanhäuser usw. Kühne Raubritter werden als Helden gefeiert, wie das Eppelein von Geilingen, der Lindenschmied, der Schuttensamen, der Raumensattel, der Schwartenhals und der Seeräuber Störtebecker. Die Schlachten gegen die Schweizer und die Dithmarschen, gegen die aufrührerischen Bauern, aber auch gegen die räuberischen Ritter, den Schwäbischen Bund, das Brechen der Burgen — Hohenkrähen an der Spitze — werden in langen Gedichten besungen. Das kriegerische protestantische Kirchenlied sproßt empor, ebenso aber auch der fröhliche Wettgesang mit Frage- und Antwortspiel — unsern heutigen Schnaderhüpfeln ähnlich. Die Hauptträger dieser ganzen Liederflut waren die deutschen Landsknechte und Reuter.

Der Landsknecht ist eine typische Figur von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ab bis zum Dreißigjährigen Kriege. Die Landsknechte betrachteten den Kaiser Maximilian, der sie an Stelle der abtrünnigen Schweizer als kerndeutsches Fußvolk geschaffen hatte, als ihren Schirm- und obersten Kriegsherrn, Georg von Frundsberg aber, ihren berühmtesten Führer, als den Landsknechtsvater. Ihre eigene Gesetzgebung galt ihnen wie eine Ordensregel. So singt ein alter Landsknecht aus der Seele seiner Streitgenossen heraus:

Gott gnad dem großmächtigen Kaiser frumme
Maximilian! bei dem ist aufkumme
Ein orden, durchzeucht alle land
Mit pfeifen und mit trummen;
Landsknecht sind sie genant.
Fasten und beten laßen sie wol bleiben
Und meinen, pfaffen und münich sollens treiben,
Die haben davon ihren stift,
Das mancher Landsknecht frumme
Im gartsegel (almosenheischend) umb schifft.

Digitized by Google

In wammes und halbhosen muß er springe
Schne, regen, wind, alles achten geringe
Und hart liegen für gute speis.
— — — — — — — — — — —
Erstlich muß er ein weib und flaschen haben
Darbei ein Hund und einen knaben,
Das weib und wein erfrewt den man.
— — — — — — — — — — —
Das was der brauch, gewohnheit bei den alten
Also sol es ein ieder landsknecht halten:
Würfel und karten ist ir geschrei,
Wo man hat gute weine
Sollen sie sitzen bei.
Da sollen sie von stürmen, schlachten sage
Deß müßen sie warten nacht und tage
Darumb so tut in lernens not
Wie man mit langen schießen
Processiones hat usw.

Aus diesem Lied und mehr noch aus dem folgenden geht hervor, daß die Landsknechte keine willkommene Gäste sein konnten:

Nim dir's ein mut, dracht nit nach gut,
Laß niemands von dir erben;
Kauf nichts ins haus, dracht nur heraus,
Tu weib und kind verderben!
Nim darnach ein orden an
Und werd ein freier kriegsman
Such dir ein reichen herren
Wilt du das kriegen lernen!
In hungers not schlag hennen tot
Und laß kein gans mer leben,
Trag's ins wirtshaus, rauf ir die Federn auß!
Da brät man dir's gar eben usw.

Wenn die Landsknechte marschierten, schlugen die Trommeln — groß wie die Weinfässer — im Fünftakt an, d. h. nach jedem fünften Schlag war eine kleine Pause. Die Knechte sangen dazu:

Hüt dich Baur, ich komm
Mach dich bald davon;
Hauptman gieb uns Geld
Während wir im Feld;
Mädel komm heran
Füg' dich zu der Kann usw.

Der Erfindung neuer Marschreime war ein weiter Spielraum geschaffen. Daß die Landsknechte vor einem Spott über kirchliche Gebräuche und Einrichtungen nicht zurückschreckten, zeigte das Landsknechts-Vaterunser, in welchem die Worte des Gebets wie ein Akrostichon an den Schluß der Verse gesetzt sind. Der Anfang lautet:

Wenn der landsknecht beim bauern kehret ein
Grüßet er in mit freundlichem Schein — Vater
Danket ihm daneben zu jeder Frist:
Baur, was du hast, Alles ist — unser
Dagegen danket ihm der Baur:
Der Teufel füret dich her, du Laur — der du bist
usw.

Digitized by Google

Der Spott gegen kirchliche Einrichtungen verdichtete sich oft zu Kampfliedern gegen den Papst; besonders hatten die Landsknechte es dem Papste Hildebrand (Gregor VII.) nicht vergessen, wie tief er den Kaiser Heinrich IV. in Kanossa gedemütigt hatte. Ein sehr merkwürdiges, von deutschpatriotischem Empfinden zeugendes Lied warnt Kaiser Karl V., er möge sich nicht mit dem Papst freundschaftlich stellen, sonst würde es ihm gehen wie Kaiser Heinrich. Einige Verse dieses, seinerzeit ungemein verbreiteten Liedes lauten:

1. Es geht ein Butzemann (böser Geist) im Reich herum,
didum, didum
bidi, bidi, bum
Der kaiser schlägt die trum
Mit händen und mit füßen
Mit schwertern und mit spießen!
didum, didum, didum.
Ach Karle, großmächtiger mann,
Wie hast ein spiel gefangen an
Ohn not in teutschen landen?
Wollt Gott, du hättst es baß bedacht
Dich solch's nit unterstanden.

2. Ach Karle, sieh dich besser vor
Bedenk den feind vor deinem tor,
Wenn du zu pabst gefallen
Solch grewlich mord willst richten an,
Wovon die lande erschallen.

3. Ach denke an pabst Hildebrandt!
Er regte krieg im teutschen land,
Den kaiser zu vertreiben,
Und setzte an viel Fürsten stark —
Im Bann mußt er stets bleiben.

6. Ach Hildebrandt, der feiert nicht,
Des kaisers sohn er auch anricht,
Den vater zu verjagen.
Das reich darob zerrissen ward
Viel edles volk erschlagen.

7. Der kaiser muß vorm pabste stehn
Im sünderhemd ganz nackt im schnee.
Der pabst der ließ ihn stehen.
Er lag in seiner buhlen schooß
So wird es dir noch gehen usw.

Das Lied hat eine gewaltige Wirkung gehabt. Es tritt uns hier die bemerkenswerte Erscheinung entgegen, daß diese Art Lieder eine politische Bedeutung gewannen, die Stimmung im Volke wesentlich beeinflußten und so unbewußt die Rolle übernahmen, die heutzutage die politische Tagespresse der öffentlichen Meinung gegenüber spielt. Man kann diese Lieder daher mit Fug und Recht polemische nennen. Es muß aber der Anschauung vorgebeugt werden, als ob die Landsknechtslieder alle ein Abwenden von kirchlicher Gesinnung zeigten. Im Gegenteil zeigen die Landsknechte eine glühende Verehrung für den großen Reformator Luther. Man darf nicht vergessen, daß im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vier Fünftel der deutschen Nation (Österreich eingeschlossen) seiner Lehre anhingen. So war Luthers „Kriegslied des Glaubens"

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen

ganz aus der Seele der Landsknechte gedichtet. Dieser religiöse Zug ging bis in die Mitte des Dreißigjährigen Krieges:

Digitized by Google

Gott ist der Christen hilf und macht
Eine feste citadelle;
Er wacht und schildert tag und nacht
Tut rond und sentinelle.
Jesus ist das wort
Brustwehr, weg und port
Der rechte korporal
Hauptmann und general
Quartier und corps de garde usw.

Die epischen Kriegslieder aber, die zu Zeiten der Kaiser Maximilian und Karl V. gesungen wurden, zählen nach vielen Hunderten. Sie haben fast alle eine einzelne kriegerische Aktion zum Gegenstand, der trockene, philiströse Ton der bürgerlichen Meistersinger, die damals die höhere Dichtkunst zu vertreten glaubten, hat schon etwas auf sie abgefärbt. Zu bemerken ist, daß sie nicht mehr einstimmig, sondern zwei- bis vierstimmig gesungen wurden. Da die Lieder alle sehr langatmig sind, kann von ihnen nur ein kurzer Auszug gegeben werden.

Die Schlacht von Pavia 1525.

1. Was will wir aber heben an?
Ein newes Lied zu singen;
Wol von dem könig aus Frankenreich
Mailand, das wolt er zwingen.

10. Die landsknecht machten ir ordnung fest
Ein rat, der wurd beschlossen:
Ein verlornen haufen man machen soll
Ein hauptmann außgeschoßen (ausgewählt)
Hauptmann edel ist er genant
Man ruft in an mit trewen:
„Nim den verlornen haufen zu hand
Laß dich dein leben nit rewen."

14. Herr Jörg (Frundsberg) ein edler ritter fest
Stand da mit seiner helleparten.
Er sprach: „es kommen uns fremde gäst,
Derselben wöll'n wir warten."
Gegen im zog der Langenmantel*) daher
„Herr Jörg vorsich dich eben
Du mußt hie mein gefangener sein
Ob du wilt fristen dein leben."

17. Ein graf genant aus teutschem land
Mit namen der von Salmen
Er griff den könig selber an.
Die landsknecht waren zerspalten**)
Der vicereg (Vizekönig) desselben gleich
Manch speer ward in der mitt zerspalten.
Da stach wir all mit freiden drein
Der lieb got soll sein walten.

22. Der uns das liedlein newes sang
Von newem hat gesungen?***)
Das hat getan ein landsknecht gut
Den raien (Reigen) hat er gesprungen.
Wan er ist auf der kirchwei gewest;
Der pfeffer ward versalzen.
Man richt in mit langen spießen an
Mit helleparten geschmalzen.
Allein got die eer.

Das Brechen der Raubburg Hohenkrähen im Höhgau 1512 durch den Schwäbischen Bund. Auf dieses Ereignis wurde eine ganze Reihe Lieder gedichtet:

*) Führer der „schwarzen Bande" im Solde des französischen Königs.
**) D. h. die schwarze Bande Langmantels.
***) D. h. in einem neuen Ton (Melodie).

Digitized by Google

1 Im beegaw liegt ein hohes schloß
Darauf treibt man die plackarei so groß,
Das ist war und nit erlogen;
Der römisch kaiser ward überein
Wol mit dem schwäbischen pund gemain
Die feind darfür gezogen.

3. Das schloß will ich euch nennen frei
So haist man's doch die hohenkreen
Auf ein hohen fels gebawen;
Darfür kam mancher reuter gut
Auch viel der landsknecht wolgemut,
Das schloß wollten sie anschawen.

8. Mit scharpfen metzen*) und fingerei
Der nachtigall*), der waren drei.
Solch geschütz mag man wol kennen!
Darauß man eisne kugeln schoß
Gen hohenkreen in das schloß
Die mauren mußten sich zertrennen.

11. Wol an dem sambstag fru vor tag
Die auf dem schloß rufften umb gnad
Ob jemants den obersten hauptman wiste
Das war Herr Jörg von Lichtenstain,
Das schloß wollten sie im geben ein,
Daß man in ir leben thett fristen usw.

Alle dergleichen Lieder endigen mit einer Anspielung auf den Autor oder mit der Nennung seines Namens. Diese Anspielungen sind oft schelmischer Natur. So heißt es z. B.:

Dieß liedlein ist in Eil gemacht
Ein jungen landsknecht wohlgeacht
zu freundlichem gefallen.
Von einem, der wünscht glück und heil
Frummen landsknechten allen — ja allen.

oder:

Der uns das lied gemacht
Der hat gesungen aus freiem mut
Daß heißt er mit namen:
Der wenig gewinnt und viel vertut.

Die Trutzlieder der Landsknechte gegen die schweizerischen Fußknechte, mit denen sie in unzähligen Gefechten zusammentrafen und die sie als Konkurrenten bitter haßten, zählen gleichfalls nach Hunderten. Noch mehr als die epischen, in behaglicher Ausführlichkeit einherschreitenden Kriegslieder muten uns die lyrischen Gesänge an, die dem geheimsten Gefühlsleben des Volkes Ausdruck gaben. Diese haben in den Landsknechten und Reutern treue Hüter gefunden. Die Reuter waren die Landsknechte zu Pferde. Sie bildeten den Kern der teutschen „Küriſſer", die damals noch vielfach die Schlachten entschieden. Aber auch die Burgmannen des Adels rekrutierten sich aus ihnen. Einige dieser echten Volkslieder haben sich noch bis jetzt in der Armee erhalten, vielfach im Laufe der Jahrhunderte verändert, ergänzt oder verkürzt, so daß sie kaum den alten Ursprung ahnen lassen; so das allgemein bekannte:

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben so mannicher Soldat usw.

*) Geschütze.

Digitized by Google

und das noch gefühlsinnigere:

Zu Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trauern an,
Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen
Ins Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an usw.

Die Änderungen, die das Volk im Laufe der Zeiten vornahm, waren keineswegs immer eine Verballhornisierung des ursprünglichen Textes. Das Volk versteht vielmehr oft mit feinem und zartem Verständnis geringeres und ungehöriges auszuscheiden. Allerdings liebt es auch Zusätze beizufügen, die nur für eine beschränkte Zeitspanne passen und in späteren Zeitläuften wieder beseitigt werden. Hierfür mögen die beiden folgenden Beispiele dienen, die noch heute im Heere vielfach gesungen werden und deren Fassung sich vielfach verändert hat. Der ursprüngliche Text lautet:

1. Es ritten drei reiter zum tor hinaus.
Ade!
Feins liebchen schaut zum fenster heraus,
Ade!
Und wenn es denn soll geschieden sein,
So reich mir dein güldenes ringelein
Ade, ade, ade!

2. Und der uns scheidet, das ist der tod,
Ade!
Er scheidet so manniches Jungfrewlein
Ade! [rot,

3. Er scheidet das kind wol in der wieg,
Ade!
Wann werd ich mein schätzel doch
kriegen
Ade!
Und ist es nicht morgen? ach wär es
doch heut,
Es macht' uns allbeiden gar große
freud,
Ade, ade, ade!
Ja scheiden und meiden tut weh.

Das zweite Lied ist noch mehr Gemeingut der Armee geworden, trotz seines unverständlichen Textes:

1. Es wolt ein jäger wol jagen
Ein hirschlein oder ein reh
Drei stündlein vor den tagen
Ein hirschlein oder ein reh.

2. Ach jäger, du hast kein verschlafen
„Lieber jäger, jetzt ist es zeit;
Dein schlaf tut mich erfreuen
In meiner stillen einsamkeit."

3. Das tät den jäger verdrießen
Dieweil sie so reden tät
Er wolt das jungfräwlein erschießen
Dieweil sie so reden tät.

4. Sie fiel dem jäger zu füßen
Auf ihre schneeweißen Knie;
„Ach jäger thu mich nicht erschießen."
Dem jäger das herze wol brach.

5. Sie tät den jäger wol fragen
„Ach edler jäger mein,
Darf ich ein grünkranz wol tragen
In meinem goldfarbenen haar?"

6. „Grün kränzelein darfst du nit tragen
Wie ein jungfräwlein trägt.
Ein schneeweiß häublein sollst tragen
Wie ein jung Jägerfrau trägt."

Die vorstehenden Lieder tragen den balladenartigen, sprunghaften Charakter des echten Volksliedes, das ohne weiteres ein Hinzudichten gestattet. Gerade deshalb sind sie beim Kriegsvolk so beliebt geworden und

Digitized by Google

haben sich mit vielen ähnlichen sangeskräftig erhalten. Aus der üppigen Fülle der Reuterlieder lassen wir nur ein einziges auszugsweise folgen:

1. Von erst so wöll'n wir loben
Mariam, die reine maid
Die ist so hoch dort oben
Main pitt (Bitte) sie uns versait;
Merkt auf ihr reiterknaben:
So wir in sorgen traben
Und sonst kein fürpitt haben
So helf uns, die vil zart
Die gottes mutter ward.

2. Sant Jörg, du edler ritter
Rottmeister solt du sein.
Bescher uns gut gewitter
Tu uns dein hilfe schein (schicken)
Daß uns nit misselinge
Daß wir die paurn*) bezwingen
Die uns da wollen verdringen
Der sich des adels fleist**)
Und doch den fuchs nit beist.**)

4. Merkt auf ihr reiterknaben
Was unser orden inhalt!
So wir nimmer pfenning haben
Und uns futer und mal (Mehl) entfalt,
So müßen wir fürbaß werben
Daß wir nit hungers sterben,
Die reichen kauflent erben
So oft er dir werden mag
Acht nit, was er dir sag.

9. Hilf Gott, daß wir bezwingen
Der pauren übermut
Die uns um's leben bringen
Vil manichen reiter gut!
Irn hochmut sol man prechen
Soll sie unter die merhen (Mähren) stechen
Manchen guten Gesellen rechen
Pringt in groß ungemach
Singt uns der Schenkenbach.

Dieses Lied erinnert an die Naivität der italienischen Räuber, die vor einem Raubzuge die Madonna um sein Gelingen bitten.

Von den unzähligen Trinkliedern lassen wir zwei folgen, deren erstes noch heute fröhlich gesungen wird:

Muskateller-Lied.

1. Den liebsten bulen, den ich han,
Der leit beim wirt im keller,
Er hat ein hölzin röcklein an
Und heist der muskateller;
Er hat mich nechten trunken gemacht
Und frölich heut den ganzen tag
Gott geb im heint ein gute nacht.

2. Von disem bulen, den ich mein,
Wil ich dir bald eins bringen (zutrinken)
Es ist der allerbeste wein,
Macht mich lustig zu singen;
Frischt mir das blut, gibt freien mut,
Als durch sein krafft und eigenschaft.
Nu grüß dich gott, mein rebensaft.

Der Tummler.

1. Frisch auf, gut gsell, laß rummer gan!
Tummel dich gut's weinlein!
Das gläslein sol nit stille stan
Tummel dich! tummel dich! tummel dich gut's weinlein.

2. Er setzt das gläslein an den mund
Tummel dich gut's weinlein!
Er trunk's herauß biß auf den grund
Tummel dich, tummel dich, gut's weinlein.

3. Er hat sein sachen recht getan
Tummel dich, gut's weinlein!
Das gläslein soll herummer gan
Tummel dich, tummel dich, gut's weinlein.

*) Hier das städtische Patriziat.

**) D. h. die sich für adelig ausgeben und doch feige sind.

Digitized by Google

Die Fülle der Liebes- und Schelmenlieder übertrifft die der Trinklieder noch bei weitem. Von der platten Gemeinheit bis zur feinfühligen Zartheit gibt es unzählige Varianten. Auch die Schelmenlieder haben zuweilen eine schier unverwüstliche Dauer. Wir geben hier einige Verse eines Liedes, das volle 400 Jahre alt ist und das jeder unserer militärischen Leser in der Marschkolonne mitgesungen oder wenigstens gehört haben wird:

1. Es hat ein bawr ein schönes weib
Die blieb so gerne zu haus
Sie bat oft ihren lieben mann
Er sollte doch faren ins heu.
Er sollte doch faren ins
ha, ha, ha, ha, ha, ha heidildei
Juchheisasa
Er sollte doch faren ins heu.

2. Der mann, der dacht' in seinem sinn:
„Die reden, die sind gut!
Ich will mich hinter die haustür stelln
Will sehen, was meine frau tut,
Will sagen ich fare ins heu" usw.

3. Da kommt geschlichen ein reitersmann
Zum jungen weib hinein
Und sie umpfanget gar freundlich ihn
Gab stracks ihren willen drein
Mein mann ist gefaren ins heu usw.

7. Und wer auch dies neue liedlein pfif,
Der mußt es singen gar oft
Es war der junge reutersknecht
Er liegt auf grasung im hof.
Er fuhr auch manchmal ins heu
Ha, ha, ha, ha, ha, ha heidildei
Juchheisasa
Er fuhr auch manchmal ins heu.

Wir können von den Landsknechten nicht scheiden, ohne ihres Liedes „frommer Landsknechte seligster Tod" zu gedenken. Das Lied lautet im Auszuge:

1. Gott selbst ist vorne mit uns dran
Tut selber für uns streiten.
Der feind nicht länger stehen kann
Weicht ab von allen seiten.
Ihr brüder setzt nur mutig drein
Die feinde tun verzagt sein,
Der sieg und preis sei unser.
Drom, drari, drom!
Komm, bruder, komm,
Pomp, pomp, pomp, pomp
Freu dich mein comp (Genosse)
Hilf frisch nachjag'n
Acht nit der beut
Sie hat ihr zeit
Wir wölln's noch wol finden
Bleib keiner nicht dahinten.

12. Mein sel'ger tod ist in der welt
Als wer vor'm feind erschlagen
Auf grüner heid', in freiem feld
Darf nit hören groß wehklagen.
Im engen bett sonst einer allein
Muß an den todesreihen,
Hier aber findt er gesellschaft fein
Fall'n mit wie kräuter im maien.
Ich sag ohne spott
Mein sel'ger tod
Ist in der welt
Als so man fällt
Auf grüner heid.
Ohn' klag und leid
Mit trommel klang
Und pfeifen gesang
Wird man begraben
Davon wir haben
Unsterblichen ruhm
Die helden frumm
So setzen leib und blut
Dem vaterland zu gut usw.

Den Schluß bilde das Lied, das der Landsknechtsvater Georg von Frundsberg am Ende seiner beispiellosen Kriegerlaufbahn in bitterer Resignation dichtete:

Digitized by Google

1. Mein fleiß und müh
Ich nie hab g'spart
Und allzeit g'wart
Dem herren mein
Zum besten sein,
Mich g'schickt hab
drein.
Gnad, gunst verhofft;
Doch g'müt*) zu hof
Verkehrt sich oft.

2. Wer sich zu kauft
(sich dazu hält)
Der lauft weit vor,
Der kommt empor.
Wer lange zeit
Mit ehren streit
Muß dannen weit.
Das tut mich krankt
Mein treuer dienst
Bleibt unerkannt.

3. Kein dank noch lohn
Davon ich bring.
Man wiegt mich ring
Und ist mein gar
Vergessen; zwar
Grot not und g'fahr
Ich bestanden han.
Was freude soll ich
haben dran?!

Mit dem Tode Kaiser Karls V. begannen unter seinen teils schwachen, teils fanatischen Nachfolgern jene Bedrückungen der Protestanten, die zuletzt im Dreißigjährigen Kriege ihre traurige Erledigung fanden. Diese ganze unglückliche Periode hatte auf die Lust des deutschen Volkes zum Dichten und Singen einen verhängnisvollen Einfluß. Der Wert des Kriegsliedes sank daher schnell; es wurde roh, arm an Erfindung; nur die historischen Lieder reichen in den großen Krieg hinein und überdauern ihn. Die Musik flüchtete sich in die Kantor- und Singstuben der Fürstenhöfe; die Vokalmusik trat ihre Führerrolle an die Instrumentalmusik ab. Nur die Türkennot brachte noch einige bemerkenswerte Kampflieder zutage. Sonst sind diese meist endlos lang und in einem ledernen philiströsen Tone geschrieben. Im Dreißigjährigen Kriege wurden sie mit vielen Fremdworten in geschmackloser Weise durchsetzt; ein Einschlag des Französischen zeigt sich im letzten Drittel des Krieges. Dieser mehrt sich später und wird zu einer trüben Flut, die nicht nur das deutsche Lied, sondern die alltägliche Sprache vollkommen durchtränkte.

Wir geben nun einige Auszüge aus Kriegsliedern des Dreißigjährigen Krieges. Von der Schlacht am weißen Berge (1620) heißt es:

1. Durch Gottes Will und Krieges Macht
Der Böhmen Trutz und stolze Pracht
Zu Schanden ist gemacht;
Ihr Reich nicht länger konnt bestehn
Wie man hat bei der Schlacht gesehn
Am 8. November gescheh'n.

8. Vornen an der Spitzen, ohne Still
Der Obrist Baur und Florenvill
Fochten mit Herz und Will.
Hingegen der Feind sich tapfer wehrt
Zumitten ward mancher Sattel geleert,
Zu weichen keiner begehrt.

9. Bis aus der bayrischen Reuterei
Der Obrist Cratz geritten herbei
Mit fünf schöner Companei.
Er griff den Feind mit Freuden an
Er schlug drein wie ein Ritters Mann
Das kostet Pferd und Mann.

11. Hierdurch ist der Feind gar verjagt
Und endlich auf die Flucht gebracht
Mit seiner ganzen Macht.
Der v. Ermatten ihm setzet nach
Viel Mutter Kind an diesem Tag
Man da den Hals zerbrach.

17. Ein Reuter hat dies Lied gesetzt
In der Schlacht er sein Degen netzt'
Sein Leib blieb unverletzt.
Vom Feind hat er ein Beut ertapft,
Welch große Leute zu sich gerafft,
Gott laßt's nicht ungestraft.

*) „Gemüt" heißt hier „Sinnesart".

Digitized by Google

18. Dein Gnad von uns nicht wend, o Herr.
Um deines heiligen Namens Ehr
Bewahr dein Krieges Heer!
Verleih' dem katholischen Stand
Sieg und Triumph in allem Land
Rebellen hand kein B'stand.

Im Jahre 1621 fielen 18 000 Engländer in Norddeutschland ein, um dem Winterkönig Hilfe zu bringen. Sie hausten furchtbar, besonders im Münsterlande. Sie wurden vom Erzbischof von Cöln mit einem zusammengerafften Heere, das sich die „Hahnfedern" nannte, entscheidend geschlagen. Es heißt in einem Liede:

1. Den Jammer will ich zeigen an
So sich hat zugetragen
In dem itzund laufenden Jahr.
Die Wahrheit thu ich sagen.
Viel Engländer eingefallen sind
In's Stift Münster, thu ich kund
Den 2. July Tage.

7. Sie haben so groß Gewalt gebraucht,
Die Männer haben sie angebunden,
Die Unzucht haben sie sehen müssen
An ihren eignen Frauen,
Auch mancher an sein Kindlein klein
Das muß ein großes Herzleid sein,
Doch ist's dabei nicht blieben.

9. Etliche Bauren han sie nehmen thun
Über das Feur gehalten;
Gleich wie die Schwein' sie sie gesenget han
Mit den Händen han sie thun nageln;
Riemen sie aus ihn'n geschnitten han.
Ach Gott sieh doch den Jammer an
Und laß dich's doch erbarmen.

16. Sechstausend Cölnische Reuter geschwind
Der Bischof von Cöln that schicken.
Die ihn'n zu Hülfe kommen sind
Mit 16 großen Stücken.
Auch 4000 Hahnfedern behend
Die durch die Heide gezogen sind
Mit Carthaun und großen Stücken.

18. Bei Holzminden ist die Schlacht geschehn
Da sie gar überfallen
Wol von den Hahnfedern geschwind
Am 6. July Tage.
Viel Volk sie da verlor'n han
Bei 1500 blieben auf dem Plan
Auf der Engländer Seiten.

19. Ihr wurden viel in die Weser gesprengt
Da sie zurücke geschlagen;
Die Engländer stunden in großer Noth
Wohl von den Hahnenfedern usw.

In dem gleichen nüchternen Tone werden alle Schlachten des ersten Drittels des Dreißigjährigen Krieges besungen. Es zeigt sich eine große Neigung zu Schmähgedichten. Die Niederlage Tillys bei Wiesloch entfesselte deren mindestens ein Dutzend. Auch Mansfeld, sein tapferer Gegner, wird geschmäht oder verherrlicht je nach der Parteinahme des Dichters. Der Sieg Tillys bei Wimpfen endete bekanntlich mit dem Heldentod von 400 Pforzheimer Bürgern, die ihrem Markgrafen den Rückzug ermöglichten. Es heißt am Schlusse eines bemerkenswerten Liedes:

11. Da kam das weiße Regiment
In rechtem Grimm einhergerennt
Den Markgraf nahm's in Mitten;
Das schlug ja Alles vor sich todt
Ist mit ihm fortgeschritten — ja schritten.

12. So wurd er gar getreu bewacht,
Bis er in Sicherheit gebracht,
Ob' kostet gleich ihr Leben.
Deimling*) schwung noch die Fahne hoch
Muß auch sein Leben geben — ja geben.

*) Der Bürgermeister.

Digitized by Google

13. Vierhundert Burger liegen todt
In ihrem Blute rosenrot
Für ihren Herrn gestorben;
Ihr Namen lebt für alle Zeit,
Hat großen Ruhm erworben.

Graf Mansfeld mußte nach abenteuerlichem Zuge durch halb Deutschland nach Ungarn flüchten. Dort starb er aufrecht stehend, in voller Rüstung, von zwei Rittern gestützt, das Angesicht nach Osten gekehrt. Folgendes Lied, das nicht ohne poetische Empfindung ist, war ein Nachruf, der tausendfachen Widerhall auf protestantischer Seite fand:

1. So ist der theure Held
Aus dieser Welt gegangen
Der sich im Kriegesfeld
Thät großen Ruhm erlangen!

2. Mansfeldt so ist sein Nam
Hat mannlich ihn getragen;
Wo er zu Felde kam
Gar ritterlich geschlagen.

3. In mancher harten Schlacht
Hat er victor erkämpfet,
Der grimmen Feinde Macht
Mit seinem Schwert gedämpfet.

5. Wie ein Gewitternacht
Stürzt er die Feind darnieder,
Kam stetig neu an Macht,
Wo er bedrängt, herwieder.

7. Da endlich er erkrankt
Den Tod daher sah schreiten
Hat er nicht zag gewankt
Ließ in sein Wehr sich kleiden.

8. Und also frei gestellt
Das Schwert in seinen Handen
Hat er als kühner Held
Auch noch den Tod bestanden.

Mit dem Eintreten Gustav Adolfs von Schweden in den Krieg hebt sich die Fülle der episch-kriegerischen Lieder zu wahrer Flut. Die Schlachten von Breitenfeld und Lützen, in welch letzterer der König seinen Tod fand, bildeten natürlich die Brennpunkte des dichterischen Interesses. Einige Verse mögen dies verdeutlichen:

1. Gustavus Adolphus der Königliche Held
Steht wie ein Gottesstreiter im Feld,
Den Tilly auf's Haubt thät schlagen,
Ob der sich ritterlich auch wehrt,
Ein neu Curranten wurd ihm gelehrt
Davon man lang wird sagen.

3. Und als es gegen Mittag kam
Der König frei ein Anlauf nahm,
Das Feldgeschrei ließ er erschallen.
Da donnerten die Kartaunen los
Es ging hinüber, herüber ein Toos
Als wollte der Himmel einfallen.

4. Des Tilly Feuer wüthet gar sehr,
Auch Staub und Hitz gab viel Beschwer,
Da galts zur Seite gewichen.
Alsbald der Pappenheimer brach herfür
Mit tausend eisern Kürassier
Hauft gar unsäuberlichen.

5. Dem Banner (Banér) gab's ein großen Zorn
Furcht', geh das Feld allda verlor'n
Rennet her mit Musquetieren;
Die schossen also dapfer drauf,
Daß Mann und Roß lagen bei Hauf
Mußten das Spiel verlieren.

6. Allda geschah, was nimmer geschehn
Des Pappenheimers Rucken zu sehn,
Mußt blutend von dannen rennen.
Hätten ihn die rheingräfischen Reuter erwischt
Wär ihm unsauber aufgetischt
Möcht leicht sein Schlund dran verbrennen.

13. Da stürmt der König mit frischem Hauf
Die Höh zu den Batterieen hinauf,
Die da viel dicke stunden.
Gab ein gewaltig Ringen drum
Manch Mutterkind der Tod macht stumm
Bis sie der König gewannen.

Digitized by Google

14. Frisch auf den Feind er sie da richt;
Der wurd gemachet da zu nicht,
Mußt endlich Reißaus nehmen.
Was auch der alte Tille flucht,
Mit drohen, bittlich hat versucht —
Mußt sich zur Flucht bequemen.

17. Als nun die Schlacht erreicht ihr End
Der König gen Himmel hub seine Händ,
Hinkniet auf dem Grunde:
„Ich dank dir Gott für deinen Sieg."
Also weithin und laut er rief
Mit seinem frommen Munde.

Nach dem Tode des Königs beschränkte sich das Kriegslied, matter und matter werdend, auf vereinzelte Taten der Heerführer Wallenstein, Banér, Torstenson, Bernhard von Weimar, Hans vom Werth u. a.

Einiges Interesse bietet ein auf Wallensteins Tod gedichtetes Lied:

1. Der Wallenstein, die eisern Ruth
Hat nun auch geben dar sein Blut
Zu Eger ist ermürdet.
Ein seltsamlich Gerüchte geht
Sein Kaiserliche Majestät
Hab ihn also bewirthet.

3. War ein berühmter General
An Siegen groß, an Worten kahl
Hielt seinen Sinn verschlossen;
Hat in so mancher Feldschlacht heiß
Gespared keine Müh'n und Fleiß
Sein ritterlich Blut vergossen.

6. Er mocht den Hahn nit hören krähn
Kein bellend Hündlein um sich sehn
Und lacht doch der Martaunen.
Itzt hat er Ruh und langen Fried
Kräht ihm kein Hahn und Hund ein Lied
Und kann sein Ohren schonen.

8. O Wallenstein, du Allen ein Stein
Der Todt thut dich der Noth und Pein,
Der Weltpracht Last entheben;
Gott gnade deiner armen Seel
Woll dir all Sündenschuld und Fehl
Um Christi Blut vergeben.

Nur die Trink- und Schelmenlieder behaupten auch in dieser Periode ihr Recht. Eins von ihnen lautet:

Im feuchten Taubergrunde
Wächst Wein stark und gesunde
Auch an viel Orten mehr,
Dabei wir fröhlich singen
Und oft mit Freuden springen
Gut Wein jagt Trauern fern.
Jung schenk mir ein
Ein Gläßlein Wein
Und bring mir's her.
Wie ich's begehr
Mein lieber Herr!
Das Wasser gehört dem Fische
Der Wein dem Menschen frische.
Frisch auf ihr Herren!
Her und dran!
Das Fäßlein hat kein Panzer an.

In die geistige Öde und die Greuel dieser Zeitläufte klingen die naiven, herzigen Verse des alten Simon Dach „Aennchen von Tharau" wie ein Frühlingswehen hinein. Der Chronist Reimarus erwähnt die ungeahnte Verbreitung des Liedes (1623), das sich noch jetzt einer großen Beliebtheit im Heere erfreut. Wir werden später noch einmal auf die eigentümliche Erscheinung hinweisen können, daß eine einzelne poetische Blume von ungewöhnlicher Schönheit auf dem Unkrautacker nüchterner Geschmacklosigkeit blühen kann.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege bot Deutschland das Bild traurigster Leere auf allen geistigen Gebieten. Das volkstümliche Soldatenlied

Digitized by Google

trieb während vieler Jahrzehnte nur die kümmerlichsten Blüten. Immerhin ist eines dieser Lieder nicht ohne Interesse, weil es sich bis auf den heutigen Tag großer Beliebtheit im Heere erfreut. Es lautet im Auszuge:

Es marschierten drei Regimenter wohl über den Rhein,
Ein Regiment zu Pferd und ein Regiment zu Fuß und ein Regiment Dragoner.
Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein, ein schwarzbraun Mägdlein war ganz allein.
Und als das schwarzbraune Mädel vom Schlaf erwacht, da fing sie an zu weinen.
„Ach schönste Mademoiselle, ach schönste Mademoiselle, was weinet sie so sehr?"
„Ein junger Offizier von Ihrer Kompagnie hat mir mein Ehr genommen."
Der Hauptmann, der war ein gar zorniger Mann,
Die Trommel ließ er rühren und den Galgen ließ er bann,
Den Fähndrich dran zu hängen.
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Da draußen vor dem Tor, da draußen vor dem Tor, da haben ihn drei Spanier erschossen.
Rundreim: Und ein Regiment zu Pferd und ein Regiment zu Fuß und ein Regiment Dragoner.

Die Türkenkriege unter Eugen von Savoyen haben die obenerwähnte wunderbare und vereinzelte Erscheinung in dem Liede von „Prinz Eugenius dem edlen Ritter" gezeitigt. In seiner markigen, naiven Kraft ist es den besten Kriegsliedern aller Zeiten gleichzustellen. Wir geben hier die ersten zwei Verse:

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt' dem Kayser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt' hinüber rucken
Mit d'r Armee. wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passier'n den Donaufluß:
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß usw.

Die glorreichen Kämpfe Friedrichs des Großen brachten dem Soldatenliede eine neue Blüte, wenn auch des Königs Heer nicht durchweg den einheitlichen, nationalen Charakter trug, der das Kriegslied als Erzeugnis der Volksseele erscheinen läßt. Als charakteristisches Eingangslied zu dieser Periode möchten wir das Leiblied des alten Dessauer nennen. Es hat nur einen Vers:

So leben wir, so leben wir
So leb'n wir alle Tage
In der allerschönsten Sauf — Saufkompagnie
Des Morgens Bier und Branntewein
Des Mittags Wein und Bier
Des Abends bei den Mädchen im Nachtquartier.

Aus dem bunten Liederkranz, den die gewaltigen, kriegerischen Ereignisse um die Stirn des Großen Königs wanden, heben wir nur folgende zwei heraus:

Digitized by Google

Die Prager Schlacht.

1. Als die Preußen marschierten vor Prag
Vor Prag, die schöne Stadt,
Sie haben ein Lager geschlagen
Mit Pulver und Bley ward's betragen
Kanonen wurden drauf geführt
Schwerin hat sie da kommandiert.

2. Drauf schickten sie ein Trompeter hinein
Ob sie Prag wollten geben ein,
Oder ob sie's sollten einschießen?
Die Bürger ließen sich's nicht verdrießen
Sie wollten die Stadt nicht geben ein,
Es sollte und mußte geschossen sein.

3. Drauf rückte Prinz Heinrich heran
Wohl mit achtzigtausend Mann:
„Meine ganze Armee wollt' ich drum geben
Wenn mein Schwerin noch wär' am Leben!
O ist das nicht eine große Not
Schwerin der ist geschossen todt."

Zum Schluß heißt es:

Wer hat dies Liedlein denn erdacht?
Es haben's drey Husaren gemacht,
Unter Seydlitz sind sie gewesen,
Sind auch bei Prag selbst mitgewesen.
Victoria, Victoria, Victoria
Der König von Preußen ist schon da.

Soldatenlos (gedichtet 1750).

1. Kein besser Leben ist
Auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man trinkt und ißt
Und läßt sich gar nichts kränken,
Denn ein Soldat im Feld
Sein'm Herren dient er treu,
Hat er gleich nicht viel Geld
Hat er doch Ehr dabei.

2. Sein Häuschen ist sehr klein,
Von Leinwand ausgeschnitten,
Wie auch das Bett allein
Von Stroh ist überschüttet.
Der Rock ist meine Deck',
Worunter ich schlaf' ein,
Bis mich der Tambour weckt,
Dann muß ich munter sein.

3. Wenn's heißt: Der Feind rückt an,
Und die Karthaunen blitzen,
Da freut sich Jedermann,
Zu Pferd muß alles sitzen.
Man rückt in's weite Feld
Und schlägt sich tapfer 'rum;
Der Feind kriegt Schläg für Geld,
Wer's Glück hat, kommt davon.

4. Bekomm' ich einen Schuß,
Aus meinem Glied muß sinken:
Hab weder Weib noch Kind,
Die sich um mich bekränken;
Sterb ich nun in dem Feld,
Sterben ist mein Gewinn,
Sterb ich auf frischer Tat,
Vorm Feind gestorben bin.

5. Wenn ich gestorben bin,
So tut man mich begraben
Mit Trommel und mit Spiel
Wie's die Soldaten haben.
Drei Salven gibt man mir
In's tiefe Grab hinein;
Das ist Soldat'n-Manier,
Laßt andre lustig sein.

Ganz außerordentlich glücklich ist der Ton jener großen Zeit in einem Liede getroffen, das erst im Jahre 1829 gedichtet wurde und das noch heute gesungen wird. Wir lassen dieses Lied wegen seiner Feinheit in der Stimmung unverkürzt folgen:

1. Fridericus Rex, unser König und Herr,
Der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr
Zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

Digitized by Google

„Ihr verfluchten Kerls", sprach Seine Majestät,
„Daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht;
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

2. Die Kais'rin hat sich mit den Franzosen alliiert,
Und das römische Reich gegen mich revoltiert,
Die Russen sind gefallen in Preußen ein;
Auf laßt uns zeigen, daß wir brave Landskinder sein.
Meine Generale Schwerin und Feldmarschall v. Keith
Und der Generalmajor v. Zieten sind allemal bereit.
Potz Mohren, Blitz und Kreuzelement,
Wer den Fritz und seine Soldaten nicht kennt."

3. Nun adjö Lowise, wisch ab dein Gesicht,
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht;
Denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?
Die Musketenkugel macht ein kleines Loch.
Die Kanonenkugel ein weit größres noch.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei
Und manche Kugel geht manchem vorbei.

4. Unsre Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber
Und von den Preußen geht keiner nicht zum Feinde über,
Die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
Wer weiß, ob der Oesterreicher bessres hält,
Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
Wir kriegen's alle Woche bei Heller und Pfennig.
Potz Mohren, Blitz und Kreuz-Sapperment!
Wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament?

5. Fridericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach, hättest du nur öfters zu plündern permittiert;
Fridericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt!

Wir müssen es uns versagen, alle die Lieder zu berühren, die ehrliche Soldatenkehlen auf ihre geliebten Führer Zieten, Seydlitz, Dessau, Ferdinand von Braunschweig und auf einzelne Schlachten wie Kesselsdorf, Zorndorf, Torgau und andere sangen. Nur eines Verses sei noch gedacht, der, nach der Schlacht von Roßbach gedichtet, in ganz Deutschland und selbst bei Preußens Gegnern lauten Widerhall fand:

Und wenn der alte Fritze kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee
Panduren und Franzosen.*)

*) Vgl. auch „Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder" von Friedrich v. Oppeln Bronikowski. München. Martin Mörike.

Digitized by Google

Großes Völkerelend und fortgesetztes Waffenunglück lassen das Soldatenlied verstummen oder zu verdrossener Klage werden. Hiervon ein Beispiel im Auszuge:

Rückzug aus der Champagne 1792.

1. Ach, Brüder, wie's uns geht
Erbärmlich um uns steht!
Wie sind wir strapeziert
Wie sind wir ausmarschiert!
Das hält kein Mensch mehr aus;
Ach wären wir zu Haus!

2. Kein Berg für uns zu hoch,
Zu tief kein Morastloch,
Wir müssen es passieren,
Oft hungrig ausmarschieren
Und ziehen spät und früh
Noch ärger wie das Vieh.

6. Tobak und Branntewein
Kommt's noch wol theurer ein?
Auch hatten wir arme Leute
Wasser sowie die Kreide*);
Sechs Tage gab's kein Brod
War dies nicht große Noth?

8. Hier konnte man nun sehen
Wie die Zigeuner gehen;
Halb barfuß und zerrissen,
Den Kuhfuß weggeschmissen,
Die Wägen auch verbrannt
So zogen wir durch's Land usw.

Die Revolutionskriege sowohl als die Kriege gegen Napoleon bis 1809 brachten daher nur bedeutungslose Reimereien auf deutscher Seite zutage. Nur ein Klagegedicht auf den Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld 1806 macht eine einigermaßen bemerkenswerte Ausnahme.

Vom Jahre 1809 aber fängt das Feuer an zu glühen, das im Jahre 1813 zu flammender Begeisterung wurde. Der tragische Tod zweier Vorkämpfer für die Befreiung vom Joche Napoleons gab Anlaß zu zornigen Liedern, die noch jetzt jugendliche Herzen zu entzünden vermögen. Diese Vorkämpfer waren Schill und Hofer. Von Schill heißt es:

Es zog aus Berlin ein tapfrer Held
Er führte 600 Reiter in's Feld
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten nach Franzosenblut.
Juchhe! juchhe! juchhe!
O Schill, dein Säbel thut weh.

Auch zogen mit Reitern u. Rossen im Schritt
Wohl 1000 der tapfersten Schützen mit
Ihr Schützen, Gott segn' euch jeglichen Schuß,
Durch welchen ein Franzmann erblassen muß usw.

Das andere, noch jetzt in der Armee viel gesungene, ist allerdings erst nach den Befreiungskriegen gedichtet:

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
Zu Mantua zum Tode
Führt ihn der Knechte Schar;

Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz
Mit ihm sein Land Tirol usw.

Das Jahr 1813, der Völkerfrühling, brachte nun eine Flut von Soldatenliedern, die vielfach zu dem Schönsten gehören, was je in dieser

*) Gemeint ist das Kalkwasser der Champagne.

Digitized by Google

Art gedichtet wurde. Als Dichter glänzen in erster Linie: Arndt, Körner, sodann Rückert, Schlegel, Eichendorff, Schenkendorf, Methfessel u. a.

Wir geben unverkürzt ein Lied von Moritz Arndt, das wie ein Sturmruf, wie eine Fanfare die deutschen Lande durchhallte und mit zwingender Gewalt zu den Waffen rief:

1. Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

3. O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Wir schwören dir auf's neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der nähre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben.

4. Laß brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen, alle Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zusammen.
Nun hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und rufet alle Mann für Mann:
„Die Knechtschaft hat ein Ende!"

6. Laß wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut' uns Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf! Fliege, hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Raummangel zwingt uns, von den weiteren herrlichen Kampfliedern nur die Anfangsstrophen oder die Überschriften zu geben. Arndt dichtete noch den „Gebhard Lebrecht v. Blücher" und viele Lieder mehr.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Sans,
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
Juchheirassasah! Und die Deutschen sind da,
Die Deutschen sind lustig, sie rufen Hurra! usw.

O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, du machst mir Mut!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's Franzosenblut usw.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe glüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, o nein, o nein!
Sein Vaterland muß größer sein usw.

Theodor Körner war der zweite berufene Dichter für den großen Befreiungskampf, in dem er selbst den Heldentod starb. Wir geben aus der Fülle seiner herrlichen Lieder die Anfangsstrophen der folgenden:

Digitized by Google

Der Aufruf an das Volk.

1. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen!
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

2. Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut usw.

Schwertlied.*)

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heit'res Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran. Hurra!

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr;
Das freut dem Schwerte sehr." Hurra! usw.

Von Körners Kriegsliedern, die so recht für Soldatenherzen gedichtet waren, nennen wir noch als die hauptsächlichsten „Lützows wilde, verwegene Jagd", sodann das Lied „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", ferner „Was uns bleibt", „Vater ich rufe dich", „Ahnungsgrauend, todesmutig bricht der große Morgen an".

„Auf Scharnhorst's Tod" sang Schenkendorf:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen! Euer General.

Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl usw.

Schließlich müssen wir noch eines Volksliedes über die Schlacht an der Katzbach gedenken:

1. Und die Katzbach, das ist Euch ein grausamer Fluß,
Die machte dem Napoleon gar bittren Verdruß,
Es zählte jedes Heer schier an 80 000 Mann.
Und da zogen auch die Blücherschen Husaren heran — An der Katzbach.

2. Das Wort war gegeben, das hieß Sieg oder Tod,
Und ein Regen goß vom Himmel wie Schockschwerenoth,
Da schrie der Vater Blücher: „Der Tag ist erwacht,
Frisch auf, mein Trompeter, und blase zur Schlacht" — An der Katzbach.

*) Wenige Stunden vor des Dichters Tod niedergeschrieben.

Digitized by Google

3. Marsch vorwärts die Kolonnen und Donner links und rechts,
Und Guß auf Guß um die Hitze des Gefechts.
Hei! Das war eine Lust, hei! das war eine Hatz
Wie wir packten die französische Katz — An der Katzbach usw.

Die lange Friedenszeit nach den Befreiungskriegen zeigte kein Abflauen in der kriegerischen Volkspoesie. Einmal zitterte die Begeisterung der großen nationalen Kämpfe noch lange nach, dann aber war die ganze Zeit dem Dichten hold, noch berauscht von den Meisterwerken unserer großen Klassiker. So finden wir in den Jahren bis 1840 eine ganze Reihe von Liedern, die, obwohl ihre Dichter bekannt, doch deshalb als echte Volkslieder angesprochen werden können, weil sie Gemeingut des Volkes geworden sind. Wir erinnern in einigen Beispielen durch die ersten Strophen an ihren allbekannten Inhalt:

Reiters Morgengesang.

Morgenrot! Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht, kaum gedacht,
Ward der Lust ein End gemacht!
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

(Wilhelm Hauff.)

Treue Liebe.

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht,
So denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb
usw.

(Wilhelm Hauff.)

Mantellied.

Schier 30 Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt,
Hast mich wie ein Bruder beschützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt usw.

(Holtei.)

Der gute Kamerad.

Ich hatt' einen Kameraden
Einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt usw.

(Uhland.)

Diese Beispiele ließen sich häufen. Die Armee bemächtigte sich aber in ihrem Singen auch der zu Volksliedern gewordenen Gedichte nicht kriegerischen Inhalts. Wir erinnern an Heines „Loreley" und Eichendorffs „in einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad". Es wird kaum einen deutschen Soldaten geben, der diese Lieder nicht auf dem Marsch oder am Lagerfeuer gesungen hat.

Digitized by Google

Im Jahre 1840 erscholl in Frankreich plötzlich und frevelhaft heraufbeschworen der Ruf nach dem linken Rheinufer. Dem französischen Geschrei antwortete in empörter, zorniger Form das deutsche Kriegslied:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrein;
So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Wogen schlägt! usw.

Damals wurde auch von Max Schneckenburger ein Lied gedichtet, das wenig in die Öffentlichkeit drang. Es schlief 30 Jahre, um dann im großen Jahre 1870 zu vollem Leben zu erwachen. Das Lied ist „Die Wacht am Rhein", heute Gemeingut aller Deutschen. Derselben patriotischen Begeisterung von 1840/41 hat das deutsche Nationallied seine Entstehung zu verdanken:

Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt:
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!
(Hoffmann von Fallersleben.)

Wie gesagt, kamen diese beiden Nationallieder erst 1870 zur Geltung, die drei Dezennien bis dahin hatten nur ein Lied von allgemeiner Bedeutung gebracht, das vor dem dänischen Feldzuge 1863/64 viel gesungene „Schleswig-Holstein meerumschlungen". Es teilte das Schicksal der Lieder, die auf einen bestimmten Fall gedichtet sind. Sobald die Ursachen geschwunden sind, die es ins Leben riefen, verklingt es und wird vergessen. Es ist eine auffallende Tatsache, daß die ruhmreiche Kriegsperiode von 1864 bis 1871 nur wenig Lieder gezeitigt hat, die zur Bedeutung von kriegerischen Volksliedern heranwuchsen. Außer den zwei obengenannten verdienen nur folgende zwei volle Beachtung:

König Wilhelm saß ganz heiter
Jüngst zu Ems, dacht' gar nicht weiter
An die Händel dieser Welt.
Friedlich, wie er war gesinnen,
Trank er seinen Krähnchenbrunnen
Als ein König und ein Held.
Da trat in sein Kabinette
Eines Morgens Benedette,
Den gesandt Napoleon.
Der fing zornig an zu kollern,
Weil ein Prinz von Hohenzollern
Sollt auf Spaniens Königsthron usw.

In dieser köstlich behaglichen Weise erzählt „Kräusler", der Vater eines 83ers, die Vorgänge von Ems und den Beginn des Krieges bis einschließlich der Schlacht bei Wörth. Jubelnd heißt es zum Schluß: „Drum, ihr frischen blauen Jungen, lustig darauf losgesungen, denn wir waren auch dabei".

Kutschkelied.

1. Wer kraucht da in dem Busch herum,
Ich glaub, es ist Napolium.
Was hat er rum zu krauchen dort?
Drauf Kameraden, jagt ihn fort.

2. Dort haben sich im off'nen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt.
Was haben die da rum zu stehn?
Drauf los, die müssen wir besehn!

Digitized by Google

3. Mit den Kanonen und Mamsell'n
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n.
Was haben die da rum zu knall'n?
Drauf Kameraden, bis sie fall'n.

4. Napolium, Napolium
Mit deiner Sache geht es krumm!
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit deiner ganzen Kaiserei!

5. Und die französ'sche Großmaulschaft
Auf ewig wird sie abgeschafft.
Auf! nach Paris! den richt'gen Lohn
Dort geben wir der grrrrande nation.

Dieses Lied zeigt deutlich die Art der Entstehung und das Schicksal des echten Volksliedes. Im Jahre 1814 sangen es zuerst in einer den damaligen Zeitläuften angepaßten Form die Jenenser Studenten. Im Jahre 1870 wurde die Dichtung einem Füsilier „Kutschke" vom 40. Infanterieregiment zugeschrieben, den es tatsächlich nicht gegeben hat. Es wurde an dem Text des Liedes viel gemodelt, Strophen hinzu- und umgedichtet. So sangen z. B. die plattdeutsch sprechenden Soldaten den ersten Vers wie folgt:

Wat kröp doa in den Busch herin?
Süll dat Napolium woll sin? —
Wat dukt hei sich doa in dat Krut?
Tau! Jungens, staakt dat diert doa rut
usw.

Das Kutschkelied ist nachmals in fast alle Sprachen der Welt übersetzt worden, selbst in das Arabische und Türkische. Jetzt schläft es — ein abermaliger Waffengang Deutschlands mit Frankreich würde es ohne Zweifel zu neuem Leben, wenn auch in veränderter Form, erwecken.

Bekanntlich beschäftigen sich unsere Soldaten keineswegs nur mit dem Singen kriegerischer oder poetisch wertvoller Lieder. Neben dem Schatz der volkstümlichen Lyrik herrschen bei ihnen die oft ganz geistlosen Trink-, Liebes- und Schelmenlieder vor. So war 1866 auf beiden Kriegsschauplätzen ein triviales Lied im Schwange mit dem Refrain: „Schön ist die Jugend, sie kehrt nie wieder" usw. Jeder, der diesen Feldzug mitgemacht hat, wird sich dieses Liedes mit einigem Schauder erinnern. Auch das jetzt populärste Lied vom Reservemann mit dem Rundreim: „Drum Brüder stoßt die Gläser an, es lebe der Reservemann!" besitzt keinen dichterischen Wert. Wahrscheinlich liegt das Geheimnis der Verbreitung solcher Lieder darin, daß ein längerer Rundreim, dessen Text allen bekannt ist, dem ganzen Chor das Mitsingen erlaubt. Der Anfang des Verses ist dann einigen, wenigen Vorsängern überlassen, die den Wortlaut des ganzen Textes kennen. Wenn die guten Lieder weniger gesungen werden, so liegt es daran, daß meist nur der Wortlaut des ersten Verses bekannt ist. Diese unwillkürliche Scheidung zwischen Vorsänger und Chor

Digitized by Google

macht auch diejenigen Lieder besonders beliebt, die ein Frage- und Antwortspiel, somit die Möglichkeit freier Empfindung, des Hinzudichtens, der humoristischen Entgegnung gestatten. Als Beispiel gelte folgendes:

1. Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän, Leutnant, Kapitän, Leutnant
Darinnen waren geladen,
Drei tapfere Kompagnien Soldaten
Kapitän, Leutnant, Fähnrich, Sergeant.
Nimm das Mädel, nimm das Mädel,
nimm das Mädel bei der Hand
Soldaten, Kameraden, Soldaten,
Kameraden.

2. Was sollen die Soldaten essen?
Kapitän, Leutnant usw.
Gebratne Fisch mit Kressen
Die sollen die Soldaten essen,
Kapitän, Leutnant usw.

3. Was sollen die Soldaten trinken?
Kapitän, Leutnant usw.
Den besten Wein der zu finden
Den sollen die Soldaten trinken
Kapitän, Leutnant.

4. Wie reiten die Soldaten in den Himmel?
— — — — — — — — —
Auf einem schneeweißen Schimmel.
— — — — — — — — —

5. Wie reiten die Soldaten in die Hölle?
— — — — — — — — —
Auf einer Schenkmamselle.
— — — — — — — — —
usw.

Einer besonderen Gattung Lieder muß noch gedacht werden: der „Regimentslieder". Der Korpsgeist, der in der deutschen Armee herrscht, fühlt das Bedürfnis, die Truppe, in der ein jeder steht, besonders in den Vordergrund zu schieben, sie zu verherrlichen, ihre Taten zu besingen. Die alten Regimenter sind natürlich besser daran, als wie die kürzlich erst gebildeten. Aber fast in jedem Regiment hat sich ein Dichter aus dessen Reihen gefunden, der

„Das auserwählte Korps,
Das schon so oftmals vor",

mit naiver Parteilichkeit besingt.

Gott erhalte der deutschen Armee das Singen!

Der frühere Premierminister von Österreich-Ungarn, Graf Beust, sagte einmal in einer hochpolitischen Rede: „Das deutsche Lied ist eine Macht!"

Mit diesem Ausspruch hat er recht gehabt.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Die Führung in Koalitionskriegen.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 6. November 1912

von

George Soldan,

Oberleutnant im 4. Thüringischen Infanterieregiment Nr. 72.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Unter dem Begriffe „Koalitionskriege" versteht die Geschichte im besonderen jene Kämpfe, die vor 120 Jahren die meisten europäischen Staaten im Kampfe gegen die Französische Revolution im Felde sahen. Wir werden im Geiste in eine Zeit zurückversetzt, die die Kriegführung auf einer selten tiefen Stufe zeigt, in der, wie Clausewitz urteilt, „der Stoß der Interessen gering, das Prinzip der Feindschaft schwach ist, . . . wo kein großes Interesse drängt und treibt", in die Zeit einer „zahmen Kriegführung, in der der feindselige Geist des wahren Krieges an die Kette gelegt ist".*) Eine so überaus klägliche Rolle spielen hier die großen Koalitionen in ihrer für uns unverständlichen Auffassung vom Kriege, die durch eine beispiellose politische Uneinigkeit zu einer vollends fruchtlosen wurde, daß das Wort „Koalitionskrieg" von diesen Tagen ab, man möchte sagen, eine Art Beigeschmack bekommen hat, der bis in unsere Zeit hinein nicht verwischt werden konnte.

Allerdings sprach dabei mit, daß die dort erkannten Schwächen einer Koalition durchaus keine neue Erscheinung bildeten. Schon vor den Koalitionskriegen waren die gewaltigen Schwierigkeiten, die sich einer einheitlichen Führung verbündeter Mächte entgegenstellten, genügend hervorgetreten. Die zahlreichen und starken Völkerbündnisse, die das Zeitalter Ludwigs XIV. gesehen hatte, zeigten selbst, als sie in fast vorbildlicher Weise unter der Führung eines Prinzen Eugen und eines Marlborough erhebliche Erfolge aufweisen konnten, wenn auch in schwächerer Weise den Charakter, der sich in den Kriegen gegen die Französische Revolution als so verhängnisvoll erwies. Nicht viel anders war es mit den Koalitionen, gegen die Friedrich der Große kämpfte. Es bedeutet für Preußen eine glückliche Fügung, daß auch diese Völkerbündnisse über ihre inneren Zwistigkeiten nicht zu der Erkenntnis kamen, in Friedrich einfach den Feind zu sehen, der zu vernichten war.

Die Zeit der Befreiungskriege brachte zum ersten Male zweifellos bedeutende Erfolge von Koalitionen. Es gelang den Verbündeten, in

*) v. Clausewitz, Vom Kriege. 3. Buch, 16. Kapitel.

Digitized by Google

acht Monaten den Kriegsschauplatz von der Oder an die Seine zu verlegen, das noch nie eroberte Paris zu bezwingen, — über einen Napoleon zu triumphieren. Der Eindruck auf die Zeitgenossen war groß. Das Urteil über Koalitionen gestaltete sich unter der unmittelbaren Einwirkung dieser Erfolge sehr viel günstiger — aber bis in unsere Zeit hinein hielt es sich nicht. Das ist leicht erklärlich. Einmal ließ die überragende Persönlichkeit Napoleons schwer andere Eindrücke dauernd neben sich aufkommen. Trotz seines Unterganges fesselte sein hartnäckiges Ringen gegen gewaltige Überlegenheiten mehr, diesen gegenüber mußte er unterliegen. Eine spätere Zeit sah darin kein großes Verdienst der Koalition, die ja zudem auch noch genügend Gelegenheit bot, manche Schwächen festzustellen, die allen Völkerbündnissen bis dahin angehaftet hatten. Die Koalitionskriege mit ihren negativen Folgerungen bewahrten ihren Platz in der Geschichte. Mit wie großem Rechte das geschah, bewies 50 Jahre später der Krimkrieg, der das alte abfällige Urteil über Völkerbündnisse in bedenklichster Art bestätigte. Und die uns am nächsten stehenden Kämpfe um die deutsche Einheit schließlich zeigten in jedem Falle, wo Koalitionen auftraten, deren völliges Versagen.

Angesichts dieser Verhältnisse kann es nicht auffallend erscheinen, wenn man es nicht für nötig befand, sich mit Koalitionen näher zu befassen. Die Literatur beschränkte sich darauf, wo sich Gelegenheit bot, auf die üblen Begleiterscheinungen hinzuweisen, die der Kampf verbündeter Mächte im Gefolge zu haben pflegt, und legte im übrigen, besonders wenn Fragen der Führung behandelt wurden, kraftvoll geführte Kämpfe eines Einheitsstaates den Betrachtungen zugrunde. Sie erfüllte damit die Clausewitzsche Forderung, daß es Pflicht der Theorie ist, „die absolute Gestalt des Krieges obenan zu stellen und sie als einen allgemeinen Richtpunkt zu gebrauchen".*) Unsere lediglich durch eigene Kraft mit seltenem Erfolge geführten großen Kriege, unter deren Eindruck wir heute in erster Linie stehen, und die feste Überzeugung, daß wir auch in Zukunft fremde Hilfe nicht gebrauchen, taten ein übriges, um eine eingehende Beschäftigung mit dem Wesen von Koalitionen überflüssig erscheinen zu lassen. Und schließlich blieben auch die Niederschriften des Mannes, der uns zu diesen Siegen geführt hatte, und der unser Lehrmeister wurde, nicht ohne Einfluß. In den Schriften Moltkes findet sich aber nur eine Bestätigung des Urteils, zu dem wir selbst bei unserem kurzen geschichtlichen Überblicke kamen. Es ist nicht zu verkennen, daß ihm, dem die Niederwerfung des Gegners das natürliche Ziel des kriegerischen Aktes war, der im Kriege nur das rohe Element, das keine anderen Gesetze kennt als die seiner innewohnenden Kraft, walten lassen wollte, die Beschäftigung mit einem Halbdinge unsympathisch war. Er urteilt:

*) A. a. O. Skizzen zum 8. Buch, 2. Kapitel.

Digitized by Google

„Ein Bündnis ist gewiß sehr wertvoll, aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen. Unsere beste Sicherung beruht daher in der Vorzüglichkeit unserer Armee.“*) Das Schutz- und Trutzbündnis ist eben stets die unvollkommene Form gegenseitiger Hilfeleistung und hat genau nur so viel Wert, wie jeder Teil Schutz und Trutz zu üben vermag. Man wird also bei bloßen Koalitionen nicht das militärisch Wünschenswerteste fordern können, sondern nur, was beiden koalierten Teilen vorteilhaft. Jede strategische Abmachung für verbündete Heere bildet somit ein Kompromiß, bei dem den Sonderinteressen Rechnung zu tragen ist; diese können nur im Einheitsstaat zum Schweigen gebracht werden.**)

Diese Urteile Moltkes entstanden in erster Linie auf Grund persönlicher Erfahrungen in den Kriegen 1864 und 1866. Er hebt hervor, wie es 1864 nur in langwierigen Verhandlungen gelingt, das verbündete Österreich zu bewegen, in die militärisch notwendige Besetzung Jütlands einzuwilligen; wie die Operationen wochenlang ins Stocken geraten, weil die Meinungsverschiedenheit der Mächte dem Feldherrn Halt gebietet; wir hören, wie Ende April wieder die bedingte Zuverlässigkeit einer Koalition sich zeigt, als die Frage einer Landung auf Fünen in den Vordergrund tritt. Er betont, daß es 1866 Österreich nicht gelang, die verbündeten süddeutschen Kontingente zu einem unmittelbaren Anschluß an die Nordarmee in Böhmen zu bewegen, ebensowenig wie Bayern den Anschluß des 8. Bundeskorps an seine Armee erreichte. Sonderinteressen waren es, die diese Staaten, obwohl sie die militärische Richtigkeit der geforderten Maßnahmen einsahen, lediglich an den Schutz des eigenen Landes denken ließen, und diese Sonderinteressen ermöglichten, „daß 46 000 Preußen, einheitlich und kräftig geführt, gegen 100 000 Gegner die Offensive ergreifen und von der Eider bis zur Jagst vordringen konnten.“***) Die Koalition versagte dem einheitlichen Heere gegenüber.

Der eigene Bundesgenosse — Italien — verhinderte nicht, daß am Ende des Feldzuges beträchtliche Verstärkungen der geschlagenen österreichischen Armee zugeführt wurden.

Die im Krimkriege zutage getretenen Verhältnisse und in gewisser Hinsicht auch der Feldzug 1859 in Italien verstärkten diese unmittelbar gewonnenen Eindrücke, und so entstanden über die Brauchbarkeit von Koalitionen jene sicherlich mit Recht sehr pessimistisch gehaltenen Urteile.

*) **Aus den Denkwürdigkeiten und militärischen Werken des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.** Mitgeteilt in den „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde“. 1910, 1. Heft.

) **Moltkes Kriegslehren. Die operativen Vorbereitungen zur Schlacht. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

***) Ebenda.

Digitized by Google

Aber jede Zeit hat ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit. Dieses Clausewitzsche Wort*) gilt nicht nur für den tatsächlichen Verlauf der Geschichte, man kann es unbedenklich auf jede zeitgenössische Geschichtschreibung übertragen. Bei allem Streben nach objektiver Wahrheit werden persönliche Eindrücke auf die Bildung unserer Auffassung immer den stärksten Eindruck ausüben. Wenn man das berücksichtigt, kann es nicht überraschen, daß Männer, die unter dem Banne der gewaltigen Ereignisse vor hundert Jahren standen, wesentlich milder urteilten. Es sei auf die Schriften Jominis verwiesen, der bekanntlich als Berater Kaiser Alexanders im Großen Hauptquartier der Verbündeten der Leitung der Koalition sehr nahe stand. In seinen Arbeiten ist kaum noch ein Unterschied in der Bewertung einer Einheitsmacht und einer Koalition zu finden, für ihn ist es natürlich, „daß jeder Krieg mit einem Verbündeten einem Kriege ohne Verbündeten vorzuziehen ist." Wohl verlangt auch er die Erfüllung gewisser Vorbedingungen, „aber es ist doch besser, die Unterstützung eines seiner Nachbarn zu haben, als allein zu kämpfen".**)

Weitaus mehr fällt das Urteil Clausewitz' in die Wagschale. Er hat in den leider unvollendet gebliebenen Skizzen zum 8. Buch sich unter anderem mit Bündniskriegen beschäftigt. Schon hieraus — was auch auf Jomini zutrifft — ist zu erkennen, daß er ihnen doch beträchtliche Bedeutung beimaß. Er erweitert seine oben wiedergegebene Auffassung von den Aufgaben der Theorie an dieser Stelle dahin, daß die Theorie „die Lehre eines Krieges nicht unter idealen, sondern unter wirklichen Verhältnissen sein soll. Die Theorie wird also . . . immer die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse im Auge haben, von welchen der Krieg ausgehen kann, und sie wird also die großen Lineamente desselben so angeben, daß das Bedürfnis der Zeit und des Augenblicks darin seinen Platz finde".***) Gerade aber in Koalitionskriegen schwankt die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse im höchsten Grade, und so vermeidet es Clausewitz, über sie in allgemeiner Form zu urteilen. Er ging mit nüchternem Auge den Verhältnissen seiner Zeit nach. Er erkennt den schwerfälligen Charakter der Koalition und urteilt im gleichen Sinne wie Moltke: „Niemals wird man sehen, daß ein Staat, der in der Sache eines anderen auftritt, diese so ernsthaft nimmt wie seine eigene . . . selbst dann, wenn beide ein gemeinsames großes Interesse haben, kann es ohne diplomatischen Rückhalt nicht abgehen". Anderseits gibt er auch Jomini recht, indem er fortfährt: „Diese Art, den Bündniskrieg zu betrachten, war ganz allgemein und hat nur in der neuesten Zeit, wo die äußerste

*) A. a. O. Skizzen zum 8. Buch, 3. Kapitel B.

**) Jomini, Abriß der Kriegskunst. Art. 4.

***) v. Clausewitz, Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch, 3. Kapitel B.

Digitized by Google

Gefahr die Gemüter in die natürlichen Wege hineintrieb, wie gegen Bonaparte, und wo schrankenlose Gewalt sie hineinzwang, wie mit Bonaparte, der natürlichen weichen müssen".*)

Da nun in den Kriegen der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie wir den Ausführungen Moltkes entnahmen, wieder der alte Charakter des Bündniskrieges hervorgetreten ist, so könnte gefolgert werden, daß wir es in den Befreiungskriegen mit einer vorübergehenden Erscheinung zu tun haben. Moltke neigte wohl dieser Ansicht zu, wenn er aussprach, daß die hemmenden Sonderinteressen nur im Einheitsstaat zum Schweigen gebracht werden können, und Clausewitz verweist darauf, daß diese Halbheit des Bündniskrieges durchaus kein bloßes diplomatisches Herkommen ist, über welches sich die Vernunft hinwegsetzen könne, sondern daß sie tief in der natürlichen Beschränktheit und Schwäche des Menschen begründet sei.**)

Der Rückblick auf die Rolle, die Koalitionen bisher in der Geschichte gespielt haben, und auf die Beurteilung, die sie zu verschiedenen Zeiten fanden, führt uns gleichzeitig auf die Ursachen ihres Versagens.

Wir wissen, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist. Gehört aber der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen.***) Der Charakter der Politik war aber mit Ausnahme des einen Falles zu schwach und unbeständig, als daß er jene natürliche Schwäche und Beschränktheit des Menschen ausschalten konnte. Nur in den Befreiungskriegen wurde die Politik mächtig, sie zwang dazu, wenigstens vorübergehend alle persönlichen Wünsche der großen, gemeinsamen Aufgabe unterzuordnen, so daß die Koalition positive Arbeit leisten konnte.

Die Geschichte verweist uns also, wenn wir der Frage der Führung einer Koalition in unserer Zeit nähertreten wollen, auf zwei Wege, die beide beschritten werden müssen. Der erste führt uns in das schwierige Gebiet politischer Erwägungen. Wir werden zu prüfen haben, ob die Gegenwart und die Zukunft so große, den Völkern naheliegende Interessen zur Sprache kommen lassen werden, daß die wichtigste Vorbedingung für die erfolgreiche Führung verbündeter Mächte erfüllt ist. Der zweite Weg führt in das Lager der bisher erfolgreichsten Koalition. Wir gehen diesen letzteren zweckmäßig zuerst, da ein Eindringen in tatsächliche Vorgänge uns das Auffinden des ersteren Weges erleichtern wird.

Auch innerhalb der Befreiungskriege schwankte die Stärke des einigenden Gedankens, der unerläßlich ist, wenn der Kampf einer Koalition sich der absoluten Gestalt des Krieges nähern soll, sehr erheblich.

*) v. Clausewitz, a. a. O. Skizzen zum 8. Buch, 6. Kapitel A.

**) Ebenda.

***) Ebenda.

Digitized by Google

Die Einigkeit der Mächte war unbedingt am größten in den Tagen vor Leipzig und nach der Rückkehr Napoleons von Elba, d. h. in den Zeiten, wo ein Sieg über den Gegner zunächst einmal lediglich als Ziel des Krieges gelten mußte. Mit dem Augenblicke, wo dieser Sieg bei Leipzig errungen war, traten scharfe Gegensätze wieder hervor, die ausgehend von einer grundsätzlich verschiedenen Auffassung der Mächte über die Grenze der Ausnutzung des errungenen Erfolges den Ausgang des Herbstfeldzuges und den ganzen Verlauf des Krieges in Frankreich sehr nachteilig beeinflußten. Aus diesem Grunde und auch, um gleichzeitig möglichst große, der heutigen Zeit nahe kommende Verhältnisse zu haben, wählen wir am zweckmäßigsten als Grundlage für unsere weiteren Betrachtungen den Beginn des Herbstfeldzuges 1813.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes zu Pläswitz setzten die Bemühungen der bis dahin allein verbündet gewesenen Mächte Preußen und Rußland sofort ein, um möglichst alle europäischen Staaten zum Beitritt zu der Koalition zu bewegen. Die Bemühungen waren bekanntlich in bezug auf Schweden, Österreich und England von Erfolg gekrönt, welch letzteres wenigstens die sehr erwünschte finanzielle Unterstützung der Verbündeten übernahm. Gleichzeitig wurden Verhandlungen über die einzuschlagenden Operationen geführt, die sehr bald in den Mittelpunkt des Interesses traten und über zwei Monate hin und her wogten. Eine spätere Geschichtschreibung hat diesen Verhandlungen, die in der Hauptsache in Gitschin, Trachenberg und Reichenbach stattfanden, viel Wert beigemessen. Nicht nur in großen Geschichtswerken sind die damals aufgestellten Operationspläne einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden, sondern es entstanden auch im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Abhandlungen, die sich Entwicklung und Begutachtung jener Pläne als Sonderaufgabe gestellt hatten. Hört man demgegenüber die Äußerung Napoleons, daß er nie einen Operationsplan gehabt habe, und die Auslassung Moltkes: „Nur der Laie glaubt im Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines im voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen, ursprünglichen Gedankens zu erblicken",*) so könnte man versucht sein, schon hier eine besondere Eigentümlichkeit von Koalitionen zu sehen.

Man muß, um zu einem richtigen Urteile zu kommen, berücksichtigen, daß in unserem Beispiele jene langwierigen Verhandlungen teilweise auf die Eigenart der Verhältnisse zurückzuführen sind. Einmal stand infolge der Waffenruhe reichlich Zeit zur Verfügung, und dann war es auch ein Gefühl der Unsicherheit, ein Tasten nach den geheimnisvoll erscheinenden

*) Großer Generalstab, Moltkes Kriegslehren. Operative Vorbereitungen zur Schlacht.

Digitized by Google

Mitteln einer Napoleonischen Kriegführung, das die Menge der vorgelegten Pläne in solcher Weise anwachsen ließ. Auf der anderen Seite aber gilt es doch, in einem für eine Koalition bestimmten Kriegsplane wichtige Fragen zu erledigen, die ihm stets eine große Bedeutung verleihen, sicherlich eine größere, als wie Napoleon und Moltke, mit den angeführten Worten ihre eigene Erfahrung niederlegend, zum Ausdruck bringen. Beiden liegt es im übrigen durchaus fern, im allgemeinen die Notwendigkeit eines vorher festgelegten Planes bestreiten zu wollen, beide haben vor jedem ihrer Feldzüge eingehende Erwägungen über den einzuschlagenden Weg niedergelegt, beide waren sich aber ebenso klar, daß die gewonnene Auffassung schwerlich über die ersten Operationen, sicherlich nicht über die erste Schlacht hinaus ihre Gültigkeit bewahren konnte. 1813 ging man gerade in diesem Punkte weiter: man stellte leitende Gedanken auf, die für die ganze Dauer des Feldzuges gelten sollten. Überraschen kann ein solches Festlegen von Prinzipien in einer Zeit, in der sich der Übergang von einer Ermattungs- zu einer Vernichtungsstrategie vollzog, keineswegs. Man findet es in Koalitionskriegen stets in mehr oder minder ausgeprägter Form, und man wird auch heute, wo die Auffassung vom Kriege im Grunde überall dieselbe ist, zur Erreichung möglichster Einheit in den Operationen nicht immer ganz darauf verzichten können. Bestehen bleiben auch in unserer Zeit drei weitere wichtige Aufgaben des Operationsplanes: 1. Die auseinanderlaufenden politischen Ziele der verschiedenen Mächte mit dem, was in militärischer Hinsicht geboten ist, in Einklang zu bringen. 2. Die Kräfteverteilung zu regeln und — im Gegensatz zum Operationsplan einer Einheitsmacht — nicht nur die Frage der ersten Aufstellung, sondern auch die sehr viel schwierigere zu lösen, in welcher Stärke die einzelnen Mächte aufzutreten haben, und in welches Verhältnis sie zueinander treten sollen, d. h. Vermischung oder Trennung der Nationen, und schließlich harrt 3. das schwierigste Problem einer Lösung: wie soll der Oberbefehl geregelt werden?

Diese Vielseitigkeit des Operationsplanes hat es mit sich gebracht, daß vor allen Koalitionskriegen die Verhandlungen über ihn sehr viel Zeit beansprucht haben. Daß aber trotz dieses Zeitaufwandes die schließliche Bedeutung des Planes während der Operationen nicht eine allzu große ist, mag am besten daraus sich ergeben, daß trotz jener eingehenden Untersuchungen bis zum heutigen Tage niemand in der Lage gewesen ist, den Wortlaut des für den Herbstfeldzug 1813 maßgebend gewesenen Planes in einwandfreier Weise nachzuweisen.

Nachdem bis vor nicht allzu langer Zeit das sogenannte Trachenberger Protokoll vom 12. Juli als endgültiges Ergebnis der Verhandlungen angesehen war, neigte man später zu der Auffassung, daß dieses

Digitized by Google

Protokoll in Reichenbach auf Grund eines von Radetzky stammenden Planes noch geändert worden sei, ohne daß man jedoch die Art der Änderung anzugeben vermochte. Kürzlich ist man nun noch einen Schritt weiter gegangen, indem die neuesten österreichischen Veröffentlichungen*) die Angelegenheit so darstellen, als ob man das Trachenberger Protokoll gänzlich habe fallen lassen, um einfach an seine Stelle den Radetzkyschen Plan zu setzen.

Ein Eingehen auf diese Frage wird am besten zeigen, daß die militärische Bedeutung des Operationsplanes eine sehr geringe ist. Gleichzeitig gestattet es, einen tiefen Blick in das innere Getriebe einer Koalition zu tun.

Als man am 12. Juli in Trachenberg die Konferenz abschloß, hatten sich Rußland, Preußen und Schweden auf einen gemeinsamen Plan — das Trachenberger Protokoll — geeinigt. Damit war ein Plan angenommen, der trotz mancher Schwäche auch heute vor der Kritik bestehen kann. Er verlangte, daß alle Truppen die Offensive ergreifen, ihren Vormarsch gegen die Hauptkräfte des Feindes richten und mit Ausnahme der dafür zu schwach erachteten Schlesischen Armee den Kampf suchen sollten, d. h. man wollte Napoleon mit seinen eigenen Mitteln schlagen.

Österreich hatte zu dieser Zeit seinen endgültigen Beitritt zu der Koalition noch nicht ausgesprochen. Eine offizielle Teilnahme an den Trachenberger Verhandlungen verbot sich also von selbst. Bereits von Mitte Juni ab stand es aber mit den übrigen Verbündeten in einem sehr regen Gedankenaustausche über die Operationen, der schließlich eine nahezu völlige Übereinstimmung der Ansichten zeitigte. Es kann heute keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man auf Grund jener Auseinandersetzungen mit Österreich in Trachenberg zu einer Beratung geschritten war, die von Rußland, Preußen und Schweden als endgültig angesehen worden ist. Aber darin täuschte man sich. Österreich dachte gar nicht daran, die ihm im Trachenberger Protokoll gebotenen Ideen anzunehmen. Bereits drei Tage nach ihrer Überreichung — am 19. Juli — präsentierte es einen selbständigen Entwurf, und damit hätte der mühsame Kampf um die Aufstellung eines Operationsplanes wieder aufgenommen werden müssen. Mühsam mußte der Kampf werden, da dieser österreichische, in der Hauptsache von Radetzky verfaßte Plan eine Führung des Krieges verlangte, die der in Trachenberg bekundeten Absicht der Verbündeten direkt entgegengesetzt war. Der Biograph Radetzkys urteilt sehr richtig, wenn er sagt: „Der Kriegsplan nahm vorweg den größten Bedacht auf die Sicherung der österreichischen Monarchie durch ein Entfernthalten des Kriegsschauplatzes von Österreich. Es ist begreiflich, daß Preußen und Rußland darin

*) Österreich in den Befreiungskriegen. 1. Bd. Die Politik Metternichs von Major A. Veltzé. Wien und Leipzig 1911.

Digitized by Google

nicht übereinstimmen konnten."*) Neuere österreichische Schriftsteller haben in anzuerkennender Unparteilichkeit die Schwächen des Radetzkyschen Planes, der unverkennbar die Kennzeichen der Ermattungsstrategie trägt, gleichfalls zugestanden,**) nachdem verschiedentlich in der Literatur der Versuch gemacht worden ist, sie zu verneinen.

Gewiß hatte der Plan gegenüber dem Trachenberger Protokoll auch seine Vorzüge. Das letztere verlangte mit seiner bestimmten Forderung sofortiger allseitiger Offensive an der Spitze aller Armeen Männer, die nicht nur die nötigen Führereigenschaften, sondern auch den guten Willen zur Tat besaßen. Beides traf nicht überall zu. Aber das war damals ebensowenig vorauszusehen — man denke nur an die Wertschätzung Bernadottes zu dieser Zeit —, als wie die Schwierigkeiten vorauszuahnen waren, die sich in verschiedener Hinsicht Napoleon bei seinen Operationen auf der inneren Linie bieten sollten. Solch richtige Erkenntnis tatsächlicher Verhältnisse läßt uns heute den Plan Radetzkys milder beurteilen, damals mußte er jedoch in seinen tiefgehenden Unterschieden zum Trachenberger Protokoll überraschen, wenn nicht verstimmen. Man mutet den russisch-preußischen Monarchen und Generalen eine sehr weitgehende Unentschlossenheit zu, wenn man behauptet, sie hätten nun ohne weiteres ihre bisherige Auffassung gewechselt und an die Stelle des Trachenberger Protokolls einfach diesen neuen Plan gesetzt. Allerdings meldet die Überlieferung, daß Kaiser Alexander die österreichischen Vorschläge durchweg gutgeheißen habe. Historiker, die sich bei der Kenntnis dieser Erklärung beruhigen, überschätzen die Verbindlichkeit solcher zwischen Koalitionsmächten vor Abschluß des Bündnisses in bezug auf militärische Operationen ausgetauschten Worte. So wie die Dinge lagen, wäre es eine seltene diplomatische Unklugheit gewesen, wenn der russische Kaiser etwas anderes gesagt hätte. Eine Ablehnung der bestimmt ausgesprochenen österreichischen Willensmeinung in dem Augenblicke, wo der seit Monaten erstrebte Beitritt des Landes zur Koalition unmittelbar bevorstand, hätte unbedingt abermalige Weiterungen zur Folge haben müssen. Dieser Weg war also ungangbar. So blieb die erneute Aufnahme von Verhandlungen, in denen es vielleicht diplomatischer Geschicklichkeit gelungen wäre, wenigstens einige Punkte des Radetzkyschen Planes zu ändern. Aber selbst hiervon sah Kaiser Alexander ab. Neben der Überzeugung, daß

*) Graf Radetzky. Eine biographische Skizze. Cottascher Verlag 1858. Die Darstellung der geschichtlichen Vorgänge weicht hier und im folgenden nicht unerheblich von dem Stande der heutigen Auffassung ab. Sie ist das Ergebnis neuer archivalischer Forschung, das ich meiner in Vorbereitung befindlichen Arbeit über die Grundlagen und die Eröffnung des Herbstfeldzuges 1813 entnommen habe. Angabe der Quellen erfolgt deshalb hier nur im allgemeinen.

**) Österreich in den Befreiungskriegen. 2. Band. Die Tage von Dresden von Oberleutnant Glaise v. Horstenau. Wien und Leipzig 1911.

Digitized by Google

der einmal angenommene Kriegsplan einen glücklichen Verlauf der Operation gewährleistete, war es die Persönlichkeit des Kronprinzen von Schweden, die es durchaus nicht angezeigt erscheinen ließ, noch einmal mit Verhandlungen über den Kriegsplan hervorzutreten.

Bernadottes Mißtrauen gegen eine wirklich aufrichtige Teilnahme Österreichs an dem bevorstehenden Kampfe war in Trachenberg von Stadion nur mühsam unter Hinweis auf persönliche Schreiben des Kaisers Franz beseitigt worden. Ebensolche Schwierigkeiten hatte es gemacht, seine Zustimmung zu dem Protokoll zu erlangen. Es war also ein Gebot der Klugheit, ihm den abweichenden Plan vorzuenthalten.

Ähnliche Gedanken mögen den russischen Kaiser geleitet haben, als er sich entschloß, unter gänzlicher Ausschaltung des neuen österreichischen Planes, und zwar hinter dem Rücken Österreichs die Operationen der Nord- und Schlesischen Armee in die Bahnen zu leiten, die das Trachenberger Protokoll vorschrieb. Die Tatsache ergibt sich einwandfrei aus der vorhandenen Korrespondenz, die mit Bernadotte und Blücher und zwischen diesen beiden selbst geführt wurde. Bernadotte erhielt überhaupt keine Mitteilung von den österreichischen Vorschlägen, geschweige denn, daß ihm der neue Plan übersandt wurde. Seine Briefe an Blücher aus den Augusttagen 1813 weisen vielmehr klar darauf hin, daß er seinen Operationen — wenigstens dem Worte nach — das Trachenberger Protokoll zugrunde legte. Das gleiche ist der bekannten Unterredung zu entnehmen, die Bernadotte am 6. August mit Moreau hatte, in der der letztere den Trachenberger Operationsplan für die Nordarmee als viel zu kühn und daher ganz unausführbar bezeichnete.

Mit Blücher führte Barclay de Tolly im Auftrage des Kaisers die Korrespondenz. Er schreibt am 10. August:*) „Zugleich halte ich es für Pflicht, Ew. Exzellenz hierbei eine Hauptübersicht über das Ganze der Operationen, wie solche durch unsere Monarchen in Übereinkunft mit Seiner Majestät dem Kaiser von Österreich und dem Kronprinzen von Schweden beschlossen sind, mitzuteilen." Man erwartet hiernach nun den Radetzkyschen oder mindestens einen verbesserten Plan zu hören. Aber Barclay fährt fort: „Die Hauptanlage aller unserer Kriegsoperationen ist die in Trachenberg zwischen unseren beiderseitigen Monarchen und dem Kronprinzen von Schweden abgeschlossene Konvention, von der ich Ew. Exzellenz hierbei eine Kopie beifüge." Er gibt nun Blücher eine ausführliche Anweisung über die Operationen, die unverkennbar lediglich vom Trachenberger Protokoll abgeleitet ist. Dieses selbst vergißt er beizufügen, schickt es aber wenige Tage später mit den Begleitworten:**) „Ew. Exzellenz habe ich hierbei die Ehre, die Kopie von der in Trachenberg ab-

*) Kriegsarchiv.

**) Ebenda.

Digitized by Google

geschlossenen Militär-Konvention in Gemäßheit meines früheren Schreibens vom 10. d. Mts. zu übersenden." Die Kopie des Kriegsplans ist gleichfalls vorhanden und liegt dem Schreiben bei, es ist eine wörtliche französische Abschrift des Trachenberger Protokolls. Ja, man ging sogar noch einen Schritt weiter. Es ließ sich nämlich nicht vermeiden, Blücher gegenüber zu erwähnen, daß mit Österreich neue Vereinbarungen getroffen waren, da er auf Grund dieser weitere russisch-preußische Verstärkungen zur österreichischen Armee abgeben mußte. Barclay unterrichtet am 17. August Blücher hiervon, indem er offen von einem „gemeinschaftlich mit dem Kaiserlich Österreichischen Hofe verabredeten Kriegsplane" spricht. Aber ausdrücklich fügt er hinzu: „Diese Disposition, die die Armee Ew. Exzellenz um 11 000 bis 12 000 Mann verringert, ändert übrigens durchaus in nichts den derselben früher übersandten Operationsplan für die Armee in Schlesien."*)

In der Tat hatte Kaiser Alexander Verhandlungen mit Österreich aufgenommen, die sich aber nur auf die nächste Verwendung der Böhmischen Armee bezogen. Es war ja auch klar, daß seine eigenmächtige Handlungsweise zum Unheil ausschlagen mußte, wenn es nicht gelang, die österreichischen Generale zur Aufgabe der beabsichtigten „wohlberechneten Defensive" zu bewegen. Daß zunächst wenig Neigung bestand, das Gebirge zu überschreiten, zeigte der gerade hier sehr klare Wortlaut des Radetzkyschen Planes genügend, es ging zudem auch noch aus der Instruktion hervor, die der Überbringer des Planes, Oberst Latour, bei seinem Eintreffen am 19. Juli in Reichenbach dem Kaiser Alexander übermittelte. Begründet war diese Vorsicht damit, daß die österreichische Armee zu schwach sei. Hier war die Stelle, wo der Hebel angesetzt werden mußte. Man hatte ja auch nach dem Trachenberger Protokoll bereits eine Verstärkung um 90 000 bis 100 000 Verbündete vorgesehen, während Radetzky nur 25 000 Mann verlangt hatte. Aber eine solche Verstärkung hatte in Anbetracht der Verhältnisse einer Koalition für Österreich große Bedenken. Man hatte sich dort gedacht, daß das Korps von 25 000 Mann, wie Radetzky sich ausdrückt, als ein Teil der österreichischen Armee betrachtet werden sollte. Der Vorschlag wurde deshalb durchaus nicht so entgegenkommend aufgenommen, wie wohl erwartet werden mußte, wenn militärische Rücksichten allein maßgebend waren. Österreich fürchtete die mit einer solchen Verstärkung unzweifelhaft verbundene Zunahme russisch-preußischen Einflusses auf die Operationen ebenso sehr, wie sie vom Kaiser von Rußland erstrebt wurde. Der letztere rechnete sehr richtig, daß Österreich eine derartig verstärkte Armee auch offensiv gebrauchen würde, und dann war bei einer so gebildeten Hauptarmee die Anwesenheit der Monarchen selbstverständlich, persönlicher Einfluß konnte also in die Wagschale

*) Kriegsarchiv.

Digitized by Google

geworfen werden; was vorher eine rein österreichische Angelegenheit war, wurde damit zu einer Frage, bei der Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen hatten. Mit anderen Worten, der österreichische Operationsplan war dann auch für die Hauptarmee ausgeschaltet, die nun von Fall zu Fall geleitet werden konnte. Als Gegenleistung für die schließliche Einwilligung Österreichs brachte der ehrgeizige Kaiser ein persönliches Opfer, indem er den, wie wir noch sehen werden, unzweifelhaft bis zum Tage der Schlacht bei Dresden gehegten Gedanken aufgab, selbst den Oberbefehl zu übernehmen. Österreich bestand hartnäckig hierauf, denn nur die Vereinigung des Oberbefehls über die gesamten Truppen der Hauptarmee in den Händen eines österreichischen Generals bot — so glaubte man — die Gewähr, Herr über die Ereignisse zu bleiben.

Es ergibt sich, wenn wir diese Vorgänge zunächst einmal geschichtlich würdigen, daß Kaiser Alexander sich um den Verlauf des Herbstfeldzuges ein ausschlaggebendes Verdienst erworben hat, indem er das Trachenberger Protokoll zum endgültigen Kriegsplan für die Nord- und Schlesische Armee erhob. Dem Unternehmungsgeiste Blüchers wurde kein lähmender Hemmschuh angehängt und dem Kronprinzen von Schweden das Mittel vorenthalten, unter Berufung auf den Kriegsplan eine an sich übervorsichtige Kriegführung zu einer gänzlich tatenlosen zu gestalten. Überraschen kann es nun nicht mehr, daß es der geschichtlichen Forschung bisher nicht gelang, den wirklich maßgebend gewesenen Kriegsplan zu bestimmen. Erklärlich ist es, daß die Bemühungen, die tatsächlichen Operationen mit einem der Kriegspläne in Einklang zu bringen, vergeblich waren. Gerade für die Hauptarmee kam, nachdem die Dinge die geschilderte Entwicklung genommen hatten, ein solcher nicht in Betracht. Wenn man ihre Operationen absolut den Kriegsplänen anpassen will, so kann man sagen: Bis zur Schlacht bei Dresden waltet der Charakter des Trachenberger Protokolls vor, die hier erlittene Niederlage läßt dann die Ideen des österreichischen Planes zur Geltung kommen, so lange, bis die vom Geiste des Trachenberger Protokolls getragene Schlesische Armee alles mit nach Leipzig fortreißt. So wäre es aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch ohne Kriegsplan gekommen, und deshalb muß in bezug auf die militärischen Vorgänge sämtlichen so mühsam zustande gekommenen Plänen eine Bedeutung für den Verlauf des Herbstfeldzuges 1813 fast ganz abgesprochen werden. Damit bestätigt dieses Beispiel eine Erfahrung, die alle Koalitionskriege bisher erbracht haben.

Der politische Charakter tritt in den Kriegsplänen mit einer solchen Stärke in den Vordergrund, daß der militärische darunter so gut wie verloren geht. Schon der Tollsche Plan, der als erster Österreich in Gitschin präsentiert wurde, war für diesen Zweck nicht nur in eine sehr

Digitized by Google

vorsichtige und rücksichtsvolle Form gebracht worden, sondern er hatte auch in sachlicher Hinsicht Änderungen erhalten. Ebenso erging es dem Trachenberger Protokoll, in welchem für notwendig erachtete militärische Maßnahmen aus Rücksicht auf Österreich und Schweden einfach fielen. Schließlich behauptet man wohl nicht zu viel, wenn man sagt, daß der Radetzkysche Plan im Grunde weiter nichts war, wie das getreue Spiegelbild der zögernden österreichischen Politik, die diesen Krieg mit dem engverwandten französischen Kaiserhause mit von Anfang an stark begrenzten Zielen auf sich nahm.

Noch klarer tritt der überwiegend politische Ziele verfolgende Charakter des Kriegsplanes im Krimkriege hervor. Napoleon beabsichtigte damals, einen selbst ausgearbeiteten Plan Österreich und Preußen zu übermitteln, als deren endgültige Stellungnahme zur Koalition der Westmächte noch nicht feststand. Auch hier war der leitende Gedanke, die noch unschlüssigen Staaten unter Hinweis auf sichere und leichte Erfolge zu locken. Daß in einem derartigen Operationsplane die militärischen Verhältnisse verdreht, bewußt entstellt sind, erscheint ganz natürlich. Er ist im Grunde weiter nichts als ein Köder. Aber man sieht doch auch hier, wie der Grad des Wertes mit der Stärke des gemeinsamen Interesses, das die Mächte in den Krieg treibt, wächst. Wären in unserem Beispiele Preußen und Rußland allein in Betracht gekommen, so hätte, wie die Tollschen Entwürfe zeigen, ein brauchbarer Kriegsplan zugrunde gelegt werden können. Trotzdem bleibt bestehen, und man wird auch heute damit zu rechnen haben, daß ein Operationsplan unter Koalitionsmächten gerne als Lockmittel benutzt wird und deshalb in militärischer Hinsicht nie von einer gewissen Schönfärberei frei sein wird. Während des Krieges selbst wird er auch im günstigsten Falle keine größere Bedeutung erlangen wie der Operationsplan einer Einheitsmacht.

In einem gewissen Zusammenhange mit den hier geschilderten Verhältnissen steht eine andere Erscheinung, die in unserer Zeit, wo schnelle Operationsbereitschaft als eine der wichtigsten Forderungen zu gelten hat, von Bedeutung ist. Es gibt kaum einen Koalitionskrieg, der zu Beginn der Feindseligkeiten alle Teile der Koalition genügend vorbereitet sah. Bisweilen war der gute Wille wohl vorhanden, aber dann zwangen die Umstände zum vorzeitigen Losschlagen. So wurde Österreich 1805 durch das Drängen der Verbündeten in unfertigem Zustande in den Krieg gerissen. Auch Preußen trat in den Frühjahrsfeldzug 1813 der Not gehorchend ein, ohne daß die geplante Mobilisierung in vollem Umfange durchgeführt war. Meist aber fehlte der gute Wille. Einer verläßt sich auf den anderen. Im Krimkriege wußte man seit Monaten in Frankreich und England, daß man in den Krieg zwischen Rußland und der Pforte verwickelt werden würde, und doch waren beide Staaten, als die Kriegs-

Digitized by Google

erklärung überreicht wurde, gänzlich unvorbereitet. Im Herbstfeldzuge 1813 hatte in Preußen der Kampf um die Existenz höchste Anspannung gezeitigt, Österreich tritt dagegen sehr viel weniger vorbereitet auf als 1809. Es hängt auch hierbei alles davon ab, wieviel für den einzelnen Staat auf dem Spiele steht, oder, wie Clausewitz sagt: „Man muß sich der Mannigfaltigkeit der politischen Zwecke bewußt werden, die einen Krieg veranlassen können, oder mit einem Blick den Abstand messen, der zwischen einem Vernichtungskriege um das politische Dasein und einem Kriege stattfindet, den ein erzwungenes oder hinfällig gewordenes Bündnis zur unangenehmen Pflicht macht.“*) Sehr spricht hierbei aber auch mit, wie im allgemeinen vor Beginn des Krieges das Verhältnis der nun zueinander in nahe Beziehungen tretenden Staaten war. Die Kriegsgeschichte zeigt, daß es bisher sehr wohl möglich war, daß ein gemeinsames zunächst in den Vordergrund tretendes Interesse den Abschluß eines Bündnisses herbeiführte, während im Hintergrunde starke Gegensätze der verbündeten Staaten auf Erledigung warteten. 1792 schlossen sich Österreich und Preußen zu einer Koalition gegen Frankreich zusammen, obwohl sie wegen der polnischen Frage untereinander in sehr gespannten Verhandlungen standen, denen mit ziemlicher Sicherheit als Ende eine kriegerische Verwicklung vorausgesagt werden konnte. Wenn England sich neben Schweden mit Holland verband, als es in den zunehmenden Machtgelüsten Ludwigs XIV. eine sofort zu beseitigende große Gefahr sah, dann mußte die so geschaffene Koalition von Anfang an sehr locker gefügt sein, da einmal Holland damals für England noch als gefährlicher Nebenbuhler zu gelten hatte, und anderseits die Ereignisse des Jahres 1667, die die Holländer im Besitz der Themsemündung gesehen hatten, in zu frischer Erinnerung standen, um ein gegenseitiges Vertrauen aufkommen zu lassen. Eine unter solchen Verhältnissen geschaffene Koalition würde auch heute keine positive Arbeit leisten können, aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie aber — so werden wir am Ende unserer Ausführungen urteilen — gar nicht zustande kommen.

Die zweite Aufgabe des Operationsplanes, die Verteilung der Kräfte, ist bereits gestreift worden. Sicher ist, um im Sinne von Clausewitz zu sprechen, daß die Theorie des Krieges am wenigsten in Verlegenheit kommt, wenn die zugesagte Hilfe dem im Kriege begriffenen Staate völlig überlassen würde, so daß er sie nach seinem Bedürfnis gebrauchen könnte... „Allein davon ist der Gebrauch weit entfernt. Gewöhnlich haben die Hilfstruppen ihren eigenen Feldherrn, der nur von seinem Hofe abhängt, und dem dieser ein Ziel steckt, wie es sich mit der Halbheit seiner Absichten am besten verträgt.“**) Ein Beispiel hierfür bietet der Krieg 1864, in

*) Vom Kriege. 1. Buch, 2. Kapitel.

**) A. a. O. Skizzen zum 8. Buch, 6. Kapitel A.

Digitized by Google

dem Wrangel wohl den Oberbefehl über die aus zwei preußischen und einem österreichischen Korps zusammengesetzte Armee führt, trotzdem aber für die Bewegungen die Genehmigung des österreichischen Hofes eingeholt werden muß. Diese Verhältnisse sind aber nur denkbar, wenn ein starker Staat die Hilfe gewährt. Länder, die keine oder nur geringe politische Selbständigkeit besitzen und ihre Sache mit der eines mächtigen Bundesgenossen verbinden, können solchen Einfluß nicht ausüben. Sie legen die Entscheidung über ihr Schicksal in die Hände des mächtigeren und bilden für diesen eine willkürlich zu gebrauchende Hilfstruppe. Eine solche Rolle spielte z. B. Sachsen zu verschiedenen Zeiten als Bundesgenosse Österreichs und Sardinien als Bundesgenosse Frankreichs 1859. Schwierigkeiten machte in so zusammengesetzten Koalitionen bisher nur die Forderung, daß die kleinen Staaten den unmittelbaren Schutz ihres Landes aufgeben sollten. Sachsen hat sich des öfteren dagegen gewehrt. Auf 1866 ist bereits hingewiesen. Hier wurde in dem Bestreben, alle beteiligten Staaten nach Möglichkeit zu decken, der Sammelpunkt der Armee so weit nach vorne gelegt, daß die Versammlung nicht mehr ausgeführt werden konnte, ganz abgesehen davon, daß Österreich um eine beträchtliche Verstärkung seiner Armee kam. Aber Moltke weist bereits darauf hin, daß dieselben Staaten 1870/71 aus diesen Verhältnissen richtige Lehren gezogen haben, indem sie sich unter Preisgabe ihres Landes dem preußischen Vormarsch anschlossen.*) Das war eine freiwillige Unterordnung, die sich verschiedentlich zeigt: Österreich am Ende des Feldzuges 1815, Preußen im Feldzuge 1807 und 1813, hier wenigstens solange, wie es die Hilfe Rußlands gebrauchte, um zunächst einmal ein Zurückdrängen der Franzosen aus dem eigenen Gebiete zu erreichen. Starke gemeinsame Interessen oder eine große Gefahr können also selbst Staaten mit politischer Selbständigkeit zu einer derartig engen Anlehnung an mächtigere bewegen, daß in militärischer Hinsicht fast eine Einheit entsteht.

Derselbe Fall tritt auch unter anderen Verhältnissen ein. Man denke sich, Rußland und Frankreich im Kampfe gegen Deutschland. Das wären in bezug auf die Kriegführung nicht nur für Deutschland sondern auch für die verbündeten Angreifer so gut wie zwei verschiedene Kriege. Bis zu einer solchen direkt entgegengesetzten Lage der Kriegstheater führen verschiedene Abstufungen, wenn neutrale Länder, große Gebirge oder dgl. zwischen den Verbündeten liegen, die eine gegenseitige Beeinflussung mehr oder weniger ausschalten werden.**) Mit solchen Fällen, die innerhalb einer Koalition die Reibungsflächen stark mindern und somit als die günstigsten anzusehen sind, brauchen wir uns nicht weiter zu beschäftigen. In ihnen regelt sich, wenn das Interesse an dem Kampfe ein einiger-

*) Moltkes Kriegslehren. Die operativen Vorbereitungen zur Schlacht.

**) Vgl. die Ausführungen von Clausewitz. Skizzen zum 8. Buch, 9. Kapitel.

Digitized by Google

maßen gleich starkes ist, alles von selbst. Uns interessiert hier nur der für die Kriegführung Verbündeter schwierigste, aber wohl auch häufigste Fall, daß auf demselben Kriegsschauplatz gekämpft werden muß.

Es entsteht dann die Frage, „ob es besser ist, die Truppen der verschiedenen Mächte vollkommen zu vermischen, so daß die einzelnen Heere aus Korps verschiedener Mächte zusammengesetzt sind, wie das in den Jahren 1813 und 1814 stattgefunden hat, oder, ob man sie soviel als möglich trennen soll".

Clausewitz beantwortet die Frage folgendermaßen: „Offenbar ist das erste (also Vermischung) das Heilsamste, aber es setzt einen Grad von Befreundung und gemeinschaftlichem Interesse voraus, der selten stattfinden wird. Bei dieser engen Verbindung der Streitkräfte wird den Kabinetten die Absonderung ihrer Interessen weit schwerer, und was den schädlichen Einfluß egoistischer Ansichten bei den Heerführern betrifft, so kann er sich unter diesen Umständen nur bei den Unterfeldherren, also nur im Gebiet der Taktik und auch hier nicht so ungestraft und frei zeigen, wie bei einer vollkommenen Trennung. Bei dieser geht er in die Strategie über und wirkt also in entscheidenden Zügen. Aber wie gesagt, es gehört eine seltene Hingebung von seiten der Regierung dazu. Im Jahre 1813 drängte die Not alle in diese Richtung. . . ."*)

Dieses Urteil bedarf heute, nachdem die Geschichtsforschung die inneren Verhältnisse der Koalition aufgedeckt hat, der Einschränkung.

Die Vermischung der Nationen war im Herbstfeldzuge so erfolgt, daß die Nordarmee sich aus zwei preußischen, einem russischen und einem schwedischen, die Schlesische Armee aus drei russischen und einem preußischen Armeekorps zusammensetzten. Diese Vermischung bewährte sich zweifellos. Die Führer stießen zwar bei der Durchführung der von ihnen für nötig erachteten Operationen verschiedentlich auf Widerstand, der besonders von seiten der Nationen, die in der Armee am stärksten vertreten waren, entgegengesetzt wurde. Trotzdem gelang es beiden, im allgemeinen den Weg zu gehen, den sie gehen wollten. Berücksichtigt man, daß das persönliche Verhältnis zwischen den Armee- und Korpsführern, besonders Bernadottes zu Bülow, Blüchers zu Langeron, hier dazu auch noch zu dem preußischen Korpsführer Yorck, ein schlechtes war, so kann das nur die Clausewitzsche Auffassung unterstreichen. In der Tat zeigte sich der schädliche Einfluß dieser Gegensätze nur auf taktischem Gebiete, eine Erscheinung, die auch in Kriegen einer Einheitsmacht nicht ausbleibt. Die einzelnen Nationen sind bei einer solchen Vermischung zu schwach, als daß sie auf eigene Hand Krieg führen können. Es ist jeder auf den anderen angewiesen. In der Schlesischen Armee umschlingt allmählich ohne Unterschied der Nationen Führer und Truppe ein Band. Der preußische

*) Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch. 9. Kapitel.

Digitized by Google

General wird den russischen Truppen ebenso der mit Begeisterung verehrte Marschall Vorwärts, wie er es den eigenen Landsleuten gegenüber war.

Andere Verhältnisse ergeben sich aber in der Böhmischen Armee. Diese bestand aus rund 125 000 Österreichern, 80 000 Russen und 45 000 Preußen. Österreich überwiegt also bedeutend. Das wird aber dadurch aufgehoben, daß die Preußen hier mit den Russen zusammen eine Armee unter dem russischen General Barclay de Tolly bilden, so daß in Wirklichkeit eine österreichische Armee von 125 000 Mann an der Seite einer gleich starken russisch-preußischen Armee kämpft. Zwar ist der Befehlshaber der österreichischen Armee dem russischen General übergeordnet, aber das verhindert nicht, daß Selbständigkeiten Platz greifen, die auf das strategische Gebiet übergehen wollen und damit in entscheidenden Zügen gewirkt hätten. Bisweilen trat das ein. Meistens wurde ein Ausgleich gefunden, der beiden Parteien genehm war. Er führte auf den verderblichsten Weg, den die Kriegführung betreten kann, auf den Mittelweg. Der Kriegsrat mit seinen bedenklichen Erscheinungen blüht. So macht hier die enge Verbindung der Streitkräfte den Kabinetten die Absonderung ihrer Interessen wohl schwer, aber sie schafft gleichzeitig Verhältnisse, die die Kriegführung stark lähmen. Daß die Anwesenheit Kaiser Alexanders im Hauptquartier auf diese Gegensätze ungemein verschärfend einwirkte, werden wir später sehen. Das beste Bild, das von den inneren Zuständen der Böhmischen Armee entworfen werden kann, gibt der Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg selbst in einem beweglichen Schreiben an seinen Kaiser:*) . . . „Seine Majestät der Kaiser von Rußland, für seine eigene Person mit dem besten Willen und der besten Einsicht begabt, verläßt mich weder im Hauptquartier noch selbst in den Augenblicken des Gefechts; er erlaubt mit der höchsten Nachgiebigkeit fast jedem General in den dringendsten Augenblicken jeden Rat und jede Bemerkung, teilt sie mir dann mit und setzt mich dadurch häufig in einen Zustand von Verwirrung und von einander widersprechenden Ansichten, der an sich schon und ganz besonders dadurch den Geschäften nachteilig wird, daß ich öfters, aus unumstößlichen Gründen veranlaßt, zu einer Nachgiebigkeit, selbst in Hauptansichten genötigt bin, deren Nachteil wir jetzt leider schon zu deutlich sehen. Der General Barclay hat durchaus weder Sinn für Gehorsam noch für Geschäfte und ist dabei in hohem Grade eifersüchtig. Es entsteht daraus das große Unglück, daß nicht allein auf ihn und seine Truppen durchaus nie mit Bestimmtheit zu rechnen ist, sondern auch daß die Generale Wittgenstein und Kleist meine Befehle ein für allemal zu spät und häufig so ganz widersprechend erhalten, daß daraus bereits jetzt die

*) Mitgeteilt bei Fournier, Napoleon I., Anhang.

Digitized by Google

allerunglücklichsten Folgen entstanden. Alles dieses, verbunden mit tausend dabei unvermeidlichen Unannehmlichkeiten, macht es mir rein unmöglich, für die so hochwichtigen Folgen einer Unternehmung zu stehen, wo von dem Wohle und der Existenz der Monarchie die Rede ist. Ich finde mich daher in der unbedingten Notwendigkeit, Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät alleruntertänigst zu bitten, entweder den Kaiser von Rußland zu vermögen, daß er die Armee verläßt, den General Barclay entfernt und die Korps v. Kleist, Wittgenstein und Miloradowitsch, jeden für sich, an meine unmittelbaren Befehle verweist, oder einem anderen das Kommando der Armee anzuvertrauen, der mit den Talenten eines Generals die übermenschlichen physischen und moralischen Kräfte verbindet, die zur möglichen Ausführung wichtiger Operationen unter so ganz widrigen Umständen gehören."

Diese bedenklichen inneren Verhältnisse der Böhmischen Armee sind erst in unserer Zeit im vollen Umfange aufgedeckt worden. Clausewitz waren sie verborgen. Er preist noch die Selbstlosigkeit des Kaisers von Rußland, der, mit der stärksten Streitmacht auftretend, seine Truppen preußischen und österreichischen Oberbefehlshabern untergeordnet habe.*) Der Gedanke, darin eine kluge Berechnung zu suchen, liegt ihm fern. Hätte er mit der Kenntnis der Dinge, wie wir sie haben, urteilen können, so würde er die Böhmische Armee als Beispiel für seine Worte bezeichnen dürfen:**) „Ist nun eine solche Vereinigung der Streitkräfte nicht zu erhalten, so ist eine vollkommene Trennung derselben allerdings besser als eine halbe. . . ."

Auch mit Schwarzenbergs soeben gehörten Vorschlägen war diese vollkommene Vereinigung der Kräfte nicht zu erzielen. Was bei den beiden anderen Armeen sich bewährte, mußte hier versagen. Eine viertel Million Menschen lassen sich nicht, besonders in Hinsicht auf die Mittel der damaligen Zeit von einer Stelle aus leiten. Man konnte auch vom Kaiser Alexander billigerweise nicht verlangen, daß er dazu seine Einwilligung gab, die gleichbedeutend mit einer gänzlichen Ausschaltung russischen Einflusses gewesen wäre. So ließ sich in der Tat nur eine Besserung erwarten, wenn eine Trennung der Armee in eine österreichische und eine russisch-preußische vorgenommen wurde. „Aber das schlimmste ist immer — wir folgen wieder Clausewitz —, wenn zwei unabhängige Feldherren verschiedener Mächte sich auf ein und demselben Kriegstheater befinden, wie das im Siebenjährigen Kriege mit den Russen, Österreichern und der Reichsarmee häufig der Fall war."***) Die Ernennung eines beiden Armeen übergeordneten Oberkommandos war also dann doch nötig.

*) Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch. 9. Kapitel.
**) Ebenda.
***) Ebenda.

Digitized by Google

Das war aber hier, wie die Verhältnisse lagen, sehr schwer. Das gemeinsame Interesse, das Rußland und Österreich in diesem Kriege verband, war nicht so groß, daß eine freiwillige Unterordnung des einen oder anderen Staates unter einen gemeinsamen Oberbefehlshaber womöglich gar unter einen Monarchen zu erwarten war. Rußland mißtraute Österreich. Es hatte Zweifel, ob dessen Wille, mit aller Kraft an der Niederwerfung Napoleons mitzuwirken, wirklich aufrichtig war. Österreich mißtraute Rußland. Mit wachsender Besorgnis erkannte es immer mehr, daß Kaiser Alexander bezüglich einer Herstellung Polens, Festsetzen russischen Einflusses an der Weichsel gefährliche Pläne hegte. Diese Verhältnisse muß man sich klar machen, um zu erkennen, daß die Führung der Koalition hier versagte, weil die Vorbedingung dafür nicht erfüllt war. Dann hilft kein Mittel. Auch eine Trennung, die jetzt vorgenommen wäre, hätte im Grunde nur die von Clausewitz mit Recht verurteilte halbe Trennung geschaffen, wo der üble Wille des einen allzu leicht die Kräfte des anderen mit lähmt. Man hatte sich eben unter politischen Einflüssen verleiten lassen, in der Vermischung der Nationen viel zu weit zu gehen. Es ist immer besser, unter solchen Verhältnissen eine völlige Trennung der Nationen von Anfang an zu erstreben. Dann sind, wie Clausewitz urteilt, die Lasten, welche überwunden werden müssen, mehr getrennt, es wird aber auch jeder von den Seinigen mehr gedrückt, also durch die Gewalt der Umstände mehr zur Tätigkeit gedrängt.*)

Es ist ja sicher gewagt, die augenblicklichen Kämpfe auf dem Balkan in unsere Betrachtungen hineinzuziehen. Aber wenn nicht alle Anzeichen trügen, dann hat man dort eine Verteilung der Kräfte vorgenommen, die den kriegsgeschichtlichen Erfahrungen Rechnung trägt. Wir sehen im Grunde eine völlige Trennung der Nationen. Partikularistische Interessen, aus dem Wunsche entstehend, unmittelbar das eigene Gebiet zu decken und erstrebte Gebietsteile zu besetzen, eine Neigung, die wir bei anderen Gelegenheiten schon festgestellt haben, mögen auch hier mitgewirkt haben. Trotzdem zeitigt die Trennung eine energische Kriegführung. Sie bestätigt die Clausewitzsche Auffassung, die man als unbedingt zutreffend auch für unsere Zeit bezeichnen muß. Auf der anderen Seite bewährt sich auch eine auf dem Balkan in Grenzen vorgenommene Mischung der Nationen. Sie ist anscheinend zwischen Serbien und Bulgarien an der Stelle erfolgt, wo die Lage des Schwerpunktes des Krieges besonders starke Kräfte erforderte, wenn nicht auch ein Wunsch Serbiens mitsprach, der wohl zu verstehen wäre, nämlich von Anfang an an der Stelle, wo die Entscheidung fallen muß, an den Kämpfen teil zu haben.

Eine solche Verteilung der Streitmittel erleichtert auch unzweifelhaft die sonst sehr schwierige Frage des Oberbefehls.

*) Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch, 9. Kapitel.

Digitized by Google

Man hat auf dem Balkan anscheinend in einem gemeinsamen Operationsplane jedem der Verbündeten die Ziele vorgezeichnet, die zu erstreben sind, im übrigen die Staaten selbständig gelassen. Die Ernennung eines obersten Heerführers über alle im Felde stehenden Truppen hat man bisher vermieden, wenn nicht — gewisse Anzeichen deuten darauf hin — dem Monarchen des weitaus stärksten Staates, dem Zaren Ferdinand von Bulgarien, derartige Rechte eingeräumt worden sind. In die Erscheinung würde das erst offen treten, wenn im weiteren Verlaufe der Operationen die Armeen der verschiedenen Staaten miteinander in Wechselwirkung kommen sollten. Trifft die Vermutung zu, so liegt damit ein Fall vor, der in der Kriegsgeschichte verschiedentlich erstrebt, unter Großstaaten aber nie zur Ausführung gekommen ist. Man fürchtete stets, daß der Staat, dessen Monarch gleichzeitig oberster Befehlshaber ist, auf die Führung des Krieges eine zu ausschlaggebende Bedeutung gewinnen könnte. Österreich verschloß sich den diesbezüglichen Wünschen Alexanders unbedingt, obwohl der russische Kaiser schließlich offen seinem Verlangen Ausdruck gab. Noch nach Eröffnung des Feldzuges, kurz vor der Schlacht bei Dresden, fand zur Regelung der Frage eine Unterredung mit Metternich statt. Der Kaiser erklärte ohne Umschweife, daß es so nicht weiter ginge, er wolle den Titel eines Generalissimus annehmen unter gleichzeitiger Ernennung Moreaus zum Generalstabschef. Metternich drohte, daß, wenn der Kaiser auf diesem Arrangement zu bestehen gedenke, sich Österreich von der Allianz zurückziehen werde.*)

Im Krimkriege begründete Napoleon seine Absicht, persönlich den Oberbefehl in der Krim zu übernehmen, damit, daß das getrübte Einverständnis unter den Befehlshabern und eine strenge Subordination unter dem Oberkommando herzustellen sei. Schon in Wien sah man das Projekt ungern, weil man Pläne auf eine große Veränderung der Karte von Europa witterte. Noch größere Besorgnis erregte es in England, wo man fürchtete, mit diesem kaiserlichen Oberkommando völlig in den Hintergrund gedrängt zu werden. Deshalb hintertrieb man die Ausführung. Dabei ist den Gründen Napoleons zuzustimmen, besonders, wenn er schreibt: „Er glaube nicht, ein besserer Soldat zu sein, als die dortigen Generale, aber er habe eine andere moralische Autorität, um Einheit in die Aktion zu bringen.**) Aus diesem Grunde bedauerte es Moltke auch gelegentlich, daß in Anbetracht der Kleinheit der Verhältnisse 1864 nicht ein Monarch als Führer hatte in Frage kommen können.***)

Das Übergewicht einer solchen moralischen Autorität trat 1813 aber auch hervor, ohne daß Alexander Oberbefehlshaber war, seine bloße An-

*) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. I. Band.

**) Gefficken, Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853 bis 1856.

***) Moltkes Kriegslehren, a. a. O.

Digitized by Google

weisenheit genügte. Er fühlte sich zum mindesten Schwarzenberg gleichberechtigt. So schreibt er an Blücher:*) „Um den Gang der Operationen und die Übermittlung der Ereignisse zu beschleunigen, wollen Sie in Zukunft alle Ihre Meldungen durch meinen Generalstabschef unmittelbar an mich richten." Die gesamte Korrespondenz bis nach der Schlacht bei Dresden wird denn auch mit Ausnahme eines einzigen von Schwarzenberg stammenden Schreibens durch den Kaiser oder dessen Beauftragte geführt. Jomini erscheint mit Toll beim Fürsten Schwarzenberg, um — nach seiner Angabe — im Namen des Kaisers die Operationen festzusetzen, und er nennt es „kleinliche Empfindlichkeit", wenn er dort mit seinen Absichten wenig Gegenliebe findet. Eine Bestätigung dieser Mißstände war bereits dem vorher angeführten Schreiben des Oberbefehlshabers selbst zu entnehmen. Besserung trat erst ein, als die unglückliche Schlacht bei Dresden Alexander zu einer größeren Zurückhaltung veranlaßte und der österreichische Kaiser im Hauptquartier eintraf, so daß in seiner Person ein Gegengewicht der russischen kaiserlichen Autorität gegenübergestellt war.

Man hatte 1813 zunächst beabsichtigt, den Oberbefehl auf eine ganz andere Art zu regeln. Darüber gibt eine im Nachlaß Friedrich Wilhelms aufgefundene Denkschrift Auskunft. Es heißt da:**) „In dem Fall, daß die Koalition zwischen den drei Mächten noch zustande kommen sollte, so hat man nachstehenden Entwurf für am dienlichsten zur Erreichung der Einheit in den Operationen gehalten: »Es wird ein bestehender oder permanenter Kriegsrat hergestellt werden, welcher aus drei oder vier Commissairs zusammengesetzt sein wird, welche man unter den ausgezeichnetsten Generalen der verbündeten Armee auswählen wird«." Später werden für Rußland Barclay de Tolly, für Österreich Feldmarschall-Lieutenant Mayer, für Preußen Gneisenau oder Knesebeck bezeichnet. Alle Aufgaben des Kriegsrates werden genau angegeben. „Er soll sich stets bei der Person desjenigen Monarchen befinden, der die verbündeten Heere befehligen wird. Er wird demselben täglichen Vortrag machen, alle Berichte erstatten und die nötigen Befehle in Vorschlag bringen. Er ist streng verantwortlich . . . dagegen kann der Souverän über nichts verfügen, bevor er ihn gehört haben wird. . . . Die verschiedenen Heere können ihre eigenen Feldherrn und ihren Generalstab behalten, sie werden aber den Plan zu den Operationen von dem obersten Kriegsrat erhalten."

Der Entwurf ist nicht zur Ausführung gekommen, da ja schon seine Vorbedingung, daß ein Monarch Träger des Oberbefehls sein sollte, nicht in Erfüllung ging. Man kann das nur als ein großes Glück bezeichnen, denn von einem solchen offiziellen Kriegsrate war sicherlich noch weniger Gutes zu erwarten.

*) Kriegsarchiv. — **) Königliches Hausarchiv.

Digitized by Google

Wir sehen aus allem, welche Schwierigkeiten die Regelung der Befehlsfrage machte. Es ist bereits ausgeführt, daß man einmal mit der weitgehenden Vermischung der Nationen sich die Sache sehr schwer gemacht hatte. Wie nun aber tatsächlich die Verhältnisse lagen, mußte auch dem mit der stärksten Macht auftretenden Staate, der auch nach den Ereignissen des Jahres 1812 und des Frühjahrs 1813 dazu berufen war, der Oberbefehl eingeräumt werden. Daß er in die Hände Österreichs kam, war eine Unnatürlichkeit, die einer politischen Notwendigkeit entsprungen war. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß daraus in militärischer Hinsicht schwere Nachteile erwachsen mußten. Alle Zeitgenossen nahmen es damals auch als selbstverständlich an, daß zum mindesten wie im Frühjahr ein russischer General führen würde, es wurden sogar Wünsche laut, die in richtiger Erkenntnis der großen Vorzüge, die ein Monarch an der Spitze der Armee mit sich bringt, Kaiser Alexander als Oberbefehlshaber forderten. So schreibt Gneisenau im Juni 1813 an Hardenberg:*) „Schließlich will ich Ew. Exzellenz noch auffordern, den russischen Kaiser zu vermögen, den Befehl über die Armee selbst, ohne Ratgeber, zu übernehmen. Zweimal habe ich ihn nun über militärische Angelegenheiten diskutieren gehört, er hat mehr Geist und mehr Ideen, als alle seine Generale zusammen." Es folgt nun eine sehr drastische, abfällige Beurteilung der russischen Generale — andere Nationen kommen für ihn sehr richtig gar nicht in Betracht —, und dann schließt er: „Folglich muß der Kaiser, aber auch er nur allein, den Oberbefehl übernehmen. So wie er das tun will, gebe ich mich neuer Hoffnung hin, willigt er darin nicht, dann kann ich diese nur auf physische Kraft setzen." Man muß Gneisenau, auch ohne seinem Urteile über die militärische Begabung Kaiser Alexanders zuzustimmen, Recht geben. Es ist immer erstrebenswert für eine Koalition, daß ein Monarch, und zwar der Vertreter der stärksten Macht, an ihrer Spitze steht. Das wird sich aber nur erreichen lassen, wenn es sich für die beteiligten Mächte in gleicher Stärke um Existenzfragen handelt.

Wird der Oberbefehl wie 1813 geregelt, so spielt nicht zuletzt auch hierbei wie überall im militärischen Leben die Persönlichkeit eine ausschlaggebende Rolle. Wenn Schwarzenberg ein energischer, ziel- und selbstbewußter, seiner schweren Stellung gewachsener Mann gewesen wäre, würde der Einfluß des russischen Kaisers schwerlich eine so ausschlaggebende Bedeutung gewonnen haben, ganz besonders dann nicht, wenn die Schlacht bei Dresden sofort den Beweis der Leistungsfähigkeit Schwarzenbergs erbracht hätte. Erfolge einer Koalition sind am besten geeignet, Gegensätze auszugleichen, das hat der an sich unbedeutende Sieg bei Kulm gezeigt, der das drohende Auseinanderfallen der Verbündeten verhütete und Schwarzenberg bewog, auf seinem Posten auszuharren. Die

*) Geheimes Staatsarchiv.

Digitized by Google

Schlesische Armee verdankt ihre große Selbständigkeit in erster Linie ihren von Anfang an glücklichen Operationen. Diese waren es auch, die in dem Kaiser von Rußland allmählich eine derartige Wertschätzung Blüchers zeitigten, daß er sich schließlich fast jeder Einmischung enthielt.

Wir brauchen auf die Führung der einzelnen zur Koalition gehörenden Armeen nicht weiter einzugehen. Sie regelt sich wie in Kämpfen einer Einheitsmacht. Besondere Bedeutung gewinnt hier das Clausewitzsche Wort: „Bei getrennter strategischer Wirksamkeit ist nichts so wichtig, als daß jeder Teil tüchtig arbeite, die volle Wirksamkeit seiner Kräfte äußere, wobei dann die Fehler, welche auf einem Punkte begangen sein können, durch die Geschicklichkeit auf anderen ausgeglichen werden. Nun ist man aber dieser vollen Tätigkeit aller Teile nur gewiß, wenn die Führer rasche, unternehmende Leute sind, die der innere Trieb, das eigene Herz vorwärts treibt. . . ."*) Das gilt für jede innerhalb der Koalition kämpfende Macht. Hinzu tritt aber für den Führer einer solchen die Forderung, daß er nicht nur Soldat, sondern auch Staatsmann ist. Glücklich deshalb der Staat, der in der Person des Staatsoberhauptes beides vereinigt. Ist das nicht der Fall, so muß die Regierung in der Nähe des Kriegsschauplatzes sein, um schwerwiegende Zeitverluste zu vermeiden. In dieser Hinsicht bewährte sich die Anwesenheit der drei Monarchen bei der Böhmischen Armee ganz zweifellos. Trotzdem muß der Nachteil solcher Verhältnisse höher angeschlagen werden. Das ist nicht nur unserem Beispiel zu entnehmen, die Kriegsgeschichte zeigt es überall: Friedrich Wilhelm II. 1792, Friedrich Wilhelm III. 1806, Alexander I. 1812, Napoleon III. 1870, sie alle haben mit ihrer Anwesenheit im Hauptquartier, ohne gleichzeitig Führer zu sein, mehr oder minder verhängnisvoll gewirkt. Man hat wohl darauf hingewiesen, daß heutzutage, nachdem die Nachrichtenmittel eine so ungeahnte Ausgestaltung genommen haben, sich die Anwesenheit der Regierung im Hauptquartier vermeiden lasse. Aber Moltke stellte schon die Lästigkeit eines Delegaten der höchsten Gewalt bei der Armee mit einem Telegraphendraht im Rücken auf fast eine Stufe.**) Und dann bleibt auch noch zu bedenken, daß ein Volk heute, wo es seine eigenen Söhne in den Kampf schickt und das letzte für die Ehre seines Vaterlandes opfern soll, schwerlich Verständnis dafür haben wird, wenn der Träger der Krone fern dem Platze ist, wo um die Güter der Nation gerungen wird.

„Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird sich der Krieg seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der

*) Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch, 9. Kapitel.

**) Moltkes Kriegslehren, a. a. O.

Digitized by Google

politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch erscheint der Krieg."*) Die Wahrheit dieser prachtvollen Clausewitzschen Definition von der Verschiedenartigkeit der Kriege tritt am überzeugendsten in Koalitionskriegen hervor. Wie ein roter Faden zieht sie sich durch unsere Betrachtungen. Wir sehen, daß überall da, wo großartige Motive die Völker in den Krieg treiben, die schwierigsten Gegensätze überwunden werden und umgekehrt, wo die Spannungen nachlassen, Zögern und Zaudern vor jedem Hindernis, bis schließlich das kleinste verweigert wird und der Krieg seinen wahren Charakter gänzlich verliert.

Wie wird es nun in Zukunft sein? Wird auch dort die natürliche Schwäche und Beschränktheit des Menschen, die nur einmal in der Geschichte zum Segen der beteiligten Völker wenigstens teilweise ausgeschaltet werden konnte, wieder triumphieren oder liegen Anzeichen vor, die darauf deuten, daß eine Epoche entstehen kann, die, wie in den Befreiungskriegen, Völker verschiedener Nationen getragen von einer Begeisterung, zum Siege führen wird?

Man hört unsere Zeit häufig eine bündnisfrohe nennen. Aber man irrt, wenn man darin für sie ein besonderes Charakteristikum erblicken will. Es war von jeher in der europäischen Politik gang und gäbe, daß die Diplomatie zur Unterstützung ihrer Aufgaben Bündnisse suchte und fand. Aber ein gewichtiger Unterschied gegen früher tritt hervor: Unsere Zeit kennt Bündnisse, die nicht in Hinsicht auf eine bestimmte kriegerische Absicht geschlossen wurden, sondern die allmählich, in natürlicher Weise, auf gänzlich friedlicher Unterlage sich entwickelten, gleichlaufenden wirtschaftlichen Interessen entsprangen, mit der Zunahme dieser sich immer mehr ausgestalteten und teilweise eine Lebensdauer erreichten, wie sie die Geschichte bisher nicht gekannt hat. Die solchen Bündnissen innewohnende große einigende Kraft wird, wenn Neid und Mißgunst sich an ihnen versuchen sollte, nicht versagen, sie wird in der Gefahr wachsen. Gleichzeitig verraten die Bündnisse unserer Zeit, wie die wirtschaftliche Entwicklung allmählich eine vollständige Gruppierung der Mächte herbeiführt, die immer klarer hervortritt und die in dem Wunsche, mühsam Erworbenes zu halten und auszubauen, auch überall erstrebt wird. Wenn in Hinsicht auf diese Verhältnisse unserem Vaterlande prophezeit worden ist, daß der nächste Krieg, in den es verwickelt werden könnte, ein Bündniskrieg sein wird, so ist dem sicherlich eine große Wahrscheinlichkeit nicht abzusprechen.

Gewiß ist es eine Anmaßung, eine Frage der Zukunft entscheiden zu wollen. Aber schon Clausewitz fühlt, daß, nachdem die Regierungen einmal gesehen haben, welch ungeheurer Faktor in dem Produkte der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation ist,

*) Clausewitz, a. a. O. I. Buch, 1. Kapitel.

Digitized by Google

immer mit dem ganzen Gewicht der Staaten und folglich nur um große, den Völkern nahe liegende Interessen Kriege zu führen sein werden und sicher ist er, daß, wenn ein großes Interesse zur Sprache kommt, die gegenseitige Feindschaft sich auf die Art erledigen wird, wie es in seinen Tagen geschehen ist.*)

Es erübrigt sich, hier den Anzeichen nachzugehen, daß diese Clausewitzsche Auffassung noch in Zukunft übertroffen werden wird. Über die Natur der heutigen Kriege herrscht kein Zweifel. In unserer Zeit, wo Heere kämpfen, die lediglich aus Söhnen des Volkes zusammengesetzt sind, wo mit Mitteln die Entscheidung gesucht wird, deren Gewaltsamkeit mächtig gestiegen ist, wird der Kampf nach menschlichem Ermessen nur um Aufgaben entbrennen, deren Lösung gleich einer Existenzfrage des Landes ist. Die Motive des Krieges werden in ihrer Stärke tief in das Innere der Völker einschneiden. Verbindet unter diesen Verhältnissen heutzutage eine Macht mit einer anderen ihr Schicksal, so kann man sich schwer vorstellen, daß dann die Kraftanspannung nachläßt. Große pekuniäre Opfer, Darniederliegen von Handel und Verkehr, mit einem Worte, die heute gewaltig gewachsenen wirtschaftlichen Folgen der Kriegshandlung werden überall in gleichem Maße zum tatkräftigen Handeln zwingen. Politischer Zweck und kriegerisches Ziel fallen dann zusammen und schaffen der Koalition die Grundlage für eine erfolgreiche Führung.

In der weitaus größeren Hälfte aller Kriege, die die Geschichte kennt, haben Bündnisse eine Rolle gespielt. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieses Verhältnis sich in Zukunft noch zu ihren Gunsten verschieben wird.

Die Art, wie sie ihre Rolle gespielt haben, war fast durchweg eine wenig erquickliche. Aber auch hier hat sich eine Wandlung vollzogen. Die Zukunft wird nach menschlichem Ermessen Koalitionskriege sehen, die unter dem tiefen Ernste einer modernen Kriegshandlung die Schwächen abstreifen, die ihnen bisher anhafteten.

Wird aber auch nur die Möglichkeit eines solchen bedeutungsvollen Wechsels zugestanden, dann muß auch eine ohne Frage vorhandene Scheu fallen, sich mit dem Wesen und der Führung von Koalitionskriegen zu beschäftigen. Unsere beste Lehrmeisterin, die Kriegsgeschichte, bietet hierfür ein überreichliches Material. Sie gestattet trotz des negativen Erfolges, den der Kampf verbündeter Mächte im allgemeinen bisher zeitigte, oder vielleicht gerade deshalb Anregung und Belehrung zu entnehmen sicherlich in weit größerem Maße, als das hier in der kurzen Form eines Vortrages geschehen konnte.

*) A. a. O. 3. Buch, 17. Kapitel.

Digitized by Google

Über das kriegsgeschichtliche Studium des Offiziers.

Von

Kuntze,

Hauptmann und Kompagniechef
im Königlich Sächsischen 2. Grenadierregiment Nr. 101 Kaiser Wilhelm, König von Preußen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Offiziersberuf ist vorzugsweise ein praktischer Beruf. Bei der Truppe erfolgt die erste militärische Ausbildung. Auf der Kriegsschule werden in kurzem Kursus die nötigsten allgemeinen Kenntnisse als Grundlage und zur Orientierung über den Beruf gegeben und das Erlernte sofort durch praktische Anwendung gefestigt. Nach kaum 1½jähriger Vorbereitung tritt der Offizier als Ausbildner und Führer in den Frontdienst ein. Die Mehrzahl hat sich darin bis an ihr militärisches Ende zu betätigen. Selbst die außerhalb des Truppendienstes Stehenden kommen stets mit ihm in Berührung und müssen zeitweise ganz in seine Arme zurückkehren, um sich Herz und Verständnis für die Bedürfnisse der Truppe und ihre Führung zu erhalten.

Wenige, kurz und klar gefaßte Vorschriften geben die Richtschnur für die praktische Tätigkeit im Frontdienst. Rasch arbeitet man sich durch eigenes Studium ein, unterstützt durch die praktische Anweisung der Vorgesetzten und den Unterricht älterer Offiziere; das Beste gibt im Laufe der Jahre die eigene Diensterfahrung dazu. Selten ändern sich die Vorschriften und meist nicht durch grundsätzliche Umgestaltung, sondern in organischer Fortentwicklung. Weitergehendes wissenschaftliches Studium erscheint zunächst nicht erforderlich, wenn auch die einschlägige Literatur als Anregung und Ergänzung nicht entbehrt werden kann.

Jahraus, jahrein hat man es mit immer neuem Menschenmaterial zu tun, das einem zugeführt wird jung und gesund, meist voll guten Willens, ja voll Passion, in den für die Entwicklung günstigsten Jahren, noch nicht abgebraucht durch den Beruf, aber doch zu gewisser Reife gelangt. Einführen soll man die jungen Leute in eine neue, kraftvolle Welt, darin sich zu regen, ihrem männlichen Sinn Freude und Bedürfnis sein muß. Uneingeschränkt hat man sie zur Verfügung, zu jeder Zeit, geistig und körperlich, gekleidet, ernährt, untergebracht, wie man es sich nicht zweckmäßiger wünschen kann, losgelöst von allen Fesseln der Familie, des Geschäfts, der

Digitized by Google

Sorgen, die sonst den Sterblichen beengen, — allein sich zu Diensten für die große Sache des Vaterlandes.

Täglich kann man den Erfolg seiner Arbeit sehen, Mängel und Irrtümer rechtzeitig abstellen und sich in frischem Wettbewerb mit vornehm denkenden Standesgenossen des erreichten Fortschritts freuen. Am Schlusse jedes Jahres sieht man bewegten Herzens, wie geistig und körperlich nicht voll entwickelte Jünglinge durch ihre Dienstzeit zu ganzen Männern geworden sind und nun wieder hinausziehen als feste Stützen des Reiches in Krieg und Frieden. Fast alle Berufstätigkeit spielt sich ab in buntem Wechsel, unter Gottes freiem Himmel, im Wald und auf der Heide, in Flur und Feld des schönen Heimatlandes, auf fröhlichem Marsch oder auf dem Rücken der Pferde; nur weniges im engen Zimmer hinter dem Schreibtisch in ödem Einerlei.

Gesund bleibt man selbst, jung mit der Jugend, frisch und froh mit den Kameraden, während schon die Altersgenossen vom Zivil mürrisch und matt mit dicken Bäuchen in Aktenstaub und Stubenluft den Lebensrest verbüßen. Nicht steht drohend stets am Wege die ernste Wissenschaft, die auf hochnotpeinliche Examina fürchterlich hinweist; nicht wälzt nach des Tages Arbeit ein unwillkommener Bote Foliantenstöße in die behagliche Behausung zu nächtlichem Bearbeiten; nicht braucht sich der Kopf zu martern mit komplizierten Börsenkonjunkturen und großen Geschäftsprojekten oder mit tiefsinnigen Problemen spekulativer Gedankenarbeit und schwierigen Fällen hoher Jurisprudenz.

Nein! „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut und mit rascher Wirkung meine Pflicht getan, wie mein Gewissen sie mir zeigte!" So ruft mit dem jungen Egmont der Offizier in der frischen, fröhlichen Front, so wird sein Leben Tat um Tat, so pflückt er die goldenen Früchte vom grünen Baum des Lebens, so zieht er freudig seine Bahn, freudig wie ein Held zum Siegen!

Und doch — ganz ohne Wissenschaft, ohne theoretische Geistesarbeit kann kein Offizier seinen hohen Aufgaben in Heer und Volk gerecht werden. Wie jeder Gebildete muß er ein lebendiges Bild von der Entstehung des Deutschen Reiches haben, zu dessen Schutz und Gedeihen er die Waffen trägt. Greifbar muß ihm die große Zeit der Befreiungskriege vor der Seele stehen, der Sturz des übermächtigen Korsen, der gebrechliche, unheilbares Siechtum in sich tragende Deutsche Bund, das heiße, immer wieder unterdrückte Ringen der deutschen Völker nach Verfassung und nationaler Einheit, der Mißerfolg von 1848/49 und dann das mühevolle Aufsteigen einer neuen, zielbewußten Macht, vorbereitet durch den deutschen Zollverein, erstarkt im Kampf mit Dänemark und dem Rivalen Österreich, zusammengeschmiedet mit gewaltigem Hammer vom größten deutschen Staatsmann

Digitized by Google

auf den Schlachtfeldern Frankreichs, — des neuen Deutschen Reiches mit dem greisen Hohenzollernkaiser an der Spitze.

Nicht allenthalben, Gott sei's geklagt, gibt die Schule solche Kenntnis. Da muß eigene Arbeit eintreten, die die Lücken ausfüllt, den Zusammenhang herstellt mit den übrigen Erdenvölkern und ihrer Geschichte und die das Herz zu dem heiligen Willen entzündet, das so schwer Errungene zu erhalten und auszubauen, auf daß es weithin leuchte in die Welt, und wenn es sein muß, gegen alle Welt als ein Hort echt deutschen Volkstums, hoher Gesittung und stolzer Kulturkraft.

Der Offizier vor allen braucht solche Kenntnis und Gesinnung. Durch sie schafft er sich eine reife und freie Berufsauffassung, die allen, auch unserem Beruf anhaftenden Schattenseiten standhält; aus ihr schöpft er die Begeisterung, mit der er auch seine Untergebenen durchdringen soll, damit die Zukunftsschlachten neue Siege deutscher Fahnen werden. Und wie der Arzt mehr von Pettenkofer, Virchow und Koch weiß als der medizinische Laie, so muß auch der Offizier mehr wissen als der Nichtmilitär über die Schlachten von Jena bis Waterloo, Düppel, Königgrätz und Langensalza, von Wörth, Metz, Sedan bis Paris und seinem Entsatzversuch 1870/71. In großen Zügen muß er die politischen und kriegerischen Ereignisse und ihre Lenker aus der vaterländischen Geschichte ebensogut kennen wie die der modernen Kriege zwischen Russen und Türken, Buren und Engländern, Rußland und Japan und in den überseeischen Kolonien.

Jedoch das historische Wissen genügt noch nicht für den militärischen Fachmann. Er muß sich weiter ein allgemeines Bild von der Bedeutung gemacht haben, die diese Ereignisse für die jetzige Kriegführung insbesondere für die maßgebenden Ansichten und Reglements in Deutschland gewonnen haben.

Für alle diese rein orientierenden Studien ist Literatur in reichem Maße vorhanden. Einiges Empfehlenswerte sei angeführt.

Zunächst auf politisch-historischem Gebiet:

Außer den großen allgemeinen Geschichtswerken und den meist vorzüglichen Abhandlungen in den neuesten Konservationslexiken

Prof. Kaemmel, Werdegang des deutschen Volkes,

Lamprecht, Deutsche Geschichte,

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert,

Maurenbrecher, Gründung des Deutschen Reiches 1859—1871,

Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland,

Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866/71,

H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.,

E. Marcks, Kaiser Wilhelm I.,

Fürst v. Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, sowie seine Reden und Briefe,

Digitized by Google

Prof. Schiemann, Deutschland und die große Politik seit 1901,

Dietrich Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit (2 Bände, 1912 neu erschienen);

ferner Literatur allgemein militärisch-politischer Art:

General-Feldmarschall Frhr. v. der Goltz, Das Volk in Waffen, Krieg und Heerführung,

General v. Blume, Grundlagen unserer Wehrmacht,

General v. Bernhardi, Vom heutigen Kriege,

General Frhr. v. Falkenhausen, Der große Krieg der Jetztzeit, Studie über Bewegung und Kampf der Massenheere des 20. Jahrhunderts,

Generalmajor Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Krieg und Politik in der Neuzeit,

v. Binder-Krieglstein, Zur Psychologie des großen Krieges,

v. Schmidt, Das deutsche Offizier-Korps und seine Aufgaben in der Gegenwart,

General v. Beseler, Vom Soldatenberufe;

ferner aus der speziell militärischen Literatur:

Generalleutnant v. Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert,

General-Feldmarschall Frhr. v. der Goltz, Kriegsgeschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert,

General v. Boguslawski, Die Entwicklung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart,

General v. Schlichting, Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart,

Preußen-Deutschlands Kriege von der Zeit Friedrichs des Großen bis zur Gegenwart (militärpolitische Geschichte in Einzeldarstellungen). Herausgegeben von General v. der Boeck;

als Beispiel für einen einzelnen Krieg:

v. Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Krieg 1870/71, eine meisterhafte Skizze, die auf 43 Seiten ein vorzügliches Bild des großen Krieges gibt;

außerdem sämtliche von den Kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Großen Generalstabes herausgegebenen Bearbeitungen;

schließlich die wichtigste, laufend erscheinende Militärliteratur, die neben wertvollen Beiträgen für die Zwecke allgemeiner Orientierung die besten Hilfsmittel darbietet, um sich über die Veränderungen im Kriegs- und Heerwesen aller Staaten zu unterrichten:

v. Loebells Jahresberichte, Militär-Wochenblatt mit Beiheften, Jahrbücher für Armee und Marine (monatlich), Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde und Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes.

Digitized by Google

Die Beschäftigung mit den angeführten literarischen Erscheinungen stellt keinerlei besondere Anforderungen an die Vorbildung und Intelligenz des Lesers; sie sind für jeden Offizier von durchschnittlicher, allgemeiner und militärischer Bildung ohne Schwierigkeit genießbar. Keineswegs ist es erforderlich, die gesamte, hier empfohlene Literatur durchzustudieren, jedoch muß von einem deutschen Offizier, der diesen Ehrennamen verdienen will, erwartet werden, daß er im Laufe seiner Dienstzeit mit einem Teil der Bücher und Zeitschriften sich ernsthaft beschäftigt hat. Denn nur der hebt sich vom soldatischen Handwerk zum militärischen Beruf empor, der die hier gekennzeichnete geistige Arbeit selbsttätig und treu zu leisten bestrebt ist.

Das bisher dem Offizier nahegelegte Studium ist gedacht als breite Grundlage seiner gesamten beruflichen Tätigkeit, als notwenige Voraussetzung für richtiges Erfassen seiner Stellung in Heer, Staat und Gesellschaft. Es ist mehr Beschäftigung mit der Geschichte der Kriege und ihrer Zusammenhänge mit der allgemeinen Geschichte, weniger Kriegsgeschichte in dem Sinne, wie sie die Felddienst-Ordnung auffaßt, wenn sie in Ziffer 15 sagt: „Das Studium der Kriegsgeschichte bildet das Urteil des Offiziers und gibt ihm einen Maßstab dafür, was wirklich kriegsgemäß und was nur im Frieden möglich ist".

Über das Studium dieser eigentlichen Kriegsgeschichte gilt es nun, leitende Gesichtspunkte zu gewinnen.

In der Armee sind nur noch sehr wenige vorhanden, die den unvergleichlichen Vorzug gehabt haben, auf französischen Schlachtfeldern die deutsche Einheit mit zu erkämpfen, die tatsächlich eigene Kriegserfahrungen haben. Und auch diese glücklich zu preisenden, hochverehrten Männer können sie nur „im Ausschnitt" haben, soweit sie für ihre damalige, naturgemäß mehr untergeordnete Stellung erreichbar war. Diejenigen unserer Kameraden aber, denen eigener Tatendrang und ein günstiges Geschick das beneidenswerte Los in den Schoß warf, im fernen Asien oder Afrika sich kriegerischen Lorbeer zu holen, haben gewiß in der Kenntnis des Krieges einen großen Vorsprung voraus, doch für die Zukunftsfeldzüge auf europäischem Schauplatze werden ihre Erfahrungen kaum ganz ausreichen. Die große Masse der aktiven Offiziere ist zweifelsohne jeder eigenen Kriegserfahrung bar und muß nach Mitteln greifen, sie zu ersetzen. Denn nicht wie in mancher wissenschaftlichen Disziplin hat der Soldat die Möglichkeit des Experiments, um die Richtigkeit seiner Anschauungen und Lehrsätze zu beweisen. Er kann keine Kriege zur Probe führen. Die Friedensexperimente: gefechtsmäßiges Schießen, gegenseitige Truppenübungen, Taktikaufgaben, Übungsritte, Generalstabsreisen und Kriegsspiele, so unentbehrlich sie sind, geben kein vollständiges Bild der zu erwartenden Wirklichkeit. Stets fehlt die tatsächliche Waffenwirkung auf lebende Wesen mit allen ihren psychologischen Begleiterscheinungen; oder die Parteien sind in irgend einer Form

Digitized by Google

gebunden, die Truppen nur gedacht oder durch Flaggen dargestellt, so daß die bei ihren Bewegungen entstehenden Reibungen nicht zutage treten, und die Kriegslagen der Erfahrung und Phantasie des Leitenden entnommen, die Entscheidungen von ihm und dem Spruch der Schiedsrichter abhängig und das Ganze der Einbildungskraft sämtlicher Teilnehmer anheimgegeben. Vor allem aber fehlt völlig die Riesenlast der Verantwortung für die Geführten und den Ausgang der für die Existenz des Vaterlandes vielleicht entscheidenden Sache. Die manchen Führer verwirrende Anwesenheit höherer Vorgesetzten bei solchen Friedensübungen, die Besorgnis um persönlichen Erfolg und das davon abhängende, weitere Fortkommen, können als genügender Ausgleich hierfür wohl nicht in Rechnung gestellt werden.

„Der Krieg ist ein Akt, der durch Aufeinanderprallen feindlicher Willen und Willensträger zustande kommt." Keine Friedensübung kann das ausreichend zur Darstellung bringen. „Geben wir die Partei Alvensleben auf dem Kriegsspielplan von Mars la Tour dem geschicktesten Generalstabsoffizier und die Partei Bazaine einem blutjungen, ganz unerfahrenen Leutnant und nehmen wir eine objektive Leitung an, wir werden es auf dem Papier nie verhindern können, daß Alvensleben von seinem Gegner einfach erdrückt wird. Und doch hat Alvensleben in der Wirklichkeit den größten, in seinen operativen Folgen entscheidendsten Sieg errungen."

Eine richtige Vorstellung vom Wesen des Krieges und seinen Anforderungen ist namentlich nach so langer Friedenszeit, wie sie uns zuteil geworden ist, dringend erwünscht. Wer sie sich erst vor dem Feinde zu erwerben gedenkt, wird voraussichtlich das Blut derjenigen dabei nutzlos oder zum mindesten reichlicher als nötig opfern, die ein Anrecht darauf haben, von Führern ins Feld geführt zu werden, die in umfassender und gewissenhafter Friedensarbeit sich die Vorbedingung für erfolgreiche Ausübung ihres Amtes verschafft haben. Er wird durch seine Unterlassungen unter Umständen nicht nur die gerade vorliegende Kriegshandlung einem Mißlingen aussetzen, sondern auch durch die damit verknüpfte allgemeine Schädigung des moralischen Haltes im Heere den Enderfolg des ganzen Feldzuges in Frage stellen.

Hierzu kommt, daß der moderne Krieg in seinem Verlaufe kaum Zeit zum Sammeln eigener Erfahrungen lassen wird. Rasch wird die Krisis der Entscheidung da sein, durch wenige, aber gewaltige Schläge vorbereitet, durch eine ungeheuere Kraftanstrengung zu alles beendendem Siege oder zu unwiderruflicher Niederlage vom Gott der Schlachten gewendet werden. Lang andauernde Kriegszeiten vermögen weder die Millionenheere der allgemeinen Wehrpflicht, noch die wirtschaftlich so empfindlichen Kulturstaaten auszuhalten. Wenn also die heutigen Großmächte den Widerstand bis zum äußersten wahrscheinlich nicht mehr durchzuführen imstande sein werden, gewinnt der Ausgang der ersten großen Waffenentscheidung eine um so

Digitized by Google

mehr den Ausschlag gebende Tragweite. Sie muß und wird herbeigeführt werden, ehe man den Krieg vom Kriege hat lernen können.

Eifern wir deshalb, die wir den Krieg und seine Elemente nicht kennen, all den großen Heerführern nach, die „im Studium der Kriegsgeschichte das Fundament ihrer Taten gesehen und die Richtschnur ihres Handelns gesucht haben". Und bald heißt es mit dieser Arbeit beginnen; denn wahrlich, „augenblicklich sind die politischen Weltverhältnisse wohl dazu angetan, daß großen Auseinandersetzungen der Staaten mit bewaffneter Hand entgegengesehen werden muß".

Inwiefern gewinnt man nun durch die Kriegsgeschichte die fehlende Kriegserfahrung?

Einen unerschöpflichen Reichtum kriegerischer Vorgänge führt uns die Kriegsgeschichte vor, eine unendliche Mannigfaltigkeit an Situationen und Personen, von den in unvergänglichem Ruhm erstrahlenden Sternen der Feldherrnkunst an bis zu den namenlosen, halb in Dunkel gehüllten Massen bewaffneter Männer, die seit zwei Jahrtausenden die Erde unter ihren klirrenden Schritten haben erdröhnen lassen; sie zeigt uns eine gewaltige Reihe großartiger Völkerkämpfe um Wohnplätze und Nahrung, um Herrschgewalt und Beute an Menschen und Gütern, um Religion und Kultur, um politisches und wirtschaftliches Übergewicht, um Provinzen, Königreiche, ganze Erdteile, um die Weltherrschaft.

Aus alledem gilt es zu erkennen, daß der Krieg ein Stück Leben, gesteigertes Leben ist mit all seiner Tragödie und seinem Lächerlichen, mit all seiner Größe und all seiner Erbärmlichkeit. Nicht das Formale und Mechanische ist es, was ihm seinen Charakter gibt; nein, die Menschen sind es, die ihn gegeneinander führen in Not und Tod, in Triumph und Sieg. Daher ist seine Natur wie die der Menschen im wesentlichen unveränderlich, wenn auch die Form seiner Erscheinungen wechselt. Wohl erkennbar sind seine ewigen Gesetze durch die Jahrhunderte hindurch, aber sie sind keine Rezepte für die Zukunft. Denn, wie im Leben, so gleicht auch im Kriege kein Fall dem anderen, und ein jeder will für sich allein nach seinen besonderen, stets eigenartigen Bedingungen betrachtet und beurteilt sein. Aus Einzelfällen soll man keine für alle möglichen Fälle gültigen Formen, Regeln und Lehrsätze konstruieren und destillieren. Die Form, durch die gestern anscheinend der Sieg erfochten, kann heute die Niederlage herbeiführen, wenn Geist der Führung und kriegerische Tugend des Heeres nicht geblieben sind. Aber gegen die großen Gesetze der Kriegführung soll man nicht verstoßen und die Taktik wie Moltke, unser großer Lehrmeister, ansehen als ein System von Aushilfen, das schließlich dem die Palme des Sieges reicht, der die wenigsten Fehler gemacht hat.

Und so kommt man zu einer gewissen Theorie des Krieges, deren Grundzüge einen vor die Kanonen des Feindes begleiten sollen, nicht um

Digitized by Google

schematisch danach zu handeln, sondern instinktiv unter Würdigung aller neu hinzugetretenen Momente der selbsterlebten Wirklichkeit. Dann hat eine Theorie vom Kriege lebendigen Wert, wenn sie so den Geist geschult und ganz durchdrungen hat, und bestätigt das kluge Wort des Generals v. Caemmerer: „Es ist ein falscher Standpunkt, wenn von Zeit zu Zeit die Unfruchtbarkeit und Schädlichkeit der Theorie verkündet wird. In den urältesten Zeiten des Menschengeschlechts mag das Handeln ohne theoretische Vorbildung am Platze gewesen sein. Seitdem es Kultur gibt, geht die Schulung der Gedanken den Taten voraus, und es ändert daran nichts, wenn zuweilen auch Männer, die zum praktischen Handeln berufen sind, sich keine Rechenschaft darüber geben können, aus welchem Geiste ihre eigenen Gedanken eigentlich stammen. Gefährlich ist nicht die Theorie an sich, sondern das schematische System, das den Geist in spanische Stiefel einschnürt, statt ihn freier und kräftiger zu machen."

Nach alledem bedarf es keiner Anhäufung großer Gedächtnisvorräte, um zum Endziel des kriegsgeschichtlichen Studiums zu gelangen. Die Bausteine können ruhig der Vergessenheit anheimfallen, wenn nur der Zweck des Gebäudes erreicht ist. Es hat keinen Sinn, mit dem Denkmalwärter auf dem Schlachtfelde in Wettbewerb zu treten, der alle an der Schlacht beteiligten Truppenteile bis zu den Kompagnien und Eskadrons herab, ihre Führer und ihre Bewegungen hererzählen kann und sich deshalb doch nicht zum akademischen Lehrer der Kriegsgeschichte oder zum Truppenführer eignet. Die Kriegsgeschichte soll verstanden und miterlebt werden. Dem „Können" soll alles Studium in ihr nutzbar werden, das „Wissen" ist nur Mittel zum Zweck und wird überflüssig, wenn der Zweck erreicht ist. Wie alle militärische Wissenschaft soll auch die Kriegsgeschichte nicht für die Vergangenheit wirken, sondern für die Zukunft.

Von grundlegender Bedeutung für das kriegsgeschichtliche Studium sind die Unterlagen, die man benutzen will.

Für die große Mehrzahl der aktiven Offiziere ist eine selbständige wissenschaftliche Erforschung kriegsgeschichtlicher Gegenstände ausgeschlossen. Sie muß den in den kriegsgeschichtlichen Abteilungen des Großen Generalstabs und in Kriegsarchiven beschäftigten Kräften, sowie den inaktiven Offizieren überlassen bleiben, die ihre verfügbare Zeit hierzu mit großem Nutzen für die Armee verwenden können und bisher auch in ausgedehntem Maße höchst dankenswert verwendet haben. Gleichwohl kann niemand die Kritik der für das Studium in Frage kommenden Quellen erspart werden. Es handelt sich ja doch darum, aus der meist überreichen Literatur über einen kriegsgeschichtlichen Vorgang oder eine militärisch bedeutsame Persönlichkeit das Zuverlässigste und Vollständigste herauszufinden; denn alles darüber vorhandene Material durchzustudieren, hat wohl kaum jemand Lust und Muße.

Digitized by Google

Zunächst scheiden für fachliches Studium alle Erzeugnisse der volkstümlichen Geschichtschreibung aus, weil es sich bei ihnen weniger um Ergründung der Wahrheit, als um Unterhaltung oder patriotische Erziehung des Publikums handelt. Ferner ist Vorsicht geboten bei Werken, die offensichtlich von beschränkt parteiischem oder einseitig tendenziösem Standpunkt, oder die von militärischen Laien verfaßt sind. Auch ist der Zeitpunkt des Erscheinens der einschlägigen Literatur wohl zu beachten.

Der Große Generalstab schreibt z. B. 1890 bei Herausgabe der Kriege Friedrichs des Großen in der Einleitung, daß man von einer Darstellung der Befreiungskriege vorläufig Abstand genommen habe, weil sie der Gegenwart noch zu nahe lägen. Anderseits hat der Große Generalstab den Feldzug 1866 bereits 1867 und den Krieg 1870/71 schon in den Jahren 1874 bis 1881 erscheinen lassen. Moltke äußert zu so frühzeitigen Veröffentlichungen: „Was in einer Kriegsgeschichte publiziert wird, ist immer nach dem Erfolg appretiert; aber es ist eine Pflicht der Pietät und der Vaterlandsliebe, gewisse Prestige nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armeen an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen."

Die in neuester Zeit erschienenen Darstellungen des Großen Generalstabes über 1870/71 zeigen hingegen eine weit rückhaltlosere Kritik der Begebenheiten als die früheren Veröffentlichungen. Man brauchte eben persönliche Empfindlichkeit nicht mehr zu schonen und konnte ganz wahrhaftige Geschichtschreibung treiben, um das Geschehene für die Zukunft dem Vaterlande uneingeschränkt nutzbringend zu machen.

Auf jeden Fall empfiehlt es sich, beim Studium die amtlichen Darstellungen beider kriegführenden Parteien und die Werke anerkannter Militärschriftsteller zu Rate zu ziehen. Aufschluß hierüber geben die systematisch geordneten Kataloge der großen Militär- und der öffentlichen Bibliotheken, und für rasches Orientieren besonders geeignet: der Almanach der Militär-Literatur von Liman und die Quellenkunde der Kriegswissenschaften von Professor v. Scharfenort (Bibliothekar der Kriegsakademie),*) beides kürzlich erschienene und laufend erhaltene Nachschlagebücher, welche die sonst nirgends geordnet verzeichneten Aufsätze der periodisch erscheinenden Militärzeitschriften mitenthalten. Für den in der Militärliteratur noch wenig bewanderten jungen Offizier ist es am praktischsten, sich außerdem mündlichen Bescheid bei einem unterrichteten Bibliothekar oder einem militärwissenschaftlich vorgebildeten Kameraden zu holen. Trotz aller sorgfältigen Wahl der Quellen aber wird der Studierende bald einsehen lernen, daß selbst die besten Quellen ihm nur in seltenen Fällen die volle Wahrheit über die Ereignisse enthüllen können; denn eine objektiv genaue Darstellung eines Krieges ist nahezu unmöglich. Beruht sie doch zu ihrem wesentlichen

*) Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Teil auf Gefechtsberichten, die unter den übermächtigen Eindrücken der Schlachten entstanden oder auf Grund ursprünglich mündlicher, später niedergeschriebener Befehle mühsam rekonstruiert sind. Belastet mit ungenauen Angaben über Ort und Zeit, entstellt durch absichtliche und unabsichtliche Irrtümer, mehr oder weniger unvollkommen sind sie naturgemäß fast sämtlich.

Und auch wenn alle diese Mängel auf ein Mindestmaß beschränkt sind, muß man sich doch bescheiden, daß Moltkes Wort meist Geltung behalten wird: „Keine der Öffentlichkeit zu übergebende Darstellung eines Feldzuges oder einer geschichtlichen Begebenheit kann den Einblick in die inneren Beweggründe, die Schwankungen der Meinung, das sukzessive Fortschreiten der Entschlüsse darlegen, das zum schließlichen Resultat geführt hat."

Wenn sich auch, wie wir gesehen haben, in dem Rüst- und Werkzeug kriegsgeschichtlicher Erkenntnis die menschliche Unvollkommenheit schmerzlich offenbart, wollen wir uns nicht den Mut nehmen lassen, den Gang durch die Kriege der Weltgeschichte anzutreten mit dem festen Willen, in unverdrossener Arbeit das Erreichbare zu erreichen.

Da wirft sich zuvörderst die Frage auf: Welche Feldzüge aus der großen Zahl soll man studieren?

Persönliche Vorliebe wird hier eine entscheidende Rolle spielen. Aber ganz soll sich der Gereiftere nicht seinen Neigungen hingeben, wenn sie der kühle Verstand nicht billigt. Und der Verstand sagt, daß die Kriege der älteren Zeiten bis etwa zum Dreißigjährigen Kriege zumeist sicherer Nachweise für gründliches Studium entbehren und immer entbehren werden. Zudem liegen sie wegen der seither völlig veränderten Zustände unserem Verständnis ferner und können deshalb unmittelbare Bedeutung nur auf psychologischem Gebiete für uns haben. Die Feldzüge der letztvergangenen Jahre aber, so wertvoll sie sonst für unsere Praxis und Berufsbildung sein müssen, sind jetzt im allgemeinen noch nicht so geklärt und erforscht, daß eine mehr als orientierende Beschäftigung mit ihnen sich lohnte. Ihr Studium bleibt besser späteren Zeiten vorbehalten, die über ein ausreichendes Quellenmaterial verfügen.

So sind im wesentlichen nur die Feldzüge des 18. und 19. Jahrhunderts für eingehende kriegsgeschichtliche Betrachtung übrig. Besonders hervorzuheben hiervon sind die Feldzüge Friedrichs des Großen, die Napoleonischen Kriege und 1870/71 als vorzugsweise geeignet, die militärische Urteilsbildung des Offiziers zu fördern. Denn es sind die ehernen Epochen, die die größten Feldherren aller Zeiten mit ihrem unsterblichen Ruhm erfüllt haben, hehre Vorbilder soldatischer Tugenden und militärischer Vollkommenheit, leibhaftige Götter kriegerischer Majestät, von genialer Kraft und titanischem Willen — und die größere Zahl von ihnen, mit Stolz sei es gesagt, sind deutsche Fürsten und deutsche Heerführer gewesen.

Digitized by Google

Auf wenige Feldzüge konzentriere man sein Interesse; aber diese arbeite man mit eindringendem Fleiß und gewissenhafter Hingabe selbst an kleine Einzelheiten planmäßig und gründlich durch. Dann wird man wahren inneren Nutzen von ihrem Studium haben und die Früchte, ein geschärfter Geist und ein gestählter Wille, werden bleiben, auch wenn die Einzelheiten dem Gedächtnis wieder entschwunden sind.

Einer Seite schenke man vor allem seine Aufmerksamkeit: der psychologischen und der persönlichen.

In längerem Frieden tritt zuweilen, wohl erklärlicherweise, ein mehr rechnerisches und mechanisches Abwägen bei der Beurteilung kriegerischer Verhältnisse in den Vordergrund und nicht die im Krieg an erster Stelle ausschlaggebenden moralischen Faktoren. Prinz Friedrich Karl schreibt einmal: „Die innersten Triebfedern, die die Dinge gerade so gestalteten, wie sie eintraten, weniger im großen, denn das wird nicht immer verschwiegen, als im kleinen, nämlich in den einzelnen Individuen, die Geschichte des menschlichen Herzens, wie es wogt und zweifelt und endlich zum Entschluß erstarkt, das suchte ich in der Kriegsgeschichte. . . Das menschliche Herz aber und das bißchen praktischen und taktischen Verstandes und die Gabe, auf die Untergebenen zu wirken, diese Dinge sind es, die die Geheimnisse jedes Krieges, jedes Erfolges sind. Sie muß man studiert haben, um kommandieren zu können." In der Tat, wenn man den Erscheinungen auf den Grund geht, so stellt sich heraus, daß die tiefsten Wurzeln von Erfolg und Mißerfolg nicht in den materiellen Mitteln liegen, sondern in den seelischen Eigenschaften der Führer und ihrer Truppen und, letzten Endes, des Volkes, aus dem sie entsprossen sind. Gewiß ist es schwierig, diese innersten Ursachen herauszufinden; denn man kann sie nicht rein verstandesmäßig auffassen und zergliedern; man muß die Phantasie zu Hilfe nehmen, die die im Kriege mitspielenden Imponderabilien leise zu ahnen oder annähernd zu erraten vermag. Gesund schafft man sich diese Phantasie aber nur, wenn man mit der ganzen Kraft seines Gemütes die Ereignisse wirklich mitzuerleben sich bemüht. „An seinem Schreibtische muß man den Schritt der Bataillone hören, muß mit dem Feldherrn in der Stunde der Krisis hoffen und sorgen lernen, muß mitjubeln über den gewonnenen Sieg, über die flatternden Fahnen und muß die Toten sehen, die furchtbare Gewißheit, eine Schlacht zu verlieren, fühlen, die Qualen des Rückzuges in der Seele des Führers mit leiden -- mit einem Wort: man muß sein Menschenherz hergeben, dann wird man Menschenherzen verstehen und erfassen lernen. Dann wird man über menschliche Größe staunen, menschliche Schwäche verzeihen und menschliches Leid begreifen und wird so die schmale Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft, die wir Gegenwart nennen, in ihrer wahren Bedeutung erkennen und würdigen."

Immer mehr wird sich nach solchem Studium die Überzeugung befestigen, daß jeder Sieg zuerst auf moralischem Gebiete erfochten werden muß,

und daß es eine der schwersten Aufgaben der Führung ist, die ungeheuren Widerstände zu überwinden, die in der Masse und ihrer rätselhaften Psyche liegen. „Die Kriegsgeschichte zeigt uns die charakteristischen Erscheinungen der Masse. Sie ist nicht einfach durch die Addition der Einzelindividuen erklärt, sie hat vielmehr sozusagen eine eigene Seele. Der Schrecken der Masse bleibt nicht wie beim einzelnen ein Gefühlsaffekt, er wird zu einer Tat, zur Panik. Die Größe der Gefahr hat mit der Größe der Panik nichts zu tun; mangelnde Verpflegung, gemeinsames Bewußtsein einer unsicheren Lage, körperliche Übermüdung, Mangel an Schlaf, das ist der Boden, auf dem die Panik wächst. Die Panik ist aber durch entsprechende Behandlung der Masse zu vermeiden und von gewandten Truppenführern sehr geschickt vermieden worden. Jede Masse ist an sich träge und setzt dem, der sie bewegen will, Widerstände entgegen. Diese Widerstände steigern sich unter schlechten Führern bis zur Meuterei. Der gute Führer hingegen versteht es, die Masse zu enthusiasmieren, und damit verdoppelt und verdreifacht er die der Masse innewohnende taktische Kraft."

Diese dem Gebiete der Psychologie des Krieges entnommenen Erfahrungen lassen für jedermann klar erkennbar die überragende Bedeutung der Persönlichkeit hervorleuchten, der Persönlichkeit, die sich alle seelischen Elemente bei Freund und Feind und in der eigenen Brust, souverän wie ein König, dienstbar macht zu dem großen Ziele des Sieges. Keiner hat sie uns meisterhafter in Geist und Gewissen geprägt als General Frhr. v. Freytag-Loringhoven in seinem klassischen Werke: „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege. Studien nach Clausewitz."*) Jeder unserer Standesgenossen sollte dieses Buch gelesen haben und immer wieder lesen. Er wird unerschöpflichen Gewinn davon haben. Freilich ist es nicht immer leicht, in das oft dunkle Gebiet des Persönlichen einzudringen. „Nur hin und wieder kommt in den Memoiren der Feldherren oder ihrer Vertrauten oder gelegentlich einer besonderen historischen Forschung ein Teil der vielen Fäden an das Tageslicht, die das ganze Gewebe bilden." „Und doch ist gerade das Gebiet des Persönlichen," wie General Wenninger sagt, „für uns alle das anziehendste und spannendste. Die Entstehung der Führerentschlüsse ist das, was im Drama die innere Handlung ist. Den Männern zuzusehen, die unter schwerer Verantwortung schicksalbestimmend handeln, ihr Suchen nach Klarheit, ihr Ringen nach einem Entschluß und ihr Ausharren bei einem solchen nachzuerleben, ist nicht allein der interessanteste Teil, sondern auch der gewinnbringendste Weg der Kriegsgeschichte. Er führt zur Vertiefung unseres Urteils und zur Kräftigung unseres Willens." „Liegt doch gerade darin der Reiz unseres Berufs," meint Frhr. v. Freytag-Loringhoven, „daß in ihm das freie Geistige und das Individuell-Persönliche so unbedingt herrschend sind." — „Wie ein Obelisk, auf den die Hauptstraßen eines Ortes geführt sind, steht in der Mitte der Kriegskunst gebiete-

*) Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

risch hervorragend der feste Wille eines stolzen Geistes", urteilt Clausewitz. Und Moltke fügt dem hinzu: „Im Kriege ist vom Beginn der Operationen an alles unsicher, außer was der Führer an Willen und Tatkraft in sich selber trägt."

Es liegt auf der Hand, daß jeder Offizier die Pflicht hat, sich zu einer charakterfesten, mit dem Kriege vertrauten Persönlichkeit selbst zu erziehen. Wir alle sind ja zur Führung berufen, gleichviel, ob an der Spitze eines Zuges oder einer ganzen Armee. Und wenn auch die Aufgaben der niederen Führer an sich einfach erscheinen, so macht sie die furchtbare Verantwortung des Ernstfalles doch schwierig und verlangt auch in kleinen Verhältnissen ganze Männer. „Für keinen Beruf ist die Ausbildung der Persönlichkeit von gleicher Wichtigkeit wie für den des Soldaten", sagte Frhr. v. Freytag-Loringhoven. Diese Wichtigkeit muß von Tag zu Tag steigen, je mehr die geöffnete Fechtweise der Infanterie die Beaufsichtigung der Untergebenen erschwert, und je mehr die modernen Volksheere aus Elementen bestehen, deren patriotische Gesinnung ebensowenig allenthalben gewährleistet werden kann, wie die Widerstandskraft ihrer durch allerhand Kultureinflüsse beeinträchtigten Nerven.

General Frhr. v. Freytag-Loringhoven wird recht behalten, wenn er nach den Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges behauptet: „Bei den Massen, die in einem zukünftigen Kriege zwischen europäischen Großmächten gegeneinander stehen werden, bildet jedes Schwanken, jedes Zögern des Führers, jedes Sinken des moralischen Wertes der Truppe eine ungeheure Gefahr. Die zersetzende Wirkung wird reißend um sich greifen. Ihr zu steuern, vermögen wir nur durch unablässige kriegsmäßige Arbeit in der Armee." Blicken wir also auf zu den großen Heerführern und versenken wir uns mit Inbrunst und Andacht in ihre Persönlichkeiten. Folgen wir auf der Ruhmesbahn dem großen König, Friedrich dem Einzigen, dessen scharfer, kühner Geist noch heute durch alle unsere militärischen Anschauungen weht; folgen wir Napoleon I., dem Schöpfer des modernen Krieges überhaupt, für den er Unvergängliches geleistet hat, dem Kriegsgott schlechthin, der „das Wesen des kriegerischen Genius in unerreichter dämonischer Größe verkörpert hat"; folgen wir dem schweigsamen Schlachtendenker, der der Welt in den gewaltigsten Siegen, die je erlebt wurden, Wahrheit und Erfüllung des Wortes: „Erst wägen, dann wagen" zum Heile unseres deutschen Vaterlandes glänzend erwiesen hat; oder folgen wir dem oder jenem Kriegshelden, zu dem unser Herz sich bewundernd neigt, weil er in zermürbender Mühsal der Feldzüge oder in blutiger Schlacht über seine Feinde triumphiert hat.

Immer sei das Ziel unserer Arbeit, daß wir den Willen und die Kraft in uns wachsen lassen, ihnen ähnlich zu werden im Frieden, ihnen ähnlich zu sein im Kriege. Zu seinem Teil soll jeder das erwerben, was Moltke in

Digitized by Google

seinem Essay über Strategie als Wesen der kriegerischen Persönlichkeit hinstellt: klarer Verstand, gesunde Vorstellungsgabe, Wille und Tatkraft; theoretisches Wissen, in der Praxis zu freier künstlerischer Entfaltung gelangt, verbunden mit Eigenschaften des Geistes und des Charakters, geschult durch militärische Vorbildung und geleitet durch Erfahrungen, sei es aus der Kriegsgeschichte oder aus dem Leben selbst.

So wird eine Reihe kriegerischer Persönlichkeiten erstehen von ethischer, in strenger Selbstzucht herangebildeter Überzeugung, durchdrungen von dem Seelendurst nach Ruhm und Ehre, der das Unmögliche versucht, um das Höchste zu leisten, Persönlichkeiten, von denen man dasselbe schreiben könnte, wie Friedrich der Große von seinen Generalen: „Ein General, so bey andern Völkern vor verwegen passieret, thut bey uns nur, was nach den ordinairen Regeln erfordert wird; er kann alles wagen und unternehmen, was Menschen zu executiren möglich ist."

Von solchen wahrhaft kriegerischen Persönlichkeiten wird auch der von der Felddienst-Ordnung erwartete Nutzen kriegsgeschichtlichen Studiums in reichem Maße in die Armee zurückströmen, daß unter ihrer Hand die Friedensausbildung wirklich den Forderungen des Krieges gemäß vollzogen und nichts von der Truppe verlangt wird, was nur im Frieden möglich ist.

In den bisherigen Ausführungen ist vorzugsweise von der rein betrachtenden Seite des kriegsgeschichtlichen Studiums und ihren meist nur mittelbaren Wirkungen die Rede gewesen.

Zum Schluß soll versucht werden, die schöpferische, mehr aktive Seite zu beleuchten und hierbei einige Hinweise zu geben, die für die militärische Weiterbildung jedes einzelnen vielleicht nicht ohne unmittelbaren Nutzen sind. Es kommt dabei im wesentlichen auf eine Skizzierung der Methode heraus, in der auf der Kriegsakademie Kriegsgeschichte und damit zugleich Taktik getrieben wird.

„Kein Geringerer als Friedrich der Große hat diesen Weg des Studiums in der Histoire de mon temps vorgezeichnet, und Hoepfner, Moltke, Verdy, Blume haben ihn, jeder in seiner Eigenart, weiter ausgebaut." Für den vorliegenden Zweck ist es nur nötig, die Methode bei einem kleinen Kreis oder dem einzelnen sinngemäß zur Anwendung zu bringen; denn das, was jetzt dargelegt werden soll, ist in der Hauptsache Unterricht in Kriegsgeschichte und Taktik, den man sich selbst erteilt.

Als Gegenstand des Studiums seien die Bourbakischen Operationen im südöstlichen Frankreich angenommen. Nach Auswahl der richtigen Quellen wird es sich zunächst darum handeln, ein klares Bild von der allgemeinen Kriegslage zu gewinnen, aus der die Operationen hervorgegangen sind. Sodann wird man sich mit ihrem Grundgedanken und den Zwecken vertraut zu machen haben, die durch sie erreicht werden sollten. Hier hat bereits die selbsttätige Arbeit einzusetzen und Grundgedanken und Zwecke

Digitized by Google

kritisch zu untersuchen. Dabei wird sich die Fehlerhaftigkeit des strategischen Denkens der französischen Heeresleitung herausstellen. Demgegenüber fasse man nun selbst einen strategischen Entschluß, der der Gesamtlage besser Rechnung getragen hätte. Demnächst sind die Ursachen des Irrtums auf französischer Seite aufzuklären. Das führt zum Studium der Persönlichkeiten sowie der politischen und militärischen Verhältnisse, die auf die republikanische Landesverteidigung unter Gambetta von Einfluß gewesen sind. Die Arbeit wird dadurch sogleich in großem Umfange erweitert. Ist sie getan, geht man zur Betrachtung des Instrumentes über, mit dem der strategische Plan verwirklicht werden sollte. Bourbaki, seine Vergangenheit, Charaktereigenschaften und Fähigkeiten, seine Auffassung von dem ihm übertragenen Oberkommando, seine Stellung zu Gambetta, die Zusammensetzung seines Stabes muß man ebenso kennen lernen, wie Formation und Wert seiner Armee, ihre Unterführer und den schlecht organisierten Nachschub. Hierauf verfolge man mit Zirkel, Buntstift und Feder in gewissenhaft eindringender Arbeit die Operationen selbst von Abschnitt zu Abschnitt. Nach dem mißglückten Eisenbahntransport und dem Aufmarsch der neugebildeten Armee im südöstlichen Frankreich mache man halt, ferner nach Villersexel, nach den Kämpfen an der Lisaine, nach dem Rückzug unter die Mauern von Besançon, nach der Versammlung bei Pontarlier und endlich nach dem Übertritt der französischen Ostarmee auf Schweizer Gebiet. Nach jedem Halt beurteile man die bisherigen Maßnahmen und ihre Ausführung, gehe den Gründen ihrer Nachteile und ihren Folgen nach und setze das Studium niemals in dem nächsten Abschnitt fort, bevor man sich nicht volle Klarheit über den vorhergegangenen verschafft hat. Wirklich schöpferische Arbeit leistet man aber erst dann, wenn man nach jedem Halt die beiden Fragen beantwortet: „Wie hätten die Operationen des Abschnittes strategisch und taktisch richtiger und deshalb mit mehr Aussicht auf Erfolg verlaufen müssen, und wie sind sie auf Grund der Endlage des Abschnittes weiterzuführen?" Die Antworten sind sowohl unter Annahme der damals vorliegenden als auch der heutigen Verhältnisse zu überlegen und mit den Entwürfen der notwendigen Direktiven und Befehle schriftlich niederzulegen. Erst wenn diese, allerdings mühevolle Arbeit geleistet ist, überschreite man die Grenze des nächsten Abschnittes und lese mit Spannung, was in Wirklichkeit weiter geschehen ist.

Auf solchem Wege, der freilich nicht nach jedermanns Geschmack ist, kommt man zu richtiger Würdigung aller im Kriege mitspielenden Faktoren, seien es Führerpersönlichkeit, Eigenart von Heer und Volk, politische Verhältnisse und Zeitanschauungen, oder Kriegsschauplatz, taktische Formen und Errungenschaften der Technik, die Waffen, feste Plätze, Karten, Verkehrs- und Nachrichtenmittel liefert. Und wenn man so die Motive, die tausend Reibungen und Schwierigkeiten übersehen gelernt hat, die sich der Ausfüh-

Digitized by Google

rung im Kriege entgegenstellen, wird man bescheiden in seiner Kritik über die, die vor uns auf dem Felde der Ehre sich betätigt haben. Denn „behaglich am Schreibtisch, völlig gefahrlos, ohne zeitliche Beschränkung der Denkarbeit, ohne jede Verantwortung, satt und warm, nicht übermüdet, nicht vom Drange der Verhältnisse beklommen", hat man doch einen Begriff davon bekommen, daß Kriegführen eine Kunst ist, die selbst das Talent des Tüchtigsten nie ganz erlernt, die nur vom Genie gemeistert wird. Es soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß ein so eingehendes, an freischöpferischer Arbeit reiches Studium nur unter einigen Voraussetzungen durchführbar ist, die nicht ohne weiteres von allen Offizieren erfüllt werden können.

Da ist zunächst der ganz erhebliche Zeitaufwand, der unbedingt erforderlich ist. Bei aufrichtiger Prüfung wird jedoch fast jeder Offizier eingestehen müssen, daß er, wenn nicht in jeder, so doch in vielen Perioden seines militärischen Daseins bei energischer Zeitausnutzung genügend Muße für solche Studien hätte erübrigen können, ohne daß dabei die sonstigen beruflichen und gesellschaftlichen Pflichten oder sein unbestrittenes Anrecht auf frohen Lebensgenuß zu kurz gekommen wäre. Gewiß ist der Winter für den Leutnant durch die unter eigener Verantwortung zu leistende Berufsarbeit und gesellschaftliche Anforderungen, namentlich in großen Garnisonen, stark belastet. Aber es bleiben doch immer die übrigen Jahreszeiten, die Sommerfrische auf dem Truppenübungsplatze und längerer Urlaub verfügbar, den man unmöglich bloß mit Sport, Flirt und Zerstreuungen ausfüllen kann. „Die Beschränkung wissenschaftlicher Tätigkeit auf die alljährliche Winterarbeit bedeutet den geistigen Tod des einzelnen und, in der Verallgemeinerung den beginnenden Verfall des Heeres", sagt einer unserer bedeutendsten militärischen Erzieher. Aber auch der ältere Offizier rückt in Dienststellen auf, die mit keinem verantwortlichen Truppenkommando verbunden sind und deshalb für Privatstudien besonders geeignet und wohl auch bestimmt sind. Allerdings sind solche Stellen nicht zahlreich und meist von kurzer Dauer. Infolgedessen kann nur dringend empfohlen werden, daß man sich das Wünschenswerte aus der Kriegsgeschichte bereits als Subalternoffizier zu erwerben bestrebt. Der angenehmste Weg, um in ihr weites Reich eingeweiht zu werden, ist zweifelsohne das Kommando auf der Kriegsakademie, für das auch unter diesem Gesichtspunkte hier Reklame gemacht sei.

Die zweite Voraussetzung für ersprießliche Arbeit ist eine genügende Kenntnis der für den Kriegsgebrauch bestimmten Reglements aller Waffen, das Vertrautsein mit den technischen Hilfsmitteln der Kriegführung und eine gewisse Fähigkeit, Beurteilungen und Befehle abzufassen. Im allgemeinen genügt das auf der Kriegsschule Erlernte für den Anfänger, wenn es auf dem laufenden erhalten worden ist. Während der Arbeit erweitern

Digitized by Google

und vertiefen sich diese Vorkenntnisse von selbst, da sie ja Vorbedingung für das selbsttätig aus der Kriegsgeschichte entwickelte Taktikstudium sind. — Und gerade hierin liegt einer der hauptsächlichsten Werte der Beschäftigung mit kriegsgeschichtlichen Gegenständen.

Trotzdem erscheint für die Mehrzahl der Offiziere, namentlich der jüngeren Herren, eine Anleitung recht sehr am Platze. Gedruckt findet sich außer etwa dem Buche des Oberstleutnants Hoppenstedt: „Wie studiert man Kriegsgeschichte? Dargestellt an einem Beispiele aus dem südafrikanischen Kriege 1899"*), kaum etwas Geeignetes vor, wenn man nicht die kriegsgeschichtlichen Abhandlungen des Großen Generalstabes als solche rechnen will, was nicht ganz berechtigt erscheint. Die wünschenswerte Anleitung kann von Kameraden gegeben werden, die auf der Kriegsakademie oder im Generalstabe kommandiert gewesen sind und auf diese Weise ihren Dank für die genossene besondere Ausbildung der Armee abstatten mögen. Die Dienstanweisung für die Kriegsakademie weist ausdrücklich auf den Gesichtspunkt weiterer Verbreitung militärischer und allgemeiner Bildung durch die kommandiert gewesenen Offiziere hin. Sie erfüllen damit außerdem eine der vornehmsten Pflichten der Kameradschaft, die schwerer wiegt als nächtelanges Zusammensitzen bei Alkohol und Nikotin.

Die Anleitung hätte sich zu erstrecken auf Auswahl eines geeigneten Feldzugs, Bezeichnung der Quellen und, nach Durcharbeitung jedes Abschnittes durch die Studierenden, auf eine Besprechung des Studierten und der angefertigten Arbeiten.

Es sei an dieser Stelle ein beachtenswerter Vorschlag eines bayerischen Oberleutnants erwähnt, der in dem wissenschaftlichen Winterprogramm eines Offizierkorps einmal statt eines rein theoretischen Unterrichts über Dienstvorschriften eine Unterweisung über zweckmäßiges Studium der Kriegsgeschichte an einem praktischen Beispiel einsetzen will. Man kann sicher sein, daß interessierte Offiziere diese Anordnung nur dankbar begrüßen und für Anregung und Förderung ihrer Studien daraus nur Vorteil ziehen werden. Ein anderer, von demselben Offizier gemachter Vorschlag lautet dahin, daß „man bereits dem Fähnrich auf der Kriegsschule einen Einblick in die Methode kriegsgeschichtlicher Arbeit gibt, ihn auf die Bedeutung dieses Studiums, sowie auf mögliche Gefahren und Verirrungen hinweist, ihm für die nächsten Jahre eine geschickte Auswahl von Literatur empfiehlt und eine Episode des Jahres 1870 mit ihm in der gleichen Art durchgeht, wie es bei den seminaristischen Übungen der Historiker auf der Universität mit allgemein geschichtlichen Episoden gemacht wird".

Bevor die Charakterisierung der wohl vollkommensten Art kriegsgeschichtlichen Studiums abgeschlossen wird, seien noch kurz seine hauptsächlichsten Vorteile für die dienstliche Praxis hervorgehoben. Es dient in erster

*) Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Linie der Entwicklung der gesamten eigenen Persönlichkeit und der allgemeinen militärischen Weiterbildung, vor allem der Förderung der taktischen Anschauungen des einzelnen. Ferner erwirbt es uns ein unversiegbares Reservoir an Anregungen und Gedanken zu Übungsanlagen, taktischen Aufgaben, Kriegsspielen und militärwissenschaftlichen Abhandlungen, ein Reservoir, das den Vorzug hat, nicht ein künstliches Gebilde der Phantasie, sondern ein natürliches Erzeugnis des Krieges selbst zu sein, dessen Vorbereitung ja unsere ganze Lebensarbeit gewidmet ist. Schließlich bietet es einen, dem jungen Offizier sehr willkommenen Vorrat an herrlichen Beispielen für seine Instruktion über Kriegsartikel und militärische Pflichten.

Wir sind am Ende der Betrachtung. Überschauen wir sie noch einmal im ganzen, so drängt sich der Gedanke auf, daß auf dem Boden der Kriegsgeschichte alle die anderen Zweige militärischer Kunst und Wissenschaft erwachsen sind. Sie ist ihre allernährende Mutter und zugleich ihre beste Lehrmeisterin. Sie geleitet ihre Jünger mit sicherer Hand in die weiten Hallen hinein, wo die Zeugnisse vergangener Kriege aufgespeichert liegen, sie spendet Licht und Erkenntnis und zeigt untrüglich den Weg, den der Krieger der Zukunft zu Ruhm und Sieg zu gehen hat. Dem Oberflächlichen und Trägen versagt sie ihre Gunst, dem Fleißigen und Beharrlichen aber spendet sie ihre Gaben tausendfältig. Sie führt ihn aus der Enge des Täglichen auf das weite Feld großer historischer Begebenheiten hinaus, sie flößt ihm jenen Idealismus ein, dessen der Offizier bedarf, wenn sein Beruf nicht eintönig, die Routine nicht die Oberhand gewinnen soll, und senkt tiefinnere Königstreue in sein Herz, die nicht der Tradition, sondern selbst errungener Überzeugung ihre Kraft verdankt. Sie erweckt in ihm den unwiderstehlichen Trieb, sich auch auf den übrigen Gebieten menschlicher Erfahrung und Erkenntnis umzusehen, auf dem Gebiet der politischen und Kulturgeschichte, der Erdkunde, der volkswirtschaftlichen und sozialen Wissenschaften, der Technik und der Philosophie.

So gelangt, wer immer strebend sich bemüht, von Stufe zu Stufe emporsteigend, allmählich zu der Höhe abgeklärter Weltbildung, die der königliche Philosoph von Sanssouci und der greise Feldmarschall Moltke am Schlusse ihres Lebens erreicht hatten, und die die vollkommenste Blüte edlen Menschentums bedeutet. Wir jüngeren aber, die wir kaum die ersten Stufen erklommen haben, wollen uns fürs erste mit bescheideneren Früchten begnügen, glücklich und dankbar, daß wir einem Berufe dienen, der, wie kein anderer, frische praktische Tätigkeit und ernste geistige Arbeit in harmonischer Wechselwirkung vereinigt. Dann wird auch Goethes verheißungsvolles Wort an uns in Erfüllung gehen: „Die größten Vorteile im Leben, wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat".

Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

141 057

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1913.

Herausgegeben

von

v. Scriba,
Oberst a. D.

Mit Karten und Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Entwicklung Chinas. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 18. Dezember 1912 von v. Janson, Generalleutnant z. D. . . . 1

Pudlitz kontra Flemming. Eine Archivstudie von Dr. jur. Anderson, Geheimem Admiralitätsrat 23

Die Strategie Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage, 24. Januar 1913 von Schwertfeger, Major im Königlich Sächsischen Generalstabe, kommandiert zum Großen Generalstabe, Lehrer an der Kriegsakademie. Mit einer Skizze . 39

Tsuschima. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Januar 1913 von Gerhard v. Janson, Kapitänleutnant, Erster Offizier S. M. S. „Hamburg“ 63

Aus Tagebüchern freiwilliger Jäger 1813/14 des Colbergschen Infanterieregiments. Von Baudouin, Major z. D. 83

Mit der Armee des Kronprinzen von Nachod bis Schweinschädel. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 3. März 1913 von Roth, Hauptmann und Kompagniechef im 2. Lothringischen Infanterieregiment Nr. 131 . . 119

Washington als Heerführer. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 14. März 1913 von Reitzel, Hauptmann und Militärlehrer am Kadettenhause in Potsdam 137

Prag und Kolin. Ein glücklicher und ein unglücklicher Tag aus dem Kriegsleben des Großen Königs. Nach dem Tagebuch eines norwegischen Offiziers während des Feldzuges in Böhmen 1757. Herausgegeben von Caspar Aubert, Premierleutnant im norwegischen Heere. Mit drei Skizzen 163

Die Schlacht bei Gettysburg am 2. und 3. Juli 1863. Von K. v. Goßler, General der Infanterie, à la suite des Kaiser Franz Garde-Grenadierregiments Nr. 2. Mit vier Skizzen 197

Moltkes Werdegang bis zum Jahre 1857 259

Mainz und die Römerherrschaft auf dem rechten Rhein-Ufer. Drei im Kameradenkreise gehaltene Vorträge von Otto Wahle, Generalmajor z. D. Mit drei Skizzen, zwei Tabellen und einer graphischen Darstellung 307

Gedanken über den taktischen Durchbruch. Von A. v. Janson, General der Infanterie z. D. Mit drei Skizzen 371

Moltkes Werdegang. II. Das erste Jahr als Chef des Generalstabes der Armee. 1857 bis 1858. Mit drei Skizzen 383

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Entwicklung Chinas.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 18. Dezember 1912

von

v. Janson,
Generalleutnant z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Das Chinesische Reich, dessen Bewohner den vierten Teil der Bevölkerung der Erde ausmachen, befindet sich seit geraumer Zeit im Zustande der Revolution. Noch ist es nicht möglich, von einer vollzogenen Entwicklung zu sprechen. Zurzeit ist noch alles schwankend, unfertig und unklar, — unklar nicht allein für den Fernstehenden, sondern auch für die Chinesen selbst, deren Masse schwerlich einen Begriff davon hat, was Republik und Konstitution bedeuten. Auch die angeblich Führenden werden offenbar von elementaren, zum Teil ziellosen Strömungen getrieben, — das ist allerdings keineswegs nur eine chinesische Eigenart. Der Wirbel dieser Strömungen hat schon manchen verschlungen, andere sind, an sich selbst verzweifelnd, fahnenflüchtig geworden. Das jetzt herrschende Chaos, dem Yüan schi kai präsidiert, läßt sich, selbst abgesehen von dem Mangel an bestimmten Nachrichten, noch nicht als Entwicklungsstufe für eine bestimmte Richtung kennzeichnen, ich muß mich darauf beschränken, anzudeuten, was bisher geschehen ist. — Ein Verständnis für die chinesischen Zustände zu gewinnen, ist außerordentlich schwer, weil zwischen der europäischen und der ostasiatischen Anschauungswelt eine noch nicht überbrückte, vielleicht nicht überbrückbare Kluft besteht. Schlagworte reichen nicht aus, sie auch nur annähernd zu kennzeichnen, — selbst die beiderseitigen Moralbegriffe sind außerordentlich verschieden. Daraus und aus der mangelhaften gegenseitigen Kenntnis entsteht auf beiden Seiten ungerechte Beurteilung, gesteigert durch europäischen Rassenhochmut und chinesische Überhebung. Dem gebildeten Chinesen, vorausgesetzt, daß er nicht durch japanische oder amerikanische Bildungs-Schnellpresse von Grund aus verdorben ist, wird es vielleicht noch leichter, in unsere Bildung einzudringen als umgekehrt. Für den Europäer, der nicht geradezu sein Leben dem Studium Chinas weiht, bilden die chinesischen Wortzeichen eine undurchdringliche Mauer, auch ist der Chinese viel zurückhaltender. Die größere Offenheit der Europäer ist ja, wie bekannt, keineswegs immer auf ideale Beweggründe zurückzuführen.

Digitized by Google

Für die Revolution in China versagen Vergleiche aus der europäischen Geschichte. Es fehlt anscheinend ein durchgehender leitender Gedanke, wie er bei der ersten Französischen Revolution bei rückschauender Betrachtung deutlich erkennbar wird. Selbst der näherliegende Vergleich mit der Umwälzung des Jahres 1868 in Japan, die mit einem Schlage die Entwicklung eines mittelalterlichen Feudalstaates zu einem modernen Staatswesen einleitete, ist ergebnislos. Dort gingen Reaktion (Wiederherstellung der alten Kaisermacht und des Schintoismus) und Reform (Konstitution und Europäisierung) in noch nicht dagewesener Weise Hand in Hand. Gerade ein Teil der Besten vermochte diese Gegensätze nicht in sich zu verarbeiten, und es entstanden partielle Revolutionen, so paradox es klingen mag, — aus Loyalität. Aber auch diese Gegensätze glichen sich aus, dank dem ausgeprägten uralten dynastischen und dem jetzt zum Bewußtsein erwachten Gemeinsamkeitsgefühl. Beides fehlt in China. Das einzige gemeinsame Band, aber auch nur den Gebildeten bewußt, war bisher die auf der zweieinhalbes Jahrtausend alten Lehre des Konfuzius begründete Kultur, deren Grundlagen durch unverstandene amerikanische Ideen bedenklich ins Wanken zu kommen scheinen.

Zum Verständnis der Gegenwart müssen wir uns mit der Vergangenheit beschäftigen. Mehrere Herrschergeschlechter waren der Mandschu-Dynastie vorangegangen, seitdem überhaupt von einem Chinesischen Reiche gesprochen werden kann; auch Fremdvölker hatten zeitweise die Herrschaft gewonnen. Einer Mongolenherrschaft folgte von 1368 bis 1643 n. Chr. die noch im Volksbewußtsein fortlebende einheimische Ming-Dynastie, unter der China das in sich abgeschlossene, selbstzufriedene, satte und darum nicht mehr fortschreitende Land wurde, als das es charakterisiert zu werden pflegt. Die ausgedehnten Handelsbeziehungen versiegten, teils aus eigener Schuld, teils durch die Abschließung der Verbindungen mit dem Westen durch die Türken. Die das eigentliche China abschließende große Mauer entstand in ihrer *jetzigen* Gestalt, die einzelnen Städte wurden mit steinernen Mauern umgeben und Stand und Rang schlossen sich durch die Kleidung voneinander ab. Die nicht auf die Moral beschränkten, sondern das ganze praktische Leben umfassenden Regeln des Konfuzius erstarrten immer mehr. Gleichzeitig fing die Dynastie an, dekadent zu werden. Durch Wiedererweckung eines Lehenssystems von kleinen Herrschaftsgebieten untergrub sie selbst ihre Macht. Schlimmer noch war die Eunuchenwirtschaft und die beginnende Korruption des Beamtentums, dessen Glieder nur nach Maßgabe des bestandenen Examens und nach Gunst gewählt wurden. Das Examen aber beschränkte sich lediglich auf den Nachweis der Kenntnis der alten Philosophen, — und so war es bis

Digitized by Google

heute. Eine Revolution in der westlichen Provinz Schensi bedrohte den Thron; der Kaiser geriet in Gefangenschaft und sein Sohn rief, durch ganz persönliche Gründe veranlaßt, im Jahre 1644 die Mandschus zu Hilfe und — bot ihnen die Herrschaft an*). Sie griffen in den Kampf der chinesischen Parteien ein und bemächtigten sich der Hauptstadt Peking. Höchst merkwürdig sind die Bedingungen, unter denen sie die Herrschaft übernahmen:

„1. Keine Chinesin darf in den kaiserlichen Harem genommen werden.
2. Der Dschung yüan, d. h. der erste unter denen, die den obersten literarischen Grad eines Hanlin besitzen, darf ein Mandschu sein.
3. Die Chinesen nehmen die Mandschukleidung und ihre Haartracht an (Rasur des Vorderkopfes und Zopf); es ist ihnen aber gestattet, in der bisherigen nationalchinesischen Tracht sich begraben zu lassen.
4. Die chinesischen Frauen brauchen ihre Kleidertracht nicht zu ändern; desgleichen bleibt die Sitte des Fußschnürens bestehen."

Diese uns etwas kindlich anmutenden Kapitulationsbedingungen sind in der Tat bedeutungsvoll und typisch. Die Mandschus verlangen die sichtbare Anerkennung ihrer Herrschaft durch Annahme ihrer charakteristischen Haartracht seitens der chinesischen Männer, die sie erst zur Ruhe im Grabe ablegen dürfen. Daß sie im Jenseits ihren Ahnen wieder als echte Chinesen gegenübertreten können, ist ein sehr fein gedachtes ungefährliches Zugeständnis, auf die chinesische Empfindungswelt und den so tief im Volksleben wurzelnden Ahnenkult berechnet. Die Tracht der Weiber, die keine Stellung im öffentlichen Leben haben, ist irrelevant, gleichzeitig wird eine aufreizende Einmischung in Familiensachen vermieden. Dagegen wird der Bedeutung des stillen Einflusses der Frau im Hause Rechnung getragen, keine Chinesin soll einen Mandschuherrscher in ihre Fesseln schlagen. Der Vorbehalt der vornehmsten wissenschaftlichen Würde für die Chinesen ist wieder ein Zugeständnis, verbunden mit einem sehr praktischen Gedanken. Gern ließen die herrschenden Krieger den Unterworfenen die reine Wissenschaft als ihre Domäne; dem Waffenhandwerk wurden sie ferngehalten. Das behielten die Mandschus sich vor. Sie übernahmen den Schutz des Reiches und blieben als Volk in Waffen von den Chinesen getrennt; als Kriegerkaste wohnten sie in den den großen Städten als abgeschlossene Prä-

*) Ich berichtige hiermit die in meinem Aufsatze „Unmaßgebliches über China" im 4. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1912 gegebene Darstellung, die ich auf Dyer Ball „Things Chinese" (zur Orientierung über China sehr empfehlenswert) basiert hatte. Ich halte mich jetzt bezüglich des Geschichtlichen ganz an die vortreffliche Arbeit W. Schülers „Abriß der neueren Geschichte Chinas" (Berlin 1912) und habe mich auch der dortigen Schreibweise der Namen angeschlossen.

Digitized by Google

torianerlager angefügten sogenannten Tatarenstädten, so bis zuletzt, trotz Annahme chinesischer Sitten, die Fremdherrschaft kennzeichnend. Die Bedeutung der Haartracht spielt gleichzeitig in die ferne Vergangenheit und in die Gegenwart hinüber: Schon im 12. Jahrhundert n. Chr. hatte ein zeitweise im Norden Chinas zur Herrschaft gelangter Tatarenstamm die Annahme des Zopfes befohlen, und die gegenwärtige Revolution hat ihn abgeschafft. Der eine mag sich dabei die Lösung von der Fremdherrschaft denken, der andere europäische „Reform". Die Mandschus waren klug genug, an den Grundlagen der chinesischen Kultur nicht zu rütteln. Konfuzius blieb in vollen Ehren. Seine äußerlich noch mehr hervorgehobenen Lehren sollten den an Zahl geringeren Mandschus zur Befestigung ihrer Herrschaft dienen. Der Schematismus wurde gefördert und um das geistige Leben ein noch festeres Band geschlungen als unter den Mings. Auch die Rangunterschiede wurden noch schärfer durch komplizierte Abzeichen hervorgehoben. Die Lehre des alten Philosophen ist eminent friedlich, sie verlangt Unterordnung unter die Obrigkeit und schätzt nur geistige Leistungen. Leibesübungen sind eines chinesischen Gentleman unwürdig, allenfalls das Bogenschießen ist angemessen. Nur ein schlechter Kerl wurde Soldat. Das eigentliche chinesische Heer des grünen Banners war daher nicht ernst zu nehmen. Für sich selbst nahmen die Mandschus von Konfuzius nur an, was die Ordnung förderte, sie blieben in ihrer Art kriegerisch.

Ein eigentliches chinesisches Nationalbewußtsein konnte unter dieser Herrschaft sich noch weniger bilden als früher. Selbst abgesehen von den von jeher nur lose angefügten riesigen Reichen der Mongolei, Tibet und dem mohammedanischen Ostturkestan, sowie von der Mandschurei sind die Reichsteile weit verschiedener als Nord- und Süddeutschland. Die Eigenart der Bewohner von Nord- und Südchina erinnert mehr an den Unterschied zwischen Germanen und Romanen. Die Bewohner verschiedener Teile des Reiches vermögen sich mündlich nicht zu verständigen, — so verschieden sind die herrschenden acht Dialekte, eigentlich Sprachen. Wer nicht den Peking-Dialekt, die „Mandarin" genannte Beamtensprache, beherrscht, verständigt sich, wenigstens an der Küste, durch das sogenannte Pijin-English (eigentlich Business-English), ein lächerlich korrumpiertes Englisch, das von den Europäern zur Verständigung mit chinesischen Dienern und Angestellten gebraucht wird. Selbst demjenigen, der nur Küstenorte kennen lernt*), muß der gewaltige Unterschied im Wesen der unruhigen Südchinesen, deren Prototyp der Kantonese ist, und der Nordchinesen auffallen. Die meisten Re-

*) Zu diesen gehört auch der Verfasser, der keineswegs beansprucht, ein „Chinakenner" zu sein, und sich in dieser Darstellung vornehmlich an die einschlägige Literatur halten mußte.

Digitized by Google

volutionen sind in Südchina — in den Kwang-Provinzen — entstanden, dem Sitze zahlreicher geheimer Gesellschaften. Wer sich den Kantonpöbel ansieht, der dem Europäer unverkennbare Schimpfworte und Drohungen nachruft, glaubt gern, daß hier der Hexenkessel für die Rebellionen ist. Allerdings sind auch im Norden religiöse Geheimsekten entstanden, wie die gefürchtete „weiße Lotos-Gesellschaft", die „Gesellschaft der acht Diagramme", die sich später „Vereinigung der Himmelsordnung" nannte, die „Himmel- und Erde-Gesellschaft", die „Boxer" und die moderne, vornehmlich aus Unterbeamten bestehende „Dsai li-Sekte", und von allen sind Unruhen ausgegangen, aber der Vorrang bleibt doch dem Süden. Hier entwickelte sich vor langer, nicht bestimmbarer Zeit die mächtige und weit verbreitete „Dreiheit-Gesellschaft" (San Hop Wu) mit der Devise „Brüderlichkeit, Ergebenheit, kindliche Pietät und Religion". Der Anfang dieses Wahlspruchs erinnert an die Französische Revolution, aber an die Stelle von „Gleichheit und Freiheit" traten Schlagworte, die das Gegenteil revolutionärer Ideen anzuzeigen scheinen, und doch war diese Gesellschaft der Nährboden für solche. Die eigentliche Ursache der Umsturzbestrebungen lag neben dem revolutionären Temperamente der Südchinesen in der hier dauernd gebliebenen Abneigung gegen die Fremdherrschaft der Mandschus, gesteigert durch ihre Unfähigkeit, den Übergriffen und Gewalttaten der Fremden entgegenzutreten, unter denen Kanton am meisten zu leiden hatte. Hier brach der berüchtigte Opiumkrieg aus, den der am 29. August 1842 zu Nanking abgeschlossene Friede beendigte. Die Insel Hongkong wurde an England abgetreten, als Beginn der Abbröckelung von Landesteilen ein Markstein in der chinesischen Geschichte. Die bisherige Abschließung wurde durch die Öffnung von fünf Vertragshäfen und die Zulassung von Konsuln durchbrochen. Als größte Demütigung aber wurde es empfunden, daß England für sich die Gleichberechtigung im amtlichen Verkehr durchsetzte. Entsprechende Verträge mit anderen Mächten folgten bald. Der Haß gegen die Fremden machte sich jedoch noch wiederholt in Gewalttätigkeiten Luft. Unmittelbar weder mit diesen Unruhen, noch mit der Dreiheits-Gesellschaft im Zusammenhange und doch in gewisser geistiger Beziehung zu dieser stand der im Jahre 1850 ausgebrochene und erst nach 14 Jahren durch den Engländer Gordon, einen edlen Idealisten, unterdrückte Taiping-Aufstand. Sein in der Nähe von Kanton geborener Urheber Hung siu tsüan, ein Schwärmer, der an Johann von Leyden erinnert, gründete als „himmlischer Fürst" und „jüngerer Bruder Christi" in Nanking einen neuen Kaiserthron. Diese Bewegung war ausdrücklich gegen die Mandschus gerichtet, — das äußere Zeichen dafür war, wie jetzt, die Beseitigung des Zopfes. Das Eingreifen der Engländer und Franzosen in diese Revolution kann hier ebensowenig

Digitized by Google

geschildert werden, wie sonstige Einmischungen der Fremden, der Mohammedaner-Aufstand und andere Rebellionen. Jeder Konflikt brach eine neue Lücke in Chinas Abgeschlossenheit und vermehrte dadurch die Unzufriedenheit des Volkes mit der Regierung und die Gereiztheit gegen die Fremden, die stets für sich einen Vorteil zu ziehen wußten.

Außer den materiellen Interessen sah man durch die Fremden die höchsten geistigen Güter, die Grundlagen der altchinesischen Kultur gefährdet. Das war der Standpunkt vieler durch Bildung und Moral hochstehender Persönlichkeiten, die darum noch keineswegs als unverständige Fremdenfeinde anzusehen sind. Einer ihrer ehrwürdigsten Vertreter war der vor einigen Jahren verstorbene Dschan dschi dung, Vizekönig in Wutschang. Diesen Konservativen, die eine gewisse ruhige Reform keineswegs ablehnten, und den starren Reaktionären standen die radikalen Reformer gegenüber, die sich europäische und noch mehr amerikanische Ideen angeeignet hatten. Nützlich konnten nur die wenigen wirken, die längere Zeit und mit Ernst ihre Studien im Auslande gemacht hatten. Nicht in allen Fällen indessen war der Erfolg solcher Studien die Hinneigung zur Europäisierung. Das hervorragendste Beispiel für diese Ausnahmen ist der auch in unserer Literatur bekannt gewordene Ku hung ming*), ein Mann von einfach stupender europäischer Bildung, ein glühender Patriot und warmer Anhänger der Mandschu-Dynastie; mit seinem scharf ausgeprägten Idealismus steht er wohl recht vereinzelt da. Gefährlich und unheilbringend sind die Halbgebildeten, Leute, die nach flüchtigem Aufenthalte aus Amerika und Japan unverstandene Freiheitsideen herüberbrachten.

Wir wenden uns nun dem letzten Stadium der Mandschu-Dynastie zu. Im Jahre 1861 trat eine Frau an die Spitze des Reichs**), eine hochbegabte starke Persönlichkeit, Tsi hi, eine Nebenfrau des Kaisers Hiäng föng, dem sie als Kaiserinwitwe für ihren unmündigen Sohn in der Regierung folgte, nominell zusammen mit der rechtmäßigen, aber kinderlosen Kaiserinwitwe Tsi an. Man hat die Tsi hi mit Semiramis, Katharina II., aber auch mit Elisabeth von England verglichen. Solche sowohl von Seiten der Europäer wie der modernen Chinesen sehr beliebten Vergleiche von Personen der östlichen und westlichen Welt haben mehr Klang als Wert und charakterisieren in der Regel das Wesen der Persönlichkeiten nur höchst ungenügend. Mit Recht aber kann man die Kaiserinwitwe den letzten großen Mandschu-Herrscher nennen, — mit ihrem vor acht Jahren erfolgten Tode begann der endgültige Verfall

*) Ku hung ming. Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen. Deutsch von Alfons Paquet. Jena 1911.

**) Bland und Backhouse. China unter der Kaiserinwitwe. Deutsch von F. v. Rauch. Berlin 1912.

Digitized by Google

der Herrschaft. Ihr Sohn Tung dschi übernahm im Jahre 1873 im Alter von 18 Jahren persönlich die Regierung. Als der sittenlose Schwächling bereits 1875, angeblich an den Pocken, starb, scheuten sich die Feinde seiner Mutter nicht, ihr selbst die Schuld an seinem Tode beizumessen. Abermals ergriff sie das Zepter und setzte durch einen Staatsstreich, den chinesischen Erbfolgeregeln zum Trotz, die Ernennung des dreijährigen Dsai Diän zum Kaiser unter dem Namen Guang sü durch. Er war der Sohn ihrer Schwester und des Prinzen Tschun, eines Bruders ihres verstorbenen Gemahls. Damit schaltete die gewalttätige Frau die Möglichkeit der Fortsetzung der Herrschaft ihrer eigenen direkten Nachkommenschaft aus. Alute, die Witwe ihres Sohnes, des soeben verstorbenen Kaisers, war nämlich guter Hoffnung, — sie mußte zu rechter Zeit sterben. Bei der erneuten Inthronisierung der Tsi hi war der in Europa so bekannte Li hung dschang, Vizekönig der Kwang-Provinzen, mit dem Sitze in Kanton, stark beteiligt.

Die Vizekönige waren seit der Niederwerfung des Taiping-Aufstandes auf Kosten der Zentralgewalt sehr selbständig geworden. In der Erkenntnis, daß China einer Armee nach europäischem Muster bedürfe, hatte Li hung dschang Instruktoren herangezogen, darunter Herrn v. Hannecken, Militärschulen und Arsenale errichtet und war mit der europäischen Industrie wegen der Lieferung von Kriegsmaterial aller Art in Verbindung getreten, auch machte er einen Anfang im Eisenbahnbau. Bei dem Staatsstreich verstärkte er durch seine Truppen die Mandschu-Prätorianer Jung lus, des Günstlings der Kaiserin Tsi hi. Durch drei Jahrzehnte hat er dann alle politischen und militärischen Aktionen beeinflußt oder gar geleitet, bis er endlich — in Ungnade fiel. Der üble Ausgang des Krieges mit Japan nahm ihm sein Prestige, er wurde sogar zeitweise der hohen Auszeichnung der gelben Jacke und der Pfauenfeder mit drei Augen beraubt. Dann erwartete man wieder Rettung von ihm, als die Boxerunruhen das Reich in Gefahr brachten. Seinen Rat versagte er nicht, aber ebensowenig wie andere Generalgouverneure (Liu kun i in Nanking und Dschang dschi dung in Wutschang) kam er der Kaiserin gegen die Fremden mit den Waffen zu Hilfe, ein für das Fehlen eines chinesischen Nationalgefühls ungemein bezeichnender Vorgang. Die Engländer nannten Li gern »The Grand old Man of China« im Vergleiche mit Gladstone, den auch er selbst hochgeschätzt hat. In einem Interview, das Li im Juni 1900 dem Journalisten Alfred Cunningham aus Hongkong gewährte*), hat er seine Politik erläutert: „Was mich betrifft, so ist es meine erste Pflicht, Leben und Eigentum zu schützen und Ordnung innerhalb meines Verwaltungsbereichs aufrecht zu erhalten. Ohne Befehl werde ich in keiner Weise aggressiv sein,

*) Alfred Cunningham. The Chinese soldier and other sketches. Hongkong.

Digitized by Google

sondern mich ruhig verhalten und die Fremden und fremdes Eigentum zu schützen suchen". Auf die Frage nach dem Mittel zur Sanierung der gegenwärtigen Zustände meinte er, nichts Bestimmtes sagen zu können, bevor er die Kaiserin gesehen habe; nach seiner Ansicht müßten zuerst die Boxer unterdrückt werden durch Enthauptung ihrer Führer und Zerstreuung ihrer Anhänger, die unwissendes Volk seien; er hoffe, mit den Mächten in freundlicher Weise Frieden zu machen; in Kanton werde wahrscheinlich kein Aufstand ausbrechen, indessen sei es nicht sicher; vor seiner Abreise nach Peking wolle er Anordnungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung treffen; zur Unterdrückung der geheimen Gesellschaften in seinen beiden Provinzen habe er schon das Möglichste getan, aber viele Verschwörer seien nach Hongkong und Singapore entflohen, von wo sie zum Teil zurückkehren würden. An diplomatischer Feinheit und Unbestimmtheit lassen diese Äußerungen nichts zu wünschen übrig. Von Interesse ist ein Urteil, das vier Jahre vorher von dem nachmaligen Feldmarschall Grafen Waldersee, damals noch kommandierender General des IX. Armeekorps, über den merkwürdigen Mann abgegeben wurde, als er Deutschland bereiste und in wenig würdiger Weise von Interessenten für Lieferungen und Orden umschwärmt wurde. Graf Waldersee schreibt mir am 10. Juli 1896: „In Hamburg habe ich den Li hung dschang-Schwindel natürlich mitgemacht; mir hat der gelbe Bursche ganz gut gefallen; er ist fraglos ein kluger Mann und nicht einen Augenblick im Zweifel, daß man ihn so feiert, weil man ihn für einen zu Hause allmächtigen Mann hält und durch ihn gern Geld verdienen möchte. Nun gilt er aber zu Hause leider zurzeit garnichts, er wird sogar wegen des Friedensschlusses mit Japan in weitesten Kreisen verachtet und gehaßt. Daß er wieder hoch kommt, ist wohl möglich, aber keineswegs sicher; sollte es der Fall sein, so ist noch immer fraglich, ob Deutschland ihm sehr imponiert hat. Daß die Deutschen sich bei ihm in unwürdiger Weise geschustert haben, ist ihm sicherlich nicht entgangen, wie es mir auch nicht entgangen ist, daß er sich in Hamburg erlaubt hat, nichts weniger als höflich zu sein."

Für uns bleibt das Wesen der chinesischen Staatsmänner meist problematisch, die Anschauungen über Moral gehen zu weit auseinander. Anderseits verdient eine Äußerung des in Schanghai lebenden englischen Journalisten Bland, des Verfassers einer hochinteressanten Biographie der verstorbenen Kaiserinwitwe, Beachtung. Er meint, daß die chinesische Staatskunst von den Europäern dauernd überschätzt wird, indem sie für wohlüberlegte und unergründliche politische Züge ansehen, was oft nur ein etwas kindliches Vergnügen am Verschleiern, Hinhalten und Meiden der Entscheidung ist. Hieran wird man auch denken müssen, wenn man sich von dem gegenwärtigen Gewalthaber Yüan schi kai, der seinerzeit

Digitized by Google

Li hung dschang gewissermaßen in seiner Machtstellung ablöste, ein Bild machen will. Ein englischer Schriftsteller, Douglas Story*), nannte ihn im Jahre 1907 einen Mann der Praxis, der die Fremden durch seine angenehmen Manieren täusche, sie in der Tat aber verachte. Ein anderer Engländer, Putnam Weale**), sprach bald darauf von ihm als dem zurzeit weisesten und ausgezeichnetsten Verwaltungsmanne und Patrioten Chinas, den die Mandschus wegen seines Ehrgeizes und wegen seiner Truppenorganisation beargwöhnten. Gleichfalls bevor das Kaiserhaus in Bedrängnis kam, beurteilte ihn der schon genannte Chinese Ku hung ming ganz anders. Er verglich ihn mit Joseph Chamberlain, nannte ihn eine rohe gewalttätige Natur, einen Parvenu, der die guten wie die schlechten Eigenschaften der Masse besitze, die er repräsentiere, und bezeichnete ihn, mit Rücksicht auf seinen früheren Parteiwechsel, als Renegaten. Die folgenden Ereignisse scheinen diese Bezeichnung zu bestätigen. Der Vorwurf des Parvenutums kann sich aber nur auf sein Wesen beziehen. In der Tat ist Yüan schi kai kein Emporkömmling. 1859 in Hanan geboren, stammt er aus einer seit Generationen angesehenen Beamtenfamilie; sein Vater war sogar Generalgouverneur. Nach der ersten Staatsprüfung zeigte er so wenig Interesse für die maßgebende altchinesische Bücherweisheit, daß seine Familie bemüht war, ihn von der Beamtenlaufbahn abzubringen, damit er seinen Vorfahren nicht Unehre mache. Der unternehmungslustige junge Mann aber bewirkte, daß er im Jahre 1882 von Li hung dschang, der seinem Vater verpflichtet war, mit hohem Offiziersrange zur Unterdrückung eines Aufstandes nach Korea geschickt wurde. Er blieb dann als Ministerresident bis zum Ausbruch des Japanisch-Chinesischen Krieges im Jahre 1894 dort. An diesem für China so unglücklich verlaufenden Kriege trug er insofern eine Schuld, als er sich durch Englands Haltung hatte verleiten lassen, Li englische Hilfe in Aussicht zu stellen. Sie blieb aus und sein und Lis Ansehen litten gewaltig. Dann folgte Lis schon erwähnte Reise nach Europa und drei Jahre später benutzte Deutschland die Ermordung zweier katholischen Missionare zu dem gewaltsam eingeleiteten Erwerb des Kiautschou-Gebietes durch Vertrag. Rußland, Frankreich und England nahmen gleichfalls Gebiete in Besitz. Bekanntlich geht die Wahl der deutschen Kolonie auf die Anregung des verstorbenen großen Geographen Frhrn. v. Richthofen zurück. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß ein preußischer Offizier ohne Kenntnis des Richthofenschen Reisewerkes, lediglich durch Kartenstudium, gleichfalls die Wichtigkeit der Kiautschou-Bucht erkannte und sie, als Deutschland noch nicht an solche Erwerbungen dachte, dem chinesischen Ge-

*) Douglas Story. To morrow in the East. London 1907.

**) Putnam Weale. The coming struggle in Eastern Asia. London 1908.

Digitized by Google

sandten Li fong pao in Berlin als chinesischen Kriegshafen vorgeschlagen hatte. Es ist dies der bekannte Ingenieur-Oberstleutnant a. D. Reinhold Wagner, der als Verfasser des groß angelegten Werkes „Grundlagen der Kriegstheorie"*) neuerdings wieder in die Öffentlichkeit getreten ist. Seine auf des chinesischen Gesandten Wunsch in den Jahren 1884 und 1885 ausgearbeiteten Denkschriften über Hafenanlagen, Befestigungen und Eisenbahnen für China sind von ihm im Jahre 1898 (im 6. Beiheft zum Militär-Wochenblatt) veröffentlicht worden.

Jene Gebietsabtretungen und die Erteilung von Eisenbahn-Konzessionen legten den Gedanken an eine beginnende Aufteilung Chinas nahe und verursachten eine gewaltige Erregung im Lande. Die Gebildeten sahen die alte Kultur durch europäisches Barbarentum bedroht, die Massen wurden gleichfalls von der gegen die Fremden gerichteten Strömung erfaßt, und es entstand die in mancher Beziehung an den Taiping-Aufstand erinnernde Boxerbewegung, die indessen keineswegs der Mandschu-Dynastie feindlich war und sogar von einem Mandschu-Prinzen (Duan) geleitet und zeitweise wenigstens auch von der Kaiserin begünstigt wurde. Ku hung ming nennt die Boxer arme mißleitete und von „edlem Wahnsinn" ergriffene Bauernburschen. Jene andere zielbewußte Reaktion der Gebildeten entstand im Süden. Ihr Führer Kang yü we ermahnte in zündenden Worten die Regierung und die Beamten zu gründlicher Reform; man solle von den Fremden lernen, um von ihnen unabhängig zu werden. In milderer Form machte der treffliche Vizekönig Dschang dschi dung ähnliche Vorschläge. Die Regierung verschloß sich dem Ernste der Lage nicht und teilte sogar eine Denkschrift Kang yü wes den Generalgouverneuren und Gouverneuren zur Berichterstattung mit. Nun entstand eine starke Opposition der Konservativen und damit ein ausgesprochener Gegensatz zwischen dem Norden und den Mandschus einerseits und dem Süden anderseits. Der junge Kaiser Guang sü, der 1889 mündig geworden war und selbst die Regierung übernommen hatte, zeigte sich den Reformen geneigt, während die Kaiserinwitwe sich, scharf beobachtend, zurückhielt. Im Frühjahr 1898 regierte er während der Dauer von gerade 100 Tagen nach den Grundsätzen des Reformers Kang yü we. Die Neuerungen wurden überstürzt, wenigstens auf dem Papier, in Wirklichkeit wurde nichts Wesentliches geändert. Die Kaiserinwitwe verhielt sich anfangs nicht grundsätzlich ablehnend, aber sie erkannte das Unreife der Maßnahmen. Außerdem persönlich gereizt, traf sie Anstalten zur Wiederherstellung der alten Ordnung. Ihr Werkzeug sollte ihr Günstling, der Prätorianerhauptmann Jung lu sein, dem sie den Posten des Generalgouverneurs der Provinz Tschili (in der Peking liegt) zu verschaffen

*) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Google

wußte. Der Kaiser traf Gegenmaßregeln und plante die Beseitigung der Tsi hi und Jung lus. Zu diesem Zwecke berief er Yüan schi kai, der nach dem Kriege mit Japan in Tientsin eine Brigade gut ausgebildeter Truppen organisiert hatte, als Heeresreformator nach Peking. Gleichzeitig trat die Kaiserinwitwe mit ihm in Verbindung und Yüan wurde zum Verräter an seinem Kaiser. Man nahm ihn in seinem Palaste gefangen und zwang ihn am 22. September 1898, die Kaiserinwitwe Tsi hi um Wiederübernahme der Regierung zu bitten. Viele Reformer wurden verhaftet und hingerichtet, Kang yü we entkam ins Ausland. Mit dieser Reaktion wuchs die üble Stimmung gegen die Fremden, und aus der Boxerbewegung entstand im Jahre 1900 in der Provinz Schantung ein offen gegen sie gerichteter Aufstand. Die beiden klugen Männer Yüan schi kai und Jung lu standen dieser Bewegung höchst mißtrauisch gegenüber und widersetzten sich einer Aufnahme der bewaffneten Banden in das Heer. Die Haltung der Regierung blieb zweideutig. Die Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler und die Bedrohung der Gesandtschaften in Peking hatten das Eingreifen Europas zur Folge.

Der Verlauf der Strafexpedition unter dem — zum Teil nur nominellen — Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen Waldersee und Chinas schließliche Demütigung sind allbekannt. Am 6. Januar 1902 kehrte der Hof nach dem von den fremden Truppen geräumten Peking zurück. Wieder wurde Reform das Schlagwort. Yüan schi kai, nunmehr Generalgouverneur von Tschili, sollte sie durchführen. Während dieser neuen Reformperiode zogen sich abermals drohende Wolken am politischen Himmel zusammen und im Jahre 1904 entlud sich das Gewitter in einem Kriege zwischen Rußland und Japan, der auf chinesischem Boden ausgefochten wurde. Noch nie hatte sich Chinas Ohnmacht so klar offenbart und doch hob der Ausgang des Kampfes das chinesische Selbstgefühl: Der unüberwindlich scheinende europäische Nachbar war einem kleinen asiatischen Volke erlegen, — da regte sich auch in China ein Gefühl von Rassengemeinschaft, und in Verbindung damit begann ein chinesisches Nationalgefühl zu erwachen, natürlich verbunden mit Selbstüberschätzung. Man glaubte, die Fremden entbehren zu können, und die gesamte chinesische Kaufmannschaft boykottierte im August 1905 die amerikanischen Waren als Gegenmaßregel gegen die schlechte Behandlung der chinesischen Arbeiter in Amerika, um die man sich sonst nicht gekümmert hatte. Es wurden auch wirklich Reformen begonnen, bestehend in der Errichtung von Ministerien und in einer Stärkung der Zentralgewalt gegenüber den Vizekönigen, in der Abschaffung der Staatsprüfungen alter Art und der Einführung eines modernen Unterrichtssystems. Die konfuzianische Weltanschauung sollte

Digitized by Google

bestehen bleiben, man wollte reformieren, nicht umstürzen, aber die ungeheure Kluft zwischen dem Alten und Neuen ließ sich in Wirklichkeit nicht so leicht überbrücken. Im September 1907 wurde eine besondere Behörde geschaffen, um eine Verfassung vorzubereiten, und ein Edikt vom 28. August 1908 verkündete das Programm für ihre stufenweise Einführung; 1916 sollte das erste Parlament einberufen werden. Zunächst aber wurden Provinziallandtage geschaffen. Das Gerichtswesen wurde reformiert und die grausamsten Strafen wurden abgeschafft. Eisenbahnbau in großem Maßstabe wurde geplant und eingeleitet, das alte Vorurteil, daß die Eisenbahn die Ruhe der Toten störe, schien abgetan. Man war auch darauf bedacht, das Opiumrauchen zu unterdrücken, und England versprach sogar, auf eine allmähliche Verringerung der Einfuhr des Giftes, die es einst mit den Waffen erzwungen hatte, Bedacht zu nehmen. Endlich sollte, nach dem Vorbilde der Truppen Yüan schi kais, ein nationalchinesisches Heer nach europäischem Muster mit beschränkter „allgemeiner Wehrpflicht" in der Stärke von 36 Divisionen zu 10 000 Mann geschaffen werden; im Jahre 1904 begann die Organisation.

Die Durchführung der betreffenden Edikte mußte auf die größten Hindernisse stoßen in einem Lande, das als „der gewaltigste einheitliche Kulturbau" bezeichnet worden ist*), „den die Geschichte bisher kannte, ein Kulturbau von beneidenswerter geistiger und geographischer Geschlossenheit". Damit ist das alte Einheitsmoment gekennzeichnet, es lag in der Kultur, nicht im Volkscharakter, im National- oder dynastischen Gefühle. Indessen gerade diese Kultureinheit war und ist das größte Hemmnis für die Reformen. Ihre gewaltsame Beseitigung hätte sofortige Revolution veranlaßt; darum wurde der Konfuzianismus nicht nur geschont, sondern sogar äußerlich noch gehoben und darin lag ein Keim zum Zwiespalt. Obwohl der große Weise kein Religionsstifter hat sein wollen und noch weniger für sich göttliche Ehren beansprucht hat, so wurden ihm solche doch bald nach seinem Tode erwiesen, und in der Hauptstadt jedes Bezirks und jeder Provinz befindet sich ein ihm geweihter Tempel. Die Kaiserinwitwe setzte ihn nun durch Edikt vom 2. Februar 1907 dem „Himmel" gleich, eine gefährliche Übertreibung, die zum mindesten als eine Herrschaftsteilung mit der Dynastie angesehen werden konnte. Die Verehrung von Himmel und Erde ist die älteste chinesische Kultusform und nach dem chinesischen Weltbilde ist China „das Reich der Mitte", das heißt „das was unter dem Himmel ist", und der Kaiser der „Sohn des Himmels"**). —

*) G. Prosoroff im „Tag" vom 31. März 1912.

**) Sehr beachtenswerte Aufsätze über den Konfuzianismus finden sich im „Ostasiatischen Lloyd" z. B. vom 16. August, 13. und 20. September und 25. Oktober 1912.

Anderseits nahmen die Reformer an dem alten Vorstellungskreise Anstoß. Ganz real aber erschütterte die Kaiserinwitwe die Herrschaftsgrundlage durch das Zugeständnis der Beseitigung der Vorrechte der Mandschus. Mit der Auflösung des Mandschu-Heeres zu Gunsten der allgemeinen neuen Wehrmacht begab sich die Dynastie ihrer sichersten Stütze und stieß gleichzeitig ihren eigenen Volksstamm, der bisher mit festem Solde erblich das Waffenhandwerk versehen hatte und jeder bürgerlichen Beschäftigung entfremdet war, ins Elend. Auch die Prärogative der vornehmen Mandschus wurde beseitigt; die Bestimmung, daß die Hälfte der höheren Stellungen von ihnen zu besetzen sei, wurde aufgehoben. Die nunmehrige ideale Gleichstellung beider Volksstämme fiel in der Tat zu Ungunsten des kräftigeren, aber für den geistigen Kampf weniger geschulten bisher herrschenden Stammes aus. Die noch lebenden Mandschu-Prinzen werden allerdings als geradezu dekadent bezeichnet.

Große Schwierigkeiten bereitete auch die Absicht der Regierung, den Bau von Eisenbahnen selbst in die Hand zu nehmen. Genügendes technisches Verständnis war noch nicht überall vorhanden, noch mehr fehlte es an Geld, und die angebahnten europäischen Anleihen sind heute noch nicht perfekt geworden, wohl aber ein Streitobjekt. Geradezu verhängnisvoll wurde die Reform des Schulwesens; in sogenannten Universitäten und Lehrerseminaren triumphierte die Oberflächlichkeit. Lehrer wurden bisherige Beamte und Literaten des alten Stils,. ohne Kenntnis des neuen Lehrstoffes, oder Leute, die kurze Zeit in Amerika oder Japan geweilt und statt wirkliche Kenntnisse nur unverstandene Freiheitsideen mitgebracht hatten, oder endlich Fremde, die nicht genügend Chinesisch konnten und außerdem die europäischen Wissenschaften diskreditierten.

Die allgemeine Erregung und Unzufriedenheit teilte sich auch den zahlreichen Chinesen im Auslande mit, und es entstand ein weitverzweigter Bund zur schleunigen Einberufung einer Nationalversammlung. Damit verbanden sich Bestrebungen zu Maßnahmen gegen das Eindringen fremden Kapitals. Im Süden bildete sich eine geradezu revolutionäre Partei, die sich Koming tang nannte, d. h. „Partei zur Beseitigung des (der Dynastie vom Himmel erteilten) Auftrages". Die ältere Reformpartei Kang yü wes, die auch republikanische Gedanken gehegt hatte, nahm gegen diese Ultras Stellung, — es war wohl etwas Ähnliches wie der Kampf der Girondisten gegen die Jakobiner, — auch hier unterlag die Gironde. Das Haupt der Revolutionäre war der vielgenannte Sun wen, bei uns mehr bekannt als Dr. Sun jat sen. 1867 in der Kanton-Provinz geboren, war er seit 1894 für die Revolution tätig. Er war frühzeitig Christ geworden, besuchte eine

Digitized by Google

Medizinschule, wurde Arzt und lebte lange in Java, England, Japan und Amerika.

Die Umsturzbestrebungen riefen eine starke Reaktion hervor, der es sogar gelang, Yüan schi kai erfolgreich zu verdächtigen. Die Kaiserin entzog ihm 1907 die Kommandogewalt und suchte ihn durch Ernennung zum Staatsrat und Minister des Auswärtigen ungefährlich zu machen. Nun war es nur noch sie selbst, die das schwankende Gebäude stützte. Bis zum Tode waren ihre Gedanken und ihre Handlungen China und der Dynastie gewidmet. Wenige Tage, bevor sie aus dem Leben schied, versammelte sie den Staatsrat und regelte durch einen neuen und letzten Gewaltakt abermals die Thronfolge. Da Guang sü kinderlos war, wurde der vierjährige Pu i, Sohn des Prinzen Tschun (Bruder Guang süs) und einer Tochter Jung lus, zum Thronfolger ernannt. Bald darauf wurde er Kaiser, da der im Palast internierte Guang sü bereits am 14. November 1908 starb. Kaum einen Tag später folgte ihm die Kaiserinwitwe. Die Regentschaft für den neuen Kaiser, der nun Süang tun — „Entfaltung der Regierung" — hieß, übernahm sein Vater Tschun. Die letzten Worte der beiden Verstorbenen sind in hohem Grade merkwürdig. Guang sü sagte in seinem Testament: „Wir wurden als zweiter Sohn des Prinzen Tschun (des älteren) von der Kaiserinwitwe für den Thron erwählt. Sie hat uns stets gehaßt, aber für unser Elend in den letzten zehn Jahren ist Yüan schi kai verantwortlich und ein anderer. Wenn die Zeit kommt, will ich, daß Yüan schi kai ohne weiteres enthauptet wird." Die merkwürdige Frau, die Chinas Geschicke fast ein halbes Jahrhundert lang geleitet hat, sagte unmittelbar, bevor ihr Lebenslicht erlosch: „Nie wieder erlaubt einer Frau, die oberste Gewalt im Staate zu haben; es ist gegen das Hausrecht unserer Dynastie. Gebt Acht, daß nicht Eunuchen sich in Staatsgeschäfte einmischen! Die Ming-Dynastie ging an den Eunuchen zugrunde und ihr Schicksal sollte uns eine Warnung sein!" — Man glaubt, die eherne Stimme der Geschichte zu hören, nicht die eines sterbenden Weibes. —

Das Rad der Geschichte jedoch rollte unaufhaltsam fort, — den Sturz der Dynastie vermochte keine Warnung mehr aufzuhalten. Der Prinzregent Tschun, ein ehrlicher Mann, aber unbedeutend, versuchte das Testament seines Bruders wenigstens teilweise zu erfüllen; er ließ Yüan schi kai zwar nicht enthaupten, aber er entsetzte ihn seiner Ämter. Damit war der kraftvollste und fähigste Mann beseitigt; der ehrlichste, der alte Dschang dschi dung, starb bald darauf. Am 3. Oktober 1910 eröffnete der Regent den zur Vorbereitung des Parlaments bestimmten Reichsausschuß. Zum Unglück trat der selbstsüchtige Prinz King an die Spitze des Kabinetts; die Reaktionäre und die Mandschus gewannen

Digitized by Google

wieder zeitweise in der Regierung die Oberhand und die begonnenen Reformen stockten.

Gleichzeitig begannen die gewaltigen Tributländer sich immer mehr von China zu lösen. Der Versuch, die Herrschaft in Tibet fester aufzurichten, bewirkte das Gegenteil. Der Dalai-Lama floh nach Indien und die Engländer bekamen einen willkommenen Vorwand zur Einmischung. Der geistliche Herrscher ist im Triumph zurückgekehrt, der Amban, d. h. der chinesische Gouverneur in Lhassa, mußte seine Schutzwache auf 100 Mann beschränken, und Tibet ist in der Tat englische Interessensphäre. Der Hutuktu genannte gleichfalls geistliche Souverän der äußeren Mongolei in Urga steht seit einem Jahre unter dem Schutze Rußlands, das auch die nördliche Mandschurei als seine Interessensphäre betrachtet, ebenso wie Japan die südliche Mandschurei. Die Lage in der inneren Mongolei ist noch ganz ungeklärt. Nach den neuesten Nachrichten verschärfen sich die Gegensätze; in der Mandschurei nimmt die russenfeindliche Stimmung zu und Rußland wird ungeduldig, weil China die mongolische Frage dilatorisch behandelt. Das mohammedanische Osttürkestan wird durch dies Zwischenschieben der anderen Mächte ganz von China abgetrennt und kommt praktisch kaum noch als Untertanenland in Frage. Die Chinesen hatten somit einiges Recht, sich über eine Aufteilungsfrage zu beunruhigen. Einmal mißtrauisch geworden, erblickten viele den Beginn einer solchen in der im Frühjahr 1911 angebahnten sogenannten Vier-Mächte-Anleihe im Zusammenhange mit einer geplanten Finanzkontrolle durch die Fremden. Das Mißtrauen übertrug sich auch auf die Eisenbahnprojekte der Regierung, deren gute Absichten wiederholt durch die Provinziallandtage durchkreuzt wurden. Der Boden für neue Unruhen war vorbereitet. Eine Explosion in einem Hause in Hankou gab Gelegenheit zur Enthüllung einer Verschwörung. Gleichzeitig brach dort eine Militär-Revolution aus. Am 31. Oktober 1911 proklamierten die Aufständischen in Wutschang eine neue Regierung mit dem General Li yuan hung an der Spitze. Der Aufruhr pflanzte sich von den Ufern des Yang tse durch das ganze Reich fort, Überschwemmungen und Hungersnot vermehrten die Beunruhigung und Verwirrung. Die legale Regierung wußte sich nicht anders zu raten, als den seiner Ämter entsetzten Yüan schi kai als Retter anzurufen. Zögernd sagte er zu — aus Pietät für die verstorbene Kaiserin Tsi hi. Einer der ersten Akte des neuen Diktators war die Rückberufung des Kriegsministers Yin tschang, der mit einem Heere zur Bekämpfung der Rebellen in Hankou von Peking aufgebrochen war. Yin tschang, als langjähriger Gesandter in Berlin wohlbekannt, eine lebhafte, frische Persönlichkeit mit trefflicher europäischer Bildung, ist — Mandschu, daher wohl seine Abberufung und Ausschaltung von jeder einflußreichen Tätigkeit. Er hätte vielleicht

Digitized by Google

die Dynastie retten können, aber Yüan schi kai wollte das wohl nicht. Trotz einiger Siege der Regierungstruppen machten die Rebellen, denen sich auch die zu ihrer Bekämpfung entsandte Flotte anschloß, Fortschritte. Alle Forderungen der Aufständischen wurden bewilligt, Ende Oktober 1911 auch endgültig die Verfassung, durch die dem Parlament die eigentliche Regierung übertragen wurde. Die Dynastie blieb dem Namen nach bestehen, aber die bisherige Revolutionspartei, die Koming tang, wurde offiziell Regierungspartei. Am 10. Dezember 1911 dankte der Prinzregent Tschun, der erst 14 Tage vorher für den jungen Kaiser den Eid auf die Verfassung geleistet hatte, ab — „weil er sich die Schuld für den ganzen Aufruhr zuschreiben müsse". Die Dynastie wurde nun nur noch durch eine schwache Frau und ein Kind repräsentiert. Gleichzeitig mit dem Rücktritt des Prinzregenten übertrug die jetzige Kaiserinwitwe Lung yü die ganze Verantwortung Yüan schi kai — der politische Selbstmord des Kaiserhauses vollzog sich langsam, aber sicher. Yüan bekannte sich immer offener zur Revolution; Anfang Januar 1912 berief er die siegreichen kaiserlichen Truppen von Hanyang und Hankou ab. An verschiedenen Orten hatten sich sogenannte „militärische Volksregierungen" gebildet und in Schanghai war der Revolutionär Dr. Sun jat sen (Sun wen) aus Amerika über London eingetroffen, hatte sich an die Spitze der Bewegung gestellt und am 26. Dezember 1911 die neue fünffarbige Fahne der Republik entfaltet. Am 30. Dezember wurde er dann von den in Nanking versammelten Abgeordneten von 17 Provinzen zum provisorischen Präsidenten der Republik gewählt, deren Regierung ihren Sitz in diese Stadt verlegte. Auf Yüan schi kais Veranlassung tat die Kaiserinwitwe Lung yü endlich am 12. Februar 1912 den letzten Schritt durch Unterzeichnung eines Abdankungsedikts für die Mandschu-Dynastie. Sie dekretierte selbst die Republik und übertrug Yüan die Vollmacht, die republikanische Regierung vorläufig einzurichten. Friedlich zog sich die kaiserliche Familie in die Einsamkeit zurück. Der Kaiser behält seinen Titel, genießt Ehren wie ein ausländischer Monarch und bekommt eine Apanage. Seine vollendete Mediatisierung aber wird dem chinesischen Volke dadurch klargemacht, daß fortan nicht er, sondern die Republik für die Ahnenverehrung in der Kaiserlichen Ahnenhalle sorgt, — damit ist sie nach chinesischem Begriffe rechtlich begründet. Sun jat sen begab sich an das Grab des ersten Ming-Kaisers, um diesem in feierlicher Ansprache mitzuteilen, daß sein Land nun von der Fremdherrschaft der Mandschus befreit sei.

Am 15. Februar 1912 wurde Yüan zum provisorischen Präsidenten der Republik gewählt, auch Sun jat sen erkannte ihn an und legte am 1. April die Präsidentschaft in Nanking nieder. Yüan sträubte sich erfolgreich gegen die Verlegung der Regierung von Peking nach der süd-

Digitized by Google

lichen Hauptstadt und Sun jat sen protestierte gegen eine Herleitung der Autorität Yüans aus einem Mandate der beseitigten Dynastie. Die Unruhen nahmen ihren Fortgang, Yüans eigene Leibwache meuterte, und Militär-Revolutionen in allen Teilen des Reiches folgten. Die bei Ausbruch der Revolution in Masse angeworbenen Truppen sind mehr oder weniger Gesindel, zum Teil frühere Räuber. Werden sie nicht gelöhnt, was die Regel ist, so rauben sie, werden sie entlassen, so rauben sie erst recht. Unendlich viel wurde zerstört, viel Wohlstand vernichtet, am meisten in Hankou, wo die Revolution begonnen hatte. Wenn auch immer wieder versichert wurde, daß die Bewegung nicht gegen die Fremden gerichtet sei, so schien bei der weitgehenden Anarchie ihre Lage doch nicht ungefährdet, und die Gesandtschaften in Peking verstärkten ihre Schutzwachen. Als auch hohe Offiziere sich an der neuen Rebellion beteiligten, wurde Yüan schi kai energisch und ließ zwei Generale hinrichten. Hierüber drohte ein Konflikt mit Sun jat sen zu entstehen, aber dieser erklärte nach einer Auseinandersetzung am 26. August öffentlich Yüan für den fähigsten Mann, empfahl seine endgültige Wahl zum Präsidenten und erklärte, daß er selbst vom öffentlichen Leben zurücktreten werde. War es Fahnenflucht, war es selbstlose Unterordnung unter das allgemeine Wohl oder geschah der Rücktritt nur mit Vorbehalt? Es ist schwer zu entscheiden.

Bis vor kurzem schien in den chinesischen Zuständen noch kaum etwas gebessert, allerlei angebahnt, nichts vollendet und gesichert, überall Verwirrung geschaffen, am meisten in den Köpfen. Vor zwei Monaten wurde die Lage sehr anschaulich „als eine durch die angeborene Ruhe der Bevölkerung gemäßigte Anarchie" bezeichnet*). Neuerdings wird berichtet**), daß es Yüan schi kai doch gelungen sei, die Zentralgewalt den Provinzen gegenüber zu stärken und zu beruhigen. Sogar die Errichtung eines Rechnungshofes wird gemeldet. Trotzdem wäre es vermessen, auch nur andeutungsweise voraussagen zu wollen, was sich weiter entwickeln wird, eine wirklich organisierte Republik, ein Bund von Republiken, Wiederkehr der Mandschus, eine neue Dynastie? Man vergesse nicht, eine wie ungeheure Volksmasse in Betracht kommt, — man vergesse nicht das chinesische Beharrungsvermögen, auch nicht die unveränderten Gegensätze zwischen Nord und Süd! In einem berühmten chinesischen Roman „Geschichte der drei Reiche" heißt es: „Wenn das Reich lange vereint war, wird es wieder gespalten; wenn es gespalten war, kommt es wieder zusammen." Das gibt zu denken.

An Stelle unfruchtbarer Erörterungen über die Zukunft des Reiches

*) „Ostasiatischer Lloyd" vom 25. Oktober 1912.

**) Erich v. Salzmann im „Tag" vom 24. November 1912.

Digitized by Google

wollen wir noch einen Blick auf Deutschlands Beziehungen zu China*) werfen. Deutscher Handel und deutsche Industrie, sowie deutsche Schiffahrt sind überall in China beteiligt. Im Jahre 1911 betrug der Wert unserer Einfuhr nach China 103 Millionen Mark, der Wert der Ausfuhr zu uns 72 Millionen, ungerechnet 2 Millionen aus dem Kiautschou-Gebiete. An 18 Plätzen bestehen deutsche Konsulate einschließlich des Generalkonsulats in Schanghai, außer zweien sämtlich Berufskonsulate. Die deutschen Firmen repräsentieren zwar den deutschen Handel, aber keineswegs die Gesamtheit der in China entwickelten deutschen kaufmännischen Arbeitskraft. Englische Häuser verstehen es, deutsche Angestellte auszunutzen. Auch im Dienste chinesischer Unternehmungen findet man Deutsche. Hackmann, ein feingebildeter und feinsinniger deutscher Geistlicher, erzählt in seinem kürzlich erschienenen Buche „Welt des Ostens", daß er in Pingsiang in der Provinz Kiangsi, tief im Herzen Chinas, eine deutsche Kolonie gefunden habe, die ein in chinesischem Besitze befindliches Kohlenbergwerk musterhaft betreibt und eine eigene Maschinenfabrik und eine Bergbauschule besitzt. Täglich werden 2500 Tonnen Kohlen gefördert, die nach dem bekannten Eisenwerke und Arsenal von Hanyang gehen. Die ganze Anlage wurde von einem einfachen deutschen Steiger geschaffen. Man sollte nun meinen, daß solche Plätze von der deutschen Industrie für den Absatz ihrer Erzeugnisse monopolisiert werden müßten, aber auch in Pingsiang sind die Dampfmaschinen englischen Ursprunges, die Dynamos für elektrischen Betrieb und die zugehörigen Schaltanlagen allerdings deutsch. Auf elektrotechnischem Gebiete hat Deutschland in China überhaupt zurzeit die führende Stellung, aber wo zum Antrieb Dampfkraft Verwendung findet, herrscht englisches Fabrikat vor. Hier ist noch ein großes Arbeits- und Kampffeld. Der Bedarf ist schon jetzt ein recht erheblicher. Abgesehen von den europäischen Niederlassungen besitzen bereits 27 chinesische Städte elektrische Beleuchtungsanlagen, ungerechnet sogenannte Blockanlagen, in sieben Bergwerken und in verschiedenen Fabriken befinden sich elektrische Betriebe**). Auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues ist trotz der erwähnten Hindernisse an einzelnen Stellen Überraschendes geleistet worden. So wurde z. B. im letzten Sommer die südliche Strecke der Tientsin—Pukou-Bahn eröffnet und damit eine Verkehrslinie vom Yangtse bis zum Peiho, von der Mitte bis zum Norden des eigentlichen China, vollendet. Die bisher noch nicht benutzbare Hoangho-Brücke — deutsche Arbeit — ist nunmehr

*) Der in Schanghai erscheinende „Ostasiatische Lloyd" (Red. G. Fink) beschäftigt sich dauernd mit dieser Frage und darf als die beste Quelle angesehen werden.

**) Berichte über Handel und Industrie. Zusammengestellt im Reichsamt des Innern. XVIII. Heft 5. Berlin, 5. November 1912. S. 205ff.

Digitized by Google

auch fertig. Ein ganz chinesisches Werk, das eine technische Meisterleistung darstellen soll, ist die Bahn Peking—Kalgan, die durch die Wüste Gobi fortgesetzt werden soll. Die Beteiligung der deutschen Industrie ließe sich jedenfalls steigern*). Die Engländer sind betriebsamer, ihre Maschinen- und Schiffsbaufirmen haben ständige Bureaus in China, deren Agenten die Häfen und Regierungssitze bereisen, was von deutscher Seite nur selten geschieht. Ähnliche Klagen hört man über Zurückhaltung des deutschen Großkapitals, und zwar auch aus anderen Weltteilen, sogar aus unseren eigenen Kolonien. Allerdings sollte Deutschland an der sogenannten Vier-Mächte-Anleihe, die sich zu einer Sechs-Mächte-Anleihe entwickelt hatte, beteiligt sein, aber infolge der Machinationen der extremen Reformer und einer englischen Gruppe kam sie bisher bekanntlich nicht zustande. Die dafür von letzterer ins Werk gesetzte Anleihe soll neuerdings ins Stocken geraten sein und es wird sogar von einem drohenden chinesischen Staatsbankerott gesprochen und behauptet, daß damit wieder die Aussichten der offiziellen Anleihe unter Voraussetzung einer Finanzkontrolle stiegen**). Dr. Morrison, der amerikanische Berater der chinesischen Regierung, hat sich dahin geäußert***), daß die ursprünglich geplante Finanzoperation an dem Hineintragen des politischen Elements — vornehmlich des Hinzutretens von Rußland und Japan — gescheitert sei.

Wir müssen uns nun noch der Stelle Chinas zuwenden, an der Deutschland festen Fuß gefaßt hat, — unserem Kiautschou-Schutzgebiete. Vor nicht ganz zehn Jahren hatte ich in Tokio Gelegenheit, mich mit dem dortigen englischen Marine-Attaché über Tsingtau zu unterhalten. Er lobte alles, was die deutsche Regierung dort geschaffen hatte, namentlich die Großartigkeit der damals noch nicht vollendeten Hafenanlage, „aber", meinte er spöttisch, „wo bleibt der Kaufmann?" Ich konnte nur erwidern, daß auch Hongkong fünf Jahre nach seiner Erwerbung als unlukrativ aufgegeben werden sollte, und daß England in der glücklichen Lage gewesen sei, bei der Verteilung der Erde die Vorhand zu haben. Was ich dann in Tsingtau fand†), bestätigte bis zu einem gewissen Grade das Urteil des Engländers. Die Leistungen der Marineverwaltung waren schon damals staunenswert, und die früher erscheinenden für den Reichstag bestimmten schön ausgestatteten Denkschriften über die Entwicklung des Schutzgebietes sowie die jährlichen Mitteilungen im „Nauticus" lassen deutlich erkennen, wie die Kolonie seitdem allmählich

*) Vgl. September-Heft der „Deutschen Revue".

**) E. v. Salzmann im „Tag" vom 24. November 1912.

***) „Ostasiatischer Lloyd" vom 25. Oktober 1912.

†) „Das deutsche Schutzgebiet Kiautschou", Heft 5 der „Deutschen Rundschau" 1904.

Digitized by Google

in das mit nachahmenswerter Voraussicht etwas weit angemessene Kleid hineinwächst*). Die eigenen Einnahmen des Schutzgebiets sind für das Etatsjahr 1913 auf rund 7 280 000 Mk. berechnet, von denen $5^1/_4$ Millionen aus eigenen Erwerbsquellen der Kolonie stammen. Der Reichszuschuß beziffert sich auf $9^1/_2$ Millionen. Der Handel hat sich stetig gehoben. In der Zeit vom 1. Oktober 1910 bis zum 1. Oktober 1912 betrugen die Einnahmen der chinesischen Seezollverwaltung in Tsingtau 3,7 Millionen Mark, eine Steigerung von 9,5 vH. gegen das Vorjahr. Der Gesamtwert des Handels stieg auf 138,8 Millionen Mark, d. i. um rund 8 vH. Aber über Mangel an kaufmännischer Unternehmungslust wird auch hier geklagt. Sie läßt sich nicht entbehren, Kaufleute und Industrielle müssen in den von der Verwaltung musterhaft vorbereiteten Boden die Saat streuen und ernten**).

Fehlt es den heimischen Kreisen noch an Vertrauen, so hat die deutsche Kolonie und ihre Verwaltung solches auf einem anderen Gebiete erworben, — das Vertrauen der Chinesen, ein für das Gedeihen der Kolonie hoch anzuschlagendes Moment. Mühsam und langsam haben die Chinesen sich überzeugt, daß keinerlei Absicht besteht, das deutsche Territorium zu vergrößern und Chinas Integrität anzutasten. Als Seine Königliche Hoheit Prinz Heinrich von Preußen im September in Tsingtau weilte, hat er mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit vornehmen Chinesen gegenüber Deutschlands Standpunkt dargelegt, und man darf hoffen, daß seine Worte, die ein sympathisches Echo in der chinesischen Presse fanden***), nicht vergessen werden. Das Vertrauen wurde gewonnen durch vorbildliche Ordnung und Sicherheit, Gesundheits- und Krankenpflege, hervorragende Leistungen im Garten- und Waldbau im Zusammenhange mit Schutzmaßnahmen gegen Zerstörungen durch die zu gewissen Zeiten vom Gebirge herunterflutenden Wassermassen, ferner durch die Förderung der wichtigsten privaten Unternehmungen: Eisenbahnbau, Kohlengewinnung und im Zusammenhange damit Erleichterung der Ausfuhr chinesischer Erzeugnisse. Ein weiteres langsam wirkendes, aber dauernden Erfolg versprechendes Mittel ist die Verbreitung deutscher Kultur und Wissenschaft durch Schulen von den Gouvernements- und Missions-Elementarschulen an (beide Konfessionen sind hier rühmlich beteiligt) bis zu der „deutsch-chinesischen Hochschule" in Tsingtau, der sogar

*) Vgl. auch den Anhang zu Schülers „Geschichte Chinas"; das erwähnte Buch Hackmanns „Welt des Ostens"; H. Weicker „Kiautschou". Berlin 1908; Alfons Paquet, „Li oder im neuen Osten". Berlin 1912.

**) Was das deutsche Kapital leisten kann, entzieht sich dem Urteil des Verfassers, der hier nur wiedergibt, was von verschiedenen beachtenswerten Stellen als wünschenswert bezeichnet wird.

***) „Ostasiatischer Lloyd" vom 11. Oktober 1912.

Digitized by Google

der Philosoph Ku hung ming seinen Sohn anvertraut hat*). Mehr noch als auf das durch die Schulen übermittelte positive Wissen kommt es auf das durch sie geförderte Gewinnen gegenseitigen Verständnisses an. Ein guter Kenner der Verhältnisse ist der Ansicht, daß die Deutschen in Tsingtau mehr als sonst die Europäer sich bemühen, in das Wesen der Chinesen einzudringen**). Aber auch die Übermittlung der idealen geistigen Güter beansprucht Geldmittel, und unmöglich kann das Reich hier alles leisten. Das Interesse der deutschen geldkräftigen Kreise für die Lehranstalten in China, die schließlich dem deutschen Handel und der Industrie den Boden vorbereiten, war bisher gering, in beschämendem Gegensatze zu England und Amerika. Ein Beispiel: In Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung, befindet sich eine deutsche Mittelschule für Chinesen; die beiden deutschen Lehrer sind von der Regierung besoldet, alles übrige, auch das Gehalt für die chinesischen Lehrer, muß anderweitig beschafft werden. Vom Reiche kann auch nicht mehr verlangt werden, da die Anstalt sich in rein chinesischem Gebiete befindet, aber die Vertreter der deutschen Erwerbsinstitute kümmerten sich um diese indirekt für sie höchst wichtige Schule nicht. Selbst der Aufruf des Schulleiters an die heimische Industrie um Überlassung von Modellen und Bildern, wenn sie auch gebraucht oder veraltet seien, zum Anschauungsunterricht, war bis zum letzten Sommer erfolglos geblieben. Unmittelbar neben dem ärmlichen Institute erhebt sich ein Prachtgebäude der englischen Mission, die mit 10 000 Pfd. St. freiwilliger Gaben ein großartiges Museum errichtet hat***). In einer Zeitung vom heutigen Tage†) finde ich die erfreuliche Nachricht, daß nun doch ein deutsches Museum zustande gekommen ist und lebhaftes Interesse erweckt, aber — die Engländer haben auch hier wieder die Vorhand. Im übrigen muß hervorgehoben werden, daß auch außerhalb der speziellen deutschen wirtschaftlichen Interessensphäre an einzelnen Stellen für Verbreitung der deutschen Sprache gesorgt wird. Das hervorragendste Beispiel ist die ganz aus privaten Mitteln geschaffene Medizinschule zu Schanghai.

Ich komme auf das Vertrauen zurück, das namentlich in der Provinz Schantung zu Deutschland besteht und, soweit die Behörden in Frage kommen, schon längst in dem vortrefflichen Verhältnis zwischen den beiderseitigen Gouverneuren zum Ausdruck kam. Neuerdings ist es noch besonders dadurch gefestigt worden, daß unsere Kolonie als die einzige von allen sich während der Stürme der Revolution als eine Insel der

*) A. Paquet a. a. O.

**) Hackmann a. a. O.

***) „Frankfurter Zeitung" vom 6. Juli 1912. Es ist bemerkenswert, daß gerade von diesem Blatte jener Vorwurf gegen die finanziellen Kreise erhoben wird.

†) „Tag" vom 18. Dezember 1912.

Digitized by Google

vollkommensten Ordnung bewährt hat, einer Ordnung, die sich weit ins eigentliche chinesische Gebiet der Provinz hinein wohltätig bemerklich gemacht hat. Zahlreiche Chinesen suchten und fanden Schutz in Tsingtau und ließen sich dort dauernd nieder. Die Einwanderung wohlhabender Chinesen war neu. Man hat ihnen — einigen dreißig — den Ankauf von Grundstücken im europäischen, bisher streng reservierten Stadtteile gestattet. Hoffentlich ergeben sich daraus nicht Inkonvenienzen, wie sie in solchem Falle in anderen Kolonien sich ergeben haben. Man wird sie eintretendenfalls aus merkantilen und politischen Motiven in den Kauf nehmen müssen.

Auch der wiederholt erwähnte Sun jat sen hat Ende September Tsingtau besucht, seinen Landsleuten die deutsche Kolonie als Vorbild hingestellt und die Kaufleute zur Mitarbeit aufgefordert*). Man wird gut tun, solche Äußerungen eines Privatmannes nicht zu überschätzen und wenn er demnächst, wie es heißt, nach Deutschland kommt, sich der mit Li hung dschang gemachten Erfahrungen zu erinnern. Aber ganz abgesehen von den Auslassungen jenes Revolutionärs im Ruhestande kann die Kolonie auf ihre Erfolge stolz sein und wir mit ihr. Wir dürfen nicht vergessen, daß Tsingtau als Marinestation entstand und daß die Kolonie noch heute eine wehrhafte ist und bleiben muß als Stützpunkt des Kreuzergeschwaders, dem der Schutz der gesamten deutschen Interessen in Ostasien obliegt. Es handelt sich hier um einen Erfolg der bewaffneten Macht, die sich diesmal produktiv erwiesen hat. Es bleibt zu wünschen, daß Handel und Industrie das begonnene Werk tatkräftig fortsetzen zum eigenen und des gesamten Vaterlandes Nutzen und Ehre.

*) „Ostasiatischer Lloyd" vom 11. Oktober 1912. Vgl. auch die Nummer vom 18. Oktober 1912.

Digitized by Google

Pudlitz kontra Flemming.

Eine Archivstudie.

Von

Dr. jur. Anderson,
Geheimem Admiralitätsrat.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Seine Majestät der König von Preußen war indigniert. Er hatte aber auch allen Grund dazu. Vor ihm lag ein Bericht des Obristen v. Buddenbrook de dato Riesenberg, den 22. März 1723, folgenden Wortlauts:

„Ew. Königlichen Majestät muß ich in aller Unterthänigkeit hierdurch eine gewisse Begebenheit melden, welche zwischen dem Sächsischen General Flemming und dem Lieutenant Baron v. Pudliz vom Schlippenbachischen Regiment am 19. dieses sich zugetragen hat. Dieser gemeldete Lieutenant ist am berührten dato von dem Major v. Roppen zu einem ohnweit Marienwerder wohnenden Pohlnyschen Edelmann, welcher ein guter Nachbar und Freund von der Garnison ist, eines Deserteurs halber mit demselben zu sprechen, geschicket worden, allwo er dann den General Flemming auch gefunden, so überm Essen, nach einigem Wortwechsel, unter anderm gegen den Lieutenant gesprochen: Er habe in Elbing ein gewisses Kämmerchen bauen lassen, umb den ersten den besten Preußischen Offizier, welchen er bekommen könnte, darauf zu setzen; und wie Ihme darauf der Lieutenant gebührend geantwortet, hat der General ihn einen preußischen Hund, auf ferneres Verantworten aber (nebst Bedrohung mit dem Stocke) gar eine Canaille geheißen, sodaß der Lieutenant nach dem Degen gegriffen, umb den großen Tort und Beschimpfung auf frischer Tat zu revangiren. Es hätte derselbe auch seinen Zweck gewiß erreichen würden, wann er nicht, da er eben den Degen bereits halb aus gehabt, durch einige von des Generals Suite überfallen, fest gehalten und ihme der Degen genommen worden. Inzwischen, da der Lieutenant von dem großen Schwarm sich nicht sogleich losmachen können, hat der General ihn während der Zeit mit Stockschlägen dergestalt eigenhändig traktiret, daß er gar zu Boden gefallen. Diese so harte Beschimpffung an dem General zu rächen, hat der Lieutenant, um sich mit einem frischen Degen zu versehen, sich eiligst nach der Garnison begeben, nach einem kleinen Verweilen aber den General, welchen er sonst außerhalb zu rencontriren im Begriffe gewesen, unvermuthet auf der Gasse in Marienwerder begegnet;

Digitized by Google

da dann der Lieutenant sofort sich Ihme genähert, mit dem Erbiethen, daß Er von einem Degen oder ein Paar Pistohlen die Wahl haben sollte. Allein, da der General sich zu keiner Satisfaction einlassen wollen, hat der Lieutenant zu Rettung seiner honneur die kurze resolution gefasset, und ihn mit gleichmäßigen Stockschlägen ziemlich begegnet, womit dann der General fort und nach Pohlen gereiset ist.

Solches habe ich Ew. Königlichen Majestät in aller Unterthänigkeit melden sollen in submissester devotion ersterbender

Buddenbrook."

Der beim sächsisch-polnischen Hofe bevollmächtigte preußische Gesandte, ein Herr v. Schwerin, erhielt die Weisung, den Sachverhalt aufzuklären und zu berichten. Schwerin, Diplomat, der er war, fiel selbstverständlich nicht mit der Tür ins Haus. Ganz gelegentlich gab er dem sächsischen Generalfeldmarschall v. Flemming zu erkennen, daß der preußische Hof mit seinem Bruder, dem General der Kavallerie, „nicht zufrieden" sei. Auf dessen Seite große Bestürzung. Was sollte sein Bruder gegen die preußische Majestät wohl verbrochen haben können? Er dringt in den Gesandten um nähere Erklärung und, als dieser immer noch nicht mit der Sprache heraus will, alarmiert er seine Freunde. Da produziert der Gesandte endlich das Schreiben Buddenbrooks. Der Feldmarschall liest. Die Sache kommt ihm sehr unwahrscheinlich vor:

Sollte das mit dem „Kämmerchen" nicht par Spaß und Kurzweil gesagt gewesen sein? Zum Despect der preußischen Nation könne es wohl nicht gesagt sein, denn sein Bruder sei selbst aus dem Preußischen gebürtig. Der Lieutenant möge dem General wohl sehr grob und ehrenrührig geantwortet haben und nach einer solchen expression wären dann die harten Ausdrücke des Generals vielleicht nur conform und proportional gewesen. Daß der Lieutenant den Degen habe ziehen wollen, sei, nachdem es einmal schon zu solchen extremis gekommen, an sich sehr vernünftig von ihm gewesen. Wenn er aber freilich beabsichtigt habe, einem unbewaffneten Mann den Degen in die Rippen zu stoßen, so könne man der Knechte Verfahren nicht wohl Unrecht heißen, welche sich sonst in ihrer Herren Händel nicht zu meliren haben. Ob der Lieutenant mit Stockschlägen tractiret worden sei, das wäre res facti und müsse man auch alteram partem darüber hören. Wenn aber der Lieutenant sage, er habe sich nach der Garnison begeben, so erscheine ihm das sehr dunkel. Sei die Garnison in Marienwerder, warum sei der General nicht arretiret worden? Sei sie aber nicht in Marienwerder, so wäre es ja eine Königliche Stadt; weshalb seien dann nicht die Unterthanen zu Hülfe genommen, einen zum Despect eines großen Königs excedirenden Mann in Arrest zu bringen? Da im Übrigen nicht zu vermuthen, daß sein Bruder allein gewesen, so verstehe er nicht, wie die Stockschläge auf der Gasse so sanftmüthig abge-

Digitized by Google

gangen sein können, außer daß er sonst wisse, daß sein Bruder den Degen zu ziehen, eher zu prompt, als zu langsam zu jeder Zeit gewesen.

Der „Zufall" wollte es, daß der General v. Flemming kurz darauf um die Zeit der Ostermesse selbst nach Sachsen kam. Der Feldmarschall klopft bei seinem Bruder auf den Busch, macht ihm aber von der Buddenbrookschen Meldung noch keine Mitteilung. Da hört er nun, daß die Sache sich ganz anders zugetragen hat, als sie dem Könige gemeldet ist. Nun weiht er den Bruder in die Situation ein und erbietet sich, die weiteren Schritte für ihn zu tun. Dazu bedarf es aber einer schriftlichen Unterlage. Der General liefert sie, indem er folgenden Brief de dato Leipzig, den 19. April 1723, an ihn richtet:

„Hochgebohrner Reichs Graff,
hochgeehrtester Herr General Feldmarschall,

Auf Ew. Excellenz Begehren, was neulich mit einem Lieut: vom Schlippenbachischen Regiment Nahmens Pudliz vorgegangen, berichte, daß ich den 16. Mart. meine Reise aus Elbing nach Pohlen angetreten, und bin unter Weges bey dem Herrn Cammerherrn Kretkowski im Weißhoff, der als Commissarius mein Regiment die Revue hat passiren lassen, abgestiegen, woselbst ich viele Pohlnische Cavaliers angetroffen. Gegen Mittag kam ein Preuß. Officier auch dahin, deme alle Höflichkeit erzeiget wurde, er nennete sich Pudliz, Lieutenant vom Schlippenbachischen Regiment. Der Discours fiel unter andern auf die gewaltsame preuß. Werbung, da ich endlich auch mit lachendem Munde sagte: daß es die Preuß. Herren Officiers freylich ein wenig zu bunt macheten, und sie würden es solange treiben, bis man einmahl einen Preuß. Officier in Arrest behalten würde, wie dann das Schlippenbachische Regiment in dergleichen Verfahren sich vor andern distingirte, als welches mir auch meinen Mälzer mit Gewalt vom Wagen genommen. Der Lieut: antwortete mir auch im Scherz: »Ew. Excellenz würden mich doch nicht in Arrest nehmen lassen?« worauf ich replicirte: Es wäre auf der Hauptwache in Elbing ein hübsches Stübchen, aparte vor Officiers, da sie sich gut drinn bequehmen könnten. Der Lieut: gab darauff zur Antwortt: »Ew. Excellenz würden mir doch was zu essen geben?« Worauff ich erwiederte, daß es daran nicht manquiren würde. Inzwischen gieng der Ungarische Wein ziemlich herumb. Wie ich nun nach dem Essen Abschied nehmen und meine Reise continuiren wolte, so trat der Lieut: zu mir, und sagte: »Herr General, wo Sie was wieder das Schlippenbachische Regiment haben, so bin ich hier, und können Sie mit mir die Sache ausmachen.« Ich sahe wohl daß der Lieut: betruncken war, und sagte ihm nur: »Nein, mein Freund, ich habe mit ihm nichts auszumachen; es werden schon andere Leuthe seyn, die in demjenigen, was ich mit dem Schlippenbachischen Regiment habe, decidiren

Digitized by Google

werden«. Und wie ich darauff fortgegangen, so war der Lieut: hinter meinem Rücken mit dem Degen heraus, in Willens, mich anzugehen, davor ihn aber, weil ich keinen Degen an der Seite, sondern nur einen Stock in der Hand hatte, die Umbstehende befallen und verhindert. Ich empechirte noch die übrigen Suiten und sagte, er möchte nur fortreiten, welches er auch endlich gethan. Die Aufführung des Lieutenants condemnirten alle Gegenwärtige. Eine Stunde darauff bin ich abgereyset und auff Marienwerder zugefahren und wäre in meinem Wagen die Stadt schlafend passiret, wann ich nicht auff dem Marckte durch ein wüstes Geschrey von mehr als 50 expresse, wie es schiene, darzu commandirte Soldaten, wäre aufgewecket worden. Denn einige hielten meine Bedienten, so zu Pferde waren, auff, andere fielen meine Kutschpferde an, die meisten drangen mit großen Geschrey auf mich zur Kutsche, worunter ich auch den Lieut: selbst gewahr worden, und verlangten des Lieutenants Degen. Ich ergriff hierauff meine Pistohlen und stieg zum Wagen heraus, sagende, daß Ich des Lieut: Degen nicht hätte, sondern er wäre zurückgeblieben, da mir dann Raum gemacht ward, und einer mir zurieffe: »O! Ihre Excellenz schießen Sie nicht«. Ich steckete auch darauff die Pistohlen ein, und fragte, was vor ein Officier daselbst das Commando hätte, und erhielte zur Antwortt: »der Major Ropp«, welcher aber nicht zuhause wäre. Ich wolte also zum General-Major Gräben gehen, und wie ich unterwegs, hat man mittler Zeit meine Carosse plündern wollen, auch würcklich meinen Stutz und Pistohlen schon ergriffen, welches aber meine Bedienten abgewendet. Wie ich aber erfahre, daß der Herr Gen. Major Gräben nicht zu Hause, und wieder zu meinem Wagen kam, hatte sich alles verlohren, so daß ich, ohne weiter aufgehalten zu werden, zur Stadt hinaus fuhr und meine Reise fortsezete. Dieses ist der wahre Verlauff der ganzen Sache, und hätte ich mich nicht versehen können, daß an einem Orthe, wo Garnison liegt, dergleichen Insulte einem durchgehenden, geschweige einem General begegnen können, zweifele auch nicht, daß Ihre Königliche Majestät in Preußen solch attentat der Garnison um denen Reisenden in dero Landen und denen Ihrigen in frembden Landen den Weg sicher zu erhalten, entweder von Selbst oder auf Begehren meines allergnädigsten Königs und Herrn, auffs schärffste ressentiren und straffen würde. Ich verharre Ew. Excellenz

Fleming."

Mit diesem Briefe hatte der Feldmarschall, was er vorläufig brauchte. Nun galt es, die Desavantage ausschließlich auf die gegnerische Seite, die preußische, zu verlegen. Der Feldmarschall wählte den kürzesten Weg. Er wandte sich direkt nach Berlin an den Prinzen von Anhalt-Dessau mit der Bitte, bei dieser ungewöhnlichen Affäre als Vorgesetzter ein Auge zuzudrücken und persönlich noch ein übriges zu tun, dadurch, daß er dem

Digitized by Google

Lieutenant bei dem Könige die Erlaubnis erwirke, sich die Satisfaktion zu verschaffen, die ihm der General zu jeder Zeit zu geben bereit sei. Der Prinz ging auf die Sache ein, behielt sich aber seinen Entschluß noch vor. Bei seiner Rückkehr nach Dresden fand der Feldmarschall seinen Bruder noch anwesend. Da indessen in der nächsten Zeit Nachrichten aus Berlin nicht eintrafen, reiste dieser nach Polen ab, um dort seinen Gegner zu erwarten. Bei seiner baldigen Wiederanwesenheit in Berlin mußte der Feldmarschall zu seinem Erstaunen hören, daß der Lieutenant v. Pudliz die Sache so auffasse und drehe, als sei es Sache des Generals, sich Satisfaktion zu verschaffen. Dem mußte natürlich aufs energischste entgegengetreten werden: Hatte doch der Lieutenant selbst angegeben, Stockschläge erhalten zu haben; deshalb hatte auch er und nicht der General, der nach seiner Angabe unberührt geblieben war, bemüht zu sein, den Affront zu tilgen. Eifrig dabei, dieser nach seiner Ansicht allein richtigen Auffassung nach Möglichkeit Geltung zu verschaffen, wandte sich der Feldmarschall auch an den Baron v. Ilgen, und hocherfreut, daß sich dieser erbot, mit dem Könige über die Sache direkt zu sprechen, schrieb er ihm, um jedes Mißverständnis zu vermeiden, unterm 27. Mai 1723 noch einen Brief folgenden Inhalts: Er bitte, Seiner Majestät zu sagen, daß diese Affäre, die ihren Urquell habe in den Gewalttätigkeiten, die preußische Werbeoffiziere des Königlichen Verbots ungeachtet an den Leuten seines Bruders ausgeübt hätten, ihm sehr empfindlich sei, weil er merke, daß Neider und Feinde seines Bruders, wenn auch ohne Erfolg, versucht hätten, dem Könige eine andere Auffassung der Sache beizubringen, als wie sie ein Pommer, ein Flemming, ein Bruder von ihm überhaupt selbst jemals haben könne und dürfe. Er glaube nicht, daß, solange die Familie Flemming bestehe — und sie bestehe schon seit sehr vielen Jahrhunderten —, es auch nur einen einzigen dieses Namens gegeben habe, der eine erlittene Beleidigung ungerächt gelassen, oder, wenn er selbst der Beleidiger gewesen, nicht Genugtuung geboten oder solche gar verweigert hätte. Auch sein Bruder habe sich anläßlich dieser Affäre sehr lebhaft in diesem Sinne ausgesprochen. Nachdem er inzwischen den Bericht seines Bruders an den Hof geschickt und Seine Hoheit den Prinzen von Anhalt persönlich verständigt habe, genüge es, zu sagen, daß sein Bruder nach Polen zurückgekehrt sei, um dem Offizier auf Verlangen an der Stelle Genugtuung zu geben, wo die Affäre angefangen habe.

Baron Ilgen verstand seine Sache. Er wußte seinen Vortrag so geschickt zu gestalten, daß der König selbst den Brief zu lesen wünschte und dem Feldmarschall in allen Stücken recht gab. Der Feldmarschall, glücklich über diesen Erfolg und darauf bedacht, das Eisen zu schmieden, solange es noch warm sei, setzte sich unverzüglich mit dem Grafen v. Seckendorff in Verbindung und suchte dessen Einfluß für die Annahme folgenden Vor-

Digitized by Google

schlags zu gewinnen: Sobald der Lieutenant v. Pudliz in Marienwerder angekommen sein würde, solle er dem General v. Flemming nach Elbing Nachricht geben, damit ihm dieser Ort und Zeit mitteilen lassen könne, wo und wann er ihm Genugtuung geben wolle. Jede Partei solle nicht mehr als zwei Offiziere mit je einem Diener bei sich haben. Der General, dem die Wahl der Waffen zustehe, werde dafür sorgen, daß diese prompt zur Stelle seien.

Die Sache sollte nicht so schnell vonstatten gehen, wie der Feldmarschall es sich dachte und wünschte. Auch König Friedrich Wilhelm lag zwar daran, die Affäre möglichst kurz aus der Welt zu schaffen. Er konnte aber mit seinem Gewissen nicht so schnell einig werden. In seiner Brust kämpfte der oberste Kriegsherr gegen den höchsten Hüter des Rechts. Er ließ den Prinzen von Anhalt, den Grafen Seckendorff und einen Herrn v. Katsch zu sich entbieten und eröffnete ihnen, daß er Bedenken trage, dem Lieutenant die Erlaubnis zu dem Duell zu geben, solange er in seinem Dienste stehe. Herr v. Katsch konnte sich nicht enthalten, demgegenüber noch einmal vorzubringen, daß der Lieutenant überhaupt nicht glaube, in der Desavantage zu sein, er meine vielmehr nach wie vor, daß es Sache des Generals sei, sich Satisfaktion zu holen. Der König aber wies solche Auffassung schroff zurück und der Prinz von Anhalt stimmte ihm zu. „Was muß man machen, wenn man sich rühmt, Stockschläge ausgeteilt zu haben, ohne Genugtuung geben zu wollen?“ wandte sich der König an Seckendorff. „Einen solchen Menschen muß man unter dem Stocke sterben lassen“, antwortete dieser. Hiernach faßte der König den Entschluß, dem Lieutenant kurzerhand den Abschied zu erteilen.

Andere Schwierigkeiten! Der Lieutenant v. Pudliz erklärte sich außerstande, das erforderliche Reisegeld zu beschaffen für die Offiziere, die ihm als Sekundanten dienen sollten. Ein brandenburgischer Offizier, meinte er, wolle sich ihm überhaupt nicht zum Sekundanten anbieten. Ja, er zeigte sich selbst dann noch unentschlossen, als Graf Seckendorff sich anbot, ihm einen Kaiserlichen Offizier zu besorgen und dessen Zehrungskosten zu bezahlen. Das rätselhafte Verhalten des Offiziers erregte jetzt allgemeinen Unwillen, der sich auch dann nicht legte, als dessen Colonel, der General Schulenburg, durchblicken ließ, daß der Lieutenant in Wahrheit nur deshalb Bedenken trage, nach Polen zu gehen, weil er fürchte, ihm könne dort nach dem Gesetze das ehrliche Begräbnis verweigert werden; nebenher besorge er freilich vielleicht auch die strafweise Einziehung eines kleinen Gutes, das er in Brandenburg habe. Dem trat Seckendorff entgegen: Solange es sich um die Ehre handele, sei es nicht nötig, auf Begräbnis oder Güter bedacht zu sein. Es sei schon sehr viel Ehre für den Lieutenant, mit einem General zu tun zu haben, und zwar mit einem General von Reputation, der dies alles nur aus Achtung vor

Digitized by Google

der Preußischen Majestät tue. Ohnedies würde er hier ganz anders handeln. Im übrigen solle der Lieutenant nur nicht glauben, daß ein Affront durch einen anderen Affront aus der Welt geschafft werden könne usw.

v. Pudliz erklärte nunmehr, er wolle nach Mecklenburg gehen und von dort dem General schreiben, er möge kommen und ihm auf diesem Territorium Satisfaktion geben. Das schlug bei dem Feldmarschall v. Flemming allerdings dem Faß den Boden aus. Es habe den Anschein, war seine Antwort, als wolle man der Sache aus dem Wege gehen. Wenn man dem Austrage in Mecklenburg zugestimmt haben würde, dann würde wahrscheinlich wieder ein anderer Ort in Vorschlag gebracht werden. Man begreife sehr wohl, daß dies nur eine Finesse sei, den General zu einem stillschweigenden Zugeständnis zu zwingen, daß er durch den Lieutenant affrontiert sei. Das sei des Generals selbstverständlich unwürdig, und in diesem Falle würde er es für richtig halten, von dem Lieutenant auf eine für ihn fühlbarere Weise Rechenschaft zu fordern. Man gebe dem Lieutenant Zeit, sich die Sache noch einmal zu überlegen.

Hierüber reiste der Feldmarschall von Berlin wieder ab. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in Dresden erhielt er von dem Geheimen Kriegsrat v. Suhn einen Brief aus Berlin, nach dem es den Anschein hatte, als ob der Prinz von Anhalt annehme, daß man auf seiten des Generals darüber einig geworden sei, die Affäre im Anhaltischen austragen zu lassen. Der Prinz von Anhalt habe ihn, v. Suhn, beauftragt, an Seine Exzellenz zu schreiben, daß, der getroffenen Vereinbarung zufolge, der Baron v. Pudliz, sobald der General v. Flemming ihm den Rendezvous-Platz auf dessauschem Gebiete genauer habe wissen lassen, sich sofort dorthin begeben werde. Er, v. Suhn, habe zwar dem Prinzen vorgestellt, daß er von einer Abrede, die den Ort der Zusammenkunft von Polen verlegt habe, nichts wisse. Der Prinz habe ihm indessen entgegnet, v. Pudliz mache Schwierigkeiten, nach Polen zu gehen, weil er sich außer Dienst befinde und ohne Protektion sei. Feldmarschall v. Flemming habe es selbst gebilligt, daß sich die Affäre auf Dessauer Gebiet abspielen solle, und daß Seine Exzellenz dies an den General, seinen Bruder, auch schreiben wolle.

Nach diesem Briefe blieb dem Feldmarschall gar nichts anderes übrig, als seinem Bruder den Sachverhalt mitzuteilen und ihn zu bitten, für den Fall, daß er bereit sei, auf anhaltischem Gebiete Satisfaktion zu geben, Zeit und Waffen zu bestimmen. Dem Herrn v. Suhn aber antwortete der Feldmarschall: Er habe in der Affäre seines Bruders bisher überhaupt noch nach keiner Richtung hin eine Vereinbarung getroffen. Er habe dies auch gar nicht tun können, denn er habe dazu keinen Auftrag. Er habe aber seinem Bruder geschrieben und sobald er dessen Ant-

Digitized by Google

wort habe, werde er sich an den Prinzen von Anhalt des Weiteren halber direkt wenden. Die Schwierigkeiten, die v. Pudliz fortdauernd mache, zögen die Affäre nur in die Länge, während ihm doch alles daran liegen müsse, die Sache zu beschleunigen.

General v. Flemming erklärte sich bereit, nach Dessau zu kommen. Der sächsische Kabinettsminister, Wirkliche Geheime Rat, General und Gouverneur Graf v. Wackerbarth, und Colonel v. Gersdorff, seine Sekundanten, reisten am 27. September 1723 gegen 10 Uhr abds. nach Dessau ab und kamen am nächsten Tage gegen 9 Uhr abds. daselbst an. Sie stiegen in der „Post" aus und schickten sofort eine Empfehlung an Herrn Villeneuve, den Hofmarschall des Prinzen von Anhalt-Dessau, mit der Bitte, ihnen eine Audienz bei Seiner Hoheit zu besorgen. Der Prinz hatte sich, von der Jagd ermüdet, bereits zur Ruhe begeben. Der Empfang mußte deshalb bis zum andern Morgen verschoben werden. Nach kurzer Begrüßung überreichten die Herren dem Prinzen den Brief, den der Feldmarschall an ihn geschrieben hatte. Der Prinz las den Brief. Auf die Frage, ob sie ihm noch etwas anderes zu sagen hätten, überreichte Graf Wackerbarth noch einen anderen Brief des Feldmarschalls und einen dritten dessen Bruders, des Generals, die in der Affäre gewechselt waren. Der Prinz legte diese Briefe zur Seite und fragte nach ihrem Inhalte. Der Graf berichtete und als er zu Ende war, antwortete der Prinz, er habe aus Gefälligkeit gegen den Feldmarschall sein Wort gegeben, daß die Affäre in seinem Lande in aller Sicherheit abgetan werden könne, und dieses Versprechen wiederhole er hiermit. Der Graf konnte sich nicht enthalten, auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß beim Austrag der Affäre einige Amtleute dazwischen kommen und den Kampf verhindern könnten, und bat deshalb den Prinzen um eine schriftliche Sicherheit oder Zuteilung eines Offiziers, der bezeugen könnte, daß der Prinz sein Einverständnis gegeben habe. Der Prinz lehnte ab. Sein Wort genüge ein für allemal. Von Seite seiner Leute würde eine Störung nicht eintreten. Übrigens sei v. Pudliz bereits in Dessau anwesend. Er habe einen Herrn v. der Lech, einen mecklenburgischen Major, als Sekundanten bei sich und logiere in der „Post", also in demselben Quartier, wie sie selbst. Was den Platz anbetreffe, so schlüge er vor, Radegast zu wählen. Es liege hart an der Grenze von Sachsen und fast halbwegs zwischen Dessau und der Herrschaft Klein-Welcke, die dem General v. Flemming gehöre. Während die Landkarte gesucht wurde, kam das Gespräch auf die leidige Deserteurfrage. Der Prinz beklagte sich bei dem Grafen, daß sein Vater, der General, in seinem Stabsquartiere zwei Deserteure von seinem, des Prinzen, Regiment in Arrest behalte. Der Graf antwortete ausweichend, verschwieg aber nicht, daß sein Vater anscheinend sich streng an das Kartell zwischen Preußen und Sachsen halten zu müssen glaube. Damit war der

Digitized by Google

Prinz indessen nicht zufrieden. Man könne recht wohl Rücksicht nehmen auf casus pro amico, wie man das gehabt hätte für Herrn v. Forcade und für andere. Schließlich lud er die Herren ein, mit seiner Frau, der Prinzessin, im Schlosse zu dinieren, aber beide entschuldigten sich mit ihren Geschäften und baten um ihre Verabschiedung.

Kaum waren Graf Wackerbarth und v. Gersdorff wieder in ihrem Gasthofe angelangt, als sich der prinzliche Schloßhauptmann, Namens Tourhammer, melden ließ, um ihnen mitzuteilen, daß er vom Prinzen beauftragt sei, durch seine persönliche Anwesenheit und Autorität für die Ungestörtheit des bevorstehenden Zweikampfes zu sorgen. Er bemerkte noch, daß Herr v. Pudliz Tür an Tür mit ihnen wohne, und erklärte sich bereit, die Vorstellung zu übernehmen. Die höfliche Anrede des Lieutenants wurde in derselben Weise erwidert. Im übrigen kam man gleich auf die Sache selbst und fragte nach dem Major v. der Lech. v. Pudliz konnte nur bedauernd erwidern, daß der Major vor zwei Tagen in seiner Angelegenheit über Leipzig nach Dresden abgereist sei; er würde ihn aber nunmehr durch eine Stafette zurückrufen lassen. Ein besonderer Eilbote sei nicht nötig, erwiderten ihm die Herren. Sie selbst hätten eine Stafette über Leipzig nach Dresden zu schicken. Dieser möge er der Kostenersparnis halber seinen Brief mitgeben. Sie würden vier Meilen von Dessau auf dem Landgute des Generals v. Flemming die Rückkehr des Boten, wie auch die Nachricht von der Rückkehr des Herrn v. der Lech erwarten. Nach einigen verbindlichen Worten und nachdem die Stafette auf den Weg gebracht war, begaben sich Graf Wackerbarth und v. Gersdorff nach Klein-Welcke. Kurz darauf langte auch General v. Flemming daselbst an. Er war mit den Sicherheitsmaßnahmen des Prinzen einverstanden und zeigte sich bei bester Laune.

Am nächsten Tage besichtigten der Graf und v. Gersdorff die Gegend bei Radegast. Man fand schließlich zwischen dem Dorfe Capelle, unter dessauscher Hoheit, und Salzfurt, unter sächsischer Hoheit, ein nach jeder Richtung geeignetes Terrain. Bereits tags darauf, am 2. Oktober, erhielt man die Nachricht, daß Major v. der Lech in Dessau angekommen sei. Graf Wackerbarth und v. Gersdorff reisten sofort ab und kamen gegen 3 Uhr nahm. in Dessau an. Der Schloßhauptmann übernahm wiederum die Vorstellung und die Verhandlungen wurden ohne weitere Umstände aufgenommen. Man einigte sich zunächst darüber, daß der Kampf stattzufinden habe ohne jegliche Überrumpelung oder Hinterlist; jede neue Beleidigung müsse vermieden werden und keinesfalls dürfe man handgemein werden, widrigenfalls die Sekundanten sofort einzuspringen hätten, denn es handele sich hier weder um eine studentische Mensur, noch um ein Gladiatorenschauspiel auf Tod oder Leben, sondern um eine ehrenhafte Genugtuung nach den Regeln des point d'honneur. Von diesen allgemeinen

Digitized by Google

Festsetzungen ging man sogleich auf die besonderen Bedingungen über. Frage: ob es genügen würde, sich nur mit dem Degen zu schlagen. Major v. der Lech widersprach. Die Sache habe schon viel zu viel Aufsehens gemacht, um sich damit begnügen zu können. Es müsse sogleich zur Pistole gegriffen werden. Beschluß: Der Kampf beginnt mit einem zweimaligen Kugelwechsel. Im Anschluß daran hat man den Recours zum Degen. Damit war die Waffenfrage erledigt. Nun schlug man Herrn v. der Lech als Rendezvous den Platz zwischen Capelle und Salzfurt vor. Dieser meinte erst, das Terrain bereits zu kennen, entschied sich aber schließlich doch für eine gemeinschaftliche Besichtigung unter Zuziehung des Schloßhauptmanns. Der Graf und v. Gersdorff gaben sich nunmehr die größte Mühe, den Schloßhauptmann zur Übernahme der Funktion als zweiter Sekundant des Lieutenants v. Pudliz zu bewegen. Dieser mußte jedoch ablehnen, so gerne er dazu beitragen würde, um die Partie gleichzumachen, aber der Prinz habe es nach dem Beispiel des Königs von Preußen sowohl ihm, wie jedem anderen preußischen Offizier strengstens verboten, sich in das Duell selbst aktiv hineinzumischen. Schon war man im Begriff, sich zu trennen, als Major v. der Lech in Gegenwart des Lieutenants v. Pudliz das Ersuchen stellte, diesem den Degen zurückzugeben, den man ihm in Polen abgenommen. Da Graf Wackerbarth und v. Gersdorff von dem Verbleib dieses Degens keine Kenntnis hatten, konnten sie nur versprechen, ihr möglichstes zu tun, daß der Lieutenant ihn zurückerhalte. Als aber der Graf sah, welch hoher Wert der Sache auf der Gegenseite zugemessen wurde, zog er den silbernen Degen, den er an der Seite trug, und bot ihn v. Pudliz an mit dem Hinzufügen: er wünschte, daß er von Golde wäre. Der Lieutenant lehnte dankend ab: Er würde den Degen nicht nehmen, auch wenn er 1000 Dukaten wert wäre. Ein Tausch käme für ihn überhaupt nicht in Betracht. Sein Degen trüge das Abzeichen des Schlippenbachischen Regiments und diesen müsse er wieder haben. Er bitte, dann wenigstens für die demnächstige Zurückgabe der Waffe in Berlin Sorge zu tragen, und das wurde ihm versprochen.

Am anderen Morgen hatten Graf Wackerbarth und v. Gersdorff die Ehre, dem Prinzen für die so bereitwillig gewährten Sicherheiten nochmals persönlich zu danken. Er nahm diesen Dank sehr huldvoll auf, behielt die Herren fast zwei Stunden bei sich und zeigte ihnen seine Pferde, Hunde und Orangenbäume. Vom Schlosse aus begaben sie sich dann mit dem Schloßhauptmann und dem Major v. der Lech gemeinsam nach dem Kampfplatz. Man fand diesen in jeder Hinsicht für geeignet und verabredete, sich hier am nächsten Morgen gegen 8 Uhr mit den beiden Gegnern pünktlich einzustellen.

Der Tag der Entscheidung war gekommen. Es hatte — für den Austrag eines Ehrenhandels — lange genug gedauert, ehe es

Digitized by Google

soweit war. Das Rekontre hatte am 19. März stattgefunden und heute schrieb man den 4. Oktober. Aber selbst heute sollte es ohne eine unliebsame Verzögerung nicht abgehen. Man hatte sich verspätet, aber diesmal auf sächsischer Seite. In einer Chaise jagte General v. Flemming zum Rendezvous. Graf Wackerbarth und v. Gersdorff zu Pferde voraus, die Dienerschaft hinterher. An dem Graben, der die sächsisch-anhaltinische Grenze markierte, stieß man auf die Gegenpartei. Der Lieutenant v. Pudliz hielt hier mit dem Major v. der Lech und dem Schloßhauptmann bereits über eine Stunde. Die Begrüßung war kurz und förmlich, die unvermeidliche Entschuldigung wurde kaum angehört. Es war die höchste Zeit, anstatt der vielen Worte nunmehr Kugeln zu wechseln. Auf sächsischer Seite tritt v. Gersdorff an den General heran und bittet, ihm zu folgen. Auf preußischer nimmt v. der Lech den Lieutenant mit sich. Es wird haltgemacht. Die beiden Sekundanten, begleitet von je einem Diener, begeben sich nach der Mitte des Platzes. Je ein Paar Pistolen werden dem Etui entnommen, von der Gegenseite besichtigt und vor deren Augen geladen. Die Bedingungen des Zweikampfes werden noch einmal rekapituliert. Ihre strenge Befolgung wird zugesichert. Die Sekundanten kehren zu ihren Prinzipalen zurück, nehmen ihnen ihre Rohrstöcke ab und übergeben ihnen die Waffen. „Bitte zu avancieren!" ertönt das Kommando hüben und drüben und in gemessenem, gleichmäßigen Schritt nähern sich die beiden Gegner, gefolgt von ihren Sekundanten. Fast gleichzeitig kommen sie an der Mensur an, die auf eine Distanz von 20 Schritt durch Pfähle gekennzeichnet ist. Weiter darf mit der Pistole nicht vorgegangen werden. Es gilt nur ein Weichen nach rechts oder links. Der General bleibt stehen. Sein Gegner sucht ihn durch ständige Bewegung und laute Zurufe, wie: Ah —! Ah —! zu irritieren. Da kracht es auf beiden Seiten fast zugleich. v. Pudliz zuckt, dem scharfen Auge v. Gersdorffs erkennbar, zusammen. „Ist's genug?" ruft dieser dem Major fragend zu. „Bitte weiter!" erschallt es von dessen Seite nach kurzer Beobachtung zurück. Die Kugeln hatten beide ihr Ziel verfehlt. Zweiter Gang. v. Pudliz sucht dem Gegner mit erhobener Pistole näherzukommen. Jetzt drückt er ab und ist schon mit der Hand am Degen, um mit diesem auf den General einzustürmen. Da fällt dessen Schuß. Konvulsivisch fährt v. Pudliz mit der Hand nach dem Kopf, so daß Hut und Perücke zur Erde fallen. Dann dreht er sich wilden Blickes einmal im Kreise herum und schlägt zu Boden. v. der Lech springt hinzu und mit ihm eine Anzahl preußischer Offiziere, die sich in der Nähe hinter Buschwerk und Bäumen versteckt gehalten hatten — Regimentskameraden. Auch der Chirurg des Generals eilt auf dessen Geheiß herbei. Doch alle können nicht mehr helfen. Der Gefallene gibt kein Lebenszeichen mehr von sich. Die Kugel war unter der rechten Achselhöhle eingedrungen, hatte

Leber und Lunge durchschlagen und war auf der linken Seite zwischen Hemd und Weste stecken geblieben.

Auf sächsischer Seite hatte man Eile, in das engere Vaterland hinüberzukommen. Der General bestieg schleunigst seine Chaise und die Sekundanten ihre Pferde. „C'est ainsi, que le Ciel seconda la bonne cause de Mr. le Général", waren die Worte, die Graf Wackerbarth bei der Verabschiedung für die Situation übrig hatte.

König Friedrich Wilhelm hat den traurigen Ausgang dieser von Anfang an gründlich verfahrenen Affäre so leicht nicht überwinden können. Am deutlichsten zeigt das der Schriftwechsel, der sich im Anschluß an die Affäre zwischen dem König August von Polen und ihm über die Frage entwickelte, wie bei ehrenrührigen Differenzen zwischen sächsischen und preußischen Offizieren in Zukunft zu verfahren sei, um diese einer persönlichen Auseinandersetzung im Wege des Duells zu entheben. Den unmittelbaren Anlaß zu diesem Schriftwechsel hatte eine Eingabe der sächsischen Generalität gegeben, in der diese dem König August nahelegte, sie in Zukunft ein für allemal von der Beobachtung des Duellmandats fremden Offizieren gegenüber zu entbinden, wie im vorliegenden Falle der General v. Flemming davon entbunden worden sei. Der König ließ sich auf diese Aspiration nicht ein, sondern entschied sich für die mit Preußen anzustrebende Vereinbarung eines geordneten ehrengerichtlichen Verfahrens vor einem forum mixtum. Soweit dieser Schriftwechsel sich noch mit der Pudlizschen Affäre befaßt und für die abweichende Auffassung des Falles an den beiden Höfen bezeichnend ist, soll er hier noch Platz finden.

Ihre Königliche Majestät in Pohlen schrieb an des Königs in Preußen Majestät d. d. Warschau, den 3. Juni 1724:

„Ew. Majestät ist gefällig gewesen, auf unser an dieselbte, occasione des Putlizischen Duells abgelassenes Schreiben vermittelst dero freundvetterlichen Antwortt von 18ten Mart: des ietztlauffenden Jahres Sich dahin freundbrüderlich zu erklähren, daß Sie ganz geneigt und willig seyn, wenn jemand von Unseren oder anderer auswärtigen Puissancen Officiers oder auch Civil-Bedienten, Vasallen und Unterthanen durch Ew. Majestät Officiers, Unterthanen, Vasallen und Bedienten iezt oder ins Künftige an ihren Ehren oder sonsten laediret zu seyn vermeynen sollte, ihme deshalb alle gebührende rechtliche Satisfaction auf geziemendes Ansuchen zu verschaffen, zu solchem Ende eine strenge Untersuchung anzuordnen, auch, nach Beschaffenheit der Sachen und derer dabey vorkommenden Umbstände, personal-Arrest gegen den Beklagten sofort zu verhängen, die Affaire selbst aber, nach Unterscheid derer dabey Interessirten Personen und ihres Standes, durch unpartheyische Kriegs-Rechte, Commissiones oder Judicia mixta, erörtern und entscheiden, und darbey eine reine und prompte Justiz administriren zu lassen.

Digitized by Google

Wie nun hieraus Ew. Majestät rühmliche Liebe zur Gerechtigkeit und aequanimität klährlich erhellet, also werden Wir dadurch in Unserer persuasion bestärcket, daß Ew. Majestät die Putliziſche affaire nicht gleich anfänglich recht eigentlich und umbständlich vorzutragen worden seyn müſſe, maßen dero genereuſe Declaration uns keines Weges zweiffeln läſſet, daß, wofern nur Ew. Majestät von denen bey ſolcher ſache ſich ereignenden Umbständen genügende représentation geſchehen wäre, eine ganz andere resolution erfolget seyn würde. Denn, da nicht nur zu der Zeit, als die affaire paſſiret, ſondern auch, als dero an Unſern Hoff befindliche Miniſtre die Sache bey Unſern General-Feld-Marſchall Grafen von Flemming angebracht, ausführliche Erläuterung von Unſerer Seite erhalten, und ſolche an Ew. Majestät Hoff eingeſendet gehabt, der von Putliz würcklich noch in Ew. Majestät Kriegs-Dienſten ſich befunden, ſo würden auf eigentlichen Vortrag und représentation die Rechte und Dero eigenes Duell-Mandat Ew. Majestät an Hand gegeben haben, es nicht bey der bloßen dimission bewenden zu laſſen, ſondern auch, ohne beſchehenes formelles Anſuchen, die Unterſuchung ex officio und mithin zugleich die arretirung des Bar: von Putliz als einer, gegen den General von der Cavallerie, Grafen von Flemming in niedrigen caractere ſtehenden und in dero Landen nicht poſſeſſionirten Perſon zu verfügen, welchem nach die Sache auf obige, in Ew. Majestät Antwortt-Schreiben bekannt gemachte Arth, hätte erörtert und behöriger Juſtiz adminiſtriret werden können. Wir nehmen in deſſen Ew. Majestät ſo gerechtes, als zu Erhaltung und Befeſtigung Freund-Vetter-Brüder- und nachbarlichen guten Vernehmens (welches ſorgfältig zu cultiviren Wir von Anfang Unſerer Regierung an, beſtändig gefliſſen geweſen) gereichendes Erbieten danknehmig an.

Gleichwie aber, umb zu ſolchen Zweck deſto zuverläſſiger zu gelangen, einer unumbgänglichen Nothwendigkeit ſeyn will, von beyden Theilen gewiſſe Generals und die General-Auditeurs zu deputiren, welche bis auf Unſere beyderſeits ratification eines gewiſſen Plans, nach welchen in obgedachten Fällen es führohin zu halten, und, wie die unpartheyiſche Kriegs-Rechte, Commissiones und Judicia mixta zu beſtellen, ſich vereinigen und alle etwa vorkommende casus, ſoweit möglich regliren könnten.

Alſo zweiffeln Wir nicht, Ew. Majestät werden Sich ſolche vorgängige Zuſammenſetzung mitgefallen laſſen, und wegen Zeit und Orth, da dieſer Plan zu entwerffen, wie auch, wen Sie von Ihrer Seiten dazu zu gebrauchen gemeynet, gegen Unſere, an dero Hofe befindlichen Miniſtre ſich je eher, je lieber zu declariren belieben, damit Wir, wenn Wir Uns mit Ew. Majestät über Zeit und Orth verglichen, denen Unſrigen ſodann ebenfalls das benöthigte darunter committiren können. Maßen Wir denn zum voraus Ew. Majestät gleichergeſtalt die freundbrüderliche Verſiche-

rung geben, daß Wir Unseres Orths Ew. Majestät Officieren oder auch Civil-Bedienten, Vasallen und Unterthanen in dergleichen unverhofften casibus, gleichmäßiges Recht und prompte Justiz wiederfahren zu lassen, iezt und künfftig bereit und willig, auch davon bey ersterer Gelegenheit Ew. Majestät reelle Proben zu zeigen bedacht seyn werden, dargegen Wir von Ew. Majestät gleichmaßiger realität Uns freundbrüderlich zuversichtlich versehen und insonderheit Ew. Majestät umb gerechte Verfügung wegen des, Unserm General, dem Grafen von Flemming, weggenommenen Mälzers (wovon die Händel eigentlich ihren Ursprung haben) nicht minder wegen der in der Publizischen Sache von dem Obristen von Buddenbrock erstatteten, wiewohl unzeitigen, mithin ungegründeten Relation, und denn endlich auch in der noch neulich an eben denselben General von den Capitaine Wurm geschehenen Zunöthigung, als wovon Ew. Majestät allbereit informiret sind, hiermit Freund-Vetterlich angelanget haben wollen.

Die Wir in diesem festen zuversichtlichen Vertrauen, Ew. Majestät zu Erweisung etc.

Augustus Rex."

Die Antwort Ihro Majestät des Königs in Preußen an Ihro Königl. Majestät in Pohlen d. d. Berlin, den 23. September 1724, lautete, wie folgt:

„Uns ist Ew. Majestät freundbrüderlich Schreiben vom 3ten Juni jüngsthin zu seiner Zeit wohl zu handen gekommen, und haben Wir daraus ersehen, was dieselbe wegen formirung eines Plans zu künfftiger Untersuchung und Abthuung der hinc inde zwischen beyderseits Officieren, Vasallen oder Unterthanen etwa weiter vorfallenden, zu fatalen und traurigen Ausgängen sonst abziehlenden Irrungen und Zwistigkeiten auf Unser Ew. Majestät in Schreiben vom 18. Mart: dieses Jahres gethane schriftliche Erklärung annoch zu erinnern und vorzuschlagen beliebig gewesen. Wir wollen nun zuförderst so wenig wünschen als vermuthen, daß dergleichen unglücklicher Zufall, als die Puttlizische Duell-Sache ist, sich weiter ereignen, vielmehr beyderseitige Officierer hinkünfftig sich eines besseren besinnen und in denen Schrancken wie benachbarten und unter Zweyen in guten Vernehmen und Freundschafft lebenden Puissances stehenden Vasallen es geziehmet, sich halten und aufführen werden. Umb jedoch allen etwa dennoch besorgenden Unheil in Zeiten vorzubeugen und die Desordres auch daher leicht entspringende widrige Ausgänge kräfftigst zu verhüten, wollen Wir etc. . . (es folgt die Zustimmung und der Vorschlag, als Ort und Zusammenkunft der beiderseitigen Deputierten eine Grenzstadt zwischen Trenenbrietzen und Wittenberg zu wählen) . . . Die oberwehnte Puttlizische Sache aber bey solcher Gelegenheit zu resuscitiren und auf communication von ein und anderer Acten zu bestehen, werden hoffentlich Ew. Majestät weiter nicht verlangen, vielmehr nach dero be-

Digitized by Google

kannten Großmüthigkeit mit uns darinn eynig seyn, daß zur Vermeydung aller neuen Weitläufftigkeiten, es besser, solche zu assoupiren, als sie weiter zu rühren, zumahl es dieserseits sonst an ein und andern relevanten Einwendungen nicht ermangeln dürfte. Belangende den Mälzer, dessen Ew. Majestät in Eingangs bemelten dero freundbrüderlichen Schreiben Erwehnung thun, da können wir Ihro wohl versichern, daß derselbe dero General, Graf von Flemming, gewiß nicht vorenthalten werden würde, wenn er bey dem Regiment geblieben wäre, da aber gedachter Mälzer, nach pflichtmäßiger Versicherung, und den Bericht des Obristen Buddenbrocks nach, sofort wieder desertiret, so ist nicht möglich, daß er gestellt werden könne. Und was endlich die Sache wider den Capitaine Becheserschen Regiments, von Wurmb, betrifft, solche ist dergestalt abgethan, daß vorgemelter Ew. Majestät General, der Graf von Flemming, als welcher um derselben Loßlassung bey Uns sich selbst beworben, damit hoffentlich zufrieden seyn wird. Wir verbleiben übrigens etc.

Friedrich Wilhelm."

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68–71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Strategie Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage, 24. Januar 1913

von

Schwertfeger,

Major im Königlich Sächsischen Generalstabe, kommandiert zum Großen Generalstabe, Lehrer an der Kriegsakademie.

(Mit einer Skizze.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der 24. Januar 1913 bietet Anlaß zu bedeutungsvollen Rückblicken. Vor 201 Jahren wurde zu Berlin Friedrich der Große geboren, dessen Erinnerung der heutige Tag geweiht ist, und dessen Strategie im Siebenjährigen Kriege den Inhalt des heutigen Vortrages bilden soll. An der Spitze seines Heeres und gestützt auf die straffe Organisation, die König Friedrich Wilhelm I. dem preußischen Staate gegeben hatte, erhob er in unvergleichlichen Feldzügen sein Preußen aus der Reihe bedeutungsloser Mittelstaaten und gewann für sich selber unsterblichen Ruhm. Heute vor 150 Jahren verweilte er zu Leipzig, in erobertem feindlichen Lande, auf das eifrigste damit beschäftigt, dem Kriege der sieben Jahre den für sein Land vorteilhaftesten Abschluß zu geben.

Wieder ein halbes Jahrhundert später, am 24. Januar 1813, befand sich der Träger der preußischen Krone, König Friedrich Wilhelm III., auf der Durchreise nach Breslau in dem schlesischen Städtchen Haynau, immer noch an die verhaßte Bundesgenossenschaft des französischen Imperators gekettet, aber bereits fest entschlossen, Preußens Kräfte zum letzten entscheidenden Kampfe wider den übermächtigen Feind aufzurufen.

Und wiederum 50 Jahre später, am 24. Januar 1863, also heute vor 50 Jahren, wurde zu Berlin der Wortlaut einer Adresse des Abgeordnetenhauses bekannt, worin ein großer Teil der Volksvertretung die Verantwortung für die Maßnahmen der Staatsregierung ausdrücklich ablehnte. Es handelte sich in der Hauptsache um die Bewilligung der Geldmittel für die von König Wilhelm I. als dringend notwendig erkannte und bereits durchgesetzte Armeereform, durch die der preußischen Politik die Friderizianische Stoßkraft zurückgewonnen werden sollte.

Digitized by Google

Mit welchem unvergleichlichen Erfolge die Armee sodann die ihrer harrenden Aufgaben gelöst hat, dessen dürfen wir alle uns heute erfreuen.

Der einschneidendste Wechsel in der Gesamtlage Preußens findet sich in den beiden Zeitpunkten ausgedrückt, die für die Jahre 1763 und 1813 soeben kurz gekennzeichnet wurden. Im Januar 1763 steht König Friedrich der Große im Begriff, die Früchte eines jahrelangen, unerhört opfervollen Krieges zu ernten, seinem Lande einen Frieden zu sichern, der keinerlei Opfer an Staatsgebiet in sich schließt. Ein halbes Jahrhundert später sehen wir den Staat Friedrichs des Großen in seiner tiefsten Demütigung, durch jahrelange Bedrückungen eines schonungslosen Gegners fast seiner letzten Hilfsmittel beraubt. Was aber am schlimmsten wog: Auf die Waffenehre der Armee war durch die Ereignisse des Krieges 1806/07 ein dunkler Schatten gefallen, ein Schatten, der auf die Zuversicht der besten Männer im Staate lähmend einwirkte. Zu unerhört erschienen die Niederlagen des Heeres, die kaum sieben Jahre zurücklagen, dem damaligen Geschlechte, die Kapitulationen ganzer Armeeteile im offenen Felde, die schmähliche Übergabe so vieler Festungen, noch bevor eine Bresche im Hauptwall lag, oft sogar noch vor Beginn ernster Feindseligkeiten. Die Führer des Heeres bei Jena und Auerstedt und das gesamte Offizierkorps, sie alle hatten sich auf Friedrich den Großen und seine Feldherrnkunst berufen. Im festen Glauben, die gewissenhaften Vertreter und Fortbildner seiner Anschauungen zu sein, waren sie guten Mutes in den Kampf gezogen, der mit der Zertrümmerung Preußens endete. Dabei hatte es an Reformversuchen *vor* der Katastrophe keineswegs gefehlt, und die preußische Armee galt noch kurz vor Ausbruch des verhängnisvollen Krieges als eine der besten Europas, wenn nicht als die Erste in der Welt*). Wie grausam sich dieses Urteil im Verlaufe weniger Monate gewandelt hat, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß die Armee von 1806 in mehrfacher Beziehung weit besser war als ihr Ruf. Auf dem Gebiete der Kriegführung im großen, der Strategie, hat indessen zweifellos ein Zustand geherrscht, der einen entschiedenen Rückschritt gegen die Friderizianische Auffassung vom Kriege bedeutet. Man hatte „die echten Lehren der Friderizianischen Kriegführung vergessen, diejenigen der Napoleonischen noch nicht begriffen“**). Das möge ein Überblick über Friedrichs des Großen Strategie im Siebenjährigen Kriege erweisen.

*) So bezeichnete Generalleutnant v. Rüchel in einer Anrede an die Militärische Gesellschaft zu Berlin am 24. Januar 1803 das preußische Heer, „dem seine Taktique und Muth den Namen des ersten Kriegesheeres in Europa erwarb“. (Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin. Berlin 1803. 2. Bd., S. 9.)

**) Colmar Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. S. 361. (2. Aufl.) Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Mit Waffengewalt hatte Friedrich in den beiden Schlesischen Kriegen Schlesien und die Grafschaft Glatz erworben und behauptet. Seine innere Überzeugung, daß er um den Besitz dieser Provinz nochmals werde kämpfen müssen, hatte seinen Kriegsvorbereitungen während der Friedensjahre 1745 bis 1756 den inneren Ansporn gegeben. An Zahl verstärkt, in exerziertaktischer Beziehung vervollkommnet, durch eine hervorragende kriegsmäßige Manöverausbildung auch für die Lösung schwerster Aufgaben befähigt, stellte die preußische Armee ein Machtmittel ersten Ranges dar, als bei dem Könige die gewisse Überzeugung sich befestigte, daß ein großer Koalitionskrieg gegen ihn im Werke sei. Gegenüber einer vielköpfigen verbündeten Kriegsbedrohung stand der König zunächst allein; gegenüber den Großmächten Österreich, Rußland und Frankreich konnte er nur auf die Bundesgenossenschaft Englands und der kleineren norddeutschen Staaten zählen. Preußens Lage war ungemein schwierig, zumal da bei der Österreich zugewandten Haltung Sachsens die Gegner vom Herzen der Monarchie, von der Kurmark, nur wenige Tagemärsche entfernt sich aufzustellen vermochten.

Friedrichs des Großen Entschluß stand fest. Er wollte nicht warten, bis seine verschiedenen Gegner mit ihren Kriegsvorbereitungen fertig waren, sondern in Ausnutzung seiner größeren Bereitschaft sich gegen den zunächst erreichbaren Gegner, also gegen Sachsen, demnächst gegen Österreich wenden. Die Erfahrungen der Schlesischen Kriege hatten ihn belehrt, daß Sachsens Besetzung die Vorbedingung aller weiteren Operationen bilden müsse, da er hierdurch nicht nur seine Machtmittel vermehrte, sondern vor allem eine bessere Verbindung mit Schlesien schuf.

So bedeutete die im ersten Kriegsjahre 1756 erfolgte Besetzung Sachsens und die Entwaffnung der sächsischen Armee für den König lediglich eine Erweiterung seiner Machtsphäre und damit die Schaffung einer günstigeren Grundlage für die weiteren Operationen gegen Österreich. Der aus dem tapferen Ausharren der Sachsen und aus der Notwendigkeit einer Schlacht gegen die zum Entsatze heranrückenden Österreicher bei Lobositz sich ergebende Zeitverlust verhinderte bereits die vom Könige schon für das Kriegsjahr 1756 geplante Besetzung des nordböhmischen Gebietes bis zur Eger und ließ weiteres Vordringen als aussichtslos erscheinen. Der tatsächliche Verlauf der Begebenheiten bewirkte also ein Zurückbleiben hinter dem erstrebten Ziel.

Um so weniger Berechtigung ist der Forderung Napoleons I. zuzusprechen, daß der König schon im September 1756 mit 90 000 Mann Prag hätte nehmen und seine Winterquartiere in Böhmen aufschlagen sollen.

Der von Napoleon I. herrührende und zu St. Helena entstandene Abriß der Kriege Friedrichs des Großen gewährt uns die Möglich-

Digitized by Google

keit, die Ansichten eines der erfolgreichsten Feldherren der Geschichte über die Kriegführung seines vielbewunderten Vorbildes genau kennen zu lernen. Gerade die Tatsache, daß die Denkweise Napoleons*) eine völlig unbefangene Würdigung fremder Verdienste eigentlich niemals zuließ, macht uns seine Urteile um so wertvoller, da wir hier vor einseitiger Verherrlichung sicher sind.

Waren gewisse Maßnahmen des Königs im Oktober 1756 nicht nur von seinen Gegnern, sondern auch im eigenen Lager ihm zum Teil als das Eingeständnis strategischer Schwäche ausgelegt worden, so verblüffte die kraftvolle Offensive um so mehr, mit der Friedrich im April 1757 von den Vorbereitungen des Vorjahres zu tatkräftigem Handeln überging. Nach strategischen Entwürfen verschiedener Art, in denen der Offensivgedanke im Meinungsaustausch mit den Generalen Winterfeldt und Schwerin allmählich immer klarer hervortrat, ging der König Mitte April 1757 aus breiter Aufstellung, die ganz Nordböhmen umspannte, mit vier Hauptkolonnen in der allgemeinen Richtung auf Prag vor, krönte das schwierige Problem des Anmarsches aus weiter räumlicher Trennung durch die Vereinigung seiner Kräfte vor der Entscheidungsschlacht und errang bei Prag am 6. Mai unter schwersten Opfern einen entscheidenden Sieg gegen die Österreicher, deren Stellungen durch die Preußen von der Flanke her von Abschnitt zu Abschnitt aufgerollt wurden. Da die geschlagenen Feinde sich in die Festung Prag hineinwarfen, so reifte beim König alsbald der Entschluß, Festung und Armee zugleich in seinen Besitz zu bringen, ähnlich wie es den deutschen Heeren 1870 bei Metz gelungen ist. Damit wäre ein Erfolg von solcher Tragweite errungen worden, daß er auf Österreichs Haltung nicht ohne tiefgehenden Einfluß hätte bleiben können, und vielleicht gelang es dadurch bereits jetzt, Österreich von der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes zu überzeugen. Leider aber reichten die Machtmittel des Königs zur Belagerung von Prag und zu der gleichzeitig nötig werdenden Abwehr eines Entsatzheeres unter Daun nicht aus. Unzufrieden mit der zögernden Haltung des gegen Daun zur Deckung der Einschließung von Prag ausgeschiedenen Herzogs von Bevern entschloß sich der König, am 18. Juni mit 33 000 Mann bei Kolin den Angriff gegen die in starker Stellung befindlichen, wesentlich überlegenen Österreicher zu wagen. Trotz allen Heldenmutes der Truppen mißglückte der Angriff, da es nicht gelang, die Unterlegenheit an Zahl durch rechtzeitige und wirkungsvolle Umfassung der feindlichen rechten Flanke auszugleichen. Durch

*) Correspondance de Napoléon Ier, publiée par ordre de l'empereur Napoléon III Band 32. Oeuvres de Napoléon Ier à Sainte-Hélène. Paris 1870. (S. 161 ff.) (Deutsch in „Militärische Klassiker des In- und Auslandes, Militärische Schriften von Napoleon I. Erläutert durch Boie". Dresden 1880. Neuausgabe von 1901.)

Digitized by Google

die Niederlage von Kolin nun auch zur Aufhebung der Belagerung von Prag gezwungen, ging der König Schritt für Schritt auf beiden Ufern der Elbe gegen Sachsen und Schlesien zurück. Zur offensiven Niederwerfung der österreichischen Hauptarmee hatten sich seine Kräfte als zu schwach erwiesen; angesichts der nunmehr gleichfalls in den Kampf tretenden Streitkräfte Rußlands, Schwedens und Frankreichs galt es, zunächst die Grenzen des eigenen Landes gegen eine Übermacht von Feinden zu halten.

Der Fall trat ein, den der König in seinen 1748 niedergeschriebenen „Generalprinzipien vom Kriege“*) als den schwierigsten bezeichnet hatte. „Die aller difficilesten Projekte von Campagnen seynd diejenigen, da man sich vielen starken und mächtigen Feinden zugleich opponiren soll. Alsdann muß man seine Zuflucht zur Politik mit nehmen und suchen, seine Feinde unter sich zu brouilliren, oder einen und andern durch avantages, so man ihn zu Wege bringet, zu detachiren. Was das militaire angeht, so muß man in solchem Fall wissen, à propos zu verlieren, denn derjenige, der alles zu gleicher Zeit defendiren will, wird nichts defendiren, mithin muß man alsdann dem Feind eine Provinz sacrificiren, indessen aber mit der ganzen force denen andern zu Leibe gehen, sie zu einer bataille obligiren und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche übern Haufen zu werfen, alsdann man gegen die andern detachiren muß**).“

Deutlich tritt uns in diesen Worten die Erkenntnis entgegen, der auch Napoleon wiederholt Ausdruck geliehen hat, daß wer alles decken wolle, nichts deckt, daß also zu Gunsten des großen Ganzen gelegentlich Teilopfer gebracht werden müssen***). In der reinsten Form hat Friedrich diesen Gedanken 1749 ausgesprochen, als er im Falle eines gleichzeitigen Angriffes der Österreicher und Russen den General Lehwaldt mit sämtlichen Truppen aus Ostpreußen nach dem südlichen Kriegsschauplatze heranziehen wollte, um dort alle Kräfte zur Entscheidung

*) Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Friedrich der Große. Militärische Schriften erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen. Dresden 1880. Neuausgabe 1901. (S. 1 ff.) In der Folge bezeichnet mit Militärische Klassiker, Friedrich der Große.

**) A. a. O., S. 104/105.

***) Vgl. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, V. Band, Heft 27: Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwicklung von 1745 bis 1756 (S. 358): „Kleine Geister wollen alles conserviren, vernünftige Leute aber sehen nur auf die Hauptsache; sie suchen die großen Coups zu pariren und leiden ein kleines Übel, um ein größeres zu evitiren. Wer alles conservieren will, der conserviret nichts. Das essentielleste Stück, woran man sich also zu attachiren hat, ist die feindliche Armee, deren wahre Absichten man erraten und sich solchen mit allen Kräften entgegen setzen muß.“ Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

zu versammeln. So weit war der König dann tatsächlich nicht gegangen, hatte vielmehr 1756 Lehwaldt zur Verteidigung von Ostpreußen unter Zusicherung völliger operativer Freiheit dort belassen, ebenso wie er 1757 nach dem Rückschlage von Kolin Schlesien, Sachsen und die Lausitz durch getrennte Heeresteile zu sichern suchte. Die Deckung seiner Hauptprovinzen bildete bei der Kleinheit des Staates denn doch einen zu wichtigen Kriegszweck.

An der Spitze von 25 000 Mann warf sich der König im August 1757 den von Westen andringenden Franzosen und der Reichsarmee entgegen. Nach bedeutenden Marschleistungen seiner Truppen steht er bereits am 13. September in der Gegend von Erfurt. Rücksichtslos hatte er alles zurückgelassen, was auf dem Marsche nicht mitkam. Dadurch gewannen seine Bewegungen einen Schwung, der die zahlenmäßige Unterlegenheit seiner Streitkräfte nahezu ausglich. Die volle Ausnutzung der inneren Linie wurde erst hierdurch ermöglicht.

Fast erschien es dem Könige, der Anfang September auch noch die niederschmetternden Nachrichten erhielt, daß der greise Feldmarschall Lehwaldt am 30. August in Ostpreußen bei Groß-Jägersdorf durch die Russen geschlagen, daß Anklam den Schweden in die Hände gefallen sei, der Herzog von Bevern aber nach dem Gefecht bei Moys von der Lausitz nach Schlesien habe zurückgehen müssen, daß ferner General Hadik Berlin bedrohe*) — fast erschien es da dem Könige, als habe er seinen Zug nach Thüringen vergeblich unternommen, denn die Gegner wichen der Schlachtentscheidung geflissentlich aus. Die Befürchtung, sich durch seinen Vormarsch nach Thüringen in strategisch falscher Richtung festgelegt zu haben, wich am 24. Oktober vor der den König wahrhaft elektrisierenden Gewißheit, daß die Verbündeten aus Thüringen offensiv gegen Leipzig vorbrächen. Mit bewundernswerter Schnelligkeit vollzog sich die Versammlung der am 24. Oktober früh noch in vier Gruppen getrennt stehenden Armee bei Leipzig.

Für die Selbstbeschränkung und Vorsicht des Königs ist es ein schlagender Beweis, daß er auf einen Angriff gegen die starke Stellung der dreifach überlegenen Verbündeten bei Mücheln zunächst verzichtete und eine bessere Gelegenheit für den so heiß ersehnten Entscheidungsschlag in einer Aufstellung bei Roßbach, nur 4 km vom Feinde entfernt, erwartete. Seine Hoffnung erfüllte sich. Im Vertrauen auf ihre Überlegenheit an Zahl suchen ihn die Gegner am 5. November in weitem Bogen südlich zu umgehen und sodann umfassend anzugreifen. Der

*) Über den im Oktober 1757 tatsächlich ausgeführten Streifzug des Grafen Hadik nach Berlin vgl.: Die Kriege Friedrichs des Großen. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II. 3. Teil. Der Siebenjährige Krieg 1756—1763. V. Bd. (Hastenbeck und Roßbach) S. 173 ff.

Digitized by Google

König kommt ihrer weitausholenden Bewegung zuvor, die Reitergeschwader des Generals v. Seydlitz zersprengen den Feind; der Kampf dauerte kaum zwei Stunden und war schon entschieden, ehe die Masse der Infanterie zum Eingreifen kam. In wahrstem Sinne hatte bei Roßbach Seydlitz „die Ideen Friedrichs in die Wirklichkeit geritten"*).

Der moralische Erfolg des Sieges von Roßbach in ganz Europa war ungeheuer und überwog noch bei weitem seine unmittelbaren strategischen Wirkungen, obwohl gewißlich die völlige Auflösung der Reichsarmee und der fluchtartige Rückzug der Franzosen nach Westen bereits bedeutende tatsächliche Erfolge darstellten. Durch die Rückwirkung des Roßbacher Sieges auf die Stimmung im französischen Hauptquartier wurde es vor allem möglich, daß Friedrich die Abwehr der Franzosen hinfort der hannoversch-englischen Armee des Herzogs Ferdinand von Braunschweig überlassen konnte.

„Durch diesen Sieg war Friedrich", so kennzeichnet der durch seine tiefen Untersuchungen über das Wesen des Krieges ausgezeichnete Oberstleutnant Creuzinger**) die strategische Lage nach Roßbach, „aus einer sehr ungünstigen strategischen Lage befreit. Diese hatte sich nach der Niederlage von Kolin beständig verschlechtert; es sei nur erinnert an den verlustreichen böhmischen Feldzug des Prinzen von Preußen, das vergebliche Vorgehen Friedrichs gegen den Prinzen von Lothringen bei Zittau, die Besetzung Berlins durch Hadik, die Niederlage Lehwaldts durch die Russen, ferner an die Schwierigkeit, den überlegenen Franzosen und Reichstruppen beizukommen, und an jene Tage, in denen Friedrich sein kleines Heer in Detachements auflösen mußte, um nur den dringendsten Anforderungen der nächsten Zeit einigermaßen gerecht zu werden. Durch alle diese Umstände war eine Menge von Enttäuschungen und Widerwärtigkeiten***) auf die Seele des Königs gehäuft, welcher dieser nur durch die größte Geduld und unerschütterliche Festigkeit Herr werden konnte. Im letzten Grunde haben diese Seeleneigenschaften, sowie das Vertrauen auf seine Feldherrnkunst und seine tüchtige Armee, das selbst

*) (G. H. v. Berenhorst), Betrachtungen über die Kriegskunst (Leipzig 1798/99), Aphorismen (Leipzig 1805). Vgl. E. v. Bülow, Aus dem Nachlasse G. H. v. Berenhorsts. Dessau 1845/47.

**) Paul Creuzinger, Oberstleutnant a. D., Die Probleme des Krieges. Friedrichs Strategie im Siebenjährigen Kriege (S. 64/65). Leipzig 1908. W. Engelmann.

***) Solcher Widerwärtigkeiten wußte der König gelegentlich in klassischer Derbheit Herr zu werden. Als die Schweden ins Land gefallen waren, verblieb der schwedische Gesandtschaftssekretär v. Nolcken ruhig in Berlin, da Schweden nur als Garant des Westfälischen Friedens handele. Podewils und Finckenstein erbitten am 24. November 1757 Instruktionen. Der König schreibt ihnen am 27. November aus Erfurt: Renvoyez cette canaille. Vous êtes les plus faibles des hommes de le souffrir à Berlin; cela est indigne; vous ne savez pas votre métier. Fédéric.

Digitized by Google

die Niederlage bei Kolin nicht hatte erschüttern können, Friedrich über diese außerordentliche Krisis hinweggeholfen."

Die Verfolgung der geschlagenen Reichstruppen und Franzosen war kaum eingeleitet*), da sah sich der König durch die Nachricht von dem Vordringen der Österreicher in Schlesien bereits genötigt, sein Hauptaugenmerk dorthin zu wenden. Aber ehe er noch durch persönliches Eingreifen die Dinge in Schlesien wieder herzustellen vermochte, erreichte ihn eine Unglücksnachricht nach der anderen. Schweidnitz wurde am 12. November von den Österreichern erstürmt, der Herzog von Bevern am 22. November bei Breslau geschlagen und gefangen genommen, Breslau vom Feinde besetzt. Es schien, als sollte ganz Schlesien binnen kurzem wieder in Österreichs Gewalt zurückfallen.

Jetzt konnte nur die äußerste Kühnheit noch einen Umschwung herbeiführen. Allen Zweifeln und Befürchtungen zum Trotz entschließt sich der König, die Österreicher anzugreifen, wo er sie zu stellen vermag und wenn sie „auf dem Zobten oder auf den Kirchtürmen von Breslau stehen". Am 13. November war er mit 13 000 Mann von Leipzig aufgebrochen, am 28. bereits traf er in Parchwitz ein. Diese Marschleistung von 300 km in 15 Tagen verdient für die damalige Zeit Bewunderung, sie wurde nur ermöglicht durch die Souveränität, mit der sich Friedrich über die Anschauungen seiner Zeit erhob und seine Truppen nicht lagern, sondern unabhängig von Magazinen in den Kantonnementsquartieren verpflegen ließ.

Prinz Carl von Lothringen hatte nach der Wegnahme von Breslau eine feste Stellung nahe der Stadt besetzt gehalten, in der es dem Könige kaum möglich gewesen wäre, ihn anzugreifen. Anfang Dezember faßte ein österreichischer Kriegsrat gegen Dauns Ansicht den verhängnisvollen Entschluß, diese Stellung zu verlassen und dem Könige über Neumarkt entgegen zu gehen. In der Schlacht bei **Leuthen**, deren Erinnerung noch heute jedes deutsche Herz höher schlagen läßt, gelingt es sodann am 5. Dezember 1757 dem Könige mit seinem nur 37 000 Mann starken Heere, den etwa 65 000 Mann starken Österreichern die linke Flanke

*) Eine strategische Verfolgung größeren Stiles, wie sie z. B. Napoleon 1806 in vorbildlicher Art durchgeführt hat, war der Friderizianischen Kriegführung noch unbekannt. Zum Teil lag das an der damaligen Heeresverfassung und an der Kriegs- und Fechtweise jener Zeit, die eine Ausnutzung der Siege noch sehr erschwerten. Man fühlt sich gelegentlich an Turennes Ausspruch gemahnt, der nach einem Siege wie folgt verfuhr: «rendre grâces à Dieu, enterrer les morts, publier notre victoire» und als letztes anführte » en profiter en poursuivant l'ennemi«. (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II, Heft 27: Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in der Entwicklung von 1745 bis 1756. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung. Vgl. auch: Militärische Klassiker, Friedrich der Große (S. 82).

Digitized by Google

abzugewinnen, ihren linken Flügel zu schlagen, und — in idealster Durchführung der sogenannten schrägen Schlachtordnung — jedem Versuche des Feindes zur Herstellung einer neuen Front mit ausreichenden Kräften zu begegnen. Eine wirksame Verfolgung, die indes durch Zieten, später durch Fouqué dem Könige immer noch nicht energisch genug vorgenommen wurde, ergänzte die glänzenden Ergebnisse der Schlacht dahin, daß zunächst Breslau zurückgewonnen wurde, während die Trümmer der österreichischen Armee sich bei Schweidnitz sammelten. Kaum 20 000 Mann gelangten nach Böhmen zurück. Schweidnitz blieb noch in den Händen der Österreicher.

So war denn sein Schlesien Friedrich dem Großen neu zurückgewonnen, und glänzender als je strahlte der Ruhm des kühnen Fürsten, der — in vorbildlicher Ausnutzung der inneren Linie — innerhalb weniger Wochen auf zwei weit getrennten Kriegsschauplätzen die vielfach überlegenen Heere verschiedener Koalitionsmächte entscheidend zu schlagen vermocht hatte. König Friedrich wurde zum Abgott seiner Soldaten, die von ihm sangen:

„Wohl von Berlin ein tapfrer Held
Regiert nebst Gott jetzt in der Welt"*).

Frische Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges ergoß sich in jedes preußische Herz und berechtigter Stolz, wie der Dichter es in begeisterten Worten schildert:

„Denn Preußen hatte wieder mitzureden,
Und seine Ehre flog durch alle Welt
Und stieg zu Gott und blendete die Sterne"**).

Es war die Geburtsstunde eines auf Preußens Siegeshelden sich gründenden deutschen Nationalgefühls.

Aber so hoch auch der Ruhm des Großen Friedrich und der Schrecken vor den preußischen Waffen stieg, das Ende des Kampfes war noch nicht erreicht. Im Gegenteil, gerade infolge der sie tief beschämenden Niederlagen beschlossen die Großmächte, ihre kriegerischen Anstrengungen hinfort noch zu steigern.

---

*) Zitiert nach Reinhold Kosers klassischem Werke „König Friedrich der Große". 3. Aufl. Stuttgart und Berlin 1905. Bd. 2, S. 211. Vgl. dort auch das Soldatenlied, in dem Friedrich geradezu als Gottesstreiter erscheint:

König Friedrich, Du mußt siegen,
Weil Dein Gott stets mit Dir ist.
Wer sollte sich vor Dir nicht schmiegen!
Du kämpfest als ein Held und Christ!

**) Der Große König. Zur Feier des 200jährigen Geburtstages Friedrichs des Großen in Szene gesetzt und herausgegeben von Georg v. Hülsen, Text von Joseph Lauff. Berlin 1912. Martin Oldenbourg. Worte des schwarzen Husaren, S. 34.

Digitized by Google

Aus der drückendsten strategischen Zwangslage des Vorjahres durch die Siege von Roßbach und Leuthen und durch die Gunst der Umstände befreit, die auch eine Räumung Ostpreußens durch die Russen herbeigeführt und die Vertreibung der Schweden aus Pommern ermöglicht hatte, suchte der König nunmehr seiner Kriegführung wieder den hohen Schwung einer auf das Ganze gerichteten Entscheidung zu geben. In der bunten Reihe der Koalierten blieb Österreich nach wie vor sein Hauptgegner; ihm einen vernichtenden Schlag zu versetzen, so daß es auf die Weiterführung des Kampfes verzichtete, mußte sein Hauptbestreben sein. So entschloß sich der König, nach der im April 1758 erfolgten Wegnahme von Schweidnitz wiederum den Krieg in Feindesland hineinzutragen, ehe noch die Russen, die im Januar 1758 auf Drängen der Kaiserin Elisabeth das wehrlose Ostpreußen völlig in Besitz genommen hatten, zu einer gemeinsamen Operation an der Seite der Österreicher zu gelangen vermochten. Seine Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. Zu einer Entscheidungsschlacht, die er durch die Bedrohung der wichtigen Festung Olmütz herbeizuführen gedachte, ließ es das sachgemäße strategische Verhalten Dauns nicht kommen, und auch der geplante Vernichtungsschlag gegen die Russen bei Zorndorf*) gelang nur zum Teil. Dagegen vermochte Daun den König bei Hochkirch zu überfallen und ihm schwere Verluste beizubringen. Trotzdem wußte der König die strategischen Wirkungen dieses Überfalls nahezu aufzuheben, Schlesien von den Feinden zu säubern und auch einen gegen Dresden geplanten Schlag abzuwenden.

Ende 1758 waren fast sämtliche preußischen Provinzen außer Ostpreußen vom Feinde befreit; dennoch hatte sich die strategische Gesamtlage des Königs durch den großen Kräfteverbrauch immer mehr verschlechtert. Täglich schwieriger wurde die Ergänzung seiner Armee; seine Gegner vermochten aus unerschöpflichen Quellen ihre Verluste immer wieder auszugleichen.

Für das Kriegsjahr 1759 wurde Sparsamkeit im Kräfteverbrauch daher für den König von ausschlaggebender Bedeutung. In der Muße der Winterquartiere hatte er sich, seiner tiefinneren Neigung zu kriegswissenschaftlichen Studien entsprechend, eingehend mit den inneren Ursachen seiner bisherigen Siege und Niederlagen beschäftigt. Klar erkannte er, wie wertlos alle praktische Kriegserfahrung bleibt, wenn sie nicht durch Nachdenken fruchtbar gemacht wird. So entstanden die Réflexions sur

*) Friedrichs Truppen hatten vor Zorndorf von Landeshut bis Cüstrin 265 km in zehn Tagen zurückgelegt. Daß Friedrich zu einem entscheidenden Schlage fest entschlossen war, erhellt aus seinem Schreiben an Dohna (vgl. R. Koser, König Friedrich der Große, 3. Aufl., II, 178): „Meine Devise ist siegen oder sterben und wer nicht ebenso denkt, soll nicht über die Oder gehen, sondern sich zu allen Teufeln scheeren!"

Digitized by Google

la tactique et sur quelques parties de la guerre*), die er noch während des Winters dem General Fouqué und dem Herzog Ferdinand von Braunschweig „als einzigsten Ertrag seines letzten Feldzuges" zugänglich machte. Sie zeigen uns die strategische Auffassung des Königs, der es als die erste Pflicht des denkenden Offiziers hinstellte, durch geistige Arbeit zur Erkenntnis der inneren Ursachen von Sieg und Niederlage zu gelangen. „Was nützt es zu leben", so beginnt er seine denkwürdigen Aufzeichnungen, „wenn man vegetiert? Was nützt das Sehen, wenn man nur Tatsachen in seinem Gedächtnis aufhäufen will? Was nützt mit einem Worte die Erfahrung, wenn sie nicht durch das Nachdenken verarbeitet wird! — Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen aneinanderzureihen, das ist es, was den Menschen von einem Lasttier unterscheidet. Ein Maulesel, der zehn Feldzüge lang den Packsattel des Prinzen Eugen getragen hat, wird dadurch kein besserer Taktiker geworden sein. Und zur Schande der menschlichen Natur muß man bekennen, daß viele Männer in einem sonst so ehrenvollen Berufe grau werden, ohne bessere Fortschritte zu machen als dieser Maulesel. — Daher sieht man eine so große Zahl von Militärs, die an kleinen Dingen hängend, in grober Unwissenheit verrottet, statt sich in kühnem Schwunge zu den Wolken zu erheben, nur methodisch im Schlamm der Erde zu kriechen wissen, die sich niemals um die eigentlichen Ursachen ihrer Triumphe oder Niederlagen kümmern und sie daher nie begreifen. Und doch haben diese Ursachen einen besonderen Wirklichkeitswert."

Der König verwirft hier, was ausdrückliche Hervorhebung verdient, die Methode; zur freien Erkenntnis der inneren Ursachen sucht er seine Offiziere anzuleiten, denen er schon in seinen „Generalprinzipien vom Kriege**) zugerufen hatte: „Zuweilen kommen uns die guten Ideen über eine Sache allererst, nachdem wir über selbige mehrmals reflektiret haben. Seyd also activ und infatigable und machet Euch loß von aller Faulheit des Leibes und des Verstandes, sonsten werdet Ihr niemals denjenigen großen Kapitäns, so uns zum Exempel dienen***), gleich werden."

---

*) Réflexions sur la tactique et sur quelques parties de la guerre ou réflexions sur quelques changements dans la façon de faire la guerre. (Oeuvres de Frédéric le Grand, tome XXVIII. Berlin 1856. Rudolf Decker, S. 151 ff.) Auch deutsch in: Militärische Klassiker, Friedrich der Große. Es empfiehlt sich, das französische Original zum Vergleich heranzuziehen.

**) Im Kapitel „Von denen Talents, welche ein General haben muß". (Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 109.)

***) „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formiren, und wenn Helden als Condé, Turenne oder Cäsar unsere Admiration auf sich ziehen usw.". (Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 106.)

Digitized by Google

Das Ergebnis, zu dem der König in der Muße der Winterquartiere gelangt, ist überraschend. Kein Wort von seiner eigenen strategischen Meisterschaft, die doch sein großer Schüler Napoleon I. in seinen siegesgleißenden Bulletins hinsichtlich seiner Person so trefflich ins Licht zu rücken wußte; kein Wort von seiner glänzenden Ausnutzung der inneren Linie: lediglich den Fehlern seiner Gegner will er seine bisherigen Erfolge verdanken. Auf das bestimmteste lehnt er es ab, seine bisher befolgte Methode als Muster hinzustellen; zu genau kannte er den Heißhunger der Durchschnittsbegabung nach einem Regelbuche für jeden Fall. „Meine Methode", sagte er, „war nur gut infolge der Fehler meiner Feinde, infolge ihrer Langsamkeit, die meiner Aktivität zu Hilfe kam, infolge ihrer Indolenz gegen die Ausnutzung der Gelegenheiten: sie darf daher nicht als Muster gelten. Das gebieterische Gesetz der Notwendigkeit hat mich gezwungen, vieles dem Ungefähr zu überlassen. Die Handlungsweise eines Piloten, der mehr den Launen des Windes als der Richtung seiner Bussole folgt, kann nie als Regel dienen." Sodann entwickelt er in klassischer Klarheit, daß tatsächlich nur die Fehler seiner Feinde das kleine Preußen vor der Zertrümmerung bewahrt haben. „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde auf uns einbrechenden Völker, was haben sie erreicht? Ist es bei so viel Mitteln, so viel Kräften, so viel Armen erlaubt, so wenig auszurichten? Ist es nicht klar, daß wenn alle diese Heere bei richtigem Zusammenwirken gleichzeitig gehandelt hätten, daß sie dann unsere Korps, eins nach dem andern, erdrückt haben würden und daß sie — von dem äußersten Ende immer nach der Mitte vordringend — unsere Truppen einzig auf die Verteidigung der Hauptstadt beschränkt haben würden? Aber gerade ihre große Macht hat ihnen zum Schaden gereicht. Einer hat sich auf den andern verlassen, der Reichsgeneral auf den Österreicher, dieser auf den Russen, der wieder auf den Schweden und endlich dieser auf den Franzosen. Daher diese Lässigkeit in ihren Bewegungen und diese Langsamkeit bei Ausführung ihrer Pläne! Sich in schmeichlerischen Hoffnungen und in der Sicherheit zukünftiger Erfolge einlullend, betrachteten sie sich als Herren der Zeit. Wieviel günstige Augenblicke haben sie sich entschlüpfen lassen, wie viele gute Gelegenheiten verpaßt! Mit einem Worte: welch' ungeheuren Fehlern verdanken wir unsere Rettung*)!"

Dieses Bekenntnis zeigt Friedrich in seiner ganzen überragenden Größe und läßt uns erkennen, wie wenig nach seiner Überzeugung die große Kriegführung die Einschnürung in die Fesseln wissenschaftlich gewonnener Regeln verträgt. Aus der Betrachtung der Kriege soll der

*) Réflexions sur la tactique usw., vgl. Anm. *, S. 49, Bd. 28 der französischen Ausgabe, S. 165, Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 170.

Digitized by Google

Geist des Feldherrn Ursache und Wirkung erkennen lernen; die daraus gewonnene Klärung seiner Anschauung wird ihn befähigen, auch in schwierigsten Lagen nach Umständen, nicht nach Regeln, zu handeln. In diesem Sinne allein empfiehlt er das Studium der großen Feldherren der Vorzeit, wie Cäsar, Eugen*), Condé und Turenne, ebenso wie es auch Napoleon I. tat, der dieser Ahnenreihe mit gutem Grunde Friedrich den Großen noch angehängt hat**).

Angesichts der immer schwieriger werdenden Lage konnte des Königs Strategie 1759 in der Hauptsache nur noch darauf gerichtet sein, sich trotz der ungeheuren Übermacht seiner Feinde noch weiter im Felde zu erhalten. Die Vernichtung des Gegners konnte er sich nicht mehr zum Ziele setzen, die Verhältnisse zwangen vielmehr gebieterisch zur strategischen Defensive. Im einzelnen gedachte er indes die Vorteile des angriffsweisen Verfahrens und der inneren Linie auszunutzen***). So verließ er Ende Juli das Lager von Schmottseifen, wo er seinen Hauptgegner Daun in Schach gehalten hatte, um sich den Russen entgegenzuwerfen, die in drohende Nähe gelangt waren.

Der König marschierte zu seiner größten Katastrophe, zur Niederlage von Kunersdorf, die den preußischen Staat bis an den Rand des Verderbens brachte und den eigentlichen dramatischen Gipfelpunkt des Siebenjährigen Krieges bildet. Am 12. August 1759 greift er die Stellung der von österreichischen Hilfstruppen verstärkten Russen bei Kunersdorf an. Im Bestreben, die Schlacht zu einer vernichtenden zu gestalten, setzt er Teile seiner Armee bereits gegen die rückwärtigen Verbindungen der Russen in Marsch, wird aber entscheidend geschlagen und verliert vier Zehntel seiner gesamten Streitkräfte. Diese schwerste Niederlage, die der König je erlitten, macht einen derartigen Eindruck

---

*) „Wer die Feldzüge des Prinzen Eugen liest, darf sich nicht damit begnügen, sein Gedächtnis mit militärischen Daten zu belasten; er muß vor allem bemüht sein, die großen Gesichtspunkte zu erfassen und vor allem ebenso zu denken." (Aus den Réflexions sur les projets de campagne. Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 341.) —

**) Lisez, relisez les campagnes d'Alexandre, Annibal, César, Gustave, Turenne, Eugène et de Frédéric; modelez-vous sur eux: voilà le seul moyen de devenir grand capitaine et de surprendre les secrets de l'art de la guerre. Votre génie, éclairé par cette étude, vous fera rejeter les maximes opposées à celles de ces grands hommes. Zitiert nach: Maximes de guerre et pensées de Napoléon Ier, 5. Auflage, Paris 1874. J. Dumaine.

***) Zunächst suchte er durch eine Reihe kleinerer Unternehmungen feindliche Verpflegungsmagazine in seine Hand zu bekommen, um dadurch den Beginn der feindlichen Operationen hinauszuschieben, sich selbst aber Teilerfolge zu verschaffen. Das glückte auch auf verschiedenen Stellen des Kriegsschauplatzes, an der Warthe bei Posen und im nordwestlichen Böhmen. Ein weiter ausgreifender Vorstoß des Prinzen Heinrich im Mai 1759 gegen die Reichsarmee, von Zwickau über Bayreuth

Digitized by Google

auf ihn, daß er vorübergehend alles verloren gibt und den Oberbefehl als Generalissimus seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, überträgt. Da aber die Gegner, betäubt von den schweren Verlusten, die auch sie erlitten, sich nicht rühren, so wächst der König innerhalb weniger Tage zu seiner alten Größe wieder empor, und am 18. August steht er zur Deckung seiner Hauptstadt mit etwa 30 000 Mann bei Fürstenwalde. Indes die Russen unternehmen nichts Energisches mehr.

Noch aber war das Maß des Unglücks nicht erschöpft. Dresden fiel am 4. Oktober in Feindes Hand, bei Maxen wurde General v. Finck mit 15 000 Mann zur Waffenstreckung genötigt, der größte Teil von Sachsen wurde von den Österreichern besetzt.

Da es dem Könige nicht gelang, während des Winters einen annehmbaren Frieden zu erreichen, er aber nicht gewillt war, einen solchen nach dem Vorschlage des Prinzen Heinrich durch die Abtretung Schlesiens zu erkaufen, so mußten die weiteren strategischen Pläne in erhöhtem Maße auf die Erhaltung der noch vorhandenen Streitkräfte Bedacht nehmen.

Das Kriegsjahr 1760 begann wieder mit einem schweren Verlust. General Fouqué wurde bei Landshut durch Laudon von einer fast vierfachen Überlegenheit am 23. Juni umfaßt, 15 Bataillone und 68 Geschütze gingen verloren. Die Lage des Königs wurde nun äußerst schwierig; er mußte Sachsen und Schlesien gegen dreifache Übermacht decken, während Prinz Heinrich den Russen an der Oder gegenüberstand. Sein Versuch, Daun zur Schlacht zu zwingen, mißlingt; ebensowenig vermag der König das von den Österreichern hartnäckig verteidigte Dresden wieder zu gewinnen. In wechselvollen Zügen, die das heutige strategische Denken fremd anmuten, bewegen sich die Armee-

---

auf Bamberg, hatte indes nur geringen Erfolg, da die Reichsarmee rechtzeitig auszuweichen vermochte. Bewundernswert ist auch in dieser Epoche des Kleinkrieges die klare Erkenntnis des Königs von seiner Gesamtlage, die ihn immer wieder zur offensiven Ausnutzung der inneren Linie und zur rastlosen Ausnutzung der Zeit zwingt. „Wenn wir nicht alles versuchen," schrieb er am 28. April 1759 an den Prinzen Heinrich, „was menschlicherweise möglich ist, um uns jetzt, da wir Zeit haben, eines der Feinde zu entledigen, die wir vor uns haben, werden wir uns durch ihre Zahl besiegt sehen, wenn sie alle ihre Operationen zu gleicher Zeit beginnen. Es gibt demnach für uns kein anderes Heil, als alles aufzubieten, um jetzt ihre verabredeten Maßregeln zu durchkreuzen. Wenn durch bloßes Abwarten etwas zu gewinnen wäre, würde ich gerne warten, das versichere ich Ihnen, aber Untätigkeit im gegenwärtigen Augenblicke ist für uns das Gefährlichste, was es geben kann, und kann uns zu nichts helfen, als zu dem, was man im Deutschen eine Galgenfrist nennt. Was den Erfolg betrifft, so können Sie so wenig dafür einstehen wie ich, aber ich glaube immer, selbst wenn mir oder Ihnen ein Unfall begegnet, daß es schlimmer wäre, wenn er uns zu einer Zeit trifft, zu der alle unsere Feinde in Tätigkeit wären." (Zitiert nach Heilmann, vgl. S. 54, Anm. **.)

Digitized by Google

gruppen von Freund und Feind hin und her, bald sich anziehend, so daß eine Schlachtentscheidung bevorzustehen scheint, bald sich wieder abstoßend, bis endlich der König in genialer Ausnutzung des Augenblickes Laudon bei Liegnitz zu schlagen, die Russen und Österreicher auseinander zu treiben, die Mark zu retten und schließlich durch den glücklichen Tag von Torgau Daun zum Rückzuge und zur Räumung des größten Teiles von Sachsen zu zwingen vermag. Die strategische Fernwirkung der Schlacht bei Torgau war so bedeutend, daß auch Schlesien und Pommern von den Feinden alsbald geräumt wurden. Die Gesamtlage hatte sich also gegen das Vorjahr nicht verschlechtert. Sehr bedenklich aber war der Verlust von 45 000 Preußen während dieses einzigen Kriegsjahres. Es stand zu befürchten, daß Preußen an seinem riesenhaften Kräfteverbrauch allmählich verbluten würde.

1761 stieg die Gefahr aufs höchste. Die Österreicher und Russen vereinigten sich in Nieder-Schlesien zur Entscheidungsschlacht. Dieser drohenden Lage begegnete der König durch das feste Lager von Bunzelwitz. In sorgenvollen Wochen einer „meisterhaften Untätigkeit" schiebt er den Verbündeten die Verantwortung eines verlustvollen Angriffes gegen die starke Stellung zu. Seine Rechnung trügt ihn nicht. Die Verbündeten erschrecken vor dem Angriff, und am 10. September zieht der größte Teil der Russen nach der Oder ab, worauf Laudon endgültig dem Angriff entsagt. Das wesentlichste und für den König peinlichste Ergebnis dieses Kriegsjahres war der Verlust der Festung Schweidnitz, die Laudon am 1. Oktober erstürmte. Im übrigen traten entscheidende Ereignisse nicht ein.

Wenn es für Friedrichs letztes Kriegsjahr 1762 nur noch galt, sich überhaupt im Felde zu erhalten, da seiner Rechnung nach Österreichs Geldmittel dann erschöpft sein würden, so lebte doch in seiner Brust der heldenhafte Entschluß, nötigenfalls das Äußerste zu wagen*); er wollte dann alle seine Kräfte vereinen und sich abwechselnd gegen seine Feinde wenden**), wie er es bei Roßbach und Leuthen getan hatte. Da erwuchs dem verzweifelten Kämpfer durch den Tod der Kaiserin

---

*) Man erinnere sich Friedrichs stolzer Worte vom 23. September 1757 an Voltaire:

„Pour moi, menacé du naufrage
Je dois, en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi."

(Oeuvres, Ausgabe von Preuß, Bd. 14, S. 116.)

Diese Verse sind bei Reinhold Koser, König Friedrich der Große, Bd. 2, S. 123, wie folgt verdeutscht:

„Ich aber, dem der Schiffbruch droht,
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben."

**) Schreiben an Prinz Heinrich vom 9. Mai 1762.

Digitized by Google

Elisabeth von Rußland eine unerwartete Hilfe: der neue Zar, Peter III., schloß mit ihm ein Bündnis, und im Mai erfolgte auch der Friedensschluß mit Schweden.

Der König war nun den österreichischen Streitkräften durchaus gewachsen, da er nicht nur Ostpreußen zur Ergänzung seiner Armee wieder benutzen konnte, sondern sogar auch von russischen Hilfskorps unterstützt wurde. Hierdurch erwuchs ihm, wie er selbst sagte, derselbe Vorteil, als wenn er drei große Feldschlachten gewonnen hätte. Seine Absicht ging nunmehr dahin, unter Verzicht auf weitere große Schläge Österreich durch die Wegnahme von Schweidnitz und Dresden von der Erfolglosigkeit weiteren Kampfes gegen ihn zu überzeugen und damit zum Frieden zu veranlassen*). Der daraus sich ergebende Manöverkrieg, den Friedrich in Schlesien gegen Daun führte und schließlich am 9. Oktober durch die Wiedereroberung von Schweidnitz krönte, während es in Sachsen dem Prinzen Heinrich gelang, am 28. Oktober bei Freiberg einen taktischen Erfolg gegen Reichsheer und Österreicher zu erringen, bietet der heutigen Betrachtung, abgesehen von der dramatisch gespannten Lage bei Burkersdorf im Juli, geringes Interesse. Ein noch im November auf Veranlassung des Königs unternommener Streifzug des Generals v. Kleist nach Franken stellte ein letztes militärisch-politisches Zwangsmittel dar, wodurch die meisten Reichsfürsten und freien Städte bewogen wurden, ihre Kontingente von der Reichsarmee zurückzuziehen.

Nunmehr gab auch Österreich nach völliger Erschöpfung seiner Geldmittel und seiner kriegerischen Energie, „bezwungen durch die weltgeschichtlich einzig dastehende Zähigkeit und Kühnheit seines Gegners, den mit stolzen Hoffnungen begonnenen Kampf um den Besitz Schlesiens endgültig auf“**).

Der am 15. Februar 1763 abgeschlossene Hubertusburger Frieden

---

*) Ganz ausgezeichnet ist das dargelegt bei Paul Creuzinger, Friedrichs Strategie im Siebenjährigen Kriege (S. 192): „Trotzdem blieben seine strategischen Ziele in bescheidenen Grenzen; durch eine Offensive im großen Stil (gegen Böhmen oder Mähren) würde er sich nicht nur großen militärischen Rückschlägen ausgesetzt, sondern auch die politische Leidenschaft der Gegner gesteigert haben. Durch offenen Verzicht auf jede Eroberung dagegen durfte er am sichersten rechnen auf die Erreichung seines ursprünglichen politischen Zwecks, sich im ungeschmälerten Besitze seines Landes zu erhalten. Ohne große Schlachten, schon durch die Eroberung von Schweidnitz und Dresden hoffte er, die Österreicher von der Erfolglosigkeit weiterer Anstrengungen zu überzeugen und damit zum Frieden zu bestimmen.“

**) M. Heilmann, Königlich Bayerischer Oberstleutnant z. D., Friedrichs des Großen Feldherrntum von Leuthen bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges. Beiheft 1 zum Militär-Wochenblatt 1905, S. 43. (Beiheft 3 zum Militär-Wochenblatt 1904 enthält von demselben Herrn Verfasser „Friedrichs des Großen Feldherrntum von Mollwitz bis Leuthen“.)

Digitized by Google

machte dem Kampfe ein Ende, ohne daß Friedrich der Große auch nur den geringsten Teil von Schlesien wieder hätte herausgeben müssen.

Das Ergebnis des jahrelangen verlustreichen Krieges war also die Behauptung des Besitzstandes gegen eine Welt von Feinden. Aber wie eigentümlich hatte sich in den Augen der Welt und im Urteil des späteren Geschlechts die Strategie des Großen Königs gewandelt, um zu diesem Ergebnis zu gelangen. Als ein Feldherr, der die Schlachtentscheidung um jeden Preis sucht, als ein batailleur de nature*) war er im Jahre 1757 gegen Böhmen vorgegangen, auf die Vernichtung des gegnerischen Heeres war sein ganzes Streben gerichtet gewesen. Auch in den späteren Jahren war es immer der Vernichtungsgedanke, der ihn beherrschte und seine schönsten Siege entstehen ließ. Aber dabei erlitt er auch schwere Niederlagen, und nicht anders erschien es den Epigonen Friedrichs des Großen, als wenn er unter dem Eindruck wachsender Erkenntnis vom Wesen des Krieges sich allmählich immer mehr von der auf Entscheidung, auf Vernichtung des Gegners gerichteten Strategie abgewandt habe. Allmählich, so schien es, bekehrte er sich zu der erfolgreicheren Manöverstrategie des Prinzen Heinrich und zu der bedächtigen Kriegführung des Herzogs Ferdinand, und gerade Friedrichs eigene Lobsprüche, die er — in mitunter dichterisch überschwenglicher Form — diesen Führern zollte, sie trugen dazu bei, das Feldherrntum des Königs selbst mehr in den Hintergrund treten zu lassen**). Dabei übersah man völlig, wie sehr sich die politische und militärische Gesamtlage für den König mit jedem späteren Jahre gewandelt hatte. Man erkannte nicht, daß für die Vernichtungsstrategie vor allem ein gewisses Maß eigener Kräfte Vorbedingung ist***), und daß der König nur der bittersten Notwendigkeit weichend zu den hinhaltenden, aber nichts ent-

*) Von Napoleon I. gelegentlich gebrauchter Ausdruck.

**) Colmar Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. 2. Aufl. (S. 361). Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn. („Man kommt der Wahrheit nahe, wenn man sagt: »Vor Jena beherrschte nicht die Schule des Großen Königs, sondern die des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand die deutsche Heer- und Truppenführung«. Es war die epigonische Blüte der Zopfzeit in der großen Kriegskunst.")

***) Der König unterscheidet in seinen am 1. Dezember 1775 abgeschlossenen Réflexions sur les projets de campagne (Oeuvres de Frédéric le Grand, Tome XXIX, S. 69 ff.) den Krieg bei Kräfteüberlegenheit, bei Kräftegleichheit, bei Unterlegenheit. Nur in letzterem Falle empfiehlt er die Defensive, die aber mit Offensivstößen gepaart sein soll. (Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 333 ff.) Vgl. auch die Instruktion für den Prinzen Heinrich vom 11. März 1758 (Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 548 ff.): „Obgleich Ihr nur Sachsen verteidigen sollt, empfehle ich Euch besonders an, stets angriffsweise vorzugehen und, sobald Ihr glaubt, daß der Feind Euch zur Schlacht zwingen kann, ihn anzugreifen, aber sich niemals angreifen zu lassen".

Digitized by Google

scheidenden Manöverkünsten seiner Zeit gegriffen hat, die ihm wenigstens ermöglichten, sich an der Spitze eines kleinen Heeres noch im Felde zu behaupten. Ein Königreich Preußen war in der damaligen beispiellosen Prüfungszeit tatsächlich nur noch soweit vorhanden, als Preußens Fahnen wehten. Gelang es der Überzahl der Gegner, die letzte Armee des Königs entscheidend zu schlagen, so war es um den Fortbestand des Staates geschehen. So bedeutete denn die weise Zurückhaltung des Monarchen in den späteren Kriegsjahren nicht etwa für ihn den Aufstieg zu den reineren und höheren Sphären strategischen Könnens, sondern es war nur die bittere Notwendigkeit, die ihn hier zu einer niederen Art der kriegerischen Betätigung zwang. Und wie unvergleichlich hat der König jede Gelegenheit, die sich ihm bot, benutzt, um seinen Operationen immer wieder einen entscheidenden Charakter zu geben, um einen jeden taktischen Zusammenstoß zur Vernichtung des Gegners auszugestalten! Das in der Tat war ihm der Weisheit letzter Schluß, ebenso wie es auch Napoleon oft betont hat, daß es ohne Schlacht nicht möglich sei, zu entscheidenden Ergebnissen zu gelangen*). Er suchte die Schlacht, selbst gegen mehrfache Überlegenheit, solange seine Streitkräfte dazu nur irgend ausreichten, er wich ihr erst dann aus, als seine Machtmittel einen solchen Einsatz nicht mehr zuließen. Das Manövrieren war ihm keine besondere Kriegsform, sondern nur ein Notbehelf zum Fortfristen der eigenen Existenz**). Auch ihm war die Strategie nur ein System der Aushilfen, eine Kunst, für die es keine festen, wissenschaftlich abzugrenzenden und zu gewinnenden Regeln gibt, sondern in der es gilt, in jedem Falle der Sonderlage entsprechend nach den Gesetzen des gesunden Menschenverstandes zu handeln***). Daß man in den Zeiten, die auf die Heldenära des Großen Königs folgten, sich von dieser einzigen Richtschnur entfernte und sogar unter Berufung auf den König eine überfeinerte Kriegs-

*) So z. B. in einem Briefe an Maret, seinen Minister des Auswärtigen, aus Löwenberg, 22. August 1813: »Au reste, comme on ne peut arriver à aucun résultat sans bataille, ce qui peut arriver de plus heureux c'est que l'ennemi marche sur Dresde, puisque alors il y aurait une bataille (Correspondance de Napoléon Ier, XXVI, S. 112).

**) Bei dieser Gelegenheit sei auf die in zahlreichen Veröffentlichungen vertretene Auffassung der Friderizianischen Strategie durch Professor Dr. Hans Delbrück, besonders auf seine Schrift: „Friedrich, Napoleon, Moltke. Ältere und neuere Strategie" (Berlin 1892) und auf die Schrift des damaligen Majors Friedrich v. Bernhardi: „Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz". Streiflichter auf die Lehren des Professor Dr. Delbrück über Strategie (Berlin 1892), hingewiesen.

***) „Immer dem Terrain gemäß handeln, nichts zur unrechten Zeit tun und den passenden Augenblick für jede Handlung erfassen, das macht den großen Feldherrn. Man muß stets diese Regeln vor Augen haben und doch ist niemand unfehlbar außer dem Papst." (Aus dem militärischen Testament Friedrichs des Großen. Militärische Klassiker, Friedrich der Große. S. 226.)

Digitized by Google

kunst auf den Schild erhob, die im Manöver das Heil der Dinge, in der Schlachtentscheidung die plumpe Ungeschicklichkeit dilettantischer Stümper oder ein letztes Aushilfsmittel der Verzweiflung erkennen wollte, das hat auch wesentlich mit zu den Katastrophen des Jahres 1806 beigetragen. Zu einer Zeit, wo Napoleon I. mit blutigem Griffel die Lehren seiner Strategie, die im innersten Wesen der des Königs durchaus entsprach, den Völkern Europas, einem nach dem anderen, ins Antlitz schrieb, da fabelte man noch in Preußen von der Schlacht, als dem „Hilfsmittel der Verzweiflungsvollen*)", da sprach es der geistreiche Heinrich v. Bülow offen aus: „Man vermeide Schlachten und lege sich aufs Manövrieren**)", und behauptete, „wenn man sich in die Notwendigkeit versetzt sähe, eine Schlacht zu liefern, so müßten Fehler vorhergegangen sein***)". Eine trostlose Militärmathematik überwucherte das gesunde, einfache soldatische Denken und „zu diesen mathematischen Spielereien gesellte sich sehr bald die Terrainlehre, welche wie durch einen chemischen Vorgang unlöslich mit der ganzen Kriegführung verbunden wurde†)". So war es möglich, daß selbst ein Heerführer von der Einsicht des alten Herzogs von Braunschweig 1805 in einem Kriegsrate zu Potsdam die Hoffnung aussprach, den bis dahin stets siegreichen Kaiser Napoleon möglicherweise allein „durch die Macht des Manövers" zum Weichen zu bringen††). Und in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin wurden am Geburtstage des Großen Königs durch den Oberst v. Massenbach †††) schwülstige Erinnerungsreden auf den Prinzen

*) (Heinrich v. Bülow) „Geist des neueren Kriegssystems". Hamburg 1799. Vgl. v. Caemmerer, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1904. (Wilh. Baensch, Heft 15 der Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft, S. 1—8.)

**) A. a. O., S. 176.

***) A. a. O., S. 253.

†) C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres. 2. Aufl. S. 364. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

††) C. Frhr. v. der Goltz, a. a. O., S. 372.

†††) Oberst v. Massenbach, geb. 16. April 1758 zu Schmalkalden, Zögling der Karlsschule auf der Solitude, 1778 bis 1782 württembergischer Offizier, 1782 durch Friedrich den Großen in den preußischen Dienst übernommen und als Leutnant im Quartiermeisterstabe angestellt, 1806 General-Quartiermeister beim Fürsten Hohenlohe, nach dem Feldzuge verabschiedet; 1817 auf Ersuchen der preußischen Regierung, der er von ihm verfaßte Memoiren zum Ankauf angeboten hatte, verhaftet und zu vierzehnjähriger Festungshaft verurteilt. König Friedrich Wilhelm III., der 1826 an einem Beinbruch darniederlag und demjenigen eine Gnade erzeigen wollte, der ihn am tiefsten beleidigt hätte, begnadigte ihn. Massenbach starb 1827 zu Bialokosez. Poten kennzeichnet ihn in der Allgemeinen Deutschen Biographie (20. Band) wie folgt: „Es fehlten ihm Kaltblütigkeit und Bestimmtheit, Entschiedenheit und Energie. Er war ein unpraktischer Theoretiker, ohne Verständnis für das wahre Wesen des Krieges,

Digitized by Google

Heinrich und den Herzog Ferdinand gehalten*), in denen der König sich mit dem zweiten Platze neben diesen Helden des Manövers begnügen mußte. „Unsterblicher Ferdinand!" so hieß es in einer Lobrede Massenbachs auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig**). „Ich glaube Deinen Schatten durch Schmeichelei nicht zu beleidigen, wenn ich . . . Deine Talente an die Seite der Feldherrntalente eines Monarchen setze, dem nur als König der Name des Einzigen gebührt."

„Der König, unaufhaltsam, ungestüm, nicht immer vermögend, den Eintritt gewisser Nebenumstände abzuwarten, bringt oft seinem Gegner entscheidende Stöße bei, aber er verfehlt auch oft sein Ziel und verletzt sich selbst.

„Der Herzog, kalt, ruhig überlegend, pünktlich genau, behutsam, entdeckt mit ungemeiner Scharfsicht jeden möglichen Vorteil, benutzt ihn schnell und im entscheidenden Augenblick, verfolgt ihn mit unnachahmlicher Beharrlichkeit, überschreitet aber nie das Maß seiner Kräfte, so wie er nie diesseits des Zieles bleibt, das er durch die ihm anvertraute Macht zu erreichen imstande ist. . . . Wenige Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs"***). Weiterhin wurden Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand, der es vermochte, „auch ohne Schlacht den Sieg zu erfechten"†), als die kraftvollen Athleten bezeichnet, „deren Arm den am Rande des Unterganges oft strauchelnden König hielt"††).

---

befangen in den Anschauungen seiner Zeit, welche den Krieg wie ein mathematisches Problem ansah". Vgl. hierzu auch C. Frhr. v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt, und vor allem v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 10.

*) Als Beleg hierfür einiges aus der Lobrede auf Herzog Ferdinand. „Und doch, wohin ich meine Augen wende, nirgend erblicke ich ein Mausoleum, dieses Helden würdig. — Wie, Germania, kein Marmor deckt Ferdinands Asche? Die Bildsäule des großen Guelfen prangt nicht unter den Bildsäulen Deiner Helden, o! Borussia? — Marmor Ihm? Vergänglich ist Erz und Marmor! Es zerstört die alles zermalmende Zeit die Denkmäler der Kunst. Aber Ihr, des Sternenhimmels Vertraute, warum bezeichnetet Ihr nicht da, wo Perseus und Herkules und Orion und Friedrichs Ehre glänzen, warum bezeichnetet Ihr nicht ein zweites hocherhabenes Gestirn mit dem Namen des zweiten deutschen großen Mannes? Warum widmeten die Herschel noch nicht Ferdinanden ein Gestirn?" usw.

**) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin. 4. Bd. S. 9 bis 55. Berlin 1804.

***) A. a. O., Bd. 4, S. 47/48. Berlin 1804.

†) A. a. O., Bd. 2, S. 50/51. „Schon erblickt er des kühnen Brennen rastloses Heer, vereinigt mit dem Helden, der, glücklicher als Cäsar bei Dyrrachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick ohne Schlacht den glänzendsten Sieg erfocht. . . ."

††) A. a. O., Bd. 4, S. 43.

Digitized by Google

Die grausamen Prüfungen des Feldzuges von Jena und Auerstedt erwiesen alsbald, daß man den Großen König nicht verstanden, daß man ihn nur in den Äußerlichkeiten seiner Kriegskunst und Fechtweise nachgeahmt hatte, daß aber sein Geist aus den erstarrten Formen gewichen war. Daß nicht durch Märsche und Manöver, sondern allein durch die Schlacht über das Schicksal kriegführender Staaten entschieden wird, das bewies Napoleon I. einer Generation, die über die eigentlichen Kriegslehren Friedrichs des Großen hinausgelangt zu sein wähnte. Erst jetzt wurde sie inne, daß sie dem scharfen Schwerte mit dem Galanteriedegen*) entgegenzutreten unternommen hatte.

Der wahre Geist Friderizianischer Kriegführung war noch während der Befreiungskriege eigentlich nur auf Seiten des Kaisers Napoleon, bei den Verbündeten gelegentlich im Hauptquartier Blüchers zu spüren. Trotzdem unterlag der große Korse der schwächlichen Ermattungsstrategie seiner Gegner. Immer aufs neue hat man sich angesichts dieses Ausganges von der Frage angezogen gefühlt, wer als Feldherr größer gewesen sei, Friedrich oder Napoleon. Die Frage ist insofern müßig, als ein wirklich schlüssiger Vergleich unmöglich ist. Die gesamten Grundlagen der Kriegführung hatten sich von Friedrich zu Napoleon entscheidend geändert, viele Erschwerungen der Friderizianischen Strategie waren inzwischen fortgefallen**); ganz neue Kampfmittel und die schier unerschöpflichen Quellen der Konskription in einem volkreichen und sich immer noch erweiternden Großstaate gestatteten einen ganz anderen Kräfteeinsatz, als er für Friedrich, den König eines kleinen, menschenarmen und noch keineswegs abgerundeten Staates je denkbar war.

*) C. v. Clausewitz, Vom Kriege. 3. Auflage, Bd. I, S. 42. Berlin 1867. 7. Auflage (mit einem Vorwort des Grafen v. Schlieffen) Berlin 1912, S. 35. Diese schöne Ausgabe ist durch Oberstleutnant P. Creuzinger um ein Sach- und Namenregister bereichert worden, das die Benutzung des berühmten Werkes wesentlich erleichtert. Die erwähnte Stelle, in der sich Clausewitz als Verfechter der Vernichtungsstrategie bekennt, lautet: „Wir dürfen nicht unterlassen, schon hier die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft als den erstgeborenen Sohn des Krieges geltend zu machen. Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne große Krisen und blutige Auflösungen durch die eigentümlichen Schwächen seines Gegners im Felde und im Kabinett sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht, ihn darum zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motiviert sind und zum Erfolge berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, daß er sich bewußt bleibe, nur Schleichwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann; daß er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegen trete."

**) Ce n'est pas moi qui commande l'armée, mais la farine et les fourrages sont les maitres. (Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen, Bd. IV, 1895.)

Digitized by Google

So konnte Napoleon der genialen Eingebung seines Hirnes folgen und — zumeist ohne Rücksicht auf den Kräfteverbrauch — alles an alles setzen. Napoleon erscheint uns als die Inkarnation des Vernichtungsgedankens. Ihn beengen keinerlei Rücksichten auf das Wohl seiner Untertanen, sobald er einmal zum Kriege entschlossen ist; in rücksichtsloser Offensive setzt er seine Riesenheere aufs Spiel, um alles zu gewinnen. Von der staatserhaltenden Vorsicht des Königs Friedrich, der an sich auch die weit ausschauenden projets de campagne bevorzugte, seine Feldzüge „kurz und vives führen wollte"*), dennoch aber immer in den Grenzen des technisch Erreichbaren blieb, war Napoleon I. weit entfernt. Bei aller seiner unvergleichlichen Gedankenschärfe fehlte ihm der Wirklichkeitssinn, die Fähigkeit für das Innehalten bestimmter Grenzen, deren jedes Menschenwerk bedarf, das Bestand haben soll. Auch Friedrich der Große hatte mächtige kriegerische Leidenschaften in sich niederzukämpfen, aber er wußte den Krieg den höheren Interessen des Staatserhalters unterzuordnen. Darum hatte sein Werk Bestand, Napoleon aber ging an der Ziellosigkeit seiner Pläne zugrunde. Klingt es doch fast wie ein auf Napoleon sich beziehendes Urteil, wenn Friedrich in seinem militärischen Testament**) sagt: „Es ist mit dem Kriege wie mit den anderen Künsten; sie sind nützlich durch guten Gebrauch und schädlich durch Mißbrauch. Ein Fürst, welcher Krieg führt infolge seines unruhigen Wesens, aus Leichtsinn, aus ungeregeltem Ehrgeiz, ist ebenso verdammungswert wie ein Richter, der das Schwert der Gerechtigkeit dazu benutzt, um einen Unschuldigen zu durchbohren." Kriege sollten seiner Ansicht nach nur geführt werden, um den Feind so schnell wie möglich zu zwingen, „einen für uns vorteilhaften Frieden zu unterzeichnen". Und wenn er betont, daß man im Kriege niemals bis ins Endlose vorgehen solle***), so erscheint das wie das treffendste Urteil über Napoleons Unglücksfeldzug von 1812.

Napoleon hat in seiner Bearbeitung des Siebenjährigen Krieges dem

*) „Allen diesen Maximen füge Ich noch hinzu, daß unsere Kriege kurz und vives seyn müssen, massen es Uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerkt Unsere admirable Disciplin fallen machen und das Land depeupliren, Unsere Ressources aber erschöpfen würde." (General-Principia vom Kriege, 23. Artikel. Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 86.)

**) Abgedruckt in Militärische Klassiker, Friedrich der Große, S. 215.

***) A. a. O., S. 432 und Oeuvres, XXIX, S. 80/81. (Réflexions sur les projets de campagne vom 1. Dezember 1775.) „A la guerre comme dans toutes les actions de la vie l'homme sage peut entreprendre des choses difficiles, mais il ne doit jamais s'engager dans des projets impraticables." Dieses Urteil bezieht sich auf Karls XII. Vormarsch nach der Ukräne, den er unternahm, um nach Moskau vorzudringen und den Zaren zu entthronen. (Vgl. Anm.* auf S. 62.)

Digitized by Google

Könige alle Fehler nachgerechnet, die jener seiner Meinung nach begangen haben soll. Er hat auch der Meinung Ausdruck gegeben, daß Friedrich in Wirklichkeit immer nur mit vereinzelten Gegnern, nie mit einer erdrückenden Überlegenheit zu tun gehabt habe. Den Vorwurf aber, Friedrich habe neben der Vernichtungsstrategie, die Napoleon allein als die entscheidende gelten ließ, auch noch die Manövrierstrategie als eine zweite und schwächere Form der Kriegführung bevorzugt, macht er ihm nirgends. Diese Manöver waren ihm keine besondere Strategie, sondern nur ein unentbehrliches Hilfsmittel, ähnlich den Märschen seiner eigenen Zeit*). Und Napoleon bekennt schließlich: „Alle diese Fehler verschwinden vor den großen Taten, den schönen Operationen, den kühnen Entschlüssen, durch welche er es verdiente, aus einem so unglücklichen Kampfe siegreich hervorzugehen. Er war besonders groß in den verzweiflungsvollsten Augenblicken. Das ist das schönste Lob, welches man seinem Charakter spenden kann. Aber er hätte nicht einen einzigen Feldzug Frankreich, Österreich und Rußland widerstanden, wenn diese zusammengewirkt hätten; er hätte nicht zwei Feldzüge gegen Österreich und Rußland durchhalten können, wenn das Kabinett von St. Petersburg seinen Armeen gestattet hätte, im Operationsgebiet zu überwintern. Das Wunder des Siebenjährigen Krieges verschwindet also. Aber was davon als wirklich übrig bleibt, rechtfertigt den Ruf, den die preußische Armee während der letzten 50 Jahre des vorigen Jahrhunderts genoß, und befestigt, statt zu erschüttern, den großen kriegerischen Ruf Friedrichs"**). Dies das Urteil Napoleons.

Eine wissenschaftlich begründete, zutreffende Erkenntnis von dem unvergänglichen Werte Friderizianischer Strategie für alle Zeiten gewann erst Carl v. Clausewitz in mühevoller Gedankenarbeit, die sodann zum Heile unseres Heeres und Deutschlands zu Moltkescher Kriegführung weiter ausgestaltet und in glorreichen Kriegen erprobt worden ist.

Dem General v. Clausewitz mag daher das Schlußwort in diesem Vortrage verstattet sein. In seinem Buche vom Kriege heißt es bei der Besprechung des Feldzugsjahres 1760 — Liegnitz und Torgau***):

*) In diesem Sinne boten damals die Manövrierkünste ein Mittel zum Finden ebensowohl wie zum Vermeiden der Schlacht. „Er und niemand an seiner Stelle würde unter den damaligen Verhältnissen vermocht haben, sich vom Manövrieren frei zu machen, das die Gelegenheit gab, die Schlacht zu finden, das die Möglichkeit bot, sich ihr zu entziehen." (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 27; S. 360. Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in der Entwicklung von 1745 bis 1756.)

**) Correspondance de Napoléon Ier. 32. Bd. Oeuvres de Napoléon Ier à Sainte-Hélène. S. 238/39.

***) Carl v. Clausewitz, Vom Kriege. 3. Auflage, Bd. 1, S. 158/59. Berlin 1867. 7. Auflage, S. 132.

Digitized by Google

„Wir müssen . . . des Königs Weisheit bewundern, der, bei se beschränkten Kräften ein großes Ziel verfolgend, nichts unternahm, dieſen Kräften nicht entsprochen hätte, und gerade genug, um se Zweck zu erreichen. Diese Weisheit des Feldherrn ist nicht bloß diesem Feldzuge sichtbar, sondern über alle drei Kriege des Gr Königs verbreitet.

Schlesien in den sicheren Hafen eines wohl garantierten Frie zu bringen, war sein Zweck.

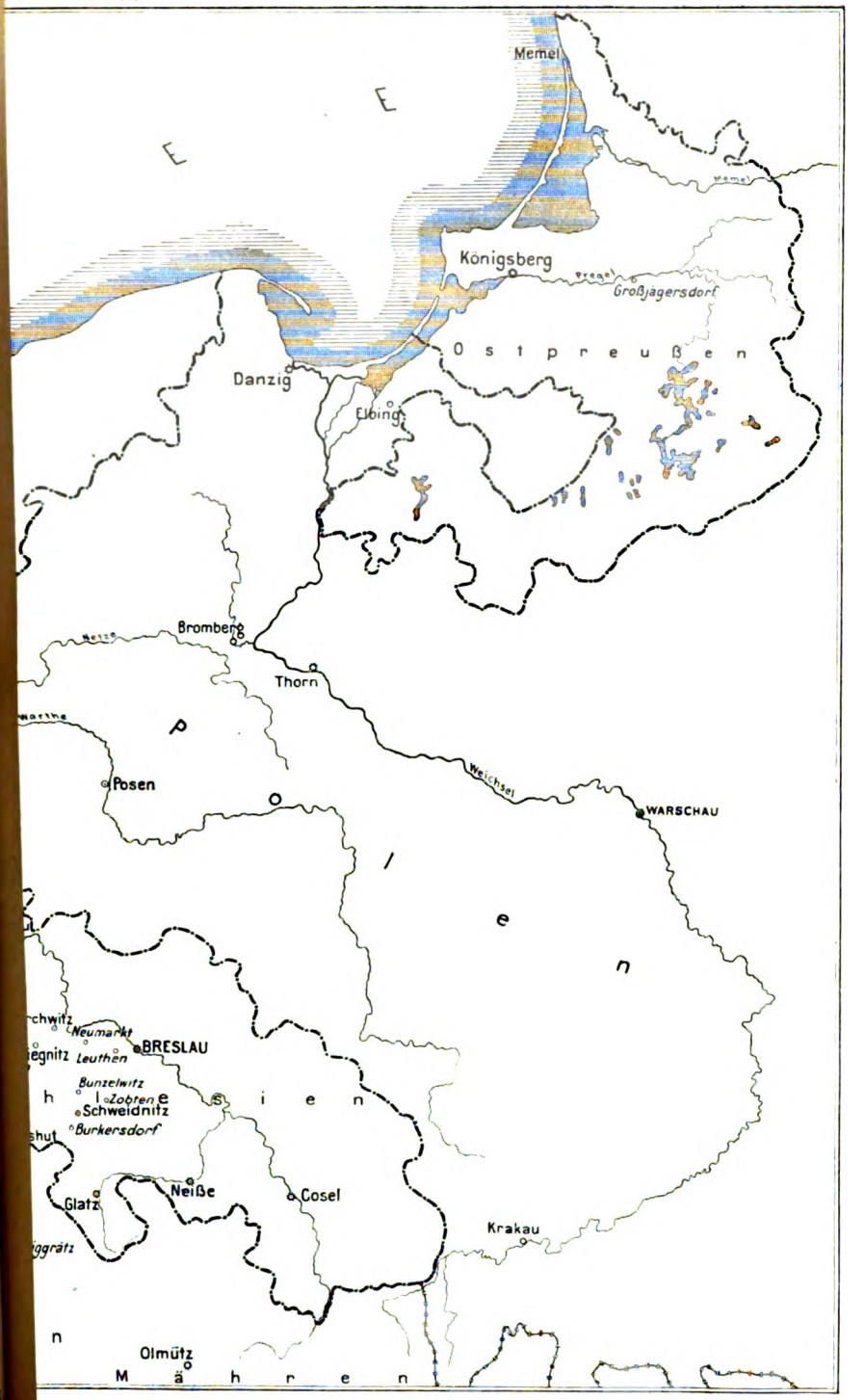
An der Spitze eines kleinen Staates, der den übrigen Staaten den meisten Dingen ähnlich und nur durch einige Zweige der V waltung vor ihnen ausgezeichnet war, konnte er kein Alexander wer und als Karl XII. würde er sich wie jener das Haupt zers haben*). Wir finden daher in seiner ganzen Kriegführung jene haltene Kraft, die immer im Gleichgewicht schwebt, die es nie Nachdruck fehlen läßt, sich im Augenblick großer Bedrängnis zum staunenswürdigen erhebt und im nächsten Augenblick wieder ruhig oszilliert, um dem Spiel der leisesten politischen Regungen sich un zuordnen. Weder Eitelkeit, noch Ehrgeiz, noch Rachsucht können von dieser Bahn entfernen, und diese Bahn allein ist es, die ihn den glücklichen Ausgang des Streites geführt hat!“

*) Mit den Ursachen des Scheiterns Karls XII. hat Friedrich der Große wiederholt beschäftigt und während eines heftigen Gichtanfalles, der ihn im Okt 1759 zur körperlichen Schonung zwang, seine „Betrachtungen über das militär Talent und den Charakter Karls XII., Königs von Schweden,“ niedergeschrie Die außerordentlich lesenswerten Urteile des Königs gipfeln darin, daß man Karls Schicksal lernen müsse, klug und umsichtig zu sein. „Welchen Glanz auch Taten unseres berühmten Helden verbreiten, so darf man ihn doch nur mit Vors nachahmen. Je mehr er blendet, desto mehr ist er geeignet, die leichtfertige darauf losstürmende Jugend irre zu führen, der man nicht genug einschärfen k daß Tapferkeit nichts ist ohne Klugheit, und daß auf die Dauer ein berechne Geist über verwegene Kühnheit den Sieg davonträgt.“ (Militärische Klass Friedrich der Große. S. 171/189.) Auch in den 1775 niedergeschriebenen Réflexi sur les projets de la campagne (Oeuvres XXIX, S. 69) spricht sich der König das Schicksal Karls XII. aus.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—7

Digitized by Google

n 1756.



Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Tsuschima.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Januar 1913

von

Gerhard v. Janson,
Kapitänleutnant, Erster Offizier S. M. S. „Hamburg".

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Seeschlacht von Tsuschima hat insofern für die Kriegswissenschaft eine besondere Bedeutung, als sie die erste und bis jetzt einzige Schlacht ist, die durch moderne Seekriegsmittel entschieden wurde. Die Blütezeit des Seekriegswesens liegt noch in der Segelschiffszeit. Nachdem die Erfahrungen des Krimkrieges mit Dampfschiff und Panzerschiff vollständig neue Faktoren für die Seekriegführung geschaffen hatten, brachten die technische Entwicklung der Waffen sowie die Ergebnisse des amerikanischen Sezessionskrieges und der Schlacht bei Lissa die Umwälzung auf den wesentlichsten Gebieten des Seekrieges weiter in Fluß.

Für die Folge blieb aber die Weiterentwicklung namentlich der Seetaktik vorwiegend auf theoretische Spekulation angewiesen, die vorliegenden Kriegserfahrungen beschränkten sich auf Einzelgefechte und Sonderfälle, sie wurden zudem schnell durch die Veränderung der technischen Grundlagen überholt. Die Manövererfahrungen konnten erst langsam Bedeutung erlangen, als das Anwachsen modernen Schiffsmaterials und eine gewisse Klärung der grundlegenden Gedanken über die veränderte Seekriegführung systematisches Vorgehen ermöglichten. Auch die neueren Seekriegsereignisse, der Chinesisch-Japanische und der Spanisch-Amerikanische Krieg, waren nicht geeignet, der Fortentwicklung moderner Seekriegführung wesentlich zu dienen, weil der Rahmen dieser Kämpfe zu wenig den Stärke- und Machtverhältnissen moderner Großmachtflotten entsprach. Bei Tsuschima endlich wurde zwischen zwei Großmächten um die Seeherrschaft gekämpft, bei Tsuschima standen sich hinreichend moderne Verbände von annähernd gleicher Stärke gegenüber, von dieser Schlacht darf man mit Fug und Recht einige Erfahrung für die moderne Seeschlacht erwarten.

Es muß hier gleich betont werden, daß die Geschichtschreibung über diesen Krieg noch sehr unvollständig ist. Das liegt nicht nur an dem geringen geschichtlichen Abstand, sondern auch an der Unzuverlässigkeit der beiderseitigen Berichterstattung. Zumal das japanische amtliche

Digitized by Google

Admiralsstabswerk erfüllt in keiner Weise die sonst von uns an derartige Veröffentlichungen gestellten Anforderungen. Für die folgenden Darlegungen ist aus verschiedenen Quellen der wahrscheinliche Gang der Ereignisse zusammengestellt worden. Auf historische Unanfechtbarkeit können und wollen sie keinen Anspruch erheben.

Der Russisch-Japanische Krieg hatte im Februar 1904 begonnen. Die russischen Seestreitkräfte in Ostasien hatten nicht vermocht, die Seeherrschaft zu gewinnen, das Gros in Port Arthur hatte sich im wesentlichen auf starre Defensive im Stützpunkt beschränkt und einen erheblichen Teil seiner Kräfte an Durchbruchsversuchen nach Wladiwostok nutzlos verblutet. Die Kreuzer in Wladiwostok hatten nach den Augustkämpfen ihre Tätigkeit als Handelszerstörer fast ganz einstellen müssen. Die den Japanern zugefallene Seeherrschaft war von den Russen tatsächlich nicht bedroht worden. Auf diese Seeherrschaft stützte Japan seine Unternehmungen auf dem Festlande. Am 2. Januar 1905 war Port Arthur gefallen. Inzwischen war in der russischen Ostsee ein II. Pazifisches Geschwader aufgestellt worden, zum Teil aus noch nicht vollendeten, zum Teil aus älteren Schiffen bestehend. Diesem neuen Verbande mußte nach der Kriegslage die Aufgabe zufallen, die Seeherrschaft in Ostasien zu gewinnen oder zum mindesten sie den Japanern streitig zu machen. Ein dauernd in Dienst befindlicher kriegsbereiter Verband, dem man diese schwere Aufgabe hätte übertragen können, war nicht vorhanden. Am 14. Oktober 1904 trat Vizeadmiral Rojestwenski mit dem größten Teil dieses neuen II. Geschwaders die Ausreise an, deren Durchführung trotz aller Schwierigkeiten eine glänzende seemännische Führerleistung bedeutet. Ratgeber der russischen Kriegsleitung hatten inzwischen die Aufstellung eines weiteren Verbandes unter dem Befehl des Konteradmirals Nebogatoff durchgesetzt. Dies III. Geschwader bestand nur aus veralteten Schiffen, so daß seine Zuteilung für Rojestwenski lediglich eine Behinderung, keine Stärkung seiner Kampfkraft bedeutete.

Nebogatoff hatte am 16. Februar 1905 Libau verlassen und war am 10. Mai in Port Dayot an der anamitischen Küste zu Rojestwenski gestoßen, der seit Mitte April in diesen Gewässern lag und Befehl erhalten hatte, die Flotte nach Wladiwostok zu führen, also die Vereinigung mit Nebogatoff abzuwarten. Von hier aus begann der eigentliche Kriegsmarsch, der dann zur Schlacht von Tsuschima führte.

Die Lage, der sich der russische Führer nach der Versammlung seiner Streitkräfte gegenüber sah, war nun folgende.

Der ganze Ausgang des Krieges hing davon ab, ob es Rojestwenski gelang, die Seeherrschaft in den ostasiatischen Gewässern zu gewinnen, zum mindesten die Seeherrschaft der Japaner zu erschüttern

Digitized by Google

oder nachdrücklich zu bedrohen. Bei der annähernd ausschließlichen Basierung der gesamten japanischen Landunternehmungen auf die Flotte mußte schon eine solche Störung des Kräfteverhältnisses zur See dem Kriege eine ganz andere Wendung geben. Bereits im Januar hatte Rojestwenski durch ein Telegramm — es war das vielgenannte Telegramm 244 — offenbar neue operative Weisungen erhalten, wie sie durch den Fall Port Arthurs und das Ende des I. Pazifischen Geschwaders erforderlich geworden waren. Und zwar war dem russischen Führer damals aufgegeben worden, die Seeherrschaft zu sichern und dadurch der Armee des Gegners die rückwärtige Verbindung abzuschneiden. Wenn seine Kräfte dazu nicht ausreichten, sollten ihm alle verfügbaren Kampfschiffe nachgesandt werden. Rojestwenski soll geantwortet haben: 1. er habe mit den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften keine Aussicht, die Seeherrschaft zu erkämpfen; 2. die für eine Verstärkung in Frage kommenden alten Schiffe würden nur eine Behinderung des II. Geschwaders bedeuten; 3. das einzige, das mit Aussicht auf Erfolg zu versuchen wäre, sei der Durchbruch mit den besten Streitkräften nach Wladiwostok, um von dort aus gegen die rückwärtigen Verbindungen des Gegners zu operieren.

Trotz dieser Entgegnung hatte Rojestwenski später in der Kamranh-Bucht an der anamitischen Küste den bereits erwähnten Befehl erhalten, die gesamte Flotte nach Wladiwostok zu führen, d. h. auf Nebogatoff zu warten und diese sogenannte Verstärkung, die eine Schwächung war, mitzunehmen. Die oberste Kriegsleitung war russischerseits wenig glücklich organisiert. Das II. Geschwader unterstand unmittelbar dem Zaren, war aber in allen Verwaltungsangelegenheiten auf das Marineministerium angewiesen. Das Marineministerium seinerseits übte neben seiner Verwaltungstätigkeit Kommandobefugnisse über alle in der Heimat und auf der Ausreise befindlichen Flottenteile aus, soweit diese nicht zum II. Geschwader gehörten oder sich noch nicht mit ihm vereinigt hatten. Durch das Aufzwingen des III. Geschwaders und das erwähnte Telegramm 244 riß das Marineministerium einen Teil der operativen Leitung an sich und band dem Admiral die Hände. Rojestwenskis Verantwortung war vergrößert, seine Selbständigkeit verringert. Indiskretion seitens des russischen Marineministeriums der Presse gegenüber hatte dafür gesorgt, daß die „Agence Havas" schon am 16. April berichten konnte, Rojestwenski habe Befehl, auf Nebogatoff zu warten. Der Gegner war also unterrichtet, sein Druck auf Frankreich machte dem Aufenthalt an der anamitischen Küste ein Ende.

Die japanische Flotte mußte sich in bester Verfassung und in vorbereiteter Stellung befinden. Schon im Herbst 1904 hatten die japanischen Schiffe mit Instandsetzungsarbeiten begonnen, der Fall von Port Arthur hatte

Digitized by Google

Japan auf dem Wasser nahezu gänzlich entlastet, so daß Schießausbildung und Übungen im Verbande mit Eifer betrieben werden konnten und eine einzig dastehende Vorbereitung für den neuen Kampf erreicht wurde. Das Nachrichtenwesen stand japanischerseits auf besonders hoher Stufe. Die oberste Kriegsleitung lag in den Händen des Kriegsrates, dem der Chef des Admiralstabes, der Marineminister, die übrigen Minister und die höchsten Offiziere des Großen Hauptquartiers angehörten. Die maßgebende Persönlichkeit blieb während des Krieges der Marineminister, die Befehlserteilung erfolgte durch den Admiralstab. Schon im Februar wurde ein Bewachungsdienst am Südeingang der Korea-Straße eingerichtet, und zur strategischen Aufklärung eine Kreuzerdivision, allerdings ohne Ergebnis, weit nach Süden vorgeschoben. Seit Ende März war die Vorpostenlinie Goto-Inseln—Quelpart—Montebello von japanischen Aufklärungsschiffen besetzt, die mit dem Küstennachrichtennetz in Verbindung standen. Das japanische Gros befand sich 140 sm hinter den äußersten Vorposten bei Masampho in einer Stellung, die ihm gestattete, dem Gegner auf dem Vormarsch nach Wladiwostok rechtzeitig entgegenzutreten, welchen Weg er auch wählen mochte. Der russische Führer wird genauere Einzelheiten über die Stellung seines Gegners nicht gekannt haben, denn die Japaner verstanden es sehr gut, ihre Absichten und Bewegungen zu verschleiern, und der russische Nachrichtendienst hat scheinbar wenig Glück gehabt. Rojestwenski vermutete das japanische Gros aber doch richtigerweise in der Korea-Straße bei Tsuschima. Bekannt war das materielle Stärkeverhältnis. (Vgl. die Kriegsgliederung S. 67.)

Es standen sich gegenüber:

(ohne Berücksichtigung der Wladiwostok-Kreuzer)

Russen		Japaner
14	gepanzerte Schiffe	13
8	davon Linienschiffe	4
3	= Panzerkreuzer	8
3	= Küstenpanzer	1
	Darauf:	
53	schwere Geschütze	51
130	mittlere Geschütze	164
	Im ganzen, einschl. der ungepanzerten Schiffe:	
53	schwere Geschütze	60
168	mittlere Geschütze	305

Eine überwältigende artilleristische Überlegenheit der Japaner war demnach keineswegs vorhanden, denn die ungepanzerten Schiffe konnten für den Ausgang der Schlacht nicht in gleichem Maße in Betracht kommen wie Linienschiffe und Panzerkreuzer. Außerdem waren die

Digitized by Google

der an der Schlacht von Tsuschima teilnehmenden Seestreitkräfte.

Russen.

Zahl	Schiffsgattung	Jahr des Stapellaufs	Geschwindigkeit	Verband	Führer	
4	Linienschiff	1901/02	18	1. Division	Vizeadmiral Rojestwenski	Flottenchef: Vizeadmiral Rojestwenski
2	Linienschiff	1891/94	15,5	2. Division	Konteradmiral v. Fölkersahm †	
1	Linienschiff	1898	18			
1	Panzerkreuzer	1885	16,5			
1	Linienschiff	1889	14	3. Division	Konteradmiral Nebogatoff	
1	Küstenpanzer	1893/96	16			
2	gr. gesch. Kreuzer	1900/03	19–24	Kreuzer-Abteilung	Konteradmiral Enquist	
1	Panzerkreuzer	1882/83	15–16			
1	kl. gesch. Kreuzer	1896	20	Aufklärungsabteilung	Kapitän I. Ranges Schein	
1	kl. ungesch. Kreuzer	1903	21			
1	kl. gesch. Kreuzer	1903	24			
1	Hilfskreuzer					
8	Hilfsschiffe			Troß		
9	Zerstörer		26			

Japaner.

Zahl	Schiffsgattung	Jahr des Stapellaufs	Geschwindigkeit	Verband	Führer		
4	Linienschiff	96/1900	18–18,5	1. Division	Vizeadmiral Misu	I. Geschwader Vizeadmiral Togo	Flottenchef: Vizeadmiral Togo
2	Panzerkreuzer	1902/03	19				
1	kl. gesch. Kreuzer	1898	22,5	3. Division	Vizeadmiral Dewa		
3	kl. gesch. Kreuzer	1902/03	20–22,5				
1	Tp. Kombt.	1894	21				
6	Panzerkreuzer	98/1900	20–21	2. Division	Konteradmiral Schimamura	II. Geschwader Vizeadmiral Kamimura	
2	kl. gesch. Kreuzer	1885	18	4. Division	Vizeadmiral Uriu		
1	kl. gesch. Kreuzer	1897	19,5				
1	kl. gesch. Kreuzer	1902	20				
1	kl. ungesch. Kreuzer	1900	20,5				
3	kl. gesch. Kreuzer	1889/91	16	5. Division	Konteradmiral Faketomi	III. Geschwader Vizeadmiral Kataoka	
1	Linienschiff	1882	14,5				
1	kl. gesch. Kreuzer	1883	17	6. Division	Konteradmiral Togo		
3	kl. gesch. Kreuzer	1890/95	19–20				
1	kl. ungesch. Kreuzer	1889	19,5				
1	Küstenpanzer		13	7. Division	Konteradmiral Yamada		
6	ungesch. Kreuzer u. Kanonenboote						
7	Hilfskreuzer			Hilfskreuzergeschwader	Konteradmiral Ogura		
21	Zerstörer			in 5 Halbflottillen			
64	Torpedoboote			in 16 Halbflottillen			

Digitized by Google

schwersten Kaliber über 25 cm bei den Russen stärker vertreten, nämlich 41 gegen 26 auf japanischer Seite. Nach der Skala, die der Engländer Jane für den Gefechtswert von Schiffen aufgestellt hat, verhielt sich die japanische Flotte zur russischen wie 11,6 : 9,2. Die japanischen Verbände waren einheitlicher zusammengesetzt, ihre Schiffe im allgemeinen besser geschützt und besser ausgerüstet. Besonders ist zu bemerken, daß die russische Munition nicht auf der Höhe stand, Fernrohrvisiere vielfach fehlten, die Schiffe nicht genügend gegen Brandwirkung geschützt waren.

Die russischen Schiffe hatten an der Küste von Anam bis 13. Mai ihre Kessel gereinigt und Kohlen genommen. Am 14. Mai mußte das französische Küstengebiet verlassen werden.

Die operativen Entschließungen, die diese hier absichtlich etwas ausführlicher gezeichnete Lage von dem russischen Führer forderte, mußten — das darf wohl ohne Einschränkung gesagt werden — offensiv sein. Denn seine Aussichten für den unvermeidlichen Kampf konnte Admiral Rojestwenski durch nichts mehr verbessern, auch nicht durch einen wohlgelungenen Durchbruch nach Wladiwostok. Die dort befindlichen Kreuzer stellten zu geringe Gefechtswerte im Vergleich zu der ganzen Flotte dar. Die Ausrüstung des Stützpunktes selbst ließ in jeder Weise zu wünschen übrig. Die russischen Besatzungen wären dort mit Sicherheit wieder erschlafft. In der Offensive waren selbst die alten Schiffe Nebogatoffs noch zu verwerten, sei es für eine Diversion, sei es in taktischer Sonderverwendung. Beim Durchbruch mußten sie — zumal wenn der Befehl ausdrücklich auf Überführung der ganzen Flotte lautete — mitgenommen werden und bedeuteten dann in der Tat eine ernsthafte Behinderung. Offensives, kühnes Vorgehen mit dem einzigen Ziel, den Gegner so stark zu schädigen, wie nur irgend möglich, hätte wohl ohne Zweifel an der japanischen Seeherrschaft gerüttelt und sogar Aussichten gehabt, sie zu erschüttern. Was das für den ganzen Krieg bedeutet hätte, ist schon kurz gesagt worden.

Admiral Rojestwenski hat trotz alledem seine Aufgabe im Durchbruch nach Wladiwostok gesehen, in erster Linie wohl unter dem Druck des genannten telegraphischen Befehls, aber auch beeinflußt von seiner pessimistischen Einschätzung der eigenen Streitkräfte und scheinbar ohne ganz klare Vorstellung von den taktischen Möglichkeiten eines solchen Durchbruchs.

Der verhängnisvolle strategische Fehler, die Offensive gegen den seebeherrschenden Gegner von vornherein aufzugeben, um den Durchbruch in eine neue Defensivstellung zu versuchen, — dieser Fehler, einerlei ob er in Petersburg oder auf der Brücke des „Suworoff" gemacht wurde, ist ein sehr wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Anlaß zu der vollständigen Niederlage der Russen geworden.

Digitized by Google

Admiral Rojestwenski hatte immerhin Grund, den Gefechtswert seines Verbandes nicht sehr hoch einzuschätzen. Es fehlte jede solide Friedensausbildung; auch unter den Offizieren befanden sich viele mangelhafte und sogar schlechte Elemente; die Mannszucht begann unter dem Einfluß der revolutionären Nachrichten aus der Heimat und unter dem Druck der trostlosen Wartezeit an der anamitischen Küste bedenklich zu weichen und mit ihr die Zuversicht der Besatzungen. Der Admiral selbst war ein schwerblütiger Mann, der wohl in heroischer Standhaftigkeit viel Schweres auf sich nahm, aber die Last auch sehr schwer trug.

Der japanische Führer hingegen wurde getragen von eigener Kriegserfahrung, von der Begeisterung seiner siegreichen Leute und der Gewißheit, leidlich, vielfach sogar gut durchgebildete Streitkräfte von höchster Zuverlässigkeit zu befehligen. So war Admiral Togo in jeder Weise im Vorteil.

•

Die russische Flotte, die am 14. Mai Port Dayot verlassen hatte, nahm am 18. in See Kohlen über und detachierte dann am 21. und 22. Mai ihre Hilfskreuzer „Kuban" und „Terek" zum Handelskrieg nach der japanischen Ostküste. Die Kreuzer führten ihren Befehl so mangelhaft aus, daß ein Erfolg gar nicht eintreten konnte.

Am 23. Mai wurden noch einmal Kohlen genommen, auf der Höhe der Yangtse-Mündung. Der Admiral gab bekannt, daß diese Kohlenübernahme voraussichtlich die letzte sei, die Kohlenschiffe würden danach nach Schanghai entlassen. Die Schiffe Rojestwenskis hatten jetzt erheblich mehr Kohlen an Bord, als sie für den direkten Weg nach Wladiwostok brauchten. Das war wegen des Tieferfallens des Panzers und der verringerten Stabilität ein Nachteil; der Admiral sah sich jedenfalls veranlaßt, angesichts der häufig ganz unzuverlässigen Bestandsmeldungen mit einer großen Sicherheit zu rechnen.

Drei Wege standen dem russischen Führer von der Yangtse-Mündung ab offen: zwei östlich um Japan herum, durch die La Perouse- und durch die Tsugaru-Straße, und einer durch die Japanische See. Dieser war der kürzeste, ihn wählte Rojestwenski. Die Ankunft der Kohlendampfer in Schanghai gab dem Gegner einen wichtigen Anhaltspunkt mehr über den russischen Vormarsch. Welche Vorteile die östlichen Wege dem russischen Führer vielleicht geboten hätten, wenn einmal der Durchbruch und nicht der Kampf im Vordergrunde stand, soll hier nicht erwogen werden.

Für den japanischen Führer war die ganze Lage wesentlich einfacher. Er konnte für alle Möglichkeiten der gegnerischen Entscheidung die Stellung auf der inneren Linie einnehmen. Das engbegrenzte Gebiet schränkte diese Möglichkeiten ohnehin ein, Nebogatoffs Eintreffen

Digitized by Google

bei der Flotte und das Detachieren der Kohlenschiffe nach Schanghai gaben weitere Handhaben, um die Absichten des russischen Admirals zu erraten. Togo konnte nach allen Nachrichten mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß die russische Flotte den Weg durch die Korea-Straße nehmen würde. Er hat für diesen Fall einen bis ins einzelne gehenden Gefechtsplan ausgearbeitet, wie es sonst im Seekriege nicht möglich ist.

Die Dislokation der japanischen Streitkräfte am Tage vor der Schlacht, also am 26. Mai 1905, war folgende:

1. Vorpostenlinie: Montebello—Quelpart—Goto;
2. Vorpostenlinie: 40 sm hinter der ersten, Port Hamilton—Ukoschima;
3. Vorpostenlinie: Tsuschima—Korea-Küste.

Gros: 140 sm hinter der 1. Vorpostenlinie, in Chinkai-Bucht und Douglas Inlet.

Die russische Flotte marschierte in dreireihiger Formation, die Transporter in der Mitte, eine schwache Marschsicherung aus kleinen Kreuzern vor der Spitze. Die Nacht vom 25. zum 26. Mai war unsichtig, auch am 26. klarte es nicht auf, am 27. früh herrschte leichter Nebel, der Wind wehte mit Stärke 5 bis 6 aus WSW. Der russische Führer wollte die Korea-Straße östlich der Insel Tsuschima passieren. 4^{25} morg. am 27. Mai gewann der japanische Hilfskreuzer „Schinano Maru" aus der beweglichen 1. Vorpostenlinie Fühlung am russischen Gros und meldete Kurs und Kartenquadrat durch Funkentelegraphie nach rückwärts. (Die Seekarte des Kriegsgebietes war zur Vereinfachung des Meldedienstes und der Befehlserteilung in kleine numerierte Quadrate eingeteilt.)

6^{45} nahm die 2. Vorpostenlinie die Fühlung ab, der Kreuzer „Izumi" meldete durch Funkspruch Formation und Kurs des Gegners und hat dann bis zum Beginn des Gefechtes offenbar an Steuerbord, also südlich, Fühlung gehalten. Die ganze 2. Vorpostenlinie machte auf das Signal von „Izumi" hin kehrt und steuerte mit konvergierenden Kursen die Tsuschima-Straße an. Einen Versuch, die japanischen Fühlunghalter abzuschütteln, hat Rojestwenski nicht unternommen, auch wurde der Funkspruchverkehr der japanischen Aufklärung nicht gestört, obwohl ein Hilfskreuzer mit besonders starken Apparaten zur Verfügung stand und man die Funksprüche der Japaner schon seit dem Abend des 26. auf russischen Schiffen empfangen hatte. Die schwache Vorhut wurde sogar noch zur Deckung der Transporter zurückgezogen, nur zwei kleine Kreuzer standen vorlich an jeder Seite der Marschformation. Erst das Zusammentreffen mit der 2. Vorpostenlinie war von den Russen erkannt worden.

Digitized by Google

Um 8° ließ Admiral Rojestwenski in Erwartung der Schlacht Toppflaggen heißen. Auf die Fühlunghalterſignale hin lief 5^{44} zunächſt das aus leichten Aufklärungsſchiffen beſtehende III. japaniſche Geſchwader — Vizeadmiral Kataoka — von einer Poſition bei Tſuſchima dem anmarſchierenden Feinde entgegen und nahm gegen 10° vorm. an Backbord, alſo nördlich vor der ruſſiſchen Spitze, in einem Abſtande von 4 bis 5 sm Fühlung. Bei dieſen Kreuzern Kataokas befanden ſich auch mehrere Torpedoboots-Halbflottillen. Die zum I. japaniſchen Geſchwader gehörige 3. Diviſion — Vizeadmiral Dewa mit vier leichten Aufklärungsſchiffen — hatte bei den Goto-Inſeln die Fühlunghalterſignale von „Schinano Maru“ und „Izumi“ bekommen und nahm kurz nach 10° vorm. Fühlung am ruſſiſchen Gros, und zwar an Steuerbord, alſo ſüdlich, in 4 bis 5 sm Abſtand.

Auch dieſe 3. Diviſion hatte eine Zerſtörer-Halbflottille bei ſich. Gegen 10° vorm. war die ruſſiſche Flotte ſomit von fühlunghaltenden leichten Streitkräften ſo umgeben, daß dem japaniſchen Führer keine Bewegung mehr entgehen konnte.

Das japaniſche Gros erhielt die erſten Nachrichten über den Gegner ohne Verzögerung und lichtete 5^{05} Anker. Es lagen das I. und II. Geſchwader mit 3 Linienſchiffen, 8 Panzerkreuzern und 5 kleinen Kreuzern im Douglas Inlet, das Flottenflaggſchiff „Mikaſa“ in der Chinkai-Bucht. Die Panzerkreuzer ſind auf japaniſcher Seite nur in der Linie verwendet worden. Beim Gros befanden ſich zunächſt vier Zerſtörer-Halbflottillen und drei Torpedoboots-Halbflottillen. Die Verbände liefen ſofort aus und nahmen Kurs auf die Nordſpitze der Inſel Tſuſchima, dann quer über die Korea-Straße nach Oſten; die Kreuzer blieben am Schluß der Marſchformation. Admiral Togo muß ſich des programmäßigen Verlaufs der Schlacht ſehr ſicher gefühlt haben, da er trotz des recht unſichtigen Wetters mit ſtrichweiſem Nebel auf jede unmittelbare taktiſche Aufklärung verzichtete. Die Torpedoboote des Gros wurden gegen 9^{45} in die Miura-Bucht detachiert, wohl mit Rückſicht auf den in der Korea-Straße zunehmenden Seegang. Vier Zerſtörer-Halbflottillen begleiteten die Bewegungen des japaniſchen Gros in erheblichem Abſtand, etwa 5 bis 6 sm. Gegen 10° vorm. ließ Admiral Rojeſtwenski, als die nördlichen Fühlunghalter geſichtet wurden, eine neue Formation einnehmen: Linienſchiffe und große Kreuzer in Kiellinie, dabei zwei Zerſtörer, die Hilfsſchiffe an Steuerbord achteraus geſtaffelt, ihrerſeits auch in Kiellinie und von drei kleinen Kreuzern mit drei Zerſtörern gedeckt. Ein Panzerkreuzer ſtand an Steuerbord des Troſſes, zwei kleine Kreuzer mit je zwei Zerſtörern an Steuerbord der eigentlichen Kampflinie. Eine Gefechtsformation war dies nicht, die Kreuzer waren bis auf zwei durch die Sorge um die Troßſchiffe ihrer normalen

Digitized by Google

Gefechtsaufgabe — Abdrängen der Fühlunghalter und eigene Aufklärung — entzogen. Die Zerstörer sollten teilweise sich bereithalten, die Admirale im Notfalle von ihren Flaggschiffen auf andere zu überführen. Von einer Absicht, sie offensiv zu verwenden, ist nichts bekannt geworden. Der Übergang in diese Formation dauerte rund $1^1/_2$ Stunden, kurz vor 12^0 wurde dann eine Fahrt von 9 sm aufgenommen. Gegen 11^{30} wurden einige Schüsse mit den südlichen Fühlunghaltern gewechselt. Gegen 12^0 standen sowohl die südlichen wie ein Teil der nördlichen Fühlunghalter vor der Spitze der russischen Flotte, bereit, die Verbindung mit dem anmarschierenden japanischen Gros herzustellen.

12^{25} ging Rojestwenski nach dem Passieren der Südspitze von Tsuschima auf Kurs N 23° O, den Kurs nach Wladiwostok. Der russische Admiral hat dann in der Befürchtung, es könnten Treibminen in seiner Kursrichtung gelegt werden — er muß den Fühlunghaltern diese Absicht zugetraut haben —, die 1. Division seiner Linie nach Steuerbord herausgezogen. Er wollte sie durch Schwenkung mit folgender Rückwendung in eine breite Formation bringen, dieser Übergang mißglückte jedoch und der Erfolg war, daß die 1. Division Steuerbord vorlich von dem Rest der Linie stand. Die Verwendung von Treibminen war wenig wahrscheinlich, da derartige Minen auch für die Partei, die sie legt, von unberechenbarer Gefahr sind. Die Abwehr von Minenlegern irgendwelcher Art ist aber ebenso wie die Abwehr von Torpedobooten Sache der Kreuzer, nicht der Kampflinie selbst. Jetzt rächte es sich auch in anderer Hinsicht, daß die Russen keine Kreuzer vorn hatten: der Admiral war ohne jede Nachricht über den Abstand vom Gegner. Während er noch versuchte, die Linie wieder als einfache Gefechtskiellinie zu formieren, kam 1^{45} nachm. das japanische Gros bereits in Sicht. Noch wehte für den Rest der ursprünglichen Linie das Signal: „2. Division sich ins Kielwasser der 1. setzen", die Gefechtslinie war also noch nicht hergestellt; erst jetzt erhielt die aus den Troßschiffen und fast allen Kreuzern gebildete Abteilung Enquist Befehl, sich von der Kampflinie nach Steuerbord zu entfernen, gleichzeitig aber gab der Admiral den leitenden Gedanken seiner bisherigen Dispositionen, den taktischen Durchbruch, auf mit dem Befehl Kurs N 50° O. Dieser Kurs konnte zunächst nicht nach Wladiwostok, er mußte zum laufenden Gefecht führen.

Das japanische Gros stand zu diesem Zeitpunkte keineswegs in einer taktisch überwältigenden Stellung. Es lag, quer über die Korea-Straße zurückkommend, westlichen Kurs an und hatte, wie bereits erwähnt, ebenfalls keine Kreuzer vor der Spitze, nur zwei ungeschützte Wiederholer bei sich. Nach einem kurzen Vorstoß in südwestlicher Richtung, der wahrscheinlich der Orientierung des Führers dienen sollte und dann auch als

Digitized by Google

ein bedenklicher Notbehelf anzusprechen wäre, schwenkte Admiral Togo nach NW ab, um die gewünschte Anfangsentfernung herzustellen. Beim gegenseitigen Sichten hatte der Spitzenabstand rund 100 hm (10 km) betragen, bei dem südwestlichen Vorstoß nahm die Entfernung unerwünscht schnell ab. Durch eine große Schleife brachte Togo seine Linie von vier Linienschiffen und acht Panzerkreuzern auf östlichen Kurs und lag nun erst zum Gefecht entwickelt auf konvergierendem Kurse an Backbord-Seite der russischen Linie, die das Zusammenziehen der getrennten Divisionen noch nicht vollendet hatte, so daß sich einzelne Schiffe noch überdeckten. Die Spitzenentfernung betrug bei Eröffnung des Feuers etwa 60 hm (6000 m). Diese japanische Anfangsstellung war nicht das, was man eine vorliche Stellung nennt, aber sie konnte es mühelos werden durch die um etwa 5 sm höhere Gefechtsgeschwindigkeit der Japaner. Auf diesen Geschwindigkeitsüberschuß war offenbar Togos einleitendes Manöver aufgebaut, die Entblößung der feindlichen Linie von Kreuzern und ihre Unhandlichkeit kamen ihm zur Hilfe und schufen eine entscheidende Anfangsstellung zum laufenden Gefecht, aus der heraus die schneller laufende japanische Linie bald große artilleristische Vorteile ziehen mußte. Zwar hatten die Russen das Feuer schon eröffnet, als die Japaner noch in der Schwenkung lagen — eine Situation, die bei gleichwertigen Gegnern leicht zu einer starken Erschütterung des Schwenkenden hätte führen können —, aber die Japaner schossen, nachdem sie ihrerseits erst auf dem Gefechtskurse das Feuer eröffnet hatten, schneller und präziser, bei den Russen dagegen waren wegen des erwähnten unglücklichen Formationsüberganges noch nicht alle Geschütze im Feuer, und einige Schiffe überdeckten sich, als Togo schon mit hoher Fahrt die Überflügelung anstrebte, vor der sich die langsamere Linie nur durch wiederholtes Abdrehen retten konnte. Dabei ermöglichte es die vorliche Stellung dem japanischen Führer, das Feuer in immer wirksamerer Weise auf die russische Spitze zu vereinigen. Inzwischen hatten sämtliche Kreuzerdivisionen der Japaner hinter den Schlußschiffen des eigenen Gros herum ausholend einen Vorstoß gegen die russische Kreuzer- und Troßabteilung unternommen, wie der vorher ausgegebene Gefechtsplan es vorsah. Bei dem japanischen Gros blieb außer dem ungeschützten Wiederholer „Chi haya" kein kleiner Kreuzer, der russische Torpedobootsangriffe hätte abwehren können; vielleicht hat der japanische Admiral den absoluten Mangel an Offensivgeist bei den russischen Zerstörern gekannt oder richtig eingeschätzt, einem anderen Gegner gegenüber würde dieser vollständige Verzicht auf leichte Kreuzer sehr bedenklich gewesen sein. Aber auch auf die Verwendung von Torpedobooten in der rangierten Schlacht hat Admiral Togo verzichtet. Auch dies hat wohl seinen Grund in dem auf ganz spezielle Verhältnisse zugeschnittenen,

Digitized by Google

etwas schematischen Gefechtsplan, teilweise aber auch in dem für die kleinen Torpedoboote recht ungünstigen Wetter. Man muß aber auch annehmen, daß der japanische Admiral den eigenen Torpedobooten keine sehr große Offensivkraft zugetraut hat, da er auch die großen Boote, die Zerstörer, nur gegen bereits schwer erschütterte Streitkräfte ansetzte und sie in der Nacht vor der Schlacht ganz zurückhielt, wo sich eine vorbereitende Wirkung größeren Umfanges mit ziemlicher Sicherheit hätte erzielen lassen. In der Tat waren die bisherigen Leistungen der Boote, besonders ihre Schießleistungen, auch nicht auf der Höhe.

2^{25} nachm. schor die Nr. 5 der russischen Linie „Oljabja" schwer beschädigt aus und kenterte 3^{10}. Die japanische Artillerie errang schnell die ausschlaggebende Überlegenheit, während die Kampfkraft der Russen an vielen Stellen vollständig zusammenbrach. Viele äußere Umstände halfen den Japanern; die russischen Schiffe, schwarz mit gelben Schornsteinen, hoben sich besser ab als die graugrünen der Japaner; Togo hatte die günstige Windstellung, seine Geschütze wurden infolgedessen durch den Pulverqualm und Rauch weniger behindert; die russischen Schiffe mit ihrer großen Kohlenladung lagen unruhiger in der See und beeinträchtigten dadurch das Abkommen der Geschütze. Sehr groß war die Massenwirkung des japanischen Granatfeuers, sie besonders wirkte moralisch niederschmetternd auf die russischen Besatzungen. 2^{55} nachm. schor das russische Flaggschiff „Knjäs Suworoff", von dem aus Rojestwenski die Linie an der Spitze führte, schwer beschädigt aus und blieb gefechtsunfähig liegen, der Admiral selbst wurde mehrere Male verwundet. Das zweite Schiff der russischen Linie „Alexander III." drehte nach Norden ab, die Japaner folgten mit einer Wendung der 1. und Schwenkung der 2. Division, so daß sich ein neues laufendes Gefecht auf nordwestlichem Kurse entwickelte. Damit begann ein zweiter Gefechtsabschnitt im Kampf der Hauptgeschwader. „Alexander III." hat vielleicht versuchen wollen, die russische Linie hinter der japanischen vorbeizuziehen, um jene zu enfilieren. Der sofortige Gegenzug Togos und die Handlichkeit seiner Verbände vereitelten jedenfalls solchen Versuch.

Nach dem japanischen Admiralstabswerk hat die russische Linie nach Steuerbord wieder auf SO-Kurs zurück und später weiter bis auf nördlichen Kurs gedreht. Dies würde das taktische Verhalten der japanischen 2. Division rechtfertigen, die zunächst weiterlief und durch späte Schwenkung auf nordwestlichen Kurs in größeren Abstand von ihrer 1. Division geriet. Die Quellen gehen über den Verlauf dieses zweiten Gefechtsabschnittes sehr auseinander. Wahrscheinlich haben sich beide Linien zu erneutem laufendem Gefecht auf nordwestlichem Kurse entwickelt, so daß bald infolge der überlegenen japanischen Geschwindigkeit die alte taktische Lage wiederhergestellt war. Auf beiden Parteien kamen neue Gefechts-

Digitized by Google

seiten ins Feuer, die russische Linie bestand aber nur aus sechs Schiffen gegenüber zwölf japanischen. Nebogatoff war nämlich mit seiner Division der Schwenkung nach Norden nicht gefolgt, auf ihn wird der Bericht bei den Kreuzerkämpfen zurückkommen. Die russische Linie drehte wieder, um der Überflügelung auszuweichen, stetig nach Backbord, also nach Westen und Südwesten ab und litt stark unter dem konzentrischen Feuer des Gegners. Die Rauch- und Qualmbehinderung war jetzt beiderseits sehr groß. Die russische Linie hat anscheinend schließlich so hart nach Backbord weitergedreht, daß sie über Süd auf östlichen Kurs kam und die japanischen Divisionen trotz ihrer Geschwindigkeit auf dem äußerem Bogen nicht folgen konnten, vielmehr 3^{42} nachm. durch eine Kehrtwendung sich wieder in eine vorliche Position auf südöstlichen Kurs zu setzen bestrebten.

Nach dem japanischen Bericht haben die Russen von dem erwähnten Südostkurs nach Ausfall des „Suworoff" aus einen Kreis nach Steuerbord geschlagen und einen Durchbruch nach Norden versucht, worauf die japanische Linie ihnen den Weg verlegte. Wie die Einzelheiten auch gewesen sind, es steht fest, daß dieser Abschnitt der Schlacht ein weniger charakteristisches Gepräge hatte als der erste: die gegenseitigen Beobachtungen waren erheblich ungenauer, der Zusammenhalt der Verbände auf beiden Seiten gelockert, freilich bei den Russen in ungleich höherem Maße. Die Japaner verloren in dem unsichtigen Wetter jetzt sogar zeitweise die Fühlung mit dem Gegner, und auch ihre eigenen Divisionen trennten sich in der allgemeinen Bewegung nach Süden. Gegen 4^{15} nachm. war die Fühlung mit dem Gegner ganz verloren gegangen, der in fortschreitender Auflösung zunächst weiter südlich steuerte und sich damit jenem Punkte wieder näherte, wo „Suworoff" außer Gefecht gesetzt war und Nebogatoff Anschluß an die Kreuzerkämpfe gewonnen hatte. Diese Kreuzerkämpfe hatten sich von der Stelle, an der sich die russische Kreuzer- und Troßabteilung vom Gros loslöste — es war dies gegen 1^{45} nachm. gewesen —, auf einem ungefähren Kurse N 75° O nach der eben erwähnten Gegend zu bewegt, wo „Suworoff" lag. Admiral Enquist, der Führer dieser Abteilung, konnte sich zu einer entschlossenen Abwehr der japanischen Kreuzer nicht aufraffen; er hatte seine Formation äußerst unglücklich gewählt — zweireihig, und die kampffähigen Schiffe nicht geschlossen —, eine Verständigung mit dem Troß über Gefechtsabsichten war nicht möglich, weil diese Schiffe das Gefechtssignalbuch nicht besaßen. Durch die Berührung des Kreuzerkampfes mit dem Kampffeld der Hauptgeschwader wurde Nebogatoff veranlaßt, gegen die japanischen Kreuzer vorzugehen, auch war dies vielleicht für das Spitzenschiff der russischen Linie, „Alexander III.", mit ein Grund, nach Norden abzuschwenken, weil eben nach Süden kein Platz war.

Digitized by Google

Nach der japanischen Darstellung hat die Division Nebogatoff die Bewegungen der russischen Linie zunächst noch weiter mitgemacht und ist erst 4^{40} nachm. in die Kreuzerkämpfe hineingeraten. Nebogatoff selbst will sofort nach dem Ausfall des „Suworoff", d. h. etwa 3^{0} nachm. gegen die japanischen Kreuzer vorgegangen sein. Der Kreuzerkampf verlief im übrigen in einem großen Durcheinander, das sich längere Zeit ziemlich auf der Stelle hielt, bis sich gegen 5^{30} nachm. die Gegner trennten, beide auf nördlichen Kursen und dennoch ohne Fühlung. Auch die Japaner hatten Verluste zu verzeichnen, zwei Flaggschiffe (die der Admirale Dewa und Uriu, kleine Kreuzer „Kasagi" und „Naniwa") mußten den Kampfplatz verlassen und unter Schutz der japanischen Küste laufen. Zeitweise griff auch die japanische 2. Division, also die Panzerkreuzerdivision des Gros, in den Kampf ein. Diese 2. Division suchte mit der 1. gleichzeitig, aber getrennt von ihr, nach dem russischen Gros, ohne es zu finden. Die 1. japanische Linienschiffsdivision unter Togos Führung brachte den in den Kreuzerkämpfen beschädigten Hilfskreuzer „Ural" 5^{40} zum Sinken und gewann auf nördlichem Kurse gegen 6" wieder Fühlung mit dem russischen Gros, mit dem bis gegen 7^{30} gekämpft wurde. Hierüber folgen noch weitere Angaben. Erst nach Sonnenuntergang haben sich beide Divisionen des japanischen Gros wieder vereinigt und dann gemeinsam den befohlenen Sammelplatz Ullondo angesteuert.

In der Schilderung der Ereignisse muß jetzt zunächst etwas zurückgegriffen werden.

2^{55}, am Ende des ersten Gefechtsabschnittes, war das russische Flaggschiff „Suworoff" ausgeschoren und gefechtsunfähig liegen geblieben. Das Schiff wurde von dem nach Norden abschwenkenden japanischen Gros noch mit Feuer überschüttet und dann nacheinander von einem Kreuzer, zwei Zerstörer-Halbflottillen und einer Torpedoboots-Halbflottille angegriffen. Das Schiff hat sich tapfer gewehrt und blieb noch schwimmen. Dies sind die einzigen Torpedobootsangriffe bei Tage, von denen greifbares verlautet, im übrigen sind die Boote in der Tagschlacht nicht kämpfend in die Erscheinung getreten, obwohl die Entfernung der Gefechtslinien häufig recht gering war.

Gegen 5^{30} näherte sich der Rest der 1. und 2. Division des russischen Gros dem mehrfach erwähnten „Suworoff"-Punkt, so daß jetzt fast alle russischen Streitkräfte wieder versammelt waren, wenn auch vorläufig noch in mehr oder weniger regellosen Haufen. Zu gleicher Zeit wurde der schwer verwundete Admiral Rojestwenski auf das Torpedoboot „Buini" umgeschifft. Angenommen, daß die Umschiffung des verwundeten Führers von Wert für den Fortgang der Schlacht gewesen wäre, so hätte sie

Digitized by Google

viel früher erfolgen müssen. Aber die Torpedoboote hatten sich mit der Bergung der Mannschaft von „Ossljabja“ aufgehalten, eine menschlich verständliche, in der Seeschlacht aber gänzlich verfehlte Maßnahme. Der Zweite Admiral des Geschwaders Rojestwenski, Konteradmiral v. Fölkersahm, dessen Flagge auf „Ossljabja“ geweht hatte, war seit zwei Tagen tot, sein Tod war nicht bekanntgegeben worden. Die Führung hätte nach Rojestwenskis Ausfall ohne weiteres auf den Chef des III. Geschwaders, Konteradmiral Nebogatoff, übergehen müssen. Nebogatoff ordnete aber nichts an und beschränkte sich zunächst darauf, den ausgefallenen Kommandanten seines Flaggschiffs „Nicolai I.“ zu ersetzen. Die russischen Schiffe entwickelten sich zwischen 5^{30} und 6^{0} nachm. aus dem Knäuel auf nördlichem Kurse und in veränderter Reihenfolge. „Suworoff“ mußte liegen bleiben, wurde später noch einmal von japanischen Torpedobooten angegriffen und ist gegen 7^{0} gesunken. Das Linienschiff „Borodino“ führte, Nebogatoffs Flaggschiff fuhr als Nr. 3; „Alexander III.“ war schwer beschädigt und folgte den fünf anderen Linienschiffen in größerem Abstande, noch weiter zurück schloß sich der Rest des Gros an. Die Kreuzerabteilung mit den Schiffen des Trosses, die noch bewegungsfähig waren, und die Torpedoboote folgten etwas an Backbord achteraus gestaffelt. Ein einziger kleiner Kreuzer, „Ismrud“, war in der Nähe der Spitze. Dies war die letzte Gelegenheit, den Rest der russischen Flotte neu zusammenzufassen, aber Nebogatoff versagte, und der Stab des bisherigen Führers versagte ebenfalls. Von dem besinnungslosen Admiral wurde ein Befehl „erwirkt“, und das Torpedoboot „Buinii“ machte, an der Formation aufdampfend, das Signal: „Admiral Rojestwenski ist an Bord des Torpedobootes, Admiral Nebogatoff übernimmt das Kommando, Kurs N 23° O“.

Die japanischen Kreuzerverbände hatten — wie gesagt — die Fühlung mit dem Gegner verloren, obwohl auch sie nördliche Kurse steuerten. Von einer Verfolgung war hier keine Rede, es wurde lediglich der planmäßig für den nächsten Morgen vorgesehene Sammelplatz angesteuert. Nur einige Gelegenheitsunternehmungen gegen den „Suworoff“ und ein ebenfalls bewegungsunfähiges Troßschiff sind zu verzeichnen.

Zu dieser Zeit, gegen 6^{0} abds., hatte Togo mit seiner ersten Linienschiffsdivision, ebenfalls nördlichen Kurs steuernd, mit den ersten sechs russischen Linienschiffen Fühlung gewonnen und das bereits erwähnte Gefecht eröffnet. Nach dem japanischen Bericht hat sich daran von etwa 7^{0} ab auch die zur Versammlung mit Togo strebende 2. Division beteiligt. Die russischen Schiffe hielten sich wacker; „Alexander III.“, auf den sich als letzten und in großem Abstand fahrenden die Konzentration des von achtern auflaufenden Gegners richtete, ging tapfer kämpfend 7^{7} unter.

Digitized by Google

„Borodino", das Spitzenschiff, hatte bald Feuer an Bord und sank infolge einer Explosion 7²³. Danach brach Togo das Gefecht ab und drehte nach Osten, um den Torpedobootsangriffen Platz zu machen. Es war dies kurz vor Sonnenuntergang. Bald darauf vereinigte sich die japanische 2. Division (die der Panzerkreuzer) wieder mit Togo.

Die russische Linie hatte vor der drohenden Überflügelung im Gefecht wieder nach Backbord abdrehen müssen und ging jetzt auf den alten Kurs N 23° O. Alle japanischen Streitkräfte erhielten durch Funkentelegraphie und Depeschenkreuzer Befehl zum Räumen des für Torpedobootsangriffe vorgesehenen Gebiets und zum Sammeln am nächsten Morgen bei Ullondo. „Damit war die Tagschlacht beendet", sagt Togo in seinem Bericht. Dies plötzliche Abbrechen der an sich nur lässig betriebenen Verfolgung und die Aufgabe jeder Fühlung mit dem Gegner trotz beabsichtigter Torpedobootsverwendung erscheint nicht recht zweckmäßig, aber der Schlachtplan trat hier wohl wieder in seine Rechte.

Tatsächlich war hiermit aber das Ende der rangierten Schlacht gekommen; was noch folgt, sind Torpedobootsangriffe und Einzelaktionen. Der japanische Führer hatte weder in der Vorbereitung, noch in der Durchführung der Schlacht alle Kampfmittel ausgenutzt, die ihm zur Verfügung standen; es muß ihm zugestanden werden, daß er seinen Gegner richtig eingeschätzt hat, aber er durfte wohl auch nur diesem Gegner gegenüber so verfahren.

In mehr als einer Lage hätten energische Führung und mehr Zuversicht und Kampfesfreude auf russischer Seite einen derartig überwältigenden und verhältnismäßig leicht erkauften Erfolg erheblich in Frage zu stellen vermocht. Von ganz besonderer Bedeutung waren für Togo der Geschwindigkeitsüberschuß seiner Linie und die tüchtige Exerzierausbildung, die seine Verbände so handlich machte. Dazu kam die Siegeszuversicht und die durch keine Afterkultur angekränkelte Kampfesfreude der japanischen Besatzungen, die Togos Signal beim Sichten des Gegners: „Aufstieg oder Untergang des Reiches hängt ab von dem Ausgang dieses Kampfes. Darum tue jedermann bis zum äußersten seine Pflicht", mit heller Begeisterung aufgenommen hatten. Auf russischer Seite lähmten Pessimismus, Gleichgültigkeit und die slawische Veranlagung zum Fatalismus den Rest der Tatkraft und Mannhaftigkeit. Die Russen haben sich, hoch und niedrig, selbst aufgegeben, ehe der Schlachtengott sie aufgegeben hatte. Da war ihnen nicht mehr zu helfen.

Als gegen Sonnenuntergang Admiral Nebogatoff die russische Linie wieder auf den alten Kurs N 23° O brachte — er befand sich jetzt an der Spitze der Formation —, hatten Wind und See abgenommen. Die Nacht wurde dunkel, aber sichtig, ohne Mond. Gegen 8° standen die japanischen Torpedoboote klar zum Angriff in weitem Umkreis um

Digitized by Google

die russische Marschroute verteilt: fünf Zerstörer-Halbflottillen und sechs Torpedoboots-Halbflottillen von Norden über Osten bis Süden, der Rest — sechs Torpedoboots-Halbflottillen — zunächst noch unter der Küste von Tsuschima. Eine Mitwirkung japanischer Kreuzer ist nicht erkennbar, ebensowenig ein systematisches Vorgehen der verschiedenen Gruppen nach einheitlichem Plan oder auch nur ein Fühlunghalten an dem einmal gefundenen Gegner. Die russische Linie hatte wieder nur einen kleinen Kreuzer — „Isumrud" — an ihrer Spitze. Die Kreuzerabteilung stand unentwegt bei dem Troß Backbord achterlich von der Formation. Die russischen Torpedoboote waren zerstreut, überlastet mit Geretteten und vielfach beschädigt. Gegen 8^{30} begannen die japanischen Torpedobootsangriffe, angeblich noch bei Tageslicht. Nebogatoff drehte beim ersten Angriff 90 Grad nach Westen ab und ging dann mit höchster Fahrt auf den Kurs nach Wladiwostok zurück. Drei Linienschiffe und der kleine Kreuzer „Isumrud" konnten die Fahrt des Flaggschiffs halten, vier Schiffe des Gros gerieten in zunehmenden Abstand. Zwei von ihnen fuhren einzeln, zwei im Treffenverbande. Es ist aber anzunehmen, daß diese für die Abwehr von Torpedobooten günstige Unterteilung der Linie nicht auf taktischen Erwägungen, sondern nur auf dem Geschwindigkeitsunterschiede und der allgemeinen Auflösung beruhte. Die russischen Kreuzer haben in keiner Weise versucht, die Torpedobootsangriffe vom Gros abzuwehren. Admiral Enquist hatte beim ersten Angriff sofort eine Kehrtschwenkung auf südlichen Kurs ausgeführt und dann gegen 8^{40} auf den Wladiwostok-Kurs zurückgedreht; dies Manöver wiederholte er 10^{25} bei erneuten Angriffen, gab 1^{25} morg., als wieder japanische Torpedoboote auf die Kreuzer zum Angriff kamen, den Durchbruch nach Norden auf und verließ mit hoher Fahrt die Korea-Straße nach Süden. Er hatte dabei nur die drei Kreuzer „Oleg", „Awrora" und „Schemtschug" bei sich. Diese Schiffe gelangten bis nach Manila und mußten dort abrüsten. Die zwei alten Panzerkreuzer „Dmitri Donskoi" und „Wladimir Monomach" nahmen nach der Trennung von ihrem Führer Kurs nach Wladiwostok auf, kamen aber auseinander. Letzterer wurde durch einen Torpedotreffer zum Sinken gebracht, „Dmitri Donskoi" am 28. früh bei Ullondo nach tapferem Widerstand von seiner Besatzung versenkt.

„Swjätlana" und „Almas", zwei kleine Kreuzer, nahmen ebenfalls den Kurs nach Wladiwostok, ersterer sank am 28. früh im Kampf, „Almas" gelangte nach Wladiwostok. Zwei Hilfsschiffe sanken, drei entkamen nach Süden. Vom russischen Gros wurden „Ssissoi Weliki", „Navarin" und „Nachimoff" von Torpedos getroffen. „Ssissoi Weliki" und „Nachimoff" sanken am 28. früh, „Navarin" mit zwei oder mehr Treffern sofort.

Offenbar haben die Russen zu früh und zu ausgiebig mit den Scheinwerfern geleuchtet und den feindlichen Booten auf diese Weise den

Digitized by Google

Angriff erleichtert, andererseits haben sich die japanischen Boote durch unnötiges Artilleriefeuer verraten. Die Scheinwerfer und Befehlsübermittelungsapparate sowie die leichte Artillerie sind offenbar auf den russischen Schiffen größtenteils noch brauchbar gewesen, es wurden im ganzen drei kleine japanische Boote vernichtet, vier Zerstörer und zwei Boote schwer beschädigt. Bei den Beschädigungen sind aber auch Havarien durch gegenseitige Kollision mitgezählt.

Die Ergebnisse der Torpedobootsangriffe dieser Nacht waren: ein Linienschiff, ein Panzerkreuzer zum Sinken gebracht, zwei Linienschiffe schwer beschädigt; drei von diesen Schiffen waren aber schon vor Beginn der Angriffe havariert gewesen. Die Erfolge dieser Torpedobootsangriffe kann man nicht als hoch bezeichnen.

Zum Angriff gekommen sind nach japanischem Bericht 40 Torpedoboote einschließlich der Zerstörer bei einer Gesamtzahl von 85 Booten. Fünf Halbflottillen haben den Anschluß an die Nachtkämpfe ganz versäumt. Die Treffleistungen waren nur gering, das Fühlunghalten am Gegner offenbar gar nicht eingeübt. Nur in zerstreuten Gruppen griffen die Boote an, kein Massenangriff größeren Stils ist zu verzeichnen; ein einziges Mal kamen vier Zerstörer-Halbflottillen gleichzeitig zum Angriff, aber ohne gemeinsame Leitung und völlig ohne Erfolg, ja unter erheblichen eigenen Verlusten infolge von Zusammenstößen zwischen den abdrehenden Booten. Bei dem Zustand der russischen Schiffe und dem Fehlen jeder Marschsicherung hätte die große Zahl japanischer Boote wohl sehr viel mehr erreichen können.

Togo, der mit dem Abmarsch der russischen Flottenreste nach Wladiwostok rechnete, stand mit annähernd allen Streitkräften, die übrigens während der Nacht ungestörten Funkspruchverkehr unterhalten hatten, am 28. bei Tagesanbruch 15 sm südwestlich von Ullondo. Das südlich zurückstehende III. Geschwader — die Aufklärungsschiffe Kataokas — gewannen gegen 5^{20} morg. Fühlung an Nebogatoffs Schiffen, worauf Togo, mit dem Gros auf östlichem Kurse ihm den Weg verlegend, zwei Kreuzerdivisionen in den Rücken des Gegners entsandte. Gegen 10^{30} vorm. waren die russischen Schiffe von der japanischen Übermacht umstellt und wurden auf eine Entfernung beschossen, auf die sie das Feuer nicht erwidern konnten. Die russischen Schiffe wurden übergeben, nur der Kreuzer „Jsumrud" entkam nach Norden, kam in der Wladimir-Bai fest und wurde von der Besatzung gesprengt. Der Küstenpanzer „Admiral Uschakoff" als einzig übriggebliebener der Nachzügler vom Gros wurde am Nachmittage nach tapferer Gegenwehr im Kampfe mit zwei Panzerkreuzern von der Besatzung versenkt.

Admiral Rojestwenski war am 28. 9^{0} morg. von dem beschädigten „Buinii" auf ein anderes Torpedoboot, „Bjädowii", umgeschifft worden.

Digitized by Google

Am Nachmittage wurde das Boot an japanische Zerstörer ohne Kampf und ohne jede Notwendigkeit übergeben und von diesen sofort mit dem verwundeten Admiral nach Sassebo geschleppt.

Das äußere Ergebnis war hiernach folgendes:

Nach Norden entkamen: 3 kleine Kreuzer, 3 Zerstörer; davon gingen verloren: 2 kleine Kreuzer, 1 Zerstörer, und es gelangten nach Wladiwostok: 1 kleiner Kreuzer, 2 Zerstörer. Nach Süden entkamen: 2 große geschützte, 1 kleiner Kreuzer nach Manila, die dort abrüsten mußten, ferner 2 Zerstörer, von denen einer sank, 3 Hilfsschiffe, 1 Lazarettschiff.

Von den 38 russischen Schiffen und Torpedobooten, die an der Schlacht teilnahmen, sind gesunken, versenkt oder zerstört: 7 Panzerschiffe, 5 Kreuzer, 1 Hilfskreuzer, 5 Zerstörer, 3 Hilfsschiffe, zusammen 21.

Übergeben oder genommen wurden: 4 Panzerschiffe, 1 Torpedoboot, 1 Lazarettschiff, zusammen 6.

Entkommen sind die oben schon genannten elf Fahrzeuge.

Die Zahl der von den Japanern gemachten Gefangenen betrug einschließlich der vielen Geretteten 6142 ohne die Nichtkombattanten.

Die gesamte japanische Flotte hatte nur drei kleine Torpedoboote verloren, 116 Tote, 117 schwer, 462 leicht Verwundete.

Dies die Ereignisse der Schlacht von Tsuschima. Die japanische Seeherrschaft war durch sie erneut und gründlich gesichert, der Krieg damit entschieden.

Die Gründe für die gewaltige Niederlage der Russen kann man zusammenfassend wohl im wesentlichen in folgenden vier Punkten kennzeichnen:

1. Die unklare Organisation der obersten Kriegsleitung, im besonderen die späte Entsendung des II. Pazifischen Geschwaders, ein bedeutender Zeitgewinn für Japan.
2. Das Fehlen jeglicher kriegsmäßigen Friedensschulung, die mangelhafte Disziplin und die daraus erwachsende pessimistische Stimmung und Resignation bei Führern und Leuten.
3. Das falsche operative Ziel: der Durchbruch an Stelle des Angriffs; das Überwiegen defensiver Vorstellungen bei allen operativen und taktischen Erwägungen.
4. Die materiellen Schwächen des russischen Flottenmaterials.

Eine erhebliche Einschränkung erfährt der Wert dieser Schlacht für die Gegenwart durch den außergewöhnlich niedrigen Stand der Kriegsbereitschaft bei dem Gegner. Es wurde schon gesagt, daß manche Maßnahmen oder Unterlassungen des siegreichen Admirals nur diesem Feinde gegenüber Erfolg haben oder ohne Nachteil für die eigene Partei bleiben konnten. Und anderseits gibt auch die einzig dastehende Art, in der die

Digitized by Google

japanische Führung diese Schlacht vorbereiten konnte und vorbereitet hat, kein typisches Bild für eine zu erwartende Seeschlacht moderner Großmachtflotten.

Dennoch lassen sich höchst wertvolle Lehren aus der Schlacht ziehen, wenn der nötige Maßstab angelegt wird. Eine ganze Reihe technischer und taktischer Einzelerfahrungen sind gewonnen in bezug auf Geschoßwirkung, Sicherung gegen Leckgefahr, Rauch- und Sprenggasgefahr, Scheinwerferverwendung, Wert der Geschwindigkeit der Linienschiffe, Funkspruchverkehr und anderes mehr.

Als Hauptlehren dieser Seeschlacht müssen aber folgende drei hervorgehoben werden:

1. Nur dauernde kriegsmäßige Schulung im Frieden unter Aneignung und Verarbeitung aller Kriegs- und Manövererfahrungen kann wirkliche Kampfkraft einer Flotte gewährleisten. Nirgends sind Improvisationen so aussichtslos wie im Seekriege.
2. Nur eine offensive, rücksichtslos auf die Vernichtung oder größtmögliche Schädigung des Gegners zielende Kriegführung ist in der Lage, materielle Schwächen auszugleichen. Diese Konzentration auf den Kampf, das Loslösen von allen Nebenzwecken und Nebenzielen, wie sie bei jedem defensiven Gesichtspunkt unvermeidlich sind, sichern allein dem Führer jene Freiheit des Handelns, die der beste Boden für den kühnen Entschluß ist. Jede defensive Auffassung trägt den Keim der Niederlage in sich.
3. Nicht das Material gibt den Ausschlag, so wichtig es auch im Seekriege ist, sondern die Menschen entscheiden. Der Wille zum Siege und der Glaube an den Sieg der eigenen Waffen sind die erste Vorbedingung für den Erfolg.

   Jeder Pessimismus lähmt. Gleichgültige Menschen von unzureichender Mannszucht werden auch mit dem modernsten und vollkommensten Material keine großen Leistungen hervorbringen und durch die Entbehrungen und Anstrengungen des Seekrieges immer verzagter werden. Aber natürliche, gesunde Freude am Kampf, unbedingter Gehorsam und begeisterte Treue gegen den Kriegsherrn bringen Todesverachtung und Heldenmut, Entschlußfreudigkeit und offensiven Geist hervor.

Grade unserer Zeit, die dazu neigt, die Bedeutung des Materials, der Technik zu überschätzen, ruft Tsuschima zu:

Nicht Schiffe kämpfen, sondern Männer.

Digitized by Google

Aus Tagebüchern freiwilliger Jäger 1813/14 des Colbergschen Infanterieregiments.

Von

Baudouin,
Major z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Aufruf König Friedrich Wilhelm III. vom 3. Februar 1813 zur Bildung freiwilliger Jägerdetachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern des Heeres richtete sich an die gebildete wehrfähige Jugend im Alter von 17 bis 24 Jahren, sofern sie sich selbst bekleiden und beritten machen konnte. Hierdurch wurde eine schnelle und billige Vermehrung der Streitkräfte angestrebt; besonders aber sollten die Jägerdetachements eine Pflanzschule für künftige Offiziere sein, wie dies Scharnhorst in seiner bezüglichen Instruktion nachdrücklichst hervorhebt.

Der Aufruf konnte nicht anders als einen guten Eindruck machen, aber wie ein elektrischer Schlag, wie manche Geschichtschreiber berichten, wirkte er nicht und konnte es auch nicht, da es unsicher blieb, wem die Rüstung galt. Erst nach Veröffentlichung des Bündnisses mit Rußland und des „Aufrufs an mein Volk" kam jener zu den größten Opfern bereite Wille der Gesamtheit zum Durchbruch. Da erst wurden die Hörsäle leer und die Werkstätten verödet, da erst strömten die begeisterten Jünglinge zu den Fahnen und scharten sich in die Haufen „der Grünen",*) wie man die freiwilligen Jäger kurz nannte.

Die Vorgänge bis zum Schluß des Waffenstillstandes.

Wenn in dem folgenden, hauptsächlich auf Tagebücher und archivalisches Material sich stützend, der freiwilligen Jägerdetachements 1813/14 des Colbergschen Infanterieregiments gedacht werden soll, so gründet sich dies auf den von ihm im Befreiungskriege errungenen Waffenruhm. Denn der Ruhm des Regiments war zugleich der Ruhm seiner freiwilligen Jäger, die sich die höchste Achtung und Zuneigung aller Vorgesetzten, insbesondere des Regimentskommandeurs Oberst v. Zastrow erworben haben.**)

*) Die freiwilligen Jäger trugen dunkelgrüne Waffenröcke.

**) Vgl. auch S. 222 der Geschichte des 9. Infanterieregiments, genannt Colbergsches, von Major v. Bagensky. (Starb 1859 als Generalleutnant.) Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Zur Bildung von Jägerdetachements kam es nur bei dem II. und Füsilierbataillon, weil zur Zeit des Aufrufs vom 3. Februar nur diese beiden Bataillone feste Standquartiere in Greifenberg und in der Umgegend von Kolberg hatten, während das I. Bataillon in den ersten Monaten des Jahres 1813 noch auf dem Rückmarsch von Kurland her sich befand und erst am 17. März vor den Toren Berlins mit den beiden andern Bataillonen sich vereinte.

Die Zahl der freiwilligen Jäger, zumeist Pommern, war anfangs gering. Gelangte doch der Aufruf vom 3. Februar, namentlich in den entlegenen Teilen Pommerns, erst spät durch die in Stargard erscheinende Königlich Pommersche Zeitung, die einzige der Provinz, und durch die Amtsblätter zur Kenntnis der Bevölkerung; war doch oft die Entfernung von der Heimat des Jägers bis zu seinem zukünftigen Truppenteil oder den Sammelplätzen recht weit, und gab es mancherlei Schwierigkeit bei Besorgung der Ausrüstung zu überwinden. Kein Wunder darum, daß laut Tagesliste vom 9. März das Detachement des Füsilierbataillons erst 10, das des II. Bataillons erst 41 Jäger aufweist. (Geheimes Staatsarchiv R. 74. 0. 3. Z.)

Über die Stärkenachweise in den Monaten April und Mai lassen sich genaue Angaben nicht erbringen, denn die Rapporte und Listen in dieser spannungsvollen, kriegsbewegten Zeit sind höchst lückenhaft. Das Detachement des II. Bataillons zählte im Mai und Juni etwa 140 bis 150, das des Füsilierbataillons etwa 100 Köpfe, beide gegen Ende dieser Zeit vielleicht etwas mehr.

Der Etat eines Jägerdetachements sowohl für Infanterie als Kavallerie wurde festgesetzt auf: 4 Offiziere, 15 Oberjäger, 2 (3) Hornisten bzw. Trompeter, 183 (182) Jäger, 1 Chirurgus, zusammen 4 Offiziere, 200 Jäger und 1 Chirurgus.

Die Ausbildung der jungen Krieger wurde eifrig betrieben, vormittags exerziert, nachmittags nach der Scheibe geschossen. Ehemalige Unteroffiziere waren die Lehrmeister. Nach Verlesung und Erklärung der Kriegsartikel fand die Verpflichtung der Jäger anfangs nur durch Handschlag statt. Später Eintretenden wurde der Soldateneid abgenommen, wobei dahingestellt bleibt, ob dies allgemein geschehen ist. Führer des Detachements bei dem II. Bataillon war anfänglich Leutnant v. Schenck; durch Kabinettsorder vom 11. März wurde Premierleutnant v. Sydow dessen Kommandeur und ebenso Kapitän v. Malotki Kommandeur des Detachements des Füsilierbataillons.

Am 16. März rückte das Detachement des Premierleutnants v. Sydow von Greifenberg — dem Standquartier des II. Bataillons bis zum 1. März — nach Stargard ab, wo Major v. Schulz sämtliche Detachements der Provinz organisierte. Unsere Jäger erhielten, wahrscheinlich wegen

Digitized by Google

Überfüllung der Stadt mit Truppen, in Massow Quartier und blieben dort bis zum 1. April, wo auch die erste Oberjägerwahl stattfand. Sodann marschierte das Detachement ebenso wie das bereits in Stargard befindliche des Füsilierbataillons nach Berlin ab, da die Organisation, namentlich im Hinblick auf noch zu beschaffende Ausrüstung und Bewaffnung, leichter dort als in Stargard vollendet werden konnte. Die Ankunft beider Detachements in Berlin erfolgte wahrscheinlich gleichzeitig am 9. April. Wenigstens gibt Leutnant Schulz diesen Zeitpunkt für die Jäger des II. Bataillons an, und die Berliner Zeitungen vom 10. April, die allerdings nur jeden zweiten Tag erschienen, melden die stattgehabte Ankunft beider Detachements.

Über den Aufenthalt in Berlin berichtet Leutnant Engler in seinem Tagebuch: „Hier sah man nichts als Jäger aller Arten auf den Straßen. Jeder erhielt die Weisung, sich zu equipieren und zu armieren. Wer dazu nicht imstande war, sollte auf das Schloß gehen, wo die Prinzessin Wilhelm einen Fonds zur Bekleidung und Bewaffnung der freiwilligen Jäger deponiert hatte. Ich bekam von dem Kapitän eine Anweisung auf Montierungsstücke und schließlich nach vielem Laufen auch eine solche an den Schneider, der diese Montierungsstücke verfertigte. Ich ging zu ihm hin und traf, da alles nur schlechtes Tuch war, die Übereinkunft, nur alles von feinem Tuch zu liefern. Da aber meine Kasse nicht hinlänglich Geld hatte, so veräußerte ich Wäsche und Kleidungsstücke und bekam so viel heraus, daß ich den Schneider bezahlen konnte und noch ein paar Taler übrig hatte. Die Armaturstücke bekam ich auf demselben Wege, und nun war ich ein gemachter Jäger. Täglich wurde das Detachement stärker, und alle Tage wurde exerziert. Ich ging in der ersten Zeit noch immer in meiner Zivilkleidung zum Exerzieren nach der Hasenheide. Eines Tages aber sagte der Kapitän zu mir: »Sie müssen sich jetzt völlig montieren; ich werde Ihnen in den nächsten Tagen eine Sektion zum Exerzieren geben. Auch werden die Jäger übermorgen die Oberjäger wählen. Sie könnten Oberjäger werden, und hätten Sie noch keine Montierung, so würde sich dies doch nicht passen.« Also ich gleich hin zum Schneider und ihm die Hölle heiß gemacht. Den folgenden Tag sollte die Wahl stattfinden. Hierzu mußte aber alles nach Möglichkeit proper sein. Ich wendete den Nachmittag zum Putzen meiner Sachen an; zwanzig und mehrmalen besah ich, ob auch alles gut sein könnte. Das Lederzeug war wie lackiert; alles staunte, wie ich zum Detachement kam, und auch die Büchse, mit der ich als früherer Jäger umzugehen wußte, konnte nicht anders als gut geputzt sein. Ich fiel heut im ganzen Detachement dem Kapitän so sehr auf, daß er mich als Muster aufstellte und sagte: »Sehen Sie, meine Herren, so wie Engler müssen Sie kommen, dann werde ich nichts zu tadeln haben!« Da ich ihm eigentlich zu proper war, besah er mich bis auf die geringste

Digitized by Google

Kleinigkeit. Allein er fand alles, wie es nur sein konnte. Es wurde noch etwas exerziert und dann die Oberjägerwahl auf 4 Uhr nachm. anberaumt. Sonst blieben einige zurück, allein jetzt mußten alle anwesend sein. Der Kapitän hatte zu mehreren gesagt: »Ich kann und werde Ihnen auch nicht in Ihrer Wahl hinderlich sein, es müßte denn sein, daß Sie ein Subjekt wählen, welches nicht geeignet ist; alsdann kann ich die Wahl verwerfen. Aber ich möchte wohl wissen, wen Sie zu wählen gedenken.«

Wir hatten uns eine oberflächliche Liste gemacht, vorläufig sollten es nur acht sein. Die Wahl wurde durch weiße und schwarze Kugeln, die in einen Kasten zu legen waren, entschieden. Jeder, der einem seine Stimme geben wollte, tat eine weiße Kugel hinein, andernfalls eine schwarze. Nun trat der Kapitän vor und hielt eine Rede: »Meine Herren, ich will hoffen, Sie werden die Wahl der Oberjäger so treffen, daß ich auch zufrieden sein werde, und daß es kein polnischer Reichstag wird.« Nun fragte der Kapitän: »Wen wünschen Sie als ersten zu wählen?« Engler, Engel, Engelke hieß es. Ich war voller Erstaunen, wie ich dazu kam und besonders als erster. Diejenigen, die mich noch nicht kannten, befragten sich untereinander, wer ist der, und nun gings los; kurz, wie der Kasten geöffnet wurde, riefen die Deputierten: »Schwarze sind fast gar nicht drin zu sehen.« Also war ich Oberjäger. Hierauf mußte ich vortreten; der Kapitän, der etwas entfernt stand, trat näher und sagte: »Meine Herren, wie ich sehe, haben Sie ganz nach meinem Wunsch den Anfang gemacht, und ich glaube, Sie werden wohl einsehen, daß Engler ganz gut die Stelle eines Oberjägers ausfüllen wird; fahren Sie so fort.« Die ganze Wahl wurde für heute gut getroffen und beendet. Wir gewählten Oberjäger meldeten uns nachher beim Kapitän, der uns gratulierte. Ein gleiches taten die Jäger. Die Organisation des Detachements wurde so schnell als möglich beendet, damit wir bald abmarschieren konnten. Täglich wurde exerziert und alles instand gesetzt."

Unter solchen Vorbereitungen nahte der 1. Mai, an dem das Detachement v. Sydow den Marsch zum Regiment antrat, das gegen Ende April sich in der Gegend von Halle befunden hatte. Über Potsdam und Beelitz gings nach Treuenbrietzen. Am 4. Mai wurde die preußisch-sächsische Grenze überschritten. Die sächsischen Ortschaften erschienen wie verlassen; alle Haustüren und Fensterläden waren geschlossen. Ein preußisches Dorf, mitten im Sächsischen gelegen, diente als Nachtquartier. Die Marschdisziplin, die anfangs viel zu wünschen übrig gelassen, fing an sich zu bessern. Am 6. Mai gelangten unsere Jäger nach Coswig, während die Furiere schon am Tage vorher nach Dessau vorausgeeilt waren. „Ich fuhr," so schreibt Leutnant Bethe in seinem Tagebuch, „von Coswig durch den Park von Wörlitz — ein irdisches Paradies — nach Dessau. Alle Bäume blühten, alle Nachtigallen wetteiferten in schmelzendem Gesange,

Digitized by Google

die ganze Luft duftete von Wohlgerüchen, und meine Phantasie verschönte das Ganze mit dichterischer Kühnheit. Dicht vor Dessau begegnete ich französischen Gefangenen. In der Nähe (am 6. Mai war um den Besitz der Vorstädte von Wittenberg gekämpft worden) war eine Schlacht gewesen; man wußte keinen bestimmten Ausgang. In Dessau erhielt ich die Weisung, über die Elbe zurückzugehen und auf der Straße nach Meißen Quartier zu machen. Ich dachte nicht weiter hierüber nach, doch war ich nicht so froh als auf der Hinfahrt. Als ich bei Wittenberg vorbei nach Jessen fuhr, brannte man die Brücke bei Elster ab, und ein russischer Offizier riet mir, schnell umzukehren, weil die Franzosen kämen. Ich war in der größten Verlegenheit, was ich tun sollte. Endlich bog ich etwas von der Straße ab und kam mittels eines Umweges glücklich in Jessen an. Schon in der Nacht erhielt ich Befehl zurückzukommen, und der andere Tag sah mich wieder in Coswig, wo die Kompagnie (10 Uhr vorm.) angekommen war."

Der Kommandeur v. Sydow war, um neue Verhaltungsmaßregeln einzuholen, nach Dessau ins Hauptquartier des Generals v. Bülow gefahren. Inzwischen lagerte das Detachement auf der Straße, hatte „großen Jubel im Ratskeller" und wurde gegen Abend einquartiert. „Wir," so schreibt Leutnant Schulz in seinem Tagebuch, „trieben alle, zum Regiment zu marschieren, um sobald als möglich an einer Schlacht teilzunehmen. »Ich will es tun,« sagte der Kommandeur, »doch müßt Ihr von jetzt ab alle Ordnung versprechen, weil wir, ehe wir zum Regiment kommen, vielleicht noch Gefahr zu überstehen haben werden.« Es wird versprochen, und so marschieren wir (am 7. Mai) nach Zahna ab." Die Festung Wittenberg nötigte zu diesem Umwege, und gelangten unsere Jäger in den nächsten Tagen in täglichen Märschen von 2 bis 3 Meilen über Jessen und Annaburg nach Kosdorf. Am 11. Mai, nach einem Marsch von 2 Meilen, kamen sie schon frühzeitig um 11 Uhr vorm. in ein Dorf zwischen Mühlberg und Großenhayn ins Quartier. Doch des Bleibens war nicht lange. Auf die Nachricht, daß 15 000 Franzosen bei Mühlberg die Elbe überschritten hätten, wurde das Detachement alarmiert und sollte, von kurzen Unterbrechungen abgesehen, erst am Abend des 12. wieder zur Ruhe kommen.

Nach einem einstündigen Aufenthalt in Großenhayn, wo die Einwohner Essen herbeischaffen mußten, setzte es den Marsch mit nur kurzer Unterbrechung bei einem in einem Walde gelegenen Kruge auch die Nacht hindurch fort und gelangte früh am Morgen des 12. nach Königsbrück. Überall brannten hier noch eben verlassene Wachtfeuer; ein Dorf war in Flammen aufgegangen. Ein preußischer Unteroffizier, der Bagage nachzuführen hatte, meldete, daß die letzten Truppen nicht lange vorher aufgebrochen wären und die ganze Armee bei Kamenz (3 Meilen von Königs-

Digitized by Google

brück) ein festes Lager bezogen hätte. Unter diesen Umständen schien keine Gefahr zu drohen. Der Kommandeur beschloß, einige Stunden zu ruhen, quartierte die Jäger zu acht bis zehn Mann in die Häuser am Markt ein und bestimmte den Aufbruch um 10 Uhr. Jedoch schon nach kurzer Zeit ertönte von neuem das Alarmsignal. Die ausgestellten Sicherheitsposten, von Müdigkeit übermannt, hatten es an Aufmerksamkeit fehlen lassen, so daß französische Chasseurs (vom 4. Korps, General Bertrand) sich unbemerkt der Stadt genähert hatten, ja bereits in diese eingedrungen waren. Einige Schüsse brachten sie zum Stutzen, was hinreichte, den größten Teil des Detachements in Eile zu sammeln. Alsdann wurde langsam abmarschiert, wobei die Beine unwillkürlich etwas weit ausschritten. Bald jedoch machte das Detachement am Rande eines Waldes halt, um die noch Fehlenden aufzunehmen. Der Kommandeur ritt selbst der Stadt zu. „Wir standen," erzählt Leutnant Bethe, „wie auf Kohlen, bis er wieder zurückkam und uns ankündigte, man habe die Franzosen verjagt. Die noch Zurückgebliebenen würden bald hier sein. Sie kamen an. Nur der Pulverwagen war bereits voraufgefahren. Wir hielten uns nicht länger auf, und jetzt ermahnte der Kommandeur zu raschem Ausschreiten, weil wir zum zweiten Male nicht so wohlfeil davonkommen möchten. Zur Vorsicht wurde mit Sicherheitsmaßregeln marschiert. Unsere Müdigkeit war unendlich, aber es half nichts, wir mußten weiter und glaubten dennoch, jeden Augenblick von den Franzosen eingeholt zu werden."

„Vor Kamenz*) trafen wir die ersten preußischen Vorposten, ein Jäger und ein Musketier immer sich deckend. Hier konnte man sich einmal im Schatten eine Viertelstunde sicher ruhen; doch bald weckte uns wieder der schreckliche Ruf: »Auf, Auf!« Der Tornister wird um die müden Schultern geschnallt, auf dem Markt wird gehalten, und alles fällt auf das Pflaster hin und schläft, ohne sich Zeit zu lassen zu essen, was der Bürger bringen mußte. Mich erquickte etwas Wein in dem Weinhaus am Markt, und schlief ich dabei auf dem Stuhl ein. Auf einmal weckt uns das Horn. Wir brechen auf, um vor dem Tor noch einmal zu ruhen, bis der Kommandeur kommt, der sich überall erkundigt hatte. Jetzt gehts den Weg nach Bautzen. Die Knie knacken bei jedem Schritt, der Tornister hat die Schultern wund gezogen, indessen der gute Wille besiegt alle Schwierigkeiten. In die Stadt Bautzen können wir nicht einrücken; eine Kolonne drängt sich nach der andern, bis wir unter ihnen einen Platz für uns finden; nun geht es wenige Schritte, dann wird gehalten oder niedergefallen. Es wird Nacht; wir finden links um die Stadt herum einen aparten Weg am Rande eines steilen Felsens. Endlich ist am entgegengesetzten Tore ein

*) Tagebuch des Leutnants Schulz. (Vgl. „Baltische Studien", Band X. neue Folge.)

Digitized by Google

hoher Berg zu ersteigen. Dies wird für unsere Kräfte zuviel. Die meisten bleiben unten am Berge liegen."

Deshalb gab der Kommandeur seinen Plan, noch heute zum Regiment zu stoßen, auf und verblieb die Nacht an dieser Stelle. Am nächsten Morgen um 8 Uhr wurde wieder aufgebrochen. Ein wunderbarer Anblick bot sich unseren jungen Kriegern dar, wie sie ihn noch nie gehabt hatten — ein auf freiem Felde lagerndes, 83 000 Mann starkes Heer. „Bei dem freiwilligen Garde-Jägerdetachement konnten wir bereits einige mit dem Eisernen Kreuz Dekorierte bemerken und marschierten alsdann bei dem in der Nähe haltenden König vorbei, von dem wir Lob ernteten. Endlich gelangten wir zum Regiment und rückten unter den Klängen der Regimentsmusik in das Lager ein. Eine hübsche Wiese diente uns als Ruheplatz, auf dem alsbald unregelmäßige Strohhütten entstanden." Das nun beginnende Lagerleben brachte mancherlei Entbehrungen. Bisweilen gab es nichts als Mehl und Wasser, und das Geld*) verausgabte sich bald bei den hohen Preisen der Marketender: 16 Groschen für ein Stückchen Butter, 12 Groschen Kurant für ein Glas Branntwein und einige Schnitte Brot. „Von meiner Zulage," schreibt Leutnant Döhling in seinem Tagebuch, „erhielt ich nichts, an das Regiment kam nichts und die Regimentskasse konnte keine Vorschüsse leisten. Meine Stiefel waren völlig zerrissen, und ich mußte mich damit trösten, daß es mehreren ebenso ging. An das Feldleben hatte ich mich bereits gewöhnt und bis zu dieser Zeit fast drei Wochen unter freiem Himmel und in keinem Bett geschlafen." Mehrfaches Wechseln des Lagerplatzes und Alarmierungen unterbrachen die Ruhe. Öftere Abwechslung gewährte eine sangesfrohe Schar unter den Jägern, die durch Kriegslieder und lustige Gesänge Kameraden und Offiziere des Regiments erfreute.

Das Vortreffen in der Stellung der Verbündeten bei Bautzen erstreckte sich auf dem rechten Ufer der Spree von Klix bis oberhalb der Stadt hinaus. Bautzen war zur Verteidigung eingerichtet und von den Russen stark besetzt; nördlich davon, hinter dem steilen Ufer des Flusses, stand General v. Kleist mit dem Auftrage, die Übergänge bei Burk und Nieder-Gurkau zu verteidigen. Das erstere war von den russischen Jägern besetzt, das Colbergsche Regiment stand hinter ihnen.

Am 20. Mai mittags begann die Schlacht mit einer lebhaften Kanonade gegen die Stadt und die Stellung bei Burk. Nach Vertreibung der russischen Jäger aus Burk erhielt das Colbergsche Regiment den Befehl zur unverzüglichen Wiedereroberung. Rechts das Füsilierbataillon, links das II. und in der Mitte das I. Bataillon, rückte es im Sturmschritt vor und nahm den Ort. In einem mit großer Erbitterung geführten Nah-

*) Die Löhnung betrug für die Gemeinen der Linieninfanterie, also auch für unsere Jäger, monatlich 2 Taler.

Digitized by Google

kampfe, wobei der Hauptanteil dem I. Bataillon zufiel, fand die Mehrzahl der Verteidiger ihren Tod, so daß nur 3 Offiziere und 100 Gemeine gefangen genommen wurden. Nunmehr nahm das Regiment etwas vorwärts des von seinen freiwilligen Jägern und Teilen des I. Bataillons besetzten Dorfes Stellung, und zwar deckte das Füsilierbataillon den Hohlweg zur Rechten, das II. Bataillon den zur Linken, das I. Bataillon stand in der Mitte.

Schon zu dieser Zeit gelangten einzelne Teile des Jägerdetachements zur Tätigkeit. „Die Musketiere nahmen vor uns ein Dorf mit Sturm," so erzählt Leutnant Schulz, „gaben keinen Pardon, erstachen in den Scheunen die knieenden Franzosen; ihre Tapferkeit war beispiellos. Endlich stehen wir vor dem Dorfe im Gewehrfeuer, aber weiter vordringen konnten wir nicht, weil die Franzosen dort zu stark in Gräben und mit einer starken Reserve im Walde postiert waren. Ich stand mit meiner Sektion auf dem rechten Flügel des Dorfes. Ein Stück einer Mauer, ein Graben, einige Bäume, ein Zaun boten uns Deckung. Einige Franzosen schlichen sich bis auf 30 Schritt an uns heran. Ich begab mich zu der Mauer, wo ich fünf Jäger postiert hatte; wir lauerten auf die sich nähernden Franzosen und erlegten einen nach dem andern, bis am Ende keiner mehr sich heranwagte. Aber nie im Leben hatte ich eine größere Freude, als ich sah, daß mein erster Schuß traf. Mehrere Jäger waren schon blessiert und mein guter Dieſtel tot. Ich war bald hier, bald dort, endlich ganz auf dem rechten Flügel in einem Garten und postierte dort mehrere Jäger hin. . . . . ."

Der Feind begann gegen die Stellung des Regiments vorwärts Burk ein ebenso hartnäckiges wie mörderisches Gefecht. Insbesondere gingen gegen das den linken Flügel bildende II. Bataillon öfter, wenn auch vergeblich, Kolonnen mit starken Schützenlinien vor, wobei vier Geschütze die Höhe bestrichen, auf der es stand. Trotzdem behauptete das Bataillon mehrere Stunden seinen Posten. Erst nach Tötung und Verwundung der meisten Offiziere und gänzlicher Erschöpfung der Munition stellte es sich rückwärts, aber immer noch vor dem Dorfe auf. Die Schützen und freiwilligen Jäger gingen jetzt vor, hielten die feindlichen Schützenlinien in einer gewissen Entfernung vom Dorfe und sicherten so den linken Flügel des Regiments.

„Die Jäger kamen," so berichtet die Geschichte des Regiments, „unter Führung des braven Premierleutnants v. Sydow heute zum ersten Male in die Schlacht und bewiesen die Hingebung und die Ausdauer der älteren Soldaten. Von diesem Tage an bestand die innigste Achtung und das größte Vertrauen zwischen dem Regiment und jenem Jägerdetachement, Gefühle, welche besonders durch den Kommandeur Major v. Zastrow höchst zeitgemäß und auf das lebhafteste erweckt und genährt wurden."

Digitized by Google

Gegen 7 Uhr abends, als der Feind von Bautzen her das in der linken Flanke gelegene Nieder-Kaina beinahe erreicht hatte, und das Geschützfeuer von drei Seiten zu wirken begann, befahl General v. Kleist die Räumung der Höhen bei Burk, um Basankwitz zu gewinnen. Die Truppen des Generals zogen sich bei Litten zusammen und brachten die Nacht daselbst zu. „Um 12 Uhr," schreibt Leutnant Schulz, „langten wir an. Der Magen meldete sich schrecklich, den ganzen Tag nicht durch eine Brotkruste erquickt. Zugleich durchnäßte uns ein Platzregen. Wir sehnten uns nach Stroh zu einer Hütte oder nach Feuer; doch statt auf Stroh lagen wir auf dem nassen Gras einer Wiese. Feuer war nicht zu kriegen, denn das Strauchwerk war naß."

Schulz erzählt weiter: „Den 21. Mai früh um 5 Uhr war der Himmel klar, die Sonne strahlte am Horizont, und die Luft wurde schon durch Kanonendonner erschüttert. Um 8 Uhr marschieren wir weiter zurück; nicht marschieren, sondern schleichen. Der Hunger quält uns schrecklich. Kein Gedanke war an die Schlacht, keine Aufmerksamkeit auf das Kanonenfeuer. Bei jedem Dorf, was wir sahen, erwarteten wir Speise. Um 2 Uhr nachm. lagern wir auf einer Höhe bei einem Dorfe. Da kommt Brot, Schnaps, Fleisch, Kartoffeln. Kaum haben wir uns durch etwas Brot und Branntwein erquickt, so öffnen wir die Augen und Ohren. Ungeheure Pulverwolken erheben sich in die Luft. 24 Dörfer, die wir zählen konnten, loderten in Flammen. Der Donner nähert sich. Sieh da, der Pulverdampf auf unserem rechten Flügel auf der Höhe, fast hinter der Armee. Wir sind alle verloren, wenn hier eine Kompagnie durchdringt und uns den Rückzug abschneidet. Auf! Auf! heißt es. Ungeheure Tapferkeit kann jetzt die Armee allein retten. . . . . Die Töpfe am Feuer sind zerstoßen. Der Tornister ist umgehangen, die Büchse in der Hand, so geht es eilenden Schritts nach dem Ort der Gefahr. Es wird auf nichts mehr Rücksicht genommen, alle tot oder die Freiheit behauptet. Wir Jäger sind die vordersten, und ohne Bajonett stürmen wir los und beginnen das Hurra. Der Feind flieht, doch mancher bleibt von uns. . . . Wir drangen vor bis zu einem Dorf, setzten uns links in einem Hohlweg fest und trieben den Feind aus dem Dorfe, das er angezündet hatte. Weinfässer lagen auf der Straße, von denen wir ihn verjagt hatten; jetzt labten sich dabei manche unserer Soldaten. Aus den Häusern holte man noch manchen Franzosen; aus manchen schossen sie nicht wenig heftig. Weiter vorzudringen war uns unmöglich. . . . . Das Dorf war nicht gehörig von uns besetzt; unsere Soldaten waren zerstreut, zum Teil in den Häusern, zum Teil bei den Weinfässern. . . . . Wir mußten weichen. Auf einmal sehen wir die ganze Armee in größter Ordnung in der Ebene sich zurückziehen. Eine Kanone kommt uns zur Hilfe. Dies belebt unsern Mut aufs neue. Vorwärts heißt es, und alles wendet sich gegen den Feind. Das Dorf ist wieder unser. . . . ."

Digitized by Google

Am zweiten Schlachttage wurde das Regiment, weil es tags zuvor 21 Offiziere und etwa 700 Mann verloren hatte, bei dem Dorfe Purschwitz als Reserve aufgestellt. Als aber Preititz in den Besitz des Feindes geriet und dadurch die gefahrvolle Lage für den rechten Flügel des Heeres sich offenbarte, wurde alles an Kräften Verfügbare herangezogen. Das Colbergsche Regiment ging auf dem westlichen Ufer des Blösaer Wassers über Klein-Bautzen gegen den Ort vor und nahm ihn gegen 1 Uhr nach hartnäckigem Kampf.

Auch hier leisteten unsere Jäger als Schützen besonders vortreffliche Dienste; tapfer durchschritten sie den Bach, bis an die Schultern im Wasser, um in die Flanke des Feindes zu kommen.

Als gegen 3 Uhr die numerische Überlegenheit des Feindes immer fühlbarer sich machte, ordnete General v. Kleist alsbald den Rückzug an.

In diesem zweitägigen Kampfe starben 3 Jäger den Heldentod, 32 wurden verwundet.

Es hatten sich besonders ausgezeichnet: Premierleutnant v. Sydow, ferner Feldwebel Carl Friedrich Schleich, Oberjäger Carl Friedrich Neumann, die Jäger Zoch, Viet, Säuberlich, Carl Friedrich Schulz, Keck, Lefèvre, Kratz, Linzmann, Joachim Friedrich Neumann, Dewitz, Johann Eduard v. Löper und Bartsch. Ehe ihnen das Eiserne Kreuz verliehen werden konnte, verstarben Dewitz und Linzmann, letzterer an den in der Schlacht bei Bautzen erhaltenen Wunden; Kratz und v. Löper fanden den Heldentod, jener bei Dennewitz, dieser bei Paris. Alle übrigen Genannten erhielten das Eiserne Kreuz; Feldwebel Schleich, C. F. Neumann und Keck bekamen es in der Vorbeleihung.

Am 24. Mai wurde die schlesische Grenze erreicht „wie ein Trauerzug und alle Heiterkeit war geschwunden". Bei Siegersdorf am Queis hatte General v. Corswandt eine Arrieregardenstellung zu nehmen. Das Regiment stand auf den Höhen hinter dem Fluß, während die freiwilligen Jäger und Schützen das Ufer besetzt hielten. In dieser Stellung blieben das Regiment und die übrigen Teile der Hünerbeinschen Brigade bis gegen 5 Uhr, zu welcher Zeit der Feind eine Kanonade in der Front begann, während er in der linken Flanke den Queis überschritt. Die Truppen setzten nunmehr ihren Rückzug fort, wobei die freiwilligen Jäger und Schützen bis zum nächsten Walde durch Verfolgungsfeuer sehr zu leiden hatten. Der Verlust des Regiments belief sich auf 21; wieviel freiwillige Jäger sich darunter befanden, ist aus den Berichten nicht ersichtlich.

Die Nachricht von dem am 4. Juni zu Pläswitz abgeschlossenen Waffenstillstand erreichte das Regiment am 7. Juni im Lager von Jordansmühl. Die beiden Musketierbataillone bezogen nun Kantonnementsquartiere zwischen Ohlau und Strehlen; das Füsilierbataillon aber kam als Vorposten in ein Biwak bei Domslau.

Digitized by Google

In den voraufgegangenen Kämpfen hatte das Regiment nicht weniger als 14 tote und 21 verwundete Offiziere verloren. Zu ihrem Ersatz wurden 15 Oberjäger und Jäger zu Offizieren vorgeschlagen, die der König alsbald bestätigte. Es waren dies die Oberjäger Brehmer, Bethe, Döhling, Ludwig August Leopold Schulz, Dreist, Franz Matthias und die Jäger Fritze, Kratz, Goltdammer, Segemund, Keck und Schmückert sowie vom Jägerdetachemnt der Feldwebel Carl Friedrich Schleich (I) und die Oberjäger Carl Friedrich Neumann und Carl Ludwig Schleich (II). Die ersten zwölf erhielten ihre Ernennung zu Sekondeleutnants im Regiment, ebenso wie der bereits am 31. Mai zum Sekondeleutnant ernannte Jäger J. E. v. Löper, während die letzten drei nach der durch die Oberjäger und Jäger geschehenen Wahl und auf Vorschlag des Regiments zu Sekondeleutnants im Jägerdetachement befördert wurden.

Nur wenige Tage darauf, als durch Kabinettsorder vom 20. Juni das I. Bataillon aus dem Regimentsverbande schied, um als II. Bataillon in das neu gebildete 2. Garde-Regiment zu Fuß überzutreten, wurde an Stelle des dorthin versetzten Premierleutnants v. Löper I Sekondeleutnant Schmückert Regimentsadjutant, Sekondeleutnant Keck Adjutant des Füsilierbataillons.

Das freiwillige Jägerdetachement des Füsilierbataillons verließ Berlin am 4. Mai, unter großem Jubel von der Menge bis zum Potsdamer Tor begleitet. Es marschierte ebenso, wie einige Tage vorher das des II. Bataillons, über Potsdam und Beelitz in der Richtung auf Wittenberg und gelangte am 10. Mai nach Roßlau. Da der Feind bei Belgern auf das rechte Elbufer übergesetzt war und auch die Gegend gegenüber Torgau besetzt haben sollte, ließ Major v. Sjöholm das Detachement, das jene Gegend berühren wollte, haltmachen und wies ihm am 12. Mai Braunsdorf zum Quartier an.

Major v. Sjöholm schrieb an Generalleutnant v. Bülow aus Thiessen bei Wittenberg den 12. Mai 1813: „Nach der Meldung des Generals v. Harpe sind Ew. Exzellenz benachrichtigt, daß der Feind, der auf das diesseitige Ufer bei Belgern übergesetzt hat, die Gegend gegenüber Torgau besetzt haben soll. Ich habe daher ein Detachement freiwilliger Jäger, 100 Infanteristen vom Colbergschen Regiment unter dem Kapitän v. Malotki und 45 Kavalleristen unter dem Leutnant v. Briesen, welche jene Gegend passieren wollten, um zu unserer großen Armee zu stoßen, hier haltmachen lassen und das Dorf Braunsdorf zum Quartier angewiesen." (Kriegsarchiv I. C. 50.)

Vom 13. bis zum 15. Mai nahmen die Jäger an der Einschließung von Wittenberg teil. Sie gaben täglich einen Oberjäger und 15 bis 20 Jäger zu den Vorposten. Auch hatte in diesen Tagen das Detachement die hohe Ehre, von dem Prinzen von Hohenzollern, Major im 2. Ostpreußi-

Digitized by Google

schen Infanterieregiment, und darauf vom General v. Bülow besichtigt zu werden. Das Detachement wurde vorläufig dem Füsilierbataillon des 3. Ostpreußischen Infanterieregiments und nicht, wie bisher geglaubt, dem 2. Ostpreußischen Infanterieregiment angeschlossen und gelangte so bis zum Waffenstillstand unter den oberen Befehl des Generalmajors v. Oppen und nicht unter den des Generals v. Borstell. Dies geht aus dem Tagebuch des Leutnants Engler mit größter Deutlichkeit hervor. Nun wird auch die in der Geschichte des Regiments (Seite 132) erwähnte rühmliche Teilnahme des Detachements an dem Gefecht von Luckau erklärlich, die bislang von vielen um so mehr bestritten oder doch angezweifelt wurde, als auch Burztini noch während des Waffenstillstandes eine sehr ins einzelne gehende Beschreibung dieses Gefechts veröffentlichte, dabei aber unserer Jäger nicht gedachte.

Am 15. Mai hob General v. Bülow die Einschließung Wittenbergs auch auf dem rechten Elb-Ufer auf, und General v. Oppen ging langsam, gefolgt vom Feinde, nach Kropstädt zurück.

„Um 4 Uhr nachm.," berichtet Engler, „hatte sich alles so weit von der Festung entfernt, daß von hier ab der Rückzug in Ordnung angetreten wurde. Einzelne Kasaken-Pulks bildeten den letzten Nachtrab. Noch immer blieben die Franzosen ruhig; nur Kasaken, etwa 700 bis 800,*) neckten sich mit dem nachfolgenden Feinde. Auf den Höhen von Kropstädt wurde in Schlachtordnung aufmarschiert. Es war ungefähr 7 Uhr. Einzelne Kanonenschüsse ertönten. Wir glaubten noch heute eine kleine Affäre mit dem Feinde zu haben, aber es blieb ruhig. Den folgenden Morgen von Tagesanbruch an marschierten wir bis zu dem Dorf Friedrichsdorf (wahrscheinlich Dietersdorf). Hier wurde auf einer schönen Plaine eine Position genommen. Ein russisches Korps (das in v. Prittwitz, Teil II Seite 104 erwähnte russische Bataillon von der Brigade v. Harpe) stieß zu uns, so daß wir wohl an 12 000 Mann stark sein konnten. Wir veränderten mehrfach unsere Stellung, allein der Feind ließ sich in nichts ein. Gegen Abend marschierten wir in der Richtung auf Treuenbrietzen. Hier, bereits wieder auf preußischem Boden, bezogen wir ein Biwak. Es kam noch etwas Verstärkung zu uns."

General v. Oppen rückte am Nachmittag des 17. aus Treuenbrietzen und Umgegend nach Löwendorf bei Trebbin.

„Hier hatten wir zwei Nächte Biwak und marschierten am 19. nach Kemlitz. Diesen Tag hatten wir bei großer Hitze und in fortwährendem Sande einen Marsch von fünf Meilen, so daß viele Jäger und auch andere liegen blieben. Da der General v. Oppen die Jäger für heut begünstigen wollte, so sagte er öfter auf dem Marsche, für diesen großen Marsch sollen

*) Es waren 300 Kasaken. (I. C. 50. S. 45.)

Digitized by Google

die Jäger, wenn es irgend möglich ist, in ein Dorf kommen. Kaum sind wir im Quartier, als plötzlich Lärm entsteht; die Franzosen sind da. Es war aber nur blinder Lärm." Den 20. Mai blieb General v. Oppen stehen. „Den folgenden Tag gings nach dem Städtchen Dahme. Dort bezogen wir auf der Straße nach Herzberg ein Biwak. Die Einwohner dieses Ortes mußten für uns Essen herausbringen, und während der zwei Tage, die wir hier standen, hatten sich unsere Jäger so bene getan, daß sie schon anfingen am Essen zu mäkeln. Am 23. des Morgens wurde aufgebrochen, nach Herzberg marschiert und vor der Stadt an der Brücke der Schwarzen Elster ein Biwak bezogen. Den 24. Marsch nach dem Dorf Klein-Ginse (General v. Oppen marschierte nach Sonnewalde und biwakierte bei diesem Ort. v. Prittwitz). Den 25. gings durch Sonnewalde sowie Finsterwalde und Biwak bei Groß-Räschen. Hier blieben wir bis zum 27. gegen Abend stehen und brachen um 7 Uhr plötzlich auf."

General v. Bülow hatte nämlich beschlossen, am 28. bei Tagesanbruch Hoyerswerda, das er von etwa 8000 Mann besetzt glaubte, durch die Generale v. Borstell und v. Oppen wiederzunehmen. Die Vereinigung beider Generale, die zwischen 4 und 5 Uhr morg. erfolgen sollte, geschah aber erst um 6½ Uhr. Auch bedurften die vom Nachtmarsch ermüdeten Truppen einiger Ruhe, und so erfolgte der Aufbruch zum Gefecht erst um 7½ Uhr. Dies und vor allem der Umstand, daß in und bei Hoyerswerda nicht 8000 Mann, sondern bedeutend überlegene Truppen (14 000 Mann unter dem Marschall Oudinot) sich befanden, führte um 11 Uhr zum Abbruch des um 9 Uhr begonnenen Gefechts. Unsere Jäger gehörten zur Reserve und hielten im Verein mit den beiden Jägerdetachements des I. und II. Bataillons des 1. Pommerschen Infanterieregiments das Dorf Nardt zur Deckung des Rückzuges besetzt.

„Wir marschierten," so berichtet Engler über die Vorgänge bei Hoyerswerda, „durch Senftenberg und die Nacht hindurch bis zum Tagesanbruch zwei Stunden vor Hoyerswerda. Hier sollte ein feindliches Korps, dessen Stärke auf 6000 bis 8000 Mann veranschlagt wurde, überrumpelt werden. Es wurde eine Stunde haltgemacht. Alles warf sich, von diesem so schnellen Nachtmarsch ermüdet, sogleich nieder. In einigen Minuten herrschte eine Stille, die zu bewundern war. Alle schliefen so fest, daß, wie es Auf! Auf! hieß, man zu tun hatte, sie aus dem sanften Schlaf zu erwecken .... Es war am 28. Mai, noch war der Himmel von Nachtwolken umzogen, doch aber schimmerte schon der schöne Morgenstrahl unter diesen hervor. Noch nie hatte ich als Militär meine besonderen Betrachtungen am Firmamente so gehabt, wie ich es heute tat .... Immer näher kamen wir, in aller Stille marschierend. Dem Feinde konnten wir schon auf eine Stunde nahe sein, und noch war kein Pistolenschuß gefallen. Wir machten bei einem Dorfe halt. An alle Kommandeure wurde die

Digitized by Google

Disposition vom General v. Oppen und v. Borstell ausgegeben. Unseren 6000 bis 7000 Mann sollte ein ebenso starker Feind gegenüberstehen, aber, wie es sich nachher bald ergab, hatte er an 20 000 Mann zur Stelle. Infolgedessen zogen wir uns, nachdem wir mit Schnelligkeit angegriffen und dabei ein schreckliches Kanonenfeuer bekommen hatten, nach zweistündigem Gefecht in Eile zurück, ohne jedoch lebhaft verfolgt zu werden. Wir marschierten von etwa 12 Uhr bis zum andern Morgen um 3 Uhr, wo wir bei Klein-Jauer in der Nähe von Alt-Döbern zum Borstellschen Korps stießen, aber müde und hungrig und in einigen Stunden sollte schon wieder aufgebrochen werden. Wir gingen alsdann noch zwei Stunden weiter zurück, und kamen unser Jägerdetachement und das 3. Ostpreußische Füsilierbataillon zusammen in ein Dorf ins Quartier. Dies war am 29."

Nach den Beiträgen zur Geschichte des Jahres 1813 vom General v. Prittwitz vereinigten sich die Generale v. Borstell und v. Oppen nach einem mehrstündigen Halt des ersteren bei Skadow und des letzteren bei Geierswalde beide bei Geissendorf. v. Borstell rückte am 29. nach Drebkau, und v. Oppen nach Alt-Döbern.

„Den 30. ging es durch das kleine Städtchen Drebkau, und eine Viertelstunde später kam das Jägerdetachement aus besonderer Gnade, die der General v. Oppen immer gegen uns zeigte, allein ins Quartier in das Dorf Löschen. Da wir aber hier, wie es hieß, einige Tage stehen bleiben sollten, so wurden wir umquartiert und kamen in ein im Sächsischen gelegenes Dorf. Hier blieben wir bis zum 3. Juni morg. stehen."

Am späten Abend des 2. Juni ging beim General v. Bülow, der die Marken und namentlich Berlin zu decken hatte, die Nachricht ein, Marschall Oudinot habe mit seinem Korps von Ruhland auf Kirchhain sich gewandt. Dies schien dem General auf ein Vorgehen des Feindes auf Luckau zu deuten, und so beschloß er, sein Korps ohne Verzug bei diesem Orte zu versammeln. Dort befand sich zurzeit nur ein Bataillon; die übrigen Truppen hatten große Märsche zurückzulegen. Denn es waren von Jüterbog (Brigade v. Boyen) und von Kottbus (Brigade v. Harpe, v. Thümen und Prinz von Hessen-Homburg) je 48 km, von Drebkau über Kalau (Brigade v. Oppen) 43 km und von Guben (Brigade v. Borstell) 87 km bei nur 30 km seitens des Feindes von Kirchhain bis Luckau.

Marschall Oudinot hatte die Aufgabe, gegen Berlin vorzugehen und General v. Bülow zu fesseln. Er entschloß sich, erst diesen zu schlagen, und marschierte am 3. Juni nach Kalau, wobei er fast rechtwinklig auf die von Drebkau und Kottbus herankommenden Marschkolonnen des Generals v. Bülow stieß. Bei den sandigen Wegen und der großen Hitze hatte sich jedoch der Marsch verzögert, so daß Oudinot beim Zusammenstoß nur seine Avantgarde zur Hand hatte. So glückte es dem General v. Bülow, an Kalau vorbei nach Luckau zu gelangen. General v. Oppen

Digitized by Google

erreichte die Gegend zwischen Kahnsdorf und Freesdorf bei Luckau um 11 Uhr abds. Zur selben Zeit traf die Brigade Hessen-Homburg, am 4. Juni früh 4 Uhr die Brigaden v. Harpe und v. Thümen, nachm. 5 Uhr die Brigade v. Boyen und am 5. Juni früh 3 Uhr die Brigade v. Borstell bei Luckau ein. Die Stellung des Generals v. Bülow lag auf den Höhen des westlichen Ufers der Börste, dicht bei der Stadt unter Besetzung derselben und ihrer nächsten Umgebung auch auf dem östlichen Ufer.

„Am 3. Juni früh," berichtet Engler, „wurde durch Drebkau marschiert, wo die Brigade des Generals v. Oppen sich versammelte. Unser Marsch ging gegen Kalau. Um 11 Uhr, als wir noch von dort eine Stunde entfernt waren, stieß die französische Avantgarde mit der unsrigen zusammen. Es ließen sich einzelne Schüsse hören, also nur im Trabe vorwärts, um den Feind so lange aufzuhalten, bis die Brigade vorbei war. Bald wären wir abgeschnitten gewesen; es ging aber noch alles glücklich, und so zogen wir, stark verfolgt, auf der Straße nach Luckau zu. Vor Luckau wurde haltgemacht. Alles überließ sich dem Schlaf. Mich und einige Jäger plagte der Hunger, und so schlichen wir uns in aller Stille in die Stadt, klopften an verschiedene Türen an und baten um Kaffee und Brot. Da noch etwas vorhanden war, wurde unsere Bitte erfüllt. Nachdem wir uns gelabt hatten, wollten wir das Detachement wieder aufsuchen, fanden es jedoch nicht auf dem Platze, wo wir es verlassen hatten, und wußte auch niemand über sein Verbleiben Auskunft. Erst nach einigen Stunden fanden wir es. Es war schon 7 Uhr morg. Jeder, der nicht geschlafen hatte, war in der Stadt gewesen, um etwas zu bekommen.

Unsere Brigade besetzte die Straße von Luckau nach Berlin auf der anderen (östlichen) Seite der Stadt.*) Um 9 Uhr — wir glaubten noch lange nicht angegriffen zu werden und lagerten in aller Ruhe — weckte uns eine feindliche Granate. Unsere Stellung wurde verändert. Es dauerte nicht lange, so kamen schon die Voltigeurs an. Also zurück in die Gärten, Füsiliere und Jäger. Um diese Gärten schlug man sich einige Stunden, bis wir endlich mit Hurra — dies war mein erstes Hurra, das ich mitmachte — drauflosgingen und den Feind vertrieben.**)

Ich wurde nun als ältester Oberjäger mit dem ersten Zuge im Verein mit den Tirailleuren der Füsiliere vorgeschickt und hatte bereits mehrere Verwundete. Wir hatten heut den gefährlichsten Posten und schlugen uns

*) General v. Oppen sollte bei Annäherung des Feindes die Füsiliere vom 3. Ostpreußischen Regiment und die ostpreußischen Jäger zur Verteidigung der Kalauer Vorstadt und der vorliegenden Gärten verwenden, seine übrigen Truppen aber um die Stadt herum nach den Höhen auf dem linken Ufer der Börste zurückgehen lassen. (Kriegsarchiv I. E. 16.)

**) Es ist wahrscheinlich der Angriff, der um 3 Uhr durch die Füsiliere und ostpreußischen Jäger — und wir können jetzt hinzufügen auch durch unsere freiwilligen Jäger — erfolgte.

Digitized by Google

um ein Terrain von 1000 Schritt Ausdehnung, die Vorstadt mit einbegriffen, von 9 Uhr morg. bis 8 Uhr abds., bis wir endlich Sieger blieben. Wir erhielten zumeist nur Kleingewehrfeuer. Die Vorstadt, in der viele Verwundete untergebracht waren, brannte ab und machten die kohlschwarz verbrannten Körper nicht wenig Eindruck auf mich. Ich verlor von meinem Zuge an Verwundeten zehn Jäger, von denen später drei im Lazarett starben ...."

„Wir verfolgten den Feind, aber nicht rasch, bis nach Sonnewalde, wo wir am 7. eintrafen und viele verwundete Franzosen fanden. Hier blieben wir bis zum folgenden Tage, an welchem die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand eintraf. In Zeit von einer Stunde wird marschiert und zurück nach Berlin. Welcher Donnerschlag für mich und alle! Es hieß, wir haben bei Lützen eine Schlacht verloren, die Franzosen sind schon wieder im Besitz von ganz Schlesien, und die Russen haben sich nach Polen zurückgezogen. Alles war niedergeschlagen. Über Lübben, wo Ruhetag war, kamen wir am 14. Juni mit der Borstellschen Brigade*) nach Berlin.

Im letzten Nachtquartier mußte alles aufs beste geputzt werden. Auf der Wiese an der Hasenheide wurde zu einer Parade aufmarschiert. Nachdem wir drei bis vier Stunden gestanden hatten, kam der alte General v. L'Estocq und besichtigte uns; alsdann wurde en parade nach gewöhnlicher Art vorbeimarschiert. Ich und der Feldwebel Kanzow kamen unweit des Frankfurter Tores im Schwarzen Adler ins Quartier. Früher wurden die Jäger vorzugsweise aufgenommen, aber nun fiel es schon weg. Glücklicherweise blieben wir nur bis zum 18. Dann gingen wir zu unserem Regiment nach Schlesien. Aus Köpnick nahm der Kapitän noch ein Ersatzbataillon**) für das Regiment mit und gelangten wir über Fürstenwalde und Frankfurt in die Gegend von Fraustadt mit den 99 Windmühlen."

In Weigmannsdorf bei Fraustadt am 26. ging die Nachricht ein, das Regiment sei im Begriffe, nach Berlin zum III. Armeekorps zu marschieren. Gleichzeitig erhielt v. Malotki den Befehl, nach Köpnick zurückzukehren und dort am 4. Juli einzutreffen.

„Den 6. Juli rückten wir wieder zum Frankfurter Tor in Berlin ein. Gottlob, bald werden wir zu allen Toren ein- und auspassiert sein."

Am 25. Juni hatten das II. und Füsilierbataillon den Marsch nach Berlin angetreten. Sie trafen daselbst am 12. Juli unter großer Begeisterung der Bevölkerung ein. Jetzt vereinigte sich auch das Jäger-

*) Da diese am 9. nach Lübben marschierte und am 10. dort Ruhetag hielt, so ist der 8. Juni als der Tag anzusehen, an dem das Jägerdetachement zur Brigade Borstell übertrat.

**) Es war das Marschbataillon des Colbergschen Infanterieregiments.

Digitized by Google

detachement des Füsilierbataillons mit ihnen. Es erhielt durch Kabinettsorder vom 14. August einen neuen Kommandeur in dem Premierleutnant v. Bockelmann,*) als einen besonders dazu qualifizierten Offizier. Kapitän v. Malotki trat auf eigenen Wunsch zu seiner Kompagnie in das Regiment zurück.

Am 19. Juli rückte das englisch montierte III. Bataillon des Regiments, welches bisher vor Stettin gestanden hatte, in die Hauptstadt ein. Am nächsten Tage wurde aus ihm und durch Austausch von zwei Kompagnien mit ebenso vielen des II. Bataillons das I. Bataillon neu gebildet und ihm gleichzeitig das Jägerdetachement des II. Bataillons angeschlossen. Der 20. Juli ist demnach der Geburtstag des jetzigen I. Bataillons.

Der Personalbestand der beiden Jägerdetachements Mitte August ergibt sich aus folgenden Nachweisungen.

Detachement des I. Bataillons.

Zum Dienst:	3 Offiziere,	7 Oberjäger,	2 Spielleute,	141 Jäger,	1 Chirurgus.
Verwundet:	—	1 "	—	8 "	—
Krank:	—	1 "	—	16 "	—
Kommandiert:	—	6 "	—	3 "	—
Zusammen:	3 Offiziere,	15 Oberjäger,	2 Spielleute,	168 Jäger,	1 Chirurgus.

Detachement des Füsilierbataillons.

Zum Dienst:	3 Offiziere,	7 Oberjäger,	2 Spielleute,	93 Jäger,	1 Chirurgus.
Krank:	—	1 "	—	13 "	—
Kommandiert:	—	1 "	—	— "	—
Zusammen:	3 Offiziere,	9 Oberjäger,	2 Spielleute,	106 Jäger,	1 Chirurgus.

Von dem aufgelösten Jägerdetachement des 9. Reserveregiments übernahm das Detachement der Füsiliere 11 Jäger und nahm dazu 16 neue an. Seitdem hatte in der 6. Brigade (Colberg. Infanterieregiment, 9. Reserveregiment und 1. Neumärkisches Landwehr-Infanterieregiment) nur das Colbergsche Regiment freiwillige Jägerdetachements.

Von Großbeeren über Dennewitz nach Leipzig.

Am Schluß des Waffenstillstandes (16. August 1813) stand das zur Nordarmee gehörige III. Armeekorps unter Bülow bei Berlin und hinter der Nuthe und Notte.

Am 22. August nachm. wurde aus dem Lager bei Heinersdorf das Füsilierbataillon Colbergschen Infanterieregiments und das I. Bataillon 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiments zur Aufnahme der aus dem Gefecht bei Wietstock zurückkehrenden Truppen vorgezogen. Bei Großbeeren angelangt, befahl der anwesende kommandierende General dem Füsilierbataillon, in den vorliegenden Wald weiter vorzurücken.

*) v. Bockelmann war zuletzt Kommandeur der 7. Division und starb 1860.

Digitized by Google

Später ging es wieder nach Großbeeren zurück und bildete mit dem inzwischen eingetroffenen Füsilierbataillon des 3. Ostpreußischen Infanterieregiments und dem in der Nähe des Dorfes befindlichen 1. Leib-Husarenregiment für die Nacht die Vorposten. Sie wurden am nächsten Morgen durch eine halbe Batterie verstärkt und das I. Bataillon des 9. Reserveregiments löste das Füsilierbataillon 3. Ostpreußischen Regiments im Vorpostendienst ab.

Über diese Vorgänge erzählt Leutnant Döhling in seinem Tagebuch: „Wir rückten am Abend durch Großbeeren nach dem Walde hin. Die Kavallerie kam zurück und rief uns entgegen, daß wir zwei Stunden früher hätten kommen sollen. Wir deckten den Rückzug und stellten uns im Walde auf. Das Füsilierbataillon ist allein. Ich bin zum Jägerdetachement kommandiert. Nachdem sich alles durchgezogen, gehen wir nach Großbeeren und bleiben auf der Straße liegen. Die 9. und 10. Kompagnie sowie die Schützen hatten die Feldwache und Vorposten." Am 23. früh übernahm Major v. Sandrart, Kommandeur des 1. Leib-Husarenregiments, den Befehl über die Vorposten. Er nahm in der bestimmten Erwartung eines nahen Angriffs eine Aufstellung in und bei Großbeeren, bei welcher dem Füsilierbataillon des Regiments die Verteidigung der besonders wichtigen Westseite des Dorfes zufiel. „Ich war am Eingange des Dorfes postiert; vor mir standen die freiwilligen Jäger, rechts vor dem Dorfe die 9. und links die 10. Kompagnie. Die 11. und 12. befanden sich im Orte als Soutien." Als der Feind in der vierten Stunde weit überlegene Kräfte entwickelte, führte das Vorpostendetachement ruhig und in größter Ordnung den Rückzugsbefehl aus und ging unter einem leichten kurzen Schützengefecht bis auf Heinersdorf zurück. Unser Füsilierbataillon nahm alsdann seine Stellung vom vorigen Nachmittag wieder ein, nämlich vorwärts Heinersdorf gegenüber Kleinbeeren in dem Fichtenwäldchen am Lilo-Graben.

Inzwischen war der Angriff des III. Armeekorps in der Richtung auf Großbeeren erfolgt. Von den beiden in Linie mit Schützen davor formierten Musketierbataillonen des Regiments ging das I. gerade auf den Ort, das II. anfangs gegen das nördlich gelegene Gehölz und bald darauf ebenfalls gegen Großbeeren vor. Es regnete in Strömen, und da infolgedessen fast jedes Gewehr versagte, gingen die Truppen zum Bajonettangriff über und nahmen das Dorf. Der Feind wurde gegen den Wald verfolgt; erst die hereinbrechende Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende. An dem siegreichen Dorfgefecht nahmen unsere freiwilligen Jäger vom I. Bataillon ruhmreichen Anteil. Als die Schützen es für unmöglich hielten, den an der Ostseite des Ortes vorüberfließenden sumpfigen Lilo-Graben zu durchwaten, schwang sich der immer tatendurstige Regimentsadjutant Leutnant Schmückert vom Pferde, zeigte ihnen den Weg und

Digitized by Google

eroberte ein Vorwerk unter Mitwirkung einer Abteilung freiwilliger Jäger.

Die Verluste in dieser Schlacht waren im ganzen gering. Das Jägerdetachement zählte einen Spielmann und zwei Jäger an Verwundeten. Sekondeleutnants Matthias und Schmückert sowie der Jäger Henning erhielten das Eiserne Kreuz. Von den ehemaligen freiwilligen Jägern des Regiments, den Sekondeleutnants Krähe, Kumme und Pauly, sämtlich vom braven II. Bataillon des 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiments, starb Krähe bei dem Kampf um die Windmühlenhöhe den Heldentod, während Kumme und Pauly, letzterer durch neun Stiche, verwundet wurden.

Die Verfolgung nach gewonnener Schlacht geschah ohne Nachdruck, aber trotz langsamen Vorrückens fanden die Truppen wenig Ruhe. Dazu war die Verpflegung häufig unregelmäßig, was nach Überschreiten der nahen sächsischen Grenze um so fühlbarer wurde, als die Einwohner aus ihren Ortschaften sich geflüchtet und alle Lebensmittel fortgeschafft hatten. Auch die Brunnen waren verschüttet oder unbrauchbar gemacht. So gelangte das Heer unter mancherlei Ungemach in die Nähe von Wittenberg. Hier führte Marschall Ney den Oberbefehl über das 4., 7. und 12. Armeekorps — die Berliner Armee. Am 5. September drängte er bei Zahna das Armeekorps des Generals v. Tauentzien zurück, das in der Nacht zum 6. September auf den Anhöhen dicht südlich Jüterbog lagerte. Am 6. setzte Ney den Vormarsch fort und es kam zur Schlacht, da Bülow sich Tauentzien näherte, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen und ihn von Wittenberg abzudrängen.

Es war ein drückend warmer Tag, und die von dem stürmischen Südostwind aufgewirbelten Wolken undurchdringlichen Staubes trieben den Truppen entgegen und beschränkten die Aussicht mitunter bis auf 100 Schritt. Um 2^{30} Uhr stand die Brigade und mit ihr das Colbergsche Regiment an der Nordwestabdachung der Höhe zwischen Nieder-Görsdorf und Göhlsdorf, dessen sich General Reynier bald nach dieser Zeit bemächtigte. Dieses und die dicht nördlich davon gelegene Windmühlenhöhe bildeten den Stützpunkt für den linken Flügel der französischen Schlachtstellung. Gegen sie richtete sich der Angriff der durch Reserven verstärkten 6. Brigade. Ein Teil und mit ihm das II. Bataillon Colbergschen Regiments bekam die Richtung auf die Windmühlenhöhe, der andere und darunter das I. und Füsilierbataillon auf Göhlsdorf. Letztere beiden Bataillone rückten in entwickelter Linie — die freiwilligen Jäger und Schützen vor der Front — gegen die 800 Schritt lange, mit Erdwällen und Gräben eingefaßte Westfront vor und drangen trotz lebhaften Widerstandes und des äußerst wirkungsvollen Geschützfeuers von der nahen Windmühlenhöhe her in das Dorf ein. „Im

Digitized by Google

allgemeinen kam das Gefecht*) an der etwa 50 Schritt breiten Dorfgasse zum Stehen und nahm einen sehr hitzigen Charakter an. Durch Gewehrfeuer auf kürzeste Entfernung geführt, verlief es nicht ohne Schwankungen, und mehr als einmal wurde an einzelnen Stellen der eine oder andere Teil bis in und selbst über die Gärten hinausgedrängt ... Einen merkwürdigen Kontrast in dem Gewirre bildete das Ruhen des Kampfes um den Brunnen inmitten der Straße, welcher die vom brennendsten Durst Gequälten anzog und je nach dem Gang des Gefechts Freund und Feind durch seine Labung erquickte. Verwundete in Menge schleppten sich dort zusammen. Abteilungen lösten sich dort auf, die vor dem feindlichen Feuer ihre Ordnung bewahrt hatten, und blieben taub für den Ruf ihrer Führer. Ein leitungsloses Getümmel mußte unvermeidlich entstehen, in welchem die Bataillone sich mischten und die Impulse fast nur von Subalternen für die zufällig ihrer Stimme und ihrem Einfluß erreichbaren Truppen ausgehen konnte. Nach vielleicht halbstündigem Ringen neigte sich schließlich die Gesamtheit der Einzelkämpfe zu günstiger Entscheidung für die preußischen Waffen."

Es war 3^{45} Uhr. Einzelne Bataillone versuchten nun über das Dorf hinaus vorzudringen, aber die Batterien des Feindes vereitelten dies. Auch Leutnant Engler vom Jägerdetachement des Füsilierbataillons erwähnt ein solches Vorgehen. „Ich war mit einem Teil Jäger durch das Dorf durchgegangen und kam so nahe unter eine feindliche Batterie, daß ich sie durch mein Feuer zum Rückzuge nötigte."

In dieser Zeit traf die 5. Brigade v. Borstell dicht südlich Göhlsdorf ein. Gleichwohl gelang es dem Feinde, der Verstärkungen (12. Armeekorps) erhalten hatte, die aufgelösten und überraschten Truppen aus dem Dorfe hinauszudrängen, ja die nunmehr auch in ihrer linken Flanke bedrohte Brigade v. Borstell zu einer, wenn auch nur kurzen, rückgängigen Bewegung zu veranlassen. Indessen trotz der Ungunst der Umstände befahl jetzt General v. Bülow ein allgemeines Vorgehen auf der ganzen Schlachtlinie von Göhlsdorf bis Dennewitz, und ein glänzender Erfolg lohnte diesen kühnen Entschluß. Die gegen den rechten Flügel wirksam gewesenen Unterstützungen der Franzosen hatten eine andere Bestimmung erhalten, und demgemäß gelang es, Göhlsdorf endgültig in Besitz zu bringen und den Feind zur Räumung der Windmühlenhöhe zu zwingen. Mehrere jetzt eintreffende russische und schwedische Batterien und russische Kavallerie halfen den errungenen Sieg vervollständigen. Vergebens versuchte der Feind auf einigen rückwärts gelegenen Höhen festen Fuß zu fassen; er wurde alsbald mit Verlust geworfen. Der Sieg war vollkommen. Jeder hatte wie ein Held gefochten, in allen war der Antrieb

*) R. v. Ollech, Geschichte der Nordarmee 1813. Berlin 1859—1865 (Beiheft zum Militär-Wochenblatt).

Digitized by Google

zu siegen oder zu sterben rege gewesen. So ist es denn schwer, Handlungen einzelner aus diesem blutigen Ringen um Göhlsdorf hervorzuheben.

In der Liste der Belohnungsvorschläge für Offiziere finden wir neben den Führern der beiden Jägerdetachements, dem Hauptmann v. Sydow und dem Premierleutnant v. Bockelmann, die Sekondeleutnants Goltdammer, Engler und Schmückert,*) der freiwillig bei Stürmung von Göhlsdorf die Führung eines Schützenzuges übernahm. Sie erhielten sämtlich das Kreuz. Von den Oberjägern und Jägern vom Detachement des Füsilierbataillons wurden zur Auszeichnung empfohlen: die Oberjäger Ebell, Koch und v. Kleist sowie die Jäger Schumann, Kuhn, Haeuser, Haendel, v. Lettow, Spott, Pohl und Seyler. Von ihnen erhielten das Kreuz für Dennewitz Koch, Schumann, Haendel, v. Lettow, Spott und Seyler. Ebell starb zuvor den Heldentod. Eine entsprechende Vorschlagsliste seitens des I. Bataillons ist nicht erhalten geblieben.

Das Jägerdetachement des I. Bataillons hatte in der Schlacht bei Dennewitz einen Verlust von: vier Jäger tot, ein Offizier (Leutnant Schleich II), ein Spielmann und 18 Jäger verwundet. Der Verlust des Detachements des Füsilierbataillons betrug: ein Jäger tot, zwei Oberjäger und 27 Jäger verwundet und außerdem zehn Jäger als Vermißte. (Kriegsarchiv III E. 94.) Jedoch weicht eine im Archiv des Kriegs-Ministeriums vorhandene Nachweisung der Verluste der freiwilligen Jäger des Regiments in der Schlacht bei Dennewitz von den vorstehenden Angaben ab, insbesondere wird niemand als vermißt bezeichnet.

Von den aus den beiden Jägerdetachements hervorgegangenen Offizieren des Regiments wurde Sekondeleutnant Kratz erschossen, Sekondeleutnants Segemund und Fritze sowie der zum 1. Neumärkischen Landwehr-Infanterieregiment kommandierte Oberjäger Böttcher (Sekondeleutnant vom 10. September 1813) verwundet.

Auf die Schlacht von Dennewitz, die endgültig die Marken und die Hauptstadt Preußens vor erneuter Bedrückung rettete, folgte für die Nordarmee ein Stillstand in den Heeresbewegungen. Magdeburg und Torgau wurden eingeschlossen, Wittenberg belagert. An der Belagerung nahm das Colbergsche Regiment vom 22. September bis 4. Oktober teil. Am 24. September erstürmten ohne viel Gegenwehr seine Schützendivisionen und das 9. Reserveregiment die Vorstadt vor dem Weinberge, links der Berliner Straße. Fortwährendes Biwakieren bei ungünstiger Witterung, angestrengter Vorpostendienst, Deckung von Belagerungsarbeiten setzten die Ausdauer und kriegerische Tüchtigkeit auch unserer Jäger auf keine geringe Probe.

*) Schmückert erhielt das Kreuz für Großbeeren erst nach der Schlacht von Dennewitz am 13. September 1813.

Digitized by Google

Am 4. Oktober rückte, um sich dem Vormarsch der Nordarmee anzuschließen, das III. Armeekorps unter Zurücklassung der auf dem rechten Elb-Ufer vor Wittenberg verbleibenden 4. Brigade (v. Thümen) von dort ab. Das Colbergsche Regiment brach um 4 Uhr nachm. frohgemut auf, marschierte die Nacht bis gegen Morgen und ruhte unsern Roßlau einige Stunden bei strömendem Regen, ohne wegen Holzmangels Feuer anmachen zu können. Alsdann ging es daselbst über die Elbe und bei Regengüssen in Parade durch Dessau, wo der Kronprinz von Schweden von einem Fenster seines Quartiers aus dem Durchmarsch der Truppen beiwohnte. Nach einem weiteren Marsch von drei Stunden wurde unsern Bernburg ein Biwak bezogen. Auch am 6. hielt das schlechte und kalte Wetter an. Die Jäger des I. Bataillons kamen mit demselben nach Jeßnitz, die der Füsiliere nach Roßdorf und am 7. vermutlich ebenfalls nach Jeßnitz ins Quartier. Am 10. früh 4 Uhr Aufbruch von hier und Biwak in der Nähe von Radegast bei Zörbig. Das Biwak vom 11. bis 13. Oktober bei Rothenburg a. S. bezeichnet den Gipfel des Ungemachs in dieser Zeit.

„Dieses Biwak," so berichtet der Jäger Grischow, „war, wie alle anderen versicherten, das schrecklichste, das sie je gehabt hatten. Unsere Lage war in der Tat höchst traurig und beinahe bis zum höchsten Grade des menschlichen Elends gestiegen. Während der beiden Nächte, die wir hier zubrachten, regnete es so heftig und anhaltend, daß das ganze Feld, worauf wir uns befanden, wirklich unter Wasser gesetzt und kein Grashalm bemerkbar war. Die von dem dürftig gesammelten Stroh verfertigten Hütten zertrümmerte der Wind in wenig Minuten, und der Regen spülte sie weit von uns fort. Mit Ausnahme des Brotes konnten wir also, wenn auch andere Lebensmittel geliefert worden wären, gar nichts genießen. Denn Feuer während dieser Witterung zu unterhalten, war schlechterdings unmöglich. Auch das Brot war durch Nässe halb aufgelöst und beinahe ungenießbar. Sehr viele der Unsrigen wurden krank und litten besonders stark an Ruhr, Fieber und heftiger Diarrhöe. Äußerst matt und kraftlos verließen wir heut morgen (13. Oktober) dieses Lager und gingen immer querfeldein über Gräben, durch Strauchwerk und im Kote bis an die Knie. Viele unsrer Soldaten ließen die Schuhe stecken und waren genötigt, den ganzen Tagemarsch über barfuß zu gehen. Viele blieben vor Ermattung mitten im Wege liegen und konnten ohngeachtet der größten Anstrengungen nicht von der Stelle; auch ich hatte dies Schicksal ....."

Wie sehr die ungünstige Witterung und teilweise auch mangelnde Verpflegung die Gefechtsstärke der beiden Jägerdetachements beeinflußten, geht aus dem Rapport Mitte Oktober hervor. Im Detachement des I. Bataillons waren von 15 Oberjägern drei, von zwei Spielleuten einer

Digitized by Google

und von 165 Jägern 79 krank und im Detachement des Füsilierbataillons von drei Offizieren einer, von 13 Oberjägern drei, von 102 Jägern 36.

Der Übergang französischer Truppen bei Wittenberg auf das rechte Elb-Ufer und die Einnahme von Dessau führten am 13. zu dem Rückmarsch der Nordarmee gegen die Elbe nach und durch Cöthen. Das Füsilierbataillon kam nach Oster-Nienburg auf Vorposten; doch schon am 15. marschierte die Armee auf die Nachricht hin, der Feind ziehe von Wittenberg auf Leipzig, durch Löbejün zum Petersberge bei Halle, am 16. durch Oppin ins Biwak daselbst, am 17. in ein solches bei Podelwitz. Die beiden Jägerdetachements erhielten zu ihrer Schonung im Dorf Lössen Quartier, wohin auch das Hauptquartier kam. Am 18., dem Tage des allgemeinen Angriffs auf den bei Leipzig versammelten Feind, brach die 6. Brigade, also auch das Colbergsche Regiment, morgens 7 Uhr auf, an welches sich unsere Jäger nach einem dreistündigen Marsch von ihrem Quartier aus anschlossen. Ohne Aufenthalt ging die Brigade durch Taucha bis unweit Paunsdorf, wo sie zwischen 3 und 4 Uhr eintraf und sich als Reserve hinter der 5. Brigade aufstellte. Gegen Abend bei sinkender Sonne, die den blutroten Schimmer schrecklichschön am Horizont zurückließ, gleich als wollte sie das Schlachtfeld an ihm abspiegeln, entsandte die Brigade einige Bataillone, darunter auch das II. des Regiments zur Unterstützung des Angriffs auf Sellershausen und nahm durch dessen Erstürmung Anteil an den Erfolgen dieses für immer denkwürdigen Tages. Auch die anderen Bataillone des Regiments waren dem Kanonenfeuer ausgesetzt, doch waren ihre Verluste nur gering.

Am 19. bei dem Sturm auf Leipzig wurde Leutnant Matthias und am Tage vorher Leutnant Kantzow (9. Reserveregiment), beides ehemalige Colberger Jäger, verwundet. Für Leipzig erhielten das Kreuz: Leutnant Kantzow sowie die Jäger Küsel, Bauhof und Pohl.

„Am 19.,*) als kaum die Stadt genommen war, ritten die Souveräne (König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander) mit großer Suite durch die Truppen. Überall wurden auf sie Vivats ausgebracht. Als der König unser Bataillon erblickte, kam er zu demselben und sagte: »Wie geht es meinen lieben Colbergern, Ihr habt es bisher schlecht gehabt, es soll jetzt besser werden.« Ich faßte ihn recht ins Auge und fand in seinen Gesichtszügen eine solche Freude, wie sobald nicht zu sehen ist.

Wir blieben bis zum 22. hier stehen und gingen den folgenden Abend 10 Uhr bei Weißenfels über die Saale."

Die nun folgenden Märsche glichen einem Triumphzuge. Überall, besonders in den ehemaligen preußischen Städten, wurden die Truppen von den Behörden und einer jubelnden Volksmenge unter dem Geläute

*) Tagebuch des Leutnants Engler.

Digitized by Google

der Glocken festlich empfangen. Oft beschlossen ein fröhliches Mahl und Tanz den Tag. Aus vielen Städten und Orten meldeten sich eine große Anzahl junger Leute zum Eintritt als freiwillige Jäger in das Regiment, so daß allein aus der Grafschaft Mark und Cleve 20 nach erhaltener Ausbildung am 20. Januar 1814 in das Detachement des Füsilierbataillons eingestellt werden konnten.

Der Feldzug in den Niederlanden und im nördlichen Frankreich.

Anfang November teilte sich die Nordarmee. General v. Bülow erhielt die Weisung, über Minden und Münster und demnächst bis an den Rhein vorzurücken. Bereits in Minden am 8. November bildete General v. Bülow zu den folgenden Unternehmungen gegen den Niederrhein eine Avantgarde unter General v. Oppen. Zu ihr gehörten das I. und Füsilierbataillon des Regiments, vom 19. ab ebenso das II. Bataillon. Auch das Streifkorps des Majors v. Colomb wurde ihr am 18. unterstellt. Zu diesem Streifkorps stieß am 21. November in Rees Premierleutnant v. Bockelmann mit 100 auserlesenen Kriegern der 6. Brigade und am 23. Leutnant Engler mit dem Jägerdetachement des Füsilierbataillons. An diesem Tage marschierte v. Colomb über Emmerich und Zevenaar, um die linke Flanke des auf Doesborg vorgehenden Generals v. Oppen zu decken. Nach Einziehung genauer Nachrichten über die Lage bei Westervoorter Fähre brach v. Colomb noch in der Nacht dahin auf, um mittels Boote, die auf großen Karren mitgeführt wurden, über die Yssel zu setzen und alle Fahrzeuge an das diesseitige Ufer zu bringen. Er fand daselbst die Schiffbrücke abgebrochen und versenkt vor, alle Fahrzeuge waren in den Hafen von Arnheim gebracht, nur eine große Fähre sowie einige kleine Boote lagen am jenseitigen Ufer, von einem Offizier und 20 Mann bewacht. Premierleutnant v. Bockelmann erhielt den Auftrag, sich der Fahrzeuge zu bemächtigen.

„In aller Stille," so schreibt Engler, „wurden die fünf mitgebrachten Kähne in den Rhein gelassen. Ich mit einem Trupp von 12 Mann machte den Vortrab. Es konnte etwa 3 Uhr morgens sein. Gleich bei meiner Ankunft am jenseitigen Ufer der Yssel war ich so glücklich, einen Bauern zu erhaschen, von dem ich nähere Nachrichten einzog. Der Posten vor dem Gewehr, die Wache sowie der wachthabende Offizier, der sich in einem nahen Hause dem Schlaf überließ, wurden, ohne einen Schuß zu tun, überrumpelt und ebenso wie eine aus der Festung kommende Patrouille, im ganzen ein Offizier und 37 Mann, teils Infanteristen, teils Gendarmen und Douaniers, zu Gefangenen gemacht. Diese sowie die Fähre nebst den Kähnen wurden auf das diesseitige Ufer geschafft.

Digitized by Google

v. Colomb, der den Befehl erhalten hatte, den Posten von Werstervoort besetzt zu halten, brachte — wahrscheinlich bereits am 24. — alle am linken Ufer des Rheines befindlichen Fahrzeuge auf das diesseitige, unter anderen ein Schiff, dessen aus Tabak bestehende Ladung der französischen Regierung gehörte. Der Tabak wurde zum Besten des Kommandos verkauft. Jeder Offizier bekam 175 holländische Gulden, jeder Jäger und Gemeine 6 Gulden. Eine später nach Huissen zur Aufhebung der Douanenkasse ausgeführte Unternehmung verlief erfolglos."

Inzwischen hatte am 23. General v. Oppen Doesborg, am 24. Zütphen genommen und wandte sich am 25. gegen Arnheim. Schon bei Midachten stieß er auf eine von Arnheim in Anmarsch befindliche Abteilung von etwa 1000 Mann. Sie wurden in die Festung zurückgedrängt, wobei längs der Yssel die freiwilligen Jäger das Vorgehen des Regiments begleiteten. Zur Unterstützung des Generals setzte Major v. Colomb seine Jäger und Infanterie bei Westervoorter Fähre über den Fluß und drang bis an die Sabelpoort vor. Es entwickelte sich dabei auch auf dieser Seite der Festung ein ziemlich lebhaftes Gefecht, in welchem zwei Jäger verwundet wurden. Am Abend ging v. Colomb bis zur Fähre zurück.

Am 27. stießen von Nymwegen aus einige tausend Mann unter persönlicher Führung Macdonalds zur Besatzung Arnheims. Daher begnügte sich General v. Oppen, die Festung einzuschließen und die Ankunft Bülows abzuwarten. — Am 28. setzten einige Kähne mit freiwilligen Jägern des I. Bataillons und Füsilieren über den Rhein, um die jenseit Klingenbeck liegenden sieben Schiffe herüberzuholen. Die vom nächsten Dorf herbeieilenden Franzosen konnten dies nicht hindern. Gegen Abend feuerten eine Kanone, eine Haubitze und eine Voltigeur-Kompagnie sehr lebhaft auf die nun diesseits liegenden Schiffe sowie auf die Jäger und Füsiliere. Einige Mann wurden hierbei schwer verwundet, ein Schiff durch eine Granate in Brand gesteckt. Einem am 29. unter nicht erheblichen Verlusten zurückgewiesenen Ausfall der Besatzung folgten am 30. in Anwesenheit des Generals v. Bülow der Sturm auf die Festung und ihre Eroberung. An ihm war von den freiwilligen Jägern nur das Detachement des I. Bataillons unter Führung des Leutnants Schleich I an Stelle des abkommandierten Hauptmanns v. Sydow beteiligt, da die bereits am 29. nach Ede abgerückten Truppen des Majors v. Colomb durch andere des Generals v. Krafft ersetzt worden waren.

Der Angriff geschah in 4 Kolonnen gleichzeitig; diejenige, zu der das I. Bataillon des Regiments gehörte, sollte das sogen. „Retranchement", dann das Rheintor selbst und die Rheinbrücke nehmen. Die Jäger eilten zusammen mit den Schützen des Bataillons voraus und drangen siegend in die Verschanzungen ein. Der Regimentsadjutant Leutnant Schmückert führte rasch Leute herbei, ließ das Tor mit Äxten und Stangen öffnen

Digitized by Google

und erwarb sich nebst dem Leutnant Goltdammer*) hierdurch ein großes Verdienst. Das I. Bataillon drang nun durch das Tor nach dem Marktplatz und formierte sich dort wieder.

Die Eroberung Arnheims, eines der schönsten Ruhmesblätter in der Geschichte des Regiments, kostete erhebliche Opfer. Es verlor 10 Offiziere, 208 Unteroffiziere, freiwillige Jäger und Gemeine. Von den aus den Jägerdetachements hervorgegangenen Offizieren waren Leutnant Spranger**) tot, die Leutnants Doehling, Freyberg**) und Keck verwundet. Für die Erstürmung Arnheims erhielten vom Jägerdetachement das Kreuz: die Leutnants Schleich II, Thoms und Ruskow, der Feldwebel Gillet, der Oberjäger Karow sowie die Jäger Fritze***), Fritz und Grütefin. Der ebenfalls zum Kreuz vorgeschlagene Jäger Pietschray starb, ehe es ihm verliehen werden konnte.

Durch die Annäherung der Verbündeten war die gesamte Bevölkerung Hollands in Gärung geraten. Am 16. November war in Amsterdam ein Aufstand ausgebrochen, der sich rasch über die größeren Städte verbreitete. Eine provisorische Regierung hatte das Land für unabhängig erklärt und den in London weilenden Prinzen von Oranien zur Rückkehr aufgefordert. Bereits vor der Erstürmung Arnheims erhielt v. Colomb den Auftrag, nach Rotterdam zu gehen, um sich mit den Aufständischen der dortigen Gegend in Verbindung zu setzen. Er erreichte diese Stadt über Schalkvick und Gauda am 3. Dezember. „Unser Empfang in Rotterdam," berichtet Engler, „war unbeschreiblich. Kein Kind blieb zu Hause, sie mußten uns alle gesehen haben." Am 5. Dezember rückte der russische General v. Benkendorf gleichfalls in die Stadt ein. Bülow befahl ihm, Breda, das von Kasaken mit Hilfe gutgesinnter Einwohner am 9. genommen war, zu besetzen und zu behaupten. Am 10. brach Benkendorf, dem Major v. Colomb am 12. folgte, auf, setzte bei Hardingsveld über die Merwede, blieb die Nacht in Werkendamm und erreichte am nächsten Tage abends Breda. Er ließ sogleich die Festungswerke soviel als möglich instandsetzen, hatte indessen zu ihrer Verteidigung nur 1500 Mann — davon zwei Drittel Kasaken — und acht sechspfündige Geschütze. Hierbei bot, nach dem Zeugnis des Majors v. Colomb, Premierleutnant v. Bockelmann mit seinen 100 Pommern und 50 mit Büchsen bewaffneten freiwilligen Jägern, größtenteils guten Schützen, dem General eine, wenn auch an Zahl ge-

*) Leutnant Goltdammer war im Feldzuge 1815 Adjutant des inzwischen zum Brigadekommandeur ernannten Obersten v. Zastrow. Goltdammer starb 1858 als Konsul in Stettin.

**) Spranger und Freyberg werden auch in der geschriebenen Rangliste für den Monat November 1813 als ehemalige freiwillige Jäger des Regiments bezeichnet. (Akten der Geheimen Kriegskanzlei.)

***) Als Generalleutnant 1879 gestorben.

Digitized by Google

ringe, unter den obwaltenden Verhältnissen aber nützliche Unterstützung dar.

Als am 20. nachm. von Antwerpen her General Roguet mit 7000 Mann Infanterie und 30 Geschützen vor der Festung erschien, verließ trotz dieser Übermacht der Mut die tapferen Verteidiger nicht. Sie erwiderten das Feuer des Feindes nach Kräften und wiesen mehrere Angriffe auf die Tore energisch ab; insbesondere leisteten unsere Jäger bei der Verteidigung des Ginnekenschen Tores nützliche Dienste. Es gelang in der Nacht zum 22. Dezember, 18 schwere Geschütze in die Festung zu schaffen. „Als es nun galt, die Zwölfpfünder während der Nacht in die Bastionen zu bringen, Bettungen zu legen, Scharten einzuschneiden usw., gab es dabei Szenen wie beim Turmbau zu Babel: Offiziere, kasakische und holländische Artilleristen, freiwillige Jäger und Bürger aus der Stadt legten Hand an; man verstand sich nicht und das vermehrte die Schwierigkeit. Dennoch waren, als es Tag wurde, zehn oder zwölf Geschütze placiert, bei denen die mangelnden Artilleristen durch Offiziere und Jäger ersetzt werden mußten." (Tagebuch v. Colomb.) Da auch General v. Krafft mit Entsatztruppen sich näherte, hob der Feind am 23. früh die Berennung auf und zog sich ziemlich halbwegs Antwerpen nach Hoogstraten und Westwesel, gefolgt von unserer Kavallerie, zurück.

„Am 23.," berichtet Engler, „war bei General v. Benkendorf besonders große Tafel. Wir mußten täglich, sogar zum Frühstück, zu ihm kommen. Es ging bei ihm so wie bei den französischen Generalen zu. Die Stadt mußte alles anschaffen. Wir lebten die ganze Zeit hindurch ganz prächtig. Am 2. Januar 1814 wurden wir durch 3 englische Bataillone und Preußen abgelöst. Ehe wir abmarschierten, hatten wir vor dem General große Parade, bei welcher auch unser Oberst v. Zastrow zugegen war. Während des Vorbeimarsches sprach sich der General zu ihm lobend über die braven Jäger und die anderen Preußen aus." Auch schrieb gleich an demselben Tage v. Benkendorf aus Tilburg an den General v. Bülow: „. . . . . Noch entledige ich mich bei meinem Abzuge aus Breda der angenehmen Pflicht, Ew. Exzellenz die zwei zu dem Colombschen Detachement gehörigen Infanterieoffiziere als sehr tätige und brauchbare Männer mit der ganz ergebensten Bitte zu empfehlen, dieselben mittels der beigehenden Beilage Seiner Majestät meinem Souverän zur Auszeichnung einzureichen." (Kriegsarchiv IV. D. 33.)

Die Jäger kamen am 2. Januar nach Rijen ins Quartier und blieben dort bis zum 6., an welchem sie in Teteringen wieder zu ihrem Bataillon stießen, um fortan unter Führung des Premierleutnants v. der Osten genannt Sacken bei ihm zu bleiben. v. Bockelmann, gegen Ende November 1813 zum Stabskapitän befördert, übernahm als interimistischer Kommandeur das Jägerbataillon von Reiche.

Digitized by Google

Das Colbergsche Regiment hatte nach der Eroberung Arnheims die Richtung auf Utrecht genommen, dann aber am 5. Dezember wieder mehr dem Rhein (Leck) sich genähert. Tags darauf überschritten ihn die Füsiliere und am 9. Dezember die beiden anderen Bataillone. Demnächst machte die dem General v. Benkendorf zugewiesene Aufgabe, Breda zu nehmen, es durchaus nötig, sich des Bommeler Wards zu bemächtigen. Unerwartet wurde indessen die Festung Bommel vom Feinde verlassen vorgefunden (14. Dezember). Auch in den folgenden Wochen gelangten die Jäger des I. Bataillons zu keiner weiteren Gefechtstätigkeit, wie überhaupt in den Offensivoperationen in Holland während der zweiten Hälfte des Dezember ein Stillstand eintrat.

Inzwischen hatten etwa 24 000 Mann unter dem Oberbefehl des Generals Maison sich bei Antwerpen gesammelt. Diesen gegenüber vereinigte General v. Bülow in den ersten Januartagen bei Breda alle seine zurzeit verfügbaren Truppen, im ganzen 12 000 Mann. Die beiden Musketierbataillone des Regiments gelangten am 1. Januar 1814 nach Osterhut, das Füsilierbataillon nach Teteringen ins Quartier und blieben hier bis zum 8. Januar.

Dem überlegenen Feinde gegenüber schien es General v. Bülow zweckmäßiger, ihn zu beschäftigen und über seine Stärke zu täuschen, als in Untätigkeit zu verharren. So kam es am 11. zu dem Gefecht von Hoogstraaten und am 13. zu dem von Wyneghem. An diesem Tage sollte die Festung Antwerpen rekognosziert, dabei jedoch jedes ernsthaftere Gefecht möglichst vermieden werden. General v. Oppen befehligte den linken Flügel, bei dem sich die 6. Brigade, also auch das Colbergsche Regiment befand. Das Füsilierbataillon des 3. Ostpreußischen, dann die Füsiliere und das I. Bataillon des Colbergschen Regiments gingen unter Befehl des Oberst v. Zastrow auf der großen Straße gegen Wyneghem, rechts davon das Füsilierbataillon des 9. Reserveregiments gegen Dooren vor. Diesem diente das II. Bataillon des Colbergschen Regiments zur Unterstützung und hielt das Dorf Schooten besetzt.

Nach Verdrängung der Vorposten zeigte sich das Dorf Wyneghem, das zur Ausführung der Rekognoszierung unbedingt genommen sein mußte, stark besetzt. Es gelang den Schützen der Füsiliere des ostpreußischen Bataillons trotz heftiger Gegenwehr, in die ersten Häuser einzudringen und eine dreipfündige Kanone zu erobern. Das Füsilierbataillon des Regiments mit seinem Jägerdetachement und der Schützendivision an der Spitze hatte auf Befehl diesseit des Dorfes haltgemacht und auf die Meldung, die linke Flanke sei bedroht, das Jägerdetachement dorthin entsandt. Eine gleiche Verwendung fand das vom Sekondeleutnant Schleich I geführte Jägerdetachement des I. Bataillons, der bald darauf verwundet bat, ihn eher zu töten, als in Feindes Hand fallen zu lassen. Bei dem tieferen

Digitized by Google

Eindringen in das Dorf erfuhr das ostpreußische Bataillon einen an Hartnäckigkeit zunehmenden Widerstand. Erst mit Hilfe zweier Schützenzüge vom Füsilierbataillon unter Führung der Leutnants Böhmer und Thoms wurde der Feind aus dem Dorf vertrieben; aber einem mit bedeutenden Verstärkungen in geschlossener Kolonne unternommenen Gegenangriff konnten die beim Vorgehen auseinandergekommenen Füsiliere nicht widerstehen. Auch die Kanone ging wieder verloren. Bei dem Kampf um sie sprang Regimentsadjutant Schmückert schnell vom Pferde und warf sich mit einigen gesammelten Leuten des ostpreußischen Bataillons mit nicht zu übertreffender Tapferkeit dem Feinde entgegen. Er bekam gleich einen gefährlichen Schuß ins Knie, rief aber noch im Fallen und während er fortgetragen wurde, den Soldaten zu, dem Feinde die Kanone nicht zu lassen.*) In diesen bedrängnisvollen Augenblicken griff das Füsilierbataillon des Regiments in den Kampf ein; es gelang ihm und den Ostpreußen, das Dorf sowie das Geschütz von neuem zu nehmen. Bei der hitzigen Verfolgung löste sich indessen die innere Ordnung, so daß die Reserven des Feindes und aus einem Hinterhalt hervorbrechende Kavallerie das verlorene Geschütz endgültig retteten und die Verfolgung auf kurze Zeit hemmten. Der Feind wurde alsdann bis in das Dorf Dooren hineingetrieben.

Die Gefechtsverluste waren verhältnismäßig recht empfindlich. Von den sieben verwundeten Offizieren waren drei aus den Jägerdetachements des Regiments hervorgegangen. Sekondeleutnants Schleich I und Thoms starben an ihren Wunden, Leutnant Schmückert wurde amputiert. Der ebenfalls verwundete Leutnant Böhmer, ursprünglich Jäger in einem Detachement des Garde-Jägerbataillons, war im Dezember 1813 auf seinen Wunsch in das Regiment versetzt worden. Vom Jägerdetachement des I. Bataillons waren tot: 1 Oberjäger und 1 Jäger; verwundet 1 Oberjäger und 5 Jäger, vom Detachement der Füsiliere 2 Jäger. Die Belohnungsvorschläge für Wyneghem sind nicht mehr vorhanden; jedoch erhielten nachweislich für dieses Gefecht die Leutnants Schleich I und Schmückert das Eiserne Kreuz erster und Jäger Götsch zweiter Klasse.

Da es zur Belagerung von Antwerpen an Mitteln fehlte, ging General v. Bülow noch in derselben Nacht in seine frühere Stellung bei Breda zurück. Am 26. wurde Herzogenbusch unter Beteiligung des I. Bataillons erobert, und am 30. Januar brach der General von neuem auf, um auf

*) Sekondeleutnant Schmückert starb als General-Postdirektor am 3. Februar 1862. Der aus dem Jägerdetachement des I. Bataillons hervorgegangene Sekondeleutnant Carl Friedrich Neumann wurde Regimentsadjutant als Nachfolger des Leutnants Schmückert und erhielt 1815 das Eiserne Kreuz erster Klasse. Früher Jurist wurde er 1821 Auditeur bei der 4. Division und starb als Major a. D. 1863 in Berlin.

Digitized by Google

Wunsch der Engländer und verstärkt durch englische Truppen zunächst den Versuch zu machen, sich Antwerpens zu bemächtigen. So kam es für das Regiment am 2. Februar zum Vorpostengefecht bei Deurne. Am 7. begann der Vormarsch des III. Armeekorps durch Belgien nach Frankreich. Hier vereinigte es sich mit der Armee des Feldmarschalls v. Blücher und nahm an der Schlacht von Laon am 9. März teil. Das I. Bataillon mit seinem Jägerdetachement stand am Fuß der Zitadelle in einer Schlucht, dem Dorfe Ardon gegenüber, das II. Bataillon weiter links, zwischen ihnen zwei Kompagnien des Füsilierbataillons und das Jägerdetachement. Die beiden anderen deckten russische Artillerie. Nur das I. Bataillon gelangte unter geringem Verlust zum Gefecht.

Am 18. März erhielt das III. Armeekorps den Auftrag, das stark besetzte Soissons zu nehmen, und gelangte zugleich mit dem Colbergschen Regiment in die Nähe der Stadt. Beim Zurückwerfen der Vortruppen des Feindes drang das Füsilierbataillon in die Vorstadt ein und setzte seine Vorposten 600 Schritt vor den Wällen aus. Das Jägerdetachement nebst einer Kompagnie blieb in der Vorstadt, eine wurde nach links entsendet, eine zur Unterstützung am Eingang und eine zur Reserve hinter einem Gehöft aufgestellt. Gegen das so verteilte Bataillon unternahm der Feind am 23. kurz vor Tagesanbruch einen Ausfall und nahm dabei einige Füsiliere und Jäger gefangen, die auf der Suche nach Lebensmitteln in die zunächst den Wällen gelegenen Häuser sich gewagt hatten. Leutnant v. Sacken besetzte schnell mit den Jägern und einigen Füsilieren einen von einer Mauer umgebenen Garten, neben welchem er kurz vorher einen Baumverhau quer über die Straße hatte legen lassen. Hier behauptete er sich tapfer, bis die herangerückten Unterstützungen den schon bis zur Mauer vorgedrungenen Feind mit großem Verlust zurückwarfen. Der Oberjäger Georg v. Kleist bewies hierbei ganz besonderen Mut. Im Begriff, die Gartentür zu schließen, verteidigte er sich gegen den ihn bedrängenden Feind aufs tapferste, tötete zwei Feinde und erreichte seinen Zweck. v. Kleist erhielt für sein mutvolles Verhalten den russischen St. Georgs-Orden. Das Bataillon verlor 1 Toten, 13 Verwundete und 9 Gefangene; darunter befanden sich 3 verwundete und 4 zu Gefangenen gemachte Jäger.

In den nächsten Tagen leisteten die Bataillone abwechselnd den Vorpostendienst; dabei dauerte das Kleingewehrfeuer fast ununterbrochen fort, und um die freiwilligen Jäger ihm nicht zu sehr auszusetzen, wurden vom Regiment immer nur ein Oberjäger und 12 Jäger auf die vordersten Posten gestellt.

Am 30. März löste die 4. Brigade die 6. ab. Letztere sollte, um die Einschließung von Soissons sicherer zustellen, Compiègne womöglich durch Handstreich nehmen. Dieses hatte eine nur unbedeutende Mauer, ersetzt an einigen Stellen durch Palisadierung. Auch das Schloß und der von

Digitized by Google

einer hohen Mauer umgebene Park hätten — nach dem Urteil des Leutnants Engler — dem Angreifer, sobald er im Besitz der Stadt gewesen wäre, keine allzu großen Schwierigkeiten geboten. Gleichwohl wurden Schloß und Park, um das Ungewisse eines Straßenkampfes zu vermeiden, als Angriffspunkte ausersehen. Am 1. April bei Tagesanbruch standen die Bataillone des Colbergschen Regiments und zwei weitere zum Angriff bereit. Die Füsiliere und das II. Bataillon gingen auf der großen Straße von Soissons, das der anderen Kolonne zugeteilte I. Bataillon weiter links vor. Die Schützen der Füsiliere, unterstützt von der 11. und 12. Kompagnie, drängten die feindlichen im ersten Anlauf bis an die Vorstadt zurück. Das II. Bataillon entwickelte sich links der Chaussee, stellte sich im Park auf und führte mit seinen gegen das Schloß vorgetriebenen Schützen ein erfolgreiches Gefecht, das aber am Schloß zum Stehen kam. Auf die Meldung eines Offiziers der 12. Kompagnie, vorn am Tor sei eine das Eindringen begünstigende Stelle gefunden, befahl General v. Krafft den Sturm mit der 9. und 10. Kompagnie. Sie rückten auf der Chaussee, gefolgt vom Jägerdetachement, vor, bemächtigten sich der Vorstadt und warfen den Feind bis hinter die Wälle zurück. Zunächst entspann sich, die freiwilligen Jäger auf und zu beiden Seiten der Chaussee, ein stehendes und verlustreiches Feuergefecht. Dann aber, als die linke Kolonne zum Sturm vorrückte, drangen auch die Füsiliere und Jäger mit großer Unerschrockenheit bis dicht an das Tor heran, fanden jedoch hier, ebenso wie jene dort, bei dem Mangel an Sturmgerät nicht zu überwältigende Hindernisse. Hier wie dort verlief der Angriff erfolglos. Bei eingetretener Dunkelheit marschierten die Truppen in ihre früheren Biwaks zurück. Die kriegerische Tätigkeit der Jägerdetachements war hiermit beendet. Von den im Gefecht verwundeten fünf Offizieren des Regiments waren zwei, nämlich die Leutnants Bethe und Brehmer, aus den Jägerdetachements des Regiments und ein Offizier, Leutnant Neuß, aus dem Jägerdetachement eines anderen Truppenteils hervorgegangen. Die Leutnants Brehmer und Neuß finden in der Regimentsgeschichte eine ehrenvolle Erwähnung: trotz ihrer bereits zu Anfang des Gefechts erfolgten Verwundung blieben sie bis zum Abend auf dem Kampfplatz und leiteten, ohne sich verbinden zu lassen, ihre Züge. Vom Jägerdetachement des I. Bataillons waren ein Jäger tot, zwei verwundet, von dem des Füsilierbataillons ein Jäger tot und acht verwundet.

In dem Gefechtsbericht des I. Bataillons wird der Jäger Rohde, Schleich (später Schleich III) und Giese anerkennend gedacht. Es erhielten die Leutnants Brehmer, Bethe und Bethke sowie die Oberjäger v. Kleist, Lefèvre und der Jäger Giese das Kreuz. Am 3. April brach die Brigade wieder auf und traf am 5. bei Paris ein, wo das Regiment am Montmartre ein Biwak bezog.

Digitized by Google

Rückmarsch und Auflösung.

Am 10. April begann der Marsch nach den Niederlanden. Am 7. Mai gelangte das Regiment nach Gent, woselbst es bis nach erfolgtem Frieden, bis zum 1. Juli verblieb, während die Jägerdetachements schon am 6. Juni in die Heimat abgerückt waren.

Rapport des Jägerdetachements des I. Bataillons für Mitte Mai 1814.

Zum Dienst:	1	Offizier,	12	Oberjäger,	1	Spielmann,	105	Jäger,	1	Chirurgus.
Verwundet:	1	"	2	"	—		11	"	—	
Krank:	—		1	"	1	"	41	"	—	
Kommandiert:	—		—		—		4	"	—	
Zusammen:	2	Offiziere,	15	Oberjäger,	2	Spielleute,	161	Jäger,	1	Chirurgus.

Rapport des Jägerdetachements des Füsilierbataillons Mitte Mai 1814.

Zum Dienst:	2	Offiziere,	10	Oberjäger,	1	Spielmann,	76	Jäger,	1	Chirurgus.
Verwundet:	—		1	"	2	Spielleute	17	"	—	
Krank:	—		2	"	—		20	"	—	
Zusammen:	2	Offiziere,	13	Oberjäger,	3	Spielleute,	113	Jäger,	1	Chirurgus.

Die die Auflösung der freiwilligen Jägerdetachements anordnende Kabinettsorder erfolgte bereits am 30. April. Sie drückte den Jägern zunächst den Dank des Königs aus: „Ich kann hierbei nicht umhin, in Meinem und des Vaterlandes Namen den Dank bezeigen, der ihrem rühmlichen Eifer, ihrer Tapferkeit und ihrer Ausdauer, womit sie in den Reihen der übrigen Krieger gefochten haben, gebührt, indem ich es nicht verkenne, daß sie dadurch zu dem glücklichen Erfolge wesentlich beigetragen haben." Die Kabinettsorder regelte sodann die allgemeinen Gesichtspunkte, die bei der Auflösung maßgebend sein sollten. Eine demnächst zu entwerfende Instruktion sollte die Einzelheiten festsetzen. Kommissarien hatten ihre Ausführung in den einzelnen Provinzen zu überwachen. Denjenigen Offizieren und Portepeefähnrichen, die aus den Jägerdetachements hervorgegangen waren, wurde gestattet, im Heere fortzudienen, falls sie es wünschten. Das gleiche galt für Oberjäger und Jäger, ihre Eignung vorausgesetzt. Vom Regiment erhielten von den letzteren nach und nach noch 33 ihre Ernennung zum Offizier. Demnach sind mit den bereits früher beförderten 85 aus den beiden Detachements, in deren Listen sich insgesamt 401 Jäger (244 vom I. Bataillon, 157 vom Füsilierbataillon) eingetragen finden, zu Offizieren ernannt worden. Von jenen 85 entfallen 68 auf das Detachement des I. Bataillons.

Durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes erster Klasse wurden die Leutnants Schmückert und Schleich I und 48 durch die der zweiten Klasse ausgezeichnet. Von diesen erwarben neun das Kreuz bei anderen Truppenteilen, zu denen sie teils kommandiert, teils versetzt worden waren,

Digitized by Google

nämlich: die Leutnants Freyschmidt, Schneider, Frantz, Pauly, Werlin, Blecken (später Blecken v. Schmeling),*) J. F. Neumann, Kortenbeitel und Böhmer.

Ein Befehl vom 5. Juni ordnete für den folgenden Tag den Abmarsch der freiwilligen Jäger des Regiments an. Ihr Abschied gibt ein beredtes Zeugnis für die hohe Anerkennung, die ihnen das Offizierkorps für ihre Leistungen im Felde zollte. „Am 5. Juni," schreibt Leutnant Engler in seinem Tagebuch, „wurde auf Anregung des Oberst v. Zastrow sämtlichen freiwilligen Jägern und den Rittern des Eisernen Kreuzes ein Abschiedsfest in einem Garten gegeben, den wir sonst zum Vergnügen besucht hatten. Sämtliche Offiziere, Oberjäger usw. kamen mit hinaus. Es war für alles gesorgt, für Kaffee, Wein usw. Als alles versammelt war, hielt der Oberst folgende Rede: »Meine Herren! Sie kehren jetzt nach einem so glorreich beendeten Kriege, der Bestimmung des Königs gemäß, zu den Ihrigen zurück. Sie ergriffen freiwillig die Waffen, um sich von den Fesseln des Feindes zu befreien, der uns zu Sklaven machen wollte. Die Vorsehung hat die gerechte Sache unterstützt. Das preußische Volk hat durch seinen aufopferungsvollen Sinn mehr getan, als irgendein anderes. Der Feind glaubte den preußischen Staat bereits ganz entkräftet zu haben; wir Untertanen haben aber gezeigt, was auch ein kleines Reich durch Kraft und Energie imstande ist zu tun. Meine Herren! Ich sage Ihnen im Namen des Königs, des ganzen Offizierkorps den innigsten Dank für Ihre gute Gesinnung und Bravheit. Es wird uns das angenehmste Gefühl sein, wenn wir uns irgendwo einst zusammenfinden werden, und es heißt, auch dieser Brave hat in dem gerechten Kriege im Regiment Colberg gedient.« Es wurde zuerst dem Könige ein Vivat gebracht, dann der Armee, dem Oberst sowie dem Offizierkorps des Regiments. Es war einzig, wie herzlich dies geschah. Nachher brachte der Oberst den Jägern ein Vivat. Die Oberjäger usw. mußten sich alle an die Tafel setzen. Der Oberst war mitten unter ihnen. So wurde dieser Nachmittag und Abend bis um 1 Uhr in der Nacht froh verbracht. Es war gerade Sonntag und das Wetter sehr schön. Die Oberjäger brachten noch in der Nacht den einstigen Führern ein Ständchen, vom General v. Oppen an bis zum Bataillonskommandeur.

Den 6. Juni**) morgens um 5 Uhr mußte alles auf dem Paradeplatz zum Abmarsch bereit stehen. Der ebenfalls anwesende General v. Krafft wünschte uns viel Glück und ließ, nachdem die Jäger ihm ein Lebehoch gebracht hatten, beide Detachements in Parade an sich vorbeimarschieren.

*) Als Generalmajor 1863 gestorben.

**) Die Regimentsgeschichte bezeichnet den 5. Juni als Tag des Abmarsches. Der 5. war aber ein Sonntag und erscheint daher die Zeitbestimmung Englers richtiger.

Digitized by Google

Darauf gingen wir, die Regimentshautboisten an der Spitze, der Oberst und alle Offiziere zum Tor hinaus bis eine Viertelstunde vor die Stadt. Hier mußten wir haltmachen und einen Kreis schließen. Der Oberst und alle Offiziere traten in diesen, und ersterer hielt eine Ansprache, in der er uns aufforderte, nach Rückkehr in das Vaterland uns wieder den bürgerlichen Beschäftigungen, jeder gemäß seinem Stande, zu widmen. Nachdem dem Oberst mehrere Vivats gebracht worden waren, trennten wir uns von dem braven Regiment. Nie werde ich diesen Tag vergessen."

Der Marsch führte über Brüssel, Wesel, Münster, Minden, Magdeburg und Berlin, wo die pommerschen Jäger am 13. Juli festlich empfangen wurden. Am 17. wurde der Marsch fortgesetzt und am 22. Stettin erreicht. Schon während des Rückmarsches hatten je nach der Lage des Wohnsitzes der einzelnen Entlassungen stattgefunden, so daß von dem am Tage des Abmarsches aus Gent im ganzen 144 Köpfe starken Detachement des I. Bataillons nur 57 und von dem 113 Köpfe starken Detachement des Füsilierbataillons nur 25 in Stettin zur Entlassung gelangten. 38 bzw. 31 Jäger waren in den Lazaretten zurückgeblieben.

Über den Empfang in Stettin berichtet Leutnant Engler: „Am 22. Juli wurde in aller Frühe aus Gartz aufgebrochen. Schon eine Meile vor Stettin kamen uns Wagen und Reiter entgegen. Auf ersteren war vornehmlich für die Erfrischung der Jäger gesorgt worden. Ein Herr Goltdammer, von dem ein Sohn, zwei Stiefsöhne (die beiden Leutnants Schleich) sowie andere Verwandte bei dem einen Detachement sich befanden, hatte aus seiner berühmten Brauerei einen ganzen Wagen mit Bier herausgeschickt, dazu Weißbrot usw. In einem Dorf wurde haltgemacht, und die den Jägern so willkommene Erfrischung auf die Gesundheit des Herrn G. genossen. Alsdann ging es weiter. Immer mehr Wagen kamen uns entgegen, deren Insassen sich mit den ihnen bekannten Jägern jubelnd und herzlich begrüßten. Je näher wir Stettin kamen, je größer wurde der Jubel. Jede Dame, selbst die kleinsten Kinder, hatten so viele Kränze mit sich, daß sie sie kaum tragen konnten. Da die Zahl der Jäger nicht mehr groß war, so hatten alle Jäger schließlich mehr Kränze, als sie zu tragen imstande waren. Der Gouverneur und die Bürger-National-Garden holten uns unter fortwährendem Blumenstreuen durch die Menge ein."

Am 23. erfolgte die Auflösung der beiden Detachements.

Wie die Instruktion Scharnhorsts hervorhob, sollten die freiwilligen Jägerdetachements vorzugsweise eine Pflanzschule für künftige Offiziere sein. In wie hohem Grade dies von unseren beiden Jägerdetachements erreicht worden war, beweist folgende in Gent den 30. Juni ausgefertigte und in der Königlich Preußischen Stettiner Zeitung vom 18. Juli 1814 veröffentlichte Bekanntmachung des Offizierkorps des Colbergschen Infanterieregiments.

Digitized by Google

Nach einem Dank an das 1. Neumärkische Landwehr-Infanterieregiment fährt sie fort: „Gleichfalls sagen wir den beiden Jägerdetachements unseres Regiments ein herzliches Lebewohl, und mit wahrer Überzeugung geben wir ihnen das Zeugnis, daß sie dem Vertrauen, welches unser erhabener Monarch und das Vaterland in sie setzten, aufs vollkommenste entsprachen. Selbst die einzelnen, deren physische Kräfte noch in ganz ungleichem Verhältnisse mit den Fatiguen des Krieges waren, deren Erziehung wohl nicht darauf berechnet war, daß sie sobald den Kampfplatz betreten sollten, leisteten oft mehr, wie infolge selbst pflichtmäßiger Berücksichtigung gefordert worden wäre, und das Ganze dieser Detachements bildete dem Regiment eine so schöne Pflanzschule, welche nur allein imstande war, den nicht unbedeutenden Verlust an vortrefflichen Offizieren uns verschmerzen zu lassen. Der größte Teil dieser jungen Leute waren Stettiner, und wir müssen öffentlich bezeugen, daß sie sämtlich ohne Ausnahme in Patriotismus, Eifer für die gute Sache und rein militärischer Conduite mit denen aus jedem anderen Orte der preußischen Staaten wetteiferten.

Diesem schönen Beispiele folgten treulich die späterhin zum Detachement des Füsilierbataillons gestoßenen Jäger aus der Grafschaft Mark, welche nur bedauerten, daß sie nicht schon früher an dem heiligen Kampfe teilnehmen konnten, obgleich sie sich in der kurzen Zeit von drei Wochen vollkommen militärisch gebildet hatten.

Nach so glorreichen Erfolgen sehen wir alle diese edlen Jünglinge gern wieder in ihre früheren Verhältnisse zurücktreten, denn ihr vortrefflicher Wille überzeugte uns, daß sie unter allen Verhältnissen dem teuren Vaterlande ersprießliche Dienste leisten würden, aber sie alle werden unserem Andenken stets teuer bleiben.

Denjenigen aber, welche teils als Offiziere, teils als Portepeefähnriche fortdienen, werden wir auch fernerhin unausgesetzt die Freundschaft und Liebe gern zollen, auf die ihr musterhaftes Benehmen so gerechte Ansprüche macht."

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit der Armee des Kronprinzen von Nachod bis Schweinschädel.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 3. März 1913

von

Roth,

Hauptmann und Kompagniechef im 2. Lothringischen Infanterieregiment Nr. 131.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Im Frühjahr des Jahres 1866 vermutete man allgemein, daß in dem bevorstehenden Waffengange zwischen Preußen einerseits und Österreich und Sachsen anderseits der Kriegsschauplatz da zu suchen sei, wo Friedrich der Große die Schlachten von Lobositz, Prag und Kolin geliefert hatte, also im Mittelpunkte Böhmens; vielleicht auch im Königreiche Sachsen mit seinen Schlachtfeldern von Kesselsdorf, Pirna, Hochkirch und Freiberg; jedenfalls auf dem kürzesten Wege zwischen Berlin und Wien. Man erwartete, daß der Aufmarsch des preußischen Heeres etwa an der Nordgrenze Sachsens, derjenige des österreichischen etwa um Prag erfolgen würde.

Diese Erwartung erwies sich als irrig. Preußischerseits stand Mitte Juni nur die Elb-Armee des Generals Herwarth v. Bittenfeld mit 75 000 Mann um Torgau; die ganze übrige Armee aber befand sich östlich des Königreichs Sachsen, und zwar die Erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl mit 100 000 Mann bei Görlitz—Löwenberg, die Zweite Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit 115 000 Mann in dem Raume Steinau—Waldenburg—Brieg.

In Böhmen, und zwar in dem Dreieck Jungbunzlau—Prag—Teplitz standen nur das österreichische 1. Armeekorps, eine österreichische Kavalleriedivision und die Sachsen, zusammen 65 000 Mann. Die österreichische Nordarmee unter Benedek — 190 000 Mann stark — aber befand sich nicht in Böhmen, sondern weit östlich in Mähren, in und bei dem verschanzten Lager der Festung Olmütz.

Der Grund zu dem weit nach Osten verlegten Aufmarsche der preußischen Ersten und Zweiten Armee ist darin zu suchen, daß König Wilhelm die Sachsen nicht eher anzugreifen gewillt war, als diese selbst zu Feindseligkeiten schreiten würden. Erst Sachsens Abstimmung in der Bundesversammlung am 14. Juni und die Ablehnung des preußischerseits ange-

Digitized by Google

botenen Bündnisses am 15. Juni wurden als Feindseligkeiten angesehen. Diesen zu begegnen, stand General v. Herwarth bei Torgau bereit.

Warum aber hatten die Österreicher den Aufmarsch ihrer Nordarmee nach Olmütz verlegt? Aufschluß gibt uns der von Generalmajor v. Krismanic, dem Chef der Operationskanzlei, verfaßte „Operationsplan der Nordarmee". Es sei, so sagte die Denkschrift, politisch angebracht, auf jede Offensive zu verzichten, eine bessere Defensivstellung als in dem verschanzten Lager von Olmütz aber sei nicht denkbar. Dieser Platz sei zudem ein besonders begehrenswertes Objekt für einen Angriff der in Schlesien aufgestellten Preußen. Die Möglichkeit, daß die Preußen durch das Königreich Sachsen in das Herz Böhmens eindringen könnten, und daß alsdann die österreichische Nordarmee dorthin vorrücken müsse, wurde zwar auch erwogen. Krismanic baute jedoch darauf, daß die durch die Festungen Josephstadt, Königgrätz und Theresienstadt beherrschte Elblinie die Preußen zum Stehen bringen würde; dann aber, so meinte er, seien die Vorbedingungen für eine österreichische Offensive besonders günstig.

Was Krismanic nur als möglich bezeichnet hatte, wurde jedoch zur Wirklichkeit. Am 16. Juni begann General v. Herwarth seinen Vormarsch auf Dresden. Am gleichen Tage rückte der größte Teil der Ersten Armee in die sächsische Oberlausitz, während die Zweite ihre Kantonnements westwärts bis Landeshut verlegte.

Nun war die preußische Absicht, in Böhmen einzumarschieren, offensichtlich, das weitere Verbleiben Benedeks in der Defensivstellung bei Olmütz zur Unmöglichkeit, der Vormarsch in Richtung Josephstadt zur Notwendigkeit geworden. Aber erst am 20. Juni brach Benedek mit seiner Armee auf und erreichte am 26. Juni den Raum Senftenberg—Miletin—Königgrätz.

Angesichts dieser sechs Armeekorps und vier Kavalleriedivisionen zählenden Armee hatte der preußische Kronprinz mit vier Armeekorps und einer Kavalleriedivision in der ihm durch das bekannte Telegramm Moltkes vom 22. Juni aufgetragenen „Richtung auf Gitschin" das Eulen- und Heuscheuer-Gebirge zu überwinden. Dazu kamen drei schwierige, untereinander in keiner Verbindung stehende Pässe in Betracht, nämlich der Paß von Landeshut nach Trautenau, der dem I. Armeekorps und der Kavalleriedivision, der Paß von Braunau nach Eipel, der dem Gardekorps, und der Paß von Reinerz nach Nachod, der dem V. Armeekorps zugewiesen wurde; dem letzteren hatte nach einer Demonstration bei Freiwaldau das VI. Armeekorps zu folgen.

Die Gefahr lag nahe, daß alle drei preußischen Heersäulen beim Heraustreten aus dem Gebirge von überlegenen Streitkräften angefallen würden. Das Armeeoberkommando hatte deshalb seine Anordnungen derart getroffen, daß das I. und V. Korps gleichzeitig am 27. Juni her-

Digitized by Google

vorbrechen sollten, daß das Gardekorps jedoch etwas zurückgehalten wurde, um erforderlichenfalls nach beiden Seiten Hilfe leisten zu können. Am gefährdetsten war das auf dem linken Flügel befindliche V. Korps des Generals v. Steinmetz, das sich aus den langen Wegeengen zwischen Reinerz und Nachod zu entwickeln hatte und sich jenseit des Passes der ganzen österreichischen Nordarmee gegenüber sehen mußte. Hier lag — um einen Clausewitzschen Ausspruch anzuwenden — „besonders die natürliche Besorgnis vor, daß der Feind den Paß, dessen man sich bedienen mußte, verrennen würde".

Benedek war am Abend des 26. Juni vollständig von dem in drei weit voneinander getrennten Kolonnen erfolgenden Vormarsch der Armee des Kronprinzen unterrichtet. Er hatte demnach die Nacht vom 26. zum 27. und den Vormittag des 27. zur Verfügung, um die Paßausgänge zu sperren und die Preußen mit Übermacht zurückzuwerfen. Er hielt es jedoch für seine wichtigere Aufgabe, der bereits geschlossenen Armee des Prinzen Friedrich Karl ebenfalls geschlossen entgegenzugehen. An der Ausführung dieses Planes wollte er sich durch den Kronprinzen nicht hindern lassen. Dessen Armeeteile steckten ja noch, durch Gebirge getrennt, in den schwierigen Pässen. Ihm gegenüber konnte man — so meinte Benedek und noch mehr der veralteten strategischen Grundsätzen huldigende Krismanic — mit geringen Streitkräften auskommen. Aus diesen Überzeugungen heraus traf Benedek daher hier Maßregeln, die sich bald als unrichtig erweisen sollten: Gegen das preußische I. Armeekorps entsandte er noch in der Nacht sein 10. Armeekorps unter Gablentz von Jaromir auf Trautenau, gegen das preußische V. Armeekorps am frühen Morgen des 27. sein 6. unter Ramming nebst einer Kavalleriedivision unter Hartmann von Opocno gegen Nachod. Den dazwischenliegenden Paß von Eipel aber ließ er vorläufig gänzlich ungesperrt und unbeobachtet.

Diese Anordnungen sollten den Österreichern zum Verhängnis werden.

Das preußische V. Korps hatte am 26. Juni längs der Straße Reinerz—Nachod Biwaks bezogen, die Vorhut bei Gellenau, die Reserve bei Reinerz. Am 27. sollte der Einmarsch in Böhmen erfolgen, indem die Vorhut die Mettau zu überschreiten hatte. Man wußte, daß das österreichische 6. Armeekorps bei Opocno, daß weitere große Truppenmassen bei Skalitz und Josephstadt standen.

Das preußische V. Korps hatte als Marschziel Nachod zugewiesen erhalten; das österreichische 6. Korps sollte bei Skalitz Stellung nehmen und eine Avantgarde gegen Nachod vortreiben. In der Umgegend des letzteren Ortes stand somit ein Zusammenstoß bevor. Da die Stadt selbst jedoch in der Paßtiefe liegt, und der Paßausgang sich bei Wysokow befindet, so mußte dieses Dorf und die südlich vorgelagerte Hochfläche zum

Digitized by Google

Schauplatz des Kampfes werden. Welcher der Gegner sie früher erreichte und zu halten verstand, mußte der Sieger des Tages sein.

Die Aufbruchszeiten des österreichischen 6. Armeekorps, das in vier Brigadekolonnen gegen die Linie Wysokow—Skalitz vormarschierte, waren nun so festgesetzt, daß die rechte Kolonne zwei Stunden früher auf dem Plateau von Wenzelsberg hätte eintreffen können als die vordersten Truppen der Preußen. In der damaligen Massentaktik der Österreicher aber lag es begründet, daß bei Erwartung eines Kampfes zu zeitraubenden Aufmärschen geschritten werden mußte. Das hohe Getreide im Juni 1866 verzögerte diese Aufmärsche noch mehr. Zudem gerieten die beiden rechten Kolonnen des Korps Ramming infolge mangelhafter Marschdispositionen mehrfach in- und durcheinander. Auch eine viertelstündige Rast wurde eingelegt. Als endlich um 8^{30} vorm. die Vorhut der Brigade Hertwek Wrchowin in der Richtung auf Nachod passiert hatte, befand sich die preußische Vorhut mit 2½ Bataillonen, 2 Eskadrons und 1 Batterie in vortrefflichen Positionen und unter der festen Führung des Generals v. Löwenfeld bereits im Besitz des Plateaus von Wenzelsberg.

Die Preußen waren ausgebildet in neuerer, der Selbständigkeit der Unterführer weitestgehenden Spielraum lassender Feuertaktik und bewaffnet mit einem Hinterlader, dem Zündnadelgewehr. Die Österreicher hatten weder in Taktikausbildung noch in Infanteriebewaffnung gleichen Schritt gehalten. Ihre Brigaden waren nur gewohnt, in geschlossenem Vorwärtsstürmen den Feind niederzurennen. 50 Schritt voraus schickten sie eine dünne Plänklerkette, dann folgte zu zwei dicht geschlossenen Treffen formiert nacheinander die Masse der Infanterie, von der jedes Bataillon drei dichte Vierecke bildete, die Divisions-Massenkolonnen. Ihr Gewehr war das umständlich von der Mündung mit Ladestock zu ladende Bajonett-Kapsel-Gewehr, System Lorenz. Dagegen war die österreichische Artillerie der preußischen an Güte weit überlegen, da sie durchgängig mit gezogenen Rohren ausgerüstet war, während die Preußen noch viele glattrohrige Geschütze besaßen.

In der geschilderten Massenformation stürmte zunächst das erste Treffen der Brigade Hertwek mit großer Bravour bergan, dem preußischen Hinterlader ein günstiges Ziel. Bis auf 300 m gelangten die Österreicher an die Preußen heran, dann tat das ihnen unbekannte Schnellfeuer seine furchtbare Wirkung. Das erste Treffen Hertweks mußte zurückgehen. Nun setzte der General sein zweites Treffen ein; über den bereits mit Toten und Verwundeten bedeckten Hang stürmte es aufwärts. Als aber auch in dieses das preußische Zündnadelschnellfeuer einschlug, als Hunderte von jedem Bataillon fielen, kaum daß man den Feind überhaupt gesehen hatte, und als endlich die Preußen zum Gegenstoß vorgingen, da war der Sturm der

Digitized by Google

Brigade Hertwek abgeschlagen. Um 10° vorm. mußten ihre Reste den Rückzug bis hinter Schonow antreten.

Mittlerweile war der österreichische Korpsführer Ramming am Fuße des Wenzelsbergs östlich Prowodow angelangt, dorthin hatte er die Brigaden Jonak und Rosenzweig dirigiert. Er war willens, den Paß zu nehmen und sei es mit noch so großen Opfern. Mit 14 Bataillonen wurde der neue Sturm angesetzt, rechts die Brigade Jonak, links die Brigade Rosenzweig. Eine Weile widerstanden die Preußen dieser Übermacht, dann aber wurden ihnen die beiden Wäldchen am Rande des Plateaus entrissen und sie mußten bis zum Brankawald zurückweichen.

Zu dieser Zeit kam auch Steinmetz auf dem Gefechtsfelde an und gab der nunmehr vollzähligen Avantgarde den Befehl, den Paßausgang um jeden Preis zu halten. Gelang ihr das nicht, so wurde sie von dem schmalen Plateau hinab in den Mettau-Fluß geworfen, das ganze Gros wäre in dem engen Defilee eingeschlossen und ihm nichts übrig geblieben als zurückzugehen.

Dies war der kritische Augenblick des Gefechts. Schon machten sich bei der preußischen Avantgarde rückgängige Bewegungen bemerkbar, die auch General Ramming von seinem nunmehrigen Standpunkt bei Kleny aus beobachten konnte. Die irrtümliche Meinung, die er dadurch faßte, daß nämlich das Gefecht bereits zu seinen Gunsten entschieden sei, brachte die glückliche Wendung im Geschick der Preußen. Ramming gab den Befehl, daß die Infanterie in der Verfolgung einhalten, und daß nur mehr die Artillerie und die Kavallerie wirken sollten. Er ließ seine Korpsgeschützreserve bei Kleny auffahren, um das Plateau von Wenzelsberg unter Feuer zu nehmen, und die Kavallerie südlich Wysokow vorgehen zur Zersprengung zurückgehender preußischer Abteilungen.

Jetzt aber hatte die preußische Kavalleriebrigade Wnuck mit neun Schwadronen das Plateau erreicht und warf sich sofort den 5½ österreichischen Eskadrons entgegen. Das Kavalleriegefecht wogte einige Zeit hin und her, um sich schließlich in zahlreiche Gruppen- und Einzelkämpfe aufzulösen.

Das Reitergefecht hatten auch der von Kosteletz herbeigeeilte Kronprinz und sein Generalstabschef Blumenthal miterlebt. Kurz nach ihnen langten die vordersten Bataillone der 10. Division Kirchbach zur Verstärkung an. Deren rechtzeitiges Eingreifen verdankte Steinmetz dem durch die Attacke der Brigade Wnuck herbeigeführten Zeitgewinn.

General Rosenzweig hatte, Rammings Befehl entsprechend, bereits das Zurückgehen auf Skalitz angeordnet. Den Oberst Jonak hatte der gleiche Befehl noch nicht erreicht. Jonak setzte daher die Verfolgung fort. Sein nicht einheitlich geführter Stoß zerschellte jedoch an den frischen preußischen Bataillonen. Auch die Brigade Jonak mußte zurückgehen. Nun-

Digitized by Google

mehr ihrerseits von dem preußischen 8. Dragonerregiment verfolgt und zweimal attackiert, erlitt die Brigade schwere Verluste, vermochte aber trotzdem den Rückzug in Ordnung durchzuführen.

Damit war hier das Schicksal des Tages entschieden. Zwar versuchte General Ramming mit seiner 4., der Brigade Waldstätten, den Ort Wysokow und die Höhen nördlich davon den Preußen zu entreißen, aber auch dieser Versuch wurde durch General Kirchbach mit neu angekommenen Bataillonen abgewiesen. Die Gehöfte und Gehölze im Bereich des Kampfplatzes wurden noch von versprengten österreichischen Abteilungen gesäubert. Eine weitere Verfolgung hätte nicht im Interesse des Ganzen gelegen. Deshalb sah man von ihr ab. Der Zweck des Gefechtes bei Nachod war erreicht: ein Eingang nach Böhmen, und zwar der schwierigste, erzwungen.

Bei Trautenau sollten die Preußen am gleichen Tage nicht so glücklich kämpfen.

Das I. Armeekorps unter General v. Bonin hatte zum Einmarsch in Böhmen den Paß von Landeshut nach Trautenau zu benutzen und sollte in der „Richtung auf Gitschin" am 27. Juni Pilnikau erreichen, um auf diese Weise baldmöglichst Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl zu gewinnen. So trat dieses Korps auf zwei Straßen über Liebau und Schömberg den Vormarsch an und gelangte gegen 10^{0} vorm. unaufgehalten mit dem Gros bis in die Gegend nordöstlich Trautenau, mit der Avantgarde nach Trautenau selbst. Ein dort stehendes österreichisches Kavallerieregiment zog sich beim Herannahen der preußischen Vorhut zurück.

Von dem Anmarsch eines ganzen feindlichen Korps von Süden her hatte das preußische I. Korps keine Kenntnis, aber auch jede Aufklärung in dieser Richtung unterlassen. Hierin ist der Grund zu dem nun folgenden Mißgeschick zu suchen.

Der österreichische Feldmarschalleutnant v. Gablenz hatte für den 27. den Vormarsch seines 10. Korps auf der Straße Jaromir—Schurz—Hohenbruck befohlen, und zwar derart, daß seine Avantgarde, die Brigade Mondel, bereits um 8^{0} vorm. auf den Höhen südlich Trautenau eintreffen, jedoch erst nach Verlauf von sechs Stunden seitens der übrigen Teile des Armeekorps Unterstützung finden konnte.

In der Stadt Trautenau hatte sich nun die preußische Avantgarde häuslich eingerichtet. Die Truppen lagerten auf dem Marktplatze und nutzten die Erlaubnis, zu requirieren, voll aus. Das Generalkommando hatte im Hotel Quartier bezogen. Die Straße auf Jaromir und die südlich der Stadt liegenden Höhen wurden gänzlich unbeachtet gelassen. Da schlugen plötzlich von diesen Bergen her Geschosse in den auf dem Marktplatze herrschenden Wirrwarr ein.

Dort oben war die österreichische Brigade Mondel eine Stunde vor

Digitized by Google

dem Einrücken der Preußen in Trautenau angelangt und hatte auf den damals Galgen-, Kapellen- und Hopfenberg genannten Höhen eine das Tal beherrschende Stellung eingenommen. Nunmehr ritt Bonin durch die Stadt zurück auf einen heute „Kommandeurhöhe" genannten Hügel und bemerkte von dort, daß die erwähnten drei Berge von den Österreichern besetzt waren; die Stärke war nicht zu erkennen. Gegen ihre Front wurde die 1. Infanteriebrigade unter Barnekow angesetzt, wenig später die 4. Brigade Buddenbrock von Parschnitz entsandt, um die Hügel zu umgehen.

Zwei Stunden dauerte dieses Gefecht, dann sah Gablentz, der sich bei der Brigade Mondel befand, ein, daß die Höhen noch stundenlang bis zum Eintreffen von Verstärkungen mit den zurzeit verfügbaren Kräften nicht zu halten waren. Er ließ daher die Brigade Mondel in Richtung Neu-Rognitz auf sein Gros zurückgehen.

Nunmehr besetzte die Brigade Barnekow die geräumten Höhen, während die Brigade Buddenbrock bis östlich des Dorfes Hohenbruck vorging und dort eine weitausgedehnte Stellung einnahm. Unter dem Schutze dieser Truppen glaubte Bonin den Marsch auf Pilnikau fortsetzen zu können. Er ahnte nicht, daß sich bei Neu-Rognitz das ganze österreichische 10. Armeekorps zum Angriff formierte.

Um 2^{30} langte die Brigade Grivicic bei Neu-Rognitz an und wurde sofort gegen Buddenbrocks linken Flügel angesetzt. Die nächste Brigade, Wimpffen, konnte zwar erst eine Stunde später bei Neu-Rognitz anlangen, aber Gablentz glaubte zur Rückeroberung der drei Höhen keine Zeit mehr verlieren zu dürfen. Von Gablentz zur Eile ermahnt, gönnte Grivicic daher seinen durch die Hitze des Tages und durch die vorausgegangene Marschleistung ermüdeten Leuten nur eine kurze Pause, dann führte er sie zum Frontalangriff vor. Reihenweise wurden die Mannschaften des ersten Treffens vom preußischen Schnellfeuer niedergemäht. Erst als Grivicic mit Teilen seines zweiten Treffens eine Umgehungsbewegung einleitete — eine taktische Maßnahme, von der österreichischerseits während des ganzen Feldzuges nur beim Korps Gablentz und bei diesem auch nur zweimal Gebrauch gemacht wurde — da erst fing Buddenbrocks linker Flügel an zu weichen.

Jetzt trat auch die Brigade Wimpffen ins Gefecht gegen den rechten Flügel der Preußen; dieser wich gleichfalls zurück. Die ganze Brigade Buddenbrock zog östlich der drei Hügel vorbei, auf denen die Brigade Barnekow stand. Die zwar siegreichen, aber schwer mitgenommenen österreichischen Brigaden wandten sich nun dem zweiten Teil ihrer Aufgabe, der Erstürmung der Hügel selbst, zu. Verstärkt wurden sie durch die nunmehr angelangte Brigade Knebel.

Trotzdem Bonin aus den Meldungen der geschlagenen Brigade Buddenbrock entnehmen mußte, daß ein unvermutet starker Feind in erfolg-

Digitized by Google

reichem Vordringen gegen seine südliche Flanke begriffen war, ließ er die Brigade Barnekow auf den Hügeln ohne Verstärkung. Sie mußte den Angriff allein aushalten, während der größte Teil des Armeekorps tatenlos im Tale der Aupa lagerte. Von drei österreichischen Brigaden bedrängt, konnte sich Barnekow nicht halten. Der Sieg war für Österreich entschieden, freilich teuer erkauft. Einem Verlust der Besiegten in Höhe von 1300 Mann stand ein solcher von 4800 Mann bei dem Sieger gegenüber. Den schweren Verlusten der Österreicher und der späten Stunde dankten es die Preußen, daß ihnen eine Verfolgung erspart blieb.

Bonin beabsichtigte, den nun erfolgenden Rückzug seines ganzen Korps nur bis wenig hinter Parschnitz auszudehnen. Es gelang ihm jedoch nicht, seine Truppen dort zum Stehen zu bringen. Auf den Straßen, auf denen es gekommen, marschierte das ganze Korps bis nach Liebau und Schömberg zurück, wo es am frühen Morgen des 28. eintraf, 24 Stunden später, als es von dort abmarschiert war.

Gablentz erfuhr nicht, wie weit das I. Korps zurückgegangen war. Dagegen erhielt er Meldung vom Herannahen des preußischen Gardekorps auf Eipel, das heißt auf seine rechte Flanke und damit auf seine Rückzugslinie auf Josephstadt. Zudem hatte sein Korps fast den siebenten Teil seines Bestandes eingebüßt. Alles dieses ließ bei Gablentz eine rechte Siegesfreude nicht aufkommen, nur schwerste Sorge lastete auf ihm um das Schicksal seines tapferen Korps am nächsten Tage.

Der 27. Juni 1866 hatte beiden feindlichen Armeen auf dem östlichen Kriegsschauplatz je einen Sieg und eine Niederlage gebracht. Trotzdem war die Lage keineswegs gleich.

Der Kronprinz hatte sich um die Mittagszeit des 27. von der damals stark gefährdeten Situation des Korps Steinmetz persönlich überzeugt und diesem für den 28. Unterstützung durch die 2. Gardedivision zugesagt. Auch an den General Bonin war seitens der 1. Gardedivision die Anfrage ergangen, ob er ihrer Hilfe bedürfe. Bonin hatte abgelehnt.

Dem Kronprinzen war seitens des I. Korps bis 1° nachts nur gemeldet worden, daß um 9° abds. der Kampf bei Trautenau noch im Gange war. Er entschloß sich daher, das Gardekorps nicht zu teilen, um nach rechts und links Hilfe zu bringen, sondern mit ihm am 28. in der bereits eingeschlagenen Richtung von Eipel auf Kaile weiterzumarschieren. Dadurch mußte das Gardekorps das bereits geschwächte Korps Gablentz entweder auf sich ziehen und mit seinen frischen Truppen schlagen oder auch ohne Kampf zum Zurückweichen in südwestlicher Richtung zwingen. In beiden Fällen — selbst eine heutige Niederlage Bonins angenommen — wurde der Vormarsch für das I. Korps wieder frei. Der siegreiche General Steinmetz, dem noch im Laufe der Nacht Verstärkungen in Gestalt einer Infanteriebrigade von dem hinter ihm marschierenden VI. Armeekorps

Digitized by Google

zugeführt wurden, hatte sich mit der Zusendung einer schweren Garde-Kavalleriebrigade zu begnügen, auf eine weitergehende Hilfe aber zu verzichten.

So war der Kronprinz berechtigt, die Lage seiner Armee für den 28. erfolgversprechend zu betrachten. Der Paß von Nachod war genommen, der Paß von Eipel noch vom Feinde frei, der Paß von Trautenau mußte, wenn er nicht bereits in Bonins Besitz war, der Armee am nächsten Tage zufallen.

Auf österreichischer Seite sah Benedek seine Lage günstiger an, als sie war. Er hegte die Ansicht, daß einmal Ramming trotz seiner Niederlage bei Nachod seinem Auftrage geschickt und richtig nachgekommen war und dessen Korps nach genügender Ruhe von neuem kampffähig wäre, daß anderseits das preußische V. Korps nicht imstande sein könne, am nächsten Tage zu einem zweiten Angriffe zu schreiten. Um aber Steinmetz auf alle Fälle frische Truppen entgegenstellen zu können, ging er auf Rammings Wunsch, sein Korps durch ein anderes zu ersetzen, ein und dirigierte noch in der Nacht sein 8. Armeekorps unter dem Erzherzog Leopold von Dolan nach Skalitz, während Ramming Skalitz in westlicher Richtung verlassen sollte.

Auch Gablentz' Lage schien Benedek als nicht sonderlich gefährdet, obgleich ersterer ihm den Zustand seines Korps und das Bedenkliche seiner Stellung bei Trautenau hatte melden lassen. Er befahl ihm, jedoch zu spät, sich mit seinem Korps bei Prausnitz und Kaile, Front nach Osten, gegen das preußische Gardekorps aufzustellen. Noch immer glaubte Benedek gegen die Armee des Kronprinzen mit Minderheiten auskommen zu können. Dieser Optimismus rächte sich bitter, denn nun brachte ihm der 28. keinen Sieg, wohl aber zwei schwere Niederlagen und damit die Unmöglichkeit, plangemäß geschlossen dem Prinzen Friedrich Karl an die Iser entgegenzugehen.

Benedek hatte am 27. abends in dem Dreieck Skalitz—Trautenau—Miletin 5 Armeekorps, bei Solnic ein weiteres und auf weitem Raum verteilt vier Kavalleriedivisionen zur Verfügung. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, das ihm vorschwebende Hauptziel seiner Operationen, war noch einige Tagemärsche entfernt; mit der Armee des Kronprinzen dagegen stand er in direkter Fühlung. Mehrere Offiziere seiner Umgebung wiesen wiederholt und eindringlich darauf hin, daß es denn doch geraten wäre, erst dem näheren Feinde energisch auf den Leib zu rücken. Benedek und Krismanic blieben jedoch bei der Ansicht, daß die Gefechte des 27. nur Unternehmungen gegen die rechte Flanke der Nordarmee seitens eines Gegners gewesen wären, der, noch in den Bergen steckend, nicht allzu ernst zu nehmen sei.

Nachdem Benedek die Ablösung des Korps Ramming durch das

Digitized by Google

8. Korps unter Erzherzog Leopold befohlen hatte, beorderte er noch das 4. Korps des Grafen Festetic, das bereits weit westlich in der Gegend von Miletin angelangt gewesen war, auf Skalitz zurück. Er hatte somit am Vormittage des 28. längs der Straße Josephstadt—Skalitz drei Armeekorps Steinmetz gegenüber, die den sonderbaren Befehl erhielten, nicht anzugreifen. Sie sollten sich am 28. gegen den Kronprinzen nur verteidigen, um am 29. mit den übrigen Korps gegen den Prinzen Friedrich Karl zu marschieren. So wurden hier auf einer Straße drei Armeekorps hin und her und durcheinander geschoben. Die Folge war unnötiger Zeitverlust, Ermüdung der Truppen, Verwirrung und Unsicherheit in den Befehlen der Führer aller Grade, die es nicht verstehen konnten, daß man mit einer solchen Übermacht dem Feinde entgegengehen, sich jedoch nicht schlagen, sondern am nächsten Tage sogar einen Rückmarsch antreten sollte.

Den zögernden und sich oft widersprechenden Entschließungen der österreichischen Oberleitung stehen preußischerseits ein jederzeit richtiges Beurteilen der Sachlage und demgemäß klare, zielbewußte Befehle entgegen.

Wir haben gehört, daß Gablentz noch in der Nacht den Befehl erhalten hatte, bei Prausnitz dem Gardekorps entgegenzutreten. Eine schwierige Aufgabe für ein Armeekorps, das am Tage vorher wohl gesiegt, aber durch das überlegene feindliche Gewehr übergroße Verluste erlitten hatte. Auf Gablentz' Anregung sollten noch in der Nacht zum 28. einige Bataillone des 4. Korps in Prausnitz eintreffen. Gablentz befand sich also am Morgen des 28. in dem guten Glauben, diese Bataillone ständen bereits dort. Man hatte versäumt, ihm die Aufhebung dieses Befehls mitzuteilen. Die Straße Eipel—Prausnitz war demnach immer noch ungesperrt.

Gablentz führte, Benedeks Befehl entsprechend, am 28. morgens sein Korps von Trautenau nach Süden. Er wußte, daß das Gardekorps mit seinen Vortruppen Eipel bereits durchschritten hatte, daß es dementsprechend in der Gegend von Staudenz zum Kampfe kommen müsse. Wie am Vortage den General Grivicic mit einem Teil der Brigade, so setzte Gablentz heute die ganze Brigade Grivicic zu einer Umgehung über Alt-Rognitz auf Rudersdorf an. Mit den Brigaden Knebel und Mondel aber rückte er nach Burkersdorf und Neu-Rognitz, um den Angriff des Gardekorps zu erwarten. Die Brigade Wimpffen beließ er als Reserve bei Hohenbruck.

Der körperlichen und geistigen Beschaffenheit seiner Truppen wegen sah Gablentz heute von einer Offensive ab und verzichtete auch auf Besetzung des Ortes Staudenz, der dem Eipeler Paß wie ein Riegel vorgelagert ist. Dadurch ermöglichte er der Garde die Entfaltung gegen seine Front und gegen die zur Umgehung angesetzte Brigade Grivicic.

Das unter dem Prinzen August von Württemberg stehende preußische

Digitized by Google

Gardekorps war am 27. in zwei Kolonnen mit den Anfängen bis Eipel und Kosteletz gelangt. Zu dem Vormarsch am 28. sah es sich, da nur eine Straße zur Verfügung stand, zur Bildung einer einzigen Marschkolonne gezwungen, an deren Anfang sich die 1. Gardedivision unter General v. Hiller befand. Die Situation des Gardekorps war am Morgen des 28. eine keineswegs angenehme. Es steckte in dem tief eingeschnittenen Paß und hatte unmittelbar vor sich aller Wahrscheinlichkeit nach den Feind. Auch eine Bedrohung der rechten Flanke war nicht ausgeschlossen für den Fall nämlich, daß sich die am gestrigen Abend noch unentschiedene Situation bei Trautenau für Bonin in eine Niederlage verwandelt haben sollte. Unter diesen Umständen verlief der Marsch nur sehr zögernd, das Gros trat sogar einmal eine rückgängige Bewegung an. Indessen, der Befehl des Kronprinzen, Kaile zu erreichen, war zu bestimmt, die Erwägung, daß das I. und das V. Korps nicht im Stich gelassen werden dürften, zu zwingend. So wurde der Marsch doch fortgesetzt, die Höhen bei Staudenz wurden wider Erwarten unbesetzt und damit die Möglichkeit zur Entfaltung vorgefunden.

Die Stellung bei Burkersdorf und Neu-Rognitz war von Gablentz vorzüglich gewählt. Seine Artillerie an der Straße und auf der Granner Koppe beherrschte das Vorgelände bis Staudenz mit Ausnahme einiger östlich Burkersdorf gelegenen Waldstücke. Gerade gegen diese aber richtete sich der Angriff der 1. Gardedivision. In kurzem Kampfe wurden die Wäldchen von den Preußen genommen, die Brigade Knebel geschlagen und zum Zurückgehen in westlicher Richtung gezwungen.

Auch bei Neu-Rognitz hatte sich ein kurzes Gefecht entsponnen; eine kleine preußische Abteilung hatte das Dorf genommen, war aber wieder zurückgeworfen worden.

Mit dem Siege der 1. Gardedivision bei Burkersdorf war dem Korps Gablentz die Rückzugsstraße auf Josephstadt verlegt, die ganze Stellung unhaltbar geworden. Zwar hätte Gablentz mit den Brigaden Mondel und Wimpffen einen Gegenstoß unternehmen können; er stand davon ab, um sein Korps möglichst vollzählig der Hauptarmee wieder zuführen zu können. Die glänzende Energie vom Tage vorher hatte ihn heute verlassen.

Die Befehle zum Rückzuge wurden gegeben, erreichten aber nur drei Brigaden, der 4. unter Grivicic gingen sie nicht zu; infolgedessen brach über diese bei Rudersdorf eine Katastrophe herein.

Während des Kampfes der 1. Gardedivision war die 2. in ihrem Vormarsch bis Raatsch gelangt, als sie erfuhr, daß in ihrer rechten Flanke sich feindliche Truppen befänden; in welcher Stärke, war noch nicht bekannt. So wurden zunächst nur zwei Bataillone gegen den vermeintlich schwachen Feind angesetzt, die ganze übrige Division unter General v. Plonski blieb

Digitized by Google

im Weitermarsch auf Burkersdorf. Als aber das dortige Gefecht zugunsten der 1. Gardedivision entschieden war, wandte sich General v. Plonski gegen Rudersdorf, wo er die Brigade Grivicic vernichtete.

Mit diesem Siege der Garde gegen Gablenz standen nunmehr um die Mittagszeit des 28. zwei Heersäulen des Kronprinzen jenseit der Pässe in Böhmen. Es hätten jetzt schon drei sein können, wenn nicht Bonin bis Liebau und Schömberg zurückgegangen und nicht während des ganzen 28. Juni dort stehen geblieben wäre. Bereits am Nachmittage dieses Tages hätte die Verbindung der Armee des Kronprinzen mit der des Prinzen Friedrich Karl hergestellt sein können. Ja, noch mehr: wäre das I. Armeekorps am 28. bei Trautenau erneut zur Stelle gewesen, so hätte Gablenz durch dieses und das Gardekorps vernichtet werden können.

Wie sah es nun am 28. beim V. Korps aus? Steinmetz hatte den Rückzug des von ihm geschlagenen österreichischen 6. Korps auf Skalitz selbst beobachtet. Er mußte also annehmen, daß dieses dort noch stände, daß es aber auch Verstärkungen erhielte, und zwar so umfangreiche, daß er beim Vorgehen gegen Skalitz eine Übermacht vor sich haben würde. Blieb er bei Nachod stehen, so hatte er für einen Rückzug nur die engen Defileen des Nachod-Passes hinter sich. Befand er sich jedoch weiter vorwärts, so verfügte er über mehrere Straßen nicht nur zum Rückzuge, sondern auch zur Verbindung mit dem Gardekorps nach Norden hin. Es blieb ihm somit die Wahl, entweder sein Armeekorps unter Umgehung des bei Skalitz stehenden Feindes in nordwestlicher Richtung an das Gardekorps heranzuschieben oder geradeaus den Feind bei Skalitz anzugreifen. Ein Steinmetz konnte nur das letztere wählen. In den ersten Morgenstunden konnte er zudem noch damit rechnen, daß er die ihm zugesagte Gardedivision zu einem Angriff in die linke Flanke des Gegners ansetzen könnte; damit schien ihm die Ausführung seines Planes nicht unmöglich. Erst um 11° vorm., als das ganze Korps, einschließlich der in der vorangegangenen Nacht eingetroffenen Brigade Hoffmann vom VI. Korps, bereits in Vormarsch gesetzt war, erreichte ihn die Nachricht, daß Bonin geschlagen sei, daß das ganze Gardekorps am Paß von Eipel benötigt werde und daß ihm nur eine Garde-Kavalleriebrigade unter dem Prinzen Albrecht Sohn zur Verfügung gestellt werden könne. So trübe diese Nachricht war, auf Steinmetz wirkte sie nicht niederschmetternd. Auf sich und sein Korps vertrauend, wollte er nun eben ohne Unterstützung den Feind angreifen, obgleich er sich der fast übergroß gewordenen Schwierigkeit dieser Aufgabe voll bewußt war.

Wir wissen, daß am 28. vormittags bei Skalitz und westlich davon drei österreichische Armeekorps auf engem Raum vereinigt waren, und zwar standen das 6. und 4. Korps längs der Straße Josephstadt—Skalitz, während das aus nur drei Brigaden bestehende 8. Korps unter Erzherzog

Digitized by Google

Leopold die Höhen unmittelbar östlich und nordöstlich von Skalitz besetzt hielt. Dort hatte das Armeekorps das mit Ausnahme des Dubnoer Waldes und einiger Täler und Mulden meist zu übersehende, gegen den Paß von Nachod ansteigende Gelände vor sich, unmittelbar hinter sich aber die steilen, bisweilen senkrecht abfallenden Hänge des Tales der Aupa.

Gegen 10° vorm. kam Feldzeugmeister Benedek mit seinem Stabe auf der Höhe nordöstlich Skalitz an. Er sah die Bewegungen des Korps Steinmetz sowie das Auffahren einer preußischen Batterie und zog daraus den Schluß, Steinmetz wolle nicht auf Skalitz vorgehen, sondern unter dem Schutze von Artillerie nach nordwestwärts den Anschluß an das Gardekorps suchen. Er befahl, die preußische Artillerie unter Feuer zu nehmen, und als diese eine andere Stellung aufsuchte, glaubte er seine Ansicht, daß der Feind sich hier nur decken, aber nicht angreifen wolle, bestätigt.

Damit schien seinem Plane, mit der gesamten Nordarmee dem Prinzen Friedrich Karl entgegenzumarschieren, nichts mehr im Wege zu stehen und er diktierte um 11° vorm. auf den Höhen von Skalitz den Befehl, nach dem alle drei Armeekorps westwärts abmarschieren sollten, falls der Gegner bis 2° nachm. nicht angegriffen hätte. Auf die Einwendung eines Offiziers hin, was denn aber zu geschehen habe, wenn der Gegner vorher angreifen sollte, wurde der schriftliche Befehl von ihm mündlich noch dahin ergänzt, daß sofort abzumarschieren sei. Dann begab er sich nach Josephstadt zurück.

Dieser Abmarschbefehl sollte nicht nur den Mißerfolg des Tages, sondern die Entscheidung über den ganzen Krieg herbeiführen. Es bemächtigte sich der kampfeslustigen Truppen eine tiefgehende Enttäuschung über ihren bis dahin vergötterten obersten Führer; es kam sogar zu offenem Ungehorsam. Erzherzog Leopold glaubte es mit seiner Soldatenehre nicht vereinigen zu können, ungeschlagen zurückzugehen, und blieb in seinen Stellungen auf den Skalitzer Höhen, während die beiden anderen Korps abmarschierten. So kam es, daß Steinmetz mit fünf Infanteriebrigaden statt einer vermeintlichen Übermacht einer Minderheit von drei Brigaden gegenüberstand. Von diesen drei Brigaden befand sich die Brigade Schulz hart östlich der Stadt mit dem linken Flügel am Bahnhof, daran anschließend nach Norden zu die Brigade Kreyssern, am weitesten nördlich die des Generals Fragnern. Erzherzog Leopold hatte die Brigaden wohl in geschickter Weise aufgestellt; daß er sie aber in den nächsten Stunden nicht nur im unklaren über seine Absichten, sondern ganz ohne Befehle ließ, war der Grund zu der nun folgenden furchtbaren Niederlage.

Steinmetz hatte seine Truppen folgendermaßen angesetzt: Nördlich der Straße Wysokow—Skalitz dirigierte er den General v. Löwenfeld mit einer Infanteriebrigade und drei Batterien nach Studnitz. Dort sollte Löwenfeld links schwenken, um den Österreichern die linke Flanke abzugewinnen. Die Avantgarde, bestehend aus den Königsgrenadieren und

Digitized by Google

zwei Batterien, sollte südlich Starkoc zwischen diesem Ort und der Eisenbahn in Stellung gehen, und die Brigade Hoffmann vom VI. Korps südlich Wysokow bleiben, um den Angriff nach Umständen aus eigenem Ermessen zu unterstützen. Die Division Kirchbach, mit dem Anfang bei Wysokow, wurde vorläufig noch zurückgehalten, um später nördlich der Straße Wysokow—Skalitz der Avantgarde zu folgen.

General v. Löwenfeld stand bei der Schäferei von Dubno um 11° vorm., der kritischen Stunde, in der Steinmetz die Nachricht wurde, daß er keine Unterstützung vom Gardekorps erhalten könne, und trotzdem beschloß, den bereits angesetzten Angriff durchzuführen; derselben Stunde, in der Benedek die Befehle zum Abmarsch an die Iser erließ.

Löwenfeld erhielt nun den Befehl, sich sogleich des Dubnoer Waldes zu bemächtigen. Auch die Königsgrenadiere rückten aus ihrer Stellung südlich Starkoc vor. Während aber die Truppen Löwenfelds, gedeckt durch hügeliges Gelände und den Wald selbst, von der feindlichen Artillerie zunächst ziemlich unbelästigt den erhaltenen Befehl ausführen konnten, waren die Königsgrenadiere genötigt, freies Feld zu überschreiten, auf dem ihnen die feindlichen Geschütze nicht unerhebliche Verluste beibrachten. Infolgedessen suchten sie nach rechts Deckung im Walde, und damit wurde dieser Wald zu einer Falle, in die nach und nach die österreichischen Bataillone hineingerieten.

Die österreichischen Brigadekommandeure waren ohne Befehle, im ungewissen, ob es sich um Verteidigung oder Angriff handeln sollte. Ein einziger Befehl des Erzherzogs erging, jedoch nicht an seine Generale, sondern direkt an ein in Skalitz stehendes Bataillon; es sollte in den Wald eindringen und den möglicherweise darin befindlichen Feind zurückwerfen. Erst am Ostrand des Waldes geriet dieses Bataillon in Feuer von zwei Seiten und mußte, fast aufgerieben, auf Skalitz flüchten. Dieser Mißerfolg ereignete sich vor der Front der Brigade Fragnern, deren Artillerie daraufhin ihr Feuer gegen den Dubnoer Wald richtete. Gleichzeitig entsandte Fragnern sein Jägerbataillon den bedrängten Kameraden zu Hilfe. Mittlerweile waren aber die preußischen Bataillone im Walde trotz des feindlichen Artilleriefeuers bis an den westlichen Rand über das Forsthaus hinaus vorgedrungen. Fragnern glaubte die Jäger in erfolgreichem Vorgehen begriffen, denn tatsächlich wichen zwei preußische Halbbataillone anfänglich zurück. Um diesen vermeintlichen Vorteil auszunutzen, führte er selbst eins seiner Regimenter hinunter in den Wald, hinter dessen Bäumen, Gräben und Hügeln, den Österreichern fast unsichtbar, die preußischen Schützen aus sicherer Deckung ihr Schnellfeuer in die unglückseligen Massenformationen sandten. Unterdessen hatten Abteilungen der Königsgrenadiere, ohne sich durch die feindlichen Granaten aufhalten zu lassen, weiter vorwärts den Eisenbahndamm besetzt und von hier aus die Öster-

Digitized by Google

reicher unter Feuer genommen. Diese wandten sich nach Süden, dem ihnen hier besser sichtbaren Feinde entgegen, und gerieten so in Front-, Flanken- und Rückenfeuer. In die darauf entstehende Verwirrung hinein wurde zu allem Unglück auch noch das 2. Regiment der Brigade Fragnern geführt; es konnte nichts mehr helfen, sondern mußte das Schicksal der anderen teilen. Fragnern war gefallen. Die Reste seiner Brigade, nur noch die Hälfte, gingen, kaum mehr verwendungsfähig, teils auf Skalitz, teils in ihre frühere Stellung zurück. Ihnen nach drangen über den Wald hinaus nach Westen und Südwesten die Abteilungen Löwenfelds.

Die Brigade Hoffmann war unterdessen bei nur mäßiger Deckung durch Wald und Eisenbahndamm unter heftigstem Artilleriefeuer bis an die Kurve der Bahn gelangt und suchte von hier aus ohne Deckung gegen die Brigade Kreyssern vorzugehen; es mißlang, sie mußte sich hinter den Bahndamm zurückziehen. Ein zweiter Vorstoß wurde ihr durch die Österreicher selbst erspart, denn auch die Brigade Kreyssern wurde jetzt die Höhe hinabgeführt. In der Front durch die Königsgrenadiere und die Brigade Hoffmann festgehalten, in der linken Flanke von herumschwenkenden Halbbataillonen Löwenfelds befeuert, geriet auch der Angriff Kreyssers ins Stocken; die Brigade mußte der Übermacht weichen und unter erheblichen Verlusten auf Skalitz zurückgehen. Die Preußen drangen nach und versuchten, Skalitz zu nehmen. Ihr Stoß jedoch, der nicht einheitlich erfolgte, denn sie waren in den voraufgegangenen Waldgefechten durcheinandergeraten, wurde von einigen im Ort standhaltenden österreichischen Bataillonen abgewiesen.

Der Erzherzog Leopold befand sich um diese Zeit — 1° mittags — bei der Brigade Schulz südlich Skalitz. Er erkannte, daß der Kampf verloren sei, und daß es nur noch gälte, den Rückzug seines Korps zu sichern. Die 3., noch unversehrte Brigade Schulz erhielt den Befehl, mit einem Teil über die Aupa zurückzugehen, mit dem anderen Stadt und Bahnhof so lange zu halten, bis der Rückzug der geschlagenen Brigaden vollendet war. Von der Korpsgeschützreserve sollte ebenfalls ein Teil den Rückzug decken helfen. Das war eine fast hoffnungslose Aufgabe, denn gegen diese schwachen Truppen rückte jetzt die ganze Division Kirchbach im Sturme vor. Trotzdem räumte diese Nachhut erst nach erbittertem Kampfe ihre letzten Stellungen; der Zweck wurde dadurch erreicht: die Trümmer des österreichischen 8. Armeekorps konnten über die Aupa nach Josephstadt zurückgehen.

Der Geschützdonner schallte noch von Skalitz herüber, als Benedek um 1° mittags in Josephstadt eintraf. Er sowohl wie Krismanic konnten mit Recht annehmen, daß es sich nur um ein unbedeutendes Rückzugsgefecht handele; von dem Verbleiben des Erzherzogs Leopold hatten sie noch keine Kenntnis. Im Laufe des Nachmittags wurden daher die Marschdis-

Digitized by Google

positionen für den nächsten Tag entworfen, die dahin lauteten, daß in der Frühe des 29. gegen die Iser aufzubrechen sei. Kaum waren diese Befehle abgegangen, als eine Unglücksbotschaft nach der anderen bei Benedek eintraf; er erfuhr von der schweren Niederlage des Erzherzogs Leopold bei Skalitz und von Gablenz' Rückzug auf Neuschloß. Nun begann er endlich einzusehen, daß ihm der strategische Vorteil der inneren Operationslinie genommen war, nun wurde ihm klar, daß er sich bisher in einem verhängnisvollen Irrtum befunden hatte, als er die Schlagfertigkeit der Armee des Kronprinzen unterschätzte und glaubte, an ihr vorbei auf den Prinzen Friedrich Karl losgehen zu können. Marschierte er jetzt noch gegen die Iser vor, so hatte er auf nächste Entfernung im Rücken die ganze bald voll entwickelte Armee des Kronprinzen, in der Front den Prinzen Friedrich Karl; einer solchen Lage aber war seine zum Teil geschlagene und moralisch stark erschütterte Armee nicht mehr gewachsen. Er sah ein, daß von einem Angriff seinerseits nicht mehr die Rede sein konnte. Zur Verteidigung aber schien ihm der Elbebogen bei Josephstadt mit Recht am geeignetsten.

Er hielt die beiden am weitesten nach Westen vorgeschobenen Armeekorps, das 3. und 6., an, ließ das 8. seinen Rückzug bis nach Salney fortsetzen, schickte dem 10. Korps den Befehl, sich südlich heranzuziehen, beorderte das 2. Korps bis in die Gegend südlich Josephstadt, das 4. Korps aber ließ er allein bei Schweinschädel stehen. Trotz der Erfahrungen von Nachod, Trautenau und Skalitz beging er abermals den Fehler, dem Kronprinzen unzureichende Kräfte entgegenzustellen. Noch hätte er am Tage darauf die Situation retten können, dadurch nämlich, daß er sich am 29. Juni mit seiner ganzen Macht auf die einzelnen Teile der noch nicht völlig vereinigten Armee des Kronprinzen warf. Dazu aber fehlte ihm sowohl wie Krismanic nach dem Scheitern ihres Planes die Spannkraft.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte mit Blumenthal den ganzen Vormittag des 28. auf einem Hügel bei Kosteletz in schwerer Sorge verbracht. Er befehligte eine Armee, deren Teile, auf drei getrennten Straßen marschierend, sich heute gegenseitig noch immer keine Hilfe bringen konnten. Vom Korps Bonin hatte er keine Nachricht; er wußte nur, daß es zurückgegangen war; wo es sich befand, war ihm unbekannt. Von Steinmetz wußte er, daß er sich im Gefecht mit einer wahrscheinlichen Übermacht befand. Von Burkersdorf herüber aber schallte der Gefechtslärm des Kampfes des Gardekorps. Endlich am Nachmittag erhielt er die Meldung von Bonin, daß dieser sich weit weg wieder auf preußischem Boden befände, zugleich aber auch die Siegesnachrichten von dem Prinzen von Württemberg und von Steinmetz. Durch des letzteren Sieg bei Skalitz war nun

Digitized by Google

auch dem VI. Korps die ungehinderte Überwindung des Nachoder Passes gesichert.

Trotz aller Erfolge befand sich der Kronprinz immer noch in schwieriger Lage, denn noch mußte er damit rechnen, daß Benedek sich am nächsten Tage dazu entschließen würde, ihm seine ganze Macht entgegenzustellen. Daß dieser sich dazu nicht mehr imstande fühlte, konnte der Kronprinz nicht annehmen. Zudem hatte die Zweite Armee bisher fast die ganze Last des Krieges getragen; Entlastung konnte ihr nur von seiten des Prinzen Friedrich Karl werden. Immerhin war durch die Siege des V. und des Gardekorps die Möglichkeit eröffnet, daß der nächste Tag dem Kronprinzen nicht nur die Konzentration seiner ganzen Armee außerhalb des Gebirges, sondern durch das Wiedervorrücken Bonins auf Pilnikau auch die erstrebte Fühlung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl bringen würde. Beides ließ sich ohne neue Kämpfe erreichen.

Benedek und der preußische Kronprinz beabsichtigten also am 29. ihre Armeen unter Vermeidung von Gefechten zu konzentrieren; Benedek in dem Elbebogen bei Josephstadt, der Kronprinz in dem Raume Gradlitz—Pilnikau.

Das am Vortage bei Burkersdorf geschlagene österreichische 10. Korps hatte am 29. von Neuschloß her nach Dubenec zu marschieren. Bei Königinhof ließ es zur Deckung des Rückzuges eine Halbbrigade zurück. Auch die preußische Garde hatte als Marschziel Königinhof zugewiesen erhalten. Hier entspann sich daher am 29. nachmittags ein für die Österreicher verlustreiches Gefecht, in dem sie zur Räumung des Ortes gezwungen wurden.

Das preußische V. Korps sollte am gleichen Tage Gradlitz erreichen. Steinmetz wollte seinen ermüdeten Truppen einen neuen Kampf ersparen und um das bei Schweinschädel stehende österreichische 4. Korps herummarschieren. Das Gros sollte von Zlic nach Chwalkowic gehen und durch eine über Klein-Trebesow—Miskoles marschierende Seitendeckung gesichert werden. Diese geriet jedoch so nahe vor die österreichische Front, daß General Festetic sie zunächst von Artillerie, später auch von Infanterie unter Feuer nehmen lassen konnte. Die beabsichtigte kampflose Umgehung war damit mißglückt. Die ganze Seitendeckung mußte eingesetzt und zu ihrer Entlastung auch noch die Division Kirchbach gegen das Dorf Schweinschädel vorgeführt werden. Der Ort wurde genommen, aber westwärts nicht überschritten. Das österreichische 4. Korps zog sich nach schweren Verlusten auf das rechte Elb-Ufer zurück. Steinmetz setzte nach diesem seinem dritten Siege den Marsch auf Gradlitz fort, wo er gegen Abend eintraf. Hinter ihm gelangte das VI. Korps, Mutius, in den späten Abendstunden bis Brzic. Die Garde stand bei Königinhof. Die Vortruppen des I. Korps aber erreichten endlich Pilnikau.

Digitized by Google

Am 29. Juni abends stand keine österreichische Heeresabteilung mehr östlich der Elbe, alle sechs Armeekorps Benedeks vielmehr in der seit dem Jahre 1778 kriegsgeschichtlich berühmten, von Nordosten und Osten her schwer zu bewältigenden Stellung von Dubenec. Von diesen sechs Armeekorps waren vier entscheidend geschlagen. Des Kronprinzen Armee hatte innerhalb dreier Tage glänzende Leistungen vollbracht. Mit ihren Siegen und mit denen der Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Münchengrätz und Gitschin am 28. und 29. Juni war die Kraft der österreichischen Nordarmee gebrochen. Einem bisherigen österreichischen Verlust von 1100 Offizieren, 29 000 Mann stand der preußische mit 330 Offizieren, 7000 Mann gegenüber. Kaum begonnen, war jetzt bereits der Feldzug für Preußen entschieden.

Digitized by Google

Washington als Heerführer.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 14. März 1913

von

Neitzel,

Hauptmann und Militärlehrer am Kadettenhause in Potsdam.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Zwei Welten sahen um die Mitte des 18. Jahrhunderts England und Frankreich im Kampf. Während die Schlachten des Siebenjährigen Krieges geschlagen wurden, erlagen in Nordamerika die Forts in Kanada, Quebec und Montreal dem englischen Angriff.

Bei Quebec starb am 13. September 1759 der französische Befehlshaber in Kanada, Marquis de Montcalm, den Heldentod. Aber trotz seiner Niederlage nahm er nicht schweren Herzens Abschied vom Leben. Mit prophetischem Blicke hatte er erkannt, daß sein Blut nicht umsonst geflossen sei, daß für England der Gewinn Kanadas den Verlust der Kolonien in Amerika in nicht ferner Zeit nach sich ziehen würde.

Nach der Verjagung der Franzosen aus Kanada brauchten die Kolonien nicht mehr den Schutz Englands. Mit eigener Hand hatte dieses die einzige Bedrohung entfernt, die die Kolonien in Untertänigkeit erhielt.

Geistig schon längst dem Mutterlande entfremdet, strebten sie nach dem Pariser Frieden 1763 nach völliger Unabhängigkeit. Als das englische Parlament durch die Stempelakte die Kolonien zur Tragung der Kriegskosten mit heranziehen wollte, erhoben diese heftigen Widerspruch und verneinten überhaupt jedes Bestimmungsrecht des Parlaments. Ein langjähriger Zollkrieg begann. Aus dem wirtschaftlichen Streite wurde ein politischer. Von Jahr zu Jahr gärte es mehr und mehr in den Kolonien.

Am 5. September 1774 traten die Vertreter der 13 Kolonien in Philadelphia zusammen, um eine Versöhnung mit dem Mutterlande zu versuchen. Der Versuch mißlang, ebenso ein zweiter im Mai 1775. Die Waffen sollten entscheiden.

Inzwischen hatten aber schon die Feindseligkeiten begonnen. Mit großem Verluste war im April 1775 eine englische Abteilung, welche ein amerikanisches Magazin in Concord wegnehmen sollte, von den Milizen nach Boston zurückgetrieben worden.

Digitized by Google

Die Kunde von diesem Ereignisse durcheilte mit Blitzesschnelle die Kolonien. Bald standen 20 000 Mann Milizen vor Boston und schlossen die englische Besatzung ein.

Um ein Auseinanderlaufen dieses Heeres zu verhindern, ergab sich für den wiederum in Philadelphia tagenden Kongreß der Kolonien die Notwendigkeit, einen Oberbefehlshaber zu ernennen. Die einstimmige Wahl fiel auf Washington, den Oberst der virginischen Miliz.

Vor Boston kam es am 17. Juni, zwei Tage nach seiner Wahl, zu einem erbitterten Kampf um den Bunkershügel, in dessen Besitz die Engländer verblieben.

Am 3. Juli 1775 übernahm Washington im Lager zu Cambridge den Oberbefehl.

Dem Namen nach fand er eine Armee vor, tatsächlich aber eine freiwillige Versammlung von Angehörigen verschiedener Kolonien mit selbstgewählten Führern, meist Landleute, ohne jede Ausrüstung und Disziplin, die sich mit ihrem Unabhängigkeitssinne nicht vertrug. Bald verflog das erste Feuer der Begeisterung. Desertionen unter Mitnahme von Waffen und Munition nahmen überhand. Die Milizen, deren Dienstzeit abgelaufen war, eilten nach Hause.

So stand Washington vor der doppelten Aufgabe, die Belagerung Bostons durchzuführen und gleichzeitig unter den Augen des Feindes die Armee neu zu bilden.

Eine Neueinteilung in 3 Divisionen zu je 2 Brigaden zu je 6 Regimentern erfolgte. Es war das Skelett des neuen Bundesheeres. Nur langsam ging die Anwerbung vor sich. Am 1. Januar 1776 hatte Washington kaum 10 000 Mann. Mit eiserner Faust griff er aber ein und brachte Ordnung und Disziplin in den Wirrwarr.

In einem Halbkreise von 15 km erstreckte sich die überall verstärkte Stellung des amerikanischen Heeres von Dorchester über Roxbury und Cambridge bis zum Winterhügel.

Innerhalb dieses Ringes standen die Engländer unter General Gage, später Howe, mit 10 000 Mann. Da sie das Meer beherrschten, konnten sie leicht schwache Punkte der Einschließungslinie mit überlegenen Kräften angreifen und durchbrechen.

Washingtons Natur drängte nach einem baldigen Angriffe auf Boston, dem einzigen Punkte in den Kolonien, den die Engländer in jener Zeit in Besitz hatten. Bei der schlechten Verfassung seiner Truppen, bei dem gänzlichen Mangel an Belagerungsmaterial, an Artilleristen und Ingenieuren mußte er sich damit begnügen, die Stadt von der Landseite völlig abzuschließen. Oft waren die vorgeschobenen Werke wegen Mangel an Mannschaften nicht besetzt. Wochenlang konnte das Feuer

Digitized by Google

der Engländer kaum erwidert werden, da pro Kopf nur neun Patronen vorhanden waren.

„Wie versteinert" stand die englische Armee in Boston. Langsam, aber sicher schob Washington seine Werke vor. Sonst geschah auf beiden Seiten monatelang nichts. Washingtons kühne Pläne, mit Hilfe von Booten unter gleichzeitigem Angriff zu Lande oder im Winter über das Eis Boston anzugreifen, fanden nicht die Zustimmung des Kriegsrats.

Im März 1776 fiel endlich die Entscheidung. In der Nacht vom 3. zum 4. März besetzte Washington die Dorchester-Höhen und den Nook-Hügel. Seine Batterien beherrschten dadurch den Hafen und den südlichen Teil von Boston. Jetzt mußte der englische Führer handeln. Ein Angriff auf die Dorchester-Höhen kam nicht zur Durchführung. Am 17. März segelte Howe mit seinen Truppen nach Halifax, um dort Verstärkungen aus England abzuwarten.

Mit der Besetzung Bostons endete die erste Tätigkeit Washingtons als Heerführer.

Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er die Belagerung durchgeführt. Man muß ihm beipflichten, wenn er schreibt: „Die Geschichte hat vielleicht keinen zweiten Fall zu erzählen, wie den unsrigen; sechs Monate lang eine Stellung, einen Büchsenschuß weit vom Feinde, ohne Pulver zu behaupten, und zugleich unsere Armee aufzulösen und eine neue zu rekrutieren, während einige 20 britische Regimenter uns gegenüberliegen."

Schon vor Boston zeigt sich Washingtons Haupteigenschaft, die er noch so oft beweisen sollte, seine Standhaftigkeit, sein Ausharren auf eigentlich verlorenen Posten, aber auch sein kühner Wagemut. Wir müssen bedauern, daß seine Angriffspläne nicht durchgeführt sind. Bei der Energie und Tatkraft, die er stets gezeigt hat, war ein Erfolg wohl möglich. Daß aber Washington sein Ziel, die Einnahme von Boston, erreichte, verdankte er der sträflichen Untätigkeit der englischen Führer. Hier begann schon das Zögern und Zaudern, der Fluch der englischen Heerführung während des ganzen Krieges. Nur politische Gründe können das Verhalten Gages und Howes erklären, die Hoffnung auf eine Aussöhnung zwischen dem Mutterlande und den Kolonien.

Dieser Hoffnung machte aber die Unabhängigkeitserklärung der Kolonien am 4. Juli 1776 ein Ende. Washington begrüßte sie mit großer Freude, da auch er sein Verhalten von da ab nur nach militärischen Gesichtspunkten einzurichten brauchte.

Washington vermutete, daß die englische Flotte nach der Räumung von Boston sich sofort nach New York wenden würde. Schon im Februar

Digitized by Google

1776 hatte er Anordnungen zur Sicherung dieser Stadt getroffen, besonders auch zum Schutze Brooklyns und der sogenannten Hochlande, der gebirgigen Ufer des Hudsons nördlich New York.

Im April marschierte er mit seiner Armee dorthin und machte die größten Anstrengungen, um vor Ankunft der englischen Streitkräfte die Gegend von New York in Verteidigungszustand zu setzen.

Im Juli 1776 endlich landete Howe mit der Bostoner Armee auf Staten Island, aber erst Mitte August nach Eintreffen der letzten Verstärkungen, die ihm die Flotte seines Bruders, des Admirals Howe, zuführte, begann er seine Operationen.

Den 30 000 Mann Howes konnte Washington nur 11 000 Mann entgegenstellen. Mit der Masse seiner Truppen blieb er in New York, mit dem Rest in Brooklyn. Erst als er am 22. August die Landung englischer Truppen bei Gravesend auf Long Island erfuhr und ein Angriff auf Brooklyn sicher erschien, verstärkte er die Besatzung dieses Postens.

Am Morgen des 27. August erfolgte der englische Angriff. Durch einen Nachtmarsch waren die Hauptkräfte Howes in die linke Flanke und den Rücken der Amerikaner gelangt. Nach kurzem Kampfe wurden diese in die Verschanzungen hineingeworfen.*) Howe setzte den Angriff nicht fort, sondern ging vor den Schanzen zur Ruhe über.

Washington erwartete für den nächsten Tag einen erneuten Angriff; doch Howe begann am Abend des 28. August sich 500 Schritt von den amerikanischen Linien entfernt einzugraben, um durch eine regelrechte Belagerung sein Ziel zu erreichen.

Washingtons Lage war eine kritische. Ein Halten Brooklyns mit den erschöpften Truppen schien nicht möglich. Segelte aber die englische Flotte den Ostfluß hinauf, dann war er zu Lande und zu Wasser eingeschlossen. Deshalb faßte er den Entschluß, im Angesicht des siegreichen Feindes seine Truppen nach New York überzusetzen. Mit größter Schnelligkeit und in aller Stille traf er die Vorbereitungen. Am 29. abends waren alle erreichbaren Schiffsgefäße bei Brooklyn gesammelt. Die Truppen wurden bereitgestellt, angeblich zu einem Angriffe auf die englischen Linien. Die Wachen und Posten blieben stehen, die Werke besetzt. Erst nach Einschiffung der Hauptmasse der Truppen sollten sie verlassen werden. Für den Fall eines Ereignisses, das die Anordnungen für den Rückzug durchkreuzen konnte, wurde die Kirche von Brooklyn als Sammelpunkt bestimmt.

*) Vgl. Carrington, Battles of the american revolution. New York 1876. Derselbe, Washington the soldier. New York 1898. Headley, Washington and his generals. New York 1875.

Digitized by Google

Unter den Augen Washingtons begann das Übersetzen. Bei Tagesanbruch war nach dreizehnstündiger Arbeit, durch Nebel begünstigt, der größte Teil der Truppen mit fast allen Geschützen in New York. Weder Heer noch Flotte der Engländer störten den Rückzug.

Washington blieb zunächst in New York und räumte die Stadt erst, als am 15. September 1776 Howe nördlich von ihr landete. Ohne großen Verlust gelang es Washington, die Höhen von Harlem, 15 km nördlich New York, zu erreichen.

Howe besetzte New York, die einzige Stadt, die bis zum Friedensschlusse in den Händen der Engländer blieb. Erst nach vier Wochen entschloß er sich zu weiteren Operationen gegen Washington.

Dieser, 14 000 Mann stark, zog sich nach White Plains, 50 km nördlich von Harlem zurück, wo Howe ihn am 28. Oktober 1776 mit 13 000 Mann angriff, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Ein zweiter Angriff unterblieb. Untätig lagen sich beide Heere gegenüber. Am 5. November marschierte Howe mit sämtlichen Truppen zur Belagerung des Forts Washington ab, das er am 16. November einnahm.

Zur Sicherung der Hudsonlinie ließ Washington einen Teil seiner Armee auf dem östlichen Ufer. Mit seinen Hauptkräften ging er auf das westliche Ufer, um die Straße nach Philadelphia, den Sitz des Kongresses, zu decken. Schritt für Schritt wich er dann weiter in südlicher Richtung zurück, vom Hakensack über den Passaic und Rariton zum Delaware, dessen Übergang er auf jeden Fall dem Gegner streitig machen wollte. Bei sich hatte er nur noch den Schatten eines Heeres, das sich allmählich auflöste. Die Milizen waren schon fast ganz verschwunden. Täglich zogen Regimenter ab, deren Dienstzeit beendet war.

Nur langsam und zögernd folgte das englische Heer unter General Graf Cornwallis, der in der Nacht vom 19. zum 20. November südlich Fort Lee den Hudson überschritten hatte. Howe selbst hielt den Feldzug für beendet und ging nach New York.

Da Cornwallis eine Woche untätig bei New Brunswick stehen blieb, konnte Washington bei Trenton glücklich den Uferwechsel vollziehen. Hier kam die Verfolgung gänzlich zum Stehen. Nach einigen vergeblichen Übergangsversuchen bezog Cornwallis am 4. Dezember mit 40 000 Mann englischer und deutscher Truppen Winterquartiere vom Delaware bis zum Hakensack in einer Ausdehnung von ungefähr 100 km. In vorderster Linie lagen Hessen bei Trenton, Bordentown und Burlington, dahinter Engländer bei Princeton und Brunswick.

Trotzdem Washington nur nach 5000 bis 6000 Mann zur Verfügung hatte, beschloß er einen Überfall der vordersten Quartiere. Während Teile der Besatzung von Philadelphia sich gegen Bordentown und Burlington wandten, wollte Washington seinen Stoß gegen Trenton

Digitized by Google

richten, wo 1500 Hessen lagen. Seine Hauptkräfte sollten ungefähr 12 km oberhalb Trenton bei Konkeys Ferry übergehen, eine kleinere Abteilung unter General Ewing 2 km unterhalb, um den Rückzug der Besatzung über den Assanpink zu verhindern. Beide Kolonnen sollten in der Nacht den Delaware überschreiten und um 5° morg. in der Nähe von Trenton zum gemeinsamen Handeln bereitstehen.

Am 25. Dezember abends begann Washington mit 2400 Mann und 20 Geschützen bei Konkeys Ferry die schwierige Überfahrt bei eisigem Winde, reißender Strömung und Eisgang des Flusses. Erst um 4° morg. standen die letzten Truppen auf dem anderen Ufer. Um 8° wurden die Hessen in Trenton vollständig überrascht. Nur ein kleiner Teil entkam über den Assanpink, da die Kolonne Ewing den Delaware nicht überschritten hatte. Auch die anderen Unternehmungen waren erfolglos verlaufen. Da Washington erwarten mußte, daß die Besatzungen von Bordentown und Princeton auf die Nachricht von dem Überfalle sich gegen ihn wenden würden, nahm er von einer Verfolgung und der Behauptung Trentons Abstand und ging mit 1000 Gefangenen und den erbeuteten Geschützen wieder über den Delaware zurück.

Schon am 29. Dezember 1776 überschritt er zum dritten Male den Delaware und besetzte Trenton von neuem.

Die Nachricht von dem Überfall von Trenton scheuchte die englische Armee aus ihrer Ruhe auf. 8000 Mann unter Cornwallis sammelten sich bei Princeton. Am 2. Januar 1777 abends erreichte er nach heftigen Vortruppenkämpfen Trenton. Den Angriff auf Washington, der auf dem linken Ufer des Assanpink stand, verschob er auf den nächsten Tag. Aber am Morgen des 3. Januar fand er das amerikanische Lager verlassen. Geschützfeuer aus der Richtung von Princeton belehrte ihn über die Abmarschrichtung seines Gegners.

Während die Vorposten stehenblieben, die Biwaksfeuer weiterbrannten, war Washington an der Front der englischen Armee unbemerkt vorbeimarschiert. Bei Tagesanbruch warf er bei Princeton drei englische Regimenter und verfolgte sie bis Kingston. Von hier marschierte er über Pluckamin nach Morristown, nördlich New Brunswick.

Cornwallis erkannte die Gefahr, die seinen rückwärtigen Verbindungen drohte, und marschierte nach New Brunswick zurück, wo er seine Truppen vereinigte. Washington war ihm entkommen.

Das Feldzugsjahr 1776 ist das interessanteste der acht Jahre des Unabhängigkeitskrieges.

Mit richtigem Blick hatte Washington die Wichtigkeit New Yorks und der Hudsonlinie erkannt. Im Besitze der Engländer zerschnitt diese die Kolonie in zwei Teile, die bei der Beherrschung der See durch

Digitized by Google

die englische Flotte nicht miteinander in Verbindung treten und einzeln leichter unterworfen werden konnten. Auch stand den Engländern der Weg zur Vereinigung mit den in Kanada stehenden Truppen offen. Washington mußte deshalb erwarten, daß die englische Flotte sich von Boston sofort nach New York wenden würde. Daß sie es nicht tat, war ein großer Fehler, denn Washington gewann dadurch Zeit, und Zeitgewinn war hier, wie so oft in diesem Feldzuge, für ihn von größter Bedeutung. Als dann nach drei Monaten Howe bei Staten Island erschien, hätte er sofort Washingtons Schwäche ausnutzen und sich in den Besitz der Hudsonlinie setzen müssen, anstatt fast zwei Monate mit dem Beginn der Operationen zu warten.

Washington war sich klar, daß er mit seinen schwachen Kräften weder eine Landung der Engländer verhindern noch New York werde halten können. Da aber diese Stadt der strategisch wichtigste Punkt an der ganzen Küste war, ihr Aufgeben ohne Kampf einen niederschmetternden Eindruck im ganzen Lande gemacht hätte, so erscheint Washingtons Versuch einer Verteidigung gerechtfertigt. Es war richtig, daß er seine Hauptkräfte zunächst in New York zusammenhielt und sie erst dann nach Brooklyn herüberschob, als er die Angriffsrichtung der Engländer erkannte.

Die Niederlage von Brooklyn ist auf das Versagen der Truppen und des Sicherungsdienstes zurückzuführen, da Washington nicht einen Mann Kavallerie hatte. Daß die Niederlage nicht zur Vernichtung führte, verdankt Washington in erster Linie der Untätigkeit Howes, der zum Spaten griff, anstatt sofort energisch nachzustoßen.

Hier schon zeigte sich bei dem englischen Führer eine Blutscheu, die Furcht vor Verlusten, trotzdem es „keinen Feldherrn gibt, der ohne Verluste siegen wird".

Wenn man auch die mangelhafte Schiffstechnik der damaligen Zeit in Rechnung stellt, so mußte es trotzdem der englischen Armee und Flotte gelingen, Washington in Brooklyn oder in New York einzuschließen. Nur durch den kühnen, meisterhaft vorbereiteten und durchgeführten Rückzug von Brooklyn und den schnellen Abmarsch von New York gelang es ihm, dem drohenden Schicksal zu entgehen. Nach der Räumung New Yorks war Washington notgedrungen auf die Defensive verwiesen.

Ein Defensivkrieg kann aus drei Ursachen geführt werden, sagt Friedrich der Große, wenn die Truppen nicht zahlreich genug sind, um nachdrücklich gegen den Feind zu operieren, wenn sie durch einen Mißerfolg entmutigt oder geschwächt sind, wenn man auf Hilfe wartet.

Alle diese Gründe trafen für Washington zu. Der Gegner war ihm überlegen, seine Truppen durch das Gefecht von Brooklyn ent-

Digitized by Google

mutigt. Vor einer Handvoll Engländer liefen sie oft davon. Damals schon richtete Washington seinen Blick nach Europa, wo man in Frankreich einen Bundesgenossen zu finden hoffte.

Mit großem Geschick wurde der Defensivkrieg geführt. Mit sicherem Blick für das Gelände wählte Washington, wie auch in den späteren Kriegsjahren, die Stellungen für seine Armee aus und verstärkte sie mit allen Mitteln, so daß sie den Engländern unangreifbar erschienen. Nur langsam, aber stets rechtzeitig wich er von Abschnitt zu Abschnitt zurück. Dabei dachte er aber stets daran, „bei der ersten Gelegenheit die Defensive mit der Offensive zu vertauschen".

Als ihn endlich Howe bei White Plains vor der Klinge hat, da findet dieser nicht den Entschluß, durch rücksichtsloses Einsetzen aller Streitkräfte einen endgültigen Erfolg zu erzielen und Washingtons minderwertige Truppen auseinanderzujagen. Statt dessen gibt er ihm freiwillig die Bewegungsfreiheit wieder und rückt mit seinem ganzen Heere vor Fort Washington. Dieses Fort hatte für beide Teile keine wesentliche Bedeutung mehr, seitdem es sich herausgestellt hatte, daß es nicht imstande war, die Schiffahrt auf dem Hudson zu hindern. Es wäre besser gewesen, wenn Washington die Räumung rechtzeitig befohlen und sich den Kräftezuwachs von über 2000 Mann Besatzung gesichert hätte, anstatt das Aufgeben des Forts dem Ermessen des Kommandanten zu überlassen.

Nach der Eroberung von Fort Washington dieselbe Untätigkeit auf englischer Seite wie vorher! Howe geht nach New York. Die Verfolgung des sich auflösenden amerikanischen Heeres überläßt er einem Unterführer, dessen kraftloses Nachdrängen Washington über den Delaware entkommen läßt. Dann gibt auch Cornwallis sich der wohlverdienten Ruhe hin.

Doch bitter sollte sich diese Sorglosigkeit, diese Unterschätzung der Persönlichkeit Washingtons rächen. Die überaus große Ausdehnung der englischen Quartiere forderte ihn geradezu zu einem Schlage heraus. Jetzt oder nie war die Gelegenheit gegeben, einen Umschwung in der Kriegslage herbeizuführen. Schon längst war Washington des Zurückgehens müde. Für das Land brauchte er einen Waffenerfolg, um den durch die Niederlage von Brooklyn und den ewigen Rückzug gesunkenen Mut wieder zu heben. Nach dem Zufrieren des Delaware rechnete er mit einer erneuten Offensive der Engländer. Dazu kam das Elend des Ablaufs der Dienstzeit eines Teils seiner Truppen. Alles drängte zu einem kühnen Unternehmen.

Der Überfall von Trenton ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieses Feldzuges. An und für sich ein kleiner Erfolg, ist er in seiner Wirkung aber einer großen Niederlage der Engländer gleichzuachten.

Digitized by Google

Groß war besonders der moralische Eindruck, da man die deutschen Hilfstruppen, die gefürchteten Hessen, überwunden hatte.

Zwar gelang der Überfall nicht völlig, wie so häufig, wenn es auf das gleichzeitige Zusammenwirken mehrerer Kolonnen ankommt. Sicherlich hätten aber auch die anderen amerikanischen Abteilungen trotz des Eisgangs den Übergang über den Delaware erzwungen, wenn Washington an Ort und Stelle gewesen wäre. Das dreimalige Überschreiten des Delaware unter den größten Schwierigkeiten im Verlauf weniger Tage stellt seiner Willenskraft und Energie ein glänzendes Zeugnis aus.

Der Rechtsabmarsch nach Princeton („offensive return", „counter offensive") und der Weitermarsch nach Morristown zeugen von hohem strategischen Verständnis.

Hinter dem Assanpink befand sich Washington am 2. Januar 1777 in einer überaus schwierigen Lage. Gelang der Angriff der Engländer, so wurde er in den Delaware geworfen. Ein Angriff auf Cornwallis war aussichtslos, ein nachmaliger Rückzug über den Delaware im Angesicht des überlegenen Feindes ausgeschlossen. Ein Rückzug auf dem linken Ufer zog den Gegner auf Philadelphia, das Ziel seiner ferneren Operationen. Schwerwiegender war aber noch der moralische Eindruck eines Rückzuges auf Kongreß und Volk, nachdem die Freudenbotschaft von Trenton überall Siegeshoffnungen erweckt hatte. Durch das kühne Wagnis eines Marsches auf Princeton entging Washington nicht nur einer Niederlage, sondern konnte noch in taktischer und strategischer Hinsicht Erfolge erzielen. Er konnte einen Sieg über die Besatzung von Princeton erringen, Cornwallis durch die Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen zum Rückmarsch nach New Brunswick und damit zur Räumung New Jerseys zwingen. Die Ereignisse gaben Washingtons Erwägungen recht.

So sehen wir bei Beginn des Jahres 1777 die Engländer nur im Besitz der Gegend von New York, dem einzigen Ergebnis des ganzen bisherigen Feldzuges, Washington in Morristown in einer Art Flankenstellung. Hier stand er bereit, ein Vordringen des Gegners nach Norden am Hudson entlang und gleichzeitig einen Marsch durch Jersey nach Philadelphia zu verhindern oder, wie Friedrich der Große es ausdrückt, „durch kleine mouvements allen Absichten des Gegners vorzubeugen".

Im Lager von Morristown blieb Washington bis Ende Mai 1777, ohne daß Howe ihn mit seinem fünf- bis sechsmal stärkeren Heere angriff. Washington wußte, daß 8000 Engländer unter Bourgoyne in Kanada standen. Schon im März sandte er an den Führer der nörd-

Digitized by Google

lichen amerikanischen Truppen, Schuyler, später Gates, eingehende Weisungen, um ein Vordringen Bourgoynes in südlicher Richtung zu verhindern.

Nach seiner Ansicht mußte es die Hauptaufgabe Howes im kommenden Feldzugsjahre sein, mit allen Kräften am Hudson nach Norden zu marschieren, um Bourgoyne die Hand zu reichen und dann mit diesem vereint zu operieren. Trotzdem hielt Washington aber auf Grund der bisherigen Führertätigkeit Howes eine Unternehmung gegen Philadelphia nicht für ausgeschlossen.

Um frühzeitig die Absichten Howes, der mit 17 000 Mann bei New Brunswick stand, zu erkennen, rückte Washington nach Middlebrook. Vergeblich suchte ihn Howe im Juni 1777 durch Scheinbewegungen in Richtung auf Philadelphia zum Verlassen seiner festen Stellung zu bewegen. Washington war von der Unmöglichkeit eines Überganges über den Delaware und eines Marsches auf Philadelphia überzeugt, solange er selbst im Rücken Howes stand und der Delaware-Abschnitt verteidigt wurde, wenn auch nur durch Milizen.

Ende Juli räumte Howe endgültig Jersey. In Eilmärschen näherte sich Washington dem Hudson in der sicheren Erwartung, dort die englischen Marschkolonnen auf dem Wege nach Norden zu finden. Doch Howe war am 23. Juli mit 17 000 Mann in See gegangen.

Da das Ziel der Seefahrt nach Washingtons Ansicht nur Philadelphia sein konnte, eilte er mit seiner Armee nach Trenton, dann weiter nach Germantown zum Schutze der Stadt. Nach vielen einander widersprechenden Meldungen kam endlich die erlösende Kunde, daß die englische Flotte in der Chesapeake-Bai erschienen sei. Am 25. August landete Howe an der Mündung des Elk-Flusses im innersten Winkel der Bai, am 3. September trat er den Marsch auf Philadelphia an.

Washington rückte ihm zunächst bis Wilmington entgegen. Dann beschloß er, in einer Stellung auf dem linken Ufer des Brandywine den Vormarsch des englischen Heeres aufzuhalten. Am Morgen des 11. September begann dieses den Angriff. Während die rechte Kolonne unter Knyphausen bei Chadds Ford Washington in der Front beschäftigte, überschritt die linke Kolonne unter Cornwallis weiter oberhalb den Brandywine und griff seine rechte Flanke an. Washington wurde geworfen und ging nach Chester, dann an den Schuylkill in die Gegend von Valley Forge zurück.

Aber schon am 19. September führte er seine Truppen von neuem gegen den Feind und griff südwestlich Valley Forge die englische Armee auf dem Marsche an. Wegen eines plötzlich eintretenden Unwetters wurde das Gefecht bald abgebrochen. Nach vielen Hin- und Hermärschen

Digitized by Google

beider Heere besetzte Howe am 26. September Philadelphia und ging dann in eine Stellung bei Germantown, während Washington am Shippack-Fluß verblieb. Inzwischen war die englische Flotte in die Delaware-Bai gesegelt. Da aber die Forts Mifflin und Mercer noch im Besitze der Amerikaner waren, konnte sie nicht in den Hafen von Philadelphia gelangen. Solange diese Trennung der Land- und Seestreitkräfte des Gegners bestand, war nach Washingtons Überzeugung ein Erfolg leichter zu erringen. Infolgedessen griff er am 4. Oktober bei Germantown die durch Entsendungen geschwächte englische Armee in vier Kolonnen an. Den Hauptstoß wollte er gegen den rechten Flügel und die rechte Flanke der Engländer richten, um sie in den Schuylkill zu werfen. Der Angriff war zunächst erfolgreich, wenn auch die linke Kolonne zu spät in den Kampf eingriff. Da aber die mittlere Kolonne beim Vorgehen im Nebel stutzte und aus einer nicht aufgeklärten Ursache eine Panik ausbrach, wandte sich die amerikanische Armee zur Flucht.

Nach diesem Mißerfolge blieb Washington bei White Marsh stehen und beschränkte sich darauf, der englischen Armee die Zufuhren abzuschneiden und die Befestigungen am Delaware zu verteidigen, die erst im November geräumt wurden.

Im Dezember rückte Howe vor Washingtons Stellung bei White Marsh, fand aber wieder nicht den Entschluß zum Angriff und ging nach Philadelphia zurück.

Dies waren die letzten Operationen des Jahres 1777. Die englische Armee blieb in ihren bisherigen Stellungen. Washington bezog ein Hüttenlager bei Valley Forge, wo er bis zum Frühjahr 1778 blieb.

Hier traf am 5. Mai 1778 die Freudenbotschaft von dem Abschlusse eines Bündnisses der Kolonien mit Frankreich ein. Dadurch änderte sich die Lage der jetzt unter dem Befehl des Generals Clinton stehenden englischen Armee in Philadelphia. Sie konnte durch Washington zu Lande, durch eine französische Flotte zu Wasser eingeschlossen werden. Clinton beschloß deshalb, die Stadt aufzugeben und nach New York zurückzugehen.

Auf die Nachricht von der beabsichtigten Räumung Philadelphias schickte Washington sofort Abteilungen in die Nähe der Stadt und nach Jersey, um die Bewegungen der Engländer zu überwachen und ihren Marsch aufzuhalten.

Am 18. Juni 1778 marschierte Clinton über Mount Holly auf Amboy. Wegen der Länge der Bagage und der andauernden Belästigungen durch Washingtons vorgeschobene Truppen kam die englische Armee nur langsam vorwärts.

Digitized by Google

In einem Parallelmarsche rückte Washington von Valley Forge über Coryells Ferry und Princeton auf Monmouth, um bei günstiger Gelegenheit Clinton anzugreifen. Bei Monmouth kam es am 28. Juni zu einem unentschiedenen Gefechte. Dem von Washington für den 29. geplanten Angriffe entzog sich Clinton durch einen Nachtmarsch und erreichte Sandy Hook, von wo seine Truppen durch die Flotte des Admirals Howe nach New York gebracht wurden.

Da Washington die Einschiffung des englischen Heeres nicht verhindern konnte, marschierte er über New Brunswick nach White Plains zur Sicherung der Hudsonlinie.

Die Jahre 1777 und 1778 kann man als den Kampf um Philadelphia bezeichnen. Im Sommer 1777 hat Washington mit klarem Blick die strategische Lage erkannt. Nach seiner Auffassung kann es für Howe nur ein Ziel geben, die Vereinigung mit dem aus Kanada vordringenden Bourgoyne. Howe zeigt aber nicht dieses Verständnis, sondern verfolgt seinen Lieblingsplan, die Einnahme von Philadelphia. Diese Stadt hatte nur einige Bedeutung als Sitz des Kongresses. Für die Entscheidung des Krieges war ihr Besitz wertlos. Noch immer war es Howe nicht klar geworden, daß eine Beendigung des Krieges nur durch Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zu erreichen sei. Solange Washington mit einem wenn auch noch so kleinen Heere im Felde stand, war ein Ende nicht abzusehen. Daß Howe Bourgoyne im Stich ließ, daß beide englischen Heere auf 400 km Entfernung in einer splendid isolation kämpfen mußten, ist der größte Fehler, der während des ganzen Feldzuges gemacht worden ist. Die Gefangennahme Bourgoynes bei Saratoga beschleunigte den Abschluß des Bündnisses mit Frankreich. Damit war der amerikanische Sieg so gut wie sicher.

Washington wählt im Frühjahr 1777 wieder so starke Stellungen, daß Howe nicht den Entschluß zum Angriffe findet und gezwungen ist, auf einem „seltsamen" Wege, wie Washington sich ausdrückt, Philadelphia zu erreichen. Durch die mit vielen Verlusten, besonders an Pferden, verbundene Seefahrt verliert Howe kostbare Wochen, in denen Washington Zeit findet, die Befestigungen von Philadelphia zu verstärken. Als er dann endlich an der Mündung des Elk-Flusses landet, ist er seinem Ziele auch nicht viel näher als vorher bei New Brunswick.

Die Kämpfe um Philadelphia zeigen uns Washingtons Offensivgeist, aber auch den Mangel an Entschlußfähigkeit im Gefecht. Am Brandywine mußte er aus den eingehenden, wenn auch unklaren Meldungen erkennen, daß seine rechte Flanke durch eine Umgehung bedroht sei. Im Dunkel der Gefahr fand er nicht den schnellen Entschluß zum Handeln. Hätte er sich sofort mit allen Kräften auf Knyphausen geworfen, so war ein

Digitized by Google

Sieg über diesen und vielleicht auch noch über Cornwallis möglich. Wurde der Angriff abgeschlagen, dann konnte die Niederlage auch nicht größer sein, als sie es in der Tat wurde. Bewundern müssen wir aber, daß Washington schon nach wenigen Tagen trotz der Niederlage seinerseits die Offensive ergreift. Man sieht, wie nach den Tagen von Trenton und Princeton sich sein Selbstvertrauen und das seiner Truppen gehoben hat. Auch der 19. September hätte mit einem Siege enden können, wenn Washington den Angriff nicht gegen die Spitze, sondern gegen die Flanke der englischen Kolonnen gerichtet und nach dem Versagen der Schußwaffen infolge des Regens mit Kolben und Bajonett fortgesetzt hätte, denn auch der Gegner war zur Führung eines Feuergefechts nicht in der Lage. Bei Germantown hat Washington den taktisch richtigen Gedanken, die Engländer durch einen überlegenen Angriff auf Flügel und Flanke in den Schuylkill zu werfen. Sein klar durchdachter Angriffsplan brachte auch hier keinen Erfolg, da seine Truppen ihn im kritischen Augenblick im Stich ließen. Trotzdem ist der Tag von Germantown ein Ehrentag für Washington, da er seine ungeschulten Truppen nicht nur zum Kampf, sondern auch zum Angriff gegen eine Übermacht — 10 000 gegen 15 000 Mann — vorgeführt hat. Groß war deshalb auch der Eindruck dieses Gefechts in Europa, besonders in Frankreich.

Auf englischer Seite sehen wir bei Philadelphia das alte Bild: Zögern, abwarten, das Fehlen einer Verfolgung! Man baut dem geschlagenen Gegner goldene Brücken! Zwei Tage bleibt Howe auf dem Schlachtfelde am Brandywine zur „notwendigen Verdauung der Freude über den Sieg". Eine sofort eingeleitete Parallelverfolgung in Richtung auf Philadelphia hätte zur Einschließung Washingtons zwischen Brandywine und Delaware führen können.

Gern hätte Washington seinem Heere nach den Strapazen der letzten Monate angenehme Winterquartiere gegönnt. Er wollte aber seine Truppen in der Hand behalten, die Fühlung mit dem Gegner nicht verlieren und Unternehmungen in das Innere des Landes verhindern. Deshalb vereinigte er seine Armee in Valley Forge, einer Talsenke auf dem rechten Ufer des Schuylkill. Inmitten einer Wildnis bei strenger Kälte in Holzhütten liegend, zum Teil ohne genügende Bekleidung, oft ohne Verpflegung, hat sie hier eine Leidenszeit durchgemacht wie kaum jemals eine zweite. „Worte reichen nicht hin, um das Elend annähernd zu beschreiben." 11 000 arme Teufel, oft nur 3000 dienstfähig, hielten treu zu ihrem Führer. Die Zeit von Valley Forge zeigt uns die überragende Persönlichkeit Washingtons, seinen Einfluß auf seine Untergebenen, seine Standhaftigkeit, aber auch das feste Vertrauen, das Offiziere und Mannschaften in ihn setzen, dem General Wayne einmal

Digitized by Google

mit den Worten Ausdruck gibt: „Wir werden die Hölle stürmen, wenn Sie den Plan dazu machen".

Einem anderen Führer wie Howe hätte Washington es wohl nicht bieten dürfen, nur einen starken Tagemarsch von Philadelphia entfernt monatelang stehen zu bleiben. Doch Howe rührte sich nicht aus der Stadt, dem „Capua" der Engländer. „Nicht er hat Philadelphia eingenommen, sondern Philadelphia hat ihn eingenommen", sagt sehr richtig Lafayette. Hätte Howe sich seinen Gegner von Germantown zum Muster genommen, durch einen Nachtmarsch dem Lager in Valley Forge genähert, im Morgengrauen überraschend angegriffen, dann mußte die ganze Armee Washingtons zersprengt werden.

Als dann 1778 die Engländer Philadelphia verlassen, da ist er ihnen sofort wieder auf den Fersen und zwingt sie zum Kampfe.

Der ganze Gewinn des Feldzuges von Philadelphia ist für die Armee Howes nur der gewesen, daß sie acht Monate hindurch gute Quartiere hatte. Diese hätte sie aber auch in New York ohne die Beschwerden und die Verluste des Feldzugs haben können.

Wir haben Washington Anfang Juli 1778 auf dem Marsche nach White Plains verlassen. Auf diesem erhielt er die Meldung vom Eintreffen einer französischen Flotte unter dem Grafen d'Estaing. Zu spät erreichte sie die Mündung des Delaware, da die Flotte des Admirals Howe diese bereits verlassen hatte. Ein Angriff auf die Engländer bei Sandy Hook mußte wegen des seichten Fahrwassers unterbleiben. Ein gemeinsames Unternehmen der französischen Flotte und amerikanischer Truppen gegen Newport auf Rhode Island mißlang. Von dort ging d'Estaing nach Boston, später nach Westindien.

So mußte Washington für das Jahr 1778 alle Hoffnungen auf eine energische Offensive der vereinigten Streitkräfte zu Grabe tragen. Statt dessen erwuchs ihm die unerquickliche Aufgabe, die wegen des Absegelns der französischen Flotte zwischen den amerikanischen und französischen Offizieren entstandene Mißstimmung zu beseitigen.

Clinton, durch Entsendungen nach Westindien und Florida geschwächt, beschränkte sich auf einen grausamen Kleinkrieg in der Gegend von New York, dadurch seine eigene Schwäche eingestehend.

Ende 1778 bezog Washington mit seinem Heere Winterquartiere, die sich in einem Halbkreise von Connecticut über West Point nach Middlebrook erstreckten, wo das Hauptquartier war.

Seit dem Frühjahr 1779 ist der Hauptkriegsschauplatz in den südlichen Kolonien. Die französische Flotte beteiligte sich an einem vergeblichen Versuche der Amerikaner, Savannah, das 1778 in die Hände

Digitized by Google

der Engländer gefallen war, wieder zurückzuerobern, und kehrte dann nach Frankreich zurück. Im Dezember überließ Clinton den Schutz New Yorks dem General Knyphausen mit 6000 Mann und segelte mit 8000 Mann ebenfalls nach Süd-Karolina.

Im Norden war der Feldzug des Jahres 1779, abgesehen von Kämpfen um die Forts am Hudson ergebnislos verlaufen. Nach Absendung von Verstärkungen nach dem Süden bezog Washington am Ende des Jahres mit dem Reste seines Heeres Winterquartiere bei Morristown und West Point, wo es eine ähnliche Leidenszeit wie in Valley Forge durchmachte.

Zu einem Handstreiche auf New York, dessen insulare Abgeschlossenheit durch das Zufrieren aller Gewässer aufgehoben war, fühlte Washington sich nicht stark genug. Gern hätte er selbst den Oberbefehl im Süden, wo die Engländer mehrere Erfolge erzielten, übernommen. Er wollte aber die „Wacht am Hudson", die er während des ganzen Feldzuges persönlich durchgeführt hatte, auch jetzt noch nicht aufgeben.

Im Juni 1780 kehrte Clinton wieder nach New York zurück. Im Süden, den er nach der Einnahme von Charleston für endgültig unterworfen hielt, blieb Cornwallis mit 6000 Mann, mit denen er im August bei Camden einen glänzenden Sieg über die amerikanischen Truppen unter Gates erfocht.

Jetzt endlich erschien die von Washington sehnsüchtig erwartete französische Hilfe. Am 10. Juli 1780 landete Graf Rochambeau in Newport auf Rhode Island mit 5000 Mann. Der amerikanische Feldherr wurde französischer Generalleutnant und Vizeadmiral. Damit waren klare Befehlsverhältnisse geschaffen, was für das Zusammenwirken von Heer und Flotte von größter Wichtigkeit war. Durch eine mündliche Aussprache mit Rochambeau in Newport versuchte Washington eine Übereinstimmung der Operationen gegen New York zu erzielen. Diese kamen aber auch jetzt noch nicht zur Durchführung, da der französische Befehlshaber erst die zweite Staffel der Verstärkungen abwarten wollte, die, in Brest von der englischen Flotte eingeschlossen, nie nach Amerika kamen. Die Franzosen blieben während des Winters 1780/81 in Newport, Washington wieder bei Morristown und West Point.

Das Jahr 1781 begann. Clinton machte keinen Versuch, sich auf die getrennt stehenden französischen und amerikanischen Streitkräfte zu werfen und sie einzeln zu schlagen. Washington traf wiederum Vorbereitungen zum Angriff auf New York, dessen Besatzung damals 10 000 Mann betrug. Mit größter Spannung verfolgte er aber dabei die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatze, wo die Amerikaner unter Greene mit wechselndem Erfolge kämpften.

Digitized by Google

Am 6. Juli vereinigte sich das französische und amerikanische Heer, zusammen 14 000 Mann stark, bei Peeks Kill am Hudson. Eingehende Erkundungen der englischen Stellungen ließen Clinton einen Angriff auf New York befürchten. Von Cornwallis' kleinem Heere rief er deshalb drei Regimenter zurück. Dieser stand damals mit 7000 Mann bei Yorktown, ihm gegenüber 5000 Amerikaner unter Lafayette.

Die wichtige Nachricht von der Schwächung der englischen Streitkräfte bei Yorktown erreichte Washington am 14. August 1781 gleichzeitig mit der Mitteilung, daß eine französische Flotte unter dem Admiral de Grasse am 3. August St. Domingo verlassen habe und nach der Chesapeake-Bai segle. Dadurch war die Beherrschung der See gesichert, die Vorbedingung für jede Unternehmung in südlicher Richtung. Dies änderte die Lage vollständig. Washington faßte den richtigen Entschluß, jeden Angriff auf New York aufzugeben und unter Sicherung der Hudsonlinie mit allen Kräften nach Süden zur Hauptentscheidung zu marschieren. Dort sollte bis zu seinem Eintreffen Lafayette einen Rückzug Cornwallis' nach Süd-Karolina verhindern.

Aussicht auf einen Erfolg gab aber nur die Geheimhaltung der geplanten Bewegungen. Zur Täuschung Clintons und auch des eigenen Heeres wurden deshalb die Vorbereitungen für einen Angriff auf New York eifrig fortgesetzt. Nach dem Überschreiten des Hudson marschierte das vereinigte Heer am 25. August in südlicher Richtung ab, anscheinend zu einer Unternehmung gegen Staten Island. Erst als die Straße nach Philadelphia eingeschlagen, die Marschgeschwindigkeit beschleunigt, das Gepäck auf bereitgestellten Wagen den Truppen nachgefahren wird, ahnen Offiziere und Mannschaften den Plan ihres Führers. Schon war bei Trenton der Delaware erreicht, als Clinton zu spät die Bestimmung der verbündeten Truppen erkennt. Vergeblich sucht er sie durch einen Streifzug nach Connecticut zurückzurufen. Von Annapolis südlich Baltimore auf dem Wasserwege vorgeführt, landete die vereinigte Armee am 25. September bei Williamsburg.

Erst durch das Erscheinen der Flotte des Admirals de Grasse in der Chesapeake-Bai wird Cornwallis auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam, aber überall ist ihm der Rückzug abgeschnitten. Am 1. Oktober ist der Ring um Yorktown geschlossen. Schon am 9. nach Eröffnung der ersten Parallele beginnt das Bombardement. Nach einem vergeblichen Versuche, über Gloucester durchzubrechen, streckt Cornwallis am 19. Oktober die Waffen.

Der Einnahme von Yorktown wollte Washington sofort eine Operation gegen Charleston folgen lassen, doch de Grasse verweigerte auf Grund seiner Instruktionen die Teilnahme der Flotte. Der Plan mußte aufgegeben werden. Durch einen Teil seiner Truppen verstärkte

Washington das amerikanische Heer in den Südstaaten, mit dem Gros ging er zum Hudson zurück, wohin im Mai 1782 die französische Armee folgte.

Mit der Einnahme von Yorktown endete in der Hauptsache die kriegerische Tätigkeit Washingtons. Zu einem Angriff auf New York kam es nicht mehr. Nur in Süd-Karolina wurde noch weiter gekämpft, bis auch dieses im nächsten Jahre von den Engländern geräumt wurde. Aber erst am 3. September 1783 kam es zum endgültigen Friedensschlusse zu Versailles. Am 25. November zog Washington an der Spitze seiner Truppen in New York ein.

Die letzten Jahre des Unabhängigkeitskrieges werden durch das Eingreifen Frankreichs, besonders der französischen Flotte, gekennzeichnet.

Vom Beginn des Krieges ab hatte Washington die Notwendigkeit einer Beherrschung der See erkannt. Dringend hatte er vom Kongreß den Bau von Schiffen gefordert. Solange die Engländer Herren des Meeres waren, konnten sie jederzeit an irgendeinem Punkte der Küste mühelos überlegene Kräfte vereinigen.

Das Erscheinen der französischen Flotte war eine Lebensfrage für die Amerikaner. Ohne sie konnte keine endgültige Entscheidung herbeigeführt werden. So schreibt Washington in der „Denkschrift zur Verabredung eines Operationsplanes mit der französischen Armee" vom 15. Juli 1780: „Bei jeder Unternehmung und unter allen Umständen muß eine entscheidende Überlegenheit zur See als ein Fundamentalsatz und als die Basis angesehen werden, von der jede Aussicht auf Erfolg in letzter Linie abhängt." Ebenso schreibt er an Lafayette am 15. November 1781: „Keine Landmacht kann Entscheidendes erreichen, wenn sie nicht von der Überlegenheit zur See begleitet ist." Ähnliche Gedanken finden wir wiederholt in seinen Briefen.

Von dem ersten Erscheinen einer französischen Flotte ab bemüht sich Washington, das Zusammenwirken der Land- und Seestreitkräfte sicherzustellen. Die Operationen sollen sich zunächst gegen New York richten, durch dessen Eroberung er den Krieg zu beendigen hofft. Manche bittere Enttäuschung wird ihm hierbei bereitet. Aber auch nach dem südlichen Kriegsschauplatze richtet er seinen Blick, um dort vielleicht eine Gelegenheit zum Eingreifen zu erspähen. Als dann Cornwallis mit seinem Heere für ihn in erreichbare Nähe kommt und die Ankunft der Flotte des Admirals de Grasse im Süden, wenn auch nur für kurze Zeit, die Herrschaft zur See sichert, hält Washington schnell den günstigen Augenblick zu tatkräftigem Handeln fest. Sofort läßt er seinen Lieblingsplan fallen. Nur das Ziel Yorktown hat er vor Augen. Meisterhaft gelingt ihm die Täuschung des Gegners. „Auf den Flügeln des

Digitized by Google

Windes" eilen seine Truppen nach dem Süden. Energisch wird die Belagerung durchgeführt, ein anderes Bild wie vor Boston. Bald winkt die Palme des Sieges.

Die Gefangennahme Cornwallis' ist in erster Linie das Verdienst des amerikanischen Feldherrn, daneben aber die Folge der Fehler auf englischer Seite, mangelhaftes Verständnis für die Lage, Zersplitterung der Kräfte und nicht zuletzt wieder Untätigkeit und Langsamkeit. Es war das Verhängnis Cornwallis', daß eine englische Flotte in die Chesapeake-Bai einlief, als die Kapitulation unterzeichnet war.

Mit dem Friedensschluß endigte für Washington noch ein zweiter Kampf, der schwerer war als der gegen den Feind.

Es war der Kampf gegen die Unfähigkeit, Untätigkeit, Kurzsichtigkeit der Regierung, des Kongresses und der Regierungen der einzelnen Kolonien, gegen den mangelnden Opfermut und militärischen Geist seines Volkes. Es war ein Kampf *um* ein Heer und eine Flotte, um Truppen und Schiffe, ein Kampf *für* das Heer, um Geld, Bekleidung, Verpflegung, Munition. Washingtons Briefe an die Regierung sind ein einziger Notschrei um Unterstützung.

Das Heer, das er vor Boston übernahm, war nur ein Haufen unausgebildeter, undisziplinierter Bauern. Vom ersten Augenblick an war es Washington klar, daß der Krieg am schnellsten und am billigsten durch festgefügte, für die ganze Kriegszeit angeworbene Truppen, nicht durch Milizen entschieden werden könne. Doch der Kongreß hatte kein Verständnis für Washingtons Vorschläge. Er bewilligte nur die Anwerbung von Truppen auf 3, 6 oder 12 Monate, erst später auf längere Zeit und bis zum Schluß des Krieges. In dem Augenblicke, wo Washington zur Hauptentscheidung nach Yorktown eilte, beschloß er sogar eine Verminderung der Armee. Die angeworbenen Soldaten bildeten die Bundes- oder Kontinentalarmee.

Aber vom Bewilligen bis zum Ausheben war noch ein weiter Schritt. Auch in der neuen Welt konnte man nicht Armeen aus der Erde stampfen, und Tausende von Menschen waren noch keine Soldaten. Nie hat Washington die volle Truppenzahl erhalten, die ihm bewilligt war. Zu keiner Zeit des Krieges war die Gesamtstärke des amerikanischen Heeres größer als 38 000 Mann. Oft kann man das Heer nur als den Schatten eines Heeres bezeichnen. Die „battles of revolution" sind nach der Stärke der fechtenden Truppen nur Gefechte. Selbst vor seinen eigenen Offizieren hat Washington oft die Schwäche seines Heeres verbergen müssen. Um den Feind zu täuschen, übertrieb er wiederholt seine Stärke, was wieder zur Folge hatte, daß Kongreß und Volk größere Leistungen von ihm erwarteten. 1779 hatte die Armee

Digitized by Google

6 Divisionen zu 2 Brigaden oder 46 Regimentern. Doch der stolze Name Regiment bezeichnete Truppenteile von 150 bis 430 Mann.

So war Washington noch auf die Milizen angewiesen, trotzdem er sagt, daß man sich auf einen schwachen Stab stützt, wenn man sich auf sie verläßt. Aber auch sie erschienen nicht vollzählig. Im Mai 1781 stellten sich zum Beispiel von 500 Milizen nur fünf Mann, also 1 vH. Beim Zusammenstoß mit dem Feinde liefen sie davon. Spottweise sprach man von „fliehenden", statt von „fliegenden" Lagern. Die Anwerbung auf kurze Zeit bewirkte, daß die Truppen mitten im Feldzuge fortgingen, wenn das Ende ihrer Dienstzeit gekommen war. Deshalb mußte Washington oft nicht nach der Lage, sondern nach dem Kalender Krieg führen.

Der Grund für die mangelhafte Unterstützung Washingtons beruhte auf der Angst des Kongresses vor einer Militärherrschaft, einem zweiten Cromwell. Nicht einmal die Verwendung der französischen Hilfsgelder wollte man ihm anvertrauen, der selbst, ein wohl einzig dastehender Fall, ohne jedes Gehalt sein Führeramt ausübte.

Der Höhepunkt des Elends der amerikanischen Armee ist die Leidenszeit von Valley Forge im Winter 1777. Aber diese Winterzeit machte das Heer zu einem leidlichen Kriegswerkzeuge. Hier begann die Tätigkeit Steubens als Generalinspekteur der Armee.

Die Offiziere lernten, daß die Beschäftigung mit dem einzelnen Manne keine Schande sei, die Truppen nach genügender Einzelausbildung Exerzieren und Manövrieren in größeren Abteilungen. Der Kampf in der zerstreuten Ordnung, den des Großen Königs Grenadiere schon bei Lowositz selbsttätig angewandt hatten, wurde die Hauptkampfform. Den Mannschaften wurde beigebracht, daß das Bajonett nicht dazu da sei, um an ihm Beefsteaks zu braten, sondern dem Feinde in die Rippen gejagt zu werden, mit welchem Erfolge, das zeigt der glänzende Bajonettangriff auf Stony Point am Hudson 1779.

So war die Leidenszeit von Valley Forge eine Lehr- und Lernzeit! Ohne Valley Forge kein Yorktown! Washingtons Verdienst ist es, daß er Steuben bei seinem Werke in jeder Weise unterstützte und gegen die Anfeindungen neidischer Kameraden in Schutz nahm.

Die Offiziere des Heeres waren aus der bürgerlichen Tätigkeit zu den Fahnen geeilt und für ihre Aufgabe nicht geschult. Nur ein Teil verfügte durch den Dienst in der Miliz und die Kämpfe gegen die Indianer und Franzosen über einige militärische Kenntnisse. Vor Boston finden wir von den Truppen selbstgewählte Offiziere ohne jede Autorität, darunter feige und unredliche Elemente. Erst als auf Washingtons Rat nur „gentlemen" zu Offizieren gemacht wurden, änderte sich das Bild. Durch die Erfahrung des Krieges und theoretische Studien hoben sich

Digitized by Google

ihre Leistungen. Hessische Offiziere berichten, daß sie wiederholt in dem erbeuteten Gepäck amerikanischer Offiziere die Schriften Friedrichs des Großen, Bücher über Ingenieurwissenschaften, den kleinen Krieg u. a. gefunden haben.

Unter den Generalen finden wir manche sympathische Gestalt, manchen diensterfahrenen, trefflichen Führer, wie Greene, Putnam, Schuyler, Wayne u. a., von Ausländern neben Steuben Lafayette und Kalb, aber unter ihnen auch andere, die nicht mit, sondern gegen Washington arbeiteten, den selbstbewußten Gates, den ehrgeizigen Lee, den verräterischen Arnold.

Diese Angaben über das amerikanische Heer und seine Führer mögen genügen, um zu erkennen, mit welchen Schwierigkeiten Washington kämpfen mußte.

Wenn wir Washingtons Tätigkeit als Heerführer richtig würdigen wollen, müssen wir uns zunächst seinen Werdegang bis zur Übernahme des Kommandos vor Augen halten.

Er war kein Berufssoldat. Nach Aneignung der einfachsten Schulkenntnisse führte ihn seine Vorliebe für Mathematik dem Beruf als Landmesser zu. Als Offizier der virginischen Miliz nahm er an den Kriegen gegen die Indianer und die Franzosen teil. Am Monongahela, einem Nebenflusse des Ohio, kämpfte er im Jahre 1754 zum ersten Male gegen seine späteren Bundesgenossen. Ein Jahr darauf machte er den unglücklichen Zug des Generals Braddock gegen Fort Duquesne mit. Auf diesen Kriegszügen lernte Washington den Wert einer gut ausgerüsteten, ausgebildeten und disziplinierten Truppe kennen, zog aber auch aus ihnen die Lehre, daß die europäische Taktik bei den eigenartigen Verhältnissen des Kriegsschauplatzes in Amerika mit seiner Unwegsamkeit, seinen großen Wäldern und Sümpfen und zahlreichen Wasserläufen versagen müsse.

Nach dem Feldzuge finden wir Washington als Pflanzer auf seinem Gute Mount Vernon am Potomac. Seine militärische Tätigkeit beschränkte sich auf die Sorge für die Miliz seiner Heimat, deren Kommandeur er war. Wir haben keine Nachricht darüber, daß er in der Einsamkeit des Landlebens besondere militärische Studien getrieben hat. Sehr viel hat er sich stets mit Geschichte beschäftigt, besonders mit der Geschichte derjenigen großen Männer, die zugleich Staatsmänner und Feldherren gewesen sind. Dies bestätigt ein Bücherzettel aus späterer Zeit, in dem er um Werke über das Leben Karls XII., Gustav Adolfs, Peters des Großen, über die Feldzüge Turennes bittet.

Sicherlich hat er aus diesen Werken manche Belehrung für seine spätere Tätigkeit als Heerführer geschöpft. Denn „die Grundsätze der

Kriegskunst sind die, welche die großen Feldherren geleitet haben, deren hohe Taten uns die Geschichte überlieferte, als Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen und Friedrich der Große", sagt Napoleon.

Zwar sind „die Grundsätze der Kriegskunst an sich höchst einfach und liegen dem gesunden Menschenverstande ganz nahe", wie unser großer Kriegsphilosoph lehrt, aber dieser gesunde Menschenverstand muß für die ihm zufallende Aufgabe geschult sein. Dies war bei Washington nicht der Fall. Annehmen müssen wir, daß er während des Krieges kriegswissenschaftliche Studien getrieben hat, da seine Offiziere dies getan haben.

Ohne eine eingehende taktische und strategische Schulung und Vorbildung wurde also Washington — damals 43 Jahre alt — vor die hohe Aufgabe der Heerführung und damit vor die schwierigste Aufgabe gestellt, die es gibt. Denn „die Kriegskunst ist die schwerste aller Künste"*). Man versteht es, wenn er im Hinblick auf seine schwierige Aufgabe schreibt: „Ich habe mich auf ein weites Meer eingeschifft, ohne Aussicht auf Land, und es mag dahingestellt bleiben, ob ich einen sichern Hafen erreiche."

Bewundern müssen wir deshalb seine Tätigkeit als Heerführer, als sein eigener Generalstabschef.

Die sorgfältig durchdachten Operationspläne und Denkschriften, die Berichte an den Kongreß, die zahllosen Briefe an seine Unterführer und Freunde lassen uns die gewaltige Geistesarbeit erkennen, die er vor dem Feinde geleistet hat. Selbst meist gezwungen, sich das Gesetz vom Feinde vorschreiben zu lassen, ergründet er mit klarem Kopfe die Absichten des Gegners. Mit sicherem Blick erkennt er die wichtigsten und für ihn gefährlichsten Operationen desselben. In richtiger Würdigung aller Faktoren gibt er sein Urteil ab und trifft die zweckmäßigsten Gegenmaßregeln. Mit strategischem Scharfblick verfolgt er die Operationen auf den anderen Kriegsschauplätzen und sucht auch dort die Fäden der Führung in der Hand zu behalten, obwohl die Größe des Kriegsschauplatzes und die mangelhaften Verkehrsmittel seine Einwirkung erschweren. Wo sein aus der Ferne gegebener Rat befolgt wird, ist im allgemeinen auch der Erfolg. Nur Direktiven gibt er, keine Befehle, da diese durch die Ereignisse längst überholt sein können. Überall stellte er aber auch die richtigen Männer auf den richtigen Platz.

Ob Washington dem General Schuyler die Grundsätze zur Deckung eines Landstrichs auseinandersetzt, daß wer alles decken will, nichts deckt,

---

*) York v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. 2. Auflage. 2. Teil. S. 56. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

ob er dem Oberst Laurens in Charleston schreibt, unter welchen Bedingungen eine erfolgreiche Verteidigung dieser Stadt möglich sei, ob er Pläne zum Rückzuge von Brooklyn, zum Angriff auf Germantown oder zum Zusammenwirken von Heer und Flotte entwirft, stets müssen wir die Richtigkeit seiner taktischen und strategischen Anschauungen anerkennen. Gewiß trägt manches den Stempel der Unvollkommenheit, aber das ist natürlich.

Erschwert wurde Washingtons Aufgabe häufig durch das Eingreifen des Kongresses. Vom grünen Tisch aus wollten die Militärdilettanten in Philadelphia Einfluß auf die Operationen gewinnen. Wiederholt haben sie Washington in dieser Hinsicht Weisungen zukommen lassen. Aber dieser verließ nicht den Boden des Erreichbaren und hatte den Mut, den Wünschen des Kongresses und der Volksstimme Widerstand entgegenzusetzen. Zu einer Zeit, wo er keinen Mann entbehren konnte, nahm der Kongreß seinen Lieblingsplan, die Eroberung von Kanada, auf. Bis in die kleinsten Einzelheiten prüft ihn Washington und legt seine Undurchführbarkeit aus militärischen und politischen Gründen dar. Gegen den Willen Washingtons wurde vom Kongreß 1780 an Stelle Greenes der Sieger von Saratoga, Gates, zum Führer des im Süden kämpfenden Heeres ernannt. Die Niederlage dieses folgte auf dem Fuße. „Gates' nördliche Lorbeeren verwandelten sich in südliche Trauerweiden", wie man sagte.

Washingtons Kriegführung mußte fast immer eine defensive sein, die in der Regel keine glänzenden Erfolge aufzuweisen hat. Trotzdem in ihm der Wille zur Offensive lebte, mußte sie auf das Erhalten seiner geringen Streitkräfte gerichtet sein. Nur der Not gehorchend, wurde er „the man of retreats", wie seine Generale Lee und Gates ihn spöttisch nannten. Stets ist er aber trotz aller Mißerfolge dem Gegner an der Klinge geblieben. Die englischen Führer konnten ihn wohl schlagen: los geworden sind sie ihn nicht. Man kann sein Verhalten oft mit dem eines Fechters vergleichen, der auf eine Blöße des Gegners lauert, leider aber eines Fechters mit stumpfer Waffe.

„Den amerikanischen Fabius" hat man Washington genannt, und tatsächlich entspricht seine Kriegführung der dieses Römers, wie sie General v. Verdy schildert:*)

„Es begann jetzt dieser hinhaltende Kampf, in welchem Fabius mit seinen schwachen Kräften immer in verschanzten Lagern in der Nähe des Hannibal blieb, aber jeder Entscheidung auswich, eine besonders günstige Kombination abwartend, um eine solche herbeizuführen."

*) v. Verdy du Vernois, Studien über den Krieg. 3. Teil, 2. Heft, S. 18. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Daß der Enderfolg auf seiten Washingtons war, verdankte er in erster Linie den Fehlern der englischen Führer und der Hilfe der Franzosen. Die englischen Generale beschränkten sich darauf, einen kurzen Feldzug in der guten Jahreszeit zu führen, um den Rest des Jahres in bequemen Quartieren zuzubringen. Der größte Teil des Feldzuges wurde durch Untätigkeit ausgefüllt. Es fehlte den Führern an Verständnis für die Operationen und an dem festen Willen zur Vernichtung des Gegners. Hätten sie nur einen Teil der Tatkraft Washingtons besessen, dann wäre wahrscheinlich der Krieg schon 1776 bei New York beendet gewesen. Gewiß soll nicht vergessen werden, daß auch die Engländer mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Die Streitkräfte waren für den unermeßlichen Kriegsschauplatz zu gering, die Flotte kämpfte zum Teil in europäischen Gewässern, der Transport der Truppen über den Ozean erforderte Zeit. Nur das Eingreifen der französischen Flotte ermöglichte es Washington, den Schlag von Yorktown zu führen. Sein Verdienst, durch geschickte Anordnungen die Übereinstimmung der Operationen zu Wasser und zu Lande herbeigeführt zu haben, soll ihm dadurch nicht geschmälert werden.

Wir finden bei Washington viele Eigenschaften, die ein Feldherr besitzen muß, persönlichen Mut, festen Willen, zähe Ausdauer und Standhaftigkeit, durchdringenden Verstand, ausgezeichnete Urteilskraft. Andererseits macht sich oft bei ihm eine Unsicherheit in der Führung, eine Langsamkeit im Fassen von Entschlüssen und zeitweise auch im Handeln bemerkbar, da ihm die lebhafte Erfindungsgabe und Einbildungskunst fehlte.

Seine Entschlüsse hat Washington stets selbständig gefaßt, sie aber vor ihrer Ausführung meist einem Kriegsrate seiner Generale unterbreitet. In diesem saßen auch damals die Leute, „die mit großem Scharfsinn alle Schwierigkeiten bei jeder vorgeschlagenen Unternehmung hervorzuheben wissen". Mancher kühne Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, mancher Erfolg vereitelt worden, weil der Kriegsrat sich dagegen aussprach. So schreibt de Kalb: „Washington würde etwas Tüchtiges leisten, wenn er mehr auf eigene Verantwortung handeln würde." Es war bei ihm eine natürliche Unselbständigkeit, die sich aus der fehlenden Schulung für den Feldherrnberuf ergab.

Ebenso versagt Washington, wenn er beim Wechsel der Situation plötzlich vor neue Entschlüsse gestellt wird. Er versteht es nicht, sich schnell in die neue Lage hineinzudenken. Diesen Tadel finden wir in allen Urteilen über ihn. Jefferson sagt: „Wurde während des Kampfes ein Plan ganz oder zum Teil zerstört, so bedurfte es einiger Zeit, um ihn wiederherzustellen." Kalb nennt Washington als General zu indolent, langsam, zu schwach. Ähnlich äußern sich Steuben und französische Offiziere.

Digitized by Google

Manche Schriftsteller stellen Washington als ein militärisches Genie, als großen Feldherrn, ja als den größten Feldherrn seiner Zeit hin. Sie vergleichen seine Operationen mit denen Friedrichs des Großen, Napoleons und anderer großer Feldherren, den Feldzug 1776 mit Napoleons Feldzug 1796 in Italien, seinen Defensivkrieg mit den Operationen Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege oder Wellingtons in Spanien 1809. Alle diese Vergleiche sind müßig. Die Person des Heerführers, keines Berufssoldaten, die Beschaffenheit und Stärke der kämpfenden Heere, die Eigenart und Größe des Kriegsschauplatzes ergeben so eigentümliche Verhältnisse, daß sie mit den europäischen nicht in Vergleich gestellt werden können.

Unstreitig hatte Washington viele hervorstechende Eigenschaften, die ihn zur Führung eines Heeres befähigten, daß er sich aber auch unter Verhältnissen, unter denen Friedrich der Große und Napoleon kämpfen mußten, bewährt hätte, dafür konnten die Jahre 1775 bis 1783 den Beweis nicht erbringen.

Amerikaner berufen sich auf eine Äußerung des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke gelegentlich eines Gespräches. Er nennt in diesem*) Washington einen der größten Strategen der Welt, die Operationen des Jahres 1776 glänzende militärische Bewegungen. Als hervorragend bezeichnet er seine soldatischen Eigenschaften und seine Leistungen während des ganzen Krieges. Der Höhepunkt seiner Führung sei der Tag von Princeton gewesen, daß er mit seinen geringen Hilfsmitteln das erste Feldzugsjahr so gut abgeschlossen habe.

Ich möchte das Urteil über den Heerführer Washington, wie folgt, zusammenfassen.

Ein improvisierter Feldherr mit einem schwachen, improvisierten Heere, ohne gründliche Schulung für seine hohe Aufgabe, hat Washington in einem mit großem Geschick und richtigem taktischen und strategischen Verständnis geführten Defensivkriege durch die „talentvolle Anwendung einer weisen Ökonomie der Kräfte" den Kolonien die Unabhängigkeit errungen.

Er ist kein militärisches Genie, kein Feldherr ersten Ranges**).

*) Gespräch des Grafen Moltke mit dem Historiker Sloane, damals Sekretär des amerikanischen Gesandten in Berlin, am 22. Februar 1871, veröffentlicht im „Century Magazine" 1907. Die oben angeführten Äußerungen sind für mich der Grund gewesen, mich mit der Heerführung Washingtons näher zu beschäftigen. Es hat mir nur die deutsche Übersetzung des Gesprächs vorgelegen. Vgl. Deutsche Zeitung Nr. 31 vom 6. Februar 1907.

**) „Demgegenüber war nun Washington durchaus der Mann der Situation, was in diesem Falle keineswegs einen Feldherrn ersten Ranges bedeutet." Graf York v. Wartenburg, Weltgeschichte in Umrissen. 2. Auflage, S. 451. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Denn den Enderfolg verdankt er vor allem den Fehlern der englischen Führer und der Hilfe Frankreichs. Er ist überhaupt kein Feldherr „im Sinne unserer Zeit". Er ist aber einer der großen Kriegsmänner, von denen jedes Jahrhundert nur wenige hervorbringt, der Mann oder besser der einzige Mann, der den Kampf gegen England zu einem glorreichen Ende führen konnte. Für uns Soldaten ist Washington in seinem Aufstieg vom Feldmesser und Pflanzer zum Feldherrn eine interessante, einzigartige Persönlichkeit, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Seine Heerführung bestätigt uns auch im fernen Westen das Wort Napoleons: „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles!" und lehrt uns, daß kein Feldzug verloren ist, den man nicht selbst verloren gibt.

Noch einmal übernahm Washington für kurze Zeit den Oberbefehl über das amerikanische Heer, als es im Jahre 1798 zum Bruche mit Frankreich zu kommen schien. Bei seinem Tode, ein Jahr später, ehrten Freund und Feind aus alter Zeit den großen Kriegsmann. Die englische Kanalflotte setzte ihre Flagge auf Halbmast. Die Fahnen und Standarten des französischen Heeres trugen acht Tage lang auf Befehl des Konsuls Napoleon Bonaparte Trauerflor.

Bald sind 150 Jahre seit den Tagen von Trenton und Princeton vergangen. Die Vereinigten Staaten sind eine Weltmacht geworden. Überall, wo in der weiten Welt Amerikaner sich zusammenfinden, feiern sie am 4. Juli die Erringung der Unabhängigkeit und damit das Andenken Washingtons.

In deutschen Landen ist die Erinnerung an jene Zeit verblaßt, und doch ist sie ein Stück deutscher Heeres- und Kriegsgeschichte. Braunschweigische Truppen kämpften unter Bourgoyne und streckten bei Saratoga die Waffen. Hessische Regimenter siegten bei Brooklyn, am Brandywine, bei Germantown. Waldecker erstürmten im Verein mit ihnen Fort Washington. Anspach-Bayreuther verteidigten Yorktown und senkten ihre Fahnen vor dem deutschen Regiment Zweibrücken in französischen Diensten.

Die Einnahme von Yorktown war der entscheidende Erfolg des Unabhängigkeitskrieges. Er wurde errungen zusammen mit den Franzosen durch ein kleines, aber gut ausgebildetes amerikanisches Heer. Der preußische Offizier, preußischer Drill und Erziehung hatten Washington die Waffe geschaffen, mit der er siegen konnte. An preußischem Wesen war die Armee genesen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn Berlin SW. Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Prag und Kolin.

Ein glücklicher und ein unglücklicher Tag aus dem Kriegsleben des Großen Königs.

Nach dem Tagebuch eines norwegischen Offiziers während des Feldzuges in Böhmen 1757.

Herausgegeben
von

Caspar Aubert,
Premierleutnant im norwegischen Heere.

Mit drei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Georg Friderich v. Krogh, der Verfasser des hier mitgeteilten Tagebuches, das jetzt in der Manuskriptsammlung der Deichmanschen Bibliothek in Kristiania zu finden ist, gehörte einem hoch angesehenen norwegischen Offiziergeschlecht an. Als Sohn des Generalleutnants Georg Friderich v. Krogh (1687—1768) wurde er am 7. Oktober 1732 zu Drontheim geboren, und schon 1746 wurde er Offizier. Als Hauptmann im 1. Westerlenschen Infanterieregiment erhielt er im Jahre 1757 die Erlaubnis, dem preußischen Heere als Volontär zu folgen, wo er auch das Glück hatte, die Gewogenheit des Großen Königs zu gewinnen. Er wurde zugelassen, den Feldzug im Stabe Friedrichs mitzumachen.

Während der Retraite nach der Schlacht bei Kolin, in der er verwundet wurde, ritt er an der Seite des Königs, als dieser sich, von Panduren verfolgt und umringt, mit dem Säbel in der Hand durchhauen mußte.

In Norwegen machte G. F. v. Krogh nach seiner Rückkehr aus dem Kriege eine sehr rasche Karriere. Schon 1760 wurde er zum Oberst befördert und 1772 zum Generalmajor und kommandierenden General in Drontheim ernannt, wo er wie ein König bis zum Jahre 1814 residierte, in dem er zur Disposition gestellt wurde. 1781 war er zum Generalleutnant und 1793 zum General ernannt worden. Er starb zu Drontheim am 3. August 1818.

Journal

Der Campagne des Jahres 1757 von den 22. April bis den 24. July. Was in solcher Zeit sich zugetragen und ich als Volontaire beygewohnet

Georg Friderich v. Krogh.

Nachdem Seine Majestet der König von Preußen um seinen Einfall in Böhmen denen Österreichern zu cachiren die Vestungs-Wercke der Residence Dresden ausbessern und vermehren, auch eine große Anzahl

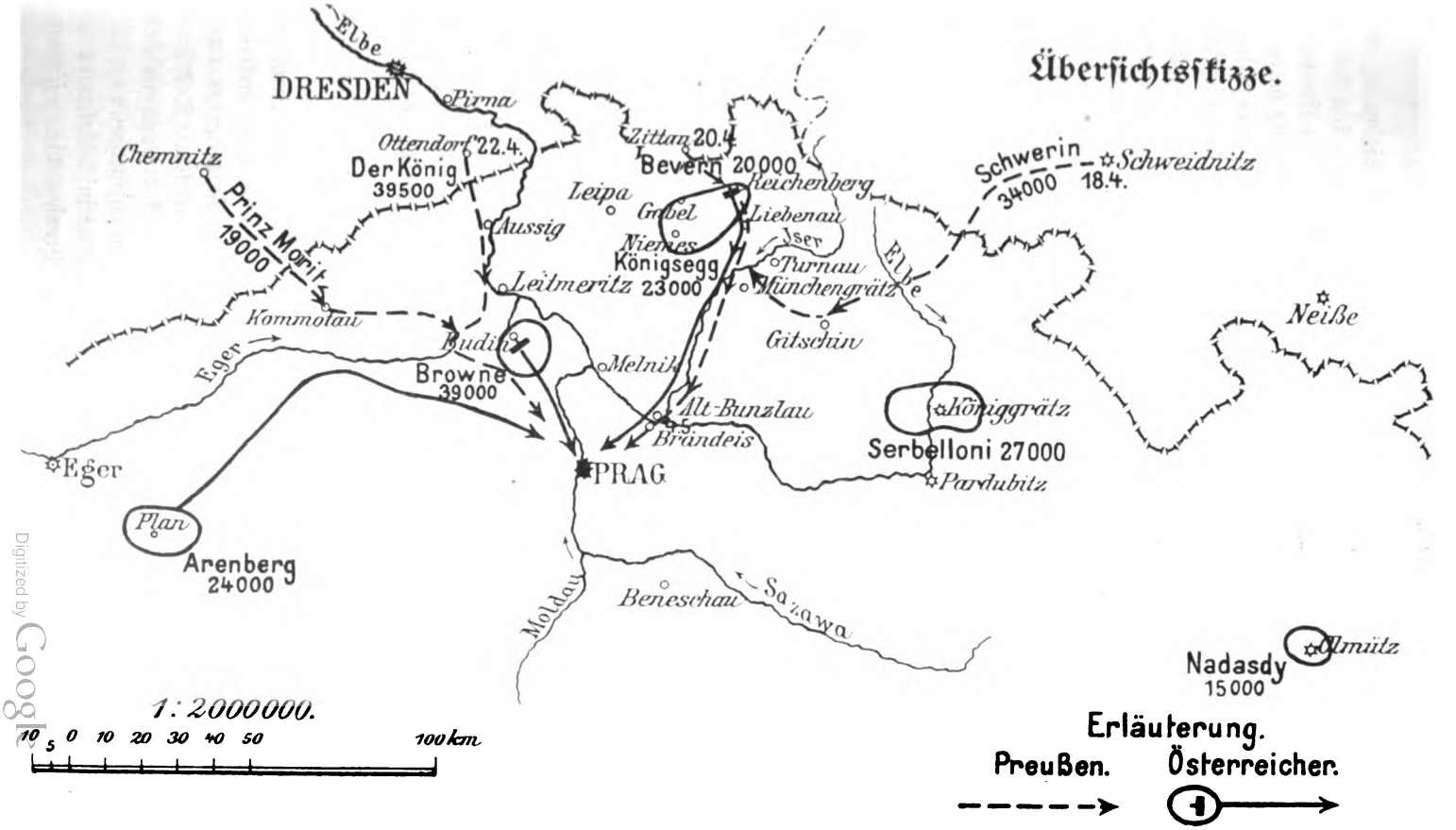
Digitized by Google

Palisaden verfertigen lassen, zu deren Transport nach Pirna 400 Wagens beordert, so aber zur Fortbringung der Fourage eigentlich bestimmet waren, als bekahmen die Armeen auf einmahl Ordre, durch verschiedene Pässe in Böhmen einzudringen. Die Armee, so höchst Seine Majestet in höchster Persohn commandirten, marchirte in zweie Colonnen, davon der General Feldt Marechal v. Keith die erste und Seine Majestet die zweyte führten, den Weg über Gishübel und Gottleube nehmend. Das Corps unter Commando des Printzen Mauritz von Dessau ging über Marienberg, und das, so der Printz von Bevern commandirte, drung über Zittau und Gabel ein. Die Armee unter Anführung des General Feldt Marechals v. Schwerin, so ihre Quartiere in Schlesien gehabt, zog sich gleichfalls in zwey Colonnen über Hirschberg und Landshut nach Böhmen, welcher Aufbruch derer Armeen insgesamt d. 22. April geschahe. Allein da beständig die Gnade gehabt Seiner Majestet allerhöchste Persohn zu folgen, und die Berichte von den andern Armeen und Corps sehr geheim gehalten worden, als geht dieser Journal nur eigentlich auf diejenige Facta, so bey der königlichen Armee gesehen und zu meinem Wissen gekommen.

1757 d. 22. April brach die Armee von Seiner Majestet dem Könige wie schon gemeldet in zween Colonnen auf und marchirte von Ottendorf über Gishübel und Gottleube, die 1 Colonne durch Schönenwalde und die zweyte zwischen ermeldetem Dorf und Peterswalde, und langte diese letztere schon um 1 Uhr zu Nollendorf, die erstere aber, weil die Wege versauen und sehr tief waren, erst um 4 Uhr an. Das Lager wurde in zwey Treffen aufgeschlagen, davon der rechte Flügel sich gegen Schönenwalde erstreckte. Seine Durchlauchten der Printz Ferdinand von Braunschweig hatten mit 6 Bataillons, das Dragoner Regiment v. Meinicke, das Husaren Regiment v. Zeculy und das Meyersche Frey Bataillon die Avant-Garde, und campirten selbige Nacht eine Stunde weiter vorwärts. Die Cavallerie blieb bey Ottendorf stehen ausgenommen die 3 Esquadrons Garde du Corps, welche die zweyte Colonne folgeten. Der General Major v. Zastrow wurde mit 4 Bataillons detachiret, um Aussig in Besitz zu nehmen. Noch selbigen Abend lief die angenehme Zeitung ein, daß der Printz von Bevern eine feindliche Armee zu Reichenberg geschlagen hätte, und also seinen March ohngehindert fortsetzen könnte.

Es kahm ein Österreichischer Trompetter im Lager an, und wurden ihm die Augen wie gebräuchlich verbunden; derselbe hatte einen Brief von den Feldtmarechal v. Broune an den General Feldt Marechal v. Keith zu überbringen, worinnen ersterer anhielte um die Loslassung der Pfaffen aus dem Marienscheiner Kloster, welche Seine Majestet verwichenes Jahr beym Ausmarche mit sich genommen, weil sie die geforderte Contribution entweder nicht erlegen wollen oder können. Die Bitte gewehreten zwar Seine Majestet, allein nach Verlauf einiger Tage, als wir durch die Gegend zogen, wurden sie abermahl aus selbiger Ursache mitgenommen.

Digitized by Google



Digitized by Google

23. April. Des Morgens um 4 Uhr brach die Armee wieder auf, und ward das Dorf Teplitz von 2. Grenad. Bat. eingenommen. Die General Majors Hülsen und Rohr wurden mit 4 Bataillons nebst 3 Escadrons Garde du Corps nach Törmitz commandiret, um den bey Ausig stehenden Feind im Rücken zu fallen. Von beyden Orthen wurde der Feind verjaget, mehr aus Schrecken als durch den Schaden, so man wahrscheinlich hätte ihm zufügen können. Die Armee kahm des Nachmittages um 1 Uhr zu Linay an, alwo der Printz von Braunschweig mit der Avantgarde Halte gemacht. Dieselbe hatte einige feindtliche Truppen aus Haverice und Linay vertrieben, welche sich auf dem gegenüber liegenden Berg Boscopol wieder setzeten. Sobald Seine Majestet mit der Armee angekommen, detachirten höchstdieselben das Zeculische Regiment Huzaren und das Frey Bataillon v. Meyer, um den Feind von ermeldten Berg zu vertreiben. Da sie nun einige Anhöhen bestiegen, währender Zeit aber von dem feindtlichen Feuer incommodiret waren, wurden sie gewahr, daß die Anzahl der Feinde sehr starck, worauf Seine Majestet den Printzen Ferdinand von Braunschweig mit 3 Bat. beorderte, sich der Anhöhen zu bemeistern. Gleich darauf wurden demselben noch 3 Bat. nachgeschicket, so aber alle nicht hinlänglich waren, um den Feind, welcher eine große Anzahl regulierer Truppen und in einen Defilé, so wir zu passiren, 5 Canonen gepflantzet hatte, zu delogiren. Deshalben sie noch in der Nacht mit 6 Bataillons verstärcket wurden. Wie alsdann der Angriff geschehen sollte, vernahm man, daß der Feind, so bald es dunckel worden, sich zurückgezogen hatte.

Die 3 Escadrons Garde du Corps, so frühe Morgens nach Törmitz abgeschickt waren, kahmen noch selbigen Abend wieder zurück, die 4 Bataillons aber blieben in ermeldter Gegend stehen. Seine Majestet nahmen das Haupt Quartier zu Linay, und die Armee schlug daselbst ihr Lager auf. Durch ein Courier vom Printzen von Bevern wurde die gewonnene Action bey Reichenberg nochmahlen bestätiget mit dem Zufügen, daß der Feind 2000 Mann Todte und Blessirte samt 3 Estandarten und einige Canonen im Stich gelassen hätte.

Der Verlust Preußischer Seits solte sich dem Bericht nach auf 1500 Todte und Blessirte belauffen.

24. April. Ganz frühe des Morgens detachirte der Printz von Braunschweig von sein Corps das Zeculische Regiment Huf. samt dem Frey Bataillon v. Meinecke, um die Gegend nach Welmina zu recognosciren, in welchem Dorffe die letztern übernachten sollten. Der Printz Ferdinand zog sich wieder nach dem Haupt-Lager zurück, die nachgebliebene Cavallerie und Infanterie kahm an und wurde Rasttag gehalten.

25. April. Morgens um 3 Uhr brach die Armee in 3 Colonnen auf, wovon Seine Königliche Hoheit der Printz von Preußen die 3. führeten.

Digitized by Google

Der Printz von Braunschweig hatte wieder die Avantgarde. Die Colonne, so Seine Majestet führten, ließ den Boscopol zur rechten, und die beyden andern marchirten über den Berg. Zu Welmina wurde Rendezvous gegeben, und daselbst stieß das Hus. Regiment v. Ziethen vom Mauritzschen Corps zu dem Regiment v. Zeculi und dem Meyerschen Frey Bataillon, um im Vorwege die Gegend von Lowositz vor die feindtlichen irregulairen Truppen zu versichern. Da die Armee auf die Plaine von Lowositz ankahm und auf dem Champ de Bataille von verwichenem Jahre, konte man sich kaum für den üblen Geruch, so die in letzterer Schlacht gebliebene verursachten, bergen. Die Gruben, so man gemacht, um die Todten zu begraben, zeigten die bluthige Bataille, so die Preußische Armee zwar gewonnen aber theuer erkaufft hatten, genugsahm an.

Seine Majestet hatten die Gnade uns Volontaires deutlich zu demonstriren, wie dieſſe merckwürdige Bataille angefangen und geendiget worden. Darauf ritten höchstdieselben auf dem Petersberge, wovon man die feindtliche Armee, so 80 000 Mann starck geschätzet, klahr bey Buddin campiren sehen konte.

Das Haupt Quartier wurde zu Tschizkowitz genommen, und die Armee schlug ihr Lager in zween Treffen auf, davon der rechte Flügel an Tschizkowitz und der lincke am Petersberge stieß. Selbigen Tages marchirte der General Major Zaztrow wieder von Aussig, um sich mit der Armee zu conjugiren, und nahm den Weg längs der Elbe, wurde aber von denen jenzeit derselben versteckten Panduren samt 50 Mann gemeine getödtet.

Der Printz Mauritz mit seinem Corps traf alhier an. Es wurde befohlen, daß die Armee um 4 Uhr marschfertig seyn sollte, vermuhtlich um parat zu seyn, woferne die große feindtliche Armee was hätte tentiren wollen.

26. April kahm die Cavallerie und Artillerie hier an, davon die erstere das 3. Treffen formirte. Um 6 Uhr Nachmittags wurde befohlen, daß die Armee um 11 des Abends marchfertig seyn sollte, wie auch daß der Printz Mauritz um 7 Uhr mit der Avantgarde nach Koschtitz marchiren sollte, um auf den Anhöhen bey der Eger Posto zu fassen. Gegen Mitternacht brach die Infanterie in 2 Colonnen auf, die Bagage und die schwehre Artillerie aber unter Bedeckung zweyer Bataillons mit der gantzen schwehren Cavallerie blieb stehen. Die Colonne, so Seine Majestet führeten, marchirete rechter Hand vom Hasenberge und kahm am

27. April bey anbrechendem Tage nach Koschtitz, wo 2 Schiffbrücken über die Eger geschlagen wurden, währender Zeit aber setzte man 2 Bataillons Grenadiers in Pontons über, um die Arbeit zu decken. So bald die erste Brücke fertig, mußten die Zietschen und Zeculischen Huzaren übermarchiren um die Gegenden auf der andern Seite zu recognosciren, alsbald

Digitized by Google

ſetzten Seine Majeſtet den March nach Stratonitz forth, allwo die Tête Halte gemachte bis die übrige Armee folgen konnte. Darauf wurde das Lager in 3 Treffen, die Fronte nach Karwatetz, der rechte Flügel vor Stratonitz und der linke nach Patek habend, geſchlagen.

Wie wir in Begriff ſtunden einzurücken, ſahe man in dem feindtlichen Lager eine ſtarcke Bewegung, deswegen Seine Majeſtet die Armee en Ordre de Bataille ſetzen ließen und befohlen die 2 Huſaren Regimenter nebſt dem Dragoner Regiment v. Meineke zu recognosciren, waß der Feind vornahme. Als man aber bemerckte, daß er im Wegmarch begriffen, erhielten oberwehnte Regimenter Ordre, wo möglich ihnen in die Bagage zu fallen, mußten ſich aber mit 40 Wagens mit Mehl beladen begnügen laſſen, wobey ſie 10 feindliche Huſaren tödteten und 19 gefangen nahmen, davon einige bleſſiret. Unterdeſſen langte die zurückgelaſſene Cavallerie und Bagage an, und die Regimenter rückten in das für ſie abgeſtochene Lager ein.

28. April. Des Morgens um 6 Uhr wurde der March in 4 Colonnen, wovon der General Lieutenant v. Kiow die 4. anführte, wieder angetreten, und in der Gegend von Karwatetz die Fronte nach Welwarn kehrend, den rechten an Barkotetz und den linken an Retzenow ſtoßend, das Lager in 2 Treffen aufgeſchlagen.

Bei Karwatetz fand man das feindtliche Magazin in guten Stande vor, ausgenommen daß ſie das Heu vor ihren Abmarch im Brandt geſteckt.

Der General Lieutenant Ziethen wurde noch detachiret mit dem Rocauiſchen Cavallerie Regiment, mit dem Meinekiſchen Dragoner und den beyden Huſaren Regimentern um die Gegend bis nach Welwarn zu beſtreichen, welche Stadt mit ohngefehr 2 Bataillons Panduren beſetzet, und in die jenſeitigen Gegend hielten ſich einige Öſterreichiſche Huſaren auf. Um die in der Stadt zu vertreiben, wurde zwar ein Verſuch gethan, ſo aber 9 Mann Todte und 14 bleſſirte Pferde koſtete, weswegen man von dieſem Vorhaben abſtund, welches um ſo viel beſſer, denweil ſie ſich in der Nacht von ſelbſten zurückzogen.

29. April hielte man Raſttag. Des Abends wurde der Printz Mauritz mit der Avant Garde beſtehend aus 13 Bataillons nach Welwarn abgeſchicket, und lief annoch die angenehme Zeitung ein, daß der General Feldt Marechal v. Schwerin ſich des conſiderablen Magazins bey Jung Buntzlau bemeiſtert hätte.

30. April brach die Armee wieder auf und marchirte in 4 Colonnen, davon die 1. der General Kiow, die 2. der Feldt Marechal v. Keith, die 3. der Printz von Preußen und die 4. der General Lieutenant Pennavaire anführeten, auf Welwarn zu, allwo uns die Avant Garde erwartete und allda ihr Nachtlager aufgeſchlagen hatte, bey unſerer Ankunft aber auf Ordre ihren March durch Welwarn fortſetzen müßten, woſelbſt ihnen der

Digitized by Google

Feind die Mühe zu plündern sparete, indem er solches selbsten gethan und das dortige Magazin von Mehl ausgeschüttet hatte. So bald man durchpassiret, wurde der General Lieutenant Ziethen mit seinem Commando abgeschicket, die Gegend weiter zu verkundschaften. Eine halbe Stunde darauf höhreten wir in der Gegend von Nikowitz ein starckes Feuern, worauf Seine Majestet hinritten, um zu sehen, wo das Schießen geschahe. Man wurde gleich die Arriere Garde der Feinde gewahr, so aus einige Huzaren und 3 Cavallerie Regimentern bestunde. In dem Dorffe Mühlhausen lagen einige Panduren, welche zu vertreiben zwey Grenadier Bataillons beordert wurden, welches ihnen auch gelunge, und das Dorf besetzet ward. Seine Majestet ritten hiernächst zurück und ließen das Lager zu Butschina in zwey Treffen aufschlagen.

Den 1. May brachen Seine Majestet in 4 Colonnen gegen Tusco den March nehmend auf. Der General Lieutenant v. Ziethen wurde wieder voraus geschicket mit der Rocauischen Cavallerie, den Meinekischen Dragoner und den 2 Husaren Regimentern. Wie sie etwas avanciret, sahen sie in der Gegend von Hohenhorst die feindliche Arriere Garde, von welchem Dorfe die Panduren auch Feuer gaben.

Der General Lieut. Ziethen ließ sein Commando aufmarchiren und befohl demselben nachhero in 2 Colonnen auf den Feind zu avanciren. Da solches in etwas bewerckstelliget, gab der General Lieut. Ziethen Signal zum Deployement und zur Attaque, welche letztere über ein Viertel Meil Weges in voller Carrière geschahe. Die feindtlichen Husaren wurden bis an einen großen Wald poussiret, da die unsrigen wieder umkehren mußten wegen einer Decharge von 2 Reg. Panduren, so in demselben versteckt lagen. Die Retraite geschahe unter Bedeckung zweyer etwas zurück gelassener Escadrons Husaren.

Bey dieser Gelegenheit wurden von dem Feinde 1 Ritmeister, 1 Lieutenant und 30 Huzaren gefangen genommen, davon einige blessiret waren. Das Lager wurde in 2 Treffen zwischen die Dörfer Tuchomirschetz und Tusco aufgeschlagen. Die Bagage, so Ordre hatte in Mühlhausen zu bleiben, müßte noch Abends nachfolgen.

2. May. Um 4 Uhr des Morgens setzte die Armee sich wieder in March und hielte die gestrige Ordnung. Auf dem Weißen Berge vor Prag stunden einige Escadrons Österreicher, so sich aber geschwinder als wir avanciren konten, zurück und endlich vor unsern Augen zur Stadt Prag hereinzogen, worauf einige Panduren herauskahmen und auf unsere Vorposten Feuer gaben. Die Armee lagerte sich auf dem sogenanten Weißen Berge auf der kleinen Seite und zwar in zwey Linien, den rechten Flügel über das Margarethen Kloster und den lincken an der Moldau streckend. Das Haupt Quartier wurde zu Welleslavin genommen. Des Abends

Digitized by Google

erhielten Seine Majestet die Nachricht, daß der Feldt Marechal v. Schwerin zu Alt-Buntzlau angekommen wäre.

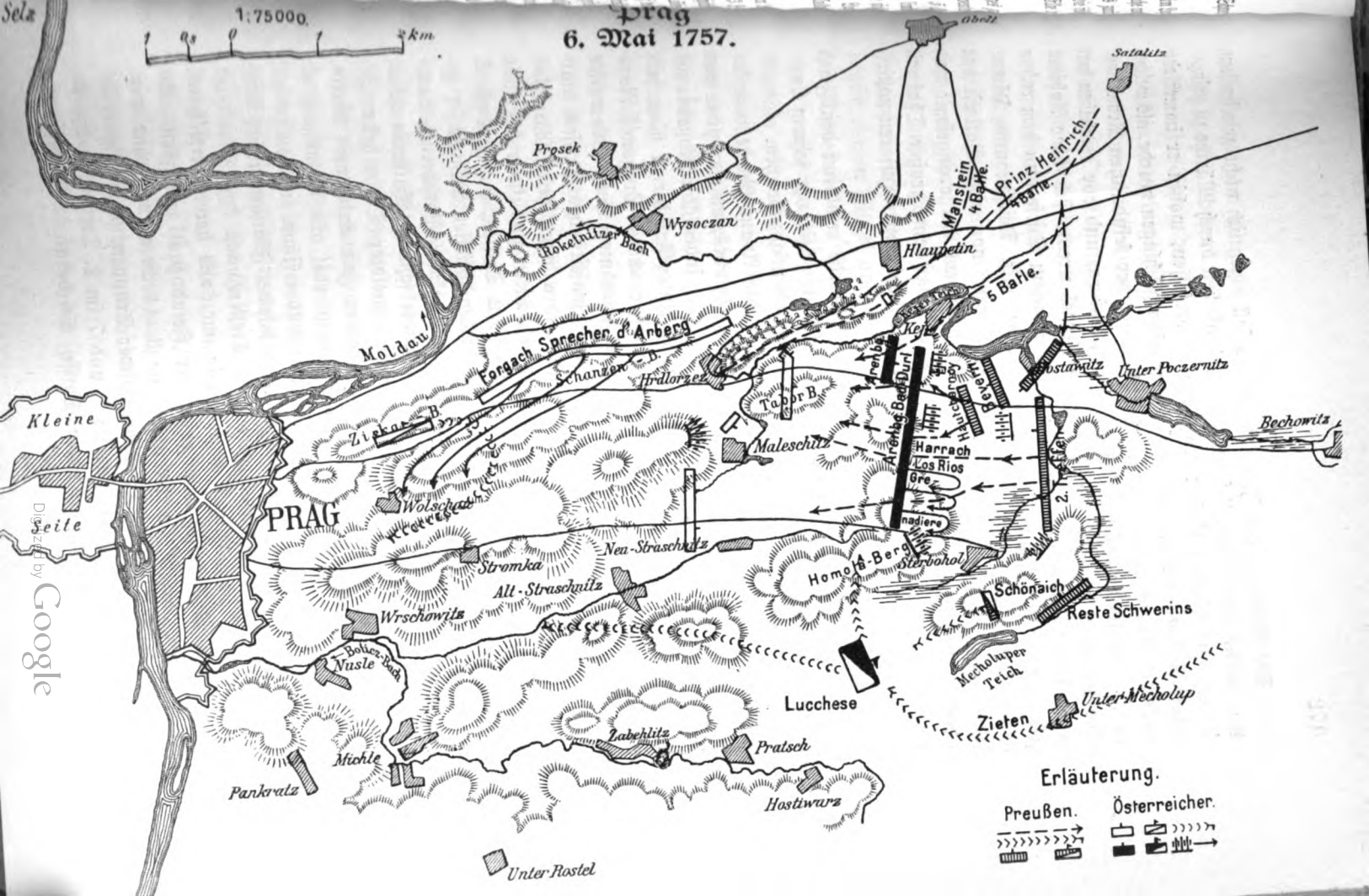
3. May war Rasttag. Die Artillerie und Pontons langten im Lager an. Des Morgens wurde auf ein Bataillon, so der Stadt zu nahe campirte, mit Canonen geschossen, welches sich auch deswegen etwas zurückziehen müßte. Bei Nacht kam ein Officier mit 6 Husaren an, so die fröhliche Zeitung vom Marche der Schwerinschen Armee über die Elbe bey Alt-Buntzlau brachte.

4. May wurden 20 Bataillons beordert sich des Nachmittages zum Abmarche fertig zu machen. Gleichfals wurden 35 Escadrons beordert als morgen die heute abmarchirende Infanterie zu folgen. Um 5 Uhr geschahe der Abmarch der commandirten 20 Bataillons von unsern linken Flügel nach der Moldau zu. Seine Majestet, so in höchster Persohn folgeten, nahmen dero Qw. zu Lissoley. Die Bataillons schlugen ihr Lager auf, den rechten Flügel hinter Lissoley und den linken gegen der Moldau habend.

5. May. Um 5 Uhr Morgens wurden die Anhöhen bey Zeltz an der Moldau occupiret und 2 Batterien gemacht. Gleich darauf wurden 3 Bataillons und die Jäger zu Fuß in Pontons über die Moldau geschicket, um die Arbeyter an die Brücke zu decken. Die letztere, so bald sie übergekommen, vertrieben gleich einige Panduren und Huzaren, so sich auf den Anhöhen der andern Seite sehen ließen. Unterdessen wurde eine Brücke von 50 Pontons verfertiget, und um 11 Uhr marchirten Seine Majestet mit dem bey sich habendem Corps, wozu die gestern schon beorderte Cavallerie gestoßen, über, gingen weiter hinauf und lagerten sich hinter einen kleinen Wald dem Feind gerade gegenüber das Haupt Qw. zu Limitz nehmend. Weil wir noch im Anmarch begriffen, conjugirten die Seidlischen und Wernerischen Husaren von der Schwerinschen Armee sich mit uns, welche der Adjutant von Feldt Marechal Schwerin folgete, um zu melden, daß die Armee zu Schlukau angekommen und sich gelagert hätte. Seine Majestet gaben dem Feldt Marechal durch gedachten Adjutanten die Ordre folgendem Morgen um 3 Uhr mit der gantzen Armee sich hieselbst einzufinden.

6. May. Ein Tag, so in der Historie den Ruhm der Preußischen Waffen ausbreiten und auf die späteste Geschlechte fortpflantzen wird. Es fingen die Operationes um 4½ Uhr Morgens an, als Seine Majestet mit dem bey sich habenden Corps hinten um den Walde marchirten, wo die Avant Garde von der Schwerinschen Armee bereits aufmarchiret, die Armee selbst aber noch im An-Marche war. Der Feldt Marechal Schwerin, nachdem er den König mit einem Hand-Kusse bewillkommet, ritte mit höchstdemselben den Feind zu recognosciren, um zu verabreden, wie und wo der Angriff am besten geschehen könte.

Digitized by Google


Prag
6. Mai 1757.
1:75000
km
Selz
Satalitz
Prosek
Roketnitzer Bach
Wysoczan
Manstein 4 Bataillone
Prinz Heinrich 4 Bataillone
Hlaubetin
5 Bataillone
Moldau
Forgach
Sprecher d. Arberg
Schanzen-B.
Hrdlorzer
Kleine Seite
Ziskaberg
Wolschan
PRAG
Maleschitz
Tabor B.
Harrach
Los Rios
Grez
Nadiers
Sterbohol
Homolka-Berg
Nea-Straschnitz
Stromka
Alt-Straschnitz
Wrschowitz
Bolzer-Bach
Nusle
Michle
Pankratz
Zabehlitz
Pratsch
Hostiwarz
Unter-Rostel
Lucchese
Zieten
Mecholuper Teich
Unter-Mecholup
Schönaich
Reste Schwerins
Unter Poczernitz
Bechowitz
Erläuterung.
Preußen.
Österreicher.

Die Meinung des Feldt Marechals soll eigentlich nicht gewesen seyn, dem Feind Bataille zu liefern, sondern denselben durch Märche zu zwingen seinen vorteilhaften Posten bey Prag zu verlassen, wohin er immer eine sichere Retirade haben konte, woferne er allda geschlagen wurde, als welches auch der Ausschlag bestätiget. Die Position der feindtlichen Armee war diese. Ihr linker Flügel stieß an dem Ziskaberg, und vor demselben war eine Krumme der Moldau, der rechte Flügel streckte sich über Anhöhen gegen Unter Potschernik, doch war zwischen diesem Dorfe und dem rechten Flügel noch eine ziemliche Distance, so ganz mit Deichen und Dämme entrecoupiret war. Ihre rechte Flanque war von eine Batterie von 16 Canonen, so auf einem vor derselben liegendem Berge angeleget war, gedecket. Überhaupt vor der gantzen Linie war ein großer Thal mit Deichen und Morasten coupiret, worin einige Regimenter Husaren postiret standen.

Diesen avantageusen Posten ohngeachtet wurde resolviret den Feind in die rechte Flanque zu fallen. Unterdessen hatte er sich vor seinem Lager en Ordre de Bataille rangiret, ohne seine Zelten abzubrechen.

Wie der Angriff geschehen sollte, machte die Avant Garde von der Armee lincks um und passirte die Fronte des Feindes, welcher zwar von der erwehnten Batterie doch ohne Effect schosse, indem die Kugeln alle überweg flogen. Die Infanterie zog sich bei Unter Potschernik über dem Moraſt, und die Cavallerie, so aus 4 Cuirassier und 4 Dragoner Regimentern bestunde, nebst denen Canonen durch erwehntes Dorfe und mußte über einen sehr schmahlen Dam marchiren. Jenseits des Dorfes marchirte sie wieder auf, bekahm aber gleich Ordre vom Feldt Marechal Schwerin in 2 Treffen vor der Armee zu marchiren und zwar über die Dämme. Die Infanterie folgte gleichfalls in 2 Treffen, davon das 2. aber sehr weit zurückblieb, weil es nicht wegen der difficilen Passage so geschwinde avancieren konte. Im Anmarch nach Unter Potschernik hatte Schwerin befohlen, daß die Linie, wobey unsere schwere Artillerie war, seitwärts vom Wege marchiren sollte, damit ermeldter Train desto geschwinder auf denselben avanciren und zu rechter Zeit ankommen könte, welche Ordre aus Versehen nicht nachgehabet wurde, als weswegen er sehr späht ankahm. Der Feind, unsere Manoeuvre ihm in die rechte Flanque zu fallen sehend, ließ seine Cavallerie sich der Flanque rechts herunter ziehen, und folgte die Infanterie in 3 Treffen nach.

Auf unseren lincken Flügel hatten wir nur, wie bereits erwähnet worden, 8 Reg. Cavallerie, dahingegen der Feind zum wenigsten im 1. Treffen 32 Escadrons, im 2. 23 und im 3. 44 Escadrons ohne ein Corps de Reserve hatte. Der Theil Preußischer Truppen, so die Bataille engagirte, bestand aus 8 Bataillons im 1. und 7 im 2. Treffen, so durch Unter Potschernik defiliret, bey dem Dorffe Sterbeholi aufmarchiret,

Digitized by Google

welcher, ohne Zeit zu geben sich von dem beständigen Marchiren vom 11 Uhr Abends vorhero zu recolligiren, noch sich recht zu alligniren, um 10 Uhr mit Lössung der Canonen den Anfang machte.

Dieser zuscheinende precipitirte Angriff sagen einige aus Versehen des Gen. Lieut. v. Fouquets geschehen zu seyn, da man vorgibet, daß er anstadt nach Ordre hinter dem Dorffe Sterbeholi aufzumarchiren vor dasselbe aufmarchiret war, und daß da solches der Feldt Marechal gewahr worden, denselben sehr scharf zugeredet haben soll. Andere pretendiren, daß solches der Feldt Marechal selbsten befohlen und zwar um den Feind nicht Zeit zu geben uns mit der Infanterie zu überflügeln, welches die Cavallerie schon in Ansehung der unsrigen gethan. Der Feind beantwortete unsere zwey ersten Canonen Schüsse mit einem starcken Canonen Feuer von einer Batterie, so er in Geschwindigkeit vor die Grenad. von seinem rechten Flügel angeleget hatte.

Die ermeldeten 8 Bataillons vom ersten Treffen avancirten mit so einer großen Hurtigkeit, daß das Musquetten Feuer, welches bey dieser Bataille erstaunend starck gewesen, bald anfing. Sie wurden aber zum retiriren gezwungen. Das 2. Treffen, so das erste hätte secundiren sollen, war wie vor erwehnet zu weit zurück, dennoch mußte es in größer Eil hervorrücken. Weil es aber Moräste zu passiren hatte, blieben ihre meiste Canonen darin stecken. Dieses Treffen wurde gleichfalls beym Angriffe repouissiret und von dem Feinde in der schönsten Ordnung verfolget. In währender Zeit war Preußischer Seits auf einer Anhöhe eine Batterie von dem schwehren Geschütz errichtet, von welcher der die unsrigen verfolgende Feind begrüset und zum stutzen gebracht ward, da sich denn einige von unsern flüchtigen Bataillons wieder setzten, worzu die Huzaren vieles beygetragen, indem sie auf die muhtwilligen eingehauen.

Als Seine Majestet die Desavantage des lincken Flügels gewahr wurden, eilten höchstdieselben, um durch dero hohe Gegenwart denen währender Zeit nachgekommenen Bataillons durch dero persöhnliche Anführung mehr anzufeuern, wie den auch der Printz von Braunschweig mit seiner Brigade durchgedrungen und ohngefehr dem Feind im Centro gleich beym Angriffe in Unordnung und auf die Flucht brachte. Alsdann ging das Ausrissen der Feinde von Bataillon zu Bataillon bis auf ihren rechten Flügel hinauf, da denn unterdessen der Überrest der Armee sich mit dem lincken Flügel des Feindes mehr und mehr engagirte. Das meiste, so dem Feinde den Muht mag benommen haben, ist ohne Zweifel, daß die Batterie von 16 Canonen, so er im Anfange vor seinem rechten Flügel hatte, womit er uns auch sehr flanquirte, von 2 Grenad. Bataillons attaquiret, erstiegen und die Besatzung in großer Confusion vertrieben worden.

Er hatte auch nicht Zeit bekommen sein Lager abzubrechen, sondern

Digitized by Google

man marchirte durch einen Theil desselben, wo sogar die Töpfe auf dem Feuer stunden und ein großer Theil der feindlichen Equipage lag.

Unsere Cavallerie hatte indessen auch nicht gefeyret, sondern sich bey der Attaque durch das 1. Treffen geschlagen. Weil selbige aber von 11 Uhr Abends vorhero marchiret hatte, so müßte sie endlich der Überlast weichen. Der Gen. Lieut. v. Ziethen, so unser Reserve Corps am lincken Flügel, welches aus den Huz. Regimentern Ziethen, Zeculi, Werner und Putkammer bestunde, commandirte, unsere Cavallerie weichen sehend ließ selbige durch seine Escadrons Lücken zurück marchiren und attaquirte mit geschlossenen Escadrons die feindliche Cavallerie, delivrirte die 2 Regimenter v. Kiow und Gesler, so sich verhauen hatten, warf mit denselben die 3 Treffen der Feinde gäntzlich übern Hauffen. Währender Zeit ralliirte sich die Cavallerie best möglich, rückte wieder an, um die Huzaren zu entsetzen, welches aber nicht nöthig, da der geschlagene Feind sein eigen Corps de Reserve in Unordnung und mit sich auf die Flucht brachte, auf welcher er mit unseren Canon Kugeln accompagniret wurde. Weil unsere Cavallerie aus vorangeführter Uhrsache als auch von den vielen ausgestandenen Schocs zu matt war den flüchtigen Feind zu verfolgen, setzeten Seine Majestet der König nur mit einigen wenigen Escadrons Dragoner und Huzaren denselben nach, ohne zu warten, bis höchstdieselben mit etwas secundiret werden könten, falls nur ein Regiment Cavallerie vom Feinde sich hätte setzen wollen. Über eine Stunde wurde der Feind in voller Carriere verfolget. Die Huzaren hohleten sehr vieles der feindlichen Bagage ein, machten sich damit aber gar zu lustig, indem die mehresten sich besoffen. Der Feind, den gäntzlichen Verlust seiner Bagage sehend, woferne er sich nicht irgendswo setzte, um dieses kleine Corps zurück zu halten, ralliirte ohngefehr 2 Regimenter Cavallerie, pflantzete in Geschwindigkeit einige Canonen auf eine Anhöhe und spielte dergestalt mit denselben, daß unsere Huzaren, so zum Theil besoffen, mit einem großen Geheul zurück prälleten und von den feindlichen verfolget wurden. Seine Majestet, welche wegen Freund und Feind in Gefahr waren, verfügten sich um dero hohe Persohn zu salviren nach 2 Bataillons, so der Printz Frantz von Braunschweig commandirte und zu dem Ende denen andern etwas devanciret waren. Unterdessen bemühete man sich die flüchtigen Huzaren und Dragoner wieder zu setzen. So bald Seine Majestet bey den Bataillons angekommen, mußten dieselben starck anmarchiren und die Tambours die Arme braf rühren, um den Feind dadurch glauben zu machen, daß ein ansehlicher Theil der Infanterie im Anmarsch wäre, welches auch den erwünschten Effect hatte.

Digitized by Google

Auf Rapport des Obersten Wernery, daß der flüchtige Feind für einen steilen Berg gekommen und weder vor noch rückwärts konte, so entschlossen Seine Majestet mit einigen Bataillons gegen den Orth hin zu marchiren, um das vermeinte Corps in die Falle zu kriegen. Wie sie aber etwas avanciret, bekahmen sie aus der Stadt Prag und zwar aus dem Wiseherad ein so entsetzliches Canonen Feuer, daß sehr viele getödtet, und sahen Seine Majestet alsdann, daß der Officier weder die Stadt wahrgenommen, worinnen sich der Feind eben retirirte, noch daß die Moldau zwischen die Flüchtigen und den Berg war.

Nach ein lang ausgestandenes Feuer zogen Seine Majestet sich etwas zurück, nachdem die Bataillons, so herangerückt, sehr vieles gelitten. Der feindliche lincke Flügel, so den Platz am längsten behauptet, währete sich hartnäckig und kostete es viel Blut, bis der Gen. Major Graf v. Neuwied mit 2 Bataillons ihnen in den Rücken fiel. Zugleich wurde auch ein Dorf, Maleschitz genannt, worinnen der Feind sich lange vertheidiget hatte, in Brandt gestecket.

Gegen 4 Uhr wurde die Deroute général, und war niemand mehr übrig, der einen vollkommenen Sieg streitig machen konte. So viel als ersehen können hat das Centrum und der lincke Flügel der feindlichen Armee sich nach Prag retiriret, der rechte Flügel aber nach Bennischau zu.

Diese Bataille wäre weit decisiver gewesen, wenn der Printz Mauritz von Dessau, so auf Ordre des Königes von dem rechten Flügel des Feldt Marechals v. Keith (welcher das Commando über der Armee auf der kleinen Seite hatte, nachdem Seine Majestet bey Zeltz über der Moldau gegangen war) detachiret worden um, wann die Bataille anginge in der Gegend von Branek, eine Schiffbrücke über die Moldau oberhalb Prag zu werfen, dieselbe mit seinem Corps zu passiren und dem Feinde im Rücken zu fallen, — nicht Mangel einiger Pontons gehabt, um die Brücke zu vollführen, derohalben aus diesen großen Anschlag nichts werden konte. Der Printz Mauritz versuchte zwar, ob die Cavallerie nicht schwimmend die Moldau passiren konte. Weil der Grund aber leimig, blieben die Pferde darin stecken und konnten nicht avanciren. Wann diese noch hätten überkommen können und den flüchtigen längs der Moldau passirenden Feind hätten mit frischer Cavallerie einhohlen und verfolgen können, so wäre die Niederlage um ein merckliches vergrößert worden. Da beides nicht reussiren wollte, ließ der Printz Mauritz einige Canonen auf eine Anhöhe pflantzen und schoß damit über die Moldau auf die Flüchtlinge, welches wegen der Entfernung von keiner sonderlichen Würckung gewesen.

Der Feldt Marechal Broune wurde gleich im Anfange der Bataille blessiret, wie er unsere weichenden lincken Flügel nachsetzen wollte. Bey dieser Bataille haben die Österreicher zum wenigsten 5000 Todte, 48 Officiers, 5143 Gemeine Gefangene eingebühset ohne die große Anzahl

Digitized by Google

Bleſſirten, ſo ſie in der Stadt mitgeſchleppet und an Verloſſenen gehabt. 1 Fahne, 9 Eſtandarten, 33 Canonen, über 200 Amunitions Karren, 500 Bagage Wagens, 19 Pontons und einen Theil des Lagers, ſo gleichfalls verlohren gegangen. Der Verluſt unſerer Seits beläuft ſich über 14 000 Mann an Todten, Bleſſirten und Vermißten. Der größte Verluſt aber beſtand im Abſterben des General Feldt Marechals v. Schwerin, ſo im 75. Jahre ſeines Alters ſeine glorieuſe Carriere geendiget, indem er beſchäftiget unſren lincken Flügel wieder herzuſtellen, nahm dahero eine Fahne von ſein eigen Regiment in der Hand und marchirte auf den Feind loß, traf aber zum Unglück auf eine Batterie, von welcher er mit Cartetſchen Kugeln erſchoſſen ward und alſo ſeinen heldenmüthigen Geiſt aufgab.

Nachdem die Feinde ſo viel als möglich verfolget worden, ſo endigten ſich die Operationes dieſes merckwürdigen Tages, indem Seine Majeſtet dero Haupt Quartir zu Michle nahmen und die genugſahm fatigirte Armee ſo campiren ließen, wie ſie nach geendigter Bataille ſtand.

Der Oberſt v. Krockow wurde noch Abends mit einem Trompetter nach Prag geſchicket, um die Stadt mit der ſich darin befindtlichen Armee aufzufordern. Der Feldt Marechal Broune erwiederte, daß Seine Majeſtet etwas von ihm begehreten, ſo in ſeiner Gewalt nicht ſtünde. Vor ſeine Perſohn aber legte er ſich zu Seiner Majeſtet Füßen, worauf der Oberſter antwortete, daß ſein König die Stadt ſo würde bombardiren laſſen, daß ſie gäntzlich zum Steinhaufen verwandelt werden ſollte, worauf der Feldt Marechal wieder replicirte, daß der König Herr und Meiſter wäre ſolches zu thun.

Den 7. May machte man den Anfang die Stadt und Veſtung Prag zu bloquiren. Seine Majeſtet ritten von Bataillon zu Bataillon, um ſich nach die Bleſſirten zu erkundigen. Es lief die Nachricht ein, daß die Öſterreicher Brandeis, ſo mit ein Sächſiſch Regiment beſetzet war, und wovon die Hälfte gleich zu dem Feinde überging, eingenommen hatten.

Hierauf wurde der General Lieutenant v. Ziethen mit 4 Regimenter Huzaren als auch 4 Bataillons unter Commando des General Majors v. Manſtein detachiret, um Brandeis wieder in Beſitz zu nehmen, welches auch geſchehen. Der Obriſte Oelſchnitz wurde beym recognosciren bleſſiret und gefangen genommen.

Es kahm aus der Stadt ein Trompetter an, durch welchen der Printz Friderich von Zweybrücken den König erſuchte, ihn, da er nur als Volontair bey der Öſterreichiſchen Armee war, heraus zu laſſen. Es wurde ihn aber abgeſchlagen.

Digitized by Google

Unsere Vorposten brachten den von Wien an dem Feldt Marechal v. Broune geschickten Obristen v. Schafgotsch mit seinen Depechen gefänglich ein. Der Ziskaberg wurde vom Feinde besetzt.

8. May. Wurde die Stadt noch immer naher eingeschlossen und an unsern lincken Flügel bey Branek eine Schiffbrücke von 69 Pontons über der Moldau geworfen, um sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt Communication mit der Keithschen Armee zu haben. Ingleichen wurden Redouten angeleget, um die Ausfälle der Feinde beschwerlicher zu machen.

9. May. Wurde unter Commando des General Lieutenants v. Treskow die Flesche auf dem Ziskaberge attaquiret und eingenommen. Dieselbe war mit 500 Mann Österreicher besetzet und ward demohngeachtet von 800 Preußen erstiegen. Der Feind verlohr an Todte, Blessirte und Gefangene 1 Capitaine und 47 Mann. In der Schantze hinterließen sie 2 metallene Canonen und 18 Doppel-Hacken. Unsriger Seits blieb der Obriste Strantz nebst 50 Gemeine, überdem waren 30 Blessirte. Um 10 Uhr Morgens wurde das Freuden Feuer wegen gewonnener Bataille von beyden königlichen Armeen geschossen. Es suchte der Feind bey Abend zu zweyen Mahlen sich des Ziskaberges wieder zu bemeistern, welches doch nicht gelingen wollte.

10. May. Gantz frühe Morgens wurde der Printz von Bevern mit 6 Bataillons gegen die Armee von Daun, so sich bey Böhmisch Brodt aufhielte, detachiret. Gegen Abend conjugirte sich zu Brandeis der General Lieutenant v. Ziethen mit denselben. Mit der Arbeit an den Redouten wurde starck continuiret. Es wurde auch befohlen, daß die Hälfte von jedem Bataillon bis Mitternacht unter Gewehr stehen, und daß alsdann die andere Hälfte sie ablösen sollte.

11. May. Es wurde der General Lieutenant v. Pennavaire, die General Majors Baron v. Schönaich, v. Krockow, v. Meinecke nebst 43 Escadrons als auch 1 Bataillon dem Printzen von Bevern zur Verstärkung nachgeschickt. Ingleichen wurde ein Jäger, so ein Brief von dem Feldt Marechal v. Broune an dessen Gemahlin hatte, aufgefangen, worin er meldete, daß der Verlust von denen Regimentern, so sich nach Prag retiriret, an Todten, Blessirten und Gefangenen auf 14 783 Mann sich beliefe. Von denen andern wüste er keine Nachricht zu geben. Es schickte auch der Feldt Marechal Broune einen Trompetter am Könige, um die Erlaubniß auszubitten aus die Stadt gehen zu dürfen, um sich von seinen Blessuren couriren zu lassen, erhielte aber abschlägige Antwort. Es geschahe bey der Armee ein großes Avancement.

12. May. Wurden noch viele zu Stabs Officiers avanciret. An denen Blessuren starben täglich sehr viele.

13. May. Wurden einige Redouten mit benöhtigter Artillerie versehen, wie auch Pferde nach Budin abgeschicket um von dorten die schwehre

Digitized by Google

Artillerie abzuhohlen. Die Deserteurs aus Prag kahmen täglich in großer Anzahl an.

14. May. Passirte nichts remarquables als daß die Panduren sich sowohl bey Tage als bey Nacht höhren ließen. Aus der Stadt geschahen auch viele Canonen Schüsse.

15. May. Erhielte man die Nachricht, daß der Printz von Bevern und der Feldt Marechal v. Daun mit ihren Corps zwischen Kolin und Böhmisch Brod standen. Ferner lief die Nachricht ein, daß der Oberste Lieutenant Meyer mit 2 Bataillons samt 400 Husaren sich des großen Magazins zu Pilsen bemeistert und verbrandt und von da seinen Weg nachs Anspachsche, Bambergsche und Würtzburgsche fortgesetzet hatte.

16. May. Starb der General Lieutenant Hautscharmey an seinen Wunden. Bey Nacht steckten die Panduren eine alte Floßbrücke, so in der Gegend vom Ziskaberge über der Moldau lag, in Brandt.

17. May. Wurde an denen Redouten starck gearbeytet und stellten sich viele Deserteurs ein.

18. May. Wurden Fachinen und Schantz-Körbe versertiget.

19. May. Erhielte man Nachricht, daß der Feldt Marechal Daun mit seiner Armee sich nach Kottoschitz gezogen, und daß der Printz von Bevern bis nach Kolin nachgerücket wäre. Es kahm ingleichen etwas der schwehren Artillerie, so von Dresden bis nach Leitmeritz auf der Elbe transportiret worden, alhier an. Gegen Abend wurden ohngefehr 300 Panduren aus einige Häuser, Wirschowitz zur rechten Hand liegend, von 1 Officier und 30 Mann verjagt und die Häuser verbrandt. Der General Major Schöning starb auch an seiner Wunde.

20. May. Wurde unsere Schiff-Brücke zu Branck vom Floß-Holtz zum Theil ruiniret. Es kahmen viele Remont-Pferde an, und es wurde auch angezeiget, wo unsre Batterien angelegt werden sollten.

21. May. Kahm noch immmer schwehres Geschütz an.

22. May. Es hatte sich ein Korps von 2000 Mann aus der Stadt gezogen, welches zu beobachten 2 Bataillons ausrücken mußten, derohalben die erstere sich wieder in der Stadt retirirten, die unsrigen aber ins Lager zurückkehrten. Es wurden einige Häusser in Brand gesteckt, um denen Panduren die Gelegenheit zu benehmen, sich den Vorposten zu nähern. Es gingen auch die General Majors Printz Frantz von Braunschweig und Normann unter Escorte von 100 Husaren nach der Armee vom Printzen von Bevern ab.

23. May. Kahmen viele Ammunitions Wagens an, und die Arbeit an den Batterien und Redouten wurde starck getrieben als auch ein Epaulement bey dem rohten Thurm angeleget. Der Oberste Magoles aus Beyerschen Diensten kahm an und brachte an Seiner Majestet ein Schreiben von seinem Chur-Fürsten, in welchem er die Neutralitet anboht.

24. May. Um 1 Uhr in der Nacht kahmen 2 Deserteurs zu Seine

Digitized by Google

Königliche Hoheit dem Printzen von Preußen an, so denselben benachrichtigten, daß die Feinde zu 39 000 Mann starck aus der Stadt gerücket, und daß davon ohngefehr 8000 Freywillige und 6000 Grenadiers eine Redoute attaquiren sollten. Der General Feldt Marechal v. Keith wurde hievon gleich unterrichtet, welcher sogleich 4 Bataillons unter Commando des Printzen Ferdinand vom Königlichen Hausse beorderte denen zweyen hinter der Redoute stehenden Bataillons im Fall der Noht zu secundiren. Kaum war dieses geschehen, daß man die Feinde ankommen sahe, die sich auf Anrufen für Preuser ausgaben, wurden aber demohngeachtet von unsern Vorposten bewillkommet, worauf die Letzteren sich in der Redoute hereinzogen. Sie attaquirten zu dreien Malen mit erstaunender Bravour und wollten nicht eher aufhöhren, bis der Feldt Marechal v. Keith mit 4 Bataillons sich eines Meyerhofes bemeistert, wo er 2 Canonen hinpflantzen ließ und damit den Feind flanquirte, als auch 3 Bataillons abschickte, welche den Feind mit gefällten Bajonets bis zum Glacis der Stadt zurücktrieben, wodurch sie sich aber so sehr genähert, daß sie von denen Canonen der Wälle vieles gelitten.

Der Verlust des Feindes schätzet man auf 1000 Mann Todte und Verwundete und den unsrigen auf 400 bis 500 Mann Todte und Blessirte. Dem Printzen Ferdinand wurde ein Pferd unterm Leibe erschossen und er selbst am Knie blessiret.

Nach Aussage derer Deserteurs pretendiret man, daß die Absicht des Feindes bey dieser Sortie war, sich erst der Redoute zu bemeistern als auch die hinter selber liegende Batterie, nachdem unsere beyde Communications Brücken durch detachirte Corps wegnehmen und ruiniren, und alsdann mit gesamleter Macht den Feldt Marechal v. Keith angreifen und Bataille liefern. Der Feind bey dieser Attaque war so hartnäckig, daß da es Tag worden, sehr viele von ihm auf dem Parapet der Redoute von Bajonets erstochen lagen.

Noch Abends wurde angefangen die letzte große Batterie von zehn 24 Pfd. Canonen anzulegen als auch eine Communications Linie zur nahe gelegenen Redoute.

25. May. Der abgeschickte und einen Deserteur vorstellende Feldt Webel kahm aus Prag wieder mit der Nachricht zurück, daß in der Stadt 53 000 Mann diensttüchtige Leute waren, und bey der Bataille rechneten sie 27 000 Mann verlohren zu haben, daß also über 3000 sich gäntzlich verlossen haben müssen, weil wir nicht mehr als 23 989 Mann herausbringen können als nehmlich:

Im Lazareth zu Prag	10 203	Mann,
Auf der Wahlstadt sind an Todte befunden	5 243	=
An Gefangene, worunter viele Blessirte . .	5 143	=
An Deserteurs	3 400	=
so sich beträgt . . .	23 989	Mann.

Digitized by Google

Es hieße wieder, als wenn der Feind hätte eine Sortie wagen wollen.

26. May. Bey Nacht wurden unsere Arbeyter an der großen Batterie von denen Pandouren vertrieben. Es kahm viele Ammunition zur Armee an.

27. May. Näherte der König seinen lincken Flügel der Stadt und sollte die Nacht darauf vor denen näher angerückten Bataillons neue Redouten angeleget werden. Die Arbeiter aber wurden von denen Pandouren vertrieben.

28. May. Wurden die Batterien mit der darzu destinirten Artillerie versehen.

29. May. Die Batterien wurden vollendet, und waren auf der langen Seite derer drey, davon die Erste mit 8 Mortiers und zwölf 12 Pfd. Canonen, die Zweite mit 6 Mortiers und zwölf 12 Pfd. Canonen, die Dritte mit zehn 24 Pfd. Canonen versehen.

Auf der kleinen Seite waren ingleichen 2 Batterien, davon die eine mit 8 Mortiers und die 2. mit zehn 24 Pfd. Canonen desgleichen einige 12 Pfd. besetzet. Es wurde bey der Parole befohlen, daß um Mitternacht eine Raquette auf dem Ziskaberge abgebrandt werden sollte, welche zum Signal vom Anfange des Bombardements dienen sollte.

30. May. Gleich nach Mitternacht sahe man vom Ziskaberge die Raquette steigen, worauf sogleich von allen Batterien das Bombardement anhub, und mit glühenden Kugeln die Stadt beschossen ward. Ohngefehr eine Stunde, ehe dieses anginge, wurden einige Häuser des Dorffes Branek vom Blitz angezündet und in die Asche geleget. Es fiel auch zur selbigen Zeit ein starckes Ungewitter mit einem heftigen Regen ein, wovon die Moldau so starck aufschwoll, daß unsere beyde Brücken ihre Ancker aufhoben und zerbrachen. Sehr viele von die Pontons der Brücke zu Branek wurden vom Strohm zur Stadt herein gerissen und daselbst aufgenommen. Doch gingen 10 durch die Stadt und folglich unter der Stadt Brücke, ohne daß der Feind sie arretiren konte. Diese aber wurden von den unsrigen wieder aufgefangen.

Gegen Mittag schwoll der Fluß, so durch Michle fließt und in der Moldau fällt, so sehr auf, daß niemand bis den 31. gegen Abend denselben ohne gröste Lebens-Gefahr passiren konnte, und waren Seine Majestet mit ohngefehr 8000 Mann in der Zeit von aller Communication so wohl mit den Rest seiner als der Keithischen Armee abgeschnitten, und wäre es also eine verwünschte Gelegenheit für denen Österreichern gewesen eine General Sortie zu wagen, da sie allen Vermuthen nach hätten reussiren müssen.

Des Nachmittages kamen vom Printzen von Bevern 50 feindliche gefangene Husaren an. Die erste Stunde nach Anfange des Bombarde-

Digitized by Google

ments wurde uns aus der Stadt aufs heftigsten beantwortet, nach der Zeit aber keinen Schuß mehr gehöret.

31. May. Die Pandouren ließen sich des Morgens viel höhren. Es wurde eine große Anzahl Sturm-Leiter verfertiget.

1. Juny. Um 5 Uhr Morgens entstand an unsere lincken Flügel Lärmen. Es hatte sich auch ein starckes Corps, davon das meiste Cavallerie, sich zur Stadt herausgezogen und machte Mine, als wenn es uns hätte angreiffen wollen. Seine Majestet ließen gleich die Bataillons, so am nähesten, zwischen die Redouten anrücken, die Cavallerie gleichfalls anmarchiren und sich fertig halten.

Wie der Feind sahe, daß ihn zu empfangen alles parat stunde, zog derselbe wieder zur Stadt herein, und die Unsrigen kehreten wieder nach ihren Lager zurück. Es wurden die Pontons-Brücken wieder im Stande gesetzet, welches nicht vorhero wegen Mangel von Pontons geschehen können.

2. Juny. Des Abends geschahe vom Feinde ein Ausfall aus der kleinen Seite, alwo sie mit ein Corps 2 von unsern Bataillons anzugreiffen Mine machten, mit einem andern aber den Sabel in der Faust eine Redoute erstiegen und weil der Capitaine, so in selber das Commando hatte, nicht auf seiner Huht war, wurden viele gefangen und 2 zwölf Pfd. und 1 6 Pfd. Canon vom Feinde mitgenommen.

Der Officier, so in der Flesche detachiret war, hat sich sehr tapfer gehalten. Wie er aber übermannt wurde, zog derselbe sich nach der Redoute in der Hoffnung alldorten von seinen Capitaine souteniret zu werden, stutzete aber sehr, da er sie so wohl von Freunden als Feinden verlassen fand, zog sich deswegen zu dem darhinter stehenden Regiment zurück.

Es kahmen selbigen Tages 1500 Wagens mit Provision aus Schlesien unter Bedeckung von 1500 Mann und zwar unter Commando des General Lieutenants v. Schultz nebst seine Durchlauchten dem Printzen Carl von Bevern allhier an. Es wurden auch 2 Bataillons 2 Escadrons und 100 Husaren um die dasigen Gegenden von streifenden Partheyen zu reinigen detachiret.

3. Juny. Sandte der Printz von Bevern 2 gefangene Husaren wie auch die auf der Fouragirung genommene königliche Pack-Knechte, welche der Feldt Marechal Daun durch einen Trompetter zurück geschicket, hierin.

4. Juny. Der Capitaine, so sich bey Eroberung der oberwehnten Redoute so schlecht gehalten, wurde cassiret.

5. Juny. Kahmen wieder einige gefangene Husaren zum Haupt-Quartier an.

6. Juny. Nach Aussage zweyer Deserteurs aus der Stadt sollte in selber großer Mangel seyn, weil sie auf 5 Tage nur 4 Portiones Brodt

Digitized by Google

bekahmen und sich bereits des Pferde Fleisches bedieneten. Es sollte auch ihres Verlautens nach viel bleyernes und blechernes Geld rouliren.

Es traf die Nachricht ein, daß der Printz von Bevern die feindliche Vorposten attaquiret, die Defilees bey Kolin passiret und vom Feinde 56 Huzaren gefangen genommen hatte, worauf der Feldt Marechal Daun mit seine Armee aufgebrochen und nach Haber marchiret, dem der Printz von Bevern mit seinem Corps auf dem Fuße nachgefolget.

7. Juny. Bey anbrechendem Tage hat der Printz von Bevern die feindliche Vorposten attaquiret durch den General Lieutenant v. Ziethen, wobey 150 Österreicher niedergesäbelt und 78 Mann gefangen genommen worden.

8. Juny. Wurde der Feind, so auf der Glacies der Stadt fouragirte, durch unsere Canonade starck incommodiret. — Das Bombardement continuirte zwar, aber nicht mit der Vigeur wie anfangs, weil schon Mangel an Bomben vorhanden, deren wir nur überhaupt 5000 gehabt.

9. Juny. Wurde der General Lieutenant v. Treskow mit 1 Drag. Regiment und 4 Bataillons nach Bennischau detachiret, um den Streifereyen Einhalt zu thun.

10. Juny. Bey Nacht wurde die eine Batterie auf der Keithschen Seite, weil sie zu weit abgelegen, demoliret. Da aber vergessen worden, aus dem dabey liegendem Dorffe den darin befindlichen Vorrath erst abzuhohlen, wurde des Nachmittages der Obriste Angenelli mit seinem Frey-Bataillon nebst einige Huzaren von Seculi dahin geschicket um diesen Vorrath noch aus dem Dorffe, welches der Feind bereits mit Panduren und Grenadiers besetzet, abzuhohlen. Es gelung dem Obristen Angenelli nicht, und zwar weil die Huzaren ihre Devoir nicht gethan, sondern er mußte sich mit Verlust von 9 Mann Todte und 2 blessirten Capitaines zurückziehen.

11. Juny. Schickte der Printz von Bevern die bey Kuttenberg gemachte gefangene hieher, worunter 2 Proviant Officiere befindlich. Es wurden einige Häuser an unseren lincken Flügel und worinn die Panduren sich aufhielten in Brandt gesteckt.

12. Juny. Rückten beym Feldt Marechal v. Keith die Regimenter Printz Friderich und Hansen im Lager ein, dahingegen vom Feldt Marechal das Roccoische Cavallerie Regiment, das 1. Bataillon Garde, die Regimenter Braunschweig und Bevern nach der langen Seite hinüber marchireten. Es kahm auch der Printz Mauritz von der andere Seite her über, um beym Wegmarch Seiner Majestet das Commando zu übernehmen. Ingleichen lief das falsche Gerüchte, als wenn der Kayser bey der Armee von Daun angelanget wäre.

13. Juny. Um 4½ Uhr Morgens brachen Seine Majestet auf und marchirten mit 1 Eskadron Garde du Corps 5 Rochou und 1. Bataillon

Digitized by Google

erste Garde über Aursinover nach dem Letzten Fenning, wo allerhöchstdieselben dero Nacht Quartier nahmen. Des Abends stieß das Regiment Alt Bevern und 1. Bataillon Anhalt, welches letztere einige Artillerie mit sich führte, zu der Escorte vom Könige, womit Seine Majesteten den March unternahmen um sich mit dem Printzen von Bevern zu conjugiren ohne demselben davon vorhero avertiret zu haben.

14. Juny. Um 4½ Uhr trat dieses Corps wieder seinen March über Schwartz—Kosteletz an. Wie es durch das Dorf Tschanitz defiliret und in der Plaine von Malotetz avancirte wurde man jenseits dieses Dorffs einige kleine Troups Huzaren gewahr, hinter Zazmuk aber konte man eine ziemliche Anzahl regulierter Truppen sehen. Anfangs hielte man dafür, daß die Troups Huzaren, so jenseits Malotetz stunden, die Avant Garde vom General Lieutenant v. Treskow wären, so allhier mit seinem Detachement um 11 Uhr hätte seyn sollen um sich mit dem Könige zu conjugiren. Es wurde demnach sogleich eine Patrouille Husaren abgeschicket, um durch das Dorf zu reiten und weiter zu recognosciren. Sie wurden aber von einigen feindtlichen Panduren, so das Dorff besetzet, beschossen. Man merckte alio, daß man sich geirret und weil die Klocke schon 1 Uhr war und man nichts vom General Lieutenant v. Treskow vernahm, glaubten Seine Majestet, daß er auf den Weg von Bennischau wäre coupiret worden, und deswegen ohne weiter die Stärcke des Feindes zu verkundschaften ließen sie die Bagage und Artillerie hinter Tschanitz wieder zurück marchiren. Die Infanterie marchirte gleichfalls zurück gegen ermeldtem Dorfe und machte daselbst Halte, die Cavallerie aber blieb in der Plaine halten, um den Feind zurück zu halten, falls dieselbe etwas hätte tentiren wollen.

Um 5 Uhr Nachmittages hatten Seine Majestet weder vom Printz von Bevern noch vom General Lieutenant v. Treskow die allergeringste Nachricht. Um dieser Zeit wurde von einer Huzaren Patrouille raportiret, daß der Feind lincker Hand von uns in 2 Colonnen über Kaurzim sich näherte. Diese Nachricht schiene sehr desagréable zu seyn. Ehe aber Seine Majestet solches glauben zustellen wollten, schickten höchstdieselben 2 Adjutanten hin, um einen zuverlässigen Rapport zu bringen, welche aber bey ihrer Zurückkunft die angenehme Zeitung brachten, daß die Armee, so man für feindtliche gehalten, die vom Printzen von Bevern wäre, welcher dem Feldt Marechal Daun, so sich Prag nähern wolle, beständig cottoyiret hatte. Um selbiger Zeit wurde man auch die Ankunft des General Lieutenants v. Treskow rechter Hand gewahr, welcher genöhtiget worden gantz langsahm zu marchiren, weil er stets von einigen feindtlichen Truppen harceliret worden.

Hierauf marchirten Seine Majestet wieder vorwärts nach Malotetz, welches Dorf die Österreicher verlassen. Seine Majestet nahmen daselbst dero Haupt Quartier, und nachdem sich alles mit uns conjugiret hatte,

Digitized by Google

wurde das Lager in 2 Treffen aufgeschlagen, davon der rechte Flügel etwas über Malotetz ginge und der lincke sich gegen Kaurzim erstreckte.

15. Juny. War Rasttag und ward recognosciret, wobey man vernahm, daß die feindtliche Armee bey Gintitz sei.

16. Juny. Um 6 Uhr des Abends kahm der Printz Mauritz mit 6 Bataillons und 10 Escadrons aus dem Lager vor Prag an, bey dessen Wegmarch übernahm der Printz Ferdinand von Braunschweig das Commando von der Armee, so an der langen Seite stand. Wie die Brodt-Wagens von Nimbourg, so unter Escorte von 250 Mann, sich unserm Lager näherten, wurden dieselben gegen Abend von ohngefehr 2000 Mann Cavallerie angegriffen. Erst aber forderten sie den Majoren, so den Transport commandirte, mit seine Manschaftt auf, welcher aber von keiner Übergabe höhren wollte, sondern sich so lange vertheydigte, bis der General Major v. Manstein mit 4 Bataillons und 1 Regiment Ziethen denselben zur Hülffe kahm, welcher einige Canonen Schüsse unterwegens that, um die Feinde dadurch abzuschrecken und den unsrigen zu erkennen zu geben, das der Succurs nicht weit entfernet war.

17. Juny. Des Morgens kahmen die Brodt-Wagens unter Bedeckung vom General Major v. Manstein daselbst an. Um 11 Uhr Morgens hatte die Armee Ordre marchfertig zu seyn, und war Seiner Majesteten Wille durch Kaurzim zu marchiren und nachdem über die Defilees nach Zazmuk zu. Wie aber Seine Majestet nach den lincken Flügel geritten, wurde dieselben das gantze feindtliche Lager gewahr, welches die Nacht war aufgeschlagen worden, so daß der rechte Flügel bey Bothorit und folglich vor unsere lincke Flanque, ohne daß jemand hievon dem Könige avertiret, da doch das gantze feindtliche Lager deutlich zu sehen war. Seine Majestet verenderten hierauf die March Route dahin, daß die Armee in 3 Colonnen lincker Hand von Karzim marchiren müste, die Artillerie aber auf Werbschan zu. Zwischen den unsrigen und feindtlichen Husaren, so sich dieseits Planiany aufhielten geschahen einige Schüsse. Die Stadt war mit Panduren besetzet und auf der andere Seite stand das Korps von Nadasti. Aus dem feindtlichen Lager sahe man viele Wagens ankommen, welches uns glauben machte, daß der Feind solche hieher geschicket, um einige hinterlassene Provision oder Bagage aus Planiany abzuhohlen. Wie sich unsere Husaren der Stadt näherten, kahmen aus selbige 2 Bataillons Ungarische Infanterie den Berg auf, welche gleich auf Seine Majesteten Svite, weil dieselbe ihnen am nähesten war, mit Canonen zu feuern anfingen.

Seine Majestet liessen den Gen. Major v. Manstein mit 6 Bataillons anrücken, um sie zu vertreiben, welches auch nach einigen gewechselten Canonen Schüsse bewerckstelliget wurde, wobey aber beyderseits einige geblieben. Unterdessen fuhren die Wagens wieder nach den feindtlichen

Digitized by Google

Lager, und das Corps von Nadasti zog sich gleichfals zurück, die Stadt aber blieb von Panduren besetzet, und die Österreichischen Husaren blieben auf einige Anhöhen halten.

Das Haupt Qw. war an dem Dorffe Werbschan, woran der lincke Flügel stieß, der rechte aber streckte sich gegen Kaurzim zu. Vor unserer Fronte lagen also die Defilees von Planiany. Durch diesen March kahmen wir für die recht Flanque des Feindes zu campiren.

18. Juny. An diesen Tage kan man den Wechsel des Glückes oder viel mehr die Hand des Herren durch Ziel und gantze Setzung menschlicher Absichten und Unternehmen deutlich ersehen. Um 3 Uhr Morgens wurde die Armee en Ordre de Bataille rangiret. Man konte aber des starcken Nebels halber vom Feinde gar nichts sehen, und glaubte man weil keine Zelter in sein gestriges Lager vorhanden, daß derselbe gewichen und nicht Stand halten wolle. Wie das Wetter aber klahr ward, bemerckte man, daß er nicht gewichen, sondern sich nur rechts gezogen hatte. Es war seine Position diese: Der rechte Flügel streckte sich gegen Kretzov, und waren zwischen diesem Dorffe und der Cavallerie vom rechten Flügel 3 Batterien auf der Anhöhe angeleget. Der lincke Flügel stieß an Bothorst, wo Tages vorhero der rechte gewesen. Die Armee war in 3 Treffen rangiret und occupirte einige gehle Anhöhen. Vor dem Centro in ein Defilé lag das Dorf Chotzemitz mit 6 Bataillons Panduren besetzet, welche die Eingänge verbarricadiret hatten.

Seine Majestet, gewahrnehmend, wie der Feind seine Stellung gäntzlich geendert, und daß er nicht en Fronte zu attaquiren wäre, beorderten den General Lieutenant v. Treskow mit der 2. Linie hinter Werbschan über das Defilé und gegen Planiany zu marchiren, um die Panduren aus der Stadt zu vertreiben. So bald ermeldeter General nahe genug marchiret, pflanzete er einige Canonen auf einem kleinem Berge, beschoß die Stadt damit, als wodurch die Pandouren vertrieben wurden. Alsbald wurde durch Planiani defiliret, die erste Linie Infanterie nebst der schwehren Artillerie durch die Stadt, die 2. Linie lincker Hand und die Cavallerie rechter Hand, und ging der March längs dem Kayserswege nach dem Wirtshause Novinnisto, so lincker Hand am Wege lieget, wo Halte gemacht, und nachdem die Cavallerie ihren Posten auf den Flügeln eingenommen, setzte sie um 10 Uhr ab, und begaben sich Seine Majestet mit dero Generalitet in erwehntem Wirtshause, wovon allerhöchstdieselben am füglichsten die feindtliche Stellung ersehen und beuhrtheilen konnten, resolvirten demnächst die rechte Flanque des Feindes mit einer schrägen Linie zu attaquiren, und wozu die Ordres, wie folget, ertheilet wurden:

Daß nehmlich der General Major Hülsen mit 7 Bataillons und der schwehren Artillerie den ersten Angrif gegen die 3 Batterien machen und

Digitized by Google

zu dem Ende längs dem Kayserswege vorausmarchiren, um die Anhöhen zu gewinnen und darauf rechts Fronte machen, damit er die Batterien en Flanque attaquiren konnte. Unterdessen sollte sich die Cavallerie des lincken Flügels hinter dem Corps von Hülsen halten um, so bald dieses die Batterien eingenommen, ihre Attaque gegen der feindtlichen Cavallerie machen zu können. Die gantze übrige Infanterie sollte stäts Fronte mit die 7 Bataillons halten, dabey durch Zurückhaltung des rechten Flügels die schräge Linie formiren und nur Ordre hatten ermeldte Bataillons zu souteniren. 2 Cavallerie Regimenter unter Commando des General Lieutenants v. Pennavaire wurden von unsern rechten den lincken Flügel zu verstärcken detachiret. Um theils den bey der Bataille von Prag durch gar zu schleunigen Angrif gemachten Fehler zu redressiren, theils auch um die brennende Hitze in der Mittags Stunde zu evitiren setzete sich die Armee erst gegen 2 Uhr Nachmittages im March.

Der Feind wegen diesen langen Halt beym Wirtshause bekahm Zeit seinen lincken Flügel von so wohl Cavallerie, Infanterie als Canonen zu degarniren und solches ohnvermerckt hinter den Anhöhen nach seinen rechten Flügel hinzuschaffen, als wodurch die rechte Flanque ansehlich verstärcket worden. Man konte ebenfalls nicht absehen, daß der Feind in mehr als einem Treffen gestanden, da er doch derselben 2 ohne sein Corps de Reserve gehabt, wie man nach Ersteigung der Anhöhen gewahr ward.

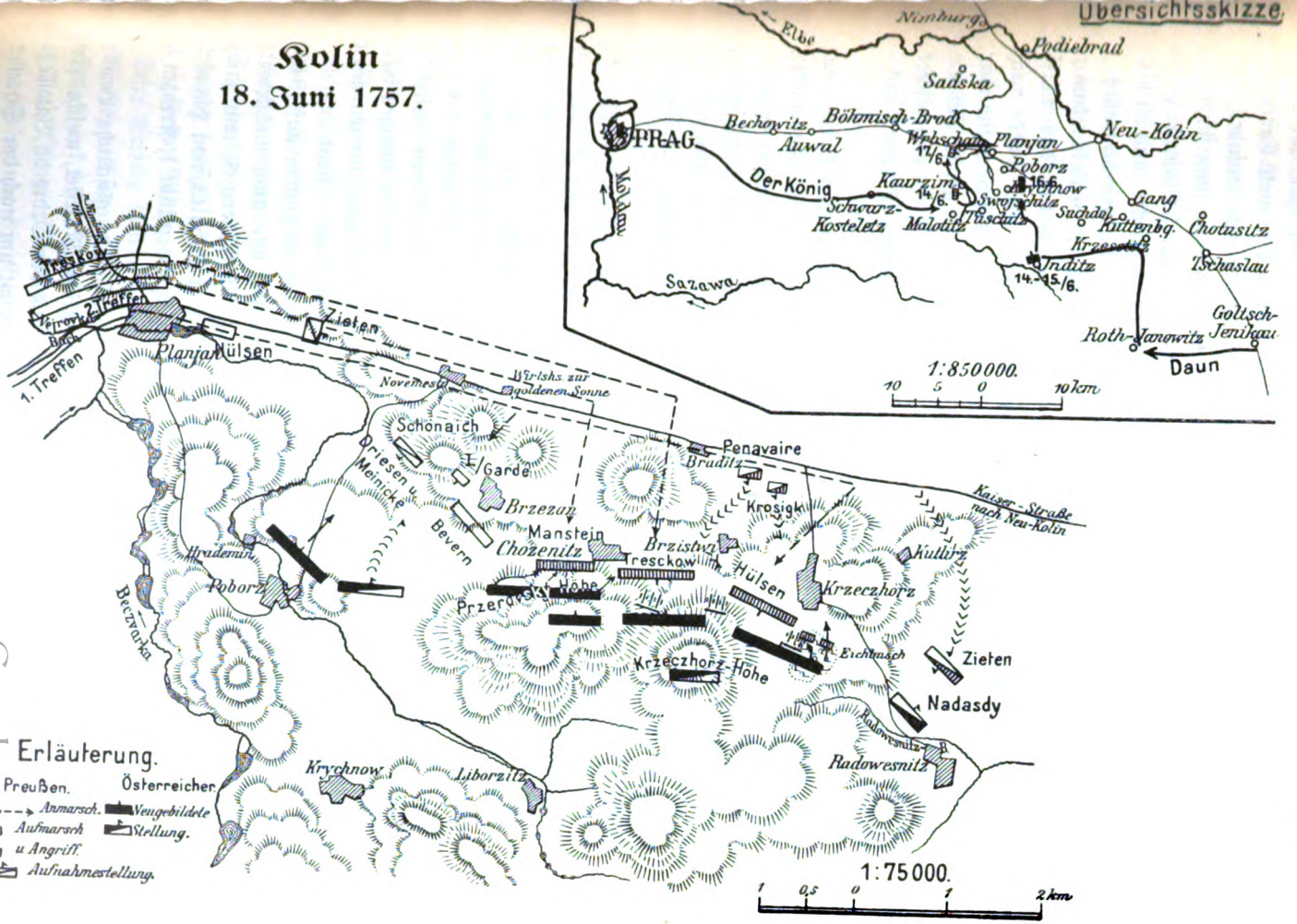
Als die Armee in vorerwehnter Ordnung gegen den Feind anmarchirte, poussirten unsere Husaren einige Österreichische bis gegen Kretzov, wo das gantze Corps von Nadasti sich befand, welches auch auf die Bataillons von Hülsen einige Canonen Schüsse that, wovon die erste Kugel in gantz gerader Linie kurtz vor dem Pferde Seiner Majestet niederschlug und glücklicher Weise nicht wie gewöhnlich wieder aufschlug. Bey unserer Annäherung aber zog sich das Nadastische Corps hinter den Anhöhen.

Um dieser Zeit bemerckte man, daß die feindtliche Cavallerie ihre Fronte veränderte, daß sie einen rechten Winckel mit der Infanterie machte und dadurch Terrain gewonnen um die unsrige Tete bieten zu können. Die dadurch erstandene Lücke wurde mit Infanterie ersetzet, welche um so viel besser die Batterien souteniren konnten.

Um 2½ Uhr fing der General Major Hülsen die Attaque an, vertrieb den Feind von der ersten Batterie, darauf avancirte derselbe gegen die 2., pflantzete auf eine Anhöhe bey dem Dorffe Kretzov seine mitführende Artillerie, so aus einigen 12 Pfd. Canonen und 2 Hautbitzen, und beschoß damit eine gute Weile die feindtliche Batterie, welches von denen Bataillons Stücken, so am nähesten waren, gleichfals geschahe. Das Dorf wurde in Brandt gesteckt und gegen der Batterie stark avanciret, wovon auch der Feind mit Hinterlassung gleichfalls vertrieben ward.

Digitized by Google

Kolin
18. Juni 1757.



Digitized by Google

Während dieses starken Canonierens wie auch Schießen aus dem kleinen Gewehr konnte man deutlich sehen, wie der Feind so wohl Canonen als Ammunition nach seinen rechten Flügel in größter Eile hinfuhr.

So bald man sich der Canonen bemeistert, bedienete man sich derselben gegen dem Feinde. Um dieser Zeit ward der General Major v. Hülsen, dessen Corps sehr gelitten, durch 3 Bataillons verstärcket, und da bis dahin alles so glücklich gegangen und alle Anzeigen zur Victorie da wahren, als grif das Centrum, wie wohl ohne Ordre zu haben vielleicht damit desselben Anführer mit Antheil an der Gloire haben wollte, das Dorff Chotzemitz an, welches wie gemeldet starck besetzet war. Es wurde nach einem starcken Gefechte eingenommen und verbrandt. Mittlerweile war der General Major v. Hülsen mit der Attaque gegen die 3. große Batterie beschäftiget und war derselbe gantz nahe, wurde aber von so ein entsetzliches Canonen Feuer empfangen, daß da er von keinen frischen Truppen soutteniret, zum weichen genöhtiget wurde.

Mit den Angriff der übrigen Infanterie, so sich gegen den 1. Plan engagiret hatte, lief es auch nicht glücklich ab, sondern wurde allenthalben zur schleunigen Retirade gezwungen. Die Cavallerie, so vom ausgestandenem Canonen Feuer decontenenciret, anstatt die Retraite der Infanterie, weil es ohnedehm Plaine war, zu decken, begab sich gleichfalls auf der Flucht, ohngeachtet Seine Majestet in höchster Persohn selbige zur Attaque encouragirte.

Solchergestallt wurde das Ausrissen gegen 8 Uhr allgemein und nicht an einer 2. Attaque gedacht, noch viel weniger, laut einigen Berichte, zu 7 Mahlen attaquiret worden. Seine Majestet sehend, daß dem Übel nicht mehr abzuhelfen war, wollten unter Escorte von ein Escadron Garde du Corps und 30 Husaren den Weg nach Prag nehmen, allein da der Kayserswag bereits von feindtlichen Truppen coupiret war, als eilten dieselben über die Fälder nach Nimbourg zu, wohin die flüchtige Armee gleichfalls ihre Retirade nahm und sich daselbst wieder setzte. Aus der hiesigen Garnison nahmen Seine Majestet 200 Mann mit und continuirten gegen Mitternacht die Route nach Prag die Elbe lincker Hand lassend.

Der Verlust Preussischer Seits beläuft sich zum wenigsten auf 18 000 Mann Todte, Blessirte, Gefangene und Vermiste, wie auch nachstehende Fahnen eingebüset worden, als nehmlich: von Alt-Bevern 8, von Printz Heinrich 5, von Printz Mauritz 3, von Wied 3, von Anhalt3, von Hülsen 2, von Manteuffel 2, von Munckow 2, von Schultz 2, Bornstädt 1, Kreutzen 1, Summa 32 Fahnen 1 Estandarte.

Es endigte sich also diese anfänglich zuscheinende glückliche Bataille auf eine so nachteilige Weisse für Seine Preußische Majestet, welches zum Theil daher zu leiten, daß die Infanterie, so aus der Ordre de Bataille zu ersehen, bey dieser Gelegenheit zu schwach gewesen um nach der Situation

Digitized by Google

vom Terrain am meisten gebraucht zu werden, da die Force der Armee in Cavallerie bestanden. Ins Besondere ist die Lehre daraus zu ziehen, daß wann einmahl eine gute Disposition zum Angriffe formiret, dieselbe nicht (wenigstens mit dem Gros der Armee) durch glücklichen Succès zu verändern sey, da diese Bataille allein durch dem, daß die 3. Batterie manquiret, verlohren gegangen, indem wann solche occupiret worden, derselben Canonen mit denen vorhero eroberten die gantze feindtliche Armee hätten flanquiren können, durch welche Vortheile der Sieg ohne Zweiffel Preußischer Seits geblieben wäre.

19. Juny. Morgens um 10 Uhr langten Seine Majestet zu Alt-Buntzlau an, passirten daselbst die Elbe und Brandeis und trafen um 4 Uhr Nachmittages zu Michle dero Haupt Quartier bey der Armee vor Prag an, wo sogleich zur Aufhebung der Bloquade und zum Abmarch der Armee folgenden Morgens Ordre gegeben wurde, und zu dem Ende noch Abends die schwehre Artillerie über die Ponton Brücken zu der Armee des General Feldt Marechals v. Keith transportiret worden, als auch die Bagage nach Brandeis zu defiliren muste, als wohin Seine Majestet folgenden Morgens auf das eilfertigste mit der Armee, so auf der langen Seite gestanden, sich auf den Weg begaben, um das nach der Bataille überbliebene von Überwälltigung der Feinde zu degagiren. Noch Abends kahm ein Adjutant von Printz Mauritz von Dessau mit Bericht an, daß die geschlagene Armee, ohne vom Feinde in der Retraite oder bey Passirung der Elbe bey Nimburg merclich gelitten zu haben, sich salviret hatte.

20. Juny. Des Morgens um 3 Uhr brach die gantze Armee, so auf der langen Seite gestanden, nachdem sie die Armee von Keith mit 3 Bataillons verstärcket, welche die Ponton Brücke bey Troya mitnahmen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen auf, und setzten sich gegen 4 Uhr in 4 Colonnen, die Feldt Artillerie und Bagage zwischen sich habend, in March Unter-Potschernik rechter Hand lassend nach Brandeis zu, allwo Halte gemacht, und hernach über die Elbe nach Alt-Buntzlau defiliret und allda Fronte gegen Alt-Buntzlau machend ward das Lager in 2 Treffen aufgeschlagen. In Brandeis blieben 4 Bataillons sowohl um die daselbst als zu Alt-Buntzlau befindtliche Blessirte zu decken. Auch nahmen Seine Majestet in letzterer Stadt dero Haupt Quartier. Übrigens war dieser Tag sehr fatigant für die Armee, indem sie von 3 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends beständig unter Gewehr marchiren muste.

Gegen Mittag brach der Feldt Marechal v. Keith mit seine Armee auf. Seine Arriere Garde hatte ein sehr starckes Canonen Feuer auszustehen als auch von denen Panduren und Grenadiers sehr vieles gelitten, welcher Verlust auf 1100 Mann so wohl Todte als Blessirte geschätzet ward.

21. Juny. Brachen Seine Majestet um 6 Uhr auf und marchireten in 2 Colonnen, die Bagage und Artillerie à la queu der 2. unter Be-

Digitized by Google

deckung von 2 Bataillons habend, über die Iser, allwo Schiffbrücken von 6 Pontons gemacht waren, nach Lissau, allwo das Lager mit den rechten Flügel gegen Alt-Buntzlau oder den Weg, so wir gekommen, und mit den lincken auf einem Berge, auf welchem das Schloß von Lissau lieget, die Fronte gegen der Elbe machend in 2 Treffens aufgeschlagen wurde.

Hier traffen wir wieder die Meiste Blessirte von der letzten Bataille an. Dem Obristen v. Krockow wurde die Sorge aufgetragen die Blessirte zu Brandeis, so transportable waren, nach Melnik zu verschicken. Die aber nicht in dem Stande waren, blieben mit einem Trompetter im Schlosse zurück.

22. Juny. War allhie Rasttag. Es ward der General Major v. Kannacker mit 4 Bataillons detachiret um bey Nimburg ein Retranchement zu machen.

23. Juny. Wurden die gefangene Officiers zurückgeschickt, nachdem sie vorhero ihre Parole gegeben nicht, bevor ihre Auswechslung geschehen, gegen den König von Preußen zu dienen, doch sollten sie sich erst zu Leitmeritz 14 Tage aufhalten.

Um 11 Uhr Abends brach die Artillerie in aller Stille auf und marchirte ohne Bedeckung zu haben nach Alt-Buntzlau. Es passireten unter Commando des General Lieutenants v. Pennavaire 7 Regimenter Cavallerie vom Printz Mauritzschem Corps und nahmen gleichfalls ihren Weg nach Alt-Buntzlau, um dem Feldt Marechal v. Keith zu verstärcken, so bey Leitmeritz campirte, unter deren Bedeckung denn auch die an Lissau und Alt-Buntzlau befindliche Blessirten bis Melnik transportiret wurden.

24. Juny. Weil Seine Majestet entschlossen mit einem Theil der Armee aufzubrechen, so kahm der Printz Mauritz von Dessau von Nimburg um bey höchstderoselben Abmarch das Commando über den zurück bleibenden Theil zu übernehmen, überlieferte aber sein vorhero gehabtes dem Printzen von Bevern, so aus dem kleinen Überrest der bey Chotzemitz übel zugerichteten Armee bestand.

Um 4 Uhr Nachmittages brachen Seine Majestet mit 3 Escadrons Garde du Corps und 13 Bataillons nach Alt-Buntzlau auf. Über den Iser wurde eine Brücke geschlagen, so aber beym Übermarsch des 1. Bataillon Garde zerbrach, und kahmen Seine Majestet in höchster Gefahr, indem Sie auf dem Point waren, einzufallen. Weil hier also nicht überzukommen war, marchireten Seine Majestet über eine Schiffbrücke, so lincker Hand geschlagen worden und kahmen bey Sonnen-Untergange nach Alt-Buntzlau, allwo das Lager mit dem rechten Flügel an die Stadt und mit dem lincken gegen das Gehölze geschlagen ward.

25. Juny. Morgens um 6 Uhr brach das Corps wieder auf. Die

Digitized by Google

Bleſſirte, ſo in Alt-Buntzlau waren, müſten folgen, und das Bataillon von le Noble blieb daſelbſt.. Von 9 Uhr Vor- bis 4 Uhr Nachmittages ward in einem Dorffe Tſchitz Halte gemacht, und langten wir Abends zu Melnik an, alwo das Lager mit dem rechten Flügel an die Stadt mit den lincken gegen die Weinberge und mit der Fronte gegen die Elbe geſchlagen ward. Die beyden Huzaren Regimenter v. Werner und Seidlitz traffen wir hier an, muſten aber gleich nach unſerer Ankunft nach Jung-Buntzlau marchiren. Die Cavallerie ruckte bis Gasdorf an, ließen ſich aber dicht vor der Stadt von 30 Huſaren, ſo über der Elbe geſchwummen, 100 Officiers Pferde und 14 Wagen mit Bleſſirten beladen nehmen, welche auch ſolche mit ſich durch die Elbe nehmen wollten. Da es aber nicht vor den Strohm angehen konte, ſchmiſſen ſie die Wagens um und verſoffen die Bleſſirte.

26. Juny. Des Morgens um 4 Uhr brach das Corps von Melnik auf und marchirte wieder bis Gasdorf. Die Cavallerie paſſirte bei Leitmeritz die Brücke und rückte beym Feldt Marechal v. Keith im Lager ein. Das in Melnik gelegene Bataillon v. Wedel zog der König an ſich. Es lief die Zeitung ein, daß der General Major v. Manſtein nebſt 10 gleichfalls bleſſirten Officiers, welche ins geſamt nach Dresden abgehen ſollten, von denen feindtlichen Huſaren gefangen. Erſterer aber, weil er ſich nicht hat ergeben wollen, niedergeſäbelt worden.

Der Flügel Adjutant Marquis v. Warenne, ſo der König nach Berlin geſchicket, wurde bey dieſer Gelegenheit auch bleſſiret und gefangen genommen, iſt auch nachdem an ſeinen Bleſſuren geſtorben und vom Könige, da er öfters als Negociateur gebraucht worden, ſehr regrettiret. Die Zeitungen, ſo von allen Orthen einliefen, waren, wie ſie nach einer verlohrenen Bataille pflegen, gröſten Theils unangenehm. .

27. Juny. Des Morgens um 4 Uhr marchirete das Corps von Gasdorf aus und traf bei Leitmeritz an, wo das Lager aufgeſchlagen und das Haupt Quartier in der Stadt auf dem Biſchofshofe genommen ward. Das Huzaren Regiment v. Seidlitz ſtieß wieder zur Armee.

28. Juny. Paſſirte das Corps, ſo der König mitgebracht, die Elbe, und ſtieß zur Haupt Armee, welche hierdurch ſo wohl als ihrer ſchlechten Poſition wegen das Lager veränderte, ſo daß der rechte Flügel gegendoch vorwärts Lowoſitz erſtreckte. In der Linie zwiſchen die Cavallerie und Infanterie vom rechten Flügel lag das Dorf Lukowitz, welches von denen 2en rechten Flanquen Bataillons gedecket und beſetzet. Unſer lincke Flügel erſtreckte ſich an dem Dorfe Kobitz, ſo von denen 2en lincken Flanquen Batail. beſetzet. Der Parc d'Artillerie war etwas vor der Brücke zu Leitmeritz um zum Einſchiffen nahe zu ſeyn. Das Quartier des General Feldt Marechals v. Keith war zu Lukowitz.

Der General Major v. Bülow blieb jenſeit der Elbe mit den beyden Regimentern Geiſt und Kleiſt ſtehen, und ſtieß noch zu demſelben unter

Digitized by Google

Commando des General Major v. Meyer das Dragoner Regiment von Bayreuth.

Es wurde desgleichen der General Major v. Asseburg mit 6 Bataillons nach dem Boscopol detachiret.

29. Juny. Wurde der General Major v. Grumbkow mit 4 Bataillons in das Gebirge zu marchiren beordret. Man bekahm die Nachricht, daß 3 Postilions mit ihren Fell-Eisen in der Feinde Hände gerathen wären.

Der Printz von Preußen und der General Lieutenant v. Schmettau wie auch der General Lieutenant v. Winterfeldt, 2 Bataillons vom Bülowschen Corps zur Bedeckung habend, ging nach der Armee des Prinzen von Dessau ab, um von demselben das Commando zu übernehmen, so vor seiner Persohn zu Seine Majestet dem Könige kommen sollte, tauschte, da sie sich rencontrirten, Escorte mit ihm.

Die Panduren nahmen 11 Schiffe, so von Dresden unterwegens weg. Die Commandanten der Escadrons des Draguner Regiments v. Normann, welches sich von der Cavallerie bey der letzten Bataille allein distinguiret, wurden zu Obrist-Lieutenants ernannt.

30. Juny. Brach um 2 Uhr Nachmittages das Grenad. Bataillon v. Kleist auf und marchirte nach Welmina. Es wurden annoch 2 Bataillons um die Passage der Elbe offen zu halten detachiret, und wurde auch angefangen die swehre Artillerie und Blessirte einzuschiffen.

1. July. Wurde von beyden Flügeln, der rechte nach Trebnitz und der lincke diesseits der Elbe gegen Zahortzahn und Pliskowitz unter Bedeckung von 2 Bataillons und 10 Escadrons fouragiret. Es gingen auch 23 Schiffe mit Artillerie und 3200 Blessirte und Krancke nach Dresden ab. Die höchstunangenehme Nachricht des Absterben Seiner Majestet der verwittweten Königin von Preußen lief ein, wovon das Königliche Haus in einer großen Betrübniß gesetzet ward.

2. July. Kahmen weder Seine Majestet der König noch die Königlichen Brüder zum Vorschein. Von die Armee des Printzen von Preußen lief die Nachricht ein, das selbe bey Jung-Buntzlau campirte; die feindtliche Armee aber sollte aus Mangel von Subsistance nach Kollin gezogen haben. Es wurde auch befohlen mit schwartzen Flohr Trauer anzulegen.

3. July. Gegen Abend wurde das Bataillon v. Kleist, so oben bey Welmina stunde, von etwa 5000 Mann Panduren und Husaren als auch regulirer Cavallerie nebst 6 Canonen angegriffen. Das Bataillon, weil es allenthalben umgeben, machte gleich ein Quarré, währete sich mit erstaunender Bravour und schoß so lange, als Ammunition vorhanden war, und erwartete hieauf mit gefälleten Bajonets ein trauriges Schicksahl, indem der Feind schon auf 20 Schritt nahe gekommen, aber nicht einbrechen dürfte, sondern immerweg schosse, als zum gröSten Glücke für ermeldetem

Digitized by Google

Bataillon, so schon starck geschmoltzen, der Major Zehler mit 100 Husaren von Ziethen es zu Hülffe kahm, worauf der Feind gleich Reisaus gegeben und von den Husaren nachgesetzet wurde, die keinen Pardon gaben. Man glaubet, daß der feindtliche Verlust ansehnlich gewesen, für gewiß aber nichts zu melden, weil sie ihre Blessirte und Todte mit fortgeschleppet. Der Verlust Preussischer Seits beläuft sich auf 300 Todte und Blessirte. Es lief die Nachricht ein, das der Feldt Marechal Braune an seinen Wunden gestorben wäre.

Seine Majestet detachirten noch in der Nacht den Flügel Adjutanten v. Stuttereihm mit das Draguner Regiment v. Meineke dem Bataillon zum Succurs.

4. July. Gingen wieder Schiffe mit Krancke und Blessirte ab. Es wurden auch die Brodt-Wagens nach Welmina abgeschicket um die Bleissirte vom Kleistschem Bataillon abzuhohlen und kahmen gegen Abend wieder zurück.

5. July. Kahm der Printz Mauritz mit seiner Escorte an. Die letzten Nachrichten zufolge stunde die Armee des Printzen von Preußen bey Neuschloß, wovon man deutlich den Retraite-Schuß der feindtlichen Armee hören konte. Die Pandouren nahmen 20 Pferde und Knechte weg, so zum souragiren auf ihre eigene Hand ausgeritten.

6. July. Es kahm die Kriegs Casse unter Bedeckung von 1 Bataillon aus Dresden mit 1680 Reconvalescirte zur Armee an. So traf auch der Obriste Lieutenant v. Stuttereihm wieder ein. Das Bataillon von Finck wurde beordert in Lowositz Posto zu fassen, weil solches hinter unserm rechten Flügel, und die Panduren sich stäts darinn aufgehalten und die Armee davon beunruhiget hatten.

7. July. Souragirte die Armee diesseits der Elbe bis Böhmisch Leipa. Zur Bedeckung waren von der Cavallerie 100 Pferde und von der Infanterie 2 Bataillons commandiret. Die feindtliche Panduren und Husaren attaquirten die Vorposten des General Majors v. Bülow, trieben dieselbe durch Zahorzahn, als unsere Feldtwache von Draguner ihnen zu Hülffe kahm und den Feind repoussirte. Gegen 7 Uhr kahmen sie in noch größerer Anzahl, fungen an, nocheinmahl unsere Vorposten zurück zu treiben und sich in dem Dorffe sowohl als in einem höhlen Wege zu postiren, allein der General Major v. Bülow ließ ein Par Infanterie-Feldtwachen mit ihren Canons anrücken und masquirte dieselbe hinter die Draguner Feldtwachten, so auch anrucken mussen. Wie sie nahe genug, schmuckten sie die Canonen rechts und links aus und vertrieben den Feind mit Verlust von 19 Todte. Des Nachmittages muste der Printz Heinrich mit 5 Bataillons über die Elbe und durch die Stadt nach dem General Major v. Bülow hinmarchiren, wo Seine Königliche Hoheiten das Commando übernahmen.

Digitized by Google

8. July. Mußte das Grenadier Bataillon von Billerbeck vorwärts in Zahorzahn einrücken, um dieses Dorff zu mainteniren. Es kahm die Nachricht, daß beyde feindtliche Armeen bey Lissau stunden. Gleichfalls vernahm mann, daß die Panduren ohnweit Dresden ein Vorpost von Huzaren attaquiret, daß erstere aber gezwungen wieder zurück zu weichen, da sie stäts von denen Huzaren sind verfolget worden bis an einem großen Walde. Wie die Huzaren nicht länger zu Pferde avanciren konnten, stiegen sie ab und verfolgeten die Flüchtigen mit den Sabel in der Faust. Es kahmen aus Dresden einige ledige Schiffe als auch der Oberst Lieutenant v. Treskow an.

9. July. Es lief Rapport ein, daß man ohngefehr 2 Stunden vom Printz Heinrichschem Corps den Feind anmarchiren kommen sahe. Des Nachmittages konnte man gar deutlich sehen, wie der Feind sich von uns 2 Stunds gelagert hatte. Es kahmen noch mehrere Schiffe an und wurde angefangen die Ammunition zur schwehren Artillerie als auch von der hiesigen Provision einzuschiffen.

10. July. Morgens um 3 Uhr marchirte der General Major v. Grabow mit denen Regimentern Forcade und Assebourg, Leibregiment Cuirassiers und Katt Dragoner nach dem Corps von Printz Heinrich, so daß dieses aus 13 Bataillons und 20 Escadrons bestunde. Morgens ritten Seine Majestet die Feinde, so sich gestern sehen gelassen, zu recognosciren, wobey man deutlich ihr Lager gewahr ward.

Im 3 Tage hatte man keine Nachricht von der Armee des Printzen von Preußen gehabt.

Des Nachmittages, als der Printz Heinrich bey Zahortzahn recognosciren ritte, begegnete er auf gantz kurtzer Distance 2 Österreichische Generals, so in selbiger Absicht ausgeritten. Im Vorbeypassiren begrüsten Sie einander.

Bey Nacht wurde das 1. Bataillon von Braunschweig nach Linay detachiret.

11. July. Fuhren viele Wagens mit Blessirte hievon ab. Des Vormittages kahm vom General Feldt Marechal v. Lehwald ein Officier mit wichtigen Depeschen an.

12. July. Bey Nacht entstand in der Vorstadt ein großer Lärmen, und hieße es das 2000 Panduren das Hauptqwartier attaquiren wollten. Es wurden alle Anstallten gemacht um Ihnen mit der sich hier befindtlichen wenigen Mannschafft wohl zu empfangen. Es wurde auch eine starke Patrouille Huzaren ausgeschicket, so aber nichts gewahr ward.

Um der gleichen Lärmen vorzukommen und verhüten wurde 1 Bataillon beordert sich beym Ausgange der Vorstadt zu lagern.

13. July. Des Morgens gantz frühe geschahen in der Gegend von Zahortzahn zwischen denen unsrigen und feindtlichen Husaren viele Schüsse.

Digitized by Google

Mann erfuhr, daß der Printz von Preußen mit seiner Armee bey Leipa und Daun bey Munchengratz stunde.

14. July. Gegen Mitternacht thaten die Panduren wieder nach Zahortzahn einige Schüsse. Es wurde annoch viele geladene Schiffe nach Dresden abgeschicket.

15. July. Von denen Panduren geschahen wieder viele Schüsse auf das Grenadier Bataillon von Billerbech, so bey Zahortzahn campirte. Noch Abends defilirte etwas der schwehren Bagage vom Printz Heinrichschem Corps durch Leitmeritz nach der andern Seite über.

16. July. Folgte der Rest der Bagage. Die Desertion nahm tagtäglich zu. Die Brücke über der Elbe wurde rein gemacht, damit nichts dem Übermarch der Printz Heinrischem Corps hinderlich seyn mochte. Unter der Hand aber wurden Anstallten gemacht, daß sobald wie ermeldetes Corps übermarchiret war, die Brücke an einigen Orthen konnte abgebrochen werden und in Brandt gestecket.

17. July. Wie Seine Majestet die Mittags-Mahlzeit einnehmen wollten und sich schon an die Taffel gesetzet hatten, entstand im Hausse ein großes Feuer, welches doch wegen der guten Anstallt bald gelöschet ward. Es wurde angefangen den Weg,so der Mühle werbey gehet, mit Pallisaden zu sperren, und damit man die Stadt Thorn, wenn durchmarchiret worden, in Geschwindigkeit verriegeln konnte, wurden desgleichen Anstallten gemacht.

18. July. Man bekahm die unangenehme Nachricht, das Geldern mit dem sich darin befindtlichen Bataillon in der Frantzosen Hände gerahten. Des Vormittages kahm vom Printz von Preußen ein Huzar in Bauer-Kleyder verkleidet an und überbrachte, daß die Österreicher Gabel mit der Besatzung und allem weggenommen hatten.

Des Nachmittages ging das Regiment von Mauritz nach Dresden ab.

19. July. Bey Nacht wurde der annoch auf dieser Seite seyende Rest von Mehl Tonnen nach der Seite von Keith gebracht.

Es wurde befohlen, daß die Back-Ofens so wohl auf dieser als der Keith'schen Seite sollten abgebrochen werden, desgleichen daß die Generals Personen um 5 Uhr Nachmittages in Haupt-Quartier sich einfinden sollten.

Des Nachmittages wurde das Tete de Pont demoliret.

20. July. Um 7 Uhr Morgens gingen Seine Majestet das 1. Bataillon Garde mit sich nehmend nach Lukowitz, wo das Quartier vom Feldt Marechal v. Keith war, und wo höchstdieselbe pernoctirten. Des Nachmittages um 3 Uhr fing der Train d'Artillerie an hievon zu gehen, nachdem die Bagage unter Bedeckung von 2 Bataillons und 6 Escadrons den Weg über Ausig nach Linay genommen. Aus Preußen kahm wieder ein Courier an. Desgleichen arrivierten aus Dresden eine große Anzahl

Digitized by Google

ledige Wagens, so bey Nacht zu Likowitz mit Mähl beladen; 400 Tonnen aber, so übrig waren, wurden in der Elbe geworffen.

21. July. Marchirte das Corps von Printz Heinrich gantz frühe über die Elbe, stieß zu der Armee von Keith, welch sich unterdessen im March gesetzet um Lager zu verändern, so daß der rechte Flügel an Sulowitz und der lincke an die Elbe stießen.

Das Haupt-Quartir war zu Sulowitz, und in Lowositz lagen 2 Bataillons.

22. July. Um 3 Uhr Morgens brach die Armee in 2 Colonnen Infanterie und eine Cavallerie auf. Seine Majestet führeten selbsten die erste, welche zur Arriere Garde 3 Bataillons unter Commando des General Major v. Rohr hatte.

So lange wie die Colonnen in der Plaine von Lowositz marchirten, blieben 2 Cavallerie Regimenter zurück in der Plaine halten. So bald wir uns aber in die Defilées begaben, devancirten beyde letztere Regimenter die Arriere Garde von Infanterie.

In der Gegend von Welmina geschahen auf dem Bataillon von Angenelli viele Schüsse von einigen Huzaren und Panduren, welche es ¼ Meil Weges cotoyirten. Wie sie sich aber zu sehr näherten, lies der Obriste Angenelli mit Cartetschen unter ihnen feuern, davon auch einige geblieben. — Der March dieser Colonne ging über Welmina nach Rusolke, die von Keith marchirte über den Boscopol. In der Plaine von Linay stieß die Colonne Cavallerie zur 1. von Infanterie und passirte durch Linay durch und stieß zu dem General Major v. Asseburg, welcher schon allda campirte.

Das Lager wurde in 2 Treffen aufgeschlagen und das Haupt-Quartir zu Linay genommen.

23. July. War Rasttag.

24. July. Brachen Seine Majestet mit einem Theil der Armee auf um gäntzlich aus Böhmen zu marchiren und nachdem sich mit dem Printzen von Preußen zu conjugiren und dem Verlauf nach eine 3. Bataille zu wagen. Weil aber denen Volontaires nicht erlaubet wurde bey dieser Gelegenheit gegenwärtig zu seyn, als höret hiebey mein Journal auf, da wir sämtlich die Armee verlassen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Die Schlacht bei Gettysburg
am 2. und 3. Juli 1863.

Von

K. v. Goßler,

General der Infanterie à la suite des Kaiser Franz Garde-Grenadierregiments Nr. 2.

Mit vier Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Lage der nordvirginischen Armee am 30. Juni.

Unstreitig ist General Lee als Mensch und Feldherr eine der bedeutendsten Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts. Bei Ausbruch des Sezessionskrieges hatte er sich als Virginier für die Partei der Südstaaten entschieden. „Der damalige Oberst Lee," schreibt Konstantin Sander, „wurde von seinen ehemaligen Vorgesetzten sowie vom Publikum im allgemeinen für den fähigsten und am meisten versprechenden unter den Offizieren gehalten. General Scott, der frühere Höchstkommandierende der Vereinigten Staaten-Armee, war enthusiastisch in seinen Ausdrücken der Bewunderung für den jungen Virginier und hat mehrfach die Absicht ausgesprochen, ihn als seinen Nachfolger zu empfehlen, wenn er zurücktreten oder zur »großen Armee« abberufen werden sollte. Es wurde von allen zugegeben, daß Lee ein Mensch von höchster Sittlichkeit des Charakters sei, und diesem Ruf hat er in seiner Laufbahn als General der südstaatlichen Armee vollständig entsprochen. Er hat sich einen Feldherrnruhm erworben, der ihm für alle Zeiten einen Platz unter den besten Namen sichert. Die wahrhaft väterliche Sorge, welche er für seine Soldaten bewies; das schöne Streben, die Leiden des Krieges nach Kräften zu mildern; sein echt christlicher Sinn und seine beinahe kindliche Frömmigkeit, welche er bei jeder Gelegenheit betätigte, lassen ihn auch als Menschen so erhaben und edel erscheinen, wie die Besten aller Zeiten." Der preußische Major Scheibert, welcher Lee in dem Bürgerkriege sah, schildert ihn: „Eine große stattliche Erscheinung, eine echt militärische Gestalt! Sein durch den Krieg gebleichtes Haar umrahmte ein edles, kraftvolles Gesicht, aus welchem ein Paar schöne, fast schwarze Augen offen herausblickten. Sein ganzes Auftreten war ruhig, wie er überhaupt wenig sprach. Nie sich auf Einzelheiten einlassend, kaltblütig und im Gleichgewicht bleibend, ruhte immer derselbe Zug wohlwollender Würde auf seinem Antlitz .... Schon die Nähe des Generals Lee, welcher alles veredelte, was er in seinen Gesichtskreis zog, entschädigte für alle Strapazen, und ein Verkehr mit

Digitized by Google

ihm hob jeden über die Alltäglichkeit empor." Im Luxus aufgewachsen, lebte er im Felde nur in einem Zelte, er war für seine Person in seinen Bedürfnissen höchst einfach. Sein Stab, die Armee vergötterten ihn. Cooke, der viel um ihn war, schreibt: „Die Truppe beurteilt ihre Führer mit instinktartigem Scharfsinn und mit erstaunlicher Richtigkeit. Sie bildet sich ihre Meinung selbständig nach den Haupteigenschaften jener, und Lee hatte mit seinen militärischen Eigenschaften den Untergebenen Bewunderung abgenötigt. Von dieser Empfindung zur persönlichen Hinneigung ist nur ein Schritt. Die freundliche, dabei ernste Haltung, das einfache, der Eitelkeit fremde Wesen machte Lee beliebt. Während des ganzen Feldzuges hat Lee nicht ein hartes Wort gesagt; sein Benehmen gegen Offiziere und Mannschaften war gütig, ohne nach Popularität zu haschen; er war immer vorne, ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr. Der gemeine Mann schaute mit Stolz und immer wachsender Hingebung zu ihm auf, zu ihm, dem in gerader Haltung so kriegerisch aussehenden Mann, in dem einfachen Feldanzuge mit den kaum sichtbaren Rangabzeichen, welcher auf dem Marsche und im Gefecht den gleichen Ausdruck ernster Würde und Ruhe bewahrte. Wie Lee das Kommando bei Richmond übernahm, kam ihm die Truppe mit Vertrauen entgegen; jetzt liebte sie ihn, und wenn er in die Biwaks ritt, liefen die Mannschaften heran und sagten von ihm zueinander: Seht, dort reitet unser Mister Robert oder der alte Onkel Robert, und laute Cheers erschallten bei seinem Vorbeireiten." Der Prinz von Ligne hat in seinen „Militärischen Urteilen und Phantasien" recht: „In den Biwaks am Abend nach der Schlacht, auf den Feldwachen und Piketten, auf den Märschen kann man hören, was jeder wert ist."

Weit über das eigene Feldlager ging Lees Einfluß hinaus. „Das ganze Volk der Südstaaten fühlte in allen Ständen, daß seine Sache durch die Person und den Charakter des Führers der bedeutendsten Armee würdig vertreten war. Während andere in ihren privaten oder öffentlichen Äußerungen dem Norden gegenüber heftig und verbittert waren, blieb Lee ruhig, gemäßigt und in würdevollem Schweigen jeder Aufreizung gegenüber. Ohne Ruhmredigkeit, Übertreibung und Aufgeblasenheit blieb Lee in seinen inhaltsreichen Gesprächen bescheiden und sachlich. Seine Berichte waren einfach, kurz und klar. Bei alledem war Lee nicht, wie es manchem schien, kalt und unempfindlich .... Kein Mensch fühlte tiefer und wärmer und empfand größeren Schmerz über das Eindringen des Feindes in den Süden als er. Das Volk hatte volles Vertrauen zu ihm, schätzte ihn als einen der größten Krieger aller Zeiten und bewahrte ihm seine Ergebenheit bis ans Ende."

Dies war der Feldherr, welcher, weit ab vom Heimatlande Virginien, in Feindesland, infolge einer in Chambersburg in der Nacht vom 28. zum

Digitized by Google

29. Juni erhaltenen Meldung, die entfaltete Armee nach der rechten Flanke, nach Gettysburg zusammenziehen wollte. (Vgl. Skizze 1. Als Übersichtskarte ist eine Atlaskarte der Vereinigten Staaten genügend.)

Skizze 1.
Lage am 30. Juni abends.

Lee.
Nordvirginische Armee
1. Korps: Longstreet.
2. " Ewell.
3. " A. P. Hill.
7 Kav. Brigaden.

Meade.
Potomac-Armee
1. Korps: Reynolds.
2. " Hancock. 3. Korps: Sickles.
5. " Williams (Stellvertr.).
6. " Sedgwick. 11. Korps: Howard.
12. " Slocum.
3 Kav. Divisionen. Ref. Art. der Armee.

Es handelte sich um die Entscheidung des Krieges. Vicksburg am Mississippi war in Gefahr, in die Hände der Nordtruppen zu fallen. Nur

Digitized by Google

Lee war in der Lage, mit seinem erprobten Heere einen Umschwung herbeizuführen, indem er in Pennsylvanien das Hauptheer des Nordens schlug und Washington einnahm.

Er hatte vor vier Wochen die Gegend südlich Fredericksburg am Rappahannock verlassen und, dauernd von der feindlichen Armee mit einem Angriff bedroht, mit kühnem Flankenmarsch durch das Shennandoah-Tal gehend, den Potomac überschritten und am 28. Juni mit den Hauptkräften Chambersburg erreicht. Er wollte, in der festen Erwartung, daß sein bewährter Reiterführer Stuart ihm rechtzeitig das Nahen des Feindes melden würde, mit der weit auseinandergezogenen Armee Pennsylvaniens Hilfsmittel, vor allem die großen Städte, ausnutzen und den schon geschwächten Südstaaaten einen Teil der Kriegskosten ersparen. Im Falle des Heranmarsches des Feindes hatte er die Absicht, sein Heer rasch nach der bedrohten Richtung zu versammeln und in einer Verteidigungsschlacht die Entscheidung zu suchen. Dieser Entschluß war insofern sehr kühn, als er nach Aufgabe der Verbindungen mit Virginien und dem Shennandoah-Tal voraussichtlich die Schlacht mit verwandter Front schlagen mußte. In seinen Entschlüssen war Lee ganz ungebunden; der Präsident Jefferson Davis in Richmond ließ ihm freie Hand.

Die Ausgabe des Befehls zur Vereinigung der Armee beruhte auf dem rechtzeitigen Eingang der Meldungen Stuarts, aber damit sah es ohne Wissen Lees schlecht aus. Von den sieben Kavalleriebrigaden waren zwei südlich des Potomac geblieben, um das feindliche Heer zu beobachten; sie meldeten nichts; eine Brigade hatte die Gegend westlich Chambersburg unter Aufsicht, wo vom Feinde wenig zu spüren war; eine vierte Brigade ging nordöstlich gegen Harrisburg vor; in der rechten Flanke der Armee war Stuart mit drei Brigaden geblieben, mit dem Befehl, den Feind zu beobachten und sofort zu melden, wenn dieser den Potomac von Süden nach Norden, von dem rechten nach dem linken Ufer, überschritt.

Stuart war in der letzten Zeit nicht besonders vom Glück begünstigt gewesen. Drei Wochen vorher war er von feindlicher Kavallerie überfallen worden, hatte seine Dienstpapiere im Stich lassen müssen und hatte sich nur mit Hilfe einer Infanteriedivision des Anfalls erwehren können. Die Deckung des Flankenmarsches Lees durch das Shennandoah-Tal war ihm einigermaßen gelungen, aber er hatte doch einige nicht ganz glückliche Gefechte gehabt. Die Zeitungen der Südstaaten begannen ihm Vorwürfe zu machen. Er wollte durch eine glänzende Unternehmung seinen alten Ruf wiederherstellen; er hoffte mit der Deckung der rechten Flanke des nordvirginischen Heeres und der Beobachtung der feindlichen Potomac-Armee einen Raid verbinden zu können. Er erhielt von Lee leider die Erlaubnis, im Rücken der feindlichen Armee dicht westlich Washington den Potomac zu überschreiten, unter der Bedingung, sich dann sofort wieder

Digitized by Google

der nördlich des Flusses auf Chambersburg vormarschierenden Armee Lees anzuschließen. Dieser Anschluß mißlang. Als Stuart mit drei Brigaden westlich Washington über den Potomac ging, zog auch die feindliche Potomac-Armee über den Fluß, zwischen ihm und Lee. Sechs Tage lang konnte er keine Meldungen an Lee bringen und wurde gegen seinen Willen, immer mehr nach Norden, nach York zu abgedrängt. Lee glaubte, da er keine Meldungen erhielt, es sei alles in Ordnung, die feindliche Armee befände sich noch südlich des Potomac, als er in der Nacht vom 28. zum 29. Juni in Chambersburg durch einen Späher (Scout) die Meldung erhielt, der Anführer des feindlichen Heeres, Hooker, habe nordwärts den Potomac überschritten und mit dem Anfange die South Mountains erreicht. (Vgl. Skizze 1.)

Glücklicherweise hatte Lee das 1. und das 3. Korps noch dicht beisammen, das 1. Korps lagerte um Chambersburg, das 3. östlich davon bei Fayetteville; nur das 2. war entfernt und ganz auseinander, eine Division in York, zwei Divisionen mit der Kavalleriebrigade Jenkins dicht vor Harrisburg, drei und zwei Märsche von Chambersburg entfernt. Es war keine Frage, daß die nordvirginische Armee schleunigst zusammengezogen werden mußte; es fragte sich, in welcher Gegend.

Lee hielt die Meldung des Spähers, daß der Feind auf die South Mountains marschiere, für richtig; er glaubte, dieser würde sie durchschreiten und die Stadt Hagerstown, westlich der Berge, als Zielpunkt nehmen. Er hielt es für das beste, hiergegen die Verbindungen der feindlichen Armee mit dem reichen Baltimore und Washington zu bedrohen, da er wußte, daß man im Norden dafür sehr empfindlich war. Er entschloß sich, seine eigenen Verbindungen fürs erste vollständig aufzugeben und, wie er dem Präsidenten schrieb, die Armee östlich der Berge bei Gettysburg zu vereinigen. Er glaubte hierzu reichlich Zeit zu haben, da die Armee des Feindes nach seiner Ansicht einen großen Umweg machen mußte. Hierin irrte er sich; aus Mangel an Kavallerie erfuhr er nicht, daß die feindliche Potomac-Armee nicht nach Hagerstown, sondern mit dem linken Flügel unmittelbar auf Gettysburg marschierte. Dies war der Grund, daß Lee bei letzterer Stadt zu spät eintraf. In seiner Ansicht, Zeit zu haben, ließ sich Lee auch nicht dadurch stören, daß A. P. Hill vom 3. Korps ihm am 30. Juni nachmittags meldete, daß starke feindliche Kavallerie mit etwas Infanterie sich bei Gettysburg befände. Lee hoffte immer noch, zur Zeit zu kommen.

Die Befehle Lees, die nicht mehr erhalten sind, können nicht ganz klar gewesen sein. Ewell vom 2. Korps, der Carlisle mit zwei Divisionen erreicht hatte, erhielt den Befehl sehr früh, schon am 29. morgens. Der Befehl lautete: nach Cashtown, westlich Gettysburg, zu marschieren. Ewell faßte diesen Befehl falsch auf; mit einer Division marschierte er allerdings

Digitized by Google

dorthin; der Division Early bei York ließ er befehlen, den Rückmarsch so einzurichten, daß sie sich mit ihm auf der Westseite der South Mountains vereinigen könne. Der Division Johnson gab Ewell den unglücklichen Befehl, von Carlisle mit den Trains westlich der Berge über Greenville zu marschieren. Die Bewegung wurde dadurch noch einigermaßen eingerenkt, daß Ewell in Heidlersburg mit Early zusammentraf und den Befehl Lees vorfand, nach Gettysburg zu marschieren, so daß das 2. Korps nun wenigstens mit zwei Divisionen in die richtige Marschrichtung kam. Dem Irrtum, daß die Division Johnson weit ab hinter den Bergen marschierte, war nicht mehr abzuhelfen. Wahrscheinlich war ihre Straße die beste für die Trains. Aber ihr Marsch brachte den Nachteil, daß die einzige große, von Chambersburg nach Gettysburg führende Straße noch mehr belastet wurde.

Auch A. P. Hill mit seinem 3. Korps erhielt nicht die Anweisung, schleunigst Gettysburg zu erreichen, sondern das Korps wurde einfach im Marsch in Richtung Fayetteville—Gettysburg belassen, wozu es schon vor Umänderung der ganzen Lage, um York zu besetzen, den Auftrag bekommen hatte. Hill ließ sich Zeit, machte mit der vordersten Division in Cashtown einen Ruhetag und ließ am 30. Juni Gettysburg nicht einmal besetzen, als ihm dort die Anwesenheit feindlicher Kavallerie und schwacher Infanterie gemeldet worden war. Sein gemächliches Marschieren war um so schlimmer, als er dadurch auch die Division Johnson vom 2. Korps aufhielt, welche von Greenville aus hinter ihm hermarschierte und dadurch wieder das 1. Korps aufhielt. Dieses kam infolgedessen am 30. Juni überhaupt nicht mehr vorwärts und traf erst am folgenden Tage, am 1. Juli, spät abends 10 km westlich Gettysburg im Biwak ein, und zwar nur mit zwei Divisionen; eine, Pickett, war zur Deckung des Armeetrains bei Chambersburg geblieben.

Lee hielt sich am 30. Juni in dieser Stadt noch auf. Wenn er eine Ahnung gehabt hätte, daß ein Teil des Feindes sich schon so nahe bei Gettysburg befand, hätte er den Heranmarsch mit allen Mitteln beschleunigt. So wie die Lage war, konnte er für eine Besetzung dieser Stadt am 1. Juli nur auf fünf Infanteriedivisionen und eine Kavalleriebrigade rechnen. Drei Infanteriedivisionen verblieben im Anmarsch, eine Division war beim Armeetrain zurückgelassen und sechs Kavalleriebrigaden schwärmten, ohne Meldungen zu bringen, im Lande umher, zwei südlich des Potomac, drei unter Stuart südwestlich York und eine westlich Chambersburg. Lee schrieb später an den Präsidenten, da er von der Kavallerie keine Meldung bekommen hätte, habe er geglaubt, Zeit zur Versammlung zu haben; auch habe er die Truppen bei dem schlechten Wetter durch große Märsche nicht anstrengen wollen.

Der Erfolg dieser Maßnahmen war, daß Lee am 1. Juli höchstens

Digitized by Google

über die Hälfte der Armee bei Gettysburg verfügen konnte und am 2. auch noch auf einen erheblichen Teil verzichten mußte. Es war ihm nicht gelungen, die nordvirginische Armee — ungefähr 80 000 Mann, darunter 9500 Kavalleristen, mit 250 bis 260 Geschützen — rechtzeitig zusammenschließen zu lassen.

Die Potomac-Armee unter Hooker und unter Meade.

In der Nacht vom 27. zum 28. Juni empfing Major-General Meade, der als Kommandierender des 5. Korps der nordstaatlichen Potomac-Armee in der Nähe von Frederik (50 km südlich Gettysburg) lag, folgendes, im Auszuge wiedergegebene Schreiben:

„Washington, 27. Juni 1863.

Sie empfangen hiermit den Befehl des Präsidenten, das Kommando über die Potomac-Armee zu übernehmen .... Sie werden von hier, aus dem Großen Hauptquartier, nicht durch die geringsten Anweisungen behindert werden. Sie haben für Ihre Armee volle Freiheit des Handelns. Indessen wollen Sie dabei in Erwägung ziehen, daß die Potomac-Armee sowohl Washington zu schützen, als auch gegen die in Pennsylvanien eingedrungenen Rebellen zu operieren hat. Sie haben daher so zu manövrieren und zu fechten, daß Sie sowohl die Hauptstadt, als auch Baltimore decken, soweit es die Umstände zulassen. Sollte General Lee auf einen dieser Plätze losgehen, so müssen Sie ihm zuvorkommen oder so zeitig eintreffen, daß Sie ihm die Schlacht anbieten .... Alles in allem, Herr General, Sie sind mit aller Machtvollkommenheit ausgerüstet, welche der Präsident, der Sekretär des Krieges und der Oberkommandierende aller Armeen, verleihen kann.

Halleck,
Oberkommandierender."

Warum der bisherige Führer der Potomac-Armee, Major-General Hooker, gerade in einer höchst kritischen Lage plötzlich seine Entlassung nahm, und ein bisheriger Untergebener an seine Stelle gesetzt wurde, das dürfte ein kurzer Blick auf die bisherigen Vorgänge in der Potomac-Armee erklären.

Sie war gebildet, um die nordvirginische Armee zu schlagen, Richmond einzunehmen und damit den Krieg zu beenden. Diese Absicht war mißlungen. Der Vorgänger von Hooker, Burnside, hatte durch sein sinnloses Draufgehen bei Fredericksburg, am Rappahannock in Virginien, im Dezember des vorhergehenden Jahres den moralischen Wert der Armee erschüttert; trotz größter Tapferkeit und größter Verluste wurde der Angriff abgeschlagen. „Die Glocke war gesprungen, sie gab keinen Ton mehr," schrieb ein höherer Offizier über den Geist der Armee; auch Hooker hatte

Digitized by Google

die Zuversicht der Soldaten nicht heben können. Die Führung in der Schlacht von Chancellorsville, Anfang Mai 1863, der übereilte Rückzug, das persönliche Benehmen Hookers erregten lauten Tadel. Die Regierung in Washington beließ ihn an der Spitze der Truppen in Virginien, weil sie ihres Wissens keinen Besseren besaß. Hooker hatte sich bis zur Übernahme seines Kommandos weniger durch Taten, als durch eine höchst abfällige Kritik der Maßnahmen anderer ausgezeichnet. Er hatte sich für die Wahl eines Diktators so laut ausgesprochen, daß der Präsident Lincoln hiervon Notiz nahm. Letzterer schrieb ihm, er könne sich, solange er Präsident sei, nicht für eine Diktatur erwärmen, gäbe ihm jedoch als Kommandierendem Vollmacht und erwarte von ihm, bei seiner großen Kenntnis der Fehler anderer, endlich den so ersehnten, entscheidenden Sieg. Am 2. und 3. Mai wurde Hooker von Lee bei Chancellorsville geschlagen. Vor Beginn der Schlacht fand Hooker die Lage höchst günstig, er äußerte: „Die Armee der Rebellen ist jetzt sicher in unseren Händen; sie mag jetzt aufpacken und nach Richmond gehen; ich werde hinter ihr her sein." Er beglückwünschte in einem Tagesbefehl die Truppen: „Der Feind muß entweder unrühmlich fliehen, oder aus seinen Befestigungen herauskommen und hier auf dem von mir gewählten Schlachtfelde fechten, wo er seiner Vernichtung gewiß ist." Aber die Meldung, daß Lee heranmarschiere, störte Hooker derartig in seinem Gleichgewicht, daß er die Geistesgegenwart verlor und seine Truppen von weit unterlegenen Kräften im Walde zusammendrängen und schlagen ließ. Er zeigte sich völlig apathisch, gab keine Befehle; eine Granate bewarf ihn am zweiten Schlachttage von einem Gebäude derartig mit Schutt, daß er das Kommando abgeben mußte. Er pries sich glücklich, die Armee wieder über den Rappahannock gebracht zu haben, und führte sie in die Biwaks nördlich Frederiksburg zurück. — Nicht allein durch Verluste war die Potomac-Armee geschwächt worden, ihre Zahl an Mannschaften verringerte sich auch dadurch, daß die für Geld engagierten Soldaten nach Ablauf ihrer Verpflichtung die Reihen verließen. Nur allmählich wurde die Armee wieder vollzählig; die Artillerie wurde verbessert; die Kavallerie hatte unter ihrem begabten Führer Pleasanton an Festigkeit gewonnen. Anfang Juni 1863 hatte die Potomac-Armee nach dem Rapport 99 735 Streitbare, darunter 9626 Kavalleristen, mit 410 Geschützen.

Mit dieser Zahl hätte sich den schwächeren Südtruppen gegenüber schon etwas anfangen lassen, aber die Zuversicht fehlte bei den leitenden Stellen; der Name Lees als Gegner lähmte die Entschlußkraft. Der Sekretär des Krieges, Stanton, der Oberkommandierende sämtlicher Armeen, Halleck, der Präsident Lincoln in Washington hatten den Glauben daran verloren, Lee besiegen und Richmond nehmen zu können. Der Erfolg sollte auf einem anderen Kriegsschauplatze langsam reifen, im

Digitized by Google

Mississippi-Tal bei Vicksburg und in Tennessee. In Virginien sollte sich Hooker still und ruhig halten, nur wenn nötig, sich regen.

Es galt, Niederlagen zu vermeiden, damit die Gegner Lincolns, die Demokraten, nicht ihr Haupt erhöben und den Frieden mit dem Süden durchsetzten, unter Trennung der Nord- und Südstaaten und darauf folgender Schließung eines Bündnisses. Hooker erhielt von Halleck den Auftrag, „stets die Sicherung von Harpers Ferry, am Potomac, und von Washington im Auge zu behalten, entweder unmittelbar oder durch Operationen, welche den Feind bedrohen, wenn er gegen diese Orte vorgeht". Von einem Angriff gegen Lees Armee, in Stellung südlich Fredericksburg, war nicht mehr die Rede.

Aber Lee war nicht gewillt, stehen zu bleiben. Frontal angreifen wollte er nicht; die Potomac-Armee stand gut gedeckt hinter einem Fluß. Aber er wollte sie aus Virginien heraus haben und nördlich in Maryland und Pennsylvanien auf Kosten der Nordstaaten leben. Daher begann er Anfang Juni seinen schon erwähnten Flankenmarsch durch das Shennandoah-Tal.

Zu der Zeit war Hooker gut mit Meldungen versehen. Am 4. Juni telegraphierte er an Stanton, der Feind südlich Fredericksburg setze sich in Bewegung; allerdings fügte er in einer zweiten Depesche an Halleck hinzu, man könne noch nicht erkennen, was der Feind vorhabe. Tags darauf versuchte Hooker, sich beim Präsidenten Rat zu holen, entweder wolle Lee auf den oberen Potomac zu marschieren oder seine Armee zwischen ihn und Washington schieben; er möchte wissen, was er tun solle, er wäre der Meinung, die Nachhut des Feindes bei Fredericksburg anzugreifen. Lincoln antwortete sachgemäß, er hätte die Anfrage an Halleck abgegeben, und fügte in seiner drastischen Weise hinzu: „Sie werden die Nachhut des Feindes in starken Verschanzungen finden, ihn nicht hinauswerfen können, und dann wird die Hauptmasse des Feindes Ihnen in den Rücken kommen; mit einem Wort, ich würde es nicht wagen, mit Heeresteilen über den Fluß zu setzen, gleichwie ein Ochse, welcher beim Springen über einen Zaun hängen geblieben ist und von vorn und von rückwärts von Hunden angefallen wird, ohne sich wehren zu können." An demselben Tage schrieb Halleck: „Wenn Lee sich nach dem Potomac zu bewegt, scheinen Sie mir in der vorteilhaften Lage zu sein, die Marschkolonnen der feindlichen Armee zu durchstoßen und ihre getrennten Teile zu schlagen." Da der Präsident von dem einen Vorschlage abriet, und der andere Vorschlag Hooker zu kühn war, tat dieser nichts und wartete ab, was der Feind weiter vornehmen würde. Einige Tage später war durch gewaltsame Erkundungen festgestellt, daß die nordvirginische Armee tatsächlich nach dem oberen Potomac marschiere. Hooker kam nun auf den absonderlichen Plan, die feindliche Armee ruhig marschieren zu lassen und

Digitized by Google

dafür die Hauptstadt der Südstaaten, Richmond, zu nehmen. Lincoln, dem dieses Vorhaben gemeldet wurde, telegraphierte umgehend zurück: „Ihre lange Depesche habe ich soeben erhalten. Was mich betrifft, so würde ich nicht auf das Südufer des Rappahannock gehen, wenn Lee nach Norden marschiert. Richmond können Sie nicht in 20 Tagen nehmen, unterdessen sind Ihre Verbindungen und Ihre Armee ruiniert. Meiner Meinung nach ist nicht Richmond, sondern Lees Armee Ihr Ziel. Geht diese nach dem oberen Potomac, fallen Sie ihr in die Flanke .... Greifen Sie an, wenn sich die Gelegenheit bietet; wo Lee auch stehen bleibt, fressen Sie ihn, fressen Sie ihn." Es ist schwerlich etwas Verständigeres zu sagen. Halleck schloß sich dieser Ansicht an, aber Hooker war zu keinem Entschluß zu bringen; es war, als ob er jede Begegnung mit Lee ängstlich vermeiden wollte. Endlich, am 13. Juni, entschloß sich Hooker, von Fredericksburg aufzubrechen, aber nicht gegen Lee, sondern nach Washington zu hinzumarschieren, da ihm die Deckung der Hauptstadt besonders ans Herz gelegt sei. Dies war jedoch nur ein Vorwand, da Hooker längst die Anweisung erhalten hatte, die feindliche Armee anzugreifen. Als Lincoln die Absicht Hookers erfuhr, schrieb er an den Führer der Potomac-Armee die klassischen Worte: „Washington, 14. Juni 1863. Soweit ich hier klar sehe, hat der Feind Winchester (im Shennandoah-Tal) und Martinsburg (am oberen Potomac) eingeschlossen. Wenn die Städte sich ein paar Tage halten könnten, würden Sie ihnen helfen können? Wenn der Kopf von Lees Armee bei Martinsburg sich befindet, und der Schwanz südwestlich Fredericksburg, so muß das Tier doch irgendwo dünn sein. Können Sie ihm nicht das Kreuz brechen?" Der Präsident hatte mit seinem gesunden Menschenverstande gewiß recht. Es half nichts. Hooker blieb bei seiner Idee, nach dem unteren Potomac die Armee zu führen. Wäre er am 14. Juni, statt nach Norden, nach Westen aufgebrochen, so wäre er auf das vereinzelte 1. Korps der nordvirginischen Armee, Longstreet, gestoßen und hätte es voraussichtlich vernichtet.

Lincoln hatte das ewige Anfragen Hookers satt und schrieb ihm, er solle sich nur noch an Halleck wenden. Dieser hatte die Hoffnung aufgegeben, den Führer der Potomac-Armee zum energischen Handeln zu veranlassen; er beauftragte ihn nunmehr damit, unter allen Umständen Harpers Ferry, einen wichtigen Übergangspunkt am mittleren Potomac, zu schützen. Hooker wollte sich sogleich dorthin bewegen, aber Halleck schrieb ihm gereizt: „Ich habe Ihnen keine Anweisung gegeben, auf Harpers Ferry zu marschieren. Ich habe Ihnen nur befohlen, starke Kräfte nach Leesburg zu senden, um Longstreet in Schach zu halten und festzustellen, wie stark der Feind ist; und erst dann nach Harpers Ferry zu marschieren, wenn die Umstände es erfordern. Mit Ihren Hauptkräften haben Sie in einer Aufstellung zu verbleiben, welche eine Bewegung auf Harpers

Digitized by Google

Ferry erleichtert, außerdem haben Sie Ihre Kavallerie vorzutreiben, um endlich etwas Bestimmtes über den Feind zu erfahren. Sie haben das Kommando über die Armee und haben die erforderlichen besonderen Befehle zu erlassen. Ich werde nur die zu erreichenden Ziele angeben. Wir haben keine sichere Meldung, daß eine starke feindliche Kolonne Harpers Ferry bedroht, und wir können diese Meldung auch nicht haben, solange Sie nicht Fühlung mit dem Feinde nehmen und feststellen, wo er ist."

Der Konflikt spitzte sich dann immer mehr zu. Am 24. Juni hatte Hooker erfahren, daß die nordvirginische Armee den Potomac überschritten habe, er verlangte die Unterstellung der Milizen Pennsylvaniens und, da ihm dies nicht gewährt wurde, schrieb er an Halleck: „Was die Lage außerhalb des nächsten Bereichs der Potomac-Armee betrifft, so weiß ich nicht, ob ich auf meinem Kopf oder auf meinen Füßen stehe." Sein Hauptquartier war dicht bei Washington; Hooker wurde dorthin berufen und ihm befohlen, den Fluß sofort nordwärts zu überschreiten. Dies geschah zwischen dem 25. und 27. Juni. Der Führer der Potomac-Armee sah jetzt den Augenblick gekommen, in dem er sich mit Lee messen mußte. Es fiel ihm ein, daß seine erheblich stärkere Armee zu schwach sei; er verlangte eine Verstärkung durch die Besatzung von Harpers Ferry. Dies schlug ihm Halleck ab. Diesen Umstand benutzte Hooker, um dicht vor der Entscheidung, von Frederik aus, nördlich des Potomac gelegen, am 27. Juni sein Abschiedsgesuch einzureichen. Es lautet: „Meine mir gewordenen Anweisungen verlangen ausdrücklich, Harpers Ferry und Washington zu decken. Mir gegenüber befindet sich der Feind, viel stärker als ich. Ich gebe Ihnen mit aller Ehrerbietung, aber mit Bestimmtheit zu verstehen, daß ich nicht fähig bin, mit den mir zu Gebote stehenden Mitteln meinen Auftrag auszuführen, und bitte um meine Ablösung."

Da Hooker, ohne dazu ermächtigt zu sein, sofort die Armee verließ, wurde er in Arrest gesetzt, was nicht ausschloß, daß ihm im Januar des folgenden Jahres der Kongreß für seine Operationen eine öffentliche Danksagung zukommen ließ.

Die Stimmung der Bevölkerung in Pennsylvanien war sehr erregt. Das Auftreten der südstaatlichen Korps am oberen Potomac rief die größte Bestürzung hervor. Die Regierung zog in Maryland, Pennsylvanien, Ohio, Westvirginien die Miliz zusammen. In den großen Städten Baltimore, Philadelphia, Pittsburg trat eine Panik ein, namentlich als Stuart seinen Raid durch Pennsylvanien unternahm. Alles rief nach General Mc. Clellan, er solle wieder den Oberbefehl übernehmen, da er ein Jahr vorher den Norden gerettet hätte. Aber Lincoln blieb taub gegen diese Bitten; Mc. Clellan war politisch zu gefährlich, denn er hätte einem Frieden zugestimmt, den Lincolns Regierung niemals gutheißen konnte.

Digitized by Google

In dieser verwickelten und kritischen Lage übernahm Meade den Oberbefehl über die Potomac-Armee. Er war über seine Ernennung höchst erstaunt; er war zwar einer der ältesten Generale, aber einige dem Dienstalter nach ältere Generale mußten sich ihm unterordnen. Das war für seine Ernennung kein Hindernis, denn der Kongreß hatte ausdrücklich beschlossen, die Wahl des Feldherrn sollte, ohne Rücksicht auf das Dienstalter, nur nach der Befähigung vor sich gehen. Auf Meade hatte man indessen in der Armee nicht gerechnet; viel eher hielt man General Reynolds vom 1. Korps zu dieser Stelle berufen.

Ganz klar war der Meade gewordene Auftrag nicht. Die verteidigungsweise Deckung der großen Städte, wie Washington und Baltimore, spukte noch immer in den Köpfen des Großen Hauptquartiers, statt Meade einfach zu befehlen, Lee aufzusuchen und zu schlagen.

Der neue Oberbefehlshaber begab sich sofort nach dem nahe gelegenen Frederik und ließ sich vom Generalstabschef Butterfield die Lage der Armee erklären. Diese war an und für sich gut, Hooker hatte die sieben Korps und die drei Kavalleriedivisionen zusammengehalten; sie standen bei und westlich Frederik; südlich des Potomac war nichts geblieben. Vom Feinde war bekannt, daß er vom 20. Juni ab den Potomac weit westlich Harpers Ferry in nördlicher Richtung überschritten hatte, und seine Vortruppen bis York und Carlisle vorgedrungen waren. Meade nahm richtigerweise die Hauptkräfte des Feindes bei Chambersburg an. Es ist zu erwähnen, daß sich Meade durch den Raid Stuarts, der in der Nacht vom 27. zum 28. Juni zwischen Frederik und Washington begann, nicht im geringsten stören ließ; er schickte zwei Kavalleriedivisionen hinterher; auf die Operationen hatte Stuarts Raid keinen Einfluß.

Was die Stärke der Potomac-Armee betrifft, so berechnete sie der Graf von Paris in seinem Buche auf 82 000 Mann mit 300 Geschützen und auf 11 000 Kavalleristen mit 27 Geschützen. Die Armee war mindestens so stark, denn zu ihr trat noch eine Besatzungsbrigade aus Washington. Meade selbst sagte am 2. Juli früh zu General Schurz: „Im Laufe des Tages hoffe ich etwa 95 000 Mann zur Verfügung zu haben; die sind, denke ich, für diese Sache genügend."

Am 28. Juni, 7° früh, antwortete Meade aus Frederik an Halleck: „Als Soldat gehorche ich; ich werde mein Bestes tun. Ganz unerwartet in diese Stellung gekommen und vollständig unbekannt mit dem genauen Zustande der Truppen und der Aufstellung des Feindes, kann ich jetzt nur sagen, es scheint mir, ich muß nach dem Susquehanna zu gehen, unter Berücksichtigung der Deckung von Washington und Baltimore. Treffe ich den Feind beim Überschreiten des Flusses, oder schlägt er die Richtung auf Baltimore ein, dann werde ich mich mit ihm messen." Das klingt schon viel bestimmter, als die erhaltene Anweisung besagt; Halleck war

Digitized by Google

mit dieser Auffassung einverstanden. Im Laufe des 28. Juni hatte Meade das Glück, daß eine höchst wertvolle Meldung eintraf. Ein Schmied in Hagerstown, südlich Chambersburg, kam als freiwilliger Aufklärer an und teilte folgendes mit: Ewell, Kommandierender des feindlichen 2. Korps, sei am 20. Juni in Hagerstown gewesen, nach zwei Tagen sei er mit der Division Rodes nach Greencastle abmarschiert (vgl. Skizze 1), und es hätten seitdem fortgesetzt Durchzüge stattgefunden; am 27. hätten Lee und Longstreet (1. Korps) in der Stadt im Quartier gelegen; Hill (3. Korps) wäre am 26. durchgekommen; die durchmarschierende feindliche Armee würde auf 80 000 Mann geschätzt, dabei 275 Geschütze und nur 2000 Reiter. Eine Meldung, wie sie besser gar nicht sein konnte! Meade ersah daraus, daß die Annahme, die Hauptkräfte des Feindes seien nach Chambersburg marschiert, richtig war; südlich des Potomac befanden sich, wie Halleck ergänzend telegraphierte, nur einige Tausend feindlicher Reiter.

Meade war in der angenehmen Lage, seine drei Kavalleriedivisionen dicht bei Frederik in erreichbarer Nähe zu haben; er schickte die Division Kilpatrick und die Division Gregg hinter Stuart her, die Division Buford sollte über Gettysburg auf Chambersburg aufklären.

Auch nach dem Eingang der persönlichen Meldung des Schmiedes aus Hagerstown kam Meade zu keinem anderen Entschluß, als wie er ihn in seinem Telegramm an Halleck am 28. früh niedergelegt hatte. Er meldete noch einmal, er würde die Armee vereinigt halten und sie am 29. in drei Kolonnen auf die Linie Westminster—Emmetsburg vorführen. Halleck billigte diesen Entschluß, der gewiß der beste war, denn hiermit näherte sich Meade dem Feinde.

Während des Rittes nach dem neuen Hauptquartier Middleburg oder schon von dort aus am 29. vormittags schickte Meade durch einen Meldereiter, da alle telegraphischen Verbindungen mit Washington durch Stuart zerstört waren, eine nähere Ausführung seiner Absichten an Halleck. Dieser Meldereiter wurde auf seinem Ritte durch Stuarts Reiter getötet, aber zum Glück nicht weiter durchsucht. Mannschaften der Potomac-Armee fanden in der Kleidung der Leiche das äußerst wichtige Schreiben Meades und brachten es am 30. früh in Hallecks Hände. In diesem Schreiben führte Meade folgendes aus: Er wäre im Begriff, den Marsch nach der Linie Westminster—Emmetsburg ausführen zu lassen. „Will Lee auf Baltimore marschieren, beabsichtige ich, mich zwischen ihm und der Stadt aufzustellen. Geht er über den Susquehanna, werde ich mich mit General Couch (dieser verteidigte den Fluß) verständigen, welcher Lee so lange aufhalten soll, bis ich diesem in den Rücken fallen und ihn zur Schlacht zwingen kann .... Während ich vorwärts marschiere, will ich den rechten Flügel auf die Straße Baltimore—Harrisburg setzen .... Mein Haupt-

Digitized by Google

ziel ist Lees Armee; ich bin glücklich, daß er über Hagerstown nach Chambersburg marschiert ist. Ich werde mich bemühen, meine Streitkräfte zusamenzuhalten, und hoffe, Lees Armee, wenn sie getrennt ist, anzufallen." Endlich war das große Wort gefallen: „Lees Armee ist mein Hauptziel."

In dieser Absicht marschierte die Potomac-Armee auch am 30. Juni weiter nach Norden. Die erreichten Marschziele sind aus der Skizze 1 zu ersehen. Vom starken linken Flügel (drei Korps) dehnte sich die Armee bis zur Straße Baltimore—Harrisburg aus, vor beiden Flügeln Kavallerie. Die Armee war bis auf zwei Märsche auseinandergezogen, was nicht ohne Gefahr war. Die drei Korps des linken Flügels (1., 3., 11.) waren unter den Befehl des Major-Generals Reynolds, Kommandierenden des 1. Korps, gestellt worden, unter dessen Schutz Meade später eine Linksschwenkung ausführen wollte.

Jedenfalls war ein Führer an die Spitze der Armee gekommen, der zu operieren verstand und sich nicht damit begnügte, ängstlich die Armee zwischen dem Feinde und der Hauptstadt Washington zu bewegen. Die Entscheidung sollte nicht gescheut, sondern gesucht werden. — Mit Nachrichten war Meade am 30. abends gut bedient; sein Hauptquartier war Taneytown. Es war ihm durch Meldungen der Kavalleriedivision Buford, die des Morgens bei Gettysburg auf eine Beitreibungen machende feindliche Infanteriebrigade gestoßen war, bekannt, daß das Korps A. P. Hill den Cashtown-Paß hielt. Longstreet und Ewell glaubte er mit ihren Korps verteilt, bei Chambersburg, Harrisburg, York. Meade beschloß, am 1. Juli die Armee in die Linie Hanover—Gettysburg vorzuschieben und für den 2. wegen Ermüdung der Truppen einen Ruhetag anzuordnen.

Lange danach, als der Befehl für den 1. Juli erlassen war, traf am 30. Juni, 11^{30} nachts, aus Harrisburg über Washington eine entscheidende Meldung ein; sie lautet:

„Harrisburg, 30. Juni 1863.

Lee ist plötzlich aus der Gegend von Harrisburg zurückgegangen und vereinigt alle Streitkräfte. York ist vom Feinde verlassen, desgleichen Carlisle. Die Vereinigung scheint bei oder nahe Chambersburg vor sich zu gehen. Der Grund ist augenscheinlich eine plötzliche Bewegung gegen Meade, wovon dieser durch einen Boten sofort benachrichtigt werden sollte."

Meade beließ die Korps fürs erste am 1. Juli im Marsch auf die befohlenen Ziele. Am 1. früh telegraphierte er an Halleck: „Lees Sammelpunkt und die Natur des Geländes wird, wenn ich die Gegend seiner Vereinigung erfahren habe, mich bestimmen, ob ich angreife oder nicht." Um für den Notfall eine Stellung auszusuchen, ritt er nach dem Pipe Creek (vgl. Skizze 1). Unter Änderung seines ersten Gedankens schrieb Meade mittags: „Ich werde nicht vorgehen, sondern Vorbereitungen treffen, um Lees Angriff, wenn er einen solchen macht, abzuwehren. Ich

Digitized by Google

habe ein Schlachtfeld nach rückwärts zu ausgesucht, wohin ich die Armee rasch vereinigen kann, am Pipe Creek, zwischen Middleburg und Manchester.... Werde ich nicht angegriffen, und habe ich eine günstige Gelegenheit, selbst anzugreifen, so werde ich es tun...."

Dieser plötzliche Umschwung der Gedanken zur Einnahme einer Stellung in der Flanke ist nur durch den Umstand zu erklären, daß das 5. und das 6. Korps durch ihre Marschrichtung auf Hanover am 1. Juli nicht mehr an Gettysburg heranzuziehen waren. Es rächte sich das weite Auseinanderziehen der Armee, während sie hätte zusammenschließen müssen. Halleck war mit dem Plan einverstanden, machte jedoch mit Recht auf die Gefährdung des linken Flügels aufmerksam.

Lee wollte am 1. Juli eine Verteidigungsstellung bei Gettysburg erreichen, und Meade behielt sich vor, eine solche am Pipe Creek einzunehmen. Beide Absichten wurden durchkreuzt, da die Vortruppen aneinander gerieten.

Das Gefecht der Vortruppen am 1. Juli.

Als Meade, der Führer der Potomac-Armee, am 1. Juli gegen 12° mittags von der Erkundung am Pipe Creek in das Hauptquartier Taneytown zurückkehrte, wußte er das feindliche Korps Ewell im Rückmarsch von York und Carlisle in Richtung Gettysburg und Hill, dahinter das Korps Longstreet, bei und westlich Cashtown. Trotzdem hatte er geglaubt, daß Reynolds ruhig mit dem 1. und dem 11. Korps — die Korps der Potomac-Armee waren ungefähr halb so stark wie die des Feindes — bis nach Gettysburg vormarschieren könnte, ohne Gefahr zu laufen, mit dem Gegner in einen ungleichen Kampf verwickelt zu werden. Er glaubte, am 2. Juli noch Zeit zu haben, Reynolds ungefährdet nach dem Pipe Creek zurückziehen zu können. Jedenfalls kamen sich Teile der beiden Armeen doch schon so nahe, daß ihre Berührung jeden Augenblick erfolgen konnte, und bekanntermeise ziehen Armeen sich an. Es wäre daher ratsamer gewesen, daß Meade sich am frühen Morgen des 1. Juli nach Gettysburg statt nach dem Pipe Creek begeben hätte. Die Stellung am Pipe Creek konnte jeder Generalstabsoffizier erkunden und bewerten. Meade blieb bis zum späten Abend in Taneytown; Reynolds indessen band mit dem Feinde an, kam nicht wieder los und gab dadurch den Beweggrund, später die ganze Potomac-Armee auf die Höhen südlich Gettysburg zu ziehen. Meades Verdienst ist es nicht, daß sich die Potomac-Armee hier schlug; er gab nur nach.

Viel Kavallerie hatten die Nordländer bei Gettysburg nicht. Westlich dieser Stadt standen in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli nur zwei Brigaden der Kavalleriedivision Buford: Gamble und Devin; die 3. war nach Süden entsandt und sprach nicht mit. Kilpatricks Kavallerie-

Digitized by Google

division, welche bei Hanover Stuart abgewehrt hatte, folgte diesem am 1., konnte ihn aber nicht mehr erreichen. Die Kavalleriedivision Gregg schlug zuerst die Richtung von Manchester nach Hanover ein, um Stuart zu fassen, bog dann aber nach Gettysburg ab, wo sie erst am 2. Juli, nach Zurücklassung einer Brigade am Armeedepot von Westminster, auf dem Schlachtfelde eintraf. Der Kommandierende der gesamten Kavallerie, Pleasanton, hielt sich in der Mitte des Aufklärungsbezirks, und zwar bei keiner Division auf.

Die beiden Brigaden Bufords, im Norden von der feindlichen Kavalleriebrigade Jenkins nur wenig gestört, brachten bis zum 1. früh gute Meldungen. Reynolds vom 1. Korps, in der Nacht 10 km südlich Gettysburg, war von allem unterrichtet: Lees Anwesenheit in Chambersburg war durch einen Kundschafter festgestellt, Hills Korps befand sich bei Cashtown; aus der Gegend nördlich Gettysburg war weiter nichts gemeldet, außer daß sich starke Kavalleriepatrouillen bei Heidlersburg befanden; ein gefangener Kurier Lees hatte ausgesagt, daß Ewell von Carlisle herankäme, und die Division Rodes sich nördlich Heidlersburg befände; Longstreet solle hinter Hill hermarschieren; Gerüchte gingen, der Feind wolle auf York vorgehen. Dies alles hatte auch Meade erfahren. An diesen schickte Buford um 10° vorm. noch folgende Meldung:

„Gettysburg, 1. Juli 1863.

Feindliche Kräfte (A. P. Hill) gehen gegen mich vor und treiben meine Feldwachen und Plänkler rasch zurück. Eine lange Kolonne zeigt sich bei Heidlersburg, die gleichfalls meine Feldwachen auf Gettysburg zurückwirft. General Reynolds ist im Vorgehen begriffen, seine vorderste Division mit dem Anfang 3 km von hier. Ich weiß bestimmt, daß Hill mit allen seinen Kräften vorgeht."

Diese Meldung muß Meade gegen 12° mittags nach Rückkehr von seiner Erkundung am Pipe Creek erhalten haben; sie veranlaßte ihn nicht, sich selbst nach Gettysburg zu begeben. An Major-General Reynolds gingen auch weiter keine Weisungen ab.

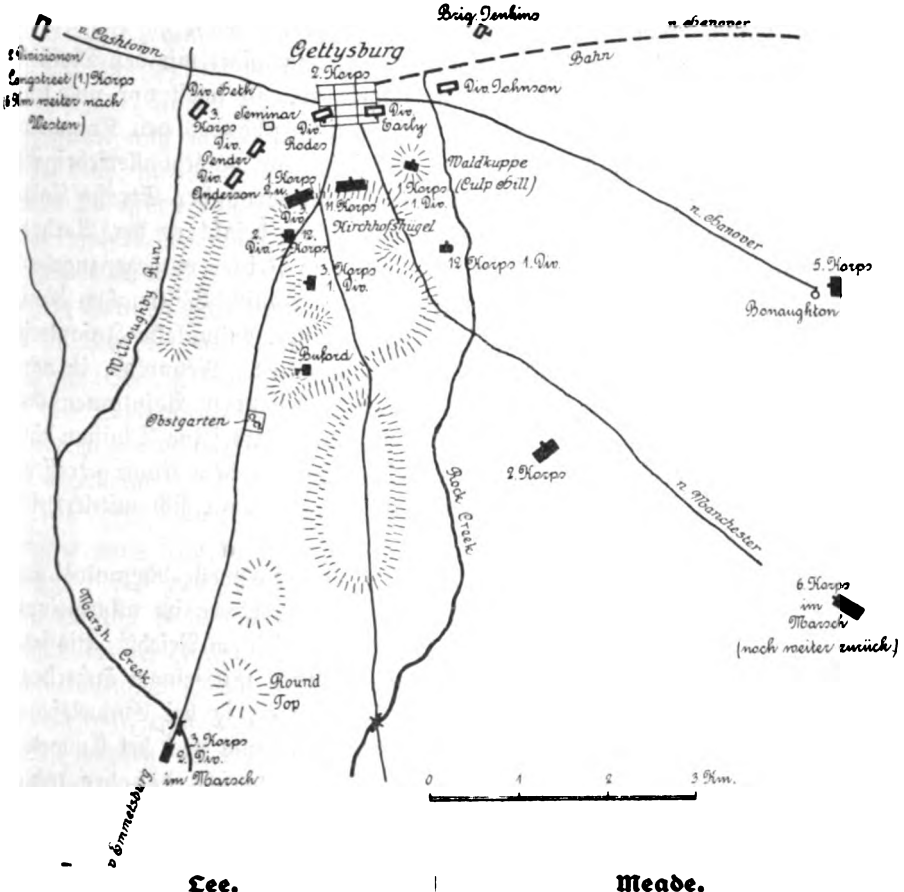
Während der ersten Stunden des Kampfes lag die ganze Last auf den beiden zum Gefecht zu Fuß abgesessenen Kavalleriebrigaden Gamble und Devin. Gamble hielt mit seinen 1600 Mann das Fortschreiten der Vorhut Hills zwei Stunden lang, bis zum Eintreffen des 1. Korps, auf, mit Hilfe einer Batterie; Devin hatte es nicht so schwer im Norden von Gettysburg, denn Ewell war noch fern; Devin hielt dort, bis das 11. Korps ihn ablöste; er hatte nur dadurch Verluste, daß Batterien dieses Korps die Brigade irrtümlicherweise beschossen.

Reynolds traf, vor der Spitze des 1. Korps, aus der Richtung von Emmetsburg her gegen 10° früh westlich Gettysburg ein. Er war aus

Digitized by Google

Pennsylvanien gebürtig, ein kühner Soldat, dem die Leiden seines engeren Vaterlandes tief zu Herzen gingen; er hatte schon einige Tage vorher geäußert, er sei des ewigen Zauderns müde und würde den Feind, wo er ihn fände, angreifen. Es ist nachträglich behauptet worden, der Kampf

Skizze 2.
Lage am 1. Juli abends.



Lee.

Nordvirginische Armee

1. Korps: Longstreet (1 Div. in Chambersburg).
2. " Ewell.
3. " A. P. Hill.
Kavallerie: Stuart mit 3 Brigaden bei Carlisle. 2 Brigaden südlich des Potomac.
Brig. Imboden westlich Chambersburg. Zur Stelle nur Brig. Jenkins.

Meade.

Potomac-Armee

1. Korps: Doubleday. 2. Korps: Hancock.
3. " Sickles. 5. " Williams.
6. " Sedgwick. 11. " Howard.
12. " Slocum.
Kavallerie: Div. Kilpatrick halbwegs York—Carlisle.
Div. Gregg halbwegs Manchester-Gettysburg.
Zur Stelle nur 2 Brig. Div. Buford, 1 Brig. nach Süden entsendet.

sei infolge gewaltsamer Erkundungen entstanden; das ist nicht richtig; Reynolds wollte angreifen, und Hill wollte Gettysburg besetzen. Ein Zusammenstoß war also unausbleiblich. Wenn Meade zur Stelle gewesen

Digitized by Google

wäre, würde er sicherlich das Vorgehen Reynolds' über Gettysburg westlich hinaus verhindert haben. — Morgens um 7° im Biwak hatte Reynolds dem ältesten Divisionskommandeur des 1. Korps, Doubleday, gesagt, er würde mit der Division Wadsworth als Vorhut aufbrechen, Doubleday solle, nach Einziehen der Vorposten, mit den beiden anderen Divisionen folgen. Der Marsch ging vom Marsh Creek (vgl. Skizze 2) auf der Straße Emmetsburg—Gettysburg vor sich. Ehe noch Reynolds den hohen Kirchhofshügel südlich letztgenannter Stadt erreicht hatte, hörte er um 9° früh von Norden her Geschützfeuer; er bog sofort mit der Division Wadsworth in Richtung des Seminarhügels ab, ritt selbst vor und traf gegen 10° früh auf dem Kirchturm des Seminargebäudes den Kommandeur der Kavalleriedivision, Buford. Er sah, wie die Kavalleriebrigade Gamble langsam vor starker feindlicher Infanterie an der Straße Cashtown—Gettysburg zurückging. Kurz entschlossen befahl er der Vorhutdivision, über den Seminarhügel vor- und dem Feinde entgegenzugehen. Dicht vor dem Überschreiten des kleinen Wasserlaufs, Willoughby Run, traf die Division Wadsworth auf starke feindliche, entwickelte Infanterie und konnte in mühsamer Abwehr kaum sich halten. Reynolds, in vorderster Linie, vermochte nur noch dem heranreitenden Adjutanten des Generals Doubleday zu sagen, der General solle links seine Division einsetzen. Dann fiel er, durch ein Gewehrgeschoß in den Kopf getroffen, gegen 10^{30} vorm. Die Kavalleriebrigade Gamble hatte sich mittlerweile hinter die Front gezogen.

Es scheint hier eine kurze Kritik der Handlungsweise Reynolds' am Platze. Dieser war über die Lage der Potomac-Armee im allgemeinen unterrichtet. Er hatte das 1., 3., 11. Korps unter seinem Befehl. Bis jetzt hatte er nur Verteidigungsstellungen eingenommen mit seinem äußersten, in der Flanke bedrohten linken Flügel der Armee, so bei Emmetsburg und am Marsh Creek. Das 3. Korps sollte auch heute noch bei Emmetsburg zur Abwehr aufgestellt bleiben. Reynolds wußte, daß der rechte Flügel der Armee zwei Märsche weiter nach Osten, bei Manchester, zu suchen war; er hatte aus der ganzen Lage ersehen, daß Meade am 1. Juli keinesfalls ein entscheidendes Zusammentreffen mit dem Feinde erwartete; auch war Reynolds bekannt, daß überlegene feindliche Kräfte in Richtung Gettysburg vorgingen. Als Marschziel war ihm für das 1. und das 11. Korps Gettysburg gegeben. Es war hiernach unzweifelhaft, daß Reynolds nicht über diese Stadt hinausgehen durfte, und dem Gelände nach der hohe Hügelrücken südlich der Stadt die Linie war, in der sich das 1. und das 11. Korps aufstellen mußten. Wenn Reynolds in seinem Drange, endlich an den Feind zu kommen, über die Stadt hinaus in westlicher Richtung dem Feinde entgegenging, so tat er dies ohne Berücksichtigung der strategischen Lage und setzte sich einer zu erwartenden Teil-

Digitized by Google

niederlage aus. — So wie jetzt nach dem Tode Reynolds' die Lage war, blieb seinem Nachfolger im Kommando, dem General Doubleday, gar nichts anderes übrig, als dem Befehle gemäß die schwer bedrängte Division Wadsworth zu unterstützen. Er setzte also vom Seminar aus eine Brigade der vordersten Division Rowley links und die andere rechts ein, zumal der rechte Flügel der Division Wadsworth beschleunigt zurückging. Bald nach 11° vorm. mußte er auch beide Brigaden der letzten Division Robinson kurz hintereinander gleichfalls auf dem rechten Flügel einsetzen, um dort das Gefecht herzustellen. So war binnen anderthalb Stunden das ganze 1. Korps, ohne noch Reserven zu haben, in vorderster Linie ausgegeben und mußte, in einer von 12 bis 1° währenden Gefechtspause, auch noch Front nach Norden mit zwei Brigaden nehmen, da Ewells Kolonnen von Heidlersburg her sichtbar wurden. Das 1. Korps stand infolgedessen auf seinem rechten Flügel sehr unglücklich, mit Teilen im spitzen Winkel.

Es kam endlich Hilfe. Major-General Howard, Kommandierender des 11. Korps, hatte von Reynolds den Befehl erhalten, um 8° früh von Emmetsburg nach Gettysburg zu marschieren.

Am Tage vorher hatte Howard abends den Major-General Reynolds in seinem Hauptquartier am Marsh Creek aufgesucht und erfahren, daß eine allgemeine Schlacht bevorstehe, deren Folgen entscheidend wären, und die von den Führern ungewöhnliche Anstrengungen erfordere. Der morgens ganz früh zu Reynolds gesandte Adjutant brachte nichts weiter als den Befehl zum Vormarsch nach Gettysburg. Howard kommandierte schon Anfang Mai das 11. Korps in der Schlacht bei Chancellorsville, auch Wilderneß genannt. Das Korps auf dem rechten Flügel hatte hierbei schweres Unglück gehabt, es war im Walde vollständig aufgerollt worden. Howard war, zum Teil mit Unrecht, dieses Mißgeschick in die Schuhe geschoben worden. Jedenfalls hatte der Ruf des Korps in der Armee gelitten, es wurde als wenig widerstandsfähig erachtet, eine Beurteilung, die sich auch auf die unteren Führer übertrug, die meistens aus Deutschen bestanden. Je eine Division wurde von v. Steinwehr und Schurz kommandiert, zwei Brigadekommandeure hießen v. Gilsa und v. Schimmelpfennig, unter den Regimentskommandeuren gab es viele Deutsche, wie v. Einsiedel, Frühauff, v. Amsberg. v. Hartung, v. Mitzel, Schleiter, Krauseneck, Otto u. a. m. Das Korps hatte alle Veranlassung, sich in dem bevorstehenden Kampfe auszuzeichnen. Howard war ein schlanker junger Mann mit dunklem Bart, hatte gewinnende Manieren und war zweifelsohne ein tapferer Soldat, denn er hatte bereits in diesem Feldzuge einen Arm verloren. Er war ein Schüler von West Point, aber ohne fachmännischen Dünkel und kein kleinlicher Vorgesetzter. Er stand im Rufe, sehr religiös zu sein. „.... Ich hatte nicht," schreibt Schurz,

Digitized by Google

„den Eindruck großer Geistesstärke bei ihm; eine gewisse Entschlußlosigkeit zeigt sich in seinen Gesprächen, aber er konnte ja im Handeln anders sein."

Zum Glück für die Sache des Nordens war dies am 1. Juli der Fall.

Howard brach um 8° früh mit dem Korps in zwei Kolonnen auf. Die eine, linke, die 1. Division, bei der sich Howard befand, marschierte auf der großen Straße unmittelbar nach Gettysburg; die andere, rechte, 3. und 2. Division, nahm einen etwas weiteren Weg. Auf dem Vormarsch erhielt Howard gegen 10° die Anweisung, wo er biwakieren sollte. Als er von Norden her heftiges Geschützfeuer hörte, ritt er weiter vor, gelangte in die Stadt und stieg auf den Boden eines hoch gelegenen Hauses. Von hier sah er gegen 11^{30} vorm. das 1. Korps in heftigem, zum Teil unglücklichem Kampfe gegen Westen, und im Norden in der Ferne den Anmarsch der Kolonnen des Feindes unter Ewell. Zugleich empfing er die Meldung von Reynolds' Tod. Howard war der älteste General und übernahm das Kommando. Er ritt zum Kirchhofshügel, südlich der Stadt, zurück, seinen Truppen entgegen und erkannte hierbei, daß dieser Hügel eine beherrschende Stellung nach Norden und Westen bot. Dem heranreitenden General Schurz (3. Division) befahl er, mit der 3. und 1. Division sofort durch die Stadt vorzugehen, sich rechts an das 1. Korps anzuschließen und auf einem nördlich der Stadt sich markierenden Höhenzug Front gegen Ewell zu nehmen. Er selbst blieb auf dem Kirchhofshügel und hielt hier die Division v. Steinwehr (die 2.) und von fünf Batterien drei an, um diesen Hügel zu halten.

Gegen 2° nachm. hatte Schurz, mit der 3. Division links, mit der Division Barlow (1.) rechts die angewiesene Linie erreicht. Aber er focht nicht glücklich. Einmal hatte er den Anschluß an das 1. Korps nicht völlig gewinnen können, sodann ward sein rechter Flügel bald überflügelt. Den in zwei großen Schützenlinien hintereinander, mit Kolonnen dahinter, vorgehenden beiden Ewellschen Divisionen konnten die beiden Divisionen Schurz und Barlow nicht lange widerstehen.

Bei Gelegenheit dieses anscheinenden Mißerfolges darf der Entschluß Howards einer Beleuchtung unterzogen werden.

Aus eigenem Augenschein und aus Meldungen Bufords, die Howard um 12^{30} nachm. erhielt, konnte er ersehen, daß das 1. Korps sich in schwerem Kampfe gegen Hill nur noch gerade hielt; die Flucht einer Brigade des rechten Flügels des 1. Korps deutete auf eine erhebliche Erschütterung hin; um das 1. Korps einer Vernichtung durch Ewell zu entziehen, setzte er rasch zwei Infanteriedivisionen mit zwei Batterien ein. Ein Drittel des Korps mit drei Batterien behielt er bei sich auf dem Kirchhofshügel. Er stürzte sich also nicht, wie Reynolds, mit Übereilung in die Schlacht, sondern gab nur so viel aus, um den Widerstand in der

Digitized by Google

ersten Linie aufrecht zu erhalten; den Rest behielt er in weiser Voraussicht zurück, um den Rückzug zu decken und vor allem einen hervorragenden Punkt festzuhalten, welcher für des Oberfeldherrn Entschlüsse von höchster Bedeutung sein konnte. Er bewies durch den Entschluß, die Division v. Steinwehr und drei Batterien auf dem Kirchhofshügel zurückzubehalten, daß er ungewöhnlich hohe Eigenschaften für höhere Führung besaß. Daß die Niederlage des 1. und des Hauptteils des 11. Korps später wieder ausgeglichen und der Kirchhofshügel als Sammelpunkt der ganzen Potomac-Armee erhalten wurde, ist lediglich Howards Entschluß um 11° vorm. zu verdanken.

Er tat dann noch viel mehr und überschritt damit eigentlich erheblich seine Befugnisse.

Kurz nach 12^{30} nachm. sandte Howard, nachdem er eine ausführliche Meldung Busords erhalten hatte, an das 3. Korps (Sickles) in Emmetsburg und an das 12. Korps (Slocum) in Two Taverns die Aufforderung, zur Unterstützung nach Gettysburg heranzukommen. Sickles, der außerdem gebeten worden war, die Sachlage an Meade weiterzumelden, leistete dieser Aufforderung wenigstens mit einer Division Folge; er tat sich auf diesen Entschluß viel zugute, obgleich er eigentlich einfach gehorchen mußte, denn Howard war an die Stelle Reynolds' getreten, der neben dem 1. und 11. Korps auch das 3. Korps unter seinem Kommando gehabt hatte. Slocum lehnte eine jede Hilfeleistung ab, da Meade ihn hierzu nicht ermächtigt habe. — Noch ehe Howard zum 1. Korps bis zum Seminar vorgeritten war und von dort sah, daß im Norden sich die feindlichen Kräfte immer mehr verdichteten, schickte er an Meade eine Meldung, worin er den Ernst der Lage darlegte. Meade muß schon vorher, vielleicht von Sickles, orientiert gewesen sein, denn schon um 1° nachm. wußte er, daß Reynolds gefallen war. Bis gegen 3^{30} nachm. traf jedoch von Meade kein Befehl ein; er hatte sich bis dahin jedes Einflusses begeben und blieb ruhig in seinem Hauptquartier Taneytown. — Indessen wurde die Lage des 1. Korps und der beiden Divisionen des 11. Korps schwieriger. Gegen 3° schob sich der Feind in die Lücke zwischen dem 1. und 11. Korps ein und ging gegen letzteres mit überlegenen Kräften vor. Howard, der, wieder auf dem Kirchhofshügel befindlich, diesen unter allen Umständen halten wollte, schickte eine Batterie und eine Brigade der Division v. Steinwehr rechts zur Aufnahme des 11. Korps vor, konnte aber nicht verhindern, daß dieses geschlagen in die Stadt zurückflutete; auf Doubledays Bitte um Unterstützung für den gleichfalls überflügelten linken Flügel des 1. Korps konnte er nichts anordnen; er wiederholte nur noch einmal dringend den Hilferuf an das 3. und 12. Korps.

Der Rückzugsbefehl für das 1. Korps war gar nicht mehr nötig, es ging schon von selbst zurück. Wenn auch die versammelten fünf Batterien

Digitized by Google

des 1. Korps vom Seminarhügel aus den Rückzug mit Aufopferung deckten, so verlor doch das Korps viel, namentlich die zu spät zurückgehende Artillerie, die hierbei ein Geschütz einbüßte. In der Stadt Gettysburg trat eine große Verwirrung ein, da die Mannschaften beider Korps hier ineinander gerieten. Eine große Anzahl Gefangener fiel in die Hände des Gegners. Die Kavalleriebrigade Gamble erhielt von Doubleday den Befehl, auf dem linken Flügel zu attackieren, führte jedoch diesen Befehl nicht aus, da die hohen Feldeinzäunungen die Ausführung verhinderten, indessen ließ General Gamble zum Feuergefecht absitzen und hielt dadurch den nachdrängenden Feind auf.

Howard auf dem Kirchhofshügel ließ das 11. Korps rechts, das 1. links vom Kirchhof sammeln; er vermochte dies unter dem Schutz der intakten Division v. Steinwehr und vor allem mit Hilfe des halbstündigen Kartätschfeuers der beiden Batterien, die er mit kluger Voraussicht zurückbehalten hatte. Vor diesem Feuer wichen die Verfolger in den deckenden Rand der Stadt zurück. In seiner Not sandte Howard um 4° nachm. zum dritten Male zu dem nur 10 km entfernten 12. Korps. Slocum ließ sich endlich erweichen und schickte die eine seiner beiden Divisionen ab, nach einiger Zeit auch die andere; er selbst aber lehnte es ab, auf das Schlachtfeld zu kommen, da er die Verantwortung nicht übernehmen wolle. Er war dem Dienstalter nach älter als Meade.

In dem Augenblick der Krisis und der größten Unordnung traf Major-General Hancock, Kommandierender des 2. Korps, als Stellvertreter von Meade abgesandt, gegen 3^{30} nachm. bei Howard ein. Dieser, als der ältere General, erkannte die Kommandogewalt Hancocks nicht an, ließ sich jedoch auf keinen Streit ein, sondern sagte, zum Reden sei keine Zeit, Hancock möge links das 1. Korps, er, Howard, würde rechts das 11. Korps sammeln. Letzteres war schwer erschüttert.

Hancock genoß in der Armee allgemeines Vertrauen. Schurz schreibt: „Das Erscheinen Hancocks vor der Front war ein sehr glückliches Ereignis. Alle kannten ihn, und seine kräftige Gestalt, seine stolze Miene und seine stramm militärische Haltung schien alles zu bestätigen, was die Fama von ihm verkündigte. Seine bloße Gegenwart war schon eine Verstärkung; jeder fühlte mehr Zuversicht, seit er da war." Hancock war nach einem kurzen Marsch um 11° vorm. bei Taneytown, dem Hauptquartier Meades, mit seinem 2. Korps eingetroffen und hatte bei dem Orte Biwaks beziehen lassen. Er hatte sich hierauf persönlich zu Meade begeben und von ihm erfahren, daß eine Entscheidungsschlacht beabsichtigt und die Befehle in der Vorbereitung seien. Es konnte sich damals nur um die Stellung am Pipe Creek handeln. Einige Minuten vor 1° nachm. wurde Hancock zu Meade gerufen, um den Befehl zu erhalten, sofort nach der Front abzugehen, da Reynolds gefallen sei. Er schreibt in seinem

Digitized by Google

Bericht: „Ich bekam den Befehl, das Kommando über das 1., 3. und 11. Korps zu übernehmen .... Vollkommen unterrichtet von den Absichten des Oberkommandierenden, ward mir der Auftrag, nach meiner Ankunft an der Front die nötigen Befehle an die Truppen und die Trains zu geben zum Rückzuge auf die vom Oberkommandierenden gewählte Stellung, sofern ich das für gut hielt. War das Gelände günstig und erlaubten es die Umstände, war ich ermächtigt, den Aufmarsch für die Schlacht nach der Gegend von Gettysburg zu verlegen." Also ein Auftrag, wie er schwerwiegender von einem Oberkommandierenden einem Untergebenen gegenüber kaum gegeben werden kann!

Hancock will, nach Zurücklegung von 20 km, um 3° nachm. bei Gettysburg eingetroffen sein. Wahrscheinlich ist es etwas später gewesen. Er übernahm nach seinem Bericht das Kommando und sah, wie bekannt, das 1. und das 11. Korps, verfolgt vom Feinde, im Rückzuge auf den Kirchhofshügel, wo Howard eine gut geeignete Aufnahmestellung gewählt hatte. Als Hancock die Schwierigkeit erkannte, das 11. Korps zu sammeln, ließ er die Division Wadsworth des 1. Korps eine bewaldete Höhe auf dem rechten Flügel besetzen, wohin er auch später als Rückhalt eine Division des allmählich eintreffenden 12. Korps dirigierte. Im übrigen wartete er sehnsüchtig auf das Herankommen der anderen Division des 12. Korps und des 3. Korps.

Howard hatte indessen nicht anerkannt, daß Hancock ihm etwas zu befehlen habe. Um 5° nachm. sendet er selbständig eine Meldung an Meade: „General Reynolds griff den Feind sofort mit einer Division gegen 10^{15} an. Von der Stadt aus ging er etwa eine halbe Meile gegen ihn vor und traf dabei auf einen großen Teil von Hills Korps. Ich ging so rasch als möglich auf einer Parallelstraße vor und stellte mein Korps rechts vom 1. auf. Um 11^{15} fiel Reynolds. Ich übernahm das Kommando der beiden Korps und ersuchte Slocum und Sickles heranzukommen. Bis jetzt bin ich im Gefecht gewesen. Das 1. Korps ging zurück, da es links überflügelt wurde, in eine bessere Stellung, weswegen auch das 11. Korps dorthin zurückgehen mußte. Um 4° nachm. erschien General Hancock und teilte mir seine erhaltenen Anweisungen mit. Ich halte die Stellung. Slocum ist nahe, will jedoch nicht das Kommando übernehmen."

An dieser Meldung ist auszusetzen, daß Meade hiernach unmöglich wissen konnte, wo die von Howard gewählte Stellung lag. Es wurde Howard später sehr übel genommen, daß er die Schuld des Zurückgehens auf das 1. Korps geschoben hatte. Jedenfalls war dieses Korps nach dem Rückzuge viel gefechtsfähiger als die beiden im Gefecht gewesenen Divisionen des 11. Korps.

Daß Howard gar nicht daran gedacht hatte, an Hancock das Kommando ohne weiteres abzugeben, beweist eine spätere Meldung an Meade: „Der

Digitized by Google

schriftliche Befehl, daß General Hancock den Befehl übernehmen soll, ist soeben, 7° abds., eingetroffen. Da General Slocum hier anwesend ist, habe ich diesem das Kommando übergeben.... Die zur Zeit eingenommene Stellung halte ich für gut. Der Befehl der Übergabe des Kommandos an Hancock hat mich schmerzlich berührt und setzt mein Ansehen herab. Sagen Sie mir offen, ob Sie meine heutige Führung mißbilligen, damit ich weiß, was ich zu tun habe." Es ist dem General Howard allerdings nicht zu verdenken, daß er aufs tiefste gekränkt war, weil ihm ohne Grund ein jüngerer General in der Gefechtsführung vorgesetzt wurde. Dem Takt Hancocks gelang es, einen schweren Konflikt zu vermeiden. Howard fand später dadurch eine besondere Anerkennung, daß der Kongreß ihm im Januar des folgenden Jahres für die Leistung am 1. Juli seinen Dank aussprach.

Als letzte Meldung schrieb Howard um 10° abds. noch an den Generalstabschef Major-General Butterfield: „Unsere Stellung ist für eine Entscheidungsschlacht sehr gut, sofern Sie nicht die Besorgnis haben, umgangen zu werden." Es wird zugegeben werden müssen, daß es allein Howards Verdienst war, wenn das 1. und das 11. Korps sich sammeln und den Kirchhofshügel halten konnten.

Hancock mußte nach dem ihm von Meade gewordenen Auftrage seine Einwirkung geltend machen und schrieb um 5^{25} an Butterfield, daß die Stellung auf dem Kirchhofshügel gut, jedoch leicht zu umgehen sei; Slocum sei im Anmarsch, daher der rechte Flügel geschützt; den linken würde hoffentlich bald das 3. Korps erreichen; das 2. Korps, sein eigenes, würde am besten hinter der Stellung biwakieren. „Das Gefecht hat aufgehört. Ich denke, bis zur Nacht wird alles ruhig bleiben. Alle Trains habe ich zurückgesendet.... Meiner Meinung nach steht es uns frei, zurückzugehen oder hier zu kämpfen. In wenigen Minuten treffe ich Slocum und werde ihm das Kommando übergeben. Howard sagt, Doubledays Korps floh." So trat das merkwürdige Ereignis ein, daß der rangälteste General, Slocum, widerwillig das Kommando von zwei Generalen übertragen erhielt. Er hatte nichts mehr zu befehlen, um 7° abds. war die Krisis längst vorüber; außerdem hatte er jede Verantwortung abgelehnt. — Meade, in seinem Hauptquartier Taneytown, wurde nicht allein von Howard, sondern auch von Hancock weiter orientiert. Dieser sandte seinen Adjutanten, Major Mitchell, zu Meade, um ihn über die Lage aufzuklären und zu melden, daß die Stellung bis zur Nacht gehalten werden würde. Kurz darauf sandte Hancock noch einen anderen Adjutanten hinterher, welcher melden sollte, daß die Stellung bei Gettysburg eine sehr gute wäre, allerdings leicht zu umgehen; er überließe Meade die Verantwortung, ob dieser die Schlacht bei Gettysburg oder am Pipe Creek schlagen wolle.

Digitized by Google

Als Slocum zwischen 6 und 7° abds. das Kommando übernommen, und Hancock den General Sickles wegen des raschen Eintreffens einer Division des 3. Korps noch warm begrüßt hatte, begab sich Hancock bei Einbruch der Dunkelheit selbst zum Hauptquartier nach Taneytown. „Hier erfuhr ich, daß Meade schon Befehle für die Korps in zweiter Linie gegeben hatte, nach Gettysburg zu marschieren, und daß er selbst in Person nach dorthin auf dem Marsche war." Das 2. Korps (Hancock) hatte schon um 1³⁰ nachm. den Befehl erhalten, weiter auf Gettysburg vorzugehen, und bezog abends 6 km von der Stadt entfernt ein Biwak.

Es dürfte Zeit sein, sich dem Major-General Meade, dem Oberkommandierenden, zuzuwenden, um zu sehen, ob und welchen Entschluß er faßte. Es war ihm bis zum Nachmittage bekannt, daß zwei Korps (1. und 11.) ein schweres, nachteiliges Gefecht bestanden hatten, zwei Korps (3. und 12.), ohne ihn zu fragen, unmittelbar auf Gettysburg in Marsch gesetzt waren. Das 2. Korps war mit seiner Genehmigung dorthin gleichfalls in Bewegung. Die Stellung bei Gettysburg wurde von Howard für gut befunden; General Hancock hatte die gleiche Meinung. Es blieb General Meade eigentlich gar nichts anderes mehr übrig, als auch die weitab befindlichen Korps, das 5. und 6., nach Gettysburg zu dirigieren. „Ich beschloß," sagt er in seinem Bericht, „an dieser Stelle die Schlacht zu liefern, und beim Einbruch des Abends gab ich die Befehle aus, alle Korps bei Gettysburg zu vereinigen und die Trains nach Westminster zurückzusenden. Um 10° abds. brach ich von meinem bisherigen Hauptquartier in Taneytown auf und kam um 1° früh auf dem Gefechtsfelde an." An Halleck nach Washington hatte er am 1. Juli, 6° nachm., seine geänderte Auffassung gemeldet, er hoffe, bei Gettysburg nur Hill und Ewell sich gegenüber zu haben. „Ich sehe keinen anderen Rat, als eine entscheidende Schlacht zu wagen, wenn nicht in der Nacht irgendwelche Umstände meine Ansicht ändern."

Als Meade am 2. Juli, 1° nachts auf dem Kirchhofshügel eintraf, waren die dort befindlichen Teile der Armee so aufgestellt, wie Skizze 2 sie wiedergibt. Die Verbände des 1. und des 12. Korps waren zerrissen; man sieht, daß die ankommenden Divisionen dort hineingeschoben worden waren, wo es gerade not tat. Das 5. und 6. Korps, eine Division des 3., mußten zum Heranschließen Nachtmärsche machen; diese Division kam am 2. Juli um 7° früh, das 5. Korps gegen 8° früh, das 6. erst um 2° nachm. an. Am 1. abends war eine Besatzungsbrigade aus Washington eingetroffen und dem 1. Korps zugeteilt worden.

Die Stimmung der Generale auf dem Gefechtsfelde war nach einem von Sickles im New York Herald inspirierten Bericht geteilt. Einige waren der Ansicht, man müsse nach dem Pipe Creek zurückgehen.

Die Verluste des 1. und 11. Korps waren schwer gewesen. Von

Digitized by Google

8200 Mann des 1. Korps waren nur noch 2450 Mann zur Stelle, es hatte allein an Gefangenen 2150 Mann eingebüßt. Die Stärkeverhältnisse der Streitenden waren allerdings sehr verschieden gewesen, 18 000 Nordländer gegen 32 000 Mann der feindlichen Armee.

Meade war nunmehr entschlossen, bei Gettysburg zu schlagen. Soweit er sich in der Nacht umsehen konnte, war der rechte Flügel durch einen Grund gut gesichert, desgleichen bot der Kirchhofshügel in Richtung der Stadt und gegen Westen eine vorzügliche Stellung; der linke Flügel war nicht angelehnt, zurzeit nur schwach besetzt. Aus Mangel an Truppen hatte abends Bufords Kavallerie durch Aussetzen von Posten den Anschein erwecken sollen, als ob diese Linie besetzt sei. Wenn das 5. und 6. Korps rechtzeitig herankamen, konnte ein kraftvoller Widerstand erhofft werden. An eine Offensive war nicht zu denken.

Wenn nachträglich zur Kritik geschritten werden darf, so lag der Fehler der strategischen Bewegungen schon in den Maßnahmen am 30. Juni, abends oder nachts. Als Meade erfahren hatte, daß der Feind sich auf Gettysburg zusammenzog, durfte er den für den 1. Juli befohlenen Vormarsch allgemein in nördlicher Richtung nicht mehr fortsetzen lassen. Schon in der Nacht vom 30. Juni zum 1. Juli hätte sich das Armeehauptquartier entscheiden müssen, ob die Armee sich am Pipe Creek oder bei Gettysburg schlagen sollte. Was man auch wählte, die Armee mußte am 1. Juli zusammengezogen werden. Für die Stellung am Pipe Creek wird sich niemand erwärmen, da in ihr die Absicht der Offensive begraben wurde, und die linke Flanke der Stellung durch die Anmarschrichtung des Feindes äußerst bedroht war. Halleck hatte schon darauf hingewiesen und als Depotplatz nicht Westminster, sondern Frederik empfohlen. Schwer verständlich ist es, daß Meade bis zum späten Abend des 1. Juli im Hauptquartier Taneytown blieb. Erst nachdem ihm durch die Ereignisse die Verfügung über alle Korps bis auf zwei genommen war, gab er nach und trennte sich von seinem Gedanken einer Abwehrschlacht am Pipe Creek. Daß das 5. und 6. Korps viel zu weit ab standen, mußte er zu seinem Leidwesen erfahren. Da er über den Feind nicht genügend orientiert war, der größte Teil seiner Kavallerie Stuart nachjagte, so hätte es sich empfohlen, die Armee mehr zusammenzuhalten. — Indessen Meade hatte Glück, auf gegnerischer Seite wurden günstige Gelegenheiten nicht benutzt, und eine Reihe von Irrtümern stellte auf Seite des Südens den Erfolg in Frage.

Meade war außerhalb des 5. Korps, das er mit Auszeichnung kommandiert hatte, in der Armee so gut wie unbekannt. Äußerlich hatte er nichts Imponierendes. 48 Jahre alt, aus der Ingenieurwaffe hervorgegangen, „von einfachem, gemessenem Wesen, sehr zurückhaltend und schweigsam, aber mit einem treffenden Urteil und scharfen Verstande be-

Digitized by Google

gabt, von kaltblütiger Ruhe inmitten der Gefahr, war der bescheidene Mann mit dem mageren Brillengesicht in der Armee über die Grenzen seines Befehlsbereichs nicht bekannt geworden." Lee „hat unter allen seinen Gegnern, Grant nicht ausgenommen, keinen Führer höher geschätzt als Meade". General Schurz sah ihn am 2. Juli früh: „Es war, wenn ich mich recht erinnere, etwa 8° morg., als Meade in aller Ruhe auf dem Friedhof erschien. Er war zu Pferde und nur von einem Stabsoffizier und einer Ordonnanz begleitet. Sein hageres, bärtiges, von seinem breitrandigen, schwarzen Militärfilzhut beschattetes Antlitz war müde und sorgenvoll, als ob er die Nacht nicht geschlafen habe. Die Brille verlieh ihm etwas Gelehrtenhaftes, und es war in seiner ganzen Haltung und Erscheinung nichts, was Begeisterung bei den Leuten hervorrufen konnte, — kein herzerwärmendes Lächeln oder teilnehmendes Wort! Er war schlicht, ohne alle Pose. Sein Geist war offenbar ganz von einem schwierigen Problem erfüllt. Aber dieser kühle, geschäftsmäßige Soldat flößte das unbedingteste Vertrauen ein. Offiziere und Soldaten umringten ihn, wo sie konnten, betrachteten ihn neugierig und waren offenbar still befriedigt. Mit raschem scharfen Blick prüfte er unsere Stellung, die sich bekanntlich wie ein riesiger Angelhaken um die Hügel und die Stadt wand, und nickte anscheinend befriedigt. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich ihn, wieviel Mann er hier im Felde habe. Seiner Antwort erinnere ich mich gut; sie lautete: »Im Laufe des Tages hoffe ich etwa 95 000 zur Verfügung zu haben; die sind, denke ich, für diese Sache genügend.« Dann blickte er nochmals überall umher und fügte wie im Selbstgespräch hinzu: »Na, wir können die Sache ebenso gut hier ausfechten, wie anderswo.« Darauf ritt er ruhig davon."

Lee hatte zwar den Zusammenschluß der Armee nach Gettysburg für den 1. Juli befohlen, aber dieser Befehl, welcher die Dringlichkeit nicht betonte, wurde langsam ausgeführt und fand mannigfache Hemmungen. Zu allem Unglück brach Lee persönlich spät von Chambersburg auf, leider erst am 1. Juli morgens; er ritt, nach Angabe des Chefs der Artillerie, Pendleton, zuerst ziemlich langsam, bis er das Geschützfeuer aus der Richtung von Gettysburg hörte; östlich Cashtown sah er von einer Höhe zu seiner Überraschung nachmittags vor sich das Bild eines heftigen Gefechts; erst gegen 4° nachm. erreichte er das Gefechtsfeld. Kavalleriemeldungen waren nicht eingegangen; er war wenig orientiert. Stuart mit seinen drei Brigaden hatte noch immer nichts von sich hören lassen. Die beiden Kavalleriebrigaden, die unnötigerweise südlich des Potomac zurückgelassen waren, Robertson und Jones, hatten zwar Befehl erhalten, heranzukommen, trafen aber erst am 3. Juli ein und konnten nicht mehr viel helfen. Noch schlimmer war es, daß eine ganze Infanteriedivision,

Digitized by Google

Pickett, vom 1. Korps bei Chambersburg zur Deckung der Armeetrains zurückgelassen wurde. Diese wurde erst am 2. Juli früh von der Kavalleriebrigade Imboden abgelöst.

Als Lee am 1. nachmittags die Höhen südlich Gettysburg von feindlicher Infanterie besetzt sah, mußte er sich sagen, daß dort nicht feindliche, sondern seine Truppen bei etwas mehr angewendeter Energie hätten stehen sollen.

Als Lee um 4° nachm. bei Hill eingetroffen war, war die Hauptarbeit des Tages getan; er selbst brachte keine Truppen mit, denn alle Kolonnen, welche hinter ihm her marschierten, waren weit zurückgeblieben und konnten erst gegen Einbruch der Nacht eintreffen.

Hill, an diesem Tage leidend, war gegen 8° früh von Cashtown mit der Division Heth, dahinter Division Pender, angetreten, um dem Feinde Gettysburg wegzunehmen; es war ihm bekannt, daß Lee eine allgemeine Schlacht noch zu vermeiden wünschte. Heth entwickelte der Kavallerie Bufords gegenüber zwei Brigaden, ging mit ihnen bis auf 2 km an die Stadt heran und fand dort unerwartet am Willoughby Run entschlossenen Widerstand seitens Wadsworths Infanteriedivision. Um den Widerstand des sich allmählich entwickelnden feindlichen 1. Korps zu brechen, wurde die ganze Division Heth eingesetzt. Als gegen 2° nachm. vom 2. Korps (Ewell) die Division Rodes von Norden her eingriff, wurde die Division Heth entlastet; einen vollen Erfolg konnten die beiden Süddivisionen nicht haben, da nunmehr das 11. Korps der Potomac-Armee nördlich Gettysburg in den Kampf trat. Sehr glücklich für Süd erschien die Division Early, von York über Heidlersburg kommend, in der rechten Flanke des feindlichen 11. Korps und damit war gegen 3° nachm. der Sieg für Süd entschieden. Jetzt endlich setzte Hill auch die Division Pender ein, und zwar eine Brigade auf dem rechten Flügel; zwei andere gingen durch die Division Heth hindurch, da diese nach fünfstündigem Kampfe nicht mehr imstande war, den Angriff vorwärts zu tragen. Heth war verwundet.

Als Lee nach 4° nachm. eine Übersicht gewann, stand das Gefecht günstig. Der Feind war auf den Kirchhofshügel südlich der Stadt zusammengedrängt, nach schweren Verlusten; für ihn, den Feind, war das Gelände allerdings vorteilhaft. Vor sich sah Lee den steilen Abhang des Kirchhofshügels, von dem sich weiter nach Süden bis zum Round Top ein Bergrücken zog. Östlich des Kirchhofshügels lag eine bewaldete Bergkuppe, deren Besetzung die Stellung der nordstaatlichen Truppen flankiert und unhaltbar gemacht hätte. — Lee sah, daß der Angriff in der Front zurzeit keinen Erfolg versprach, denn die beiden Divisionen des Korps Hill schienen dazu nicht mehr gefechtsfähig genug; und die 3. Division, Anderson, war noch weit zurück. Er schickte daher seinen General-

Digitized by Google

adjutanten, Oberst Taylor, zu Ewell auf dem linken Flügel mit dem „Befehl, die Bergkuppe anzugreifen, wenn er es für ausführbar hielte, aber einen allgemeinen Kampf zu vermeiden, bis zur Ankunft der anderen Divisionen der Armee, welchen befohlen war, rasch vorwärts zu kommen. Ewell entschied sich dafür, die noch weit entfernte Division Johnson abzuwarten". Er hatte gerade die sich später als falsch herausstellende Meldung bekommen, daß von York her, aus nordöstlicher Richtung, feindliche Kräfte heranmarschierten. Lee hatte sagen lassen, daß, wenn Ewell nicht angreifen wollte, er sich rechts heran an Hill ziehen sollte. Ewell tat dies nicht, da er hoffte, Johnsons Division würde bald da sein; sie kam aber erst beim Einbruch der Nacht auf dem äußersten linken Flügel an. Sie hatte einen 50 km langen Marsch zurückgelegt, hatte sich vor Longstreets Korps geschoben und dieses lange aufgehalten. Auch hatte sie die eine Division von Hill, die Division Anderson, noch gekreuzt. Diese letztere mußte bei Cashtown deswegen längere Zeit liegen bleiben; sie hatte es allerdings verabsäumt, in Marsch zu bleiben, ruhte trotz des vorn erschallenden Geschützfeuers und wurde durch Johnsons Division vom eigenen 3. Korps abgeschnitten. Hinter diesem mußte Johnson dann auch noch wegmarschieren, bis er endlich auf dem linken Flügel seines 2. Korps ankam. Er sollte nunmehr seine ermüdeten Truppen zu einem Nachtangriff auf die Waldkuppe ansetzen; erkundende Abteilungen erhielten dort lebhaftes Feuer, und deswegen unterblieb der Angriff. Wie bekannt, hatte auf Befehl Hancocks die Division Wadsworth der Potomac-Armee diese Waldkuppe abends besetzt.

Als Lee von Ewell persönlich erfahren hatte, daß dieser die Kuppe nicht mehr nehmen würde, sah er von weiteren Maßnahmen ab und verschob den Angriff auf den folgenden Tag, er wollte Longstreets Divisionen, Mc. Law und Hood, abwarten, die heute abend 8 km westlich des Gefechtsfeldes biwakierten; die letzten Teile kamen erst um 12° nachts dort an.

Lee erkundete, solange es noch hell war, die anscheinend schwach besetzte Stellung des Feindes, welche sich südlich bis zu dem Obstgarten (vgl. Skizze 2) hinzog. Es schien ihm angängig, den linken Flügel des Feindes am 2. flankierend anzugreifen; eine verdeckte Annäherung war möglich. Er entschloß sich zur Angriffsschlacht. Er sagt in seinem Bericht: „Es war eigentlich nicht beabsichtigt, so fern von unserer Basis eine Entscheidungsschlacht zu liefern, außer wenn ich angegriffen wurde. Da ich aber unvermutet auf die ganze föderierte Armee gestoßen war, wäre es schwierig und gefährlich gewesen, mit unseren zahlreichen Trains durch die Berge zurückzugehen. Zugleich war es nicht ratsam, den Angriff des Feindes abzuwarten, da ich die Verpflegung in Gegenwart des Feindes nicht sicherstellen konnte; denn er hielt die Gebirgspässe mit Miliz und anderen Truppen besetzt. Eine Schlacht war infolgedessen

Digitized by Google

unvermeidlich, und der eben gewonnene Erfolg gab die Aussicht auf eine günstige Entscheidung."

Daß eine Entscheidungsschlacht bevorstand, wurde durch die Aussage von Gefangenen bestätigt, die bekundeten, daß Hooker durch Meade ersetzt wäre, bis jetzt zwei Korps im Gefecht gewesen seien, jedoch nunmehr sich die ganze Potomac-Armee zusammenzöge.

Es ist einem so bedeutenden Feldherrn wie Lee nicht entgangen, daß es sehr viel besser gewesen wäre, wenn er am 1. Juli 4° nachm. einen Angriff auf den Kirchhofshügel befohlen hätte. Er stand davon ab, weil die Truppen erschöpft und keine Reserven zur Hand waren. Der Feind war zwischen 4 und 6° nachm. auf dem Kirchhofshügel so erschüttert, daß ein entschiedener Ansturm sicheren Erfolg verbürgt hätte. Später war die Aussicht sehr zweifelhaft, da dann frische Truppen der Potomac-Armee herankamen. Zu einem Teilangriff auf die Waldkuppe fühlte Ewell sich nicht stark genug. — Daß Lee nicht noch zwei Divisionen mehr auf dem Gefechtsfeld hatte, war zum größten Teile seine Schuld. Andersons Division von Hills Korps hätte mindestens einen Tag, schlimmstenfalls eine Nacht, früher heranmarschieren müssen. Ewells merkwürdiger Befehl, daß die Division Johnson am Tage vorher einen viel zu weiten Weg westlich einschlug, ist mit auf die nicht ganz klaren Anordnungen Lees zu schieben. Wäre Lee früher zur Stelle gewesen, so hätte sich der Anmarsch Ewells für die Divisionen Rodes und Early noch so gestalten lassen, daß Johnson nicht auf den äußersten linken Flügel zu marschieren brauchte, wodurch er Stunden verlor. Wäre Ewell, statt mit zwei, mit drei Divisionen nördlich Gettysburg aufgetreten, war am 1. Juli ein voller Sieg gewiß. Jackson, sein Vorgänger im Kommando, hätte das sicher fertig gebracht. Leider war dieser energische General, ein Freund Lees, Anfang Mai gefallen. Zuerst Offizier und dann Professor der Mathematik, hatte Jackson, trotz seines bescheidenen Äußeren und seines schäbigen Anzuges, einen ungewöhnlichen Einfluß auf die Mannschaften. Lee sagte später, wenn er Jackson gehabt hätte, würde er den Sieg errungen haben. — Ewell machte, auf dem Pferde festgeschnallt, den Feldzug trotz Verlust eines Beines mit; seine persönliche Energie vermochte er jedoch nicht in besonderem Maße auf die Unterführer zu übertragen.

Die Gründe, warum Lee angreifen wollte, sind vorstehend angegeben; hatte er noch einen anderen Ausweg, um die Entscheidungsschlacht günstiger vorzubereiten? Eine leise Andeutung zu einem anderen Entschluß, als zu einem Angriff auf die Höhen von Gettysburg liegt in dem Ersuchen Lees an Ewell, wenn er die Waldkuppe nicht nehmen könne, sich rechts zu ziehen. Durch die Ausführung dieses Rechtsziehens, welches tatsächlich nicht geschah, hätte Lee das 2. und das 3. Korps mehr in die Hand bekommen, und hätte sich am 2. Juli früh noch entschließen können, ob

Digitized by Google

er angreifen sollte oder nicht. Das 1. Korps stand noch weit zurück und konnte nach den verschiedensten Richtungen in Marsch gesetzt werden. Longstreet, der Kommandierende des 1. Korps, war durchaus gegen einen Angriff. Er schlug angeblich mit aller Energie später vor, vom Angriff abzustehen, rechts abzumarschieren und eine Stellung nach Emmetsburg oder nach Stadt Frederik zu zu nehmen, da dadurch Washington bedroht wurde. Hierdurch wäre die feindliche Armee gezwungen, die Stellung anzugreifen. Longstreet hatte den richtigen Gedanken, daß die sonst tapferen Südländer zu einem Angriff gegen eine starke Stellung über die freie Ebene nicht befähigt wären. Auch war am 2. eine ganze Infanteriedivision (Pickett) nicht zur Stelle. Aber Lee hielt mit Hartnäckigkeit an dem Gedanken des Angreifens fest.

Ein Angriffsbefehl ist in den Berichten nicht enthalten. Es sind nur einzelne Anweisungen an die Korps ausgegeben worden, welche den bevorstehenden Angriff nicht zusammenhängend gestalten konnten und für Ort und Zeit erhebliche Unklarheiten ließen.

Am späten Abend des 1. Juli wurde den kommandierenden Generalen folgendes aufgegeben: Das 1. Korps (Longstreet) hatte 4° morg. aus seinem Biwak östlich Cashtown anzutreten und auf das Gefechtsfeld zu marschieren; Lee behielt sich vor, hier die weiteren Weisungen zu erteilen. Das 3. Korps (A. P. Hill) hatte fürs erste in seiner Stellung westlich des Kirchhofshügels und des südlich davon hinstreichenden Hügelrückens zu verbleiben. Das 2. Korps (Ewell) sollte sich in der Nacht ruhig verhalten; sowie es Geschützfeuer vom äußersten rechten Flügel hörte, sollte es vor der feindlichen Nordfront demonstrieren und, „wenn die Umstände es erlaubten," entscheidend angreifen. Stuart wurde nach dem linken Flügel heranberufen.

Bis zum späten Abend wurden Erkundungen gemacht. Gute Artilleriestellungen waren nicht vorhanden. Vor Hills und Ewells Front hatte der Feind freies Schußfeld; auf dem eigenen rechten Flügel, wo Longstreets Truppen hinkommen sollten, glaubte man günstige Annäherungswege gefunden zu haben. Der linke Flügel des Feindes wurde in Höhe des Obstgartens festgestellt; diese Erkundung stimmte später nicht, da der Feind sich während der Nacht verstärkte und seinen linken Flügel ausdehnte. Fast alle Südtruppen hatten entweder schwere Märsche oder Gefechte hinter sich; die Divisionen des 2. und 3. Korps schliefen Gewehr im Arm.

Lee wußte, daß die Division Pickett vom 1. Korps am 2. Juli nicht auf dem Gefechtsfelde eintreffen konnte; er hatte daher für diesen Tag auf eine bedeutende Überlegenheit des Gegners zu rechnen. Zu seinem Schaden wußte er nicht, daß eine Infanteriebrigade des 1. Korps außer-

Digitized by Google

dem noch entsendet war, zur Deckung der rechten Flanke des Anmarsches, und daß diese nicht vor 12° mittags eintreffen konnte.

Hätte Lee alles zusammengehabt und um 8° früh des 2. Juli angegriffen, und zwar auf der ganzen Linie, wäre ein Sieg wahrscheinlich gewesen. Denn erst um 2° nachm. war bei der Potomac-Armee alles zur Stelle. Aber Lee war in diesen Tagen nicht auf der Höhe seiner Feldherrngröße; seine Befehle waren nicht bestimmt, hingen von Voraussetzungen ab und ergaben nicht die Gestaltung eines geplanten Angriffes.

Der 2. Juli.

Bis 4° nachm.

In der Frühe des 2. Juli erkundeten Lee, Longstreet, Hill und Hood, Divisionskommandeur beim 1. Korps, gemeinsam mit Ferngläsern vom Seminarhügel aus die Stellung des Feindes. Dichte Schützenlinien lagen auf dem Westrande des Kirchhofshügels, dahinter stand zahlreiche Artillerie. Der Moment war verpaßt. Von einem Besetzen der Stellung ohne erheblichen Kampf, wie Lee und seine Umgebung noch zu hoffen gewagt hatten, war nicht mehr die Rede; es mußte angegriffen werden.

Der zu erklimmende Abfall des Hügelrückens vom Kirchhofshügel bis zum Round Top war an einzelnen Stellen steil, vom Feinde überall eingesehen; eine langgestreckte Geländewelle bot den zum Rechtsabmarsch bestimmten Teilen der Südarmee auf 2000 bis 2500 m vom Feinde Schutz; überhöhende Artilleriestellungen waren nicht vorhanden. Im großen und ganzen war das zu übersehende Angriffsgelände für das 1. und 3. Korps der nordvirginischen Armee wenig günstig. Man mußte hoffen, daß das 2. Korps, Ewell, in der rechten Flanke des Feindes die Hauptarbeit tun würde.

Mit Longstreet hatte Lee am Morgen erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Longstreet war in der Nacht von Lees Absichten nicht vollständig unterrichtet worden; er hatte erst um 8° früh von ihm erfahren, daß er auf dem rechten Flügel angreifen sollte. In einer im Jahre 1875 verfaßten Schrift erklärte Longstreet, daß er vom Angriff abgeraten habe; das scheint auch richtig, obgleich es der Generaladjutant Lees, Taylor, bestreitet. Wahr ist, daß Longstreet vorgeschlagen hat, um den linken Flügel der Potomac-Armee herumzugehen, die nordvirginische Armee zwischen Gettysburg und Washington aufzustellen und sich angreifen zu lassen. Er geriet mit Lee am Morgen des 2. in einen lebhaften Wortwechsel, den Lee mit den Worten beendete: „Dort steht der Feind, ich werde ihn angreifen".

Es war ein klarer, heißer Sommertag; die schöne, fruchtbare, mit einigen Gehölzen geschmückte Gegend lag bis zur Mittagsstunde ruhig

Digitized by Google

da: einzelne Gewehrschüsse unterbrachen die Stille. Niemand konnte annehmen, daß zwei Heere sich zum Kampfe anschickten.

Longstreets 1. Korps war aus der Gegend von Cashtown mit dem Anfange bald nach 3° morg. aufgebrochen, bis an den Willoughby Run marschiert und hatte hier einen längeren Halt gemacht. Nach vielfachen Erkundungen und Drehen der wieder angetretenen Marschkolonnen war endlich ein Gelände gefunden, das das 1. Korps beim Ziehen nach dem rechten Flügel den Blicken des Feindes entzog. Lee war unwillig über den langsamen Aufmarsch und wurde es noch mehr, als Longstreet darauf bestand, mit dem Angriff solange zu warten, bis die zum Schutz des Anmarsches am 1. Juli entsendete Infanteriebrigade Law der Division Hood eingetroffen wäre. Diese kam erst um 12° mittags am Willoughby Run an. Da die Division Hood auf dem äußersten rechten Flügel aufgestellt war, kam die ihr zugehörige Brigade Law erst um 4° nachm. auf ihren Platz. Der Feind hat reichlich Zeit gewonnen, sich einzugraben und das entfernte Korps, das 6., heranzuziehen.

Hätte nun wenigstens Lees gesamte Artillerie den Angriff vorbereiten können! Aber zum Unglück waren die Artilleriestellungen für den Angreifer schlecht.

Ewell, im Norden von Gettysburg, verhielt sich still, seine Artillerie sollte das Feuer erst beginnen, wenn Geschützfeuer vom rechten Flügel, von Longstreet her, gehört würde. Beim 3. Korps (Hill) begann nach 12° mittags das Feuer aus 14 Batterien, welche vom Oberst Walker einheitlich geleitet wurden, aus einer Stellung von westlich Gettysburg bis gegenüber dem Obstgarten; vier Batterien wurden nicht vorgezogen. Einen großen Erfolg konnte man sich von dem Feuer dieser 14 Batterien nicht versprechen; Hill sollte fürs erste nur mit einem Angriff drohen und die Aufmerksamkeit des Feindes vom Rechtsabmarsch Longstreets ablenken. Um 4° nachm. hatte Longstreet acht Batterien südwestlich des Obstgartens in Stellung; acht andere Batterien waren noch einen Tagemarsch vom Gefechtsfelde entfernt, bei der Division Pickett in Chambersburg. Zu derselben Zeit waren auf dem linken Flügel, bei Ewell, westlich Gettysburg zwei, östlich der Stadt neun Batterien in Stellung gegangen; acht Batterien blieben in der Reserve. Auf dem Gefechtsfelde waren 15 Batterien untätig, acht fehlten; von 56 Batterien traten nur 33 in den Kampf. Wenn ein Teil der ausfallenden Batterien keine Stellung fand, war eben das Angriffsgelände unglücklich ausgewählt.

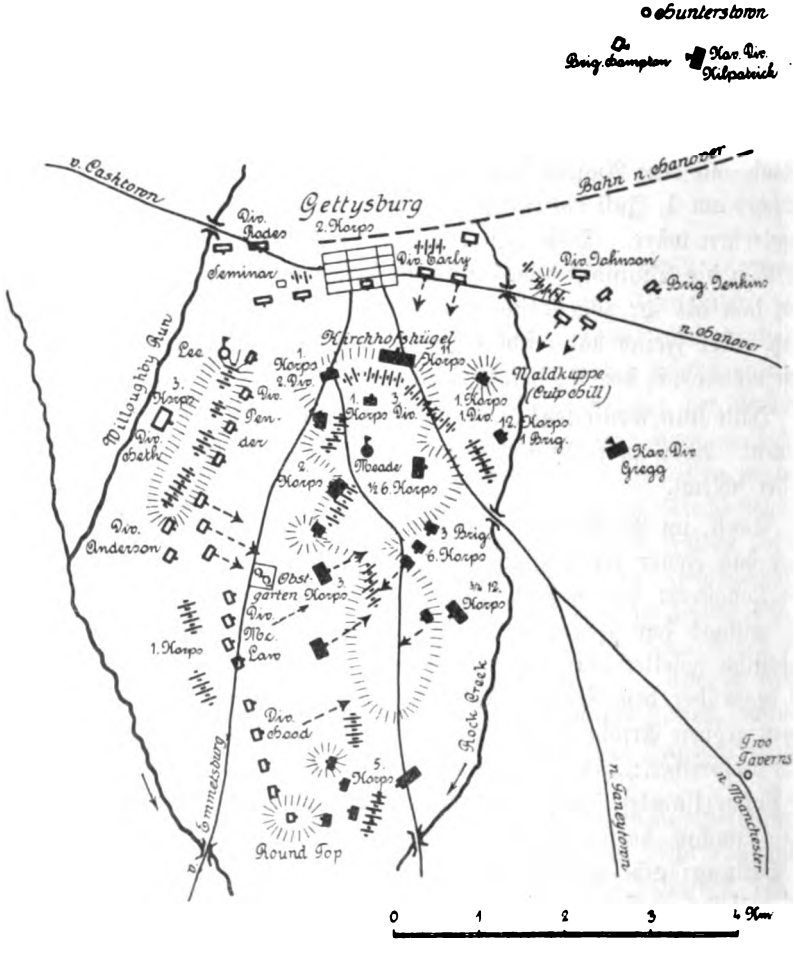
Um 4° nachm. setzten sich die beiden Divisionen Longstreets, Hood rechts, Mc. Law links, zwischen dem Round Top und dem Obstgarten in Bewegung zum Angriff auf den Höhenrücken. Eine Vorbereitung durch Geschützfeuer hatte nicht stattgefunden.

Digitized by Google

Um diese Zeit traf endlich von Stuarts Kavallerie wenigstens eine Brigade, die Brigade Hampton, bei Hunterstown, nordöstlich Gettysburg (vgl. Skizze 3) ein.

Skizze 3.

Lage am 2. Juli 5° nachm.



Lee. ○

Nordvirginische Armee

Inf. Div. Pickett im Anmarsch von Chambersburg. Stuart mit 2 Brig. im Anmarsch von Carlisle, 2 Kav. Brig. im Anmarsch von südlich des Potomac. Kav. Brig. Imboden bei Chambersburg.

Meade. ●

Potomac-Armee

Kav. Div. Buford vom linken Flügel nach Westminster. 3. Korps zurück; es kommen ½ Stunde später 5. Korps, ¾ 12. Korps, ½ 6. Korps nach dem linken Flügel.

So waren drei Viertel eines langen Sommertages für den Angreifenden ungenützt entschwunden, und Longstreet mußte, wie der Kommandierende der Garde bei St. Privat, wenn er noch vor Einbruch der Nacht einen Erfolg erreichen wollte, rasch, ohne Vorbereitung durch Artillerie, auf die feste Stellung des Gegners zum Angriff antreten.

Digitized by Google

Es dürfte Zeit sein, einen Blick auf die Maßnahme des Gegners zu werfen. Besonders hoffnungsfreudig sah der Höchstkommandierende, General Meade, den Ereignissen nicht entgegen. Ein Augenzeuge schildert ihn „bleich, hohläugig, trübe blickend, angegriffen infolge Schlaflosigkeit, voll Besorgnis, gedrückt durch das Gefühl der Verantwortlichkeit".

Um 7° früh waren seine Sorgen über die rechtzeitige Versammlung der Armee gehoben, das 2., 5., der Rest des 3. Korps waren eingetroffen. Es handelte sich um ihre Aufstellung. Vernünftigerweise wurde die Mischung der Verbände möglichst beseitigt, das 12. Korps auf dem rechten Flügel zusammengezogen; das 1. Korps blieb geteilt; das 2. und 3. Korps wurden auf dem linken Flügel unter den gemeinsamen Befehl des Generals Hancock gestellt; das 5. Korps wurde zuerst auf dem östlichen Ufer des Rock Creek auf dem äußersten rechten Flügel belassen. Meade hielt diesen für am stärksten bedroht, er hatte die Anhäufung von feindlichen Truppen vor diesem Flügel — es war die Division Johnson — bemerkt. Von Lees Absicht, den linken Flügel außerdem noch umfassend anzugreifen, konnte Meade um 7° früh noch nichts wissen. Der Gedanke der Gefährdung des rechten Flügels blieb bis in den Nachmittag hinein bestehen, auch das um 2° ankommende 6. Korps wurde dorthingezogen.

Vom taktischen Standpunkte aus war die Wahl der Stellung eine eigentümliche zu nennen. Auf einem hohen Bergrücken waren beide Flügel zurückgebogen; der innere Raum war beschränkt; die Stellung forderte zu einer beiderseitigen Umfassung geradezu heraus. Die Kriegslehre warnt vor der Einnahme solcher Stellungen. Die Stellung an und für sich war stark, die Nordtruppen standen überhöhend und verdeckt, überall eingegraben; das Schußfeld war gut; der Gegner mußte an fast allen Stellen einzusehende Abhänge und Mulden durchschreiten. Artilleriestellungen, wenn auch etwas nahe an der Infanterielinie, waren genügend vorhanden. Die Flügel waren nicht sicher angelehnt. Die Bewegungsfreiheit innerhalb der Stellung zeigte sich als ausreichend vorhanden. Der im Falle einer Niederlage auf Westminster geplante Rückzug schien gewährleistet. Der Hauptvorteil dieser konzentrierten Stellung war der, daß binnen kurzer Zeit Truppen von einem Flügel zum anderen gezogen werden konnten. Dieser Umstand hat Meade vor einer vernichtenden Niederlage gerettet.

Ausgezeichnet unterstützt wurde Meade durch seinen Artilleriegeneral Hunt. Diesem gelang es, fast die gesamten Batterien, mit Ausnahme der des 6. Korps, einzusetzen. Die Organisation erleichterte seine Maßnahmen; die Korps konnten ihre fünf bis sechs Batterien gut verwenden; wo es fehlte, schob Hunt aus den 21 Batterien der Artilleriereserve solche vor. Er trat allmählich mit 47 Batterien den 33 des Gegners gegen-

Digitized by Google

über, welch letzterer seinen Überschuß, den einzelnen Generalkommandos unterstellt, nicht zu verwenden verstand.

Der Vormittag war ohne erhebliche Störungen seitens des Feindes vergangen. Nachmittags begannen feindliche Batterien von dem Hügelrücken östlich des Willoughby Runs zu feuern. Um 2° nachm. traf zur Freude Meades nach 17stündigem Marsch (64 km) das 6. Korps von Manchester tief ermüdet auf dem rechten Flügel ein und stellte sich neben dem 5. Korps auf; es war mit dem Anfang um 9° abds. aufgebrochen und mit dem Ende um 5° abds. zur Stelle. — Meade fühlte sich nunmehr beruhigt, wenn auch General Sickles, Kommandierender des 3. Korps, gegen 1^{30} nachm. persönlich die Meldung machte, daß der linke Flügel nicht angelehnt sei, und der Feind sich vor diesem zu verstärken scheine. Meade legte auf diese Meldung keinen besonderen Wert, jeder General glaube, daß er auf der gefährdetsten Stelle stehe; er schickte den Artilleriegeneral Hunt hin, um sich die Lage anzusehen; dieser sagte zwar, er wolle seine Eindrücke an Meade melden; es wurde aber fürs erste weiter nichts angeordnet.

Zu 3° nachm. hatte Meade die kommandierenden Generale zu sich befohlen. Als Sickles verspätet ankam, sagte ihm Meade, die Besprechung sei zu Ende, er solle zurückreiten. Meade hätte ihm sagen sollen, daß er das 5. Korps, nach Eintreffen des 6., vom rechten nach dem linken Flügel ziehen wolle.

Wie Meade die Lage gegen 3° nachm. vor Beginn der Schlacht ansah, geht aus seiner Depesche an Halleck nach Washington hervor:

„Hauptquartier bei Gettysburg, 2. Juli, 3° nachm.

Ich habe heute meine Armee bei dieser Stadt vereinigt. Das 6. Korps ist soeben sehr ermüdet angekommen. Die Armee ist erschöpft. Bis zu diesem Augenblick habe ich den Angriff des Feindes in einer guten Verteidigungsstellung erwartet. Ob ich ihn angreifen werde, wird sich entscheiden, sobald sich seine Maßnahmen mehr übersehen lassen. Augenscheinlich entwickelt er sich gegen meine beiden Flanken. Genaueres anzugeben, ist schwer. Ich bin bis jetzt vom Angriff abgestanden, um das 6. Korps abzuwarten und die Armee ruhen zu lassen .... Werde ich nicht angegriffen, und ich kann eine günstige Gelegenheit finden, so werde ich angreifen. Scheint es mir zu gefährlich, oder setzt sich der Feind zwischen mich und Washington, so gehe ich auf Westminster zurück .... Ich fühle meine volle Verantwortlichkeit und werde mit Vorsicht handeln."

Aus dieser Meldung konnte Halleck noch nicht ersehen, was der Feind vornahm. Es war dies auffallend, denn Kavallerie hätte eigentlich am 2. genug vorhanden sein sollen. Allerdings waren am 2. früh auf dem linken Flügel die beiden Brigaden der Kavalleriedivision Buford fort-

Digitized by Google

genommen und nach Westminster geschickt worden, um dort das Armeedepot zu sichern; sie fielen für die brennend nötige Aufklärung gänzlich aus. Meade hatte sich mit dieser Anordnung jeglichen Mittels der Aufklärung auf seinem linken Flügel beraubt, was um so unverständlicher ist, als er dauernd einen Rechtsabmarsch des Feindes nach Frederik befürchtete. Greggs Kavalleriedivision traf, mit Ausnahme einer Brigade, mittags auf dem rechten Flügel der Armee östlich des Rock Creek ein und lenkte durch abgesessene Schützen eine feindliche Infanteriebrigade auf sich. Kilpatrick stieß mit seiner Kavalleriedivision abends, auf dem Anmarsch nach Gettysburg, östlich Hunterstown, auf die Stuartsche Kavalleriebrigade Hampton und drückte sie zurück. Nach dem rechten Flügel sammelte sich der größte Teil der nordstaatlichen Kavallerie, während der meist bedrohte linke Flügel von jeder Kavallerie entblößt wurde.

Der auf diesem Flügel kommandierende General Sickles war sehr erregt. Von der Besprechung im Hauptquartier nach 3° nachm., ohne weitere Anweisung erhalten zu haben, nach dem linken Flügel zurückgekehrt, sah Sickles, wie er es befohlen hatte, die Infanterieschützenlinie weit über den Höhenrand bis zum Obstgarten vorgeschoben, den äußersten linken Flügel bis zum Round Top ausgedehnt, ohne diesen selbst zu erreichen. Das 3. Korps, fast ohne Reserven, weit vor- und auseinandergezogen, konnte einem kräftigen Angriff des Gegners in dieser Aufstellung unmöglich Stand halten. Sickles, ohne Kavallerie, hoffte auf Unterstützung. Unterdessen kam Meade gegen 3^{30} herangeritten und fragte: „Haben Sie sich nicht zu weit ausgedehnt? Herr General, können Sie diese Stellung halten?" „Ja!" antwortete dieser, „bis Verstärkungen herangebracht sind; greift der Feind an, brauche ich Hilfe." Meade vertrat die Meinung, daß die Aufstellung zu ausgedehnt sei, hielt es aber nicht mehr an der Zeit, eine Veränderung vorzunehmen; er sagte jedoch jetzt ausdrücklich, er würde das 5. Korps hersenden; Sickles solle sich im Notfalle an das 2., das Nachbarkorps, um Hilfe wenden und sich aus der Artillerieresерve Batterien geben lassen. „Die Zusammenkunft wurde dann plötzlich durch einen Hagel von Granaten unterbrochen, welche sichtlich auf die Gruppe der Offiziere gerichtet waren." General Meade ritt fort. Mit dem Beginn des feindlichen Artilleriefeuers kam zum Hauptquartier, südlich des Kirchhofshügels, vom Round Top eine Meldung der Signalstation, der Feind greife umfassend den linken Flügel an. Die Entscheidungsschlacht hatte begonnen.

Bis zum Abend.

Es dürfte zu weit führen, die viel verschlungenen Bewegungen der einzelnen Regimenter der Nordtruppen zu verfolgen. Regimenter waren sie nur dem Namen nach, ihre Stärken schwankten zwischen 160 und

Digitized by Google

400 Mann. Die Truppen kamen auf dem linken Flügel der Stellung im Verteidigungskampfe außerordentlich durcheinander. Das 3. Korps wurde bald aus seiner zu weit vorgeschobenen Linie durch die angreifenden Massen Longstreets geworfen. Die vorstürmenden tapferen Texas- und Alabama-Regimenter hatten anfänglich, bis nach 5° nachm., Erfolg, aber oben, auf dem Rande des Hügelrückens, griff von links eine Division des 2. Korps der Nordtruppen ein, rechts schwenkte nordöstlich des Round Top das herangekommene 5. Korps gegen den rechten Flügel Longstreets ein. Meade ließ vom Rock Creek her noch fünf Brigaden des 12. Korps holen, die mit Teilen des führerlosen 3. Korps — Sickles war verwundet — den Feind in der Front angriffen. Schließlich wurden noch drei Brigaden des 6. Korps vom äußersten rechten Flügel nach dem linken in Bewegung gesetzt. Diesen Massen konnten die beiden starken Divisionen Longstreets nicht widerstehen, sie glitten abends den Abhang bis zu seinem Fuße, bis zum Obstgarten, hinunter. — Der Ingenieurgeneral Warren soll wesentlich zum Erfolge der Nordtruppen beigetragen haben; er besichtigte gerade beim Beginn des Angriffs die Signalstation auf dem Round Top, ritt dem 5. Korps entgegen und veranlaßte die vorderste Brigade des Korps zum Einschwenken gegen den rechten Flügel des Angreifers. Der Round Top kam eine Zeitlang in die Hände der nordvirginischen Streitkräfte; Artillerie konnte dort nicht aufgestellt werden, da die Oberfläche steinig, uneben und mit Bäumen bedeckt war. Um 10° abds. wurde die Höhe den nordvirginischen Schützen durch die nordstaatliche Brigade Fisher des 5. Korps und das 20. Maine-Regiment entrissen, eine Gefechtshandlung, die für den folgenden Tag von Bedeutung war.

Wenn auch Meade für den linken Flügel durch rechtzeitiges, rasches Heranziehen von Truppen vom rechten Flügel her gesorgt und die Stellung behauptet hatte, so war doch der rechte Flügel, welcher spät abends angegriffen wurde, erheblich geschwächt. Rechts von der 1. Division des 1. Korps, die den Culp Hill, südöstlich Gettysburg, dauernd besetzt hielt, stand nur noch die Brigade Greene vom 12. Korps; zwei Brigaden dieses Korps hatten sich verirrt und zogen nutzlos östlich des Rock Creek herum. Es blieb nur noch das durch den langen Marsch erschöpfte 6. Korps übrig. Hiervon hatte Meade drei Brigaden nach dem linken Flügel gesandt, die kaum mehr ins Gefecht kamen; der Rest war als Armeereserve südlich des Kirchhofs aufgestellt und wurde abends zum Teil zur Abwehr des Angriffs des Feindes, der von Gettysburg her und östlich davon erfolgte, verwandt. Dieser Angriff war so matt, daß das 11. Korps, die 1. Division des 1. Korps und die Brigade Greene eigentlich genügten, um ihn abzuschlagen.

Meade hatte zwar am Abend des 2. Juli das erhebende Gefühl, dem Angriff des Feindes standgehalten zu haben, aber er konnte seines

Digitized by Google

gelungenen passiven Widerstandes doch nicht recht froh werden, denn der Feind stand abends zum Teil dicht vor den Schützengräben; auf dem rechten Flügel, am Culp Hill, hatte er sogar einige in Besitz behalten. Meade fühlte sich in seiner konzentrierten Stellung eingeengt und wußte, daß die Truppen schwer gelitten, teilweise bis zu 50 v. H. verloren hatten und erschöpft waren. In seiner Besorgnis berief er nachts die kommandierenden Generale zu einem Kriegsrat zusammen.

An einen Rückzug hat er nach seiner Angabe nicht gedacht; dem entspricht auch seine am 2. Juli, 8° abds., an Halleck abgegangene Depesche: „Der Feind griff mich heute gegen 4° nachm. an und wurde nach sehr heftigem Kampfe überall zurückgeschlagen. Wir haben an Toten und Verwundeten viel verloren .... Ich werde morgen in meiner Stellung bleiben, aber ich bin mir noch nicht klar darüber, ob ich mich zur Verteidigung oder zum Angriff entschließen werde, da ich über den Zustand der Armee zurzeit nicht genügend unterrichtet bin." Um diesen Zustand kennen zu lernen, wurden nachts sämtliche kommandierenden Generale im Hauptquartier, einem Farmerhause, versammelt, im ganzen neun; denn Hancock und Slocum hatten ihre Korps abgegeben, um den gesamten linken bzw. rechten Flügel zu kommandieren; Howard (11. Korps) in der Mitte blieb selbständig. Nach den Erhebungen war das 3. Korps schwer erschüttert, auf dem äußersten rechten Flügel hatte der Feind die vorderste Linie der Verschanzungen der Brigade Greene genommen; der rechte Flügel des 11. Korps war etwas zurückgegangen. Der Chef des Generalstabes, Major-General Butterfield, hatte den Generalen folgende Fragen vorzulegen:

1. Ist es unter den dargelegten Verhältnissen für die Armee ratsam, in ihrer Stellung zu bleiben oder in eine andere Stellung zurückzugehen, welche den Verbindungen näher liegt?

2. Bleibt sie in ihrer Aufstellung, soll sie angreifen oder den Angriff des Feindes abwarten?

3. Wenn wir den Angriff abwarten wollen, wie lange?

Meade hat sich später energisch dagegen ausgesprochen, daß er einem Rückzuge zugeneigt gewesen sei. Indessen die Fragestellung zu 1 sieht doch sehr nach einer Erwägung, zurückzugehen, aus; er meint, daß nur eine Stellungsveränderung in Frage gekommen sei. Es wurde nunmehr mit dem jüngsten anfangend abgestimmt. Gibbon vom 2. Korps gab seine Stimme dahin ab, die Aufstellung der Armee zu verbessern, jedoch nicht zurückzugehen, auf keinen Fall anzugreifen, zu warten, bis der Feind abzöge. General Williams war derselben Meinung, wollte jedoch nur einen Tag noch warten; die übrigen schlossen sich im allgemeinen letzterer Ansicht an. Nur Hancock wollte angreifen, wenn der Feind nicht angriffe. Sedgwick war besorgt, weil nur noch 58 000 Mann unter dem Gewehr

Digitized by Google

ständen. Slocum, als ältester und letzter, bisher wenig hervorgetreten, sagte: „Stehen bleiben und die Sache ausfechten!“ Meade schloß den Kriegsrat mit den Worten: „Also gut! So ist es denn entschieden!“ Er beschloß, stehen zu bleiben. Größer hätte er dagestanden, wenn er diesen Entschluß selbständig gefaßt hätte. An einem der nächsten Tage sollte sich der Kriegsrat wiederholen, und dabei gewann denn die „timide“ Partei, wie Friedrich der Große sagt, „wie gewöhnlich“ die Oberhand.

Auf der Seite des Gegners, der nordvirginischen Armee, war der Entschluß und der Befehl zum Angriff allein aus Lees Seele entsprossen. Der Befehl für Longstreet auf dem rechten Flügel wurde bestimmt gegeben. Für die beiden anderen Korps hätten sich klarere und energischere Anordnungen empfohlen. Lee hielt sich während der Schlacht südlich des Seminarhügels auf; mit Hill zusammen auf einem Baumstumpf sitzend, sah er, wie immer, ruhig und gesetzt dem Verlauf der Schlacht zu; selten schickte er einen Befehl, an Longstreet nur einen, von dem er auch nur eine Meldung bekam. Bald nach 4° nachm., nachdem die acht Batterien des 1. Korps das Feuer eröffnet hatten, griff die Division Hood auf dem rechten Flügel nördlich des Round Top an; ihm folgte etwas später links die Division Mc. Law und dann angeblich mit erheblicher Verspätung die Division Anderson vom 3. Korps. Obwohl Hood, später verwundet, den linken Flügel des feindlichen 3. Korps mit glänzender Tapferkeit über den Haufen warf, mußte er doch am oberen Rande des Hügelrückens haltmachen, da er sich dort sehr überlegenen Kräften gegenüber sah, deren Widerstand er nicht überwinden konnte. Links war die Division Mc. Law zurückgeblieben, die Division Anderson, noch weiter links, soll bald zurückgegangen sein. Bis zum Einbruch der Dunkelheit wurde hier gefochten, ein Erfolg aber nicht errungen.

Von Ewells (2.) Korps auf dem linken Flügel wurde ganz links die Division Johnson eingesetzt, und zwar sehr spät. Pünktlich um 4° nachm. begann allerdings das Artilleriefeuer auf diesem Flügel, aber die Angriffsbatterien wurden niedergekämpft und mußten bis auf eine abfahren. Erst gegen 6° schickte Johnson zwei Brigaden gegen den Culp Hill und die südlich davon gelegenen Schützengräben vor; eine dritte Infanteriebrigade schwenkte gegen die feindliche Kavalleriedivision Gregg ein; eine vierte Brigade folgte in Reserve. Gegen 9° abds. hatte Johnson wohl einige Vorteile errungen, aber die an ihn Anschluß habenden Truppen kamen nicht mit; Early machte durch Gettysburg hindurch nur mit zwei Brigaden einen ziemlich matten Angriff; rechts davon die Division Rodes hatte überhaupt keine Lust vorzugehen, sie wartete auf Befehle, inzwischen wurde es dunkel und Earlys Brigaden waren zurückgeworfen. Die Division Pender vom 3. Korps fühlte sich, da die Nachbar-

Digitized by Google

division nichts tat, gleichfalls nicht genötigt, einen Angriff zu machen. Pender war schwer verwundet. Ewells Einfluß war nicht zu bemerken, es fehlte an entschiedenem Wollen, allerdings entschuldigt durch Lees Anweisung, zu demonstrieren und nur dann anzugreifen, „wenn die Gelegenheit günstig wäre". Hill hatte überhaupt nur den Befehl, mit einem Angriff zu drohen; daher sind die Leistungen seiner Divisionen Pender, Heth, Anderson schwach.

Early ließ es sehr an sich kommen, seine Division verlor während dieses Schlachttages nur 435 Mann; spät abends wurde von ihm eine Brigade auf Befehl an Johnson abgegeben, und damit hörte seine Tätigkeit ganz auf.

Für Lee blieb der Hoffnungsstrahl, daß Johnson auf dem äußersten linken Flügel etwas vorwärts gekommen war, im übrigen mußte er sich sagen, daß der geplante, gegen beide Flügel des Gegners angesetzte Angriff gescheitert war.

Stuart kam mit zwei Kavalleriebrigaden nachmittags in Heidlersburg (vgl. Skizze 1) an, griff aber nicht mehr ein.

Lee sagt in seinem Bericht: „Wir versuchten, den Feind aus seinen Stellungen zu drängen, und, obgleich wir einiges Gelände gewannen, waren wir doch nicht imstande, die Stellung zu nehmen." Die einzige frische Truppe, welche Lee abends noch hatte, war die Division Pickett, vom Korps Longstreet, welche von Chambersburg bis auf 10 km an das Schlachtfeld heranmarschiert war. Nach einer Zusammenkunft mit Longstreet und Hill entschied sich Lee, trotz Abratens des ersteren, am 3. Juli Longstreet mit der Division Pickett, einer Division und vier Brigaden des Korps Hill den Angriff erneuern zu lassen.

Major Scheibert schreibt in seinen Erinnerungen: „Der General R. E. Lee sprach sich einst offen gegen mich aus. Sie müssen unsere Verhältnisse kennen, sagte er, und sehen, daß meine Leitung in der Schlacht mehr schaden als nützen würde. Es wäre schlimm, wenn ich mich da nicht auf die Divisions- und Brigadekommandeure verlassen könnte. Ich sinne und arbeite mit meiner ganzen Kraft, um die Truppen rechtzeitig an die richtige Stelle zu bringen. Damit habe ich meine Pflicht getan."

Diese Grundsätze reichten für eine geplante Angriffsschlacht nicht aus. Das Loslassen der Unterführer ohne genau angegebene Ziele, Zeiten und Zwecke konnte in einer solchen Schlacht niemals sicher zu einem Erfolge führen. Abgesehen davon, daß nicht alles zur Stelle war, die Division Pickett und fünf Kavalleriebrigaden fehlten, abgesehen davon, daß Longstreet mit zwei Divisionen statt vormittags um 4° nachm. zum Angriff antrat, so war der Hauptgrund der Niederlage der Mangel an bestimmten Befehlen. Hätte Ewell auf dem linken Flügel statt mit zwei Brigaden Johnsons mit vier angegriffen, und hätte diesem Early noch zwei seiner

Digitized by Google

nutzlos zurückgehaltenen Brigaden mitgegeben, so war ein Erfolg zu erhoffen. Vor allen Dingen konnte Lees Gegner, Meade, wenn der rechte Flügel der Potomac-Armee am Culp Hill um 4° nachm. ernstlich angegriffen worden wäre, nicht beliebig Verstärkungen vom rechten nach dem linken Flügel ziehen. Dieser Mangel an Unterstützung seitens Ewells wirkte für Longstreet vernichtend. Lee hätte wohl seine klassische Ruhe unterbrechen sollen, um die matten Seelen der Führer auf dem linken Flügel durch Feuereifer zu entflammen. — Daß die Artillerievorbereitung ganz unzureichend war, ist schon erwähnt; von einer planmäßigen Infanteriefeuervorbereitung war nicht die Rede. Eine Reserve war vorhanden, die etwas mitgenommene Division Heth, welche am 2. General Pettigrew führte; die Reserve wurde nicht eingesetzt. So geschickt die Truppen zum doppelt umfassenden Angriff angesetzt waren, die Ausführung seitens der Führer war ungenügend; die Tapferkeit der Truppen allein konnte den Erfolg nicht verbürgen. Einen so großen Namen sich Lee als Feldherr in den Operationen gemacht hat, als Taktiker tritt er zurück. Die Feinheit seines Verstandes war nicht mit der Brutalität des unerbittlichen Willens gepaart.

Der 3. Juli.

Der Kampf auf den Flügeln.

Lee hatte sich während der Nacht von dem Entschluß, am 3. Juli noch einmal anzugreifen, nicht abbringen lassen. Longstreet sollte den Befehl in der Mitte übernehmen. Als einzige frische Truppe wurde ihm die noch rückwärts befindliche Division Pickett seines Korps überwiesen. Auf ihr Eintreffen wurde für 10° früh gerechnet. Außer den drei Brigaden dieser Division erhielt Longstreet noch acht Brigaden des 3. Korps unterstellt. Zugleich mit ihm sollte Johnson auf dem äußersten linken Flügel, unterstützt durch drei Brigaden, angreifen und die am 2. abends errungenen geringen Erfolge weiter vervollständigen.

Longstreet, der sonst mit Lee gut stand, war gegen einen Frontalangriff durchaus eingenommen. Es war dies um so bemerkenswerter, als er eigentlich wegen seiner Angriffsfreudigkeit berühmt war, und er deswegen in der Armee den Beinamen Bulldogge oder Kampfhahn erhalten hatte. Dieses Mal war er jedoch nur mit halbem Herzen bei der Sache und begleitete früh morgens verstimmt den Oberbefehlshaber bei der Erkundung. Lees Plan war, den Kirchhofshügel von zwei Seiten anzugreifen und damit die feindliche Armee zu durchbrechen. Zum Erfolg gehörte der gemeinsame Angriff Johnsons und Longstreets. Dieser wurde zum Schaden der Konföderierten nicht erzielt. Pickett stand mit seiner Division weiter ab, als Lee dachte; Longstreet hatte eine zu späte Auf-

Digitized by Google

bruchszeit befohlen; Trains behinderten den Anmarsch; sodann wurde eine mehrstündige Pause dadurch bedingt, daß erst langwierige Erkundungen angestellt wurden, um die Division Pickett hinter dem 3. Korps entlang ungesehen auf deren rechten Flügel zu führen. Kurz, es ergab sich, daß die Division statt um 10° vorm. erst nach 12° mittags an der gewählten Stelle aufmarschiert sein konnte. Erst dann sollte die Artilleriefeuervorbereitung beginnen. Um 9° früh war es klar, daß der Infanterieangriff gegen die Mitte nicht vor 1° angesetzt werden durfte, wenn Geschützfeuer ihn vorbereiten und die Truppen sämtlich zum Angriff entwickelt sein sollten.

Es wurde schleunigst zu Johnson, östlich Gettysburg, geschickt, er solle mit seinem Angriff warten, aber der Befehl kam zu spät. Johnson war schon im Kampfe begriffen. — Der Feind hatte dessen Angriff nicht abgewartet, sondern war schon bei Anbruch des Tages, um 4° früh, selbst vorgegangen. Vier Batterien fügten den Konföderierten schwere Verluste zu, da diese für ihre Geschütze keine Stellungen fanden. Die vordersten Brigaden Johnsons wurden allmählich aus den am Abend vorher genommenen Schützengräben hinausgeworfen; nach mehrstündiger Verteidigung ging Johnson mit sechs Brigaden zum Angriff vor, wurde jedoch nach 11° vorm. vom 12. Korps, der 1. Division des 1. Korps und der Brigade Greene zurückgeschlagen. Aus dem gleichzeitigen Angriff Longstreets und Johnsons war nichts geworden, ähnlich wie am 2. Juli. Johnson ging nach 1° nachm. in die in Skizze 4 bezeichnete Aufstellung zurück. Hier traf Stuart mit drei Brigaden ein, ihm hatte sich die Kavalleriebrigade Jenkins angeschlossen. Stuart hatte von Lee den Befehl erhalten, des Feindes rechte Flanke und Rücken zu beunruhigen. Er war mit den vier Brigaden aufgebrochen und, mit den Brigaden Chambliß und Jenkins an der Spitze, auf zwei Brigaden von Greggs Kavalleriedivision und die Brigade Custer von Kilpatricks Kavalleriedivision gestoßen. Von Greggs Division war eine Brigade noch in Westminster geblieben; die Brigade Custer sollte eigentlich zu Kilpatrick nach dem linken Flügel kommen, blieb aber bei Gregg, als Custer Stuart herankommen sah.

Stuart ließ die vordersten Brigaden zum Feuergefecht absitzen und schickte zu Hampton zurück, er solle mit den beiden anderen Brigaden herankommen. Letzterer ritt vor, fand aber Stuart nicht und sah, zurückkehrend, wie Fitz Lee beide Brigaden zur Attacke links vorführte; Hampton ritt die Attacke mit und wurde schwer verwundet. Obwohl Gregg zurückgedrängt wurde, so war er doch nicht entscheidend geschlagen, und Stuart konnte nicht, wie er gehofft hatte, die Trains des Feindes nehmen. Er wartete bis zum Abend, um den etwa auf dem Rückzuge befindlichen Feind zu attackieren. Da Meade aber die Stellung bei Gettysburg hielt, kam Stuart am 3. Juli nicht mehr zum Eingreifen.

Digitized by Google

Kilpatrick, von Meade nach dem linken Flügel beordert, hatte nur eine Brigade, die Brigade Farnsworth, bei sich; er nahm die Brigade Merritt, welche von der Aufklärung von Emmetsburg her herangekommen war, wenn sie auch zur Kavalleriedivision Buford gehörte, unter sein Kommando und ließ dieselbe gegen die feindliche Infanteriedivision Hood zum Feuergefecht absitzen, während Farnsworth auf Befehl glänzend, aber ohne Erfolg, attackierte. Farnsworth fiel. Ein Erfolg wurde allerdings dadurch erzielt, daß die konföderierte Infanteriedivision Hood den ganzen Tag über sich zum Flankenschutz berufen glaubte und am Entscheidungskampfe selbst nicht teilnahm. Ein Regiment der Kavalleriebrigade Merritt versuchte, die Trains des Feindes zu nehmen, wurde jedoch von der endlich herangekommenen Kavalleriebrigade Jones übel zugerichtet, die konföderierte Kavalleriebrigade Robertson kam nicht mehr zum Gefecht.

Um 1° nachm. wußte Lee, daß Johnsons Angriff auf dem linken Flügel mißglückt sei. Seinen Generalstab trifft die Schuld, daß Johnson zu früh den Angriff unternahm, und daß die Division Pickett mindestens zwei Stunden zu spät auf dem für sie bestimmten Punkte des Schlachtfeldes eintraf. Der grundlegende Gedanke, von zwei Seiten die Mitte des Feindes auf dem Kirchhofshügel anzugreifen, war kühn und versprach den größten Erfolg. Leider wurde der großartig angelegte Angriff zeitlich nicht in Einklang gebracht. Sehen wir, ob der nunmehr erfolgende große Frontalangriff, dessen Ausgang über das Schicksal des Südens entscheiden mußte, gelang.

Die Entscheidung in der Mitte der Schlachtlinie.

Um 11° vorm. hatte das Geschützfeuer östlich Gettysburg aufgehört; es trat die große Stille auf dem Schlachtfelde ein, die dauernd allen Teilnehmern im Gedächtnis haften blieb. Nach all den Kämpfen am 1. und 2. Juli und dem Vormittage des 3. schien endlich eine Ruhepause einzutreten, allerdings wie die Schwüle vor dem Gewitter.

Der physische Zustand der beiden Armeen war wenig erquicklich. Battine schreibt: „Rings herum um die Biwaks war der Boden durch den zweitägigen Aufenthalt von vielen tausend Menschen beschmutzt und aufgewühlt. Auf den Stellen, an denen die letzten Angriffe geendet hatten, am Culp Hill und am Kirchhofshügel, sahen sich die Soldaten von Hunderten von Leichen umgeben, von denen viele Bajonettstiche hatten, und deren Gesichter noch im Todeskampfe vor Schmerz verzerrt waren. Das niedergetretene Gras war durchtränkt mit Blut, und ein ekelhafter Geruch erfüllte nach der Todesernte der letzten Tage die erhitzte Luft. Weiterhin auf den Abhängen lagen die Körper von Menschen und Pferden, und zeigten sich all die Spuren hartnäckigen Kämpfens. Auf der Seite der

Digitized by Google

Konföderierten waren Menschen zu sehen, welche wie Ameisen herumliefen; die Geschütze vieler Batterien zeichneten sich sichtbar im Gelände ab. Es schien gewiß, daß die Überlebenden die Schlacht erneuern wollten und Unheilvolles im Schilde führten .... Alle, ob reich, ob arm, welche niemals auf 24 Stunden die Bequemlichkeiten des täglichen Lebens entbehrt haben, können sich kaum einen Begriff davon machen, wie der Zustand der beiden Armeen bei Gettysburg war. Ein großer Teil der Truppen hatte seit vier Tagen schwere Märsche hinter sich, vom Mittwoch zum Donnerstag waren einige die ganze Nacht marschiert, um das Schlachtfeld zu erreichen und, zu ermüdet, um Nahrung zu sich zu nehmen, waren sie nach kurzer Ruhepause in den Kampf getreten." Indessen bis auf einige Truppenteile, die sehr schwere Verluste erlitten hatten, waren beide Armeen kampfbereit; ob zum Angriff, wird der Verlauf des Nachmittags des 3. Juli zeigen.

Meade sah die Lage als günstig an; er telegraphierte um 8° früh an Halleck: „An verschiedenen Stellen begann heute bei Tagesanbruch der Kampf von neuem. Der Feind hat bis jetzt keinen Vorteil gewonnen. Die ganze Armee ist in guter Stellung. Longstreets und Hills Truppen sollen nach Aussagen von Gefangenen gestern schwer gelitten haben, viele Generale sind beim Feinde gefallen. Wir haben bis jetzt 1600 Gefangene hinter die Front gesandt, eine kleinere Anzahl geht soeben noch ab;" und dann um 12^{30} nachm.: „Augenblicklich ist alles ruhig. An einigen Stellen war heftiges Infanterie- und Artilleriefeuer; die Absicht des Feindes ist bis jetzt nicht zu erkennen. Meine Kavallerie befindet sich auf beiden Flanken des Feindes, um aufzupassen, ob derselbe eine Umgehung machen will."

Während der Gefechtspause gruben sich die Mannschaften der Potomac-Armee immer mehr ein. Der Chef der Artillerie, Major-General Hunt, sah, daß der Feind vor der Mitte zahlreiche Geschütze in Stellung gehen ließ; Hunt vermochte dagegen oben auf dem Hügelkamm 80 Geschütze aufzustellen, einige Batterien derartig, daß sie den Abhang flankierten.

Auf Seite der nordvirginischen Armee hatte der Artilleriegeneral Pendleton bis 10° früh 126 Geschütze vereinigt, 70 vom 1. Korps und 56 vom 3., und unter das Kommando des Obersten Alexander gestellt; die Ziele wurden angegeben, ein gemeinsames Feuer auf die Einbruchspunkte später jedoch nicht erreicht; die Batterien waren angewiesen, Salven abzugeben. Die Entfernungen betrugen 1200 bis 1500 m.

Nachdem Lee die Artillerielinie abgeritten hatte, wurde, verdeckt hinter einer der feindlichen Front parallel laufenden Geländewelle, die zum Angriff bestimmte Infanterie unter Longstreets Führung geordnet. Diese mußte zum Angriff teilweise durch die Artillerie hindurchgehen.

Digitized by Google

Longstreet erhielt von seinem Korps die am Morgen herangekommene Division Pickett zugewiesen, welche ganz aus virginischen Mannschaften bestand; außerdem sollte von der Division Anderson des 3. Korps die Brigade Wilcox den Angriff rechts und die Brigade Wright diesen hinter Pickett mitmachen; links von Pickett hatte die ganze Division Pettigrew (bisher Heth) und dahinter Major-General Trimble mit zwei Brigaden der Division Pender, sämtlich vom 3. Korps, vorzugehen. Außerdem waren die Truppen des 1. Korps angewiesen, „wenn sich die Gelegenheit böte", an dem Angriff teilzunehmen; Hill mit den ihm noch verbleibenden fünf Brigaden sollte auf den Flügeln der Artillerielinie bleiben.

Eingesetzt zum Angriff wurden, nach Abzug der bisherigen Verluste, ungefähr 15 000 Mann, zusammen elf Brigaden, von denen die Brigade Wright nicht zum Gefecht kam. Ein bestimmter Einbruchspunkt wurde nur dem Major-General Pickett, in Richtung der feindlichen Brigade Stannard, gegeben, deren Stellung im spitzen Winkel etwas aus der Linie herausprang. Die Vorbereitungen waren erst um 1° nachm. beendet. Um diese Zeit begann die Artillerie der Konföderierten das Feuer (vgl. hierzu Skizze 4). — Der Artilleriekampf wurde von den 80 Geschützen der Potomac-Armee aufgenommen. Nach 1¾ Stunden ließ Hunt die Batterien des Verteidigers schweigen, um die Munition für den Sturm des Feindes aufzusparen und die Rohre abkühlen zu lassen; elf Protzen waren in die Luft geflogen, einzelne Batterien so beschädigt, daß sie aus der Reserve ausgewechselt werden mußten. Die Mannschaften der nordstaatlichen Infanterie litten wenig; versteckt hinter Erdwällen, gedeckt in Gräben, ließen sie den Geschoßhagel über sich ergehen; Meade mußte das als Hauptquartier gewählte Farmerhaus südlich des Kirchhofes räumen, sein Chef Butterfield wurde verwundet. Bei den Südländern fing nach zweistündigem Schießen die Munition an zu fehlen. Die Reserve-Munitionskolonnen sollten herangezogen werden, trafen aber zu spät ein. Lee, der körperlich nicht ganz wohl war, und Longstreet sahen von dem Rande eines westlich des Obstgartens gelegenen Gehölzes dem Kampfe zu. Longstreet äußerte: „Ich bin vom gemeinen Soldaten bis zu meinem Range emporgestiegen und möchte die 15 000 Mann sehen, welche diese Stellung stürmen können." Lee beharrte auf seinem Willen, er wies darauf hin, daß die ganze Division Anderson, also noch drei Brigaden, zum Angriff herangezogen werden könnten; auch erwartete er, daß die Divisionen Hood (Law kommandierte, da Hood verwundet war) und Mc. Law den Sturm mitmachen würden. Longstreet schwieg und gab weiter keine Anweisungen.

Als bald nach 2^{45} nachm. das Feuer der Verteidiger aufhörte, glaubten die Angreifer hoffnungsvoll, daß die feindliche Artillerie niedergekämpft wäre. Es war auch die höchste Zeit, die Munition war fast ganz ver-

Digitized by Google

schossen. Longstreet berichtet: „Längere Zeit nach Eröffnung des Feuers ritt ich zu Major Dearings Batterien — dieselben standen ungefähr in der Mitte der Linie —. Es schien, daß der Feind neue Batterien vorbrachte, sobald eine oder die andere niedergekämpft war. Ich folgerte daraus, daß wir bald angreifen müßten, wenn wir vor Einbruch der Nacht die Schlacht beendigt haben wollten. Ich gab der Artillerie den Befehl, die Protzen zu füllen und sich vorzubereiten, der Infanterie zu folgen. Als ich zum Oberst Alexander ritt, — dieser befand sich auf dem rechten Flügel der Artilleriestellung, — traf ich ihn, wie er Pickett zurief, es sei jetzt Zeit, anzugreifen; ich gab daher Pickett den Befehl zum Sturm. Ich erfuhr dann, daß so wenig Geschützmunition vorhanden sei, daß die Artillerie nicht mehr feuern könne. Wenn ich die Entscheidung zu geben gehabt hätte, wäre von mir niemals der Befehl zum Angriff erlassen worden." Ein Augenzeuge berichtet: „Gegen 3° schwiegen die Geschütze des Feindes, und Pickett ließ fragen, ob es jetzt Zeit zum Angriff sei. Der Oberst Alexander ließ ihm sagen: »Um Gottes willen kommen Sie rasch, denn meine Munition wird nicht mehr genügen, um Ihnen zu helfen.« Pickett ritt dann zu Longstreet und fragte: »General! Soll ich vorgehen?« Longstreet murmelte etwas Unverständliches und nickte, darauf rief Pickett: »Herr! Ich werde meine Division jetzt vorwärts führen.« Oberst Alexander hatte aufhören lassen zu feuern. Longstreet ritt zu ihm und sagte: »Ich wünsche diesen Angriff nicht; ich wollte ihn jetzt nicht machen, aber der General Lee hat ihn befohlen. Ich kann mir nicht denken, daß der Angriff gelingen wird«." Unterdessen hatte Pickett an der Spitze seiner Division über das südliche Ende der Geländewelle den Vormarsch angetreten und begann, den zum Feinde gewendeten Abhang hinunterzusteigen. „Als er an mir vorüberritt," schreibt Longstreet, „sah ich ihn in seiner eleganten Haltung auf dem Pferde sitzen, die Mütze auf das rechte Ohr geschoben, mit seinen braunen Locken, welche wohlgeordnet ihm bis auf die Schultern herunterhingen. Er sah aus, als ob er zu einem Feste sich aufmachte".

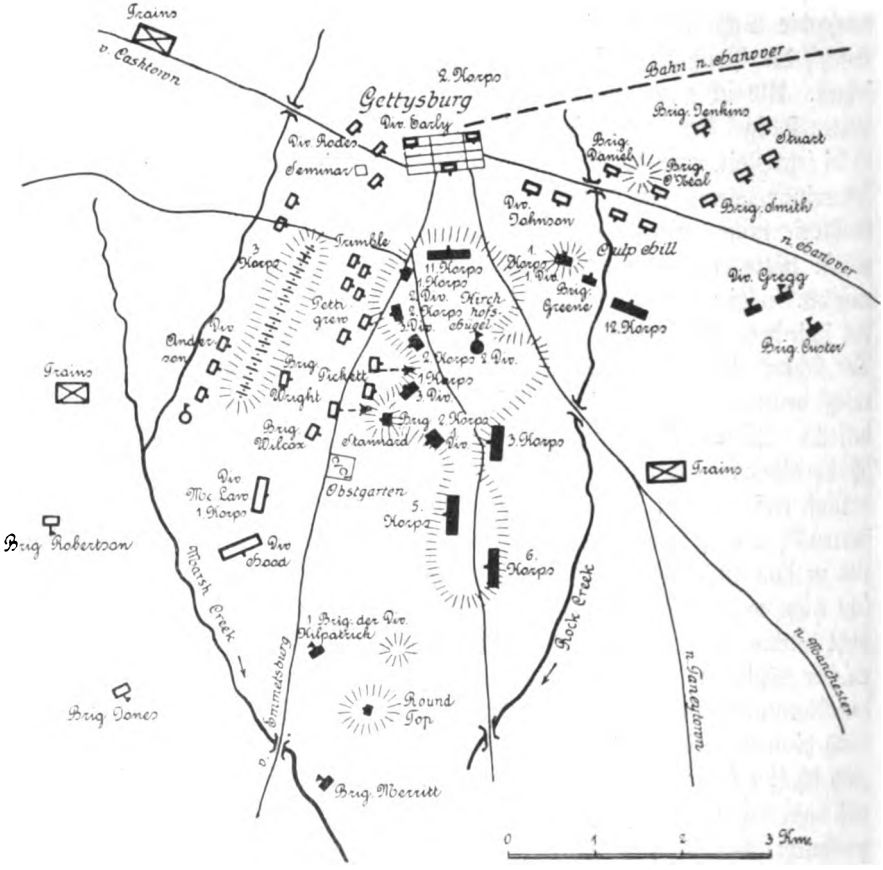
Als auf der Seite des Verteidigers die Meldung von der Signalstation vom Round Top kam: „Angriff auf die Mitte!" sah die vorderste Linie des 2. Korps der Potomac-Armee die Angreifer über die Artillerielinie vorbrechen. „Ein Schrei der Erregung kam aus der Brust der hinter den Deckungen sich duckenden Verteidiger der bedrohten Stellung, als der Ruf durch die Reihen ging: Dort kommt die Infanterie! Für einen Augenblick weideten sie sich in stiller Bewunderung an dem herrlichen Schauspiel; alsdann stürzten sie auf ihre Posten. Meade und Hancock galoppierten die Linie entlang, um auf Ordnung zu sehen. Jedes Gewehr war geladen, das Bajonett aufgepflanzt. Die Fahnen wehten trotzig über den braven Kriegern, und die Adjutanten eilten, um Verstärkungen

Digitized by Google

an die bedrohten Punkte heranzuführen. Die Geschütze waren fertig zum Schuß, ihre Mündungen gesenkt, um in nächster Nähe den Sturm abzuwehren."

Skizze 4.

Lage am 3. Juli 2^{0} nachm.



Lee.

Nordvirginische Armee

Longstreet: unter seinem Kommando Div. Pickett vom 1. Korps, Div. Pettigrew (früher Heth), Brig. Wright, Brig. Wilcor der Div. Anderson, 2 Brig. unter Trimble der Div. Pender vom 3. Korps = 11 Brigaden.

Johnson: unter seinem Kommando 4 Brig. seiner Div., Brig. Smith von der Div. Early, Brigaden Daniel und O'Neal von der Div. Rodes = 7 Brigaden.

Meade.

Potomac-Armee

Beim 1. Korps eine Freiwilligen-Brigade aus Washington.

Von Div. Gregg eine Kav. Brig. in Westminster.

Kav. Brig. Custer gehört zur Div. Kilpatrick.

Kav. Brig. Merritt gehört zur Div. Buford; diese mit 2 Kav. Brig. in Westminster.

Entschlossen ging Picketts Division in die Mulde hinunter und machte unten an einem Graben halt, um Atem zu schöpfen. Vom Feinde fiel bis dahin kein Schuß. Die Division hatte Schützen vor sich, dahinter zwei hintereinander befindliche aufmarschierte Linien, zuletzt folgten einige

Digitized by Google

schwache Kolonnen, ganz in moderner Form. Links, etwas später, schloß sich die Division Pettigrew (Heth) an (vgl. Skizze 4), daneben dann Trimble mit zwei Brigaden. Die Brigade Wilcox marschierte als Echelon rechts, weit hinter Pickett kam die Brigade Wright.

Nachdem die Division Pickett kurze Zeit gehalten hatte, sprangen die Mannschaften auf, und es ging weiter. Durch eine geringe Linksschwenkung der Division entfernte sich diese von der gegen einen Flankenangriff rechts einschwenkenden Brigade Wilcox; es entstand eine Lücke. Auf 600 m fing der Feind an, mit Kartätschen zu feuern, auf 300 m begann das Gewehrfeuer des Verteidigers; 30 Geschütze und 4000 Gewehre waren Pickett gegenüber in Tätigkeit, die Infanterie stand zum Teil in Etagen übereinander. Rhodes berichtet: „Jetzt begann das feindliche Kartätschfeuer. Die Schlächterei war schrecklich. Der linke Flügel fing an zu flattern, aber ohne zu zaudern stürzten Pickett und, was von seinen 4900 Mann übrig geblieben war, weiter vorwärts. Die Division Pettigrew schloß sich an. Jetzt eröffnete die feindliche Infanterie das Feuer. Pickett hielt in der Feuerlinie und ließ eine Salve geben, dann stürzte er den Abhang hinauf. In der Nähe der Linie der Föderierten machte die Division Pickett noch eine kurze Pause im Vorgehen, um die Reihen zu schließen und die Truppen zum letzten Stoß zu versammeln. Beim letzten Sprung drängte sich die rechts etwas abhängende Brigade Armistead vor. Ihr Kommandeur sprang auf einen Steinwall, schwenkte seine Mütze auf der Spitze seines Degens und rief: »Gebt ihnen den kalten Stahl, Jungens!« dabei legte er seine Hand auf ein Geschützrohr." Dann fiel er tödlich verwundet nieder, nicht weit vor ihm stürzte der feindliche Batterieführer, Leutnant Cushing, tot zusammen, nachdem er aus dem letzten noch dienstbrauchbaren Geschütz den letzten Schuß abgegeben hatte. Schön sagt Battine, daß hier die Hochwassermarke der Sturmflut des Südens lag. Hier ist das Denkmal, zur Erinnerung an die Teilnehmer der regulären nordstaatlichen Truppen an der Schlacht, am 31. Mai 1909 im Beisein des Präsidenten Taft enthüllt worden. In mehrfachen Reden wurde betont, daß bei Gettysburg die Entscheidungsschlacht des vierjährigen Krieges geschlagen worden sei.

Am 3. Juli 1863 konnte alle Tapferkeit den südstaatlichen Truppen nichts helfen. Auf dem Kamme des Hügelrückens traten die Föderierten, vier bis fünf Glieder tief, zum Gegenangriff an. Ein Regiment der Vermont-Brigade, zugeteilt der 3. Division des 1. Korps, schwenkte gegen die rechte Flanke von Armistead ein, ein anderes Regiment derselben Brigade gegen die linke Flanke von Wilcox. Die paper collars, wie diese Regimenter, aus Washington neu angekommen, wegen ihres schönen Anzuges und wegen ihrer weißen Wäschekragen höhnisch genannt wurden, hatten sich damit ihre Stellung in der Potomac-Armee erworben.

Digitized by Google

General Pickett, unter dem das Pferd erschossen war, befahl den Rückzug. Reserven waren nicht zur Stelle, links hatte die Division Pettigrew (Heth) die feindliche Linie nicht erreicht und war im Zurückfluten. Der Angriff war gänzlich gescheitert.

Auf der anderen Seite waren vom 3. und 5. Korps die Unterstützungen rechtzeitig in der Verteidigungslinie eingetroffen. Die Verluste waren schwer. Der kommandierende General des 2. Korps, Hancock, führte, verwundet, liegend das Korps weiter; die Brigadekommandeure Gibbon und Webb, die Generale Doubleday und Stannard waren verwundet. Das 2. Korps verlor von einer Stärke von ungefähr 10 000 Köpfen 4323 Offiziere und Mannschaften.

Die Verluste beim Angreifer waren naturgemäß noch viel größer. Bei der Division Pickett waren die drei Brigadekommandeure tot oder verwundet, vom 3. Korps bluteten die Generale Pettigrew, Trimble und Lane. Pickett sammelte hinten bei den Batterien von seiner Division nur noch 1500 Mann, seine Brigade Garnett z. B. hatte von 140 Offizieren, 1287 Mann 941 Köpfe verloren, darunter allerdings viele Gefangene.

Ein großes Glück für Lee war es, daß der Feind nicht folgte; nur die Artillerie des Feindes begleitete den fluchtartigen Rückzug mit ihren Geschossen. Meade ließ später auf dem linken Flügel das 5. Korps vorrücken. Es machte aber halt, sobald es auf den Widerstand der Division Mc. Law stieß.

Eine Stunde lang war Lee in großer Sorge, daß der Feind auf die ungeordneten Trümmer nachstoßen würde. Später sammelten sich die Einheiten rasch; in der Artillerielinie wurde der Widerstand bald organisiert.

Lee ritt den Truppen entgegen, „sein Gesicht zeigte nicht die leiseste Enttäuschung, Sorge oder Beunruhigung," schreibt ein englischer Offizier, „für jeden Soldaten, den er traf, hatte er einige Worte der Ermunterung, z. B.: Das wird alles noch gut werden, wir wollen darüber später reden, aber jetzt müssen sich alle tüchtigen Männer sammeln; solche braven Männer brauchen wir jetzt. Verwundete kehrten darauf um und blieben im Gefecht." Als General Wilcox sehr erregt den Zustand seiner Brigade meldete, schüttelte Lee ihm die Hand und sagte ruhig und freundlich: „All das ist meine Schuld gewesen; ich habe die Schlacht verloren, und Sie müssen mir heraushelfen, so gut Sie können." Im Biwak abends äußerte Lee: „Es ist sehr schade! Wir müssen nach Virginien zurückgehen."

Auf der anderen Seite, bei der Potomac-Armee, war die Stimmung eine gehobenere. Als Meade die Meldung erhielt, daß der Angriff abgeschlagen sei, machte er seinem gepreßten Herzen durch die Worte Luft: „Gott sei Dank!" Um 8^{35} telegraphierte er an Halleck: „Der Feind er-

Digitized by Google

öffnete um 1° nachm. mit 150 Geschützen das Feuer, ungefähr drei Stunden lang, gegen Mitte und linken Flügel. Danach stürmte er zweimal gegen den linken Teil der Mitte vor; es kam beide Male zum Handgemenge, wobei er nach schweren Verlusten und nach Zurücklassung von 3000 Gefangenen zurückgeschlagen wurde.... Die Armee ist in großer Begeisterung."

Meade, wie schon gesagt, verfolgte nicht, wenn auch der verwundete Major-General Hancock ihn von seinem Schmerzenslager schriftlich bat, dies zu tun. Meade war bei der Entscheidung der Schlacht in seinem Hauptquartier; die maßgebenden Generale in vorderster Linie, wie Hancock und Doubleday, waren verwundet; von den anderen ergriff niemand die Initiative.

So konnte sich die Armee der Konföderierten wieder sammeln. Ewell, mit dem 2. Korps auf dem linken Flügel, zog seine Truppen, welche den Angriff sämtlich nicht unterstützt hatten, abends aus der Gegend nördlich und nordöstlich Gettysburg unter Räumung der Stadt nach dem Seminarhügel zurück; ihm folgte in dieser Bewegung Stuart.

In seinem Bericht vom 31. Juli 1863 schreibt Lee: „In Anbetracht der starken Stellung des Feindes und der begrenzten Munition konnte eine Erneuerung der Schlacht nicht gewagt werden. Der Mangel an Lebensmitteln machte es unmöglich, länger zu bleiben.... Die Armee verblieb während des 4. Juli bei Gettysburg, und in der Nacht begann auf dem Wege nach Fairfield unter Mitnahme von 4000 Gefangenen der Rückzug."

Die strategischen Folgen.

Wenn die Folgen des Ausganges der Schlacht auf die strategische Leitung ins Auge gefaßt werden sollen, so muß in erster Linie das Werkzeug in Betracht gezogen werden, mit dem die Armeen zu rechnen hatten. Die Armeen waren andere geworden, als sie vor der Schlacht gewesen waren. Die Verluste waren auf beiden Seiten schwer.

Die Potomac-Armee hatte nach den offiziellen Verlustlisten 23 049 Offiziere und Mannschaften verloren, darunter 5365 vermißte, welche größtenteils gefangen waren. Allerdings war die Zahl der sogenannten Drückeberger nicht unerheblich gewesen. Leute, welche sich nach Empfang des Werbegeldes einmal oder mehrfach zu neunmonatiger Dienstzeit verpflichtet hatten, legten keinen Wert darauf, sich in besonderer Weise der Gefahr auszusetzen. Ein Augenzeuge schätzt die Zahl der sich drückenden Mannschaften hinter der Armee auf 15 000. Nach der Schlacht trafen sie wieder ein. Am wenigsten gelitten hatte das 6. Korps; welches nur 242 Köpfe verloren hatte. Ihm gegenüber stand das 1. Korps mit einem Verlust von 6059 Mann, von denen 2162 als vermißt bezeichnet werden.

Digitized by Google

Daß die drei Kavalleriedivisionen nicht unwesentlich am Kampfe beteiligt waren, zeigt ihr Abgang von 852 Reitern.

Am 4. Juli sollen an Infanterie und Artillerie nur 56 139 Mann in den Reihen gewesen sein, mit der Kavallerie ungefähr 65 000; am 14. Juli jedoch war die Armee nach Heranziehung von Ergänzungen und Verstärkungen nach den Listen 98 932 Mann stark.

Anders stand dies bei Lee. Seine Armee hatte nach den Rapporten 20 451 Offiziere und Mannschaften verloren, darunter 5150 Vermißte. Stuarts Kavallerie war nur mit 240 Reitern beteiligt. Am schwersten hatte Picketts Division (2888 Mann Verlust) gelitten, während Earlys Division nur 1188 Offiziere und Mannschaften eingebüßt hatte. Nach Battine soll Lee nicht mehr als 40 000 Mann unter den Waffen gehabt haben, mit Kavallerie 50 000 Mann. Das ist wahrscheinlich zu niedrig gegriffen. Indessen hatte Lee nicht auf einen Mann Verstärkung zu rechnen.

Die Kriegsmacht war infolgedessen auf seiten der Nordpartei viel größer.

Auf beiden Seiten fehlte es in den ersten Tagen nach Beendigung der Schlacht an Patronen. — Wenn auch die Stimmung bei der Potomac-Armee eine gehobene war, so war doch eine tiefe körperliche Ermüdung eingetreten; die Bekleidung, namentlich das Schuhzeug, ließ viel zu wünschen übrig. — Bei der nordvirginischen Armee war die schwere Enttäuschung der Erneuerung eines trotzigen Selbstbewußtseins gewichen.

Da Meade am 3. Juli abends nicht die Gelegenheit ergriffen hatte, auf die geschlagene nordvirginische Armee loszugehen, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten, bis letztere abzog. In mehreren Depeschen meldete er am 4. an Halleck, daß er noch nicht wisse, was der Feind vorhabe, die Armee bedürfe der Ruhe, Verpflegung und der Munitionsergänzung. Abends spät sandte er die Meldung ab: „Seit 12° mittags nichts Neues. Morgen werde ich eine Erkundung machen lassen. Meine Kavallerie geht auf die South Mountains-Pässe vor. Sollte der Feind zurückgehen, so werde ich ihm auf seinen Flanken folgen." Am 5. früh war festgestellt, daß der Feind in der vorhergehenden Nacht abgezogen war, und zwar in Richtung auf Fairfield. Meade ließ das noch frische 6. Korps hinterhergehen. Da der kommandierende General Sedgwick die Höhen bis Fairfield stark besetzt fand, stand er von einem Angriff ab. Die Kavallerie unter Pleasanton war auf Cashtown, Emmetsburg, Frederik geschickt worden, ohne dem Feinde erheblichen Abbruch tun zu können. Am 6. setzte Meade die Armee zu einer Parallelverfolgung, wie er schreibt, auf Frederik in Marsch.

Lee hatte sich von dem siegreichen Gegner ungestört loslösen dürfen. Wenn Meade mit einem gewissen Selbstgefühl von einer Parallelverfol-

Digitized by Google

gung spricht, so ist das doch nicht ganz ernst zu nehmen. Ein Blick auf Skizze 1 genügt, um festzustellen, daß Meades Armee nicht verfolgte, sondern wie ein Echelon links zwei Tagemärsche hinter der feindlichen Armee her marschierte. Lee kam mit der Armee am 6. Juli abends und am 7. früh in Hagerstown an. Die Erschütterung der Potomac-Armee durch den Angriff der nordvirginischen Armee hatte auf die strategische Leitung der ersteren so eingewirkt, daß sie die unmittelbare Ausnutzung des Sieges aufgab und sich auf ein vorsichtiges Folgen seitwärts beschränkte. Es schien damit im wesentlichen die bisher geübte Strategie wieder in Ehren kommen zu sollen: Auf jeder Seite des Gebirges marschiert je eine der Armeen, ohne daß sie sich gegenseitig erheblich belästigen.

Lee hatte bei allem Unglück den Erfolg, daß er einen Tag lang seine Armee in Ruhe sammeln, die große Zahl der Trains über Cashtown nach Chambersburg abschieben und den Abmarsch der drei Korps über Fairfield nach Hagerstown in die Wege leiten konnte.

Der Rückzug war beschlossen, hieran ließ sich nichts mehr ändern. Die Schwierigkeit der Lage fand Lee ganz auf der Höhe seiner geistigen Kraft. Sein Rückzugsbefehl vom 4. Juli (Generalorder Nr. 74) ist einfach, klar, in Nummern geteilt, ein Befehl, wie er sonst selten in seinen Papieren zu finden ist. Die Kavallerie mit abgesessenen Schützen hatte den Rückzug zu decken, bei Emmetsburg die Brigaden Chambliß und Jenkins, bei Fairfield die Brigaden Robertson und Jones und bei Cashtown die Brigaden Fitz Lee und Baker, welcher für den schwer verwundeten Hampton die Stellvertretung erhalten hatte. Lee fühlte das Bedürfnis, sich nunmehr lebhafter mit dem Präsidenten Jefferson Davis auszusprechen. Seine Schreiben vom 4., 7., 8., 10. Juli beweisen dies. Er gesteht offen ein, daß der Feind ihn zum Rückzug gezwungen habe, und sagt, daß er bei Williamsport über den Potomac zurückgehen wolle. Als er am 8. wegen Hochwassers infolge mehrtägigen heftigen Regens den Fluß nicht überbrücken kann, schreibt er in sichtbarer Besorgnis: „Als ich den Potomac nach Maryland zu überschritt, hielt ich den Fluß während des Sommers für durchfurtbar, so daß ich nach Gefallen über ihn zurückgehen konnte, aber eine lange Regenzeit, welche nach meinem Eindringen in Maryland einsetzte, ließ den Fluß über die Ufer treten, und der gegenwärtige Regensturm wird diesen Zustand noch eine Woche andauern lassen. Ich bin daher gezwungen, wenn der Feind eine Schlacht anbietet, ob ich will oder nicht, diese anzunehmen, und, da der Ausgang in der Hand des Lenkers der Geschicke steht und nur ihm bekannt ist, werde ich alles tun, um nach meinen Kräften jeglichen Folgen vorzubeugen." Er bittet Jefferson Davis, rasch Streitkräfte am oberen Rappahannock sammeln und sie eine Diversion auf Washington machen zu lassen, und schließt: „Ich hoffe, Euer Exzellenz werden mich verstehen,

Digitized by Google

daß ich nicht im geringsten entmutigt bin, oder daß mein Vertrauen in die Obhut der allgütigen Vorsehung oder in die Tapferkeit der Armee erschüttert ist; aber wenn auch der Feind schwer gelitten hat, so weiß ich, daß er leicht Verstärkungen heranziehen kann, während wir das nicht können." Bis zum 12. Juli abends dauerte der Aufenthalt bei Williamsport am Potomac (vgl. Skizze 1), während welcher Zeit die feindliche Armee immer näher herankam und schließlich vor Lees Armee aufmarschierte. Endlich, nach sechstägigem Warten, konnte Lee nach Richmond melden, daß der Fluß gefallen wäre, eine Brücke im Bau sei, und die Armee am 13. übergehen würde.

Die Lage war eine solche, daß Lee strategisch völlig von dem Willen des Feindes abhing, er an keine weiteren Operationen denken konnte, als sich dem Feinde zu entziehen. Dies gelang ihm; Meade griff nicht an; in der Nacht vom 12. zum 13. Juli begann der Übergang Lees über den Fluß, welches Unternehmen bis zum Morgen des 14. dauerte und nur den Verlust einiger Mannschaften, Wagen und zweier steckengebliebener Geschütze verursachte, trotzdem die Potomac-Armee auf wenige Kilometer gegenüberstand. — So sehr Lee in der Schlacht in bezug auf seine taktische Begabung enttäuscht hatte, so hoch erhob sich seine Eigenschaft als Stratege, nachdem der Rückzug beschlossen war.

Meade schreckte der Name Lee noch immer. So glücklich der Ausgang der Schlacht für ihn gewesen war, dem verwundeten Löwen folgte er in achtungsvoller Entfernung, über Frederik, Middletown auf Williamsport. Am 7. Juli erhielt er durch Halleck vom Präsidenten Lincoln eine aufmunternde Depesche: „Wir haben die sicherer Nachricht, daß die Stadt Vicksburg sich am 4. Juli dem General Grant ergeben hat. Jetzt ist die Rebellion besiegt, wenn Meade seine so glorreich begonnene Aufgabe durch die Vernichtung von Lees Armee abschließen kann." Am 12. fand Meade die feindliche Armee trotz seines langsamen Folgens noch auf dem linken Ufer bei Williamsport. Wegen der Frage, ob er am 13. angreifen solle oder nicht, rief er die kommandierenden Generale zu einem Kriegsrat zusammen; fünf oder sechs sprachen sich gegen einen Angriff aus. „Unter diesen Umständen," berichtet er, „im Hinblick auf die Folgen einer Niederlage, fühlte ich mich nicht eher berechtigt, den Angriff zu befehlen, als bis eine genaue Erkundung der Stellung, der Stärke und der Befestigungen des Feindes erfolgt war". Diese Erkundung geschah am 13., an welchem Tage Lee in aller Ruhe seine Armee den Potomac überschreiten ließ. Der Sieg bei Gettysburg hatte Meades und seiner Generale Unternehmungsgeist nicht gestärkt. Hallecks Telegramm konnte nichts mehr ändern: „Halten Sie keinen Kriegsrat. Es ist sprichwörtlich, daß ein Kriegsrat niemals zum Fechten

Digitized by Google

rät." Lincoln war sehr ärgerlich, Halleck schrieb, daß der Präsident wegen des Entkommens der feindlichen Armee schmerzlich enttäuscht sei.

Nachdem Lee den Potomac nach Virginien zu überschritten hatte, war der Feldzug in Maryland zu Ende. Meade folgte, wieder seitwärts, über Brücken bei Harpers Ferry und Berlin (vgl. Skizze 1), östlich des Höhenzuges der Blue Ridge.

Anfang August stand die nordvirginische Armee am Südufer des Rapidan, die Potomac-Armee zwischen Warrenton und Culpeper, in ungefähr ebenderselben Lage, wie acht Wochen vorher. Lees Feldzug in Maryland und Pennsylvanien war gescheitert.

Der Ausgang der Schlacht bei Gettysburg hatte auf der südstaatlichen Seite die hochgeschwellten Hoffnungen auf einen Sieg zur Entsagung, zu einem vorsichtigen Zurückweichen vor den feindlichen Kräften herabsinken lassen; auf der Seite der Nordstaaten wurde die Neigung zum entschiedenen Draufgehen nicht höher gehoben.

Beide Feldherren waren mit sich unzufrieden. Meade reichte auf die Mitteilung der Mißstimmung Lincolns seinen Abschied ein, erhielt ihn aber nicht. — Lee schrieb am 8. August an den Präsidenten Davis, daß ihm bekannt sei, wie schwere Anschuldigungen wegen des Mißerfolges des Feldzuges in der Presse gegen ihn erhoben würden; er empfände, daß er seiner Stellung nicht mehr gewachsen sei, auch fühle er sich seit dem Frühling körperlich nicht wohl und sei nicht mehr felddienstfähig, desgleichen glaube er das Vertrauen der Truppe nicht mehr in dem erforderlichen Maße zu besitzen. Der Präsident antwortete ihm, er sei nicht imstande, eine Persönlichkeit zu finden, die höhere Eigenschaften zum Feldherrn besäße, und die größeres Vertrauen bei der Truppe genösse als Lee.

Kritische Bemerkungen.

Es dürfte zu weit führen und ermüdend wirken, den ganzen Feldzug noch einmal zu beleuchten; es sollen nur einige Momente und charakteristische Merkmale der einzelnen Waffengattungen ins Licht gerückt werden.

Die Kavallerie, das Auge und Ohr der Armee, möge den Anfang bilden! Einzelne Schriftsteller behaupten, daß die damalige Verwendung der Kavallerie mit den modernen Ansprüchen wenig Zusammenhang habe. Allerdings, die geschlossene Attacke zu reiten, war der amerikanischen Kavallerie nicht geläufig, auch hatte sie keine Lanze und verschmähte meistens den Gebrauch des Säbels. Der amerikanische Kavallerist zog es vor, im Handgemenge sich des Revolvers zu bedienen. Die Führung legte, wie heute, auf die Treffentaktik keinen Wert; alle Gefechte wurden nach Kommandoeinheiten, meistens in Brigaden, geleitet. Die Attacke gegen Infanterie trat selten in die Erscheinung; es

Digitized by Google

wurde vorgezogen, zum Fußgefecht abzusitzen, und hierin eine ungewöhnliche Fertigkeit erlangt.

Die Aufklärung wurde mit Kavalleriedivisionen zum Teil weit vor der Front betrieben; die Offizierpatrouille wurde weniger verwandt als der einzelne Späher, welcher, oft verkleidet, sich durch die feindlichen Reihen hindurchschlich.

Eine besondere Erscheinung boten die beiderseits ausgeführten Raids, deren Wert von ihrem Erfolge abhing. Die anspruchslose Lebensweise der Pferde gestattete, hierbei mit einem sehr geringen Wagentrain auszukommen, die Pferde wurden auf Grasung angewiesen; die Mannschaften verpflegten sich vom Lande oder aus eroberten Magazinen. Verlockend waren die Resultate von Stuarts Raid vor Gettysburg nicht. Einige Trainkolonen des Feindes wurden genommen und zum Schaden der Beweglichkeit auch mitgeschleppt, außerdem wurden einige Kanalboote vernichtet und die Telegraphenlinien zerstört; aber das konnte alles nur im Fluge geschehen, da Stuarts drei Brigaden von zwei feindlichen Kavalleriedivisionen gejagt und immer mehr nach Norden abgedrängt wurden. Jedenfalls fehlte Stuart am 1. und 2. Juli bei der Entscheidung, und die Stimmung in der nordvirginischen Armee war derartig, daß die Ansicht laut wurde, die Verluste Stuarts auf dem Raid, gegen 140 Reiter, hätten in der Schlacht einen größeren Nutzen gebracht. Die vermögende Jugend der Südstaaten füllte die Reihen der glänzenden Kavallerie, sie scheute sich nicht, ihren Blutzoll zu zahlen, aber bei Gettysburg wurde sie schmerzlich vermißt, für die Aufklärung und in den beiden ersten Tagen des Fechtens.

So ruhmvoll der erste große Raid Stuarts Ende August des Jahres 1862 bei Manassas Junction ausfiel, sein zweiter brachte einen Mißerfolg. Auch der Raid der Russen im mandschurischen Feldzuge ladet zur Nachahmung nicht ein.

Eine merkwürdige Tatsache ist es, daß die Kavallerie nach der Schlacht nicht verfolgte; kaum jemals geschah dies während des ganzen vier Jahre dauernden Krieges; bei Gettysburg war die Verfolgung erschwert, weil das Gelände durchschnitten, mit Zäunen und Steinwällen bedeckt war; vor allem aber bei den Nordstaatlichen die Kavalleriebrigaden fehlten, welche die Trains bewachten.

Die Feldartillerie, zum Teil mit gezogenen Geschützen, zum Teil mit Haubitzen ausgerüstet, spielte in dem meist bedeckten Gelände keine hervorragende Rolle. Bei Gettysburg indessen treten zum ersten Male bei der vorhandenen Schußfreiheit Artilleriemassen auf. Die Verteilung der gesamten Artillerie auf die Korps bei den Südländern erschwerte einigermaßen die schnelle Vereinigung einer großen Geschützzahl; erst am dritten Schlachttage gelang es Pendleton, vom 1. und 3. Korps

Digitized by Google

den größeren Teil der Geschütze zu vereinigen. Leichter hatte es in diesem Falle der Gegner, welcher seine starke Armee-Artilleriereserve (21 Batterien) schon am zweiten Tage einsetzen konnte. — Der Gedanke, erst die Artillerie wirken und dann die Infanterie angreifen zu lassen, erwies sich beim Angreifer als fehlerhaft; die angreifende Infanterie befand sich nach zweistündiger Artilleriewirkung einem unerschütterten Verteidiger gegenüber. Longstreets ausdrücklicher Befehl, daß die Batterien den Angriff durch Vorgehen begleiten sollten, kam aus Mangel an Munition nicht zur Ausführung. Das damals noch beliebte Kartätschfeuer erwies sich seitens der Verteidigung als höchst wirksam, desgleichen das Flankenfeuer einzelner Batterien.

Über die Taktik der Infanterie der Föderierten, der nordstaatlichen Truppen, ist nicht viel zu sagen. Sie hatte in früheren Schlachten bewiesen, daß sie in Masse tapfer angreifen konnte, aber ungeschickt, ohne jede Vorbereitung und Durchbildung; ihre Angriffe waren daher bis jetzt immer unglücklich gewesen. Hier, bei Gettysburg, war sie in ihrem Element, gedeckt hinter Steinwällen oder in Schützengräben. Das Überlaufen des erschöpft ankommenden Feindes auf kurze Entfernung mit Massen erforderte keine große taktische Gewandtheit.

Anders stand es mit der Infanterie der nordvirginischen Armee; sie hatte über die freie Ebene eine hoch gelegene Stellung anzugreifen und zeigte dabei einen ungewöhnlich hohen Ausbildungsgrad. Dichte Schützenlinien vor der Front, dahinter in zwei Linien aufmarschierte, dehnbare und bewegliche Unterstützungen, schließlich einige schmale Kolonnen, — so griff die Infanterie Lees an; sie hätten damit mehr erreicht, wahrscheinlich gesiegt, wenn hinter Picketts Division am 3. Juli Reserven zur Hand gewesen wären. Ein Blick auf die Skizze 4 genügt, um zu beweisen, daß, wenn Wright und die drei dahinter befindlichen Brigaden Andersons beim Einbruch Picketts dichtauf gewesen wären, der Sturm volle Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. An dem gemeinsamen Angriff von 15 000 Mann fehlte viel. Es war nur ein Richtungspunkt angegeben, den angreifenden Brigaden waren keine Abschnitte zugewiesen, eine Infanteriefeuervorbereitung fand nicht statt; der Sturm wurde nicht gemeinschaftlich ausgeführt, am Einbruchspunkt fehlten die Reserven. Tapferkeit und Schnelligkeit des Vorgehens konnten den Mangel an Übung und Überlegung nicht ersetzen. Ohne Unterstützung durch Artillerie, nur auf das Bajonett angewiesen, konnte diese tapfere Infanterie nicht siegen. Zu diesem Angriff hätten zwei Tage gehört, nächtliches Herangehen und Eingraben, langdauernde Infanteriefeuervorbereitung mit Unterstützung der Artillerie, sodann nächtlicher Angriff oder Sturm bei Tagesanbruch. — An Nachtangriffe waren Lees Truppen nicht gewöhnt; Ewell stand am

Digitized by Google

Abend des 1. Juli davon ab, und Rodes verzichtete am 2. Juli abends auf ein Vorgehen, da es dunkel geworden war.

Die Hauptschuld an dem Mißlingen des Angriffs am 3. Juli trifft die Truppenführung, welche nicht genügende Kräfte einsetzte und nicht die gesamte feindliche Front durch einen Angriff beschäftigte.

Es ist erstaunlich, daß auf Zeit geworbene Truppen diesen Angriff leisten konnten; aber es ist zu bedenken, daß die meisten dieser Südländer schon seit zwei Jahren unter den Waffen standen und, da man sie nach Ablauf ihrer Dienstverpflichtung nicht entlassen hatte, erfahrene Krieger geworden waren. — Im Norden war die Qualität der Truppen weniger gut; die Mannschaften verpflichteten sich nur auf neun Monate, zur Verteidigung von bedrohten Punkten oft nur auf hundert Tage; nach Gettysburg verfügte Lincoln eine allgemeine Aushebung, welche tiefe Erbitterung, in New York sogar einen blutigen Aufstand hervorrief.

Zum größten Nachteil beider Parteien kostete dieser Krieg mit geworbenen, unausgebildeten Mannschaften ungeheure Geldopfer. Der Norden hatte um die Mitte des Jahres 1863, nach zwei Jahren, über eine Milliarde Mark ausgegeben; der Süden war am Ende des Krieges völlig verarmt.

Hätte Lincoln bei Beginn des Krieges 30 000 Mann ausgebildeter Truppen gehabt, wäre die ganze Sezession im Keime erstickt worden.

Viel schlimmer als die improvisierte Ausbildung der neueingestellten Söldner waren die geringen militärischen Eigenschaften der Führer.

In den Nordstaaten waren für die Generalkommandos Offiziere des aktiven Dienststandes gewählt worden; jedoch an der Spitze der Divisionen standen vielfach Männer, welche niemals einen höheren militärischen Rang bekleidet hatten, wie Sigel, der in Europa Leutnant, und Schurz, welcher Student und zuletzt in Madrid amerikanischer Gesandter gewesen war. — Besser stand es auf seiten der Südstaaten, wo es allerdings an der gebotenen Unterordnung zu Zeiten fehlte. Longstreets Benehmen Lee gegenüber bei Gettysburg ist nicht zu entschuldigen; Stuart konnte sich zwar hinter die Unklarheit von Lees Befehlen verschanzen, hätte jedoch seinen Raid sicher nicht so ausgedehnt, wenn Lee ein strenger Vorgesetzter gewesen wäre. Der Generaladjutant Taylor schreibt über Lee: „Er war zu besorgt, die Gefühle der unter ihm stehenden Führer zu schonen, ihr Selbstgefühl und ihren Ruf zu verletzen. Er setzte deshalb oft unfähige Menschen nicht ab. Seine Gutmütigkeit verleitete ihn offen und insgeheim, die Verantwortung für Niederlagen, welche die Unfähigkeit, Nachlässigkeit oder Sorglosigkeit anderer verschuldet hatten, auf seine eigenen Schultern zu nehmen.“ In der neuformierten nordvirginischen Armee fehlte es häufig in den Befehlen an der erforderlichen Bestimmtheit. Lee hat mehrfach befohlen, es sei so oder so zu handeln,

Digitized by Google

„wenn sich die Gelegenheit böte". Mit solchen Befehlen ist es schwer, einen gleichzeitigen Angriff an verschiedenen Stellen zu erzielen.

Was den großen Frontalangriff am Ende der Schlacht betrifft, so versagten Longstreet und die Unterführer gänzlich. Abgesehen davon, daß Longstreet elf ihm noch unterstellte Brigaden (vier von Hood, vier von Mc. Law, drei von Anderson) überhaupt nicht heranzog und einsetzte, war es seine Pflicht, als er sah, daß die Division Pickett nach vorn durchging, die Division Pettigrew und zwei Brigaden unter Trimble nicht mitkamen, und die Brigade Wright weit zurückblieb, hinzusprengen, die Division Pickett unten am Graben anzuhalten und den Rest der Angriffstruppen heranschließen zu lassen. Dann wäre der Angriff nicht stückweise erfolgt und nicht auseinandergefallen. Der Sturm bei St. Privat im August 1870 gelang trotz großer Mißverständnisse nur dadurch, daß der kommandierende General des Gardekorps und seine Unterführer die Sturmtruppen anhielten, um vor der Entscheidung noch Reserven heranzuziehen und eine Umfassung wirken zu lassen. Bei Gettysburg ließ Longstreet die Sache laufen; Lee war dabei und griff nicht ein.

Auf seiten der nordstaatlichen Armee war, dank der Energie Hallecks, der Befehlston bestimmter; indessen wechselte die Person des Führers der Potomac-Armee zu oft; bis Mitte 1863 sechsmal; es trat Unsicherheit ein; die meisten suchten bei verantwortungsvollen Gelegenheiten Hilfe in einem Kriegsrat.

Mit der Tätigkeit des Generalstabes sah es nicht besonders aus. Soldaten lassen sich nicht in wenigen Tagen ausbilden, noch weniger Führer und Generalstabsoffiziere. Letztere bei Lee, unter Oberst Marshall, versagten bei Gettysburg, und auch bei Nord auf dem Kirchhofshügel soll eine heillose Unordnung geherrscht haben; mehrere Brigaden verliefen sich und am 2. beim Gegenangriff auf Longstreet kam es zu heftigen Reibungen.

Wenn die persönliche Tätigkeit der Feldherren in der Schlacht ins Auge gefaßt wird, so ist es schwer zu verstehen, daß Lee sich nicht rascher auf das Gefechtsfeld begab und am 2. und 3. Juli nicht fester das Kommando in die Hand nahm, es vielmehr zum Teil Longstreet überließ. Er wollte am 2. im modernsten Sinne ein Kannä erzielen; dies mißlang, weil der rücksichtslose gleichzeitige Einsatz der Kräfte fehlte. Daß Meade bis zum späten Abend des 1. Juli im Hauptquartier, über 20 km von Gettysburg entfernt, blieb, ist nicht zu erklären. Das Vorsenden eines jüngeren Generals, Hancock, als Stellvertreter brachte auf dem Gefechtsfelde diesen in eine höchst unangenehme Lage. So modern die Gefechtsführung neuerdings durch Fernspruch erfolgt, so gibt es doch Lagen, in denen der oberste Führer selbst voran sein muß; am 1. Juli 1863 war dies für Meade der Fall, er mußte selbst sehen und befehlen.

Digitized by Google

Das Marschieren nach dem Kanonendonner war nicht in die Herzen aller Generale eingegraben. Slocum von der Potomac-Armee schickte seine Divisionen nur auf inständige Bitten nach dem nur wenige Kilometer entfernten Gefechtsfelde, auch Sickles vom 3. Korps bedurfte eines Befehls, um sich zu entschließen, wenigstens mit einer Division nach dem Schall des Kanonendonners zu eilen. Anderson von der nordvirginischen Armee wartete sogar angesichts des Kampfes noch auf Befehle.

Wenn noch ein kurzer Rückblick auf die Operationen gestattet ist, so muß zugestanden werden, daß die Niederlage Lee persönlich wesentlich verschuldet hat. So hoch sonst seine Begabung als Stratege steht, bei den Operationen zur Schlacht von Gettysburg hat er seine Feldherrneigenschaften nicht mit voller Ausdehnung und Energie angewandt. Er sowohl wie die ganze nordvirginische Armee waren in dem Gefühl der Unterschätzung des Feindes befangen. Ihrer Ansicht nach konnte Hookers Armee ihnen den Marsch auf Washington oder auf Baltimore nicht streitig machen. So wurde die sonst geistreiche Kombination der Versammlung nach der rechten Flanke mit einer gewissen Lässigkeit betrieben. Wollte Lee sichergehen, so war die Vereinigung seiner Armee bei Cashtown seitens des Feindes nicht zu hindern; wollte Lee Gettysburg als Versammlungspunkt wählen, mußte er mit aller Bestimmtheit, Schnelligkeit und Energie diese Operation ausführen. Langsamkeit, Unklarheit in der Wahl des Ortes der Vereinigung, persönliches Fernbleiben mußte die Gefahr, daß der Feind zuvorkam, stündlich wachsen lassen. Alles wäre noch in das rechte Geleise gebracht worden, wenn Lees taktische Führung hervorragend gewesen wäre. Das war aber nicht der Fall. In dieser Kunst verließ er sich auf seine Untergebenen, und diese ließen ihn zum Teil im Stich; einesteils weil sie nicht die volle Energie und schnelle Auffassung zeigten; andernteils weil sie, wie Longstreet, ganz entgegengesetzter Meinung waren. Daß am 2. Juli am späten Nachmittag zwei Divisionen gegen die angenommene linke Flanke des Feindes vorgingen, ohne daß die gesamte Armee an der Schlacht teilnahm, mag noch hingehen und einer irrtümlichen Beurteilung der Ausdehnung der feindlichen Front zur Last gelegt werden. Aber daß am 3. zwei Divisionen und vier Brigaden allein frontal angriffen, während zwei Divisionen und fünf Brigaden auf derselben Front dem Angriff tatenlos zusahen, ist schwer zu entschuldigen. Lee befand sich auf dieser Front und wenn Longstreet in der Führung versagte, mußte Lee eingreifen. Das persönliche scharfe Zufassen mit der gebotenen Rücksichtslosigkeit war Lees Charakter nicht gegeben.

Auf der nordstaatlichen Seite teilten sich verschiedene in den Erfolg. Meade wurde durch Untergebene und ungewollte Verhältnisse in die

Digitized by Google

günstige Lage geschoben. Nicht zum wenigsten ist es Hallecks Verdienst, daß die Absicht endlich durchbrach, Lee anzugreifen und zu schlagen. Der General Reynolds riß durch sein rücksichtsloses Ungestüm die Potomac-Armee aus ihrer Lethargie auf und brachte Meade dazu, alles einmal auf eine Karte zu setzen. General Howard nahm diesen Gedanken auf; ihm allein ist es zu verdanken, daß die Potomac-Armee sich bei Gettysburg versammeln konnte. Hancock war dann der tatkräftige General, welcher den besorgten Höchstkommandierenden veranlaßte, endgültig stehen zu bleiben; Hancock war das zähe Element in den drei Tagen; er sah nicht ängstlich nach rückwärts, sondern nach vorwärts; er faßte den Gedanken des Nachstoßens, der sofortigen Verfolgung; zum Glück für Lee prallten des verwundeten Hancocks Ratschläge erfolglos an Meade ab. Das spätere langsame seitliche Folgen war allem eher ähnlich als einer Verfolgung. Über eine gewisse Grenze geht die menschliche Kraft nicht, und nur wenigen ist es gegeben, aus der geistigen, körperlichen und seelischen Erschlaffung nach dem Entscheidungskampf noch den Trieb zur Verfolgung hervorzurufen. Ewell vom 2. nordvirginischen Korps versagte am 1. Juli abends in dieser Beziehung gänzlich. Am 3. hatte Meade noch ein ganz frisches Korps, und für die anderen, durch die geglückte Abwehr begeisterten Truppen hätte der Befehl zur Verfolgung, sofort gegeben, genügt, um den Sieg zur vollständigen Vernichtung des Feindes zu gestalten.

Der Erfolg bei Gettysburg hing, wie meistens bei den Operationen, vom rechtzeitigen Zusammenschließen aus der Entfaltung ab. Dem General Lee gelang das Zusammenschließen nicht nach Wunsch, dasselbe geschah zu spät und dann auch nur mit Teilkräften; Meade war hierin glücklicher. Die glänzendsten Beispiele dieser Kunst hat später der Generalfeldmarschall Graf Moltke gegeben. Napoleon I. zog es vor, in zweifelhaften Fällen frühzeitig, nicht in, sondern vor dem Gegner zusammenzuschließen.

Die Entscheidungsschlacht bei Gettysburg liegt ein halbes Jahrhundert zurück. Der Leser wird in ihrem Entstehen und in ihrem Verlauf manche Vorboten für die Entwicklung der modernen Taktik und Strategie und sogar manche Vorbilder finden.

Digitized by Google

Quellen.

Cecil Battine, The crisis of the confederacy. London 1905. Longmans, Green & Co.
John Esten Cooke, A life of general Robert G. Lee. New York 1871. Appleton.
Abner Doubleday, Chancellorsville and Gettysburg. New York 1898. Charles Scribner's Sons.
Cary Eggleston, The history of the confederate war. London 1910. W. Heinemann.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Studien über Kriegführung auf Grundlage des nordamerikaniſchen Sezeſſionskrieges in Virginien. Berlin 1901. E. S. Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.
Großer Generalſtab, Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1909. 3. Heft.
Andrew A. Humphreys, The Virginia campaign of '64 and '65. New York 1883. Charles Scribner's Sons.
Journal of the military service institution. July/August 1909.
Madame Lee-Childe, Le général Lee. Paris 1874. Hachette.
A. L. Long, Memoirs of Robert E. Lee. London 1886. Sampson Sons, Marston, Pearle & Rivington.
Loßing, Illuſtrierte Geſchichte der Vereinigten Staaten. Bd. III.
A. Mahan, A critical history of the late americain war. London 1877.
F. Mangold, Der Feldzug in Nordvirginien im Auguſt 1862. Hannover 1881. Helwing.
Militär-Wochenblatt. Beiheft zum Jahrgang 1867. Der Nordamerikaniſche Krieg.
James Ford Rhodes, History of the United States. 1862—64. Band IV. New York 1902.
Konſtantin Sander, Geſchichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten. 1861 bis 1865. Bearbeitet von Mangold. Frankfurt a. M. 1876.
Derſelbe, Geſchichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika. Frankfurt a. M. 1865.
J. Scheibert, Der Bürgerkrieg in den nordamerikaniſchen Staaten. Berlin 1874. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.
Carl Schurz, Lebenserinnerungen. Berlin 1907. Georg Reimer.
W. H. Taylor, Four years with general Lee. New York 1878. Appleton.
The war of the rebellion; official records; series I, vol. XXVII. Gettysburg 1889.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Moltkes Werdegang bis zum Jahre 1857.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

„Genie ist Fleiß!"

„Ein Sonntagskind", am 26. Oktober 1800 in Parchim geboren, konnte Helmuth Karl Bernhard v. Moltke in dem Tage seiner Geburt keineswegs eine gute Vorbedingung während der ersten Jahrzehnte seines Lebens erblicken. Im Elternhause kamen glückliche Zeiten nicht auf, Vermögensverluste und die Schrecken des Krieges häuften Sorge auf Sorge. In Lübeck, wohin die Eltern übergesiedelt waren, mußte der sechsjährige Knabe in dem Hause am Schragen, das er nie aus der Erinnerung verlor, die rücksichtslose Plünderung des alten Erbfeindes mitansehen, nicht ahnend, daß er einst berufen sein sollte, mit an erster Stelle zur vollen Tilgung der am Anfange des Jahrhunderts seinem Vaterlande angetanen Schmach beizutragen. Gewiß hat der Knabe noch nicht das volle Verständnis für die Ereignisse um sich besitzen können, doch Soldatenblut rann in seinen Adern, und so mag er, wenn auch zunächst unbewußt, die Greueltaten eines unersättlichen Feindes tiefer empfunden haben als manches andere in seinen jungen Jahren. Die Moltkes hatten in verschiedenen Heeren Dienste geleistet, so einer, Gebhard Moltke, unter Wallenstein; von ihm sagte eine Inschrift:

„In dissen schweren Tiden
Däden de Moltkes das Beste."*)

Auch der Vater war Offizier gewesen und der Onkel sollte den Soldatentod an der Beresina finden.

Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß ein anderer großer Feldherr, Blücher, gerade bei Lübeck in jenen Tagen des Oktober 1806 die Waffen strecken mußte, ein Soldat, dessen äußere Lebenswege denen unseres Helden im Anfange ähnlich sahen. Auch Blücher war Nichtpreuße, in Mecklenburg geboren, auch er hatte vor Übertritt nach Preußen in einem ausländischen Heere gedient.

Die ersten Anzeichen militärischen Interesses bei Helmuth v. Moltke stammen aus Hohenfelde in Holstein, wohin der Vater aus pekuniären Gründen die beiden ältesten Söhne zum Pastor Knickebein gebracht, und wo in freien Stunden der Bau einer kleinen Festung den zweiten lebhaft

*) Moltke an Dr. Wiggers in Schwerin am 26. Mai 1879.

Digitized by Google

beschäftigte.*) Doch der Ernst des Lebens unterbrach bald die harmlosen Spiele der Jugend und von 1811 ab machte Moltke eine Schule in der Kadettenanstalt zu Kopenhagen durch, die für seine ganze Entwicklung, als Mensch und als Soldat, von maßgebendem Einfluß wurde. Er selbst bewahrte den dort zugebrachten Jahren kein zu freundliches Andenken**), zwar erkennt er an, daß nur tüchtige und in jeder Richtung militärisch denkende Soldaten aus dieser spartanischen Schule hervorgegangen seien und daß alle ein wahres Kameradschaftsgefühl fürs Leben verbunden habe, aber die Behandlung sei doch viel zu streng, von Liebe und Teilnahme sei keine Spur vorhanden, eher ein oft zutage tretendes Mißtrauen bemerkbar gewesen. Moltke klagt wiederholt, noch in späten Jahren, über die Wunden, die diese Behandlung bei ihm gezeitigt habe. Er habe keinen Charakter bei sich ausbilden können***), da er keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten habe; der Braut schreibt er, sie möge verzeihen, wenn er oft verschlossen, eine freudlose Jugend habe die Gabe austauschenden Gemütslebens in ihm verkümmert; und ein anderes Mal, die langjährige Unterdrückung, in der er aufgewachsen, habe sein Gemüt niedergedrückt, seinen Stolz geknickt; spät erst habe er angefangen, aus sich selbst wieder aufzubauen, was eingerissen war†).

Bei einem unbefangenen Blick der Nachwelt auf jene Lehrjahre wiegt indes das Gefühl der Anerkennung vor, die den damaligen Erziehungsgrundsätzen auf der Land-Kadettenanstalt der dänischen Hauptstadt gezollt werden muß. Es ist ja nicht zu leugnen, daß die Entwicklung des Selbstbewußtseins beim jungen Moltke durch die jahrelange Unterdrückung jedes freien eigenen Willens sehr gehemmt wurde, ja man muß zugeben, daß erst die Erfolge des ersten von ihm selbständig geleiteten Feldzuges, des gegen Österreich, in ihm jenes dem Feldherrn so unbedingt notwendige Selbstvertrauen aufkommen ließen, auf der anderen Seite aber sind die Früchte, die der jugendliche Kadett in der spartanischen Schule für das Leben ernten sollte, doch so bedeutende, daß die Epigonen den Erfolg jener Erziehungsmethode nur preisen können.

Vor allem lernte Helmuth v. Moltke, die Erfüllung seiner dienstlichen Pflichten als das höchste Gebot im Leben anzusehen und ihr jedes Opfer zu bringen. Moltkes Entwicklung in seinen Jugendjahren hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Friedrichs des Großen. Auch Friedrich lernte — durch strenge Behandlung —, was es heißt, seine Pflichten erfüllen; durch sie eignete er sich Willenskraft und Selbstbeherrschung an, sie stählte seinen Charakter.

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 15. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**) A. a. O. I. Band, S. 249.

***) A. a. O. I. Band, S. 237.

†) A. a. O. VI. Band, S. 2, 63.

Digitized by Google

Das Urteil über den jungen Kadetten ist von Anfang bis zum Ende der Kopenhagener Zeit ein äußerst günstiges. Neben lebhaftem Drang nach Erweiterung seines Wissens, neben klarer Auffassung alles dessen, was ihm begegnete, bewies er ein hohes Maß von Bescheidenheit. Es ist bemerkenswert, daß General v. Krauseneck im Jahre 1845*) zu einem ähnlichen Urteil über den gereiften Mann kommt, und bestätigt das Zeugnis eines langjährigen Freundes**), daß Moltke sich in seinem Wesen im Laufe der Jahre fast gar nicht verändert habe. Diese Eigenschaften, die am Jüngling gefielen und den Mann auszeichneten, sind auch dem Greise nicht verloren gegangen; sie sind es, die wir bewundernd auch dem siegreichen Feldherrn nachrühmen dürfen. Begreiflich erscheint es, wenn selbst ein französischer Kritiker des siegreichen deutschen Marschalls sein Urteil über den Schüler in den Worten zusammenfaßt***): Au fond, c'est déjà un ambitieux, mais un ambitieux de haut vol et de bonne marque, ambitieux du devoir scrupuleusement accompli . ., begreiflich auch, daß bei solcher Lebensauffassung die freien Stunden mit nützlichen Arbeiten ausgefüllt wurden. Moltke bevorzugte allgemeingeschichtliche und kriegshistorische Studien†), die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Fritz v. Hegermann-Lindencrone, dem späteren Gegner von 1864, betrieb, und ist dieser Bildungsrichtung Zeit seines Lebens treu geblieben. Der Feldmarschall gesteht zu††), daß der Verkehr mit den edlen feingebildeten Mitgliedern der Familie seines Freundes auch im allgemeinen auf seine ganze Entwicklung gewirkt habe.

Aus dem Abgangszeugnis von der Anstalt, als deren Bester Moltke nach siebenjährigem Aufenthalte schied, tritt eine besondere Begabung für Mathematik hervor†††), während es in den Fächern, wo Moltke sich schon wenige Jahre darauf auszeichnete, in Geschichte, Felddienst und Freihandzeichnen, weniger gute Nummern aufweist.

Nach einem Jahre Hofpagendienst Leutnant in Rendsburg, widmet er sich die nächsten Jahre mit Eifer dem Frontdienst und wird 1820 zur Regiments-Jägerkompagnie versetzt, was als Auszeichnung galt. Bei seinen Kameraden stand er nach dem Urteile seines damaligen Regimentskommandeurs*†) in einem gewissen Respekte; er wußte dies auch, machte aber niemals von seinem Ansehen den geringsten Gebrauch. Gesprächig

*) Conduite, Abschrift in der Zentralabteilung des Generalstabes.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 259 (General v. Gliszczynski).

***) Le maréchal Moltke. S. 13. Paris 1888.

†) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. V. Band, S. 244.

††) A. a. O. I. Band, S. 22.

†††) A. a. O. I. Band, S. 31.

*†) A. a. O. I. Band, S. 34.

Digitized by Google

und mitteilsam im Verkehr, ernst und zurückhaltend im Dienst und bei der Arbeit, besaß er einen unermüdlichen Diensteifer.

Auf die Dauer indes konnte einen jungen Mann von dem Ehrgeiz und den Eigenschaften Moltkes der Frontdienst in dem kleinen dänischen Heere kaum befriedigen. Die Aussicht, dort vorwärts zu kommen, war gering, auch das Gehalt sehr unbedeutend. In einer Denkschrift vom Jahre 1834 über die dänischen Heeresverhältnisse*) meint Moltke, die Einnahme des Leutnants sei wenig höher als der gesetzliche Lohn der Gesellen mehrerer Zünfte in Kopenhagen. In Preußen war die Leutnantsgage allerdings auch nicht glänzend, aber die Einnahmen stiegen wenigstens schneller, während ein General in Dänemark nicht höher als ein preußischer Major bezahlt wurde. Das Avancement bis zum Oberst blieb im Regiment, das höchste Gehalt, das man erreichen konnte, hatte der Regimentskommandeur, der den Titel General führte, aber gleichzeitig Kompagniechef geblieben war. Daher war es nicht befremdlich, daß die Offiziere gern aus der Armee ausschieden und sich nach den untersten Stellen des Zivildienstes drängten.

Moltke war natürlich zu sehr Soldat und zu gebildet, um derart unterzugehen. Dazu kam, daß schon die Erhebung Preußens 1813 und die Siege der Befreiungskriege mächtig auf das Gemüt des heranreifenden Knaben wirken mußten. Sie erregten immer brennender in ihm den Wunsch, einem Heere anzugehören, das solche Erfolge erzielt und Männer wie Scharnhorst, Blücher, Gneisenau zu den Seinen zählte, und von dem er Teile auf einer Urlaubsreise in Berlin (1821) gesehen. So bedurfte es nur eines geringen Anstoßes, um den Gedanken zur Tat umzuwandeln. Die unmittelbare Veranlassung wurde ein „hochstehender" älterer Verwandter in Preußen**), doch vor der Einreichung des Abschiedsgesuches fragte Moltke den alten Gönner, General Hegermann, um Rat. Erst dann entschied er sich endgültig.

Das neue Examen in Preußen schreckte ihn nicht, er bestand es ehrenvoll. In Frankfurt a./O. beim Leib-Regiment war seines Bleibens aber auch nicht lange, für die Front schien Moltke von Anfang seiner Laufbahn an nicht bestimmt, denn schon nach wenig über Jahresfrist erhielt er die Erlaubnis, die Kriegsschule (Kriegsakademie) besuchen zu dürfen, nachdem seine Sorge, ob seine Arbeiten unter 68 zu den 50 besten gehörten, glücklich gehoben war***). Von diesen Arbeiten ist eine erhalten, die in Geographie; sie behandelt den physischen Charakter der Oberfläche der Skandinavischen Halbinsel†). Wenn auch anzunehmen ist, daß

*) II g 31 Kriegsarchiv. S. 10.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. V. Band, S. 245.

***) A. a. O. IV. Band, S. 6.

†) Kriegsarchiv IX. 17.

Digitized by Google

Moltke diesen Aufsatz aus Büchern zum großen Teil zusammengeschrieben hat, soweit die rein geographische Seite in Betracht kommt, so sind doch die kriegshistorischen Betrachtungen darin zweifelsohne bereits Zeichen eines verständigen militärischen Urteils des 22jährigen. Bei Besprechung der Wasserstraßen wird darauf hingewiesen, daß besonders im Falle eines Krieges mit Dänemark dank der Seen und Kanäle die Schärenflotte von einer Seite des Reiches auf die andere gebracht werden könne. Die Grenzen veranlassen die Bemerkung, daß nur solche, wie Schweden sie habe, einen Staat mit so geringer Bevölkerung und so wenig Reichtum vor dem Schicksal retten konnten, ein Raub mächtiger Nachbarn zu werden. Nur Dänemark und Rußland seien Schweden gefährlich, ersteres vor Peter dem Großen der furchtbarere Feind gewesen. Das Verhalten beider Staaten bei Operationen gegen die Skandinavische Halbinsel wird schließlich an Beispielen erläutert und auf die Wichtigkeit der Flotte für den Erfolg, welche Partei es auch sei, hingewiesen.

Die Arbeit gab dem jugendlichen Soldaten, zum ersten Male wahrscheinlich, Gelegenheit, über Zusammenwirken von Armee und Flotte nachzudenken; mit dieser sich spezieller zu beschäftigen, fand er ein Jahrzehnt später im Generalstabe und in der Türkei noch Gelegenheit; vier Jahrzehnte darauf aber verlangte der mit Dänemark drohende Krieg wohlüberlegte Vorbereitung und reife Beurteilung, inwiefern die Mitwirkung der Flotte auf beiden Seiten zur Sprache kommen könne. Man dürfte nicht fehl mit der Ansicht gehen, daß Moltke durch die so frühzeitige und wiederholte Beschäftigung mit dieser Frage, bei der ihm zweifellos auch die in dem Seestaate selbst zugebrachte Zeit zu Hilfe kam, eingehender orientiert war, als viele seiner Kameraden gleicher Stellung in der Armee. Heutzutage beschäftigt sich gewiß jeder einigermaßen wissensdurstige junge Offizier auch mit der Flotte und versucht, deren Zusammenwirken mit der Landarmee zu verstehen, denn wir besitzen eine eigene Flotte; damals, und noch 1848/49 in dem Deutsch-Dänischen Kriege*), hatten wir keine Flotte, und so war auch in der Armee das Interesse an der Verwendung einer solchen ein äußerst geringes.

Nächst der Kopenhagener Kadettenzeit gehören die drei Jahre auf der militärischen Bildungsanstalt in der preußischen Hauptstadt unter Leitung eines Clausewitz zu den grundlegenden in Moltkes Werdegang. Moltke selbst erwähnt nie, daß Clausewitz ihn unmittelbar beeinflußt habe, wohl aber kommt er wiederholt auf dessen Lehren zurück und seine Taten beweisen, daß er den Krieg im Sinne seines früheren Direktors auf-

*) Von Moltke bearbeitet 1862 bis 1877. Erschienen 1893 in: „Moltkes militärische Werke" (herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes), Gruppe III, 1. Teil: Geschichte des Krieges gegen Dänemark. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

faßte. Von den Stunden fesselten ihn am meisten Kriegsgeschichte, Geographie und Physik, in denen Kanitz, Ritter und Erdmann die ausgezeichnetsten Lehrer waren*). Daß Moltke außer in Mathematik und in der Theorie des Aufnehmens irgendwie auf der allgemeinen Kriegsschule hervorgetreten sei, läßt sich nicht nachweisen**). Die guten Zeugnisse zeigen allerdings, daß sein Fleiß und sein Streben gebührende Anerkennung fanden, ließen aber keineswegs eine eminente Begabung annehmen. Dieselben guten Nummern konnte bei stetem Arbeiten auch ein mittelmäßiger Kopf erreichen und erreicht sie auch heute, ohne daß in ihm ein militärisches Genie, ein Feldherr, vermutet zu werden braucht. Im Gegenteil, gar oft erweist sich ein fleißiger Akademiker bei der Truppenführung auf der anschließenden Übungsreise ganz unfähig, die Theorie nunmehr in der Praxis anzuwenden; alles Wissen ist für ihn umsonst. Das wußte Moltke sehr wohl, denn er äußerte später in Kleinasien bei einer Unternehmung gegen die Kurden***): „Fest anfassen ist oft mehr wert als alle Gelehrsamkeit". Ihn unterstützte in seinen Handlungen ein angeborenes Verständnis für Strategie und Taktik, so daß bei ihm die Gefahr nicht aufkommen konnte, über alle Theorie und alles Wissen das Praktische zu übersehen. Sehr empfand er es in späteren Jahren, daß seine Tätigkeit im Frontdienst einen so frühen Abschluß gefunden hatte, viele Zufälligkeiten kamen dabei zusammen. Um so fester hielt Moltke an leitender Stelle an dem von Reyher zuerst aufgestellten Grundsatze, die Generalstabsoffiziere abwechselnd im Generalstabsdienst und Frontdienst auszubilden, ein Grundsatz, der mit vollem Recht heute und in Zukunft gilt; denn nur in der Vereinigung beider kann eine sachgemäße Vorbildung der höheren Führer für den Kriegsfall erreicht werden. Moltkes praktische Tätigkeit bei der Truppe war in der Hauptsache mit dem Frühjahr 1827 beendet; denn kurze Dienstleistungen bei seinem Regiment 1830 und beim Regiment Alexander 1835 sind kaum zu rechnen. Die nächste und letzte Gelegenheit, eine Truppe zu exerzieren, fand sich erst in Kleinasien — bei den türkischen Horden.

Moltke war im Herbst 1826 von der Akademie zu seinem Regiment zurückgekehrt, tat im Winter Frontdienst und kam im März 1827 zur Divisionsschule in seine Garnison Frankfurt a./O.†).

Die neue Tätigkeit gab dem jugendlichen Lehrer willkommene Anregung, durch Mitübernahme des Unterrichts im Feldmessen und Zeichnen auch für die eigene Vervollkommnung in diesem seinem Lieblingsfache zu sorgen. Die gewonnenen Erfahrungen sind in einem leider verloren

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 22.

**) A. a. O. I. Band, S. 37.

***) A. a. O. VIII. Band, S. 275.

†) A. a. O. IV. Band, S. 13.

Digitized by Google

gegangenen „Kompendium über die militärischen Aufnahmen" niedergelegt worden, das er für seine Schüler verfaßte. Die Resultate seiner Lehrerperiode müssen gute gewesen sein, denn wider Erwarten erfolgte bereits ein Jahr später die Einberufung zum topographischen Bureau des Generalstabes. Mit dieser Einberufung begannen die Beziehungen Moltkes zu der Behörde, die unter seiner Leitung nach Jahrzehnten sich in einer die Augen der ganzen Welt auf sich lenkenden Weise entwickeln sollte, und stellten ein geistiges Band zwischen beiden, dem Generalstabe und seinem genialen Chef, her, das auch der Tod nicht zu lösen vermochte, das vielmehr bestehen wird, solange es einen preußischen Generalstab gibt. In der Topographie, diesem „Bindegliede zwischen militärischer Praxis und historischer Wissenschaft"*), war Moltke in seinem Elemente. Sie konnte keinen eifrigeren Förderer und keinen bedeutenderen Kenner haben als den damaligen Chef des Generalstabes der Armee, General v. Müffling, „einen der Offiziere", wie Moltke selbst sagte, „dessen man sich sein Leben lang mit aufrichtiger Hochachtung erinnert, wenn man das Glück gehabt hat, mit ihm in nähere Berührung zu kommen". Wie Müffling legte auch Moltke später den Aufnahmearbeiten große Bedeutung als Vorbildungsstufe für den Generalstabsdienst bei, ja er war eine Zeitlang geneigt, sie als unbedingt notwendig für die Aufnahme in den Generalstab zu verlangen**). Die immer größere Entwicklung dieser Behörde zwang dann naturgemäß, von derartigen Forderungen abzusehen. Es kann ja in der Tat nicht geleugnet werden, daß eine richtige Würdigung und Auffassung des Geländes zur sachlichen Lösung einer strategischen oder taktischen Aufgabe zweifellos nötig ist; immerhin findet der junge Offizier heutzutage, auch ohne spezielle topographische Ausbildung, bei der Truppe, beim Kriegsspiel, im Manöver, auf Kriegsakademie, in den anderen Abteilungen des Generalstabes usw. Gelegenheit, sich die notwendigen Kenntnisse für eine richtige Geländeauffassung anzueignen. Wie noch heute wurden auch damals die kommandierten Offiziere durch taktische Arbeiten geprüft, die sie in lebhafte Spannung versetzten***). Gefordert wurde nicht nur eine richtige, sondern auch kurze und präzise Lösung. Auch in dieser Beziehung ist Moltke den Grundsätzen Müfflings als Chef treu geblieben; was den Stil betrifft, stellte er in erster Linie die Forderung der Klarheit und Knappheit an sich selbst. Von früh auf gewohnt, alles, was er sah und dachte, schriftlich niederzulegen, um es vor Augen zu sehen, liebte er noch bis in die spätesten Jahre, an seinen Arbeiten herumzufeilen, bis Knappheit des Stiles und Logik der Gedanken ihn befrie-

*) Belger, Moltkes Verdienste um die Kenntnis des Altertums. Preußische Jahrbücher 1883. Band 1.

**) Akten.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band. S. 23.

Digitized by Google

digten, und das, trotzdem der schriftlichen Aufzeichnung eine reiche Gedankenarbeit vorausging. Moltkes Neffe, Burt, geht so weit*), die oft recht peinliche Schweigsamkeit des Feldmarschalls zum Teil darauf zu schieben, daß er alles, was er niederzeichnen wollte, nicht allein stofflich, sondern auch der Form nach durchdachte. Müffling ist ohne Zweifel auf die Präzision und Logik seiner Arbeiten von entscheidendem Einfluß gewesen, und Buffons Wort: „Le style, c'est l'homme même" trifft in erster Linie bei Moltke zu.

Auf v. Müffling folgte 1826 General v. Krauseneck, unter dem Moltke drei Jahre später endgültig in den Generalstab aufgenommen wurde. Auch der neue Chef legte auf die taktische Ausbildung der kommandierten Offiziere großen Wert, Moltke war ihm mehrfach dabei und durch seine topographischen Leistungen aufgefallen, die auch die Aufmerksamkeit des Prinzen Wilhelm von Preußen erregten. Der Prinz hatte seinen nachherigen Ratgeber zuerst beim Vorbeimarsch des Leibregiments gesehen und auf die Frage nach dem großen und hageren schließenden Offizier die Antwort erhalten, „das ist ein Herr v. Moltke, der kürzlich aus der dänischen Armee zu uns übergetreten ist", worauf er erwiderte: „Da scheinen wir keine besondere Akquisition gemacht zu haben"**). Anders nach zehn Jahren, wo die Aufnahmen der Befestigung von Kopenhagen, von einer Urlaubsreise stammend, den Beifall des Prinzen finden und er auf diesen Offizier, „der so dünn ist wie ein Bleistift", aufmerksam macht, den entdeckt zu haben nach Jahren seinen Stolz bildet***). Krauseneck gebührt das Verdienst, den Übertritt des jungen Offiziers in die höchste wissenschaftliche Werkstatt der preußischen Armee überhaupt ermöglicht zu haben, er wäre beinahe aus Geldgründen unmöglich gewesen. Es handelte sich um ein zweites Pferd, da half Krauseneck aus†). Geldsorgen spielen im Leben Moltkes eine Rolle, er mußte sich oft durchschlagen. Von Hause nur selten unterstützt, gibt er in Frankfurt a. O. zeitweise Privatstunden, in Berlin soll u. a. die nicht vollendete Übersetzung von Gibbons Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaiserreichs (vgl. Mil. Wochenblatt Nr. 73 1913) Geld bringen (1832††). Moltke ist stets ein weiser Ökonom, Schulden kennt er nicht. In Zeiten, wo er ganz ohne Zulage ist und auch durch Schriftstellerei keine Nebeneinnahmen sind, erübrigt er noch genug für Sprachunterricht, so (1828) für Russisch, seine fünfte Sprache, das damals schon als sehr wichtig angesehen wurde, denn „Rußland ist jetzt das merkwürdigste Land für Preußen

*) Mitteilung des Oberstleutnants v. Burt.

**) Mitteilung des Oberstleutnants v. Burt.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 262 (Erzählung der Gräfin Oriolla nach 1870).

†) A. a. O. V. Band, S. 254 ff.

††) A. a. O. IV. Band, S. 61.

Digitized by Google

und seine Sprache nur wenigen bekannt"*). Außerdem hörte er einen cours de littérature française „gratis" sowie Kollegien über neuere Geschichte und über Goethe, endlich über Nationalökonomie, „obwohl ihm die eigene genug zu schaffen" mache (1833). Überhaupt beschäftigt sich Moltke in den Jahren 1828 bis 1835, also während seiner ersten Generalstabszeit, außer Dienst mit allem anderen, nur nicht mit dienstlichen Sachen. Man liest nie, daß er für den Dienst habe zu Hause arbeiten müssen, daß er sich privatim mit strategischen oder taktischen Aufgaben befaßt habe; immer sind es andere Dinge, die er treibt, am liebsten Geschichte. Er hat in späten Jahren selbst gesagt, wenn er seiner Neigung habe folgen können, so würde er sich mit archäologischen oder geschichtlichen Studien beschäftigt haben und voraussichtlich Professor der Geschichte geworden sein**). Man habe ihn aber, ohne gefragt zu werden, ins Kadettenhaus gesteckt, und damit sei sein Beruf ihm vorgeschrieben worden. Im Dienst muß Moltke sehr rasch gearbeitet haben, denn es findet sich eine große Zahl Aufsätze von seiner Hand vor, auf die näher eingegangen werden wird. Zunächst beschäftigen uns die allgemeinhistorischen Studien aus dem Anfang der dreißiger Jahre, deren Bedeutung darin liegt, daß sie gleichsam die Vorbereitung für die dem Chef des Generalstabes der Armee obliegenden politisch-militärischen Arbeiten bilden sollten. Das Jahr 1830 brachte in dem benachbarten Frankreich starke Umwälzungen, deren Wellen auch in Deutschland bemerkbar waren. Leutnant v. Moltke beschäftigt sich rege mit den laufenden Tagesfragen; er verfolgt aber nicht nur die Ereignisse, sondern geht den Dingen auf den Grund. Die Staatenrevolutionen konnten nicht von heute auf morgen kommen, sie mußten einen tieferen Ursprung haben. Dem nachzuforschen, reizte den talentvollen Offizier, der hierdurch die Grundlage für ein allgemein geschichtliches Wissen und für die richtige Beurteilung der Staatenbildung und Entwicklung sowie für deren Beziehungen untereinander legte, was sich ihm nach Jahren an der Spitze des Generalstabes nutzbringend erwies. Moltke war aus dem Holze, das man für solche Stellen brauchte. Wir dürfen mit vollem Rechte gerade in den Privatarbeiten Moltkes den Beweis finden, daß nicht nur die rein dienstlichen Leistungen und Eigenschaften ihn befähigten, den 1857 ihm übertragenen verantwortlichen Posten nicht nur glänzend auszufüllen, sondern auch auf eine unerreichte Höhe zu bringen. Die ersten derartigen Arbeiten***) sind gleichsam Kinder ihrer Zeit, hervor-

*) A. a. O. IV. Band, Seite 28.

**) Mitteilung des Obersten v. Moltke, jetzigen Chefs des Generalstabes der Armee.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. II. Band, S. 1 ff. „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I." sowie die „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen".

Digitized by Google

gerufen durch die Revolutionen in den Nachbarstaaten. Sie weisen bereits ein reifes politisches Verständnis des erst Dreißigjährigen nach. Über 1000 Seiten in Quart und 4000 in Oktav liest er durch, um sich Klarheit über den Ursprung des Hasses zwischen Belgien und Holland zu verschaffen, der ihm um so rätselhafter war, als beide Völker eines Ursprungs und eines Landes sind. In ihrer Geschichte findet er die Erklärung, schreibt sie nieder und veröffentlicht sie. Militärisch interessant ist die Bemerkung, daß der Prinz von Oranien in zwei Feldzügen das spanische Heer zum Operationsobjekt gemacht habe. Auch in Briefen geht Moltke auf die belgische Frage näher ein; im Februar 1831 gewannen die Aussichten auf einen Krieg zu seiner Freude immer mehr an Wahrscheinlichkeit und riefen eine schriftliche Äußerung hervor, die in ihrem Schlußsatze sich wiederholt, so u. a. an der Spitze des im Greisenalter geschriebenen Werkes über den Deutsch-Französischen Krieg*), wiederfindet: „Heutzutage sind es nicht mehr allein die Kabinette, die über Krieg und Frieden entscheiden, sondern es sind an vielen Orten die Völker, die die Kabinette leiten, und so ist ein Element in die Politik hineingebracht, das freilich außer aller Berechnung liegt.“**)

Der Aufstand in Polen veranlaßt Preußen, vier Armeekorps unter Gneisenau an der Ostgrenze bereitzustellen. Moltke findet, daß Preußen in dieser Zeit der einzige Staat in Europa gewesen sei, der, der Stimmung des Landes sicher, mit einer vorzüglichen Armee habe die Offensive ergreifen können. Bei den Betrachtungen über die inneren Verhältnisse Polens kommt er zu dem Schluß, daß der Niedergang des Landes angesichts der traurigen Regierung sehr begreiflich sei, daß nur bei gesunden Verfassungsverhältnissen und guter Regierung ein Staat blühen könne***).

In dienstlicher Beziehung war Moltkes Tätigkeit in den ersten Generalstabsjahren eine recht mannigfaltige. Geländeaufnahmen†) führten ihn in die Mark, nach den Provinzen Schlesien und Posen, Erkundungen und Generalstabsreisen in die Lausitz, nach Sachsen, nach der böhmischen Grenze, in das Riesengebirge, in den Harz und nach Thüringen. Für seine militärische Zukunft trugen die verschiedenen Aufträge in normaler Weise bei, er wurde eben beschäftigt, wie heute der zum Topographieren kommandierte Leutnant und spätere junge Generalstabsoffizier. Eine besondere Bedeutung hatten die Reisen für ihn, die nach Sachsen und der

*) A. a. O. III. Band.

**) Am 14. Mai 1890 sagt Moltke im Reichstag ähnlich, nur bestimmter: „Die Zeit der Kabinettskriege liegt hinter uns; wir haben jetzt nur noch den Volkskrieg“. Vgl. Russisch-Türkischer Krieg 1828/29. S. 404.

***) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. II. Band, S. 61.

†) Moltke nahm folgende Platten auf: 1828 Öls, Gr. Zöllnig; 1829 Zerkow (westliche Hälfte), Robackow (zum Teil), Gora; 1830 Schwerseuz, Miloslaw.

Digitized by Google

schlesisch-böhmischen Grenze führten; sie machten ihn zuerst bekannt mit dem Einmarschgelände Friedrichs des Großen in Böhmen, dessen Kenntnis er mit Nutzen bei der Vorbereitung des Krieges von 1866 verwenden konnte. Nur in dieser Beziehung kann auch der Beschäftigung mit dem Kriegsjahre 1762, die ihn eine Zeitlang dienstlich in Anspruch nahm, ein gewisser Wert beigemessen werden, weniger in strategisch-taktischer, da die Operationen des Siebenjährigen Krieges bereits in den letzten Zügen lagen. Äußerst lehrreich muß dagegen der Besuch des Schlachtfeldes von Kulm (1813) gewesen sein, zu dem er sich durch Studium der Schlacht und der oft verwickelten Bewegungen vorzubereiten hatte.

Die Kenntnis der allgemeinen Operationen des Jahres 1813 kam außerdem Moltke bei einer Erkundung der Elblinie im Jahre 1845 zustatten.

Von den Erkundungsberichten ist eine Charakteristik des Thüringer Waldes deshalb erwähnenswert, weil dort ausgeführte Gedanken sich in einer taktischen Übungsaufgabe des Jahres 1869 ins Praktische übersetzt wiederfinden. Es handelt sich um eine Verteidigung der westlichen Hälfte des Waldgebirges. Überhaupt liebte Moltke in diesen Aufgaben, ihm bekannte, lieb gewordene Gegenden aufzusuchen; so spielt gleich die erste 1858 in der Provinz Sachsen, die er erst vor wenigen Jahren verlassen; die zweite zwischen Koblenz und Trier, wo er vor seinem Aufenthalt in Magdeburg geweilt. Aufgaben in diesen beiden ihm bis dahin am nächsten stehenden Provinzen wiederholen sich, die Mark und Schlesien kommen dazu, seltener eine der anderen Provinzen. Nach 1870, unter dem Einflusse des Krieges, spielen einige Aufgaben in Elsaß-Lothringen.

Von der Beschäftigung mit den „neuesten Befestigungsarbeiten in Österreich, Tirol und Italien" (1833*) hatte Moltke den Vorteil, nicht ganz unvorbereitet an der Spitze des Generalstabes die Heeresbewegungen 1859 in Italien verfolgen und auch vor 1866 die Chancen eines österreichisch-italienischen Feldzuges richtiger beurteilen zu können; auch kann man in dem Aufsatze die Grundlage seiner Kenntnisse über die deutsch-österreichischen Festungen im allgemeinen sehen, wenngleich nur Linz und Brixen eingehender behandelt werden. Über die Bedeutung des österreichischen Festungsvierecks (Quadrilatere) in Italien (Verona, Peschiera, Mantua, Legnago) verfaßte Moltke Ende 1860 einen Aufsatz, der mit den erst erwähnten Notizen den gleichen Gedanken bringt, daß die Verteidigungslinie des Mincio, gestützt auf die Festungen Peschiera, Mantua und Verona zwar außerordentlich stark sei, jedoch einen Nachteil besitze: eine nachdrückliche Behauptung derselben werde immer dadurch beeinträchtigt, daß die Rückzugslinien der Österreicher — selbst die südlichste

*) V. 797 Kriegsarchiv.

Digitized by Google

über Udine — ganz auf dem äußersten rechten Flügel ihrer Stellung am Mincio liegen.

Bei Beurteilung der strategischen Bedeutung von Linz kommt zum ersten Male das Wort „Eisenbahn" in einer Moltkeschen Arbeit vor, indem auf die Wichtigkeit dieser Stadt als „Eisenbahnsperrpunkt" hingewiesen wird. Moltke geht aber auf die neue Erfindung hier noch nicht näher ein; immerhin ist dieser Hinweis bemerkenswert, er dürfte die erste Hervorhebung der Festungen als Eisenbahnsperrpunkte sein, die überhaupt existiert. Dies erkannt zu haben, und noch dazu so frühzeitig, bleibt an sich ein Verdienst. Für die Befestigung von Brixen*) zeigt sich Moltke in hohem Grade eingenommen und weist an historischen Beispielen nach, daß Tirol durch einen Angriff von einer einzigen Seite her nicht erobert werden könne, sondern nur durch gleichzeitigen Einmarsch von Bayern und Italien aus; hier erscheine nun Brixen in seiner ganzen Wichtigkeit, indem eine Aufstellung dort die beiden feindlichen Heere trenne und ihr Zusammenwirken hindere, zugleich aber die Vorteile einer „Flankenstellung" mit völlig gesichertem Rückzug in das Pustertal dem eigenen Heere biete. Der „Flankenstellung" begegnen wir hier zum ersten Male, indes wie bei der „Eisenbahn", die Linz berührt, geht der jugendliche Verfasser noch nicht näher auf das Ausschlaggebende bei der Wahl einer derartigen Stellung ein; erst 1815 bei der Elbeerkundung finden sich einige Worte darüber; dagegen kommt später der Chef des Generalstabes der Armee wiederholt auf Flankenstellungen, deren Bedeutung er zwar nicht unterschätzt, vor deren Überschätzung er aber gleichzeitig warnt.

Betrachtungen über die großbritannische Militär-Verfassung**) enthalten ein Urteil über den Seekrieg, das sich natürlich heute nicht mehr in jeder Beziehung aufrechterhalten läßt. Moltke hebt die große Einfachheit des Krieges gegenüber dem Landkriege hervor. Unabhängig von Operationslinien, Nachschub, Magazinen usw. suchen sich die gegnerischen Flotten auf, es kommt zum Kampf, der gewöhnlich in wenigen Stunden beendet sei. Auf gute artilleristische Ausbildung werde in der englischen Marine deshalb wenig Wert gelegt, weil bei der Schwierigkeit und Unsicherheit des Einrichtens der Geschütze das Treffen mehr ein Glücksfall sei. In dieser Beziehung haben sich die Zeiten allerdings geändert.

Die Flotte spielt auch eine Rolle in den „Nachrichten über die dänische Land- und Seemacht"***), die Moltke auf einer Reise nach Kopenhagen (1834) gesammelt hatte, die an Allerhöchster Stelle vorgelegt werden und

*) 1833 bis 1838 wurde Franzensfeste an der Stelle der alten Brixener Klause neu befestigt.

**) II i 33 Kriegsarchiv. S. 53 ff.

***) II g 31 Kriegsarchiv.

Digitized by Google

in einer besonderen Kabinettsorder die Anerkennung König Friedrich Wilhelms III. finden. Sie geben das wieder, was damals an maßgebender Stelle in Dänemark über eine durchgreifende Reform im Verteidigungswesen des Landes für zweckentsprechend gefunden wurde.

Eigene Ansichten bringt Moltke also hier nicht; aber trotzdem kann der Arbeit eine Bedeutung deshalb nicht abgesprochen werden, weil der Gedanke einer Landung auf Seeland ausführlicher behandelt wird, ein Gedanke, den Moltke am Ende des 1864er Feldzuges wieder auffaßte, dessen Ausführung indes der Wiener Friede verhinderte. Nach der damaligen Ansicht (1834) konnte Dänemark einer Landung von 32 000 Mann auf Seeland nicht widerstehen; 1864 beabsichtigte man das ganze II. Armeekorps dorthin überzusetzen, was etwa der erwähnten Stärke entsprochen hätte. Merkwürdig ist, daß die Danewerke bei der Verteidigung des Landes gar nicht zur Sprache kommen; der Schwerpunkt des Widerstandes wird vielmehr in einem verschanzten Lager von Fredericia gesehen, dort könne das Verteidigungsheer alle Truppen an sich ziehen, die bisher auf den Inseln verteilt waren, und dann zur Offensive übergehen. Ein Übergang des Gegners nach Fünen wird nur dann befürchtet, wenn das dänische Heer beim Rückzuge Fredericia rechts (östlich) liegen lasse und nach Jütland gehe. Moltkesch klingen allgemeine Betrachtungen über den Seekrieg, bei dem es sehr selten sei, daß die Minderzahl über die Mehrheit siege, was zu Lande vorkomme. Ein zusammengeraffter Haufe von Menschen könne bei tüchtigem Willen als Infanterie nützlich werden, schwieriger schon würde er sich als Kavallerie oder Artillerie brauchen lassen, wo seine Wirksamkeit von Pferden und Maschinen bedingt werde. „Der Seemann aber begibt sich ganz in die Abhängigkeit seines Materials, er wird von demselben fortgeführt. In der Seeschlacht entscheidet das Moralische in der Person eines Einzigen — beim obersten Befehlshaber — und die Kunstfertigkeit, die Vertrautheit mit dem Element, die Kenntnis von dem Gebrauch der Segel, des Steuers und der Geschütze bei allen übrigen."

Über die Persönlichkeit Moltkes in dieser Periode äußert Major v. Kameke, der mit Moltke im topographischen Bureau kommandiert war, daß er nur wenig Verkehr gehabt habe, auch sehr verschlossen gewesen sei. Sein innerer Mensch spiegelt sich in verschiedenen Briefen wieder, in denen es aber an Widersprüchen nicht fehlt. Mit seinem äußeren Lebensgang war er anscheinend ganz zufrieden, denn im August 1828 möchte er um keinen Preis in sein altes Verhältnis nach Dänemark zurück und noch nie hat er bereut, um die Anstellung in Preußen sich bemüht zu haben, wo seiner Ansicht nach weit weniger abstrakte Gelehrsamkeit als praktische Tüchtigkeit, Gewandtheit und Lebensklugheit erforderlich sind. Und 1832 heißt es in dem Briefe an den ältesten Bruder: „Dankbar

Digitized by Google

wollen wir drei ältesten anerkennen, daß unsere Bestrebungen uns mehr und mehr eine bessere, selbständigere Existenz erwerben, von der wir ohne Dünkel sagen dürfen, daß wir sie nächst Gott und Deiner und Vaters Unterstützung uns selbst verdanken". Indes die hypochondrische Natur kommt immer wieder zum Vorschein. Moltke selbst meinte, daß seine freudlose Kindheit und seine an Entbehrungen reiche Jugend ihre Schatten auf sein ganzes Leben geworfen hätten. Wie wäre es sonst zu verstehen, daß er den letzten Sommer seines Lebens seinem Arzte im Verlaufe eines Gesprächs über die Unsterblichkeit der Seele sagen konnte: „Wenn der Glaube der Inder an eine Seelenwanderung wahr sein sollte, so möchte ich wenigstens nicht wieder als Mensch geboren werden, denn eigentlich besteht das menschliche Leben nur aus Enttäuschungen". Bismarck, dem dies erzählt worden, äußerte etwas drastischer, aber in der Sache seinem großen Mitarbeiter ziemlich ähnlich: „Ach was, ich sitze bald im Himmel und spucke auf das ganze Menschengetümmel".

Der Herbst des Jahres 1835 bedeutete einen Wendepunkt in Moltkes militärischer Tätigkeit! Nachdem die Aussicht, in Paris als Militärattaché verwendet zu werden, sich nicht verwirklicht hatte, nahm Moltke im Oktober einen sechsmonatigen Urlaub nach Konstantinopel, Griechenland und Italien.

Wandertrieb war es wohl vor allem, der ihn hinaustrieb, die Welt zu sehen und seinen Gesichtskreis zu erweitern, Länder und Völker persönlich kennen zu lernen, von denen er gelesen, den Spuren einer Vergangenheit an Ort und Stelle zu folgen, die schon oft sein lebhaftestes Interesse erweckt, sein Sinnen und Denken angeregt hatte.

Von Konstantinopel beabsichtigte Moltke an der kleinasiatischen Küste entlang über Alexandrien oder Griechenland nach Italien zu gehen und von dort im Frühjahr heimzukehren; das Schicksal wollte es anders! Und gewiß in mancher Beziehung zu seinem Glück und zum Vorteil für seine ganze Entwicklung!

Schon die Hinreise wurde in gewohnter Weise zu geschichtlichen Betrachtungen ausgenutzt. Nachdem Pest Gelegenheit gegeben, über die in dem Magyarenreiche allein noch vorhandene Herrschaft des Adels nachzudenken, die Donaufahrt ihn zu der Bemerkung veranlaßt, daß in alten Zeiten der Strom ein größeres Hindernis gewesen als heute, und in der Tat eine lange Reihe von Jahren die zivilisierten und barbarischen Völker getrennt habe, während er jetzt anfange, sie zu verbinden, nachdem Bukarest ihn aufgeklärt über die Zustände in der Wallachei, glaubt im Geiste der junge Reisende Ende November von Rustschuk aus in der Ferne zum ersten Male das Land seiner Träume — Asien, der Völker Geburtsland — zu sehen; er sieht die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif sich hinzog.

Digitized by Google

Welche Gedanken stürmen ein auf den empfänglichen Geist; vorüberziehen an ihm die Gestalten eines Xenophon, Darius, Alexander, dessen Spuren folgend ein Napoleon trachtete, nach Niederwerfung Europas auch ganz Asien sich untertan zu machen! Äußerlich kein Feuergeist, empfand Moltke um so tiefer, feuriger im Innern. Ihn reizte nicht nur zu wissen, hier wirkte ein Alexander, dort siegte er über Darius, auch die Beweggründe zu erforschen und zu erfassen, die den Feldherrn der Vergangenheit in jenen Tagen leiteten, ihn beeinflußten, seinen Entschluß zeitigten. Und er fühlte mit den Großen jenes ruhmreichen Altertums, deren Taten ihn entflammten und entzückten, als sei er selbst Zeuge ihres Ruhmes gewesen*). Noch ahnte Moltke nicht, daß es ihm vergönnt sein sollte, im Innern Kleinasiens jene Stätten selbst zu sehen und an Kriegszügen dort teilzunehmen. — Er, der junge preußische Hauptmann, der dereinst wenn nicht gleich, so doch nahe einem Napoleon als Feldherr geschätzt werden sollte!

Entscheidend für Moltkes Aufenthalt im Türkenreiche wurde die Bekanntschaft mit dem Seraskier Mehemed Chosref Pascha, dem er Mitte Dezember zu erklären hatte, was Kriegsspiel sei, und dabei unter Zugrundelegung einer Generalidee ein kleines Gefecht von Kavallerie gegen Infanterie vor einem Defilee vorführte. Der Seraskier erkannte, welcher Unterschied zwischen dem in allen Zweigen der Kriegswissenschaft gebildeten preußischen Offizier und den militärischen Abenteurern niederen Ranges herrschte, die bis dahin in der Türkei gewirkt hatten. Für Annahme der Aufforderung, vorläufig in Konstantinopel zu bleiben, sprachen auch ökonomische Gründe mit, die schon so häufig im Leben Moltkes eine Rolle spielen mußten und entschieden zur Vertiefung seiner allgemeinen und auch militärischen Ausbildung beigetragen hatten. Wenn man auch durchaus nicht sagen kann, daß ohne die pekuniären Nöte aus Moltke nichts geworden wäre, so ist doch zu beachten, daß sie einen Sporn bildeten, die in Moltke schlummernden Wissenstriebe noch reichhaltiger zu entfalten, daß sie ihn anregten, sich mit Dingen zu beschäftigen, die sich später als sehr nützlich für seine Laufbahn erwiesen. Moltke wäre gewiß auch ohne Geldsorgen ein tüchtiger Mann geworden, ein Mann von solchem umfangreichen, gründlichen Wissen kaum.

Aus dem sechsmonatigen Urlaub nach dem Orient wurden vier Jahre. Allmählich erst entwickelte es sich so. Anfangs auf unbestimmte Dauer gefesselt, erhielt Moltke mehrfache Aufträge seines Gönners, durch deren Ausführung seine militärischen Kenntnisse und seine Auffassungsgabe willkommenen Boden zur Erweiterung fanden. Es war ein reiches, an-

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, Einleitung S. LVI und 246.

Digitized by Google

regendes Arbeitsfeld, das sich ihm unerwartet eröffnete; in erster Linie traten Reorganisations-, dann topographische, schließlich Befestigungsfragen an ihn heran, daneben war natürlich nach Berlin zu berichten. Daß da oft neun Stunden des Tages zu tun war, kann nicht wundernehmen. Moltke empfahl Einführung des preußischen Landwehrsystems, gleichzeitig aber, behufs Deckung des Offiziersatzes, junge Leute auf preußische Militärschulen zu schicken. Ein sofortiger Erfolg war nicht zu erwarten, das wußte Moltke im voraus, aber ein Schritt zu einer verständigen Umbildung des osmanischen Heeres war geschehen, das Interesse in den maßgebenden Kreisen Konstantinopels geweckt worden. Die topographischen Aufnahmen der alten Kapitale der Osmanen, der Dardanellen und des Bosporus folgten, peinlich gewissenhaft ausgeführt wie alle Arbeiten des jungen Frankenhauptmanns, der Plan von Konstantinopel war überhaupt der erste genaue, den man kannte. Der mit dem Topographieren verknüpfte Auftrag, die Dardanellenplätze und die Festung Varna zu besichtigen, führte ebenso wie eine Reise im Gefolge des Sultans durch Rumelien und Bulgarien, mit Aufnahmen von Schumla, Silistria, Rustschuk und Varna, zu interessanten Berichten über den Wert der festen Plätze im Osmanenreiche. Den Festungen in der Türkei schreibt Moltke eine größere Bedeutung zu als in irgendeinem anderen europäischen Staate. In einem so wenig angebauten, wegearmen Gebirgslande könnten überhaupt keine sehr großen Heere auftreten und selbst diese würden von bloßen Requisitionen sich nicht ernähren können. Kleine Armeen aber und solche, die ihren Bedarf aus Magazinen auf einigen wenigen Straßen wegführen, könnten unmöglich offensiv in ein feindliches Land vorgehen, solange die Festungen in ihrem Rücken nicht genommen oder wenigstens durch überlegene Kräfte eingeschlossen seien. In der Tat hätten die türkischen Festungen trotz ihrer schlechten Beschaffenheit stets eine sehr wichtige Rolle gespielt*).

Moltke schwebt bei diesem Urteil augenscheinlich der Russisch-Türkische Feldzug 1828/29 vor, mit dessen Verlauf er sich Anfang der 40er Jahre, angeregt durch seinen Aufenthalt in der Türkei, eingehend beschäftigte und dessen Studium ihm die selbst gewonnenen Erfahrungen in hohem Grade erleichterten. Die Zukunft hat Moltke nicht in allen Beziehungen recht gegeben, denn 1877 rückten bedeutend größere Massen in der Türkei ein, als Moltke annehmen zu dürfen glaubt; dagegen bleibt Moltkes Behauptung zu Recht, daß die Verpflegung in jenem Lande stets große Schwierigkeiten machen und die Rolle der Festungen stets eine große sein wird. Unverständlich erscheint dem jungen Kritiker, daß man bei

*) Über die Entwicklung der Militärverhältnisse des Osmanischen Reiches 1837. II z 27 Kriegsarchiv. S. 5/6.

Digitized by Google

den Neuanlagen in Varna, als Sperrpunkt der wichtigsten über den Balkan führenden Straße von doppelter Bedeutung, offenbar an Herstellung eines befestigten Lagers gedacht habe, das man schon in Schumla besaß. In Varna sich mit wenigem zu halten, in Schumla mit vielen aufzutreten, darin liege die Quintessenz. Moltke schlägt als zweckmäßig zunächst die Verstärkung der Befestigungen von Silistria und der Dardanellen vor, und zwar nach folgenden Grundsätzen: geringe Ausdehnung, einfache Trace und starkes Profil, freilich das Gegenteil von allem, was man in Varna ausgeführt hatte. Er beruft sich bei seinen Vorschlägen auf Clausewitz' Wort*), daß „alles im Kriege höchst einfach sei, aber das Einfachste höchst schwierig". Das gelte auch von den Mitteln, die dort anzuwenden seien. Für die Dardanellen im besonderen käme es darauf an, die Verteidigung zu konzentrieren, das heißt, statt an vielen weniger günstigen Stellen eine schwache Gegenwehr zu leisten, dies sehr nachdrücklich an einem einzigen Punkte zu tun. Moltke hatte die Genugtuung, daß diese Ansicht von einem Fachmann (Mühlbach) nachher bestätigt wurde**). Auf Einzelheiten in den Festungsfragen einzugehen, hatte er keine Veranlassung, empfahl vielmehr gesprächsweise dem Seraskier Heranziehung eines Ingenieuroffiziers. Diese gelegentliche Äußerung hatte schließlich die Mission von noch drei preußischen Offizieren (Vincke, Fischer, Mühlbach) zur Folge; sie war allerdings in der Hauptsache mit Rücksicht auf die Möglichkeit neuer kriegerischer Verwicklung, sei es mit Rußland oder mit dem rebellischen Mehemed Ali von Ägypten, erbeten worden. Moltke überließ die Entscheidung, ob er bleiben solle, seinem Chef. Mit dem Erfolge seiner bisherigen Tätigkeit konnte er wohl zufrieden sein, die Türken und die preußischen Vorgesetzten erkannten sie voll an, Krauseneck lobt die „Sachkenntnis und klaren gesunden Ansichten". Damit traf er den Nagel auf den Kopf.

Moltke brachte das im Frühjahr 1837 beginnende gemeinsame Wirken mit den preußischen Kameraden vielfach in bekannte Gegenden und vertraute Aufgaben: Mit Vincke die Besichtigung und Aufnahme der Küstenplätze Burgas, Sisebolu, Anchialo, Misivri (heute Festung), Varna (dies zum dritten Male), für die keine permanente Befestigung als nötig, sondern Batterien, für den Kriegsfall zu erbauen, als genügend erachtet wurden; entsprechend Moltkes schon vorher ausgesprochener Ansicht sollte Schumla (heute bulgarische Festung) nur provisorisch befestigt werden und die Verteidigung des Balkans am Südfuße ebenso zu bewirken sein. Die Rückreise ging über Hirsova, Matschin, Isaktschi (alle drei heute bulgarische Festungen), Tultscha, Köstendsche (bulgarische

*) Clausewitz, Vom Kriege. I. Band, VII. Kapitel.
**) II w 43 Bericht Vinckes. S. 12.

Digitized by Google

Festung), Punkte, die alle keiner permanenten Befestigung wert erschienen, Tschernawoda und den Trajanswall. Reisen in die Dardanellen, ein Ausflug nach Troja und Abfassung der Berichte füllten den Rest des Jahres. Ein vom Januar des folgenden Jahres stammender Vorschlag Moltkes*) zur Einführung eines Lehr-Infanteriebataillons nach preußischem Muster, ein sprechender Beweis dafür, daß der Verfasser auch in den Truppenausbildungsfragen bewandert war, fand bei den Türken nur taube Ohren. Das Projekt bezweckte, möglichst schnell eine Anzahl von Lehrern zu bilden, die in dem von Vincke und Moltke ausgesuchten Lager bei San Stefano die Übungen nach ein und demselben System leiten sollten. Moltke war selbst bereit, die Oberaufsicht zu übernehmen.

Aber in anderer Weise gingen Moltkes Wünsche in Erfüllung: Das neue Jahr brachte ihm die längst ersehnte Gelegenheit, an kriegerischen Unternehmungen teilzunehmen, zwar nicht mit dem eigenen Heere, wo das Herz voll beteiligt ist und Gut und Blut doppelt freudig hingegeben werden, aber immerhin mit Truppen, an denen er bereits ein gewisses Interesse hatte. Wenn Moltke sein Leben in den nächsten Monaten wiederholt mit kühnem Wagemute einsetzte, so trieb ihn dazu wohl in erster Linie der ihm innewohnende Pflichteifer, die ihm gewordenen Aufträge nach besten Kräften zu erfüllen; auch mochte es ihm eine Genugtuung sein, den Türken zu zeigen, was deutscher Mut und Ausdauer zu leisten vermögen. Am 24. Februar 1838 erhielten Moltke und Mühlbach Befehl, sich zur Taurus-Armee, unter Hafiz Pascha, nach Karput zu begeben, während Fischer erst im April zu Hadschi Ali Pascha und Vincke im Dezember zu Izzet Pascha nach Konia bzw. Angora kommandiert wurden.

Moltke kannte Land und Leute, die Schwächen und auch die wenigen guten Seiten der türkischen Soldaten und Heereseinrichtungen, und war hierdurch jedenfalls am meisten geeignet, sich beim Oberkommandierenden „so nützlich als möglich" zu machen**). Einen bestimmten Auftrag bekamen beide Offiziere nicht, jeder hatte sich seine Stellung selbst zu schaffen. Die Schwierigkeiten, die ihnen bevorstanden, waren keine geringen, Unterstützung bei den türkischen Offizieren kaum zu erwarten, vielmehr ein Kampf gegen Vorurteil und Unwissenheit, Trägheit und Fahrlässigkeit. Sie mußten, wie sich bald herausstellte, neben der obersten Leitung auch das kleinste Detail besorgen, einmal Generalstabsdienst, dann Schreiberarbeit tun, oder wie Laue, den Moltke nachkommen ließ***), Chef der

*) II W 44 10. Beilage. Bataillon d'instruction. 20. Januar 1838.

**) II W 43: Die militärische Sendung usw. Bericht Moltkes über „Die Sendung zu Hafiz Pascha — Kurdenkrieg 1838 — Feldzug 1839". S. 1. Ähnlich in II W 47 Darstellung des Türkisch-Ägyptischen Feldzuges 1839. S. 3.

***) Hauptmann a. D., in den Dardanellen beschäftigt.

Digitized by Google

Artillerie und zugleich Feuerwerker sein. Sie fanden das Heer als „eine unorganische Masse von Bataillonen, Eskadrons und einzelnen Geschützen“*) vor, der Regimentsverband bildete nur eine ökonomische Einteilung, Brigaden bestanden kaum dem Namen nach, in gemischten Waffen war noch nie manövriert worden. Derart war das Heer, das im Frühjahr 1838 in Kleinasien verteilt stand, die Masse wegen der aufrührerischen Kurden auf dem linken Flügel der strategischen Aufstellung, während der verwundbarste Punkt auf dem rechten lag, da, wo die geradeste und gangbarste Straße aus Syrien und Adana über den Kulek Boghas auf Konstantinopel führt. Der Hauptzweck der Heeresversammlungen in dem asiatischen Teile des Türkenreiches war eben nicht die Niederwerfung der Kurden, sondern der jahrelange Zwist mit dem Vizekönig von Ägypten, dem es nach dem Siege von Konia (1832) gelungen war, seinen Großherrn zur Abtretung von Syrien und Kilikien im Frieden von Kutaja zu zwingen, eine Schmach, deren Tilgung seitdem Sultan Mahmud als Lebensaufgabe betrachtete, und die ihn antrieb, die bereits früher angebahnte Heeresreform mit größerem Eifer zu betreiben. War auch vorerst der Krieg nicht von neuem erklärt worden und die Niederwerfung der Kurden das nächste Ziel, so deutete doch alles darauf hin, daß der Sultan die erste beste Gelegenheit ergreifen oder vom Zaune brechen werde, mit dem übermütigen Pascha abzurechnen.

Ein Jahr sollte nach Ankunft Moltkes bei der Taurus-Armee vergehen, ehe der Krieg gegen Ibrahim, Mehemed Alis Stiefsohn, der in Syrien stand, begann. Diese Spanne Zeit war mit militärischen Aufgaben und Expeditionen mannigfaltiger, oft interessanter, meist beschwerlicher Art verbunden.

Die beiden Reisenden**) waren zu Schiffe bis Samsun, von dort über Amasia und Siwas am 17. März im Hauptquartier Karput eingetroffen und fanden in Hafiz einen verhältnismäßig gebildeten Mann, der selbst um einen preußischen Offizier gebeten hatte. Moltke fand zunächst Gelegenheit, für richtige Auffassung bei den türkischen Führern über die Beschaffenheit des Geländes zu sorgen. Hafiz schickte ihn nämlich bereits wenige Tage nach seiner Ankunft zur Erkundung zwischen den türkischen Kantonierungen und der syrischen Grenze ab. Über Malatia, Marasch, Adiaman und Gerger, zum Teil auf gefährlichen und schwindligen Pfaden erreichte er den Euphrat, dessen Erkundung ebenso wie die der Taurospassagen für den bevorstehenden Feldzug von Bedeutung war. Er stellte eine fahrbare Straße — wie sich später herausstellte, die einzig fahrbare in diesem Teile des Gebirges — fest: Von Malatia, dem bei dem Feld-

*) II W 47. S. 3.

**) Für die folgende Darstellung vgl. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band. Kriegsarchiv II W 43 (Sendungen), II W 47.

Digitized by Google

zuge allein in Frage kommenden Ausgangspunkt, über Erkenek, Tut, Adiaman nach Biradschik; ferner konstatierte er, daß der Euphrat bei Samsat, Rumkaleh und Biradschik überschritten werden konnte: Letzteres, als Knotenpunkt der Straßen von Aleppo und Aintab und als einziges Bindeglied zwischen Assyrien und dem Mittelländischen Meere der strategisch wichtigste Punkt, Urfa, über das Moltke nach Diarbekr, dem neuen Hauptquartier, zurückritt, nur schwach besetzt. Es ergab sich ferner, daß Hafiz' Heer nicht, wie man in Konstantinopel erzählt hatte, 70 000, sondern nur 25 000 Mann stark war und auf eine Landstrecke von 40 Meilen Ausdehnung durch hohe ungangbare Gebirge und den Euphrat getrennt lag. Die zweite Rekognoszierung, diesmal mit Mühlbach, ging auf Flößen den Tigris hinab nach Mossul. Auf dem Rückwege nahm Moltke an einer Unternehmung gegen den Kurdenhäupling Said Bey teil, wobei er sich durch Kühnheit bei Erkundung des Schlosses, durch praktische Ratschläge für Aufstellung der Geschütze und Anlage einer Mine (die aber nicht gebraucht wurde, da sich das Schloß ergab) auszeichnete. In seinem Berichte ist von Interesse, daß in dem nach seiner Anweisung abgesteckten Lager die Türken ihren Pferden statt der Halfter Fesseln an die Füße legten, die hinten an einer langen Leine angebunden werden, so daß man für je eine halbe Eskadron nur zwei Pikettpfähle brauchte. Moltke erwärmte sich dabei für Wiedereinführung der Zelte in der preußischen Armee, denn zu Biwaks gehöre ein Himmel, „wie der, den wir jetzt unter den grünen Bäumen dieses Gebirges (Kasan-Dagh) haben und selbst hier bauen sich die Truppen aus Zweigen wundervolle Baracken". Das Zelt vermehre allerdings den Train, aber man erhalte dadurch Tausende von Soldaten schlagfertig. Die Türken brauchten für je ein Bataillon 16 bis 20 Maulesel oder vier Kamele zum Tragen. Dieser Ratschlag ist bekanntlich erst spät in der preußischen Armee befolgt worden, allerdings dann auch in noch zweckmäßigerer Weise, d. h. ohne Vermehrung der Bagagen. Moltke hebt ferner*) als praktisch hervor, daß das Brot im Lager gleich mit der Mahlzeit bereitet wurde: das gelieferte Brot wird zu einem dünnen Fladen ausgeknetet und auf Eisenplatten schnell gebacken. „Bedenken wir nur, wie bei der früheren Magazinverpflegung selbst die unternehmendsten Feldherren an eine fünf Märsche lange Kette gefesselt waren, die ihre Bäcker ihnen anlegten und über die hinaus keine Möglichkeit mehr war!"

Auch die sich der Kapitulation des Kurdenschlosses anschließende Wegnahme des Dorfes Papur war im wesentlichen Moltke zu danken, der an der Spitze von zwei Kompagnien Tirailleure durch Umgehung in den Rücken des Feindes drang. Befriedigt aber konnte ein preußischer

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, S. 292.

Digitized by Google

Hauptmann auf diesen von vielen Leiden, Entbehrungen und vor allem Abscheulichkeiten begleiteten Zug im Kasan-Gebirge nicht zurückblicken; derartige Kriegführung ist zivilisierten Soldaten unverständlich, auch war es klar, daß militärisch von Lernen nicht viel die Rede sein konnte. Mit mehr Passion konnte Moltke die erneute Euphrat-Erkundung daraufhin übernehmen, ob er in seinem oberen Laufe geeignet sei zum Gütertransporte; wo es Gefahren zu überwinden galt, die fast keiner vor ihm bestanden, da war Moltke stets der erste zur Hand. Wie auf dem Tigris, ging die Reise auf Flößen von Schläuchen*) in fünf Tagen von Palu bis Samsat, an 100 Meilen; 300 Stromschnellen wurden, begünstigt durch einen mittleren Wasserstand, ohne Unfall überwunden. Trotzdem konnte Moltke nicht raten, größere Transporte auf dieser Strecke gehen zu lassen, da, auch unter den vorteilhaftesten Umständen, wahrscheinlich ein Teil der Flotte verloren gehen würde; kleinere Geschützransporte wären wohl möglich, jede Munition aber müsse durch die Nässe leiden. Über Abdulharab zurückkehrend, stellte Moltke fest, daß dieser Weg für Geschütze zu gebirgig war; so blieb also einzig fahrbar die bei der ersten Reise erkundete Straße. Hafiz ging auf Moltkes Vorschläge: Stromregulierung des Euphrat und Ausbau der letzt erwähnten Straße, ein, immerhin ein Erfolg für türkische Verhältnisse; mit der Ausführung ging es allerdings weniger rasch.

Nicht minderen Erfolg hatte, äußerlich wenigstens, die im Oktober unternommene Rekognoszierung der Verbindungen zwischen Hafiz und Hadschi-Aly, deren Zusammenwirken gegen Ibrahim beabsichtigt war, ohne daß vorläufig ein gemeinsamer Oberbefehl bestand — sehr zum Nachteil des Ganzen, wie Moltke mehrfach hervorhebt. Über Kaisarieh—Konieh erreicht Moltke den kranken Fischer an den kilikischen Pässen und setzt durch, daß dessen Vorschläge auch ausgeführt werden: Sperrung der von Ak-Köpri nach Kaisarieh und Konieh führenden Straßen. Bei Ak-Köpri gabelte sich die einzige für Ibrahim benutzbare Straße nach Konstantinopel.

Der Winter 1838/39 war der praktischen Ausbildung der nunmehr bei Malatia versammelten Hauptkräfte der Taurus-Armee gewidmet. Ein eigentümlicher Zufall fügte es, daß Moltke das einzige Brigadeexerzieren, das er leitete, mit Türken in Kleinasien auszuführen hatte. Er selbst hat später (1855) betont, wie notwendig gerade für ihn, nachdem er Jahrzehnte aus der Front, eine Brigade sei; wohl weniger meinte er damit das Brigadeexerzieren als die Beschäftigung in der Front überhaupt; und 1864 bezweifelt er die Richtigkeit der Kombination, die ihm

*) Aufgeblasene Hammelfelle, die unter ein leichtes Gerüst von Zweigen fest aneinander gebunden waren.

Digitized by Google

das VII. Korps zusprach: „Ich bin zu lange aus der Truppe und habe zu wenig Auge für Detail, daß ich ein Korpskommando annehmen dürfte. Ich kann keinen besseren Abschluß (meiner Laufbahn) finden als jetzt nach einem glücklichen Krieg und mit der vollen Zufriedenheit meines Königs".

Die zum türkischen Heere kommandierten preußischen Offiziere verfuhren bei der Truppenausbildung nur nach Zweckmäßigkeitsgründen*). Von dem Grundsatze ausgehend, nirgends zu zerstören, ließen sie das französische Reglement in Kraft, vereinfachten es aber, indem alle nicht unumgänglich notwendigen Evolutionen unterblieben. Hinzugefügt wurde nur das Brigadeexerzieren nach preußischem Muster. Vorträge über taktische Übungen im Vorposten- und Lagerdienst, Sorge für Vervollständigung des Kriegsmaterials nahmen die Stunden des Tages voll in Anspruch. Ihre Bemühungen wurden für den Augenblick von Erfolg gekrönt; was aus dem Stoff zu machen war, wurde gemacht. Aber der Stoff ließ sich nicht ändern. „Das Heer glich einer Klinge, nach allen Regeln der Kunst, nur nicht von Eisen, sondern von Blei geschmiedet, und sie zerfloß, als sie im Feuer der Erfahrungen gehärtet werden sollte**).

1839 wurde es Ernst mit dem syrischen Feldzuge. Moltkes und der anderen Offiziere wiederholte Vorschläge, einen gemeinsamen Oberfeldherrn für die getrennten vier Heere***) zu ernennen, fanden in der Osmanenhauptstadt keine Würdigung. Persönliche Rücksichten, die Feindschaft der Paschas unter sich um das Geheimnis, das man bis zum letzten Augenblick bewahren wollte, wirkten hindernd.

Trotz der in Konstantinopel herrschenden Entschlußunfähigkeit konnte es nach Moltkes Überzeugung auf die Dauer so nicht weiter gehen: Kurdistan und Syrien wurden ausgehungert „durch zwei Ringer, die sich seit sieben Jahren gegenüberstanden"; dazu kam, daß beide Provinzen die Waffen des Gegners zu ihrer Befreiung herbeiriefen; war durch Vermittlung der Mächte eine Abrüstung beider Parteien nicht möglich, dann mußte es zum Schlagen kommen.

Hafiz entschloß sich denn auch auf Moltkes Rat, Anfang April aus Verpflegungsrücksichten seine Truppen in ein Übungslager bei Karakaik zu verlegen; vorangegangen waren zwei, wie immer mit Aufnahmen verbundene Erkundungen: Ende Februar auf noch nicht bekannter Straße über den Taurus nach Urfa und Biradschik, um auch die dortigen Truppen (1 Brigade, 6 Eskadrons, 1 Batterie) „manövrieren" zu lassen; Ende März die zweite Euphratfahrt (dritte Rekognoszierung), diesmal bei höherem Wasserstande und durch die zu Wasserfällen angeschwollenen

*) Vgl. Berichte in: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, S. 292.

**) Bericht Moltkes 1840. Kriegsarchiv II W 43.

***) Außer den drei erwähnten Osman Pascha in Kaisarieh.

Digitized by Google

Stromschnellen, die aber nur zwölf Meilen vordringen lassen und für Artillerie-Material-Transport ein total negatives Ergebnis haben. Immerhin imponiert der Wagemut des kühnen Deutschen den verweichlichten Osmanen, die anfangen, in Moltke einen Dali — einen sagenhaften Helden — zu sehen, der mit höheren Mächten in Verbindung stehen muß.

Über die Operationen waren Moltke und Vincke im großen und ganzen einer Ansicht*): beide hielten angriffsweises Verfahren für das zweckmäßigste; eine Differenz bestand nur darin, daß Moltke Hafiz' Armee von Malatia aus zweimal — bei Samsat und Biradschik — den Euphrat behufs Vormarsches auf Aleppo überschreiten lassen wollte, während Vincke den Vormarsch allein auf dem rechten Ufer über Behesne—Biradschik vorschlug. Wenngleich Moltke dieser Ansicht im Prinzip beistimmte, erklärte er sie doch wegen des unwegsamen Geländes auf dem rechten Flußufer für unausführbar. Vincke gab nach und gestand zu, daß natürlich derjenige zu entscheiden habe, der das Gelände kenne.

Von Ibrahim nahm Moltke**) als am wahrscheinlichsten an, daß er die Operation über Konieh jeder anderen vorziehen werde, und setzte dabei als natürlich voraus, daß er sich zuvor durch eine kurze kräftige Offensive gegen Hafiz Luft machen werde, ohne die ein Unternehmen auf Konstantinopel unausführbar erschien. Daß Ibrahim etwa zwischen Hafiz und Hadschi vordringen würde, schien schon durch das Terrain — teils Hochgebirge, teils Sandwüste, mit nur einer fahrbaren Straße — ausgeschlossen.

Die preußischen Offiziere hüteten sich aber wohl, zu einem Kriege zu raten, dessen Ausgang sich nicht vorhersehen ließ; sie wußten nichts Bestimmtes von den Absichten des Großherrn, die eher einen defensiven als offensiven Eindruck machten. Als Hafiz nun — anscheinend jetzt im offensiven Sinne — sich zur Verlegung seines Korps nach Karakaik entschlossen hatte und die Truppen antraten — von Diarbekr, von Süwerek, die Masse von Malatia, diese in drei Kolonnen, die erste (Artillerie und Kavallerie) über Erkenek—Behesne—Sübürgisch und auf dem Euphrat, nach Biradschik; die zweite über Sürghy—Tut nach Karakaik, die dritte über Abdulharab—Adiaman nach Karakaik — begleitete Moltke anfangs die letztere Kolonne auf dem schwierigsten Wege, ritt dann nach Karakaik voraus, während Hafiz selbst nach Biradschik ging, sich „in die dortige Stellung verliebte" und plötzlich den Sammelplatz der unter sich getrennten Kolonnen „unter den Bart des Feindes" verlegte***). Moltke, in Karakaik,

*) II W 43. Bericht Vinckes, S. 76/77.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. VIII. Band, S. 373. Vgl. die Berichte Moltkes aus II W 43 und II W 47.

***) A. a. O. VIII. Band, S. 386.

Digitized by Google

war machtlos gegen den unerwarteten Befehl. Wieder bewährte sich sein Wort, daß den Türken gegenüber die besten Ratschläge verschwendet seien. Selbst wenn diese plötzliche Umänderung mit einer Geheimorder des Großherrn zusammenhing, so beweist doch die befohlene Heranziehung auf den nächsten Wegen den Mangel jedes taktischen Verständnisses, da Hafiz das Ergebnis der Erkundungen Moltkes bekannt war. So kam der türkische Pascha Anfang Mai 1839 in die unangenehmste Lage, die man sich vorstellen kann: mit der Infanterie zu beiden Seiten des Euphrat, mit der Artillerie in einem 20 Stunden langen Defilee, der Vereinigungspunkt all der Kolonen nur sieben Meilen vom Feinde, dort, in Biradschik, nur eine Brigade und zehn Geschütze. „Jetzt war der Moment, wo Ibrahim hätte angreifen müssen", ruft Moltke aus, „er kannte unsere Lage!" Nur die eigene schwierige Situation (seine Truppen mußten durch Zwangsmittel zusammengehalten werden) habe ihn daran verhindern können.

Dank der Untätigkeit des Ägypters gelingt es Hafiz, seine Truppen, die Geschütze von Samsat aus auf dem Euphrat, allmählich bei Biradschik auf dem rechten Flußufer zu versammeln.

In strategischer und taktischer Beziehung hält Moltke die Stellung für vorzüglich. Strategisch bedroht sie, eine normale Flankenstellung, alle Verbindungen des Feindes, taktisch entsprach sie nach Breite, Tiefe und Verstärkungen allen Anforderungen. Für europäische Augen allerdings hatte die Stellung einen großen Fehler, sie wurde rückwärts durch einen großen Fluß begrenzt, über den keine Brücke führte. Moltke ist sich wohl bewußt, daß die „schulgerechte Kritik" dies tadeln wird. Indes „eine Brücke unmittelbar hinter dem Schlachtfelde würde nur den Ausreißern nützlich werden", jetzt wisse jedermann, „daß er stehen oder verderben muß". Und Laue meint, der Euphrat seien die Kanonen, die Karl XII. und andere Feldherren hinter ihre Schlachtordnung auffahren ließen, und womit sie jedem Flüchtling Tod und Verderben drohten. In dem moralisch schlechten Heere lag eben das Grundübel. Alle Mannschaften waren unzuverlässig, sie stammten bei der Taurus-Armee größtenteils aus Kurdistan, d. h. aus eben erst besiegten Feinden eines anderen Stammes und einer anderen Sprache, die mit Gewalt und für immer ihrer Heimat entrissen waren. Für sie war eine verlorene Schlacht der erste Tag der Befreiung.

Und so kam es in der Tat.

Wie für die Kurden, so war auch für die geborenen Türken eine derartige Stellung, ohne Rückzug, allein am Platze. Ein Plewna gleichsam vorausseh end, äußert Moltke in seinem Berichte über die Sendung der vier Offiziere, daß die Kriegsgeschichte reich sei an Beispielen, wo Türken sich in Festungen, verschanzten Lagern und starken Stellungen aufs tapferste verteidigt hätten; sie stelle aber kaum einen einzigen

Digitized by Google

Fall auf, wo ein einmal geschlagenes osmanisches Heer sich zu neuem Widerstande gesammelt habe, vielmehr sei wildeste Flucht immer das Resultat einer Niederlage. Nach Nisib würde das Korps Hafiz Paschas, bei ebensoviel Chausseen wie Gebirgspässen hinter sich, nichtsdestoweniger sich zerstreut haben. Die Rückzugslinien seien überhaupt in dieser Kampagne von geringstem Werte gewesen; ein jeder habe gefühlt, daß das Schicksal beider Armeen an einem Tage in einer Stunde entschieden sein werde.

Für die Wahl der Stellung kam ferner in Betracht, daß bei der Beschaffenheit der Kommunikationen in Kleinasien das versammelte Heer nur in der Nähe eines Stromes ernährt werden konnte, der das Heranbringen der Vorräte aus entfernten Magazinen ermöglichte. Stellte man sich links des Euphrat auf, so würde es äußerst schwer gewesen sein, den breiten reißenden Strom angesichts des Feindes zu überschreiten, und man hätte auf die Möglichkeit einer Offensive ganz verzichtet. Die geistige Freiheit Moltkes ist auch hier auffallend, die von allem Schulverstand frei das den Verhältnissen, nicht der Theorie nach Richtige zu erfassen weiß.

Gegen Moltkes und der anderen Herren Rat wird die den orientalischen Verhältnissen entsprechende starke Stellung bei Biradschik verlassen und eine weniger günstige bei Nisib bezogen. Hätte man wenigstens Verstärkung abgewartet; so aber wurde eine Katastrophe heraufbeschworen, als Izzet noch in Kaisarieh und Hadschi untätig (Fischer war abberufen worden) in Konieh standen, so daß Ibrahim die kilikischen Pässe fast entblößen und sich gegenüber Hafiz verstärken konnte.

Moltke ist es stets peinlich, immer abzuwehren, der Hemmschuh für alle Unternehmungen zu sein, immer auf die Ankunft der übrigen Korps hinzuweisen. Es blieb ihm, um seinen „Kredit" zu retten, nur übrig, den tätigsten Anteil an solchen Expeditionen zu nehmen, deren Ausführung zu hintertreiben ihm nicht gelungen war. Endlich wird Hafiz Oberkommandierender in Kleinasien (14. Juni), aber drei Monate zu spät.

Gegen den Rat der drei Preußen greift Hafiz am 22. Juni die Avantgarde Ibrahims nicht an, die, weil getrennt von ihrem Gros, zu einer Umgehung ausholt; „damals oder nie war der Moment zur Offensive".

Auch nach Biradschik zurückzugehen weigert sich der Pascha; vergebens stellt Moltke ihm vor, es handle sich nicht um einige Kilo Mehl, nicht um Aintab und einige Dörfer, sondern um die höchsten Interessen und die Erhaltung des Heeres. Alle Nebendinge, selbst Syrien, fielen dem zu, der Ibrahim in einer Schlacht besiege. Hierzu biete die Stellung von Biradschik die meiste Garantie. Moltke steht für den Angriff Ibrahims ein, der nicht mehr zurück könne, weil er sonst alles verliere. Moltke will sich die rechte Hand abhauen lassen, wenn Ibrahim nicht angreift.

Digitized by Google

Es ist alles umsonst, die Mollahs, die Gelehrten in der Umgebung von Hafiz, auf deren Rat er hört, siegen.

Moltke legt seine Stellung als Ratgeber nieder, hilft aber schließlich doch bei der Wahl einer neuen Front. Es kommt zur Schlacht am 24. Juni. Wie Moltke prophezeit, ist in kurzer Zeit das ganze Heer zersprengt. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls will es, daß Moltkes Siegeslaufbahn mit einer Niederlage — allerdings ohne seine Schuld — beginnt, wie einst König Friedrich sein Feldherrnleben mit dem Flucht-Ritt von Mollwitz eröffnete.

Der Nutzen, den Moltke in strategisch-taktischer Beziehung aus den kleinasiatischen Expeditionen gezogen hat, ist nicht zu unterschätzen; lehrreich für ihn waren besonders die Erkundungen, bei denen auch die Energie, die Kühnheit und der militärische Blick des Mannes zur Geltung kamen. Es mag ihm vor allem klar geworden sein auf seinem Flucht-Ritt nach Nisib: der Wert der sittlichen Kräfte in einem Heere, die Macht der Disziplin, und nur mit Unwillen blickt er zurück auf die Greuel, die er dort sehen mußte, dankbar empfindend, einem zivilisierten Heere anzugehören.

Moltkes Wirken hat in der Türkei seine Spuren hinterlassen, trotz des äußerlich ungünstigen Abschlusses. Das Andenken des „chevalier sans peur et sans reproche", wie Vincke Moltke nannte, lebte noch 50 Jahre später, als der junge Deutsche Kaiser der Osmanenhauptstadt einen Besuch abstattete. Dem Einfluß eines wahrhaft großen Charakters konnte sich selbst der indolente Orientale nicht entziehen.

Ende des Jahres 1839 war Moltke wieder in Berlin und sammelte in der nächsten Zeit die in Briefen niedergelegten Erfahrungen, dann aber ging er an die Bearbeitung des Türkisch-Russischen Feldzuges 1828/29, die begreiflicherweise sein besonderes Interesse in Anspruch nahm. Vorteilhaft erwies sich die genaue Kenntnis des Kriegsschauplatzes und des osmanischen Heeres; so waren Vorbedingungen erfüllt, die nicht jedem Historiker zu Gebote standen und stehen. Das Werk — damals wenig beachtet — ist noch heute in Rußland maßgebend. Die Russen haben viel aus ihm lernen können, vor allem, die Eigenart des Gegners zu beurteilen, indes nicht immer haben sie, sehr zu ihrem Schaden in den späteren Kriegen gegen die Türkei, die Lehren befolgt, so bei Plewna, trotzdem Moltke wiederholt darauf hinweist, daß in der Verteidigung die Stärke des türkischen Soldaten liege. 1828/29 wirft Moltke den Russen mit Recht vor, den Feldzug, zu dem sie sieben Jahre gerüstet, zu spät unternommen zu haben, bis Konstantinopel seien es von der Grenze 100 Meilen. Den Grund möchte die Politik vertreten, die in der Tat diesen Feldzug häufig beeinflußt hat. Dann seien sie mit ungenügenden Mitteln vorgegangen. Als großen strategischen Fehler aber bezeichnet Moltke das Abgehen von

Digitized by Google

dem ursprünglichen Operationsplan, auf Varna vorzugehen, und das wegen mangelnden Belagerungsmaterials. Man habe die Initiative aufgegeben und den Gegner auf dem Felde seiner Virtuosität, hinter dem verschanzten Lager von Schumla, aufgesucht, gleichsam magnetisch von dem feindlichen Heere angezogen. „Erfolg hier war nur mit großen Opfern möglich, mit geringen dagegen, wenn man den zum Entsatz von Varna vorrückenden Feind im freien Felde schlug. Varna in den Händen der Russen war ein positiver Erwerb und die Basis für weiteres Fortschreiten, der Besitz des ausgedehnten Lagers nur ein negativer Vorteil. So unzureichend die Angriffsmittel also auch waren, so mußte doch eine zeitige und völlige Einschließung die förmliche Belagerung, wie sie später möglich wurde, vorbereiten." Eine derartige Kritik kann natürlich nur den damaligen Türken gegenüber aufrecht erhalten werden. Einem zivilisierten Heere gegenüber würde das Verfahren der Russen einwandfrei erscheinen.

Nicht ganz einverstanden aber kann man sich damit erklären, wenn Moltke aus dem Operationsplan der Russen 1828 allgemein gültige Operationspläne für zukünftige Kriege zwischen Rußland und der Türkei aufstellt — die bereits durch den nächstfolgenden Feldzug wiederlegt wurden: die Russen wollten 1828 mit einem Korps durch die Dobrudscha gegen die Linie Varna—Schumla marschieren, um von dort später die Richtung auf Konstantinopel zu nehmen, die Flotte sollte diese Operation begleiten; die beiden anderen Korps hatten rechte Flanke und rückwärtige Verbindungen zu sichern. Moltke meint nun, dieser Plan sei durch die Verhältnisse vorgezeichnet und müsse in seinen allgemeinen Umrissen bei jedem nächsten russischen Feldzuge durch Rumänien wieder geltend gemacht werden. Indes weder 1853/54 noch 1877/78 handelten die Russen ähnlich. Obwohl 1877 die Verhältnisse im Schwarzen Meere — Unterstützung durch und Basierung auf die Flotte — denen von 1828 sehr ähnlich waren, befanden sich nur verhältnismäßig schwache Truppen in der Dobrudscha, während die Hauptkräfte von Sistowo auf Schumla, ein Korps auf Tirnowa, eins auf Nikopolis gingen. Im Jahre 1853 dachte Kaiser Nikolaus I. zwar eine Zeitlang an eine Offensive durch die Dobrudscha, in Verbindung mit einer Landung in der Nähe von Konstantinopel. Die Unternehmung unterblieb aber, da der Kaiser sich zu der Ansicht bestimmen ließ, lediglich die Besetzung der Donau-Fürstentümer werde die Türkei zur Nachgiebigkeit zwingen. Diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Als dann im März 1854, nach dem Donauübergang bei Braila und Galatz, ein matter Offensivstoß gegen den Trajanswall unternommen wird, hat Rußland bereits die Herrschaft auf dem Schwarzen Meere verloren. Auch Moltke würde wohl im Hinblick auf diesen Umstand seine Ansicht entsprechend geändert haben; sagt er

Digitized by Google

doch Ende Dezember 1853 selbst in einem Briefe, wenn Nikolaus nicht Herr des Schwarzen Meeres wäre, würde er nicht leicht über den Balkan gehen; so wie die Verhältnisse 1854 lagen, war jedenfalls eine Operation durch die Dobrudscha verfehlt. Überhaupt scheint diese unwirtliche Gegend zwar für die Offensive kleiner Heere gegen die türkische Hauptstadt brauchbar, für einigermaßen beträchtliche Streitkräfte aber wenig geeignet.

Die Türken kommen in der Beurteilung Moltkes fast in jeder Beziehung schlecht weg. Daß der Großherr bis in den Spätsommer 1828 den größten Teil seiner Streitkräfte bei der Hauptstadt zurückhielt, während zwar die Donaufestungen besetzt, der Balkan, Varna und Schumla aber lange Zeit fast ohne Verteidiger blieben, läßt sich eben nur dadurch erklären, daß die Landung eines russischen Heeres in unmittelbarer Nähe von Konstantinopel nicht für unmöglich gehalten wurde.

Um in der Tat Konstantinopel einzuschließen*), sind nach Moltkes Ansicht zwei Heere in Europa, ein drittes in Asien und eine Flotte im Marmara-Meer nötig, diese allerdings unter Voraussetzung der erfolgten Vernichtung der türkischen Marine, so daß einer der beiden Zugänge zur Hauptstadt, die Dardanellen oder der Bosporus, forciert worden ist. Große Städte von einer halben Million würden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, sondern fielen von selbst. Nur wenn die Bevölkerung gänzlich entartet, wie die byzantinischen Römer des 15., oder durch Parteimeinung geteilt sei, wie die Pariser im Anfang dieses Jahrhunderts, würde ein feindliches Heer in sie einzudringen wagen; ähnlich äußert sich Moltke bei Besprechung der Lage des Generals Diebitsch vor Adrianopel, mit dessen Führung er sich übrigens überall einverstanden erklärt, daß die militärische Besetzung sehr großer Städte ohne vorherige Übereinkunft ein Problem sei, für dessen Lösung die Kriegsgeschichte nur wenige Vorgänge liefert. Auch in der Denkschrift von 1868/69**) bezweifelt Moltke, daß die Österreicher mit schwachen Kräften in eine Stadt von einer halben Million (Berlin) einrücken würden, solange noch ein Kern bewaffneter Macht zum Anschluß ihres Widerstandes zur Stelle sei.

Moltke ist bis heute mit den Ansichten über Eroberung und Besetzung großer Städte im Recht geblieben. Als er im September 1870 seiner eigenen Überzeugung untreu wurde und mit kurzer Beschießung die französische Hauptstadt zur Kapitulation zu zwingen vermeinte, mußte er bald einsehen, daß er sich getäuscht habe, daß seine ursprüngliche Ansicht die richtige sei: Paris konnte nur von selbst fallen, es mußte ausgehungert werden. Trotzdem stand er nicht an, die Vorbereitungen für eine Beschießung zu treffen, die er als äußerstes Mittel stets im Auge behielt. Paris wurde

*) Russisch-Türkischer Krieg 1828/29. S. 376.

**) Moltkes militärische Werke. Gruppe I. Die militärische Korrespondenz 1870/71. 4. Teil, S. 111.

Digitized by Google

schließlich beschossen, aber es fiel nicht durch das Bombardement, sondern in erster Linie durch sich selbst, durch seine Größe.

Auch beim Einzug wurde mit der von Moltke bereits drei Jahrzehnte vorher empfohlenen, auf den Erfahrungen der Geschichte beruhenden Vorsicht verfahren.

An Einzelheiten tadelt Moltke*), daß man 1828 den russischen Infanteriedivisionen gar keine Kavallerie zugeteilt, diese vielmehr nur als besondere Divisionen verwandt habe, die ja an sich gewiß als brauchbar anerkannt werden. Ebenso fehlerhaft war die Mitnahme nur eines Belagerungstrains, trotzdem zwei Belagerungen gleichzeitig bevorstanden, und das trotz der langen Kriegsvorbereitungen. 1864 und 1870 machte sich derselbe Fehler auf preußisch-deutscher Seite ebenfalls fühlbar, 1864, trotzdem Moltke vor dem Feldzuge auf mehr Belagerungsgeschütze gedrängt hatte. Moltke lobt das russische Artilleriematerial, die Hauptwaffe gegen alle Orientalen, mit denen im Kampfe überhaupt wenig Truppen und besonders wenig Artillerie in Reserve zu stellen sei, am vorteilhaftesten spiele man alle Trümpfe sogleich aus, eine Erinnerung an die kleinasiatischen Erfahrungen. Auf diese kommt er bei Schilderung der Schlacht von Kulewtscha direkt zurück, wo den Türken eher die Fähigkeit dreist vorzugehen, zugesprochen wird, als daß sie im Angesicht des Feindes den Rückzug antreten würden. In diesem Gefühle habe auch Hafiz lieber den Angriff der Ägypter in einer schlechten und umgangenen Stellung bei Nisib abwarten, als einen Rückzug von nur zwei Meilen in ein fast uneinnehmbares Lager unternehmen wollen.

Strenger Gehorsam selbst in den mißlichsten Lagen bildet eine der ersten militärischen Tugenden der Russen; trotz des abgeschlagenen Angriffs auf Kurt-Tepe sei der moralische Eindruck auf den Gegner durch die Bravour der Russen groß gewesen und habe in seinen Folgen wesentlich zum Gelingen des Feldzuges beigetragen. Im übrigen, schreibt Moltke, habe, wie bei allen getrennten Unternehmungen, der Keim des Mißlingens darin gelegen, daß die Ausführung nicht durch denselben Willen geleitet worden sei.

In dem Urteile über das Einzelverhalten der Türken in strategisch-taktischer Beziehung ist der ruhige Kritiker, als den wir Moltke kennen, teilweise kaum wiederzufinden. So bezeichnet er die vollständige Verschanzung der im übrigen zweckmäßig gewählten Stellung von Kurt-Tepe um so mehr als „strategischen Unsinn", als die von dieser Höhe strahlenförmig auslaufenden Ravins für den Fall eines Angriffs ohnehin Flügelanlehnung gewährten. Ferner tadelt er die elf Tage lange Untätigkeit Omers nach abgeschlagenem russischen Angriff, eine Passivität, die sich jeder

*) Russisch-Türkischer Krieg 1828/29. S. 35 ff.

Digitized by Google

wissenschaftlichen Kritik entziehe — doch „ganz andere Gründe als strategische mögen das Verfahren Omers damals bestimmt haben".

Eine Eigenschaft Moltkes tritt erneut in diesen Betrachtungen über die orientalische Kampfweise hervor — er klebte nicht an strategischen oder taktischen Grundsätzen, sobald er den Charakter und das Wesen der türkischen Kampfart erkannt hatte: wie er die Stellung von Biradschik ohne Brücke im Rücken bei der Unzuverlässigkeit der orientalischen Horden als einzig richtig anerkannt, trotzdem er sich vom europäischen Standpunkte aus ihres Fehlers bewußt ist, so lobt er Diebitschs Vorgehen 1829: Daß er angesichts eines solchen Feindes tollkühn auftritt, wo sonst, zivilisierten Heeren gegenüber, Vorsicht geboten wäre. Moltke zeigt einen offenen Blick, er richtet seine Taktik nach dem Feinde, hierdurch stellt er sich über die Massen. Insofern ist seinen damaligen Studien und dem vorhergehenden Aufenthalte im Türkenreiche eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen: Moltke lernte seine Ansichten den jedesmaligen Verhältnissen anzupassen. Er ist ganz unabhängig von den gerade allgemein herrschenden Ansichten, vielmehr stets schöpferisch selbständig im Urteil, während die meisten Menschen der Beeinflussung unterworfen sind. Diese Eigenschaft wurde unschätzbar, als er an leitender Stelle im Kriege über Armeen verfügte, sie machte ihn fähig, die Operationen nach den Umständen zu führen, nicht nach einem Systeme. Insofern dürften in dem „Russisch-Türkischen Kriege 1828/29" die bereits während des Feldzuges in Syrien hervortretenden Anzeichen einer großen Auffassung von dem Wesen des Krieges in verstärktem Maße zu finden sein.

Veranlaßt durch den Aufenthalt im Orient wurden noch mehrere kleinere Aufsätze, u. a. „Deutschland und Palästina",*) der deshalb merkwürdig ist, als er eine Auffassung über den ewigen Frieden wiedergibt, die sich mit späteren Äußerungen des Feldmarschalls nicht in allen Punkten deckt. Moltke bekennt sich hier anfangs als Anhänger des ewigen Friedens, während er vier Jahrzehnte später den ewigen Frieden als einen Traum erklärt. 1841 schreibt er: „Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Nicht als ob von jetzt an blutige und lange Kämpfe nicht mehr stattfinden könnten, als ob man Armeen verabschieden, die Kanonen zu Eisenbahnschienen umgießen sollte, nein! aber ist nicht der Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden?" Dann aber sagt er: „Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie bereits über die Maßen teuer geworden sind, positiv durch das, was sie kosten, negativ durch das, was sie versäumen lassen. . . Sollte Europa, sei es in Jahrzehnten oder in Jahrhunderten, nicht die gegenseitige Entwaffnung, nicht das Gegenteil des Schauspiels

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten (1841). II. Band, S. 275.

Digitized by Google

erleben, das heute Frankreich gibt, welches seinen Rock verkaufen will, um sich seinen Harnisch anzuschaffen?" Allerdings bestehe die Gefahr, daß, wenn es keinen Krieg mehr gebe, die Menschheit ihre moralische Energie einbüße, indem sie für eine Idee, sei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion ihr Leben zu opfern verlerne. Das stehe fest, je seltener Krieg, desto mehr werde nötig, für die übersprudelnde Kraft der jungen Generationen ein Feld der Tätigkeit zu suchen; wie England und Frankreich es tue, so müsse auch Deutschland handeln, „begierig zugreifen, wenn sich ihm eine Möglichkeit biete, deutsche Gesittung und Tatkraft, Arbeitsamkeit und Redlichkeit über die deutschen Marken hinaus zu verbreiten".

1880 nennt Moltke*) den ewigen Frieden einen Traum, aber nicht einmal einen schönen Traum. „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst, der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung. Der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich in Materialismus verlieren." Moltke hofft an anderer Stelle ganz wie 1841, daß der Krieg immer seltener werde, aber ganz darauf verzichten könne kein Staat.

Merkwürdiger Wandel! Der tatkräftige Mann, der eben noch die Schrecken des Krieges erlebt, gibt sich der Illusion eines ewigen Friedens hin, der Greis, der Sieger in drei Feldzügen, erklärt den Gedanken an ewigen Frieden für einen Traum! Der Greis wird recht behalten. Sieg und Niederlage können beitragen, einen Staat zu heben: Deutschland entfaltet sich seit 1870 zu immer größerer Blüte, Frankreich hat die Schäden seiner Armee entdeckt und steht kräftiger als vor dem letzten Feldzuge da. Durch Gebot irdischer Gewalt sind die Kriege nicht auszurotten, „der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung".

Anders als er es sich gedacht, ist Moltkes Wunsch in Erfüllung gegangen, daß auch Deutschland sich über seine Grenzen ausbreite. In erster Linie durch die Kriege trat Überproduktion ein und machte Absatzgebiete jenseit des Meeres notwendig, Deutschlands Weltstellung gewinnt von Jahr zu Jahr durch seine Kolonien.

Der warme Patriot, dem Deutschlands Macht und Deutschlands Ruhm am Herzen liegt, spricht ebenso aus dem Aufsatze „über die westliche Grenzfrage".**) Auf das energischste vertritt Moltke hier die Rechte seiner angestammten Heimat. Entschieden weist er die Ansprüche der Franzosen auf das linke Rheinufer zurück, die gerade damals in Paris wieder aufgetaucht waren. Moltke hatte schon 1830 die Vorgänge hinter

*) A. a. O. V. Band, S. 194.

**) A. a. O. (1841). II. Band, S. 171.

Digitized by Google

den Vogesen genau verfolgt und darauf hingewiesen, daß Preußen immer bereit sei loszuschlagen. So war es auch jetzt, so 1848, 1851, 1859, wie Moltke in einer Denkschrift von 1860 genau nachweist, als es sich darum handelte, die Bundesheer-Organisation neu zu gestalten. Der Aufsatz von 1841 gehörte recht eigentlich an die Spitze aller den Krieg 1870/71 vorbereitenden Denkschriften, obwohl er weit vor der Zeit des Chefs des Generalstabes der Armee liegt und ganz Privatarbeit ist. Wenn er auch keinen Aufmarsch oder Operationsplan gibt, so enthält er doch den historischen Nachweis, daß alle Ansprüche der Franzosen, den ganzen Rhein als Grenze zu besitzen, unberechtigt sind, im Gegenteil, nur wir haben von Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entrissen, Frankreich dagegen hat nichts zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum: Der Rhein ist, wie Arndt kurz und gut gesagt hat, Deutschlands Strom — nicht Deutschlands Grenze, das muß der Nation klar sein, und an der zu verzweifeln sieht Moltke keinen Grund. Zwar liegt es in der Natur des deutschen Volkes, daß es sich zu allen Dingen Zeit nimmt, indes, wie 1813 gezeigt, wenn es mal in Zorn gerät und aufsteht in Masse, muß Frankreich zittern und wenn es zehn Napoleons hätte. — Das solle jedenfalls nicht wieder vorkommen, daß, wie 1812, alle Deutschen einem fremden Herrscher untertan, was seit zwei Jahrtausenden, seit man deutsche Geschichte kennt, nicht vorgekommen.

Dienstlich wurde Moltke nach seiner Rückkehr aus der Türkei fünf Jahre beim Generalkommando des IV. Armeekorps mit dem Sitz in Berlin beschäftigt, von 1842 an als Major. Seiner Stellung entsprechend, sind bemerkenswerte dienstliche Arbeiten aus dieser Periode nur in geringer Anzahl vorhanden. Überlastet scheint er nicht gewesen zu sein, Zeugnis legen die besprochenen Privataufsätze und Werke ab. Daß der kommandierende General Prinz Carl von Preußen oder der Generalstabschef Reitzenstein bemerkbar auf seine militärischen Ansichten und seine Ausbildung gewirkt hätten, läßt sich nicht nachweisen; von letzterem spricht Moltke in Briefen wiederholt mit großer Achtung, ihn bezeichnet er*) auch als den mutmaßlichen Nachfolger Reyhers, der er dann selbst wurde. Bemerkenswert ist eine Äußerung über Einführung der Potsdamer Bahn in die Festungsumwallung von Magdeburg**). Moltke hatte den Verhandlungen darüber als Kommissar beigewohnt. Der Elbbrücke wird als freier und gesicherter Kommunikation zwischen Werken des linken und rechten Ufers für die Verteidigung ein erheblicher Vorteil beigemessen; auch erscheint die Durchführung der Bahn durch die Turmschanze unter Sicherungsanlagen geschützter gegen Zerstörung, als wenn die Bahn auf

*) Nach dem 9. Oktober 1857. A. a. O. VI. Band, S. 353.

**) Aus den Akten des Generalkommandos in Magdeburg.

Digitized by Google

einem ausgedehnten Pfahlwerke südlich um die Schanze geführt würde. Endlich wird auf den Vorteil hingewiesen, durch Ausweichen große Militärtransporte, ohne die Stadt zu berühren, direkt nach dem Rheine zu befördern. Heute werden diese Ansichten weiter nicht auffallen, damals war man sich über die Bedeutung des strategischen und allgemein militärischen Wertes der Eisenbahnen keineswegs schon überall klar. Moltke gebührt das Verdienst, als der ersten einer, wenn nicht als der erste im preußischen Heere, den militärischen Wert des Schienennetzes erkannt zu haben. Wenn auch aus den dreißiger Jahren nur jene eine Bemerkung über Linz als Bahnsperrpunkt bekannt ist, so muß Moltke sich doch, allerdings im Orient wegen Zeitmangels kaum, aber jedenfalls bald nach seiner Heimkehr mit der Eisenbahnfrage bis ins Einzelne beschäftigt haben, das verrät sein Aufsatz:*) „Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?" In ihm zeigt der Verfasser eine so genaue Kenntnis des Bahnbaues, des Betriebes, daß nur ein längeres Studium vorausgegangen sein kann; und das in einer Zeit, wo „viele und denkende Männer die Eisenbahnen für ein Symptom der krankhaften Unruhe und der nervösen Ungeduld unserer Zeit hielten" oder als ein „notwendiges Übel, unvermeidlich wie die Einführung der Spinnmaschinen bei uns, nachdem der Nachbar sie eingeführt hat". Dies frühzeitige Interesse, dieser Seherblick trugen ihre Früchte, sie ließen Moltke als Chef des Generalstabs der Armee rechtzeitig Sorge tragen, die Eisenbahnen für die militärischen Interessen auszunutzen und ihren Ausbau zweckentsprechend zu gestalten.

Mehrfach zieht Moltke die Bedeutung der Eisenbahnen bei einer „Erkundung der Elbe von Riesa bis unterhalb Magdeburg"**) in den Kreis seiner Betrachtungen. Er bedauert, für den Fall einer Elbverteidigung gegen die aus Südwesten vordringenden Franzosen, daß die Bahn Wittenberg—Roßlau nicht auf dem rechten Ufer nach Magdeburg sich fortsetzt; aber auch so noch und trotz des großen Umweges werde es möglich sein, Truppenverstärkungen von Magdeburg über Potsdam und Berlin nach Wittenberg, von Wittenberg über Jüterbog auf der Riesaer Bahn und mittels eines kurzen Marsches nach Torgau und endlich auf eben diesen Umwegen nach Magdeburg binnen 24 Stunden zu transportieren.

Diese Arbeit ist auch als Vorstudie zu verschiedenen Denkschriften der Korrespondenzen 1866 und 1870/71 aufzufassen, denn hier zuerst beschäftigt sich Moltke mit der Bedeutung der Elblinie nach Osten und Westen, insbesondere mit den Festungen Torgau und Wittenberg. Die damals gewonnenen Erfahrungen verwertete er später an leitender Stelle, als es sich darum handelte zu erwägen, welche Aussichten ein Vorgehen

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten (1843). II. Band, S. 229.

**) 1845. Kriegsarchiv E X 1.

Digitized by Google

der Österreicher auf Berlin haben werde, und kam zu der Überzeugung des Wertes einer Flankenstellung hinter der Elbe zwischen den beiden Festungen, an der der Feind unmöglich vorbeimarschieren könne, ohne seine Verbindungen ernstlich zu gefährden. Bei einem historischen Rückblick in der Studie von 1845 kommt Moltke auch, aber nur mit einigen Worten, auf Flankenstellungen zu sprechen: Die Elblinie*), die heute (1845) den stärksten Abschnitt zwischen den Rheingrenzen Süddeutschlands und Berlin bilde, habe 1806 gar keinen Einfluß auf die Operationen gehabt, aber der Grund liege darin, daß die Preußen sich die Schlacht in einer Stellung**) aufdringen ließen, in der sie bereits von der Elbe abgeschnitten waren. „Flankenstellungen müssen immer sehr große Entscheidungen herbeiführen, die nicht ohne sehr großes Wagnis erkauft werden." Hätten die Preußen gesiegt, so wäre Napoleon — abgesehen von dem moralischen Zustande beider Heere — in eine höchst bedenkliche Lage gekommen. So kam es umgekehrt.

Die Stärke der Elblinie beweist Moltke daraus, daß sie 1813 fast zwei Monate die Basis der französischen Operationen blieb, die fünf große Schlachten herbeiführten, und daß die Franzosen sich noch dort hielten, als die Hauptmacht der Verbündeten schon auf dem linken Elbufer stand (vgl. Kulm). Nur Blüchers Energie und die Tüchtigkeit seiner Truppen führten endlich ein Aufgeben dieser Linie herbei.

Angesichts dieser Fülle von Gedanken, dieser Arbeitskraft, dieses steten Vorwärtsstrebens, dieser hervorragenden Leistungen klingt Moltkes Dienstzeugnis vom 30. Dezember 1845***) recht bescheiden: „Geistreich, wissenschaftlich, besonders für seinen Beruf gründlich gebildet. Voll Eifer sich für höhere Leistungen geschickt zu machen, schon jetzt ein recht brauchbarer Offizier des Generalstabes ....." Also das Zeugnis eines recht brauchbaren Generalstabsoffiziers! In der Tat kann man aus dieser Beurteilung auf keine allzu glänzende Zukunft schließen. Die Conduite macht etwas den Eindruck des Schablonenmäßigen, Moltkes besondere Sprachkenntnisse, sein Zeichentalent werden auffallenderweise nicht erwähnt. Moltke befand sich entschieden schon damals — und das würde auch heute noch der Fall sein — wegen seiner allgemeinen Bildung und des sicheren militärischen Urteils über dem Durchschnitt seiner Kameraden.

1846 weilte er mit seiner jungen Gemahlin als Prinzenadjutant in Rom. Der Einfluß der Gattin ist ein mildernder auf sein Inneres. Die bitteren Ausfälle auf die freudlose Jugend hören allmählich ganz auf und

*) Militärische Werke. Gruppe IV: Kriegslehren. I. Teil, S. 117 ff., Kapitel V. Operationsbasis.

**) Jena und Auerstaedt.

***) Zentralabteilung des Großen Generalstabes. (Abschrift.)

Digitized by Google

kehren erst im Greisenalter wieder, nachdem die Freude seines Lebens, seine Gehilfin auch in dienstlichen Arbeiten, ihm entrissen. Wenn Verstimmungen ihn in der Zeit seiner Ehe befallen, so ist der Grund meist in der Politik zu suchen.

Daß der Aufenthalt in Rom Moltkes militärischer Ausbildung irgend nützlich gewesen, kann man nicht behaupten, man müßte denn die Aufnahmen der Stadt und Umgegend dazu rechnen, die sein König und Alexander v. Humboldt später lobend anerkennen (1849)*). Moltke war aber bereits und nicht zum mindesten durch die Aufnahmen im Orient, ein so vollendeter Topograph, daß die Karten, übrigens die ersten wirklichen der Gegend von Rom, höchstens als neue Marksteine seines Könnens aufzufassen sind. Allgemein militärisches Interesse gewann der Stadtplan drei Jahre darauf, als Rom von Oudinot angegriffen wurde. Wunderbar würde es berühren, wenn ein Moltke, stets vorbereitet durch Studien der Vergangenheit und befähigt, deren Lehren auf die Gegenwart anzuwenden, auf seinen Wanderungen durch die Campagna neben dem Sinne für die bezaubernde Natur und für die durch Niebuhr ihm bekannte Geschichte dieses klassischen Bodens nicht auch auf Schritt und Tritt sich mit militärischem Auge umgesehen hätte. So ist ihm die Lage von Foligno sehr interessant: Die Stadt ist mit guten Mauern umschlossen und könnte durch ein Truppenkorps wohl behauptet werden. Aber einen eigentlichen Sperrpunkt bilde sie nicht. Ein anderes Mal stellt Moltke fest, daß während der Kriege der Republik die Bevölkerung der Campagna abgenommen habe, der Ackerbau vernachlässigt und das Korn von fern nach Rom geführt worden sei. Fidenae und seine Streitigkeiten mit Rom, die schon unter Romulus begonnen und drei Jahrhunderte gedauert, kennt Moltke durch Livius, dessen Beschreibung der Belagerung beweise, daß die Burg innerhalb der Stadtumwallung gelegen habe, und aus dem auch die Darstellung der Unterwerfung und Plünderung der Stadt geschöpft ist. Das Vorgehen des Diktators Mamertus Ämilius auf Fidenae ähnelt gewissermaßen dem auf Papur 1839, und die den Untergang Fidenaes beschleunigende Umgehung des Quinctius Pennus der Moltkes bei jenem Dorfe im Kasan-Dagh. Auf dem sagenhaften Platze des Kampfes der Horatier und Kuriatier ruft er aus: „Von all den vielen Trümmern, die jetzt diese Gegend umstehen .... war damals nichts vorhanden, und das freie ebene Feld zwischen beiden Lagern mochte ganz geeignet sein, zum Schauplatze des Kampfes, der über Albas (Albalongas) Schicksal entschied".

Auch hier ist Moltke der Ansicht treu geblieben, daß erst durch die Aufnahme eine Menge geschichtlich interessanter Lokalitäten sich angeben, die Richtungen der alten Straßen (namentlich aus den Gräbernummern)

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. I. Band, S. 159 ff.

Digitized by Google

nachweisen und die meist poetischen Überlieferungen der früheren römischen Periode auf ihren wirklichen Wert zurückführen lassen, denn die Örtlichkeit bilde sozusagen den fossilen Knochenrest, aus dem eine längst vergangene Begebenheit nachzukonstruieren möglich sei.

Nach dem Tode des Prinzen Heinrich und nach einer kurzen Reise durch Spanien und Frankreich kam Moltke zum Generalkommando des VIII. Armeekorps nach Koblenz. Über die kommandierenden Generale, erst Thile, dann Brünneck, sowie über den Generalstabschef Höpfner liegen Urteile nicht vor, letzterer soll einmal Moltkes Ablösung wegen Unfähigkeit beantragt haben. Das muß vor dem Herbst 1847 gewesen sein, denn am 30. Oktober äußert Moltke,*) er finde seine dienstliche Stellung angenehm und rechne darauf, Chef des Generalstabes eines Armeekorps zu werden. Höher will er nicht und dann abgehen. Der Gedanke, zurückzutreten, findet sich wiederholt in den Briefen des nächsten Jahres, augenscheinlich nicht sowohl der Mißstimmung über die politischen Verhältnisse in Preußen entspringend und besonders darüber, daß es nach langen Friedenszeiten nicht zum Kriege kam, als auch der Unzufriedenheit mit dienstlichen Zuständen. Man darf demnach Worte wie: „er habe nichts gegen eine andere Hemisphäre", „er sei bereit, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, da er ohnehin die Fähigkeiten zu einer größeren Wirksamkeit nicht besitze", „er sei bereit, nach Adelaide auszuwandern" — nicht zu tragisch nehmen. Sie waren im vertraulichen Briefe und in gedrückter Stimmung geschrieben, die bereits Ende September 1848 sich hebt, als nur der leiseste Hoffnungsstrahl auf Besserung der politischen Lage sich bemerkbar macht. Wohl manches Patriotenherz hat zu jenen Zeiten dieselben Absichten im Innern gehabt, manchem mögen die heimatlichen Zustände schier unerträglich erschienen sein. Derartige Erwägungen können daher nur natürlich erscheinen; ebenso müssen die in den 50er Jahren wiederkehrenden Abschiedsgedanken auf ihren begreiflichen Ursprung zurückgeführt werden. Moltke war Zeit seines Lebens die Bescheidenheit selbst, als Leutnant derselbe wie als Marschall. In der militärischen Stufenleiter emporklimmend, erwog er vor jeder Beförderung die Aussichten, wann sie zu erwarten, in höheren Stellungen, vom Major ab, ob auf sie überhaupt zu rechnen sei. Das wird jeder verständige Offizier tun. Darum braucht es weiter nicht aufzufallen, wenn er 1855 bereit ist, auf die leiseste Andeutung zu gehen, oder in seiner rührenden Bescheidenheit sagt, es sei möglich, daß er bereits das erreicht habe, was er leisten könne. Moltke ist Zeit seines Lebens nie überschätzt, in der ersten Hälfte seiner Laufbahn ist er wohl als tüchtiger, wissensdurstiger Offizier gewürdigt, nie

*) A. a. O. IV. Band, S. 116ff.

Digitized by Google

als hervorragend begabt angesehen. Seine Vorgesetzten kannten wohl meist nur seine rein dienstlichen Leistungen, so konnten sie das allgemeine Wissen und die militärisch richtigen Anschauungen, die sich in seinen Privatarbeiten zeigten, nicht beurteilen. Doch Moltke gehörte zu den Tüchtigen, und nur sie haben in der Regel auf die Dauer Glück. Er war ein Genie, aber ein langsam nur sich entwickelndes, schon frühzeitig abgeklärt im Innern durch eine harte Schule der Jugend, tüchtig nach außen von Anfang seiner militärischen Laufbahn an. Diese Tüchtigkeit erkannt zu haben, wenn auch nicht im vollen Umfange, gebührt seinen drei Chefs, deren letzter, Reyher, ihn im Mai 1848 als „Abteilungsvorsteher" nach Berlin berief und nach drei Monaten die Chefstelle in Magdeburg übertrug.

Von der Koblenzer Zeit wissen wir wenig, sie war nur kurz; erwähnenswert ist, daß Moltke durch Mobilmachungsarbeiten gezwungen ist, zu Hause zu arbeiten, zum ersten Male anscheinend dienstlich, — bemerkenswert ein „Bericht über eine Aufstellung bei Trier auf beiden Ufern der Mosel",*)

„1. um Saarlouis und Luxemburg mittelbar zu decken,
2. auf die Verbindungen des Feindes zu wirken, wenn derselbe direkt auf Mannheim, Mainz oder Koblenz vorgehe,
3. um den Feind auf Trier zu ziehen, es als Flankenstellung zu respektieren oder direkt anzugreifen,"

ebenfalls eine Vorarbeit für die Denkschriften zum Kriege mit Frankreich. Auf Grund der Geländeerkundung verwirft Moltke den Gedanken, in Trier längeren Widerstand zu leisten, denn nur wenn die Stadt Festung wäre, könnten ein bis zwei Korps den Feind längere Zeit aufhalten. So wie die Verhältnisse aber lagen, konnte davon nicht die Rede sein. Die Kenntnis dieser Gegend erleichterte es Moltke, in der Denkschrift von 1860**) den Vorschlag, bei Trier die preußische Armee in einer uneinnehmbaren Flankenstellung zu versammeln, eingehend zu beleuchten. Er weist nach, daß Bedingung hierfür und für ein offensives Vorgehen von dort die Neutralität Belgiens wäre, die aber damals sehr unwahrscheinlich war; auch wäre es ohnehin kaum möglich, die Armee rechtzeitig dort zu versammeln. Auch in den nachfolgenden Denkschriften kommt Moltke wiederholt auf die Stellung bei Trier zurück.

Die sieben Jahre in Magdeburg***) an der Spitze des Generalstabes eines Armeekorps bildeten die gründlichste Vorbereitung für den höchsten Posten, besonders aus dem Grunde, weil sie mit der praktischen Ausführung der Mobilmachung wiederholt verknüpft waren und Moltke da-

*) Kriegsarchiv XV. Seite 49.
**) Militärische Korrespondenz 1870/71. S. 22 ff.
***) Akten in Magdeburg.

Digitized by Google

durch eine Vorstellung gewann von all den zu überwindenden Schwierigkeiten; eine Zeit, von der er selbst zugesteht, sie sei eine Probe für die Brauchbarkeit der Chefs gewesen. Die aus dieser Periode herrührenden Schriftstücke gewähren vollen Einblick in die Gründlichkeit, mit der der Generalstabschef in allen an ihn herantretenden Fragen vorging, insbesondere in denjenigen, die ihm bisher ferngelegen hatten. Um z. B. Auskunft über den im Bereiche des IV. Armeekorps vorhandenen Pferdebeschlag zu bekommen, wandte sich Moltke nicht nur an die betreffenden Instanzen, sondern direkt an die Majore, Rittmeister oder Leutnants der Kavallerie, die bei einer Mobilmachung der Landwehr hierüber Erfahrungen gemacht haben konnten. Die Ergebnisse dieser Mitteilungen legte er in einer farbigen Zeichnung nieder, alter Gewohnheit treu, überall klar zu sehen und alles vor Augen zu haben. Weitere Schreiben gaben Zeugnis von dem großen Interesse, das er der Mobilmachungsremontierung entgegengebracht hat. Bis in die kleinsten Einzelheiten wünschte er Auskunft. An verschiedene Truppenteile wandte er sich vor deren Mobilmachungseingaben *persönlich* mit der Bitte um Mitteilung, ob der neue Mobilmachungsplan Schwierigkeiten hervorrufe, die *er* beseitigen könne, um den Truppenteilen Mühe zu ersparen. Unabläßlich ist er bemüht, die Mobilmachung zu vereinfachen. Für die eingegangenen Berichte verfehlte er selten, noch seinen besonderen Dank auszusprechen. Gute Gedanken trug er unter Nennung des Berichterstatters dem kommandierenden General vor.

Wie Moltke bestrebt war, auch über den Rahmen der eigenen Dienststellung hinaus die gemachten Erfahrungen nutzbringend zu verwerten, geht aus einem Schreiben an die Stabschefs des Garde-, II. und III. Armeekorps hervor. Der jetzige Geschäftsgang lasse sich auf mobile Verhältnisse gar nicht übertragen. Trotz strenger Anweisung an die Divisionen, innerhalb ihrer Kompetenz selbständig zu verfügen, gingen in vier Wochen bei dem Generalkommando, das aus Magdeburg ausgerückt war, über 1000 Nummern ein, diese erforderten 15 000 Expeditionen. Die Korrespondenz wird durch zwei Generalstabsoffiziere, vier Adjutanten und die vierte Sektion geführt; der Chef muß den Einklang und das richtige Ineinandergreifen vermitteln. Außerdem sind sechs Schreiber an Sonn- und Werktagen vor- und nachmittags tätig. Das alles ließe sich bewältigen, wenn das Generalkommando vier Wochen an einem Orte bleibt. Treten aber ernstere Verhältnisse ein, soll das bisher nur schreibende Personal auch marschieren und operieren, so sei mit Gewißheit anzunehmen, daß die Gewalt der Umstände diesem ganzen Schreibwesen ein Ende machen werde. Es sei aber vorherzusehen, daß dann mit den minder wichtigen auch die wirklich nötigen Eingaben ausfallen werden. Moltke ist daher für unbedingte Vereinfachung des Geschäftsbetriebes, ganz besonders des

Digitized by Google

Rechnungswesens, und für Verminderung der Terminaleingaben. Die gewonnenen Erfahrungen der Magdeburger Zeit kamen nach 1857 der Armee zunutze und dürften dadurch zu der beispiellos präzise verlaufenden Mobilmachung der letzten Kriege nicht in letzter Linie beigetragen haben.

Mit den vorerwähnten Stabschefs trat Moltke wiederholt in Verbindung, so 1850 wegen Aufstellung des IV. Korps gegenüber der französischen Grenze. In der Berechnung der Truppenstärken findet sich genau Art und Stil der Vorarbeiten für die letzten Feldzüge; für 1866 konnte Moltke außerdem diese Erfahrungen beim Aufmarsch wertvoll verwenden. Das dafür in Frage kommende Gelände war ihm zum großen Teil durch Erkundungen und Generalstabsreisen, sowie durch die erste Kommandierung beim IV. Armeekorps bereits vor seinem Eintreffen in Magdeburg, wie wir gesehen haben, bekannt. Hierdurch wurden ihm auch die Manöveranlagen während der Chefzeit wesentlich erleichtert. Im Jahre 1853 liegen der gemeinsamen Generalidee für „Korps- und Feldmanöver" im wesentlichen die Verhältnisse des November 1757 zugrunde, unter Voraussetzung, daß das Korps des Prinzen Soubise aus Cölleda an der Saale angelangt war, der Prinz von Hildburghausen dagegen noch über Dornburg erwartet wurde, während auf der preußischen Seite die Versammlung bei Leipzig noch nicht vollendet war, ein Korps derselben aber von Lundstedt aus die Vereinigung des Gegners hindern soll.

Mit König Friedrich beschäftigt sich Moltke in Gedanken häufig, so ruft er im Februar 1851 aus: „Vierundzwanzig Wochen war das Armeekorps mobil. Was für eine Truppe! Hat Friedrich der Große je solch Material gehabt!" Moltke spricht zwar nur einmal, Anfang der dreißiger Jahre, wie erwähnt worden, aus, daß er sich mit einem der Feldzüge des Großen Königs beschäftigt habe; das mehrfache Zurückkommen auf seine Taten, vor allem aber die Denkschrift des Jahres 1862 über ein Vorgehen gegen Sachsen mit dem Vergleiche desjenigen von 1756, legen Zeugnis von der stillen Arbeit Moltkes ab, der, wenn auch vielleicht unbewußt, sich Friedrichs Worte zu eigen machte: que les faits passés sont bons pour nourrir l'imagination et meubler la mémoire, que c'est un répertoire d'idées que le jugement doit épurer.

Die Ergebnisse des Korpsmanövers von 1853 wurden dem König Friedrich Wilhelm IV. berichtet und Beibehaltung dringend empfohlen, sowohl der Schulung der höheren Führer wie der Truppen wegen. Man stand zu jener Zeit noch auf dem heute veralteten Standpunkt, daß die Bewegungen im voraus bezeichnet waren; ein markierter Feind erschien dem Generalkommando höchst unzweckmäßig, da er sich doch immer rascher als die Truppe bewegte, ein supponierter genügte.

Wenig zufriedenstellend erwiesen sich bei der Gelegenheit die Leistungen der Landwehrkavallerie, die immer bei den Bewegungen nachhinkte.

Digitized by Google

Moltke empfiehlt, in Erinnerung anscheinend an die Türkenzeit, für die Infanterie längeres Beziehen eines Zeltlagers, überzeugt, daß bei einer strengen Beachtung der Lagerordnung, gehöriger Aufmerksamkeit und energischer Handhabung der Disziplin gerade ein Lager das wirksamste Mittel sein wird, um die Truppen in kürzester Zeit auf einen dem Kriegszweck entsprechenden Standpunkt der Ausbildung zu bringen. Moltke erweist sich hier als Förderer einer Idee, deren Verwirklichung und Ausdehnung auf die ganze deutsche Armee er nicht mehr erlebte. Der Vorschlag charakterisiert ihn als einen Mann von praktischem Verständnis für die Bedürfnisse der Truppe. Er war kein Mann des Stillstehens, des Ausruhens auf den Traditionen, er ging mit dem Jahrhundert vorwärts und sann auf Besserung des Bestehenden, freudig jede Neuerung, die an ihn herantrat, begrüßend, er war immer ein moderner Soldat. Ein Beleg dafür möchte auch das ersichtliche Interesse sein, das Moltke 1849 der Bewaffnungsfrage der Infanterie widmet und das er von Jahr zu Jahr weiter betätigte, auch an der Spitze des Generalstabes der Armee. Moltke verfolgte genau, nicht allein im eigenen Heere, die Neuerfindungen im Waffenwesen und suchte, zunächst in Magdeburg von verhältnismäßig untergeordneter Stelle aus, nach seinen Kräften beizutragen, daß das preußische Heer auf der Höhe blieb und nicht gegen die Nachbararmeen ins Hintertreffen kam. Es handelt sich 1849 um Einführung der leichten Perkussionsgewehre (Zündnadel) auch bei der Landwehr. Moltke betont, daß die Bewaffnung der ganzen Infanterie damit zweifellos eine Überlegenheit über eine feindliche, nicht mit diesem vortrefflichen Gewehr ausgerüstete Armee geben würde. Dem steht entgegen die durch die Kriegserfahrungen noch keineswegs ganz beseitigte Besorgnis vor zu großem Munitionsverbrauch, ferner die Erwägung, „daß durch die beste Waffe ein schlechter nicht zu einem guten Schützen gemacht wird, daß eine Auswahl, wie für die Füsilierbataillone bisher, dann nicht mehr stattfände; endlich aber hauptsächlich die Zeit und die enormen Kosten". Moltke schlägt vor, wie bisher ein Drittel Linie so auch ein Drittel Landwehr mit der Waffe auszurüsten.

Seine reorganisierende Tätigkeit auf dem Gebiete des Generalstabsdienstes ist in ihren ersten Anfängen in Magdeburg zu suchen, wo er, nach allem zu urteilen, unter beiden kommandierenden Generalen, Hedemann und Radziwill, besonders unter diesem, sehr große Selbständigkeit genoß, die ihm aber besonders wohl tat, wenn der erstgenannte verreist war — es ging dann alles rascher. Sein Chef in Berlin, Reyher, setzte ein unbedingtes Vertrauen in Moltke, der seinerseits ihm hohe Verehrung zollte. Reyher war ein sehr natürlicher Mann, der den Generalstabsreisen und der Ausbildung der Generalstabsoffiziere eine große Sorgfalt angedeihen ließ und bei den Entschlüssen besonders auf Selbständigkeit

Digitized by Google

und Vermeiden aller Künsteleien hielt. Müffling hatte die Reisen eingeführt, Krauseneck und Reyher auf ihnen aufgebaut, Moltke war es beschieden, sie mustergültig auszugestalten, festhaltend an den Grundsätzen seiner beiden letzten Vorgänger: Einfachheit des Entschlusses und Selbständigkeit der Unterführer. Allgemeine Bestimmungen, die er 1854 den ihm unterstellten Generalstabsoffizieren für Abfassung strategisch-taktischer Aufgaben gab, stellen die Gesichtspunkte fest, die er berücksichtigt wissen wollte: kurze und bestimmte Befehle; Weitergabe an die zunächst untergebenen selbständigen Kommandos; Orientierung über Lage und Absichten, soweit nötig, um nach eigenem Ermessen einzugreifen; Ausschließung aller Räsonnements, wobei Motivierung, aber in Anlage, unbenommen; über etwaigen Rückzug nur das unbedingt Notwendige; Vermeiden von Anordnungen für Eventualitäten, deren Eintreffen zweifelhaft, sowie alles dessen, was Selbständigkeit der Unterführer beschränkt usw. In diesen Grundsätzen liegt gleichsam das Programm des späteren Chefs für die Ausbildung aller Generalstabsoffiziere. Noch kurz vor seiner Versetzung von Magdeburg regte Moltke angesichts der Wichtigkeit der Verpflegungsfrage bei den Operationen die Mitnahme eines höheren Verwaltungsbeamten zu den Übungsreisen an, auch hierin bahnbrechend für zweckmäßige Ausnutzung aller Kräfte und zur Erhöhung des Lehrreichen solcher Reisen beitragend.

Wie dienstlich, so waren auch politisch die Magdeburger Jahre eine schwere Zeit für den Generalstabschef. Die Vorgänge von 1830 wiederholten sich in Paris, Österreich und Deutschland wurden unterwühlt von revolutionären Ideen. Moltke verfolgt die Ereignisse mit gespanntem Blicke, schmerzlich empfindet er den Mangel an Kraft bei den Behörden in Berlin. Die Schwätzer in Berlin und Frankfurt a. M. sind ihm in der Seele zuwider, alles erhofft er von einem Preußen an der Spitze Deutschlands*). „Deutschland mußte sich überzeugen, daß, um als geeignete Macht in der Welt zu gelten, andere Mittel in Anwendung zu bringen waren, als die Volksbeschlüsse in der Paulskirche (9. September 1848). .... Ich hoffe zu Gott, daß Vernunft und Recht siegen (17. Dezember 1848)." Freudig begrüßt er den Drang nach Vereinigung (27. September 1849), der sich offenbar kundgab, und vertraut darauf, daß die Ordnung wiederkehre, denn „aus der Ordnung ist zuweilen, wie richtig bemerkt worden ist, die Freiheit, noch nie aber aus der Freiheit die Ordnung hervorgegangen". „Schläft man freilich bei der Ordnung ein, dann wird sie auch nicht von langer Dauer sein." Anfang des Jahres 1850 klagt er, Preußen stehe ganz allein in Europa, höchstens

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. IV. Band. Briefe an die Brüder.

Digitized by Google

Napoleon sei sein Freund, und einige Zeit darauf (21. März 1850) begrüßte er es freudig, daß man nur an einen auswärtigen Krieg denke. Österreich sei nicht kriegsfähig, eher Rußland zu fürchten. Die Pandorabüchse aber sei la belle France mit ihren neuesten Wahlen. Von dort könne ein Raubanfall über Nacht kommen und leider Sympathien im südlichen Deutschland finden. „Der Friede von Olmütz geht dem heißen Patriotenherz nahe, über Politik mag er nichts mehr schreiben, doch Preußens unwürdige Rolle kann nicht dauern, diese Hoffnung bleibt, denn ein schimpflicher Friede hat noch nie Bestand gehabt. Die schlechteste Regierung kann die Preußen nicht zugrunde richten, Preußen wird doch noch an die Spitze von Deutschland kommen." In jedem Briefe wechseln so Klage und Hoffnung, Freude und Trauer, bis im Innern Preußens allmählich die Wogen sich glätten, allerdings um bald neuen Sorgen, durch die Orientwirren hervorgerufen, Platz zu machen.

Hand in Hand mit der Sorge um die Entwicklung der Dinge in Preußen-Deutschland war die um das Schicksal seines alten Heimatlandes Schleswig-Holstein gegangen. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß das Land, in dem er zuerst gedient, Dänemark, und das mit diesem Staate verknüpfte Herzogtum Schleswig-Holstein in Moltkes Leben eine derartige Rolle spielen, auch nachdem er in preußische Dienste übergetreten war. Seine Gedanken waren an Dänemark gefesselt, da der Vater in dänische Dienste übergetreten war und die Brüder sich der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet hatten. Moltke selbst hatte die eindrucksfähigsten Jahre in Kopenhagen geweilt, hatte später (1834) Land- und Seekraft des Landes studiert, stand in regelmäßiger Verbindung mit den Verwandten, hatte aus Holstein die inniggeliebte Gattin heimgeführt, dort auch manche Urlaubszeit zugebracht; so ist es nur zu natürlich und begreiflich, daß er den holsteinischen Wirren 1848 und in den folgenden Jahren ein warmes Interesse entgegenbringt. Immer aber bleibt er der deutsche Patriot, in erster Linie ist für ihn Deutschland maßgebend. Bei dem durchaus antigermanischen Standpunkt, den Dänemark seit 60 Jahren einnimmt, kann er nur engeren Anschluß der Herzogtümer an Deutschland wünschen, noch besser wäre, daß Dänemark selbst sich an Deutschland inniger anschließe, das wäre die wahre Politik (13. Januar 1848). Immer wieder betont Moltke, daß Preußen in erster Linie seine eigenen Interessen wahren müsse, die ihm unbedingt am nächsten stehen, nicht die Schleswig-Holsteins, und am 9. Juli ruft er in diesem Gedankengange: „Wie würde es Holstein ergehen, wenn ein Krieg, sei es gegen Ost oder West, Preußen in die Lage setze, für seine oder Deutschlands Existenz zu Felde zu ziehen!" Er zweifelt, daß die in Schleswig-Holstein mitwirkenden 15 000 Preußen dann noch dort bleiben, und befürchtet, daß die Bedingungen des Friedens den gebrachten Opfern nicht entsprechen

Digitized by Google

werden. Im August 1848 hebt Moltke hervor, daß Preußen den Kampf dort oben nur im deutschen und ganz und gar gegen sein eigenes Interesse führe. Als bald darauf der Waffenstillstand abgeschlossen wird, verteidigt er Preußens Haltung. Verwerfung desselben wäre Bruch mit Deutschland gewesen, für Preußen kämen höhere Interessen in Frage, es habe im eigenen Lande genug zu tun, dort Macht nötig.

Beinahe wäre Moltke persönlich in die holsteinischen Wirren hineingezogen worden; man hatte ihm angeboten, in die Armee einzutreten, doch zerschlug sich die Sache. Unwillkürlich lenken sich die Gedanken auf die Möglichkeit eines Übertritts Bismarcks in hannoversche Dienste (1853), und nicht unberechtigt erscheint die Frage, wie würde sich die Zukunft Preußen-Deutschlands wohl gestaltet haben, wenn seine beiden größten Männer in den Dienst der Kleinstaaten übergetreten wären? Ein günstiges Schicksal hat es zu Preußen-Deutschlands Heil anders gefügt.

Das Jahr 1849 brachte die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten von neuem in Fluß, die Feindseligkeiten brachen wieder aus, von Moltke nicht nur mit anhänglichem, sondern auch mit militärischem Interesse verfolgt. Unparteiisch erkennt er den dänischen Ausfall aus Fredericia Anfang Juli als eine gut eingeleitete Operation vom strategischen, als eine glänzende Waffentat vom taktischen Standpunkte aus an; unbegreiflich aber ist ihm, wie die Dänen mit so bedeutender Macht bei hellem Mondschein unbemerkt landen konnten. — In jeder anderen Beziehung erscheint die feindliche Unternehmung indes als ein verwerflicher Racheakt, als ein nutzloses Hinschlachten von Freund und Feind, als ein politischer Fehler, der sich an den Urhebern rächen dürfte. Frieden jetzt wäre eine Demütigung (Dänemarks), diese aber die erste Trophäe der versuchten Einigung Deutschlands.

In den Denkschriften vor dem Feldzuge 1864 weist Moltke wiederholt auf die 1848/49 gewonnenen Erfahrungen hin und in einer kurzen Übersicht des erstgenannten Krieges auf den auffallenden Parallelismus beider Feldzüge: In beiden überraschendes Vorgehen gegen Schleswig, in beiden Räumung der Danewerkstellung, sobald ihr linker Flügel gefährdet ist; hitzige Nachhutgefechte auf dem Wege nach Flensburg, Erlahmung der Verfolgung über diesen Punkt hinaus und exzentrischer Rückzug der Dänen nach Alsen und Jütland.

Im Frühjahr 1850 mehren sich die Anzeichen eines Wiederausbruches der Feindseligkeiten. Moltke bezeichnet in dieser Zeit den Oberbefehlshaber der schleswig-holsteinischen Armee, General v. Willisen, zwar als einen geistreichen Mann, aber auch als Theoretiker. Mit seinen Operationen ist er gar nicht einverstanden. Moltke hatte geraten, daß Willisen nicht über Flensburg hinausgehe, sondern dort mit versammelten Kräften den Angriff in guter Defensivstellung erwarte; statt dessen ging er unter

Digitized by Google

Detachierung vor und verlor die Schlacht aus Mangel an ein paar Bataillonen. Auch damit, daß Willisen sich nach Idstedt mit allen Kräften bei Rendsburg verschanzte, kann Moltke nicht übereinstimmen. Vorteilhafter erscheint ihm ein Vorgehen über Flemhude—Kleinhordsee, um bei Gottorf eine starke Defensivstellung, Front gegen Ost oder West, je nachdem der Gegner oberhalb oder unterhalb über die Eider ginge, zu besetzen.

Während der Orientkrisis 1853/55 halten bei Moltke die politischen und militärischen Interessen sich die Wage, erstere gewinnen beinahe die Überhand. Höchst aufmerksam verfolgt er das Verhalten Napoleons, dessen Kaisertum immer mehr den Charakter großartigen Schwindels annehme.... Die Franzosen würden des Abenteurers bald müde sein, der es schwieriger finden werde, Kaiser zu bleiben als zu werden. Ohne Siege könne er sich kaum behaupten, und ob er selbst Feldherr sei, und zwar im Stile des Onkels, müsse sich erst zeigen. „Selbst muß er aber Schlachten schlagen, denn sein Feldherr würde Kaiser sein." (21. Januar 1853.) Im März sind die Aussichten friedlicher. Die Orientkrisis scheint zwar keineswegs beendigt, aber vertagt. Das Wichtigste dabei ist die Haltung Napoleons. Hätte er Kriegsabsichten, so war damals dort für ihn die günstigste Chance, mit England vereint aufzutreten — was später auch eintraf —, augenblicklich scheine er aber wirklich Frieden zu wollen. Die Frage ist nur, wie lange er das der Armee und dem Inlande gegenüber kann. Moltke empfiehlt Einigung Preußens mit Österreich. Da keine der beiden Großmächte sich zur alleinigen Hegemonie hat aufschwingen können, ist einstweilige Verständigung empfehlenswert; hierdurch würde nach außen wenigstens der Vorteil gewonnen, daß nicht mehr die eine Hälfte Deutschlands die andere paralysiert, wie während der schleswig-holsteinischen Händel. Nur durch eine allgemeine Erhebung der deutschen Nation kann Holstein zurückgewonnen werden, „aber noch kreisen die Raben um den Kyffhäuser und der alte Rotbart schläft noch".

Anfang 1854 erscheinen die politischen Verhältnisse kritisch. Die deutschen Mächte spielen eine traurige Rolle. Offenbar wäre ein neuer Machtzuwachs Rußlands ihnen am gefährlichsten, und doch überlassen sie es den Westmächten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. „Man wird uns das nicht vergessen und unser Ansehen in Europa wird dadurch nicht wachsen."

Mit regem Interesse hat Moltke die kriegerischen Ereignisse inzwischen verfolgt und bewundert das Verhalten der Türken, denen wohl klar geworden sei, daß es sich um ihre Religion und staatliche Existenz handle: „Sie schlagen sich über Erwartung und sogar offensiv. In der Bataille rangée werden sie dennoch unterliegen, aber es wird schwer sein, sie dahin zu bringen. Vor Juni könnten die großen Operationen dort nicht beginnen, aber je weniger Rußland die Herrschaft des Schwarzen Meeres

Digitized by Google

habe, desto leichter könne der Kampf vielleicht auf einen ganz anderen Kriegsschauplatz überspringen". (Vgl. S. 285/86.) Moltke bezieht sich augenscheinlich auf den Erfolg der Türken über die Russen bei Kalafat (6. Januar 1854).

Am 27. März erklären England und Frankreich den Krieg an Rußland, nachdem ihre Aufforderung, die Donaufürstentümer zu räumen, gar nicht beantwortet worden war. Die Aufteilung der Türkei war offenbar die innerste Absicht des Kaisers Nikolaus gewesen, als er im Herbste 1852 zum Kriege schritt. Moltke vergleicht die Teilung mit der eines Brillantringes, wo es sich fragt, wer den kostbarsten Solitär, Konstantinopel, besitzen, wer sich mit dem wertloseren Rest, mit weiten Landstrecken, von halbbarbarischen Völkern bewohnt, begnügen werde*). Der Kaiser habe denn auch bald eingesehen, daß Europa den Besitz Konstantinopels selbst mit der leidenschaftlichsten Friedensliebe nicht gestatten könne, und wäre wohl am liebsten von seiner Absicht zurückgetreten, wenn er nicht so starrköpfig sei (Dezember 1853, April 1854).

Über die Dauer des Widerstandes von Sebastopol täuschte sich auch Moltke. Bereits im Oktober 1854 nimmt er an, daß es in wenigen Tagen fallen werde, was aber erst im September 1855 eintraf. Den Anfang März 1855 eintretenden Tod des Kaisers Nikolaus bezeichnet Moltke als eins von den Ereignissen, „wo man das Walten der Vorsehung mit Augen zu sehen glaubt". Am 5. März glaubt er nicht an einen Sturm. „Mit aller Bravour kann man nicht eine Wand hinauf laufen. Die Entscheidung im freien Felde ist, aus Mangel an Kavallerie der Alliierten, sehr zweifelhaft." An einen Sturm war damals allerdings noch nicht zu denken. Auffällig ist, daß Moltke den Mangel an Kavallerie als Hinderungsgrund für einen Entscheidungskampf vor Sebastopol annimmt!

Im Mai 1855 macht er dieselbe Bemerkung, nirgends aber wird dieser Mangel sonst betont. Die Engländer gingen sogar recht verschwenderisch mit der ihrigen um. Es war mit dem Mangel auch gar nicht so schlimm. Abgesehen von den Türken, über die nähere Angaben fehlen, hatten anfangs Engländer und Franzosen auf 72 Bataillone 11 Schwadronen, d. h. auf 12 Bataillone fast 2 Schwadronen. „Daß man die Sache von den drei Enden Kertsch, Balaklava und Eupatoria anfasse, werde nichts helfen." „Omer werde sich nicht opfern, um die Verbündeten zu befreien." 21 000 Türken unter Omer lagen in Eupatoria, die allerdings die russischen Verbindungen, vollends nach dem Erfolge von Eupatoria, bedrohen konnten. Moltke vermutet aber sehr richtig,

*) Deutschland und Palästina. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. II. Band, S. 283.

Digitized by Google

daß Omer sich hierzu nicht entschließen werde. Im übrigen faßt er wohl die Lage der Alliierten zu pessimistisch auf. Wenn er ferner Eupatoria allein als eine Basis zum Vorgehen wie zum Wiedereinschiffen bezeichnet, so erscheint das fraglich. Man hatte Eupatoria als Basis wohl nicht ohne Grund mit Balaklava vertauscht.

Der Hauptfehler der Verbündeten ist, wie Moltke sehr treffend sagt, die Nichtausnutzung des Sieges an der Alma gewesen. „Man werde nun die Sache noch einmal von Eupatoria anfangen müssen", das unterließen die Verbündeten aber wohl mit gutem Grunde schon zu Anfang, als die Verhältnisse unmittelbar nach der Schlacht an der Alma weit günstiger lagen. „Besser als alles wäre eine Operation von der unteren Donau durch die überaus fruchtbaren Landstriche gegen Kiew, aber dazu gehörten die Österreicher. Sind diese nicht in Bewegung zu setzen, dann bleibe nur übrig Frieden zu schließen." So schlimm war die Lage der Verbündeten (Ende Mai 1855) nicht; im Gegenteil setzten sie damals Sebastopol heftig zu. Die Operation ist, wie Moltke selbst sagt, nur für die Österreicher denkbar.

Über die Führung der Russen äußert sich Moltke*) (4. November 1855) sehr tadelnd, und mit Recht. Vor allem ist die Oberleitung des ganzen Feldzuges unverständlich.

Die Frage war nun, was aus der Krim werden solle, ob sie den Türken, Engländern oder Franzosen zuzusprechen sei: „Die Krim ist nicht ein Punkt, den man wie Gibraltar oder Malta unbedingt festhalten kann. Die Türken sind zu schwach für ein solches Geschenk, ebenso wie Schweden für Finnland. Wollten die Alliierten die Krim dauernd behalten, so setzt das eine dauernde Kriegsrüstung voraus. Ich sehe daher die Halbinsel wie ein Faustpfand an, das Rußland beim Frieden einzulösen haben wird ....", Ansichten, die vollkommen zutreffen. Sie stammen bereits aus einem neuen Lebensabschnitt des Obersten v. Moltke, der am 1. September 1855 zum Ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen ernannt wurde. Vorangegangen war eine Generalstabsreise in den Harz, bei der er Zeit findet, in freien Stunden Walter Scott, Herodot und „Müller und Schulze in Paris" zu lesen, eine Gewohnheit, der er auch in den spannendsten Momenten der späteren Feldzüge treu geblieben ist, hierin ähnlich einem Friedrich. In Magdeburg hatte er in wenigen Mußestunden 1852 Rankes Geschichte der Päpste in bezug auf Rom studiert, dann von Ritters Erdkunde Palästina, und speziell Jerusalem, das aufzunehmen einer seiner Lieblingsgedanken bleibt. Während der Kommandierung beim späteren Kronprinzen beschäftigt ihn Droysens Geschichte der preußischen Politik und Riehls Naturgeschichte des Volkes.

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. IV. Band. Briefe an den Bruder.

Digitized by Google

Nach den anstrengenden letzten Jahren konnte Moltke sich im Hofdienst etwas erholen, die Zeit war eine äußerst anregende in geselliger und auch sonstiger Beziehung, Reisen nach England, Frankreich und Rußland gaben ihm Gelegenheit, fremde Staaten und Armeen kennen zu lernen, seine Menschenkenntnis zu erweitern, die ja nicht zum geringsten Teile eine Eigenschaft des Feldherrn sein muß. Eine Parade in Sandhurst und Übungen im Lager von Aldershot befriedigen Moltke nicht, ebenso wenig zwei aus der Krim heimgekehrte Kavallerieregimenter (Sommer 1856) und 1857 die Parade in Paris. Auf der Fahrt zur Krönung nach Moskau interessiert ihn Kronstadt in hohem Grade, das nach der Belagerung von Sebastopol zu Betrachtungen gewiß Anregung gab.

Moltke hält die Geschütze dort besser auf niedrigen Batterien placiert statt in den Riesenschlössern. Die hohen Mauerflächen böten den Schiffen ein nie zu fehlendes Ziel, und es frage sich, ob man sie nicht aus sehr großer Ferne in Bresche schießen könne.

Die Zerstörung Sebastopols sei schon sehr schmerzhaft für Rußland gewesen, „wenn aber eine Flotte Kronstadt passierte und Petersburg verbrenne, so wäre das ein tödtlicher Streich. Unermeßliche Reichtümer, fast der ganze Handel würden zerstört, und es wäre denkbar, daß der Sitz der Regierung noch einmal nach Moskau zurückgedrängt würde. Kein Preis kann je zu hoch sein, das zu hindern".

Moltke war nur wenig über zwei Jahre bei dem Prinzen, seit Januar 1857 in Breslau, wo letzterer ein Regiment führte. Dies Kommando, die Reisen und sonstige Zerstreuungen ließen zu wissenschaftlichen Studien dem zukünftigen Thronfolger wenig Zeit. Moltke wäre hierzu der geeignete Leiter gewesen; außer im Herbst 1855, wo er Vorträge über die Krimfrage dem Prinzen hielt und dazu Rüstow sowie die Generalstabsberichte benutzte, scheint Moltke in allgemein- oder militärwissenschaftlichen Dingen nicht gewirkt zu haben. Wie weit er persönlich auf den Prinzen gewirkt hat, ist noch nicht festzustellen. In taktischer Beziehung war die Ausbildung, ebenso wie die seines Vetters, des Prinzen Friedrich Karl, von Reyher beeinflußt worden, unter dem beide Generalstabsreisen mitmachten, deren eine 1854 Moltke in Reyhers Beisein leitete.

Prinz Friedrich Karl soll später geäußert haben, er habe von Reyher alles gelernt*).

In einer Beziehung indessen war Moltkes Kommando von ganz hervorragender Bedeutung für ihn und für die Armee, ja für ganz Preußen-Deutschland: es brachte ihn häufig in nähere Berührung mit dem Prinzen von Preußen, den wohl in erster Linie das einfache Wesen, die schlichte Bescheidenheit dieses Mannes angezogen hat, in

*) Vgl. Foerster, Prinz Friedrich Karl von Preußen. Band 1, S. 135.

Digitized by Google

dem er viele seiner eigenen Persönlichkeit verwandte Züge wiederfand. Sein richtiger Blick hatte ihn bereits als den würdigen Erzieher des Thronerben erkoren. Als nun im Herbste 1857 General v. Reyher starb, wählte der Prinz-Regent Moltke zu dessen Nachfolger. Der spätere König Wilhelm I. ist zu allen Zeiten weise in der Wahl seiner Ratgeber gewesen, er bestätigte in der Ernennung des Generals v. Moltke, daß er in dieser Hinsicht Hohenzollernblick geerbt hatte. Auf Moltke folgte die Wahl Roons, dann die eines Bismarck!

Als der Prinz-Regent Moltke mit der Führung der Geschäfte eines Chefs des Generalstabes der Armee beauftragte, kannte er ihn, abgesehen von seiner Person als Mensch, auch dienstlich nur von den besten Seiten: ein gewissenhafter Arbeiter, der in allen Stellungen Gutes geleistet hatte, ein vielseitig gebildeter Mann, der neben den dienstlichen auch wissenschaftliche Interessen hat. Diese Vorzüge, im Verein mit den vorzüglichen Charaktereigenschaften, ließen ihn geeignet erscheinen, einen so verantwortungsvollen Posten zu übernehmen. Die volle Bedeutung Moltkes hatte der Prinz indessen wohl kaum schon damals erkannt, ebenso wenig wie Krauseneck und Reyher: die immense Arbeitskraft, die Tiefe des Wissens, den Reichtum an Gedanken. Moltkes Interesse von früh auf für Geschichte und Archäologie, sein großes Interesse für Politik, sein richtiges Urteil über die kulturellen und politischen Beziehungen der Völker untereinander hätten ihn ebenso befähigt, Professor der Geschichte — wie er bei freier Wahl gewählt —, Direktor eines archäologischen oder Völkermuseums oder Minister des Auswärtigen zu werden, dies ist ihm in der Tat in der Konfliktszeit einmal angeboten worden. Moltke war ein Universalgeist! Der Regent sah und mußte in erster Linie auf die dienstlichen Leistungen sehen; die Wahl war die glücklichste, die er treffen konnte. Als ob ein innerer Seherblick ihn erleuchtet und die kommenden Ereignisse ihm gezeigt hätte, fand er den Mann, der durch seine militärischen Kenntnisse und Stellungen, durch seine ganze Laufbahn der geeignetste war, die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 vorzubereiten, aber auch den Mann, der diese Auszeichnung am meisten verdiente, denn er verdankte sich und seinem Fleiße alles. „Hilf dir selbst, dann wird dir auch von anderen geholfen werden", diesem Grundsatze war er seit seiner Jugend treu geblieben. Er hatte ihn auf die Höhe des Lebens gebracht und sollte ihn weiter führen!

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68.
Kochstraße 68—71.
Digitized by Google

Mainz und die Römerherrschaft auf dem rechten Rhein-Ufer

Drei im Kameradenkreise gehaltene Vorträge

von

Otto Wahle
Generalmajor z. D.

Mit drei Skizzen, zwei Tabellen und einer graphischen Darstellung

Berlin 1913
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Digitized by Google

Quellenangabe.

Cohausen, A. v., Der römische Grenzwall.

Delbrück, H., Geschichte der Kriegskunst. II. Teil: Die Germanen.

Domaszewski, A. v., Die Fahnen. Abhandlung des archäologischen epigr. Seminars der Universität Wien. IV. 1883. — Truppensold der Kaiserzeit. Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang X. — Rangordnung des römischen Heeres. Bonner Jahrbücher. 1908. — Die römischen Kaiser. Leipzig 1909. — Die Religion im römischen Heere. Westdeutsche Zeitschrift. XIV. 1895. — Die Prinzipia des römischen Lagers. Neue Heidelberger Jahrbücher. IX.

Fabricius, E., Der Limes vom Zentrum aus. Mainzer Zeitschrift. 1907. — Das römische Heer in Rätien. — Die Entstehung der römischen Limesanlagen. Trier 1902.

Jacobi, H., Führer durch das Römerkastell Saalburg. 1912.

Jähns, M., Geschichte der Kriegswissenschaften.

Klein, K., Das römische Mainz. Gymnasialprogramm in Mainz. 1869.

Lehner, H., Die Standarte der ala Longiniana. Bonner Jahrbücher. 1908.

Marquardt, J., Römische Staatsverwaltung. Leipzig 1881.

Mommsen, Die römischen Lagerstädte. Hermes. Berlin 1873. VII. Band.

Reichs-Limeskommission, Der obergermanische rätische Limes von v. Sarwan und Fabricius. Heidelberg.

Schumacher, K., Das römische Mainz. Mainzer Zeitschrift. 1906.

Zangemeister, K., Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit. Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang III.

Nachdruck verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Bis dahin hatte ich meine Geschichtskenntnisse im großen ganzen als genügend bewertet; erst ein Besuch der Wetterau und des Taunus im Sommer 1912 sollte mir den Beweis liefern, daß ich mein Wissen arg überschätzt hatte.

Wie es den Römern glücken konnte, sich im rechtsrheinischen Obergermanien häuslich einzurichten und dort, im Gegensatz zu Niedergermanien, solange zu halten, darüber vermochte ich weder mir, noch anderen Wissensdurstigen Rechenschaft zu geben.

Als ich dann zu Hause die bedauerliche Lücke zu füllen eilte, ergab sich die überraschende Tatsache, daß ich für meine krasse Unwissenheit nicht voll verantwortlich zu machen war. Zufällig hatte ich eine Geschichtsperiode herausgesucht, von der selbst Fachgelehrte entsagungsvoll bekennen: „Hier läßt uns die Überlieferung gänzlich im Stiche!"

Ganz so schlimm steht es denn nun doch nicht! Eben jenen Herren, die so klagen, verdanken wir die wertvollsten Aufschlüsse über die Jahre 70 bis 260 n. Chr.! Versiegten auch die römischen Quellen über diesen Zeitabschnitt und schwiegen die Menschen, die wieder an das Tageslicht beförderten Steine haben eine sehr vernehmliche Sprache für diejenigen zu reden begonnen, welche sie verstehen.

Glücklicherweise gibt es gelehrte Herren, die das können! Einer unter ihnen, der die ihm von den Steinen verratenen Geheimnisse in mehreren wertvollen Arbeiten niederlegte, ist A. v. Domaszewski in Heidelberg. Aus der Zusammenfügung der Trümmer, welche uns vom Bau des römischen Heeres in den Steinen überliefert wurden, macht er uns dessen Organisation begreiflich.

Ich fürchte, daß gerade seine „Rangordnung" der Mehrzahl jener unbekannt bleiben wird, die eigentlich für dieses Thema das regste Interesse haben dürften, nämlich meinen alten und jungen Kameraden! Die wenigen, die von dem Schatze überhaupt Kenntnis erhalten, werden aber teilweise auch noch Bedenken tragen, sich durch die gelehrte Arbeit ganz durchzulesen. Ihr reichlich mit lateinischen Belegen und allerlei Hinweisen durchsetzter Text wird nicht jedermanns Geschmack entsprechen.

Digitized by Google

Diese Erwägungen drückten mir die Feder in die Hand. Versuchen will ich, die uns durch die Steine bekannt gewordene Organisation des römischen Heeres, welche den Römern das Festhalten des rechtsrheinischen Obergermaniens solange ermöglichte, im Zusammenhange zu schildern. Sollte dieser oder jener gelegentlich an den alten Ben Akiba erinnert werden, so kann es der Sache selbst nur förderlich sein.

Wenn ich mich dabei in die Zeit des folgenschweren obergermanischen Besuches Hadrians zurückdenke, vermag ich gleichzeitig die Römer auf dem Höhepunkte des von ihnen auf deutschem Boden zurückgelegten Weges zu zeigen. Von jenem aus sei es erlaubt, das bisher Erreichte zu überblicken und in die Richtung vorauszuschauen, in welcher es nun langsam, aber sicher bergab weitergehen wird. Als Führer auf dieser Reise habe ich E. Fabricius folgen zu müssen geglaubt.

Beide Herren, A. v. Domaszewski und E. Fabricius, sind bekanntlich von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in diesem Frühjahre durch eine Einladung nach der Saalburg ausgezeichnet worden.

Falls es meinen Erzählungen gelingen sollte, im großen Kameradenkreise und besonders bei jenen Herren Interesse zu erwecken, die die Taunusbäder aufzusuchen gezwungen sind, würde ich dies meinerseits als Abtragung einer Schuld an genannte Herren betrachten für die vielen genußreichen Stunden, welche ich ihren gründlichen Studien verdankte.

Dresden, Frühjahr 1913.

Otto Wahle,
Generalmajor z. D.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 309

I. Mit Kaiser Hadrian bei den Kameraden in Mainz . . . . . 313—337

Die Laufbahn des Legionars . . . . . 313—319

Der Gemeine 313. 335. 360. 362. 364

Die vom Arbeitsdienst Befreiten 313. 330. 347

Die Frontunteroffiziere 313. 314. 360

Unteroffiziere der höheren Stäbe . . . . . 314. 329—331

Unteroffiziersvereine 315. 316

Fahnenheiligtum und Kassenraum 316. 319

Die Spielleute 316

Der evocatus 317. 323. 326. 336. 360

Der Reitersmann 313. 333

Die Löhnung 317

Geldgeschenke 318

Ehrenzeichen 318

Die Entlassung 318

Der Legionscenturio . . . . . 319—323

Rangverhältnisse 320. 321

Beförderungsweise (Tabelle) 320. 321

Orden 325. 333

Gehalt 326

Offiziere aus dem Ritterstande . . . . . 324—327

Ausnahmsweiser Eintritt als Centurio mit niedriger Nummer . 323

Der primus pilus beim Stabe 324. 325. 335

Die Stabsoffiziere 324. 335. 336. 360. 361

Orden 325. 361

Gehaltsübersicht 326

Senatorische Offiziere 326. 327

Der Stellvertreter des Legaten 326. 328. 330. 336. 361

Der Legionslegat 326. 327. 330. 336. 361

Der Statthalter 327. 328

Als Truppenbefehlshaber 328

Die Legion 327

Das Reiterregiment 328. 330. 332. 333. 334. 345

Auxilia 328. 333. 338. 342. 345. 364. 368

Wirkungskreis 328. 329. 367

Der zu ihm kommandierte Tribun 324. 331. 337. 338

Digitized by Google

Seite
Hadrian 331. 332
Disciplina Romana 332. 333
Die Phalanx 327. 333
Beschäftigungsplan der Legion 335
Besichtigungsfreuden 336
Comites 327. 331. 332. 336
II. Hadrian bei seinem Statthalter von Obergermanien 337–354
Die historische Entwicklung Obergermaniens rechts des Rheins . 337–344
Obergermanien, wie es Hadrian bei seinem ersten Besuche vorfand (Skizze 1) 338
Die vier Anmarschwege der Barbaren 340–342
Domitians System 338–342
Trajans Einrichtungen 331. 343. 344
Stärkerapport der Auxilia und Alae 344. 345
Gründe für den Systemwechsel 345
Das neue System 347–350
Die Numeri 348. 349. 351. 367. 368
Die neue Karte von Obergermanien 352–354
Obergermanien am Ende der Regierungszeit Hadrians (Skizze 2) 352
Aufgaben der Neuanlagen in der Wetterau 353
III. Wie es kam 355–369
Die Schuldigen im allgemeinen 355
Verhältnisse in Staat und Provinzen unter:
Antoninus Pius 356. 357
Marcus Antoninus 357. 358
Der Limes in Obergermanien und Rätien unter Antoninus Pius und Nachfolgern (Skizze 3) 357
Commodus 358
Pertinax 358
Septimius Severus 359–362
Caracalla und Julia Domna 362–363
Macrinus 364
Elagabal 364
Severus Alexander und Mamaea 365
Gallienus 365
Rückkehr zur alten Grenze 368. 369
Quellenangabe 306

Digitized by Google

I. Mit Kaiser Hadrian bei den Kameraden in Mainz.

„Wenn Menschen schweigen,
werden Steine reden!"

Der Kommißstiefel hat auch bei den Römern eine große Rolle gespielt! Der caliga verlieh nicht nur seinem Träger bei der Infanterie den Namen caligatus, sondern drückte sogar den drei untersten Chargen den Stempel ihrer Herkunft durch die Bezeichnung omnia officia in caliga auf.

Der Gemeine der römischen Infanterie war ein vom Kommißdienst jeder Art stark in Anspruch genommener Mann. Alles, was Wach-, Arbeits- und Lagerdienst verlangten, mußte der Fußsoldat leisten. Gelegentliches Aufbäumen dagegen im Laufe der Zeiten hat daran nie etwas zu ändern vermocht. Deshalb belegte ihn gegen Ende des 3. Jahrhunderts der weit besser gestellte Reitersmann, der an sich schon den Unteroffiziersrang besaß und deshalb auch den silbernen Fingerring tragen durfte, halb spöttisch, halb mitleidig mit dem Spitznamen munifex!

Der eques hatte aber auch Grund, sich aufzuspielen! Standen ihm doch, wie es selbst Hadrian offiziell zugab, ein vortrefflicher Gaul, höhere Löhnung, glänzendere Bewaffnung und zur eigenen Bedienung ein besonderer Boy zu. Ein Sklave, der nicht nur das Pferd wartete, sondern auch, wie es noch heute bei Burschen Berittener vorkommen soll, trotz anhaftendem, unverfälschtem Stallgeruch bei Tische seinem Gebieter servierte. Das verrieten die Grabsteine der Reiter zur Genüge!

Wer mag es da diesem braven Fußsoldaten verargen, daß er sich nach Erleichterung seines Dienstes sehnte und „los vom Arbeitsdienste" wollte!

Glückte dies nun wirklich dem oder jenem dadurch, daß er angenehm aufzufallen und es infolgedessen zum immunis zu bringen wußte, so winkte ihm auch der Unteroffizier, principalis, aus nicht mehr gar zu nebelhafter Ferne. Und, wer weiß, lächelte Fortuna weiter, blühte ihm vielleicht gar noch einmal der centurio!

Auch in der Kaiserzeit gliederten sich die Frontunteroffiziere bei Infanterie und Kavallerie von unten nach oben in: tesserarius, optio und signifer. Diese Unteroffiziersdienstuer bezeichnet man wohl auch als die „taktischen Chargen".

Der tesserarius oder ständige Gefreite vom Tagesdienste trug die Befehle in die contubernia, um sie dem dort bei seiner Korporalschaft

Digitized by Google

befindlichen decanus — vermutlich einem immunis — zu übermitteln. Der optio war der Gehilfe und berufene Stellvertreter des häufig abkommandierten Hauptmanns, mithin unser Feldwebel. Der dritte im Bunde trug bei der Infanterie das alte Manipelsignum, bei der Kavallerie die Schwadronsfahne. Die Regimentsstandarte, auch das brachte neuerdings ein Stein an das Tageslicht, führte beim Kavallerieregimente, der ala, ein vexillarius, der also bei den Reitern dasselbe vorstellte, wie der aquilifer bei der Legionsinfanterie.

Letzterer und die signiferi gingen dem optio und tesserarius vor und waren im Nebenamte Verwalter der Truppenkassen, wobei sie von Applikanten, discentes, unterstützt wurden. Diese den „taktischen Chargen" vorgeordneten Unteroffiziere mußten außerdem als Vertrauensleute die Vermittlung zwischen Offizieren und Soldaten übernehmen.

Die in der Kaiserzeit erscheinenden imaginiferi, die die Kaiserbildnisse trugen, rangierten zwischen aquilifer und Fahnenträgern.

Der optio spei, oder ad spem ordinis, auch candidatus genannt, war der rangälteste Unteroffizier der Legion. Er hatte den Centurio in der Tasche und am Finger den Goldring, das Offiziersabzeichen.

Ebensowenig wie die Soldaten durften Unteroffiziere und Centurionen verheiratet sein.

Die taktische Bedeutung der officia in caliga beruhte auf dem noch heute gültigen Grundsatze: keine Abteilung, sei sie noch so schwach, ohne einen Führer aus den unteren Chargen! Disziplinelle Gründe und die Absicht, den Leuten bei Zeiten die schwere Kunst des Befehlens beizubringen, hatten dabei zur Richtschnur gedient. So erklärt sich auch der weitere Grundsatz: Niemand hat auf Beförderung oder Versetzung zur Garde zu rechnen, der nicht wenigstens eine der drei Kommißchargen bekleidet und dadurch seine Qualifikation als Befehlshaber dargetan hat.

Übrigens gehörten zu den Frontunteroffizieren mit taktischem Beigeschmack auch die Rittmeister des Reiterregiments und der Stabswache des Statthalters. Diesen decuriones folgten im Range: der duplicarius oder Doppelsöldner und diesem wieder der sesquiplicarius, der Empfänger des einundeinhalbfachen Löhnungssatzes. Eine ala könnte man infolgedessen als eine Gemeinschaft von Unteroffizieren bezeichnen, die ein Oberst, der praefectus alae, kommandierte.

Unser caligatus, als Anwärter auf den Centurio, brauchte also nicht unbedingt alle Frontchargen durchzukosten. Er konnte auch den eleganteren Weg über die höheren Stäbe einschlagen. War er als „geeignet für die höheren Stäbe" auf die betreffende Liste gesetzt und weitergegeben worden, so konnte ihm der beneficiarius nicht entgehen.

Digitized by Google

Die höheren Herren werden vermutlich den Bedarf für ihre Amtsstuben aus der umlaufenden Liste — natürlich secundum ordinem — haben decken dürfen. Der Exkorene hatte mithin von dem, der ihn gewählt, eine Wohltat empfangen, wofür er dankbarst dadurch quittierte, daß er seiner Benefiziarcharge noch den Titel des betreffenden Wohltäters hinzusetzte. Findet sich also irgendwo ein beneficiarius consularis, so weiß man, daß dieser Mann das Glück gehabt, beim konsularischen Statthalter unterzukommen.

Wir werden später in den Bureaus, officia, Unteroffiziere in mannigfachster Verwendung und unter den eigenartigsten Benennungen kennen lernen. Vergegenwärtigen wir uns dann, daß nach A. v. Domaszewski alle diese Bezeichnungen nur Differenzierungen der Charge des beneficiarius sind, so können wir nicht in Verlegenheit geraten.

Ein anderer Weg, auf dem der strebsame caligatus der Front nicht entfremdet wurde, führte zunächst zum Exerziermeister bei der armatura oder zum Waffenmeister, dem armorum custos. Bezeichnenderweise errichteten die Exerziermeister außer dem Kriegsgotte auch der Göttin der Kunst ihren Altar. Ich verzichte auf billige Anspielungen und will nur einer eigentümlichen römischen Einrichtung bei dieser Gelegenheit gedenken.

Die Exerziermeister, wie alle Unteroffiziere gleicher dienstlicher Bestimmung zu einem Verein zusammengeschlossen, gehörten der Vereinigung der armaturarum an. Eine solche ruhte auf einer durch Gehaltsabzüge gebildeten Grundlage und segelte unter sakraler Flagge. Das Heiligtum eines Unteroffiziervereins hieß schola. Der Name stammte von einer im äußeren Hofe der Principia gelegenen Nische mit darin aufgestelltem Altar. In der schola armaturarum müssen also zwei Altäre gestanden haben. Ein ähnlicher Fall ist auch im numidischen Lambäsis festgestellt worden. Diese Nischen waren dem Range ihrer Mitglieder entsprechend angeordnet, und versammelte sich jeder Verein bei feierlichen Gelegenheiten vor seiner schola im äußeren Hofe, während der innere des Zentralbaues, eben jener Principia im Standlager, wo auch die Fahnen standen, nur von Offizieren betreten werden durfte.

Auch diese Aufklärung verdankt man dem bereits genannten Heidelberger Gelehrten, der uns über den Zweck dieser Unteroffiziersvereine noch dahin aufklärt, daß aus deren Kassen pekuniäre Beihilfen bei Reisen, Entlassungen, Beförderungen, Stellungsverlust oder Todesfall gewährt worden seien. Mit den Begräbniskassen darf diese Einrichtung jedoch nicht verwechselt werden, denn solche bestanden außerdem noch bei jeder Legion.

Digitized by Google

Ein neu in die schola aufgenommenes Mitglied mußte sich durch eine gewisse Geldsumme einkaufen oder demjenigen eine Abstandssumme zahlen, an dessen Platz es einrückte. Ehrenvoll Entlassene bekamen Reisegeld und Beförderte durften auf Equipierungsbeihilfe rechnen. Angehörige verstorbener Vereinsgenossen müssen eine recht ansehnliche Unterstützung erhalten haben, andernfalls würden sich kaum so viele mit mehr oder weniger künstlerischem Bildschmuck versehene Grabsteine vorfinden, auf denen der übliche Schluß der Widmung lautet: »H(eres) P(osuit)«.

Diese Vereinsgelder wurden im Standlager zusammen mit den Truppenkassen und Mannschaftsdepositen in dem aerarium, einem Keller unter dem sacellum genannten Fahnenheiligtume, aufbewahrt. Der Posten, den die den Dienst in Principiis versehende Stabswache von ihrem excubitorium oder Wachlokale aus vor dem sacellum aufstellte, galt nicht den Fahnen — den Römern waren Ehrenposten unbekannt —, sondern lediglich dem Schutze der Schätze!

Wenden wir uns wieder dem caligatus zu. Dieser konnte auch optio der Spielleute, also Exerzierfeldwebel der tubicines, cornicines oder bucinatores werden. Künstlerisch dressierte diese jedoch ein Sachverständiger vom Metier, der Stabstrompeter oder princeps tubicinum. Letzterer hatte außerdem auf Befehl des Legaten das Signal für die ganze Legion zu blasen, wird sich also bei der Person des Kommandierenden befunden haben, wie bis 1866 der berittene Signalist der sächsischen Infanteriebrigaden oder die heutigen Flaggenträger der höheren Stäbe.

Neigte aber unser Freund mehr einer beschaulichen Tätigkeit zu, mußte er in die Verwaltung flüchten; aufstrebende Talente fanden auch dort ihr gutes Auskommen. Sie verkrochen sich sozusagen „ins Ruhende"! Da gab es Lazarett-Rechnungsführer, optiones valetudinarii; pequarii, Tierhüter; librarii, Schreiber; capsarii, Lazarettgehilfen, die auch als Aufsichtführende in den Bädern Dienste taten, und Lazarettgehilfen-Lehrlinge oder discentes capsariorum. Die medici zählten nur als immunes; die Truppenärzte aber waren keine Soldaten und meist Griechen.

Damit sind jedoch die bequemen Posten noch nicht erschöpft! Aus der großen Zahl nenne ich nur noch: im Proviantamte den mensor; im Garnisonbauamte den architectus mit seinem discens und einem mensor; im Magazin, horreum, die Magazinschreiber, librarii horreorum. An der Militärarrestanstalt führte ein optio custodiarum mit Hilfe der Schließer, clavicularii, ein scharfes Regiment und seitens der Garnisonverwaltung wurden die Exerzierhalle und die Reitbahn

Digitized by Google

durch den custos basilicae in Ordnung erhalten. Schließlich war der horologiarius auch ein wichtiger Mann, denn er regulierte die Lageruhr und damit den Tagesbetrieb der Garnison.

Alle diese Verwaltungsmänner unterstanden dem praefectus castrorum, dem wir noch öfter begegnen werden.

Ehe wir den gregarius miles verlassen, muß noch der evocatus genannt werden. Dieser italische Gardist aus Rom war ein Universalgenie; besonders aber fand er bei den Legionen der Provinzen als Überwacher der Exerziermeister Verwendung. Noch heute wandern bei uns Unteroffiziere und Mannschaften unter Subalternoffizieren zum Lehrbataillon nach Potsdam; damals wurden die Exerziermeister der Legion gleich ins Haus geschickt, um eine Gewähr für die Gleichmäßigkeit der Ausbildung in allen Legionen des weiten Reiches zu besitzen. Der evocatus, welcher die bei der Garde erprobten Normen beherrschte, rangierte zwischen den Unteroffizieren und den Legionscenturionen, trug den goldenen Fingerring und führte den Dienststock, vitis, der Centurionen. Bei der Legion, zu welcher er kommandiert war, rückte er in die nächste frei werdende Hauptmannsstelle ein und bildete das Mittel, durch welches, trotz der von Trajan ins Werk gesetzten Provinzialisierung der Legionen, in diesen ein nationalrömisches Offizierkorps und der römische Geist erhalten blieben. Erheiternd dürfte natürlich das Erscheinen eines neu eintreffenden evocatus in der Legion kaum gewirkt haben, denn er war und blieb für alle Centurionen-Anwärter ein Einschub. Dagegen ließ sich nichts tun, als in Geduld weiter warten und einstweilen zu genießen, was die Gegenwart beschied. Das aber war gar nicht so knapp! Ja man kann den Sold, stipendium, sogar äußerst anständig nennen.

Bezeichnet man die Gemeinenlöhnung mit Klasse I, so fielen in Klasse II die „taktischen Chargen", die immunes aus dem officium des Statthalters und diejenigen aus dem Bureau des Legionslegaten mit dem einundeinhalbfachen Löhnungssatze. In Klasse III befanden sich die Doppelsöldner, also die beneficiarii. Zur IV. Klasse, in der die Glücklichen dreifache Gemeinenlöhnung bekamen, gehörten die Rechnungsräte aus der statthalterlichen Amtsstube, die optiones ad spem, der aquilifer, der decurio alae, die Centurionen und Dekurionen der Auxilia und — der evocatus.

Die Höhe der jährlichen Löhnung hat gewechselt. Während der Republik betrug sie 120, seit Cäsar 225 und von Domitian an — also seit etwa 81 nach Chr. — 300 Denare oder rund 260 Mk. Die Aspiranten für das Centurionat nahmen demnach 782 Mk. jährlich ein. Da die Verpflegung umsonst geliefert wurde, haben die Unteroffiziere also

Digitized by Google

manchen Groschen auf die hohe Kante legen können und waren auch imstande, das hohe Eintrittsgeld in ihre schola ohne Schwierigkeiten zu bezahlen.

Noch besser stand sich der Caligat unter Commodus, welcher dem Gemeinen 326 Mk. jährlich bewilligte. Septimius Severus überbot ihn aber und zahlte 435 Mk; Caracalla übertrumpfte auch diesen und steigerte die Löhnung „seiner lieben Kameraden" auf 625 Mk.! Hierdurch wurde die dem Staate auferlegte Last derartig drückend, daß eben jener Caracalla, wollte er sich beim Gemeinen nicht höchst unbeliebt machen, oder durch Herabsetzung der Löhnung womöglich gar das Leben riskieren — die caligati jener Zeit waren bekanntlich recht üble Burschen geworden, die keinen Spaß verstanden —, soviel Unteroffizierstellen eingehen lassen mußte, als es das Gleichgewicht des Budgets verlangte. Ein für den Augenblick gewiß sehr praktischer Ausweg!

Außer dem Solde füllten das Guthaben der Soldaten noch die Donativa. Eine Erinnerung an diese bildet noch heutigen Tages unser „Revuegeschenk". Jene Unteroffizieren und Gemeinen gelegentlich des Regierungsantritts eines neuen Kaisers bewilligten Geldgeschenke haben bekanntlich nach und nach gleichfalls eine bedeutende Höhe erreicht und bei den Kaiserausrufungen eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Den zufällig von 67 bis 92 n. Chr. bei den Fahnen befindlichen Mannschaften mußten, abgesehen von den etwa noch zur Verteilung kommenden Beuteanteilen glücklicher Feldzüge, die Donativa von fünf Kaisern gutgeschrieben werden. Dabei hatten die Leute noch Pech! Eigentlich hätten sie von sechs Kaisern Geld erhalten sollen. Der sechste aber war Galba, und der gab nichts. Die Überlieferung dieser Tatsache auf unsere Tage zeigt, daß sie ein Unikum war und blieb.

Ein anderer Trost für den auf Beförderung Harrenden waren die dona, Orden und Ehrenzeichen, die den davon Betroffenen innerhalb der Unteroffizierschargen einen Schritt vorwärts brachten, unter Umständen also auch eine Solderhöhung bedeuten konnten. Die Unteroffiziere erhielten entweder torques oder armillae, d. h. silberne oder goldene Halsketten oder Armbänder.

Nach 25jähriger Dienstzeit empfing der Legionar — bei den Auxilia bestand die gleiche Vorschrift —, falls er nicht ausnahmsweise als emeritus oder veteranus weiterdiente, die honesta missio, die in einer auf dem Forum in Rom ausgestellten Entlassungsurkunde ausgesprochen war. Diese zählte truppenweise, dem Range nach alle zur Entlassung gelangenden missici auf und verzeichnete dabei die praemia militiae, welche den Betreffenden in Gestalt von Geld, Ackerland, Bürger- und Verheiratungsrecht zuteil wurden. Einen durch sieben Zeugen beglaubigten Auszug dieser Urkunde bekam jeder Beteiligte als

Digitized by Google

Militärdiplom ausgehändigt. Solche sind bis auf uns gekommen, da sie in dem Keller des aerarium einen sicheren Aufbewahrungsort gefunden hatten.

Diese missio erstreckte sich auch auf die aus der Truppe hervorgegangenen Centurionen, da sie gleichfalls zu den milites zählten. Ihre Laufbahn war nach Erreichung des 25. Dienstjahres ebenfalls zu Ende. So verschwanden die hervorragendsten Hauptleute spurlos im Privatleben, wo sie dann meist in kleineren Städten der Kolonien die Rolle der durch Dotationen und Beuteanteile wohlhabend gewordenen Honoratioren spielten. Nachträglich wurden manche von ihnen vom Kaiser noch in den Ritterstand erhoben, oder sie erlebten diese Ehrung noch an ihren Kindern.

Der centurio legionis — nur von ihm soll jetzt die Rede sein — wurde vom Kaiser selbst ernannt. Sollte sich also ein candidatus aus der IV. Löhnungsklasse den Goldring, das Aufrücken in die V. Gehaltsklasse und das Recht auf die albata decursio, das weiße Paradekleid der Offiziere aus dem Ritterstande erwerben, so mußte

Tabula centurionum der Kaiserzeit.

Centuria	Beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	Centurie
Cohors I	primus pilus [1]	primus pilus [2]	princeps [3]	hastatus [4]	princeps posterior [5]	hastatus posterior [6]	—	I. Kohorte
„ II		pilus prior [7]	princeps prior [8]	hastatus prior [9]	pilus posterior [10]	princeps posterior [11]	hastatus posterior [12]	II. „
„ III		pilus prior [13]	princeps prior [14]	hastatus prior [15]	pilus posterior [16]	princeps posterior [17]	hastatus posterior [18]	III. „
„ IV		pilus prior [19]	princeps prior [20]	hastatus prior [21]	pilus posterior [22]	princeps posterior [23]	hastatus posterior [24]	IV. „
„ V		pilus prior [25]	princeps prior [26]	hastatus prior [27]	pilus posterior [28]	princeps posterior [29]	hastatus posterior [30]	V. „
„ VI		pilus prior [31]	princeps prior [32]	hastatus prior [33]	pilus posterior [34]	princeps posterior [35]	hastatus posterior [36]	VI. „
„ VII		pilus prior [37]	princeps prior [38]	hastatus prior [39]	pilus posterior [40]	princeps posterior [41]	hastatus posterior [42]	VII. „
„ VIII		pilus prior [43]	princeps prior [44]	hastatus prior [45]	pilus posterior [46]	princeps posterior [47]	hastatus posterior [48]	VIII. „
„ IX		pilus prior [49]	princeps prior [50]	hastatus prior [51]	pilus posterior [52]	princeps posterior [53]	hastatus posterior [54]	IX. „
„ X		pilus prior [55]	princeps prior [56]	hastatus prior [57]	pilus posterior [58]	princeps posterior [59]	hastatus posterior [60]	X. „

Digitized by Google

er das auf dem etwas umständlichen und nicht ganz mühe- und gefahrlosen Umwege über Rom tun. Deshalb empfahl er sich, versehen mit dem Reisegelde seiner schola, dem Juppiter redux und pilgerte über die Alpen. So bald sollte er seine alte Legion nicht wiedersehen, da die Hauptleute bei jedem Aufrücken grundsätzlich Legion und Provinz wechseln mußten, damit die Gleichartigkeit der Offizierkorps erhalten blieb.

Zum Verständnis des Rangverhältnisses der Centurionen untereinander und um die Art ihres Aufrückens innerhalb der Charge übersichtlich zu machen, möge hier zunächst ein Verzeichnis der 60 Legionscenturionen folgen.

In dem vorstehenden Verzeichnisse ist der Hauptmann der 6. Centurie der X. Kohorte, also Nr. 60, der jüngste, die ältesten Hauptleute der Legion sind die Nummern 1 bis 6 der I. Kohorte, der Ranghöchste ist der mit Nr. 1 bezeichnete primus pilus ohne Centurie oder, wie wir sagen würden, „beim Stabe". Der Rang der Centurionen wird demnach durch die Kohorte bestimmt, in der sie gerade dienen. Die Hauptleute der VIII. Kohorte waren also Vordermänner derjenigen, die sich in der IX. und X. befanden. Welches Altersverhältnis zwischen den Centurionen der I. Kohorte bei der V. Legion und jenen derselben Kohorte bei der XXII. Legion, also zwischen den beiden gleichwertigen Stufen, bestand, konnte nur beim Militärkabinett in Rom bekannt sein. Ob dieses

Legio	V. Macedonica.							I. Italica.							I. Minervia.						
Centuria	beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.
	Hauptleute Nr.							Hauptleute Nr.							Hauptleute Nr.						
Cohors I	1	2	3	4	5	6	—	1	2	3	4	5	6	—	1	2	3	4	5	6	—
„ II		7	8	9	10	11	12		7	8	9	10	11	12		7	8	9	10	11	12
„ III		13	14	15	16	17	18		13	14	15	16	17	18		13	14	15	16	17	18
„ IV		19	20	21	22	23	24		19	20	21	22	23	24		19	20	21	22	23	24
„ V		25	26	27	28	29	30		25	26	27	28	29	30		25	26	27	28	29	30
„ VI		31	32	33	34	35	36		31	32	33	34	35	36		31	32	33	34	35	36
„ VII		37	38	39	40	41	42		37	38	39	40	41	42		37	38	39	40	41	42
„ VIII		43	44	45	46	47	48		43	44	45	46	47	48		43	44	45	46	47	48
„ IX		49	50	51	52	53	54		49	50	51	52	53	54		49	50	51	52	53	54
„ X		55	56	57	58	59	60		55	56	57	58	59	60		55	56	57	58	59	60

Centurio A = 57 Centurio B = 58 Centurio C = 56

Centurio D = 59 Centurio E = 60 Centurio F = 8

Digitized by Google

Ranglisten, ähnlich den sogenannten Militärdiplomen, herausgab, weiß ich nicht. Es wendete aber dreierlei Arten der Beförderung an:

Die Herren der Garde und Leute, die schnell vorwärts sollten, ließ man staffelweise avancieren, wobei sie, ohne jede einzelne Centurie in der Kohorte abgrasen zu müssen, meist die Centuriennummer behielten und nur die Kohortennummer der I. näherrückten. Wenn also der princeps posterior der IX. Kohorte Staffelavancement erfuhr, wurde er princeps posterior bei der VIII. Kohorte, oder er rückte aus Nr. 53 auf Nr. 47.

Waren die Verdienste des zu Befördernden jedoch besonders große, so daß es wünschenswert schien, ihn bald in der I. Kohorte landen zu lassen, dann konnte das staffelweise Avancement dadurch gesteigert werden, daß der „Staffelsprung" gleich über mehrere Kohorten hinweg führte. Der 53. Hauptmann konnte dann sofort 35. Centurio werden, hatte also die Nummern 47 und 41 übersprungen.

Der dritte, mühsamste Weg, den der von der Pike auf dienende Caligat in der Regel zu wandern pflegte, führte von Centurie zu Centurie. Diese „stufenweise" Beförderung schloß es völlig aus, daß in einer 25jährigen Dienstzeit eine der ersten Kohorten erreicht werden konnte. Langsam schleppte sich der Unglückliche von Nr. 60 über 59, 58, 57, 56 und 55 der X. Kohorte in die betreffenden Nummern der IX. Kohorte,

XX. Valeria Victrix.							IX. Hispana.							VII. Claudia.							Legion
beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	beim Stabe	1.	2.	3.	4.	5.	6.	Centurie
Hauptleute Nr.							Hauptleute Nr.							Hauptleute Nr.							
1	2	3	4	5	6	—	1	2	3	4	5	6	—	1	2	3	4	5	6	—	I. Kohorte
	7	8	9	10	11	12		7	8	9	10	11	12		7	(8)	(9)	10	11	12	II. "
	13	~~14~~	15	16	17	18		13	14	(15)	16	17	18		13	14	15	16	17	18	III. "
	19	20	(21)	22	23	24		19	20	21	22	23	24		19	20	21	22	23	24	IV. "
	25	26	27	~~28~~	29	30		25	26	27	28	29	30		25	26	27	~~28~~	29	30	V. "
	31	32	33	34	35	36		31	32	33	~~34~~	35	36		31	32	33	34	35	36	VI. "
	37	38	(39)	~~40~~	41	42		37	38	39	40	41	42		37	38	39	40	41	42	VII. "
	43	44	45	46	47	48		43	44	45	46	47	48		43	44	45	46	47	48	VIII. "
	49	50	51	52	53	54		49	50	51	52	53	54		49	50	51	52	53	~~54~~	IX. "
	55	56	~~57~~	58	59	60		55	~~58~~	57	58	59	60		55	56	57	58	59	60	X. "

Anmerkung. Centurio A beginnt bei A. v. Domaszewski mit der 6. Centurie X. Kohorte, desgleichen Centurio E. Da sich dies graphisch nicht übersichtlich darstellen ließ, erlaubte ich mir die Abänderung. Der Verfasser.

Digitized by Google

die er aber nicht mehr verlassen sollte, da der müde Wanderer gewöhnlich in ihr das Zeitliche segnete oder nach Hause geschickt wurde.

Hiernach werden wir vorstehende, von A. v. Domaszewski überlieferte Avancements verstehen können:

Centurio A (vgl. Tabelle S. 320/21) erhielt bei der V. Legion die 3. C./X.; bekam bei der I. Legion staffelweise die 3. C./IX.; desgleichen die 3. C./VIII. bei einer dieselbe Nummer führenden anderen Legion; die 3. C./VII. bei der XX. Legion; sprang von da in die 3. C./IV. derselben Legion, um über die 3. C./III. bei der IX. Legion und der 3. C./II. bei der VII. Legion durch stufenweises Aufrücken bei der 2. C./II. ebenda zu enden.

Centurio B hatte die Nummer 58 bei der X. Kohorte und starb als Nr. 28. Er ist mithin bei fünfmaligem Wechsel der Legion fünfmal staffelweise befördert worden.

Centurio C besaß Nr. 56, war also bei der 2. C./X.; avancierte staffelweise über 2. C./IX. nach 2. C./VIII.; übersprang dann vier Staffeln und endigte in 2. C./III. mit Nr. 14. Ein an sich schönes Avancement, das den Caligaten aber doch nicht in die I. Kohorte führte.

Centurio D wurde von Nr. 59 staffelweise Nr. 53, springt drei Staffeln bis Nr. 29 und rückt dann stufenweise nach Nr. 28, wo ihn der Atem verließ.

Centurio E in 6. C./X. Kohorte wechselt fünfmal die Legion und hat zum Schlusse erst 6. C./IX. erreicht. Pechvogel! Hier erkennt man das Niederschmetternde des stufenweisen Fortkommens deutlich, nur Nr. 55 hat er überspringen dürfen.

Der evocatus F erscheint gleich in der 2. C./II. Kohorte, rückt staffelweise nach 1. C./II. und gelangt von da stufenweise sogar bis in die 1. Centurie der I. Kohorte. Dieser Gardist zeigt uns, wie es gemacht wurde, wenn in Rom gewünscht worden war: „der Mann muß schnell vorwärts!"

Diese Beispiele bestätigen die Annahme, daß bei den Römern auch ein Militärkabinett in der Hauptstadt die Beförderungen geregelt haben muß. Dasselbe brachte die eingegebenen, sich in Rom das Patent holenden Kandidaten, falls sie Caligaten waren, bei der X. Kohorte derjenigen Legion unter, die unter den Nummern 55 bis 60 eine Vakanz zeigte.

So bekam Centurio A die 57. Stelle in der V. Legion, weil vermutlich deren bisheriger Inhaber gerade gestorben war; ebenso gut hätte er die 59. oder 60. Stelle erhalten können, falls dort gerade freie Centurien gewesen wären. Da man A staffelweise fortzubringen beabsichtigte, spielte die Nummer der Centurie in der X. Kohorte bei seiner Unterbringung gar keine Rolle.

Digitized by Google

Centurio C rückte vielleicht für einen missicus ein, den während seines stufenweisen Avancements das vollendete 25. Dienstjahr noch in der untersten Kohorte überrascht hatte. So ein Durchschnittscenturio, wie der Entlassene gewesen sein dürfte, stieg schrittweise der Nummer nach von Centurie zu Centurie auf. Im Beispiele heißt der Mann E, welcher in Nr. 60 erscheint. Es ist Zufall, daß er die 60. Stelle hat; er konnte, wie schon gesagt, ebenso gut in Nr. 55, 56 oder 57 erstmalig auftauchen, in diesem Falle hätte er dann in den Stellen 49, 50 oder 51 der VII. Legion enden müssen. Festzuhalten bleibt, daß in der Regel der Eintritt bei der X. Kohorte erfolgt, daß die Nummer der Centurie aber gleichgültig ist. Wenn unser E aber ausnahmsweise zum Schlusse von Nr. 56 auf 54 springt, 55 also ignoriert, so darf das als Achtungserfolg bezeichnet werden; man wollte wohl den alten Herrn nicht noch in der jüngsten Kohorte sterben lassen.

Hatte sich aber ein Mann wie Centurio A einen Namen und bei den Vorgesetzten beliebt zu machen gewußt, dann konnte man in Rom auch anders! Staffelweise Beförderung mit Staffelsprüngen brachten solchenfalls den Hauptmann sogar bis in die II. Kohorte, freilich nur damit auch dieser sich körperlich und militärisch in jener zu Tode avanciere, bevor er die primi ordines, die sechs ersten Hauptmannsstellen, erreicht haben konnte.

Beim evocatus F war so etwas ausgeschlossen. Dieser auf Allerhöchsten Befehl einzurangierende Gardist setzte überhaupt dort erst ein, wo sein Kollege A geschlossen hatte. Daß Herr F derartig nicht allzu lange auf den „beim Stabe" zu warten hatte, dafür sorgte das Militärkabinett.

Also nur vorzüglich qualifizierte Leute aus der Garde und, wie ich vorgreifend bemerke, die mit kaiserlicher Erlaubnis auf Beförderung dienenden jungen Herren aus dem Ritterstande, die sich zeitweilig ihrer Standesvorrechte begeben hatten, von Rom aus aber wohlwollend im Auge behalten wurden, durften auf die sechs ersten Hauptmannsstellen der Legion rechnen.

Wollte sich hiernach ein Ranglistenspezialist die Mühe nehmen und für die 25 oder 30 Legionen eine Tabula anfertigen, in welcher die angenommenen Vakanzen und daneben eine Liste der Anwärter ersichtlich wären, könnte er sich leicht ein Urteil über die vom Militärkabinett geforderte Arbeitsleistung bilden. Ich glaube, nach dem Gesagten wird es ihm nicht schwer fallen, durch Schiebungen von Legion zu Legion, durch staffelweise Beförderung, Staffelspringen und stufenweises Klettern lassen eine korrekte Rangliste der Centurionen sämtlicher Legionen herauszugeben, vorausgesetzt, er hat sich die zu einem Jahrgang gehörenden

Digitized by Google

missici oder die Abgänge an Toten vorher in den Legionen kenntlich gemacht. Ich lasse es bei sechs Legionen bewenden.

Hiermit verlassen wir die Klasse der Hauptleute, um uns den Stabsoffizieren zuwenden zu können.

Die Karriere derselben, tres militiae equestris, war dem Ritterstande reserviert. Junge Herren aus diesem, die dem Munizipaladel Italiens, der Westprovinzen oder den Kolonien entstammten, wählten seit Hadrian die militärische Laufbahn zu ihrem Lebensberufe. Sie durften ihn nur als primus pilus beim Stabe beginnen, der dem Kommiß-Centurio verschlossen blieb. Sie standen dann lediglich zur Verfügung des Legionslegaten und gehörten zum Generalstabe der Division, natürlich nur als „zuhörendes" Mitglied!

Die strenge Gliederung des römischen Offizierkorps nach Ständen verbot jungen Rittern in eine der unteren Centurionenstellen einzutreten. Nur nach eingeholter kaiserlicher Erlaubnis war das möglich und dann auch nur bei Verlust der bisherigen Kaste. Die Sache scheint jedoch nicht so schlimm gewesen zu sein wie sie klingt. Hoffnung auf gutes Avancement, das nicht vor den primi ordines haltzumachen brauchte, auf schönes Gehalt, spätere Ehren und einträgliche Prokuratorenstellen ließen die zeitweise Erniedrigung verschmerzen. Ritterrang und Ritterzensus konnten nämlich, falls nur der bekannte Staffelsprung seine Schuldigkeit tat, schnell zurückerdient werden.

Vom primus pilus beim Stabe pflegte der Ritter zum praefectus cohortis bei den Auxilia zu steigen. Im Gegensatz zum ehemaligen caligatus, der nur zur Führung einer 480 Mann starken Auxiliarkohorte abkommandiert werden konnte, wurden dem primus pilus 960 Leute anvertraut. Hatte er diesen Posten erledigt, folgte der tribunus legionis mit dem schmalen Purpurstreifen, angusticlavius. Auf den Listen standen bei der Legion sechs Tribunen, deren ältester der Stellvertreter des Legionslegaten war. Dieser, welcher einen breiten Purpurstreifen am Staatskleide trug, laticlavius, war aber senatorischen Standes und gewissermaßen hors de concours. Außerdem befand sich ein Tribun bei dem Statthalter kommandiert, der sexmestris, und ein oder der andere Tribun bekleidete vorübergehend andere Posten im exercitus der Provinz, z. B. die Stelle des Reiteroberſten als praefectus alae.

Der unter Titus 79 n. Chr. beim Ausbruche des Vesuvs um das Leben gekommene Plinius der Ältere, der Flottenchef von Misenum, scheint ein früherer primus pilus gewesen zu sein; er hatte vor seiner seemännischen Würde eine ala am Rheine befehligt. Vom Reiteroberst zum Admiral war ein netter Sprung, der aber auch seine Analogie bei uns gefunden hat.

Digitized by Google

Schließlich konnte ein vom primus pilus durch die tres militiae equestris gegangener Ritter, der den praefectus cohortis, tribunus legionis und den praefectus alae absolviert hatte, noch praefectus castrorum werden. Damit aber war er auf einen reinen Verwaltungsposten gelangt und am Ende der Laufbahn für Rittersleute angekommen. Übrigens finden wir, daß ehemalige Primipili auch als Primipilares in Rom im Armeegeneralstabe gewünscht wurden. In Kriegsfällen sind aus dessen Kapazitäten einige zu den in Frage stehenden Legionen kommandiert worden.

Die Stellung des primus pilus beim Stabe erwies sich aber auch am Gagetage als eine recht einträgliche. Während die Kommiß-Centurionen den fünffachen Löhnungssatz als Gehalt empfingen, strichen die primi ordines der ersten Kohorten das Zehnfache ein und die primi pili beim Stabe bekamen sogar das Zwanzigfache. Für die jungen Rittersleute war also auch pekuniär nicht schlecht gesorgt!

Und bei den Orden, dona, konnten die Herren über Vernachlässigung gleichfalls nicht klagen; auch hier dieselbe Abstufung wie bei der Abfindung in klingender Münze.

Der ehemalige caligatus erwarb sich torques und armillae wie die principales und außerdem noch phalerae und coronae murales. Die primi ordines, als Bessergestellte, erfreuten sich schon der coronae aureae und die primi pili beim Stabe erhielten als Zugabe die hasta pura.

Was waren das für schöne Dinge? Nun, die phalerae bestanden aus dünnen Schildplatten von Bronze-, Silber- oder Goldblech, die auf lederne Riemen aufgezogen werden konnten. Ursprünglich nur als Schmuck für Pferdegeschirr gedacht — auch bei uns fristet die phalera am Vorderzeug der Generalität und der Kavallerie noch ihr Dasein — wurden sie später auf eine gitterförmige Riemenunterlage aufgezogen und vom Dekorierten über den Panzer gehangen. Diese phalerae wurden auch an ganze Truppenteile verliehen und von diesen, wie unsre Fahnennägel bei Militärvereinsfahnen, auf die Fahnenstöcke aufgeschoben. Hasta pura war ein Ehrenspieß ohne Spitze, nähere Nachrichten fehlen. Die corona muralis bestand in einer kranzartigen Verzierung mit Mauerkrone; der höheren Klasse fehlte letztere, sie zeigte einen Lorbeerkranz aus Gold.

Da die hasta pura nur römische Ritter erhalten konnten, war der damit Ausgezeichnete gleichzeitig zum Ritter erhoben.

Zur freundlichen Erinnerung an ihre Dienstzeit führten die ritterbürtigen Stabsoffiziere nach der Verabschiedung den Titel ab equestribus militiis, der auch abgekürzt als a militiis vorkommt.

Die Berechtigung zur Heerführung stand nur senatorischen Offizieren

Digitized by Google

zu. Der jüngste Herr aus diesem Stande war der schon erwähnte tribunus laticlavius, welcher allein seinen Standesgenossen, den Legionslegaten, vor dem Feinde vertreten durfte. Abkommandierte Vexillationen kann auf dem Marsche wohl auch der Tribun mit der schmalen Biese führen, kommt es zum Gefecht, wird er sofort vom laticlavius abgelöst. Der Rangunterschied dieser beiden Tribunen zeigt sich aber nicht nur dadurch, daß der eine das Schwert zieht und die Aufmerksamkeit der Legionäre auf sich lenkt, während der andere still hinter die Front reitet, sondern auch am Gagetage kommt es zum Vorschein „wer wir sind".

Als Beweis mag hier eine Gehaltsübersicht folgen, aus der die den Hauptleuten und Stabsoffizieren zustehenden Gelder ersichtlich sind. Sie stammt aus der Zeit Domitians, wo es sich die Römer rechtsrheinisch bequem zu machen beginnen, und blieb bis Commodus in Kraft.

Dienstgrad	Gehalt	Heutiger Wert
Legionscenturio	20 000 Sesterzen oder 5 000 Denare	4 350 Mk. Gold
primi ordines d. I. Kohorte	40 000 Sesterzen oder 10 000 Denare	8 700 Mk. Gold
primus pilus beim Stabe	80 000 Sesterzen oder 20 000 Denare	17 401 Mk. Gold
Tribun mit schmaler Biese	50 000 Sesterzen oder 12 500 Denare	10 876 Mk. Gold
Reiteroberst	60 000 Sesterzen oder 15 000 Denare	13 051 Mk. Gold
praefectus castrorum	80 000 Sesterzen oder 20 000 Denare	17 401 Mk. Gold
Tribun mit breiter Biese	80 000 Sesterzen oder 20 000 Denare	17 401 Mk. Gold

Zahlen nach A. v. Domaszewski. Umrechnung nach Marckwardt.

Der ranghöchste senatorische Offizier, der legatus Augusti legionis, stammte natürlich aus der Garde, in der er sich für sein verantwortungsreiches Amt vorbereitet hatte. Er haftete dem Kaiser für die gleichmäßige Ausbildung aller ihm unterstellten Truppen, also auch der Auxilia, nach den für die Garde geltenden Grundsätzen. Manchem Legaten, dessen Diensterfahrung mit dem vorzüglichen Avancement nicht Schritt zu halten vermocht hatte, wird der evocatus ein schätzenswerter und nähergestellter Vertrauter gewesen sein.

War für Niederlegung des Legionskommandos die Zeit gekommen, so trat der ehemalige Soldat in die Verwaltung über und kam an die

Digitized by Google

Spitze einer Provinz, in der keine Legion, nur Auxilia, standen. Die streng geregelte Tour führte den senatorischen Herrn sodann in eine Provinz, deren exercitus eine Legion ausmachte. Hier führte er den Titel legatus Augusti pro praetore. Die Prätur aber war die Vorstufe für den consularis. Als solcher wurde der Mann Statthalter einer Provinz mit zwei Legionen.

Der Statthalter Obergermaniens, dessen Name gerade für 121 n. Chr. nicht überliefert ist, war consularis. Der Nachbar in Niedergermanien besaß gleichen Rang, nur der Herr in Rätien war ein Anfänger, also bloß Prätor.

Äußerlich unterschieden sich die Offiziere senatorischen Standes von den Rittern dadurch, daß sie die goldene corona, das vexillum, Ehrenfähnlein, und die hasta pura doppelt besaßen. Der Legionslegat aber trug diese Dekorationen in triplo und der consularis gar vierfach. Angezogen also waren diese Herren!

Die Kaiser machten sich die Kriegserfahrung besonders tüchtiger Praetorii oder Consulares dadurch dienstbar, daß sie diese Männer als comites um ihre Person versammelten. Der älteste comes fungierte als Generalstabschef.

* * *

Das waren die Kameraden, die Hadrian in Mainz traf, wo als Statthalter der legatus Augusti pro praetore provinciae Germaniae superioris unbekannten Namens seines Amtes waltete.

Aus dem vollen Amtstitel sehen wir, daß ihm zwei Legionen unterstehen, die XXII. Primigenia Pia Fidelis in Mainz selbst und die VIII. Augusta in Straßburg. Außerdem befand sich in dem uns interessierenden Mainz noch ein Kavallerieregiment, ala, mit nicht römischen Mannschaften, vielleicht Galliern oder Spaniern, in Garnison. Letztere hätte noch mehr Truppen fassen können, da das Standlager früher von zwei Legionen belegt war, 121 n. Chr. also viel freie Plätze aufgewiesen haben muß.

Der Solletat jener Zeit wies 5600 Legionare auf. Diese dienten in 10 Kohorten. Davon besaß die erste etwa 960 Mann, die neun anderen aber hatten nur je 480 Leute. Die fünf Centurien der 1. Kohorte zählten der Nummer nach rund 400, 200, 150, 150 und 100 Köpfe. Die übrigen Centurien der 2. bis 10. Kohorte waren je 80 Legionare stark.

Die Zusammenstellung zweier Centurien zu einem Manipel wurde im Gefechte nicht mehr beliebt, da die gerade bevorzugte Taktik der geschlossenen phalanx jenen überflüssig machte. Als Verwaltungseinheit blieb der Manipel bestehen.

Die bei der Legion befindlichen 120 equites legionis, je 30 bil-

Digitized by Google

deten eine turma oder Schwadron, fanden nur als Stabskavallerie und bei Revision der Wachtposten Verwendung. Jede Schwadron besaß natürlich ihren optio equitum, vexillarius, tesserarius und den magister campi oder Regimentsbereiter hannoverschen Angedenkens. Hier hieß der Rekrut nicht tiro wie bei den Fußsoldaten, sondern eleganter: discens equitem.

Die ala, eine reine Reitertruppe, konnte 480 oder 960 Pferde zählen und waren diese in 16 oder 24 Schwadronen eingeteilt. Der ad hoc befehligte Legionstribun, der praefectus alae oder Regimentskommandeur, besaß die gleiche Strafgewalt wie der Legionslegat, war von diesem ganz unabhängig und unterstand nur dem Statthalter. Seine Stützen waren die Rittmeister mit Unteroffiziersrang, decuriones; deren ältester hieß princeps beim Stabe.

Außer den zwei Legionen und der ala kommandierte der Statthalter noch zahlreiche Auxilia auf rechtsrheinischem Boden. Lassen wir diese einstweilen ihre fröstelnden Glieder am Herdfeuer irgendeiner zugigen Erdschanze jenseits des Rheins vergeblich zu erwärmen versuchen und begeben wir uns in die mit Hypokausten versehenen und deshalb gut durchgewärmten Schreibstuben der verschiedenen officia in Mainz, um schließlich auch noch die Leute kennen zu lernen, die sich in die höheren Stäbe zu flüchten gewußt hatten.

Unser Besuch gilt natürlich zuerst der Statthalterschaft. Hier liefen die Verwaltungsgeschäfte, die der Justiz, des Kultus und des Krieges zusammen. Magistratur, Kommandogewalt und höchste Gerichtsbarkeit machten ein Beamtenheer hier nötig, das einen tiefen Einblick in die Omnipotenz des Statthalters gestattet.

Vergegenwärtigt man sich die Aufgaben des statthalterlichen officium in Mainz, so wird die große Zahl der Mitarbeiter begreiflich. Sehen wir uns die zu lösenden Aufgaben doch einmal näher an!

Da mußte der fleißige munifex unter Aufsicht eines Straßburger Centurionen Steine brechen und Mauern gründen. Dort strich die ganze Centurie eines Mainzer Kollegen in Höchst Ziegeln auf Vorrat und stempelte gleichzeitig die aus ihren Händen hervorgegangenen Stücke. Eine andere Centurie brannte Kalk oder transportierte die verfrachteten Baumaterialien auf dem Main. An der Grenze galt es, von weither verpflanzte Unterworfene anzusiedeln und diese sich unter Aufsicht eines geeigneten Centurio mit der vitis einleben zu lassen. Ein andrer Hauptmann überwachte den Abbau wertvollen Gesteins, während ein dritter ausgezogen war, um behufs Neuanlage eines Bades zunächst die Wasserverhältnisse der Umgegend zu studieren. Auch die Unterhaltung und der weitere Ausbau des Straßennetzes forderte ständige Fürsorge.

Digitized by Google

Bestimmt mußte werden, wo ein Benefiziarier seine statio errichten sollte, wo Relaisposten aufzustellen waren usw.

Alles das und noch viel mehr, namentlich wenn die Zeiten nicht so waren, wie sie sein sollten, mußte erst in Mainz erwogen, im officium in Befehlsform gebracht und den ausführenden Organen zugestellt werden.

In die Geheimnisse der Benefiziarier wollte uns der Centurio einweihen, der den laufenden Lagerdienst regelte, also das Amt des Platzmajors versah, jedoch ohne zum praefectus castrorum in subordiniertem Verhältnis zu stehen. Es machte den Eindruck, als ob dieser princeps genannte Kamerad im Nebenamte die in den höheren Stäben beschäftigten Unteroffiziere gelegentlich der Befehlsausgabe „bändigte" und dafür sorgte, daß bei den Leuten die Bäume nicht in den Himmel wuchsen.

Unser Mentor machte uns zunächst mit den Respektspersonen des statthalterlichen officium, den cornicularii, bekannt. Es waren das die Bureauvorsteher, die bei uns vielleicht den Titel Rechnungsrat gehabt haben würden; sie führten also wohl die Registranden. Diese Herren scheinen sogar beritten gewesen zu sein und waren natürlich Anwärter auf den Centurio.

Als im Range die nächsten begrüßten wir die Protokollführer oder Geheimsekretäre für die Magistratur mit dem volltönenden Titel commentarienses. Ihnen folgten die Gerichtsoffizialen, speculatores, für welche unser Führer nicht viel übrig zu haben schien. Er brummte im Weitergehen das Wort „Henkersknechte!" in den Bart. Sie waren also scheinbar bei der Kopf- und Halsgerichtsbarkeit beamtet, da dem Statthalter das jus gladii zustand.

Harmlosere Leute waren die schlechtweg beneficiarii genannten Unteroffiziere, deren Kollegen wir ja schon als Feldgendarmen an der Heerstraße getroffen haben; sie hatten unter Überspringung des speculator und des commentariensis zunächst auf den cornicularius Anwartschaft und wurden dann auch als Führer der Kompagnien und Schwadronen bei den Auxilia verwendet.

Auch die Begrüßung unseres princeps mit dem sich nun präsentierenden quaestionarius und dem frumentarius ließ an Wärme zu wünschen übrig. Seine an den Tag gelegte Geringschätzung diesen Männern gegenüber begründete der ehrliche Kerl mit den hastig hervorgestoßenen, halblauten Worten: „Der quaestionarius hilft dem speculator, jenem Henker, in den Gerichtssachen und der frumentarius ist einfach ein Spion! Vor dem kann man sich nicht genug hüten, da er in Rom zu Hause ist und dort gut steht! Ihn hat der Kaiser direkt hierher-

Digitized by Google

geschickt! Unter der Maske eines Feldjägers berichtet er als Aufpasser über alles, was ihm bei Hoch und Niedrig mißfällt direkt dem Kaiser! Wes Geistes Kind er ist, sehen Sie daraus, daß er mit dem Kerl, dem speculator, zusammen in einer schola steckt!" Wir hatten demnach eine Kreatur des kaiserlichen Mißtrauens im frumentarius vor uns gehabt. Hadrian gebrauchte diese Leute zur Überwachung der Provinzen.

Auf die Unteroffiziere folgten nun die immunes des Stabes. Allen voran schritt der stattliche strator oder Stallmeister des Statthalters. Auch damals konnte man aus der folgenden Stabsordonnanz im Vorausreitenden den Herrn mit Generalsrang erkennen. Auch jene mußte in den Sattel helfen, was jedoch nicht so einfach war, wie es heute ist, denn Steigbügel waren zu jener Zeit unbekannt.

Die Sicherheit des Statthalters zu Hause und auf Amtsreisen verbürgten die aus Fußsoldaten und Reitern der Auxilia bestehenden singulares der Stabswache, wie wir sie ja im Felde auch kennen.

Endlich fehlten dem Stabe nicht: der unvermeidliche haruspex mit seinem victimarius oder Opferdiener; der stets beschäftigte Dolmetscher, interpres, und „das Korps" der Schreiber unter dem Namen der librarii, exacti und exceptores.

Den Schluß der langen Kette statthalterlicher officiales bildete der adjutor am tabularium der stratores, vulgo Stallschreiber.

Rein militärischen Charakter trug das officium des Legionslegaten. Hier waren die Beamten für Zivilverwaltung und höchste Gerichtsbarkeit überflüssig. Der Legat war ja kein magistratus, sondern lediglich Offizier.

Auch er hatte zum Bureauvorsteher einen cornicularius und das nötige Heer der Schreiber; im Legionsarchiv aber den actarius.

In Sachen der niederen Gerichtsbarkeit arbeiteten die statores, d. h. beneficiarii agentes curam carceris, also wohl Arresthausinspektoren.

Die Generalspferde ritt und versorgte der strator.

Die Stabswache aber bildeten, wie schon erwähnt, die equites legionis.

Ganz ähnlich war das officium des gleichgestellten praefectus alae zusammengestellt. Die Stabswache konnte hier natürlich nicht von römischen Bürgern gegeben werden, deshalb begleiteten den Reiteroberſten singulares unter einem optio; Leute desselben Schlages wie die Hüter des Statthalters.

Als stellvertretender Legionsführer mußte der senatorische Tribun mit der breiten Biese, laticlavius, auch seine Amtsstube haben, von der aus gleichzeitig die Stabswache des Statthalters verwaltet wurde. Da die Abkommandierung von Detachements der Legion, die sogenannten

Digitized by Google

Vexillationen, nicht zu den Seltenheiten gehörte, geht man wohl nicht fehl, wenn man in dem cornicularius nebst beneficiarius diejenigen Männer sieht, die sofort zum Stabe der neugebildeten Vexillationen überzutreten hatten, weil sie eingearbeitete Beamte waren.

Aus dem Fehlen eines strator erkennt man, daß der laticlavius nicht zur Generalität gehörte.

„Nun wird es gemischt!" meinte unser Führer und ließ uns in das officium des praefectus castrorum eintreten. Wir sagten schon, daß dieser bereits in der Verwaltung aufging. Unsres Centurio kurze Charakteristik der jenem unterstellten bunten Schar traf zu. Im Bureau herrschte das Rechnungswesen vor und wurden von jenem aus verwaltet: das Lazarett, valetudinarium, das Zeughaus oder armamentarium, und die Werkstätten, fabrica. Den cornicularius umgaben deshalb auch zahlreiche Schreiber, mehrere immunes und fünf Applikanten, discentes. Bedenkt man, daß von diesem Stabe aus alle Verwaltungschargen vom Lazarettfeldwebel bis zum Pfleger der Lageruhr ressortierten, wird man die Besetzung dieses officium nicht zu reichlich finden.

Mit weniger, vielleicht war aber auch das noch zu reichlich, mußte der tribunus angusticlavius auskommen. Hier tat es ein beneficiarius und ein secutor oder ein Kawasse.

Wenn schließlich auch dem tribunus sexmestris ein commentariensis und ein beneficiarius zur Verfügung standen, so zeigt namentlich der erstere der beiden, daß dieser Tribun vom Statthalter in Zivilsachen beschäftigt wurde.

Dankerfüllt können wir unsern gut orientierten Führer entlassen; officiales, die Anspruch auf Beachtung erheben dürfen, hat er uns nicht vorenthalten. Ein Frontrapport für Kaiser Hadrian wird unsrer Aufzählung der Unteroffiziere in den höheren Stäben nicht unähnlich gewesen sein.

Was aber führte den Herrscher nach Mainz?

Von Trajan erst auf dessen Sterbebett zum Nachfolger bestimmt, war Hadrian vor vier Jahren zur Regierung gelangt.

Bisher nur als comes im Armeegeneralstabe geduldet und hier mit Abfassung aller offiziellen Reden und Ansprachen für den kaiserlichen Herrn beschäftigt, verstand es der Erbe und Thronfolger Trajans, in verhältnismäßig kurzer Zeit die Kräfte seines Staates durch zweckmäßige Verwaltungsmaßregeln neu zu beleben und zu steigern. Was ihm in militärischer Hinsicht fehlte, suchte er durch ernstes Studium der überlieferten und bewährten Grundsätze seiner vorbildlichen Vorgänger wieder einzubringen. Das Ergebnis dieser gründlichen Arbeit war die bis in die konstantinische Zeit nachwirkende Disciplina Romana.

Digitized by Google

Der Dienst bei der Garde, von Hadrian in allen Einzelheiten peinlich geregelt, wurde Richtschnur für alle Legionen. Ungehörige Selbständigkeiten schnell zu erfahren und abzutun, dazu wurden eben jene schon erwähnten Aufpasser geschaffen. Aber auch diese Vorsichtsmaßregeln gegen zentrifugale Tendenzen genügten noch nicht. Selbst zog Hadrian aus, um mit eignen Augen zu prüfen, ob nach seinen Intentionen gearbeitet werde. In Obergermanien sollten die neuen Vorschriften zuerst erprobt werden. Der Garnison Mainz stand also eine gründliche Besichtigung bevor.

Für Mainz, denke ich, wird die Sache mit einer feierlichen Kulthandlung begonnen haben. Hadrian hatte nämlich, um seinen Dienstvorschriften in den Augen der Soldaten die richtige Weihe zu geben, die Disciplina Romana zur Göttin erhoben. Ihr galt sein Erscheinen bei der Legion in Mainz, in ihrem Zeichen sollten die nächsten Tage stehen. Was lag da näher, als daß dies der Truppe durch ein feierliches Opfer für die neueste Göttin zu Gemüte geführt wurde?

Hieran wird sich vermutlich eine feierliche Parade angeschlossen haben.

Da aber zu allen Zeiten der militärische Grundsatz gegolten hat, daß jeder Besichtigungstag auch ein Tag der Übung sein soll, wird das Fest sicher dienstlich mit einem kleinen Manöver, außerdienstlich mit einer gemeinschaftlichen Mahlzeit abgeschlossen haben.

Diesem Programm gemäß stand die Garnison frühmorgens außerhalb des Lagers auf dem Exerzierplatze vor den Campestres, dem Heiligtum der Götter des Exerzierplatzes, denen sich die Disciplina hatte beigesellen müssen, bereit. Diese sollte heute von allen erstmalig in Hadrians Beisein verehrt werden.

Dazu hatte die Legion eine derartige Aufstellung genommen, daß sie in sich dicht aufgeschlossen und ohne Zwischenräume drei Seiten eines großen Karrees einnahm und die Front dem in der vierten Seite liegenden Heiligtume zugekehrt hatte. Fahnen, Generale und Stabsoffiziere waren vorgezogen und standen beiderseits vor dem Eingang zur Kultstätte. Die zu Pferde gebliebene Legionsreiterei und die Turmen der ala hielten hinter den letzten Gliedern der Infanterie und umrahmten das Ganze.

Nach dem Erscheinen des von seinen comites und dem Statthalter begleiteten Kaisers und nach Entgegennahme der Meldungen des Legionslegaten und des Reiteroberſten bestieg Hadrian eine zu dem Zwecke besonders errichtete Rednertribüne. Zunächst der Versammlung seinen kaiserlichen Gruß entbietend, wies er hierauf in wohlgesetzter Rede, die ihm kein comes vorbereitet haben dürfte, auf die Bedeutung der nur von ihm genügend zu interpretierenden Feier hin.

Digitized by Google

Nachdem Hadrian die Tribüne verlassen hatte und diese durch schnell hinzuspringende Arbeiter des praefectus castrorum geräuschlos beseitigt war, wurde das Opfer für die Disciplina Romana vollzogen. Hierbei mag manches Hauptmanns oder Rittmeisters Gebet zu dieser Göttin um gutes Abschneiden bei dem neuen Herrn emporgestiegen sein. Die Inhaber beider Chargen waren ja stets für alles verantwortlich, und wenn auch die Kritik sich meist zunächst an den Legaten oder die Tribunen hielt, sie, die „Mädchen für alles", wußten schon, wohin hinterdrein alles abgeladen werden würde. Nur die vitis in ihrer Hand vermochte darüber Auskunft zu erteilen, daß es auch noch andere Sündenböcke gebe.

Nach Erledigung der ersten Nummer des Programms schwenkte die ala auf Zeichen ab und verschwand, in Galopp fallend, in Richtung auf die entlegenste Platzecke, woselbst man sie absitzen sah. Die Legion aber gewann unter Führung des laticlavius — der Legat war beim Kaiser zur Empfangnahme weiterer Befehle zurückgeblieben — den dem Heiligtum gerade gegenüberliegenden Platzrand, wo sie sich in einem Treffen formiert, Kohorten nebeneinander, Legionsreiterei auf linkem Flügel, aufstellte und ihren Kommandeur erwartete. Dieser ließ bei seiner Rückkehr noch die Glieder öffnen und erwartete derartig den Monarchen.

Die sonst so beliebte Phalanx war das ja nun nicht, denn diese zeigte die Legion in zwei Treffen. Im ersten befanden sich die Kohorten dicht nebeneinander, ohne Zwischenräume, mit acht Gliedern Tiefe. Glied 1 bis 4 führte pila, 5 bis 8 lanceae. Verfügte man über Auxilia, bildeten deren Bogenschützen ein 9. Glied. Zurückgehalten im zweiten Treffen standen ein oder mehrere Kohorten, die als besonders zuverlässig galten, in Reserve. Auf den Flügeln und im Rücken deckte Reiterei die den Griechen entlehnte Formation. Die Sieger hatten also die Taktik der Besiegten angenommen! Der neue Herr hatte für heute auf die Phalanx verzichtet, er wollte seinen Leuten zum ersten Male sich deutlich zeigen und ihnen allen in das Auge sehen können. Langsam durchschritt er deshalb die Reihen, um hier und da auffallend Dekorierte durch Ansprachen auszeichnen zu können. Ob unter diesen Geehrten ein Mann wie L. Siccius Dentatus war, der einst in hundertundzwanzig Schlachten 22 hastae purae, 25 phalerae, 83 torques, 160 armillae und 26 coronae für persönliche Tapferkeit erworben hatte, vermag ich nicht zu sagen.

Nach dem Abschreiten aller Legionsglieder erteilte der Kaiser den Befehl, den Platz schnell zu räumen und im Lager wegzutreten. Vom strator auf das bereitgehaltene Paraderoß gehoben, zog Hadrian bedächtig hinüber zu der ala, die sich gleichfalls, Turmen nebeneinander, in geöffneten Gliedern bereithielt. Ebenso gewissenhaft wie jeder Legionar betrachtet worden war, ebenso durchdringend richtete sich des Kaisers

Digitized by Google

Auge auf den einzelnen Reiter, dessen Bewaffnung und Pferd, indem er im Schritt die langen glänzenden Reihen durchzog.

Darauf schlossen die Schwadronen die Glieder und zeigten zunächst einzeln die vorgeschriebenen Schulbewegungen, um dann, zum Regimente vereinigt, einige recht schwierige Paradeevolutionen auszuführen. Dem Kaiser genügte das jedoch noch nicht, er verlangte noch von einigen namentlich befohlenen Rittmeistern die Vorführung der besonders der Einübung empfohlenen Kampfesweisen der Parther, Armenier, Sarmaten und Kelten. Den Schluß bildeten die Kunststücke der von ihren Decurionen als beste Wurfspieß- und Bogenschützen vorgezogenen Reiter, die der Kaiser besonders belohnte.

In bester Stimmung wandte Hadrian sein Roß der Villa des Standlagers, seinem Absteigequartiere, zu.

Im Lager aber hatten mittlerweile fleißige Hauptleute, um ihr Gewissen und die neue Göttin zu beruhigen, an ihre Leute die letzte Feile gelegt, sich dann aber zu den Kameraden begeben, die leichteren Sinnes, aber ebenso ehrerbietig vor dem kaiserlichen Quartiere zum Empfange des Monarchen versammelt standen.

Der herbeieilende praefectus castrorum teilte diesen Herren soeben mit, daß Hadrian vor dem Essen noch ein Bad nehmen werde, was allen Sandalenträgern sehr einleuchtete.

Endlich nahte der Kaiser, ließ sich vor der Villa vom strator wieder vom Pferde helfen, begrüßte die Versammelten flüchtig und folgte dann dem vorantretenden Präfekten in das nebenanliegende Bad, wo ihn der herbeieilende capsarius dienstfertig in Empfang nahm.

Der uns schon bekannte princeps aber, ad quem in legione prope omnia quae ordinanda sunt, pertinent, umkreiste wie ein flüchtiger Hühnerhund sämtliche Präfurnien des Badegebäudes, damit die Heizersklaven die Wärme da drinnen ja auf gleicher Höhe hielten.

Sichtlich erfrischt erschien der Monarch nach einiger Zeit wieder unter seinen Offizieren, um mit ihnen nun den Tag bei Tische zu beschließen.

Wer von den zur cena in praetorio befohlenen Herren ergiebige Tafelfreuden erwartet haben sollte, dürfte arg enttäuscht gewesen sein, denn Hadrian hatte ausdrücklich auf größter Einfachheit bestanden und alle anderen Vorschläge abgelehnt.

Auf dem Heimwege soll denn auch ein alter Hauptmann einem seiner vertrauten Kameraden erzählt haben, daß es anno 69 unter Vitellius in Cöln doch höher zugegangen sein müsse. Sein Großvater habe ihm die damalige reich besetzte Tafel, zu der die Leckerbissen sogar aus Rom und auf Wagen angefahren worden seien, nie laut und begeistert genug rühmen können. Was ihn selbst anlange, so wisse man

Digitized by Google

ja, daß er nicht für Schlemmerei zu haben sei, heute dagegen sei es ihm vorgekommen, als ob der neue Herr jedem Tischteilnehmer den einzelnen Bissen zugezählt habe, und müsse man sich nur wundern, daß die Mahlzeit nicht gleich mit der Mahnung „contenti estote — Begnügt Euch mit Eurem Kommißbrote!" eröffnet worden sei. Der Begleiter soll dieser höchst lästerlichen Kritik nicht nur beigestimmt, sondern hinzugefügt haben, daß er einen Ritter zum anderen habe sagen hören: „während des Essens sei nur Kommiß gedroschen worden, den Trumpf aber hätte Hadrian dem Legaten gegenüber mit den Worten ausgespielt: »Der morgende Tag gehört meiner Infanterie allein!«" »Quod deus bene vertat!« seufzte der alte Hauptmann und beide Kameraden suchten gedankenschwer ihr Lager auf.

Jener Rittersmann hatte ganz recht gehört, nur blieb es nicht bei dem einen Tage. Am folgenden Morgen erteilte der Herrscher zunächst seinem frumentarius eine Privataudienz. Da der Spion besonderes nicht zu melden hatte, war er bald entlassen, um dem ehemaligen Gardisten aus Rom Platz zu machen. Mit diesem besprach der Kaiser die ihm eingereichten Beschäftigungspläne der Kompagnien. Man ersah aus ihnen, daß die Rekruten, tirones, zweimal täglich im Detail exerzierten, die caligati aber stets nur vormittags, da sie die zweite Tageshälfte, soweit Wach- und Arbeitsdienst es zuließen, turnen, schießen oder schwimmen mußten. Während erstere mit dem Formalen und dem Waffengebrauch bekannt gemacht wurden, durfte die ältere Mannschaft gegenseitigen Felddienst, decursio, oder wöchentlich drei Feldmärsche machen. Hierbei waren unter vollem Gepäck teils marschierend, teils laufend 30 km zu leisten. Dieses Vergnügen hieß ambulatio, war aber sehr nötig, da stets Teile der Legion alarmbereit sein mußten, um den Auxilia sofort zu Hilfe eilen zu können. Auch hielt der praefectus fabrum mit besonders dazu befehligten Leuten unter Assistenz von Technikern öfters Artillerieübungen ab, wobei die Belagerungsapparate spielten.

Der Artilleriekommandeur ist uns bislang noch nicht vorgestellt; er gehörte zu den tres militiae equestris, war also ritterbürtig und ehemaliger primus pilus beim Stabe, der eine Auxiliarkohorte kommandiert hatte. Als praefectus fabrum war er etwa ein Jahr lang tätig, dann rückte er der Regel nach zum Legionstribunen auf.

Aus den beiliegenden Frontrapporten ergab sich, daß nicht alle Kompagnien im Lager standen. Unter Zurücklassung der Rekrutentrupps in Mainz besserten mehrere am Wegenetze der Wetterau und im Neckargebiete, andere brannten in den Hofheimer Öfen Kalk oder hielten die Heddernheimer Töpfereien im Betriebe.

Hiergegen hatte Hadrian um so weniger einzuwenden, als auch er der Ansicht war, daß bei langer Dienstzeit im Frieden nichts besser

Digitized by Google

militärischen Exzessen vorbeuge als angestrengte Tätigkeit, die Abwechslung in den einförmigen Lager-, Wach- und Exerzierdienst brachte. Schon Augustus hatte die Beiziehung der Legionare zu öffentlichen Bauten begünstigt und nur deren Verwendung zu Privatzwecken verboten. Der jetzige Herr dachte daran nichts zu ändern.

Seiner Vorliebe für den „kleinen Dienst" nachgebend, begab sich Hadrian mit dem evocatus zunächst zu den Rekruten und wohnte mit sichtlichem Behagen deren Kämpfen gegen den Pfahl — tamquam contra adversarium — bei, gegen den ja auch heute noch auf den „kleinen" Reitbahnen gehauen und gestochen wird. Bei dieser Gelegenheit wollte der Kaiser sehen, ob die Leute verte certare, d. h. mit den hölzernen Stangen, den Fechtgewehren und Lanzen, umgehen könnten. Hier liebte es Hadrian, sich persönlich zu zeigen und es den Rekruten vorzumachen. Bei 59 Rekrutentrupps verging dann schnell die Zeit, die für diesen Dienstzweig ausgeworfen worden war. Wer sorgte nun dafür, daß rechtzeitig abgebrochen wurde? Adjutanten gab es ja bei der Besichtigung auch damals in Hülle und Fülle, wer von ihnen aber hätte sich des Besitzes einer alles regulierenden Taschenuhr rühmen dürfen! Hier wird wohl der horologiarius haben aushelfen müssen; sein rechtzeitiges Auftauchen im Hintergrunde wird dem diensttuenden comes angedeutet haben, wieviel es geschlagen hat.

Für die mit den älteren Leuten vorzunehmende decursio hatte sicher der Kaiser die Lage geschaffen. Vermutlich fochten bei diesem Scheinmanöver der Legat gegen den laticlavius, oder es wurden zwei angusticlavii gegeneinander losgelassen; die Standesunterschiede sind jedenfalls berücksichtigt worden. Bei dem Verteidiger dürften die Fähigkeiten im Feldpionierdienste hierbei geprüft worden sein. Geschenkt hat Hadrian der Legion sicher nichts. Auch der Schießdienst bei Infanterie und Artillerie wird einen Besichtigungstag gekostet haben. Ob es Preise gesetzt hat, weiß ich nicht. Besonders gute Werfer des pilum oder treffsichere Richtkanoniere werden jedenfalls nicht unbeachtet geblieben sein.

Erst wenn alle Dienstzweige und der Ausbildungsstand in ihnen durchgenommen und gesehen, werden die Exerzierplatzfreuden ein Ende gefunden haben, um auch diejenigen der comites zum Worte kommen zu lassen, denen die Buchprüfung bei allen dem praefectus castrorum unterstellten Anstalten aufgetragen gewesen war.

Das Ende der Mainzer Garnisonbesichtigung muß die Schlußkritik gewesen sein. Ob sie ebenso ehrenvoll ausgefallen sein wird, wie jene dem Legaten Catullinus in Lambäsis sieben Jahre später erteilte, möge dahingestellt bleiben. Wer sich für letztere interessiert, kann sie in Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst" nachlesen. Auch hier sprachen die Steine und W. Möller brachte das, was sie erzählten, in moderne Formen.

Digitized by Google

Wenn schließlich, als man unter sich war, Legionslegat und Reiteroberst den beiderseitigen Offizieren gegenüber aus ihrem Herzen auch keine Mördergrube gemacht haben werden, konnte die Garnison wieder zur Tagesordnung übergehen.

Der Kaiser aber verließ Mainz noch nicht. Seine Aufmerksamkeit mußte sich nunmehr anderen Dingen zuwenden, insofern jetzt Verwaltungsfragen seiner Entscheidung bedurften. Hatte ihm doch sein Statthalter gelegentlich angedeutet, daß jenseits des Rheines schwere Reibungen zwischen Zivil- und Militärbehörden beständen, die nur der Herrscher selbst beseitigen könne. Diesem Appell gedachte Hadrian jetzt zu entsprechen.

II. Hadrian bei seinem Statthalter von Obergermanien.

Für heute hatte sich der Kaiser bei seinem Statthalter angesagt, dieser aber das tabularium principis, in dem gewöhnlich Befehlsausgabe für den Lagerdienst stattzufinden pflegte, als geeignetsten Raum für die Zusammenkunft bestimmt. Nun galt es, das verstaubte Lokal schleunigst in einen Sitzungssaal umzuwandeln. Glücklicherweise stellte sich vor demselben der tribunus sexmestris zur rechten Zeit ein; er fand die optiones, deren Arbeitsraum das Tabularium eigentlich war, in heller Verzweiflung; sie fürchteten nicht fertig zu werden. Kurz entschlossen holte der Tribun die eigenen Offizialen zur Hilfsaktion herbei und stellte diese — ohne Ansehen der Person — mit zur Arbeit an. Viribus unitis gelang es, das Archiv zum Konferenzsaal zu machen.

Genannter Tribun hatte nämlich auch ein Interesse daran, daß alles glatt ging. Ihm war vom Statthalter befohlen, an der Hand der großen, auf einer Marmortafel der einen Archivwand eingegrabenen Darstellung von Obergermanien dem Kaiser die historische Entwicklung der Provinz auf dem rechten Rhein-Ufer vorzutragen. Nicht ohne Grund hatte der Auftragsteller vorausgesetzt, daß der neue Herr in Niederpannonien und Syrien Bescheid wissen möge, mit den Verhältnissen am Rhein aber kaum vertraut sein dürfte. Wenn der Oberst dem Kaiser das „Ehemals" in großen Zügen vorgeführt haben werde, wolle er, der Statthalter, das „Jetzt" persönlich zu erörtern übernehmen.

Pünktlich nahte Hadrian dem Zentralbau, an dessen Eingang der legatus Augusti pro praetore nebst seinem Stabsoffizier sich zum Empfange bereitgestellt hatten. Im Gefolge des Herrschers wurden auch der Legionslegat und dessen Adlatus bemerkt.

Ohne weitere Förmlichkeiten betrat man das Tabularium, aus dem noch in letzter Sekunde ein dienstbarer Geist mit großem Putzlappen

Digitized by Google

entwich, um erwartungsvoll vor der Marmorwand mit der Karte (vgl. Skizze 1) Platz zu nehmen.

Der zum Beginn des Vortrages aufgeforderte tribunus sexmestris führte hierauf folgendes aus:

„Unsre Garnison Mainz verdankt ihre Entstehung dem Bedürfnisse, Gallien von seinen Grenzen aus in Gehorsam zu halten. Operationsbasis für Angriffsstöße in das mittlere Germanien hinein wurde sie erst später.

Der Rhein und drüben in Rätien die Donau bildeten bis zu den Flaviern die Reichsgrenze, jenseits welcher die germanischen Stämme noch unruhig hin und her zogen. Größere Landstrecken lagen dort infolge dieser Barbarengewohnheit überhaupt verödet da. Nur zwischen Taunus und Main, auf dem Glacis von Mainz, hatten unsere Auxilia schon seit etwa 40 n. Chr. Erdwerke bei Castel, Wiesbaden, Hofheim, Höchst und Heddernheim dauernd im Besitze. Davon aber waren Hofheim und Wiesbaden während der Regierungszeit der drei Kaiser Galba, Otho und Vitellius, also zwischen 68 und 69 n. Chr., vorübergehend von bis Mainz vorstoßenden Germanen dem Erdboden gleichgemacht worden. Von allen Seiten herbeieilende Vexillationen aus anderen Provinzen mußten hier erst wieder Ordnung schaffen und die Störenfriede zum Rückzuge zwingen.

Als dann Vespasian die seit Nero zerrütteten Reichsfinanzen wieder in das Gleichgewicht zu bringen bestrebt war, begannen die durch zu drückende Abgaben empfindlich getroffenen linksrheinischen Kolonisten sich dieser Belastung durch Abzug auf die Ödländereien des rechten Stromufers zu entziehen. Diese homines levissimi, Abenteurer mit leichtem Gepäck, ließen sich in den von den Helvetern geräumten Schwarzwaldgebieten nieder und dehnten sich in der Folge bis zum unteren Neckar aus.

Ob von diesen sich doch wohl nicht recht sicher fühlenden Pionieren gerufen, oder ob die bewaffnete Macht aus anderen Gründen über den Rhein nachkam, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß Vespasian auch vor Straßburg ein dem Mainzer ähnliches Glacis schuf.

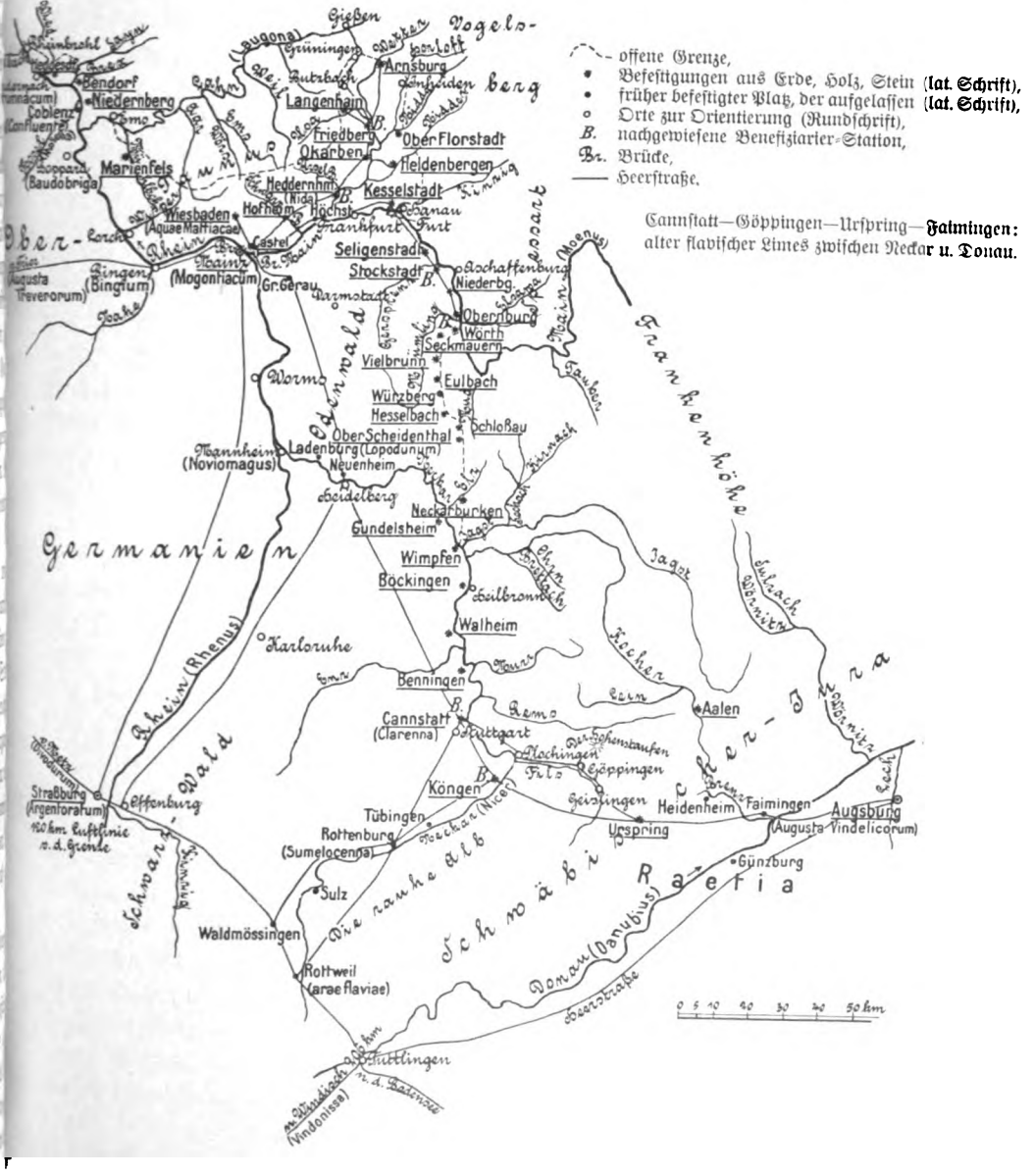
Nun hatten aber die Jahre 69 und 70 gelehrt, daß die obergermanischen Truppen viel zu viel Zeit brauchten, wenn sie Rätien über Basel Hilfe bringen sollten, deshalb wurden von Mainz und Straßburg aus direkte Verbindungen mit Augsburg angelegt. Die Straße von Mainz führte von Groß-Gerau über Cannstatt nach Urspring und bei Faimingen über die Donau; die von Straßburg stieg durch das Kinzig-Tal über den Schwarzwald und führte über Rottweil, Tuttlingen weiter auf das rechte Donau-Ufer und schließlich auch nach Augsburg.

Zur Sicherung dieser Verbindungswege wurden mit Auxilia belegte Erdschanzen im südlichen Baden und am oberen Neckar errichtet.

Digitized by Google

Skizze 1.

Obergermanien, wie es Hadrian bei seinem ersten Besuche vorfand.



— — offene Grenze,
• Befestigungen aus Erde, Holz, Stein (lat. Schrift),
• früher befestigter Platz, der aufgelassen (lat. Schrift),
° Orte zur Orientierung (Rundschrift),
B. nachgewiesene Benefiziarier-Station,
Br. Brücke,
—— Heerstraße.

Cannstatt—Göppingen—Urspring—Faimingen: alter flavischer Limes zwischen Neckar u. Donau.

Digitized by Google

Digitized by Google

Diese seit den 80er Jahren im Gebrauch stehenden Etappenlinien führten den Namen limites, eine Bezeichnung, welche erst später auf die längs der Grenze laufenden ursprünglichen Patrouillenwege übertragen und beschränkt wurde.

Den fast unbewohnten Odenwald ließ man zunächst offen; erst unter Domitian entstanden die kleinen Erdwerke der sogenannten Mümling-Linie, welche bei Wörth auf den Main traf. Auch an letzterem erhoben sich Kohortenlager, die nach Kesselstadt hinüber den Anschluß vermittelten.

In der Wetterau und Mainebene aber, in welch' letzterer Hofheim und Wiesbaden schon durch Vespasian wieder verteidigungsfähig gemacht worden waren, begann unter Domitian eine rege Bautätigkeit. Nicht weniger als fünf Legionen und die Vexillationen aller vier Legionen aus Britannien waren aufgeboten worden, um die fruchtbare Wetterau durch wehrhafte Schanzen für das Reich dauernd sicherzustellen. Angesichts dieser Machtentfaltung hatten unsre Freunde, die Chatten, die Ebene vermutlich nicht mehr halten zu können geglaubt und sich freiwillig ihres herrlichen Besitzes begeben. Fortab saßen sie in den Taunuswaldungen in den Ringschanzen und warteten auf bessere Zeiten.

Der Kaiser seinerseits aber traute dem Landfrieden doch nicht recht. An Stelle der den Waldbewohnern unheimlich nahen alten »Weinstraße«, die von Heddernheim nach der Senkung zwischen Vogelsberg und Taunus zog, ließ er eine plötzlichen Überfällen weniger ausgesetzte Heerstraße durch die Mitte der Wetterau anlegen, die über Okarben und Friedberg nach Butzbach führte und von dort aus Anschluß an die Weserstraße nach Thüringen nahm.

Während dieser Bauten fanden die dazu kommandierten Legionare in großen Erdwerken Unterkunft. Von diesen aus wurden dann nach den Taunushöhen hinauf Stichstraßen vorgetrieben, auf welchen man dem Gegner im eigenen Neste zu Leibe ging, indem man Feldwachen vorschob, die sich ihrerseits wieder in kleinere Erdwerke eingruben. Die Besatzungen derselben suchten auf Patrouillenwegen längs der Grenze, den neuen limites, untereinander Verbindung auf und errichteten an diesen Pfaden Holztürme, von denen aus sie sich untereinander durch Signale verständigen konnten. So vermochte man z. B. von einem auf dem Hofheimer Kapellenberge befindlichen Holzturme aus die aus der Wetterau kommenden Meldungen sofort nach Mainz hinüber zu signalisieren.

Hand in Hand mit dem Wegebau in der Wetterau ging die Errichtung von neuen Schanzen aus Erde und Holz für die Auxiliarkohorten. Mit dem Schwerte an der Seite und dem pilum sowie scutum in

Digitized by Google

Greifnähe schuf der brave munifex für seine Kameraden zweiter Klasse, bei den Auxilia, leidlich widerstandsfähige und selbständige Kastelle.

Erst nach Fertigstellung dieser Zwingburgen wurden die Legionen wieder über den Rhein zurückgezogen und die Vexillationen nach Hause oder anderwärts hingeführt. Die zurückbleibenden Auxilia aber hatten mit Einebnung der überflüssig gewordenen Erdlager der Legionare zu tun; von jetzt ab übernahmen sie allein den Wachdienst in den Schanzen und auf den Türmen der limites. Die Mainzer konnten ja bei drohender Gefahr auf den neuen Straßen und der jetzt zwischen Mainz und Castel bestehenden Holzjochbrücke auf steinernen Pfeilern schnell herbeieilen und Hilfe bringen.

Auch nordwestlich vom Taunus, also rheinabwärts, war gearbeitet worden. Dort entstanden die Erdwerke von Marienfels am Mühlbache. Das Neuwieder Becken aber mit den Kastellen Bendorf und Heddesdorf soll erst später, vermutlich unter Trajan, zum Reiche geschlagen worden sein.

Alle Anlagen aus Domitians Zeit verdankten ihren Ursprung lediglich dem jeweiligen Bedarfe. Die Frage: »Woher ist der Feind zu erwarten?« hatte bei ihrer Gründung den Ausschlag gegeben.

Vier Hauptanmarschwege pflegten die Barbaren erfahrungsmäßig bei ihren Vorstößen einzuhalten.

Vom oberen Main her brachen sie entweder über Würzburg, Osterburken gegen Neckarburken, oder über den Spessart in Richtung Aschaffenburg vor. Hier trafen sie, aus dem Elsawa-Tale heraustretend, auf die Kohortenlager Obernburg, Niedernberg, Stockstadt und Seligenstadt; dort am Neckar bereiteten ihnen jene von Gundelsheim, Wimpfen und das vorgeschobene Neckarburken an der Elz Aufenthalt.

Die kleinen Odenwaldschanzen der Mümling-Linie sperrten die Lücke zwischen Neckar und Main und deckten den Heerstraßenteil Groß-Gerau —Neuenheim bei Heidelberg gegen etwa von der Masse abgeblätterte Teile, die durch den Odenwald gestreift waren, dort nichts gefunden hatten und sich nun nach lohnenderen Gegenden umsahen.

Ein nicht minder beliebter Weg führte die Deutschen (wie noch heutigestags), zwischen Hoher Rhön und Vogelsberg hindurch hinab ins Kinzig-Tal und durch dieses an den Main. Bevor Domitians Werke bestanden, wehrte erst Heddernheim an der Nidda dem Weiterzuge. Dieses mußte aber nicht nur gegen Osten, sondern auch gegen Norden auf der Hut sein, da die zwischen Vogelsberg und Taunus in die Wetterau tretende Weserstraße der dritte, auch heute noch beliebte, Weg der aus Thüringen kommenden Germanen war.

Heddernheim, dessen zunehmende Bedeutung Höchst stark verdunkelt hatte, war durch seine Lage ein sehr fester Platz, seine Umgehung machten

die versumpften Wiesen des Urselbaches, die vom Taunus bis zu der damals noch wasserreicheren Nidda reichten, unmöglich. Nur bei großer Überlegenheit und unter Opfern an Zeit und Leuten war der Ort zu nehmen. Erzwangen die Deutschen trotzdem den Übergang, mußten sie bei Hofheim abermals auf Widerstand stoßen. War auch dieser gebrochen, so bedrohte Wiesbaden noch in der rechten Flanke den Weitermarsch auf Mainz. Die eigentliche Aufgabe dieses von den badelustigen Römern geschätzten Platzes bestand jedoch in der Abwehr etwa vom Taunus herunterprellender Schwärme, welchen die verlockende Rhein—Main-Ebene gesperrt werden mußte. Das halbwegs von Wiesbaden nach dem Zugmantel vorgeschobene kleine und sehr alte Werk „Heidenkringen", etwa $1^1/_2$ km nordwestlich der Platte und nördlich vom Eichelberg, beherbergte wahrscheinlich eine von Wiesbaden gegen die Limburger Chatten sichernde Feldwache oder diente — wie andere wollen — als Marschunterkunft für in das Chattenland entsendete Streifkolonnen der Mainzer Legion.

Durch Domitians Neuanlagen in der Wetterau rückten alle die besprochenen Orte in das hinterste Treffen. Jetzt übernahmen Kesselstadt, Heldenbergen, Okarben, Friedberg, Langenhain und Arnsburg, die beiden letztgenannten Werke vielleicht etwas später als die andern, die Verteidigung der Wetterau und bildeten die Fortsetzung des Systems nördlich vom Main.

Unter diesen Plätzen bewachte Okarben die Schlucht von Köppern, Langenhain die von Usingen her eintretende Straße und Arnsburg sperrte den Zutritt für aus dem Vogelsberg herabsteigende Barbaren. Das in der Mitte dieser drei Schanzen liegende Friedberg, an sich schon stark von Natur, besaß Raum für mehr als eine Kohorte, wird also das Kastell gewesen sein, von dem die drei vorgenannten Werke die nächste Unterstützung erfahren konnten. Andererseits stellte Okarben wieder für Friedberg und die nördlicher gelegenen Orte die Verbindung mit Mainz sicher. Wenn hier der Legat aber einen Teil der Legion stets für Osten bereithalten mußte, dürfte er auch für Hilferufe aus dem Gebiete zwischen Lahn, Wisper und Mühlbach ein aufmerksames Ohr gehabt haben müssen.

Wie stand es mit der vierten Einfallsrichtung der Germanen, welche eben jene zuletzt genannte Gegend von Gießen her traf?

Die Karte lehrt, daß Mainz zu dem nur von Marienfels gedeckten Abschnitte Wisper--Lahn eine Flankenstellung einnahm. Man war deshalb sparsam gewesen und hatte sich mit den Erdschanzen bei genanntem Orte begnügt. Von Gießen aus, südlich der Lahn, führte nämlich keine Straße nach dem Rheine, die für starke Heerhaufen benutzbar gewesen wäre, weil dort die Täler der Flüßchen Weil, Ems, Wörs und Aar hätten überquert werden müssen. Würde aber der eine oder der andere

Digitized by Google

vereinzelte Chattenstamm, der in jener schwierigen Gegend, also zwischen Taunus und Lahn, hauste, sich bis zum Rheine haben vorarbeiten wollen, hätte er erst mit der Besatzung von Marienfels abrechnen müssen. Dabei konnte es diesem Angreifer geschehen, daß er von genanntem Werke frontal beschäftigt wurde, um in der linken Flanke durch eine Mainzer Vexillation aus der Linie Nieder-Walluf—Wiesbaden angefallen zu werden. Letztere hatte etwa 30 km von Mainz aus zurückzulegen. Widerstand Marienfels auch nur einen Tag dem barbarischen Ansturm, war das Schicksal des unvorsichtigen Stammes am folgenden Morgen besiegelt.

Anders verhielt es sich im Lahn-Tale und nördlich desselben. Dort führten von Osten her nach Coblenz und Neuwied sehr alte Straßen auf den Rhein und nach dem jenseits dicht herantretenden Gallien. Hier wäre Sparsamkeit ein Fehler gewesen. Ein drei oder mehrere Tage auf sich allein angewiesenes einzelnes Werk hätte dem Sturm feindlicher Massen nimmermehr längeren Widerstand zu leisten und den Rheinübergang zu wehren vermocht. Aus Mainz konnte man höchstens am vierten Tage nach dem Hilferufe Unterstützung erwarten. Während dessen war vielleicht der bedrohte Platz gefallen und das linke Rhein-Ufer von den Barbaren bereits abgestraft worden. Diese Erwägungen mögen später zur Erwerbung des Neuwieder Beckens durch Trajan geführt haben und die Ursache zur Errichtung mehrerer Befestigungen gewesen sein. Da man nun der Wegeverhältnisse halber von Mainz aus nur westlich des Rheines zu schlagen vermochte, brauchten die anzulegenden Werke nicht weitab vom Strome, dessen Überschreitung sie hindern sollten, zu liegen. Es handelte sich hier lediglich darum, die auf den Rhein mündenden Völkerstraßen durch Niederberg und Heddesdorf zu sperren; Bendorf, das zwischen beiden lag, konnte beiderseits helfend eingreifen. Die drei Plätze entstanden so, wie sie die Erfahrung nötig machte, also nicht gleichzeitig, sondern von Fall zu Fall. Bendorf ist das älteste Werk, Niederberg wurde etwa 100 n. Chr. errichtet.

Auch auf dieser Front fanden sich, auf die vorgelagerten Höhenzüge vorgeschoben, Feldwachen, die gegen Osten sicherten und ihre Wahrnehmungen von den Holztürmen am Patrouillenwege nach den Kastellen hinab signalisieren mußten.

Domitians System zeigt die Tiefengliederung. In vorderster Linie die Feldwachen, dahinter Auxilia mit gegenseitiger Unterstützung zum Hinhalten des Kampfes, bis die in letzter Linie liegende schwere Legionsinfanterie an entscheidender Stelle oder auch an mehreren Orten zugleich, aber nach einheitlichem Plane, eintraf und durch die angesetzte Offensive vernichtend wirkte.

Wenn trotzdem das Jahr 88 n. Chr. dem gesichert scheinenden

Digitized by Google

neuen Koloniallande abermals verheerende Germanenstürme brachte, darf das nicht dem System zur Last gelegt werden. Nur weil damals in Mainz keine Legionen verfügbar — der revoltierende Saturninus verwendete sie gegen die kaisertreuen Legionen Niedergermaniens und hatte die Germanen für seine verbrecherischen Pläne selbst in das Land gerufen — konnte das Unglück geschehen. Auch nach Herstellung der Ordnung in Mainz herrschte in der Provinz noch Unruhe, da die gerufenen Barbaren nicht wieder abziehen wollten. Erst 92 n. Chr. hat der Legat Norbanus den Frieden wiederhergestellt. Lange kann er jedoch nicht gedauert haben, da 97 n. Chr. Nerva und sein Mitregent Trajan den Beinamen Germanicus angenommen haben.

Viel von Domitians Schöpfungen war zwar durch diese fortgesetzten Kämpfe wieder zugrunde gerichtet worden; wenn sich die Römer trotzdem auf rechtsrheinischem Boden behaupten konnten, so verdanken sie dies eben jenen Anlagen Domitians.

Hätten die Germanen sich nicht stets, dem auf das rote Tuch losstürzenden Stiere vergleichbar, bei Verwüstung der Kastelle und Ansiedlungen aufgehalten, sondern ihre Siege ernsthaft ausgenützt und gründlichst nachgestoßen, so wären wir vielleicht heute nicht mehr in Mainz! Unsere Gegner hatten aber diese Kunst bereits unter dem Cherusker nicht auszuüben verstanden; ihrer Unbelehrbarkeit danken sie die fernere Knechtschaft, soweit unsere Waffen reichen.

Kaiser Trajan baute nun die zerstörten Werke wieder auf, scheint sie sogar vermehrt zu haben, denn Ober-Florstadt am Zusammenflusse von Nidda und Horloff soll aus jener Zeit stammen, ordnete in Rätien umfangreiche Grenzverschiebungen an, erweiterte das bisherige Straßennetz und schlug wie gesagt das Neuwieder Becken zum Reiche. Außerdem aber setzte er sich mit den benachbarten Hermunduren gütlich auseinander und gewann somit die nördlich der Donau hausenden Barbaren dem Reiche zu Freunden.

Für das Ersatzwesen unserer Legionen erließ dieser Herrscher durchaus neue Bestimmungen. Fortan erhalten wir die Rekruten nicht mehr aus Italien, sondern heben auch für die Bürgertruppen in den Provinzen aus. Die in letzteren befindlichen Italiker aber oder die mit Bürgerrecht beschenkten Neurömer sind von jetzt ab nicht mehr vom Heeresdienste befreit.

Diese Maßregeln sowie die gänzliche Auflassung des ehemaligen rätischen Legionslagers von Windisch, am Zusammenflusse von Aar und Reuß in der Schweiz, zeigen klar und deutlich, daß Trajan die Verhältnisse bei uns in Obergermanien und dort in Rätien nicht mehr als bedrohlich aufgefaßt hat, sondern den lange erstrebten Frieden mit den Germanen für gekommen erachtete. Daß diese Auffassung die zutreffende

Digitized by Google

gewesen ist, bewies die Tatsache, daß sowohl die Mainzer als auch die Straßburger ihre Bestände durch Detachierungen und Vexillationen nach den entferntesten Provinzen ruhig schwächen durften, ohne daß die sonst übliche sofortige Quittung darauf durch die lauernden Germanen in Gestalt erneuter Einbrüche und Vorstöße erfolgt wäre.

Die Lehren, die der verewigte Kaiser den Germanen erteilt hat, beginnen Früchte zu tragen. Die Achtung und Furcht der Barbaren vor unseren im Hintergrunde stets marschbereiten Legionen scheinen einen langen Frieden in Aussicht zu stellen. Je länger dieser Zustand dauert, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß sich die Barbaren mit ihm endlich abfinden werden!"

Soweit der tribunus sexmestris.

Der Kaiser hatte während des Vortrages Verhältnisse und Vorgänge auf der Karte genau verfolgt. Ein Punkt schien ihm noch der Aufklärung bedürftig. Deshalb erkundigte er sich beim Statthalter nach den Mitteln, durch die an der südöstlichsten Ecke der Provinz die Verbindung mit Rätien sichergestellt werde.

Der Statthalter meldete hierauf folgendes: „Kaiser Trajan hatte die rätische Grenze von der Brenz bis Rems vorschieben lassen, dadurch blieben die mit Köngen am Neckar gleichzeitig errichteten flavischen Befestigungen von Urspring, mit obergermanischer Besatzung, Heidenheim und Faimingen, mit rätischen Truppen, zu weit ab vom neuen Limes. Um dem abzuhelfen, wurde dicht an letzterem das Kastell Aalen gebaut. Die ala II Flavia pia fidelis miliaria aus Heidenheim kam dahin in Garnison. Dieses starke Regiment in nächster Nähe unserer Grenze gestattete meinem Vorgänger, die bisherige Besatzung von Köngen, eine cohors quingenaria equitata, daselbst ohne weitere Verstärkung zu belassen, zumal Urspring im zweiten Treffen noch von uns besetzt blieb und die Verhältnisse ringsumher sich friedlich angelassen hatten. Ich selbst habe nichts daran geändert, da die Verbindung Cannstatt—Urspring—Augsburg, von welcher die Strecke Cannstatt—Urspring—Faimingen als der alte ursprüngliche Limes gilt, bis jetzt noch nicht gestört wurde."

Gleichzeitig überreichte der Sprecher dem Kaiser den Stärkerapport für die Kohorte mit niedrigem Etat in Köngen. Ein früherer primus pilus aus Straßburg kommandierte daselbst. Die Zusammensetzung seines officium zeigte eine kleine Abweichung von der Regel, indem hier ein Stabstrompeter und ein mensor, vielleicht als Garnisonbauinspektor, auf der Liste standen.

Die Etatsfrage hatte übrigens dem kaiserlichen Gefolge Veranlassung zu lebhaften Erörterungen gegeben. Ein besonders konfuser, aber desto streitbarer Herr unter ihnen verwechselte unaufhörlich die verschieden starken Kohorten miteinander, wodurch er bei seinen Kameraden lebhafte

Digitized by Google

Gegenrede hervorrief. Dem aufmerksamen Ohre Hadrians war dies nicht entgangen. Erfreut, hier belehrend eingreifen zu können, wendete sich der Monarch seinem Stabe zu und setzte ihm die Auxiliarformationen wie folgt auseinander:

Man habe zu unterscheiden:

cohors	quingenaria peditata	mit	480 Mann in 6 Centurien
„	miliaria	„	960 „ „ 10 „
„	quingenaria equitata	„	120 Reitern in 4 Schwadronen u. 360 Fußsoldaten in 6 Centurien
„	miliaria	„	240 Reitern in 8 Schwadronen u. 760 Fußsoldaten in 10 Centurien
ala	equitum quingenaria	„	480 Reitern in 16 Schwadronen
„	„ miliaria	„	960 „ „ 24 „

Hierbei, meinte der Kaiser, hätten die Beinamen der Kohorten gar keine Bedeutung mehr. Es wolle Hispanorum, Treverorum, Aquitanorum oder Biturigum usw. gar nichts mehr besagen. Diese Zusätze gäben lediglich an, wo einst die ersten Rekruten hergekommen seien. Zurzeit aber hätten sich die Nationalitäten in den Kohorten so vermischt, daß sich aus deren Beinamen die Herkunft der in ihnen Dienenden nicht mehr bestimmen lasse. Die cohortes Italicae civium Romanorum wären hierfür das treffendste Beispiel; dort befänden sich statt der dem Namen nach zu vermutenden italischen Freiwilligen in der Hauptsache nur noch Peregrine.

Nach dieser Abschweifung befahl der Kaiser, der Statthalter möge nunmehr Vortrag über die von ihm schon angedeuteten Differenzen zwischen Militär- und Zivilbehörden in der Main-Ebene halten.

Daraufhin führte dieser nachstehendes aus:

„Die Gründe für die entstandenen Schwierigkeiten sind in der ganzen Entwicklung der von den Ansiedlern bevorzugten Ortschaften in der Main-Ebene zu suchen. Ursprünglich durften sich im Umkreise der Befestigungswerke jenseits des Rheines nur baumlose Wiesen, prata, aber keine bürgerlichen Niederlassungen befinden. Diese strenge Rayonbeschränkung geriet während der friedlichen Zeiten nach und nach in Vergessenheit. Bequemlichkeitsbedürfnisse in den Lagern gaben den Anlaß zur Duldung von canabae auf der dem Feinde abgekehrten Front, da deren leichte Holzbauten erforderlichenfalls schnell niedergebrannt werden konnten. Marketender, Händler, fahrendes Volk und Hetären bildeten die ersten Bewohner dieser Buden unter dem Namen der canabenses. Von der Duldung zur Anerkennung dieses Zustandes ging man durch Befehligung eines Waibels über. Ein Centurio des benachbarten Kastells übernahm die Aufsicht über diese Sorte römischer

Digitized by Google

Bürger. So entwickelten sich allmählich aus den Buden Lagerdörfer, in denen sich bald sogar Veteranen und Soldatenfamilien niederließen. Aus dem Aufsichtscenturio wurde ein ständiger curator veteranorum civium Romanorum.

Noch war dieser von der Kommandobehörde des Kastells angestellt und abhängig. Bald aber hatten sich die Dinge so weit entwickelt, daß an Stelle des Kurators eine von der Gemeinde selbst gewählte Ortsbehörde, magistri, treten und der novus vicus über seine inneren Angelegenheiten selbständig beschließen konnte. Unter der väterlichen Leitung des Ortsgeistlichen und des Ortspolizisten entstanden aus den ehemaligen Buden Wiesbadens der Hauptort einer Gaugemeinde und aus denen von Heddernheim der novus vicus der civitas Taunensium.

Diesen autonomen Gemeinden wurde ihr Gewand sehr bald zu eng. Wohinaus sie sich auszudehnen versuchten, überall stießen sie auf Widerspruch des praefectus cohortis oder alae. Diese Kommandeure glaubten auch jetzt noch in die Selbstverwaltung mit hineinreden zu dürfen, weil die Gemeinden einmal ihre Existenz überhaupt der Truppe verdankten, sodann weil die Übergriffe der bürgerlichen Behörden das dienstliche Interesse der Besatzungen nicht berücksichtigten. So waren denn unaufhörliche Reibungen zwischen Militär- und Zivilgewalt die Folge. Die Akten »Aquae Mattiacae contra praefectum cohortis II Raetorum civ. Rom.« und »Nida contra praefectum alae Scubulorum« beginnen im Archive beängstigend viel Platz zu beanspruchen.

Ich habe natürlich die beiden betreffenden Offiziere wiederholt zum Berichte aufgefordert gehabt, finde aber stets, daß sie ihr Verhalten durch Hinweis auf Gefährdung der Sturmfreiheit der ihnen anvertrauten Plätze rechtfertigen können. Auch die unter meinem Tribunen über den Rhein gesendete Kommission zur Untersuchung an Ort und Stelle erklärte sich außerstande, Vorschläge zur Abhilfe machen zu können. Sie berichtete über ihre Reise, daß die beiderseitigen Beschwerden so tief in den Verhältnissen begründet seien, daß eigentlich jede der Parteien von ihrem Standpunkte aus im Recht wäre." — Der tribunus sexmestris begleitete diesen letzten Teil der Ausführungen durch wiederholtes, zustimmendes Kopfnicken. — „Unter diesen Umständen", schloß der Statthalter, „habe ich eine Entscheidung bis zur Ankunft meines kaiserlichen Herrn aussetzen zu müssen geglaubt und bitte nun um die Befehle von Eurer Majestät."

Wer Hadrians Mienenspiel während dieser Rede beobachtet hatte, konnte bei Erwähnung von Bequemlichkeitsgelüsten der Lagerbesatzungen ein Stirnrunzeln des Herrschers bemerkt haben. Das war es ja, wogegen er grundsätzlich gekämpft wissen wollte! Größte Einfachheit sollte

Digitized by Google

herrschen! Nur sie vermochte den Geist altrömischer Offensive zu erhalten und die Widerstandskraft zu beleben. Hing das Herz der Soldaten erst an verfeinerten Lebensbedürfnissen, war es mit dem, was Rom an den ersten Platz der ganzen Welt gerückt hatte, auf immer vorbei. Nicht auf panis et circenses, lediglich auf salutant morituri kam es an. So ging es keinesfalls weiter.

Diese und ähnliche Gedanken schossen dem scheinbar ruhig zuhörenden Kaiser während des weiteren Vortrages durch den Kopf und als der Statthalter an des Monarchen Entscheidung appellierte, war dessen Entschluß bereits gefaßt. Hadrian gab ihm — vielleicht beeinflußt von Gedanken an sein Verhältnis zu der Gattin Sabina — folgende Fassung:

„In dieser Ehe zwischen den praefecti und magistri scheint, wie im Leben zuweilen wohl auch, kein Teil seinen Standpunkt aufgeben zu können. Leider fehlt aber dem Bunde hier jegliches versöhnende Moment, das sonst Kompromisse ermöglicht. Ich finde deshalb keinen anderen Ausweg, um den Konflikt aus dem Wege zu schaffen, als daß die Truppe nachgibt und weicht!"

Wenn aber alle Kastelle der Main-Ebene und Wetterau aufgelassen wurden, wo blieben dann die Kohorten? Sie waren trotz des Friedens doch nicht zu entbehren! Wer sollte denn ferner die offenen Grenzen schützen? Diese und ähnliche Fragen schien der Kaiser von den Gesichtern seiner Umgebung ablesen zu sollen. Sofortige Klarstellung der Angelegenheit war um so mehr am Platze als ja die kaiserliche Weiterreise nach Britannien sich nicht hinausschieben ließ.

Unter diesen Umständen mußte Hadrian auch auf zeitraubende Erkundungen an Ort und Stelle verzichten. Sinnend schweifte des Kaisers Blick hinüber über den Rhein nach der soviel Mühe bereitenden Main-Ebene. Da bot sich ihm zur Linken die hohe Taunuswand vom Altkönig bis zum Zugmantel! „Dort oben könnten die Auxilia Einfachheit lernen! Dort sind keine Kasernen, sollen auch keine hinkommen! In Hütten und Zelten mögen die Herdgemeinschaften unter ihrem decanus sich um die Feuerstellen lagern und Wind und Wetter trotzen lernen! Dort oben werden die Soldaten schon wieder genügsame Krieger werden!" Je mehr sich der Herrscher in diese Ideen hineindachte, desto mehr Gefallen fand er daran. Anfangs mit ihnen spielend, kam er schließlich zu dem Entschlusse, den Grenzschutz auf jene sperrenden Höhen, also bis an die Reichsgrenze selbst, vorzuschieben. Damit aber war der Anfang zu dem Schema gemacht!

Da Hadrian nur allgemeine Gesichtspunkte aufstellen konnte, ohne je das in Frage stehende Gelände mit eigenen Augen gesehen zu haben, beeilte er sich, dem Statthalter seine Ansichten, die bei Anlage der neuen Kastelle berücksichtigt werden sollten, in kurzen Sätzen zu entwickeln.

Digitized by Google

Grundsätzlich mußten die neuen Befestigungen aus Holz und Stein von allen Seiten zugängig sein, an einer in das Ausland führenden Hauptstraße liegen und untereinander etwa 8 km Abstand halten, damit die Besatzungen sich innerhalb eines halben Tages Hilfe bringen könnten. Natürlich sollte Trinkwasser in der nächsten Nähe sein. Die Dislozierung der Truppen in die neue Linie werde teilweise so erfolgen müssen, daß die Kohorten künftig dort ihre neuen Lager bezögen, wo bisher die zugehörigen Feldwachen gestanden hatten.

Außerdem befahl der Herrscher, daß die gesamte Grenze dort, wo sie nicht etwa durch Wasserläufe gebildet würde, mit einem fortlaufenden Palisadenzaune zu versehen sei. Diese Sperre dürfe nur an Hauptwegen von scharf zu überwachenden Durchlässen unterbrochen werden. Es komme darauf an, fortan das Reich auch vor Störungen der geringsten Art zu bewahren, damit der friedliche Ansiedler sich ohne Lebensgefahr bis zu den letzten Grenzsteinen ausdehnen könne.

Der Kaiser hatte sich durch Eingehen auf diese Einzelheiten für seine neue Idee derartig erwärmt, daß er erst jetzt aus dem fragenden Blicke seines Statthalters erkannte, daß diesem doch nicht alles an der Sache spruchreif zu sein schien. „Hatten Sie noch Zweifel, Exzellenz?" apostrophierte Hadrian deshalb ziemlich scharf den clarissimus vir. Dieser, innerlich erfreut, daß die beständigen Zänkereien da drüben nun mit einem Schlage zu Ende und er Ruhe haben sollte, erlaubte sich nur die kurze Meldung, daß er die vom Monarchen getroffene Entscheidung nur mit ehrfurchtsvollem Danke begrüßen könne, er bitte aber „ebenmäßig" um die Genehmigung, im Bedarfsfalle bei seinen Nachbarn Verstärkung beantragen zu dürfen, falls die eigenen Kräfte für die neue Kordonstellung in Obergermanien nicht ausreichen sollten.

Wenngleich sich der Kaiser der Berechtigung dieser Bitte nicht zu verschließen vermochte, so wußte er doch aus Erfahrung, daß jene Nachbarn sich zur Abgabe von Vexillationen aus ihrem Befehlsbereiche höchst ungern bequemten, da sie diese Entsendungen meist nie wieder sahen. Fehlte nun des fern weilenden Kaisers Autorität, war von den Requisitionen des Statthalters bei seinesgleichen wenig zu erwarten, zumal ja Gefahr gar nicht im Verzuge war. Hadrian erklärte deshalb kategorisch: „Obergermanien hilft sich selbst!" Man habe den Gemeinden und Ansiedlern guten Willen gezeigt und werde ihretwegen sogar die Truppen dislozieren, jetzt müßten auch jene ein Opfer bringen, handle es sich doch um ihre eigene persönliche Sicherheit. Es werde das Beste sein, wenn man, nach genauer Bedarfsberechnung, aus den Grenzbewohnern selbst Hilfsabteilungen bilde. Diese — hier fiel zuerst der Ausdruck numeri — würden billiger zu haben sein als etwa requirierte Auxilia, brauchten in Friedenszeiten nur einen Teil ihrer Leute unter Waffen zu halten

Digitized by Google

und könnten damit, unter Anschluß an das nächste Kohortenkastell, etwaige Lücken in der ihnen benachbarten Grenze schließen. Im Kriegsfalle aber wären die Bewohner der überfallenen Grenzstrecke doch so wie so gezwungen, Haus und Hof zeitweilig zu verlassen; diese Heimatlosen könne man dann zu größeren, geschlossenen Körpern vereinigen und den Kohorten unterstellen, wie diese den Legionen zugeordnet seien. Selbst zwangsweise angesiedelte Unterworfene, dediticii, die dicht an der Grenze säßen, würden brav fechten, sobald der feindliche Nachbar den ihnen zugeteilten Boden bedrohe oder verwüste. Die Erfahrung sei doch gemacht, daß diese Art Kolonisten nach und nach mit Grund und Boden verwüchsen, Interesse an der bearbeiteten Scholle gewännen und selbst stammverwandte Eindringlinge mit blutigen Köpfen heimgeschickt hätten. Unkenntnis der römischen Dienstsprache solle man nicht zum Vorwand nehmen, um diese neue Art Krieger abzulehnen. Auf den Etat dieser Abteilungen brauche weder ein tesserarius, noch ein tubicen gesetzt zu werden. Angesehene Leute aus der Mitte dieser Menschen könne man zu Anführern bestellen und ihnen die landesüblichen Waffen belassen, in deren Führung sie gutes leisteten. Im Verein mit den Auxilia würden auch diese Neuformationen zu verwenden sein. Was sei übrigens zurzeit von außen her anders zu befürchten als hier und da räuberische Einbrüche benachbarter kleiner Diebesbanden! Deren Verfahren kenne man ja allmählich und könne sich darauf einrichten, um ihnen den Rückzug zu verlegen und am Palisadenzaune die Beute wieder abzujagen. Dazu und zu etwaigen Kundschafterdiensten wären gerade die Leute jener numeri, wegen ihrer Bekanntschaft mit den Grenzverhältnissen, besonders geeignet.

Paßten die Wächter auf den noch zu vermehrenden Wachtürmen auf und täten die Patrouillen am Limes ihre Schuldigkeit, könne von auswärts kein Mensch mehr unbemerkt das Reich betreten, größerer Schaden sei also von jetzt ab ausgeschlossen.

„Übrigens", schloß Hadrian, „wird der Bau der Palisadenwand und der neuen Kastelle meinen Soldaten für längere Zeit heilsame Beschäftigung bieten. Dabei möchte ich an Corbulo unter Kaiser Claudius zu erinnern nicht unterlassen. Sie wissen, er befahl, einen Mann, den er ohne »umgehangen« beim Bau einer Brustwehr angetroffen hatte, hinzurichten. Ich hoffe, daß diese erzieherische Maßregel bei dem jetzigen Ersatze nicht abermals nötig werden möchte!"

Staunend war die Versammlung den kaiserlichen Ausführungen gefolgt. Das Gehörte bedeutete ein fertiges neues System.

Hadrian selbst bezeichnete es als für den großen Krieg nicht geeignet, dazu fehlte der geplanten Kordonstellung Widerstandskraft und unmittelbarer Rückhalt. Ein einheitlicher, planmäßiger Vorstoß an mehreren

Digitized by Google

Stellen gleichzeitig durch die Germanen hätte die überall zu Hilfe gerufenen Legionen, ohne daß sie rechtzeitig erscheinen konnten, zu Tode hetzen müssen. Sollten aber die Deutschen plötzlich einheitlich handeln gelernt haben? Schon der Gedanke schien einem Römer lächerlich. Jedenfalls konnte man es darauf ruhig ankommen lassen.

So waren es in der Tat lediglich administrative Rücksichten, die den als groß gepriesenen Verwaltungsmann dazu führten, aus seinen Soldaten eine Grenzpolizeitruppe zu machen. Daß die Strafe dafür erst längere Zeit nachher erfolgte, dankte Rom dem Respekte der Barbaren vor den weit rückwärts stehenden Legionen, deren Taten als alte römische Bürgertruppe noch lange nachwirkten. Die Deutschen waren noch nicht dahinter gekommen, daß die ihnen in die Augen fallende straffe Zucht, Genügsamkeit und Abhärtung der Krieger Hadrians lediglich für die Defensive und nicht für rücksichtslose, unaufhaltsame Offensive berechnet waren, sie hätten sonst kopfschüttelnd fragen müssen, weshalb man sich so anstrenge, wenn man sich nur auf die Verteidigung herabstimme.

Stunden waren über dieser Besprechung dahingegangen. Inzwischen hatten sich im kaiserlichen Hauptquartiere eintreffende frumentarii bei Hadrian melden lassen. Ohne Not pflegte er diese Leute nicht warten zu lassen. Der Kaiser wünschte die Sitzung aufzuheben. Indessen quälten ihn Zweifel, ob der Statthalter auch alles richtig erfaßt haben möge. Sollte auch der Herrscher diesmal seiner Gewohnheit untreu werden und anderen überlassen, was nur von ihm selbst gut auszuführen war? Da leuchtete es kurz in seinem Antlitz auf. Der Ausweg war gefunden!

Um jeden etwaigen Eindruck von Unentschlossenheit zu verwischen, befahl der Kaiser kurz und rasch: „Der Statthalter und sein Tribun sowie meine beiden Generale Septicius und Suetonius verbleiben hier, die übrigen Herren sind entlassen, mein Stab erwartet mich zum Vortrag in der Villa!"

Nachdem hinter dem letzten des Schwarms die Tür geschlossen war, ließ sich Hadrian vom Statthalter die allgemeinen Direktiven für die Neuanlagen wiederholen. Befriedigt wurde festgestellt, daß Mißverständnisse nicht vorlägen. Hierauf wies der Kaiser die beiden genannten comites dem Statthalter zu und befahl der somit gebildeten Kommission den unverzüglichen Beginn der Vorarbeiten. Sei die Sache spruchreif, solle sie ihm durch den frumentarius, welchen er hierfür zurücklasse und der stets auf dem laufenden zu erhalten wäre, nach Britannien eiligst zur Genehmigung nachgebracht werden. Habe er letztere erteilt, müsse sofort und mit allen Kräften an das Werk gegangen werden.

Hierauf verließ auch der Kaiser das Konferenzzimmer, um sich nach

Digitized by Google

seinem Quartiere zurückzubegeben. Die neugebildete Kommission aber verschwand im officium des Statthalters zu ernster Vorbesprechung. Das Tabularium jedoch füllte sich wieder mit Caligaten, die sich über den Zweck der Konferenz in den gewagtesten Kombinationen ergingen.

Anderen Tages verließ Hadrian, barhäuptig, wie er gekommen, die Provinz, um seine Reise nach Britannien fortzusetzen. Wir trennen uns von ihm. Auch die Kommission begleiten wir nicht bei ihren Arbeiten. Nur deren Resultat, wie es schließlich des Monarchen Billigung gefunden hatte, interessiert uns. Es bedeutete den Anfang vom Ende der römischen Herrschaft auf rechtsrheinischem Boden.

Mit den neugeschaffenen numeri hielten abermals Barbaren ihren Einzug in das früher so exklusive Heer. Ohne Kenntnis römischer Taktik und nach der Sitte derjenigen Gegend leicht bewaffnet, in der sie beheimatet waren, traten diese Krieger dritter Klasse zu den Auxiliarkohorten in das gleiche Verhältnis, wie es seither zwischen diesen und den Legionen bestanden hatte. Die cohortes auxiliares aber stiegen im Preise, sie näherten sich im Werte den Legionen und avancierten zu schwerer Infanterie.

Die numeri gliederten sich in pedites und equites, die von einem praepositus kommandiert wurden, der den Centurionen der Auxilia entstammte. Die Kommandosprache bewegte sich in einer der Herkunft der Mannschaften entsprechenden Mundart, infolgedessen fielen auch die Signale der Disciplina Romana weg. Natürlich fanden sich auch optiones, vexillarii und signiferi und bei den halbwilden Reitern sesquiplicarii vor. Als Fahnen sehen wir hier auch Tierbilder auf Postamenten an Fahnenstöcken, deren Schuh, cuspes, in den charakteristischen Dreizack auslief. Ein officium praepositi gab es zunächst nicht. Erst Anfang 200 n. Chr., wo sich alle Unterschiede zu verwischen begannen, erschien ein solches mit dem üblichen cornicularius, actarius und librarius. Vorläufig aber behalf man sich mit Unteroffizieren, die vorübergehend als Schreiber, Futtermeister und Reitlehrer anher kommandiert wurden.

Die ständige Vertretung eines numerus erfolgte durch die zum Stabe desselben kommandierten Unteroffiziere und Stammannschaften. In dem nachhadrianischen Numeruskastell Walldürn lagen z. B. exploratores Stu . . . . et II. Brittones gentiles et officiales Brittonum et dediticiorum Alexandrianorum. Danach muß dort ein nettes Völkergemisch durch die betreffenden Kader vertreten worden sein.

Daß die Aufstellung der numeri nicht im Handumdrehen erfolgt sein wird, liegt auf der Hand. Wo in der neuen Grenzverteidigungslinie zwischen den Kohortenkastellen Lücken durch Numeruskastelle geschlossen werden mußten, ohne daß die Leute dafür bereits vorhanden

Digitized by Google

gewesen wären, half man sich durch ein Kommando aus einem nicht zu entfernten Kohortenkastell. So stellte z. B. Niederberg, gegenüber Coblenz, einstweilen aus cohors VII Raetorum so lange eine von einem Centurio der VIII. Legion geführte Vexillation, bis in Ems ein selbständiger Numerus auftreten konnte.

Hadrians Anordnungen hatten auch eine gründliche Korrektur der Karte auf der uns bekannten marmorgetäfelten Archivwand zur Folge gehabt. Besonders das Gelände nördlich des Main bot ein ganz anderes Bild als zur Zeit der geschilderten Sitzung. (Vgl. Skizze 2.)

Wiesbaden, Hofheim, Heddernheim, Kesselstadt, Okarben, Heldenbergen und Friedberg waren nur durch die Signatur für offene Orte gekennzeichnet. Bei Kesselstadt führte neben der bisherigen Furt eine Brücke auf das linke Main-Ufer, die mit den dort gelegenen Kohortenkastellen die Verbindung herstellte. Bei Groß-Krotzenburg aber begann eine noch Norden gerichtete, fortlaufende Palisadenwand, die sich, Kinzig, Nidder und Nidda überquerend, bis Trais—Horloff fortsetzte, um dort nach Überschreitung der oberen Horloff nordwestlich abzubiegen. In dieser neuen Richtung zog sich die Sperre über die Wetter bis nördlich von Grüningen, woselbst sie, den alten Wartturm umziehend, scharf nach Südwest zurück wendete und westlich Butzbach den Taunus erreichte. Auf diesem hinziehend, knickte sie in Höhe von Pfaffenwiesbach nach Südwest ein, um vom Feldberge bis Kemel direkt westlich weiterzulaufen. Von da bis Ems geht es nordwestlich fort über Arzbach, Sayn, Ober-Bieber nach Rheinbrohl an den Rhein gegenüber der durch den Vinxtbach gebildeten Grenze von Niedergermanien. (Vgl. Generalstabskarte 1 : 100 000 Sektionen Hanau, Büdingen, Friedberg, Gießen, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Boppard, Coblenz, Altenkirchen, Bonn.)

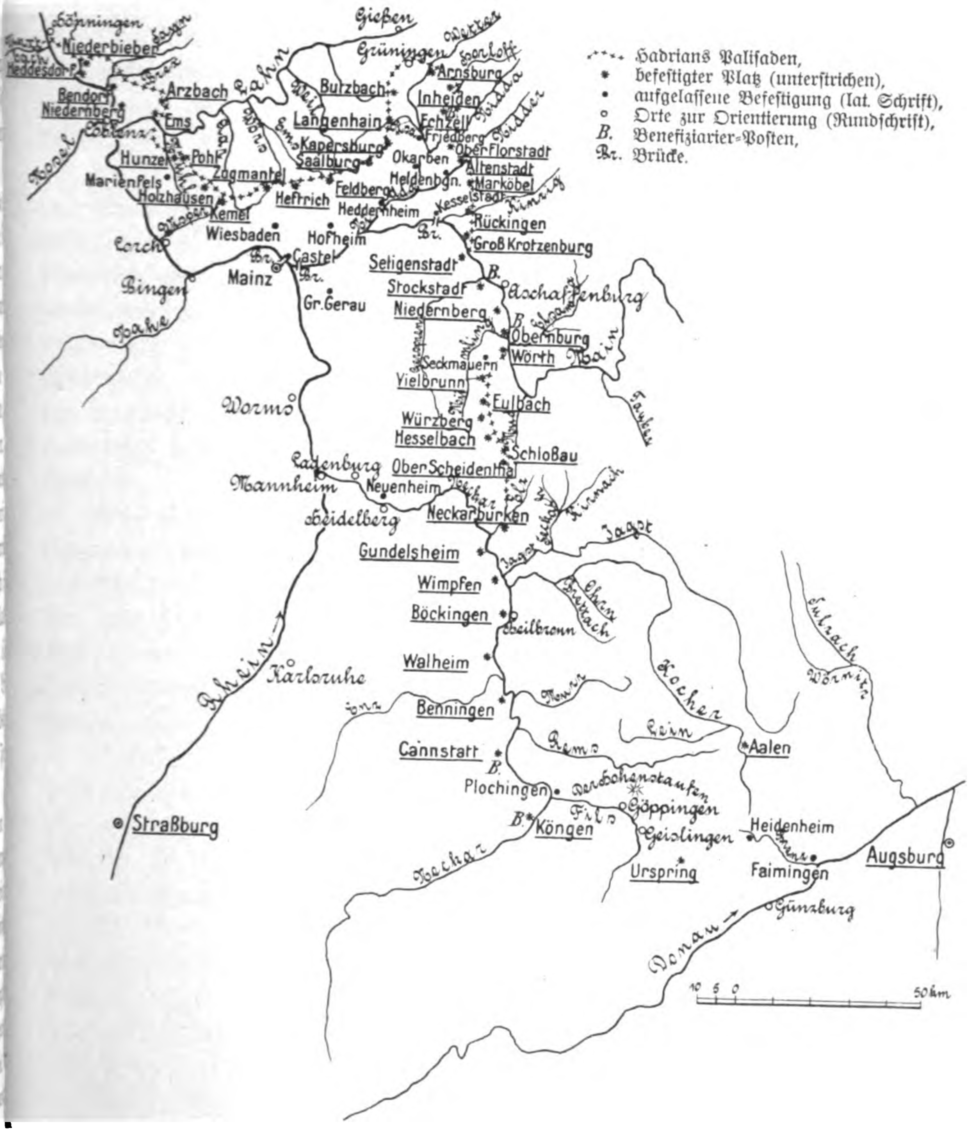
Längs der Palisadenwand waren in ziemlich regelmäßigen Abständen voneinander die neuen Kastelle aus Holz und Stein eingetragen. Man konnte ihre Bestimmung teilweise sofort von der Karte ablesen.

Groß-Krotzenburg deckte die jenseits des Flusses gelegene wichtige Straße Kesselstadt—Seligenstadt und war das Bindeglied zwischen den Kohortenkastellen südlich des Main und dem die alte Kinzigtal-Straße sperrenden Rückingen. Etwa 7 km hinter diesem lag außerdem die des Schutzes bedürftige Mainbrücke von Kesselstadt. Marköbel am Krebsbache, zwischen Kinzig und Nidder, leitete hinüber nach Altenstadt an letztgenanntem Flüßchen selbst. Auf jenes folgte Ober-Florstadt an der Nidda und Echzell an der wilden Horloff. Hier treffen wir übrigens alte Bekannte. Die ala Scubulorum aus Heddernheim war hierher versetzt worden. Die Eigenschaft als reine Reitertruppe hatte ihr die Bekanntschaft mit den zugigen Taunushöhen erspart. Auf die Wichtigkeit

Digitized by Google

Skizze 2.

Obergermanien am Ende der Regierungszeit Hadrians.



deutete auch
rius consulari
rem Arnsburg a
Segelsberge kom
rden, ein kleine
gewesen zu sein
auf dem Taun
ist die vier Tore d
rburg, welches slav
rm ausgebaut und n
gen nicht einwandfrei
n angesehen werden.
rmum berechtigt ebe
ge – liegt die „Hun
ese Rücksichten können
Anlaß gegeben haben
n, bewaldeten Taunu

s Gegenteil kann ma
rum sagen. Daß es a
n Gesichtspunkten errich
d Stelle, wenngleich d
s des einstigen Kastell
bersehe den Eintritt
n jetzigen Chatten-
Zeichen der Ulja, in derer
ungelegte sogenannte P
ten von zwei kleineren
n läßt sich schon aus
r Ober-Rosbach erkenne
ch des Emiallstor der
ische Sperre in Gestalt
ß ich nicht; ich folge
n jetzige Wächter dies
ort ein Kommando v
ore selbst war wieder
ert worden. Die co
Rosbaden hierhergeweht.
ese Beispiele mögen ge
ranz folgenden Befestig
er Hauptsache durch R

Digitized by Google

von Echzell deutete auch die dort verzeichnete Gendarmerieſtation des beneficiarius consularis hin.

Zwiſchen Arnsburg an der Wetter, das die dortige Brücke und eine vom Vogelsberge kommende Straße ſperrte, lag am oberen Horlofflaufe Inheiden, ein kleines Numeruskaſtell. Es ſcheint räumlich ſehr beſchränkt geweſen zu ſein und den Artgenoſſen Heftrich, Kemel, Pohl und Hunzel auf dem Taunus geähnelt zu haben. Trotzdem beſaß das kleine Werk die vier Tore der Normalkaſtelle.

Arnsburg, welches ſlaviſchen Urſprungs ſein ſoll, war jetzt in Holz und Stein ausgebaut und muß, ſolange die Exiſtenz eines Kaſtells bei Grüningen nicht einwandfrei feſtgeſtellt iſt, als das nördlichſte Werk der Wetterau angeſehen werden. Erſt 10 km ſüdweſtlich davon — der große Zwiſchenraum berechtigt eben zu der Annahme eines Werkes bei Grüningen — liegt die „Hunneburg" bei Butzbach an der Weſerſtraße. Militäriſche Rückſichten können bei Anlage dieſes befeſtigten Platzes nicht den Ausſchlag gegeben haben, denn es wurde von dem dicht herantretenden, bewaldeten Taunusausläufer, dem Heidelbeer-Berg, ſtark überhöht.

Das Gegenteil kann man von dem etwa 7 km ſüdlich liegenden Langenhain ſagen. Daß es aus ſlaviſcher Zeit ſtammt, alſo nach militäriſchen Geſichtspunkten errichtet wurde, erkennt der Beſucher ſofort an Ort und Stelle, wenngleich die Dorfbewohner dafür ſorgten, daß die Spuren des einſtigen Kaſtells möglichſt gründlich beſeitigt wurden. Dieſes bewachte den Eintritt der Uſa in die Wetterau und ſchützte dieſe vor den begehrlichen Chatten-Nachbarn der Uſinger Umgegend.

Südlich der Uſa, in deren Wieſengrund der mindeſtens 100 Jahre ſpäter angelegte ſogenannte Pfahlgraben reſtlos aufgegangen iſt, folgt, abgeſehen von zwei kleineren Werken, die Kapersburg. Die hadrianiſche Herkunft läßt ſich ſchon aus der Lage am Weſthange des Saukopfes weſtlich Ober-Rosbach erkennen.

Ob das Einfallstor der Chatten, die Köpperner Schlucht, ſchon eine hadrianiſche Sperre in Geſtalt eines Numeruswerkes bei der Lochmühle beſaß, weiß ich nicht; ich folgere es aber aus der Auffaſſung von Okarben, das der bisherige Wächter dieſes wichtigen Geländeeinſchnittes war. Vermutlich hat ein Kommando von der Saalburg hier geſtanden.

Dieſe ſelbſt war wieder guten Bekannten von uns zum Aufenthalte zugewieſen worden. Die cohors II Raetorum civ. Rom. hatte es aus Wiesbaden hierhergeweht. Ein ſchöner Tauſch!

Dieſe Beiſpiele mögen genügen, zumal die meiſten der nun in der langen Kette folgenden Befeſtigungen untergeordnete Bedeutung beſaßen und in der Hauptſache durch Numeri beſetzt geweſen ſind.

Digitized by Google

Die Lage dieser zwischen der Saalburg und Hönningen am Rheine festgestellten Schanzen ergibt sich aus Skizze 2. Dazu bemerke ich nur noch, daß die Entstehungszeiten der einzelnen Werke keineswegs genau feststellbar waren und man nur von einigen unter ihnen behaupten kann, daß sie unbedingt von Hadrian oder irgendeinem seiner Nachfolger stammen. Diese Unsicherheit ist aber für uns und das einmal angenommene Kordonsystem bedeutungslos, denn alle nachhadrianischen Anlagen am Limes kann man als Ausbesserungen oder Verstärkungen bereits vorhandener Befestigungen bezeichnen, die den alleinigen Zweck haben, die Grenzkasernen für Barbaren so verteidigungsfähig wie möglich, das heißt uneinnehmbar zu machen.

Wenig in die Augen fallende Veränderungen zeigte die Karte südlich des unteren Mains. Fast nichts hatte sich an der durch Main und Neckar gedeckten Grenzstrecke verschoben, nur die trockene Grenze zwischen beiden Flüssen, von Wörth bis Neckarburken zeigte jetzt die Palisadensignatur. Die hinter dieser liegenden Odenwaldkastelle waren als aus Holz und Erde aufgeführte Schanzen gekennzeichnet, da der Ausbau in Stein erst unter Hadrians Nachfolger, Antoninus Pius, begann. Seckmauern aber, das frühere Kastell, war als offener Ort eingezeichnet, also in frühhadrianischer Zeit geräumt worden, da es durch die Errichtung von Wörth seine Bedeutung verloren hatte.

Eigentümlich ist es, daß die räumlich beschränkten Werke der Odenwaldlinie insofern von der Schablone abwichen, als sie nur drei Tore besaßen. Diese Ausnahme von der Regel überboten in Rätien zwei kleine Schanzen; diese hatten sogar nur zwei Eingänge.

Hinter dem Neckar aber bestanden Gundelsheim und die übrigen uns bekannten Plätze bis Köngen als Kastelle fort, auch Urspring trug noch die Signatur der Befestigungen.

Dies war im großen ganzen das neue Bild, das die Karte gegen Ende der Regierungszeit Hadrians bot.

Die strategisch wichtigsten, rechtsrheinischen Plätze des Binnenlandes in den Händen der Gaugemeinden! Kein Römer hat es je gewagt, jene diesen zu entreißen, dieser Gewaltakt mußte den Germanen überlassen werden.

An den bisher offenen Grenzen die fortlaufende Palisadenwand. Dahinter Steintürme und feste Grenzkasernen für die barbarische Polizeitruppe. Weit hinten die provinzialisierten Legionen.

Noch schützten diese Grenze und Grenzer; würde das in Zeiten der Not genügen?

Digitized by Google

III. Wie es kam.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Hadrians Übergang zu passivem Widerstande die Bürgschaften für die Sicherheit des rechtsrheinischen Besitzes die schwächere Form angenommen hatten. Trotzdem darf man den später eintretenden Verlust der flavischen Erwerbungen dem Kordonsystem allein nicht zur Last legen. Das Schuldkonto weist noch Mitschuldige auf.

Gräben, Palisaden, Türme und Mauern sind doch lediglich Mittel zum Zweck, ihr Wert wird erst durch diejenigen bestimmt, die zu ihrer Verteidigung berufen sind.

An Zahl freilich nahmen diese letzteren ständig zu; wuchsen damit aber auch jene kriegerischen Tugenden, von denen die Leistungsfähigkeit des Soldaten abhängt? Hielt sich das führende Offizierkorps auf der alten Höhe, erfreute es sich fortgesetzt des unbestrittenen Ansehens und fand es auch fernerhin bei der Mannschaft den stummen Gehorsam von einst?

Und welcher Art waren die Männer, denen Hadrian in seinen straff disziplinierten Truppen das wirksamste Mittel zu einer Roms Übergewicht für alle Zeiten sicherstellenden Politik hinterlassen hatte?

Waren jene Mehrer des Reiches und Vertreter des Reichsgedankens? Diese Fragen zeigen, wo die Mitschuldigen am Verluste zu suchen sind.

Als die zu zuchtlosen Milizsoldaten degradierten ehemaligen Krieger den aus ihrer Mitte hervorgegangenen Offizieren Achtung und Gehorsam aufzusagen begannen, als den von jener Soldateska auf den Thron gebrachten Kaisern von diesen ihren Wählern zur Wiederherstellung von Zucht und Ordnung weder Mittel noch Zeit zugestanden wurden, da halfen gegen angriffslustige Barbaren auch Mauern und Gräben nicht mehr.

Das rechtsrheinische Obergermanien und das nördlich der Donau gelegene Rätien mußten dereinst das gleiche Schicksal teilen.

Will man die ganze Tragik des hereinbrechenden Unheiles kennen lernen, darf man sich nicht damit begnügen, die Mitschuldigen einzeln zu vernehmen. Noch gaben Rom und die dort Herrschenden den Ton an, und wenn auch schließlich die Provinzen das Übergewicht der Italiker zu beseitigen vermochten, der Thron selbst wechselte seinen Platz nicht. Er bildete aber das Epizentrum, von dem aus die Stoßwirkungen, die dieses erzittern gemacht hatten, sich bis in die fernsten Grenzwinkel der Provinzen fortpflanzten und dort destruktive Wirkungen auslösten.

Digitized by Google

Ich halte mich deshalb bei den folgenden Darlegungen an die chronologische Reihenfolge der Höchsten unter den Angeklagten, soweit sie für uns in Frage kommen, und beginne sofort mit Hadrians Nachfolger.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß schon unter Trajan das kriegerische Fühlen und Denken, der alte Römergeist, im herrschenden Volke bedenklich abgenommen hatte. Italiker und Westprovinzler wurden in den Unteroffizierkorps bereits selten, weshalb ja Hadrian darauf hielt, daß seine Offiziere wenigstens in der Hauptsache Römer waren. Aber auch dieser Grundsatz wurde nicht mehr streng aufrechterhalten, seit der weichmütige Antoninus Pius es für angezeigt gehalten hatte, seines Vorgängers weise Ansichten über Zucht und Ordnung im Heere durch Duldung von allerlei Disziplinwidrigkeiten und Nachsicht mit dem Einreißen unkriegerischer Lebensbequemlichkeiten zu desavouieren.

Nicht ohne Grund haben die erleichtert aufatmenden Soldaten diesem „Gütigen" in den unter ihm bereits bequemer umgebauten Lagern Denkmäler ihrer Erkenntlichkeit errichtet. Der schroffe Wechsel von streng und mild in der Kommandoführung mußte natürlich auch den Bau der Disciplina Romana lockern. So will es fast selbstverständlich erscheinen, daß die vom Vorgänger kaum geschaffenen numeri, die von ihrer Tüchtigkeit des Friedens halber Proben noch nicht hatten geben können, zwar noch keine officia, aber doch eine den Auxilia gleichberechtigte Stellung erhielten. Ja, wenn man bedenkt, daß die südlich des Mains liegenden numeri aus Briten bestanden, die eben erst als dediticii von England nach Deutschland verpflanzt wurden und in ihrer Gesinnung als noch völlig unzuverlässig gelten mußten, wird man diese Maßregel zum mindesten als eine verfrühte bezeichnen dürfen. Vorsichtigerweise — doch dies wird vermutlich von dem betreffenden Statthalter mehr praktisch als gütig veranlaßt worden sein — hatten diese neu hinzutretenden Kameraden bei Neckarburken ihr Lager so aufzuschlagen, daß es von der dort liegenden cohors III Aquitan. equit. leicht übersehen und im Zaum gehalten werden konnte. Und damit diese strafversetzten Leute nicht etwa neue Aufstandsgelüste, bei zu viel freier Zeit zum Überdenken ihrer Lage, bekommen möchten, wurden sie mit der Errichtung von Steintürmen an der Mümling-Linie zweckmäßig unterhalten. Die Brittones Triputienses haben der Nachwelt diese ihre Tätigkeit in mehreren Steindokumenten selbst gemeldet.

Diese Briten blieben nun in dem ihnen zugewiesenen Gebiete auch dann noch wohnen, als etwa 148 n. Chr. Antoninus Pius die Grenze Obergermaniens vom Mümling und Neckar aus in die Linie Miltenberg—Walldürn—Haghof bei Welzheim vorschob, woselbst sie Anschluß an die rätische Grenze fand. Eine schnurgerade, 80 km lange Palisadenwand mit neuen, dicht dahinterliegenden Kastellen, welche von den bisher

Digitized by Google

Digitized by Google

Skizze 3.

Der Limes in Obergermanien und Rätien unter Antoninus Pius und Nachfolgern.

- Palisadenwand; wird unter Caracalla zum Pfahlgraben und in Rätien zur Mauer.
- Kastell (unterstrichen),
- ehemalige Befestigung (lat. Schrift),
- Orte zur Orientierung (Rundschrift),
- *B.* Benefiziarier-Station,
- *Br.* Brücke.

Bendorf und Heddesdorf fallen nach Erbauung von Niederbieber Ende des 2. Jahrhunderts weg.

Digitized by Google

am Neckar untergebracht gewesenen Kohorten bezogen wurden, bildete den neuen, rücksichtslos querfeldein laufenden Limes. (Vgl. Skizze 3.)

Wir hören nichts davon, daß diese Grenzerweiterung die Folge siegreicher Kämpfe gewesen wäre. Diese lediglich aus Verwaltungsrücksichten erfolgte Vorschiebung der Palisaden scheint durchaus friedlich vor sich gegangen zu sein.

Von diesem Zeitpunkte an wechseln übrigens die Grenzkastelle ihre Garnisonen bis zum Abzuge der Römer auf das linke Rhein- bzw. rechte Donau-Ufer nicht mehr.

Auch drüben in Rätien erlitt die Trace des Limes keine wesentliche Verschiebung weiter. Massive Kastelle bilden von jetzt ab auch dort die Regel. Auffällig aber bleibt es, trotz der von manchen als Grund angegebenen Rücksichtnahme auf das unzuverlässige Gallien, daß auch bei dieser Gelegenheit Straßburg seine VIII. Legion behält und diese nicht nach dem freigewordenen wichtigen Cannstatt verlegt wurde.

Obergermanien und Rätien aber hatten 150 n. Chr. ihre größte Ausdehnung erreicht.

Für die Römerherrschaft war es nur ein Glück, daß des allzu gütigen Antoninus Pius Regierung elf Jahre später zu Ende ging. Immerhin hatte sie es in 23 Jahren doch nicht vermocht, alle Kraft und Disziplin aus Hadrians Kriegern herauszubringen. Der Rest kriegerischen Geistes, der trotz weicher Nachsicht und Duldung geblieben war, genügte dem neuen Kaiser Marcus Antoninus, das Instrument wieder derartig zu schärfen, daß damit die traditionelle Offensive von neuem zu Ehren gebracht werden konnte. Dieser Herrscher ist es, der nach Rätien auch wieder eine Legion, die III. Italica, verlegte und damit andeutete, auf welche Weise er den kommenden Krieg zu führen gedachte.

So ein Mann auf dem Throne tat aber auch jetzt wahrlich not! Denn mit dem erschlaffenden Frieden, dem Kappadoziens und Syriens Statthalter die schimpfliche Flucht ihrer Leute beim ersten Attackensignal feindlicher Reiter Schuld gaben, sollte es vorbei sein. Jetzt kam es darauf an, der von Norden heranrollenden Völkerwoge, bekannt unter dem Namen der Markomannenkriege, den Weg von der Donau nach Italien zu sperren, die über diesen Strom bereits Vorgedrungenen zurückzuwerfen und bis zu ihrer Auflösung zu verfolgen.

In diesen kritischen Zeiten — die Deutschen hatten endlich begriffen, daß nur unter Einsatz aller ihrer Kräfte und unter gleichzeitigem Einbruch an den verschiedensten Stellen der langen Grenze etwas zu erreichen sei — leuchtet uns die alte strategische Überlegenheit römischer Führung über das wilde Darauflos der ungezügelten Barbaren wieder wie sonst entgegen.

Digitized by Google

In unserem Obergermanien aber scheinen die schon lange auf der Lauer gelegenen Chatten durch die anfänglichen Erfolge ihrer Genossen in Rätien sich zu einer Einzelerhebung haben verleiten lassen, denn sie sind von einem kaiserlichen Feldherrn dafür empfindlich bestraft worden.

Der im Frühjahre 180 n. Chr. eingetretene Tod des Kaisers bereitete der bis Böhmen hinein erfolgreichen Offensive ein jähes Ende.

Commodus, der unwürdige Thronerbe von Marcus Antoninus, verzichtete auf alle kriegerischen Erfolge, fiel in die bequeme aber verderbliche Defensive zurück und eilte zu seinen Frauen nach Rom.

Natürlich konnte dieses Verhalten einem dauernden Frieden nicht förderlich sein. Die Barbaren zogen auch sofort nach ihrer Weise die Konsequenzen daraus. Abermals eröffneten sie eine Periode der Einbrüche, Überfälle und Raubzüge, welche die Truppen unausgesetzt auf den Beinen und die Grenzbevölkerung ständig unter Waffen hielten. Wollte man sich die Störenfriede vom Halse halten, mußte die Zahl der Verteidiger am Limes abermals erhöht werden. Man griff deshalb auf die an der Mümling und am Neckar sitzen gebliebenen Briten zurück, da angenommen wurde, daß diese Leute sich in den 30 bis 40 Jahren zu gut römisch gesinnten Kämpfern umgebildet haben würden. Letztere zog man nach Welzheim und Oehringen vor, wo, wie seinerzeit bei Neckarburken, angesichts der Kohortenlager je ein Numeruskastell errichtet wurde. Erstere aber verlegte man vor nach Osterburken, wo Legionare aus Straßburg für die neuen Gäste das bisherige Kastell durch einen Anbau erweitert hatten.

Gleichzeitig müssen auch nördlich der Lahn Störungen der Ruhe vorgekommen sein, denn im Neuwieder Becken wurde das große Nieder-Bieber erbaut, dessen einstige Existenz der heutige Besucher auch nur zu ahnen vermag.

Man geht kaum fehl, wenn man den vorläufigen Abschluß dieser abermaligen Verstärkungsarbeiten etwa 185 n. Chr. annimmt. Inschriften zufolge dürften auch am rätischen Limes um diese Zeit die infolge der Markomannenkriege sich nötig gemacht habenden Umbauten durch die III. Italica vollendet worden sein.

Acht Jahre später, 193 n. Chr., schien es, als ob ein günstiges Geschick dem Isis- und Mithrasanbeter Commodus in Pertinax einen Nachfolger gegeben habe, der die Hoffnungen der Römer auf Wiederherstellung gesetzlich geordneter Verhältnisse rechtfertigen werde. Der ernst denkende Mann war nur so unvorsichtig, der Garde Verhaltungsmaßregeln geben und auch auf ihrer Durchführung bestehen zu wollen. Diesem Unterfangen glaubten die Unbotmäßigen von vornherein entgegentreten zu müssen. Pertinax fiel seiner Überzeugung zum Opfer.

Digitized by Google

Übrigens hatten sich auch unter den Truppen der Provinzen bereits bedrohliche Anzeichen von Meuterei und zuchtloser Selbständigkeit bemerkbar gemacht. Die schweren Kriege unter Marcus Antoninus hatten die Provinzen dadurch, daß sie oft auf ihre eigene Kraft allein angewiesen geblieben waren, darüber belehrt, daß es auch ohne Rom ging. So war es gekommen, daß die Legionen des Reiches über die zu wählenden Kaiser sich ihre eigene, mit der Garde nicht übereinstimmende Ansicht gebildet hatten und nur zu bereit waren, diese durchzusetzen.

Die XIV. Gemina in Oberpannonien war die erste, welche es wagte, ihren Legaten, den Afrikaner Septimius Severus, dem Reiche als Kaiser zu oktroyieren. In diesem Menschen aber hatte sich auch das Schicksal das Werkzeug ausgesucht, das Rom und den Römern den Garaus machen sollte. Nichts Geringeres als die Umwälzung aller auf griechisch-römischer Bildung fußender Verhältnisse im Reiche beabsichtigte der neue Herrscher. Als Einleitung sollte die planmäßige Ausrottung aller Offiziere, Adligen und Besitzenden, soweit sie Italiker oder Weströmer waren, vorausgehen. Dazu aber mußten die bisherigen Knechte entfesselt und gegen die Herren aufgeboten werden.

Diesem Programm gemäß ging der Kaiser gewissenhaft und gründlich an die Verwirklichung seiner staatserhaltenden Ideale.

Vor allem mußten die Gemeinen gewonnen werden. Das sicherste Mittel dafür war Befriedigung ihrer Geldgier. Mochte der Besitz bluten, wenn nur dem Caligaten 500 Denare als jährliche Löhnung gezahlt werden konnten. Damit es der Mann aber auch außerdienstlich leidlich bequem hatte, durfte er vor dem Lager, draußen in den canabae, sich nicht nur eine Frau halten, sondern auch ständig bei ihr wohnen. Das Lager sah hinfort nur noch dienstlich beschäftigte Leute in seinen Mauern, und damit die Übenden auch vor der Unbill der Witterung geschützt waren, wuchsen vermutlich erst jetzt die geräumigen Exerzierhäuser in den Auxiliarlagern aus dem Boden. Leer dagegen blieben die für die Herdgemeinschaften errichteten Baracken; mochte sich in ihnen belustigen, wer diesen Behausungen Geschmack abgewinnen konnte. Der Caligat beabsichtigte keinesfalls in diesen Hütten fernerhin seine Zeit zu vertrauern; er hatte besseres zu tun. War er doch jetzt, wie ein 205 n. Chr. geweihter Altar bezeugt, durch des Kaisers Gnade Pächter von Legionsländereien geworden, oder er durfte sich, wie z. B. in Groß-Krotzenburg, an industriellen Unternehmungen — hier Massenfabrikation von Ziegeln für den nördlichen Teil des Limes — beteiligen. Wenn der tesserarius etwas von ihm wollte, mochte er zu ihm hinaus auf die prata oder in das Geschäft am Main kommen. Die Zeiten der vitis waren eben vorüber. Unteroffiziere und Offiziere mochten sich vorsehen, damit sie, die sich nur noch durch eine längere Dienstzeit von der Masse unter-

Digitized by Google

schieden, es nicht mit den Herren Gemeinen verdarben. Diesen standen jetzt alle Stellen im Heere offen; sie konnten, gleichgültig woher sie stammten, zur Garde versetzt oder zum Offizier bei der eigenen Legion befördert werden. Kein Vorgesetzter vermochte mehr vorauszusehen, ob ihm nicht in einem besonders widerspenstigen einstigen Untergebenen später einmal ein Höherer erstehen würde, der für früher erlittene Unbill ein gutes Gedächtnis haben möchte.

Caligat war also Trumpf geworden und damit die Gliederung des Heeres nach Ständen abgeschafft.

Alle Unteroffiziere erhielten nun den Goldring, das Abzeichen des Ritterstandes, und der Benefiziarier rückte jetzt nicht nur zum Centurio direkt auf, sondern gelangte sogar bis in die Stabsoffiziersstellen. Warum auch nicht! Die einstigen Anwärter für die militia equestris existierten ja nicht mehr; perfectissimi viri a cognitionibus Augustorum, d. h. die zu Meuchelmördern herabgesunkenen Spekulatoren, hatten im Reiche damit vollständig aufgeräumt. Dafür hatte der Kaiser diese seine Mitarbeiter am großen Reformwerke mit dem Range der von ihnen Beseitigten belohnt. Ganz besonders bevorzugte Septimius Severus seine lieben Orientalen bei Verleihung erledigter Centurionenstellen; diese waren nicht gleich ihren ehrenwerten Vorgängern als Unteroffiziere vorher durch die officia gegangen, um sich dort Diensterfahrung und Verwaltungskenntnis anzueignen. Ihre Wahl zum Offizier verdankten sie lediglich der Anhänglichkeitsbetätigung an des Kaisers Person, der Kraft ihrer Fäuste und — guten Nerven. Das geistige Niveau wird bei der Mehrzahl dieser grundsätzlichen Verächter der edlen Kunst des Schreibens und Lesens kaum ein übermäßiges gewesen sein. Selbst mit Beherrschung der lateinischen Sprache soll es manchmal arg gehapert haben.

Es verstand sich von selbst, daß bei den aus der eigenen Legion zum Hauptmann emporgekommenen Caligaten das staffelweise Avancement fortfallen mußte. Auch die grundsätzliche Luftveränderung gelegentlich einer Beförderung, die Versetzung zu einer anderen Legion, entfiel natürlich jetzt als überflüssig. Die Einheit des Reiches sollte der Centurio ja gar nicht mehr stärken. Was aber den unumgänglich nötigen „egalisierten" Drill anlangte, so mochte auch weiterhin das lebendige Reglement, der evocatus, für ihn sorgen. Als Gardist entstammte dieser Mann jetzt selbstverständlich den Wilden aus den Donauprovinzen, war also auch jetzt noch ein Mensch ganz nach des Kaisers Herzen. Als Kulturträger dürfte er versagt haben. Darauf kam es zurzeit auch gar nicht an, hatte er doch das Verdienst für sich, die italisch-römische Garde vernichtet und des Kaisers Macht mit begründet zu haben.

Digitized by Google

Damit aber in diesem Trauerspiele auch der Humor nicht gänzlich fehle, ließ Septimius Severus die übliche Begründungsformel bei Ordensverleihungen „ob honorem et virtutem“ weiter bestehen. Den Illyriern und Orientalen dürften diese Worte ein verständnisloses Lächeln abgewonnen haben.

Vielleicht ist hier der geeignetste Platz, etwas über die bereits angezogenen Illyrier und Orientalen zu sagen, da diese urwüchsigen Gewaltmenschen doch auch in Mainz gespürt worden sind.

Illyrier, Thraker und Dacer der oberpannonischen Legionen waren es, die dem Reiche ihren afrikanischen Legaten aus Leptis zum Kaiser aufgezwungen hatten und daraufhin vom dankbaren Septimius an Stelle der entwaffneten und aufgelösten italisch-römischen Garde zur Leibwache erhoben worden waren. Aus diesen Illyriern gingen dem Programm entsprechend nun die höchsten Reichswürdenträger hervor. Um jedoch von dieser neuen Auflage Prätorianer nicht einseitig abhängig zu werden, holte sich der schlaue Semit aus der Heimat Mauretanier und Syrier nach Italien, die ihrerseits wieder Aufpasser der Illyrier wurden. Natürlich mußten auch die Orientalen nun zu Ämtern und Würden gelangen. So ist z. B. der spätere Kaiser Macrinus ein Mauretanier ganz niederer Herkunft, der es über den Posten eines Vermögensverwalters zum Reichspostminister, Hausminister und Gardepräfekten gebracht hatte, bevor er auf den Thron gelangte.

Es lag auf der Hand, daß zwischen Illyriern und Orientalen Feindschaft auf Leben und Tod bestehen mußte; wenn es die Verhältnisse hier und da auch wohl mit sich brachten, daß sie gemeinsame Sache machten, so herrschte doch im allgemeinen ein derartiger Brotneid unter den beiden, daß der Kampf um den ausschlaggebenden Einfluß auf Kaiser und Reich nur mit Vernichtung der einen Partei dermaleinst enden konnte. Vorläufig aber fiel beiden gemeinsam die Erbschaft der beiseite geschobenen Oligarchie Hadrians in den Schoß.

Söhne einfacher Centurionen ergänzten nun den Ritterstand, die militia equestris aber fiel dem Munizipaladel Afrikas und des Ostens zu. In Mainz würden wir jetzt unter den dortigen Tribunen nur Asiaten begegnen; der laticlavius stammte beispielsweise aus Antiochia in Syrien. Also auch die senatorischen Offiziersstellen wurden barbarisiert und durch zuverlässige Elemente ergänzt. Söhne von primi pili wurden zum tribunus laticlavius befördert, primipilares durften Vexillationen auch vor dem Feinde führen, ja sogar Heere leiten oder Gesandtenposten bekleiden und der praefectus castrorum befand sich nicht mehr auf totem Geleise, sondern hatte die angenehme Pflicht, als Prokurator etwa noch nicht beseitigte senatorische oder nicht ganz gesinnungstüchtige Legionslegaten zu überwachen.

Digitized by Google

Das Reich, die Macht gehörten den Barbaren; die Provinzen hatten das Spiel gewonnen, Roms Übergewicht war beseitigt.

Sein Werk krönte Septimius Severus dadurch, daß er schon bei Lebzeiten für sich und sein Haus von Volk und Heer göttliche Ehren verlangte. Die List der Idee ist derjenigen Hadrians, der seiner Disciplina durch Erhebung zur Göttin allgemeine Anerkennung zu sichern wußte, nicht unähnlich, wenngleich bei dem Afrikaner außer der starken Dosis Schicksalsglauben noch ein lebhafter Selbsterhaltungstrieb mit im Spiele gewesen sein wird.

Als 211 n. Chr. dieser Gott der Rache der recht menschlichen Gicht erlegen war, nahm sein Nachfolger Caracalla den Caligaten gewissermaßen zum Mitregenten an. Wer von diesen beiden die Palme verdiente, ist schwer zu sagen. Par nobile fratrum!

Der als Sonnengott in den Lagern verehrte Kaiser erniedrigte sich durch Leistungen, die dem Gemeinen zukamen, zum munifex und erhöhte diesen dafür zum ausschlaggebenden Faktor und kaiserlichen Kameraden. Hatte dieser neue Kaiser seinen Bruder bei den Prätorianern dadurch ausgestochen, daß er ihnen eine Löhnung von 750 Denaren zusicherte, so suchte er sich auch im Lager die Gunst der Söldner durch Schleppen von Schanzzeug, persönliches Abkochen an den Feuerstellen der Legionare, kurz durch Beteiligung an allen Strapazen des Soldatenlebens zu erwerben und zu erhalten. Drohte aber doch einmal die gute Laune der Kameraden ins Schwanken zu geraten, so überschüttete er die gefährlichen Gesellen für angebliche, besonders gute kriegerische Leistungen mit Geldgeschenken, welche von ihm, zweckentsprechend dem Zuge der Zeit, an Stelle der Ehrenzeichen gesetzt worden waren.

Für uns ist dieser Kaiser nur deshalb erwähnenswert, weil unter ihm am Limes abermals eine Neuerung vorgenommen wurde, deren Reste bis auf unsere Tage gekommen sind.

Die Siege des Marcus Antoninus hatten bekanntlich das Gegenteil von dem zur Folge, was sie bezweckten. Die erhoffte Beruhigung am Limes blieb aus; sowohl in Rätien wie in Obergermanien hatte man fortgesetzt über Einfälle, Raub und Verwüstung zu klagen. Bei den traurigen Verhältnissen im Inneren war die Verteidigung gegen außen meist zur Ohnmacht verdammt. Die Unsicherheit sogar am Rheine selbst nahm derartig zu, daß Andernach, trotzdem daß das große Nieder-Bieber jenseits des Stromes erst kürzlich errichtet worden war, schon 202 n. Chr. gezwungen war, sich mit Mauern zu umgeben, also selbst auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Vermutlich reichte der Arm der Mainzer schon nicht mehr soweit nördlich hinauf. Die XXII. Legion konnte eben bei dem jetzt von den Barbaren eingeschlagenen Verfahren nicht überall zu gleicher Zeit helfen. Der Statthalter wagte es auch bei den unter-

Digitized by Google

nehmungslustigen Germanen nicht mehr, seine Truppen zu weit weg von Mainz zu senden, sondern zog es vor, Vexillationen aus anderen Provinzen zu Hilfe zu rufen, sobald es eine größere kriegerische Unternehmung galt. Die Zeiten hatten sich eben sehr zu ihrem Nachteile geändert.

Auch die Erfolge, die Aufidius Victorinus, der Feldherr von Marcus Antoninus, über die Chatten seinerzeit errungen hatte, waren nicht von nachhaltender Wirkung gewesen. Die Überwundenen hatten aus ihrem Unglück nur die Lehre gezogen, es das nächste Mal mit Hilfe kräftiger Bundesgenossen besser zu machen. Deshalb war zwischen ihnen und den Alemannen eine Vereinigung zustande gekommen, nach welcher ein gleichzeitiger Einfall in Rätien und in Obergermanien stattfand. Die Taunuswälder hallten abermals vom Kampfgeschrei der Barbaren wider und die auf dem Rücken der Gebirgswand zum Himmel steigenden Rauchsäulen zeigten den Mainzern, wo Hilfe nottat. Bei so einer Gelegenheit mag die Kohorte Treverer nach dem Kastell Holzhausen zu Hilfe geeilt und dann dort geblieben sein, um es schöner als vorher aus der Asche erstehen zu lassen.

Der Aufstand war jedenfalls als so bedrohlich nach Rom gemeldet worden, daß Caracalla es für nötig erachtete, die Zügel der Regierung seiner Mutter Julia Domna ganz zu überlassen und an der Spitze seiner lieben Kameraden, selbst den Adlerträger spielend, persönlich am Rheine zu erscheinen. Dort ist es zwar trotz des Kraftaufwandes dieses kaiserlichen Kriegers zu ernsten Kämpfen nicht gekommen, es dürfte aber der Statthalter die Lage eingehend geschildert und dabei betont haben, daß die Palisaden, soweit sie noch beständen, den alemannischen Reitern kein nennenswertes Hindernis böten. Wolle man den Limes überhaupt noch halten, bedürfe es kräftigerer Maßregeln als bisher. Daraufhin mag dann Caracalla dem Kühnen vielleicht gedroht haben, ihm wie dessen Kollegen in Gallia Narbonensis den Kopf abschlagen lassen zu wollen, im übrigen aber wird der erschreckte Herrscher den ihm von sachverständiger Seite unterbreiteten Verstärkungsvorschlägen seine Zustimmung erteilt haben.

Da nun die Grenze nördlich der Donau durch die Juraformation zog, deren Steine sich zu Mauerwerk besser eignen als die Basalte der Wetterau oder die Grauwacke und Taunusquarzite, wurde der 175 km lange rätische Limes als 1 m dicke und $2^1/_2$ m hohe Mauer mit daran anstoßenden oder stellenweise sogar aufsitzenden Türmen vor die bereits bestehenden Kastelle gelegt.

Der obergermanische, 320 km lange Limes dagegen zeigte einen Wall auf der römischen, einen $2^1/_2$ m tiefen und 6 m breiten Spitzgraben auf der germanischen Seite überall dort, wo eine Bedrohung

Digitized by Google

feindlicherseits möglich schien. Wo dagegen eine Grenzverletzung ausgeschlossen und der Boden sehr steinig war, da begnügte man sich wohl oft nur mit zusammengeworfenen Steinwällen oder einer steilen Terrasse ohne Graben. Lief jedoch so eine ungefährdete Grenze durch Waldstrecken, wurde sie entweder nur durch eine Schneise markiert oder man ließ das gefällte Holz ruhig liegen und bedeckte es zum Schutze vor zerstörenden Elementen nur mit Erde.

Der munifex hatte mithin 213 n. Chr. wieder vollauf zu tun.

Und doch genügte auch diese Anstrengung dem beabsichtigten Zwecke keineswegs.

Der bei den Kastellen Zugmantel und Saalburg zutage beförderte Brandschutt und die in diesem gemachten Münzfunde beweisen, daß trotz des Riesenwerkes der Limes immer wieder von den Barbaren überschritten wurde und fortgesetzt Neubauten der gebrochenen Burgen nötig geworden sind.

Die Germanen hatten auch wirklich keine Veranlassung, fein säuberlich mit den Sitzen der verhaßten Zwingherren und ihrer Bundesgenossen umzugehen. Hatten sie die Mauern und Tore, hinter denen Roms Parteigänger Schutz gesucht, untergraben und zum Einsturze gebracht, wird von der verteidigenden Kohorte, falls Stammesverwandtschaft nicht unter der Hand vorbeugende Auswege gefunden haben sollte, nicht viel zur Abführung in die Gefangenschaft übrig geblieben sein. Mußten in Italien ehemalige Markomannenkrieger die Äcker der römischen Grundherren bestellen, durften die wenigen überlebenden Leute der Auxilia oder numeri die Bekanntschaft alemannischer Knechtschaft machen. Auch die Befestigungsanlagen selbst unterlagen in diesen Fällen so geringer Schonung, daß die heutige Limesforschung öfter gezwungen ist, das Fehlen weiterer Nachrichten über ein Kastell mit „beispiellos zerstört" (z. B. Trennfurt am Main) oder durch „mit stürmender Hand genommen" (Altstadt bei Miltenberg) zu begründen.

Caracallas Nachfolger Macrinus vermochte sich in den zwei Jahren seiner Regierung weder anderwärts noch in Obergermanien zur Geltung zu bringen und vor dem ihm 219 n. Chr. folgenden Scheusale Elagabal blieb die Statthalterschaft Mainz zum Glücke auch bewahrt. Nur die hier und da in den Grenzkastellen sich vorfindenden Tempelreste eines Gottes von Doliche erinnern an jenen unsauberen Unhold auf dem Throne. Diesem verdankte Jupiter seine Degradation als Optimus Maximus, er mußte nicht nur hinter den Sonnengott von Emesa, sondern auch hinter jenen Gott von Doliche, dem Patrone aller Auxilia, zurücktreten. Auch der Plan der Saalburg verzeichnet den Ort, wo ein Dolichenum gestanden hat, insofern hat sich also dieser Mensch auch in Obergermanien noch bemerkbar gemacht.

Digitized by Google

Erst Elagabals Vetter, Severus Alexander, zeigte sich 235 n. Chr. wieder persönlich in Obergermanien. Er war nicht aus eigenem Antriebe gekommen, sondern lediglich weil die kaiserliche Mutter Mamaea, die eigentliche Lenkerin des Reiches, sein Erscheinen am Rhein für unbedingt geboten erachtet und ihn einfach auf ihrer Dienstreise nach Deutschland mitgenommen hatte. Denn abermals war in Rätien und Obergermanien der Limes durchbrochen worden. Ja, die in Frage kommenden deutschen Stämme hatten sich diesmal gleich auf Reichsboden niedergelassen und ließen sich nicht wieder zum Abzuge zwingen. Dadurch war die Grenzverteidigung stellenweise völlig lahmgelegt worden. In Scharen wanderten die bedrohten Ansiedler, denen es ihre Mittel erlaubten, bereits über den Rhein zurück und überließen ihren Besitz entweder den sich ausbreitenden Germanen oder solchen, denen mehr am Grund und Boden lag als an der eigenen Sicherheit oder am römischen Reiche. Auf diese Weise wußte gar mancher Angehörige eines Numerus, oder einer der dediticii, seinen Frieden mit den Eindringlingen schließend, zu Wohlstand zu gelangen.

Da war es höchste Zeit, den Zaghaften in Mainz frischen Mut einzuflößen! Severus Alexander mußte auf Geheiß der Mutter selbst verkünden, daß bereits aus Illyrien Hilfe unter dem berühmten Thraker Maximinus unterwegs sei. Bis zu dessen Eintreffen aber wußte Mamaeas erfinderischer Geist Hilfe aus der Germanennot, d. h. Waffenstillstand, durch Geldgeschenke an die Barbaren zu beschaffen.

Dieses Mittel wirkte überraschend. Nicht auf die mit ihren Schätzen abziehenden Deutschen, wohl aber auf die geldgierige Soldateska, die das Gold sich entgehen und außer Landes rollen sah.

„Wie", tobte die an ihrer empfindlichsten Stelle getroffene Rotte, „die Barbaren sollen auch noch Geld erhalten, das man bei uns mit der Laterne suchen kann, weil es Bürger und Bauern vor uns verstecken! Solche Schmach hätte uns unser geliebter Caracalla nie angetan! Jetzt, wo man uns den Sold wieder beschnitten und auf den Satz des vorigen Severus zurückgeschraubt hat, weil angeblich nicht genug in den Kassen sei, jetzt hat man Geld für die Barbaren, die es doch nur in ihre Wälder verschleppen! Weiß die mater castrorum keinen besseren Rat gegen diese Räuber und wirft ihr trauriger Sohn diesen, anstatt sie zu züchtigen, das uns für unsere Feldzugsmühen zustehende Geld in den Schoß, dann hinweg mit der orientalischen, geizigen Dynastie! Sie ist nicht unersetzlich! Schon naht ein besserer, der Thraker Maximinus!" Gesagt, getan, die undankbaren Burschen gingen hin und erschlugen Mutter und Sohn.

Fünfzehn Jahre lang hatten diese Soldaten tun und lassen dürfen, was sie wollten. Feldzüge hatten sie zwar nicht gewonnen, dafür aber

Digitized by Google

waren sie stets zum Trost mit sehr anständigen Geldgeschenken belohnt worden. Konnte denn Mamaea bei der allgemeinen Verarmung mehr tun, ohne nicht ihren eigenen Schatz dahinschmelzen zu sehen! Die höher bezahlten Unteroffizierstellen hatte man schon nicht mehr alle besetzt und die „Iststärke" der Truppen war auch bereits verringert worden, um den Sold wenigstens auf der Höhe des Septimius Severus halten zu können. Dafür hatte man den Spekulatoren und Frumentariern, jenen einander gleichwertigen Mordgesellen, nicht nur den Weg zum Centurio geöffnet, sondern sie in die höchsten Ämter des Staates vorrücken lassen. War das nicht ein Geschenk, das dem Caligaten gemacht worden war! Hatte man die Soldatenkost nicht verbessert und die Fleischportion, macellum, an Stelle des frumentum gesetzt? Hatte der Kaiser nicht das Los der Soldaten dadurch zu bessern versucht, daß er jenen Pächtern von Legionsländereien, deren Erben wieder Soldaten wurden, die Äcker erblich überließ? Waren dadurch die Krieger den Zivilpersonen gegenüber nicht ungleich bevorzugt worden?

Hätte jemand es gewagt, den unbotmäßigen Mainzern das alles vorzuhalten, dürften diese, falls sie gut gelaunt gewesen wären, ihr summarisches Verfahren kaum mit anderen Gründen als den von mir in ihren wilden Reden angeführten zu rechtfertigen gewußt haben. Der Vorgang selbst war die Folge des Hasses der Illyrier, welche die unfähigen Orientalen nur solange auf dem Thron ertragen mochten, als sie die Schmach ihrer Existenz mit Gold zu überdecken imstande waren.

Die Leute, die Severus Alexander und Mamaea beseitigt hatten, wußten ja auch schon vor dem Morde, wo der neue Kaiser zu suchen war. Er nahte, ein anderer Herkules und rauher Krieger, mit den Hilfstruppen aus Illyrien, um als Maximinus Thrax den freigewordenen Thron zu besteigen.

Für die Orientalen kamen nun zunächst schwere Tage; dann aber zog der Thraker hinüber über den Rhein, besetzte und befestigte von neuem die wiedereroberten Grenzen und stellte die Waffenehre der obergermanischen Truppen durch wütendes Daraufgehen in den schwäbischen Landen gegen die Alemannen wieder her. Nach E. Fabricius sind Osterburken, Jagsthausen und Oehringen wieder oder noch in römischen Händen; andere Kohortenkastelle und besonders kleinere Werke scheinen endgültig bereits verloren gegangen zu sein, da in ihren Trümmern Münzen der Nachfolger des Severus Alexander und der Mamaea nicht mehr vorkommen. Auch die Saalburg ist nach H. Jacobi unter Maximinus' Vorgänger erstürmt worden, hat aber nach ihrer Wiederherstellung die Zeit des genannten Kaisers um wenigstens zehn Jahre noch überdauert, bis sie definitiv dem Untergange verfiel. Mit der Befestigung auf dem Zugmantel mag es ähnlich gewesen sein.

Digitized by Google

Was Maximinus an den Grenzen wieder gutmachte, das verdarb er im Innern des Reiches durch Mord und Raub, die er glücklicherweise nur drei Jahre lang betreiben konnte, da sich die orientalische Garde im Lager vor Aquileja Genugtuung für Mainz verschaffte und den langen Kerl nebst Sohn einfach auch totschlug. Die Illyrier aber sollen ihren Helden ohne Bedenken aufgegeben haben, als dieser die Hoffnung auf Gold und rasche Siege in Italien nicht zu erfüllen vermochte.

Jedenfalls ist 238 n. Chr. von Orientalen und Illyriern gemeinsam jeder bestehenden Ordnung ein Ende gemacht und damit der Bürgerkrieg eröffnet worden.

Die Thronwechsel folgten sich nunmehr Schlag auf Schlag und keinem der auf kurze Zeit zum Kaiser Ausgerufenen gelang es zu Atem zu kommen und Ordnung sowie Zucht wieder herzustellen. Dazu ließen ihnen ihre Mörder nicht mehr die Zeit!

Zwei Jahre lang gab es in Rom überhaupt keinen Purpurträger; dann folgte eine Umwälzung der anderen. Die Namen jener, welche das zweifelhafte Glück gehabt, die Liste der römischen Kaiser auf dem laufenden zu erhalten, kommen für Obergermanien nicht in Betracht.

Welche Rückwirkungen diese Zustände auf die Truppen am Rhein und am Limes äußerten, läßt sich denken.

Verhaltungsmaßregeln von oben werden den Mainzern während dieser Periode kaum zugegangen sein; der Statthalter war mit seiner Provinz, deren Mitteln und den dürftig disziplinierten Bauernsoldaten auf sich selbst angewiesen. Er kann sich dabei der traurigen Erwägung nicht verschlossen haben, daß unter seinen Mannschaften ein großer Teil zweifelhaft gesinnt war. Vielen Leuten, besonders in den Numeri, mag Rom von dem Augenblick an höchst gleichgültig geworden sein, von dem an sein Ansehen nicht mehr genügte, die mit unendlicher Mühe ertragfähig gemachten Äcker vor Verwüstung durch Barbaren zu schützen und die Sicherheit des Lebens dieser an den Grenzen Wohnenden zu gewährleisten. Deshalb dürften die Bedrohten sich praktischerweise selbst geholfen haben. Vor allem werden zwischen reichsangehörigen und unabhängigen Germanen Abmachungen getroffen worden sein, die Verrat und Abfall mit sich brachten, dem Statthalter aber manche schlaflose Nacht verschafft haben mögen.

Auch der Aktionsradius der größeren, noch in römischen Händen befindlichen Kohortenkastelle mußte dadurch ein beschränkter geworden sein. Meist gewährten diese nur denen Schutz, die sich in ihre Mauern flüchten konnten. Innerhalb dieser aber war der Raum knapp bemessen; wer fechten konnte, wird willkommen gewesen sein. Wer das nicht wollte oder konnte, der mochte zusehen, daß er weiter- und über den Rhein

Digitized by Google

kam. Für den römischen Grundbesitzer aber war fortan die Betreibung der Landwirtschaft nachgerade unmöglich geworden. Auch die größten Optimisten unter ihnen, die bisher immer noch auf Mainz und einen Umschwung gehofft hatten, durften den aufgeschobenen Abzug nicht länger verzögern. Sie hatten eingesehen, daß ihre Freude über des Thrakers schwäbische Siege recht voreilig gewesen war. Auch ihnen blieb der schwere Schritt nicht erspart, den Boden, auf dem die meisten unter ihnen geboren waren und den sie alle mit soviel Liebe bebaut hatten, aufzugeben und dorthin zurückzueilen, woher einst ihre Voreltern gekommen waren.

Jeder am Rhein anlangende Emigrantenzug vermehrte dort die Aufregung. Die am Strome gelegenen Städte begannen Andernachs Beispiel zu folgen und sich durch Errichtung von Mauern zu schützen, da ihnen der Rhein vor den Barbaren keine genügende Sicherheit mehr zu bieten schien. Bedenkt man, daß die Markomannen Rätien wieder überfluteten und bis an die Alpen vorstießen und daß die Germanen ihre Raubzüge schon bis Gallien hinüber auszudehnen wagten, wird man diese Vorsicht sorgsamer magistri nicht für überflüssig halten dürfen.

Da schien es, als ob man zu früh abgebaut habe. In Gallienus bestieg der sehnlichst erwartete Feldherr den Thron.

Nichts von den verkommenen Mainzern erwartend, hatte dieser zwei britannische Legionen an den Rhein geführt und mit Hilfe dieser die andrängenden Alemannen und Franken zurückgewiesen. Aber die Ausnützung des Erfolges behufs Wiedergewinnung des Limes vermochte auch dieser tatkräftige Mann nicht durchzusetzen. Dringendere Aufgaben und Gefahren riefen ihn nach Italien zurück. Er konnte nicht gleichzeitig in Obergermanien, Italien und Rätien gegen Deutsche, zuchtlose Illyrier und auftretende Gegenkaiser Siege erfechten.

Unter diesen Umständen mußte der Kaiser schweren Herzens die Abrechnung am Limes vorläufig aufschieben. In weiser Beschränkung beschloß Gallienus, den letzteren aufzugeben und das, was nicht mehr zu halten war, Franken und Alemannen zu überlassen.

Und nun trat das Erstaunliche ein, worauf E. Fabricius besonders aufmerksam gemacht hat, daß kein römischer Truppenteil trotz Nähe von Rhein und Donau auf das dem Feinde abgekehrte sichere Ufer zurückzugelangen vermocht hat. Rechts des Rheines müssen sich Auxilia und numeri verblutet oder dem Feinde angeschlossen haben. Letztere Annahme wird überall dort zutreffend sein, wo ein Kastell als freiwillig geräumt nachgewiesen ist. Auch in Rätien haben nach jener Zeit nur noch jene Truppenteile fortbestanden, die von Haus aus auf dem rechten Donau-Ufer garnisonierten, die anderen verschwanden von der Bildfläche.

Digitized by Google

Die Gründe für diese Tatsachen sind in dem von Hadrian eingeführten und dessen Nachfolgern ausgebauten Systeme und in der Degeneration sämtlicher Truppen der betreffenden Provinzen zu suchen.

Und trotzdem behielt man auch ferner diese Art der so verhängnisvoll gewordenen Grenzverteidigung bei, ja man verteilte jetzt sogar die Legionen, wie einst die Kohorten, Alen und Numeri, auf die einzelnen festen Plätze der neuen Grenze.

Wollten wir dieser einen Besuch abstatten, müßten wir an den Ausgangspunkt unserer Schilderung zurückkehren. Wir würden uns in die vorflavische Zeit zurückversetzt fühlen, denn von 260 n. Chr. ab bildeten Rhein und Donau wieder wie damals die Grenzen des römischen Reiches.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gedanken über den taktischen Durchbruch.

Von

A. v. Janson,
General der Infanterie z. D.

Mit drei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

„Durchbruchsversuche erscheinen auf rein taktischem Gebiete für die Zukunft nahezu ausgeschlossen; nur auf dem strategischen bewahren sie Bedeutung", — so schrieb General v. Schlichting im Jahre 1898*). Bereits sechs bzw. sieben Jahre später haben japanische Heeresteile in den Schlachten am Schaho und bei Mukden die russische Front durchbrochen. An diese Tatsache ist von verschiedenen Seiten, freilich ohne nähere Begründung, die Folgerung geknüpft worden, daß der Durchbruch in der modernen Schlacht nicht nur möglich, sondern in seiner Wirkung der Umfassung mindestens gleichzuachten sei. Dankenswerterweise hat nun Generalleutnant Frhr. v. Freytag-Loringhoven es unternommen, jene taktischen Unternehmungen im mandschurischen Kriege in bezug auf ihr wahres Wesen und ihre Bedeutung sachlich zu prüfen**), während fast gleichzeitig, aber vollkommen unabhängig, General v. Wenninger „den Durchbruch als Entwicklungsform"***) an der Hand einer mit der ältesten Zeit beginnenden kriegsgeschichtlichen Übersicht erörterte. „Kann dem Frontalangriff die Möglichkeit des Erfolges nicht bestritten werden", sagt Freytag, „dann muß es auch möglich sein, Teile der feindlichen Front einzudrücken und damit eine Durchbrechung der Front einzuleiten." Das Wort „einzuleiten" möchte ich unterstreichen, — nach vollendeter Einleitung beginnen erst die größten, den Erfolg in Frage stellenden Schwierigkeiten. Die Wichtigkeit des Problems, das ja auch zum Schluß des letzten Kaisermanövers angeschnitten wurde†), rechtfertigt wohl den Versuch, auf der von Freytag benutzten Grundlage weiterzubauen und die Bedingungen der Möglichkeit und

*) „Taktische und strategische Grundsätze der Gegenwart." 3. Auflage 2. Teil, Truppenführung, S. 17. Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

**) Die Führung in den neuesten Kriegen. Operatives und Taktisches. 4. Heft. Betrachtungen über den Russisch-Japanischen Krieg. II. Teil. Berlin 1913. Ebenda

***) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1913. 4. Heft.

†) Militär-Wochenblatt Nr. 137/1913.

Digitized by Google

Durchführung eines Durchbruches in der Schlacht noch näher zu erörtern. Eine Klärung auf diesem Gebiete erscheint um so wichtiger, als unbegründete Sorge vor einem Durchbruch der eigenen Front während der Schlacht von Mukden wiederholt lähmend auf die Entschließungen der russischen Heeresleitung gewirkt hat*).

Die erwähnten Beispiele weisen darauf hin, daß man gut tun wird, den sich aus der augenblicklichen Lage gelegentlich ergebenden Durchbruch und den schon in der Schlachtanlage geplanten grundsätzlich zu unterscheiden, wenn auch, wie dieselben Beispiele lehren, mancherlei Übergänge beide Formen verbinden. In die erste Kategorie gehört der Durchbruch bei Kiusan in der Schlacht bei Mukden am 9. März 1905, von dem Freytag sagt**), daß es sich „um nichts weniger als um die Durchbrechung einer wohlgeordneten Verteidigungsfront gehandelt hat. Es war der mangelhafte Widerstand einer schwachen Nachhut, der mit leichter Mühe aus dem Wege geräumt wurde, ohne daß dem Sieger dadurch andere Vorteile zufielen, als es bei jeder Verfolgung der Fall ist, bei der es vielfach gelingen wird, sich mit Teilen zwischen die Nachhuten der feindlichen Marschkolonne einzuschieben". Es erscheint paradox, wenn ich dieser Auffassung in der Hauptsache beitrete und es doch unternehme, gerade aus diesem „sogenannten"***) Durchbruche allgemeine Lehren, und zwar auch für ein geplantes Verfahren, zu ziehen. Der endgültige sachliche Erfolg unterschied sich allerdings nicht von dem bei einer einfachen Verfolgung möglichen, wir wissen aber, wie selten Verfolgungserfolge überhaupt sind und wie sehr man in der Praxis mit dem in dieser Beziehung Erreichten vorlieb zu nehmen gewohnt ist, — und hier ist doch zweifellos zum mindesten eine große moralische Wirkung festzustellen, die den inneren Gehalt des zurückgehenden russischen Heeres noch mehr erschütterte als die bisherigen Ereignisse. Ein Augenzeuge schreibt darüber†): „Erst infolge der durch den Durchbruch der Japaner am 25. Februar 1905 (a. St.) bei Kiusan, zwischen Fulin und Fuschun, in dem zu spät abziehenden Train hervorgerufenen Panik, die ganze Truppenteile mit sich riß, wurde der Rückzug zu einem fluchtartigen, zu einem bloßen Drängen nach Norden". Aber selbst abgesehen hiervon, finden sich in dem Beispiel von Kiusan tatsächlich alle Elemente für unsere Erörterung. Wir müssen uns zunächst in aller Kürze den Sachverhalt vor Augen führen. (Vgl. Skizze 1.)

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 49, S. 36, 37 u. 85.

**) Frhr. v. Freytag-Loringhoven a. a. O., S. 79.

***) a. a. O. S. 76.

†) F. v. Rottbeck. Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Russisch-Japanischen Kriege. Berlin und Leipzig 1906. S. 191. — Vgl. die Einzelheiten der daran geknüpften drastischen Schilderungen.

Digitized by Google

Am Morgen des 9. März 1905 befand sich die russische 1. Armee, auf beiden Flügeln an andere Truppenverbände angelehnt, auf dem rechten (nördlichen) Ufer des zugefrorenen Hunho, nur schwache Vorposten waren über den Strom vorgeschoben. Die vorhandenen unzureichenden Befestigungen waren zum Teil durch Sand verweht und wurden erst im Augenblicke der Gefahr besetzt, die Orientierung der Führer war ganz unzureichend. Die Mitte nahmen Truppen des IV. Sibirischen Korps ein. Der hier in Frage kommende Teil der Stellung zwischen den Dörfern Yentai und Tayintön folgt dem Rande der einen flachen, nach dem Feinde zu konkaven Bogen mit einer Sehne von 7 km Länge bildenden Höhen des Nordufers. Die Besatzung bestand ursprünglich nur aus zehn Kompagnien (von zwei verschiedenen Regimentern) und einer Batterie; hinter dem linken Flügel gestaffelt befanden sich noch drei Batterien mit einer Kompagnie. Der Befehlshaber, General Lewestam, war über die befohlene neue Kriegsgliederung ganz im unklaren, — um 11° Vorm. schrieb er seinem Nachbar zur Rechten, General Schileiko: „Ich weiß von nichts und kann keine Anordnungen treffen". Vormittags trafen noch Verstärkungen ein, andere Truppenteile marschierten nach rückwärts, Trains zogen vor der Front einher. Man glaubt eine planmäßige Planlosigkeit zu erkennen, — es sollten Reserven an anderer Stelle, der vermeintlichen Gefahrsstelle, versammelt werden. Zur Aufklärung fehlte alles, außer der Stabswache war keine Kavallerie vorhanden, nicht einmal ein berittenes Jagdkommando; schließlich gelang es, eine vorbeimarschierende Sotnie Kasaken festzuhalten und zu verwenden. Das war genug zum Verderben, wenn die Japaner jetzt angriffen, — sie taten es, und ein Naturereignis begünstigte ihre Annäherung: einer jener Staubstürme, die der Mandschurei und anderen Gebieten des nordöstlichen Asiens, wo der Boden aus Löß besteht, eigen sind. Ungeheure Massen feinsten Staubes werden aufgewirbelt machen die Luft undurchsichtig und durchdringen alles*). Die Russen wurden geblendet, im Lademechanismus der Waffen traten Hemmungen ein. Der zur 12. japanischen Division gehörigen 12. Infanteriebrigade (Generalmajor Schimamura), die den Sturm im Rücken hatte, gelang es unter diesen Umständen leicht, den Befehl des Armeebefehlshabers Kuroki auszuführen, „ohne Rücksicht auf Verluste und kleine feindliche Abteilungen möglichst schnell den Hunho zu erreichen". Teils auf Be-

*) Vgl. die Schilderung des Staubsturmes in der deutschen Ausgabe des russischen Generalstabswerkes (Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn), dessen Darstellung wir hier folgen, IV. 2, S. 97 u. 142, in Frhr. v. Tettaus „Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei" (Berlin 1908. Ebenda), II, S. 349 ff. und in Bronsart v. Schellendorffs „Sechs Monate beim Japanischen Feldheere" (Berlin 1906), S. 107.

Digitized by Google

fehl, teils ohne solchen wichen die einzelnen Truppenteile des Verteidigers zurück, ein Teil nahm auf dem nächsten, etwa 4 km weiter nördlich befindlichen Höhenrücken von Huankiakou erneut Stellung. Ein umfassendes Vorgehen der Japaner gegen 9^0 Abds. veranlaßte auch hier die Räumung. Endlich um 11^0 Abds. wurde noch 8 km weiter rückwärts, nur noch 4 km von der nach Tiëlin führenden Mandarinenstraße entfernt, bei Lienhuatschi ein Biwak bezogen.

Das Vorgehen der Japaner hatte sich hier zu einem Durchbruch gestaltet, weil die in traurigster Lage befindliche Abteilung Lewestam zurückwich, während ihre Nachbarabteilungen dem gegen sie angesetzten Frontalangriffe länger standhielten. Dadurch wurden die Flügel der durchbrechenden Brigade gefährdet: Der westliche russische Nachbar, General Schileiko, dessen rechter Flügel (drei Kompagnien) sich — kennzeichnend für die Unordnung — Lewestam angeschlossen hatte, besetzte den Hain der Kaisergräber bei Fulin und hielt hier, nachdem er Verstärkung erhalten, dem umfassenden Angriffe der Japaner bis zum Abend stand. Der östliche Nachbar, das II. Sibirische Korps, zog auf die Nachricht von dem Vorstoß des Gegners seinen rechten Flügel zurück. Die Japaner griffen hier nicht mehr an, erlangten aber, wie das russische Generalstabswerk sagt*), „größeren Raum und Freiheit für ihre Truppenbewegungen". In der Tat war die Lücke in der russischen Stellung nun etwa 16 km breit, und die japanische 12. Brigade war mit Teilen bis Huschinpu, 7 km nördlich des Hunho und ebensoweit westsüdwestlich vom Biwak Lewestams (mit einer schwachen Abteilung noch 3 km weiter) vorgedrungen, während der Rest am Hain von Fulin gefesselt war. Von der nach der Theorie ersten Folge des durch den Einbruch in die feindliche Stellung eingeleiteten Durchbruchs, dem Aufrollen des Gegners nach zwei Seiten, war also keine Rede; trotzdem hatte der Mangel an Initiative der Russen ein unmittelbares Vordringen, wenn auch nicht in voller Stärke, gegen die feindliche Rückzugslinie ermöglicht. Einem nächtlichen russischen Vorstoß gelang es nicht, den durchgedrungenen Gegner zu vertreiben; er klärte indessen die Lage. Das Vordringen der Japaner hatte bewirkt, daß Einzelheiten der Ausführungsbefehle zu dem von Kuropatkin am Abend des 9. März noch vor Kenntnis von dem Durchbruch bei Kiusan angeordneten Rückzuge auf Tiëlin unmöglich wurden. Am Morgen des 10. setzten beide Teile ihre Bewegung fort: Westlich der bis Huschinpu vorgedrungenen japanischen 12. Infanteriebrigade erschienen im Laufe des Vormittags Truppen der Gardedivision und der Garde-Reservebrigade, umgingen den linken Flügel der Russen bei Lienhuntschi und wandten sich in nordwestlicher Richtung gegen die

*) IV. 2, S. 155.

Digitized by Google

Mandarinenstraße. Die den rechten Flügel der japanischen 4. Armee bildende 10. Division und die Reservedivision, von der 6. Division gefolgt, waren westlich des Hains von Fulin vorgegangen und hatten dann die Richtung auf Örrtaitsy und Tawa an der Mandarinenstraße eingeschlagen. „So war um diese Zeit (12^{30} Mittags) der Abschnitt der Mandarinenstraße zwischen Tawa und Puho von einem feindlichen Durchbruch bedroht, der Abstand zwischen dem linken Flügel der (von Nordwesten umfassenden 3.) Armee Nogi und der gegen die Mandarinenstraße vordringenden (4.) Armee Nodsu und (1.) Kuroki hatte sich bereits auf etwa 14 km verengt"*). Die japanische 6. Division schob sich allmählich „wie ein Keil zwischen die Truppen des XVII. und des VI. Sibirischen Korps" und „drohte sie völlig zu trennen"**). Die auf und westlich der Mandarinenstraße zurückgehenden russischen Heeresteile, in die sich Trains eingeschoben hatten, wurden wiederholt zur Entwicklung in der östlichen Flanke gezwungen und längs jener Straße von Mukden bis Tawa kam es zu verschiedenen Gefechten***). Das VI. Sibirische Korps und das I. Armeekorps (rechter Flügel der 1. Armee) wurden außerdem von der japanischen Garde und der 10. Division bedrängt. Teilweise gestaltete sich der Rückzug „zur allgemeinen Flucht"†). Am Nachmittage gelangte sogar das an der Mandarinenstraße 18 km nordöstlich von Mukden gelegene Dorf Puho in den Besitz der japanischen Garde; die Hauptrückzugsstraße wurde dadurch für die noch rückwärts befindlichen Russen gesperrt, und erst gegen Abend gelang es, wenigstens ein weiteres Fortschreiten der Japaner nach Westen zu verhindern. In der Nacht setzten die Russen den Marsch nach Norden in Unordnung fort, an verschiedenen Stellen brachen Paniken aus und „im allgemeinen bildeten die Truppen in der Verfassung, in der sie am Morgen des 11. März waren, keine Gefechtskraft, mit der man ein ernsthaftes Nachdringen des Feindes hätte abweisen können"††). Nur um ein „Nachdringen" hätte es sich am 11. März noch handeln können, der Durchbruch als solcher war nicht mehr wirksam. Die Kräfte der Japaner waren erlahmt, und sie standen nicht mehr zwischen den russischen Truppen, sondern sie waren, abgesehen von der im Westen an der Eisenbahn gestaffelten 2. Armee Nogi, hinter den Russen zurückgeblieben. Eine nachdrückliche Verfolgung fand nicht mehr statt.

Versuchen wir das Wesen dieser Vorgänge zusammenzufassen: Von dem Planen eines Durchbruchs seitens der Japaner ist nichts bekannt.

*) Russisches Generalstabswerk IV. 2, S. 180 u. 262.
**) a. a. O., S. 236 u. 239.
***) a. a. O., S. 235 ff.
†) a. a. O., S. 247.
††) a. a. O., S. 280.

Digitized by Google

Ein Teil ihrer zum Angriff vorgehenden Front traf vielmehr auf die besonders schwach besetzte und durch unglückliche Umstände noch mehr geschwächte Stelle um Kiusan. Die Unmöglichkeit der Aufklärung seitens der Russen und ein Naturereignis machten die Annäherung fast gefahrlos. Die Angreifer sahen sich bald im Besitze eines Teils der Stellung, der genügend breit war, um nicht unter Kreuzfeuer genommen werden zu können; der Verteidiger enthielt sich jeglicher Gegenoffensive und so wurde, obwohl man zu schwach zu einem Aufrollen der noch in Stellung befindlichen Nachbarabteilungen des Gegners war, ein weiteres Vorstoßen möglich, aus dem sich ein keilförmiges Einschieben in die einem älteren Befehle gemäß zurückgehenden russischen Heeresteile und eine ernste Bedrohung der Hauptrückzugsstraße ergab, die am folgenden Tage so wirksam wurde, daß der Rückzug in Flucht ausartete.

Wir wenden uns nun noch den beiden Vorgängen in der Schlacht am Schaho zu, deren Charakter als „Durchbruch" unbestritten ist, die aber in ihren Folgen weniger bedeutsam waren (Skizze 2). Die japanische Garde und die 2. Division sollten in der Nacht zum 12. Oktober 1904 den Angriff erneuern, es waren ihnen Ziele bis zu 6 km hinter der vorderen russischen Linie bezeichnet. Am weitesten vermochte die 1. Gardebrigade vorzudringen; nach der Einnahme von Manhuapu schob sie sich wie ein Keil mit einer Drehung nach links in die feindliche Stellung und nahm die vor der 2. Garde-Infanteriebrigade zurückweichende feindliche Infanterie unter Flankenfeuer. Über diesen Anfang zum Aufrollen kam es aber nicht hinaus, weil die eigene rechte Flanke und der Rücken durch einen feindlichen Vorstoß von Osten und Nordosten gefährdet wurden. Die dadurch veranlaßten Abzweigungen schwächten die Stoßkraft; unter diesen Umständen war es schon ein Erfolg, daß die gewonnene Stellung die Nacht über behauptet werden konnte. Die Fortsetzung des Angriffs am nächsten Tage scheiterte, und nur der mangelnden Initiative der Russen war es zu danken, daß die Japaner der Vernichtung entgingen*). Auch hier handelt es sich nicht um einen geplanten Durchbruch, sondern um einen Teilerfolg eines frontalen Angriffs, der zum Einbruch in die feindliche Stellung führte und in der Flankierung eines Teiles der feindlichen Aufstellung den Ansatz zu einem wirklichen Durchbruch aufweist, der aber infolge rechtzeitigen Eingreifens des Gegners von der anderen Seite nicht zur Ausführung kam. Die Frontbreite der Einbruchsstelle erwies sich als zu schmal, und es fehlten Reserven.

Anders lag die Sache in derselben Schlacht am 14. Oktober bei Schahopu (Skizze 3). Der japanische Generalstabschef, General Baron Kodama,

*) Vgl. Frhr. v. Freytag. Die Führung in den neuesten Kriegen. 4. Heft. S. 73/74.

Digitized by Google

hat später erklärt, „daß man gehofft habe, die russische Front an der Mandarinenstraße bei Pankiaupu durchbrechen zu können; dann sei beabsichtigt gewesen, mit den zurückgehaltenen Kräften der 2. Armee entweder gegen die linke Flanke der an der Mandarinenstraße angenommenen feindlichen Gruppe oder gegen die rechte Flanke der Gruppe bei Fönkiapu wirksam zu werden. Man bereitete also zweierlei vor: eine umfassende Schwenkung und einen Durchbruch"*). Das Verfolgen von zwei Zielen, deren jedes einen Überschuß an Streitkräften voraussetzt, während die Japaner in der Minderheit fochten, war mißlich, und wenn Pankiaupu im Laufe des 12. Oktober von den Japanern erreicht wurde, so geschah dies nicht im Sinne des Durchbruchs, sondern im frontalen Fortschreiten. Erst der am Abend des 13. Oktober der 2. Armee (Oku) erteilte Befehl zur Fortsetzung des Angriffs am folgenden Tage veranlaßte einen Durchbruch weiter nördlich an der Mandarinenstraße bei Schahopu. General Oku befahl, daß die 3. Division nebst der 24. Brigade der 3. Division den Gegner bei Lamutun, 2 km westlich jener Straße, alle übrigen Truppen in der bisherigen Richtung geradeaus angreifen sollten. Der Kommandeur der 6. Division stellte seine Truppen schon in der Nacht bereit und setzte sie gegen den 1 km östlich der Straße gelegenen Houtai-Berg und in der Richtung auf Lamutun an. Obwohl eine russische Erkundung die Bewegung nicht entdeckte, wurden zwei Angriffe auf den von den Russen besetzten Houtai-Berg doch abgewiesen. Der dritte, bei Tagesanbruch ausgeführte Angriff gelang und hatte trotz eines Gegenstoßes die Durchführung des Durchbruches bis Schahopu zur Folge. Die Flügel der Japaner kamen jedoch nicht vorwärts, die 3. Division mußte nach drei Fronten kämpfen und war in Gefahr erdrückt zu werden. Trotzdem beschloß der Divisionskommandeur, General Oschima, „nur mit seinem rechten Flügel defensiv zu bleiben, im übrigen den Angriff auf Schahopu und Lamutun (also nach Norden und Nordwesten) fortzusetzen"**). Ein Teil der Reserveartillerie wurde Oschima zur Verfügung gestellt. Der südliche Teil von Schahopu wurde von den Japanern genommen. Russische Gegenangriffe blieben ohne wesentlichen Erfolg; die japanische 3. Division hatte aber ihren letzten Mann einsetzen müssen, und das Feuergefecht im Dorfe dauerte auch während der Nacht fort. Einen ausschlaggebenden Erfolg hatte die Behauptung von Schahopu nicht, und nur der Mangel an russischen Reserven hat wohl die Division vor der Vernichtung bewahrt. Am

*) Einzelschriften 45/46, S. 230. Wer den von dem Wesen der übrigen Japaner in seiner Offenheit und Impulsivität so außerordentlich abweichenden General Kodama gekannt hat, wird nicht annehmen, daß durch diese Äußerung etwas verschleiert werden sollte.

**) a. a. O., S. 163.

Digitized by Google

nächsten Tage (dem 15.) war sie „nicht mehr imstande, den Angriff über den Schahoabschnitt mit dem erforderlichen Nachdruck weiterzuführen“*) — es war wieder die Lage eines Frontalkampfes eingetreten, der demnächst durch das nicht unbedingt nötige Zurückweichen der Russen ein Ende fand. „Zu Umfassungen und Durchbrüchen ist es zwar gekommen, aber nicht im Sinne großer, die Schlacht entscheidender Handlungen. Die Russen sind vielmehr gradlinig auf ihre Ausgangspunkte zurückgedrängt worden“**). Die Gründe dafür, daß der Durchbruch nicht zur vollen Durchführung kam, sind im wesentlichen die schon für den unzureichenden Erfolg der Garde am 12. Oktober angegebenen: geringe Breite der Einbruchstelle und Mangel an starken Reserven.

In beiden Fällen sehen wir die einbrechenden japanischen Heeresteile nur gerade der Vernichtung entgehen; eine solche war in der Tat am 7. März 1905 in der Schlacht bei Mukden das Schicksal der 5. Brigade Nambu. Sie hatte auf höheren Befehl das mitten in der russischen Stellung (des westlichen Flügels) gelegene Dorf Yuhuantun genommen und behauptet, nicht um selbst den Durchbruch weiter durchzuführen oder für nachfolgende Truppen vorzubereiten, sondern um das drohende Durchbrechen der eigenen schwachen Linie durch die Russen abzuwehren. In heldenmütigem Kampfe erlag die Brigade einer gewaltigen Übermacht, aber ihre Aufgabe war erfüllt.

Ebenso wie General v. Freytag glaube auch ich auf eine Heranziehung von Beispielen aus dem Balkankriege verzichten zu sollen, weil die darüber vorliegenden Nachrichten doch noch verhältnismäßig oberflächliche sind und weil es scheint, daß der reine Artilleriekampf so einseitig in den Vordergrund getreten ist, daß die dortigen Ereignisse gerade für unser Problem kaum ernste Lehren ergeben werden. Das Ergebnis der neuesten Kriegserfahrung ist somit nichts weniger als ausgiebig, und wir werden für die weitere Erörterung auf den Weg der Folgerungen verwiesen. General v. Bernhardi nennt zwar das Beispiel von Kiusan „besonders interessant nicht nur des Erfolges wegen, sondern vor allem deswegen, weil hier schon mit völlig modernen Waffen gekämpft und dadurch der Beweis erbracht wurde, daß auch unter heutigen Verhältnissen der Durchbruch möglich ist“***), dieser Umstand kam aber für die Einleitung bis zum Eindringen in die feindliche Stellung, wie wir gezeigt haben, kaum in Frage — eine Waffenwirkung fand überhaupt nur in beschränktem Maße statt. Die beiden Fälle in der Schlacht am Schaho bestätigen nur, was General v. Blume sagt†): „Der Durchbruch der

*) a. a. O., S. 180.

**) a. a. O., S. 230.

***) Vom heutigen Kriege. II, S. 78. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

†) Strategie, S. 168 u. 203. Ebenda.

Digitized by Google

feindlichen Front stößt auf die gleichen Schwierigkeiten an der Durchbruchstelle," wie der rein frontale Angriff, „und versetzt, wenn er dort gelingt, den Angreifer zunächst, und bis er sich Luft geschafft hat, in die bei der gesteigerten Feuerwirkung besonders mißliche Lage des von mehreren Seiten Umfaßten. Der taktische Durchbruch erscheint daher selbst für Truppen von überlegener Tüchtigkeit bei Tage nur noch unter ausnahmsweise günstigen Stärke- und Geländeverhältnissen ausführbar. Aber wenn er gelingt, sprengt er die Kräfte des Gegners in folgenschwerer Weise auseinander". (Für diesen letzten logisch unwiderlegbaren Satz fehlt allerdings noch ein modernes Beispiel, abgesehen von dem letzten Teile des Durchbruches von Kiusan.) Und weiter: „Wenn es dem Angreifer" beim Frontalangriffe „gelingt, hier und da in der Stellung festen Fuß zu fassen, so ist doch die Aussicht gering, diesen Erfolg zum Durchbruch und dadurch zu einem entscheidenden für die Gesamthandlung zu gestalten."

Für die in einem großen europäischen Kriege zu erwartende Massenschlacht fehlen uns die Erfahrungen, wir vermögen nur an frei erfundenen Beispielen uns eine Vorstellung zu bilden. Die Höchstleistung auf diesem Gebiete stellen die Arbeiten des Generals Freiherrn v. Falkenhausen dar. Hat er auch das Problem des Durchbruches noch nicht an einem Beispiele erörtert, so sagt er doch gelegentlich darüber*): „Der Durchbruch, auch dünnerer Aufstellungen, gestaltet sich jetzt entschieden schwieriger und verweist den Erfolg des Angriffs auf weit ausholende Umfassungen oder Umgehungen, wenn auch dem Durchbruch an geeigneten Stellen unter günstigen Umständen die Ausführbarkeit durchaus nicht abgesprochen werden soll". Bei der Beurteilung einer für die vorhandenen Kräfte zu ausgedehnten Stellung läßt Falkenhausen dann erkennen, daß er die Abwehr eines Durchbruchs auch unter dieser Voraussetzung „bei den jetzigen Verteidigungsmitteln" für leichter erachtet als die Abwehr von Umfassungen und Überflügelungen, wenn nicht genügende Kräfte zurückgehalten werden konnten. Nun ist es aber sehr bemerkenswert, daß derselbe Autor durch seine gründlichen Untersuchungen anderseits zu der Erkenntnis gelangt, „daß die Führung bei großen Massen die Wahl des Flügels, gegen den der Hauptstoß zu richten ist, nur bedingungsweise in der Hand hat. Sie wird auch in dieser Beziehung von den einleitenden Bewegungen stark beeinflußt. Diese aber werden in den meisten Fällen zu einer Zeit getroffen, zu der die Lage, ob der oder jener Flügel der günstigere ist, noch nicht zu übersehen ist. Zu völligem Wechsel lassen sich in späterer Zeit so große in Bewegung gesetzte Massen im

*) Der große Krieg der Jetztzeit. Studien über Bewegung und Kämpfe der Massenheere im 20. Jahrhundert. S. 124 u. 126. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Zeitabschnitte unmittelbar bevorstehender Entscheidung nicht mehr verschieben"*). Mit anderen Worten: Je größer und unhandlicher die Heeresmassen sind, desto schwieriger wird ihre zielbewußte Lenkung, vor allem aber jede Änderung des durch das erste Ansetzen der Bewegungen angedeuteten Angriffsplanes; desto schwieriger wird aber auch — unter Umständen schon allein mit Rücksicht auf den Raum — die von Moltke als Höchstleistung der Strategie bezeichnete Leitung der Operationen, so „daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter, kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt"**). Immer größer wird die Wahrscheinlichkeit, daß auf eine Umfassung angelegte Operationen wider Willen schließlich doch zur Frontalschlacht mit ihren großen Gefahren für den Angreifer führen. Dann tritt der Augenblick ein, in dem die „Aushilfe" eines Durchbruchs angebracht sein kann. Die aus Raummangel oder anderen Gründen in zweiter Linie folgenden Korps und Armeen können dabei Verwendung finden. Unter Umständen wird es leichter sein, sie als Reserven für einen Durchbruch an geeigneter Stelle einzusetzen, als rechtzeitig zu einer Umfassung.

Wir sind hiermit auf das operative Gebiet gelangt und müssen noch etwas dabei verweilen. Jener Moltkesche Satz geht von der praktisch bestätigten Auffassung aus, daß die operative Umfassung ganz unmittelbar in die taktische übergehen kann und daß hier die Grenze zwischen Strategie und Taktik völlig fehlt***). Anders verhält es sich mit dem Durchbruch. Der operative Durchbruch ist außer Zusammenhang mit dem taktischen, es sei denn, daß die beiden feindlichen Heere, zwischen die sich der Angreifer schiebt, sich so nahe aneinander befinden, daß die Lücke annähernd ausgefüllt wird und nach beiden Seiten ein Kampf entbrennt. Dann aber befindet sich das durchbrechende Heer in höchst übler Lage, sein Ziel ist verfehlt, das vielmehr das sein mußte, auf der inneren Linie über den einen Gegner — ungefährdet von dem andern — herzufallen†). Napoleons operativer Durchbruch auf Ligny stand in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Angriffsform in der folgenden Schlacht selbst, die General v. Wenninger in seiner schon erwähnten hochinteressanten Studie „das einzige Beispiel eines gelungenen taktischen Durchbruchs in all den 60 Napoleonsschlachten"††) nennt. Wenninger kommt zu dem Schluß, daß der operative Durchbruch in Zukunft zur taktischen Umfassung oder zum Flügelangriff führen wird†††).

*) a. a. O. S. 118/19.

**) Moltkes militärische Werke. II, 2. S. 210/11.

***) Vgl. hierzu Verdy du Vernois, Studien über den Krieg. III, 3. S. 143 ff. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

†) Vgl. v. Blume, Strategie. S. 360.

††) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 4. Heft 1913. S. 9.

†††) a. a. O. S. 47.

Digitized by Google

Sehen wir nun von dem aus der Gunst der jeweiligen Lage sich ergebenden Einbruch kleinerer Abteilungen in die feindliche Linie ab, der seinen Zweck erfüllt, wenn er den Frontalangriff der großen Masse fördert, so ergeben sich für den geplanten taktischen Durchbruch folgende Gesichtspunkte:

Nur von einem im großen Stile geplanten taktischen Durchbruch läßt sich ein Erfolg erwarten. Für die Stärkebemessung sind maßgebend das Bedürfnis möglichster Breitenentwicklung behufs Abschwächung der flankierenden Feuerwirkung von zwei Seiten und die Notwendigkeit starker Reserven zum Ersatz der durch den Einbruch mehr oder weniger aufgebrauchten Kräfte, insonderheit zur Abwehr von Gegenstößen und zum Aufrollen der Linie des Verteidigers nach beiden Seiten, endlich zur Fortsetzung des Durchbruches behufs Einwirkung gegen die feindliche Rückzugslinie. Daraus ergibt sich ohne weiteres eine ausgiebige Tiefengliederung; ob die Reserven hinter der Mitte oder hinter den Flügeln gestaffelt folgen, wird vom Gelände und von der Kenntnis der feindlichen Aufstellung abhängen. In der Regel wird sich ein größerer Kräftebedarf ergeben als bei einer Umfassung. Schon darum wird sich diese Angriffsform nur empfehlen, wenn man auf jene aus irgendwelchen Gründen verzichten muß und doch nicht in Gefahr ist, selbst umfaßt zu werden. Eine Verbindung von Durchbruch und Umfassung, die an sich sehr wirksam werden könnte, ist, abgesehen von grundsätzlichen Bedenken gegen das gleichzeitige Verfolgen von zwei Zielen (wie in der Schlacht am Schaho), nur bei außerordentlicher numerischer Überlegenheit denkbar. Da es anderseits aber für die Durchführbarkeit des Durchbruches sehr wesentlich ist, den Gegner um seine Flügel besorgt zu machen und zu entsprechender Verwendung seiner Reserven zu veranlassen, erscheint eine gleichzeitige Verwendung starker Kavallerie mit Artillerie zur Umfassung angezeigt. Wahrscheinlich wird die Kavallerie so mehr zu nützen vermögen, als durch eine allerdings verlockende Teilnahme am Durchbruch, zwar nicht im Sinne Napoleonischer Reiterei zur Mitwirkung beim Einbruch, sondern zur Ausnutzung des Erfolges. Woher die starken Reserven unter Umständen zu entnehmen sind, wurde bereits angedeutet — aus den in zweiter Linie folgenden Korps und Armeen. Ihre rechtzeitige Verwendung setzt den vorangegangenen Aufmarsch der vorderen Korps voraus und somit eine mehrtägige Schlacht. Der Zeitpunkt der Verwendbarkeit der Reserven ist außerdem von der Wahl der Einbruchsstelle abhängig, für die in erster Linie andere Gesichtspunkte maßgebend sind, als die Lage der Straße, auf der von vornherein in zweiter Linie Truppen folgten. Diese Stelle muß nach Maßgabe des Geländes und der Verteilung der feindlichen Truppen, namentlich nach der Aufstellung ihrer Reserven gewählt werden. Namentlich letztere ist veränderlich und

Digitized by Google

kann daher erst im letzten Augenblicke mit Sicherheit ermittelt werden. Die Aufklärung in der Front ist überdies schwieriger als die in den Flanken; sie wird fast lediglich den Luftschiffen und Flugzeugen zufallen, und es scheint, als werde dieses neue Aufklärungsmittel den Durchbruch begünstigen — sichtiges Wetter vorausgesetzt. Nach Ermittelung der geeigneten Stelle und Anordnung zweckentsprechender Maßnahmen zum Heranführen der Reserven kommt in erster Linie planmäßiges Erringen der Feuerüberlegenheit in Frage, auch Ausnutzung der Dunkelheit zum Vorführen der Infanterie au
kurz alle Anforderungen des F
Wir wissen, daß eine wirksam
bedingt und daß ein sogenan
dasselbe gilt für den nicht zu
angriffs*). Schließlich ist noc
beachteter Gesichtspunkt in 2
bestimmten Truppen können
die Einbruchsstelle hinaus auf
anderseits hört ihre Tätigkeit
Nahrung auf, und das Auffin
diesen Umständen ausgeschlosse
ist zweifelhaft, andere Fahrze
sicher, was er bei sich trägt,
forderungen an seine Kräfte
mitteln belastet werden als g
aller damit verbundenen Übel

Die Ansprüche an planmä
also sehr hohe, noch höher die
die in unvorhergesehenen Lage
zu treffenden Entschließungen.
muß verlangt werden. Imme
für eine erfolgreiche Ausführu
leitende ablehnende Auffassun
Gebiete der Truppenführung, n
diese Vorbedingungen indessen
die Massenschlacht der Zukun
gut tun, auch den planmäßig
Siege nicht zu verschmähen.
der Auffassung von der Überle
frontalem Angriff festzuhalten,
barn uns darum Schematiker

*) Vgl. Kriegsgeschichtliche Ei

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Moltkes Werdegang.

II.*)

Das erste Jahr als Chef des Generalstabes der Armee. 1857 bis 1858.

Mit drei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Prinz und Generalstabschef**) sahen sich vor neuen Aufgaben, beide in einem Alter, da andere sich nach Ruhe sehnen, beide gleich treu in der Arbeit, beide einfache nüchterne Naturen, die das Leben so nehmen, wie es ist, beide innerlich einander wohl noch fremd, aber sich doch bewußt, was sie voneinander hatten, bewußt auch der Diener, daß sein Herr vor der größeren, schwereren Arbeit stand, voller Anerkennung für den Takt, den er dabei zeigt. Bescheiden nur äußert Moltke selbst und ganz beiläufig auch über die eigene Arbeit, daß er in dieser ersten Zeit viel zu tun gehabt, um sich einigermaßen zu orientieren, doch kein Wort der Freude, des Stolzes, daß man ihn gerade auserlesen, der am wenigsten daran gedacht, aber auch kein Wort des Zagens, ob er der großen Aufgabe auch gewachsen sei.

Seine „Truppe" besteht aus 64 „Mann", die den sogenannten „großen", tatsächlich aber sehr kleinen Generalstab bilden; voll empfindet er die Wichtigkeit „der personellen Kenntnis"***) und geht sofort daran, eine Verjüngung des Offizierkorps in die Wege zu leiten, als leitendes Prinzip hinstellend, daß Jugend kein Hindernis, sondern eine Empfehlung mehr zu den höchsten Kommandostellen sein sollte. Ferner sollten Praxis in der Front und Generalstabsdienst wechseln; empfand Moltke doch selbst am meisten, was ihm und mit ihm einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Generalstabsoffizieren fehlte, die Kenntnis des praktischen Dienstes. Hierin mußte Wandel eintreten und der Prinz von Preußen stimmte den Vorschlägen seines Generals zu, die einen Wendepunkt in der Ausbildung der Generalstabsoffiziere bilden und grundlegend wirkten für die größere Frische und Tüchtigkeit der höheren Führer.

*) I. Teil siehe Beiheft 9/1913.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, IV., V., VI. Bd. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches, III. Bd. Marcks, Kaiser Wilhelm I.

***) 19. Dezember 1857. Denkwürdigkeiten, IV. Bd., S. 162.

Digitized by Google

Moltke selbst fehlte es allerdings trotz seiner Jahre nicht an Frische, doch er war eine Ausnahme ebenso wie sein Herr. Kaum hätte er sonst neben der dienstlichen Arbeit in Berlin die körperlichen Strapazen ertragen, die gleich im ersten Jahre an ihn herantraten. Im Januar 1858 begleitete Moltke den Prinzen Friedrich Wilhelm zu seiner Vermählung nach London; Anfang Juni, knapp genesen von einer im Mai überstandenen Krankheit, reist er zur Geländeerkundung für die am 8. September beginnenden Königsmanöver, denen vom 15. bis 30. Juli eine Besichtigung der topographischen Abteilungen in der Altmark und in den Hohenzollernschen Landen, im August ein Sommerausflug in die Salzburger Alpen vorausgeht, während sich den Manövern bis in den Oktober hinein eine Übungsreise des Großen Generalstabes von Liegnitz aus in Richtung Görlitz anschließt. Moltke ist also von Mitte Juli bis Anfang Oktober andauernd unterwegs. Das Provisorium als Chef hatte unterdessen am 18. September aufgehört, früher als Moltke erwartet, da er noch nicht Generalleutnant geworden.

Bald darauf, am 7. Oktober 1858, wurde sein Herr endgültig mit der Regentschaft betraut. Ungemein hatte der Prinz unter dem Provisorium gelitten, denn er war nur ausführendes Organ und mußte die eigenen Grundsätze hintansetzen, „die Frische eines neuen Regierungsantritts ist dabei verloren gegangen". Moltke, der stets die inneren Vorgänge im Staate mit Interesse verfolgt hat, folgte ihnen von Übernahme seines neuen Amtes an doppelt gespannt, wie dies seine dienstliche Stellung auch erforderte. Zwar zum persönlichen Eingreifen kam er vorläufig nicht, denn die schon damals vom Prinzen ins Auge gefaßte Heeresreform berührte sein Ressort nicht unmittelbar. Aber der Chef des Generalstabes der Armee muß sich allgemein — auch über die innerpolitische Lage — unterrichtet halten, da er sonst ein reifes Urteil über wirtschaftliche Fragen, wie z. B. die Entwicklung des Eisenbahn- und Kanalwesens, nicht gewinnen kann. Mag auch manche der in den Kammern behandelten Vorlagen der Interessensphäre des obersten Generalstabsoffiziers der Armee fernliegen, den Verhandlungen im allgemeinen zu folgen, ist seine Pflicht. Vermag er die innerpolitische Lage des Reiches und die Beziehungen desselben zum Auslande in bezug auf Handel und Industrie, kurz in kultureller Hinsicht, nicht zu beurteilen, um wieviel weniger würde er die beim Auslande zur Sprache kommenden Verhältnisse in Rechnung zu ziehen vermögen?

Bei Moltke bedurfte es keines Hineinarbeitens in die schwebenden Fragen, das beweisen die Briefe an seinen Bruder Adolf (12. und 19. Dezember 1857), in denen er beklagt, daß nicht Preußen, mit dem unerschütterten Kurs aller Staatspapiere, an Hamburg drei Millionen vorschieße, sondern Österreich, das seine Eisenbahnen verkauft und die

Digitized by Google

Armee reduziert habe, nur um sein Defizit zu decken. Eine andere Angelegenheit berührte Moltke sogar sehr nahe: wieder einmal beschäftigte den Bundestag die schleswig-holsteinische Frage. Energisch hatte der Prinz von Preußen in der seit Anfang 1857 schwebenden Beschwerde Holsteins über den Verfassungsbruch der dänischen Regierung Androhung bewaffneter Exekution gegen Dänemark verlangt und sie beim Bunde auch schließlich durchgesetzt. Moltke, ganz einverstanden hiermit, glaubt kaum*), daß diesmal fremde Mächte dem rebellischen Nordstaate gegen wirkliche Exekutionsmaßregeln deutscherseits helfen werden; selbst England scheine hinsichtlich dieser Frage aus seiner völligen Verblendung zurückgekommen zu sein. Jetzt war der General auf dem Posten, wo die Kenntnis des dänischen Landes, die späteren vielfachen Reisen dorthin, die vorzügliche Arbeit des Jahres 1834, die Ereignisse Ende der 40er Jahre zur Verwertung kamen, und es ist ein eigentümlicher Zufall, daß immer wieder, in welcher Stellung Moltke sich auch befand, dienstlich oder außerdienstlich ihm das Schicksal die Beschäftigung mit der alten Heimat gleichsam aufzwang. Vorerst kam es indes noch zu keinem kriegerischen Zusammenstoß, Moltke hoffte auf ein vereintes Handeln Preußens mit Österreich, wenngleich er seine Bedenken über die starke, populäre und rücksichtslose Partei, die sich in Kopenhagen am Ruder befindet, dem Bruder keineswegs verhehlt. Eine Operationsstudie für den Kriegsfall mit Dänemarck aus den ersten Jahren von Moltkes Wirken an der Spitze des Generalstabes fehlt zwar, doch beweisen Erkundungen von Generalstabsoffizieren im südlichen Teile des Herzogtums Schleswig die vorbereitende Tätigkeit des Chefs, der die Möglichkeit eines solchen Krieges in den Kreis seiner Gedanken zieht. Das Ergebnis der Erkundungen war insofern negativ, als Neuanlagen in den Danewerken nicht festgestellt werden konnten, die Reisen trugen indessen zur genauen Orientierung über ein künftiges Kriegstheater schon jetzt bei, was bei der Bedeutung der Werke in einem Kriegsfalle nicht zu unterschätzen war. Moltke bezeichnete (3. Dezember 1857) als Eröffnungszeit für einen Feldzug den Anfang des Winters als am vorteilhaftesten, „wo der diesseitige Handel weniger belästigt, die unmittelbare Kooperation der dänischen Flotte ausgeschlossen und die Gangbarkeit des Terrains weniger beschränkt würde", also denselben Gedanken, den er in seinen späteren Denkschriften ausführlicher darlegt.

Doch vorerst schienen andere, ernstere Gewitter am politischen Horizonte sich zusammenzuziehen.

*) Vgl. Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, IV. Band. (12. Dezember 1857).

Digitized by Google

Der Pariser Friede 1856 hatte zunächst äußerlich die beteiligten Mächte beruhigt, immerhin waren manche Fragen ungelöst geblieben, zu denen Österreich und England eine andere Stellung wie Preußen, Rußland, Frankreich einnahmen. Und im Innern Deutschlands bestand der alte Gegensatz zwischen den beiden Hauptmächten fort. Wie sein Herr wollte Moltke ein starkes mächtiges Preußen, das hatte er seit Jahren wiederholt ausgesprochen; instinktmäßig fühlte er auch, daß nur eine der beiden Großmächte die führende in Deutschland sein konnte, die Zeit eines Kampfes um den Preis war indes noch nicht gekommen. Augenblicklich drohte Preußen-Deutschland der alte Erbfeind, dessen Gelüste nach der Rheingrenze niemals ruhten; wenn auch Frankreich nach dem Jahre 1856 zunächst die Vernichtung der österreichischen Herrschaft in Italien zu erstreben schien — die Gefahr gleichzeitigen Vorgehens gegen die Rheingrenze blieb. Der Prinz von Preußen und General v. Moltke sahen das voraus, voll Mißtrauen blickte der Prinz schon lange auf den Abenteurer im Westen, und beide, Herr und Diener, gingen daran, die Stunde der Abrechnung vorzubereiten, Moltke gleichsam bewußt der Mahnung des Prinzen an den alten Freund Werder einige Jahre vorher (1853):

„Fleißig sein und tüchtig vorbereiten, damit wir gewappnet sind, wenn die Stunde schlägt."

Es ist bemerkenswert, daß den Anlaß zu dem ersten Operationsplan für einen Krieg mit Frankreich eine der Streitfragen mit Österreich bildet: die Wahrung des Mitbesatzungsrechtes von Rastatt*). Die Bezeichnung „Operationsplan" geht eigentlich zu weit, denn es ist nicht etwa eine eingehende Denkschrift, wie sie dem Chef des Generalstabes der Armee über die möglichen Kriegsfälle auszuarbeiten obliegt, sondern mehr eine gelegentliche Äußerung über das Verhalten Preußens im Falle eines Konfliktes mit Frankreich. Man darf daher nicht mit großen Anforderungen in bezug auf erschöpfende Darstellung an sie herantreten. Moltke hat überhaupt in diesem ersten Winter als Chef noch keinen eigenen ausführlichen Operationsplan entworfen, er stellte sich vielmehr, wie aus einem Schreiben an den Kriegsminister Grafen Waldersee hervorgeht, auf den Boden dessen, was er vorfand; und Moltke traf gewiß damit das Richtige, denn vorerst galt es, sich einzuarbeiten in das umfangreiche und schwierige Arbeitsgebiet.

Wenn sich demnach nur wenige neue Gedanken in dem Operationsentwurf finden, so ist dessen Entwicklung immerhin von Interesse, weil

*) Militärische Korrespondenz 1870/71 Nr. 1. — Akten des Kriegsarchivs. IV. 256. — Clausewitz, XVII. D. 1 bis 6. — Feldzugspläne vor 1857. — Akten des Geheimen Staatsarchivs.

Digitized by Google

er eben die erste Arbeit Moltkes überhaupt ist, die sich auf einen Krieg mit Frankreich bezieht. Um indes bei diesem Entwurf sowohl wie bei den späteren verstehen zu können, inwieweit General v. Moltke vorgefundene Operationspläne benutzt hat, und wo er eigene Gedanken zeigt oder ganz selbständig arbeitet, ist erforderlich ein

Rückblick auf die bis dahin ausgearbeiteten und von Moltke nachweisbar herangezogenen Denkschriften.

Erst dann läßt sich die Entstehung des schließlich 1870 zur Ausführung gekommenen Planes richtig beurteilen.

Im Jahre 1830 stellte General v. Clausewitz*) „Betrachtungen über den künftigen Kriegsplan gegen Frankreich" an, aller Wahrscheinlichkeit veranlaßt durch den Zusammenbruch der holländischen Herrschaft in Belgien, der die Gefahr eines französischen Angriffs auf Deutschland immer drohender gestaltete. Er schlägt eine Offensive nach Belgien vor und begründet sie folgendermaßen: Solange Belgien dem Könige der Niederlande gehörte, gab es keinen besseren Operationsplan gegen Frankreich, als wie er sich 1815 von selbst gemacht hat, nämlich mit der Hauptmacht an der belgischen Grenze, etwa an der Sambre, aufzutreten und einen kurzen kräftigen Stoß auf Paris zu tun, während Österreicher und Süddeutsche eine Nebenoperation auf Lothringen ausführten.

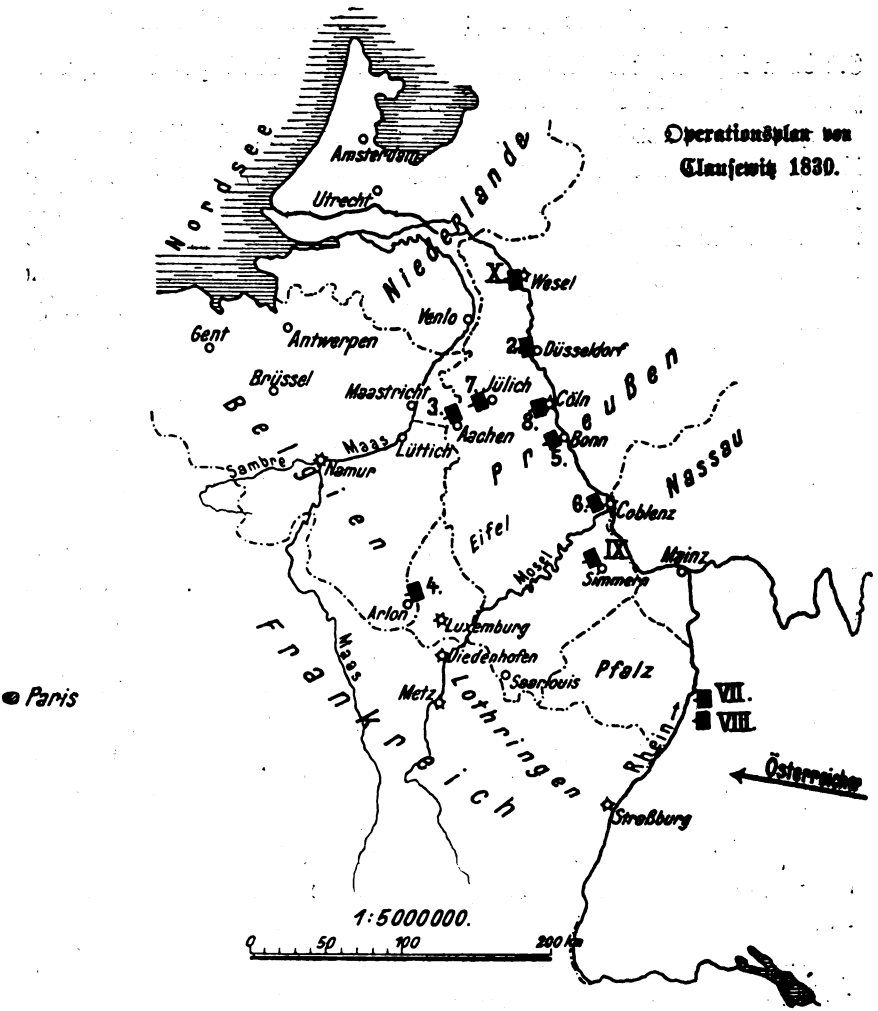
Auf Belgien sei jetzt (1830) nicht mehr zu rechnen, an eine Offensive auf Paris von Hause aus wie 1815 nicht mehr zu denken; allenfalls könne eine auf der Linie Mainz—Metz versammelte Zentralarmee (Preußen, Österreicher, Bundesstaaten, Holland) eine solche versuchen, indes abgesehen davon, daß sich diese Armee gegen Metz—Straßburg—Diedenhofen schwächen müsse, könne schon infolge der Mängel der Bundeskriegsverfassung kein durchgreifender Erfolg erwartet werden. Eine Offensive einer solchen Zentralmasse auf Lothringen würde zwar Süddeutschland einigermaßen schützen, keineswegs aber die preußischen Besitzungen am unteren Rhein; es müßten also Flügelkorps aufgestellt werden, und die beständige Rücksicht auf diese würde die Operationen der Hauptarmee lähmen.

Viel zweckmäßiger als eine Offensive gegen Paris oder nach Lothringen hinein sei eine solche gegen Belgien, das infolge seiner geographischen Lage — Umfassung durch Holland und Deutschland — leicht genommen und behauptet werden könne, sowie wegen der leicht zu gewinnenden Bevölkerung; ferner würden die Rheinlande dadurch gedeckt und die holländischen Streitkräfte am vorteilhaftesten verwendet, ebenso eine etwaige Mitwirkung Englands begünstigt.

*) Kriegsarchiv IV. 256.

Digitized by Google

Belgien sei somit „der eigentliche Gegenstand des Krieges". Clausewitz verlangt Trennung der Bundeskräfte in zwei Teile: Nord- und süddeutsche Armee, jene Preußen, IX. und X. Bundeskorps zur Eroberung von Belgien, diese VII. und VIII. Bundeskorps mit Österreichern zur Deckung des Rheins oberhalb Mainz, hierdurch herrsche bei der einen Preußen, bei der anderen Österreich vor, und zwar dort, wo



diese Staaten ihre natürlichen Interessen haben. Hierdurch sei eine gewisse Einheit des Handelns gesichert. Es könne die Frage entstehen, ob noch eine dritte große Masse an der mittleren Mosel aufzustellen sei.

Der Feind könne dort eine Invasion gegen den Rhein führen oder Luxemburg bzw. Saarlouis belagern; letzteres sei aber unwichtig, das wichtige Luxemburg dagegen könne sich zwei bis drei Monate halten.

Digitized by Google

General v. Clausewitz bemerkt hier allgemein, wo es sich um große Entscheidungen handle, müsse der Verteidiger seine Festungen vor die Front nehmen; wo man jede große Entscheidung fürchte, müsse man sich vor oder bei den Festungen aufstellen. Wenn also Luxemburg belagert werde, ohne daß man mit einer großen Macht in dieser Gegend stehe, so sei dies nur ein Vorteil.

Eine Invasion gegen den Rhein führe den Gegner nur zur Besitznahme unfruchtbarer Landstriche (Hunsrück, Eifel) und dann gegen die starke Festung Coblenz. Eine Offensive nach Belgien überbiete den Feind und werde jedenfalls einen „bedeutenden Teil seiner Macht schlagen", während er an der Mosel einen Lufthieb machen werde.

Der Schwerpunkt des Kriegstheaters, dem Belgien und die Mosel angehören, liege in Belgien. Dies treffe allerdings nur zu unter der Voraussetzung, daß die Franzosen dort eine namhafte Streitmacht hätten, daran sei aber gar nicht zu zweifeln.

Clausewitz hält hiernach die Aufstellung einer dritten Masse im Luxemburgischen für nicht gerechtfertigt; nur dann will er sie zugeben, wenn das Vertrauen der Süddeutschen zu Österreich, das dort nur eine schwache Macht aufgestellt hätte, wankend würde und Preußen zwänge, mit zwei bis drei Korps am Mittelrhein aufzutreten, um so die Süddeutschen an sich zu ziehen.

Angenommen, Preußen stelle am Mittelrhein drei Korps, am Niederrhein vier bis fünf Korps, der Bund dort zwei bis drei, hier ein bis zwei, dann hätten beide Armeen, abgesehen von den Österreichern, fünf bis sechs Korps = 120 000 bis 150 000 Mann.

Die südlichere — Mittelrhein- — Armee könne also schon mit Rücksicht auf ihre Stärke nicht rein passiv bleiben: entweder unternimmt sie eine ernstliche Offensive behufs Eroberung von Metz und Diedenhofen, was gleichfalls als Diversion wirkt, oder sie macht eine bloße Diversion, was auf dem Wege einer Invasion geschieht. Eine solche könne möglicherweise großen Erfolg haben, sei daher vorzuziehen; aber auch ein Scheitern sei kein Unglück, wenn nur die Hauptoperation in Belgien gelinge. Auf keinen Fall aber dürfe die Mittelrhein-Armee mit großer Behutsamkeit operieren.

Unter der Voraussetzung, daß sich die ganze norddeutsche Macht gegen Belgien wende, sei folgendes erforderlich: Überschreitung der Maas und Herstellung gesicherter Übergangspunkte über diesen Fluß, Sieg über die feindliche Hauptmacht in einer Schlacht; Wegnahme derjenigen Plätze, die der Armee in der Flanke bleiben würden (Venlo, Maastricht, Lüttich); Einnahme von Brüssel, Belagerung von Namur, Wirkung auf eine Kontrerevolution in Gent und Antwerpen; politische Bearbeitung des Landes zu Gunsten der oranischen Partei.

Digitized by Google

Clausewitz, der theoretisch die Defensive für die stärkste Form der Kriegführung erklärt, tritt demnach hier für energische Offensive ein.

Fast gleichzeitig mit ihm, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1830, spricht sich der maßgebende Faktor an leitender Stelle, General v. Krauseneck, in einem kurzen Aufsatz für anfängliche Defensive mit schließlicher Offensive aus*). Wenn auch Vorarbeiten — Marschtableaus — aus dem September 1830 für das VII. Armeekorps von Lippstadt auf Maastricht, für das VIII. Armeekorps von Coblenz auf Lüttich, an Clausewitz' Absichten eines Vorgehens nach Belgien erinnern — übrigens auch zu einer Zeit, wo Krauseneck das Memoire des Generals noch nicht kennen konnte —, so ist doch in dem eigentlichen Aufmarschentwurf und den Operationsabsichten auch nicht ein ähnlicher Gedanke. Der damalige Generalstabschef will drei Armeen aufstellen, vier Armeekorps am Niederrhein bei Cöln (VII., VIII., III. preußisches und X. Bundeskorps), drei am Mittelrhein bei Frankfurt (IV., V., VI. oder V., VI. preußisches und IX. Bundeskorps), dann IV. preußisches und VII., VIII. Bundeskorps am Oberrhein (östlich Landau) versammeln, während II., I. und Garde westlich der Elbe die Reserve bilden.

Nach Eintreffen der Österreicher sollen 16 deutsche Armeekorps der französischen Grenze von Straßburg bis Diedenhofen gegenüberstehen, wobei angenommen wird, daß das VII. und VIII. Korps sich bei Jülich—Trier versammeln, die Mittelrhein-Armee Teile eines Korps (event. IX. Bundeskorps) in die Rheinpfalz vorschiebt.

Die Franzosen rücken aber möglicherweise ohne förmliche Kriegserklärung vor, noch ehe unser Aufmarsch vollendet; alsdann weichen VII. und VIII. langsam aus, auch die Korps am Rhein sollen vor Überlegenheit auf die heranrückenden sich zurückziehen, dann aber mit konzentrierter Macht sich auf den Feind stürzen, seine Rückzugslinie fassen und ihn rastlos verfolgen.

Hiermit sind die Betrachtungen des Generals v. Krauseneck in diesem Jahre erschöpft, wohl aber tritt seine Tätigkeit bei den mit Österreich und den süddeutschen Staaten während der folgenden Jahre gepflogenen Verhandlungen über die Aufstellung der deutschen Streitkräfte für den Kriegsfall gegen Westen mehrfach hervor. Im südlichen Deutschland herrschte damals starkes Mißtrauen gegen Österreich, dessen Interessen zum größten Teil außerhalb der engeren Grenzen des deutschen Reiches lagen; denn die Ruhe in Italien bildete für das Wiener Kabinett die Hauptsache, Deutschlands Sicherheit spielte unterdes die zweite Rolle, waren doch Österreichs deutsche Provinzen gedeckt durch Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz. Angesichts der Gefahr eines strategischen

*) I A. 9. Vorarbeiten zur Zusammenziehung der preußischen Armee am Rhein.

Digitized by Google

Überfalls der Franzosen in süddeutsches Gebiet, der zu allen Zeiten am wahrscheinlichsten blieb, drangen die dortigen Regierungen*) auf Anschluß an Preußen und zeigten sich sogar bereit, ihre Korps statt auf den Lech in die Mainlinie zurückgehen zu lassen. Indes Preußen war zu loyal, um hinter dem Rücken Österreichs derartige Verabredungen zu treffen, die allerdings Gelegenheit geboten hätten, schon damals an die Spitze Deutschlands zu treten.

Die ersten Vorschläge Preußens verlangen bei den nunmehr ins Leben tretenden Verhandlungen, anfangs ohne, später mit Zuziehung der Süddeutschen, Aufstellung von drei Armeen**), die in der Natur der geographischen Verhältnisse liegen, wie Krauseneck sich ausdrückt. Eine preußische Niederrhein-Armee, eine österreichische Oberrhein-Armee, eine gemischte Armee (mittlere und kleine Staaten) am Main. Österreich steht auf einem anderen Standpunkt und verlangt zwei durch den Main getrennte Heere, nördlich Preußen mit IX. und X., südlich Österreich mit VII. und VIII. Bundeskorps. Auf den Einwand des mit den Verhandlungen am Wiener Hofe betrauten Generals v. Roeder, die Preußen könnten möglicherweise an der mittleren Mosel operieren, eine zweite Armee sei nötig, diese Operationen an der Saar zu unterstützen, eine dritte müsse den Oberrhein sichern und dort operieren, wollen die Österreicher in diesem Falle mit der Hauptmasse an die Saar rücken, unter Detachierung nach links. Der preußische Generalstabschef nimmt an den weiteren Abmachungen in Berlin teil und bestreitet insbesondere die Zweckmäßigkeit einer Zentralleitung vom Main bis Tirol bei Aufstellung von nur zwei Armeen. Die Notwendigkeit einer dritten Armee anerkannt, könne es sich nur um deren Zusammensetzung handeln. Jedenfalls müsse sie so stark sein, um selbständig einer feindlichen die Spitze bieten und eventuell die Offensive ergreifen zu können. Ferner erklärt General v. Krauseneck die Absicht der Süddeutschen, sich auf den Main anstatt auf den Lech zurückzuziehen, für geographisch viel berechtigter; keineswegs herrsche hierbei die Absicht vor, sich unter allen Umständen erst am Main, etwa bei Würzburg zu konzentrieren, nur die Richtung des Rückzuges sei hierdurch bezeichnet, falls man sich weiter vorwärts, am Neckar oder mittleren Rhein, nicht behaupten könne. Die Bildung einer mittleren Armee ergebe sich, auch wenn nicht beabsichtigt, hierdurch von selbst, die eventuelle Flankenstellung am Main gefährde außerdem Österreich nicht, sondern decke es durch Beherrschung der Linie nach Prag***).

*) Kriegsarchiv. Staatsarchiv.
**) Kriegsarchiv XVII. D. 1.
***) Kriegsarchiv XVII. D. 1.

Digitized by Google

Im Dezember 1832 einigte man sich mündlich auf drei Armeen: rechter Flügel zwischen Mainz und Düsseldorf, Preußen und X. Bundeskorps, Zentralarmee Würzburg, Preußen und VII., VIII., IX. Bundeskorps, linker Flügel Oberrhein oder Ausläufer des Schwarzwaldes die Österreicher. Diese hatten also nachgegeben, doch machten die erst im Sommer 1832 hinzugezogenen Süddeutschen das Resultat zunichte, indem sie unerwartet zu dem Schlußprotokoll Einwendungen erhoben. Zweifellos hätten sie das unterlassen, wenn die Kriegsgefahr noch so groß wie im Herbst 1830 gewesen wäre.

Die nächste Krisis trat 1840 ein. In der Zwischenzeit wurde der Operationsplan gegen Frankreich sowohl mit Österreich wie innerhalb der preußischen Organe erwogen. Hier sprach sich insbesondere General v. Grolman, kommandierender General in Posen, der die Beschlüsse begutachten sollte, unter Zustimmung Krausenecks für energische Offensive aus. Einen offensiveren Geist atmet auch der im übrigen an Krausenecks Vorschlag sich anlehnende, 1840 von Grolman verfaßte, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. durchgesehene Entwurf für die erste Aufstellung der preußisch-norddeutschen Streitkräfte der Armee, wenigstens wird für die „Niederrhein-Armee" eine sofortige Konzentration auf dem linken Rhein-Ufer geplant, auch soll die „Elb-Armee" gleich nach ihrer Versammlung entweder gegen Mittel- oder Niederrhein vorrücken. Dank dem Ministerwechsel in Frankreich und der dadurch geminderten Gefahr erreichte General v. Grolman die Zusicherung der aktiven Unterstützung. Der in Wien verabredete Kriegsplan ist merkwürdig und seine Annahme nur dadurch verständlich, daß, wie Grolman selbst zugibt, es vorläufig nur darauf ankam, alle verfügbaren Kräfte in der Hand zu haben, das übrige fand sich dann. „Endlich spielte Preußen eine führende Rolle, nachdem es in Deutschland die zweite, in Europa gar keine gespielt habe; es komme nur darauf an, mit Kraft, Entschlossenheit und Beharrlichkeit die Initiative zu ergreifen, um, an der Spitze stehend, die Schwächeren und Bedenklicheren fortzureißen, das Gesetz des Krieges zu geben und mit großen Taten zu endigen."

Das Verhalten der „Niederrhein-Armee" soll von dem Verhalten Belgiens abhängen; bleibt dieses nicht neutral, dann rücken die Preußen dort, sonst in die Niederlande ein; die „mittlere Armee", zwischen Mainz und Würzburg versammelt, soll sich à cheval des Rheins setzen, um die deutschen Länder zwischen Mosel und Saar zu decken und mit der „Oberrhein-Armee" Verbindung zu halten. Moltke bemerkt hierzu (ohne Daten) sehr treffend: „In der Wirklichkeit würde diese Mittelrhein-Armee natürlich mit der Niederrhein-Armee kooperiert und sich nach Lothringen gewandt haben, wodurch die »deutschen Länder« am besten gedeckt würden. Die Oberrhein-Armee könnte nicht besser Verbindung

Digitized by Google

halten, als indem sie aus dem Elsaß vorrücke, ihr sei indes eine durchaus defensive Rolle zugedacht; sie sollte eigentlich die österreichischen Staaten decken."

Die Oberrhein-Armee, VII. und VIII. Bundeskorps, entschlossen, das Rhein-Tal zu verteidigen, würde sich nämlich nach dem Entwurf am vorteilhaftesten zwischen Rastatt und Germersheim versammeln und dort sich mit dem IV. preußischen Armeekorps vereinigen.

Moltke fragt, warum nicht das I. österreichische Korps rasch vormarschiere.

Ob sich aber, heißt es ganz im Gegensatz zu dem eben Gesagten weiter, das VII. Bundeskorps am Schwarzwald aufstellen und daselbst die nachrückenden Österreicher erwarten, oder ob es sich auf dieselben zurückziehen soll, oder ob es die Oberrhein-Armee verlassen und sich in Vereinigung mit dem VIII. Bundeskorps am Neckar aufstellen will, hänge vom Korpskommando (Baden) ab. Die natürliche Angriffslinie des Feindes gehe über den Schwarzwald ins Donau-Tal, wodurch Ulm strategisch wichtig sei. Die nächste Bestimmung der Armee am Oberrhein müsse daher defensiv sein, während „strategische Bewegungen der Main-Armee zufielen". Moltke meint, dem Sinne nach sollen sich also wohl das VIII. Bundeskorps, unterstützt vom IV. preußischen, auf die Main-Armee, das VII. Bundeskorps auf die österreichische Hilfe nach Ulm zurückziehen, wo man abwarten will. Wird man dort angegriffen, so hat die Main-Armee die doppelte Aufgabe, dem Feinde in Süddeutschland in die Flanke zu gehen und gleichzeitig das preußische Vorgehen in Belgien zu unterstützen, soll also gegen Mosel und Donau, eventuell sogar Elsaß operieren.

Der Vertrag enthielt noch die Bemerkung, daß Österreich mit der Schweiz ebenso verfahren würde wie Preußen mit Belgien, und daß die preußische Reservearmee von der Elbe zur Ausfüllung der am Rhein entstehenden Lücke — wo, ist nicht gesagt — vorgehen solle; als zweite Reserve will Rußland 100 000 Mann stellen; endlich aber will man nur nach mehreren gewonnenen Schlachten in Frankreich vorgehen, am vorteilhaftesten bleibe es immer, dem in Deutschland eingedrungenen Feinde in die Flanke zu fallen.

1848 führt General v. Radowitz die Verhandlungen in Wien, als infolge der Februar-Revolution in Paris von neuem ein Angriff durch Frankreich droht. Die Versammlung der Streitkräfte bleibt im allgemeinen, wie 1840, nach den Umständen abgeändert; so muß wegen der Unruhen in Polen ein Korps der preußischen Reservearmee an der Warthe bleiben, die Oberrhein-Armee, VII. und VIII. Bundeskorps, wird bei Rastatt—Germersheim von Anfang an, wie Moltke schon zu 1840 vorschlägt, durch ein österreichisches Armeekorps (aus Vorarlberg) verstärkt,

Digitized by Google

während die österreichischen Haupttruppen langsam an den Lech rücken. Der Operationsplan hat in einigen Punkten eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von 1840, zeichnet sich indes wie dieser nicht durch übermäßige Klarheit aus. Neu ist, daß die politische Stellung der süddeutschen Staaten in Erwägung gezogen wird.

Die militärisch-politische Lage wiederholt sich ähnlich elf Jahre später. Frankreich könne mit seinen 350 000 Mann nur zwei ernstliche Angriffe unternehmen, einen gegen Italien, einen gegen Deutschland, eine dritte Operation könne nur eine Diversion sein. Der Angriff gegen Deutschland wird bei Wahrung der Neutralität Belgiens gegen den Oberrhein stoßen, dessen Armee nach Umständen gegen Neckar oder untere Donau ausweichen soll. Mittel- und Niederrhein-Armee sollen dann, erstere nach Entsendung eines Korps gegen den Neckar, auf die obere Maas operieren, den schwächsten Teil der französischen Grenze. Bei Verletzung der belgischen Neutralität und Absicht eines feindlichen Angriffs auf den Niederrhein rückt die Mittelrhein-Armee wie 1840 zur „Deckung der deutschen Gebiete zwischen Saar und Mosel sowie zur Verbindung mit der Oberrhein-Armee vor".

Bei einer bloßen Diversion gegen den Oberrhein genügen die drei Korps dieser Armee, um den Feind bis zum Heranrücken der Österreicher (Hauptarmee) aufzuhalten, alsdann Offensive gegen die obere Mosel unter Beobachtung gegen Straßburg.

Rücke dagegen Frankreich in die Schweiz ein, so sei eine strategische Schwenkung nach Süden nötig; VIII. Bundeskorps versammelt sich dann am rechten Rhein-Ufer zwischen Basel und Schaffhausen, VII. Bundeskorps und das österreichische ziehen an die obere Donau zur Vereinigung mit der österreichischen Hauptarmee. Mittelrhein-Armee geht in Richtung Mannheim über den Rhein, „um durch ihr Vorgehen zugleich den rechten Flügel der Verteidigung des Oberrhein zu decken". Niederrhein-Armee soll sofort gegen obere Maas offensiv werden.

Endlich ist der Fall vorgesehen, daß die Süddeutschen und die Mittelstaaten neutral bleiben oder mit Frankreich gehen. Dann will Österreich schon — Moltke bemerkt „erst" — an den Grenzen Böhmens, Oberösterreichs und Tirols beginnen und hierzu seine Gesamtmacht in Linie Braunau—Pilsen versammeln. Preußen soll entweder die Rheinlande und das rechte Main-Ufer halten oder „sich in Stellungen vorwärts der Elbe zurückziehen". Im ersteren Falle will Österreich aus Böhmen à cheval der Donau offensiv vorbrechen und gegen Ingolstadt „in steter enger Verbindung beider Ufer" von hier, je nach Umständen, entweder rechts Verbindung mit Preußen oder Vordringen über Ulm auf Rastatt oder in südlicher Richtung gegen die Schweiz. „Kräftigste Offensive der

Digitized by Google

österreichischen Hauptarmee sei dann nötig, während Preußen diese durch angemessene Flankenmanöver unterstützt."

Bei einem Rückzuge der Preußen auf die Elbe soll dagegen das Heer, auf das der Hauptangriff erfolgt, denselben annehmen, das andere den Flankenstoß ausführen.

Müßten beide Heere der feindlichen Überlegenheit weichen, so sollen: Preußen in eine Zentralstellung bei Dresden, Österreicher in eine solche bei Theresienstadt zurückgehen und dort verschanzte Lager errichten unter Verbindung beider auf dem rechten Elbe-Ufer. Der Feind werde dadurch von Berlin und Wien am besten abgelenkt. Nach Eintreffen von Verstärkungen wird Offensive beabsichtigt.

General v. Moltke nimmt wohl mit Recht an, daß Radowitz einen derartig konfusen Plan nur unterzeichnete, weil er wußte, daß doch alles anders kommen würde und daß vorerst wie 1840 die Hauptsache sei, die deutschen Streitkräfte auf den rechten Platz zu stellen.

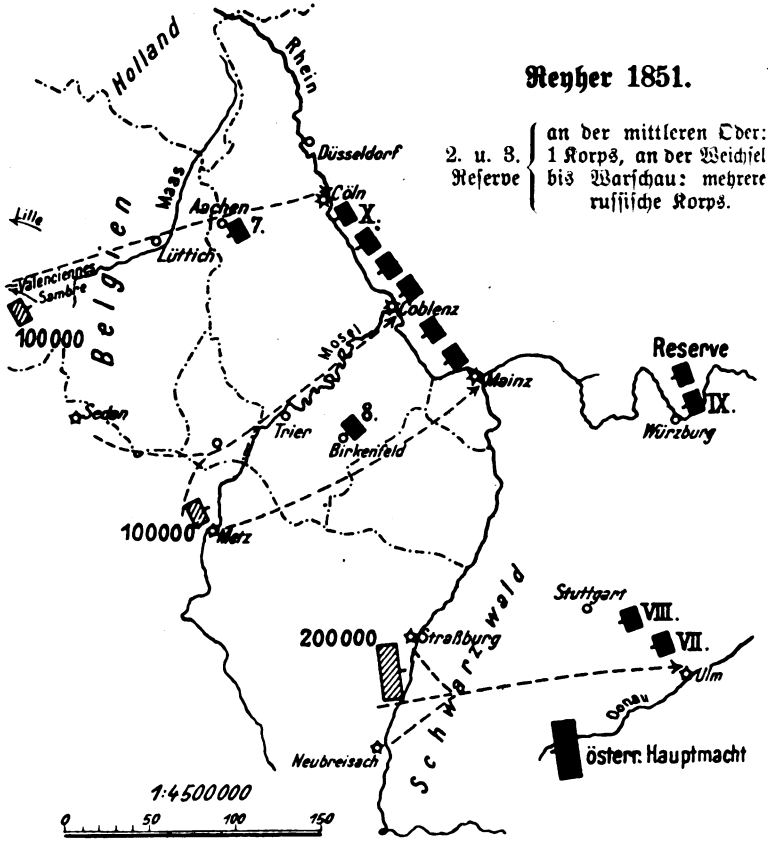
Im Herbst 1851 hatten die Zustände in Frankreich eine derartige Wendung genommen, daß es schien, als solle auch Deutschland in Mitleidenschaft gezogen werden. Wieder war es Preußens König, der das Wiener Kabinett zu gemeinsamen Maßregeln aufforderte und hierzu den General v. Reyher mit Aufstellung eines Operationsplanes beauftragte. Reyher zeichnet sich in diesem und allen späteren Entwürfen durch Klarheit aus; da, wo er politische Erwägungen anstellt, trifft er meist den Nagel auf den Kopf, und seine Gedanken über Operationen sind zum Teil genial zu nennen; vor allem aber zeigt er sich in Zeiten der Gefahr als energischer Vertreter der Offensive. Die höheren Führer 1866 und 1870/71 sind fast ausnahmslos, soweit sie Preußen waren, unter ihm junge Generalstabsoffiziere gewesen und haben eingestanden, wieviel sie durch ihn gelernt hätten.

1851 erwägt Reyher die vier verschiedenen Vormarschrichtungen der Franzosen von ihrer Basis Neubreisach—Straßburg—Metz—Sedan—Valenciennes—Lille aus: über den Schwarzwald auf Ulm; Metz—Mainz; Trier—Coblenz; Lüttich—Cöln, und hält mit früheren Entwürfen die über den Schwarzwald für die wahrscheinlichste, da Straßburg den Rhein-Übergang sichert, die Schweiz die Flanke deckt und in Süddeutschland sich Sympathien finden. Von den 400 000 Franzosen wird sich demnach die Hälfte bei Straßburg, je ein Viertel bei Metz und an der Sambre versammeln. Von den norddeutschen Truppenteilen sollen sich VII. bei Aachen, VIII. bei Birkenfeld, X. Bundeskorps bei Cöln, fünf Korps nordwestlich Mainz bis Cöln, ein preußisches Korps und IX. Bundeskorps als erste Reserve östlich Würzburg, ein Korps als zweite Reserve an der mittleren Oder, die Russen mit einigen Korps als dritte Reserve an der Weichsel bei Warschau, das VII. und VIII. Bundes-

Digitized by Google

korps zwischen Stuttgart und Ulm, die österreichische Hauptmacht an der oberen Donau aufstellen. Aus dieser ersten Aufstellung soll sich die weitere Konzentration, je nach den Nachrichten vom Feinde, ergeben, sei es, daß Preußen mit der Hauptmacht gegen den Oberrhein geht oder sich zwischen Mainz und Coblenz bzw. bei Cöln konzentriert.

Reyher macht hier auf die Benutzung der Eisenbahnen aufmerksam, ohne sich auf Details einzulassen.



Die Österreicher wollen, ähnlich wie 1831, eine große Zentralstellung am Mittelrhein, alle Kontingente umfassend, im Norden am Main sechs preußische Korps, im Süden zwischen Rastatt—Germersheim und Karlsruhe—Stuttgart fünf österreichische, zwei Bundes- und zwei österreichische Reservekorps. „Dann hätte man", so heißt es wörtlich, „350 000 Mann beisammen zu einer gemeinschaftlichen Offensive nach vorwärts, oder nach jener Seite, wo es nottun würde, zu einer großen Defensive bereit." Moltke bemerkt hierzu: „oder Retirade nach

Digitized by Google

rückwärts?" — Gleichzeitig wird aber auch der eventuelle Rückzug auf Ulm erwogen.

Nach Moltke war wohl der Sinn des ganzen Planes, daß die Österreicher einsahen, daß sie unmöglich bis Rastatt gelangen könnten, die Bundeskorps sollten daher auf ihre Hauptmacht ausweichen, die Preußen mit dem IX., X. Bundeskorps den Franzosen dabei in die Flanke fallen.

Zu einer Einigung kam es natürlich wieder nicht, im Gegenteil, das Verhältnis zwischen beiden Staaten wurde infolge innerer Schwierigkeiten in den nächsten Monaten so kühl, daß Reyher den Kriegsfall gegen Frankreich und Österreich in Erwägung ziehen mußte. Reyher ist hier, 3. Februar 1852, entschieden auf der Höhe strategischen Denkens und verrät Feldherrnblick. Er will mit der Hauptarmee, die an Elbe und Oder versammelt wird, sofort die Offensive gegen das zunächst drohende österreichische Heer ergreifen, dieses, unter Ausnutzung der anfänglichen preußischen Überlegenheit, schlagen und sich dann gegen die Franzosen wenden, diesen ebenfalls eine Niederlage bereiten. Die Begründung des kühnen Planes, der Napoleonisches Studium zeigt, ist eine eingehende und überzeugende. Gemeinsames Operationsobjekt für die Franzosen wie für die Österreicher wird Berlin bilden, gegen das erstere aller Wahrscheinlichkeit nach vom Oberrhein über Würzburg—Erfurt vordringen, während die Österreicher die kürzeste Linie auf dem rechten Elbe-Ufer wählen werden. Den Süddeutschen wird, wenn selbständig, nur eine Nebenrolle zufallen, sonst aber nur Anschluß an eine der Hauptarmeen bleiben. Für Preußen bilden Paris und Prag Operationsobjekte, Wien komme erst in Frage, wenn Prag besetzt sei. Hier hat wohl das Beispiel Friedrichs des Großen gewirkt. Nach Paris führen zwei Wege, die in Frage kommen und deren Benutzung von den Maßregeln des Feindes abhänge, über Trier, Verdun, Châlons und durch Belgien. Der dritte, die Kaiserstraße über Saarbrücken—Metz, sei wegen der eventuellen Nähe der französischen Konzentration am Oberrhein zu exponiert. Auf Prag will Reyher den kürzesten Weg, den durch das Lausitzer Gebirge und über Jungbunzlau, dem westlicheren durch das Erzgebirge und dem durch Schlesien vorziehen. Während hier die preußische Hauptarmee in drei Kolonnen vorrückt und durch den Sieg Freiheit des Handelns — wie Friedrich durch Roßbach — gewinnen soll, um alsdann, unter Ausnutzung der inneren Linie, auf die Franzosen vorzumarschieren, wird die Rhein-Armee entweder eine Offensivbewegung nach Frankreich machen oder aber vorläufig nur beobachten. Geht der Feind über Würzburg vor, dann sind Belgien, Holland und Rheinland sich selbst zu überlassen; die Rhein-Armee kotoyiert den Feind auf der Straße über Fulda unter steter Bedrohung seines linken Flügels

Digitized by Google

und Erschwerung des Marsches, eventuell bis zur Elbe. Gehen die Franzosen über den Rhein vor, so soll die Rhein-Armee über Fulda—Cassel oder Minden—Paderborn ausweichen. — Hauptsache bleibt immer, daß die beiden gegnerischen Hauptheere nacheinander einzeln geschlagen werden. Reyher läßt sich nicht auf andere Kombinationen ein als die, welche ihm am wahrscheinlichsten vor Augen schweben, denn Operationsgedanken müssen sich auf den Anfang des Krieges beschränken. Für diesen mußte er aber auch den Fall eines defensiven Verhaltens ins Auge fassen und schlägt gegen einen Vormarsch der Österreicher auf dem linken Elbe-Ufer über Wittenberg—Torgau eine Konzentration zwischen Wittenberg und Zahna vor mit der Absicht, über den Feind beim Überschreiten der Elbe herzufallen; gegen ein Vorgehen auf dem rechten Flußufer Konzentration bei Jüterbog, Dahme, Luckau und hier Herbeiführung der Entscheidung; gegen einen Marsch durch Schlesien Angriff preußischerseits an der Neiße oder am Bober.

Angesichts der während des Krimkrieges immerhin möglichen Einfälle der Russen, Österreicher und Franzosen, allerdings nur mit schwachen Kräften zur Störung einer etwaigen Mobilmachung, zog Reyher, 17. März 1855, Vorsichtsmaßregeln an den bedrohten Punkten in Erwägung, auch findet sich von ihm eine Denkschrift für den Kriegsfall mit Frankreich vor, die wahrscheinlich aus diesem Jahre stammt. Sie fällt indes gegen die vorerwähnte für den Krieg nach zwei Fronten sehr ab, enthält fast ausschließlich Berechnungen und zeigt in den Konzentrationspunkten große Anlehnung an die Krausenecks vom Jahre 1830. Neu ist die Idee, eine russische Ostseeflotte solle mit 20000 Mann Landungstruppen in der Nordsee erscheinen, um Holland zu unterstützen, Belgien zu bedrohen und Frankreich im Kanal eifersüchtig zu machen.

* * *

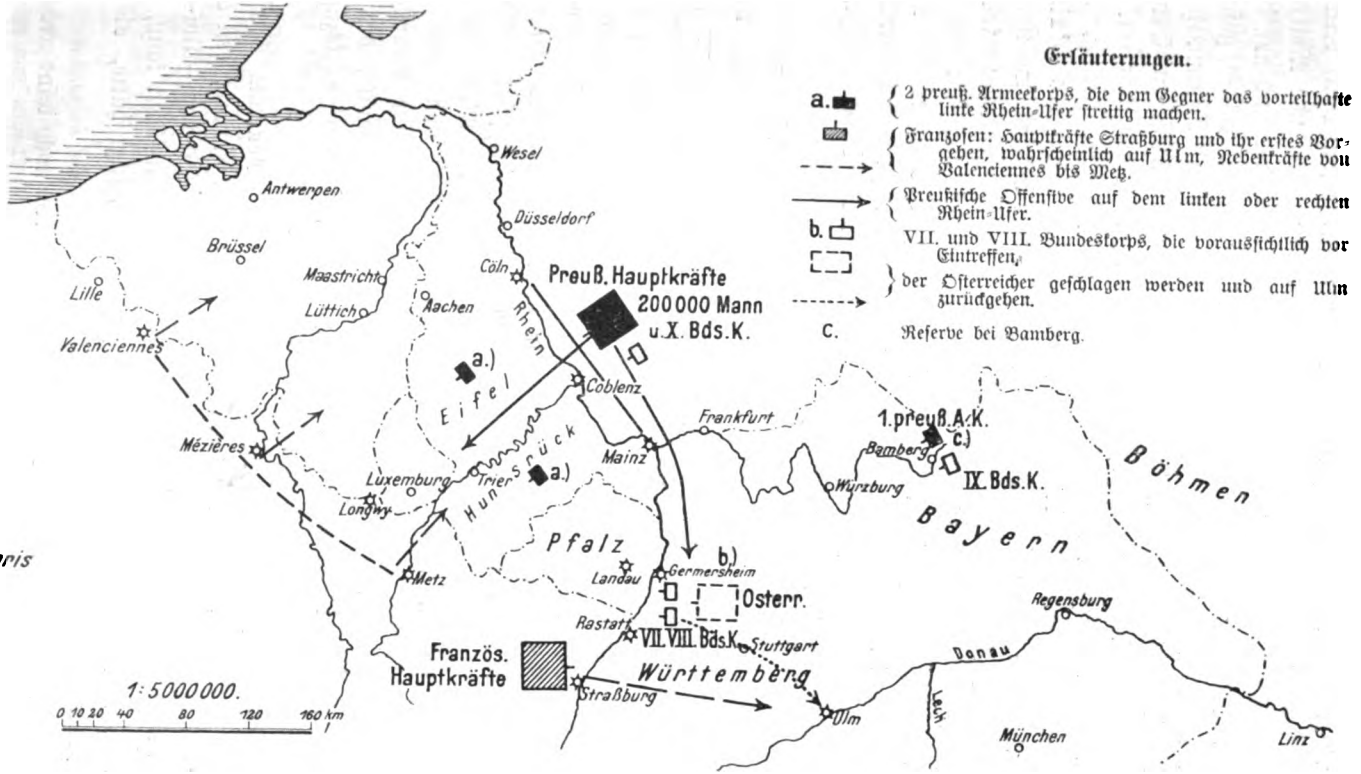
General v. Moltke*) fand somit 1857 ein äußerst reichliches Material vor, auf dem er weiter aufbauen konnte. Von Anfang an stellt er sich indes auf einen kühl abwägenden Standpunkt, seiner ganzen inneren Natur entsprechend. Wer erwartet hatte, daß Moltke sich sofort auf Clausewitz' oder Reyhers offensive Ideen einlassen würde, wird enttäuscht. Auf den Gedanken, *sofort* gegen Frankreich vorzugehen, kommt Moltke gar nicht, er nimmt vielmehr den Angriff von gegnerischer Seite als selbstverständlich an, von der Voraussetzung ausgehend, daß die Franzosen infolge der Anhäufung starker Truppenmassen in den nordöstlichen Provinzen und der größeren Entwicklung ihres Eisenbahnnetzes mit Überlegenheit und überraschend in Süddeutschland einfallen und Erfolge

*) Militärische Korrespondenz Nr. 1.

Digitized by Google

Denkschrift Moltkes 1857.

Darlegung des Aufmarsches, wie er verlaufen wird, nicht aber wie Moltke ihn in bezug auf Österreich und die süddeutschen Staaten wünscht.



Digitized by Google

erringen werden — übrigens ein Gedanke, der schon 1830 bekanntlich die Süddeutschen auf Seite Preußens getrieben hatte, wie Moltke auch hervorhebt. Seitdem haben sich die Verhältnisse geändert und auf die südlichen deutschen Staaten ist mit Sicherheit nicht mehr zu rechnen, geschweige denn auf Österreich. Der General vermag daher mit Bestimmtheit nur eine Operation der preußischen und norddeutschen Kräfte in Erwägung zu ziehen, die sehr einfach ist und an frühere Pläne erinnert. Zwei Armeekorps machen dem Gegner das linke Rhein-Ufer streitig, bis die Hauptmasse mit dem X. Bundeskorps zwischen Cöln und Mainz versammelt ist, dann Offensive rechts oder links des Rheins, wodurch jedes weitere Vordringen der Franzosen in Süddeutschland gehemmt wird. Also Defensive mit schließlicher Offensive, derselbe Gedanke, der sich bereits in dem Vorschlage Krausenecks 1830 ausspricht und später sich mehrfach wiederholte. Auf eine genaue Angabe der Konzentrationspunkte geht Moltke allerdings nicht ein, sie hätte dem Zwecke dieser gelegentlichen Äußerung auch kaum entsprochen.

Seinem Ideale von einer Truppenkonzentration würde es allerdings mehr entsprechen, wenn die Süddeutschen, wie 1831 beabsichtigt, nach dem Main zurückgingen und dort 300000 Mann vereint ständen — statt der nur 200000 Mann starken norddeutschen Macht. Nur verschleiert kommt hier die Vorliebe Moltkes für die Mainstellung zum Ausdruck, die beim Studium der früheren Feldzugspläne entschieden seine besondere Aufmerksamkeit erregt hatte. Aus welchen Gründen er sie bevorzugte, sprechen erst spätere Denkschriften für den Kriegsfall aus. Hier (1857) geht General v. Moltke näher eigentlich nur auf die schon 1831*) von den Österreichern vorgeschlagene Zentralstellung am Main ein, die er mit Reyher und Krauseneck als unpraktisch verwirft, ohne neue Gründe hierfür angeben zu können, denn der Einwurf, daß eine derartige Versammlung aller deutschen Streitkräfte nördlich und südlich des Mains eigentlich zwei Zentralstellungen mit ganz verschiedenen Rückzugslinien vertrete, hatte schon Clausewitz 1830 erhoben.

Neu an der ganzen Meinungsäußerung des Generals ist eigentlich nur der Hinweis auf den voraussichtlich günstigen Einfluß, den die ihrer Vollendung entgegengehende Eisenbahn Linz—München—Ulm—Stuttgart für den Aufmarsch der Österreicher eventuell ausüben kann, dieselbe Bahn, mit deren Bedeutung er sich schon beschäftigt hatte, als er die Generalstabssporen zu verdienen sich anschickte.

1857 machte. sich die Masse der Offiziere noch keine rechte Vor-

*) Nicht erst 1853, wie Moltke meint; er bezieht sich allerdings auf die augenblicklich schwebenden Verhandlungen.

Digitized by Google

stellung davon, wie Eisenbahnen*) militärisch zu verwenden seien. Es ist dies um so bemerkenswerter, als über 30 Jahre seit Erfindung der Lokomotive vergangen waren, über 20 Jahre, seitdem in Preußen maßgebende Stellen sich mit dem neuen „Hilfsmittel“**) für die Kriegführung beschäftigen. Die meisten Erfindungen brauchen ja allerdings erfahrungsgemäß eine gewisse Zeit, ehe sie in weiteren Kreisen Verständnis finden, geschweige denn sich einbürgern; anfangs werden sie teils über-, teils unterschätzt und erst Erfolge eröffnen ihnen den Weg in die Welt; letztere fehlten bis zum Amtsantritt Moltkes den Eisenbahnen, wenigstens hatte man sie bis dahin in größerem Maßstabe in einem Feldzuge noch nicht ausnützen können, und hierin ist wohl der Hauptgrund dafür zu suchen, daß das Verständnis für ihre militärische Verwertung nicht allein in Preußen, sondern auch in den anderen Staaten so gering war.

Bei der hervorragenden Rolle, die die Eisenbahnen in den letzten Kriegen gespielt haben, und bei dem Einfluß, den General v. Moltke auf die Entwicklung dieses Kriegsmittels geübt hat, möchte ein kurzer Rückblick***) auf die militärische Geschichte des Eisenbahnwesens in Preußen-Deutschland am Platze sein.

An den Generalstab trat die Eisenbahnfrage, wie die Akten ergeben, zuerst 1834 heran, wo General v. Krauseneck verlangt, daß neben den in Aussicht genommenen Bahnen die Chausseen nicht beeinträchtigt werden, da diese doch die meiste Sicherheit für die Operationen gewährten.

Im folgenden Jahre hatte sich zwar die Artillerie-Prüfungskommission (1. März 1835) mit Zeit und Kosten eines größeren Truppentransportes aller Waffen beschäftigt, aber es fehlten wegen mangelnder Bahnen praktische Erfahrungen, so daß Anfang 1836 (9. Januar) General v. Krauseneck auf eine Anfrage des Kriegsministers zwar im vollsten Maße von der Notwendigkeit eines schnelleren Truppentransportes in dem langgestreckten preußischen Staate überzeugt ist, nicht aber davon, daß der notwendige Geldaufwand auch den Zweck belohnen werde. Im allgemeinen neigt der General sogar zu der Ansicht, daß sich von den Eisenbahnen nicht so wesentliche Fortschritte für die Kriegführung erwarten lassen, daß es gerechtfertigt sein würde, vorzugsweise im militärischen Interesse ihre Anlage zu befürworten, macht aber doch auf die Bedeutung der Linien von Ost nach West aufmerksam.

---

*) Eisenbahnakten der Zentral-Abteilung, XXVI, 1 usw. von 1835 an. Augsburger Allgemeine Zeitung 1833 ff. Militärzeitung 1833 ff. Verschiedene Broschüren aus den 30er und 40er Jahren.

**) Vgl. Beiheft 5 zum Militär-Wochenblatt 1902.

***) Kriegsarchiv. N. M. 1. Moltke über die militärische Bedeutung der Eisenbahnen. (Bruchstück.)

Digitized by Google

In Süddeutschland verhielt man sich weniger ablehnend gegen die neue Erfindung und scheint Bayern überhaupt erst die preußische Regierung auf die eminente Wichtigkeit der Eisenbahnen in militärischer Beziehung aufmerksam gemacht zu haben, allerdings wohl weniger im allgemeinen, als zunächst im eigenen Interesse, denn es besorgte wieder wie 1836, Preußen würde das durch die projektierten Bahnen Paris—Metz bzw. Straßburg noch mehr gefährdete Süddeutschland im Stich lassen.

Endlich im Frühjahr 1836 schlug die auf Befehl des Königs unter Vorsitz des Generalstabschefs in Berlin zusammentretende Kommission, auf Grund des 1817 von Grolman entworfenen Chausseeplanes, Linien vor, die in den für Operationen vorteilhaftesten Richtungen und auf die deutschen Nachbarstaaten führten, außerdem aber solche, die die Verbindung zwischen ihnen herstellten. Hiermit war das preußisch-deutsche Bahnnetz im Grunde festgelegt und ist demnach auch ausgestaltet worden. Die von der Kommission außerdem angenommenen Prinzipien, daß Eisenbahnen aus rein militärischen Gründen sich nicht halten könnten, daß vielmehr militärische und kommerzielle Interessen meist zusammentreffen, also auch meist in einem gemeinsamen Bahnsystem sich zusammenfinden würden, behielten auch unter Moltke ihre Berechtigung; ebenso entsprach es seinen Ansichten, daß es nicht im Staatsinteresse liege, Eisenbahnen, die dem eigenen Lande voraussichtlich ersprießliche Dienste leisten würden, etwa aus dem Grunde nicht zu gestatten, weil sie dem Feinde im Laufe des Krieges möglicherweise einigen Vorteil gewähren könnten.

Nach 1837 tritt ein mehrjähriger Stillstand in der Entwicklung der militärischen Seite des Eisenbahnwesens ein. Erst das Jahr 1848 bezeichnet hierin einen Wendepunkt, sowohl in Deutschland im ganzen wie in Preußen im besonderen. Denn einmal erkannte der Bundestag die Eisenbahnen als ein Element der Wehrhaftigkeit an, dann aber trat mit dem Wechsel des Generalstabschefs in Preußen eine weniger einseitige Auffassung von dem strategischen Werte der Bahnen an maßgebender Stelle auf.

General v. Krauseneck war gestorben, ohne einen nennenswerten Aufschwung in dem Verständnis für die Bahnfrage zu dokumentieren.

Anders General v. Reyher, der im Gegensatz zu Krauseneck vor allem einsah, daß die Eisenbahnen in erster Linie für eine schnellere Beförderung von Truppen verwertbar seien; allerdings vermochte auch er diese bessere Einsicht in seinen Operationsentwürfen wegen mangelnder Erfahrung praktisch noch nicht in Rechnung zu ziehen, sondern mußte sich auf Vorschläge beschränken, deren Ausarbeitung noch dazu einer Zivilbehörde, dem Handelsministerium, oblag. Immerhin muß es als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß der Gedanke der Aus-

Digitized by Google

nutzung der Bahnen für den ersten Aufmarsch überhaupt eine praktische Gestalt anzunehmen anfing.

Das größere Verständnis des neuen Generalstabschefs zeigt sich vom ersten Tage der Übernahme der Geschäfte an, sowohl in seinen Anordnungen wie in seinen Gutachten, in beiden wurde er unterstützt durch die auch an den anderen leitenden Stellen*), im Kriegs- und Handelsministerium, zunehmende Einsicht für die militärische Verwertung der Bahnen. Kriegserfahrungen konnten allerdings nicht verwertet werden, denn weder in Italien noch in Ungarn, Schleswig und der Krim gab es Bahnen, und die in Baden vorhandene lag vor der Front; indes boten die Mobilmachungen 1848 und 1850 in Preußen und Österreich sowie die Konzentration 1850 im Lager von Olmütz (75000 Mann) Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln; immerhin hielt sich die Benutzung der Bahnen dabei doch entweder in bescheidenen Grenzen oder aber es fehlte, wie 1853, an einem geregelten periodischen Verkehr, man tastete sich vielmehr mit Hilfe des Telegraphen von Station zu Station, unter Beibehaltung des Friedensverkehrs, weiter.

In einem Gutachten vom 28. Mai 1851 entwickelt General v. Reyher weitsehende Gedanken. In erster Linie erkennt er den Wert der Eisenbahnen für die Operationsbasis an, für Defensive oder Offensive, sei es gegen Osten oder am Rhein: Erst die Eisenbahnen geben der Basis die Vollendung, sie verbinden die festen Punkte, erhöhen die Abschnittsverteidigung, steigern den strategischen Wert, da sie Verschiebungen nach gefährdeten Punkten ermöglichen. Mit Entschiedenheit wendet sich der Generalstabschef gegen jedes Bahnprojekt, das uns in keiner Beziehung Nutzen, dem Feinde aber nur Vorteil bringt. Als Hauptbedingung seiner Zustimmung von Bahnanlagen im Innern verlangt Reyher wiederholt Schutz derselben durch Festungen.

General v. Moltke fand immerhin ein reichhaltiges Material an vorbereitenden Arbeiten über die Ausgestaltung der Eisenbahnfrage vor, wenn auch das Hauptproblem, die praktische und systematische Verwertung der Bahnen bei Mobilmachung und Aufmarsch sowie während des Krieges, noch zu lösen war. Glückliche Umstände fügten es, daß es Moltke bereits anderthalb Jahre nach seinem Amtsantritt vergönnt war, den ersten Versuch zu wagen, das Problem in der Mobilmachung des eigenen Heeres zu lösen und gleichzeitig praktische Studien in der militärischen Ausnutzung des neuen Kriegsmittels bei zwei großen sich bekriegenden Nachbarreichen anzustellen. Bis zu diesem Zeitpunkte indes brauchte er nur aufzubauen auf dem, was er vorfand, und so fußen

*) Auch der Prinz von Preußen beschäftigte sich mit der Eisenbahnfrage. Kriegsarchiv. XVII. C. 7.

Digitized by Google

seine Gutachten auch häufig auf denen seines Vorgängers, die er mehrfach auch ausführt. Bedauerlicherweise ist indes sein erstes Gutachten vom 11. November 1857 (über den Nutzen der Eisenbahnen im Kriege und über die Deckung derselben durch fortifikatorische Mittel) nicht mehr aufzufinden. Doch wenige Tage später, bei Gelegenheit eines Urteils über eine Rheinbrücke bei Bingerbrück, 21. November 1857, spricht sich der General auch über die Anlage von Befestigungen (Sperrpunkten) zum Schutze von Eisenbahnen und von festen Eisenbahnbrücken über große Ströme aus, auch später im allgemeinen mehrfach und gleichmäßig über den Nutzen der Bahnen im Kriege, so daß mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen ist, daß abweichende Gedanken in dem fehlenden Schriftstücke nicht vorhanden waren, immerhin besaß diese erste Äußerung historischen Wert.

Vom 21. November 1857 an sehen wir bei Moltke als in erster Linie maßgebend für derartige Neuanlagen den strategischen Gesichtspunkt, den immer wieder, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, zu wiederholen er nicht müde wird.

Bei der wichtigen Frage einer Hinüberführung von Bahnen über große Ströme bezeichnet Moltke, wie Reyher am 21. Dezember 1855, als vornehmste Pflicht einer sorgsamen Landesverteidigung die Neuanlage von Festungen oder aber die Führung der Bahnen durch vorhandene feste Plätze. Entschieden sträubt er sich gegen den Bau einer Rheinbrücke bei Bingerbrück, da die Bahn von Metz, die, ohne unsere Festungen zu berühren, an den Rhein heranführe, eine große Gefahr bilde*). Selbst wenn die Brücke entweder fortifikatorisch verstärkt oder für Sprengung vorbereitet, auch wenn St. Johann fortifikatorisch verstärkt werde, so genügten diese Maßnahmen höchstens, um den Feind aufzuhalten. Überhaupt warnt Moltke davor, den Wert fortifikatorischer Neubauten zur Sperrung von Eisenbahnlinien zu überschätzen**), die nur Kosten bereiten und durch die notwendigen Besatzungen die Armee schwächen, und mahnt zur Vorsicht und Sparsamkeit. Berechtigt hält er sie nur auf den Hauptlinien und an Punkten, in denen ein ganzes System von Schienenwegen sich vereine und die in Verbindung mit voraussichtlichen Truppenaufstellungen gedacht werden können und durch größere Geländeabschnitte gegen ein Vorrücken des Feindes gesichert sind***). Auch sonst entwickelt der General in dem ersten Gutachten vom 21. November 1857 Ansichten, die man gleichsam als sein Glaubens-

*) 15. Juli 1842 hatte sich General v. Krauseneck im Grunde gegen die Linie ausgesprochen, aber aus Rücksicht für das Kohlengebiet bei Saarbrücken seine Zustimmung gegeben.

**) Ähnlich 5. März 1858.

***) 5. März 1858. Zentral-Abteilung XXVI. 2. 5.

Digitized by Google

bekenntnis über die schwebende Frage ansehen möchte, das sich hier zu einem Gemälde erweitert, das den Vormarsch der Franzosen die Nahe abwärts auf den Rhein zum Gegenstand hat: Die Bahnen, die der Feind finde, seien, selbst wenn sie nicht zerstört wären, unbenutzbar; in gefechtsbereiten Kolonnen müsse er einen gebirgigen und auch von uns auf dem Rückzuge streitig gemachten Landstrich durchziehen, seinen ersten strategischen Aufmarsch am Rhein bewirken und die Festungen einschließen, um dann zu neuen Operationen überzugehen. Hierzu habe er Zeit nötig, die aber hinreiche, den Posten bei St. Johann zu bewältigen, die beschädigte Eisenbahn provisorisch herzustellen und seine eigenen Betriebsmittel auf dieselbe zu bringen. Nun erst werde die Bahn von Metz nach Bingerbrück ihm nutzbar und im hohen Grade vorteilhaft, zunächst um mit Leichtigkeit das Material zu einem Rheinübergang bei Bingen herbeizuschaffen; gelinge dies und vermöge der Feind das rechte Rheinufer zu besetzen, dann sei auch die Heranführung des Belagerungsmaterials gegen Coblenz—Mainz und weiteres Vordringen möglich. Mit einem Male wird auch dem Laien klar, daß Bahnen auf dem eigentlichen Kampffelde, vor der Front der Armeen, gar keinen operativen Wert haben, und ebenso daß der Angreifer sie erst dann mit einiger Sicherheit benutzen kann, wenn er den Landstrich vollständig besetzt hat, durch den er zieht, also erst die Bahnen im Rücken der vordringenden Armee verwendbar sind. — Moltke öffnet somit durch einfache chronologische Darstellung der Ereignisse beim Vorgehen der Franzosen auch dem Blinden gleichsam die Augen. Gleichzeitig bildet diese Skizze den Grundgedanken zu einem Teile des Operationsplanes der feindlichen Seite, wie der Generalstabschef ihn damals sich dachte und in den ersten Denkschriften mit geringen Variationen zur Sprache bringt.

Weitere Sätze aus dem erwähnten Gutachten folgen am besten in dem Wortlaute, denn knapper und treffender als dort dürften sie kaum wiedergegeben werden können, und ihre Wiedergabe ersetzt die Besprechung, denn die Sätze sprechen für sich und bleiben Fundamentalsätze:

„Eisenbahnbrücken über die großen Ströme, welche die Hauptverteidigungsabschnitte der Monarchie bilden, haben ihre Bedeutung nicht allein als Teile der Schienenwege, sondern als Brücken überhaupt. Der Eisenbahnverkehr bewegt sich in einem für diesen nicht endenden Defilee, eine Truppenabteilung dagegen, die eine Brücke passiert hat, findet ein Terrain, in welchem sie sich entwickeln und unabhängig von aller Eisenbahn weiter operieren kann."

Selbst vom nationalökonomischen Standpunkte aus findet es der General bedenklich, Bauten, die enorme Summen kosten, wie die großen Flußübergänge, an Punkte zu legen, wo sie der Gefahr der Zerstörung bei kriegerischen Eventualitäten so sehr ausgesetzt sind. Man solle nicht

vergessen, daß das Zerstörungswerk meist in die Hand eines untergeordneten Führers gelegt werden müsse, dem dadurch eine ungeheure Verantwortung aufgebürdet werde.

Die Frage der Bahnzerstörungen behielt General v. Moltke auch weiter im Auge. So nahm er bald nach der Mobilmachung 1870 Veranlassung, darauf hinzuweisen, daß eine ungerechtfertigte Zerstörung einzelner Eisenbahnstrecken für die Konzentrierung der Armee eventuell gefährlich werden könnte.

Politisch-strategische Gründe bestimmen den Generalstabschef wenige Tage nach Verwerfung der Brücke über die Nahe-Mündung auch gegen eine Verbindung der Stromufer zwischen Baden und der Schweiz in der Gegend von Waldshut sich auszusprechen, denn da Deutschland nicht mit Sicherheit auf Beachtung des neutralen Gebietes seitens der Franzosen*) rechnen durfte, so lag die Gefahr einer Flankierung der Truppen in Baden und Württemberg durch ein in der Schweiz vordringendes feindliches Heer gleich im Beginn des Feldzuges klar vor Augen, auch wurde, trotz der zwischen Basel und Bodensee schon vorhandenen zehn Rheinbrücken, erst durch die projektierte eine Überführung französischer Betriebsmittel auf deutschen Boden ermöglicht**). Zum mindesten verlangt Moltke — übrigens ebenso wie Reyher in ähnlichen Fällen, wo der Bau aus anderen Gründen nicht zu verhindern war — die Anlage von Sprengvorrichtungen.

Wie im Westen gegen den Erbfeind, so kam auch an der langgestreckten Grenze gegen Österreich-Sachsen die Notwendigkeit fortifikatorischen Schutzes der Bahnen zur Sprache, wo bei Gelegenheit der noch nicht erledigten Bahnverbindung Berlin—Wien Moltke sich wiederum ganz auf den Standpunkt seines Vorgängers stellt und die durch Glatz und Schweidnitz beherrschte Linie für Defensiv- und Offensivoperationen als sehr wertvoll***), dagegen die durch die Lausitz, „den voraussichtlichen Kriegsschauplatz", führenden und weder durch Terrainabschnitte noch durch Festungen gedeckten Linien†) als im hohen Grade nachteilig bezeichnet, insbesondere müßte die westliche, bisher drei Meilen von Torgau entfernt angelegte Linie in dem Bereich dieser Festung angelegt werden. Endlich verwirft Moltke aus denselben Gründen die österreichischerseits projektierte Verbindung Josefstadt—Trautenau—Waldenburg, die sogar als Operationslinie auf beiden Kriegstheatern — Schlesien

*) Die Stimmung der Schweizer für den Fall eines Einmarsches der Franzosen zu ergründen, wurde im Frühjahr 1858 ein Offizier dorthin gesandt. (27. Mai 1858.)

**) 24. November 1857.

***) Reyher 1. Februar 1855. — Moltke 2. Juni 1858.

†) Löbau—Görlitz—Kohlfurt—Berlin. Löbau—Röderau—Jüterbog—Berlin.

Digitized by Google

und Lausitz — anzusehen sei, da sie dem Feinde nicht nur ermögliche, Streitmittel gegen unsere linke Flanke in der Lausitz vorzuführen, sondern auch unter Umgehung von Glatz und Schweidnitz Belagerungsmaterial direkt vor Schweidnitz und Breslau zu schaffen.

Nicht ganz im Einklang mit Reyher — 17. Juni 1856 — ist Moltke — 12. Oktober 1858 — in der Abwägung des militärischen Wertes zweier Linien, die für Gewinnung einer zweiten gesonderten Eisenbahnkommunikation von der Weichsellinie rückwärts zur Oder und nach Berlin vorgeschlagen waren*). Während Reyher beide Strecken für gleichwertig erklärt hatte, tritt sein Nachfolger für diejenige ein, die zugleich die Festungen Danzig—Colberg—Stettin direkt miteinander verbindet, verwirft indes die andere, da Colberg und Posen über Stargard—Kreuz ziemlich direkt verbunden, der Verbindung von Colberg und Thorn aber kein strategischer Wert beizumessen sei.

In dieser Entscheidung ist dem General v. Moltke gewiß zuzustimmen, sie läßt die richtige Beurteilung der im Kriegsfalle gegen Osten voraussichtlichen Hauptoperationslinien erkennen und bestätigt anderseits indirekt, daß General v. Reyher als Hauptgesichtspunkt bei Bahnanlagen mehr die Verbindung von Festungen überhaupt, als das Verhältnis der betreffenden Bahn zur strategischen Lage im Auge hatte**). Endlich dürfte das voneinander abweichende Urteil der beiden Generale indirekt auch die Schlußfolgerung rechtfertigen, daß ihre Ansichten über den Wert der Festungen auseinander gingen. Auch in anderen, die Landesverteidigung berührenden und durch Eisenbahngutachten hervorgerufenen Fragen waren Reyher und Moltke nicht immer einer Ansicht. So äußert ersterer, wohl durch den Krimkrieg beeinflußt, bei Beurteilung der Bahn Naugard—Colberg, man solle sie nicht zu nahe an die Küste legen, denn Landungen größerer Truppenmassen hätten an „Zuverlässigkeit" zugenommen (28. Oktober 1854). Moltke ist am 2. März 1858 in einem Gutachten über eine gepanzerte Küstenbahn im Gegenteil zu seinem Vorgänger der Ansicht, daß derartige Landungen für unsere Verhältnisse weniger zu fürchten seien, da sie bald auf zahlreiche und kampfbereite Streitmittel stoßen würden. Moltke glaubt vielmehr, daß die feindlichen Flotten unsere Häfen blockieren und den Handel zu zerstören suchen werden, und verlangt dafür Anschaffung einer eigenen Flotte.

Jene vom russischen Oberst Lebedeff vorgeschlagene Küstenbahn beabsichtigte, die Küsten gegen den Angriff feindlicher Flotten nicht wie bisher durch Strandbatterien, sondern durch eine bewegliche Batterie von zahlreichem Geschütz schweren Kalibers rechtzeitig und an jedem Punkt

*) Cöslin—Danzig und Belgard—Schneidemühl.

**) Vgl. S. 403.

Digitized by Google

zu schützen. Moltke erkannte in dem Vorschlag den richtigen Gedanken an, an dem durch die Flotte bedrohten Punkte schnell eine mächtige Batterie zu versammeln und so die bisher auf die Strandbefestigungen angewiesene rein passive Verteidigung aktiver zu gestalten. Bedenken gegen die damals allerdings völlig neue Idee mußten aber einmal die Kosten dieser ersten, für militärische Zwecke erbauten Bahn erregen, für die man an einer schwierigen Küste gewiß an jedem irgend wichtigen Punkte die ausgedehntesten Befestigungsanlagen ausführen konnte, dann aber hegt Moltke Zweifel am rechtzeitigen Eintreffen der beweglichen Batterie und weist darauf hin, daß eine Flotte unter dem Schutze der Nacht oder des Nebels stets in der Lage sei, überraschend aufzutreten, daß ferner jede kleine, wohl nicht zu verhindernde Zerstörung der Bahnlinie das Eintreffen der Batterie vereiteln würde.

Der General hatte hier zum ersten Male als Chef des Generalstabes der Armee Gelegenheit, sich zu einer Frage dienstlich zu äußern, die ihn in den folgenden Jahren mehrfach in Anspruch nahm und nach seinem eigenen Geständnis sehr interessierte, nämlich zur Verteidigung der norddeutschen Küste. Abgesehen von dem zutreffenden Urteile über die neue Erfindung ist hierbei in erster Linie festzustellen, daß Moltke eine Forderung erhebt, die nach seinen Erfahrungen in der Tüttei, seinen Studien der verschiedenen Kriege, bei denen der Marine eine wichtige Rolle zufiel, allerdings kaum wundernimmt, die aber gerade damals von Bedeutung ist, als die Schaffung einer Flotte bald zu einer brennenden Frage angesichts des immer mehr in Aussicht tretenden Kampfes mit Dänemark wird, eine Forderung, die der General außerdem in den folgenden Jahren wiederholt erhebt. Auch heute noch ist jene Forderung Moltkes vom 2. März 1858 nicht nur historisch interessant, weil sie eben von Moltke ist, sondern auch deshalb, weil sie selbst nach Schaffung einer allerdings sehr bescheidenen Flotte in erweitertem Maßstabe noch heute eine akute bleibt und auch die Verwendung der Flotte die gleiche sein wird, wie der Generalstabschef sie damals voraussah, denn Deutschland kann auch heute nur an „Abwehr" zur See denken und muß sich bescheiden, wenigstens so stark zu werden, um die Blockade seiner Häfen und damit Lähmung seines Handels zu hindern.

Bei seiner „Truppe" fand der neue Chef noch recht verworrene Ansichten über die militärische Verwendung der Eisenbahnen*); hier klärend zu wirken, gaben die Übungsreisen und deren Beurteilung willkommenen Anlaß.

*) Manöverakten der Zentral-Abteilung des Großen Generalstabes. Akten der Übungsreisen. Magdeburger Akten (Kritiken von Berlin aus 1858). Kriegsarchiv N. M. 2.

Digitized by Google

Aber auch in allgemein taktischer Beziehung fand der General bei den Arbeiten seiner Offiziere eine Fülle von Stoff zu aufklärender Belehrung. Näher auf die einzelnen Fälle einzugehen, kann nicht Aufgabe einer Studie sein, die die Entwicklung des Feldherrn sich zur Aufgabe stellt; nur soweit darf sie sich mit ihnen beschäftigen, als es darauf ankommt, die Ansicht des Feldherrn über bestimmt taktische Begriffe und Auffassungen, über Befehlserteilung sowie über Fragen von allgemeiner Bedeutung festzustellen, Ansichten, die ein besonderes Interesse gerade in dieser Zeit gewinnen, wo die 1848 begonnene Neubewaffnung der preußischen Linientruppen mit dem Zündnadelgewehr*) ihrer Durchführung entgegensah.

Eigentümlich berührt es heute, wenn General v. Moltke auseinandersetzen muß**), daß man nicht in der Ordre de bataille marschieren könne, daß diese ein für allemal gegeben und nicht wandelbar sei: sie vermittele die Befehlserteilung, die Überweisung der Bedürfnisse, die innere Verwaltung der Truppen, könne daher nicht willkürlich geändert werden, auch nicht durch etwaigen Wechsel der Personen oder durch zeitweise Trennung der Heeresteile. Die so organisch gegliederte Armee müsse aber für den jedesmaligen taktischen Zweck noch besonders formiert werden, dies geschehe durch die Marschordnung***). Doch dringt Moltke darauf, Bataillone, Regimenter und Batterien nicht ohne Not zu zerreißen. Eine Ausnahme macht er darin für die Avantgarden, wobei ihm die preußischen des Jahres 1813 als Ideale erscheinen, die nicht aus kompletten Brigaden, sondern aus Bataillonen aller Brigaden bestanden und neben Schonung der Truppen den großen Vorteil hätten, daß ohne Beeinträchtigung der Altersverhältnisse die geeignetste Persönlichkeit mit der Führung beauftragt werden könnte. Vor allem schwebt dem General wohl der ihm äußerst sympathische und vorbildliche Katzeler vor, auf dessen erfolgreiche Tätigkeit an der Spitze der Avantgarde der Schlesischen Armee Moltke wiederholt, nicht nur in dieser ersten Chefzeit, als vorbildlich hinweist. Auch für die schwierige Kunst der Befehlserteilung, bei der er Dispositionen (der Oberkommandos) und Befehle unterscheidet, werden die Vorgänge des Jahres 1813 herangezogen. Moltke nennt die Befehlserteilung die Kunst, das Resultat der größten körperlichen Anstrengung, persönlicher Gefahr und sorgfältigsten Denkens in wenigen Zeilen einer schriftlichen Disposition zusammenzustellen†).

*) Mit der Konstruktion dieses Gewehrs hatte man sich seit den 20er Jahren beschäftigt.

**) Magdeburger Akten. 13. Oktober 1858.

***) N. M. 2 (15. März 1858).

†) N. M. 2.

Digitized by Google

Wiederholt und mit scharfer Betonung tritt der General dafür ein*), den Unterführern eine gewisse Freiheit zu lassen, so wenig als möglich ihnen vorzuschreiben. Sie sollen lernen, den Willen des Oberfeldherrn unter nie vorher genau zu bestimmenden Verhältnissen nach eigener Beurteilung auszuführen.

Moltke legt hierin den Grund für die in den späteren Kriegen vorteilhaft hervortretende Selbständigkeit in allen, auch den unteren Führerstellen, und schuf sich derart selbst seine Werkzeuge.

Allerdings darf die Freiheit in den Bewegungen der Massen nicht zu weit gehen. Moltke ist kein Mann eines bestimmten Systems, unter Umständen nimmt er die Zügel wieder in die Hand. Die Disposition kann unter Umständen die Heeresbewegungen auf mehr als einen Tag regeln — also Direktiven. Zuweilen ist es nicht möglich, die Bewegungen auch nur für einen Tag vorauszubestimmen, wie es z. B. 1813 bei der Schlesischen Armee nach dem Waffenstillstande nötig wurde, täglich Mittags Befehle für die zweite Hälfte des Tages auszugeben, da bei der Verfolgung der weichenden Marschälle die Gefahr, jeden Augenblick auf Napoleon und seine Garden zu stoßen, zur größten Vorsicht mahnte. Nur die Avantgarde blieb den ganzen Tag am Feinde, die Korps ruhten Mittags.

Ist z. B. eine Schlacht zu erwarten, dann verlangt Moltke vom Oberkommando bestimmte Angaben — Ort und Stunde des Aufbruchs, Zahl der Kolonnen, bestimmte Richtung des Marsches, Zeit des Abkochens, Punkt und Stunde des Eintreffens, Aufstellung des Gros, Verhalten der Avantgarde — kurz also nur Zweckmäßigkeitsmaßregeln, keine starre Prinzipienreiterei!

Dieselbe Beobachtung macht sich bei den 1858 aufgestellten Forderungen für Anordnung der Märsche geltend: Bezeichnet Moltke es einerseits gewiß als einen Fehler, mit größeren Truppenmassen nicht in mehr als einer Kolonne zu marschieren, wenn dies dennoch angängig war, so gibt er doch auch die Möglichkeit zu, daß Witterungsverhältnisse, Wegbarkeit und Defileen dies unausführbar machen, und daß gerade da, wo es am wünschenswertesten ist, beim Vorgehen zur Schlacht, die schon dicht zusammengezogenen Korps jedes auf einen Weg beschränkt sein können. Moltke kommt zu der Folgerung, es bliebe dann nur übrig, die Avantgarde so stark zu machen, daß sie selbständig ein längeres Gefecht führen kann, mit den Teten der Korps aber hinter irgendeinem Abschnitt haltzumachen, um sie erst zu versammeln.

Über die Benutzung mehrerer Straßen bei rückgängigen Bewegungen hat sich Moltke theoretisch nicht ausgesprochen, wohl aber zeigt eine seiner praktischen Aufgaben des Jahres 1858 einen direkten Widerspruch

*) N. M. 2. — Zentral-Abteilung. IV. 18 (Manöver G. V., VI. A. K.).

Digitized by Google

mit einer 23 Jahre später gestellten. Während 1858 zwei Divisionen beim Rückzuge eine Straße benutzen sollen, trotzdem eine zweite zur Verfügung stand, macht 1881 Moltke gerade auf den Vorzug der vorhandenen drei Wege und die dadurch verkürzten Marschkolonnen aufmerksam. Auch die Kriegslage kann die erste Lösung nicht erklären, zumal es darauf ankam, rasch vom Feinde loszukommen. Moltke handelt somit hier gegen seinen stark ausgeprägten Sinn für das Praktische!

Dieser zeigt sich andererseits in seinen für Anlage von Generalstabsreisen und Feldmanövern aufgestellten Forderungen*), bei denen er sich jedes Vorschreiben des Verlaufs verbat, dieser soll sich vielmehr ganz natürlich aus den Anordnungen der Führer ergeben, denen Moltke als Mahnwort auf den Weg zuruft, daß im Kriege das Einfachste meist das Richtige sei**).

In bezug auf die Kampfesweise ist Moltke Vertreter der taktischen Defensive mit offensiven Absichten. Er erklärt am 12. Mai 1858 in einem Aufsatze „Über die Veränderungen der Taktik infolge des verbesserten Infanteriegewehrs", daß nunmehr der Vorteil, sich angreifen zu lassen, überwiege, trotz des moralischen Impulses, den der Angriff für sich hat. „Die Defensivschlacht mit schließlicher Offensive wird die stärkste Form." Moltke hält also die Kampfesweise aller Waffen durch die Verbesserung des Infanteriegewehrs für beeinflußt. Auffallend ist, daß er nur der defensiven Infanterie Feuerwirkung zuspricht, während er dem Angreifer den Rat gibt, auf Infanteriefeuer lieber zu verzichten und nach guter Artillerievorbereitung dem Gegner sofort mit dem Bajonett zuleibe zu gehen. „Der Angriff ist eine Entscheidung und bei dieser eben soll die Mühe und Arbeit einer sorgsamen Friedensdressur ihre Früchte tragen"***).

Nicht allein dem neuen Gewehr ist es wohl zuzuschreiben, wenn Moltke dem zerstreuten Gefecht eine immer größer werdende Anwendung prophezeit und außerdem die Behauptung aufstellt, man werde im allgemeinen den Angriff auf Dörfer, Wälder und Defileen durch Manöver zu umgehen suchen, sondern auch den Erfahrungen des Krimkrieges, in dem sich das Übergewicht gut geführter Schützenschwärme über die Massen ebenso wie der Wert von Terrainbenutzung†) zur Annäherung und von Flankenbewegungen gezeigt hatte.

*) Zentral-Abteilung des Generalstabes. XIV, 23. (17. Februar 1858.) Kriegsarchiv. N. M. 2. März 1858.

**) Magdeburger Akten. 13. Oktober 1858.

***) Zentral-Abteilung des Generalstabes. IV, 18 (1858).

†) Die Terrainbenutzung wurde durch die in Preußen seit Ende der 40er Jahre eingeführte Kompagniekolonne sehr gefördert.

Digitized by Google

Moltke verrät gesunde und noch heute zutreffende Ansichten, wenn er bei den Manöverbesprechungen*) Tiefengliederung und Einsetzen überlegener Kräfte für den Infanterieangriff verlangt, ein geordnetes und präzises Avancieren der ganzen Infanterie in ausgedehnter Linie aber für eine „ganz wertlose Kunstproduktion" hält.

Die Artillerie, an sich seit den 40er Jahren leichter, beweglicher und schußfertiger geworden, wird nach Moltkes Ansicht mehr in Massen auftreten, wohl auf Kosten ihrer größeren Beweglichkeit; der Kavallerie bleibt hauptsächlich der Sicherheitsdienst, das Gefecht gegen Kavallerie, die Ausbeutung des Erfolges am Schlusse des Gefechts durch Massen: „zu frühes Einsetzen derselben ist ein Fehler", insbesondere zur Verfolgung, denn „keine Waffe ist so geeignet die Erfolge der übrigen auszubeuten".

Eine Mahnung zur richtigen Kavallerieverwendung war 1858 sehr am Platze, denn in den Manövern wurde noch sehr schablonenhaft gearbeitet, fast alle endeten damit, daß die gesamte Kavallerie in paralleler Front auf einem Flügel gegeneinander stand.

Man kann nicht behaupten, daß General v. Moltke in der Kenntnis des Details der Waffen weniger auf der Höhe seiner Beherrschung der Verhältnisse im großen gestanden habe, im Gegenteil, die Bemerkungen zu den Arbeiten seiner Offiziere geben wiederholt den Beweis für die Gründlichkeit seines Wissens, in der der Keim seiner Größe zu suchen ist. Auch hierin zeigt sich Moltke als der Schüler Friedrichs, dessen Mahnung er von früh auf sich zu eigen gemacht: »Soignez les détails!«

Das Durcharbeiten der Berichte von Generalstabsreisen und Manövern stellte oft große Anforderungen an die Geduld des Generals, da die Schrift der Offiziere nicht immer sehr leserlich gewesen zu sein scheint, so daß er empfiehlt, die von ihm zeitlebens bevorzugte Gänsefeder zu benutzen. Auch Krokis und Skizzen finden nicht überall seine Zustimmung. „Der Krokierende soll wie der Maler verfahren, der mehr gibt als der Photograph, indem er einen bestimmten Ausdruck in eine Physiognomie legt," und Unwichtiges unterordnend, das Wesentliche charakteristisch hervortreten lassen. „Richtiges Urteil verbunden mit technischer Fertigkeit führt in beiden Fällen zum Meisterwerk, Übertreibung zur Karrikatur." Bei Skizzen erwartet Moltke Erläuterungen durch perspektivische Ansichten eines besonders interessanten Punktes, einer Brücke, eines hochliegenden Kirchhofes, eines Talrandes usw. von denen, die das Talent eines Landschaftsmalers besitzen.

*) IV, 18.

Digitized by Google

Genauerer Detailkenntnisse in allen Dienstzweigen bedurfte Moltke, um verschiedenen an ihn herantretenden Vertrauensarbeiten gerecht zu werden. So beauftragte ihn am 13. Juli 1858 der Prinz von Preußen mit Zusammenstellung und teilweiser Neubearbeitung der über die großen Truppenübungen ergangenen Vorschriften; maßgebend waren bis dahin die 1840 von Krauseneck ausgearbeiteten Bestimmungen gewesen. Der Generalstabschef ist hierfür auch der gegebene Mann. Nur er kann dadurch, daß die Manöverberichte aller Armeekorps sowie der Generalstabsreisen seiner Beurteilung unterliegen, ermessen, ob und welche Verbesserungen am Platze sind. Er hat außerdem durch die persönliche Vorbereitung und Leitung der alljährlichen Königs- oder Festungsmanöver, dann aber durch die Leitung der Übungsreisen des Großen Generalstabes die erforderliche Gelegenheit, auch praktische Erfahrungen zu sammeln.

Der Anlage dieser Manöver und Reisen widmete General v. Moltke die peinlichste Aufmerksamkeit und Sorgfalt, er benutzte sie meist als Vorstudium für seine Operationspläne, was 1858 um so gegebener war, als Königsmanöver*) in der Provinz Schlesien, Generalstabsreise in Posen—Schlesien stattfanden, — dort wird eine Westarmee im Vormarsch von Bunzlau auf Breslau angenommen, wo sich eine Ostarmee versammelt — hier die Versammlung der Hauptkräfte bei Bromberg und eines Nebenheeres zur Verteidigung von Schlesien supponiert, während der Feind mit der Hauptarmee längs der Weichsel, mit einer kleineren gegen Schlesien vorrückt.

Die Anlagen sind einfach und klar, sie decken sich mit der damaligen Neigung des Auftragstellers für ein vorläufig defensives Verhalten der preußischen Streitkräfte im Kriegsfalle, nach welcher Richtung es auch sei. Defensiv ist auch der Grundgedanke für eine Übungsreise beim I. Armeekorps: Bei Posen und Breslau steht die Hauptarmee den russischen Hauptkräften gegenüber, während eine Division mit der Verteidigung Ostpreußens gegen einen Angriff von Warschau aus beauftragt ist.

Daß bei den Übungsreisen nicht nur rein operative Fragen besprochen und bearbeitet werden, sondern auch den rückwärtigen Verbindungen Aufmerksamkeit gewidmet wurde, hatte Moltke bekanntlich bereits von Magdeburg aus angeregt. Die Kriegsgeschichte lehrt die wichtige Rolle, die bei den Heeresbewegungen dem rechtzeitigen Nachschub an Material und Verpflegung zufällt. Nur der Generalstabsoffizier vermag zu beurteilen, welche Linien bei der Versammlung und den Heeresbewegungen in Frage kommen, und so vermag auch nur er z. B. die

*) Die Spezialideen gab der Prinz von Preußen.

Digitized by Google

Punkte vorzuschlagen, bei denen es sich um Errichtung von Niederlagen handeln kann. Die Frage des Militär-Ökonomie-Departements im Juni 1858, für welche Orte der Monarchie sich die Anlage von Hauptmagazinen bei Operationen nach dem westlichen, dem mittleren und dem östlichen Kriegstheater empfehlen dürfte, gab dem General v. Moltke willkommenen Anlaß, hierzu Stellung zu nehmen und sich für Ausnutzung des Requisitions- und Magazinsystems auszusprechen, für letzteres besonders in unfruchtbaren oder verheerten Landstrichen und beim Stillstande der Operationen, der die Ernährung großer Massen auf beschränktem Raume verlangt, event. also auch vor Beginn des Feldzuges bei vorläufigen oder abwartenden Versammlungen. Aber während bisher Ströme wie die Elbe die Richtung und Festungen an großen Flüssen die Punkte anzeigten, an denen Hauptmagazine anzulegen waren, treten jetzt die Eisenbahnen als dritter Faktor hinzu. Wenn auch der Wert der Ströme als rückwärtige Operationslinien durch die Dampfschiffe eher zu- als abgenommen hat, wenn Festungen auch entschieden ihrer größeren Sicherheit wegen vor jeder offenen Stadt als Magazinorte weiter den Vorzug verdienen, so ist es doch zweifellos, daß erst Magazine an den Eisenbahnen die nötige Beweglichkeit besitzen, um der Schnelligkeit der heutigen Kriegführung gerecht zu werden; sie müssen sozusagen an Beweglichkeit ersetzen, was ihnen an fortifikatorischer Sicherheit fehlt. „Ein Strom bleibt für den Transport immer abhängig von seinem Wasserstande im Sommer, vom Eisgange im Winter, vom Fassungsvermögen und der Zahl der disponiblen Kähne oder Dampfschiffe, eine Eisenbahn ist freier, schneller, sicherer."

Moltke wäre im Prinzip dafür, Magazine nur an Eisenbahnen und in Festungen anzulegen, das erlaubt aber das noch nicht genügend entwickelte Eisenbahnnetz nicht, man muß daher die zahlreichen ausgezeichneten Kunststraßen mitbenutzen.

Trotz dieser vorläufig notwendigen Beschränkung, die ja mit Ausbreitung des Bahnnetzes immer mehr abnahm, ist Moltke von Anfang an bei Berechnung zukünftiger Kriegsfälle in einer günstigeren Lage als Friedrich der Große, der, von seinen Magazinen ganz abhängig, sich auf Schritt und Tritt gefesselt sieht, in einer besseren Lage auch als Napoleon I., der trotz genialer und rücksichtsloser Ausnutzung der Landesvorräte und trotz der Magazine immerhin nur mit einer gewissen Schwerfälligkeit der Verpflegungsart im Vergleich zur Neuzeit rechnen durfte.

Wenn Moltke für Anlage der Hauptmagazine in Festungen eintritt, so meint er damit nicht, daß jede Festung hierzu geeignet sei; denn es bedürfe wohl kaum einer näheren Auseinandersetzung, daß Jülich und Saarlouis als kleine Grenzplätze bald abgeschnitten sein können und daher zu Magazinen so ungeeignet wie möglich wären. Moltke ist über-

Digitized by Google

haupt, wie schon aus seinem Bahngutachten hervorging, kein Freund der kleinen Festungen, sehr im Gegenteil zu Reyher, der außer Jülich keine Festung für entbehrlich hielt*). In keiner Frage sind die Ansichten beider Generale derartig verschieden wie in der Festungsfrage. Moltke entschuldigt dies gleichsam**), indem er sagt, „die Ansicht, daß kleine Festungen ihre militärische Bedeutung verloren hätten, habe in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden, ebenso die Notwendigkeit der Befestigung großer offener Städte, um deren Hilfsmittel dem Feinde zu entziehen, sie der eigenen Armee zu sichern. Gründe für Abnahme der Bedeutung kleinerer Festungen seien nicht nur das Anwachsen der Heere, sondern auch deren vermehrte Beweglichkeit infolge des Requisitionssystems. Außerdem werde die Verbesserung der Geschütze verhängnisvoll für sie werden infolge der konzentrischen Wirkung der durch den größeren zur Verfügung stehenden Raum noch überlegeneren Artillerie des Angreifers. Die kleinen Festungen seien also nur noch als Sperrpunkte wichtiger Defileen zu brauchen.

Von den sehr großen Plätzen, meint Moltke, daß sie sehr schwer einzuschließen seien, auch sei ihre Verproviantierung noch möglich, wenn sie nur eine Bahnlinie zur Verfügung hätten. Die Kosten für ihre Befestigung kämen im Vergleich mit dem durch Unterlassung riskierten Schaden nicht in Betracht.

Mit Rücksicht auf ihr Wachstum soll nicht mit der Kernumwallung, sondern mit den vorgeschobenen Forts begonnen werden. Es erscheint fast undenkbar, daß der Feind gegen eine Stadt von mehreren hunderttausend Einwohnern je den förmlichen Angriff versuchen sollte. Städte von dieser Ausdehnung können durch Entmutigung, durch politische und soziale Parteiungen, kurz, durch sich selbst fallen, aber schwerlich durch Belagerung, sogar die bloße Einschließung zeigt die größten Schwierigkeiten.

Wie erinnerlich, spricht Moltke bereits in der Darstellung des Russisch-Türkischen Krieges 1828/29 von der Schwierigkeit der Belagerung großer Plätze und der geringen Aussicht auf Erfolg; in den Worten hier (1858) darf man eine weitere Begründung seiner späteren Antipathie gegen die Beschießung der französischen Hauptstadt 1870 finden, gegen die er genau das von ihm allein für richtig gehaltene Verfahren anwenden wollte; Paris sollte, wenn Drohungen oder innere Parteiungen nicht halfen, durch sich selbst fallen.

Verschanzte Lager schon im Frieden anzulegen, hält der General für bedenklich, da der Feind leicht eine Operationsrichtung wählen könne, in der er das verschanzte Lager nicht anzugreifen brauche. Etwas

*) 19. November 1856. Zentral-Abteilung XXIX. 1. 1.
**) 19. Oktober 1858.

Digitized by Google

anderes aber sei es mit der befestigten Landeshauptstadt, diese müsse den Feind auf sich ziehen. Eine Heeresabteilung, die sich dorthin zurückziehe, sei nicht so für die großen Operationen verloren, wie die zersplitterten Besatzungen vieler kleiner Plätze. Moltke will aber vor Berlin Breslau befestigt wissen, denn ersteres habe in den beiden wahrscheinlichsten Fällen, dem Krieg gegen Osten oder Westen, die starken Linien der Weichsel oder der Oder, des Rheins und der Elbe zu seinem Schutz, werde durch die größten Festungen gedeckt und der Feind müsse mehr als eine Schlacht gewinnen, um sich ihr zu nähern. Ein Heer in Schlesien aber werde durch die stete Rücksicht auf die in drei Märschen von der Landesgrenze erreichbare offene Hauptstadt der Provinz behindert. Als Festung dagegen bilde Breslau einen Stützpunkt für das Heer und mache die meisten kleinen Plätze überflüssig.

Die Befestigung der beiden Hauptstädte hatte schon jahrelang die maßgebenden Kreise und Personen beschäftigt, die von Berlin 1833 den General v. Müffling und seine Offiziere, von denen Vorarbeiten vorhanden sind, 1853 den General v. Prittwitz, der im allgemeinen für eine provisorische Befestigung, versehen aber mit permanenten Stützpunkten, wie Dresden 1813, eintritt. Über Breslau findet sich die erste Ausarbeitung neuerer Zeit aus dem Jahre 1831. Nachdem die alten Befestigungen 1807 geschleift und auch 1812 und 1813 nicht wieder hergestellt worden waren, Breslau somit aufgehört hatte, den Zentralpunkt für die schlesischen Festungen zu bilden, sprachen sich 1831 Major v. Reitzenstein vom Generalstabe, 1840 General v. Aster für Neubefestigung der Stadt in Denkschriften aus; von den Vorgängern Moltkes sind ausführliche Äußerungen nicht nachweisbar, nur Reyher erwähnt das „leider unbefestigte Breslau“*).

Der Prinz von Preußen will 1856 an die Befestigung der beiden Städte Berlin und Breslau erst denken**), wenn Königsberg, Bonen, Spandau und Schweidnitz verteidigungsfähig geworden sind. Der Prinz hält Befestigungen so großer Städte für zu teuer, auch müsse man mit dem Fortgürtel sehr weit hinausgehen, und wenn der Prinz sich auch nicht berufen fühlt, die Frage zu entscheiden, so ist seines Erachtens doch Berlin weder durch seine strategische Lage, noch durch seine Umgegend zur Festung geeignet.

Für Breslaus Befestigung ist der Prinz schon eher geneigt, hauptsächlich, weil zwischen Glogau und Cosel kein befestigter Punkt sei.

Der Prinz ist schließlich selbst im Zweifel, ob es angängig sein werde, alle Festungen (32) beizubehalten, trifft demnach in dem Gedanken einer Verminderung der Festungen mit Moltke zusammen, nur

*) 19. November 1856. Gutachten über die kleinen Festungen.

**) Militärische Schriften Kaiser Wilhelms I., S. 263.

Digitized by Google

mit dem Unterschiede, daß Moltke von dem Grundsatze „möglichst wenig Festungen“ ausgeht, der Prinz aber durch die damals beabsichtigte Vermehrung erst darauf kommt*).

Prinz und General gehen auseinander in ihren Ansichten über Schweidnitz, ersterer nähert sich hier wiederum mehr der Auffassung Reyhers, mit dem er Schweidnitz als Festung beibehalten will, während Moltke dagegen ist. Der Prinz hält die Auflassung von Schweidnitz als „strategisch niemals zu rechtfertigen“, Reyher will die Festung als „Teil des Mantels“, der Breslau bedeckt, ja dieses gleichsam vertritt, als sichere Stütze der von Landshut auslaufenden Gebirgsdebouchéen, endlich als Sperrpunkt der im Bau begriffenen Eisenbahn Liegnitz—Ratibor erhalten wissen; Moltke will unter Voraussetzung der Befestigung von Breslau neben Cosel, Silberberg, Neiße auch Schweidnitz aufgeben, trotz der Pietät gegen den Großen König, dessen „Feldherrnblick“ die trümmerhaften Schweidnitzer Forts ihre Stelle verdanken, aber „die Festung kann in ihrem jetzigen Zustande weder verteidigt, noch unbehauptet gelassen werden“, auch findet „die Schweidnitz berührende Eisenbahn von Liegnitz, ebenso wie die noch projektierte Gebirgsbahn von Görlitz ihren fortifikatorischen Abschluß in Glatz“.

Neiße wird von Reyher in dem Aufsatze über kleinere Festungen nicht besprochen, wohl weil er es zu den größeren Festungen rechnete, — was auch Moltke tut, aber trotzdem und obwohl es eine Schöpfung des Großen Königs, ist Moltke für Schleifung der Festung, die nicht auf der wahrscheinlichen Operationslinie der Österreicher — durch die Lausitz — liege; für eine preußische Offensive gegen Mähren bilde Glatz den Stützpunkt, im Kriege gegen Rußland, der wahrscheinlicher als der gegen Österreich sei, liege Neiße zu abgelegen; man werde sich auf Posen, Breslau, Glatz beschränken müssen, endlich sei Neiße kein Sperrpunkt. Wenngleich General v. Moltke hier also einen Krieg mit Rußland für wahrscheinlicher als gegen den Donaustaat hält, hat er doch keine Operationsstudie gegen Rußland in der ersten Chefzeit verfaßt, sondern erst 1859.

An der Westgrenze sollte Jülich eingehen, wie auch Reyher schon verlangt hatte. Saarlouis will Moltke beibehalten, obwohl es, von Frankreich unmittelbar bedroht, erst verhältnismäßig sehr spät entsetzt werden könne. Aber Saarlouis liege gerade an der einzigen kurzen Grenzstrecke, die ein französisches Heer überschreiten kann, ohne sich durch Neutralitätsverletzung noch mit anderen Staaten in Krieg zu verwickeln. Auch für die Offensive erscheint die Festungskette Luxemburg—Saarlouis—Landau—Rastatt wichtig, — übrigens das erste Mal, wo

*) 1856 wurde schließlich beschlossen, mit der Befestigung Berlins zu beginnen, der Plan scheiterte aber dann an der Beschaffung der Geldmittel.

Digitized by Google

Moltke ein Vorgehen nach Frankreich hinein streift. Seine Ansichten über den Wert der hier genannten Festungen haben sich im Laufe der Zeit erheblich geändert, und als es schließlich zum Kriege kam, spielten gerade diese Punkte gar keine Rolle.

Aus allen Erwägungen Moltkes über Festungen geht jedoch von neuem hervor, daß, wie bei den Eisenbahnen, so auch hier, der strategische Gesichtspunkt in erster Linie für ihn maßgebend ist; er spricht das hier nicht theoretisch aus, sondern erst einige Jahre später bei Gelegenheit einer Denkschrift über die Festungen des preußischen Staates.

Der strategische Gesichtspunkt mußte auch in einer anderen Landesverteidigungsangelegenheit in erster Linie zur Sprache kommen, über die sich Moltke im Herbst 1858 zu äußern hatte und die ihn nicht unvorbereitet traf. Es handelte sich um Anlage eines Kriegshafens für die Ostsee*), für den Danzig und Rügen in Frage kamen.

Moltke spricht sich für Rügen aus, nicht für Danzig, das im Kriegsfalle mit Rußland zu gefährlich liege als natürliches Angriffsobjekt in Verbindung mit der Hauptoperation. Angesichts dieser Aussicht werde bei Danzig die Zurücklassung einer Heeresabteilung, also Schwächung der Hauptarmee nötig, sobald wir die Weichsel verlassen, während Rügen noch von der Oder aus unterstützt werden könne. Da Danzig außerdem Festung sei, so würde es der Feind sowieso belagern, demnach ohne eigenen doppelten Kraftaufwand doppelte Kräfte von uns bedrohen.

Es spricht sich also hier wiederum das Bestreben Moltkes aus, für die Hauptentscheidung möglichst alle Kräfte zusammen zu haben; dem ist nur zuzustimmen. Dagegen läßt sich gegen die Befürwortung der Insel Rügen als Kriegshafen manches einwenden. Moltke hat wohl selbst gefühlt, daß seine Gründe mehr ideale waren, denn die mit einer insularen Flottenstation erst kürzlich im Krimkriege gemachten Erfahrungen sprechen keineswegs für Rügen. Moltke führt Sewastopol auch selbst an, wo die ganze Wehrkraft eines großen Militärstaates nicht ausgereicht habe, um die maritime Anlage zu behaupten. Trotzdem sieht der General in Sewastopol sein Ideal und kann es auch für die Zukunft nur als wünschenswert bezeichnen, daß Kämpfe und Verwüstungen eines Feldzuges auf eine Insel beschränkt würden, z. B. wenn Frankreich und Rußland unsere Flotte vernichten wollten, oder aber die beiden nordischen Königreiche, — Dänemark allein vermöchte es nicht, allerdings könne es innerhalb fünf Tagen möglicherweise etwa 24 000 Mann, jedoch schwach an Kavallerie und Artillerie, auf Wittow oder Mönchgut an Land setzen, gebe aber dann die jütische Halbinsel

*) Zentral-Abteilung XXIX. a. Marinehafen für die Ostsee.

Digitized by Google

ganz preis. — Auch gegen mehrere Seemächte könne Preußen am Stralsunder Bodden größere Streitkräfte zusammenbringen, als der Feind zu landen vermöge, vorausgesetzt natürlich, daß unser Heer nicht auf einem anderen Kriegsschauplatze durch überlegene Macht beschäftigt sei. Die feindlichen Kräfte auf Rügen gingen aber dann in der Front ab.

Das Unglück von Sewastopol ist, nach Moltkes Ansicht, auf das fehlende Eisenbahnnetz zurückzuführen, so daß die Truppen von Toulon und Southampton rascher in der Krim waren, als die von Petersburg. Der General will dem bei Rügen durch die direkte Bahn Berlin—Stralsund abhelfen, wodurch zwei Korps vom Rhein oder der Weichsel in 12 bis 15 Tagen herangezogen werden könnten, sowie durch fortifikatorische Sicherung der Überfahrt über den Bodden (natürlich abgesehen von der Befestigung der Marineetablissements selbst).

Wenn auch die politischen und volkswirtschaftlichen Zustände im Herbst 1858 von Grund aus sich von den heutigen unterscheiden, so ist doch auffallend, daß die exponierte Lage Rügens gegen einen Angriff den General nicht eher von einer Wahl dieses Punktes zur Flottenstation abraten läßt, auch würde selbst bei den kleineren Verhältnissen vor 1866 die einzige Verbindungslinie mit dem Hinterlande über Stralsund kaum den Ansprüchen genügt haben. Eher kann man schon zustimmen, wenn die Insel als geeignet für Unterstützung einer eventuellen Offensive durch maritime Operationen bezeichnet wird, obwohl die zurückgezogene Lage der Insel gegen den Ozean hierbei nur an eine Offensive gegen Rußland oder Dänemark denken läßt. Moltke stand mit seiner Vorliebe für Rügen übrigens keineswegs allein da, selbst die amtlichen Marinekreise erwogen ernstlich das Projekt und schlugen am 17. Dezember 1858 Rügen als Flottenstation vor. Es lag dem General indessen fern, die Gründe, die von ihm für das Projekt geltend gemacht worden waren, nun auch allein als die stichhaltigen hinzustellen. Eine derartige Prätention hätte auch seiner Natur gar nicht entsprochen. Vielmehr macht Moltke die Wahl eines Kriegshafens außer von strategischen Erwägungen in erster Linie von örtlichen Bedingungen abhängig, deren Beurteilung er zwar Fachmännern überläßt, die er aber selbst aufzählt, damit seine Spezialkenntnis in der beregten Sache beweisend: Tiefe des Fahrwassers, Möglichkeit, bei allen Winden auszulaufen, frühes Aufgehen des Eises, Beschaffenheit des Ankergrundes, Salzgehalt des Wassers, vor allen eine Lage, die es den feindlichen Flotten unmöglich macht, sich auf 5000 bis 7000 Schritt zu nähern.

Die Kriegshafenfrage trat in den nächsten Jahren noch wiederholt auf, ehe sie sich entschied. Heute kommt Rügen für eine große Flottenstation vor allem wegen des ungünstigen Fahrwassers nicht mehr in Betracht.

Digitized by Google

Die politische Lage Preußen-Deutschlands hatte sich im Herbst 1858, nach Jahresfrist seit Moltkes Übernahme der Chefstelle, nach außen hin nicht wesentlich verändert, im Innern war die Rastatter Frage weitergegangen und hatte Österreich im Sommer vorgeschlagen, Preußen solle für Österreichs Besitzungen in und außerhalb Deutschlands einstehen, dafür dann einige Bataillone in Rastatt lassen dürfen. Doch der Prinz von Preußen wahrte sich die Politik der freien Hand dem Konkurrenznachbarn gegenüber. Erst 1858 war die Rastatter Frage vorläufig erledigt. General v. Moltke gab in dieser Zeit, Herbst 1858, seiner Auffassung über das Verhalten Deutschlands in einem Kriege gegen Westen zum ersten Male in einer ausführlichen Denkschrift*) Ausdruck, der er eine Betrachtung der Beziehungen Preußens zu den für den Kriegsfall in Frage kommenden kleinen Nachbarreichen, Niederlande, Belgien, Schweiz und Sardinien, vorausgehen ließ. Man bemerkt sofort, daß diese Betrachtung ihre Entstehung einem gewiegten Politiker verdankt, der zugleich über die militärischen Einrichtungen der Staaten auf das genaueste informiert ist. Moltke kam dabei zustatten, daß er, wie wir wissen**), gerade mit der Geschichte Hollands und Belgiens durch seine Jugendstudie auf das genaueste vertraut war, daß er als junger Generalstabsoffizier mehrfach in Italien gewesen war und die dortigen Heereseinrichtungen, der sardinischen Armee insbesondere, sowie die norditalienischen, damals noch österreichischen Festungen kennen gelernt und seine Ansichten darüber dienstlich berichtet hatte, und daß seine von früh auf getriebenen allgemein historischen Studien ihn auch das rein Geschichtliche der italienischen Staaten sowie der Schweiz beherrschen ließen, wozu noch kam, daß er die italienisch-österreichischen Verwicklungen seit Jahren mit der Aufmerksamkeit des gebildeten Offiziers verfolgt hatte. In seiner jetzigen amtlichen Stellung boten ihm außerdem die vom Auswärtigen Amte verfaßten Gutachten über die augenblickliche politische Lage sowie die im Generalstabe einlaufenden genauen militärischen Nachrichten Gelegenheit, sich ein treffendes Bild der politisch-militärischen Gesamtlage zu machen, wodurch natürlich in besonderer Weise die für operative Zwecke sich anknüpfenden Erwägungen und Entschlüsse erleichtert wurden.

* * *

Angesichts der verschiedenen Kriegsaussichten sind Diplomat und Stratege bereits im Frieden auf gegenseitiges Entgegenkommen angewiesen, der Diplomat eigentlich noch mehr als der Feldherr, denn oft wird letzterer, schon durch die Presse, eher ein zutreffenderes Bild von

*) Militärische Korrespondenz 1870, Nr. 2.

**) Vgl. Beiheft 9 zum Mil. Wochenbl. 1913, S. 267/68.

Digitized by Google

der augenblicklichen politischen Lage zu gewinnen vermögen als der Staatsmann von der augenblicklichen Kriegsbereitschaft der eigenen und fremden Armeen. Für den Diplomaten ist daher die schriftliche Auslassung des Generalstabschefs über diese Bereitschaft angesichts bestimmter politischer Aussichten, z. B. des Bruches nach einer oder zwei Fronten hin, eine wesentliche Grundlage für sein Auftreten und eine notwendige Deckung hinsichtlich seiner Verantwortlichkeit.

Im Kriege dürfte das Bedürfnis der gegenseitigen Aufklärung ein gleichmäßiges sein, indem der Feldherr von Zeit zu Zeit die augenblickliche politische Lage, der Leiter der Politik die allgemeinen strategischen Absichten erfahren muß; dann aber darf der Feldherr vom Staatsmann eine eingehende und begründete Aufklärung verlangen, wenn der Politiker sich genötigt sieht, der Heeresleitung in den Arm zu fallen. In die gleiche Lage kommt umgekehrt der Feldherr niemals, denn er führt nur die Politik, allerdings mit kräftigeren Mitteln, weiter. Nur insofern übt er Einfluß auf den Staatsmann aus, als Erfolge oder Niederlagen des Heeres der Politik den Weg weisen.

Moltke wurde der Gedankenaustausch mit den leitenden Diplomaten im Jahre 1858 und auch in den folgenden dadurch etwas erschwert, daß er auf die Vermittlung des Kriegsministers angewiesen war, denn der Generalstabschef hatte noch nicht die heutige Stellung; er wurde vom Minister aufgefordert, zu bestimmten Fragen sich zu äußern; direkt verkehrten nur Kriegsministerium und Auswärtiges Amt.

Die Denkschrift vom Oktober 1858 war indes unabhängig von irgendeiner dienstlichen Anfrage entstanden. Sie bildete den Gedankenniederschlag des Generalstabschefs, wie er von nun an fast alljährlich, in späterer Zeit oft sogar in mehrfacher Ausarbeitung, über die möglichen Kriegsfälle sich aufgezeichnet findet.

Von Moltkes Vorgängern hat nur Reyher politische Erwägungen an die Spitze seiner Denkschriften gestellt, doch sehr vereinzelt, auch nicht in der Moltke eigentümlichen logisch-knappen Form. Daß Moltke nur selbständig hier arbeitet, braucht nach dem Erwähnten kaum betont zu werden, er zeigt in seinen Entwürfen als Politiker im Anfange seiner Chefzeit überhaupt mehr eigene Gedanken denn als Stratege. Es mag dies mit der ihm innewohnenden Vorsicht zusammenhängen, nicht etwa einer Unsicherheit entspringen. Moltke will vor allem zunächst sichergehen, und da zieht er die Konsequenzen aus der Zahl auf beiden Seiten, nimmt zuhilfe die Gedanken, die er vorfindet, soweit sie ihm brauchbar erscheinen, und konstruiert sich so ein Bild der ersten Operationen.

Moltke beginnt die politischen Betrachtungen im Oktober 1858 mit Holland, das für Deutschland nur durch seine Stellung zu Belgien

Digitized by Google

Interesse habe und aus der durch die Natur seines Landes ihm zugewiesenen Defensive kaum heraustreten werde. Wichtiger erschien Belgien, vor allem wegen des voraussichtlichen Vormarsches der Franzosen durch das Land, das eine breitere Basis bot als ein Vorgehen von Metz gegen den Rhein. Wären England und eventuell auch Holland zu den Freunden Belgiens zu zählen, so fände dieses doch ausreichende und rechtzeitige Hilfe allein bei Preußen, das am meisten Interesse an dem Siege des belgischen Heeres über den Eindringling haben müßte.

Im Süden lagen die politischen Verhältnisse ungünstiger. Allerdings rechnet Moltke mit der Neutralität der Schweiz, „des festen Bollwerkes zwischen der deutschen und italienischen Verteidigungslinie", die ihm ebenso wie die Belgiens äußerst wertvoll ist und von der abhängt, ob wir die Linie Ostende—Genf oder Luxemburg—Basel zu verteidigen haben; groß aber erscheint ihm die Gefahr, die Österreich von dem sehr zu beachtenden Gegner, von Sardinien, droht, das an der Spitze der italienischen Einheitsbewegung stand. Mit prophetischem Blick sieht Moltke voraus, daß durch die italienische auch die deutsche Frage ins Rollen kommen wird, daß der Ehrgeiz Napoleons zu einer Festigung seiner Stellung im romanischen Westen drängen wird, bevor er den Kampf mit dem germanischen Zentrum Europas aufnimmt. Die Ereignisse des folgenden Jahres warfen ihre Schatten voraus! Aus Moltkes Betrachtungen über Sardinien spricht eine innere Sympathie, die unbedingte Anerkennung für die vorzüglichen Heereseinrichtungen und das Mitfühlen für den Drang der italienischen Staaten nach der Einheit, die in dem eigenen Vaterlande seit Jahrzehnten vergebens erstrebt wurde. Allerdings sieht Moltke 1858 vorläufig die Möglichkeit einer Einheit mehr in der Einigung der beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, besorgt zunächst nur um die Stellung Preußens, dem im Kriegsfalle unbedingt eine führende Rolle zufallen muß, wenn die Rivalität es im Frieden zuweilen auch zurücktreten läßt. Denn wenn Österreich in Italien bedroht wird und Preußen mit der Aufstellung seines Heeres am Rhein antwortet, dann müssen auch die kleinen deutschen Staaten sich Preußen anschließen, um so mehr, als Preußen für sie den einzigen Rückhalt bilden wird.

Es ist somit im Grunde der alte Faden des Gedankens von 1830/31, den Moltke hier, wie schon 1857, wieder aufnimmt und auch in den Denkschriften der nächsten Jahre von neuem und in neuer Weise einer eingehenden Begründung für wert erachtet. Es ist aber nicht nur der Feldherr, der so spricht, um möglichst viel Truppen zusammen zu bringen, es ist in erster Linie auch der Patriot, der Deutschland liebt und insbesondere Preußen die ihm gebührende Rolle verschaffen will.

Auf die Haltung der großen Staaten, die an einem Kriege gegen

Digitized by Google

Westen Interesse hätten, auf Rußland und das in Indien beschäftigte England, geht General v. Moltke nicht näher ein, ebensowenig auf Dänemark; nur flüchtig erwähnt Moltke, daß die Stellung Rußlands und Dänemarks noch nicht geklärt sei. Ebenso fehlt eine Entwicklung der westlichen Grenzfrage, auf die Moltke vielleicht deshalb verzichtete, weil er seine Gedanken darüber Anfang der 40er Jahre schriftlich niedergelegt hatte; hier spricht er nur von dem „nie verschmerzten" Rheinlande. Keine Erklärung läßt sich aber dafür finden, warum der General auf die Erfolge der Franzosen im Krimkriege bei dieser ersten Gelegenheit, seine Auffassung der Lage ausführlich schriftlich niederzulegen, nicht mit einem Worte eingeht. Das Prestige der französischen Armee war nach den Erfolgen gegen Rußland, dessen auf das Abendland wirkenden Zauber damals gebrochen zu haben, entschieden ein Verdienst Napoleons III. bleibt, gestiegen, und wenn Moltke auch ein viel zu nüchterner Beobachter und Rechner war, um sich allein durch den äußeren Erfolg blenden zu lassen, so mußte er doch mit dessen moralischem Eindruck auf die politische Welt und auf die politischen Rückwirkungen des Krimfeldzuges Rücksicht nehmen.

Daß ähnliche Erwägungen ihn bei Aufstellung des Operationsplanes vom Oktober 1858 beeinflußt haben, läßt sich nur indirekt aus den im allgemeinen defensiv gehaltenen Absichten ableiten, bei denen allerdings in der Hauptsache zunächst wohl seine durch die voraussichtliche Anfangsüberlegenheit der Franzosen vorhandene Hinneigung zur strategischen Defensive, wenigstens auf dem Papier, ausschlaggebend gewesen sein dürfte, das gehobene Prestige der französischen Armee aber gewiß mitgesprochen hat.

Die erste Aufstellung der preußisch-norddeutschen Streitmächte erinnert stark an Krauseneck, der Operationsplan bringt zum Teil Clausewitzsche Ideen; für erstere schlägt Moltke, wie im Herbst 1830 sein Vorvorgänger, Aufstellung von drei Armeen, eine am unteren Rhein bei Cöln (VII., VIII., III. preußisches, ev. X. Bundeskorps) — 100 000 bzw. 135 000 Mann —, eine am Main (IV., V., $^1/_2$VI. preußisches, ev. IX. Bundeskorps) — 86 000 bzw. 120 000 Mann —, eine Reserve an der Saale (II., Garde) — 66 000 Mann — vor. Dreiteilung, Aufstellungspunkte und Zusammensetzung der einzelnen Armeen stimmen mit dem früheren Plane ziemlich genau überein, nur daß Krauseneck die Reserve am westlichen Elbe-Ufer, nicht wie Moltke an der Saale, annimmt — was übrigens beinahe dasselbe bedeutet — und das I. Korps sofort heranzieht.

Über die Operationen äußert Moltke sich nicht in bestimmter Weise, er hält die Lage noch für zu wenig geklärt; erst etwa nach Verlauf von sechs Wochen ließe sich übersehen, ob der Hauptangriff der Franzosen

Digitized by Google

gegen Belgien und somit gegen Preußen gerichtet sein werde, ob die Belgier auf seiten Preußens kämpfen würden, und ob schließlich auf die Hilfe Österreichs und der Süddeutschen überhaupt nicht zu rechnen sei; in allen diesen Fällen würde die Armee am unteren Rhein durch Heranziehung der Reservearmee die stärkere — 165 000 Mann — sein und die Offensive nach Belgien—Frankreich ergreifen, — also wie es Clausewitz 1830 will, allerdings ohne sich vom Feinde das Gesetz des Handelns geben zu lassen —, die Main-Armee sich defensiv verhalten. Ziehen die Belgier sich aber in ein verschanztes Lager bei Antwerpen zurück, weichen die von Österreich im Stiche gelassenen Süddeutschen auf Würzburg—Bamberg aus, dann wird die Reserve hierher rücken und die dadurch 200 000 Mann starke Main-Armee, die auch Süddeutschland deckt, zu jeder Offensive bereitstehen, während die schwachen Niederrhein-Kräfte in der Defensive ihre Stärke durch die Rhein-Festungen erhalten.

Daß Moltke mehr auf diesen Kriegsverlauf rechnete, geht aus der anfänglichen Bezeichnung der Main-Armee als „der eigentlichen Offensiv-Armee" hervor.

Der Grundgedanke des Operationsplanes 1858 ist somit: Abwarten, was der Feind tut, dessen Überlegenheit an der Nordostgrenze wiederum wie 1857 betont wird, ohne einer näheren Berechnung gewürdigt zu werden. Dagegen geschieht dies bei den Stärken auf deutscher Seite. Wären die politischen Erwägungen nicht vorausgegangen, so könnte man in der Tat zu der Annahme gelangen, daß General v. Moltke einzig und allein durch die Macht der Zahlen zu seinen Entschlüssen komme, daß nur das Bestreben, bei numerischer Überlegenheit zur Offensive zu schreiten, seine Pläne beeinflußt habe.

Bei der Annahme eines Eindringens der Franzosen in Belgien fällt auf, daß 86 000 Mann zur Deckung der linken Flanke der offensiven Niederrhein-Armee belassen werden, daß Moltke von ersteren nicht noch mehr herangezogen hat, getreu dem Grundsatze Clausewitz', daß „die Vereinigung der ganzen Macht in der Strategie immer diejenige Form ist, von der man ausgehen muß, weil es die einfachste und natürlichste ist und die, von der man nur gerade soweit abweichen muß, als es durch die Umstände geboten wird"*). Allerdings weiß man nicht, wie stark Moltke eine Nebenoperation der Franzosen rechnete, auch kann man einwenden, daß Moltke die Mitwirkung der Belgier in Anschlag brachte; immerhin lag doch die Hauptentscheidung beim Hauptheere, und 30 000 Mann mehr dort, so daß die linke Flanke durch 50 000 Mann geschützt wurde, konnten sehr mitsprechen.

*) Feldzugsplan 1830.

Digitized by Google

Man sieht dem ganzen Operationsplan, der, abgesehen von den Stärkeberechnungen auf deutscher Seite, nur in großen Zügen abgefaßt ist und auf die Dauer der Aufmarschzeiten nur im allgemeinen eingeht, so gewagt das klingen mag, noch eine gewisse Ungewandtheit in der Beschäftigung mit dieser Materie an, sehr im Gegensatz zu den politischen Erwägungen.

Auch die Einwirkung der Eisenbahnen auf den Aufmarsch der Heere wird, wie 1857, nur flüchtig von Moltke gestreift, indem er einerseits auf das vorzügliche Eisenbahnnetz Frankreichs und Belgiens, dann aber auf den Vorteil der Bahnen bei Versammlung der Reservearmee hinweist, wo Halle und Weißenfels als günstigste Punkte wegen der besten Verbindung in allen Richtungen, zum Rheine oder zum Maine, gegen Norden (Dänemark) auf Hamburg oder gegen Rußland auf Breslau bezeichnet werden. Interessant sind die praktischen Vorschläge für eine wirksamere Flankenstellung der Belgier, als die von ihnen beabsichtigte in einem verschanzten Lager bei Antwerpen, das nur den Vorteil einer Schwächung der französischen Hauptarmee biete, im übrigen aber das ganze Land preisgebe und „übel gewählt" sei. Moltke zieht eine Flankenstellung an der Maas bei dem befestigten Namur vor, also näher an Preußen heran, die mehr Freiheit des Handelns ließe: links durch die Ardennen geschützt, einen Marsch entfernt von den Festungen Charleroi, Dinant und Huy, das reiche Lüttich und die Eisenbahn im Rücken, Offensive und Defensive gestatte.

Die außerdem in der Denkschrift vorhandenen Hinweise auf die hemmende Wirkung einer Flankenstellung am Main gegen ein Vordringen der Franzosen in Süddeutschland — ein Gedanke, der sich bekanntlich schon in früheren Denkschriften findet — sowie einer ebensolchen Aufstellung der Sardinier bei Stradella, gegen ein Überschreiten des Ticino seitens der Österreicher, lassen schon hier klar Moltkes ausgesprochene Vorliebe für Flankenstellungen erkennen.

Seine früheren Arbeiten behandeln zwar, wie erinnerlich, mehrfach die Verwendung von Truppen in derartigen Stellungen, auch dokumentiert sich in dem Rate des jungen Generalstabshauptmanns, zur Lösung des Problems zum Siege über Ibrahim sich in dessen Flanke bei Biradschik aufzustellen, bereits die Bedeutung, die Moltke einer Flankenstellung zuschreibt; immerhin verteilen diese Vorschläge sich auf Jahrzehnte, während sie von Übernahme der Chefstelle aus Jahr für Jahr fast wiederkehren. Wenn Moltke 1858 theoretisch seine Ansichten über den Wert der Flankenstellungen auch noch nicht äußert, so ergibt sich doch schon daraus ein gewisser Gegensatz in der Auffassung zu Clausewitz, daß Moltke Offensive und Defensive für gleich wertvoll hält, daß er das offensive Element im Systeme der strategischen Flanken-

Digitized by Google

stellung mehr betont wissen will als sein großer Lehrmeister. Denn Clausewitz spricht nur von den Flankenstellungen, weil man in der militärischen Ideenwelt einen hohen Begriff von ihnen haben möchte, aber nichts Selbständiges damit bezeichne, vielmehr den „rein defensiven Charakter einer derartigen Position" hervorhebe, die er ein „gefährliches Instrument" nennt.

Ein Rückblick auf Moltkes Tätigkeit in diesem ersten Chefjahre ergibt die Vielseitigkeit der Anforderungen, die an ihn herantraten, er beweist aber auch, daß Moltke in vollstem Maße diesen Anforderungen gewachsen war. Denn wo immer Äußerungen politischer, strategischer oder taktischer Art von ihm verlangt werden, oder wo er sich zu aktuellen Fragen auf den erwähnten Gebieten äußert, stets beherrscht der neue Chef die Materie; aufbauend allerdings in den Feldzugsplänen auf dem, was er vorfand, aber auch eigene Gedanken hinzufügend, sehr selbständig in der Beherrschung der politischen Lage, weniger vorläufig in seinen Ansichten über das Verhalten im Kriegsfalle, abhängig allerdings hier von dem Zahlenverhältnis, wohl zu sehr nachgebend den gegenseitigen Stärkeverhältnissen. Dadurch Anhänger der Defensive in der Strategie kommt Moltke aus anderen Gründen zu demselben Verhalten in der Taktik, hier beherrscht durch die Verbesserung der Feuerwaffen, denen er bei der Verteidigung größeren Erfolg zuschreibt. Feldherrneigenschaften ihm schon jetzt zuzumessen, wäre zu weitgehend, aber große Gesichtspunkte sind ihm stets eigen, wo er auch urteilen mag, insbesondere bei Beurteilung neuer Bahnanlagen, in den Ansichten über die Festungen, und in dem steten Betonen des Zusammenhaltens der Kräfte, sei es bei den Gutachten über Festungsanlagen oder bei den Operationsplänen. Und in diesen Ansichten zeigen sich große Keime; sie zeigen das Werden, das Reifen großer Gedanken, sie zeigen in dem noch Zaghaften die kommende Größe.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstr. 68–71

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

196

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1914

Herausgegeben von

v. Scriba
Oberst a. D.

Standort-Bibliothek (Titel VIII. 2.)

Mit Karten und Skizzen

Berlin
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Digitized by Google

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Leipzig und Sedan. Ein Vergleich. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 29. Oktober 1913 von v. Voß, Generalmajor z. D.	1
Französische Feldbefestigung. Von Oberlindober, Major. Mit drei Skizzen	27
Liaovan. Von v. Hagen, Major und Adjutant Generalkommandos XXI. Armeekorps. Mit sechs Skizzen	51
Ein Kriegstagebuch von 1864 des Generalmajors v. Schmid, Kommandeurs der 25. Infanteriebrigade. Mit zwei Skizzen	74
Die 3. Kavalleriedivision von der Saar bis an die Mosel, 6. bis 14. August 1870. Von Müller-Kranefeldt, Oberstleutnant a. D. Mit einer Tabelle	115
Feldherrntum. Von W. v. Blume, General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13	133
1814. Vortrag, gehalten am Wilhelmstage 1914 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin von H. v. Beseler, General der Infanterie. Mit zwei Skizzen	177
Die Lage am 15. August 1870 abends. Strategische Studie. Von Witting, Hauptmann im Generalstabe der Generalinspektion des Militär-Verkehrswesens. Mit zwei Skizzen	201
Größere Gefechtsübungen der Infanterie und Manöver. Von Generaloberst v. Bülow.	213
Das militärische Testament des Großen Königs. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage, 23. Januar 1914, von Jochim, Major im Großen Generalstabe	267
Der Zweite Balkankrieg 1913. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 20. Februar 1914 von Tybusch, Hauptmann im Gren. Regt. König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpr.) Nr. 3, kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe	283
Die Armeen des Dreißigjährigen Krieges. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 12. November 1913 von Hoeniger, Lehrer an der Kriegsakademie	300
Erinnerungen des Generals der Kavallerie Gustav Ritter v. Fleschuez aus den Jahren 1866 bis 1871. Herausgegeben von Ludwig Biergans, Hauptmann und Komp. Chef im K. B. 11. Inf. Regt. von der Tann. Mit zwei Anlagen	325
Der Gegensatz zwischen York und Gneisenau. Eine psychologische Studie von General der Infanterie z. D. Zwehl. Mit drei Skizzen	403
Bei den Auxilien am Limes. Von Otto Wahle, Generalmajor z. D. Hierzu sechs Tafeln mit Skizzen und Abbildungen	471

Digitized by Google

Digitized by Google

Leipzig und Sedan.

Ein Vergleich.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 29. Oktober 1913.

Von

v. Voß,

Generalmajor z. D.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Leipzig und Sedan, die beiden Schlachten, die am tiefsten und folgenschwersten in die Geschicke Europas im 19. Jahrhundert eingegriffen haben, zeigen in ihrem äußeren Aufbau zeitweise eine auffallende Ähnlichkeit. Auch das Verhältnis der beiderseitigen Streitkräfte zueinander ist ein ähnliches; bei Sedan sogar erheblich günstiger für die Franzosen. Es liegt daher die Frage nahe, warum der Ausgang und das Ergebnis beider Schlachten sich so verschieden gestaltet haben. Um sie zu klären, ist es nötig, in beiden Fällen auf den Ausgangspunkt der Heeresbewegungen zurückzugehen, die in ihrem Verlauf schließlich zur Entscheidungsschlacht führten.

Für die Schlacht bei Leipzig ist als solcher der 27. September 1813 anzunehmen, da an diesem Tage die Hauptarmee der Verbündeten, nachdem der Eindruck der Niederlage von Dresden durch die Erfolge an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz überwunden war, ihre Vorbewegung aus Böhmen nach Sachsen wieder antrat. Sie stand zu dieser Zeit mit ihren Hauptkräften zwischen dem Erzgebirge und der Eger, mit der 12 Meilen langen Frontlinie Aussig—Brüx, nur ein österreichisches Korps (Klenau) des linken Flügels war über das Gebirge bis Marienberg vorgeschoben. Noch weiter vorwärts, bis in die Gegend von Altenburg, streiften verschiedene Parteigänger, die auf den rückwärtigen Verbindungen der Franzosen empfindlichen Schaden anrichteten. In gleicher Höhe mit der zweiten Linie der Hauptarmee war auf dem rechten Elbe-Ufer bei Leitmeritz die Spitze der sogenannten polnischen Armee unter Bennigsen eingetroffen. Blücher stand mit der Schlesischen Armee nahe vorwärts Bautzen, die österreichische Division Bubna bis gegen Stolpen (23 km östlich Dresden) vorgeschoben. Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden hatte sich in weitgespanntem Bogen von gegenüber Aken bis nahe Elsterwerda gegen die Elbe vorgeschoben. Die an der unteren

Digitized by Google

Elbe sich die Wage haltenden Kräfte unter Davout einer-, Walmoden anderseits können hier außer Betracht bleiben.

Napoleon hatte — und das war im Großen Hauptquartier der Verbündeten wohl bekannt — seine Hauptkräfte, 3 Korps, 3 Kav. Korps und die Garden, um Dresden auf beiden Elbe-Ufern versammelt, 2 Korps gegen das Erzgebirge, 3 nach Westen in die Linie Altenburg—Freiberg vorgeschoben. Die bei Dennewitz geschlagene Heeresgruppe Neys, 3 Korps, 1 Kav. Korps, war auf das linke Elbe-Ufer zwischen Wittenberg und Dessau zurückgegangen; das VI. Korps Marmont im Marsch von Meißen auf Schildau und Wurzen. So war Napoleon von den Verbündeten im Norden, Osten und Süden umstellt, aber in drei weit voneinander getrennten, bei den damaligen Verkehrsmitteln schwer in Einklang zu bringenden Gruppen und in einem weiten Halbkreise von 36 Meilen Länge, innerhalb dessen er volle Bewegungsfreiheit auf der inneren Linie und vermöge der durch Befestigungen gut gesicherten Elbe-Brücken von Pirna, Dresden, Meißen, Torgau und Wittenberg die Möglichkeit jederzeitigen Uferwechsels besaß.

Anders im Jahre 1870, wo wir als Ausgangspunkt des Vergleiches den 24. August annehmen müssen, d. h. den Tag, an welchem auf Grund verschiedener aus Paris über London eingegangener Nachrichten und eines von den Vorposten vor Metz aufgefangenen Briefes die deutsche Heeresleitung mit der Möglichkeit zu rechnen beginnen mußte, den nach Paris gerichteten Vormarsch der beiden eignen Armeen gegen die französische Armee von Châlons abzulenken. Eine umfassende Bewegung dieser längs der belgischen Grenze, auf welche jene ersten Anzeichen hindeuteten, erschien aber zunächst noch derartig gewagt, daß man eine gründliche Bestätigung abwarten mußte, ehe eine solche Annahme zur Grundlage neuer Anordnungen gemacht werden konnte. So wurde am 25. der Marsch noch in der eingeschlagenen Richtung fortgesetzt, und am Abend dieses Tages erreichte die Maas-Armee mit ihren Armeekorps die Linie Dombasle (halbwegs Verdun und Clermont)—Triaucourt—Laheycourt, während die 3. Armee mit ihren vorderen Korps die Linie Possesse (etwa 12 km vorwärts Laheycourt)—Vitry, mit den in zweiter Linie marschierenden Korps Bar le Duc bzw. Vassy erreichte. Die Kavalleriedivisionen beider Armeen befanden sich in westlicher Richtung vor diese rund 9 Meilen lange Front vorgeschoben, im besonderen hatte die 5. St. Menehould, die Spitze der 4. schon am 24. August Châlons erreicht. Die Armee Mac Mahons erreichte auf ihrem am 23. von Reims aus angetretenen Vormarsch mit den Armeekorps die Punkte Vouziers—Attigny—Amagne—Rethel; sie befand sich also mit ihrem rechten Flügel nur etwa 35 km seitwärts des rechten Flügels der Deutschen. Die beiderseitigen Hauptkräfte standen einander näher, der

Digitized by Google

Raum, auf dem die folgenden Operationen sich abspielen sollten, war sehr viel kleiner als im Jahre 1813. Trotzdem ahnte keines der beiden Heere etwas von der Gegenwart des anderen, auch nicht die vor den französischen rechten Flügel bis Grand Pré vorgeschobene Kavallerie.

Aus der vorher kurz angedeuteten Lage begann nun am 27. September 1813 die Vorbewegung der Hauptarmee der Verbündeten. Allerdings nicht eine „Vorbewegung" im eigentlichen Wortsinne, denn diese würde direkt und vorzeitig auf die Hauptkräfte Napoleons nahe nördlich des Erzgebirges geführt haben und nur eine Wiederholung des vier Wochen vorher durch die Niederlage bei Dresden gescheiterten Versuches gewesen sein. Vielmehr mußte es darauf ankommen, die Hauptarmee so rasch und so stark als möglich aus Böhmen nach Sachsen in eine Gegend vorzuführen, in der sie Napoleons Verbindungen mit Frankreich abschnitt, seinen Angriff, wenn er sich gegen sie wendete, annehmen oder, falls er gegen eine der anderen Gruppen vorstieß, wirksam gegen seinen Rücken vorgehen konnte. Die Gegend von Chemnitz—Zwickau durfte dazu wohl als geeignet erscheinen; die Schwierigkeit, mit der ganzen Armee von rund 180 000 Mann links abzumarschieren und das Erzgebirge auf einer, höchstens zwei zur Verfügung stehenden Straßen zu überschreiten, mußte dabei in den Kauf genommen werden. Hauptsache blieb eine frühzeitige, kräftige, ununterbrochene Aufklärung gegen Napoleons Hauptkräfte, wozu die Mittel in der zahlreichen und guten Kavallerie reichlich vorhanden waren. Hierzu wurde aber nur eine schwache Abteilung unter dem russischen General v. Knorring bestimmt, welcher gleichzeitig oblag, die Verbindung mit dem südlich des Erzgebirges zur Deckung Böhmens und der rechten Flanke stehenbleibenden, durch das zurückgelassene österreichische Korps Colloredo verstärkten Bennigsen aufrecht zu erhalten. Verlangsamt wurde die am 26. September angeordnete Bewegung noch dadurch, daß man die auf dem rechten Flügel der Hauptarmee stehenden Korps Wittgenstein (Russen) und Kleist (Preußen) vorzog, um nicht die dauernd als Reserve bestimmten Korps in die vordere Linie zu bringen.

Zunächst war nur eine Verschiebung des linken Flügels bis Marienberg geplant; erst als Meldungen eingingen über den Abmarsch Napoleons von Dresden nach Leipzig (diese übrigens verfrüht und unrichtig), über die Annäherung des Korps Augereau und über ein Vorschieben Poniatowskis auf Altenburg, wurde das Ziel weiter, bis Zwickau und Chemnitz gesteckt.

„Der Zweck dieser ganzen Aufstellung ist übrigens", sagt Schwarzenberg in einer Instruktion vom 19. September, „die Hauptarmee des Feindes zu beobachten, kleine Detachements mit Überlegenheit zu zerstreuen und die Haupteingänge Böhmens auf der Komotauer und Kaa-

Digitized by Google

dener Straße zu sichern, daher es auch stets die Hauptaufgabe bleibt, die über Sayda und Altenberg und die über Frauenstein und Freiberg ziehenden Straßen zu beobachten".

Von einem klaren Plane, geschweige denn von der Absicht, dem Feinde auf den Leib zu gehen, kein Wort; im Gegenteil ist der Grundgedanke — und bleibt es auch noch für volle zwei Wochen —, jeden Zusammenstoß mit Napoleon, dessen Kräfte man wohl überschätzte, zu vermeiden. Das ist ja freilich auch der Grundgedanke des für den ganzen Feldzug aufgestellten Trachenberger Operationsplans, und er hatte auf den anderen Kriegsschauplätzen zu den wichtigen Erfolgen über abgezweigte Teile des Napoleonischen Heeres (Großbeeren, Katzbach, Dennewitz, Kulm) geführt; es fragt sich nur, ob er auch jetzt noch für die Hauptarmee zweckmäßig war. Wir werden sehen, daß er die eigenen anderen Armeen, gegen welche nun Napoleon freie Hand behielt, in schwere Gefahr brachte und bringen mußte.

An diese gingen am 25. September Instruktionen, nicht Schwarzenbergs, sondern des Zaren Alexander ab, welche ihnen folgende Aufgaben stellten: Bennigsen sollte, falls Napoleon sich gegen ihn wenden würde, sein Vorgehen über das Erzgebirge verzögern, schlimmstenfalls hinter die Eger zurückgehen und sich dort aufs äußerste behaupten; Blücher in diesem Falle die Elbe oberhalb Dresden überschreiten und Napoleon im Rücken angreifen. Indessen wurde ihm in zweiter Linie auch freigestellt, unterhalb Dresden, etwa bei Torgau, über die Elbe, aber erst nachdem der Kronprinz von Schweden sie überschritten habe, und dann auf Wurzen und Leipzig vorzugehen. Diese letztere Stadt, als den Mittelpunkt aller Verbindungen des französischen Heeres, zu erreichen, wurde dem Kronprinzen von Schweden ganz besonders empfohlen, allerdings mit dem Zusatze „wenn Sie sich wirklich für einen Übergang entscheiden".

So war also die Entscheidung über den Gang der eigenen Operationen in erster Linie in die Hand Napoleons, in zweiter in die des Kronprinzen von Schweden gelegt; tatsächlich aber gab sie Blücher, der sich durch diese Instruktion nicht beeinflussen ließ.

Er begann den schon lange gehegten Plan Gneisenaus, die Elbe zwischen Torgau und Wittenberg zu überschreiten und dadurch auch die Nordarmee zu kräftigerem Vorgehen fortzureißen, bereits am 26. September in die Tat umzusetzen, indem er an diesem Tage den Vormarsch gegen die Elbe und dann, gedeckt durch das nach Großenhain vorgeschobene Korps Sacken, längs der Schwarzen Elster abwärts über Elsterwerda antrat. Den ursprünglich bei Mühlberg beabsichtigten Übergang erzwang er, nachdem der Kronprinz durch den Major v. Rühle zum Versprechen der Mitwirkung gegen Leipzig bewogen worden, am 3. Oktober bei Wartenburg, wo in blutigem Gefecht das französische

Digitized by Google

Korps Bertrand zurückgeworfen wurde. Am 5. rückte die Schlesische Armee dann nach Gräfenhainichen und gegen die Mulde vor, während auf deren anderem Ufer die am 4. und 5. bei Dessau übergegangene Nordarmee südlich dieser Stadt bis gegen Jeßnitz hin eng vereinigt stand. Ihre russische Kavallerie griff um den Flügel des von Dessau zurückgegangenen Marschalls Ney herum und veranlaßte ihn dadurch, seine beiden Korps bei Delitzsch zusammenzuziehen. Blücher beabsichtigte, in der sicheren Annahme, daß Napoleon sich gegen ihn bzw. die Nordarmee wenden werde, zunächst nicht über die Mulde weiter vorzugehen, sondern den Angriff an diesem Fluß, schlimmstenfalls in einer bei Wartenburg angelegten verschanzten Stellung anzunehmen, so daß die Nordarmee Gelegenheit haben würde, sich gegen des Angreifers Flanke zu wenden. Entsprechend sollte natürlich verfahren werden, falls Napoleon sich gegen die Nordarmee wende.

Durch das Vorrücken der Verbündeten in zwei getrennten Hauptgruppen über das Erzgebirge einer-, die Elbe anderseits, hatte sich die strategische Lage für Napoleon in mancher Hinsicht günstiger gestaltet: er war jetzt in die Lage gesetzt, durch rasches Zusammenraffen seiner Kräfte jede der beiden Gruppen mit Überlegenheit anzugreifen, ohne daß sie sich ihm durch planmäßiges Zurückgehen, wie schon so oft, entziehen und ohne daß, wenn er rasch zuschlug, ihm die andere Gruppe gefährlich werden konnte. Denn seine Kräfte sind in diesem Zeitpunkt etwa wie folgt zu veranschlagen: in und um Dresden einschließlich der gegen das Erzgebirge vorgeschobenen Korps und längs der Elbe bis Meißen 132 000 Mann, die nördliche Gruppe Ney-Marmont 71 000 Mann, in der westlichen Front Leipzig—Altenburg—Freiberg einschließlich der nach Weißenfels—Naumburg vorgeschobenen Kavallerie 55 000 Mann, außerdem im Anmarsch von Bamberg nach Leipzig Augereau mit 12 700 Mann. Daß der erste Schlag gegen die nördliche Gruppe der Verbündeten zu führen sei, konnte nicht wohl zweifelhaft sein, denn sie war schon in greifbare Nähe gerückt; die Aufgabe, währenddessen die langsam vorrückende Böhmische Armee in Schach zu halten, übertrug er am 2. Oktober Murat und unterstellte ihm zu diesem Zweck 3 Korps und 2 Kav. Korps, im ganzen rund 44 000 Mann. Den Marschall St. Cyr ließ er mit 30 000 Mann bei Dresden stehen, während er das III. Korps Souham über Meißen auf Torgau in Bewegung setzte und selbst mit den Garden, dem XI. und dem 2. Kav. Korps am 6. über Meißen auf Wurzen folgte; zur Vereinigung mit Ney, der seine Korps in die Linie von Torgau bis Taucha, nahe östlich Leipzig, zurückgenommen hatte. So hatte Napoleon am 8. Abends in dem Dreieck Taucha—Schilda—Dahlen auf dem rechten Mulde-Ufer 150 000 Mann vereinigt zum Angriff auf Blücher, der mit seinen 60 000 Mann die Mulde erreicht hatte, um ge-

Digitized by Google

meinsam mit der Nordarmee auf Leipzig vorzugehen. Da diese aber noch bei Jeßnitz über einen Tagemarsch entfernt stand, konnte Blücher den Angriff nicht annehmen, sondern beschloß in westlicher Richtung auszuweichen. Vermöge rechtzeitig gegebener Befehle, tüchtiger Marschleistungen und verschiedener günstiger Umstände, namentlich des Versagens der französischen Kavallerieaufklärung in dem unübersichtlichen, waldreichen Gelände, gelang es wirklich der Schlesischen Armee, sich dem konzentrisch auf Düben angesetzten Stoß Napoleons zu entziehen und bis zum 10. Abends sich auf dem linken Mulde-Ufer von Bitterfeld bis Raguhn eng zu versammeln, während die Hauptmasse der Nordarmee sich nach Zörbig schob. Die preußische Division Tauentzien war zum Schutz der Elbbrücke bei Dessau zurückgelassen.

Napoleon hatte zweifellos einen Luftstoß gemacht und es gelang ihm auch in den nächsten Tagen nicht, Klarheit über den Verbleib seiner Gegner zu gewinnen. Er ließ Blücher zunächst in der Richtung auf Wartenburg suchen, dann auf Dessau, von wo Tauentzien unter schweren Verlusten auf Zerbst abziehen mußte. Dann hatte er zeitweise den Gedanken, bei Wittenberg übergehend, die Operation ganz auf das rechte Elbe-Ufer zu verlegen, schob 2 Armeekorps dorthin, das VII. und das 2. Kav. Korps über die Elbe vor ohne anderen Erfolg, als die schwachen preußischen Einschließungstruppen von Wittenberg zu vertreiben und Tauentzien zum weiteren Rückzug auf Berlin zu veranlassen. Da sich bei diesem die Masse der Bagagen und Trains der Nordarmee befand, glaubten die Franzosen, daß der Kern dieses Heeres hier vor ihnen weiche.

Die Unsicherheit und anscheinende Unentschlossenheit, in der sich Napoleon vom 10. bis 14. früh in Düben befand, erscheint so auffallend, daß französische Schriftsteller, selbst General Pierron, versuchen, gestützt auf Caulaincourts Memoiren, sie durch eine Gehorsamsverweigerung und drohende Revolte einiger Marschälle zu erklären. Die Correspondance de Napoléon, die in diesen drei Tagen nicht weniger als 59 verschiedene Befehle aufweist, bietet jedenfalls nicht den geringsten Anhalt für eine solche abenteuerliche Annahme; vielmehr liegt der Grund in dem Versagen seiner Aufklärung und den immer bedenklicher lautenden Meldungen Murats von Leipzig her, die ihn schon am 12. veranlaßten, den Marschall Marmont in eine Bereitschaftsstellung bei Delitzsch zu schieben.

Inzwischen hatte es großer Anstrengungen Blüchers bedurft, um den Kronprinzen von Schweden wenigstens einigermaßen in die gewünschte Richtung zur Annäherung an die Hauptarmee zu bringen.

Er suchte sich auch während des am 9. mit Blücher vereinbarten, am 11. und 12. ausgeführten Vormarsches über die Saale immer möglichst nahe der Elbe zu halten, während Blücher vor seiner Front vorbei nach Halle marschierte, und war auf die — falsche — Nachricht, daß

Digitized by Google

Napoleon mit vier Korps auf dem rechten Elbe-Ufer vormarschiere, entschlossen, sofort bei Aken über die Elbe zurückzuweichen, d. h. dem Kaiser gerade in die Arme zu laufen. Er nahm, gestützt auf eine frühere mündliche Äußerung des Zaren Alexander, den Oberbefehl über die Schlesische Armee in Anspruch und verlangte, daß diese ihm folge. Blücher, durch ein am 13. Abends eingehendes Schreiben Schwarzenbergs über dessen Absichten für den 14. unterrichtet, weigerte sich und erklärte, sich der Hauptarmee anschließen zu wollen. Nunmehr entschloß sich auch der Kronprinz, den bereits am 13. angetretenen Abmarsch über Cöthen aufzugeben und am 14. wieder vorzugehen; allerdings nicht, wie Blücher wünschte, zwischen Mulde und Saale direkt auf Leipzig, sondern nach Halle, in zweite Linie hinter die Schlesische Armee, welche ihren rechten Flügel schon nach Merseburg vorgeschoben und durch eine starke Erkundung auf Leipzig festgestellt hatte, daß bedeutende feindliche Massen (Murat) dort, andere noch bei Düben standen. Blücher war fest entschlossen, gegen Leipzig vorzugehen, sobald er von der Hauptarmee nähere Nachrichten über ihr Vorgehen erhalten würde.

Diese hatte in langsamem Vormarsch bis zum 4. Oktober Abends mit den vordersten österreichischen Abteilungen Chemnitz und Zwickau erreicht, während die anderen österreichischen Korps erst bis Marienberg bzw. Sebastiansberg, Wittgenstein und Kleist bis Annaberg gelangt waren, der größte Teil der Reserve noch südlich des Gebirges stand.

Murat hatte den Vormarsch durch mehrfache kräftige Angriffe gegen die Flanke der verbündeten Avantgarde aufgehalten und sich dann bei Frohburg vorgelegt. Im Hauptquartier beschloß man am 8., nachdem das Wittgensteinsche Korps Altenburg erreicht hatte und Napoleons Abmarsch nach Norden unzweifelhaft festgestellt war, man ihn sogar seit zwei Tagen im Kampf mit Blücher und dem Kronprinzen diesseits der Elbe vermutete, „nunmehr die Vorrückung auf Leipzig mit allem Nachdruck aufzunehmen". Gleichzeitig erteilte der Zar Alexander auf eigene Hand an Bennigsen den Befehl zum Vormarsch auf Dresden.

Tatsächlich aber erfolgte der Vormarsch der Verbündeten wieder so langsam, daß Murat, nachdem nochmals bei Penig und Borna gekämpft worden, am 10. Abends seine gesamten Kräfte in einer durch das Gelände sehr starken Stellung nördlich Börna, mit dem rechten Flügel an die Pleiße gelehnt, eng versammelt hatte, während die Böhmische Armee von Borna bis Chemnitz auf 45 km Tiefe auseinandergezogen war. Die seitwärts gegen Augereau herausgeschobenen, viel zu schwachen Kräfte wurden von ihm einfach bei Seite gedrückt und vermochten nicht, seinen Weitermarsch über Weißenfels auf Leipzig zu hindern.

Am 9. waren im Großen Hauptquartier die Nachrichten eingelaufen, daß Blücher bei Düben, der Kronprinz von Schweden bei Radegast stehe,

Digitized by Google

daß der gegen Dresden vorgegangene Bennigsen dort nur 15 000 bis 20 000 Mann sich gegenüber habe, daß das Gros der feindlichen Armee nach Norden abgerückt, die ganze Gegend von Wilsdruff, Meißen und Döbeln vom Feinde frei sei. Trotzdem, und obwohl ein am 6. abgeschickter Adjutant des Kronprinzen von Schweden eintraf, zwischen Weißenfels und Merseburg Fühlung mit den Patrouillen der Schlesischen Armee gewonnen war, eigene russische Kavallerie zwischen Zwenkau und Markranstädt, 10 km südlich von Leipzig stand, glaubte das Oberkommando jetzt nicht, daß Napoleon gegen Blücher marschiert sei, sondern nahm vielmehr an, daß er seine gesamten Kräfte bei Leipzig vereinige. Um sich hiergegen zu schützen, wurde beschlossen, die eigene Armee links nach der Straße Borna—Altenburg zusammenzuziehen, ein Korps noch weiter links über Zeitz nach Naumburg und Weißenfels zu schieben — unter sorgfältiger Vermeidung jedes Angriffs auf Murat, der geschickt und ungestört in eine noch enger konzentrierte Stellung nahe südlich Leipzig zurückging. In der für den 13. ausgegebenen Disposition Schwarzenbergs heißt es ausdrücklich: „Eine Generalschlacht ist um so notwendiger zu vermeiden, da Kaiser Napoleon so nahe ist." Die für den 14. ausgegebene Disposition nimmt in Aussicht, die zwischen Leipzig, Grimma, Wurzen und Eilenburg festgestellten Hauptkräfte des Gegners „immer mehr einzuengen" und mit vereinten Kräften zu vernichten. Sie will das aber nicht angriffsweise erreichen, sondern durch eine weitere Verschiebung der vorderen Korps der Hauptarmee nach Weißenfels—Pegau—Borna, also in einem Bogen von etwa 100 km, mit den Reserven 25 km dahinter bei Zeitz und Altenburg, um hier das Heranrücken Bennigsens zu erwarten, welcher aus der Gegend von Rossen und Meißen her „mit aller Vorsicht Terrain gewinnen soll". Die Nord- und Schlesische Armee werden dabei in einer „vortrefflichen Aufstellung" zwischen Merseburg und Halle angenommen. „In dieser Stellung können und müssen wir, wenn uns der Feind Zeit dazu läßt, selbst den General v. Bennigsen erwarten und dann mit der größten Sicherheit und vollkommensten Übereinstimmung aller Armeen nach und nach täglich mehr Terrain zu gewinnen suchen."

Zu bemerken ist dabei, daß am 13. ein Schreiben des militärischen Beraters des Kaisers Franz, Feldzeugmeisters Graf Duka, einging, welches jeden Vormarsch auf Leipzig und noch mehr den Flankenmarsch nach Altenburg aufs schärfste verwarf, die Hauptarmee nicht über die Straße Marienberg—Penig—Leipzig hinaus nach Westen verschoben sehen wollte.

Obige Disposition bildet den Kernpunkt der noch heut viel umstrittenen Frage, ob Schwarzenberg eine Entscheidungsschlacht bei Leipzig beabsichtigt oder gehofft habe, einer solchen noch ausweichen zu können.

Digitized by Google

Man kann aus ihr, bei der so überaus vorsichtigen Art, einen etwaigen Offensivgedanken auszusprechen, in der Tat beides herauslesen; klar ist wohl, daß Schwarzenberg den Entscheidungskampf, wenn überhaupt, verteidigungsweise zu führen wünschte. Dafür spricht auch die etwa gleichzeitig angeordnete Erkundung einer Verteidigungsstellung bei Gera oder noch weiter rückwärts. Zweifelhaft ist nur, ob Napoleon, wie jener annahm, unbedingt angreifen mußte; selbst bei der am 14. eingetretenen Gruppierung der Kräfte erscheint für ihn ein Abmarsch in nördlicher oder nordöstlicher Richtung zur Elbe nicht ausgeschlossen. Fraglich ist ferner, ob Napoleon, wenn er die von ihm selbst gewünschte Entscheidung herbeiführen wollte, den Verbündeten die Zeit für ihren künstlichen Aufbau lassen oder nicht vielmehr ihre lange Front mit einem gewaltigen Schlage durchbrechen werde. Hält man aber jenen Grundgedanken der Schwarzenbergschen Disposition für berechtigt, so ist zuzugeben, daß sie für ihren Zweck eine bessere Verteilung der Kräfte anstrebte als die Abänderung, die sie erfuhr und die den Angriffsgedanken schärfer zum Ausdruck brachte. Denn nun griff wiederum der Zar Alexander oder vielmehr sein militärischer Berater Toll in die Kriegshandlung ein und erzwang die Ausgabe einer zweiten Disposition, die den Truppen teilweise erst im Laufe des Vormittags des 14. zuging. Sie verschob die russische Reserve auf das rechte Ufer der Pleiße und Wyhra hinter Wittgenstein, der — entgegen der ersten Disposition — mit seinen zwei Korps und dem österreichischen Korps Klenau dort verblieben war, das II. Korps und die Reserven der Österreicher sowie die russisch-preußischen Garden zwischen Elster und Pleiße vorwärts bis Groitzsch. Auf dem linken Ufer der Elster von Lützen bis nördlich Pegau verblieben nur das III. Korps Gyulai nebst der Division Liechtenstein und den Streifkorps Thielmann und Mensdorff. An dieser allgemeinen Verteilung änderte auch eine gewaltsame Erkundung, aus der sich am 14. das heftige, ohne eigentliche Entscheidung verlaufende Reitergefecht bei Liebertwolkwitz entwickelte, nichts Wesentliches. Vielmehr sah die schon am 14. Abends ausgearbeitete Disposition für den am 15. vorzubereitenden, am 16. auszuführenden allgemeinen Angriff auf Leipzig den Vormarsch in diesen drei, durch weite Entfernungen und schwierige Flußlinien getrennten Gruppen vor.

Westlich der Elster sollte Gyulai nebst den leichten Truppen um 7° früh von Markranstädt über Lindenau auf Leipzig vorrücken, also die einzige Rückzugsstraße der Franzosen nach Westen, den etwa 3 km langen, 15 m breiten und 3 bis 4 m hohen, durch die sonst ganz undurchschreitbare Niederung der Pleiße und Elster führenden Ranstädter Steinweg sperren, rund 23 000 Mann. Das II. Korps Merveldt und dicht aufgeschlossen die österreichische Armee-Reserveabteilung sollten um 7° von

Digitized by Google

Zwenkau aus vorgehen und den Pleiße-Übergang bei Connewitz nehmen, d. h. etwa 30 000 Mann waren in den von Wasserläufen, Wiesen und Gebüschen durchsetzten, morastigen und für große Truppenmassen fast völlig ungangbaren Winkel zwischen Pleiße und Elster eingeklemmt, in der Hoffnung, damit dem von Wachau zurückgehenden Gegner in die Flanke stoßen zu können. Wenn dieser aber, wie wohl anzunehmen, bei Connewitz festhielt, so mußte die ganze Last des frontalen Angriffs gegen die feindliche Hauptmacht in sehr günstiger Stellung auf Wittgenstein fallen, der mit rund 62 000 Mann um 7° den ihm auf dem rechten Pleiße-Ufer gegenüberstehenden Murat angreifen sollte. Von den russisch-preußischen Garden und Reserven, die nach Rötha, 10 km von dem voraussichtlichen Kampffelde, gewiesen waren, konnte er dabei erst spät unterstützt werden. Ebenso hatte Blücher, der um 7° von Schkeuditz auf Leipzig, also nördlich der Luppe und Elster, vorgehen sollte, sich allein mit den von Düben her etwa noch ankommenden französischen Massen abzufinden; denn der Kronprinz von Schweden hatte auf seinem Vormarsch nach Halle, durch die falsche Meldung von der Anwesenheit starker französischer Kräfte „zwischen Dessau und Düben" bestimmt, 15 km nördlich Halle halt gemacht. Auch auf die Mitwirkung Bennigsens, der am 16. noch nicht heran sein konnte, verzichtete man jetzt, obwohl Blücher noch in der Nacht vom 14. zum 15. den Aufschub des Angriffs um einen Tag empfahl. Die Gesamtzahl aller in den vier großen Gruppen (einschließlich der Schlesischen Armee) in Bewegung gesetzten Streitkräfte betrug einschließlich der für die Schlacht kaum ins Gewicht fallenden Kasaken 205 000 Mann, 918 Geschütze.

Was nach dieser Disposition kommen mußte, kam. Denn Napoleon, der am 14. früh die Befehle für die Vereinigung seiner gesamten Armee bei Leipzig erlassen hatte, verfügte, trotz der unvermeidlichen Stockungen beim Übergang der ganzen Masse über die eine Muldebrücke bei Düben, am 15. Abends bereits über folgende Kräfte: die Garden östlich Leipzig auf beiden Parthe-Ufern, das XI. Korps bei Taucha nördlich der Parthe, der größte Teil des III. Korps, das 1. und 3. Kav. Korps bei Schönefeld und Mockau, das IV., VI. und das 2. Kav. Korps nördlich Leipzig bis Podelwitz hin, während 2 Inf., 1 Kav. Div. und das VII. Korps noch weiter rückwärts bis Düben hin standen. Zahlreiche Trains hatten die dortige, ununterbrochen von Truppen benutzte Brücke nicht überschreiten können; sie wurden seitwärts nach Eilenburg abgeschoben.

Mit der noch in der Linie Liebertwolkwitz—Connewitz stehenden Armee Murats (V., II., VIII. und 4. Kav. Korps, 47 000 Mann, 62 Geschützen) beabsichtigte Napoleon am 16. früh die Böhmische Armee in der Front, mit dem auf Seifertshain dirigierten XI. und dem 2. Kav. Korps, 25 000 Mann, 80 Geschützen, ihren rechten Flügel anzugreifen bzw. zu

Digitized by Google

umfassen. Dahinter sollten sich bei Probsthaida, 4 km nordwestlich Liebertwolkwitz, die Garden, das IX. Korps (Augereau), das 1. und 5. Kav. Korps, 30 000 Mann, 246 Geschütze bereitstellen. Im ganzen konnten also 138 000 Mann, 488 Geschütze dem Angriff Wittgensteins, oder vielmehr Barclays, der den Oberbefehl über alle rechts der Pleiße verwendeten Truppen zu übernehmen hatte, sofort entgegentreten. Die Rückendeckung gegen ein Vorgehen der Schlesischen Armee, welches der Kaiser nicht für wahrscheinlich hielt, weil er jene im unmittelbaren Anschluß an die Hauptarmee glaubte, sollte Ney mit dem III. und IV. Korps nebst einigen anderen Teilen, 27 000 Mann, 95 Geschützen übernehmen, das VI. Korps und den größeren Teil des 3. Kav. Korps, 22 000 Mann, 91 Geschütze, als allgemeine Reserve zwischen Liebertwolkwitz und Lindenau staffeln. Zur direkten Sicherung der Rückzugsstraße bei Lindenau dicht westlich Leipzig, wo Verschanzungen angelegt waren, wurden nur 3200 Mann, 16 Geschütze bestimmt. Im ganzen hatte also der Kaiser 190 000 Mann, 690 Geschütze unter seinem Befehl vereinigt; da aber verschiedene Korps die ihnen angewiesenen Plätze nicht früh genug erreichen konnten, verzögerte sich die Eröffnung der Schlacht. Anstatt anzugreifen, wurde er selbst von den Verbündeten angegriffen.

Auf den Verlauf des ersten Schlachttages, des 16. Oktober, im einzelnen einzugehen, erübrigt sich, denn er kann seiner ganzen Anlage nach noch nicht zum Vergleich mit Sedan herangezogen werden.

Die Kolonnen Wittgensteins trafen in der ganzen Front vom Kolmberg östlich Liebertwolkwitz bis zur Pleiße auf so überlegenen Widerstand, daß sie nur mit äußerster Mühe und unter schweren Verlusten dem Angriff Macdonalds gegen ihren rechten Flügel standzuhalten vermochten. Es wurde notwendig, nicht nur die russisch-preußischen Garden und Reserven, sondern auch die österreichischen Reserven vom anderen Pleiße-Ufer unter sehr großen Schwierigkeiten nach dieser Front herüberzuziehen, um dem am Nachmittag angesetzten allgemeinen Angriff Napoleons gegenüber die Linie von südlich Seifertshain bis Markkleeberg, d. h. einen Bogen in 4 bis 5 km Entfernung südöstlich und südlich um Liebertwolkwitz herum, zu halten. Der Angriff des österreichischen II. Korps auf Connewitz war, gleichfalls unter schweren Verlusten, vor der unpassierbaren Pleiße zum Stehen gekommen, der Angriff des III. Korps auf Lindenau durch den mit zwei Divisionen dorthin entsendeten Bertrand abgeschlagen worden. Allerdings hatte Napoleon fast seine gesamten Reserven auf diesem südlichen Teil des Schlachtfeldes einsetzen müssen, während im Nordwesten Blücher unter schweren Verlusten, die insbesondere das preußische Korps York betrafen, den Marschall Marmont von Möckern bis nahe an die Parthe zurückwarf, den von Düben her anrückenden Reynier zum Ausbiegen über Eilenburg veranlaßte und dadurch Napoleons Absicht ver-

Digitized by Google

eitelte, sich aus den nördlich Leipzig stehenden Truppen neue Reserven zu bilden.

So sehen wir am 16. Abends im südlichen Umkreise von Leipzig die verbündete Hauptarmee in der Linie von der Markranstädter bis zur Grimmaer Straße sich mühsam behaupten, nördlich die Schlesische Armee bis Möckern vorgedrungen. Im Westen ist die französische Rückzugslinie frei, gegen ein etwaiges Vordringen der Schlesischen Armee durch die Elster geschützt. Ebenso ist die ganze Ostfront des von Napoleon beherrschten Raumes um Leipzig noch offen; die verbündeten Heeresteile, welche sie durch Einschwenken schließen können, sind noch einen vollen Tagemarsch und mehr entfernt: Bennigsen bei Kolditz, die Nordarmee zwischen Halle und Delitzsch. Aber sie stellten einen Kräftezuwachs von 55 000 bzw. 65 000 Mann frischer Truppen dar, während Napoleon außer den am 16. im Gefecht gewesenen nur noch auf das von Eilenburg heranmarschierende Korps Reynier rechnen konnte.

Wenden wir uns nun wieder dem Jahre 1870 zu. Wie eingangs erwähnt, stellten die am 24. August eingehenden Nachrichten die deutsche Heeresleitung vor die Frage, was die von Châlons nach Reims marschierte Armee Mac Mahons beginnen werde. Stellte sich heraus, daß sie den Rückzug auf Paris fortsetzte — was nach der gesamten Kriegslage nicht unwahrscheinlich war — so hatte das deutsche Heer ihr zu folgen und dabei seine jetzt 75 km lange Front allmählich so zusammenzuschieben, daß es zu der vor der Hauptstadt zu erwartenden Entscheidungsschlacht mit allen Kräften verwendbar war. Hatte dagegen Mac Mahon wirklich den Entschluß gefaßt, mit Umgehung des geraden Weges über Verdun zum Entsatz der Rhein-Armee auf Metz zu marschieren, so konnte er am 23. von Reims aufgebrochen sein, am 25. die Gegend von Vouziers erreicht haben und am 27. die Maas zwischen Dun und Stenay überschreiten. Hiergegen war es, wenn man dem linken Flügelkorps der Maas-Armee (IV.) einen sehr starken Marsch zumutete, möglich, am 26. deren drei Korps in der Linie Montfaucon—Varennes—Vienne la Château zu vereinigen und auf dem linken Maas-Ufer anzugreifen. Diese Kräfte genügten aber nicht gegen einen auf 120 000 bis 150 000 Mann veranschlagten Gegner, und auf rechtzeitige Unterstützung durch die 3. Armee war wegen der weiten Entfernung nicht zu rechnen. Aus diesen Gründen wurde beschlossen, einen Versuch zum Entsatz Bazaines auf dem rechten Maas-Ufer, und zwar in der Gegend von Damvillers zurückzuweisen, wo sich die Möglichkeit eröffnete, am 28. nicht nur die gesamte Maas-Armee zu versammeln und sie wenigstens durch die beiden bayerischen Korps zu verstärken, sondern auch — trotz aller dagegen sprechenden Bedenken — stärkere Kräfte von der Einschließungsarmee vor Metz heranzuziehen. Die Schwierigkeiten eines solchen, sich fast als

Digitized by Google

Rückzug darstellenden Marsches waren gewiß groß; aber es bot sich die fernere Möglichkeit, falls die Operationen des Gegners sich etwa verzögerten, auch noch die linken Flügelkorps der Maas-Armee zur Entscheidung, jedenfalls aber zur Ausbeutung eines Sieges heranzuziehen.

Hierzu empfahl es sich jedoch, diesen Teil der 3. Armee zunächst noch in seiner bisherigen Marschrichtung zu belassen, da eine sofortige Rechtsschwenkung ihn in die dritte Linie hinter die Maas-Armee und die ihr folgenden beiden bayerischen Korps gebracht haben würde. Dadurch wäre, ganz abgesehen von den aus der übermäßigen Truppenanhäufung entspringenden Marschschwierigkeiten, eine operativ günstige Mitwirkung dieser Armeekorps, die dann nur frontal angreifen konnten, verhindert worden. Ließ man sie dagegen noch einen Tagemarsch geradeaus marschieren und dann erst die Front nach Norden bzw. Nordosten nehmen, so waren sie zwar zunächst links gestaffelt, aus diesem Verhältnis aber konnte man sie ohne Schwierigkeiten gegen die Rückzugslinie des Gegners vorführen.

Um die Schwere dieser Entschlüsse zu kennzeichnen, sei auf die Bemerkung des Feldmarschalls Moltke in den Vorarbeiten für das Generalstabswerk 1870/71 hingewiesen: „Ein plötzlicher, nicht genügend motivierter Rechtsabmarsch, der fast einem Rückzuge glich, konnte das Vertrauen der Führer und der Truppen in die obere Leitung erschüttern, und man lief Gefahr, Zeit und Kräfte verlierend, mit der Wucht von zwei Armeen einen Lufthieb zu machen, und doch mußte man ohne genügende Sicherheit über den Feind den folgenschweren Entschluß fassen, weil man sonst möglicherweise überhaupt zu spät kam."

In diesem Sinne erging am 25. Abends zunächst nur an die Maas-Armee die Mitteilung, daß der nicht unwahrscheinliche Marsch der französischen Armee auf Vouziers ein Zusammenschieben jener nach dem rechten Flügel, mit dem XII. A. K. auf Varennes, den beiden anderen an die Straße Verdun—Varennes nötig machen werde, die zwei bayerischen Korps vielleicht dieser Bewegung folgen würden. Das bereits am 25. allgemein angeordnete weite Vortreiben der Kavallerie in Front und rechter Flanke, insbesondere gegen Vouziers und Buzancy mußte weitere Aufklärung bringen.

Der Kronprinz von Sachsen, Führer der Maas-Armee, ließ indessen schon am 26. das XII. Korps nach Varennes, das Gardekorps bis zwischen Verdun und Clermont, das IV. bis Fleury und Jppécourt, etwa 10 km südöstlich letzterer Stadt rücken, Punkte, die nach beschwerlichem Marsche teilweise erst spät in der Nacht erreicht wurden. Ebenso erreichten die beiden bayerischen Korps, auf einen um Mittag vom Großen Hauptquartier erlassenen Befehl, in später Nachtstunde, zum Teil erst mit Tagesanbruch, Erize la Petite bzw. Triaucourt; der Kronprinz von

Digitized by Google

Preußen leitete, nachdem er Mittags persönlich im Großen Hauptquartier zu Bar le Duc Rücksprache genommen, für den nächsten Tag das Abschwenken seiner übrigen Korps nach Norden ein. Die 12., 5. und 6. Kav. Div. schwenkten ebenfalls am 26. in die Linie Dun—Senuc—Suippe ab, gewannen an verschiedenen Punkten Fühlung mit dem Gegner, stellten insbesondere die Anwesenheit starker Truppen aller Waffen bei Vouziers und Grand Pré fest und berichteten nach Aussagen von Landeseinwohnern, daß Mac Mahon mit 140 000 Mann von Rethel her im Anmarsch sein solle. Zwar ging eine der wichtigsten dieser Meldungen dem Großen Hauptquartiere erst am 27. morgens zu, aber schon am 26. Abends war diesem, das sich nach Clermont begeben hatte, die bisherige Vermutung über den Vormarsch Mac Mahons auf Metz fast zur Gewißheit geworden. Von besonderer Wichtigkeit war dabei die Tatsache, daß die Franzosen die Maas-Linie bei Dun noch nicht erreicht hatten.

Demgemäß erging am Abend an die Maas-Armee die Weisung, die Bewegung auf Damvillers fortzusetzen, die Maas-Übergänge bei Dun und Stenay in Besitz zu nehmen und mit Kavallerie dem Feinde in die rechte Flanke zu gehen. Die beiden bayerischen Armeekorps wurden, ebenfalls vom Großen Hauptquartier direkt, angewiesen, ihr auf Nixéville und Dombasle zu folgen; das Oberkommando der Einschließungsarmee vor Metz, zwei Armeekorps so in Marsch zu setzen, daß sie am 28. die Gegend von Damvillers und Mangiennes erreichten. Die übrigen Korps der 3. Armee marschierten auf Anordnung des Oberkommandos so ab, daß sie sich am 27. Abends von St. Menehould bis etwa 25 km südlich staffelten. Das XII. A. K. überschritt unter dem Schutz der gegen die Linie Nouart—Buzancy—Vouziers vorgetriebenen vier Kavalleriedivisionen der Armee, nach einem leichten Reitergefecht bei Buzancy, die Maas mit einer Brigade bei Stenay, mit der Hauptmasse bei Dun, das Gardekorps erreichte die Gegend von Montfaucon, das IV. die nordwestlich von Verdun.

Aus den im Laufe des 27. eingehenden Meldungen der Kavallerie zog ferner das Große Hauptquartier den Schluß, daß der Gegner seinen Vormarsch teils über Beaumont, teils über Buzancy bewerkstellige, daß dieser aber am 27. anscheinend ins Stocken geraten und jedenfalls die Maas noch nicht vom Feinde erreicht sei, dessen Hauptkräfte bei Vouziers zu stehen schienen. Da man überdies die Brücken bei Stenay und Dun vom XII. A. K. besetzt wußte, so war nunmehr begründete Aussicht vorhanden, den Gegner noch auf dem linken Maas-Ufer mit überlegenen Kräften zu erreichen. Unter solchen Umständen konnte die Richtung auf Damvillers aufgegeben und die Unterstützung der Einschließungsarmee vor Metz entbehrt werden. Die 3. und Maas-Armee aber mußten aus-

Digitized by Google

der bisher nordöstlichen Marschrichtung wiederum im rechten Winkel in eine nordwestliche abschwenken; also wurde ein neues Kreuzen ihrer kaum mit großer Mühe geordneten rückwärtigen Verbindungen unvermeidlich. Demgemäß wurden durch eine für den 28. und 29. ausgegebene Marschtafel ihre einzelnen Korps so dirigiert, daß am 29. das XII., unter Zurücklassung einer Brigade an den Maasbrücken, Nouart, das Gardekorps Buzancy, das IV. Banthéville, das I. bayerische über Varennes, das II. über Vienne le Château die Gegend von Grand Pré erreichen sollten; die 3. Armee ihre übrigen Korps in die Linie Séchault—Somme Py vorschieben und in sich aufschließen lassen sollte.

Um aber den vorgeschobenen rechten Flügel der Maas-Armee nicht bei dem weiteren Vorrücken nach Nordwesten isoliert dem Zusammenstoß mit den überlegenen feindlichen Massen auszusetzen, wurde ihr am 28. Abends anheimgestellt, ihn in einer Verteidigungsstellung südwestlich Dun vorläufig anzuhalten.

Die beiden bayerischen A. K. sollten sich ihr dann bei St. Juvin und Sommerance anreihen, das ihnen benachbarte V. Korps nach Grand Pré marschieren, die übrigen der 3. Armee so herangezogen werden, daß sie zu der am 30. geplanten Entscheidung verfügbar waren. Da dem Kronprinzen von Sachsen die Besitznahme der Straße Buzancy—Stenay gegen schwächere feindliche Kräfte ausdrücklich freigestellt war, führte er, als der Gegner in der Nacht seine Lager bei Buzancy geräumt hatte, seine Korps bis an jene Straße vor. Das deutsche Heer hatte durch eine abermalige Schwenkung eine fast genau nördliche Front mit zurückgehaltenem linken Flügel eingenommen.

Die bis zum Abend des 29. bei dem nach Grand Pré verlegten Großen Hauptquartier eingehenden Meldungen der Kavallerie im Verein mit den Wahrnehmungen der zur Erkundung vorgerittenen Oberstleutnants v. Brandenstein und v. Bronsart ließen mit Bestimmtheit darauf schließen, daß der Feind sich in nordöstlicher Richtung gegen die Maas vorbewege und mit seinen Hauptkräften zwischen Le Chesne und Beaumont, mit starken Seitenabteilungen weiter südlich anzunehmen sei. Die Schriftstücke eines bei Buzancy am Morgen gefangen genommenen französischen Generalstabsoffiziers mit den Befehlen für den 29. trugen dazu bei, diese Anschauung zu befestigen. Se. Majestät der König beschloß daher, am folgenden Tage mit beiden Armeen den Gegner anzugreifen, bevor er die Maas erreichte, gleichzeitig aber seine nach Westen führenden Verbindungslinien zu bedrohen.

Der um 11° Abds. erlassene Befehl weist demgemäß die Maas-Armee an, um 10° Vorm. über die Linie Beauclair—Fossé, d. h. zwischen Stenay und Buzancy und östlich der von letzterem Ort nach Beaumont führenden großen Straße zum Angriff vorzugehen. „Die 3. Armee dirigiert sich,

Digitized by Google

frühzeitig aufbrechend, mit ihrem rechten Flügel über Buzancy auf Beaumont und ist bereit, den Angriff Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen mit zwei A. K. zu unterstützen, während für die übrigen Korps zunächst mehr die Richtung auf Le Chesne einzuhalten ist."

Also ein geplanter Angriff mit fünf A. K. gegen die rechte Flanke des marschierenden Gegners, während $3^1/_2$ Korps in seinem Rücken vorgehen.

Dazu kam es nun allerdings nicht, da die französische Armee am 29. weiter vorgeschritten war, mit einem A. K. und einer Kavalleriedivision die Maas schon am Morgen überschritten hatte; wohl aber wurde ihr bei Beaumont lagerndes V. Korps vom preußischen IV. überfallen und da einerseits das XII., anderseits das I. bayerische eingriffen, über Mouzon zurückgeworfen. Noch ehe über die Einzelheiten und die Tragweite des Kampfes genaue Nachrichten im Großen Hauptquartier zu Buzancy eingegangen waren, erließ Moltke um 11^0 Abds. den klassischen Befehl:

„Die Vorwärtsbewegung ist daher auch morgen in aller Frühe fortzusetzen und der Feind überall, wo er sich diesseits der Maas stellt, energisch anzugreifen und auf den möglichst engen Raum zwischen diesem Fluß und der belgischen Grenze zusammenzudrängen.

Der Armee-Abteilung Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen fällt speziell die Aufgabe zu, den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung zu hindern. Hierzu wird es sich empfehlen, daß möglichst zwei Korps auf dem rechten Maas-Ufer vordringen und eine etwaige Aufstellung gegenüber Mouzon in Flanke und Rücken angreifen.

In gleicher Weise hat sich die 3. Armee gegen Front und rechte Flanke des Feindes zu wenden. Möglichst starke Artilleriestellungen sind auf dem diesseitigen Ufer so zu nehmen, daß sie den Marsch und die Lagerung feindlicher Kolonnen in der Talebene des rechten Ufers von Mouzon abwärts beunruhigen.

Sollte der Feind auf belgisches Gebiet übertreten, ohne sogleich entwaffnet zu werden, so ist er ohne weiteres dahin zu verfolgen."

Obwohl die Annahme, von der dieser Befehl noch ausging, daß nämlich der Gegner in der Nähe von Mouzon standhalten würde, nicht zutraf, vielmehr im Laufe des 31. überall das Zurückweichen flußabwärts in großer Unordnung festgestellt wurde, reichte dieser Befehl in seiner klaren, bestimmten Vorzeichnung der Ziele nicht nur für diesen Tag, sondern auch für die Schlacht am 1. September vollkommen aus. Am 31. war die Maasbrücke bei Bazeilles nach heftigem Kampf in Händen des I. bayerischen, die bei Douchéry in Händen des XI. Korps. Auf

Digitized by Google

dem linken Flügel der 3. Armee fanden die ersten leichten Zusammenstöße mit dem neuformierten und mit der Eisenbahn bei Mézières eingetroffenen XIII. Korps statt. Da die im Maas-Tale beobachteten französischen Truppenbewegungen von Remilly aus in westlicher Richtung die Vermutung aufkommen ließen, daß die französische Armee vielleicht noch versuchen würde, durch einen Nachtmarsch unter Zurücklassung alles Gepäcks nach Mézières zu entkommen, so wurde gegen 8° Abds. der 3. Armee zur Erwägung empfohlen, ob noch in der Nacht stärkere Kräfte bei Donchéry über die Maas geschoben werden könnten. Das ist der einzige Befehl, der vom deutschen Großen Hauptquartier am 31. August überhaupt erlassen wurde.

Wenden wir uns nun der französischen Heeresleitung zu, so sehen wir gegenüber den zwar naturgemäß wechselnden, aber stets klaren und bestimmten Entschlüssen auf deutscher Seite das gerade Gegenteil.

Die Armee von Châlons, die schon seit ihrem Abmarsch von Reims am 23. mit Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen hatte und sich deshalb nur langsam bewegen konnte, hatte am 25. mit ihren 4 A. K. die Linie Vouziers—Rethel erreicht. Nur eine der beiden Kavalleriedivisionen war zur Aufklärung in der Marschrichtung 7 km weit, ein Husarenregiment nach Grand Pré vorgeschoben. Nach den eingegangenen Nachrichten bewegte sich das deutsche Heer in westlicher Richtung, mit dem rechten Flügel etwa auf Varennes, während Kavallerie bereits das Lager von Châlons besetzt hatte; vom Marschall Bazaine, den man aus Metz ausgebrochen und im Anmarsch glaubte, fehlten alle Nachrichten. Um mit ihm in Verbindung zu treten, wurde am 26. der Marsch in der Richtung auf Stenay, also mit einer Rechtsschwenkung um das bei Vouziers stehenbleibende VII. Korps, fortgesetzt. Dieses Korps, durch das Anprellen deutscher Reiter gegen seine nach Grand Pré und Buzancy vorgeschobenen Abteilungen aufgeschreckt, verbrachte den Tag mit verschiedenem Hin- und Herschieben und stand schließlich noch die ganze Nacht durch unter strömendem Regen bei Vouziers unter dem Gewehr.

Diese Nachricht wiederum bestimmte den Marschall Mac Mahon, seine in dem Dreieck Le Chesne—Voncq—Tourteron angekommene Armee eine neue, vollständige Rechtsschwenkung ausführen zu lassen, um das — wie man glaubte — von überlegenen Kräften bedrohte VII. Korps zu unterstützen. Am Abend des 27. stand das I. Korps bei Semuy, das V., welches wegen des früher erwähnten Kavalleriegefechts vollständig gegen Buzancy aufmarschiert war, wurde dann bis halbwegs dieser Stadt und Le Chesne zurückgenommen. Das XII. Korps lagerte hinter der Lücke zwischen den beiden ersteren südlich Le Chesne. Auch die 2. Ref. Kav. Div., welche von einer über Vouziers ausgeführten Erkundung die Nachricht von dem Anmarsch der 3. deutschen Armee mit 80 000 Mann

Digitized by Google

gegen die eigene rechte Flanke mitgebracht hatte, wurde auf den rechten (inneren) Flügel bei Attigny zurückgenommen, während die 1. in geringer Entfernung den linken Flügel gegen Osten sicherte. Die genannten drei Korps hatten Front nach Süden, während das VII. inzwischen Front gegen Osten genommen hatte.

So hatte das Erscheinen weniger deutscher Reitertrupps den verhängnisvollen und, wie wir gesehen haben, von der deutschen Heeresleitung richtig erkannten und benutzten Aufenthalt herbeigeführt. Die Nachrichten, welche Mac Mahon bis zum Abend zugingen, brachten ihn zu der Ansicht, daß 50 000 Mann ihm auf dem rechten Maas-Ufer den Weg nach Metz sperrten — hier liegt wohl ein Zusammenwerfen verschiedener Nachrichten über den Marsch des sächsischen Korps nach Stenay—Dun und der beiden Korps von Metz auf Damvillers vor —, und daß der Kronprinz von Preußen mit 130 000 Mann im Anmarsch gegen die Ardennen sei. Dies und die noch immer vollständige Ungewißheit über das Schicksal Bazaines führte ihn zu dem Entschluß, den Rückzug nach Mézières anzutreten, um so nach Paris zu gelangen.

Nachdem am 28. die Märsche in dieser Richtung angetreten waren, ging ein Telegramm vom Kriegsminister aus Paris ein, welches, von falschen Voraussetzungen ausgehend, die Vereinigung mit Bazaine verlangte und Mac Mahon bestimmte, seinen Entschluß abermals zu ändern und auf Montmédy, also genau entgegengesetzt, zu marschieren.

Hatten schon die früheren, mangelhaft vorbereiteten und beschwerlichen Märsche trotz ihrer geringen Länge die Truppen sehr angegriffen und ihre Moral teilweise erschüttert, so rief nun dieser Gegenbefehl, den übrigens der Kaiser Napoleon mißbilligte, aber nicht zu widerrufen wagte, die schlimmsten Unordnungen, Marschkreuzungen und Stockungen hervor. So gelangte bis zum Abend des 28. die Masse der Armee nur in den Raum von nördlich Nouart bis Le Chesne; das VII. Korps, welches auf Nouart marschieren sollte, nur bis halbwegs Vouziers und Buzancy. Die 1. Kav. Div. erhielt den Befehl, über die Maas hinaus aufzuklären, nicht und blieb ziemlich auf ihrem alten Fleck in der Mitte des jetzt von der Armee eingenommenen Raumes stehen.

Die am Abend eingehende sichere Nachricht von der starken feindlichen Besetzung von Stenay benahm dem Marschall die Hoffnung, dort die Maas überschreiten zu können; da er nicht über einen Brückentrain verfügte, entschloß er sich, nach den nächsten Maas-Übergängen bei Mouzon und Remilly und weiter auf Carignan zu marschieren, in der Hoffnung, trotz der bedrohlichen Nähe der belgischen Grenze von dort über Montmédy nach Metz gelangen zu können. Indessen mutete er wiederum den Truppen in dieser kritischen Lage nur sehr kurze Märsche von 10 bis höchstens 20 km zu; trotzdem strengten diese in den von

Digitized by Google

beständigem Regen aufgeweichten und teilweise von Armeefuhrwerk vollkommen verstopften Straßen die Truppen sehr an.

Das XII. A. K. und die 1. Kav. Div. überschritten die Maas bei Mouzon und nahmen auf den Höhen östlich der Stadt Stellung, Front nach Südosten, nur ein Kav. R. wurde in dieser Richtung zur Aufklärung, aber nur 4 km weit, vorgeschoben. Das I. Korps erreichte wegen der Straßenstopfungen erst spät Abends, seine letzte Division sogar erst um 1^0 früh, die Gegend von Raucourt, ebenso die 2. Kav. Div. Das VII. Korps kam, durch Meldungen über die Deutschen in seiner Flanke aufgehalten, nicht bis zu dem ihm befohlenen Ziel La Besace an der großen Straße nach Mouzon, sondern machte um 5^0 Nachm. 6 km weiter südlich bei Osches halt. Das V. Korps hatte gar keinen Befehl erhalten, da der überbringende Generalstabsoffizier, wie früher erwähnt, gefangen worden war. Es brach deshalb und wegen der großen Erschöpfung der hungernden Truppen erst spät auf, wurde von der Kav. Div. und Avantgarde des sächsischen Korps in ein am Nachmittag von deutscher Seite abgebrochenes Gefecht bei Nouart verwickelt und erreichte mit einem Nachtmarsch nach Mitternacht, die letzten Teile erst um 7^0 früh, die Gegend südlich Beaumont, wo es völlig erschöpft ein nur sehr unzureichend gesichertes Biwak bezog.

Hier, wie bereits erwähnt, vom preußischen IV. Korps am 30. um Mittag überfallen, wurde es mit schweren Verlusten auf Mouzon geworfen, wo es Aufnahme durch das bereits übergegangene XII. Korps fand. Auch eine Division des VII. Korps wurde in den Kampf verwickelt und auf Remilly geworfen, wo der übrige Teil des Korps, untermischt mit dem I. A. K. und der 2. Kav. Div., auf einer sehr kümmerlichen Behelfsbrücke die Maas überschritten hatte.

Am Abend sah der Marschall Mac Mahon die Unmöglichkeit ein, seinen Plan weiter zu verfolgen, und gab den Befehl zum allgemeinen Rückzuge nach Sedan, um dort die Armee wieder zu ordnen, mit Lebensmitteln und Munition zu versehen und dann über Mézières, wo inzwischen das neuformierte XIII. Korps größtenteils eingetroffen war, den Weg nach Paris wieder zu gewinnen. Der Gedanke, sich bei Sedan schlagen zu wollen oder zu müssen, lag ihm zunächst völlig fern. Der um 8^0 ausgegebene Befehl setzte, soweit es die immer ärger werdende Verstopfung der Straßen und die Ermattung der Truppen zuließ, alles in Bewegung, so daß für die meisten französischen Truppen die Märsche des 30., der Nacht und des 31. ineinanderlaufen, nur unterbrochen von den unvermeidlichen Halten, welche die Führer meist auf eigene Verantwortung eintreten lassen mußten. Das Chaos dieser Bewegungen im einzelnen zu entwirren, würde hier zu weit führen und nutzlos sein. Es sei nur erwähnt, daß bis zum 31. früh das VII., V. und XII. Korps

Digitized by Google

und die 2. Kav. Div. bunt durcheinander in sowie nördlich und südöstlich Sedan eingetroffen waren, während das I., mit der Deckung des Rückzuges beauftragt, aber ohne nähere Befehle gelassen, teils südlich Givonne mit Front nach Osten, teils nebst der 1. Kav. Div. bei Carignan, Front nach der Maas, stand.

Am 31. früh befahl Mac Mahon, daß das XII., I. und VII. Korps Stellung hinter dem Givonne-Bach, Front nach Osten, von Bazeilles bis Illy nehmen sollten, während das V. mit der 2. Kav. Div. bei Sedan in Reserve treten sollte.

Das I. Korps hatte gleichzeitig ohne Befehl den Rückzug auf dem rechten Ufer der Chiers nach Illy, also auf den linken Flügel, angetreten, wurde dann in die Mitte der Stellung gewiesen und fand diese schon vom XII. eingenommen, so daß es schließlich mit diesem teilweise ineinander geschoben auf dem Plateau westlich Givonne stand. Am Nachmittag ließ sich das XII. die in seiner rechten Flanke liegende Maasbrücke zwischen Remilly und Bazeilles durch das I. bayerische Korps nach lebhaftem Gefecht entreißen, die von Mac Mahon angeordnete Sprengung der Brücke von Donchéry wurde durch die preußische 4. Kav. Div. verhindert, nur die der östlich und westlich davon bei Frénois und Flize belegenen Brücken ausgeführt. Verschiedene Meldungen deuteten auf die Bewegung starker deutscher Massen gegen Donchéry, und die hierauf begründeten Vorstellungen des Generals Douay bewogen den Marschall, das VII. Korps und die 2. Kav. Div. aus der nach Osten gerichteten Front heraus in eine solche vom Calvaire d'Illy bis Floing und Cazal, also teils nach Norden, teils nach Westen gerichtete, für die Kräfte aber viel zu ausgedehnte zu ziehen. Die Lücke zwischen dem rechten Flügel des VII. und linken des I. Korps wurde durch eine Div. des V. und die 1. Kav. Div. geschlossen. Im übrigen beunruhigte sich der Marschall, merkwürdigerweise noch immer in der vorgefaßten Meinung, es nur mit der Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen zu tun zu haben, und ohne jede Nachricht von der wirklichen Stärke und Gruppierung des Gegners, anscheinend nicht über seine Lage. Der Gedanke, daß er in dieser zum Kampf gezwungen werden könne, scheint ihm im Laufe des Tages allerdings gekommen zu sein — darauf deuten die eben erwähnten Truppenverschiebungen —, aber irgendein bestimmter Befehl für diesen Fall wurde nicht gegeben. Auch ein um 5^{30} Nachm. mit den Führern der Korps — das V. hatte inzwischen der General Wimpffen anstatt Failly übernommen — abgehaltener Kriegsrat kam zu keinem festen Entschluß; man hoffte vielmehr, den 1. September noch zur Wiederherstellung der Armee verwenden, im schlimmsten Falle entweder nach Westen auf Mézières, oder nach Osten auf Carignan durchbrechen zu können.

Digitized by Google

Die letzten Akte des großen Dramas sowohl bei Leipzig als bei Sedan, wie sie sich aus der Lage am 16. Oktober 1813 bzw. 31. August 1870 entwickelten, im einzelnen zu verfolgen, ist hier ausgeschlossen; auch dürften die Vorgänge wohl allgemein bekannt sein.

Es sei nur daran erinnert, daß der 17. Oktober 1813 mit Ausnahme eines durch Blüchers Initiative herbeigeführten Gefechts bei Gohlis ruhig verlief, da Napoleon, allerdings erst am Abend, die Unmöglichkeit eines vollen Erfolges einsah und den Rückzug auf der einzigen ihm noch verbleibenden Straße über Lindenau nach Weißenfels vorbereitete, indem er den Marschall Bertrand mit $1^1/_2$ A. K. zur Sicherung der Saale-Übergänge dorthin entsendete. Dann nahm er in der Nacht alle um Leipzig stehenden Truppen zurück in eine näher an der Stadt gelegene Stellung, welche etwa durch die Orte Connewitz—Probstheida—Holzhausen—Zweinaundorf—Paunsdorf—Schönfeld—Pfaffendorf—Gohlis—Hallesche Vorstadt im Norden von Leipzig bezeichnet wird. Alle Gefechtsstellungen wurden aufs sorgfältigste ausgewählt und vorbereitet, denn Napoleon gab die Hoffnung nicht auf, vielleicht der verbündeten Hauptarmee doch noch einen empfindlichen Schlag versetzen zu können, wozu er hinter seiner Südost- und Ostfront noch starke Reserven verfügbar behielt. Auffallend ist, daß er trotz der schlimmen Erfahrungen des 16. seine Nordfront verhältnismäßig schwach besetzte. Von seiten der Verbündeten störte man ihn nicht; man war froh, nach den schweren Verlusten des 16. seine Stellungen behauptet zu haben und nun endlich den Ring um den Gegner schließen zu können, indem im Südosten die Heeresabteilung Bennigsen-Colloredo am 17. Abds. Fuchshain erreichte, also am nächsten Tage zum Eingreifen verfügbar war. Im Nordosten mußte diese Aufgabe dem Kronprinzen von Schweden zufallen, der aber erst bei Breitenfeld eingetroffen war und sich so aufstellen wollte, um dem seiner Meinung nach auf Wittenberg abmarschierenden Napoleon in die Flanke fallen zu können. Nur mit den äußersten Mitteln der Überredung und indem er ihm noch zwei seiner eigenen A. K. zur Verfügung stellte, konnte ihn Blücher zu dem Versprechen bewegen, die Parthe zu überschreiten.

Nach der Disposition Schwarzenbergs für den 18. rückten nun die Truppen der verbündeten Hauptarmee in drei großen Gruppen zum Angriff gegen die vom Gegner am 16. behauptete Stellung vor — die nächtliche Räumung derselben wurde nicht bemerkt. Die erste, unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, drei österreichische Korps, mit einem Teil auf dem linken Pleiße-Ufer, mit der Hauptmasse von Markkleeberg aus, die zweite unter Barclay, die zwei russisch-preußischen Korps nebst den Garden und Reserven beide gegen Wachau—Liebertwolkwitz, die dritte, die verstärkte Bennigsensche Armee, gegen Zuckelhausen

Digitized by Google

und Holzhausen, um den feindlichen linken Flügel, den man am Kolmberge festgestellt zu haben glaubte, zu umfassen. Als vierte Gruppe sind die Truppen des Kronprinzen von Schweden zu betrachten, welche, über Taucha vorgehend, die Verbindung mit der Hauptarmee aufnehmen sollten; als fünfte der schwache Rest der Schlesischen Armee, unter Blücher gegen die Nordfront von Leipzig vorgehend.

Das an der wichtigsten Stelle, auf der einzigen Rückzugslinie der Franzosen, stehende schwache österreichische Korps Gyulai wurde am 17. Nachm. zur Hauptarmee nach Cröbern herangezogen, dann nach ermüdenden Hin- und Hermärschen wieder zurückgeschickt, am 18., nachdem es mit Mühe einen Vorstoß der Franzosen von Lindenau her abgewehrt, wiederum zur Hauptarmee heranbeordert.

Alles in allem sind die den Verbündeten zur Verfügung stehenden Truppen, nach Abrechnung der Verluste, auf rund 295 000 Mann mit 1350 Geschützen zu veranschlagen, denen Napoleon nur 160 000 Mann mit 630 Geschützen entgegenzustellen hatte.

Trotzdem ging er, sobald die verbündeten Hauptarmeen vom Süden her die ersten Fortschritte gemacht hatten, hier zum Gegenangriff über, der nur mit Mühe unter Heranziehung aller irgend verfügbaren Kräfte, wie erwähnt auch der vom anderen Pleiße-Ufer her, abgewehrt werden konnte. Ebensowenig Erfolg hatten die den ganzen Tag über unter schweren Verlusten wiederholten Angriffe der Verbündeten Mitte gegen Probstheida, der Bennigsenschen Armee östlich davon und im Norden des Sackenschen Korps: nur im Osten gelang es der Nordarmee, vielmehr dem preußischen Korps Bülow, den russischen Langeron und St. Priest, die französische Front trotz der von Ney geführten wütenden Gegenangriffe einzudrücken und ihn bis nahe an Leipzig zurückzudrängen. So war nach neunstündigem blutigem Ringen — etwa 50 000 Tote und Verwundete deckten das Schlachtfeld — auch an diesem Tage ein sichtbarer Erfolg nur an der für Napoleon am wenigsten bedrohlichen Stelle erfochten; schon am Nachmittag indessen hatte er angesichts der Übermacht das Spiel verloren gegeben und die Rückzugsbewegungen eingeleitet, die dank der gänzlichen Freigabe der Lindenauer Straße zunächst unbelästigt ausgeführt werden konnten. Daß die Korps, welche er dazu bestimmte, am 19. noch die Stadt Leipzig selbst zu verteidigen, bei der Lage der örtlichen Verhältnisse geopfert werden mußten, ist ihm wohl selbst klar gewesen, es waren 4 A. K., darunter die gesamten deutschen und polnischen Truppen. Auch in der Nacht vom 18. zum 19. ging auf dem ganzen Umkreise der Rückzug nach der Stadt und die Verteidigungseinrichtung dieser von den Verbündeten unbemerkt und ungestört vor sich. Das konzentrische Vorgehen dieser am 19. ergab sich von selbst, in die Stadt drang zuerst von Osten das Bülowsche Korps der Nordarmee ein, fast gleichzeitig auch die von Blücher unablässig

Digitized by Google

vorwärtsgetriebenen russischen Korps der Schlesischen Armee. Das Vordringen dieser gegen die einzige Rückzugslinie der Franzosen führte die Sprengung der Pleißebrücke auf dem Ranstädter Steinweg herbei, durch welche nun alles was von dem geschlagenen Heere noch in Leipzig war, preisgegeben wurde.

Wohl war der mit dem Opfer von 1792 Offizieren, 51 982 Mann erkaufte Erfolg des gewaltigen Ringens ein großer. Die Franzosen werden in der Schlacht an Toten und Verwundeten etwa 38 000 Mann verloren haben, weitere 30 000 wurden in der Schlacht gefangen oder in den Leipziger Lazaretten verwundet und krank vorgefunden, 28 Fahnen und Adler, 325 Geschütze genommen — der Kaiser selbst mit etwa 80 000 Mann, davon an gefechtsfähigen Truppen vielleicht 60 000, war entkommen. Weder das schon am 18. Abends in Marsch gesetzte preußische Korps Yorck, noch die am 19. aufbrechenden Vortruppen der Hauptarmee vermochten, dank der rechtzeitig und kräftig durchgeführten Gegenmaßregeln Bertrands, der Hauptmasse ernstlich Abbruch zu tun, ebensowenig das bei Hanau sich entgegenstellende bayerische Korps Wredes sie aufzuhalten. Zwar kostete der eilige Rückzug Napoleon nach der geringsten Schätzung noch weitere 20 000 Mann, die nach den schon wochenlang ertragenen Anstrengungen und Entbehrungen nun dem Hunger, der Erschöpfung und Krankheit zum Opfer fielen oder als Nachzügler gefangen wurden; aber das kann man nicht mehr der Schlacht bei Leipzig zugute rechnen. So bedurfte es, da die zaudernde Kriegführung der Verbündeten und die Einmischung der Politik dem Kaiser gestatteten, hinter der schützenden Linie des Rheins ein neues Heer zu bilden, noch des schweren und zeitweise recht bedenklichen Feldzuges von 1814, um ihn ganz niederzuringen.

Für die Schlacht bei Sedan bedurfte es, wie bereits erwähnt, weder eines besonderen Schlachtbefehls noch eines Eingreifens der deutschen obersten Heeresleitung überhaupt. Die Korps gehen, nach näherer Anweisung ihrer Armee-Oberkommandos, in den ihnen schon am 30. August gewiesenen Richtungen vor, bis der rechte Flügel der Maas-Armee die belgische Grenze berührt, der linke der 3. Armee die Maas bei Donchéry überschreitend, den letzten Ausweg nach Mézières sperrt.

Über der französischen Heeresleitung waltete an diesem Tage ein ganz besonderer Unstern. Der Marschall Mac Mahon war bis zum Morgen des 1. September noch selbst zu keinem festen Entschluß gekommen, seine bald nach 6° erfolgende Verwundung überhob ihn eines solchen. General Ducrot, welcher auf seine Anordnung kurz vor 8° den Oberbefehl übernahm und von dem Vordringen der Deutschen über Donchéry nichts wußte, vor der Front seines (des I.) Korps aber Bewegungen deutscher Massen zur Umfassung seines linken Flügels wahrzunehmen glaubte, befahl die Zusammenziehung der gesamten Armee auf der Hochfläche von Illy nördlich Sedan, von wo er den Rückzug nach

Digitized by Google

Mézières gesichert glaubte. Auf Gegenvorstellungen des Generals Lebrun (Führers des XII. Korps) bewilligte er noch einen Aufschub von $^3/_4$ Stunden, dann begann gegen 9^0 auf dessen Anordnung ein sehr künstlicher Treffen-d..rchzug der Divisionen des XII und I. Korps nach rückwärts. Während diese Bewegung unter dem deutschen Artilleriefeuer im Gange war, reklamierte der General Wimpffen den ihm durch ein Schreiben des Kriegsministers vom 29. zugesicherten Oberbefehl. Er glaubte sich in den Stellungen westlich des Givonne-Baches behaupten und im schlimmsten Falle östlich auf Carignan durchbrechen zu können und ließ alles wieder vorgehen. Dieser mehrfache Wechsel in der Auffassung des Oberkommandos wirkte besonders nachteilig auf das am frühen Morgen durch das I. bayerische Korps eröffnete blutige und wechselvolle Ringen um Bazeilles, in welches trotzdem durch den hartnäckigen Widerstand des französischen XII. Korps nicht nur das II. bayerische, sondern auch beträchtliche Teile des sächsischen und des IV. preußischen Korps verwickelt wurden, während die preußische Garde und der übrige Teil des sächsischen Korps im heftigen Kampfe gegen die französische Front an der Givonne standen. Inzwischen aber hatten das XI. und V. den großen Bogen der Maas nördlich umgangen und griffen zwischen 9 und 10^0 das französische VII. Korps an, dessen Widerstand sie in stundenlangem, heftigem Kampfe brechen mußten, bis es ihnen gegen 2^0 gelang, auch die beherrschende Höhe des Calvaire d'Illy zu besetzen. Mit dem Eingreifen dieser Korps war das Schicksal des französischen Heeres besiegelt; die gegen 1^0 und zwischen 2 und 3^0 von Wimpffen angeordneten, dann bis gegen 5^0 noch von kleineren Abteilungen wiederholten Versuche, gegen Bazeilles hin aus dem Hexenkessel auszubrechen, waren ebensolche Verzweiflungstaten, als die opfermutigen Attacken der französischen Kavallerie auf der nördlichen Hochfläche. Der Erfolg ist bekannt: am Nachmittag erschien die weiße Fahne auf den Wällen von Sedan, in der Nacht wurde die Kapitulation abgeschlossen, welche den Kaiser und die gesamte Armee mit rund 83 000 Mann als kriegsgefangen, 3 Adler und Fahnen, 419 Feldgeschütze, 139 Festungsgeschütze, 6000 noch brauchbare Pferde in die Hände der Deutschen lieferte. Die Gesamtstärke des französischen Heeres bei Beginn der Schlacht betrug 113 500 Mann mit 406 Geschützen; die dem amtlichen französischen Werk beigegebene, ausdrücklich als annähernd und unvollständig bezeichnete Verlustliste weist an Toten und Verwundeten 8347 Mann, als Gesamtverlust an Mannschaften in der Schlacht aber 23 689 nach. Diese Zahlen sind zweifellos zu niedrig, da allein von der Maas-Armee 14 000 Gefangene noch am selben Tage in Marsch gesetzt wurden, während die 3. Armee die ihrigen bei Donchéry sammelte. Die deutsche Angabe von 21 000 in der Schlacht Gefangenen wird also richtig sein. Außer zahlreichen Versprengten sind fast die gesamte Kav. Div. des I., $2^1/_4$ Kav. Regtr. des V., 2 Eskadrons des XII.,

Digitized by Google

drei Bataillone und $4^1/_2$ Batterien des I. Korps durch Belgien nach Mézières usw. entkommen.

Die Gesamtstärke der deutschen, auf dem Schlachtfelde anwesenden Truppen betrug 148 300 Mann, 695 Geschütze, von denen aber nur rund 70 000 Mann, 593 Geschütze den Entscheidungskampf durchführten. Ihre Verluste betrugen 485 Offiziere, 8459 Mann.

Der Krieg wurde allerdings durch die Vernichtung der französischen Armee nicht beendet, aber das liegt auf einem ganz anderen Gebiet und hat mit der Schlacht selbst nichts zu schaffen.

Überblicken wir noch einmal kurz die Operationen, die in den beiden Schlachten gipfeln, so sehen wir den Gedanken der Einkreisung des feindlichen Heeres im September 1813 klar vorgezeichnet, eigentlich schon in die Wirklichkeit umgesetzt. Während der nächsten drei Wochen verwischt er sich mehr und mehr, weil die Heeresleitung der Verbündeten dem Gegner die Initiative überläßt, die eigenen Entschlüsse und Bewegungen grundsätzlich von den seinigen abhängig macht, ihm innerhalb des noch weit gespannten Kreises volle Freiheit läßt. Erst in der Disposition vom 14. Oktober kommt der Gedanke wieder klar zum Ausdruck, aber nicht in einer Form, die die Vernichtung des Gegners direkt anstrebt, sondern in der abgeschwächten, defensiven Form, die dem Gegner den Angriff zuschieben möchte. Als dann endlich, in der Disposition für den 16. Oktober, die Heeresleitung zu dem Entschluß des konzentrischen Angriffs, wie er sich durch Gruppierung der eigenen Kräfte von selbst bot, sich aufschwingt, da wird er angesetzt, ehe die Umklammerung voll wirksam werden kann. An dem entscheidenden Punkte, d. h. auf der klar erkennbaren, einzigen direkten Rückzugslinie des Gegners, werden zu schwache Kräfte belassen, und als dann, um die taktisch ungünstige Gruppierung der Hauptarmee zum frontalen Angriff auszugleichen, auch diese noch fortgezogen werden müssen, da wird die Einkreisung in dem Augenblick, wo sie wirksam werden, wo die reife Frucht der langwierigen Operationen dem Sieger in den Schoß fallen mußte, aufgegeben; die Vernichtung des Gegners wird nicht erreicht.

Gewiß war Schwarzenbergs Aufgabe, die fünf großen Gruppen der verbündeten Heere auf dem weitgedehnten Kriegsschauplatz bei der Eigenwilligkeit der einzelnen Führer, den unberechenbaren Eingriffen des Zaren, der beständigen Verquickung von Politik und Kriegführung, mit den damaligen Verkehrsmitteln einheitlich zu leiten außerordentlich schwer, sie war vielleicht in idealer Form unlösbar einem Napoleon gegenüber. Aber wenn man auch gern zugeben kann, daß unter den obwaltenden Umständen Schwarzenbergs Strategie der Politik seines Kaisers durchaus entsprach, ihr Grundgedanke war doch nach heutiger Auffassung ein grundfalscher, denn es war der Gedanke, der Entscheidungsschlacht so lange als irgend möglich auszuweichen, den Zusammenstoß mit dem

Digitized by Google

großen Schlachtenmeister womöglich zu vermeiden, jedenfalls ihn nur in starker Verteidigungsstellung anzunehmen. Dieser Grundgedanke, von dem unter allen Führern der Verbündeten nur einer sich nicht beherrschen ließ — Blücher —, verschuldet die ganze Weitschweifigkeit und Langsamkeit der Operationen bis zum 14. Oktober; er wird entschlossen aufgegeben erst in der Disposition für den 16., aber nun etwas übereilt und in einer taktischen Form, welche, an der entscheidenden Stelle zu schwach, den vollen Erfolg vereitelt.

Ein solcher Gedanke lag allerdings der deutschen Heeresleitung im Jahre 1870 vollkommen fern. Hier kann beim Beginn der Operationen gegen die Armee von Châlons von einer Einkreisung noch keine Rede sein. Aber schon der erste Entwurf Moltkes, die am 25. August aufgestellte Marschtafel, faßt ins Auge, dem Vormarsch jener frontal durch zwei von Metz entsendete Armeekorps und gleichzeitig durch den Flankenangriff mit 5 Korps entgegenzutreten. Am 27. werden beide Armeen angewiesen, direkt auf die bei Vouziers festgestellten feindlichen Hauptkräfte loszumarschieren, wodurch sich bei ihrer Gruppierung sofort die Umfassung mindestens auf dem linken Flügel ergeben mußte. Der am 28. aufgestellte, nicht zur Ausführung gekommene Entwurf zu einem Angriff auf Vouziers nimmt schon neben dem frontalen Einsetzen der beiden Bayerischen Korps die Umfassung rechts durch die Maas-Armee, das Abschneiden des feindlichen Rückzuges nach Rheims durch die 3. Armee in Aussicht. Der am späten Abend dieses Tages erlassene Befehl faßt allerdings ein defensives Verhalten der Maas-Armee in Aussicht, setzt aber dafür desto kräftiger die 3. Armee gegen Flanke und Rücken des Gegners an. Der Befehl für den 30. sagt ausdrücklich „Se. Majestät befehlen den Angriff auf den Feind", und nachdem dieser bei Beaumont in anderer Weise als beabsichtigt, aber mit voller Wirkung erfolgt ist, schreibt der Befehl vom 30. Abends, der zum eigentlichen Schlachtbefehl wurde, mit klaren Worten den Angriff mit doppelter Umfassung vor, so die Einkreisung und Vernichtung des Gegners in schärfster offensiver Form anstrebend.

Diesem klaren, unter den täglich wechselnden Verhältnissen unentwegt festgehaltenen Entschluß Moltkes, dem festen Willen zum Siege, unterstützt durch sorgfältig durchdachte Marschanordnungen, durch verständnisvolles Eingreifen der Unterführer, durch hervorragende Marsch- und Kampfleistungen der Truppe und gute Aufklärung der Kavallerie, begünstigt allerdings auch durch außerordentlich schwankende und unentschlossene Führung auf feindlicher Seite, verdanken wir bei Sedan den Erfolg, der uns bei Leipzig trotz gewaltiger Anstrengungen versagt blieb.

Digitized by Google

Französische Feldbefestigung.

Von

Oberlindober,

Major.

Mit drei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die französische Feldbefestigungsvorschrift (Instruction pratique sur les travaux de campagne) sagt in ihrem Vorwort: „La fortification n'est qu'un moyen et non un but!“

Wenn ich daher im Nachstehenden die französischen Anschauungen über Feldbefestigung auseinanderzusetzen versuche, so leite ich diese Erörterung am zweckmäßigsten wohl mit einer kurzen Beleuchtung der in der französischen Armee über die Verteidigung geltenden taktischen Hauptgrundsätze ein.

Die einschlägige französische Gefechtsvorschrift (Règlement sur les manoeuvres de l'infanterie) spricht sich klar und bestimmt dahin aus, daß nur eine mit Angriff gepaarte Verteidigung erfolgreich sein kann, und daß passive Verteidigung fast gleichbedeutend mit Niederlage sei. Der Grundzug der französischen Verteidigung geht daher dahin, den Gegner durch schwächere Kräfte, vorgeschobene Detachements, vorgeschobene Stellungen (gelegentlich auch durch beides) aufzuhalten und zur Entwicklung zu zwingen, damit seine Verbände durch diesen Kampf bereits in ihrer Ordnung gelöst und ohne festes Gefüge vor der Hauptstellung ankommen. Ist die Annahme der Entscheidung beabsichtigt, so soll der Angreifer schon beim Heranarbeiten gegen die Hauptstellung, namentlich aber beim Anlauf gegen sie, von den Abschnittsreserven angegriffen und mürbe gemacht werden, bis der Führer den Zeitpunkt zum Einsatz der Hauptreserve zum entscheidenden Gegenangriff für herangereift hält. Der Kampf um die Hauptstellung wird also vorwiegend offensiv geführt.

Ist dagegen lediglich ein Kampf um Zeitgewinn zu führen, dann stellt man sich in mehreren Stellungen hintereinander bereit und geht staffelweise von einer Stellung zur anderen zurück. In beiden Fällen erfordert das Kampfverfahren eine starke Gliederung des Verteidigers nach der Tiefe.

Untersuchen wir nun, wie sich die nach solchen Grundsätzen handelnde französische Verteidigung im einzelnen gestaltet, welche Aufgaben hierbei der Feldbefestigung zufallen und wie diese ihre Aufgaben zu lösen versucht.

Digitized by Google

A. Beim entscheidenden Kampfe.

Vorgeschobenen Detachements obliegt die Aufgabe, wichtige Punkte im weiteren Vorgelände der Stellung zu besetzen, die feindliche Aufklärung zu erschweren, der eigenen dagegen Rückhalt zu gewähren und sie zu unterstützen. Sie sollen unter Umständen dem Feinde sogar entgegengehen, ihn in einer bestimmten Gegend festhalten oder in eine ungünstige Richtung ziehen. Auch in Verlängerung der Flügel einer Verteidigungsstellung oder vorwärts davon können Detachements Verwendung finden, um einerseits gegen Überraschung durch feindliche Umfassung zu sichern oder um andererseits beim Feinde den Eindruck großer Frontausdehnung der Stellung hervorzurufen. Hierdurch soll dieser selbst zu übertriebener Ausdehnung verleitet und der eigene Durchbruch erleichtert werden. Alle diese Aufgaben lassen sich oft nur durch Gefecht lösen, das je nach den Verhältnissen offensiv oder defensiv zu führen ist. Die Detachements sind daher entweder beweglich oder an bestimmte Örtlichkeiten gebunden. In letzterem Falle werden sie auch von den Mitteln der Feldbefestigung Gebrauch machen. Hierbei spielen Arbeiten zur Erhöhung der Widerstandskraft (Schützengräben und Einrichtung von Örtlichkeiten zur Verteidigung), dann aber auch die Erschwerung feindlicher Annäherung, namentlich gegen Flügel und Flanken, durch Hindernisse sowie die Erleichterung des eigenen Rückzuges in der beabsichtigten Richtung durch Öffnung geschlossener Umfriedungen, Herstellung von Kolonnenwegen usw. die Hauptrolle.

Stärke und Zusammensetzung der vorgeschobenen Detachements hängen in erster Linie von ihren Aufgaben, sowie auch von Gunst oder Ungunst des Geländes ab. In vielen Fällen genügen schon einzelne Kompagnien; gelegentlich aber wird eine Stärke von mehreren Bataillonen und die Beigabe von Radfahrerformationen, Kavallerie und einzelner Geschütze oder Batterien erforderlich sein.

Statt oder auch neben der Verwendung vorgeschobener Detachements kennt das französische Verteidigungsverfahren auch noch den Gebrauch vorgeschobener Stellungen. Über ihre Anwendung und Befestigung herrscht in der französischen Armee allerdings keine ausgesprochene unité de doctrine. Doch tritt die Neigung zur Befestigung und Verteidigung vorgeschobener Stellungen in fast allen praktischen Beispielen der verschiedensten Schriftsteller scharf hervor, wenn man sie auch mit verschiedenen Namen belegt. So spricht Oberstlt. Klein in seinem Buche „Le rôle du génie en campagne“ von einer avant-ligne, Hauptm. Bastien von einer „ligne avancée“. Oberst Henry sagt dagegen in seinem Buche „La fortification dans la bataille moderne“:

„Il faut remarquer que l'on organise plus ce qu'on appelait autrefois une avant-ligne, c'est à dire une première

Digitized by Google

position de combat: on se contente de tenir certains points du terrain en avant par des postes détachés. Les postes détachés au moment du combat ne sont que des éléments d'avant-postes. Auch Normand ist ein Gegner der „première ligne de resistance", er kennt ebenso wie Oberst Henry nur einige „avant-postes de combats".

Mag man sich nun um den Namen des Kindes streiten, wie man will, seine Existenz läßt sich jedenfalls nicht ganz leugnen. Denn tatsächlich sind die Franzosen in ihrer Mehrzahl warme Anhänger des Prinzips der vorgeschobenen Stellungen in irgendeiner Form. Die Art ihrer Besetzung ist freilich eine sehr verschiedene. Häufig besetzt man nur einzelne Punkte im Vorgelände, namentlich die feindwärtigen Ränder von Ortschaften mit einzelnen Zügen oder Kompagnien, um die feindliche Aufklärung und Erkundung gegen die Stellung zu erschweren. In anderen Fällen dagegen verwendet man starke Bruchteile der verfügbaren Truppen, ja selbst bis zu einem Drittel der gesamten Infanterie zur Besetzung vorgeschobener Stellungen, die dann durch Anwendung von Scheinanlagen häufig den Eindruck einer einheitlichen, zusammenhängenden Stellung hervorrufen sollen. In solchen Fällen werden auch kleine Artilleriegruppen (einzelne Batterien, Züge, ja selbst einzelne Geschütze) auf die ganze Ausdehnung der vorgeschobenen Stellung verteilt in Aktion gebracht, um den Gegner zu vorzeitigem Einsatz seiner Artillerie zu verleiten. Diese kleinen Artillerieverbände der Vorstellung sollen also im Sinne einer Art Lockbatterien wirksam werden. Was die Entfernung der Vorstellung von der Hauptstellung anlangt, so soll diese einerseits nicht zu groß sein, damit sie aus letzterer artilleristisch unterstützt werden kann, anderseits darf sie auch nicht zu klein sein, damit die Hauptstellung nicht schon bei der Bekämpfung der Vorstellung in Mitleidenschaft gezogen wird. Im übrigen soll die Lage der vorgeschobenen Stellung im Gelände derart sein, daß ihre Besatzung, wenn zum Rückzug gezwungen, bald Deckung in Geländefalten oder Bodenbedeckungen findet, und daß der Angreifer in der Vorstellung keine Stützpunkte für die Durchführung seines Angriffes auf die Hauptstellung gewinnt. Das Zurückweichen auf letztere halten die Franzosen selbst nach hartnäckigen Kämpfen mit Hilfe von Gegenstößen für durchaus möglich.

Was die Ausführung von Verstärkungsarbeiten in der vorgeschobenen Stellung anlangt, so wird die Besatzung von diesen mehr oder minder intensiven Gebrauch machen, je nach den Absichten und Anweisungen des Führers. Sie wird sich daher, wenn nur vorübergehender Widerstand beabsichtigt ist, darauf beschränken, die Ränder von Ortschaften, Einzelhöfe und kleine Waldungen zur Verteidigung

Digitized by Google

einzurichten, da dies wenig Zeit und geringe Kräfte in Anspruch nimmt und die Loslösung sehr begünstigt. Dagegen wird man sich zur Anlage von Stützpunkten und Hindernissen entschließen, wenn in der Vorstellung hartnäckiger Widerstand geleistet werden soll. Im übrigen werden im allgemeinen die Arbeiten die gleichen sein, wie die der vorgeschobenen Detachements. Bei beiden wird häufig auch die Zerstörung von Brücken, die Herstellung sonstiger Wegesperren und deren Unterfeuerhaltung zur Verzögerung des gegnerischen Anmarsches anzuordnen sein. Nach rückwärts sollen die vorgeschobenen Stellungen offen sein und einen Rückzug begünstigen und erleichtern. Um diesen Zweck leichter zu erreichen, empfiehlt das Reglement, wenn zäher Widerstand geleistet werden soll, noch die Anlage von Stützpunkten zweiter Linie (points d'appui de deuxième ligne) als eine Art Aufnahmestellung mit gedeckten Kommunikationen zu ihnen. Die in diesen Aufnahmestellungen vorzunehmenden Arbeiten hängen davon ab, ob die taktische Lage und das Gelände die rein defensive Aufnahme der Truppen vorderer Linie oder auch den Übergang zum Angriff (réprise de l'offensive) wünschenswert erscheinen lassen.

Den Hauptbestandteil der französischen Verteidigungsstellung bildet die zone oder ligne principale de défense, die Hauptverteidigungsstellung, in der hartnäckigster, zähester Widerstand geleistet werden soll. Das Gerippe dieser Hauptstellung bilden die points d'appui oder, wie sie auch genannt werden, die centres de resistance, Befestigungsgruppen, die im allgemeinen bis auf etwa 1500 m voneinander entfernt sein können. Die Lücken zwischen diesen Befestigungsgruppen bleiben entweder für Gegenstöße aus der Front heraus frei, oder sie werden, wie Oberst Henry ausführt, durch Kampfstellungen für die Infanterie (Schützengräben und kleine Stützpunkte) geschlossen, um dem Feinde die Möglichkeit zu nehmen, sich dort festzusetzen. Von der Artillerie wird die Masse dazu verwendet, die feindliche Infanterie auf großen Entfernungen zur Entwicklung zu zwingen, dann aber hauptsächlich die Angriffsartillerie zu bekämpfen. Bruchteile der Artillerie werden hinter den Befestigungsgruppen verdeckt, in ganz kleinen Gruppen (Zügen, ja sogar einzelnen Geschützen), ganz im Sinne der russischen Dolchbatterien, zur flankierenden Bestreichung des nahen Vorgeländes, insbesondere toter Winkel während des Nahangriffes, bereitgestellt.

Die ganze Stellung wird, wie bei uns, nach dem Gelände und vor allem nach den Gefechtsabsichten des Führers und der für die Verteidigung verfügbaren Truppenstärke in mehr oder minder große Abschnitte geteilt. Die Besatzungen der einzelnen Abschnitte gliedern sich in die Besatzungen für die Befesti-

Digitized by Google

gungsgruppen und allenfallsiger Intervallbefesti-gungen und in die Abschnittsreserven (reserve). Außerdem wird eine gemeinsame Hauptreserve (troupe de manoeuvre) ausgeschieden. Das Stärkeverhältnis dieser drei Gruppen hängt im wesentlichen von der taktischen Lage ab. Alle drei Gruppen sollen sich möglichst ergänzen und in die Hände arbeiten. Die Besatzungen der Befestigungsanlagen sollen den Feind vor ihrer Front durch ihr Feuer möglichst schwächen und sein Heranarbeiten an die Stellung nach Möglichkeit verzögern, während die Abschnittsreserven unerwartete Gegenangriffe auf der ganzen Front ausführen sollen, entweder in der Form von contre-attaques, kurz bevor dieser zum Sturm ansetzt, oder als retour-offensifs, nachdem er bereits in die Stellung eingedrungen ist. In beiden Fällen will man unter Ausnutzung des Moments der Überraschung den Gegner in Unordnung bringen. Der Einsatz der Hauptreserve endlich erfolgt ebenfalls lediglich nach offensiven Gesichtspunkten. Als Hauptreserve wird in der Regel bis zu einem Viertel der Infanterie, starke Kavallerie und eine erhebliche Anzahl von Batterien ausgeschieden und hinter der Mitte, seltener hinter einem Flügel zum entscheidenden Gegenangriff bereitgestellt. Sie wird meist zum Durchbruch eingesetzt in dem Augenblick, wo der Angreifer zur Umfassung ansetzt und der Führer eine schwache Stelle in der feindlichen Front zu erkennen vermeint.

Nun zu den Einzelheiten der Hauptverteidigungsstellung und ihrer technischen Ausführung:

a) Die points d'appui oder centres de resistance, wie sie von den neueren Schriftstellern genannt werden: Point d'appui ist ungefähr gleichbedeutend mit dem deutschen Wort Stützpunkt, während der Begriff centres de resistance der Instruction sur la guerre de siège entnommen ist. Letztere stellt die Forderung auf, daß die Anlage der centres de resistance — nach unseren Anschauungen deckt sich dieser Terminus am besten mit unserem Begriff Befestigungsgruppen — derart zu erfolgen hat, daß der Angreifer ohne ihre Wegnahme niemals Herr der Stellung werden kann; Erfolge in den Intervallen dürfen daran nichts ändern. Diese Forderung wurde auch, wie der Name centre de resistance, in den Feldkrieg herübergenommen und hat zur Folge, daß die Herstellung dieser Befestigungsgruppen, wie wir sie der Einfachheit wegen weiterhin nennen wollen, eine möglichst sorgfältige sein und gegenseitige Unterstützung durch flankierendes Feuer ermöglichen soll. Gewissermaßen als Stützpunkte und Pivots für offensive Bewegungen der Abschnitts- und der Hauptreserve bestimmt, müssen sie trotz verhältnismäßig geringer Besatzung größtmögliche Feuerwirkung gegen das nächste Vorgelände, gegen die Intervalle, die feindlichen Anmarsch- und An-

Digitized by Google

näherungswege gestatten. In oder hinter ihnen sollen aber auch nach Niederkämpfung der Masse der eigenen Artillerie einzelne gut gedeckte, kaponnierenartig aufgestellte Batterien, Geschütze oder Maschinengewehre den Nahangriff des Feindes flankierend zu bekämpfen vermögen. Dem flankierenden Feuer wird überhaupt größte Bedeutung beigemessen, um ein Festsetzen des Angreifers in den Intervallen zu verhindern und Gegenangriffe wirksam unterstützen zu können. Gute Deckung und Maskierung aller nach den Flanken schlagenden Anlagen wird für den Erfolg als Grundbedingung gefordert, da zu früh erkannte Anlagen wahrscheinlich vernichtet sein würden, bevor sie zur Wirkung gelangen könnten.

Im einzelnen besteht eine derartige Befestigungsgruppe aus mehreren natürlichen oder künstlichen Stützpunkten und Schützengräben, die sich durch flankierende Bestreichung gegenseitig zu unterstützen vermögen. Künstliche Anlagen werden hierbei im allgemeinen der Einrichtung von Örtlichkeiten vorgezogen. Die einzelnen Stützpunkte und Schützengräben der Befestigungsgruppen bilden durchaus keine zusammenhängende Linie; es finden sich vielmehr auch zwischen ihnen Lücken, durch welche zurückgehaltene Teile der Besatzung: Unterstützungen und kleine Kampfreserven (**renforts**) zum Gegenangriff vorgeführt werden können. Denn selbst innerhalb dieser selbständigen Stützpunkte der Verteidigung soll und darf diese nicht nur passiv geführt werden.

An Feldbefestigungsarbeiten sind in jeder derartigen Befestigungsgruppe auszuführen: die Verstärkung der Front und der Flügel durch Anlage kleiner natürlicher oder künstlicher Stützpunkte und zweckmäßig gegliederter und gestaffelter Einzelschützengräben, eventuell die Anlage eines Reduits als Kernpunkt der Verteidigung, ferner die Herstellung von Deckungsgräben für Unterstützungen und Reserven sowie Verbindungsgräben zwischen diesen und den Feuerstellungen. In letzteren wie in den Deckungsgräben sollen zahlreiche Unterstände, Beobachtungsstände usw. eingebaut werden. Die Anlage von Hindernissen kommt nur da in Frage, wo mit Gegenangriffen nicht zu rechnen ist. Die Gruppierung der einzelnen Anlagen richtet sich nach dem Gelände, den bereits oben erwähnten Forderungen gegenseitiger flankierender Unterstützung und Unterfeuerhaltung besonders wichtiger Objekte des Vorgeländes.

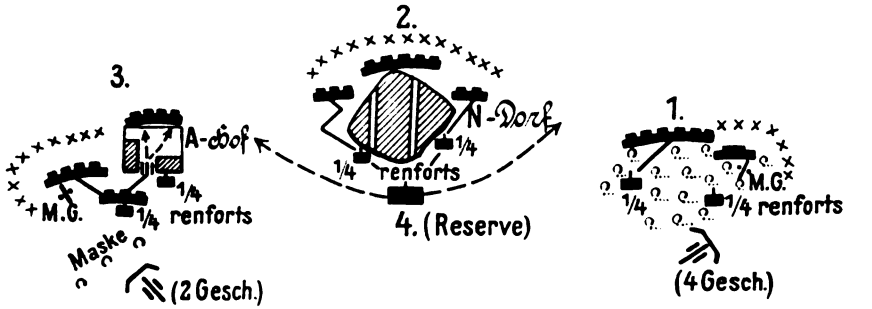
Was die Ausmaße anlangt, so kann ein **centre de resistance** eine Frontlänge bis zu 1000 oder 1200 m umspannen, wobei ein Bataillon als normale Besatzung zugrunde gelegt ist. Da die gegenseitige Entfernung der einzelnen Befestigungsgruppen voneinander bis zu 1500 m betragen darf, so ergeben sich gelegentlich recht

Digitized by Google

große Frontausdehnungen für die ganze Stellung. Oberst Henry bemißt diese wie folgt: für ein Regiment etwa 2500 m, für eine Brigade 4000 bis 5000 m, für ein Armeekorps 10 bis 12 km.

Die Besatzung einer Befestigungsgruppe gliedert sich in die Besatzungen der einzelnen Teile der Feuerstellungen (Stützpunkte, Schützengräben, Reduit), ferner in Unterstützungen (renforts) und in eine Reserve (reserve), deren Aufgabe es ist, die Besatzung bedrohter Punkte zu verstärken oder dem Feinde mit contre-attaques und retour-offensifs entgegenzutreten.

Beispiel eines centre de resistance oder point d'appui für ein Bataillon.



b) Was die Befestigung der Lücken zwischen den einzelnen Befestigungsgruppen anlangt, so wird sie, wenn sie überhaupt als nötig befunden wird — in der Literatur sind nur einzelne Schriftsteller dafür zu haben — in ganz ähnlicher Weise betätigt wie bei uns. In der Regel werden eben, wie bereits erwähnt, die Lücken völlig freigelassen, um durch sie die Gegenangriffe in ihren verschiedenen Formen zu führen. Von Hindernissen (Anlage von künstlichen oder Verstärkung von natürlichen) wird nur da Gebrauch gemacht, wo sich Gegenangriffe infolge der Geländeverhältnisse oder aus sonstigen Gründen verbieten.

c) Besonders gründlich zu überlegende Arbeiten erfordert die Vorbereitung des raschen Herbeiführens und raschen Einsatzes der Abschnitts- und der Hauptreserven in den verschiedenen hierfür in Betracht kommenden Richtungen. Die Absteckung und Bezeichnung von Wegerichtungen, häufig aber auch umfangreiche Anlagen von Gefechtskolonnenwegen sind hier geboten. Ihre Herstellung obliegt meist den Pionieren, doch werden diese hierbei in vielen Fällen bei dem großen Umfang der zu bewältigenden Arbeiten die Unterstützung durch die Infanterie nicht entbehren können.

Digitized by Google

d) Arbeiten zur Vorbereitung und Erleichterung eines allenfalls nötig werdenden Rückzuges entsprechen im großen und ganzen vollkommen den auch in der deutschen Armee üblichen. (Bezeichnung und Verbesserung der Rückzugsstraßen und -wege, Überbrückung von Wasserläufen hinter der Stellung sowie Vorbereitung von Brücken- und Straßenzerstörungen durch vorausgesandte Pionierkommandos.)

Nur werden französischerseits — wie dies beispielsweise Oberstlt. Klein fordert — einzelne Wegeknoten, besonders Ortschaften, sehr häufig von kleinen Einheiten der Reserve (Züge, Kompagnien) bereits zu einer Zeit fest in die Hand genommen, wo der Kampf um die Hauptverteidigungsstellung noch im vollen Gange, also noch nicht entschieden ist.

Dagegen wird die Einrichtung eigentlicher Aufnahmestellungen in Frankreich im allgemeinen nur dann betätigt, wenn ein Rückzug von Haus aus geplant ist, wenn also lediglich ein Kampf um Zeitgewinn geführt werden soll.

Einzelne Schriftsteller sprechen allerdings grundsätzlich und ganz allgemein von einer deuxième ligne de resistance oder von einer position de repli (wie Oberstlt. Klein und Oberst Henry). Doch unterscheiden diese nicht scharf zwischen entscheidendem Kampf und Kampf um Zeitgewinn, oder es liegt daran, daß sich auch auf diesem Gebiet noch keine rechte Einheitlichkeit und Klarheit der Anschauungen durchzuringen vermochte.

Wo derartige Stellungen zweiter Linie Anwendung finden, werden sie nach den gleichen Prinzipien eingerichtet wie die Hauptverteidigungsstellung.

Wie sich die Franzosen die Befestigung einer Stellung, in der um die Entscheidung gerungen werden soll, vorstellen, möchte ich an der Hand eines praktischen Beispiels darstellen. Ich folge hierbei einer Aufgabe, die der colonel du génie breveté A. Henry in seinem 1913 erschienenen Buche „La fortification dans la bataille moderne“ bespricht. Ich habe gerade das nachstehende Beispiel ausgesucht, weil es dem neuesten in Frankreich über Feldbefestigung erschienenen Werke entnommen, die dort zurzeit geltenden Anschauungen wohl am besten wiedergibt — der Verfasser ist ja auf diesem Gebiete als Autorität bekannt — und weil es Vergleiche mit früheren, bis vor kurzem noch üblichen Ansichten ermöglicht.

Oberst Henry gibt nämlich zunächst eine Lösung der Aufgabe, wie sie gelegentlich eines Vortrages im Kriegsschuljahrgang 1904/05 vorgeschlagen wurde, und bespricht dann, wie er selbst sich heute die Lösung denkt in Berücksichtigung des im Laufe der Jahre eingetretenen Wechsels

Digitized by Google

der Anschauungen und unter Beachtung der Änderung der einschlägigen Vorschriften.

Ich folge daher den Ausführungen des Obersten Henry soweit nur irgend möglich und werde eine Ergänzung derselben — natürlich im Sinne französischer Anschauungen — nur da versuchen, wo er sich nur mit kurzen Andeutungen begnügt.

Die Aufgabe, wie sie dem Vortrage des Kriegsschuljahrgangs 1904/05 zugrunde gelegt wurde (vgl. Karte des Deutschen Reiches, Blatt Metz 568), ist kurz folgende:

Lage der roten Armee wie jene der Rhein-Armee vor der Schlacht von St. Privat—Gravelotte am 18. August 1870. Die rote Armee beabsichtigt sich in einer Stellung westlich Metz in Linie Roncourt—St. Privat—Amanweiler—Montigny la Grange—Leipzig—Point du Jour—Rozérieulles zu verstärken und entscheidend zu schlagen. Das linke Flügelkorps soll hierbei den südlich La Folie gelegenen Abschnitt befestigen und verteidigen. Auftrag: Welche Verstärkungsarbeiten führt dieses Korps aus, und welche Kräfteverteilung ist beabsichtigt?

Der Verfasser des erwähnten Vortrages beantwortet diese Fragen folgendermaßen:

Dem Armeekorps wird folgende Front zugewiesen: La Folie—Leipzig—Moscou—Point du Jour—Steinbrüche südlich davon und die von diesen gegen Jussy streichenden Höhen. Die ganze Verteidigungsstellung wird in zwei Abschnitte geteilt:

Der 1. Div. fällt zu die Linie: Moscou—Point du Jour—Steinbrüche und Höhen südöstlich.

Der 2. Div. die Stellung von Moscou Ferme—La Folie.

Der 1. Div. wird die Geniekompagnie des Korps unterstellt.

Innerhalb der 1. Div. wird die 1. Inf. Brig. mit der Einrichtung und Verteidigung der Linie Moscou—Point du Jour betraut, während die 2. Inf. Brig. ein Regiment als Abschnittsreserve stellt und mit dem anderen Regiment die Steinbrüche und die Höhen südöstlich verstärkt und besetzt. Der 1. Inf. Brig. wird die Geniekompagnie der Division, der 2. jene des Korps zugeteilt.

Das als Abschnittsreserve bestimmte Regiment der 2. Inf. Brig. bereitet hinter der Stellung der 1. Inf. Brig. eine Aufnahmestellung (**position** de repli) auf Höhe 332 nordwestlich Rozérieulles vor.

Gefechtsvorposten (des avant-postes de combat) sind auf das Plateau von Malmaison vorzuschieben. Dort verstärken und besetzen vom 1. Inf. R. eine Kompagnie die Ortschaft Malmaison, ½ Kom-

Digitized by Google

pagnie den Hof Petit-Gravelotte; vom 2. Inf. R. eine Kompagnie den Hof Mogador, eine weitere Kompagnie das Dorf Gravelotte.

Von beiden Regimentern der 1. Inf. Brig. werden rund 6 Kompagnien als Besatzungen der herzustellenden Stützpunkte und als Kampfreserven (reserves partielles) ausgeworfen, je ein Bataillon als Unterabschnittsreserve (reserve tactique) bestimmt. Bei dem einen Regiment der 2. Inf. Brig. werden zwei Bataillone in vorderer Linie ausgegeben, ein Bataillon als Unterabschnittsreserve zurückgehalten.

Die Verstärkungsarbeiten sind nach folgenden Gesichtspunkten auszuführen:

Die Stützpunkte der Hauptverteidigungslinie sind vorwärts des Höhenkammes in wechselnder Entfernung von diesem anzulegen, jedenfalls von diesem so weit entfernt, daß die Artillerie über sie weg feuern kann, aber nicht weiter vorwärts, als daß bis zu den die Mance begleitenden Waldrändern noch ein Schußfeld von 300 bis 400 m verbleibt. Für die Kampfreserven sind einige Meter hinter den Schützengräben besondere Deckungsgräben auszuheben. Die Unterabschnittsreserven finden gedeckte Aufstellung im Gelände dicht hinter den Höhen oder hinter Geländebedeckungen.

Die Frontlänge der einzelnen Anlagen und die Entfernung derselben voneinander sind so zu bemessen, daß die Unterstützungen und Reserven in den Intervallen zum Gegenangriff vorgeführt werden können.

Die Artillerie ist hinter dem Höhenkamm derart in Stellung zu bringen, daß sie gegen Sicht gedeckt und durch die vor ihr liegenden Anlagen der Infanterie ausreichend geschützt ist. Doch können Teile der Artillerie noch hinter den Intervallen der Infanteriestellung Einsatz finden.

Die Verstärkungsanlagen und die Truppenverwendung bei der nördlich anschließenden 2. Inf. Div. sind ähnlich gedacht wie jene der 1.

Soviel in großen Zügen über die Lösung der Aufgabe, wie sie im Vortrage des Kriegsschulkurses 1904/05 niedergelegt ist. Oberst Henry ist mit ihr nicht einverstanden. Er kritisiert sie etwa folgendermaßen: „Bei der vorgeschlagenen Lösung ist vor allem eine auch sonst sehr häufig gemachte Beobachtung festzustellen. Der Vortragende hat sein Hauptaugenmerk eigentlich nur auf das Gelände gerichtet. Die Befestigung ist für ihn gewissermaßen Selbstzweck, denn die taktische Lage wird vollkommen außer acht gelassen. So bekommt man absolut nichts zu hören über Willen und Absicht des Führers, nichts über den Endzweck, den man zu verfolgen hat, nichts über die geplante Verwendung der Re-

Digitized by Google

serven. Die Truppen, am wenigsten die Pioniere, erhalten keine bestimmten, ihre Aufgabe klar umgrenzenden Aufträge; die ganze Truppenverwendung: Abschnittseinteilung und Ausscheidung von Reserven, ist reines Schema! Die Frontausdehnung ist nicht größer als im Angriff, die Besetzung daher viel zu dicht, die Tiefengliederung mangelhaft; kurz, alles nicht viel besser als im Jahre 1870!"

Oberst Henry fügt seiner sehr eingehenden, hier ganz kurz zusammengefaßten Kritik gewissermaßen erläuternd und entschuldigend hinzu, die vorstehende Lösung der Aufgabe sei durchaus zu begreifen, wenn man bedenke, daß innerhalb des Geniekorps und des Generalstabes bis vor kurzer Zeit ähnliche Anschauungen über Befestigung gang und gäbe waren. Ja, es gäbe selbst heute noch eine ganze Menge von Offizieren, die derartig veraltete Ansichten hätten, und es gehöre durchaus nicht zu den Seltenheiten, wenn Genieoffiziere den Befehl erhielten: „Richten Sie diese Stellung zur Verteidigung ein", ohne daß auch nur ein Wort hinzugefügt würde, welche taktischen Grundgedanken hierfür maßgebend seien. Ferner sei zu berücksichtigen, daß sich in der Zeit zwischen 1904 und heute die Anschauungen über die Verstärkung einer Stellung gründlichst geändert hätten.

Oberst Henry gibt sodann *seine* Ansichten über die Lösung der Aufgabe wieder, wobei er ausdrücklich bemerkt, daß er hierbei keinen anderen Zweck verfolgt, als die Leser selbst zu gründlichen Überlegungen anzuregen, wie die Aufgabe am besten zu lösen sei. Er deutet zunächst an, daß schon die *Aufgabenstellung* präziser sein muß, damit für die Bearbeitung eine feste taktische Grundlage geschaffen wird. So wäre es entschieden zweckmäßig gewesen, bei der Aufgabenstellung etwa zum Ausdruck zu bringen, daß der Armeeführer die Absicht habe, seinerseits später zum Angriff überzugehen und dabei die Armee um ihren linken Flügel zu drehen. Das Armeekorps, das in der Aufgabe gespielt wurde, hat also für die Armee den festen Drehpunkt zu bilden; daraus erwachse ihm die Aufgabe, seine Stellungen fest und zähe zu behaupten (s'accrocher au terrain) und gleichzeitig durch seine tunlichst offensiv zu führende Verteidigung möglichst viele Kräfte des Feindes auf sich zu ziehen. Unter Zugrundelegung einer derartigen Fassung der Aufgabe schlägt Henry sodann folgende *Lösung* (vgl. Skizze 1) vor:

Der kommandierende General entschließt sich, auf Grund der vom Oberkommando erhaltenen diesbezüglichen Weisungen und seiner eigenen Auffassung der Lage und nach vorausgegangener sorgfältiger Erkundung die ganze Stellung nur *mit der 1. Div.* zu besetzen und *die 2. Div.* sich als **troupe de manoeuvre** zur Verfügung zu halten. Die Frontausdehnung der 1. Div. wird hierdurch allerdings eine ziemlich große. *Der Genie*kommandant wird von diesen Absichten des kom-

Digitized by Google

mandierenden Generals unterrichtet und erhält Befehl, die Stellung im einzelnen zu erkunden und hierbei insbesondere die günstigste Lage der Befestigungsgruppen (centres de resistance), die Anmarsch- und Annäherungsverhältnisse des Feindes, die Notwendigkeit von Durchhieben und Kolonnenwegen für den raschen Einsatz der Reserve festzustellen. Seine besondere Aufmerksamkeit wird er darauf zu verwenden haben, daß sich das Korps auf dem linken Flügel der Armee befindet und deshalb besonderer Schutz seiner linken Flanke geboten erscheint.

Oberst Henry nimmt nun an, daß der Geniekommandant auf Grund seiner Erkundung etwa folgende Vorschläge macht:

„Anlage eines centre de resistance auf dem äußersten linken Flügel in Form einer starken Flügelstaffel auf Höhe 332 nordwestlich Rozérieulles für ein Bataillon, ferner je ein centre de resistance für je ein Bataillon bei Point du Jour, Moscou, Leipzig, La Folie. Er schlägt weiter vor, daß zwei Bataillone als avant-postes de combat mit einer Vorpostenreserve bei St. Hubert, das zur Verteidigung einzurichten ist, ausgeschieden werden. Die einzelnen Vorpostenkompagnien dürfen wohl auf der Hochfläche westlich der Mancéschlucht an den aus Skizze 1 ersichtlichen Punkten in verstärkter Stellung angenommen werden.

Damit sind zunächst sieben Bataillone der 1. Div. zur Besetzung der Stellung ausgegeben, fünf Bataillone — eventuell sogar sechs, wenn man das für die Befestigungsgruppe auf der Höhe von Rozérieulles bestimmte Bataillon zunächst noch hinzurechnet — bleiben demnach als Reserven (pour la manoeuvre) verfügbar.

Wie der Divisionskommandeur im einzelnen über seine Brigaden und die Brigadekommandeure über ihre Regimenter verfügen, muß natürlich diesen überlassen bleiben.

Man könne aber, um auch hierüber Klarheit zu gewinnen, etwa folgende Verwendung der einzelnen Verbände annehmen (Abschnittseinteilung aus Skizze 1 ersichtlich):

1. Inf. R.: I. Verstärkung und Besetzung der Gruppe La Folie,
   II. = = = = = Leipzig,
   III. Reserve hinter der Mitte;
2. Inf. R.: ½ I. avant-postes de combat an Wegegabel südöstlich Vernéville und bei Malmaison,
   ½ I. Vorpostenreserve in St. Hubert,
   II. Verstärkung und Besetzung der Gruppe Moscou,
   III. = = = = = Point du Jour;
3. Inf. R.: I. avant-postes de combat bei Mogador und Gravelotte,
   II. Verstärkung der Gruppe auf Höhe 332 nordwestlich Rozérieulles,
   III. Reserve hinter der vorgenannten Gruppe;

Digitized by Google

4. Inf. R.: Verfügungstruppe des Div. Kommandeurs gedeckt hinter den Höhen zwischen den Gruppen von Leipzig und Moscou.

Die Maschinengewehr-Kompagnien der Infanterieregimenter sind zum Teil zugweise auf den Flügeln der Gruppen eingesetzt, zum Teil bei den Reserven zurückgehalten.

Die Feldartillerie der 1. Div. und wohl auch ein erheblicher Teil jener der 2. Div. ist wahrscheinlich in Abteilungsgruppen zerlegt in ausgehobenen Geschützdeckungen, in verdeckten Stellungen etwa an den aus der Skizze ersichtlichen Plätzen bereitgestellt anzunehmen. Einzelne Batterien, Züge oder auch nur Geschütze, sind als batteries fixées hinter den Flügeln der Befestigungsgruppen in gut maskierten Stellungen zur Abwehr des Nahangriffes in den Intervallen bereitgehalten.

Die Genie-Komp. der 1. Div. ist der 1. Inf. Brig. mit dem Auftrag unterstellt, das Schußfeld vor den Feuerstellungen freizumachen, die Wege in den Waldungen vor der Stellung der Brigade zu sperren und die Wegsamkeit in jenen hinter der Stellung mit allen Mitteln zu verbessern. Außerdem soll die Kompagnie die Infanterie bei Einrichtung der Einzelhöfe unterstützen.

Die Genie-Komp. des Korps wird II/3 zur Herstellung der Befestigungsgruppe nordwestlich Rozérieulles unterstellt.

Die Genie-Komp. der 2. Div. hat im Verein mit einem Bataillon des 4. Inf. Regts. eine Aufnahmestellung auf Höhe 345 östlich von Point du Jour einzurichten.

Der Geniekommandant hätte für Empfang und Beitreibung von Draht, Unterstandsmaterial, Schanzzeug, Werkzeug in Metz, sowie für Zufuhr und Verteilung dieses Materials an die einzelnen Truppenverbände Sorge zu tragen.

Allen Geniekompagnien obliegt nach Beendigung der bereits genannten Arbeiten die sehr wichtige Vorbereitung des raschen Einsatzes der Reserven in allen in Betracht kommenden Richtungen durch Bezeichnung und Herstellung von Kolonnenwegen und Durchhieben. Zwei Kompagnien sind hierfür mindestens der 2. Div. zuzuteilen, die als troupe de manoeuvre außerordentlich schwierige Verhältnisse finden dürfte."

Oberst Henry spricht sich über die Bereitstellung dieser Division nicht näher aus; ich glaube, sie wird in Berücksichtigung der Geländeverhältnisse, insbesondere des steilen Einschnittes hinter der Stellung in mindestens drei bis vier Gruppen zerlegt werden müssen. Wie ich mir die Aufstellungsplätze und die Wege von diesen auf die Hochfläche denke, ist in Skizze 1 angedeutet.

Digitized by Google

B. Beim Kampf um Zeitgewinn.

Der Kampf um Zeitgewinn bedingt naturgemäß ein wesentlich anderes Kampfverfahren wie der die Entscheidung suchende. Gilt es, dem Feind bis zu einem gewissen Zeitpunkt Aufenthalt zu bereiten, eine Aufgabe, die ganz besonders häufig Vor- und Nachhuten oder auch Seitendeckungen größerer Truppenverbände zufällt, dann muß ein möglichst zäher Widerstand bis zu dem in Frage kommenden Zeitpunkt geleistet werden, gleichzeitig aber auch der nach diesem Moment — oder wenn die Kräfte zu längerem Widerstande nicht ausreichen — auch schon früher einzuleitende Rückzug von Abschnitt zu Abschnitt ins Auge gefaßt werden. Der Taktik obliegt hierbei die geschickte zweckmäßige Auswahl der einzelnen Stellungen, in denen man sich schlagen will, der Feldbefestigung dagegen ihre dem taktischen Zwecke am besten dienende Vorbereitung durch Ausführung aller zähen Widerstand ermöglichenden Arbeiten.

Die Franzosen bereiten in Fällen, in denen solche Aufgaben an sie herantreten, mehrere Stellungen hintereinander vor, „les positions successives de resistance", wie sie die Instruction pratique nennt. In der Regel kann man drei bis vier Linien unterscheiden: eine ligne avancée, eine ligne principale, eine ligne de recueil und eine position de retraite, gelegentlich auch noch, wenn sich ein günstiges Objekt hierfür findet und ein ganz besonders hartnäckiger Widerstand geleistet werden soll, ein Reduit. Diese Anwendung mehrerer derartiger Stellungen hintereinander hat die französische Feldbefestigung den Grundsätzen der Festungsverteidigung entnommen, die ja das ausgeprägteste Beispiel eines Kampfes um Zeitgewinn darstellt. Die Instruction sur la guerre de siège unterscheidet bekanntlich vor der „zone principale de défense" noch „positions extérieures de défense" und „positions avancées", hinter ihr aber eine „position de soutien" und eine ganze Reihe weiterer rückwärtiger Kampfstellungen bis zur Stadtumwallung, innerhalb der sogar noch ein zäher Häuserkampf geführt werden soll. Dieser schrittweise hartnäckige Kampf soll auch im Feldkrieg beim Kampf um Zeitgewinn durchgeführt werden, solange die Truppen überhaupt noch bewegungsfähig sind. Die Bereitstellung der Truppen für die Verteidigung dieser hintereinander liegenden Stellungen erfolgt in mehreren Treffen. Doch werden nicht etwa alle diese Stellungen von Haus aus besetzt. Es wird vielmehr etwa wie folgt verfahren: Mindestens ein Drittel der verfügbaren Kräfte besetzt die Hauptverteidigungsstellung und schiebt schwächere Gruppen in die ligne avancée oder in die einzelnen vorgeschobenen Stellungen vor. Ein Sechstel bis ein Drittel der Gesamtkraft stellt sich in der ligne de recueil bereit, während der Rest als Hauptreserve (troupe de ma-

Digitized by Google

noeuvre), in der Regel zunächst hinter der Hauptverteidigungsstellung, bereitgehalten wird. Die Räumung der einzelnen Stellungen erfolgt je nach dem Kampfzweck, d. h. je nach dem Maße und der erforderlichen Zeitdauer des zu leistenden Widerstandes. So kann es beispielsweise in einem Falle für die Besetzung der **ligne avancée** bereits genügen, den Gegner zur Entwicklung gebracht zu haben, während in anderen Fällen die einzelnen Stellungen bis aufs Äußerste zu halten sind. Müssen die vorderen Stellungen geräumt werden, so gehen ihre Besatzungen unter möglichster Freimachung der Front der zunächst hinter ihnen gelegenen Stellung in die noch unbesetzten rückwärtigen Stellungen, also in die **position de recueil** oder in die **position de retraite** zurück. Die Hauptreserve wird, wenn sich der Feind bei unvorsichtigem Nachdrängen Blößen gibt, zum Gegenstoß vorgeführt, oder wenn dies nicht der Fall ist, später ebenfalls zur Besetzung der rückwärtigen Stellungen herangezogen. Auch beim Kampf um Zeitgewinn sollen die für die einzelnen Stellungen ausgeschiedenen Reserven sowohl wie die Hauptreserven alle sich bietenden Gelegenheiten zu Gegenstößen (**contre-attaques** oder **retour-offensifs**) nach Möglichkeit ausnützen.

Was die Befestigung der einzelnen Stellungen anlangt, so gilt für die **positions avancées** und die **ligne principale de défense** alles das, was beim entscheidenden Kampf über die Verstärkung dieser Stellungen gesagt wurde, nur mit der Maßgabe, daß in der Regel für die Arbeit nicht so viel Zeit und nicht so viel Kräfte verfügbar sein dürften. Die Verstärkungsmaßnahmen werden infolgedessen mehr den Charakter flüchtiger Ausführung tragen.

Für den Ausbau der rückwärtigen Aufnahme- oder Rückzugsstellungen ist deren taktische Aufgabe maßgebend. Das **règlement sur les manoeuvres de l'infanterie** sagt hierüber: „Der Abbruch des Kampfes schließt keineswegs den Begriff der Niederlage oder des Rückzuges in sich. Er ist vielmehr häufig nur eine Finte (**feinte**), die es den Truppen ermöglichen soll, ihre Bewegungsfreiheit wieder zu gewinnen". Dementsprechend soll die Einrichtung der rückwärtigen Stellungen dem Verteidiger die Möglichkeit zu erneutem zähen Widerstand und gelegentlich auch die Zeit verschaffen, auf einem anderen Teil des Schlachtfeldes zum Gegenangriff zu schreiten. Die Verstärkung der verschiedenen Aufnahmestellungen hat daher im allgemeinen nach den gleichen Gesichtspunkten zu erfolgen wie die der Hauptverteidigungsstellungen, nur sind auch alle jene Arbeiten auszuführen, die auf eine Erleichterung des Rückzuges von einer Stellung zur anderen hinzielen.

Die Einrichtung eines Reduits wird in der Regel darin bestehen, daß man eine hierzu besonders geeignete Örtlichkeit, eine ausge-

Digitized by Google

prägte Höhe, eine günstig gelegene Ortschaft usw. zu einem möglichst geschlossenen selbständigen Stützpunkt ausbaut.

Auszuführen sind alle diese Arbeiten von den für die Besetzung in Aussicht genommenen Truppen, in Stellungen, die nicht von Hause aus besetzt werden sollen, dagegen von der Hauptreserve. Die Arbeiten zur Vorbereitung des Rückzuges, die in ganz ähnlicher Weise durchzuführen sind, wie sie unter A. geschildert wurden, fallen in erster Linie den Pionieren zu, die jedoch bei größerem Umfang der Arbeiten durch Infanterie unterstützt werden müssen.

Was die Verwendung der Artillerie bei diesem Kampfverfahren anlangt, so scheint man, wie aus praktischen Beispielen der verschiedenen Autoren zu ersehen ist, von sogenannten batteries fixées nur wenig Gebrauch zu machen; die Artillerie wird vielmehr nicht fest an den Ort gebunden, sondern so bereitgestellt (en position d'attente masquée), daß ihre Verwendung in den verschiedensten Richtungen, sei es von Ort und Stelle aus, sei es durch raschen Stellungswechsel gewährleistet ist.

Bei der Besprechung der Einrichtung von Aufnahmestellungen muß schließlich noch eine französische Sondererscheinung Erwähnung finden: die sogenannte „position en contre-pente" (auf dem rückwärtigen Hange), die von einigen französischen Schriftstellern, wie Normand und Mondésir, besonders empfohlen wird. Diese Autoren sind der Anschauung, daß derartige Stellungen vor allem bei Führung eines Kampfes um Zeitgewinn vorteilhaft seien, da sie der feindlichen Erkundung und Artilleriewirkung so gut wie entzogen, das Moment der Überraschung für sich hätten. Voraussetzung für ihre Anwendung sei allerdings, daß man bis zum Höhenrand mindestens 300 bis 400 m Schußfeld haben müsse. Dann aber sei es möglich, dem durch den Angriff auf die vorderen Stellungen und die Hast der Verfolgung in Unordnung gekommenen Feind beim Überschreiten des Höhenkammes (crête) durch Feuerüberfall (par des rafales violentes) auf kurze Entfernung schwerste Verluste beizubringen. Am vorteilhaftesten gestalte sich die Benutzung derartiger „positions en contre-pente" in unmittelbarer Verbindung mit Gegenangriffen, die dann am zweckmäßigsten von den Flügeln dieser Position her zu führen und artilleristisch möglichst stark zu stützen seien.

Oberst Henry ist der Ansicht, daß die Anwendung der positions en contre-pente durch die enorme Entwicklung der Luferkundung in der letzten Zeit ihre Bedeutung völlig verloren habe, da das Moment der Überraschung in Wegfall gekommen sei.

Wie die praktische Anwendung der Feldbefestigung beim Kampf um Zeitgewinn von den Franzosen gehandhabt wird, möge nachstehendes

Digitized by Google

Beispiel illustrieren (vgl. Karte des Deutschen Reiches, Blatt Metz 568, und Skizze 2):

Eine rote Armee hat im ersten Drittel des Monats Juni nördlich Verdun unglücklich gekämpft und ist im Rückzuge gegen Mosellinie Metz —Ars—Novéant. Durch Nachtmärsche ist es gelungen, sich bis auf Tagesmarschentfernung vom Gegner loszulösen. Am Nachmittag des 14. Juni näherten sich die Gros der Armeekorps nach anstrengendem Marsche der Mosel bei Metz, Ars, Ancy und Novéant; die Nachhuten erreichten die Orte Ste. Marie aux Chênes, Jouaville, Doncourt und Mars la Tour. Bei dem nördlichen rechten Flügelkorps ergaben sich beim Durchmarsch der Kolonnen und Trains durch Metz (offene Stadt) und seine Vororte schwere Marschstockungen, während bei den südlichen Korps der Übergang der Kolonnen und Trains durch plötzlich auftretendes Hochwasser, das teilweise die Brücken zerstörte, erhebliche Verzögerungen erlitt. Da infolgedessen der Rückzug der ganzen Armee voraussichtlich um einen vollen Tag verzögert wurde, ordnete das Armee-Oberkommando an, daß die Nachhuten des Korps anzuweisen seien, vorwärts der Engen auf der Hochfläche sich zu hartnäckigem schrittweisen Widerstande einzurichten und hier den weiteren Übergang der Armeekorps über die Mosel zu decken. Unterstützung aus dem Gros wurde, wenn sie nötig werden sollte, zugesagt.

Seitens des rechten Flügelkorps (I.) erhielt die Nachhut (7., 3., 6., 1.) Auftrag, in dem Gelände vorwärts St. Privat den Übergang des Korps über die Mosel und den Durchmarsch durch die Stadt Metz zu decken und am 14. und 15. Juni in befestigten Stellungen dortselbst feindlichen Angriffen zähesten Widerstand zu leisten. Die Ref. Pion. Kompagnie des Korps wurde nach Marengo der Nachhut zunächst zur Arbeit zur Verfügung gestellt.

Als der diesbezügliche Befehl des kommandierenden Generals beim Führer der Nachhut um 2° Nachm. eintraf, marschierte der Haupttrupp durch Ste. Marie. Inf. R. 2 hatte das Dorf fast ganz durchschritten, Feldart. R. 1 näherte sich dem Dorfe, gefolgt von Inf. R. 1. Der Nachtrupp (Jäg. 1, Pion. 1./1. und ¼ Esk. Drag. R. 1./1.) marschierte bei Auboué. Das Drag. R. Nr. 1 (3¾ Eskadrons) befand sich noch nördlich der Orne bei Briey. Es stand in Fühlung mit einigen feindlichen Kavalleriepatrouillen. Mit dem Eintreffen feindlicher Infanterie an der Orne war, den bisherigen Meldungen zufolge, nicht vor dem 15. Juni früh zu rechnen.

Der Führer der Nachhut ritt mit seinem Stabe zwischen Haupttrupp und Nachtrupp etwa 1 km südöstlich Auboué. Die Truppen hatten um die Mittagszeit noch nördlich der Orne längere Zeit gerastet und sind

Digitized by Google

aus Feldküchen bereits verpflegt. Vom Nachbarkorps war bekannt, daß seine Nachhut gegen 2° Jouaville erreichen werde.

Der Führer läßt zunächst die Truppen zu einer kurzen Rast halt machen, während der er sich überlegt, wie er die der Nachhut gestellte Aufgabe lösen soll, und kommt nach Prüfung der Geländeverhältnisse nach der Karte zu folgendem Entschlusse:

Abschnittsweise zäher Widerstand in folgenden noch näher zu erkundenden und verstärkenden Stellungen:

1. Vorgeschobene Truppen: Drag. R. 1 bleibt nördlich der Orne in Gegend von Briey und hat Vormarsch des Feindes gegen diesen Fluß nach Möglichkeit zu verzögern. Wenn gedrängt, Rückzug über Gr. Moyeuvre auf rechten Flügel der Nachhut.

2. **Avant-ligne oder avant-postes de combat:** Jäg. 1, dem zunächst ½ Pion. 1./1. zugeteilt wird; Aufgabe: Zerstörung der Brücken über die Orne — mit Ausnahme der Eisenbahnbrücke, die jedoch zur Zerstörung vorzubereiten ist — zwischen Homécourt und Moineville und Verzögerung feindlicher Übergangsversuche zwischen diesen Orten (beide einschließlich).

3. **Principale ligne de défense:** Inf. R. 1 leistet zähen Widerstand in befestigter Stellung auf den Höhen nördlich, nordwestlich und westlich Ste. Marie aux Chênes. Rückzug vor überlegenem Angriff südlich der großen Straße Ste. Marie aux Chênes—St. Privat.

4. **Ligne de recueil:** Inf. R. 2 stellt zur Aufnahme der südlich der großen Straße zurückzuführenden Besatzung der **principale** ligne de défense auf den Höhen nördlich und westlich St. Privat eine Aufnahmestellung für zwei Bataillone her, ferner

5. eine **position de retraite** für ein Bataillon, deren Aufgabe es sein soll, das Loslösen der Besatzung der vorgenannten Stellung zu ermöglichen.

6. ½ Pion. 1./1. und Res. Pion. 1 richten den Westrand der Steinbrüche von Amanweiler als Reduit ein, dessen Aufgabe es ist, dem Nachdrängen des Feindes am Eintritt der großen Straße in die Enge zähesten Widerstand zu leisten.

Feldart. R. 1 erhält Befehl, Stellungen zu erkunden und zu verstärken, aus denen es in der Lage ist, Inf. R. 1 in der Verteidigung der Hauptverteidigungsstellung zu unterstützen. Einzelne Züge oder Geschütze sind auf Anforderung des Inf. Regts. 1 zur Intervallbestreichung zwischen den Befestigungsgruppen an dieses abzugeben. Ferner sind hinter der ligne de recueil und der **position de retraite** geeignete Artilleriestellungen sowie die Verhältnisse für einen staffelweisen Stellungswechsel dorthin zu erkunden. Aufgabe des Regiments ist es, in den letztgenannten Stellungen den Abzug der eigenen Truppen aus den vor-

Digitized by Google

deren Stellungen zu erleichtern und das Nachdrängen der feindlichen Infanterie zum Stehen zu bringen.

Inf. R. 2 wäre nach Beendigung der ihm zugewiesenen Arbeiten anzuweisen, zwei Bataillone hinter der ligne de recueil zu deren Besetzung bereitzuhalten und ein Bataillon nach dem Ostrand von Ste. Marie aux Chênes zu beordern, wo es als troupe de manoeuvre zur Verfügung des Führers der Nachhut bleibt.

Die beiden Pionierkompagnien hätten nach Erledigung der ihnen zunächst zugewiesenen, bereits erwähnten Arbeiten Kolonnenwege und Durchhiebe durch die Waldungen im Rücken der ligne de recueil und der position de retraite in Richtung auf die großen Abzugsstraßen herzustellen, um den Besatzungen dieser Stellungen den Rückzug zu erleichtern.

Der Führer setzt nach diesen Überlegungen die Truppen nach ihren Arbeitsstellen in Marsch, versieht sie mit den entsprechenden Befehlen und reitet dann, bei der ligne principale de défense beginnend, diese und die hinter ihr gelegenen Stellungen ab, um die Maßnahmen der Unterführer zu überwachen und zu überprüfen.

Die Verstärkungsarbeiten und die geplante erste Besetzung der einzelnen Stellungen sind kurz folgende (vgl. Karte des Deutschen Reiches, Blatt Metz 568, und Skizze 2):

Avant-ligne: Jäg. 1./1. Je ein Zug an Orne-Brücken in Homécourt und an Mühle bei der Eisenbahnbrücke, zu deren Zerstörung Genehmigung beim Gen. Kdo. eingeholt wird; ersterer richtet sich in den der Brücke zunächst gelegenen Häusern von Homécourt zur Verteidigung ein, letzterer in der Mühle am Südende des Dorfes. Rest der Kompagnie in einem Schützengraben auf Höhe östlich Homécourt; die Kompagnie sichert zwischen Südrand von Joeuf und Punkt 181 nordöstlich Auboué.

Jäg. 1./2. Zwei Züge an Orne-Brücken in Auboué in den zunächstgelegenen Häusern, zwei Züge in Schützengräben nordöstlich Auboué; Kompagnie sichert zwischen Punkt 181 und Auboué-Süd.

Jäg. 1./3. verstärkt und besetzt mit je einem Zuge Häuser an Brücken in Serry und Moineville, Rest der Kompagnie 1 km östlich Moineville an Straße Coinville—Moineville. Kompagnie sichert von Coinville bis Moineville.

Jäg. 1./4. Vorpostenreserve in Schützengräben beiderseits der Straße Ste. Marie—Auboué, 1 km südöstlich Auboué.

Jäg. 1 wird angewiesen, wenn gedrängt, die Front der ligne principale de défense freimachend, hinter deren Flügel zurückzugehen.

Principale ligne de défense (Skizze 2): Nördliche Befestigungsgruppe, bestehend aus drei Schützengräben nahe dem Höhen-

Digitized by Google

kamm und Deckungen für je einen Zug Maschinengewehre auf beiden Flügeln.

Besatzung: Inf. R. 1./I.: 3 Kompagnien und 2 Züge Maschinengewehre vordere Linie; 1 Kompagnie gedeckt im Gelände als **renfort.**

Mittlere Befestigungsgruppe, bestehend aus dem zur Verteidigung eingerichteten Kirchhof, drei Schützengräben und einem Deckungsgraben hinter der Mitte.

Besatzung: Inf. R. 1./II.: 3 Kompagnien vordere Linie, 1 Kompagnie im Deckungsgraben.

Südliche Befestigungsgruppe: Zwei Schützengräben vorwärts der Grube Ste. Marie, ein Deckungsgraben hinter der Mitte; eine Deckung für 1 Zug Maschinengewehre hinter linkem Flügel.

Besatzung: Inf. R. 1./½III.: Je 2 Züge in den Schützengräben und im Deckungsgraben; 1 Zug Maschinengewehre im linken Schützengraben.

Reserve des Inf. Regts. 1.: ½III. in Deckungsgräben westlich Ste. Marie aux Chênes.

An besonderen technischen Arbeiten sind auszuführen vom Inf. R. 1.: Freimachen des Schußfeldes vor der Stellung; Erschwerung des Heraustretens der feindlichen Infanterie aus den kleinen Waldparzellen nördlich der Stellung durch leichte Verhaue; Vorbereitung des Rückzuges durch Bezeichnung der Rückzugsrichtungen und -wege, besonders durch Ste. Marie aux Chênes (Niederlegung von Häusern usw.); gedeckte Bereitstellung von 1 Bat. des Inf. Regts. 2 als **troupe de manoeuvre** östlich Ste. Marie und Vorbereitung seines Einsatzes zum etwaigen Gegenstoß in den in Betracht kommenden Richtungen.

Stellungen der beiden Abteilungen des Feldart. Regts. 1 wie aus Skizze ersichtlich, I./Feldart. R. 1 gedeckt hinter Höhenkamm, II. gedeckt in einer Geländefalte.

Ligne de recueil: Nördliche Befestigungsgruppe, westlich und südwestlich Roncourt, bestehend aus vier Schützengräben und einer Deckung für 1 Zug Maschinengewehre.

Südliche Gruppe um St. Privat, bestehend aus vier Schützengräben und Deckungen für 2 Züge Maschinengewehre.

Herstellung zahlreicher Verbindungen von den Feuerstellungen nach den Osträndern der beiden Ortschaften zur Erleichterung des Rückzuges und rascher Besetzung durch die zunächst in und später hinter den Ortschaften gedeckt bereitzustellenden Bataillonen I. u. II./Inf. R. 2 und Maschinengewehrkompagnie. Artilleriestellungen aus Skizze ersichtlich.

Reserven werden zunächst nicht ausgeschieden, vielmehr aus den

Digitized by Google

nördlich der großen Straße zurückgehenden Teilen des Jäg. 1 entnommen.

Position de retraite: Vier Einzelschützengräben in breiter Front auseinandergezogen und vorerst nicht besetzt. Besatzung bilden später vielmehr Teile der aus der **ligne principale de défense** zurückgehenden Truppen.

Ausführung der Wegebesserungen im Rücken der Stellung wie in Skizze angedeutet.

Reduit: Die zunächst für dessen Herstellung verfügbaren 1½ Pionierkompagnien haben einen möglichst starken, durch Drahthindernisse geschützten Stützpunkt am westlichen Rande der Steinbrüche von Amanweiler zu schaffen, der später durch einen geschlossenen Truppenverband der aus der **ligne principale de défense** zurückgehenden Truppen zu besetzen und zu verteidigen ist. Für Erleichterung des Rückzuges ist zu sorgen.

Von sehr hoher Bedeutung ist bei einer derartigen Verteidigung in so vielen Linien hintereinander ein vorzüglich funktionierender Nachrichtendienst durch Fernsprecher, Winker, Gefechtsrelais und ähnliche Mittel. Daß es hierzu eines sehr großen Vorrates an solchen Mitteln und Formationen bedarf, kann keinem Zweifel unterliegen.

Abgesehen von den beiden unter A. und B. geschilderten Arten des Kampfverfahrens der französischen Verteidigung kennt die französische **Instruction sur les manoeuvres de l'infanterie** noch eine besondere Art der Verteidigung, die auch mit Feldbefestigungsarbeiten in Verbindung treten kann. Es ist das sogenannte **manoeuvre en retraite**, ein mit einer Rückzugsbewegung verbundener Gegenangriff, der darin besteht, daß die in erster Linie, eventuell auch in befestigten Stellungen eingesetzten Kräfte das Gefecht sehr frühzeitig abbrechen und durch diese Finte den Gegner in ein Gelände locken, das vorher eingehend erkundet und planmäßig vorbereitet wurde. Dort wird der durch den Anmarsch ermüdete, durch die vorausgegangene Entwicklung und den Angriff gegen die in vorderster Linie eingesetzten Truppen durcheinander gekommene Angreifer von frischen Truppenmassen, die bis zum letzten Augenblick in Deckungen versteckt gehalten werden, überfallen.

Der Feldbefestigung fallen bei diesem Verteidigungsverfahren folgende Aufgaben zu:

1. Vorbereitung der Stellungen der Truppen erster Linie, die den Angreifer in den ihm bereiteten Hinterhalt locken sollen; hierbei kommt es weniger auf besonders widerstandsfähige

Digitized by Google

Anlagen, viel mehr auf Herstellung von Scheinanlagen und auf Erleichterung des Abzuges in der vorher geplanten Richtung an.

2. Vorbereitung des Überfalles durch Erleichterung des plötzlich und in breiter Front durchzuführenden Vorbrechens der Truppen aus dem Hinterhalte.

In beiden Fällen kommen also vor allem Besserung der Wegsamkeit durch Anlage von Kolonnenwegen, Herstellung von Durchhieben, Überbrückungen und ähnliche Maßnahmen in Betracht.

Die Maßnahmen der französischen Feldbefestigung beim Angriff zeigen gegenüber unseren Anschauungen keine besonders charakteristischen Merkmale, so daß sie hier außer acht bleiben können.

Einzelheiten der Ausführung.

Was die Einzelheiten der Ausführung der Feldbefestigungsarbeiten in Frankreich anlangt, so sind hier nur die Erscheinungen zu erwähnen, die von den deutschen Formen abweichen.

Zunächst ist festzustellen, daß die Franzosen mehr Wert als wir auf die allmähliche Herstellung von Deckungen legen; das beweisen die Bilder der **Instruction pratique sur les travaux de campagne**, die zeigen, wie der Schütze zunächst hinter einem gefällten Baumstamm oder hinter einem Steinhaufen Deckung sucht und diese ursprünglich nur gegen Sicht schützende Deckung allmählich zu einer vollständigen vollwertigen Schutzanlage ausbaut. Dabei wird seitens der Franzosen häufig der liegende, knieende oder sitzende Anschlag angewandt. (Es sind das eigentlich Schützengräben, die einer halbsitzenden, halbliegenden bzw. halbknieenden, halbliegenden Körperstellung angepaßt sind.)

Die Profile für stehende Schützen unterscheiden sich nicht wesentlich von denen unserer Vorschriften; nur kennt die französische Feldbefestigung im Gegensatz zu unserer F. Pi. D. keine Rückenwehren; auch von Schulterwehren wird in Frankreich nicht so häufig und grundsätzlich Gebrauch gemacht wie bei uns. Ganz besonderen Wert legt man auf Kopfdeckungen und Kopfschutz. Auch bei den einfachsten Anlagen soll der Kopfschutz wenigstens durch sogenannte branchages zu erreichen versucht werden.

(„Feuilles dans le haut et effeuillés dans le bas masquant les têtes", wie die Vorschrift sagt.) Der Wortlaut des entsprechenden Passus in der **Instruction pratique** über derartige Schutzanlagen ist folgender: „Die Schutzanlagen haben den Zweck, einer Schützengrabenbesatzung erhöhten Schutz gegen Gewehrfeuer und Sprengstücke der Geschosse der Feldartillerie zu gewähren. Sie bieten auch Truppen, die augenblicklich

Digitized by Google

nicht mehr weiter vorgehen können, die nötigen Mittel, sich in den gewonnenen Stellungen zu behaupten. Ihre Herstellung erfordert einen ziemlich erheblichen Aufwand an Zeit und Arbeit. Ihre Anwendung erheischt aber auch Vorsicht, damit Wiedereroberung und Erfolge eines Gegenangriffes jederzeit hintangehalten werden. Bei ihrer Anlage kann man sich der verschiedenartigsten Materialien bedienen, die sich an Ort und Stelle finden (wie Holz, Blech, Gitter, Leitern, Pappe, Stoff usw.)." Ist reichliche Zeit zu Eindeckungen vorhanden, so wird von richtigen Schutzdächern über der Brustwehr und Sandsackscharten Gebrauch gemacht. Die ersteren (auvents sur parapet) werden in der verschiedensten Weise hergestellt und bestehen aus einem einfachen Holzgerüst, das mit kleinen Knüppeln, Strauchwerk, Bohlen, Brettern fugendicht eingedeckt und mit Erde bedeckt wird. Selbst hinter Mauern finden solche Schutzdächer Verwendung. Ist die Zeit für Feldbefestigungsarbeiten nur knapp bemessen, so sind einfache abwerfbare Überdeckungen gebräuchlich, wie sie auch in unseren Vorschriften früher enthalten waren.

Großer Wert wird auch auf gute Maskierung der Anlagen, nicht bloß nach vorwärts gegen den Feind, sondern auch gegen Lufterkundung gelegt.

Größere Bedeutung als bisher wird nunmehr auch den Scheinanlagen (fausses tranchées) beigemessen. Über sie läßt sich die Vorschrift folgendermaßen aus: „Um die feindliche Artillerie zur Zersplitterung ihres Feuers zu verleiten und den Feind über die tatsächlichen Befestigungsanlagen irrezuführen, ist die Herstellung von Scheinanlagen nützlich. Durch Anschütten von Wällen oder Erdaufwürfen oder auch durch Aufbau hierzu geeigneter Materialien soll beim Feind der Eindruck von Befestigungsanlagen hervorgerufen werden. Diese Scheinanlagen können in Verlängerung der Schützengräben oder in einiger Entfernung von denselben (vor-, seit- oder rückwärts) an sorgfältig hierfür ausgewählten Stellen im Gelände hergestellt werden. Es ist äußerst wichtig, daß das Aussehen dieser Arbeiten, die nötigenfalls auch durch eine Scheinbesetzung zu ergänzen sind, beim Feinde den Eindruck von wirklich besetzten Schützengräben und Stützpunkten hervorruft."

Hinsichtlich der Reihenfolge der Arbeiten gelten nach der Vorschrift folgende Grundsätze:

1. Inangriffnahme derjenigen Arbeiten, die die Feuerwirkung begünstigen, vor allem also Freimachen des Schußfeldes;
2. Schaffung von Deckungen gegen Feuer und Sicht;
3. Arbeiten, um den Anmarsch und die Annäherung des Feindes gegen die Stellung zu verzögern durch Zerstörungsarbeiten und Anlage von Hindernissen;

Digitized by Google

4. Besserung oder Herstellung von Wegen, um ein rasches Einsetzen der Reserven sicherzustellen;
5. Folgt noch die Herstellung von Deckungs- und Verbindungsgräben sowie von Scheinanlagen.

Änderungen in dieser Reihenfolge können natürlich je nach Lage der jeweiligen Verhältnisse nicht nur angezeigt, sondern direkt geboten sein.

Wenn ich im Vorstehenden bemüht war, die typischen Eigenarten der französischen Feldbefestigung zu schildern, so habe ich mich von dem Gedanken leiten lassen, vor allem diejenigen Leser über diese Materie zu orientieren, die nicht Zeit und Gelegenheit haben, die einschlägige, umfangreiche und zum Teil recht widerspruchsvolle französische Literatur und insbesondere die diesbezüglichen französischen Vorschriften eingehend durchzuarbeiten.

Einer kritischen Beurteilung habe ich mich mit voller Absicht aus naheliegenden Gründen enthalten; ich darf sie den Lesern überlassen, denen die vorstehenden Ausführungen vielleicht auch Anregung zu Überlegungen geben, wie der Angriff auf eine nach französischer Art befestigte Stellung am zweckmäßigsten anzusetzen und durchzuführen ist. Gelegentliche Kriegsspiel- und Manöveranlagen, die den Kampf um eine nach französischen Grundsätzen befestigte Stellung zur Darstellung bringen, dürften jedenfalls geeignet sein, Führer und Truppen mit der im Ernstfalle auf diesem Gebiete an sie zweifellos herantretenden Aufgabe vertraut zu machen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

der
bor

frc
da
or
fai
in
du

nc
de
le
S
li
fr
di
fa
zi

Digitized by Google

Liaoyan.

Von

v. Hagen,

Major und Adjutant Generalkommandos XXI. Armeekorps.

Mit sechs Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Kuropatkins Feldzugsplan. (Vgl. Skizze 1, Übersichtsskizze.)

Als Generaladjutant Kuropatkin, durch die Stimme des Volkes und den Befehl seines Kaisers am 20. Februar 1904 zum Führer des russischen Heeres im Fernen Osten ernannt, den Oberbefehl übernahm, stellte er angesichts der Rückständigkeit der russischen Kriegsvorbereitungen einen Feldzugsplan auf, der im wesentlichen folgendes besagte:

Das Heer marschiert bei Liaoyan auf und geht erst zur Offensive über, wenn genügende Kräfte, d. h. die zahlenmäßige Überlegenheit über den Feind erreicht ist; bis dahin ist lediglich dem eindringenden Feind Aufenthalt zu bereiten, ohne daß sich die hiermit beauftragten Heeresteile einer Niederlage aussetzen. Der Übergang zur Offensive wird nötigenfalls verteidigungsweise bei Liaoyan oder weiter nördlich an der Bahn Port Arthur—Liaoyan—Charbin abgewartet, diese Verteidigung durch Befestigungen bei Liaoyan und anderwärts schon jetzt vorbereitet.

Der Feldzugsplan verzichtete von vornherein darauf, die Japaner zu Zeiten größter taktischer Schwäche, nämlich bei der Landung, anzugreifen; es zeugte nicht von übermäßigem Selbstbewußtsein, wenn zur endlichen Offensive erst die zahlenmäßige Überlegenheit über die bisher wenig geachteten Japaner abgewartet werden sollte; dagegen wurde die Geschicklichkeit der Unterführer, die dem Feinde Aufenthalt bereiten, aber sich nicht schlagen lassen sollten, auf eine schwere Probe gestellt, denn das ist eine Aufgabe, die schon im Frieden meistens mißlingt; ferner bedeuteten die vorerst beabsichtigten fortgesetzten rückwärtigen Bewegungen eine harte Belastung der moralischen Kraft des Heeres, zumal der gemeine russische Soldat ohnehin für den Feldzug im Fernen Osten kein Verständnis hatte und daher kriegsunlustig war. Aber der Feldzugsplan in seinen großen Zügen war klar und ausführbar; er hielt richtigerweise japanische Landungen an der vereisten Küste von Wladiwostok nahe dem Ostzweige der ostchinesischen Eisenbahn für unwahrscheinlich und sah die entscheidenden

Digitized by Google

Kämpfe am Südzweige dieser Bahn voraus. Genau bei Liaoyan, wo Kuropatkin im Februar 1904 auf von langer Hand vorzubereitendem Kampffelde einen Kampf anzunehmen beschloß, ist sechs Monate später die Entscheidung wirklich gefallen.

Die Befestigungen von Liaoyan. (Vgl. Skizze 2.)

Liaoyan ist eine der größten Städte der volks- und verkehrsreichen Liaoho-Ebene. Die Stadt liegt etwa 200 km von der koreanischen Grenze und der für Landungen der Japaner in Betracht kommenden Nordküste der Korea-Bai entfernt am Südzweige der ostchinesischen Eisenbahn und am Schnittpunkte der einzigen jederzeit gangbaren Straße Mandschuriens, der Mandarinenstraße, mit der besten von der koreanischen Grenze über das Gebirge führenden Wegeverbindnng Antung–Fönhuantschön–Liaoyan.

Im Februar 1904 wurde mit der Erkundung der bei Liaoyan zu befestigenden Stellungen begonnen und als Hauptstellung die Linie Tsinörschun—2 km südwestlich Bhf. Liaoyan—Ösa gewählt. In ihr sollten 7 Forts, 8 große Schanzen, 21 Batterien angelegt, ein 8. Fort nördlich Tsinörschun auf dem nördlichen Taitsyho-Ufer errichtet werden. Eine zweite Befestigungslinie sollte im allgemeinen der Stadtmauer im Süden und Westen folgen und im Norden in Verlängerung der westlichen Stadtmauer bis zum Taitsyho reichen. Hierzu gab Kuropatkin am 8. April seine Genehmigung. Die Arbeiten waren unter Mitwirkung ermieteter Chinesen Ende Juni mit allen Mitteln der Behelfsbefestigung vollendet. Ein dichtes Wege-, Telegraphen- und Fernsprechnetz sorgte für Verbindungen im Innern der Stellung.

Die ganze Ebene ringsum Liaoyan ist von einem dichten Gaoljan-Walde umgeben, der, bis zu 3 m hoch, von den Höhen nicht einzusehen und außerhalb der wenig zahlreichen Wege nur von Infanterie und auch von dieser nur mühsam zu durchschreiten ist. Abseits der Wege ist Übersicht und Richtung ohne Kompaß schnell verloren. Dieser Gaoljan-Wald war vor der Stellung zur Freimachung des Schußfeldes noch nicht überall in genügender Weise beseitigt.

Die sogenannte Hauptstellung hatte ferner folgenden großen Nachteil: Sie wurde auf nur 4 bis 5 km von den zwischen Eisenbahn und Taitsyho liegenden Gebirgsausläufern überhöht. Daher wurde Anfang August der Entschluß gefaßt, auf dieser beherrschenden Höhenlinie eine Vorstellung anzulegen. Am 9. August wurde mit Verschanzung der Höhen zwischen Mayetun und Sinlintun begonnen, erst am 23. August zur Befestigung der Linie Zofantun—Mindiafan—Yayutschi—Kautschintsy geschritten. Beiderseits des Tasy-Baches blieb eine 4 km breite Lücke. Auch in der Linie Padiakantsy—Emizwan wurde vorübergehend gearbeitet, die unzweckmäßige Lage dieser Linie aber bald erkannt und die

Digitized by Google

Arbeit daher eingestellt. Der zuerst begonnene westliche Teil der sogenannten Vorstellung bei Mayetun—Silintun wurde stark ausgebaut; Stockwerkschützengräben, Hindernisse, splittersichere Unterstände waren vorhanden, das Schußfeld für Infanterie vom Gaoljan größtenteils befreit; dagegen waren bei Beginn der Schlacht, am 30. August, die Befestigungen bei Zofantun und östlich noch nicht weit gediehen, das Schußfeld vielfach durch den Gaoljan auf 250 bis 300 m beschränkt, Hindernisse nicht vorhanden; die Truppen mußten unmittelbar vor und in der Schlacht angestrengt an der Vervollständigung arbeiten. Den unfertigen Verschanzungen bei Zofantun und östlich haftete zudem der nämliche Mangel an wie der Hauptstellung, sie hatten auf 3 bis 5 km gewaltige Höhen vor sich, die ihr Gesichtsfeld beschränkten, dem Angreifer aber gute Artilleriestellungen boten.

Die gesamten Anlagen bei Liaoyan waren unter dem einseitigen Gesichtspunkte der Verteidigung dieses Ortes gegen einen Angriff von Süden her angelegt. Der Taitsyho ist bei Liaoyan bei trockener Witterung 150 bis 170 m breit und 1½ bis 2 m tief; er ist innerhalb wie oberhalb der Stadt an mehreren Stellen, unterhalb allerdings erst 20 km von Liaoyan entfernt zu durchfurten. Gegen einen Flußübergang des Feindes und eine Umfassung auf dem nördlichen Taitsyho-Ufer wurden nur oberhalb Liaoyan Vorbereitungen getroffen; sie beschränkten sich auf Anlage einiger Schützengräben und Geschützstände auf den Höhen östlich Liaoyan bis etwa Höhe 131 südwestlich Sykwantun. Die erste Furt oberhalb der Befestigungen von Liaoyan lag aber erst bei Lentouwan, außerhalb des Feuers dieser Höhen. Für eine Offensive über den Fluß waren insofern Vorkehrungen getroffen, als bei Liaoyan 7 Brücken (einschl. Eisenbahnbrücke) hergestellt wurden. Die Brücken gestatteten einen raschen und geordneten Übergang großer Massen innerhalb des Halbkreises der Befestigungen, dienten also in erster Linie dazu, die Besatzung jederzeit verstärken oder aber auf das Norduser zurücknehmen zu können.

Die mehrfachen Schwankungen der Heeresleitung in der Frage, welche Stellung befestigt werden sollte, hatten zur Anlage von 3 Linien hintereinander geführt, wovon die vorderste unfertig, die mittlere diejenige von größter passiver Widerstandskraft war. Dazu kam noch eine vierte Linie von Schanzen zur unmittelbaren Sicherung der Brückenstellen und damit eine solche Häufung von Werken bei Liaoyan, daß ein Zurechtfinden in ihnen fast ein besonderes Studium erforderte.

Der Feldzug bis Liaoyan. (Vgl. Skizze 1, Übersichtsskizze.)

Inzwischen hatten die Ereignisse folgenden Gang genommen:

Die im Süden an den Jalu und auf die Halbinsel Kwantung vorgeschobenen Heeresteile der Russen, die dem Feinde Aufenthalt bereiten

Digitized by Google

sollten, ohne sich schlagen zu lassen, hatten im Mai empfindliche Schlappen erlitten. Die Jalu-Abteilung war in das Gebirge zurückgegangen, die japanische 1. Armee (Kuroki) ihr bis Fönhuantschön gefolgt; Stössel ward von bei Pitzewo gelandeten japanischen Kräften in Port Arthur eingeschlossen. Weitere Kräfte der Japaner landeten an der Nordküste der Korea-Bai. Ein schwächlicher Vorstoß aus dem bei Liaoyan und südlich sich sammelnden russischen Heere zur Entlastung von Port Arthur führte zur Niederlage des I. Sib. A. K. (Stackelberg) bei Wafangou am 16. Juni, obwohl auch er den ausdrücklichen Befehl hatte, einer Niederlage sich nicht auszusetzen. Die Japaner folgten Stackelberg mit ihrer 4. Armee bis Siuyan, mit der 2. Armee bis südlich Kaiping. Inzwischen hatten die Russen sich auf etwa drei Armeekorps bei Taschitschao, zwei Armeekorps im Gebirge gegenüber Kuroki verstärkt; eine Heeresreserve sammelte sich bei Liaoyan.

Das langsame und methodische Vorgehen der Japaner hatte den Russen über Erwarten lange Zeit zur Ergänzung ihrer Kriegsvorbereitungen gelassen. Erst Anfang Juli setzten die Japaner ihr Vorgehen bis zum Tanho—Simutschön—Haitschön fort. Die Russen wichen nach einem schwächlichen Versuche zur Offensive getreu Kuropatkins Feldzugsplan, aber wieder unter zum Teil recht verlustreichen Kämpfen, auf Anschantschan und über den Tanho zurück. Obwohl nun das russische Hauptquartier eine erneute Operationspause der Japaner sich mit Abzweigungen gegen Port Arthur erklärte, andererseits die eigene Heeresreserve auf zwei Armeekorps angewachsen war, konnte der Entschluß zur Offensive nicht gefunden werden, sondern der Feldzugsplan wurde weiter durchgeführt.

Als am 23. August die Japaner ihren Vormarsch wieder antraten, wichen die Russen weiter zurück, von Anschantschan ohne Kampf, südöstlich Liaoyan dagegen nach erfolgreicher Abwehr japanischer Angriffe. Am Tanho hätte sich der Rückzug über den durch Regengüsse angeschwollenen Fluß zu einer Katastrophe gestaltet, wenn der dicht gegenüber befindliche Feind nicht untätig stehen geblieben wäre. Am 29. August zog sich die russische Heeresmacht, sieben Armeekorps, bei Liaoyan zusammen, moralisch und materiell bereits stark erschüttert, denn sechs Armeekorps hatten, zum Teil nach ausgesprochenen Niederlagen, seit Wochen und Monaten nur Rückzugsgefechte geführt. Nun aber sollte von dem vereinten Heere unter einheitlicher Leitung seines Oberfeldherrn der Kampf aufgenommen werden; die Rückzugsstrategie sollte ein Ende haben. Gebieterisch verlangte die Stimmung in Petersburg und im Reiche danach, Taten zu sehen. Der Fall von Port Arthur konnte jederzeit dem Feinde eine neue Armee zur Verfügung stellen; also die Zeit drängte. Die Überlegenheit an Zahl, die Kuropatkin als Voraussetzung für eine aussichtsvolle Offensive bezeichnet hatte, war längst erreicht; sogar nach

Digitized by Google

Rechnung des russischen Generalstabes, der die Japaner um reichlich ein Drittel überschätzte, war eine Überlegenheit von etwa 20 000 Mann vorhanden.

Stärkeberechnung des russischen Heeres.

Armeebefehlshaber: Gen. Adj. Kuropatkin.

Truppenteil	Bataillone	Esk. u. Sotn.	Feld- und Geb. Gesch.	Führer
I. Sib. A. K.	25	16	70	v. Stackelberg
1/2 II. Sib. A. K.	13	—	32	Sassulitsch
III. Sib. A. K.	25	6	64	Iwanow
IV. Sib. A. K.	31	6	64	Sarubajew
X. A. K.	33	6	119	Sslutschewski
XVII. A. K.	33	21½	122	v. Bilderling
2/3 V. A. K.	19½	4	40	Dembowski
Sib. Kas. Div.	—	24	6	Ssamssonow
Transbaikal- und Ural-Kas. Brig.	—	23	16	Mischtschenko
J. R. 85 vom I. A. K.	4	—	—	
Zusammen	183½	106½	583	u. 28 schw. Gesch.
Entsendung nach: Sinmintin	4	—	8	
Tawan	2½	9	8	
Siaobeiho	2	14	16	
Fuschun	4	—	8	
Siaobagai	4	—	6	
Pensihu	—	17	14	Ljubawin
Sintsintin	2	9	2	
Zusammen	18½	49	62	
Im ganzen	202	155½	595	u. 28 schw. Gesch.

Kuropatkins Streitmacht war auf 202 Bataillone, 155½ Esk. und Sotn., 623 Geschütze einschl. 28 schwere, im ganzen 160 000 bis 170 000 Kämpfer angewachsen. Die Armeekorps zählten etwa je 30 000 Mann. Das I. und III. Sib. A. K. nur etwa je 20 000, das halbe II. Sib. A. K. 10 000 Mann.

Am 29. August 1^{15} früh befahl Kuropatkin in seiner Disposition Nr. 2 für die Mandschurei-Armee die Besetzung der Stellung von Liaoyan (vgl. Skizze 2). Wenige Stunden später, 5^{10} früh, wurde diese Disposition durch eine neue Disposition Nr. 2 ersetzt — wiederum ein bedenkliches Schwanken der Entschlüsse der Heeresleitung.

Nach Disposition 2 standen am 29. Abends drei Armeekorps, etwa 70 000 Mann, nämlich I. Sib. A. K., III. Sib. A. K., X. A. K. in der sogenannten Vorstellung von Liaoyan, um sich hartnäckig zu verteidigen. Damit war die Vorstellung zur Hauptstellung geworden. Die rechte Flanke sollten 23 Esk. und Sotn. unter Mischtschenko bei Uluntai sichern; sie kamen aber, eine Folge der Abänderung der Disposition 2, erst am

Digitized by Google

30. Vormittags dort an und fanden Uluntai von den Japanern besetzt. Das XVII. A. K. stand mit etwa 30 000 Mann zur Sicherung der linken Flanke auf dem nördlichen Taitsyho-Ufer bis südwestlich Sykwantun. Fast ein Drittel des ganzen Heeres, etwa 50 000 Mann, ½ II. Sib. A. K., IV. Sib. A. K., ⅓ V. Sib. A. K., waren als Heeresreserve bei Liaoyan hinter der Mitte und dem rechten Flügel der Stellung zusammengezogen, dabei auch 24 Esk. und Sotn. unter Ssamssonow zur Untätigkeit verurteilt. ¼ V. Sib. A. K. (Orlow), auch zur Heeresreserve gehörig, wurde 40 km nördlich Liaoyan bei Schahopu zurückgehalten. Teile des II. Sib. A. K. und fast ½ V. Sib. A. K., etwa 20 000 Mann, waren zur Deckung der weiteren Flanken bis Sinmintin im Westen und Sintsintin im Osten entsendet. Die im unmittelbaren Bahnschutz befindlichen Truppen sind bei dieser Berechnung außer Betracht gelassen. Von Angriffsabsichten verlautete nichts.

Den geschickt ausgeführten Rückzügen der Russen war es gelungen, die Japaner konzentrisch hinter sich herzuziehen. Nach der Räumung von Anschantschan hatte Oyama am 27. Abends befohlen, die 2. Armee sollte am Schaho halten, die 4. in Linie Mindiafan—Yintauyan vorrücken, die 1. nach Einnahme der russischen Stellungen am Tanho südlich des Taitsyho mit dem rechten Flügel der 4. Armee Verbindung aufnehmen.

In Ausführung dieser Weisungen standen die Japaner am Abend des 29. August in einer Gesamtstärke von etwa 118 000 Mann (110 — 33 — 450) mit der 1. Armee, Kuroki, 12., 2., Garde-Div., 4 Ref. Bataillone (40 000 Mann) von Houyu bis südlich Mindiafan, mit der 4. Armee, Nodzu, 10., 5. Div. und 6 Ref. Bataillone (30 000 Mann) südwestlich Mindiafan, bei Yintauyan und südlich, mit der 2. Armee, Oku, 3., 6., 4. Div. und 6 Ref. Bataillone, dabei starke Artillerie (45 000 Mann) bei Schaho und westlich, ihre Kav. Brig., Akiyama, bei Wanörschun. Nur 4 Ref. Bataillone, eine Ref. Esk. und 6 Geschütze unter Umesawa waren bis südlich Pensihu in die rechte Flanke entsendet.

Der 30. August. (Vgl. Skizze 2.)

Auf Grund der Meldung, die Russen hielten mit erheblichen Kräften in verschanzter Stellung die Linie Mayetun—Siapu, mit starken Teilen auch die Höhen östlich Liaoyan, befahl die Heeresleitung am 29. Abends den Angriff, und zwar für die 1. Armee mit 1½ Div. (½ 2. und Garde-Div.) über Mindiafan, für die 4. Armee auf Jofantun—Silintun, für die 2. Armee auf Sinlintun—Mayetun. Der rechte Flügel der 1. Armee (12. und ½ 2. Div.) wurde wohl mit Rücksicht auf etwaige Flankierung durch das russische XVII. A. K. vom rechten Taitsyho-Ufer nicht eingesetzt und erhielt wahrscheinlich nur den Befehl, für einen Übergang auf das Nordufer des Flusses sich bereit zu halten. Die 2. Armee wurde an-

Digitized by Google

gewiesen, eine Div. zur Verfügung der Heeresleitung zu halten. Die Armee bestimmte hierzu ihre linke Flügel-Div., die 4., in der Annahme, daß auf diesem Flügel die Entscheidung gesucht werden würde. Diese Annahme schien um so mehr gerechtfertigt, als Oyama sich am 30. nach Schaho auf den linken Flügel der Heeresfront begeben wollte.

Stärkeberechnung des japanischen Heeres.

Oberbefehlshaber: Marschall Marquis Oyama.

Truppenteil	Bataillone	Esk.	Feld- und Geb. Gesch.	Führer
1. Armee:				Kuroki
12. Div.	13	3	36	Inouyé
2. Div.	13	3	36	Nishi
Garde-Div.	13	3	36	Hasegawa
Garde-Ref. Brig.	8	1	6	Umesawa
4. Armee:				Nodzu
10. Div.	13	3	36	Kawamura
5. Div.	13	3	36	Uyeda
Ref. Brig.	6	—	—	
2. Armee:				Oku
3. Div.	13	3	36	Oshima I.
4. Div.	13	3	36	Ogawa
6. Div.	13	3	36	Okubo
Kav. Brig.	—	8	6	Akiyama
Feldart. Brig.	—	—	108	
Ref. Brig.	6	—	—	
Zusammen	124	33	408	u. 48 schw. Gesch. bei der 2. Armee.

Die Japaner taten also den Russen den Gefallen, die Stellung südlich Liaoyan rein frontal mit drei Viertel ihrer Kräfte, 85 000 bis 90 000 Mann, anzugreifen. Umfassungsversuche hätten allerdings ein Auseinanderziehen des gerade vereinten Heeres auf der Grundlinie zur Voraussetzung gehabt; aber angesichts eines verschanzten Gegners, der bisher kampflos oder nach kurzem Widerstand die stärksten Stellungen geräumt hatte, waren solche Bewegungen wohl wenig bedenklich. Zum Hauptangriff waren auf dem Westflügel drei, mit der Heeresreserve vier japanische Div. (4., 6., 3., 5.) [58 — 20 — 258 und 48 schwere] gegen das I. Sib. A. K. (25 — 16 — 70) angesetzt.

Der 30. August verlief auf japanischer Seite folgendermaßen: Auf dem rechten Flügel der 1. Armee beschränkten sich 12. und ½ 2. Div. mit Erkundungen des Taitsyho und Besserung der Wege zu einer bei Lentouwan entdeckten Furt. Die andere Hälfte der 2. Div. führte den Befehl zum Angriff nicht aus, sondern setzte sich nur in Besitz der Höhe

Digitized by Google

östlich Yaiyutschi; die Garde-Div. bereitete wohl mit ihrer Artillerie den Angriff vor, nur vier Bataillone griffen aber wirklich an; auch sie wurden am Abend wieder zurückgenommen. Die 4. Armee, der Befestigungslücke am Tasy-Bach gegenüber, teilte sich; die 10. Div. wendete sich im Anschluß an die Garde nach rechts und errang einen Teilerfolg gegen ungeschickt angelegte, vorgeschobene Stellungen der Russen; ihr linker Flügel nahm Uidiagu, mußte aber diesen Ort am Abend räumen. Die 5. Div. wendete sich nach links, geriet mit ihrer linken Hälfte in das Angriffsfeld der benachbarten 3. Div., kreuzte sich mit deren Truppen, vertrieb russische Vortruppen aus Dawa, konnte aber gegen das I. Sib. A. K. ebensowenig Erfolge erringen als die zwischen ihr und Eisenbahn vorrückende und mit ihr zum Teil vermengte 3. Div. der 2. Armee. Die 6. Div. der 2. Armee ging erst in den Mittagsstunden, sechs Stunden später als die 5. und 3. Div., den Feind überflügelnd gegen Mayetun—Gutsiatsy vor. Sie traf hier auf eine neue Front der Russen, denen sie reichlich Zeit zu Gegenmaßregeln gelassen hatte. Die Heeresreserve (4. Div.) war 4° Nachmittags bei Siatsiatai aufmarschiert; sie blieb zur Verfügung zurückgehalten, setzte aber um Mittag selbständig ihre Artillerie zur Unterstützung der 6. Div. ein, jedoch ohne dieser Division zu einem Erfolge verhelfen zu können. Die Kav. Brig. Akiyama hielt Mischtschenko im Schach.

Danach beschränkte sich das Ergebnis der japanischen Operationen am 30. August darauf, mehr oder weniger nahe an die als stark erkannte russische Stellung heranzufühlen; starke Teile waren auf der ganzen Linie noch nicht ins Gefecht getreten, greifbare Erfolge noch an keiner Stelle errungen; da riß der Führer der 1. japanischen Armee, General Kuroki, durch selbständiges, kraftvolles Handeln die Schlacht in neue Bahnen.

Kuroki beobachtete am Nachmittag des 30. August von der Höhe 186 nordöstlich Peisemu, daß alle sechs Minuten ein Eisenbahnzug Liaoyan in nördlicher Richtung verließ, und schloß daraus, daß die Russen im vollen Rückzuge seien, nur Nachhuten bei Liaoyan noch standhielten. Daraufhin warf er unverzüglich die rechte Hälfte seiner Armee, 12. und ½ 2. Div., in der Nacht durch die bei Lentouwan erkundete Furt über den Taitsyho, um in nordwestlicher Richtung in die Flanke der abmarschierenden Russen hineinzustoßen. General Umesawa wurde angewiesen, den ihm bei Pensihu gegenüber befindlichen Feind zurückzuwerfen und nördlich des Taitsyho eilends Anschluß an die 1. Armee zu gewinnen.

Kurokis Auffassung von der Lage bei den Russen traf nicht zu. Die Schilderung des Verlaufs des 30. August bei den Japanern zeigt, daß es den Russen gelungen war, in rein passiver Abwehr alle Angriffe des Feindes abzuschlagen. Allerdings hatten die Kommandeure des I. Sib.

Digitized by Google

A. K., III. Sib. A. K. und X. A. K. ihre Reserven fast ganz verausgabt, hatte Kuropatkin seinerseits, jedem Hilferuf der Unterführer nachgebend, das halbe II. Sib. A. K. auf die genannten drei Armeekorps verteilt und das besonders bedrängte I. Sib. A. K. außerdem durch ⅓ IV. Sib. A. K. verstärkt. Tropfenweise waren alle diese Truppen da eingesetzt worden, wo es die Not des Augenblicks zu erfordern schien. Allgemein herrschte aber das Gefühl eines Erfolges. Die Nachricht von der glänzenden Abwehr eines Sturmes auf Port Arthur, die Kuropatkin bis in die vordersten Schützenlinien verbreiten ließ, machte die Stimmung zu einer gehobenen. Über ein Drittel der Armee, nämlich der linke Flügel des X., das ganze XVII. und von der Hauptreserve ⅔ IV. Sib. und ⅔ V. Sib. A. K. hatten überhaupt noch nicht gefochten. Die vordersten vier Bataillone (Inf. Regt. 85) des im Antransport aus Europa befindlichen I. A. K. wurden am 30. August bei Liaoyan ausgeladen.

Der 31. August. (Vgl. Skizze 3.)

Gleichwohl konnte Kuropatkin den Entschluß zur Offensive noch nicht finden. Er befahl, daß die Korps erster Linie auch am 31. August ihre Stellungen halten sollten, gestattete aber, es könne überall nach Ermessen der Korpskommandeure zum Angriff übergegangen werden. Wir werden sehen, welcher Gebrauch von dieser Erlaubnis gemacht wurde. Dem I. Sib. A. K. wurden bis auf zwei Regimenter die Truppen des IV. Sib. A. K. wieder entzogen. Die Heeresreserve, nunmehr noch ¾ IV. Sib., ⅔ V. Sib. A. K., Sjamssonows Kavallerie und Inf. Regt. 85, also nur mehr etwa 1½ A. K., wurde enger versammelt, indem Orlow Befehl erhielt, mit seiner Brigade nach Bahnhof Yentai zu rücken. Von Rückzug, wie Kuroki ihn vermutete, war also keine Rede. Der Zugverkehr, den jener beobachtet hatte, sollte die bei Liaoyan aufgestapelten Vorräte sowie Kranke und Verwundete nach Norden abschieben. Unter den abfahrenden Transporten befand sich auch die 2. Staffel des Großen Hauptquartiers. War sie bereits überflüssig geworden, während der Heerführer mit seinem Stabe bei Liaoyan verblieb und eine Offensive zu planen vorgab? Oder offenbarte sich in dieser Maßnahme schon der erste Gedanke an weiteren Rückzug? Sollte Kuroki doch in der Seele des russischen Oberfeldherrn gelesen haben?

Die japanische Heeresleitung befahl für den 31. August anscheinend nur erneut den Angriff für die 2. Armee, stellte aber erst am 31. August gegen 2° Nachm. dieser Armee die Heeresreserve, die 4. Div., zur Verfügung. Durch die falsche Meldung vom Anmarsch russischer Kräfte aus nördlicher Richtung wurde diese Division abgelenkt und kam nicht zum Einsatz. Der Angriff der 2. Armee, obwohl schon in der Nacht mit großer Hartnäckigkeit aufgenommen, hatte am 31. August ebensowenig Er-

Digitized by Google

folg wie am 30., abgesehen von einigen örtlichen Vorteilen, die die 3. Div. errang. 4. und ½ 1. Armee beschränkten ihre Tätigkeit am 31. August auf Artilleriefeuer; dagegen bewerkstelligte die östliche Hälfte der 1. Armee, ½ 2. und 12. Div., unbehindert ihren Übergang über den Taitsyho bei Lentouwan und grub sich bei Sanzagou und südlich gegenüber dem russischen linken Flügel ein. Um 8° Abds. war bei Kankwantun eine Brücke geschlagen. — Umesawa nahm Pensihu und erreichte Kuanlintsy. (Vgl. Nebenskizze auf Skizze 2.)

Demgegenüber beschränkten sich die Russen auch am 31. August auf rein passive Abwehr. Aus der Heeresreserve wurde vom IV. Sib. A. K. je ein Regiment dem III. Sib. A. K. und X. A. K. zur Verfügung gestellt. Der linke Flügel des X. A. K. erkannte den Abzug der ½ 2. japanischen Div.; der Divisionskommandeur des linken Flügels, General Wassiljew, wollte entsprechend Kuropatkins Weisungen zum Angriff übergehen, allein der Korpsführer erbat hierzu ganz unnötigerweise erst Kuropatkins Erlaubnis; diese wurde versagt! Dem X. A. K. konnte die unter ganz schwacher Infanteriebedeckung bei Tiosulu stehende Artillerie der 2. japanischen Div. in die Hände fallen, es konnte die übergehenden Japaner in die häßlichste Lage bringen, sie abschneiden und im Verein mit dem XVII. A. K. vernichten. Das Gen. Kdo. des XVII. A. K., General v. Bilderling, erfuhr erst am 31. August 9° früh vom Übergang der Japaner, tat aber nicht das Geringste, ihn zu stören, sondern beschränkte sich darauf, am Nachmittage des 31. August seinen linken Flügel nördlich Sykwantun zu verlängern. Nur dieser unerklärlichen Untätigkeit haben es die Japaner zu verdanken, daß ihr kühnes Unternehmen dicht vor der russischen Front gelang. — Die Brigade Orlow erreichte am 31. Yentai; Ljubawin wich vor Umesawa auf Siaschitschansa (Nebenskizze auf Skizze 2).

General Kuropatkin hatte bereits am 29. August auf die ersten unrichtigen Meldungen vom Übergang japanischer Kräfte oberhalb Liaoyan beschlossen, falls diese Meldungen sich bestätigten, seinerseits zur Offensive überzugehen. Angesichts der glücklichen, für die Japaner sehr verlustreichen, Abwehr bei Liaoyan am 30. August hätte es nahe gelegen, mit der bei Liaoyan versammelten Masse der russischen Armee über den linken Flügel der Japaner herzufallen; aber Kuropatkin entschied sich für eine Offensive gegen die östlich Liaoyan auf das Nordufer des Taitsyho übergehenden Japaner. Um möglichst starke Kräfte für diese Offensive verfügbar zu machen, sollte die Verteidigungsfront südlich des Taitsyho in die Fortlinie zurückgenommen, d. h. von 24 auf 14 km verringert werden. Der beabsichtigte Angriff fing mit einem Rückzuge an.

Die Disposition Nr. 3 für die Mandschureiarmee vom 31. August 1^{15} früh plante hierzu folgendes (vgl. Skizze 4): Die ursprünglich zur

Digitized by Google

Heeresreserve gehörigen IV. Sib. A. K., ½ II. Sib. A. K. und ¼ X. A. K. sollten unter General Sarubajew (IV. Sib. A. K.) die Hauptstellung von Liaoyan halten, im Anschluß hieran XVII. A. K. und ⅛ X. A. K. das rechte Ufer bis Sykwantun verteidigen; die Korps aber, die bisher die Hauptlast des Kampfes getragen hatten, sollten zusammen mit ⅔ V. Sib. A. K. die Heeresreserve bilden und bei Liaoyan bereitgestellt werden, nämlich I. Sib. A. K. nordöstlich, ⅔ X. A. K. östlich, III. Sib. A. K. unmittelbar nördlich Liaoyan, um späterhin den Marsch nach dem linken Flügel zum Angriff anzutreten. Ssamssonow erhielt Befehl, nach Sachutun, Mischtschenko nach Siaidiatun zu rücken.

Diese Anordnungen wurden den Korpsführern bereits am 31. Vormittags mitgeteilt; zur Ausführung sollten sie jedoch erst kommen auf besonderen telephonischen Befehl, der von weiterer Klärung der Lage in der linken Flanke abhängig gemacht wurde. Das passive Verhalten der Korpsführer südlich Liaoyan, obwohl der frühere Befehl Kuropatkins angriffsweises Verfahren anheimstellte, ist dadurch einigermaßen erklärt.

Der 1. September. (Vgl. Skizze 4.)

Am Nachmittage des 31. August, nachdem das XVII. A. K. den Übergang Kurokis gemeldet hatte, erging die telephonische Weisung zur Ausführung der Disposition 3. Am Tage bereits vorbereitet, gelang sie unter dem Schutze der Nacht und in den Vormittagsstunden des 1. September, obwohl erhebliche Massen auf engem Raume sich zusammenschoben. Um Mittag des 1. September waren fast 3½ A. K., die Hälfte des Heeres, bei Liaoyan und östlich versammelt, 1¾ A. K. hielten die Fortlinie besetzt, während das XVII. A. K., verstärkt auf seinem rechten Flügel durch ein Regiment des X. A. K., seinen linken Flügel auf den Manyuyama ausgedehnt hatte. Hinter der Mitte und zur Verfügung des XVII. A. K. traf am Vormittag des 1. September die Brigade Ekk ein. Die Brigade war aus dem Inf. Regt. 85 (I. A. K.) und einem Regiment V. Sib. A. K. neu zusammengestellt. — Obwohl die Japaner den Abzug der Russen aus der sogenannten Vorstellung südlich Liaoyan nicht zu hindern vermochten und sich am 1. September auf Erkundung und Beschießung von Liaoyan beschränkten, hielt es Kuropatkin auf Verlangen Sarubajews für erforderlich, Sarubajew aus der kaum gebildeten Heeresreserve durch ¼ V. Sib. A. K. und ¼ III. Sib. A. K. zu verstärken und auf eine ganz unbestimmte Meldung, daß japanische Truppen irgendwo unterhalb Liaoyan den Taitsyho überschritten hätten, ferner ¼ I. Sib. A. K. unter Kontradowitsch auszuscheiden zur Sicherung der rechten Flanke nördlich des Taitsyho. Schließlich wurde die Brigade Orlow

Digitized by Google

(V. Sib. A. K.), durch ein von einer Entsendung zurückgekommenes Regiment XVII. A. K. auf 12 — 3 — 23 verstärkt, nach den Kohlengruben entsendet, wo sie mit Sfamssonow die Deckung der linken Flanke übernahm. Damit war die Heeresreserve auf $2^1/_2$ A. K. zusammengeschmolzen.

Auf japanischer Seite war der Rückzug der Russen in die Fortlinie von Liaoyan nur bei der 4. Armee bereits am Morgen des 1. September erkannt worden. Diese folgte sofort, 2. Armee und Garde-Div. erst gegen Mittag. Der Tag verging mit Ordnen der Verbände, zögerndem Heranfühlen an die als sehr stark erkannten Befestigungen von Liaoyan und Einleiten des Artilleriefeuers. Die japanische Heeresleitung glaubte im Gegensatz zu Kuroki auch jetzt noch nicht an einen Rückzug der Russen, sondern war auf hartnäckigen Widerstand, ja Angriff gefaßt. Sie ermahnte daher den Führer der 1. Armee zur Vorsicht und wies ihn an, keinen ernsten Angriff zu unternehmen, „ehe bedeutende Kräfte verfügbar wären", Kuroki dagegen glaubte in der Untätigkeit der Russen angesichts seines Flußüberganges eine neue Bestätigung seiner Auffassung der Lage, nämlich daß die Russen in vollem Abzuge seien, erblicken zu müssen und ging am 1. September früh mit der 12. und ½ 2. Div. (15. Brig.) zur Verfolgung vor. Indes die ½ 2. Div. (15. Brig., General Okasaki) stieß alsbald auf starken Widerstand am Manyuyama, und die 12. Div. wurde auf die Nachricht vom Auftreten feindlicher Kräfte an den Kohlengruben — verstärkte Brigade Orlow und Kavallerie Sfamssonow — angehalten. Diese Umstände und die um Mittag eintreffenden Weisungen des Großen Hauptquartiers veranlaßten nun doch einen Wandel in den Anschauungen Korokis; er erkannte die Gefahr, die seiner Armee drohte, entschloß sich, vorerst ein hinhaltendes Gefecht zu führen und schickte der anderen Hälfte der 2. Div. (3. Brig.) den Befehl, umgehend über Kankwantun heranzurücken. Die Garde schien für ein Heranziehen zu weit ab; sie wurde daher angewiesen, über den Fluß die Südfront der östlich Liaoyan stehenden Russen anzugreifen. Vorgreifend sei bemerkt, daß sie zur Ausführung dieser Weisung weder am 1. noch am 2. September mehr getan, als eine unwirksame Kanonade auf weite Entfernung geführt hat.

Der tatendurstige Führer der 15. Brig., Okasaki, war mit der ihm auferlegten Zurückhaltung nicht zufrieden, sondern erbat und erhielt die Erlaubnis zum Angriff auf den Manyuyama und nahm ihn in der Nacht zum 2. September überlegenen russischen Kräften, der 35. Div. XVII. A. K., weg.

Umesawa kam am 1. September nur bis Sientschantsy (vgl. Nebenskizze 2).

Digitized by Google

Der 2. September. (Vgl. Skizze 4.)

Von dem Mißerfolge am Manyuyama hatte General Kuropatkin noch keine Kenntnis, als er in der Nacht vom 1. zum 2. September seine Disposition Nr. 4 ausgab:

¼ I. Sib. A. K. unter Kontradowitsch sollte als Rückendeckung in Gegend von Fort VIII sichern;

im ganzen 2 A. K. unter Sarubajew (IV. Sib. A. K., ½ II. Sib. A. K., ¼ III. Sib. A. K., ¼ V. Sib. A. K.) sollten die Fortlinie von Liaoyan halten;

1⅓ A. K. (⅛ X., XVII. und Brig. Ekk) sollten die Höhen des rechten Taitsyho-Ufers bis nördlich Sykwantun verteidigen;

von der Heeresreserve, 2¾ A. K., sollten erreichen ⅔ X. A. K. und ¾ I. Sib. A. K. die Gegend von Sachutun, ¾ III. Sib. A. K. Tschansutun; Orlow (12 — 3 — 22) erhielt den Befehl, im Einklang mit dem I. Sib. A. K. auf Chwankusön zu marschieren, ein schwieriger Auftrag, da I. Sib. A. K. einstweilen nur Sachutun erreichen sollte.

Ssamssonow sollte die äußerste linke Flanke decken bei den Kohlengruben, während Mischtschenko zur Untätigkeit verurteilt bei Siaidiatun zurückgehalten wurde.

Ein eigentlicher Angriffsbefehl war immer noch nicht gegeben, denn außer den unbestimmten Weisungen für Orlow war noch keine Truppe zum Angriff angesetzt, sondern lediglich die Masse der Heeresreserve 10 bis 12 km von Liaoyan nach Osten geschoben. Kuropatkin hatte die Absicht, mit 2¾ A. K. der Heeresreserve um den am Manyuyama eingegrabenen linken Flügel des XVII. A. K. als Drehpunkt eine Schwenkung zu machen und somit, die linke Flügeldivision XVII. A. K. und die Brigade Ekk in die Angriffstruppe eingerechnet, mit etwa 65 000 Mann, die 15 000 bis höchstens 20 000 Mann Kurokis anzugreifen.

Ehe sich Kuropatkin am 2. September früh nach dem linken Flügel begab, wo er die Entscheidung plante, unterstellte er die sogenannte Rückendeckung, Kontradowitsch, dem General Sarubajew und gab ihm den Befehl, Kontradowitsch durch ¼ V. Sib. A. K. zu verstärken, obwohl von einer Bedrohung der Rückendeckung nichts bekannt geworden war. Außerdem sollte Sarubajew zwischen Fort VIII und V einen Scheinangriff machen. Infolge dieses Befehls verbrachte eine starke Division (¼ I. Sib. A. K. und ¼ V. Sib. A. K.) unter Kontradowitsch den ganzen 2. September untätig bei Fort VIII. Die Besatzung von Liaoyan wehrte am 2. September erfolgreich sämtliche Angriffe der Japaner ab; der Scheinangriff wurde unternommen, aber, wie zu erwarten, blieb er auf den Gang der Ereignisse ohne Einfluß und führte lediglich einen Verlust von 2300 Mann herbei, d. h. über die Hälfte der Gesamtverluste der Truppen Sarubajews am 1., 2. und 3. September.

Digitized by Google

9^{30} Vorm. traf Kuropatkin mit seinem Stabe bei Fandiatun ein, von wo er den Angriff leiten wollte. Die Verbindung mit seinen Unterführern ist an diesem Tage sehr schlecht gewesen. Erst nach 10^{0} Vormittags erfuhr er, daß der Manyuyama in der Nacht verloren gegangen war. Zur selben Zeit ließ Kanonendonner aus der Richtung der Kohlengruben auf ein Gefecht bei Orlow schließen. Nun wurde Orlow ermahnt, vorsichtig zu sein; XVII. A. K. und Brig. Ekk sollten den Manyuyama wieder nehmen; ⅓ X. A. K. wurde dem XVII. A. K. hierzu unterstellt; schließlich sollte ¾ I. Sib. A. K. zwischen XVII. A. K. und Orlow zum Angriff vorgehen. Damit waren Kuropatkins Reserven bis auf ¾ III. Sib. A. K. und 1 Inf. Regt. mit Artillerie vom X. A. K. herausgabt. Einen bestimmten Auftrag hatte nur das XVII. A. K., nämlich den Manyuyama wieder zu nehmen.

Inzwischen hatte Orlow am 2. September früh den Entschluß gefaßt, das XVII. A. K., bei dem er Gefechtslärm wahrnahm, zu entlasten, indem er von Fanschön aus gegen den rechten Flügel Kurokis vorging. Seine 12 Bataillone gerieten aber im Gaoljan-Walde derart aus- und durcheinander, daß sie von 6 Bataillonen der japanischen 12. Div. zu fluchtartigem Rückzuge genötigt wurden und erst 10 bis 12 km rückwärts an der Station Yentai zum Stehen kamen, wo das ebenda ausladende Inf. Regt. 86 (I. A. K.) die Fliehenden aufnahm.

Das I. Sib. A. K. war so langsam vorgerückt, daß es erst 2^{0} Nachmittags bei Siautamengou eintraf — 16 km nordöstlich seiner Biwakplätze —, zu spät, um die Orlowschen Truppen zu retten. Die Orlowsche Niederlage machte einen derartigen Eindruck auf Führer und Truppe des russischen I. Sib. A. K., daß Stackelberg am Abend sein A. K. auf Limangou zurückführte, obwohl die Japaner angesichts der frischen russischen Kräfte über Fanschön nicht vorrückten. Ssamssonow deckte die linke Flanke bei Kutsiatsy nach Räumung der Kohlengruben.

Indessen tobte den ganzen Tag mit kurzen Unterbrechungen der Kampf um den Manyuyama. ½ XVII. A. K. (35. Div.), Brig. Ekk und, als Kuropatkin am Nachmittage noch den Rest des X. A. K. zur Verfügung stellte, ⅔ X. A. K., im ganzen fast 1½ A. K. suchten etwa 1½ japanischen Brigaden den Manyuyama zu entreißen — ohne Erfolg, da kein Angriff einheitlich angesetzt wurde, sondern ein heilloser Wirrwarr in der Befehlsführung wie Truppenverwendung herrschte, so daß selbst das russische Generalstabswerk die Vorgänge nicht ganz klarzustellen vermag. Am Abend und in der Nacht ging die linke Flügeldivision XVII. A. K. nach Orrdaogu zurück, die Brig. Ekk hielt die Osthänge der Höhe 131, das X. A. K. aber, von dem Teile noch gar nicht im Gefecht gewesen waren, ging unter Zeichen der Auflösung auf Zoutschintsy zurück.

Kuropatkin hatte am Nachmittage auf die Nachricht von Orlows

Digitized by Google

Niederlage den Entschluß gefaßt, den Angriff vom 2. auf den 3. September zu verschieben, und Stackelberg in diesem Sinne verständigt. Wir wissen, daß Stackelberg von selbst noch mehr getan hatte, als nur vom Angriff abzustehen. Schon hatte Kuropatkin am 3. September 2^{30} früh eine Bereitstellung des III. Sib. A. K., X. A. K. und I. Sib. A. K. in Linie Zansonsa—Siautamengou zum Angriff befohlen, da gingen am 3. September früh kurz nacheinander folgende Nachrichten ein:

Sarubajew klagte über Mangel an Artilleriemunition.

Stackelberg meldete, daß er auf Limangou zurückgegangen sei, seine Truppe ohne starke Unterstützung weder zum Angriff noch überhaupt zu einem Gefecht fähig sei!

Bilderling berichtete den Rückzug auf Orrdaogu, also den Mißerfolg gegen den Manyuyama.

Unbestimmte Gerüchte wollten ferner vom Vormarsch japanischer Kräfte von Pensihu auf Mukden wissen.

Sarubajews und Stackelbergs Meldungen waren übertrieben, unter den Eindrücken des Kampfes in kleinmütiger Stimmung niedergeschrieben. Die Munition bei Sarubajew hat auch am 3. vollständig ausgereicht; das I. Sib. A. K. hat in den folgenden Tagen die Hauptlast der Nachhutgefechte wacker ertragen. Indes Kuropatkin war nicht der Mann, seine schwankenden Untergebenen durch die eigene Tatkraft zu stützen. „Höchst traurig," schrieb er, „in anbetracht des Zurückgehens Stackelbergs muß ich mich zum Rückzuge auf Mukden und weiter entschließen." Damit war die Entscheidung gefallen. Das in der Heeresreserve verbliebene ¾ III. Sib. A. K. sowie Inf. Regt. 86 (I. A. K.), also 1 A. K., hatten noch nicht gefochten, ebenso nicht die Div. Kontradowitsch!

Wir wenden uns den Maßnahmen der Japaner im Laufe des 2. September zu. Die japanische Heeresleitung schickte am 2. September Vormittags an Kuroki die Nachricht, daß die 2. Armee an diesem Tage den Taitsyho zu erreichen gedenke. Tatsächlich gelang es jedoch weder der 2. noch der 4. Armee, wesentliche Fortschritte gegen die starken Befestigungen von Liaoyan zu machen; Kuroki aber verfiel auf die vielversprechende Nachricht der Heeresleitung hin erneut dem Irrtum, die Russen seien in vollem Rückzuge, und befahl: 12. Div. auf Sandopa, 2. Div. über 131 auf Lotatai, Garde auf 151 zur Verfolgung. Er befahl die Verfolgung gerade in dem Augenblick, als Kuropatkin selbst sich zum Angriff aufgerafft hatte. Der rechten Flügelbrigade der 12. Div. gelang es, wie wir gesehen, die Bataillone Orlow in die Flucht zu schlagen, dann aber sahen sich Kurokis Truppen angesichts der russischen Übermacht in die Verteidigung gedrängt. ½ 2. Div. (3. Brig.) vollendete im Laufe des Tages den Uferwechsel und wurde als Reserve zurückgehalten. Die Garde-Div. führte den Angriffsbefehl nicht aus, sondern beschränkte sich darauf,

Digitized by Google

die Front nach 151 zu nehmen und ein wirkungsloses Artilleriefeuer über den Fluß zu unterhalten. — Umesawa trieb Ljubawin auf Bianyupuia zurück (siehe Nebenskizze zu Skizze 2).

Der 3. September. (Vgl. Skizze 5.)

Am 3. September 6° früh gab Kuropatkin die Befehle zum Rückzug, keine leichte Aufgabe angesichts der Mischung der Verbände, die eingetreten war: ¾ I. Sib. A. K. sollte nach Tutamengou marschieren, Ssamssonow seine linke Flanke decken; III. Sib. A. K. wurde nach Limangou, Mischtschenko südlich davon, XVII. A. K. und Ekk von da bis in die Gegend Zoutschintsy zurückbeordert; ⅔ X. A. K. sollte als Armeereserve nach Bochatschu rücken. Kontradowitsch (¼ Sib. A. K., ¼ V. Sib. A. K.) wurde zur Deckung des Rückens unverzüglich nach Yentai geschickt; ebendahin sollte Sarubajew die Besatzung von Liaoyan zurücknehmen.

Sarubajew erhielt zuerst den Befehl, sofort zurückzugehen, später aber, die Forts erst am Abend zu räumen. Der erste Befehl war stellenweise bereits in der Ausführung begriffen, als der zweite eintraf. Der Stärke der Verteidigungsanlagen war es zu danken, daß die schwachen Nachhuten sich halten konnten, bis die Gros wieder Front gemacht und zur Unterstützung herangeeilt waren.

Abgesehen von dieser durch die Heeresleitung selbst veranlaßten Unstimmigkeit gelang die Entwirrung der Verbände und der Abzug vollkommen, so daß in der Nacht zum 4. September Sarubajews Truppen (IV. Sib. A. K., ½ II. Sib. A. K., ¼ X. A. K.) das rechte Ufer gewonnen haben, XVII. A. K., Ekk, Mischtschenko, das wieder geschlossene III. Sib. A. K., ¾ I. Sib. A. K. und Ssamssonow die Linie Zoutschintsy—Kutsiatsy halten, dahinter ¾ X. A. K. bei Bochatschu als Reserve, während Kontradowitsch (¼ I. Sib. A. K., ¼ V. Sib. A. K.), die Reste Orlows und Inf. Regt. 86 (I. A. K.) bei Yentai versammelt sind.

Die japanische 1. Armee verhielt sich am 3. September ganz untätig. Wohl hielt Kuroki an der Überzeugung fest, die russischen Hauptkräfte seien nördlich Liaoyan im Abzug, erkannte aber, daß die 12. und 2. Div. angesichts der südwestlich der Kohlengruben versammelten russischen Massen zur Verfolgung nicht genügten. Er gab daher der Garde den erneuten Befehl, über den Taitsyho die Höhe 151 anzugreifen. Die Garde führte aber diesen Befehl nicht aus. So sah sich Kuroki veranlaßt, ihr am Abend die Weisung zu schicken, über Kaukwantun auf das Norduser abzurücken, um auf diesem Wege ihre endliche Mitwirkung sicherzustellen. — 2. und 4. Armee griffen am 3. September Liaoyan erneut an, vermochten aber erst am Abend die Stadt zu nehmen, als die letzten schwachen Abteilungen der Russen die Stadt sehr geschickt räumten und die Brücken hinter sich abbauten oder verbrannten.

Umesawa erreichte Yentsienpu.

Digitized by Google

Der 4. September. (Vgl. Skizze 6.)

Am 4. September setzten die Russen ihren Rückzug fort. Alle Teile des V. Sib. A. K. und die Inf. Regtr. 85 und 86 vom I. A. K. wurden eiligst nach Mukden abgeschoben, wo das I. A. K. seine Ausladung fortsetzte. Das I. Sib. A. K. und III. Sib. A. K. blieben gefechtsbereit stehen, während das Gros des Heeres (IV. Sib. A. K., ½ II. Sib. A. K., XVII. A. K., X. A. K.) im breiten Strome längs Eisenbahn und Mandarinenstraße sich einige wenige Kilometer nach Norden wälzten. Zwar war jedem Armeekorps ein besonderer Abmarschweg laut Skizze zugewiesen, indes fand sich alsbald die Masse der zurückgehenden Truppen, Bagagen und Trains auf der Mandarinenstraße zusammen. Ein Kriegsteilnehmer schreibt: „Das Gros der Armee flutete wie eine aus Truppen, Trains, Hospitälern, Parks und Stäben gemischte Lawa nach Norden zurück." Es war eine regellose Masse, kein Heer mehr, das da mit echt russischem Gleichmut schleppenden Ganges auf Mukden rückte. Eine einzige reitende Batterie in der Flanke hätte die heilloseste Panik verursacht, aber sie erschien nicht, denn — die Japaner verfolgten nicht.

Auf japanischer Seite war bei der nächtlichen Einnahme von Liaoyan eine ähnliche Verwirrung der Verbände entstanden wie bei den Russen. Der 4. September verging bei der 2. und 4. Armee mit Herstellung der Ordnung; nur ein Teil der 4. Armee vermochte am Nachmittage über eine Furt bei Ösa südöstlich Liaoyan das Norduser zu gewinnen. Von der 1. Armee war die Garde im Abmarsch auf Kankwantun, während 2. und 12. Div. den Abzug der Russen erst am Nachmittag erkannten und den Befehl zur Verfolgung nur sehr zögernd am Spätnachmittage und in der Nacht aufnahmen. Nun war es zu spät. Es konnten lediglich die Russen in ihrer Abmarschrichtung nach Norden weiter zurückgedrängt werden. Die Abteilung Umesawas, die einzige, die in einer den Russen gefährlichen Richtung angesetzt war, stieß am Tempelberg auf Ssamssonow und die von Yentai herübergezogene Brigade Kontradowitsch (¼ I. Sib. A. K.); Umesawa war zu schwach, um gegen diese Kräfte etwas auszurichten.

Der 5. September. (Vgl. Skizze 6.)

Am 5. September traf die 12. Div. auf die Nachhut des I. Sib. A. K. Sie vermochte dem Feinde keinen nennenswerten Abbruch zu tun; jedoch mag das Gefecht in ihrem Rücken für die russischen Hauptkräfte Veranlassung gewesen sein, den Rückzug zu beschleunigen. Ihre Gros legten am 5. September etwa 20 km zurück und erreichten die Gegend zwischen Schiliho und Schahopu, während auf japanischer Seite nur die Truppen der 1. Armee zögernd nachrückten. Über die Linie Kohlengruben—Yentai—Labutai wurde vorerst überhaupt nicht gefolgt.

Digitized by Google

So war den Russen die Loslösung vom Feinde gelungen, und Kuropatkin konnte am Abend des 5. September nach Petersburg melden: „Die Armee ist ungeachtet vieler Schwierigkeiten beim Marsche der Trains glücklich auf Mukden weitermarschiert und hat sich der gefährlichen Lage, in der der Gegner ihre enge Versammlung in der Front und auf beiden Flanken bedrohte, entzogen.“ Die Armee hat auf dem Rückzuge kein Geschütz und keine Fahne eingebüßt; 16 500 Mann, etwa ein Zehntel ihres Gesamtstandes, waren bei Liaoyan getötet oder verwundet worden.

Betrachtung über japanische Führung.

Die Anordnungen der japanischen Heeresleitung und die der japanischen Armeeführer während der Tage von Liaoyan sind bis heute nur zum kleinsten Teile mit Bestimmtheit bekannt. Da der japanische Generalstab noch keine Veranlassung genommen hat, das herrschende Dunkel zu erhellen, so ist man vielfach darauf angewiesen, lediglich aus der Tätigkeit der Divisionen auf die Maßnahmen der Führung Rückschlüsse zu ziehen.

Die Japaner sind den auf Liaoyan zurückgehenden Russen frontal gefolgt, ohne durch ausholende Bewegungen, vor allem der rechten Flügelarmee, eine Umfassung vorzubereiten. Am 30. und 31. August wurde die russische Stellung südlich Liaoyan rein frontal angegriffen; der nur zögernd und gemächlich unternommene Überflügelungsversuch der 6. und 4. Div. traf eine neue Front. An dem Angriff nahmen von 8 Divisionen am 30. August nur 5 Divisionen teil, am 31. August gar nur 3, während 2½ Divisionen auf ein ziemlich wirkungsloses Artilleriefeuer sich beschränkten. Die Japaner konnten nicht im Voraus wissen, daß die Russen aus solchem Verhalten keinen Nutzen ziehen würden (nur in einem Falle wird berichtet, daß beim X. A. K. am 30. August 5 Bataillone vom nicht angegriffenen linken auf den bedrohten rechten Flügel gezogen wurden). Das Ergebnis dieser nicht sehr energischen Art anzugreifen war denn auch, daß der Angriff abgeschlagen wurde.

Man hat den Eindruck, wenn nicht Kuroki selbständig die Hälfte seiner Armee auf das Norduser des Taitsyho geworfen hätte, so wäre der Feldzug bereits bei Liaoyan in langsamem frontalem Ausringen verlaufen, wie es später bei Mukden den Anschein gewann. Kurokis Beispiel vermag die Heeresleitung nicht aufzurütteln. 2. und 4. Armee gehen am 2. September wiederum lediglich frontal gegen die starken Schanzen von Liaoyan vor; immer noch wird kein Versuch gemacht, etwa mit dem linken Flügel der 2. Armee über den Taitsyho auszuholen, wie es die Russen befürchteten, oder stärkere Kräfte Kuroki auf das Norduser folgen zu lassen. Dagegen wird Kuroki zur Vorsicht ermahnt. Kuroki allein ist zu schwach, um trotz aller Tapferkeit seiner Truppen den Sieg gegen

Digitized by Google

die ihm gegenübertretende vierfache Übermacht zu erringen; doch vermag er den feindlichen Angriff aufzuhalten und damit den Anstoß zu geben zu dem im übrigen ganz freiwilligen Abzug der Russen. Daß nun die Japaner nur frontal zu verfolgen vermochten, war lediglich die Folge des rein frontalen Angriffs ihrer Truppen; aber auch zu einer frontalen Verfolgung konnten weder die Heeresleitung noch die Unterführer ihre ermatteten Scharen fortreißen; lagen doch 24 000 Mann, ein Fünftel des Heeres, tot und verwundet vor den russischen Schanzen — ein unverhältnismäßig hoher Preis für einen Sieg, der, gar nicht ausgenutzt, nur ein halber Sieg war und, abgesehen von dem moralischen Erfolge, nur einen kleinen Geländegewinn brachte. Der bei Liaoyan geschlagene Feind ging, da nicht verfolgt und daher nicht vernichtet, wenige Wochen später seinerseits zum Angriff vor.

Der Tapferkeit der japanischen Truppen und der Energie der japanischen Führer kann trotz allem nicht genug Bewunderung gezollt werden, denn, das darf bei Betrachtung der Lage von Liaoyan nicht außer acht gelassen werden, die Japaner waren zahlenmäßig den Russen um ein Drittel unterlegen, trotzdem haben sie angegriffen! Wir wissen nicht, ob den Japanern bekannt war, daß der feindliche Führer an sämtlichen Schlachttagen ständig starke Reserven zur Hand hatte und selbst, als er den Rückzug antrat, noch über 1½ frische Armeekorps verfügte. War den Japanern diese Tatsache nicht verborgen geblieben, so wird dadurch ein gewisser Mangel an operativer Beweglichkeit sowie das Fehlen energischer Maßnahmen für die Verfolgung einigermaßen erklärt. Immerhin kann man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, als ob die japanische Heeresleitung bei aller Ruhe und Energie in den Tagen von Liaoyan jenes genialen Schwunges entbehrte, der die Heerführung eines Moltke, Napoleon, Friedrich selbst in den Zeiten scheinbaren Stillstandes der Operationen nie verließ, jenes Schwunges, der in Kurokis wagemutigem Flußübergang einen Ausdruck findet und, obwohl unter ganz irriger Voraussetzung unternommen, sofort zu einem Erfolge führt.

Betrachtung über die russische Führung.

Kuropatkin hat am 29. August Abends sein Heer bei Liaoyan zusammengezogen zum entscheidenden Kampfe. Es gilt als oberster Grundsatz, zur Entscheidung so stark als irgend angängig zu erscheinen; der russische Feldherr ließ aber eine Brigade in seinem Rücken bei Schahopu und mehr als eine Division in beiden Flanken entsendet, etwa 25 000 Mann, die nicht zur Stelle waren, um den Sieg zu erringen, der gewiß am besten Flanken und Rücken geschützt hätte.

Am 30. August kämpft die Hälfte des russischen Heeres in starrer Verteidigung; die andere Hälfte sieht tatenlos zu.

Digitized by Google

Am 31. August dasselbe Bild. Das linke Flügelkorps läßt es geschehen, daß vor seiner Front 1½ japanische Divisionen den Fluß durchfurten und eine Brücke schlagen; dem General Wassiljew (X. A. K.) wird verboten, den Feind bei dieser Gelegenheit anzugreifen. Indes ringt Kuropatkin mit dem Entschluß zum Angriff. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Heeresreserve bei Liaoyan zu einem Angriff auf den japanischen linken Flügel, der sich vor Liaoyan schon gehörig blutige Köpfe geholt hatte, bequem zur Hand war. Kuropatkin aber zieht es vor, seinen Angriff durch einen Rückzug auf Liaoyan einzuleiten, aus den bisher am meisten mitgenommenen Truppen eine neue Reserve zu bilden, um diese gegen den am weitest entfernten rechten japanischen Flügel nördlich des Taitsyho vorzuführen. Ein entscheidender Sieg konnte nur gegen die japanischen Hauptkräfte errungen werden; diese befanden sich auf dem Süduser. Der einzige Grund, der für den Angriff auf dem Norduser spricht, ist der: Vom Norduser konnte die Armee bei einem Mißerfolge besser ihren Rückzug bewerkstelligen als vom Süduser, den Fluß im Rücken, und — der leichtere Rückzug scheint den Ausschlag gegeben zu haben!

Indes Kuropatkin hat Glück. Am 1. September Mittags ist sein Manöver gelungen; die Masse der neuen Heeresreserve steht östlich und bei Liaoyan; die Japaner rücken lediglich frontal auf die starken Schanzen von Liaoyan nach; aber obwohl die Korps der Heeresreserve am Vormittage des 1. September kaum 10 bis 15 km zurückgelegt haben, verläuft der Tag tatenlos.

Kuropatkin hat noch einmal Glück. Auch der Feind nutzt die Zeit nicht zu Gegenmaßregeln aus; seine Kräfteverteilung bleibt. So schiebt sich am 2. September die Masse der russischen Heeresreserve von Liaoyan 10 km nach Osten, so daß um die Mittagszeit 60 000 bis 65 000 Mann den 15 000 bis 20 000 Mann des Generals Kuroki den Garaus machen können. Nach menschlichem Ermessen steht die Sache für die Japaner so schlecht als möglich. Aber der Befehl Kuropatkins zum einheitlichen Angriff bleibt aus. Die schon mit dem Hintergedanken, wie komme ich bei schiefem Ausgang am besten fort, begonnene Angriffsbewegung bleibt in ihren Anfängen stecken. Die Absicht, den Manyuyama wiederzunehmen, einerseits, das selbständige Vorgehen Orlows andererseits sind Veranlassung, daß 2 Korps der Heeresreserve verausgabt werden, das X. A. K. zur Unterstützung des XVII., lediglich um den genannten Berg wiederzunehmen, das I. Sib. A. K. mit dem ganz unbestimmten Auftrag, zwischen XVII. A. K. und Orlow zum Angriff vorzugehen! Auf die Nachricht von der Flucht Orlows wird der Befehl für das I. Sib. A. K. schleunigst widerrufen und der Angriff, ehe der Rest der Heeresreserve — III. Sib. A. K. — überhaupt tätig geworden ist, auf den 3. September

Digitized by Google

verschoben. Schließlich wird auf die Nachricht vom Mißlingen des Angriffs auf den Manyuyama und eine kleinmütige Meldung Stackelbergs hin überhaupt nicht angegriffen, sondern — der Rückzug befohlen.

Die Entscheidung bei Liaoyan ist damit gefallen; das preußische Generalstabswerk sagt: gleichzeitig die Entscheidung des ganzen Feldzuges, denn das unter seinem Oberfeldherrn vereinte russische Heer hatte den klaren Beweis geliefert, daß es trotz zahlenmäßiger Überlegenheit den Japanern nicht gewachsen war; nach der gewaltigen moralischen Einbuße von Liaoyan konnten spätere Angriffsversuche trotz erheblicher Verstärkung aus Europa keine Wendung zu Gunsten der Russen herbeiführen.

Die Schilderung der Kämpfe bei Liaoyan in großen Zügen gestattet es nicht, ein Urteil darüber zu fällen, inwiefern das russische Mißgeschick durch Mängel in Ausrüstung und Ausbildung der Truppe etwa hervorgerufen ist, wenn auch die Angriffsversuche Orlows und Bilderlings vermuten lassen, daß die russische Angriffstechnik zu wünschen übrig ließ; unverkennbar aber ist der verhängnisvolle Einfluß des Armeeführers auf den Gang der Ereignisse.

Wir sind gewohnt, die Macht der Persönlichkeit im Kriege da zu studieren, wo sie im günstigen Sinne ihre überragende Wirkung ausübt — Napoleon, Friedrich der Große, Blücher —; hier ist das Gegenteil der Fall. Kuropatkins schwankende und zögernde Haltung, seine Unfähigkeit, zum Einsatz aller Kräfte zum Siege sich zu entschließen, geboren aus dem Wunsche zu siegen, aber aus dem noch lebhafteren Streben, eine Niederlage zu vermeiden, seine vielfachen Eingriffe in den Befehlsbereich der Unterführer — auf die im einzelnen vorstehende Schilderung nicht eingeht —, diese Eigenschaften Kuropatkins haben alle Generale mit demselben Geist erfüllt, sie zur Unselbständigkeit erzogen und zusammen mit der monatelang ausgeübten Rückzugsstrategie lähmend auf die Gemüter gewirkt. So konnte es geschehen, daß sich beim X. A. K. kein Döring, François oder Kamecke fand, der am 31. 8. den abmarschierenden Scharen Kurokis nachstieß, daß kein Steinmetz an der Spitze des XVII. A. K. mit fliegenden Fahnen die übergehenden Japaner in den Taitsyho zurückwarf, sondern daß in beiden Fällen n i c h t s geschah, obwohl die russischen so gut wie unsere Vorschriften lehren, daß Untätigkeit mehr belastet, als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel. Oft genug haben die russischen Generale bei ihren Friedensübungen diesen Grundsatz gelehrt und befolgt. Dabei steht der persönliche Mut und die Tapferkeit dieser Generale außer Frage; das haben sie in vielen Kämpfen, einige mit dem Tode auf dem Schlachtfelde, bewiesen. Kuropatkin selbst hat die Fehler seiner Untergebenen bei Liaoyan und anderwärts mehrfach richtig erkannt und gerügt (siehe seinen Rechenschaftsbericht), von denselben Fehlern sich selbst freizumachen aber nicht vermocht.

Digitized by Google

Ein tragisches Geschick hat diesen General nach einer glänzenden Laufbahn, zweifellos großen Verdiensten als Erzieher der Truppe, Militärschriftsteller, in verschiedenen Generalstabsstellungen, als Truppenführer im Turkmenen-Feldzuge, zuletzt als Kriegsminister, schließlich an die Spitze des Heeres gegen Japan gestellt, eine Stelle, der er nicht gewachsen war. Man muß zu seinen Gunsten hervorheben, daß die Unfertigkeit der russischen Rüstungen bei Ausbruch des Krieges, die Ursache der halbjährigen Rückzugsstrategie, doch nur zum Teil Kuropatkin in seiner Eigenschaft als Kriegsminister, vor allem aber der russischen Diplomatie zur Last fällt, die sich vom Kriege überraschen ließ. Man wird menschliche Teilnahme für den unglücklichen Feldherrn empfinden, der zahlreiche sympathische Züge aufweist und späterhin nach Mukden, als er sich freiwillig einem jüngeren General unterstellte, zeigte, daß ihm kleinliches Empfinden fernlag. Kuropatkins Geschick bestätigt aber von neuem eine alte Lehre, die in langer Friedenszeit leicht vergessen wird: Aller persönlicher Mut, militärische Routine, theoretisches Wissen und Können, Fleiß und bestes Wollen machen noch keinen Feldherrn aus, wenn eine Eigenschaft fehlt: die Charakterstärke, unter den verwirrenden Eindrücken des Kriegs, der lastenden Verantwortung für das Leben von Tausenden, kühl und nüchtern Entschlüsse zu fassen und durchzuführen, wie sie ein Moltke in so hervorragendem Maße besaß.

Die Auswahl und Heranbildung solcher Führer, die diese Eigenschaft besitzen, bietet allerdings mancherlei Schwierigkeiten.

Allein diejenigen Persönlichkeiten zu erkennen, die jene Eigenschaft in genügendem Maße besitzen, erfordert ein hohes Maß von Menschenkenntnis. Ihre Weiterbildung wird sich im Frieden auf Üben und Stählen der Verantwortungsfreudigkeit und Selbsttätigkeit erstrecken; meist kann aber, das liegt in der Natur der Sache, erst der Krieg erweisen, ob die Wahl getäuscht hat oder nicht. Kolonialkriege haben bei uns in Deutschland, vielleicht nicht ganz zu Recht, viel an Beweiskraft in dieser Beziehung verloren, seit die in der Krim, in Algier und Mexiko bewährten Generale des zweiten französischen Kaiserreichs bei Metz und Sedan die Waffen streckten.

Ferner liegt in der Forderung von Charakterfestigkeit, also Hartnäckigkeit im Durchsetzen des Willens, die Forderung einer Eigenschaft, die mit der militärischen Gehorsamspflicht leicht in Widerstreit geraten kann. Um dem möglichst vorzubeugen, legen wir einerseits den Vorgesetzten die Pflicht auf, ihre Befehle so dehnbar zu gestalten, daß das „Wie" der Ausführung dem Untergebenen überlassen bleibt, versuchen andererseits unsere Untergebenen dahin zu erziehen, erforderlichenfalls bewußt ungehorsam zu sein.

Digitized by Google

Militärische Charaktere von jener im Kriege unentbehrlichen unbeugsamen Willensstärke pflegen nicht immer sehr bequem zu sein, weder für Untergebene noch für Vorgesetzte — siehe Steinmetz —; die schroffen Seiten ihres Charakters werden besonders in Friedenszeiten hart empfunden, d. h. zu Zeiten, in denen sich ihre Vorzüge nicht zeigen können. Die abgeklärte Ruhe, die in der Form stets gleichmäßig verbindliche Weise eines Moltke bildet eine nicht häufige Ausnahme. Vom rein militärischen Standpunkte aus würden selbstverständlich solch schroffe Charaktere ertragen, indes das neuzeitliche Volksheer nimmt bewußt oder unbewußt, ob mit oder ohne Berechtigung, das sei dahingestellt, Rücksicht auf Volksstimme und Presse; das tritt besonders deutlich in Frankreich in Erscheinung, blieb aber auch schon anderwärts dem scharfen Beobachter nicht verborgen.

Rußland ist seinerzeit aller dieser Schwierigkeiten nicht Herr geworden, denn im gegebenen Augenblick stand ihm ein Feldherr nicht zur Verfügung. Das russische Generalstabswerk hat aber in so offener, nichts beschönigender Weise die Fehler der russischen Führung in Ostasien klargelegt, daß man sicher sein kann, das Zarenreich will die teuer bezahlten Lehren in heißer Friedensarbeit beherzigen.

Digitized by Google

Ein Tagebuch von 1864
des Generalmajors v. Schmid,
Kommandeurs der 25. Infanteriebrigade.

Mit zwei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Im schriftlichen Nachlasse meines 1882 zu Wiesbaden verstorbenen Vaters[1]) fand ich auch ein Heft, welches er während des Feldzuges von 1864 in Gebrauch gehabt, und in welches er zu jener Zeit tagtäglich Notizen eingetragen hatte, die in der Hauptsache seine von ihm kommandierte Brigade, die damalige mobile 25. Inf. Brig. betreffen. Da befinden sich, oft bunt durcheinandergesetzt und durch bald nach dem Kriege vorgenommene Zusätze mehrfach ergänzt, Angaben über Märsche und Quartiere, dazwischen wieder eingeflochten, Armeekorps-, Divisions- usw. Befehle, ausgesprochene eigene Ansichten über auszuführende Operationen, Gefechtsberichte u. dgl. Ich habe mich nun bemüht, alle diese Dinge in chronologischer Folge zu gliedern und somit ein möglichst zusammenhängendes Ganzes zu geben, ohne daß aber im mindesten der Originalwortlaut geändert wurde. Im Hinblick auf die kriegerischen Ereignisse *vor nunmehr 50 Jahren* dürfte vielleicht das auf solche Weise entstandene Tagebuch geeignet sein, einen *kleinen* Beitrag zur Geschichte des zweiten deutsch-dänischen Feldzuges zu bieten.

v. Schmid,
Major z. D. und Bezirksoffizier beim Landw. Bez. Danzig.

Tagebuch vom 16. Dezember 1863 bis 10. Dezember 1864.

A. K. O.: „Die mobil zu machenden Truppen pp. treten mit dem 1. d. Mts. auf den Feldetat.

Berlin, den 15. Dezember 1863. gez. Wilhelm."

Mittwoch, den 16. Dezember, Abends 8 Uhr Eingang des Befehls zur Mobilmachung der 13. Division. Der 17. Dezember ist Erster Mobilmachungstag. Sonntag, den 20. Dezember 1863 bis einschl. Freitag, den 8. Januar 1864, Eintreffen der Completirungs-Mannschaften; Formation der mobilen Bataillone und der Handwerker-Abtheilungen.

[1]) Geb. 15. März 1806 zu Wesel als Sohn eines preuß. Leutnants a. D. und einer Tochter des 1802 zu Wesel im Dienst verstorbenen Majors v. Hahn (Regts. Kurfürst von Hessen-Cassel).

Digitized by Google

Sonnabend, den 9. Januar 1864, Abmarsch zur Concentration der ganzen Division zwischen Bielefeld und Minden. Am 10. Januar Ersatz-Bataillon Nr. 53 per Eisenbahn nach Bielefeld resp. Herford. Am 12. Januar Abreise des Brigade-Kommandeurs und des Brigade-Adjutanten nach Minden per Eisenbahn, nachdem die Geschäfte an den stellvertretenden Brigade-Commandeur, Oberst z. D. Kayser, übergeben worden waren.

Am 20. Januar, Vormittags, fuhren der Divisions-, der Brigade- pp. Stab per Bahn von Minden nach Harburg. In Celle Nachmittags in der Dämmerstunde, in Harburg früh zwischen 2 und 3 Uhr angekommen. Ich hatte mir durch den früher nach Hamburg abgefahrenen Brigade-Fourier von Hamburg nach dem Bahnhofe zu Harburg eine Droschke bestellt und fuhr, nachdem die Sachen aufgeladen und für die Pferde anderweite Bestimmung getroffen, gegen 5 Uhr über das feste Elbeis nach der Insel Wilhelmsburg und von dorten über den anderen Elbarm nach Hamburg. Es war Thauwetter eingetreten und das Eis schon mit Schneewasser überzogen, sonst aber noch für Kanonen haltbar. Die Tage, welche ich auf dem Hinmarsche in Hamburg (Kronprinz-Hotel am Alster-Bassin) zubrachte, zeichneten sich durch miserabele Witterung aus — Regen und Schnee durcheinander —. In Hamburg besuchten mich Dr. med. Prell[2]) und Leutnant a. D. Dörr, beide 1848/49 bei meinem 4. Schlesw. Holst. Jägerkorps; 20. und 21. Januar in Hamburg. Die Truppen der 13. Division wurden laut Divisions-Befehls: Hamburg, den 21. Januar 1864, von Hamburg aus successive nordwärts in 7 Echelons instradirt. Mein Echelon war das 3. und bestand aus folgenden Truppentheilen: Stab der 1. Fuß-Abtheilung; 1. zwölfpfündige Batterie, 4. zwölfpfündige Batterie, 1 Haubitz-Batterie, I. und F. Batl. 53. Regts., Stab und I. Batl. 55. Regts., Ponton-Colonne. Da eine combinirte Cavallerie-Division formirt wurde, so erhielt die 13. Division die Bezeichnung: „13. Infanterie-Division".

Der Armee-Befehl Nr. 1 des Feldmarschalls v. Wrangel, gegeben H. Q. Berlin, den 20. Januar 1864, bestimmte u. A.: „Als gemeinsames Erkennungszeichen wird jeder Soldat eine weiße Binde um den linken Oberarm tragen — dasselbe Zeichen, mit welchem vor 50 Jahren Österreichische und Preußische Truppen in Eintracht vereint gekämpft und gesiegt haben." — Am 23. Januar miethete ich — da das Wetter scheußlich geblieben — einen Wagen nach dem neuen

[2]) Dr. Prell war am 6. Juli 1849 (Nacht vom 5./6.) in der Redoute Nr. 3 vor Fridericia, die der damalige Major v. Schmid so heldenmüthig vertheidigte, miteingeschlossen. Vgl. den Artikel: „Vor sechzig Jahren" im Mil. Wochenbl. Nr. 82 und 83/09.

Digitized by Google

Marschquartier Stegen. Am 24. und 25. in Schloß Traventhal bei Gr. Gladebrügge (bekannt durch den hier abgeschlossenen Frieden zwischen Karl XII. von Schweden und Friedrich IV. von Dänemark am 18. August 1700) beim Conferenz-Rath Grothusen.

Am 26., 27., 28 und 29. in Ascheberg am Plöner-See (Graf Brockdorf-Ahlefeldt). Die Tage in Ascheberg sehr angenehm verlebt! Ein sehr gastfreies Haus; fast jeden Mittag waren viele Offiziere aus den nahen Cantonnements eingeladen. Von Ascheberg fuhr ich mit der Familie des Grafen Brockdorf nach Plön und meldete mich daselbst beim Prinzen Friedrich Karl. Die Witterung war naßkalt und es daher höchst ungemüthlich auf dem zugigen, großen Schloßplatze. 30. in Gr. Flintbeck, 31. in Hohenschulen.

Divisions-Befehl für den 1. Februar: „Die Division steht morgen, den 1. Februar, früh 6¾ Uhr, ausgeruht auf der Straße von Russee nach Achterwehr, die Tete an der Tränke bei Achterwehr in folgender Ordnung: Eine Eskadron Dragoner 7, F. Batl. 53, 1. zwölfpfündige Batterie, 2 Pionier-Kompagnien, I. Batl. 53, II. Batl. 53, II. Batl. 13, 3 Eskadrons Dragoner 7, I. Batl. 55, II. Batl. 55, F. Batl. 55, 4. zwölfpfündige Batterie, I. Batl. 15, II. Batl. 15. Regts. Die Infanterie in Kompagnie-Kolonne, rechts abmarschiert, in möglichst breiter Front, alles dicht aufgeschlossen. Es muß auf der Chaussee Raum zum Vorbeireiten bleiben. Sämmtliche Bagage steht um 8½ Uhr in obiger Reihenfolge mit der Tete bei Altenwehr, die Zahlmeister haben die Aufsicht; die Bagage der Division zuletzt. 1 Offizier des II. Bataillons 15. Regts. ist zur Beaufsichtigung der Munitions-Wagen zu kommandiren. Eine Alarmirung der Truppe darf morgen nicht stattfinden. Es muß Alles in größter Ruhe die Cantonnements verlassen. Stockungen und Kreuzungen sind möglichst zu vermeiden. C. O. Bussee, den 31. Januar. gez. v. Wintzingerode."

Man denke sich eine ganze Division auf dem Marsche auf ein und derselben Straße hintereinander, von Knicks rechts und links eingeengt, der Weg glatt und an den Knicks voll Schnee! — Am 1. Februar in Sehestedt (Treffen, worin die Dänen über die Verbündeten 1813 siegten. Denkmal daselbst). Wir passirten an diesem Tage bei Cluvensiek die Eider. Der Eider-Kanal bei Cluvensiek ist sehr unansehnlich, so daß man das Passiren desselben kaum bemerkte. Am 2. Februar Marsch gegen Missunde über Osterby, Möhlhorst bis an die Schleswig-Eckernförder Chaussee. Dortselbst den ganzen Nachmittag gehalten. Während dieser Zeit Avantgardengefecht bei Missunde und Beschießen der dortigen Schanzen durch die Reserve-Artillerie pp. An demselben Nachmittage Marsch in's Quartier nach Rögen. Am 3. und 4. Februar noch in Rögen. Anmerkg. Unterm 4. Februar notirte ich Folgendes in meine Brieftasche und zeigte dies dem-

Digitized by Google

nächst dem Prlt. und Brigade-Adj. Grach: „Mein Operationsplan gegen die Schley würde sein: Die 12 000 Garden, die 6. oder 13. Division überschreiten bei Arnis die Schley und fassen die Dänen bei Missunde im Rücken. Die 6. oder 13. Division stellt sich während der Zeit gegen Missunde auf, hält die Dänen dort fest, demolirt durch Geschützfeuer die dortigen Schanzen und schlägt eine Brücke, geht über und wendet sich gegen Schleswig. Die Österreicher halten die Dänen bei Schleswig fest und gehen seiner Zeit zum Sturm über."

Für den Fall, daß die Dänen am 2. Februar das Defilee bei Möhlhorst besetzt hätten, hatte ich von der Division den Befehl: „dasselbe mit meiner Brigade anzugreifen und zu nehmen". Meine Brigade hatte nämlich die Tete der Division. Wir fanden keinen Feind vor. — Das Defilee war nur auf einem Damme (Landstraße) zu passiren, indem rechts und links desselben das Terrain durch die Anstauung des dortigen Mühlbaches unpassirbar gemacht worden war. Das Wasser hatte sich seeartig ausgebreitet. Das Wetter war am Gefechtstage von Missunde naßkalt und sehr nebelicht; die Wege glatt. — Durch den mehrstündigen Aufenthalt an der Eckernförder-Schleswiger Chaussee während des obigen Gefechtes, stellte sich eine Art Lähmung in meinem rechten Bein[3]) ein, um nun das Blut wieder in Fluß zu bringen, legte ich demnächst den Weg bis Rögen (1½ Stunde) zu Fuß zurück; mit dem Dunkelwerden kam ich in Rögen an. — In dieser Nacht stand plötzlich der Ordonnanz-Offizier des Prinzen Friedrich Karl, Prinz Croy (4. Kür.) vor meinem Bette und fragte mich, ob ich nicht etwa wisse, wo der General Graf Münster sein Quartier habe. Leider wußte ich dies nicht, und so ritt dieser Offizier in der finsteren naßkalten Nacht auf gut Glück weiter. — Ich muß schon hier anführen, daß der Brigade zumeist erst spät Abends oder gar Nachts die höheren Befehle für den anderen Tag zugingen. Solange die betreffende Ordonnanz nicht eingetroffen war, befand man sich stets in begreiflicher, großer Aufregung, so daß bis dahin an einen erquickenden Schlaf nicht zu denken war. War die Ordonnanz dann endlich mit dem Befehle eingetroffen, so mußten der Adjutant und Schreiber gerufen werden, um die Befehle weiter auszufertigen. Die Regiments- pp. Kommandeure erhielten diese natürlich noch später, und somit ward Allen fast keine Nacht hindurch Ruhe!

Corps-Befehl: „Im Falle die Dänen einen Ausfall aus Missunde machen sollten, beabsichtigen Se. Kgl. Hoheit sich in der Stellung von Schnaap und Kl. Gammelby zu schlagen. Bei entstehendem Alarm haben sich die Brigaden daher nicht zu concentriren, sondern die einzelnen Trup-

[3]) Der General war am 6. Juli 1849 vor Fridericia durch einen Gewehrschuß (Spitzgeschoß) in den rechten Oberschenkel schwer verwundet worden und hatte an den Folgen dieser Verwundung zeitlebens zu leiden gehabt.

Digitized by Google

pentheile aus ihren Cantonnements direkt nach der bezeichneten Position zu marschiren. Die Vorposten ziehen sich dann auf Kochendorf zurück und vertheidigen den dortigen Abschnitt. Die dahinter liegende Brigade sucht womöglich Schnaap zu erreichen. Verlustliste und später die Berichte sind möglichst schnell einzureichen." Hierzu lautete mein Brigade-Befehl: „Mit Bezug auf den Corps-Befehl, betreffend einen etwaigen Ausfall der Dänen von Missunde aus, nimmt das I. Bataillon 53. Regts. Aufstellung in deployirter Kompagnie-Kolonne in dem Terrain zwischen Kl. Gammelby bis an die Eckernförder-Schleswiger Chaussee in der Höhe von Schnaap. Das F. Batl. 53. Regts. marschiert hinter diesem Bataillon fort bis gegen dessen linken Flügel und nimmt daselbst geschlossene Aufstellung; das II. Batl. 53. Regts. setzt sich hinter den rechten Flügel des I. Batls., das II. Batl. 13. Regts. setzt sich als Reserve hinter die Mitte des F. Batls. und II. Batls. 53. Regts. Die 1. zwölfpfündige Batterie geht evtl. gleich von Birkensee auf der Chaussee bis in die Höhe von Schnaap zurück und nimmt dort Aufstellung. Die 2. und 3. Eskadron 7. Drag. Regts. suchen so schnell als möglich die genannte Chaussee zu erreichen und stellen sich geeignet in der Nähe der 1. zwölfpfündigen Batterie auf. Die beiden Pionier-Kompagnien begeben sich hinter das II. Batl. 13. Regts. und suchen nach Möglichkeit der Infanterie pp. durch Niederwerfen von Knickstellen Wege zu bahnen. Werden die Truppen während des Anmarsches zu den ihnen angewiesenen Aufstellungen vom Feinde angegriffen, so wenden sie sich ohne Weiteres gegen denselben und suchen ihn mit aller Energie zurückzuschlagen. C. O. Rögen, d. 4. Februar 1864. gez. v. Schmid, Generalmajor und Brigade-Kommandeur."

Obiger Befehl wurde von mir angemessen der Dislocation der resp. Truppentheile gegeben.

Ein Divisions-Befehl: C. O. Schnaap, 5./2. 64, 2 Uhr Morgens, befiehlt: „Um 5 Uhr früh brechen die Truppen auf. — Die 25. Brigade marschirt auf Borby, Hemmelmark, Ludwigsburg, Grünholz in enge Cantonirungen. In Ludwigsburg vereinigen sich die Truppen der Brigade. In Schuby werden den Truppen ihre resp. Quartiere mitgetheilt." Daher am 5. Februar, Morgens 5 Uhr, Abmarsch von Rögen über Borby, Hemmelmark, Ludwigsburg ꝛc. nach Brodersby. Die Brigade marschirte von Rögen südlich nach Borby, und von da wieder nordostwärts, um die feindlichen Spione glauben zu machen: daß die Truppen nicht gegen die Schley vorrücken würden. In Borby hielt sich in meinem Quartier die Nacht über vom 5./6. Februar General v. Canstein auf; spät Abends suchte derselbe mit einer Laterne den Biwakplatz seiner Truppen auf, welche in der Nähe von Brodersby die Nacht ohne Feuer und Stroh auf freiem Felde bei Schnee und Kälte zubrachten. — Um 1 Uhr Nachmittags am 5. Februar waren die Generale pp. nach Carls-

Digitized by Google

burg zum Prinzen Friedrich Karl befohlen worden, es wurde die Dispoſition zum Schley-Übergang reſp. bei Cappeln und Arnis für den 6. Februar ertheilt. Der Diviſions-Befehl für den 6. Februar lautete: „Das Armee-Korps wird Morgen den 6. Februar auf Booten und einer Schiffbrücke die Schley paſſiren. Die Diviſion geht auf der Schiffbrücke über und zwar nach der Kavallerie und Artillerie der 12. Brigade. Die 26. Brigade (v. Goeben) hat die Tête und ſteht um 9½ Uhr auf dem Rendezvous bei Schwanſen-Kirch (Karby). Die 25. Brigade auf dem Rendezvous öſtlich Schwanſen-Kirch hat im erſten Treffen das 53. Regt., dahinter die 1. zwölfpfündige Batterie, im zweiten Treffen das II. Batl. 13. Regts. Hinter der 25. Brigade ſtehen die 3. und 4. Eskadron 7. Dragoner-Regts. — Die Formation iſt in Kompagnie-Kolonnen rechts abmarſchirt. Das Gepäck wird abgelegt und der Zahlmeiſter des Batls. und pro Kompagnie 1 Mann bleiben als Wache dabei zurück. Die Patronen aus dem Torniſter werden in den Blechbüchſen im Brotbeutel mitgeführt. Die Patronen-Wagen folgen mit der zweiten Wagen-Staffel der zu der Brigade gehörenden Batterie. Der Diviſions-Stab folgt den Dragonern, dahinter die Medizinkarren. Es iſt darauf zu rechnen, daß in 3 Tagen die Wagen nicht zu der Truppe gelangen; ſie bleiben bei den Torniſtern (ebenſo die Packpferde). Der Soldat trägt ſeine dreitägige Portion im Kochgeſchirr, welches mittelſt des Kochgeſchirr-Riemens auf dem Rücken getragen wird, bei ſich. Der Übergang über die Brücke geſchieht von der Infanterie im Trabe in Sektionen, rechts abmarſchirt, mit 10× Diſtance zwiſchen den Kompagnien, 20× zwiſchen den Bataillonen. Die Pferde werden in dieſer letzten Intervalle geführt. Die Kavallerie ſitzt 50× vor der Brücke ab und führt zu Zweien. Die Artillerie paſſirt die Brücke zu Einem mit 10× Diſtance zwiſchen den Geſchützen, pp. M. Q. Karby, d. 5. Februar 1864, 8¾ Uhr Abends. gz. v. Wintzingerode.“ Am 6. Februar früh Übergang über die Schley bei Arnis mittelſt einer Pontonbrücke. Die Infanterie paſſirte auf höheren Befehl im Trabe die Brücke, was ſich gut bewährt hat. Abends zwiſchen 9 und 10 Uhr Ankunft in Süder-Brarup. Anmerkg. Die Witterung war ſowohl an dieſem, wie auch an einigen früheren Tagen ſehr kalt, abwechſelnd Regen und Schnee. Die Wege ſehr glatt. Da ſehr häufig in geſchloſſener Diviſion marſchirt wurde, ſo waren die Märſche doppelt anſtrengend und beſchwerlich. Oft der Sturz nur eines Artillerie-Pferdes reichte hin, die folgenden Bataillone pp. längere Zeit im Marſche aufzuhalten. — Am 7. Februar Marſch nach Grünholz bei argem Schneegeſtöber, ich kam erſt Abends daſelbſt an. Der Marſch ging über Boel, Mohrkirch, Rüde bis in die Gegend von Satrup, und von da Nachmittags die weite Tour nach Grünholz. Anmerkg. Die Mannſchaften marſchirten in den letzten Tagen in Mänteln mit auf-

Digitized by Google

geschlagener Capote, welche sich beim Schneegestöber ꝛc. sehr praktisch bewährte. Trotz der oftmals sehr schlechten Witterung und der anhaltend großen Märsche waren die Mannschaften stets des besten Muthes, welches sie durch Singen munterer Lieder bekundeten. Fuhrwerk und Artillerie hatten oft mit engen und beglatteisten Wegen zu kämpfen und erlitten dadurch häufigen, längeren Aufenthalt, wodurch die Wege für die anderen Truppen gesperrt wurden. Sowohl das Terrain in Holstein wie in Schleswig erschwert den Marsch größerer Truppenabtheilungen dadurch sehr, daß sich auf großen Strecken selten Parallelwege befinden. Die Aufnahme in den Quartieren war überall gut. Der Gesundheitszustand der Truppen befriedigend. Epidemien sind noch nicht eingetreten.[4]) Der Marsch am 7. Februar über Noel gegen Satrup war der sehr glatten Wege halber ein ganz besonders beschwerlicher. Bei Rüde machte die Brigade halt, um die höheren Befehle abzuwarten. Die Truppen rückten auf eine große Koppel, wo der Schnee fußhoch lag. Hier wurde wohl gegen 1½ Stunden bei einem eisigen Wind und Schneegestöber verweilt. Prlt. Grach war nach Satrup geritten in der Erwartung, daselbst den Divisionsstab anzutreffen. Während dieser Zeit ging der Divisions-Befehl bei mir in Rüde ein. Ich hatte mich daselbst in ein von ein paar alten Leutchen bewohntes Haus begeben und entwarf dort, da mir für meine Brigade blos der Quartier-Rayon bezeichnet worden war, die Dislocation unter Mitwirkung des Obersten Baron v. Buddenbrock und des Obstlts. v. Doering.[5]) Es dauerte lange, ehe wir damit fertig wurden. Die Truppen rückten ab; Prlt. Grach war nicht zurück gekommen. Die Ordonnanzen hatten sich inzwischen mit meinen Pferden aus irgend einem Versehen bei dem Abmarsch der Truppen in die resp. Quartiere, irgend einem Truppentheil angeschlossen und sich auch nicht vorher bei mir erkundigt, wohin der Brigade-Stab zu liegen käme. So war ich denn schließlich ganz allein — ohne irgend einen Mann — in Rüde zurückgeblieben. Ich requirirte mir daher einen Wagen gegen Zahlung von 2 Thlr. nach Grünholz. Die alten, trefflichen Leutchen in Rüde liehen mir einen Fußsack und Decken und ich trat die Reise bei einem abscheulich kalten Schneegestöber an. Der Kutscher kannte den Weg nur eine kurze Strecke weit, dann mußte er ihn bald überall

[4]) Es möge hier ein Urteil des Generals v. Goeben wiedergegeben sein. Der General schreibt: Ulderup, 17. Februar 1864 an seine Gattin „.... Gesundheitszustand der Truppen prächtig!! Das der Vortheil der Winter-Kampagne. Beschwerlich, aber gesund. Hätten wir solche Strapazen, solche starken Märsche im Sommer gehabt, wir wären jetzt um ein Drittel schwächer ....“ Aus: Gebhard Zernin, „Das Leben des Kgl. Preuß. Generals d. Inf. August v. Goeben.“ I. Bd., S. 358. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

[5]) v. Doering führte bis bei Spicheren mit unverwelklichem Ruhm die 9. Brig. und fiel an ihrer Spitze 10 Tage später bei Vionville.

Digitized by Google

erst erfragen. So kam ich denn endlich Abends spät vor Grünholz an. Es war unmöglich, den Ort selbst mit dem Wagen zu erreichen, denn vor demselben war der Weg durch umgeworfene Fuhrwerke aller Art versperrt. Ich war vor Kälte so erstarrt, daß ich nicht ohne Hülfe vom Wagen steigen konnte. Da kam auf mein Rufen der zufällig anwesende Lieutenant Vetter an meinen Wagen und hob mich von demselben. Vetter brachte mich in's nächste Haus — ein Wirtshaus —, dessen Stuben von Offizieren und Mannschaften anderer Truppentheile eingenommen waren. Ich erkundigte mich nach dem ältesten anwesenden Offizier, und fand denselben in einer anderen Stube in der Person des Majors v. Kalinowsky, 7. Artillerie-Brigade. — Auf meine Frage: wie es käme, daß Artillerie sich hier einquartirt habe, da doch die Division diesen Ort für den Brigade-Stab und I./53 (Obstlt. v. Doering) bestimmt habe, erhielt ich die Antwort: daß Obstlt. v. Saenger, Befehlshaber der Reserve-Artillerie, die Artillerie hierhergelegt habe. Ich fand also im Wirthshause kein Unterkommen, nahm einen Boten und ging weiter in's Dorf. Ein glücklicher Zufall führte mich zum Kaufmann des Dorfes, woselbst ich ein zwar nur niedriges Dachstübchen erhielt, sonst aber gut untergebracht wurde. Bald darauf trafen auch meine Pferde ein. Prlt. Grach erschien erst am anderen Morgen im Ort. Er hatte sich dem Obersten v. Buddenbrock, den er bei Satrup getroffen, angeschlossen. Beide hatten sich die Nacht, da sie das Quartier des Obersten v. Buddenbrock vor Müdigkeit nicht mehr erreichen konnten, in den ersten besten Hof am Wege einquartiert. Das Bataillon Doering fand kein Unterkommen in Grünholz und marschirte kompagnieweise zur Nachtzeit weiter, bis die einzelnen Kompagnien leere Höfe auf ihrem Wege fanden. — Die Truppen waren die folgenden Tage förmlich eingeschneit, alle Märsche mußten sistirt werden! Der Divisions-Stab lag in Gr. Quern. Am 8., 9. und 10. Februar noch in Grünholz. Am 11. Marsch nach Flensburg (Quartier beim Kaufmann Brix zu St. Nicolai), woselbst enorm viele Truppen, auch Österreicher untergebracht waren. Am anderen Morgen waren die Straßen Flensburgs so voll von marschierenden Truppen, Österreichern und Preußen, daß man kaum hindurch konnte. Die Straßen waren zudem voll Schnee, voller tiefer Löcher, so daß ich den Weg bis zur Nordvorstadt zu Fuß zurücklegte. Am 12. Marsch nach dem Sundewitt und zwar nach Feldstedt. Die Chaussee nach Apenrade war spiegelglatt, das Reiten daher geradezu lebensgefährlich, trotzdem mein Leibpferd, ein brauner Wallach, „Prinz" genannt, geschärfte Eisen trug, zudem wehte ein heftiger, eisiger Wind. Bis in Höhe von Lundtoft benutzte ich die Chaussee, sodann einen Feldweg über diesen Ort, sowie Quars, Laygaard nach Feldstedt, ein sehr weiter, beschwerlicher Marsch. Ich war

Digitized by Google

unterwegs so ermüdet und von dem vorsichtigen Reiten und durch das Unwetter so angegriffen, daß ich in Quars beim Pastor abstieg, heißen Kaffee trank, einen Wagen nahm und nach Feldstedt fuhr, Prlt. Grach mit mir. Ich mußte über Laygaard, wo der Divisions-Stab lag, weil ich in der Nähe dieses Ortes den Alarmplatz für die Brigade aussuchte. In Feldstedt Quartier bei einem dänisch Gesinnten. Ich mußte denselben in der Nacht vom 12./13. als Arrestanten in's Hauptquartier nach Gravenstein schaffen lassen. Der Offizier-Aspirant, Untffzr. Frhr. v. Werthern begleitete ihn, bei einem abscheulichen Schneegestöber. Unterm 14. schrieb ich zu Feldstedt in's Notizbuch: „Es würde mich nicht überraschen, wenn die nach dem Norden abmarschirten Dänen bei Kolding eine Vorpostenlinie zögen, etwas Kavallerie, Artillerie und Infanterie dahinter stehen ließen, die sich evtl. nach Friedericia zurückzuziehen hätten — und den Österreichern und unseren Garden einen Maske machten —, die übrigen Truppen nach Alsen einschifften, und eines Tages mit der ganzen Stärke einen Ausfall über die Düppeler-Schanzen hinaus auf die Preußen machten. Ich glaube, es dürfte gerathen sein, daß wir Schanzen gegen die Düppeler-Schanzen aufwerfen und mit gezogenem Geschütz versehen, welche jederzeit gehörig durch Infanterie-Bataillone gedeckt sein müßten. — Oder, man mache es r a s c h, werfe für unsere Artillerie Schanzen auf, beschieße die feindlichen Schanzen, und gehe sodann zum Sturm über!" — Am 17. Februar nach Baurup. Quartier im Wirthshause. Die Brigade war als Reserve der 26. Brigade (v. Goeben) aufgestellt, welche die Linie Ballegaard, Blans, Ulderup, Auenbüll und Auenbüllgaard durch Vorposten besetzt hielt. In meinem Wirthshause herrschte, da die Gaststube mit Mannschaften aller Truppentheile stets vollgepfropft war, ein derartiger Lärm, daß ich, um nur etwas zur Ruhe zu kommen, je einen Untffzr. von der Infanterie und Artillerie als du jour vom Nachmittag ab bis Abds. 9 Uhr in die Wirthschaft kommandieren ließ. Da die Federbetten in meinem Quartier derartig dick und schwer waren, daß es mir unmöglich war, darunter zu schlafen, so legte ich mich angezogen auf's Bette, in wollene Decken gehüllt. Mein Waffenrock war durchweg mit einem gewöhnlichen weißen Schafpelz gefüttert, darüber dunkles Futter, so daß der Pelz nirgends zu sehen war; das hat mich durchaus auf den Märschen ꝛc. vor Kälte und Erkältung geschützt." Es folgen im Heft Bemerkungen über die Küsten-Bewachung in Schleswig-Holstein, Jütland, da heißt es:

„Dieser Dienstzweig ist im Felde sehr zu kultiviren. General v. Goeben (26. Brigade) und ich haben — vide Kriegs-Acten — mehrfach einschlagende Befehle darüber schriftlich ertheilt. — Niemals ist der Kavallerie a l l e i n die Küstenbewachung zuzuertheilen, sie muß vielmehr stets mit Infanterie (Jäger) untermischt sein. Deshalb ist möglichst Ka-

Digitized by Google

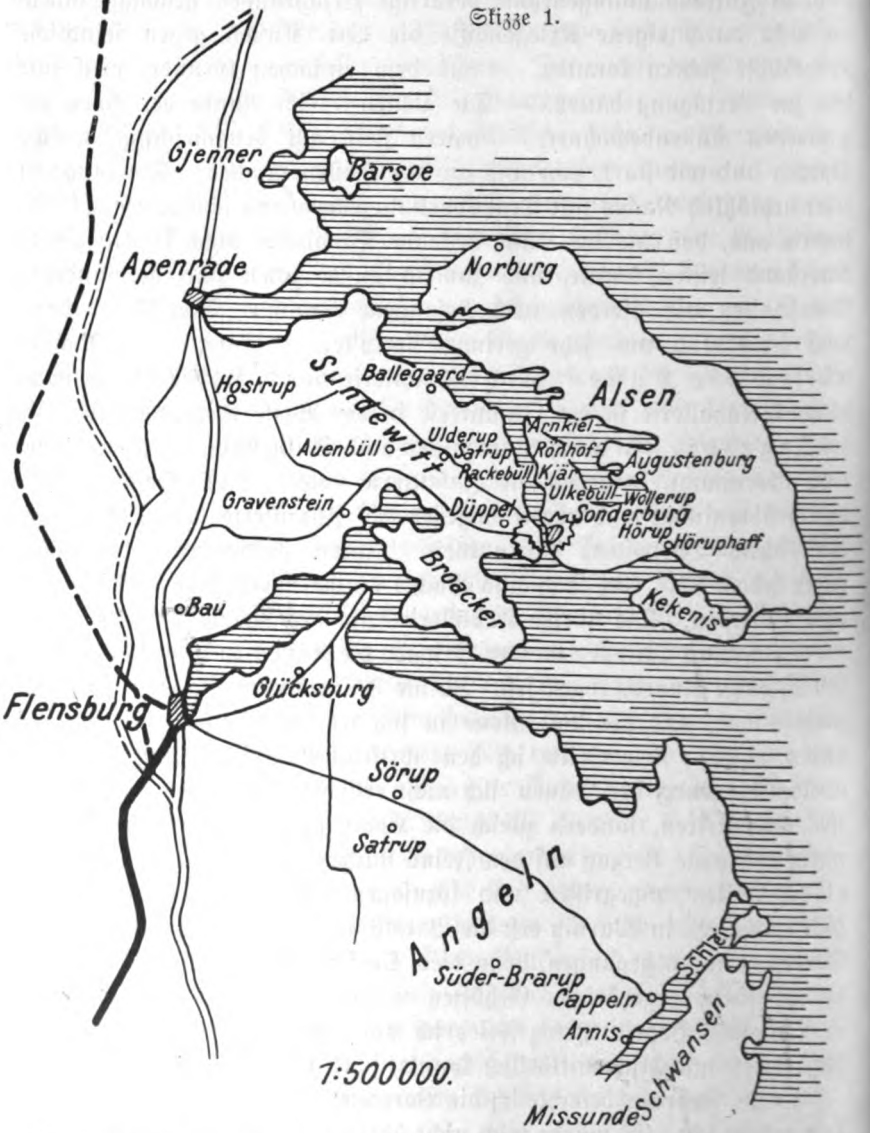
vallerie z. B. der Avantgarde pp. nie der Art zu dislociren, — unterzubringen — daß sie allein nahe der Küste liegt; dies führt nur zu leicht zu einer Aufhebung derselben durch feindliche Landungen. Wir haben z. B. in Jütland unangenehme derartige Erfahrungen gemacht, indem wir nicht durch eigene Kriegsschiffe die betr. Küsten gegen feindliche Kriegsschiffe sichern konnten — aus dem einfachen Grunde, weil wir keine zur Verfügung hatten. — Die Dänen — im Bunde der ihnen zugethanenen Küstenbewohner — waren stets gut benachrichtigt, welche Truppen und wie stark, von uns an den Küsten standen. Sie landeten daher urplötzlich Nachts mit Transportfahrzeugen und schifften soviel Infanterie aus, daß die die Küste deckende Kavallerie nicht kräftig genug Widerstand leisten konnte, und zumeist außer toten und verwundeten Mannschaften wie Pferden noch Gefangene einbüßte. Der Feind hatte dabei gewöhnlich nur sehr geringe Verluste. — Tag und Nacht müssen die Küsten durch Infanterie und Kavallerie bewacht werden. Kavallerie ist der Infanterie in der Weise beizugeben, daß sie den Tagesdienst durch Patrouillen und Aufstellung einzelner Vorreiter übernimmt, während die Infanterie ruht. Die Nacht hindurch übernimmt und regelt dagegen die Infanterie den Sicherheitsdienst durch Vorposten, Patrouillen. Ihren Feldwachen, Soutiens, müssen jedoch stets (bei Tag und Nacht) einige Melde-Kavalleristen beigegeben werden. Die übrige Kavallerie ruht des Nachts. — Als ich in Baurup lag und Truppen meiner Brigade die Küsten zu bewachen hatten, hielt ich obige Anordnungen fest. Da die Küstenbewachung eine sehr ausgedehnte war, und die Bataillone in sich sehr weitläufig untergebracht werden mußten, so ertheilte ich den schriftlichen Befehl: daß bei einer etwaigen Landung der Dänen sich nicht erst die Bataillone zum Gegendruck concentriren, sondern gleich die Kompagnien sich selbständig formieren und ohne Verzug auf den Feind stürzen sollten, so daß dieser von allen Seiten angegriffen und sozusagen „selbst überfallen" würde. Hätte man z. B. in Warnitz erst die Bataillone sammeln wollen, so wären Stunden verloren gegangen, denn dies Dorf hatte nach allen Richtungen hin mit seinen zugehörigen Gehöften ꝛc. eine enorme Ausdehnung. — Se. Königliche Hoheit, Prinz Friedrich Karl, dem ich am 13. März diese Maßnahmen mündlich mittheilen konnte, fand selbige ganz angemessen."

Am 18. Februar besuchte ich die Vorposten-Aufstellung. Unter diesem Tage notirte ich: „Es würde mich nicht überraschen, wenn die Dänen von Alsen aus über die Düppeler-Schanzen hinaus bald einen starken Ausfall (10 000 bis 12 000 Mann) machten, unsere Vorposten und deren wenige nahe Soutien-Bataillone pp. über den Haufen würfen! Ehe die Reserve-Brigade zu Hülfe kommen kann, geht eine zu große Zeit verloren; die Vortruppen sind bereits geschlagen und der Feind tritt triumphirend

Digitized by Google

den Rückzug an. — Gedenktan Friedericia, d. 6. Juli 1849!" — Am 19. und 20. Februar in Baurup. Auf eine Anfrage vom 20./2. erwidert die Division: „daß die Truppen bei einem Alarm zur Unter-

Skizze 1.



stützung der Vorposten das Gepäck zurücklassen können, jedoch eventl. auf dessen Nachführung Bedacht zu nehmen haben". — (Eingeflochtene Anmerkung): Bei Rekognoscirungen ist den Mannschaften vorher zu sagen: bis wohin sie ausgedehnt werden sollen, damit sie das spätere Zurückgehen nicht etwa als einen gezwungenen Rückzug

Digitized by Google

anſehen! — Am 21. Februar in Baurup; es traf der Befehl ein: daß die Brigade am 22. um 7 Uhr Morgens zwiſchen Ulderup und Satrup ſtehen ſollte. Zur Bewachung der Küſte blieben 3 Züge der 2. Esk. ſowie 3 Züge der 3. Esk. 7. Dragoner-Regts. und die 9. Kompagnie 13. Regts. zurück. 22. Februar: Es war eine große Rekognoscirung beabſichtigt, an der das ganze Armeekorps ſich beteiligte. Die 25. Brigade ſtand in Reſerve, folgte der 26. Brigade auf 800ˣ. Ungefähr 20 Minuten ſüdöſtlich Satrup erhielt die Brigade den Befehl: auf eine Koppel zu rücken und dort weitere Befehle abzuwarten, außerdem die Knicks ſtellenweiſe niederzulegen in der Richtung zwiſchen Rackebüll und Stenderup. Die 26. Brigade kam bei Rackebüll in's Gefecht. Als dieſe das Gefecht abbrach, deckte die 25. Brigade mit dem I./53 und F./53 rechts und links der Satrup—Düppeler-Straße durch eine Aufſtellung den Abmarſch der 26. Brigade, den jedoch die Dänen in keiner Weiſe beläſtigten. Das II./13 ſtand hinter dieſer Aufſtellung zunächſt in Reſerve, wogegen das F./53 ſofort nach Satrup abrückte und dort Aufſtellung nahm. Die 1. zwölfpfündige Batterie (Hauptmann Düſing) ging ebenfalls zurück und nahm Aufſtellung neben der Straße ſüdlich von Ulderup. Als die 26. Brigade ſich vollſtändig durchgezogen, folgten ſucceſſive die Bataillone der dieſſeitigen Brigade, und rückten, ſowie auch die Batterie, nachdem die 26. Brigade wiederum ihre Vorpoſtenſtellung bezogen, in ihre alten Cantonnements. Bis gegen 10 Uhr Vormittags Schneegeſtöber, die Wege ſehr glatt. Auf Befehl der Diviſion blieben Bagage und Gepäck zurück. 23., 24., 25. Februar noch in Baurup. Am 26. Mittags 12 Uhr löſte die 25. Brigade die 26. in der Vorpoſtenſtellung ab. Letztere wurde genau in derſelben Weiſe wie bisher bei der 26. Brigade bezogen. Stab nach Dorf Ulderup. Der Oberſt Baron v. Buddenbrock machte Nachmittags 4 Uhr mit 2 Kompagnien in der Richtung über Satrup auf Rackebüll reſp. über Nübelmühle eine Terrain-Rekognoscirung. Am 27. Februar Rekognoscirung des Oberſten v. Witzleben um 7 Uhr Morgens gegen Sandberg, und des Oberſten Baron v. Buddenbrock um 5 Uhr früh über Stenderup nach Stenderup-Holz. —

Unterm 28. Februar, H. Q. Gravenſtein, befahl ein Corps-Befehl: „Nachdem der Feind ſich faſt ganz in ſeine Verſchanzungen zurückgezogen und ſeine Vorpoſten größtentheils in deren Schußbereich aufgeſtellt hat, würden größere Unternehmungen gegen dieſelben jetzt kein Reſultat verſprechen. Ich wünſche daher, daß dergleichen ohne meinen beſonderen Befehl nur dann ſtattfinden, wenn die Vorpoſten-Kommandeure es für einen ſpeziellen und beſonderen Zweck für nothwendig halten. Ich erwarte aber jedenfalls vorher eine Meldung, wenn mehr als ein Bataillon zu dergleichen Unternehmungen verwendet werden ſoll, damit nicht etwa die jetzt innehabende Stellung zu ſehr entblößt wird, ohne die erforder-

Digitized by Google

liche Unterstützung der zunächst liegenden Cantonnements. Der kommandierende General. J. A. v. Blumenthal, Oberst." (Anmerkung hierzu:) Ich hatte vor Erlaß des obigen Befehles Gelegenheit genommen, mit General v. Goeben über das fortwährende Queruliren der Dänen durch unsere Vorposten pp. zu sprechen. Wir mußten uns gegenseitig aufrichtig sagen, daß, wenn die Dänen dies ewige Angreifen satt bekämen, sie uns wahrscheinlich durch einen großartigen Ausfall dafür zwischen die Finger nehmen und eine Art 6. Juli 1849 — Friedericia — herbeiführen würden, indem wir nicht im Stande sein würden, augenblicklich einen Ausfall von 12 000 bis 15 000 Mann aufzuhalten oder gar blutig zurückzuschlagen, denn die 2 bis 3 Bataillone, welche in erster Linie die Vorposten auf dem linken Flügel unserer Stellung gegen die Düppeler Schanzen inne hatten, (von Rackebüll incl. bis an den Alsen-Sund) würden, und wenn sie sich noch so tapfer schlügen, unfehlbar durch die große Masse Dänen geschlagen und zurückgeworfen werden, bevor ihnen aus den nächsten Cantonnements (Satrup, Schnabek, Sandberg ꝛc.) Hülfe geschafft werden könnte. An eine rechtzeitige Unterstützung der vorderen Brigade (welche in Ulderup, Baurup, Warnitz, ja bis Feldstedt ꝛc. zurücklag), sei gar nicht zu denken, da diese Brigade gegen 5 Stunden brauche, ehe sie sich concentriren, und in's Gefecht eingreifen könne. Die Dänen würden natürlich nicht weit über Rackebüll hinaus ihren Ausfall ausdehnen, um nicht in ihrer linken Flanke durch unsere mittleren und rechten Flügel-Brigaden gefaßt zu werden. (Jedenfalls würden aber die Dänen wohl jene Brigaden gleichzeitig durch eine Demonstration gegen das Dorf Düppel beschäftigt und festgehalten haben.) Indessen, sie hätten durch einen solchen Ausfall viel gewonnen: 1. weil sie wahrscheinlich gesiegt und dadurch ihren Truppen das verlorene Vertrauen wiedergewonnen hätten; 2. durch Sieges-Bulletins uns Abbruch gethan; 3. uns gezwungen hätten, mindestens stets eine ganze Brigade auf Vorposten zu werfen, von der natürlich wegen Mangels an Ortschaften der größte Teil Tag und Nacht in der Kälte hätte biwakieren müssen, was uns viele Opfer gekostet haben würde; 4. würden sie unsere Positions-Kanonen vernagelt haben. — Unsere früheren häufigen Angriffe mittels einiger Kompagnien, und selbst sogar große Rekognoscirungen und Gefechte, hatten in mancher Beziehung, neben einigen nicht zu verkennenden soldatischen Vortheilen, Nachtheile, weil wir fast stets, nachdem das Gefecht abgebrochen worden war, in unsere alte Stellung zurückgingen, und die Dänen durch ihre Zeitungen das Publikum in dem Glauben hielten, wir hätten zwar angegriffen, wären aber stets in unsere alte Position zurückgewiesen worden ꝛc. ꝛc. Warum die Dänen uns nie durch einen Massenausfall in eine bedenkliche Lage gebracht haben, mag der

Digitized by Google

Kommandirende der Dänen am besten wissen! — Er mochte aber wohl mehrfache, gewichtige Gründe haben, z. B.: daß er seinen Truppen (worunter noch viele Schleswig-Holsteiner) nicht traute; unser Zündnadelgewehr, unsere Agilität pp. im Gefecht fürchtete. Doch alles dies konnte und durfte den Kommandirenden nicht bestimmen, so zu handeln, wie er die ganze Zeit — mit Ausnahme am 17. März, wo die Dänen gegen Rackebüll etc. zwar ausfielen, aber nicht stark und nachhaltig genug — gethan. Wir wären auch an genanntem Tage wiederum in unsere alte Stellung zurückgegangen, obwohl die Dänen total zurückgeschlagen wurden, wenn nicht Se. Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl ausdrücklich noch gegen Abend befohlen hätte: Rackebüll zu nehmen und zu behaupten! — Es ist wohl unerhört in der Kriegsgeschichte: daß aus einer solchen Festung — wie ich die Düppeler Schanzen nenne — nicht zum öfteren kräftige Ausfälle gemacht worden sind; nicht einmal später gegen die Parallelen! — Der Däne hatte ja — zumal im Anfange der Belagerung — das ganze Vorterrain unter Geschützfeuer, so daß sich die Ausfalltruppen jederzeit unter dem Schutz ihrer Festungsgeschütze zurückziehen konnten, und wohl nicht zu besorgen hatten, daß wir schon damals eine solche noch ungeschwächte Position bei den Hörnern angreifen würden. Hätten wir in den Düppeler Schanzen incl. Alsen einen energischen Kommandanten und gefechtslustigere Truppen uns gegenüber gehabt, so glaube ich, hätten wir nicht so vielen Glückes uns rühmen können, wie es jetzt — Gott sei Dank!!! — der Fall ist. Es würde uns vom Feinde manche nützliche Lehre für die Zukunft ertheilt worden sein! — Nicht allein, daß ich mit General v. Goeben über alles dies seiner Zeit gesprochen, nahm ich auch Gelegenheit, solches gegen den Chef des Generalstabes des Korps, Oberst v. Blumenthal, zu äußern. Auch trug ich kein Bedenken, gleiche Äußerungen am 13. März gegen Se. Königliche Hoheit zu thun, an welchem Tage ich die Ehre hatte, nach Gravenstein zu Tisch befohlen worden zu sein, und an der linken Seite Sr. Königlichen Hoheit zu sitzen. Mir lag Friedericia, 5./6. Juli 1849, vor Augen, der bisher geschlagene Däne ermannte sich damals, benutzte unsere luftige, ausgedehnte Aufstellung vor der Festung, machte mit 19 000 Mann einen Ausfall und . . . . schlug uns leider gründlich! . . . Ich lebe der festen Überzeugung, daß nur in Folge meiner Äußerungen gegen Oberst v. Blumenthal der Befehl vom 28. Februar gegeben worden ist. . . .

Am 28., 29. Februar und 1. März noch in Ulderup. An diesem Tage wurde die Kirche, der Kirchhof als Reduit, in Vertheidigungszustand durch Pioniere pp. versetzt. Knicks an den betreffenden Punkten wurden niedergelegt, Kolonnenwege an der Chaussee Ulderup—Satrup in der Breite von 30″ hergestellt, desgleichen von Baurup nach Ulderup. Am 2. März

Digitized by Google

nahm die Brigade eine neue Vorpostenstellung ein, und zwar in der Linie: Rübel-Mühle—Satrup—Oster-Satrup in der Richtung auf Sandberg. Der Brigadestab nahm Quartier in der Kasmoos-Mühle. Am 3. bis 6. März wurde Satrup, besonders die Kirche, zur Vertheidigung eingerichtet; Emplacements für die Geschütze hergestellt, Schützengräben aufgeworfen usw. Kleinere Rekognoscirungs-Patrouillen waren jeden Tag im Gefecht. Am 7. März Ablösung durch die 26. Brigade.[6]) Die 25. Brigade ging zurück in die Quartiere: Ballegaard, Blans, Ulderup, Auenbüll, Auenbüllgaard, Kieding, Beuschau, Trasbüll, Brigade-Stab im Postamt Ulderup; 8., 9., 10. März Witterung: Sturm, Regen, Schnee.

Am 17. März: Angriff der 26. Brigade bei Rackebüll; der 12. Brigade bei Düppel. Die 25. Brigade in Reserve[7]) hinter der Kirche von Satrup. Die Dänen hatten von den Düppeler Schanzen aus einen Ausfall gegen Rackebüll etc. gemacht, um Gehöfte abzubrennen. Gegen Abend rückten auf Befehl der Division zur eventl. Unterstützung der 26. Brigade I./13 u. F. 53 bis nördlich von Rackebüll vor, kamen aber nicht zum Gefecht. Laut Divisions-Befehl trat I./13 zur 26. Brigade, II./53 kam am 18. von Apenrade zur Brigade zurück. Die Vorposten der 26. Brigade stehen vor Rackebüll und Düppel. 18., 19., 20. März Witterung sehr gut. Am

[6]) Es mag an dieser Stelle ein Brief des Generals v. Goeben, gerichtet an seine Gattin, von Interesse sein. Der General schreibt aus Warnitz, den 5. 3. 1864: „Nachmittags. Ich war in Satrup bei Schmid, mich über die Sachlage zu orientiren, da ich hoffe, daß ich ihn bald wieder ablöse. Nicht als ob viel Aussicht wäre, jetzt was Besonderes auszurichten, da wir dem Feinde jetzt so nahe stehen, theilweise die Vorposten nur einige hundert Schritt von einander, so fehlt das Terrain zum Anlauf, möchte ich sagen. Aber es ist doch interessanter da vorn, Tag und Nacht giebt es doch was, kommen Meldungen von Vorposten, von Patrouillen, man ist immer alert und bereit, entgegenzutreten, oder auch mal den Feind zu belästigen. Hier hinten aber liegt man ganz still, könnte ebensogut auf Urlaub sein. — Mir selbst interessant aber war die Wahrnehmung der charakteristischen Differenz in Schmids und meinen Maßnahmen. Bei ihm ist Alles sorgsam und umsichtigst bis in's kleinste Detail vorbereitet gegen den Angriff der Dänen, während er ihnen gegenüber sich nur beobachtend verhält: er ist seinem ganzen Wesen nach vorsichtig und abwartend. Ich dagegen kann nicht anders, muß immer die Gedanken vor Allem auf den Feind richten, auf den Schaden, den ich ihm doch möglicherweise anthun kann. In mir ist, was sich auch schon bei dem großen Manöver Bonin gegenüber immer geltend machte, das offensive Element vorherrschend. So kommt es eben darauf an, Jeden richtig zu verwerthen ....“ Aus: „Das Leben des Kgl. Preuß. Generals d. Inf. August v. Goeben.“ I. Bd., S. 272. Berlin 1895. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

[7]) In „Nordland-Fahrten.“ Bilder aus dem letzten Dänenkriege von Oldwig v. Uechtritz, heißt es auf S. 101: „Der Reserve unliebsames Loos aber, es trifft für diesen Tag die Münsterländischen Regimenter Nr. 13 und 53. Noch ist die Wunde nicht verharrscht, die die Dänenkugel ihrem tapferen Führer, General v. Schmid schlug in der blutigen Fridericia-Schlacht vor 15 Jahren.“

Digitized by Google

21. März Ablösung der 26. Brigade von Vorposten. Brigade-Stab im Postamt Satrup, ein Bataillon in Satrup, eins in Oster-Satrup, eins in Sandberg, Nörremölle, Satrup-Holz und Vogelsang. Das andere Regiment auf Vorposten, und zwar 2 Bataillone in Rackebüll und 1 Bataillon auf dem linken Flügel zwischen Rackebüll und Lillemölle. Ablösung alle 24 Stunden, Nachmittags 2 Uhr. Eine Eskadron und 1 zwölfpfündige Batterie in Oster-Satrup. Am 20. und 21. während der Nacht wurde eine Schanze zwischen Rackebüll und Düppel gebaut, rückwärts von Lye. Witterung gut. Die auf Befehl des Generalkommandos gebaute Schanze war für die Vorposten-Brigade sehr unbehaglich, indem diese Schanze da erbaut wurde, wo der Grund, welcher sich vom Alsen-Sund nach Rackebüll hinzieht, insoweit endet, als er sich demnächst im scharfen Winkel gegen Düppel wendet. Von Alsen aus wurde dieser Grund bis Rackebüll der Länge nach durch Geschützfeuer bestrichen, und ging somit die Schußlinie über unsere Doppelposten, Feldwachen, Soutiens etc. weg, wodurch eine Beunruhigung derselben herbeigeführt wurde. Soviel ich mir klar machte, sollten seiner Zeit die in qu. Schanze aufzustellenden Geschütze nicht gegen Alsen, sondern wohl nur gegen evtl. Ausfalltruppen von den Düppeler-Schanzen in Gebrauch genommen werden. Aus mehrfachen Gründen — zumal wegen unserer Vorposten — sprach ich oftmals gegen diesen Bau; später sogar, als die Schanze vollendet war, gab ich als Vorposten-General schriftliche Befehle, daß keine Infanterie — weder bei Tage noch bei Nacht — hineingeworfen werde, sie sich vielmehr, uneingesehen von Alsen aus, in der Nähe placiren sollte. Gegen die Placirung von Geschützen in dieser Schanze sprach ich ebenfalls öfters; ich befahl ferner, daß nicht einmal ein Infanterie-Posten in die Schanze gestellt werden solle, indem von Alsen aus gesehen man die Schanze für stark befestigt gehalten und unter Feuer genommen haben würde. Den Posten — gegen unbefugte Besucher der Schanze — ließ ich gleichfalls, ungesehen von Alsen, in der Nähe placiren. Der Feind hatte von Alsen aus den Schanzenbau bemerkt und infolge dessen ihn mehrfach durch gut gezieltes Geschützfeuer zu stören gesucht. Trotz alledem wurde dennoch die Armirung der Schanze mit Geschützen der Batterie v. Bastineller vom General-Kommando befohlen. Diese Armirung sollte eines Nachts vor sich gehen. Als die Geschütze von Stenderup aus, sich dicht hinter der Schanze befanden, und das erste Geschütz eingefahren werden sollte, kam eine Granate von Alsen aus so präcise an, daß sie dicht vor diesem Geschütz einschlug, die Pferde scheu machte, diese sich nach rückwärts gegen die anderen im engen Fahrwege befindlichen Geschütze wendeten, und hierdurch eine tolle Verwirrung unter Pferden und Geschützen anrichteten, es ging sozusagen alles kopfüber. (Mündliche Mitteilung des Prlt. v. Bastineller an mich.) Das Einbringen der Ge-

Digitized by Google

schütze mußte für diese Nacht aufgegeben werden; unterblieb auch später infolge Berichtes der Batterie an das General-Kommando — zu unserer Aller Freude —! Es frägt sich, war es Zufall, daß mit dem Einfahren des ersten Geschützes in die Schanze bei finsterer Nacht, eine Granate von Alsen aus geschleudert wurde, oder aber war Verrath im Spiele? Ob nach jener ersten Granate noch mehrere abgefeuert worden sind, ist mir jetzt nicht erinnerlich, gehört zu haben. — 22., 23. März Witterung gut, auf Vorposten nichts Neues! Am 23. März Nachmittags wurden nur die Vorposten etwas geändert. Auf dem rechten Flügel (6. Division) wurden in der Nacht vom 23./24. März die ersten Arbeiten für die Parallele begonnen. Am 23. Abends 9½ Uhr schickte der Vorposten-Kommandeur Oberst v. Witzleben die Meldung: daß eine feindliche Kompagnie auf die Feldwache Nr. 5 der rechts von ihm stehenden Brigade gestoßen. Um 10 Uhr ging dann eine Depesche vom General-Kommando ein: daß im Laufe des heutigen Tages mehr Truppen wie gewöhnlich von Sonderburg nach den Schanzen marschiert seien; 34 Kompagnien hätten den Brückenkopf passirt. Durch diese Depesche wurde jene Meldung um so wichtiger, und marschierte infolgedessen die Brigade mit dem II./53 nach der Ravenskoppel (Rackebüller-Holz) und mit dem I./53 und F./53 nach Rackebüll, um evtl. in's Gefecht einzugreifen. Bereits auf dem Wege nach Rackebüll traf eine zweite Meldung des Vorposten-Kommandeurs ein, daß seine erste Meldung sich nicht bestätige. Der Vormarsch des 53. Regts. wurde von mir nicht sistirt, sondern es traf das I. aus Wester-Satrup um 12¾, das F. Bat. aus Oster-Satrup um 1½ und das II. Bat. aus Sandberg gegen 1 Uhr an den oben erwähnten Punkten ein. — Um 6 Uhr anderen Morgens rückte das Regiment wieder in seine Quartiere ab. Es war in der Nacht nichts vorgefallen. Unterm 24. März H. Q. Gravenstein befiehlt ein Corps-Befehl u. A.: „Zur Bedienung von 10 Zündnadel-Wallbüchsen stellt jede Division 12 gute Schützen." Am 24., 25., 26., 27. März nichts Neues, Witterung gut.

28. März: Nachdem am 27. Abends von der Division der Befehl eingegangen, wonach durch Patrouillen die Verbindung mit dem linken Flügel der am 28. um 3 Uhr früh gegen die Düppeler-Schanzen bis auf 400* vorgehenden Vorposten der 6. Division zu halten sei, wurde zu dieser Zeit die Verbindung mit ihr durch einen Zug der 4. Komp. 13. Regts. unter Lieutenant v. Winning hergestellt, während die diesseitigen Vorposten ihre Stellung behalten mußten. Um 3 Uhr Morgens entspann sich heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer, daher Verstärkung des rechten Flügels mit den zwei übrigen Zügen der 4. Kompagnie unter Hauptmann v. Stockhausen I. Hierauf wurde gemeldet, daß feindliche Kolonnen aus den Schanzen auf den rechten Flügel des

Digitized by Google

13. Regts. hervorbrächen; es nahm daher die 2. Kompagnie 13. Regts. die vorbereitete Position an der Sonderburger Straße, die 1. und 3. Kompagnie die Stellung zur Vertheidigung des Dorfes ein, während F./13 hinter Rackebüll sich sammelte. Die Heftigkeit des Gefechts auf dem rechten Flügel sowie eine Meldung des 8. Regts. veranlaßten die Detachirung zuerst einer und später diejenige der drei anderen Kompagnien F./13 dorthin. Infolge der Meldung: „daß feindliche Kolonnen auf unsern rechten Flügel hervorbrächen", wurde von mir der Rest der Brigade: Regiment 53, II./55 (welches der Brigade attachirt worden war), 4. 12pfündige Batterie, 2. Eskadron 7. Drag. Regts um 6 Uhr Morgens alarmirt. Diese Truppen nahmen Aufstellung gedeckt zwischen Satrup und Rackebüll; sie kamen jedoch nicht mehr zur Verwendung und rückten um 9½ Uhr wieder in die Quartiere. Der linke Flügel des Vorposten-Regiments kam nicht in's Gefecht, während der rechte ein stehendes Schützengefecht unterhielt; außerdem war dieser Flügel bis zur Sonderburger Straße hin fortwährend unter starkem Granatfeuer von den Schanzen aus. Drei Granaten gingen binnen 10 Minuten dicht bei mir, der ich mich auf der genannten Straße aufhielt, vorbei; eine derselben schlug 20ˣ rückwärts von mir ein, platzte jedoch nicht. Um 9 Uhr nahm die Heftigkeit des Geschützfeuers ab; die Truppen der 6. Division nahmen ihre früheren Stellungen wieder ein. Es wurden daher die auf dem rechten Flügel vorgeschobenen Kompagnien wieder zurückgezogen und die alte Vorpostenstellung eingenommen. An diesem Tage befahl ich den beiden Regimentern der Brigade (bei der 6. Division soll dies schon früher so gehalten worden sein): fortan die Helme weder mit auf Vorposten, noch mit in's Gefecht zu nehmen; sie blieben in den Quartieren unter Aufsicht. Grund dieses Befehls war: weil die Helme dem Feinde als gute Zielscheibe dienten, ferner weil der Anmarsch der Truppen — zumal bei Sonnenschein — schon aus großer Ferne zu ersehen war. Am 29. März Morgens 10 Uhr ging der Befehl vom General-Kommando ein, daß in der Nacht die erste Parallele eröffnet werden solle.

1. April nichts Neues. Abwechselnd Regen und Schnee. Vorpostenstellung etwas geändert. 2. April: Regen, Sturm. In der Nacht vom 2./3. April *sollte* der Übergang über die Alsener Föhrde bei Ballegaard stattfinden, um 2 Uhr Nachts das Feuer der Batterien von Broacker und der Parallele beginnen, und um 6 Uhr früh die Beschießung von Sonderburg anfangen. Das Repli-Bataillon rückte um 8 Uhr früh von Satrup zur Verstärkung hinter Rackebüll, außerdem wurden 2 Bataillone 13. Regts. um 3 Uhr früh (also 3. April) hinter Stenderup aufgestellt, um einem evtl. Ausfall der Dänen entgegenzutreten. Der Übergang fand wegen des herrschenden Sturmes nicht statt; die Parallele eröffnete ihr Feuer erst am 3. April um 4 Uhr Nachmittags. Sonderburg brannte an

Digitized by Google

mehreren Stellen am 3. Morgens. 4., 5., 6. April nichts Neues, Witterung unbeständig, Regen etc. 7. April dagegen kalt und schön. 8. April: Der Feind beschoß Rackebüll heftig mit Granaten; Morgens brannte ein Haus, desgleichen am Abend ein Hof. Am 9. April starker Nebel; es erfolgte die Ablösung durch die 26. Brigade. Der Brigadestab kam nach dem Postamt zu Ulderup; Regiment 13 in Auenbüll, Auenbüllgaard und Tumbro, Regiment 53 in Ulderup, Blans, Wester- und Oster-Schnabek zu liegen. 13. April: die Brigade löste die 26. Brigade wieder vom Vorposten ab. Die Posten circa 500ˣ weiter vorgeschritten wie bisher; Witterung gut. 14., 15., 16 April Witterung gut. Nichts Neues. Die gebauten Batterien auf dem linken Flügel schossen bei Tag und Nacht theils auf die Schanzen von Alsen, theils auf die Schanzen 9 und 10 und endlich auf die Sonderburger-Brücke. Am 17. April — Sonntag — war ich um 4 Uhr Nachmittags zum Prinzen Friedrich Karl nach der Büffel-Koppel beschieden worden. Es wurde daselbst im Beisen aller Betreffender die Disposition für den 18. ausgegeben.

Am 18. April Erstürmung der Düppeler Schanzen! Mein Gefechtsbericht lautete wie folgt:

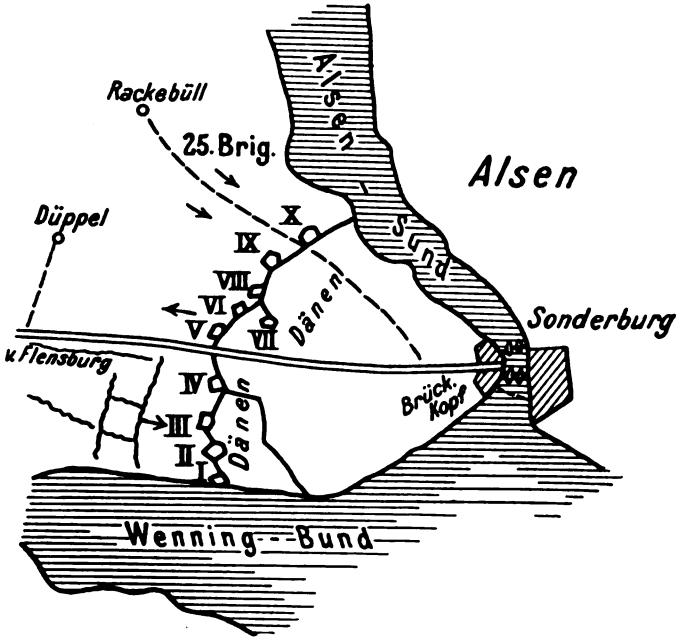
„Bericht der Königlichen mobilen 25. Infanterie-Brigade über den Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April 1864.

Am 18. d. Mts. hatte das 1. Westphälische Infanterie-Regiment Nr. 13 mit dem II. und F.-Bataillon die Vorposten bei Rackebüll besetzt. Auf Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl wurden die Vorposten um 10 Uhr Morgens durch das I. Bataillon genannten Regiments und des II. Bataillons des 5. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 53 verstärkt, während das I. und F.-Bataillon dieses Regiments als Sturm-Kolonnen auf Schanze 4 abcommandirt waren. — Um 11½ Uhr wurde diesseits der erste Angriff auf die Schanzen Nr. 9 und 10 eingeleitet, nachdem die Schanzen bis incl. Nr. 7 bereits von unseren Truppen genommen worden waren. Die vorrückenden Kolonnen wurden jedoch sogleich von mir wieder zum Halten befehligt und möglichst gedeckt hinter Knicks aufgestellt, weil unsere betreffenden Batterien die genannten Schanzen noch beschossen. — Diese Batterien wurden hierauf von mir aufgefordert, ihr Feuer nunmehr nur noch auf die Batterien auf Alsen zu richten. — Bei diesem ersten Vorgehen wurden die Kolonnen aus den Schanzen 9 und 10 fortwährend mit Granaten und Schrapnels beworfen und hierdurch 3 Mann getötet und 4 Mann verwundet. — Gegen 12 Uhr wurde von mir wiederum der Befehl zum Vorgehen ertheilt. Das II. Bataillon 13. Regiments rückte in Folge dessen gegen die Schanzen 9 und 10. Truppen der nebenstehenden Bri-

Digitized by Google

gade griffen im gleichen Moment die Schanze Nr. 8 an. — In dem Augenblicke, als die Tirailleurs des Bataillons sich mit dem Feinde engagirt hatten, erging auch noch von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl der Befehl an die Brigade: die Schanzen 9 und 10 anzugreifen. — Die 6. Kompagnie des vorgenannten Regiments war an der Tête, die 7. und 8. Soutien, die 5. in Reserve. — Nachdem die Vorpostenkette passirt war, ließ der Chef der 6. Kompagnie, Hauptmann v. Cranach, einen Zug ausschwärmen, während die übrigen Züge auf der Straße folgten. Etwa 200ˣ vor der Schanze Nr. 10 setzte sich die Kompagnie

Skizze 2. **Düppeler Schanzen. 18. April 1864.**



in Dauerlauf und umschwärmte, trotz des heftigen Flankenfeuers von Alsen her, dieselbe. Der Schützenzug unter Sekond-Lieutenant v. Devivere drang sofort in die Kehle ein und nahm im Verein mit dem Sekond-Lieutenant und Bataillons-Adjutant v. Beughem die in der Schanze noch befindlichen Infanteristen und Artilleristen gefangen. Ein auf der Sonderburger Straße vorgeschickter ½ Zug besetzte die Epaulements und nahm ein zum Abfeuern bereit stehendes Feld-Geschütz nebst der Bedienungs-Mannschaft. — In der Schanze Nr. 10 wurden vorgefunden: 5 vernagelte Festungs-Geschütze verschiedenen Kalibers und 2 dergleichen, welche unter der Erde vergraben waren, außerdem noch viel Munition. — Der Hauptmann v. Cranach erhielt hierauf den Befehl, auf der Straße gegen den Brückenkopf vorzugehen und womöglich mit dem Feinde

Digitized by Google

zugleich in denselben einzudringen. Etwa 100ˣ hinter den Schanzen verließ die Kompagnie die Straße, schwenkte unter dem heftigsten Granatfeuer von Alsen aus zum Sunde und machte hierbei gegen 60 Gefangene. Beim Avanciren gegen eine diesseits des Brückenkopfes befindliche Anhöhe, welche vom Feinde stark besetzt war und von Alsen aus flankirt wurde, fiel der Hauptmann v. Cranach an der Spitze seiner Kompagnie, von zwei Gewehrschüssen durchbohrt, und mit ihm mehrere Leute. Trotzdem ging der Lieutenant v. Devivere mit einem Zuge weiter vor, eroberte eine Danebrog-(Kompagnie-)Fahne und machte mehrere Gefangene, darunter 2 Ärzte. Major Dürre folgte mit den drei übrigen Kompagnien der vorgerückten 6. Kompagnie und nahm demnächst Stellung hinter derselben in der Nähe eines an der Rackebüll—Sonderburger Straße gelegenen Gehöftes. — Um mich persönlich von dem Gange des Gefechtes am Brückenkopf zu orientiren, ging ich bis über das erwähnte Gehöft hinaus, vor. Der Brückenkopf war noch nicht genommen, und ein Schützengefecht fand um denselben statt, woran sich außer der 6. Kompagnie noch Truppentheile anderer Brigaden betheiligten. — Um die Sache zur schnelleren Entscheidung zu bringen, sollte Major Dürre mit seinem Bataillon weiter vorrücken. Es war dies in demselben Augenblick, als das 4. Garde-Regiment und Abtheilungen des 1. Posenschen Infanterie-Regiments Nr. 18*) von den Schanzen aus sich südöstlich an dem genannten Gehöft vorbei gegen den Brückenkopf in Marsch setzten, wegen des heftigen Granatfeuers von Alsen aus sich aber momentan gezwungen sahen, wieder Halt zu machen. Da das Bataillon Dürre seinen Vormarsch über eine totale Ebene beim überaus heftigen Granat- und Gewehrfeuer hätte ausführen müssen, so stand ich unter solchen Verhältnissen von dem sofortigen Vormarsch desselben vorläufig wieder ab. — »Das Gefecht stand somit.« — In diesem Moment — Nachmittags 2 Uhr — traf der Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl ein: daß vier Bataillone der Brigade mit der Garde vereint die Vorposten beziehen und die Schanzen besetzen sollten. — Es wurden diesseits zu den Vorposten das I. Bataillon 1. und das II. Bataillon 5. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 13 und 53, und als Besatzung der Schanzen Nr. 8, 9 und 10 das II. und F. Bataillon 1. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 13 bestimmt. — Während dieser Anordnungen ersuchte das 4. Garde-Regiment, welches inzwischen gegen den Brückenkopf vorgegangen war, die Brigade um Unterstützung. In Folge dessen marschirte das I. Bataillon 13. Regiments dahin ab, erhielt aber schon

*) Der General hatte dieses Regiment vom Mai 1859 bis April 1863 kommandiert. Sein Neffe Hermann v. Schmid, Premierlt. im 18. Regt., zeichnete sich beim Sturm auf Schanze 4 besonders aus und erwarb sich dafür den Roten Adler-Orden 4. Klasse mit Schwertern.

Digitized by Google

während des Vormarsches die Nachricht, daß der Brückenkopf bereits genommen worden sei. Hierauf wurden die Vorposten bezogen und die Schanzen 8, 9 und 10 besetzt. — Noch zu erwähnen ist, daß beim Sturm auf die Schanzen 9 und 10 dem II. Bataillon 13. Regiments das I. Bataillon desselben Regiments als Reserve folgte; das F. Bataillon dieses Regiments dagegen in dem Augenblicke, als das II. Bataillon dessen Vorposten passirte, zu beiden Seiten der Sonderburger Straße mit gegen jene Schanzen vordrang, und die feindlichen Vorposten gegen und in dieselben zurückwarf. Der rechte Flügel dieses Bataillons wandte sich gegen Schanze 9 und stürmte dieselbe gleichzeitig mit Truppen der Nebenbrigade, jedoch nur dem Sergeanten Klabundt der 12. Kompagnie gelang es, noch im gleichen Augenblick mit den Nebentruppen mit einer Section in diese Schanze einzudringen, wobei derselbe 9 Gefangene machte. — Die Lieutenants Klinkerfues und Cramer wandten sich dagegen mit je einem Zuge Füsiliere gegen Schanze 10. Da sie dieselbe bereits vom II. Bataillon genommen fanden, drangen sie unaufhaltsam gegen den Brückenkopf vor. Der Lieutenant Klinkerfues erhielt bei dieser Gelegenheit vom Kommandeur des 1. Posenschen Infanterie-Regiments Nr. 18, Oberst v. Kettler, den Befehl: den Sturmangriff auf den Brückenkopf in der linken Flanke zu decken. Dieser Offizier kehrte, nachdem der Brückenkopf später genommen worden war, mit einigen Gefangenen zu seinem Bataillon zurück, desgleichen Lieutenant Cramer mit einigen Gefangenen. — Die Brigade, excl. Sturmkolonne, erlitt beim Sturm auf die Schanzen 9 und 10 und den Brückenkopf folgende Verluste: a) Das 1. Westphälische Infanterie-Regiment Nr. 13: 1 Offizier (Hauptmann v. Cranach) und 11 Mann todt; 14 Mann schwer und 15 Mann leicht verwundet. b) Das 5. Westphälische Infanterie-Regiment Nr. 53: 3 Mann schwer verwundet. Also in Summa Verluste: 1 Offizier und 43 Mann. — Diejenigen Offiziere und Mannschaften, welche Gelegenheit fanden, sich beim Sturm durch echte preußische Tapferkeit hervorzuthun, werden demnächst in den Vorschlagslisten genannt und der Allerhöchsten Gnade empfohlen werden.

E. Q. Ulderup, den 21. April 1864.

gez. v. Schmid,
Generalmajor und Brigade-Kommandeur."

Nachdem die Schanze 10 in den Händen der Brigade war, ging ich später mit Prlt. Grach, Oberstlieutenant v. Woyna und Lieutenant v. Diezelsky, Adjutant bei der 13. Division, weiter gegen den Brückenkopf vor (vide Gefechtsbericht), und setzte mich einige Minuten auf einen Steinwall in der Nähe eines demolirten Gehöftes. Wir erhielten hier Flintenfeuer, wahrscheinlich von Alsen aus, die Schützen konnten wir

Digitized by Google

nicht ermitteln. Eine Kugel schlug dicht zu den Füßen des Oberstlts. v. Woyna nieder, einige Zoll weiter, und der Fuß wäre durch diese Kugel zerschmettert worden. Hierauf begaben wir uns nach Schanze 10 zurück. Ich besah mir das Innere derselben näher und fand sie bis auf das von oben her zertrümmerte Blockhaus sehr gut erhalten, auch war im spitzen, etwas nassen (sumpfigen) Graben nicht eine Pallisade lädirt. Dieselben standen auf der Sohle des Grabens aufrecht. Während ich die Schanze besah, kamen von Alsen vielfach Kugeln — wahrscheinlich aus Wallbüchsen — in die Schanze geflogen. Alle, die wir uns darin befanden, hatten jedoch das Glück, nicht getroffen zu werden. Hiernächst ging ich aus der eigentlichen Schanze hinaus und setzte mich im geschützten Eingang derselben auf eine improvisirte Bank, davor wurde mir eine Tonne gestellt und darüber ein Brett gelegt, auf welchem die Entfernungen nach Rackebüll etc. verzeichnet waren; mit dem Rücken lehnte ich gegen den hohen nach Alsen gelegenen Eingangswall. Als ich eine Weile Platz genommen und auch hier von Kugeln, welche im Bogen von Alsen abgefeuert, in den Eingang resp. den gegenüber befindlichen Eingangswall einschlugen, belästigt wurde, kam ein Civilist zu Pferde in den Eingang geritten. Er redete mich an, nannte sich Stuckmann, Feldprediger bei der 6. Division, und überreichte mir gleichzeitig eine Zündnadel-Gewehrkugel, „welche aus dem Körper des gefallenen dänischen Generals du Plat geschnitten worden sei". Ich gab ihm diese dankend und mit dem wohl gemeinten Rath zurück, die Schanze im eigensten Sicherheitsinteresse zu verlassen, weil immer noch Flintenkugeln daselbst einschlügen; der Genannte entfernte sich denn auch bald darauf. Ich war sehr hungrig und durstig geworden und daher sehr erfreut, als gegen Abend vom Pastorat aus Satrup ein Wagen mit Brot, Butter, kaltem Braten und Rothwein in der Nähe der Schanze für mich eintraf. Grach und ich ließen es uns trefflich munden. Mein Pferd hatte ich früher nach Satrup zurückgesandt, Grach dagegen es nicht gethan, und hatte das zur Folge, daß sein Pferd hinter Schanze 10 einen Gewehrschuß in's Hintertheil erhielt. Als es finster geworden war und das Feuer gegenseitig gänzlich aufhörte, bestieg ich den obigen Wagen und fuhr nach Satrup in's Quartier. (An anderer Stelle fand sich noch folgende Notiz, den 18. April betreffend:) Als ich am 18. April mit den vorhandenen Bataillonen meiner Brigade zwischen 9 und 10 Uhr gegen Schanze 10 stand, waren wir kurz vor 10 Uhr — um Punkt 10 Uhr sollte der Angriff vom rechten Flügel aus gegen die Schanzen 1—6 stattfinden — alle in größter Spannung und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten! Prlt. und Brigade-Adjutant Grach hatte ein vortreffliches Doppelfernglas und schaute damit nach den obigen Angriffspunkten. Von ¾10—10 Uhr wurde alle Augenblicke nach der Uhr gesehen, endlich hieß es: „nur noch 5 Minuten

Digitized by Google

bis 10 Uhr!"; sodann: **„jetzt zeigt die Uhr 10!"** Kaum gesagt, begann auch augenblicklich ein heftiges Gewehrfeuer bei den Sturmkolonnen des rechten Flügels, und gleich darauf mischte sich auch Geschützfeuer hinein. Prlt. Grach richtete sein Glas in jene Gegend; plötzlich äußerte er: „Mein Gott, die Unsrigen weichen!" Das traf uns wie ein Donnerschlag. „Sehen Sie noch schärfer hin!" rief ich ihm zu. Das geschah seinerseits und gleich darauf rief er freudigst aus: „Nein, es sind nicht die Unsrigen, die da zurückgehen, es sind gefangene Dänen, ich sehe es jetzt an ihrer Kleidung (sie hatten Mäntel angezogen). Das war ein herrlicher Moment, der sich noch steigerte, als wir fast in demselben Augenblicke improvisirte schwarz-weiße Fahnen auf den feindlichen Werken aufgepflanzt sahen! (An anderer Stelle fand ich eine weitere Notiz, den 18. April betreffend:) Einige Zeit darauf, als bereits die sämmtlichen Schanzen bei Düppel erstürmt waren, trat vorwärts in Nähe der Schanze 10 der Oberst v. Korth, Kommandeur des 4. Garde-Regiments z. F. an mich heran und fragte mich: ob ich nicht ein oder das andere Bataillon meiner Brigade mit seinen Truppen vereint gegen den Brückenkopf senden wolle? — Ich verneinte dies mit den Worten: daß bereits Mannschaften der Brigade gegen den Brückenkopf vorgegangen seien (Kompagnie v. Cranach unter Lt. v. Devivere), auch der Brückenkopf sowieso fallen und von den Dänen verlassen werden würde, alle unnützen Menschenopfer daher zu vermeiden seien! — Als ich hierauf bald nach vorwärts gegangen war, um mich persönlich zu überzeugen, wie das Gefecht vorn stünde, bemerkte ich plötzlich, daß Oberst v. Korth dennoch rechts von mir mit seinen Bataillonen vorrückte. Später, als ich mich wieder bei Schanze 10 befand, kam ein Adjutant des 4. Garde-Regts. z. F. an mich heran und ersuchte mich im Namen seines Kommandeurs mit einem Bataillon den Truppen am Brückenkopf zu Hülfe zu kommen, weil man ein Wiedervordringen der Dänen vermuthe. — Gleichzeitig theilte er mir mit, daß Oberst v. Korth und der Regiments-Adjutant,*) schwer verwundet, das Gefecht beim Brückenkopf hätten verlassen müssen. Ich erwiderte dem Bataillons-Adjutanten, daß ich — obwohl sehr ungern, weil es unnütz sei und nur neue Opfer kosten würde, ein Bataillon (v. Borries) mitsenden wolle, ihn aber dafür verantwortlich mache, dasselbe möglichst gesichert an Ort und Stelle zu führen. Der Brückenkopf war und blieb auch unangefochten in unseren Händen.

Am 19. April von Vorposten abgelöst und Beziehen der Quartiere in Satrup, Ulderup, Blans etc. Am 20. April: Die Bewachung der

*) Premierlt. v. Carlowitz.

Digitized by Google

Küste von Schanze 10 bis Ballegaard nebst der in diesem Rayon gelegenen Batterien und Pontons übernahm das II./53, welches in Sandberg, und das I./13, welches in Oster-Schnabek lag. Am 21. April Parade vor Sr. Majestät dem Könige bei Apbüll, und zwar das I./53 und F/.53 als zur Sturm-Kolonne gehörig. Am 22. April Parade vor Sr. Majestät dem Könige bei Apbüll, und zwar von der Brigade das 13. Regt. und II./53. Ich konnte bedauerlicher Weise der Parade leider nicht beiwohnen, da mir das flotte Reiten zur Unmöglichkeit wurde, indem mir das rechte Bein momentan abstarb.[10]) Die Brigade bezog die Vorposten auf den Schanzen; das I./53 übernahm die Küsten-Bewachung. Am 23. April wurden die alten Quartiere wieder bezogen und übernahmen das I./13 und II./53 die Küstenbewachung. 24. April Dankgottesdienst bei Junkerhof, dem ich beiwohnte, und bei Schanze 4. Der Brigadestab nach Satrup. Den Dankgottesdienst bei Junkerhof für die Soldaten katholischer Confession hielt an Stelle des am Halse erkrankten Feldpredigers Müller, der Caplan Graf Friedrich v. Galen ab. Es wehte ein kalter Nordost; dennoch hatten meist alle Soldaten den Helm abgenommen und standen so mindestens 1 Stunde lang. Nach dem Gottesdienst sprach ich einige Zeit mit Graf v. Galen. Er war ein noch sehr junger Mann, sah angegriffen aus; schien leicht gekleidet zu sein. Auch er hatte während des Gottesdienstes sein Barett abgenommen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß sowohl er als auch viele Mannschaften sich heute evtl. eine heftige Erkältung zugezogen haben dürften. Graf v. Galen, der mir u. a. mittheilte, daß er sehr bald nach Münster zurückkehren werde, trug ich Grüße an meine Frau daselbst auf, die er auch persönlich überbrachte. Leider sollte der junge Graf meine oben ausgesprochene Befürchtung bald buchstäblich wahrmachen, er starb schon am 27. Mai zu Lambeck in Westphalen, wo er Pfarrer war.

25. April nichts Neues. 26. April die Schanzen mit dem 53. Regt. und I./13 besetzt. Das 3. Jäger-Bataillon übernahm die Küstenbewachung bis Schnabekhage, von dort I./13 bis Lillemölle; von hier bis zu den Schanzen wurde die Küste durch Patrouillen von den Schanzen-Vorposten gesichert. Oberst Baron v. Buddenbrock Vorposten-Kommandeur und Kommandeur in den Schanzen pp. 27. April nichts Neues, Witterung immer noch sehr günstig. 28. April Beginn des Einebnens der Schanzen 1—8. 30. April Besetzen der Schanzen durch 2 Bataillone 13. und eines 53. Vorposten-Kommandeur: Oberst v. Witzleben.

1. Mai Abends 6 Uhr folgende Dislocation: Brigadestab Pastorat Ulderup, Stab und 13. Regt. Oster- und Wester-Schnabek, Blans, Ulderup,

[10]) Eine Folge der Verwundung vom 6. Juli 1849, die dem General Zeit seines Lebens zu schaffen machte.

Digitized by Google

Sandberg. Stab und 53. Regt. Auenbüll, Auenbüllgaard und Ulderup. 4. Mai Abends 6 Uhr übernahm die Brigade mit der 1. zwölfpfündigen und 1. Haubitz-Batterie, sowie der 2. Eskadron 3. Brandenb. Husaren-Regts. excl. F./53., welches zur taktischen Verwendung der 26. Brigade zugetheilt wurde, den Schutz der Küste von Westerholz über Schnabekhage und Sandberg bis Lillemölle, desgleichen die Deckung der Batterie 25 bei Lillemölle und Batterie 27 bei Schnabekhage. Der Oberst v. Witzleben wurde mit der Küstenbewachung beauftragt, und zwar: F./13 deckte den Strand und die Batterie 27 von Westerholz bis incl. Satrupholz durch Feldwachen 2c. I./13 deckte den Strand und die Batterie 25 von Satrupholz bis Lillemölle durch Feldwachen 2c. II./13 als Reserve bezog ein Zeltlager hinter Satrupholz. Die Dislocation war folgende: Brigadestab bei Nörremölle, ein Bataillon 13. Regts. mit 2 Kompagnien in Sandberg und Vogelsang, mit einer Kompagnie in Lillemölle und einer Kompagnie in Rackebüll. II./13 im Zeltlager westlich Satrupholz mit 2 Feldgeschützen der Artillerie. Regts.-Stab und F./13 mit 3 Kompagnien in Oster-Schnabek und einer Kompagnie in Satrupholz. Regts.-Stab 53 im Pastorat Ulderup, I./53 mit 1½ Kompagnien in Wester-Schnabek, ½ Komp. im östl. Theil von Blans, 2 Kompagnien in Ostermark. II./53 im westl. Theil von Blans und in Brovel, die 1. zwölfpfündige Batterie in Oster-Schnabek, die 1. Haubitz-Batterie in Oster-Satrup, 2./Hus. 3 in Blans excl. ein Zug, welcher auf die Feldwachen an der Küste zum Melden vertheilt wurde. 7. Mai. Der Feind war Tag und Nacht beschäftigt, längs der Küste von Alsen Schanzen, Laufgräben und Schützengräben anzulegen. 8.,[11]) 9., 10. Mai Witterung schön, aber kalt bei Nordostwind. 11. Mai Abends 10 Uhr traf die Nachricht vom General-Kommando ein, daß in der Nacht vom 11./12. um 12 Uhr ein vierwöchiger Waffenstillstand beginne. Um 12 Uhr wurden die Wachen am Strande eingezogen, und nur die Posten zur polizeilichen Aufsicht in den zu deckenden Batterien 2c. blieben stehen. Die Dislocation blieb dieselbe, nur das Zelt-Bataillon wurde innerhalb des Rayons des 13. Regts. untergebracht. 12. Mai. Der Brigadestab bezog Quartier im Pastorat Ulderup, I./13 in Baurup. Während des vierwöchigen Waffenstillstandes bezog die Brigade mit drei Eskadrons 11. Ulanen-Regts., 1. Haubitz-Batterie und 1. zwölfpfündige Batterie weite Quartiere zur Erholung der Mannschaften in Angeln. 13., 14. Mai Marsch

[11]) Am 8. Mai erhielt der General zu seiner größten Freude aus Rendsburg folgende Depesche: „Generalmajor v. Schmid-Schnabek. Über hundert Jäger Ihres vierten Corps senden Ihrem hochverehrten Führer herzlichen Gruß." Der General kommandierte 1848/49 das 4. Schleswig-Holsteinische Jäger-Korps mit großer Auszeichnung.

Digitized by Google

dahin. 15., 16. Mai Brigadestab in Flensburg. 17. Mai Quartier im Pastorat Böel, Witterung schön, trocken. 18., 19. Mai ebendaselbst. Während der vierwöchigen Waffenruhe haben die Truppen „die Bekleidung und Bewaffnung in Stand zu setzen, nach der Scheibe zu schießen, zu exerziren und in den letzten Tagen Marschübungen auszuführen". 20. Mai bis incl. 7. Juni noch in Böel. Witterung Ende Mai kalt und naß, Anfangs Juni besser. Am 7. Juni marschirten die Truppen aus den bisherigen Cantonnements in die Stellung im Sundewitt resp. der Halbinsel Broacker. 8. Juni Brigadestab in Flensburg, 9. Juni Broacker-Mühle. Das 13. Regt. war beauftragt, mit dem F. Batl. den Belagerungspark bei Nübelfeld und Atzbüll zu decken, sowie die Küstenbewachung vom Brückenkopf bis incl. Schnabek zu übernehmen, während das 53. Regt. von hier bis nach Munk-Mühle die Küste beobachtete. Dementsprechend war die Dislocation vorgenommen. Jedem Bataillon war eine Schwadron 11. Ulanen-Regts. zur Verwendung bei der Strandbewachung überwiesen. II./13 war in Flensburg zum Wachtdienst zurückgeblieben. 10. Juni noch in Broacker-Mühle. 11. Juni. Die sämmtlichen Truppen marschirten infolge Verlängerung des Waffenstillstandes nach Angeln in die früher innegehabten Quartiere zurück. Brigadestab in Flensburg. 12. Juni. Brigadestab nach Bundhof, Besitzerin Frau v. Rumohr, Pächter mein alter Freund Michelsen von 1849 her. (Anmerkung.) Ich nahm vom 12. Juni, an welchem Tage ich mit Bewilligung der Division von Flensburg nach Schleswig reiste, beim General v. Herwarth einen 14tägigen evtl. dreiwöchigen Urlaub nach Münster. Schon am 24. Juni reiste ich wieder von Münster zur Armee zurück, da der Waffenstillstand nicht verlängert worden war, und traf am 26. Nachmittags in Schobüllgaard, Brigadestabs-Quartier, ein. Dortselbst verblieb ich bis 11 Uhr Nachts den 28. Juni, fuhr Nachts nach Nörremölle, und ging von da ½3 Uhr früh am 29. Juni nach Satrupholz, woselbst sich laut Divisions-Befehl die Brigade um 3 Uhr sammelte und weitere Befehle abwartete. Oberst Baron v. Buddenbrock hatte während meines Urlaubs das Kommando der Brigade. Ich traf denselben nebst Adjutanten, Prlt. Grach, in Schobüllgaard. Baron v. Buddenbrock war bereits zum Generalmajor und Kommandeur der 28. Inf. Brigade ernannt worden, führte aber auf Befehl Sr. Majestät das Regiment noch weitere drei Tage, d. h. bis nach dem Übergange auf Alsen. — (Es bleibt nachzuholen:) Am 13., 14., 15. Brigadestab noch in Bundhof, obgleich mein Stellvertreter in Gelting quartierte; am 16. aber auf Befehl der Division verlegt und dort bis incl. 20. Juni. Am 21. Juni rückte die Brigade aus dem Ruhequartier nach dem Sundewitt, woselbst das I. Corps (General Herwarth v. Bittenfeld) am 25. Juni Mittags in engen Cantonnements concentriert stehen sollte. Brigadestab in Flens-

Digitized by Google

burg bis incl. 22. Juni. Vom 23.—28. in Schobüllgaard. Die 25. Brigade excl. II./13, welches in Gjenner-Loit und Gegend cantonirte, und dort die Küste von Apenrade bis Wilstrup bewachte, cantonirte mit der 1. zwölfpfündigen und der 1. Haubitz-Batterie sowie der 2. und 3./11. Ulanen-Regts. in dem Rayon: Aarup—Stübbek—Hostrup—Feldstedt—Trasbüll—Kieding—Beuschau—Warnitz—Warnitzhöved. Beobachtung der Küste bei Tage durch Kavallerie-Patrouillen, bei Nacht durch Infanterie-Feldwachen ꝛc.

Am 28. Juni Abends ging der Befehl ein, daß die Brigade am 29. Juni Morgens 3 Uhr hinter Satrup-Holz bereit stehen solle. Anzug: ohne Gepäck und in Mützen. Die Artillerie bei Blans, die Kavallerie zur Küstenbewachung. Der Brigade war sonst keine Disposition ꝛc. ꝛc. betreff des Überganges mitgetheilt. Am 29. Juni Morgens 3½ Uhr wurde Seitens des Herrn Divisions-Kommandeurs befohlen, daß zum Übersetzen nach Alsen das 13. Regt. an vier verschiedenen Einschiffungspunkten zuerst, und dann das 53. Regt. sich einschiffen solle. Der Brigade-Kommandeur ging mit den ersten Truppen des 13. Regts. über. Ein großer breitschultriger Musketier trug mich auf seinem Rücken durch das flache Wasser an der Küste bis an den Kahn. Die Überfahrt ging glücklich von Statten, denn einzelne, längs dem Sunde von den Dänen geworfene Granaten trafen nicht, sondern fielen stets zwischen den Kähnen in's Wasser, ohne zu krepiren. Nahe am jenseitigen Ufer bestieg ich den Rücken des im Kahne befindlichen Pionier-Sergeanten und kam somit trocken an Land. Die Stabs-Ordonnanz schiffte auf zwei aneinander geketteten und mit Bohlen belegten Kähnen mit einem meiner und ihrem Pferde zu gleicher Zeit über. Die andern Pferde folgten später. Prlt. Grach schiffte mit den Pferden über. Rolf Krake feuerte in den Sund hinein, aber wirkungslos, indem weder unsere Fahrzeuge, noch auch die Strandbatterien getroffen wurden. Der Übergang an 4 Punkten machte sich günstig, eine herrliche Corso-Wasserfahrt mit obligatem Granatfeuer! Die Mannschaften jubelten! Auf Alsen selbst war der Kampf jedoch heftig schon früher entbrannt zwischen Dänen und den Brigaden v. Roeder und v. Goeben. Die Brigade Roeder war zuerst übergeschifft worden, dann folgte die Brigade Goeben. Als letzte ging die Brigade v. Canstein über, welche in Reserve stand. Ein Bataillon derselben, (v. Fragstein-Niemsdorf) II./35, hatte sich jedoch unbegreiflicher Weise vorgedrängt, und war eher auf Alsen als das 13. Regt. Ein Kommando unter Führung des Obersten v. Witzleben erhielt vom Herrn Divisions-Kommandeur in meinem Beisein den Befehl: zur raschen Verfolgung des Feindes über Rönhoff, Kjär, Ulkebüll, Wollerup nach Hörup vorzurücken und dort die weiteren Befehle abzuwarten. Se. Excellenz Glt. v. Wintzingerode fragte

Digitized by Google

mich: „ob ich mit vorgehen wolle?“ Ich bat dringend darum, und erhielt die Weisung: „evtl. selbstständig einzugreifen“. — Hiernach hatte das Detachement also zwei Kommandeure, was militairisch nicht gut und richtig; Oberst v. Witzleben gerieth hierdurch in eine schiefe Lage. Der Erfolg bestätigte dies (vide Gefechtsbericht). — Die übrigen Bataillone der Brigade setzten nacheinander über. Die Kräfte der Ruderer hatten nachgelassen, so daß die letzten Bataillone erst gegen Mittag Alsen erreichten. Auf dem Vormarsche kamen uns viele Gefangene entgegen, außerdem trafen wir viele todte und verwundete Gegner auf dem Wege, sowie zahlreiche weggeworfene Waffen und Bekleidungsstücke. Die Brigade Roeder hatte vom General v. Herwarth Befehl erhalten — „weil sie genug gethan habe“ — Halt zu machen und anderen Truppen die weitere Verfolgung zu überlassen. Ein eigenthümlicher Befehl, der die Folge hatte, daß viel mehr Feinde entkamen, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Dieser Befehl glich einem solchen, der etwa bei einem Friedensmanöver[12]) gegeben werden dürfte; denn ehe die oben genannten drei Bataillone in der Höhe der Brigade Roeder ankamen, verging eine bedeutende Zeit.[13])

Bericht der Königlichen 25. Infanterie-Brigade über den Übergang nach Alsen und das Gefecht bei Ulkebüll, Hörup und Hörup haff am 29. Juni 1864. „Am 28. Abends ging der Befehl ein: daß die Brigade am 29. Morgens 3 Uhr hinter Satrupholz concentrirt stehen sollte. Um 3¼ Uhr erhielt die Brigade den Befehl: an den vier verschiedenen Einschiffungspunkten zuerst das 13. Inf.-Regt., demnächst das 53. Regt. übersetzen zu lassen. Das Über-

[12]) General v. Goeben sagt hierüber in einem Briefe an seine Gattin aus Ulkebüll, den 5. Juli 1864: „.... Der Prinz beritt gestern das Gefechtsfeld und war gegen mich höchst liebenswürdig wie immer. Auch Moltke war mit da, und Beide bedauerten mit mir, daß wir den Sieg nicht noch besser ausgebeutet. Das ist nämlich auch eine spaßhafte Friedensgeschichte (vielleicht habe ich sie Dir schon erzählt). Der gute Herwarth, der sich persönlich sehr brav gezeigt hat und bis ins Schützenfeuer ritt, wenn er was sehen wollte, sagte nämlich bei Ulkebüll, nachdem ich Sonderburg genommen hatte (oder vielleicht während ich es nahm) und es darauf ankam, daß die andere Brigade kräftigst auf Hörup vordrang, um möglichst viel abzuschneiden, an Manstein oder Roeder: »Jetzt machen Sie Halt und lassen die Brigade Schmid durch; Sie haben genug gethan, die Andern müssen auch heran.« Die Truppen von Schmid konnten aber erst in einer halben Stunde so weit sein, und so ging diese halbe Stunde pure verloren und mit ihr ein paar Tausend Gefangene mehr. — Herwarth freilich sagt nun: Winzingerode konnte da sein und mußte da sein! u. s. w. — Das Resultat ist dasselbe und wäre jedenfalls anders, wenn nicht Herwarth nur um sein Regiment (13.) vorzukriegen, den Halt geboten hätte“

[13]) Feldmarschall Graf v. Haeseler sagt hierüber in seinem Buch: „Zehn Jahre im Stabe des Prinzen Friedrich Karl.“ II. Bd., 1864, S. 90: „Die Brigade Roeder wurde leider bei Wollerup angehalten.“ Berlin 1912. E. S. Mittler & Sohn. Königl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

setzen der Truppen der diesseitigen Brigade erfolgte ohne Verlust, indem der Feind bereits durch die vorher eingeschifften Truppen von der Arnkieler Landzunge zurückgeworfen war und das Feuer des Panzerschiffes Rolf Krake wirkungslos blieb. — Der Unterzeichnete setzte mit den ersten Truppen des 13. Regts. über. Der Oberst v. Witzleben erhielt von Sr. Excellenz dem General-Lieutenant v. Wintzingerode den Befehl über ein Detachement, bestehend aus I./13, II./53 und II./35 mit dem Auftrage: zur Verfolgung des Feindes über Rönhof, Kjär, Ulkebüll und Wollerup nach Hörup vorzugehen und daselbst weitere Befehle abzuwarten. Mit Genehmigung Sr. Excellenz schloß sich der Unterzeichnete diesem Detachement an. Bis Ulkebüll wurde der Marsch auf einem Kolonnenwege zurückgelegt, ohne den Feind anzutreffen. Hier angekommen, stieß die Spitze I./13 auf den Feind, und zwar auf eine ungefähr 2 Kompagnien starke Arrièregarde. Um den Feind aus der Lisière und von dem Kirchhofe des Dorfes zu vertreiben, schickte der Oberst v. Witzleben 1 Zug I./13 links, 1 Zug 3. Jäger-Bataillons, welches sich dem Detachement angeschlossen, rechts, und den Vortrupp geradeaus auf das Dorf vor. — Da sich die vorhandenen feindlichen Kräfte nicht übersehen ließen, so wurde auf Befehl des Unterzeichneten das II./53 nördlich vorgezogen, um so auf des Gegners rechte Flanke einzuwirken. Die 6. und 7. Kompagnie unter Befehl des Hauptmanns v. Grabow gingen mit entwickelten Schützen zum lebhaften Angriff über, während die 8. und 5. Kompagnie folgten. Ulkebüll wurde darauf geräumt und der nunmehr unaufhaltsam im Rückzuge befindliche Gegner ebenso unaufhaltsam in der Richtung auf Hörup verfolgt. — Von Wollerup ab verblieben die 6. Kompagnie und 1 Zug der 7. Kompagnie Nr. 53 mit I./13 unter spezieller Führung des Obersten v. Witzleben in der Verfolgung des Feindes nach Hörup zu, während der Unterzeichnete, — in Erkennung der Verhältnisse, daß nämlich nicht nach Hörup, sondern nach Höruphaff hin (Einschiffungspunkt) der eigentliche Vorstoß zu machen sei — dem Oberstlieutenant v. Woyna den Befehl ertheilte: den Weg südlich der Straße nach Höruphaff mit den ihm noch zur Disposition stehenden Truppen seines Bataillons und dem II./35 anzutreten, um Höruphaff mit Aufbieten aller physischen Kräfte zu erreichen.[14]) Kurz vor Höruphaff wurde durch einige Offiziere vom Stabe des General-Kommandos bekannt, daß der Feind daselbst noch stehe, und dies veranlaßte die allergrößte Beschleunigung im Vorgehen. Dicht vor Hörup-

[14]) Das Generalstabswerk: Der Deutsch-Dänische Krieg 1864 (E. S. Mittler & Sohn) sagt Bd. II, S. 688: „. . . . Nachdem diese Abtheilungen zuerst dem Wege nach Wollerup gefolgt und die vorderen, nebst der 3. Kompagnie Regiments Nr. 64 der Abtheilung des Majors v. Hüner, von dort aus weiter gegen Hörup-Kirche vorgegangen waren, gab General v. Schmid den übrigen die Richtung auf Lambergholz, um die Dänen womöglich noch bei Horuphaff an der Einschiffung zu hindern."

Digitized by Google

haff wurde die an der Spitze befindliche 8./53 von heftigem Gewehrfeuer empfangen, welches aus den Knicks und von den Häusern her, die unmittelbar am Strande liegen, kam. — Unter sofortiger Entwicklung von Schützenschwärmen durch die 7. und 8. Kompagnie Nr. 53 zu beiden Seiten des Weges, auf welchem der Regiments-Adjutant, Premier-Lieutenant Baer, in Begleitung des Bataillons befindlich, durch eine feindliche Gewehrkugel tödtlich getroffen, fiel, entspann sich nun ein kurzes, stehendes Feuergefecht auf kaum 200ˣ, worauf Alles in raschem Anlauf zum unmittelbaren Angriff überging, der Gegner unter das hohe Ufer retirirte und das Gewehr streckte. Es wurden so ein Major und Regiments-Kommandeur, 3 Hauptleute, 9 Lieutenants, 5 Offizier-Aspiranten und 324 Mann zu Gefangenen gemacht, 1 Danebrog erobert, 1 bedeutender Wagenpark genommen und 1 Dienstpferd erbeutet. — Dies kurze, in Gegenwart Sr. Excellenz des kommandierenden Generals v. Herwarth und seines Stabes sehr energisch und von Hause aus auf nahe Distancen geführte Gefecht, hatte nur den diesseitigen Verlust von 1 Offizier todt und einigen leicht Verwundeten herbeigeführt, was lediglich dem Umstande zu verdanken war, daß die feindlichen Kugeln meist zu hoch gingen. — Während des Frontangriffes der 8. und 7. Kompagnie auf Höruphaff wurde die 8./35 aus ihrer Reservestellung von der Straße in den Wald westlich detachirt, um dem von dort aus sichtbaren Feind entgegen zu treten, bei welcher Gelegenheit auch dieses Bataillon noch einige hundert Gefangene machte. Der Lieutenant v. Groote führte hierbei rühmlichst den Schützenzug. Das II./35 hatte keine Verluste.

C. D. Hörup, den 5. Juli 1864.

gez. v. Schmid, Generalmajor und Brigade-Kommandeur."

(Anmerkungen an verschiedenen Stellen des Heftes.)

1. Auf der Karte steht nur: Hörup verzeichnet, dessen Kirche hoch gelegen ist; ein Dorf Hörup-Kirch giebt es nicht.

2. Da, wo bei Wollerup ein Weg nach Hörup (Kirch) und ein zweiter Weg nach dem Pastorat von Hörup, resp. nach Höruphaff führt, fragte ich einen am Wege stehenden Civilisten: „wo geht es nach Höruphaff?" und erhielt die Antwort: „auf dem Wege rechts!" In Folge dessen ertheilte ich dem Oberstlieutenant v. Woyna, welcher schon nach Hörup (Kirch) eingebogen war, den Befehl: Kehrt zu machen und den anderen Weg einzuschlagen; damit das Bataillon v. Woyna die Tête behielt, ließ ich II./35 so lange Halt machen.

3. Da ich beim Vormarsch in meiner rechten Flanke schießen hörte, so wurde ich um so mehr zur Eile angespornt, indem ich richtig vermuthen mußte, daß die Brigade Goeben von Sonderburg aus mir den Feind zutriebe, ich also demselben in den Rücken zu kommen suchen müsse.

Digitized by Google

4. Als ich dicht vor Hörup (Pastorat) in den Weg nach Höruphaff eingebogen und eine kleine Strecke auf denselben marschirt war, schien mir der Marsch immer noch zu langsam, weshalb ich dem an meiner Seite marschirenden Prlt. Baer — wir waren beide zu Fuß — den Befehl ertheilte: schnell vorzueilen und dem Oberstlieutenant v. Woyna von mir den Befehl zu bringen: noch schneller zu marschiren, um nach Höruphaff zu gelangen. Ich wußte nicht, daß wir schon n a h e diesem Orte seien. Kaum war Prlt. Baer ca. 30* von mir entfernt, so wurde er da, wo der Weg plötzlich ein Knie macht, von einer Gewehrkugel tödtlich in's Herz getroffen. Er war nur noch etwa 15* vom Oberstlieutenant v. Woyna entfernt und hatte also meinen Befehl diesem nicht mehr überbringen können. Ich ging rasch weiter und kam bald an die Stelle, wo Prlt. Baer gefallen..... Das General-Kommando nebst Stab hielten in einem Gehöfte hinter einem Hause links am Wege, was in der Ordnung, da in diesem Augenblick ein heftiges Gewehrfeuer in nächster Nähe stattfand. Dies Feuer währte nur einen kurzen Moment, und war so anzuhören, als wenn ein Bataillon eine schlechte Bataillonssalve abgefeuert hätte. — Dann war Alles stille, und das General-Kommando pp. ritt und ging unverweilt wieder vor. Wir hatten den freien Platz bei Höruphaff erreicht, woselbst sich schon Hunderte von gefangenen Dänen befanden. Es war gegen ½9 Uhr Vormittags. Ferner wurden ein Wagenpark und Magazin mit Lebensmitteln (Wein, Bier, Zucker ꝛc. ꝛc.) vorgefunden. Ich stärkte mich durch ein Glas köstlichen Bieres, welches mir dargereicht wurde, ohne daß ich wußte, woher es genommen worden. — Unsere Truppen waren todtmüde. Viele Leute legten sich hin und schliefen sogleich fest ein. Ich hatte den weiten Weg meist zu Fuß und im Paletot zurückgelegt, weil ich — ohne Umwege zu machen — nicht überall den Truppen zu Pferde folgen konnte; ich war überdies eine Zeit lang mit den beiden Kompagnien unter Hauptmann v. Grabow vorgegangen, und geriethen wir dabei auf eine sumpfige Wiese, wo zu Pferde absolut nicht durchzukommen war. Meine Ordonnanz mit meinem Pferde war der Straße gefolgt und hatte sich — da ich dem Brigade-Adjutanten, Prlt. Grach, auf seine Bitte erlaubt hatte, zum Obersten v. Witzleben an die Tête der Kolonne zu reiten — diesem angeschlossen, so daß ich gezwungen war, auch noch von Wollerup nach Höruphaff zu Fuß den Weg zurückzulegen.

5. Da von Höruphaff aus am Strande entlang nach Kekenis noch viele Dänen retirirten, so fuhr die mittlerweile bei Höruphaff eingetroffene Feldartillerie daselbst schnell so auf, daß sie den Fliehenden noch einige Granatschüsse nachsendete, — wie es schien, ohne Effekt.

6. Der d ä n i s c h e G e f e c h t s b e r i c h t ü b e r d e n K a m p f a u f A l s e n a m 29. J u n i c r. (v i d e B e i h e f t z u m M i l. W. B l.

Digitized by Google

Nr. 45 vom 5. Novbr. 1864) sagt u. A. Folgendes auf S. 3: „Zugleich hatte die Marine es übernommen, die Flanken der retirirenden Armee, sowohl von Höruphaff als auch vom Augustenburger Fjord aus, soweit es die Umstände gestatten würden, zu unterstützen. Namentlich kam es darauf an, ob der Feind Artillerie vorbringen konnte, indem die bei Höruphaff stationirten Kriegsschiffe einer Landartillerie gegenüber machtlos angesehen wurden. Die Landenge von Kekenis war verschanzt und am 29. zugleich unterminirt. Am Kekenis-Fährhof, in der Nähe von Hirschholm, standen zwei vierpfündige gezogene Kanonen, um die Flanke des Feindes zu beschießen, und ihn womöglich zu verhindern, die Fahrzeuge zu benutzen, welche aus Höruphaff möglichen Falles nicht hinausgebracht werden konnten." — Wie überhaupt wir (Preußen) in diesem Feldzuge vielfach und vielseitig vom Glück begünstigt worden sind, so auch am Tage von Höruphaff. Die beiden oben angeführten Kanonen bei Hirschholm, Höruphaff gegenüber, hätten uns bei der großen Truppen-Anhäufung am Morgen des 29. Juni momentan große Verluste beibringen können, wenn sie auf uns gefeuert hätten. Dies geschah aber aus dem einfachen Grunde nicht, weil in augenblicklicher Abwesenheit des dänischen Artillerie-Offiziers, der zurückgebliebene Sergeant jene Kanonen vernagelte, nachdem ihm solches — wie wir später in Erfahrung brachten — der schleswig-holsteinisch gesinnte Fährbesitzer auf Kekenis aus dem Grunde angerathen hatte: „weil die Preußen wahrscheinlich gleich nach Hirschholm übersetzen, und die etwa nicht vernagelten Kanonen auf die Dänen richten würden"! Als der Offizier zurückgekehrt, soll er außer sich über die Dummheit seines Untergebenen gewesen sein. — Auch am 1. Juli Nachmittags wurden wir auf dem Platze bei Höruphaff, woselbst sich die Brigade zum Angriff auf Kekenis versammelte, nicht beschossen, jedoch dieses Mal deshalb nicht, weil die Kanonen schon eingeschifft worden waren. — Bezüglich des Vorganges bei Wollerup und Höruphaff findet sich unter den Aufzeichnungen meines Vaters noch folgende Stelle aus dem dänischen Gefechtsbericht nachträglich vorgenommen: Seite 6 pp. „so war die 9. Batterie (Schreiber), nachdem sich der Feind der Holzungen bemächtigt hatte, nach Wollerup beordert worden. Als die Retraite fortgesetzt wurde, marschirte sie nach Kekenis ab, um inzwischen bei Hirschholm Stellung zu nehmen; sie wurde hier später von einer Hälfte der 2. Batterie (Lunn) abgelöst. — Ungefähr 7½ Uhr Vormittags erhielt der linke Flügel Befehl, seinen Marsch zu beschleunigen. Das 3. Regiment und 4 Kanonen folgten dem Wege von Wollerup nach Hörup-Kirche, das 18. Regiment und 4 Kanonen marschirten von Wollerup durch Lamberg-Holz nach Hörup, und die 6. Infanterie-Brigade auf den Kolonnenwegen, welche vom Süder-Holz nach Osten hinführten, sowie auf dem Wege durch

Digitized by Google

Klintinge nach Hörupḥaff. Die 2. Brigade litt nicht bedeutend bei dem Rückzuge, ein Feuergefecht, welches bei Wollerup anfing, erstarb bald; dagegen glückte es dem Feinde, mit einer bedeutenden Stärke über Lamberg-Holz nach Hörupḥaff vorzudringen, bevor das 10. Regiment es durchschritten hatte. Als nämlich das 5. Regiment bei Kjärwig im Gefecht stand, wurde das 10. Regiment etwas zurückgezogen; aber als das allgemeine Vorrücken mit der 2. Brigade und dem 5. Regiment zu gelingen schien, erhielt das 10. Regiment Befehl, seine Stellung längs dem Sunde wiedereinzunehmen. Dadurch wurde sein Zurückgehen verzögert, und erlitt es außerdem so bedeutenden Abgang an Stärke, daß es den über Lamberg-Holz vordringenden Feind nicht zurückwerfen konnte. Ein Theil des Regiments wurde dabei abgeschnitten und gefangen genommen. Hier fiel zugleich der letzte Kampf von einiger Bedeutung vor, indem die 2. Kompagnie, vom Prlt. Diechmann geführt, und einige Abtheilungen vom 5. und 10. Regiment, welche in Sundsmark vom Prlt. Snertinge gesammelt waren, nach einem heftigen Schießen sich durchschlugen....". Ich vermuthe hiernach, daß die Prlts. Diechmann und Snertinge sich von Sundsmark nach dem Süder-Holz und von da nach Hörupḥaff gewandt haben, und am letzteren Orte von deren Abtheilungen das kurze, aber heftige Schießen herrührte, wogegen die ihnen weiter folgenden Truppen des 10. Regiments bei Hörupḥaff ohne Gefecht, weil ich sie abgeschnitten, das Gewehr streckten. — Laut Gefechtsbericht der Dänen hatte das 10. Regiment an diesem Tage folgende Verluste: 16 Offiziere, 36 Unteroffiziere, 7 Spielleute und 650 Gemeine; das 5. Regiment: 15 Offiziere, 32 Unteroffiziere, 7 Spielleute und 597 Gemeine. Von beiden Regimentern zusammen werde ich wohl 600 Mann zu Gefangenen gemacht haben; genau habe ich die Zahl nicht ermittelt, weil alle Augenblicke noch mehr Gefangene aus dem Süder-Holze eingebracht wurden. — Am 29. Juni Nachmittags wurden Cantonnements resp. Vorposten bezogen. Die Brigade erhielt den Abschnitt von Spang incl. südlich über Klintinge bis zur Küste, östlich begrenzt durch Augustenburg, Broe, Miang, Maibüll, Maibüllgaard. Die Föhrde von Maibüllgaard bis Klintinghoge war diesseits zu bewachen, außerdem war eine leichte Vorpostenlinie von Broe nach Maibüllgaard gebildet. — Zwei gezogene zwölfpfündige Batterien von der 3. Brigade, ferner zwei Eskadrons Hus. 3 waren der Brigade zugetheilt. Das 13. Regt. erhielt den nördlich der Straße Ulkebüll—

Digitized by Google

Hörup-Kirch, das 53. Regt. den südlich dieser Straße gelegenen Theil des Rayons von mir zugetheilt. In jedem Rayon wurde eine Batterie und eine Eskadron mit untergebracht, und jedes Regiment hatte in dem ihm überwiesenen Rayon die Vorposten resp. Küstenbewachung. Patrouillen wurden bis an die Ostküste von Alsen gesandt, feindliches Material aufgesammelt, die vorhandenen Landungsbrücken theils verbrannt und zerstört, theils zum sofortigen Abbruch verkauft. Diejenigen Holzbaracken, welche der Feind auf seiner Flucht nicht durch Feuer zerstört hatte, wurden als Pferdeställe ꝛc. benutzt. Todte wurden gesammelt und begraben. Der Brigadestab nahm auf dem Pastorat zu Hörup, dicht bei Höruphaff (Pastor Schwensen), sein Quartier. — Am 30. Juni wurden vom 13. Regiment Streifcorps nördlich der Straße Augustenburg—Nottmark gesandt, um versteckte Dänen, Pferde mit dänischem Brand und sonstiges Kriegsmaterial aufzusuchen. Das 53. Regiment sandte zu gleichem Zweck Abtheilungen in den südlich der angegebenen Straße gelegenen Theil Alsen's. — Am 29. gegen Abend hatte sich auf dem Pastorate bei mir der neue Kommandeur des 53. Regiments, Oberst v. Kameke, gemeldet, er schien mir sehr leidend zu sein. Er starb plötzlich in der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli.

Am 1. Juli Vormittags war eine Rekognoscirung gegen die Halbinsel Kekenis seitens der Division befohlen. Oberstlieutenant Frhr. v. Willisen[15]) vom Generalstabe der 13. Inf.-Division führte dieselbe aus mit der 6./53 und einer Eskadron Huf./3. — Der dänische Gefechtsbericht sagt Seite 7: „Es fiel am 30. Juni nichts von Bedeutung bis Nachmittags 2½ des nächsten Tages vor, wo die Einschiffung beendet war. Der Feind unternahm zwar kurz vorher ein unbedeutendes Vorrücken mit etwas Infanterie und Kavallerie, wurde aber mit einigen wenigen Kanonenschüssen abgewiesen." (vide Graf v. Waldersee 1864 S. 538/39.) — Die beiden gezogenen sechspfündigen Batterien 3. Artillerie-Brigade waren nach dem Sundewitt zurückmarschiert, und waren dagegen der Brigade die 1. gezogene sechspfündige Batterie, die 1. und 4. zwölfpfündige Batterie 7. Artillerie-Brigade für den eventl. Angriff auf die Halbinsel Kekenis beigegeben. — Die ganze Brigade wurde alarmirt, sammelte sich auf dem freien Platze bei Höruphaff (hätte uns schlecht bekommen können, wenn gegenüber auf Kekenis noch feindliche Artillerie placirt gewesen wäre! Die Geschichte von den 2 vernagelten Kanonen war m i r bis dahin nicht bekannt geworden, sonst hätte ich einen anderen Alarmplatz gewählt) und marschirte um 2½ Nachmittags von Höruphaff zum Angriff gegen Ke-

[15]) 1878 Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe, von wo er damals speziell über obige Unternehmung und auch über sonstige Vorgänge von 1864 sich des Längeren brieflich mit meinem in Wiesbaden lebenden Vater angeregt unterhielt.

Digitized by Google

kenis. — Die Rekognoscirung des Oberstlieutenants Frhr. v. Willisen ergab jedoch, daß jenseits der Landenge auf Kekenis eine starke Schanze, armirt mit schweren Geschützen, sich befand, und außerdem mit Infanterie besetzte Laufgräben, die jeden Angriff zurückweisen mußten, da das Defilee pr. propter 500ˣ lang und vielleicht 20ˣ breit war. Außerdem war die Landenge durch eine starke Pallisadenwand gesperrt, Fußangeln (Eggen) und spanische Reiter mit Klingen waren als Hindernisse angebracht. Im Gefechtsbericht der Dänen heißt es S. 6: „An der Landenge von Kekenis waren 8 Geschütze von schwerem Kaliber vom Linienschiff »Frederic VI.« in Batterie gebracht. Sie wurde von einer Abtheilung Marine-Artillerie unter Lieutenant Bardenfleth bedient. Außerdem besetzte die 1. Batterie (Bruns) zwei Emplacements dicht westlich von der Landenge." — Obstlt. Frhr. v. Willisen war mit einem Infanterie-Zuge unter Lieutenant Haak soweit als irgend thunlich, gedeckt durch einen Knick, vorgegangen. Sobald sie vom Feinde bemerkt, wurden Granaten auf sie abgefeuert, welche sehr präcise gingen, so daß sie den Knick oben kämmten und die dahinter liegenden beiden Offiziere so mit Erdreich überschütteten, daß sie aussahen — ich habe beide selbst so zugerichtet bald darauf bei mir vorbeikommen sehen —, als hätten sie sich auf einem gepflügten Acker gewälzt. — Es wurde erkannt, daß der Angriff auf Kekenis nur mit großen Opfern auszuführen sei, außerdem angenommen, daß der Feind die Halbinsel sowieso bald räumen würde. Deshalb griff meine Brigade auf Befehl der Division nicht an, sondern marschirte, auf halbem Wege angekommen, wieder in die Cantonnements zurück und nahm die frühere Stellung ein. Nur F./13 mit 1 Zuge der 1. sechspfündigen Batterie sollte bei Schauby eine geeignete Aufstellung nehmen, um jeden feindlichen Vorstoß von Kekenis aus zurückzuweisen. Se. Königliche Hoheit Prinz Albrecht (Vater) war beim Vormarsch zugegen, ebenso wie derselbe auch am 29. Juni bei Höruphaff zugegen war. Ein echter Soldat! — (An anderer Stelle finden sich zu Obigem noch folgende Bemerkungen:) Am 1. Juli ging vom Corps-Kommando (General v. Herwarth) bei der 25. Brigade der folgende kurze, schriftliche Befehl ein: „Die Brigade Schmid nimmt die Halbinsel Kekenis!" — Unter den obwaltenden Umständen ein höchst merkwürdiger Befehl; ein Befehl, der bei Unkundigen den Glauben hervorrufen mußte, als handelte es sich um einen Pappenstiel. Und doch war die Sache eine überaus ernste; denn Kekenis wäre nur sehr schwer und mit enormen Verlusten zu nehmen gewesen. Ja, ich behaupte dreist, daß die Halbinsel auf diesem einfachen Wege überhaupt nicht zu nehmen war! Man wolle nur einen Blick auf das zu durchschreitende Terrain und auf die Vertheidigungsanstalten der Dänen werfen (vide frühere Notizen). Jedenfalls hätten schon Nachts

Digitized by Google

vorher starke Batterien für diesseitige Artillerie gebaut werden müssen, um demnächst die feindliche Artillerie zu demontiren, bevor die Infanterie über den langen Meerdamm vorzugehen wagen konnte und durfte. Ohne diesen Vorgang hätte die Brigade bei aller vorauszusehenden Bravour nur enorme Verluste, aber sonst keinen Erfolg gehabt. Die Dänen würden sich am Einschiffen nicht haben stören lassen, und wir würden im besten Falle das Nest ebenso leer gefunden haben, wie sehr bald nachher. Die Dänen, so konnte ein jeder dreist annehmen, hatten keine Veranlassung, sich andauernd auf Kekenis festzusetzen, nachdem sie ganz Alsen bereits verloren hatten. Die Halbinsel mußte bald von selbst in unsere Hände fallen![16]) Am 1. Juli ½7 Uhr meldete F./13, daß der Feind Kekenis vollständig geräumt, und es in Folge dessen diese Halbinsel besetzt habe. Am 2. Juli wurden wiederum einzelne Abtheilungen entsendet, um nach verstecktem dänischen Kriegsmaterial zu forschen. Ich begab mich mit Prlt. Grach nach Kekenis und besichtigte die feindlichen Schanzen pp. Die 8 Kanonen und viele Munition etc. hatten die Dänen zurückgelassen. Dicht hinter der Batterie befand sich ein Leuchtthurm mit einer herrlich gearbeiteten Laterne. Der Wächter war zur Stelle. Am 3. Juli marschirte I./53 über Flensburg nach Eckernförde zur Besetzung dieses Ortes, II./13 nach Flensburg ebenfalls zu seiner Besetzung. Am 4., 5., 6., 7. Juli nichts Neues. Witterung sehr unbeständig. II./53, welches etwas vorgeschoben war, um einigermaßen mit F./13 auf Kekenis Verbindung zu halten, wurde am 7. in die frühere Vorpostenstellung zurückgezogen. Bei Tag und Nacht wurden größere Patrouillen nach der Ostküste von Alsen, besonders an die Ladungsplätze, zur Rekognoscirung geschickt. Auf Befehl der Division wurden außerdem einzelne Kompagnien bis nach Norburg — 2½ Meilen von Augustenburg —, welche daselbst Nachtquartier bezogen, gesandt. 8., 9., 10. Juli: Die Vorpostenstellung blieb im Allgemeinen dieselbe. Die größeren Rekognoscirungspatrouillen wurden nach wie vor über die ganze Insel geschickt. Dieselben brachten einzelne versteckte dänische Soldaten und einiges Material. 11. Juli: Es wurden fast sämmtliche Truppen von Alsen zurückgezogen mit Ausnahme von I. und F./13, dem II. und F./53, der 1. und 4. zwölfpfündigen Batterie, sowie der 1. sechspfündigen und einer Haubitz-Batterie 7. Artillerie-Regts., der 1. und 2./Ulanen 11, dem

[16]) General-Feldmarschall Graf v. Haeseler sagt in seinem Werke: „Zehn Jahre im Stabe des Prinzen Friedrich Karl" (E. S. Mittler & Sohn, 1912). II. Bd., 1864. S. 90: „. . . . Einstweilen war man beim General-Kommando des I. Armeekorps der Ansicht, Kekenis sei völlig geräumt. Erst am 1. Juli wurde aus Meldungen des Generals v. Winzingerode erkannt, daß die Halbinsel noch in Händen der Dänen sei. Der kommandierende General befahl, sie zu nehmen, und begab sich an Ort und Stelle, überzeugte sich aber von den entgegenstehenden Schwierigkeiten. Nachmittags 5 Uhr desselben Tages hatten die letzten Dänen die schützende Halbinsel verlassen."

Digitized by Google

3. Pionier-Bataillon. (F./55 blieb ebenfalls zurück und trat unter den Befehl des Generals v. Schmid.) Die übrigen Truppen der Division besetzten den Sundewitt und den südlichen Theil von Schleswig. Nachdem an diesem Tage F./13 von der Halbinsel Kekenis zurückgezogen wurde, weil das dort bisher vorhandene feindliche Kriegsmaterial (Kanonen, Munition, Brückenhölzer etc.) theils weggeschafft, theils verkauft worden war, wurde folgende Aufstellung genommen:

I./13	mit 2	Kompagnien	Augustenburg.
=	= 2	=	Zeltlager im Park von Augustenburg.
F./13	= 2	=	Hörup.
=	= 2	=	Zeltlager südlich von Hörup-Kirch.
F./55	= 2	=	Ulkebüll.
=	= 2	=	Zeltlager nördlich Ulkebüll.
Regt. 53	mit II. und F.		Sonderburg.

Die 4 Batterien wurden in resp. bei Sonderburg in den dänischen Baracken, sowie in den Baracken bei Ulkebüll, 1./Ulanen 11 mit 2 Zügen in Augustenburg und 2 Zügen in Wollerup, 2./Ulanen 11 in Ulkebüll, Pioniere in Sonderburg untergebracht. 12. Juli: F./53 wurde von Sonderburg nach Kjär und Bagmoose verlegt, weil Sonderburg zu stark belegt war und außerdem mehrere Typhus-Erkrankungen vorgekommen waren. Die Bataillone Regts. 53 wurden zum Einebnen der feindlichen Batterien längs des Alsen-Sundes verwandt. 13., 14., 15., 16. Juli nicht Neues, Witterung seit 8. gut. — Der Divisions-Kommandeur in Sonderburg hatte sich den speziellen Befehl über die Insel vorbehalten und gab unterm 14. Juli die nachstehende Disposition zur Vertheidigung Alsen's aus:

Disposition

zur Vertheidigung Alsen's und der Stadt Sonderburg.

Der Feind kann auf den Straßen: Augustenburg—Sonderburg,
Tandslet—Sonderburg,
Schauby—Sonderburg,
Arnkieloer—Sonderburg marschieren.

Sollte ein Angriff erfolgen, so haben sich die vorgeschobenen Truppen in ihren Aufstellungen, besonders also auf der Linie Augustenburg—Höruphaff, nachhaltig zu vertheidigen. — Müßte wider Erwarten diese erste Linie aufgegeben werden, so gehen die Bataillone sofort auf den Hauptstraßen nach Sonderburg, wie folgt, zurück, ohne an der Linie Ulkebüll—Klintinge sich in ein Gefecht zu verwickeln. — Das Bataillon aus Ulkebüll, eventl. Kompagnie aus Wollerup auf dem Wege, der vom Westende von Ulkebüll bei Engelshoi vorbei nach Sonderburg führt. — Das Bataillon aus Hörup über Höruphaff, Klintinge, Langenvorwerk nach Sonderburg. — Ebenso geht das Bataillon aus Kjär in solchem Falle

Digitized by Google

mit möglichstem Widerstande auf dem nächsten Wege am Sunde zurück. Sonderburg selbst ist in nachstehender Weise zu besetzen:

1. zwölfpfündige Batterie und 4. zwölfpfündige Batterie in den drei Emplacements auf dem rechten Flügel in der Ostfront.

Sechspfündige Batterie in den Emplacements bei den Mühlen.

Haubitz-Batterie in dem Kirchhofs-Etablissement.

Die in Ulkebüll cantonirenden Batterien sind sofort in die Position zurückzuziehen.

Zwei Bataillone (Augustenburg und Hörup) besetzen die Ostlisière von Sonderburg, Front gegen das Süderholz, von der Strandbatterie bis zum Mühlenberge. — Ein Bataillon aus Ulkebüll die Windmühle bis zur Sund-Batterie. — Ein Bataillon aus Sonderburg als Reserve am Rathhause. — Ein Bataillon aus Kjär als Reserve am Kirchhofe. — Das in Sonderburg stehende Bataillon hat die Stadt zunächst sicher zu stellen und bildet später die Reserve am Kirchhofe. — Jedes Bataillon hat seine Spezial-Reserve zu formiren und für die Deckung der Batterien zu sorgen. — Die Kavallerie geht durch Sonderburg über die Schiffbrücke zurück. Alle etatsmäßigen Fahrzeuge sind sofort in's Schloß zurückzusenden, alle Bauernwagen bleiben stehen. — Die Bataillons-Kommandeure haben sich mit den Wege- und Terrain-Verhältnissen, wie der Lokalität in Sonderburg bekannt zu machen. Croquis wird später überwiesen werden. — Von der Disposition ist nur den Stabsoffizieren (Bataillons-Kommandeure incl.) Kenntniß zu geben.

C. D. Sonderburg, den 14. Juli 1864.

gez. v. Wintzingerode,
Generallieutenant und Divisions-Kommandeur.

Am 17. Juli: Se. Königliche Hoheit Prinz Friedrich Karl vertheilte eigenhändig auf Schanze IV an die Mannschaften des F./53, I./55 etc. die für den Sturm am 18. April denselben verliehenen Ehrenzeichen. 18. Juli nichts Neues. 19. Juli: Se. Excellenz v. Herwarth beabsichtigte die dem I. und F./13 für den 18. April verliehenen Ehrenzeichen auszuhändigen; durch ein Versehen waren diese nicht zur Stelle und hielt Se. Excellenz nur eine entsprechende Ansprache. — Nachmittags ging die Benachrichtigung von einer Waffenruhe ein, und zwar vom 20. Mittags 12 Uhr bis 31. Mitternacht 12 Uhr dauernd. — Die Truppen wurden auf der Insel Alsen weitläufiger dislocirt. Divisions-Stab nach Gammelgaard, Brigadestab blieb in Hörup. 20. Juli: F./55 rückte nach dem Sundewitt und trat zur 26. Brigade zurück. — Am 27. Juli: Inspizirung des F./53 bei Ulkebüll und I./13 bei Broe durch den Divisions-Kommandeur. 28. Juli desgleichen des II./53 bei Ulkebüll und F./13 bei Tandslet. 29., 30. Juli

Digitized by Google

nichts Neues, nur traf I./53 von Rendsburg in Gravenstein, II./13 von Rendsburg in Warnitz und Feldstedt ein. Diese beiden Bataillone übernahmen mit 3. und 4./Ulanen 11 die Beobachtung der Küste des Sundewitts resp. die Deckung der Strandbatterien. Die anderen 4 Bataillone der Brigade, sowie die vier Batterien und zwei Eskadrons Ulanen 11 nahmen die vor der Waffenruhe innegehabte Stellung wieder ein; nur F./53 trat an die Stelle des F./55, welches nicht wieder zur diesseitigen Brigade abkommandiert wurde. 31. Juli Mittags traf eine Depesche der Division ein, welche die Verlängerung der Waffenruhe bis zum 3. August Nachts 1 Uhr (also 49 Stunden) enthielt. 2. August Nachmittags 3 Uhr traf die Mittheilung der Division ein: daß ein zwölfwöchiger Waffenstillstand abgeschlossen sei. 4. August Nachmittags bezogen die Bataillone auf Alsen, sowie die 1. sechspfündige Batterie und 1. Haubitz-Batterie weitläufige Quartiere. 5. August Morgens desgleichen die 1. und 2./Ulan. 11, Nachmittags die 1. zwölfpfündige und 4. zwölfpfündige Batterie; das 3. Pionier-Bataillon und 2 Kompagnien 53 blieben in Sonderburg. Am 6. August Abends 6¾ Uhr Befehl zum Abmarsch der Brigade nach dem südlichen Theile von Schleswig. Beginn des Marsches am 8. August. — 7. und 8. August noch in Hörup. 9. August in Fischbek Marschquartier. 10. August in Flensburg. 11. in Idstedtkrug, 12. in Hemmelmark bei Eckernförde. 20. August Entlassung der Landwehr-Mannschaften in Folge A. K. O. v. 3. 8. cr. per Eisenbahn von Rendsburg aus in die Heimath. Die Entlassung ist nur als eine Beurlaubung ohne Gehalt anzusehen! — 26., 27., 28. August Entlassung der Reserve-Mannschaften per Eisenbahn in drei Transporten von Rendsburg aus in die Heimath, sonst wie bei den Landwehr-Mannschaften. Der Etat eines Bataillons wird von 802 auf 602 Köpfe verringert. Der durch die Entlassung der Landwehr-Mannschaften und Reserven an 602 Köpfen eingetretene Ausfall wird durch Mannschaften der Ersatz-Bataillone gedeckt. — 2. September: Eintreffen der Preußischen Flotten-Abtheilung, bestehend aus den Fregatten „Arcona" und „Vineta" nebst 4 Kanonenbooten unter Contre-Admiral Jachmann im Hafen von Eckernförde, welchen dieselbe jedoch schon am 3. Morgens wieder verließ. 10. September: Eintreffen der Ersatzmannschaften für das 53. Regiment und 15. September desgleichen für das 13. Regiment. — 18. October: Ausgabe der Düppeler Sturmkreuze an die zur Tragung derselben unzweifelhaft berechtigten 6 Kompagnien des 13. Regiments und I. und F./53.

12. November: Eingang des Telegramms vom General-Kommando, daß die Truppen sich dahin einzurichten haben, daß am 14. der Rück-

Digitized by Google

marsch in die Heimath angetreten werden könne. — Zu Fuß bis Altona resp. Harburg, sodann per Eisenbahn bis Minden.

16. November: Brigadestab in Rendsburg, 17. desgl., 18. in Neumünster, 19. in Bramstedt, 20. und 21. in Alvensloh, 22. in Harburg, 23. per Eisenbahn nach Minden, 24. Ruhe daselbst. 25. November: Parade der Division vor Sr. Majestät dem Könige auf der Mindener Haide. Scheußliche Witterung, Regen und Schnee durcheinander. — Eingang des Befehls: daß der am 28. November beginnende Rückmarsch resp. die Eisenbahnfahrt nicht stattfindet, und die Division bis auf Weiteres bei Minden concentrirt bleibt. 28. November: Infolge Sistirung des Rückmarsches wurde eine anderweite ausgedehntere Dislocation der Division bei Minden ausgeführt. Der Brigadestab verblieb in Minden. — Am 1. Dezember reiste ich für meine Person mit Genehmigung der Division auf Urlaub nach Münster ab. Am 7. Dezember Eingang des Befehls: Daß die Concentration der Division bei Minden aufgehoben sei, und die Truppen in ihre Garnisonen zurückzukehren und dort demobil zu machen haben. Der Tag des Eintreffens in die Garnison ist der Demobilmachungstag. Mit Ausnahme des Divisionsstabes und der Brigadestäbe, sowie des 53. Regiments, welche die Eisenbahn benutzen, wird der Fußmarsch zur Rückkehr ausgeführt.

Am 15. Dezember 1864 rückten die Truppen der Garnison (Infanterie, Artillerie und Kavallerie) in Münster ein! — Die Stadt Münster hatte sich überaus feierlich geschmückt. Der festliche Einzug geschah Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr. — Se. Königliche Hoheit der Kronprinz waren am 14. Dezember spät Abends in Münster eingetroffen und im Schlosse abgestiegen. Am 15. Vormittags besichtigte Se. Königliche Hoheit das 53. Regiment, zu dessen Chef Hochderselbe ernannt worden war, auf dem Schloßplatze, und beendigte die Besichtigung mit einer trefflichen, kurzen Ansprache. Dann besuchte Se. Königliche Hoheit das Lazareth, worin sich noch mehrere Verwundete befanden; sodann Frühstück im Schlosse, woran die sämmtlichen Generale und die Offiziere des 53. Regiments Theil nahmen. Mir war die Theilnahme jedoch versagt, weil ich den Truppen entgegenritt, um sie später in die Stadt zu führen. Von Mittags 1 Uhr ab standen dieselben jenseits der Mauritz-Vorstadt, da, wo die alte Osnabrücker Straße in die Chaussee mündet. Se. Königliche Hoheit und Excellenz v. Wintzingerode kamen später den Truppen bis dahin entgegengeritten und blieben beim Einzuge an der Tete derselben.

Münster, den 2. Januar 1865.

gez. v. Schmid,
Generalmajor und Kommandeur der 25. Infanterie-Brigade.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die 3. Kavalleriedivision von der Saar bis an die Mosel,
6. bis 14. August 1870.*)

Von

Müller-Kranefeldt,

Oberstleutnant a. D.

Mit einer Tabelle.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Die Kriegsgliederung der 3. Kav. Div. war folgende:

Stab: Kom.: Gen. Maj., seit 1. August 70 Gen. Lt., Graf v. der Gröben (bisher Kom. der 14. Kav. Brig.).

Gen. Stab.: Hauptm. Graf v. Wedel (bisher à l. s. des Gen. Stabes der Armee).

Erster Adj.: Rittm. Frhr. v. Rosenberg vom Kür. R. 4 (bisher Esk. Chef im Regt.).

Zweiter Adj.: Premierlt. v. Klüber vom Hus. R. 9 (bisher Adj. der 14. Kav. Brig.).

Dem Stabe war attachiert: Oberst, seit 1. August 70 Gen. v. Rantzau (bisher Kom. der 16. Kav. Brig.), mit seinem Adj. Premierlt. Graf v. Wedel vom Hus. R. 8.

Truppen: 6. Kav. Brig.: Gen. v. Mirus (bisher Kom. der 15. Kav. Brig.). Adj.: Premierlt. v. Meyerfeld vom Hus. R. 14.

Kür. R. 8: Kom. Oberst Graf v. Roedern,

Ulan. R. 7: Kom. Oberstlt. v. Pestel.

7. Kav. Brig.: Gen. Graf zu Dohna (bisher Kom. der 13. Kav. Brig.). Adj.: Premierlt. v. Holzenbecher vom Drag. R. 12.

Ulan. R. 5: Kom. Oberstlt. Frhr. v. Reitzenstein.

Ulan. R. 14: Kom. Oberst v. Lüderitz.

1. reitende Battr. Feldart. Regts. 7: Hauptm. Schrader.

Der Division war eine Proviantkolonne, ein Feldlazarett und ein halbes Sanitätsdetachement des VII. A. K. überwiesen.

Truppen und Führer waren, wie man sieht, dem VII. und VIII. A. K. entnommen. Die Truppen in der Weise, daß je ein Regiment der 15. und 16. Kav. Brig. die 6., je eins der 13. und 14. Kav. Brig.

*) Es empfiehlt sich, zum Studium dieses Aufsatzes die Skizze 3 des Generalstabswerkes von 1870/71 — Übersichtsskizze für den 5. August Abends — zu benutzen. (Bei den Ortsnamen ist die jetzt gebräuchliche Benennung angewandt.)

Digitized by Google

die 7. mobile Kav. Brig. bildeten. Die anderen Regimenter der genannten Friedensverbände wurden Divisionskavallerie. Die Division bestand also nur aus zwei Brigaden, hatte ein Kürassierregiment und drei Ulanenregimenter, d. h. Regimenter, die als einzige Feuerwaffe die gänzlich unzulängliche Pistole besaßen.

Die Truppenteile verblieben bis 3. August, an welchem Tage die Division offiziell gebildet wurde, im Verbande des VII. und VIII. A. K.

Der 1. Armee unter Gen. der Inf. v. Steinmetz, die zunächst nur aus den beiden vorgenannten Korps bestand, zugeteilt, wurden die Ulan. Regtr. 5 und 14 von Düsseldorf bzw. Münster mit der 13. bzw. 14. Inf. Div. bis Stolberg bzw. Call in der Eifel per Bahn herangeführt. Kür. R. 8 und Ulan. R. 7 erreichten von ihren Garnisonen Cöln bzw. Saarbrücken per Fußmarsch den Versammlungsraum.

Bei dem bisherigen Verlauf der Operationen war nur das Ulan. R. 7 mit dem Gegner zusammengetroffen und hatte sich unter Führung seines umsichtigen, energischen Kommandeurs schon Kriegslorbeeren in jenen bekannten Grenzscharmützeln bei Saarbrücken erwerben können.

Am 6. August, dem Schlachttage von Spicheren, war die Division zum ersten Male bei Lebach tatsächlich vereint und deckte im weiteren Verlaufe des Tages bei Saarwellingen die rechte Flanke der 1. Armee in ihrem Vormarsch gegen die Saar. Diese Richtung und Aufgabe war ihr durch Armeebefehl vom vorhergehenden Tage vorgeschrieben. Während der Schlacht erhielt sie keinen Befehl. Wieweit sie überhaupt über den Gang derselben unterrichtet war, steht dahin. Nach einigen Angaben soll der Kanonendonner von Saarbrücken gehört worden sein. Schon von Lebach aus waren zwei stärkere Offizierpatrouillen, Rittmeister v. Hymmen vom Ulan. R. 5 und Premierlt. v. Kamin vom Ulan. R. 14 mit 25 Pferden, über Saarlouis auf St. Avold bzw. Busendorf angesetzt worden. Der erstere meldete bei Tromborn und St. Avold stärkere feindliche Kräfte, der letztere Busendorf frei, feindliches Biwak bei Tromborn.

7. August. Am Abend des Schlachttages von Spicheren war in Saarbrücken um 11^{30} Abds. der Armeebefehl Nr. 8 ausgegeben worden, der das Rangieren der Truppen des VII. und VIII. A. K. anordnete und dann lautete: „Die 3. Kav. Div. rückt morgen (7.) in die Gegend von Saarlouis und schiebt Rekognoszierungen auf die gegen Metz führenden Straßen vor." Als Notiz wurde hierbei der 3. Kav. Div. Mitteilung von dem siegreichen Gefecht gemacht.

In Verfolg dieses Befehls befaßte sich die 1. Armee in der Hauptsache mit dem Ordnen der Verbände im Dreieck Völklingen—Forbach—Saarbrücken. Die Kav. Div. wurde bei Saarwellingen etwas mehr zusammengezogen.

Digitized by Google

Von den beiden Offizierpatrouillen ging Premierlt. v. Ramin, der zurückgekehrt war, in Richtung auf Bolchen. Er fand das Biwak bei Tromborn unverändert (Division Cissey).

Graf Gröben meldete am Vormittag telegraphisch von Saarlouis an das Oberkommando nach Völklingen: „Division steht konzentriert bei Saarwellingen, habe Quartier in Fraulautern, Offiziere vor auf den Straßen nach Busendorf, Bolchen und St. Avold melden, daß Busendorf unbesetzt. Bei Tromborn zwei feindliche Bataillone Infanterie und ein Regiment Kavallerie; größere Kavalleriemassen jenseit der Saar vorläufig ohne Wirkung."

8. August. Das Oberkommando hatte durch Armeebefehl Nr. 9, ausgegeben zu Völklingen am 7. August, ohne nähere Zeitangabe, angeordnet: „Morgen, den 8. August, rückt das VII. A. K. von Forbach und Gegend nach Ludweiler und schiebt eine Avantgarde gegen Lauterbach vor ..... Die 3. Kav. Div. geht nach Ober-Felsberg, treibt Rekognoszierung auf den nach Busendorf und Bolchen führenden Straßen vor und hält Verbindung mit dem VII. A. K.".

Der 8. August sollte also der Division den Übergang über die Saar bei Saarlouis bringen. Sie wurde aber, in Ausführung dieses Befehls bis Picard gelangt, wieder zurückbeordert, und wir finden sie am Ende des Tages im Biwak südlich Derlen auf dem rechten Ufer, während das VII. A. K. auf der Linie Ludweiler—Forbach, das VIII. bei Spicheren, also auf dem linken Saar-Ufer und zum Teil schon auf französischem Boden standen.

Es war nämlich am 8. August früh aus dem Großen Hauptquartier telegraphisch die Anweisung ergangen, daß die 1. Armee mit dem VII. und VIII. A. K. zwischen Saarbrücken und Völklingen stehen bleiben solle, daher hatte sich das Oberkommando zu Abänderungen seines oben genannten Befehls veranlaßt gesehen und für die Division befohlen: „Die 3. Kav. Div. rückt heute (8.) in ein Biwak bei Völklingen, Stabsquartier Derlen, die gegen Bolchen usw. vorgeschobenen Kavallerieabteilungen bleiben stehen und ziehen sich eventuell über Saarlouis zurück."

Premierlt. v. Ramin meldete den Abbruch des Biwaks bei Tromborn und Abmarsch der betreffenden Kräfte auf Bolchen—Metz.

Vom Ulan. R. 5 wurde Premierlt. v. Papen mit 15 Pferden auf Bolchen entsandt, um soweit als möglich gegen Metz vorzugehen und die Straße Bolchen—Metz zu beobachten. Er traf in Bolchen auf ein französisches Requisitionskommando, das auf Metz auswich. Papen sandte die erbeuteten Wagen nach Saarlouis und ging selbst nach Ober-Felsberg zurück, wo er nächtigte.

9. August. Der 9. August brachte in dieser Aufstellung keine wesentliche Veränderung. Die 1. Armee hatte noch als Verstärkung das

Digitized by Google

I. A. K. und die 1. Kav. Div. erhalten. Ersteres hatte am Tage vorher mit seinem Anfang Völklingen erreicht, von der letzteren befanden sich fünf Regimenter in der Gegend von St. Johann. Für die 3. Kav. Div. hatte der am 8. August ausgegebene Armeebefehl Nr. 10 angeordnet: „Die 3. Kav. Div. hat morgen Abteilungen vorzuschieben, um über die Aufstellung des Feindes, besonders über das nach der Meldung des Lts. Stumm bei Buschborn stehende Korps nähere Nachrichten einzuziehen."

Prlt. v. Papen, der von Bolchen über Helsdorf—Bingen Einblick in die Straße St. Avold—Metz gewinnen sollte, meldete mündlich in Derlen seinem Divisionskommandeur: „Gegend Bolchen—Tennschen vom Feinde frei. Alles soll nach Metz bzw. St. Avold abmarschiert sein"*).

Der nach Buschborn entsandte Premierlt. Balthasar vom Ulan. R. 14 meldet den genannten Ort frei.

Sekondelt. v. Wallenberg desselben Regiments meldete von St. Avold 5° Nachm.: „Korps Bazaine am Tage vorher (8.) von St. Avold abgezogen, Nacht vom 8./9. Biwak zwischen Rollingen und Bingen, am 9. 3° Morg. Weitermarsch auf Metz.

Vorstehende Angaben bestätigte eine Meldung des Rittm. v. Hymmen vom Ulan. R. 5. Die Division selbst blieb in ihrem Unterkunftsraum.

10. August. Die 1. Armee rückte am 10. August mit dem I. A. K. nach Kreuzwald, mit dem VII. nach Karlingen—Spittel, Avantgarden Gertingen bzw. Porcelette, bei Lauterbach stand das VIII. A. K., und in dritter Linie bei Ludweiler die 1. Kav. Div.

Die 3. Kav. Div. überschritt nun auch die Saar bei Völklingen und kam ins Biwak bei Überherrn, Avantgardenregiment nach Hargarten. Die Division befand sich somit auf der rechten Armeeflanke und zum ersten Male im feindlichen Lande.

Diesen Bewegungen lag der Armeebefehl Nr. 11 vom 9. August 9° Abds. zugrunde. Er lautete: „Morgen früh tritt die 1. Armee den Vormarsch an ..... 3. Kav. Div. nach Überherrn und zwar entweder durch die Furt bei Buß oder hinter dem I. A. K. bei Völklingen. Von Überherrn schiebt die Division Sicherungen in den Richtungen auf Busendorf und Bolchen vor ..... Aufbruch der Korps erfolgt um 6° früh, der der beiden Kavalleriedivisionen um 7° früh."

11. August. Für den 11. August war keine Änderung vorgesehen. Der Armeebefehl Nr. 13 für den folgenden Tag lautete: „Morgen früh um 7° wird der Vormarsch fortgesetzt. Das I. A. K. besetzt mit dem Gros Bolchen, Avantgarde auf der Chaussee nach Metz bis an die Nied,

*) Diese Bewegungen des Gegners waren schon am 7. August ausgeführt.

Digitized by Google

und patrouilliert mit Kavallerie auf der Straße nach Metz..... Die 3. Kav. Div. nach Gelmingen, Avantgarde gegen Niedingen, treibt Spitzen gegen Metz und in das Zwischenterrain zwischen Metz und Diedenhofen. Armee-Hauptquartier Bolchen. Es ist die nächste Aufgabe, zu ermitteln, wo der Feind steht."

Am Schluß dieses Befehls befindet sich unter der Überschrift „Nachrichten vom Feinde" folgendes: „Übereinstimmende Nachrichten vom Feinde ergeben, daß wahrscheinlich die Korps Frossard, Bazaine, Ladmirault auf der Straße über Falkenberg und Bolchen westlich abgezogen, dagegen andere Truppen angeblich zum Teil per Eisenbahn von Châlons her zu deren Aufnahme aus Metz in östlicher Richtung debouchiert sind. Hiernach läßt sich die Ansammlung eines ansehnlichen Teils der feindlichen Armee hinter der französischen Nied von Courcelles abwärts mit Bestimmtheit annehmen."

Als die im vorstehenden Befehl getroffenen Anordnungen um 2° Nachm. im Großen Hauptquartier bekannt wurden, erhielt die Armee Befehl, die Kavallerie noch heut über die allgemeine Frontlinie hinaus vorzuschicken. Das Oberkommando sah sich infolgedessen genötigt, der 3. Kav. Div. 5° Nachm. durch Ordonnanzoffizier nachstehenden Befehl zu senden: „Dem Befehl Seiner Majestät des Königs zufolge sollen die 1.*) und 3. Kav. Div. sofort noch heute aufbrechen, und zwar in der ihnen in dem heutigen Armeebefehl zugewiesenen Richtung. Danach geht die 3. Kav. Div. in der Richtung auf Gelmingen noch heut ca. bis Teterchen."

Die 3. Kav. Div. brach infolgedessen zum Teil spät am Abend ihr Biwak ab und rückte über Teterchen, wo von 1° Nachts bis ungefähr 4° Morg. gerastet wurde, nach Bettingen. Hier wurde 7° Morg., also am 12. August, Biwak bezogen. Die Avantgarde kam nach Gondreville.

Von Teterchen aus war der Premierlt. v. Voigts-Rhetz vom Kür. R. 8 mit einem Zuge auf Busendorf entsandt mit dem Auftrage, die Straße nach Diedenhofen zu beobachten und Nachrichten über den Feind einzuziehen. Er traf 7° Morg. in Busendorf ein, machte hier eine Stunde Rast und fand beim Weiterreiten auf Diedenhofen vor Dalstein einen Zug vom Ulan. R. 5, von dessen Führer er erfuhr, daß weit und breit nichts vom Feinde zu bemerken sei. Nach Meldung hierüber ritt er über Homburg—Kedingen—Metzer-Wiese auf Diedenhofen zu. Bei Stückingen stieß er auf feindliche, in dem Ort requirierende Dragoner, die sich aber sofort auf Diedenhofen zurückzogen. In energischer Verfolgung gelangte er bis vor die Tore und selbst in die Festung Diedenhofen. Nach Meldung hierüber, wie über den Zustand der Festung ging Premierlt.

*) Die 1. Kav. Div. war nach Rollingen dirigiert.

Digitized by Google

v. Voigts-Rhetz zunächst bis Kedingen zurück, wo der Zug fütterte, schickte die erbeuteten vier zweispännigen Haferwagen an das Regiment und ging selbst für die Nacht nach Dalstein.

12. August. An diesem Tage rückte die 1. Armee mit dem I. und VII. A. K. in die Linie Bolchen—Hallingen—Möhringen, die 1. Kav. Div. vorwärts des linken Flügels nach Rollingen, Avantgarde Pont à Chaussy. Sie hatte ihren Platz auch durch Nachtmarsch erreicht. Das VIII. A. K. kam in zweiter Linie nach Niederwiese—Buschborn.

Für die 3. Kav. Div. hatte der diesen Bewegungen zugrunde liegende tags vorher zu Lauterbach 10° Abds. ausgegebene Armeebefehl Nr. 14 angeordnet: „Die 3. Kav. Div. bleibt bei Bettingen und schiebt Rekognoszierungen vor."

Die Division befand sich also mit ihrem Gros direkt in der rechten Flanke. Was ihre Aufklärungsmaßnahmen anlangt, so haben wir vorgreifend die Patrouille des Premierlts. v. Voigts-Rhetz schon erwähnt. Das Ulan. R. 14 erhielt Befehl, weiter über die Nied vorzugehen. Es bezog Vorposten bei Gondreville, Aufklärung gegen Metz und Diedenhofen. Eine größere Erkundung gegen Metz wurde wegen starker Ermüdung der Pferde auf den Nachmittag verschoben. An diesem unternahm dann der Regimentskommandeur persönlich mit drei Zügen der 3. Eskadron eine solche über St. Barbe bis Poix. Letzterer Ort wurde stark mit Infanterie besetzt gefunden, außerdem sah man größere feindliche Zeltlager bei Servigny.

Vom Ulan. R. 5 war wieder Rittm. v. Hymmen mit einem Zuge auf der großen Straße Bolchen—Metz vorgegangen. Er hatte sich mit einer Patrouille vom Ulan. R. 14 vereint und traf auf feindliche Dragoner, die auf Tennschen zurückgingen. Von hier aus folgend, beobachtete er ein auf Metz abmarschierendes Korps, dessen Arrieregarde bei Bellecroix haltmachte.

13. August. Hier ist zunächst nötig, den Befehl des Großen Hauptquartiers — St. Avold, 12. August, 4³⁰ Nachm. — anzuführen. Derselbe lautete in seinem die 1. Armee betreffenden Teil: „Soweit die eingegangenen Nachrichten es übersehen lassen, ist die Hauptmacht des Feindes im Rückzug durch Metz über die Mosel begriffen. Seine Majestät befehlen: Die 1. Armee rückt morgen den 13. gegen die französische Nied, Gros auf die Linie Tennschen—Pange und sichert den Bahnhof Courcelles. Kavallerie rekognosziert gegen Metz und überschreitet die Mosel unterhalb. Die 1. Armee deckt somit die rechte Flanke der 2. Armee."

Hierauf befahl das Oberkommando der 1. Armee am 12. August 9° Abds. aus Buschborn im Armeebefehl Nr. 15: „Auf Befehl Sr. Majestät rückt die 1. Armee morgen in folgende Aufstellung vor:

Digitized by Google

Das I. A. K. mit einer Division nach Ladonvillers, Avantgarde jenseits Tennschen .....

3. Kav. Div. geht bis Avancy, schiebt gegen Metz und Vigy vor und versucht über die Mosel hinüber Abteilungen zu schieben, um zu sehen, was jenseits der Mosel steht."

Diesem Befehl waren als Anlage zur Benutzung für die Kavallerie Notizen über die Übergangspunkte über die Mosel zwischen Metz und Diedenhofen beigefügt.

Darin waren die Übergangspunkte Hauconcourt, Ay--Hagendingen, Bettingen mit Seilfähre, Illingen—Ueckingen mit fliegender Brücke bei Ueckingen nebst Ufer- und Wasserverhältnissen der Mosel angegeben.

Die Kav. Div. hatte hierzu um 11^{15} Abds. des 12. August befohlen: „Die Division marschiert morgen früh 6^{0} aus dem Biwak ab und rückt bis Avancy vor. Das Ulan. R. 7 bricht um 5^{0} auf, geht über Bettingen, Gelmingen, Rederchingen, Brittendorf bis ½ Meile jenseits Avancy gegen Metz vor und übernimmt als Avantgarde der Division die Sicherung derselben gegen diese Festung unter Detachierung einer Eskadron auf Vigy, welche die Straße nach Diedenhofen beobachtet. Die Vorposten suchen den Anschluß an die westlich Tennschen stehende Avantgarde des I. A. K., sowie über Sanry an die Vorposten der auf Vigy vorgeschobenen Eskadron. Es sind Patrouillen gegen Metz und Diedenhofen vorzuschicken, und zu versuchen, Abteilungen über die Mosel zu werfen, um zu sehen, was jenseits der Mosel steht . . .".

Infolge dieser Anordnungen erreichte am 13. August die 1. Armee die französische Nied auf der Linie Tennschen—Courcelles mit dem I. und VII. Korps, dahinter an der deutschen Nied auf der Linie Waibelskirchen —Bingen stand das VIII. A. K. Die 1. Kav. Div. war nach Mécleuves vorgeschoben, die 3. bezog Biwak bei Vry, das Avantgarden-Regiment bei Avancy mit Detachierung einer Eskadron nach Vigy. Die Division stand jetzt zum ersten Male rechts vorwärts des betreffenden Armeeflügels an der großen Straße Busendorf—Metz, mit seinen Vedetten etwa eine Meile von der Festung und der Mosel entfernt.

Premierlt. v. Voigts-Rhetz hatte von Dalstein aus eine Patrouille auf Sierk entsandt, wo nichts vom Gegner angetroffen wurde. Kurz vor 10^{0} Vorm. erhielt er Befehl, zum Regiment zurückzukehren.

Die 7. Ulanen gingen dem Divisionsbefehl entsprechend mit der 1. Eskadron an der Spitze bis jenseit Avancy vor. Starkes Feuer aus Prémy verhinderte weiteres Vorgehen. Das Regiment blieb, wie schon angegeben, bei Avancy, entsandte nach Vigy die 2. Eskadron. Seine Vorposten standen auf den Höhen zwischen St. Barbe und Vigy. Große

Digitized by Google

französische Zeltlager, bei dem Wald von Grimont beginnend und sich südlich bis Grigy ausdehnend, waren zu sehen, auch erkannte man ein kleineres Lager bei Chieulles. Die feindlichen Vorposten standen nahe gegenüber in der Linie Failly—Servigny—Noisseville. Links war die Verbindung mit den Vorposten des I. Korps, rechts mit der 2. Eskadron hergestellt. Dieselbe entsandte auf Diedenhofen den Premierlt. v. Müller I. mit 19 Pferden, welcher die Besatzung der Festung mit 2000 Mann Nationalgarde und 50 Dragonern meldete und den von Metz über Busendorf, Metzer-Wiese nach Diedenhofen führenden Telegraphen zerstörte. Der genannten Eskadron war auch der Auftrag erteilt, Patrouillen zum Suchen von Übergangspunkten über die Mosel vorzutreiben. Es wurden hierzu der Lt. der Res. Schultz und der Unteroffizier v. Schierstaedt mit 5 bzw. 6 Pferden bestimmt. Nach der Regimentsgeschichte überschritten beide zu verschiedenen Zeiten den Fluß auf einer Fähre bei Hauconcourt und fanden auf dem jenseitigen Ufer nichts vom Feinde. Unteroffizier v. Schierstaedt erstattete 9^{30} Abds. dem Regimentskommandeur Bericht. Es ist dann noch von einer offenbar später entsandten Patrouille des Lts. v. Pfannenberg die Rede, welche den Auftrag hatte, Eisenbahn und Telegraph Diedenhofen—Metz zu zerstören. Es gelang ihr jedoch nicht über die Mosel zu kommen. Gen. Lt. Graf v. der Groeben hatte sich durch eigenen Augenschein von den Höhen bei St. Barbe aus über den Gegner unterrichtet, er meldete am nächsten Vormittag 10^{0} von Vry aus an das Oberkommando: „Meine Patrouillen haben gestern bei Olgy feindliche Infanterie angetroffen. Bei Prémy wurde ein Pferd der 1. Eskadron Ulan. R. 7 verwundet. Unteroffizier v. Schierstaedt und Lt. Schultz desselben Regiments sind mit 5 Mann mit einem Nachen über die Mosel gefahren und bis an die Ausgänge von Hauconcourt vorgerückt. Es ist dort nichts von französischen Truppen zu sehen gewesen, Einwohner haben ausgesagt, daß vorwärts Maison rouge kein französisches Militär auf dem linken Mosel-Ufer stehe. Alle Moselfähren sollen nach Metz und Diedenhofen gebracht sein. Lt. v. Pfannenberg, welcher in der Nacht die Eisenbahn und den Telegraphen von Metz nach Diedenhofen zerstören sollte, hat nicht mehr über die Mosel kommen können. Ein weiterer Versuch in derselben Richtung ist nicht gemacht worden, weil Hauptm. v. Groeben von Ing. Korps auf Befehl des Oberkommandos die Zerstörung der Bahn auszuführen hat. Demselben sind 8 Ulanen zur Rekognoszierung beigegeben worden. An der Stellung des Feindes vor Metz ist keine Veränderung wahrgenommen worden."

* * *

Digitized by Google

Wenn wir die Verwendung der Division in dem geschilderten Zeitabschnitt betrachten, so erscheint als leitender Gedanke des Oberkommandos: die Sicherung der rechten Flanke der Armee; bis zum Eingreifen des Großen Hauptquartiers, allerdings in etwas eng gesteckten Grenzen. An sich wird dieser Verwendung, da die 1. Armee den rechten Flügel bildete, nichts entgegenstehen, wenn man auch nach heutigen Anschauungen die Aufgabe wohl mehr offensiv gelöst und besonders nach dem 6. die Division mehr zur Bedrohung des feindlichen linken Flügels angesetzt haben würde.

Über Verwendung und Tätigkeit der Division im einzelnen dürfte nachstehendes zu bemerken sein.

Im Verlaufe des 6. August hatte die Division, wie wir schon sahen, keine weiteren Befehle erhalten. Erteilen hätte ihr einen solchen nur das Oberkommando können. General v. Steinmetz traf aber erst 7° Abds. während der letzten Stadien des Kampfes auf dem Gefechtsfelde bei Saarbrücken ein. Da war natürlich ein Heranziehen für das Gefecht ausgeschlossen. Gegen Mittag erreichte Steinmetz Eiweiler, wurde hier durch einen Generalstabsoffizier des VII. A. K. über die Lage bei Saarbrücken unterrichtet und hatte seine Zustimmung zur Vorführung des VII. A. K. nach der Saar gegeben. Zeitlich und örtlich hätte hier der Division ein Befehl für eine tätige Mitwirkung erteilt werden können. Es bleibt aber zu bedenken, daß zu dieser Zeit die Verhältnisse bei Saarbrücken doch noch zu wenig geklärt waren, um die Division von ihrer für den weiteren Vormarsch zweifellos sehr günstigen Vormarschstraße wegzuholen.

Man kann für den weiteren Verlauf des Tages vielleicht die Frage aufwerfen: Hätte der Divisionskommandeur, wie es in so beachtenswerter Weise ein Teil der höheren Truppenführer tat, die aus eigener Initiative den Befehlen vorgreifend ihre Truppen nach Saarbrücken in Marsch setzten, auf den Kanonendonner marschieren sollen?

Der Befehl für die Division lautete: „Die 3. Kav. Div. dirigiert sich über Lebach nach Labach 1 Meile südwestlich Lebach und sichert die rechte Flanke der Armee." Gegeben war dieser Befehl unter der Voraussetzung eines einfachen Vormarsches der Armee, der mit keinem Zusammenstoß mit dem Gegner rechnete.

Ob man nun von diesem Befehl unter den veränderten Verhältnissen abweichen sollte, dafür würde in erster Linie mit maßgebend gewesen sein, welche Schlüsse man aus dem gehörten Kanonendonner zog, ob man durch Offiziere mit dem VII. A. K. bzw. Oberkommando in Verbindung stand und ob man eine Gefährdung der rechten Flanke annahm.

Die Division hatte bis Mittag, wo das Gefecht bei Saarbrücken sich entwickelte, 25 bis 30 km Marsch hinter sich, dieselbe Entfernung etwa

Digitized by Google

trennte sie vom Gefechtsfeld. Wenn das auch eine ganz ansehnliche Marschleistung darstellt, so wird man davor natürlich nicht zurückschrecken, wenn es sich darum handelt, entscheidend einzugreifen. Entschloß man sich zu dem Marsch, so war dabei von großer Bedeutung, daß sich bei der Division der unternehmende, mit den örtlichen Verhältnissen vertraute Oberstlt. v. Pestel mit seinem Regiment befand, man hatte aber auch noch weiter zu überlegen, auf welchen Punkt man unter Berücksichtigung der Eintreffenszeit den Marsch richten sollte.

Man konnte etwa zwischen 2 und 3° Nachm. in Völklingen eintreffen und sich hier nach Lage der Verhältnisse entscheiden, ob ein weiteres Vorgehen auf Saarbrücken oder über Kl. Roßeln auf Forbach angezeigt war.

Tatsächlich ist das Gelände Saarbrücken—Spicheren für Kavallerie nicht gerade günstig, auch konnte man genügend Kavallerie*) dort annehmen. Allerdings ist das letztere Moment nicht ohne Bedenken. Jedenfalls sieht man, daß zur Beantwortung der angeschnittenen Frage manche Überlegungen anzustellen waren, für die man die damals vorhandenen oder nicht vorhandenen Unterlagen nicht kennt, so daß sich die Frage heute bestimmt nach der einen oder anderen Richtung kaum beantworten läßt.

Wie sind nun die Anordnungen für die Aufklärung an diesem Tage zu beurteilen? Der Armeebefehl enthielt darüber keinerlei Anweisung. Die Division entsandte, wie wir gesehen haben, zwei stärkere Offizierpatrouillen von Lebach aus gegen Busendorf bzw. St. Avold. Das sind zwei in Luftlinie 25 km auseinanderliegende Punkte. Gegen diese Linie würde man nach heutigen Anschauungen dem Wegenetz entsprechend mindestens vier Aufklärungsorgane entsenden, etwa mit den Zielen Busendorf, Teterchen, Ham und Varsberg, St. Avold und diesen je eine Aufklärungseskadron vielleicht nach Ober-Felsberg bzw. Bisten als Rückhalt nachschieben, oder, nach heutigen Begriffen richtiger ausgedrückt, man würde zwei Aufklärungseskadrons die betreffenden nach dem Straßennetz eingeteilten Geländestreifen zur Aufklärung überwiesen haben.

Daß die entsendeten Patrouillen zum großen Teil nicht am Feinde blieben, sondern erhebliche Strecken wieder zwischen sich und den Feind legten, die sie am anderen Tag wieder von neuem durchreiten mußten, ist von der bezüglichen Literatur hinlänglich als falsch bezeichnet worden.

7. August. Daß die Division für diesen Tag nicht den Befehl erhielt, über die Saar zu gehen, muß allerdings wundernehmen. Um der Aufklärung Rückhalt und den nötigen Nachdruck zu geben, war dieser

*) Es hatten sich auch allmählich 29 Eskadrons hinter der Gefechtslinie zusammengefunden.

Digitized by Google

Uferwechsel wohl entschieden geboten, um so mehr, als er bei Saarlouis sich leicht und ohne jede Gefahr vollziehen ließ, und auch jenseits die Division immer noch im bzw. im Anschluß an den Vorpostenbereich der Festung blieb. Die Aufgaben, die der Kavalleriedivision im Armeebefehl gestellt waren: „Rekognoszierungen auf den gegen Metz führenden Straßen vorzuschieben", hätten wohl präziser gefaßt sein können.

Man wird eine Erklärung für die Anordnungen des Oberkommandos darin zu suchen haben, daß man sich am Abend des 6. August über die Größe des errungenen Erfolges nicht klar war, daß das Durcheinander der verschiedenen Verbände einen außerordentlich hohen Grad erreicht hatte, so daß man alles vermeiden wollte, was den Feind zu einem Vorgehen veranlassen konnte. Ganz kann man dabei das über Steinmetz gefällte Urteil, daß die strategische Verwendung der Kavallerie überhaupt nicht seine starke Seite gewesen sei, nicht von der Hand weisen.

Was nun die Division in Ausführung des Befehls veranlaßte, wird auch nicht als völlig ausreichend bezeichnet werden können. Die in Betracht kommenden Straßenzüge waren nicht alle mit Patrouillen belegt. Aufgabe der Division mußte es doch vorwiegend sein, die Verhältnisse des feindlichen Flügels — wo, wie stark usw. — zu klären. Es ist dies in großen Verhältnissen nicht so einfach, keine Aufgabe, die sich sozusagen auf Anhieb lösen läßt. Erst die Zusammenstellung zahlreicherer Meldungen wird darüber ein annähernd richtiges Bild bzw. bestimmte Anhaltspunkte für ein solches geben. Was Graf v. der Groeben am Vormittag des 7. August telegraphisch von Fraulautern meldete, war jedenfalls noch nicht geeignet, hier Klarheit zu schaffen. Der Schlußsatz dieser Meldung lautete: „Größere Kavalleriemassen jenseits der Saar vorläufig ohne Wirkung." Dieser Satz ist Veranlassung gewesen, daß man in der Militärliteratur von „jeglichem Mangel an tatkräftiger Energie und Fehlen jeglichen Unternehmungsgeistes" gesprochen hat. Graf v. der Groeben, seinerzeit Kommandeur der Zieten-Husaren unter Prinz Friedrich Karl, dessen besonderer Gunst er sich erfreute, hatte 1866 mit Auszeichnung die 3. leichte Kav. Brig. geführt und galt im Divisionsstabe für außerordentlich tapfer und mutig, eigentlich für einen Draufgänger. Damit lassen sich die erhobenen Vorwürfe nicht vereinen. Man wird zugeben können, daß nach heutigen Anschauungen aus den Worten eine falsche Auffassung über die Wirksamkeit und Bewegungsmöglichkeit herausgelesen werden kann.

Was veranlaßte wohl Graf Groeben zu dem Schlußsatz und wie dürfte er zu verstehen sein?

Wenn man sich den Abschnitt Saarlouis—Bolchen—Saarbrücken, das voraussichtliche Feld der Tätigkeit für die Division, auf der Karte ansieht, so wird man einräumen, daß er für größere Kavallerieverbände

Digitized by Google

nicht gerade sehr einladend erscheint. Größere zusammenhängende Wälder beeinträchtigen die Übersicht. Zahlreiche, durch Bäche gebildete Abschnitte begünstigen den Gegner, einem Vormarsch mit Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Die verschiedenen Patrouillen mögen diese Schwierigkeiten wohl bestätigt haben. Sich einen Weg, selbst gegen schwächere feindliche Infanterie, mit eigener Kraft zu bahnen, dazu waren die jeder wirksamen Feuerwaffe entbehrenden Regimenter der Division nicht in der Lage. Feindliche Infanterie wußte man sich aber gegenüber.

Hierzu kam, daß ein selbständiges Auftreten größerer Kavalleriemassen allein weit vor der Front der Flügel der Armee überhaupt den damaligen Kavallerieführern noch unbekannt war. Man beurteilte wahrscheinlich die Lage dahin, daß es zunächst nur auf Sehen ankomme, was man eben nach den damaligen Anschauungen lediglich durch Patrouillen ohne Rückhalt geschlossener Verbände ausführen zu können glaubte, und deshalb hielt man vorläufig größere Kavalleriemassen jenseits für ohne Wirkung. Man wird eben das vorläufig betonen und das „jenseits" im Sinne weitgreifender Unternehmungen auf dem anderen Ufer auffassen müssen. Im übrigen hätte das Oberkommando ja jederzeit diese Auffassung berichtigen und eingreifen können.

8. August. Welche Erwägungen das Oberkommando veranlaßten, die an dem Tage schon über die Saar gegangene Division wieder zurück auf das rechte Ufer zu ziehen, ist schwer zu erklären. War auch vom Großen Hauptquartier ein Stehenbleiben der 1. Armee befohlen, so war dies doch nur dadurch veranlaßt, daß man über die Verhältnisse beim Gegner noch nicht genügend unterrichtet war. Es lag also ein Grund mehr vor, durch Vorschieben der Kavallerie Klarheit zu schaffen. Irgendwie gefährdet war die Division in der Gegend von Ober-Felsberg keineswegs mit dem sicheren Übergang Saarlouis im Rücken. Die Division trifft keine Schuld; sie war an einen bestimmten Befehl gebunden und hatte mit unnötigem Marsch nur ihre Pferde ermüden müssen.

Ihre Meldungen ergaben ein Zurückweichen des Gegners von Busendorf, Bolchen, Buschborn auf Metz, was allerdings erst spät Abends beim Oberkommando bekannt wurde.

9. August. Trotz dieser Meldungen verblieb die Division auch diesen Tag noch auf dem rechten Saar-Ufer. Die weiteren Meldungen bestätigten den Rückzug des Feindes bis an und über die deutsche Nied.

10. August. Dieser Tag brachte der Division endlich den Uferwechsel, aber unter welchen Umständen! Sie sollte die Furt bei Buß benutzen, mußte aber, da diese sich als unbenutzbar herausstellte, hinter dem I. A. K. bei Völklingen übergehen, was ihr daselbst ein fünfstündiges unnützes Warten einbrachte. Nur das Ulan. R. 7 ging über Saarlouis.

Digitized by Google

Bei strömendem Regen wurde am Nachmittag bei Ueberherrn das Biwak bezogen, das Ulan. R. 14 nach Hargarten vorgeschoben mit Vorposten gegen Bolchen.

Über diese Verwendung der Kavallerie sagt das Generalstabswerk: „Da sich die Kavalleriedivisionen der 1. Armee nicht in der vorderen Linie befanden, so hatte die unmittelbare Berührung mit dem Feinde hier fast ganz aufgehört."

Es muß diese Art der Verwendung um so mehr auffallen, als unter dem 9. August 8° Abds. vom Großen Hauptquartier allgemein befohlen war, die Kavallerie auf größere Entfernung vorzuschieben und durch weit vorgeschobene Avantgarden zu unterstützen.

Was also schon am 7. August ohne jede Schwierigkeit geschehen konnte, wurde heute unter erheblichen Anstrengungen für die Truppe ausgeführt.

11. und 12. August. Die bisherigen Anordnungen des Oberkommandos für die Kavalleriedivision hatten, wie wir sahen, ein Eingreifen des Großen Hauptquartiers hervorgerufen und für die Division am späten Abend Alarm und einen recht beschwerlichen Nachtmarsch gebracht. Am 12. August wurde durch das Ulan. R. 14 und Rittm. v. Hymmen von den 5. Ulanen die direkte Fühlung mit dem Gegner aufgenommen, und zwar in umfassender, die Verhältnisse vor der Front klärender Weise.

13. August. Mit diesem Tage kommen wir zu einem Abschnitt der Verwendung und Tätigkeit der 3. Kav. Div., die zu vielfachen Erörterungen und Vorwürfen in der Militärliteratur geführt hat.

Es war von besonderer Bedeutung, daß sich die Aufklärungsorgane der 1. und 2. Armee auf dem linken Mosel-Ufer westlich Metz die Hand reichten, Metz und die feindliche Armee von Patrouillen umstellt, und somit auch westlich Metz möglichst umfassende Kenntnis über den Gegner und seine Absichten geschaffen wurde. Das Große Hauptquartier hatte die Wichtigkeit einer solchen Maßnahme erkannt und dementsprechend an beide Armeen verfügt.

Während bei der 2. Armee diesen Anordnungen Rechnung getragen, die befohlenen Maßnahmen auch der 1. Armee mitgeteilt wurden, erfuhr beim General v. Steinmetz, wie wir gesehen, der Befehl des Großen Hauptquartiers bei der Weitergabe eine so wesentliche Abschwächung, daß es hier über einen schüchternen Versuch, mit Kavallerie die Mosel zu überschreiten, nicht hinauskam.

Man hat im allgemeinen diese Vorgänge mit einem geringen Verständnis Steinmetz' für die strategische Verwendung der Kavallerie und nicht genügend eigener Initiative des Kommandeurs der 3. Kav. Div. erklärt.

Digitized by Google

Wenn man die bisherige Verwendung der Kavalleriedivisionen mit dem Urteil kompetenter Persönlichkeiten über die Führereigenschaften des Löwen von Nachod vergleicht, so wird man darin wohl mit einen Grund zu dem lauen Betrieb einer so wichtigen Angelegenheit finden können. Es haben aber sicher noch andere Momente und Erwägungen mitgespielt, die, wenn sie heute auch schwer sich restlos darlegen und aufklären lassen werden, doch vielleicht der Erörterung wert sind.

Steinmetz huldigte bis zur Einseitigkeit dem Prinzip des Zusammenhaltens der Kräfte, worin er wohl auf dem Vormarsch gegen Metz noch mehr durch den an sich nicht unberechtigten Gedanken bestärkt wurde, Bazaine möchte sich mit seinen Gesamtkräften auf ihn stürzen. Er hat deshalb den Gedanken, stärkere Abteilungen von Kavallerie, etwa gar die ganze 3. Kav. Div., auf das linke Mosel-Ufer zu werfen, vielleicht von vornherein abgewiesen.

Hierzu kam, daß er, wie aus Briefen von ihm hervorgeht, mit der Möglichkeit rechnete, mit seiner ganzen Armee die Mosel unterhalb Metz zu überschreiten. Dafür mag es ihm vielleicht vorteilhaft erschienen sein, die seine rechte Flanke schützende Kavalleriedivision nicht vorzeitig aus der Hand zu geben.

Durch die bedeutsamen Ereignisse des 14. August wurde dann die ganze Angelegenheit wahrscheinlich in den Hintergrund gedrängt, und das ganze Unternehmen scheiterte. Ob Gen. Lt. Graf v. der Groeben von der strategischen Gesamtlage und den Absichten des Großen Hauptquartiers unterrichtet war, ist mit Sicherheit nicht festzustellen, erscheint aber zweifelhaft. Man wird ihm daher wohl kaum einen großen Vorwurf machen können, daß er den Versuch, Abteilungen über die Mosel zu werfen, um zu sehen, was jenseit der Mosel steht, einfach dem Avantgarden-Regiment, den 7. Ulanen, übertrug, noch dazu einem Regiment, dessen Kommandeur er als unternehmenden Mann kannte. Natürlich wäre es besser gewesen, hiermit eine Truppe zu betrauen, die nicht wie die 7. Ulanen gleichzeitig noch andere wichtige Obliegenheiten, wie Aufklärung gegen Metz und Diedenhofen, hatte. Das sind aber Erwägungen, die hinterher bei Kenntnis der Gesamtlage billig anzustellen sind.

Zu berücksichtigen bleibt, daß die Kavallerie damals technische Mittel, einen Fluß zu überschreiten, überhaupt nicht besaß. Was am 13. August noch vielleicht mittels Durchfurten möglich war, wurde durch das in der Nacht vom 13./14. August eintretende Hochwasser unmöglich gemacht.

Hätte das Oberkommando der 1. Armee ernstlich die Absicht gehabt, nennenswerte Kavallerieverbände zu weiter ausholender Aufklärung auf das andere Mosel-Ufer zu schieben, so erscheint es unerläßlich, daß der Kavalleriedivision die nötigen Übergangsmittel durch Zuweisung eines Pontontrains zur Verfügung gestellt worden wären.

Digitized by Google

Steinmetz war ja sonst ein Mann, der, wie Cardinal v. Widdern sagt, es verstand, seinen Befehlen Nachdruck zu geben. Wenn er das nicht tat, so wird man doch schließlich annehmen müssen, daß er es, welches auch immer seine Gründe waren, ernstlich nicht wollte. Er also und nicht der Kommandeur der 3. Kav. Div. trägt die Schuld, wenn hier ein so wichtiger Befehl des Großen Hauptquartiers in unzureichender Weise ausgeführt wurde.

Es kann hier eingewendet werden, was auch im allgemeinen für den geschilderten Abschnitt gilt, daß der Kommandeur der 3. Kav. Div., wenn ihm die Befehle des Oberkommandos nicht ausreichend erschienen, die entsprechenden Maßnahmen hätte anregen müssen. Nun war der Oberbefehlshaber aber eine Persönlichkeit, die derartigen Anregungen, die doch immerhin eine gewisse Kritik der Befehle enthielten, gewiß nicht gerade ein williges Ohr geliehen hätte. Nach seinem ganzen Wesen war vielmehr ein schroffes Verweisen auf die gegebenen Befehle zu erwarten.

Man wird, wenn man die Führung der 3. Kav. Div. noch einmal zusammenfassend in diesem Zeitabschnitt überblickt, nicht den Maßstab heutiger Tage anlegen dürfen. Zusammensetzung, Bewaffnung, Ausstattung mit Hilfswaffen und technischen Mitteln*) der Division war eine wesentlich andere, primitivere. Heute in Fleisch und Blut übergegangene Aufklärungsgrundsätze waren damals noch kaum bekannt, Übung in Führung größerer Kavallerieverbände nicht vorhanden.

Zieht man das alles in Betracht, so wird man doch die Vorwürfe, die der Führung gemacht sind, einschränken und anerkennen müssen, daß die Truppe nie versagt und die Träger der Aufklärung, die Offizierpatrouillen, mit unleugbarem Schneid und mit zum Teil großem Geschick ihre Pflicht und Schuldigkeit getan haben. Allerdings wird man, um Mißverständnissen vorzubeugen, nochmal betonen müssen, daß, wenn auch der Führung mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse — und jeder ist mehr oder weniger ein Kind seiner Zeit und Verhältnisse — viele entschuldigende Momente zur Seite stehen, diese für die heutige Zeit keineswegs als Beispiel hingestellt werden kann.

Dessenungeachtet kann man aber aus diesem Abschnitt kavalleristischer Tätigkeit lernen, und das ist doch das Ziel alles Studiums der Kriegsgeschichte.

*) Irgend welches Brückengerät besaß die Kavallerie nicht.

Digitized by Google

Nach dem französischen Generalstabswerk standen von der III. Korps (Bazaine)*

	6. August	7. August	8. August
IV. Korps. H. Quart. . .	Bolchen	wie am 6. August	Glatigny
1. Div. (Cissey) . . .	Teterchen und Trombom	Bolchen	Tennichen
2. " (Grenier) . .	Buschborn	St. Avold	westlich Bingen
3. " (Lorencez) . .	Kuhmen	Helsdorf	zwischen Tillers und Glatigny
Kav. Div. (Legrand) .	Bolchen und Teterchen	Bolchen	Laudallier?) und Tillers
Ref. Art. und Genie .	Bolchen	wie am 6. August	zwischen Glatigny und Tennichen
III. Korps. H. Quart. . .	St. Avold	" " " "	Falkenberg
1. Div. (Montaubon) .	Rückzug von Buschbach auf Wustweiler und Püttlingen	Püttlingen	Bahl—Ebering
2. " (Castagny) . .	Rückzug von Fölklingen auf Püttlingen	Genweiler	zwischen Rollingen und Gänglingen
3. " (Metman) . .	Rückzug von Behren auf Püttlingen	Püttlingen	zwischen Falkenberg und Kriechingen
4. " (Decaen) . . .	St. Avold	wie am 6. August	zwischen Bingen und Peplingen
Kav. Div. (Clérembault)	"	St. Avold und Püttlingen	Bingen
3. Brig.	Rückzug Morsbach—Püttlingen		
Ref. Art. und Genie . .	Valmen	St. Avold	Falkenberg und Argenchen

*) Unterm 9. August war Bazaine zum Oberbefehlshaber des II., III. und IV. Korps

Digitized by Google

Rhein-Armee das linke Flügelkorps (IV. Ladmirault) und das am Abend des:

9. August	10. August	11. August	12. August
Schloß Gras	wie am 9. August	Grimont	
zwischen Glatigny und Cheuby	zwischen Glatigny und Tennschen	zwischen Mey und Straße Metz—St. Barbe	
westlich Glatigny	Cheuby	nordöstlich Grimont	
zwischen Cheuby und St. Barbe	nordöstlich St. Barbe	zwischen Villers l'Orme und Busendorfer Straße	wie am 11. August
Schloß Gras	Petit Marais	Grimont	
zwischen St. Barbe und Schloß Gras	wie am 9. August	"	
Pont à Chaussy	" " " "	Borny	
zwischen Zaurn a. d. Ried, Pange, Lemud	Pange	zwischen Grigy und Wald von Colombey	
Mont	wie am 9. August	zwischen Colombey und Montoy	wie am 11. August
"	" " " "	bei Colombey	
Villers, Pont à Chaussy	" " " "	zwischen Nouilly und Saarlouiser Straße	zwischen Bellecroix und Vantoux
Pont à Chaussy	südlich Villers	nördlich Bellecroix	östlich Borny
Urville, Kurzel	Urville und südlich Villers	östlich Les Bordes und Borny	wie am 11. August

ernannt worden. An seine Stelle trat General Decaen an die Spitze des III. Korps.

Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn.
Berlin SW68, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Feldherrntum.

Von

W. v. Blume,

General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorbemerkung.

Der nachfolgende Aufsatz war ursprünglich dazu bestimmt, als Schlußkapitel dem vom Herrn Verfasser im Jahre 1912 veröffentlichten Werke „Strategie, ihre Aufgaben und Mittel“[1]) angefügt zu werden. Äußerliche Umstände haben dies verhindert, weshalb die Veröffentlichung nachträglich erfolgt. Verfasser bittet, den Inhalt als wesentlichen Bestandteil des vorgedachten Werkes zu betrachten.

Die Schriftleitung.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Feldherrnkunst ist die — gegebenenfalls im Einvernehmen mit der Leitung des Seekrieges auszuübende — Kunst, die Machtmittel des Staates zur Erreichung des Kriegszweckes zu verwenden. Der Kriegszweck aber besteht darin, die Wehrkraft des feindlichen Staates so weit zu brechen, wie notwendig ist, um ihn unserem politischen Willen zu unterwerfen. Unter den Mitteln hierfür nehmen, ebenso wie unter den Machtmitteln des Gegners, die organisierten Streitkräfte die erste Stelle ein. Daher steht die Kunst der Heerführung und der Bekämpfung der feindlichen Streitkräfte im Vordergrunde der Feldherrnkunst. Aber sie bildet nicht deren alleinigen Inhalt. Vielmehr hat der Feldherr auch mit den Elementen der Wehrkraft des eigenen und des feindlichen Staates, unter Umständen auch mit dem Verhältnis zu anderen Staaten zu rechnen. Als Elemente der Wehrkraft kommen namentlich in Betracht: die geographische Lage und die Beschaffenheit der beiderseitigen Staatsgebiete, die Zahl und Wehrhaftigkeit der Bevölkerungen, die innerpolitischen, volkswirtschaftlichen und sozialen Zustände der Länder, endlich die Willensstärke der Regierungen und Völker.

Feldherrnkunst ist nicht, wie bisweilen angenommen wird, gleichbedeutend mit „Strategie“[2]). Die Aufgaben des Feldherrn sind zwar

[1]) Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhdlg.

[2]) Auch Moltke hat in den von ihm hinterlassenen Schriften nicht immer beide Begriffe streng auseinandergehalten, u. a. nicht in seinem bekannten Aufsatze vom Jahre 1871 „Über Strategie“.

Digitized by Google

überwiegend strategischer Natur, aber sie erstrecken sich auch auf das Gebiet der Taktik, insbesondere der Schlachtentaktik. Und anderseits kommen Unterführer, bis herab zum Führer eines schwachen Aufklärungstrupps, nicht selten in die Lage, nach strategischen Rücksichten urteilen und handeln zu müssen, ohne daß die Lösung derartiger Aufgaben unter den Begriff der Feldherrnkunst fällt.

Die Feldherrnkunst ist Kunst in dem höheren Sinne des Wortes, in dem dieses von hochwertigen Leistungen eigener, schöpferischer Kraft gebraucht wird. Feldherr ist vor allem der Herrscher, der an der Spitze der Heeresmacht des Staates ins Feld zieht. Aber auch der General, der, mit entsprechender Vollmacht ausgestattet, den Oberbefehl auf einem Kriegsschauplatz führt, gleichviel ob seine Streitmacht nach Hunderttausenden zählt, oder ob sie — wie z. B. bisweilen in Kolonialkriegen — nur geringe Stärke hat. Er ist „Oberfeldherr", wie in dem zuvor angenommenen Falle auch die Tätigkeit des Landesfürsten die eines Oberfeldherrn ist. Und da, wo durch die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes oder durch die Stärke der Streitmacht eine Gliederung der letzteren in Heerkörper geboten ist, deren Führer eines erheblichen Maßes von Entschlußfreiheit bedürfen — wie im großen Kriege unserer Zeit besonders die Führer aus mehreren Armeen zusammengestellter Heeresgruppen, sowie die Führer der aus mehreren Armeekorps und größeren Kavalleriekörpern gebildeten Armeen, aber auch die Führer der letztgenannten strategischen Einheiten —, zählen diese gleichfalls zu den Feldherren („Unterfeldherren").

Bei der Kriegführung mit so geringen Kräften, wie im 17. und 18. Jahrhundert, selbst von großen Staaten, nur ins Feld geführt wurden, hat sich ein solches Gliederungsbedürfnis noch nicht fühlbar gemacht. König Friedrichs Genie reichte aus, um in der Kriegsleitung das Größte und Kleinste zugleich zu beherrschen. Er war im Kriege, das Staatsruder fest in seiner starken und sicheren Hand behaltend, nicht nur der denkbar selbstherrlichste Oberfeldherr der auf verschiedenen Kriegsschauplätzen tätigen Gesamtmacht des Staates, sondern übte gleichzeitig mit Leib und Seele das Kommando über seine Hauptmacht in der Weise aus, wie heute etwa ein kommandierender General sein Armeekorps führt. Allerdings erreichte seine Hauptmacht der Zahl nach selten die Stärke von zwei deutschen Armeekorps unserer Zeit, oft war sie wenig größer als die eines solchen Korps.[3])

Napoleon, der sein stärkeres Heer dauernd in Korps von selbständiger Operationsfähigkeit gegliedert hatte, aber nur vorübergehend, für besondere Zwecke, diesem oder jenem seiner Marschälle den

[3]) Sie betrug z. B. bei Leuthen 35 000, bei Kolin 33 000, bei Liegnitz 30 000, bei Roßbach 22 000 Mann.

Digitized by Google

Oberbefehl über mehrere Korps anvertraute, leistete zwar auch Bewunderswertes in der gleichzeitigen Staatsleitung und Wahrnehmung der Aufgaben, die heute im großen Kriege zwischen dem Oberfeldherrn und den Armeeführern geteilt sind, griff überdies auch oft in den Befehlsbereich der Korpskommandeure ein, um Fehlern vorzubeugen oder Mängeln abzuhelfen. Aber dieses System erlitt Schiffbruch, als er es 1812 und 1813 für seine auf mehrere Hunderttausende angewachsenen Heere beibehielt.

Erst Moltke war es vorbehalten, die ständige Gliederung des für einheitliche Leitung zu stark gewordenen Feldheeres in Armeen, die heute für den großen Krieg allgemein gebräuchlich ist, sowie eine entsprechende Teilung der Verantwortlichkeiten zu ersinnen. Für einen Oberfeldherrn an der Spitze einer geringen Macht bleibt jedoch die das Große und Kleine umfassende Art und Weise der Heerführung Friedrichs des Großen auch fernerhin vorbildlich.

Die Tätigkeit der Unterfeldherren bewegt sich im Rahmen des Oberbefehlshabers und dient denselben Zwecken wie diese. Deren jeweilige Feststellung ist die verantwortungsvolle Hauptaufgabe des Oberfeldherrn. Die Unterfeldherren sind an diese Feststellung gebunden und in ihren Maßnahmen überdies den Beschränkungen unterworfen, die ihnen im Interesse der Einheitlichkeit der Handlung auferlegt werden müssen. Im übrigen sind die Aufgaben beider und die von ihnen zu überwindenden Schwierigkeiten in den wesentlichsten Beziehungen gleichartig, bestehende Unterschiede weniger solche der Art als des Maßes und meistens in den Verschiedenheiten der Raum-, Zeit- und Kraftverhältnisse begründet. Das gleiche gilt folgerichtig von den persönlichen Eigenschaften, die Vorbedingung erfolgreicher Ausübung der Feldherrnkunst sind. Es bedarf deshalb in den nachfolgenden Betrachtungen über Feldherrntum nicht beständiger Hervorhebung des Unterschiedes, der zwischen den Aufgaben eines Oberfeldherrn und denen eines Unterfeldherrn besteht.

Die Feldherrnkunst hat, wie jede Kunst, mancherlei positive Kenntnisse zur Voraussetzung. Namentlich muß der Feldherr das weite, vielverzweigte Gebiet des Heereswesens, zumal das der bindenden und treibenden Kräfte in ihm, völlig beherrschen. Das ist für ihn so unentbehrlich wie für den Kunstmaler die Kenntnis der Farbenlehre und die Theorie der Perspektive, für den Dichter die der Metrik usw. Allein eines genügt so wenig wie das andere für künstlerisches Schaffen. Und bindende Vorschriften für dieses selbst würden ein Widerspruch in sich sein. Die Kunst läßt sich nicht in Fesseln schlagen. Daher entziehen sich auch Strategie und Schlachtentaktik jedem Versuch der Reglementierung.

Digitized by Google

Dennoch fehlt es nicht gänzlich an Hilfsmitteln zu künstlerischem Lernen. Die beste Lehrmeisterin der Feldherrnkunst ist eigene, in ihrer Ausübung gewonnene Erfahrung. Sie kann aber nur als Mittel zur Vervollkommnung in der Kunst in Frage kommen, nicht als Mittel, die Befähigung zur Ausübung der Kunst zu erwerben. Diese muß der Feldherr besitzen, ehe er sein Amt antritt. Kriegserfahrung, die er vielleicht zuvor an der Seite eines Feldherrn gewonnen hat, ist dafür zwar von nicht zu unterschätzendem, aber doch nur begrenztem Nutzen.

Dasselbe gilt von Friedensübungen, wie großen Manövern, Generalstabs-Übungsreisen, Kriegsspielen.

Um so wichtiger ist die Frage, welchen Gewinn für die Ausübung der Feldherrnkunst die Wissenschaft, d. h. das Studium der Kriegsgeschichte und der sich wesentlich auf sie stützenden Kriegstheorie bietet, die den Zweck verfolgt, das Wesen des Krieges, besonders den Zusammenhang zu erforschen, der in ihm zwischen Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung besteht.

Eine Prüfung dieser Frage ergibt, daß die wissenschaftliche Ausbeute an positiven Lehren für die Feldherrnkunst verhältnismäßig gering ist. Sie besteht in einigen Grundsätzen allgemeiner Natur, die unbestreitbaren kritischen Wert haben, daher auch geeignet sind, den Feldherrn vor schweren Fehlern zu bewahren, ihm aber für positives Handeln im konkreten Falle nur geringen Anhalt gewähren. So fordert z. B. einer der wichtigsten dieser Grundsätze, daß im Kriege Zweck und Mittel stets miteinander in Einklang stehen. Jede mit unzureichenden Kräften unternommene Kriegshandlung trägt den Keim des Mißlingens in sich. Das ist eine zwar nahezu selbstverständliche, gleichwohl sehr beherzigenswerte Lehre. Aber auf die Frage, die für den zum Handeln Berufenen die wichtigste ist, die Frage nämlich, welche Kräfte er im gegebenen Falle zur Erreichung des Zweckes einsetzen muß, würde er in der Wissenschaft vergeblich nach einer Antwort suchen. Er bleibt dafür auf sein selbständiges Urteil angewiesen. Der Grundsatz mahnt nur zu besonders sorgfältiger Erwägung jener Frage. Ähnlich beschränkt ist der praktische Wert anderer Grundsätze, die die Wissenschaft vom Kriege aufzustellen vermag.

Gleichwohl würde es ein schwerer Fehler sein, den Wert der letzteren für die Kunst zu unterschätzen. Er muß nur noch in anderer Richtung gesucht werden. Richtig betriebene kriegsgeschichtliche und kriegstheoretische Studien haben den Nutzen, den Geist im allgemeinen und für die besonderen Anforderungen des Feldherrnberufes zu schulen, das Urteilsvermögen zu schärfen und die Phantasie zu beflügeln, die erfinderisch für das Aufsuchen geeigneter Mittel und Wege zum Zweck macht. Die Vertiefung in die geschichtlichen Vorbilder des Feldherrntums ist endlich ein wertvolles Mittel zur Förderung der Charakter-

Digitized by Google

bildung. Daher haben denn auch die großen Feldherren aller Zeiten sich kriegswissenschaftlichen Studien mit Eifer hingegeben, viele von ihnen — so in der Neuzeit Friedrich der Große, Napoleon, Erzherzog Karl von Österreich, Moltke — sich nicht darauf beschränkt, die Wissenschaft durch ihre Taten zu bereichern, sondern sich auch als Forscher und Lehrer unmittelbar in ihren Dienst gestellt.

Und dennoch, wie wertvoll die Wissenschaft vom Kriege ist, bildet doch auch sie nur ein Hilfsmittel der Kunst, dessen Beherrschung weit entfernt ist, Gewähr für das Können zu leisten. Es kann einer eine Leuchte der Kriegstheorie, mit ihrer Hilfe vielleicht ein geistvoller Kritiker kriegerischer Ereignisse und trotzdem unfähig sein, die einfachste kriegerische Tat zu vollbringen. Zu erfolgreicher Ausübung der Feldherrnkunst bedarf es besonderer persönlicher Eigenschaften, deren einige die Wissenschaft wohl fördern und für deren Verwertung sie nützliche Fingerzeige geben kann, die sie aber weder zu erzeugen noch zu ersetzen vermag. Und wenn wir uns über diese Eigenschaften wohl ein allgemeines Urteil bilden können, so tragen doch die Taten großer Feldherren, wie alle wahren Kunstwerke, stets den Stempel der Eigenart ihres Meisters.

Jede künstlerische Begabung beruht auf harmonischer Verbindung von Verstandeskräften und Gemütseigenschaften. Die Feldherrnkunst erfordert hervorragende Eigenschaften des Geistes und Charakters. Nur die Kunst eines leitenden Staatsmannes kann in dieser Beziehung mit ihr in Vergleich gestellt werden. Aber der Feldherr muß überdies auch den hohen physischen und psychischen Anforderungen des Kriegslebens gewachsen sein. Ihm ist es nicht, wie anderen Künstlern, vergönnt, sein Werk in behaglicher Ruhe zu vollbringen. Unter den Strapazen, Entbehrungen, Gefahren und seelischen Erregungen des Kriegslebens und unter dem Druck schwerster Verantwortlichkeit hat er seine Kunst auszuüben. Und nicht mit seelenlosem Werkzeug an toter Masse, wie der Maler, der Bildhauer, der Baumeister, sondern seine Kunst besteht im Ringen mit beseelten feindlichen Kräften, die ihm mit Gewalt und List entgegenwirken, sein Kunstinstrument aus tausend und abertausend Menschen mit eigenem Denken und Empfinden. Um sich dieses Instrumentes unter den schweren Bedingungen des Krieges erfolgreich zu bedienen, muß der Feldherr jene besonderen persönlichen Eigenschaften besitzen, die ihm nicht nur willigen Gehorsam sichern, sondern auch hinreißende Gewalt über die Gemüter seiner Untergebenen verleihen.

Hiernach erscheint der Ausspruch berechtigt, daß die Feldherrnkunst von allen Künsten die schwerste ist. Dem entspricht es, daß Feldherrnruhm als der höchste in den Augen der Mit- und Nachwelt gilt. Hat doch auch Feldherrngenie oftmals weit überlegene feindliche Macht besiegt und nicht selten das Vaterland aus tiefer Not errettet!

Digitized by Google

Wenn wir den Eigenschaften, auf denen Feldherrngröße beruht, näher nachforschen, so finden wir, daß sie im wesentlichen durch den unveränderlichen Grundcharakter des Krieges bedingt sind. Ob der Krieg in einem armen, unwegsamen Lande oder mit Hilfe von Eisenbahnen und Telegraphen in hochkultivierten Gebieten geführt wird, ob das Heer aus einer verhältnismäßig geringen Zahl von Söldnern oder aus dem Massenaufgebot eines zahlreichen Volkes besteht, ob die Schlachten auf engem Raum mit Schwert und Spieß oder in meilenweiter Ausdehnung mit Kanonen und Schnellfeuergewehren geschlagen werden, — all dies und vieles andere bedingt eine Verschiedenheit der Maßnahmen, die der Feldherr ergreifen muß, um zum Ziele zu gelangen, läßt aber, wie das Wesen des Krieges, so auch das der Feldherrnkunst unberührt. Es waren und sind immer dieselben Eigenschaften, die den Feldherrn befähigen, die richtigen Mittel und Wege zu finden und erfolgreich zu benutzen.

Diese Eigenschaften unter Begründung zusammenzufassen ist der Zweck der gegenwärtigen Studie. Er erfordert, die physischen und seelischen Kräfte, deren es zu erfolgreicher Ausübung der Feldherrnkunst bedarf, getrennt zu betrachten, die seelischen aber in solche des Geistes und des Charakters zu zergliedern. Im Anschluß daran wird der Bedeutung zu gedenken sein, die die Persönlichkeit des Feldherrn für sein Verhältnis zu seinen Truppen, zu anderen Heerführern und zu seinem Stabe hat.

Zweites Kapitel.

Physische Eigenschaften.

Der Krieg stellt hohe Anforderungen an die körperliche Leistungs- und Widerstandsfähigkeit aller, die an ihm aktiv teilnehmen, auch an die der Feldherren. Diese brauchen zwar nicht alle Mühen und Entbehrungen ihrer Truppen in vollem Maße zu teilen, können sich mancherlei Erleichterungen verschaffen, die jenen versagt bleiben. Dem steht jedoch eine dauernde, ungewöhnlich starke Inanspruchnahme ihrer seelischen Kräfte gegenüber, die am Körper zehrt. Und nur in gesunden Naturen finden sich überhaupt die seelischen Eigenschaften vereinigt, deren der Feldherr zur Erfüllung seiner Aufgaben bedarf. Wenn es Genies von gebrechlicher, krankhafter Körperbeschaffenheit gegeben hat, so wird man solche doch vergeblich unter den großen Heerführern, von denen die Geschichte berichtet, suchen. Erreichen doch auch die mit dem Kriegsleben verbundenen rein körperlichen Anstrengungen des Feldherrn oft ein Maß, das geistigen Arbeitern im Frieden niemals auferlegt wird.

So ist namentlich der Führer eines Armeekorps durch seine Obliegenheiten genötigt, sich beständig, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter,

Digitized by Google

auf dem Marsche wie im Biwak oder Kantonnement und im Gefecht, im Tätigkeitsbereich seiner Truppen aufzuhalten, und muß sich häufig mit einer um vieles geringeren Ruhe- und Erholungszeit, als ihnen gewährt wird, sowie mit dürftiger Unterkunft und Verpflegung begnügen, auf zeitlich geregelte Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses aber ein für allemal verzichten. Die Aufgabe, sich stets über die allgemeine Kriegslage, den Feind und die Gegend unterrichtet zu halten, der Empfang von Meldungen, Nachrichten und höheren Weisungen, die oft sofortige Entschlüsse erfordern, die Erteilung der notwendigen Befehle an die Truppen und die Überwachung ihrer Ausführung, die Erstattung von Berichten sowie von Mitteilungen an die Nebenkorps, die so wichtige und oft so schwierige Fürsorge für den Unterhalt und die Schlagfertigkeit der Truppen, die obere Leitung und Beaufsichtigung des gesamten Dienstbetriebes und die Pflege des guten Geistes im Korps, — das alles nimmt seine Kräfte vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein mit geringen Unterbrechungen in Anspruch. Und oft wird auch seine kurze Nachtruhe durch das Eintreffen von wichtigen Meldungen oder von Weisungen des Oberkommandos für den folgenden Tag usw. gestört. Wohl ihm, wenn er, wie Napoleon, die glückliche Gabe besitzt, bei Tag und Nacht jede ruhige Stunde zur Befriedigung des Schlafbedürfnisses benutzen, aber auch der Müdigkeit jederzeit Schweigen gebieten zu können.

Bei ernsterem Zusammenstoß mit dem Feinde und schon dann, wenn ein solcher bevorsteht, hat er persönlich den Feind und das Gelände zu erkunden, um danach seine Anordnungen für das Gefecht zu treffen. Für die weitere Leitung des Gefechts wählt er einen guten Überblick gewährenden, möglichst wenig zu wechselnden Aufenthaltsort außerhalb des Bereiches des wirksamen feindlichen Feuers, aber jederzeit bereit, in die vordere Gefechtslinie vorzureiten, wenn wichtige Umstände dort sein persönliches Eingreifen erheischen. Auch nach beendetem Gefecht verläßt er den Kampfplatz nicht, bevor er die erforderlichen Anordnungen für die Verfolgung, den Rückzug oder den Übergang seiner Truppen zur Ruhe sowie für deren Sicherung und ihre Versorgung mit allem Notwendigen getroffen hat. Nächtigen die Truppen nach unentschiedenem Kampfe auf dem Gefechtsfelde, so bleibt er in ihrer Mitte, und zwar mindestens dann gleichfalls biwakierend, wenn er nicht an völlig geeigneter Stelle mit seinem Stabe Unterkommen unter Dach und Fach findet.

Einige Erleichterung erwächst dem Armeekorpsführer in Kriegen unserer Zeit aus der Verwertung der vervollkommneten Verkehrsmittel für die Kriegführung. Sie ermöglichen ihm bisweilen längeres Verweilen an ein und demselben Ort, ohne daß die Befehlsführung darunter leidet, und die Benutzung des Kraftwagens erspart ihm manchen zeit-

Digitized by Google

raubenden und ermüdenden Ritt. Ob freilich die Einführung der Schnellverkehrsmittel die Wirkung haben wird, den Dienstbetrieb und das Leben im Hauptquartier ruhiger zu gestalten, darf bezweifelt werden.

Etwas geringer als die körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, die der Krieg dem kommandierenden General eines Armeekorps auferlegt, aber immerhin noch bedeutend sind die des Oberbefehlshabers einer aus mehreren Korps bestehenden, in der Regel etwa 100 000 bis 150 000 Mann starken Armee. Die Leitung der Operationen einer solchen Armee ist weniger aufreibend als die Führung eines Armeekorps, weil dem Oberbefehlshaber in der Regel mehr Zeit zum Überlegen und Handeln verbleibt. Aber um so höhere Ansprüche stellt sie an den intensiven Gebrauch seiner Seelenkräfte. Dabei muß auch er mit den Truppen in naher Fühlung bleiben, überwachen, fürsorgen, anspornen. Er darf sich nicht mit dem Ansehen, das ihm sein hoher Rang und seine Machtfülle verleihen, begnügen, sondern bedarf, wie jeder Führer im Kriege, freudiger, auf Vertrauen zu ihm und auf Anhänglichkeit an seine Person gegründeter Gefolgschaft, und diese muß erworben werden. Sind sichere und erfolgreiche Befehlsführung sowie warmherzige Fürsorge für das Wohl der Untergebenen hierfür die ersten Bedingungen, so muß doch ein Armeeführer auch jede Gelegenheit wahrnehmen, persönlich das Einvernehmen mit seinen Unterfeldherren zu pflegen sowie auf den Geist seiner Truppen einzuwirken, und darf die Mühen nicht scheuen, ohne die er bei der großen Ausdehnung seines Befehlsbereiches den Zweck nicht erreichen kann.

Das Schlachtfeld einer Armee ist jetzt so groß, daß der Oberbefehlshaber es mit den eigenen Augen nicht mehr übersehen, auch an der Aufklärung des Geländes und des Feindes vor der Schlacht sich in der Regel persönlich nur in beschränktem Maße beteiligen kann. Sein beständiger Aufenthaltsort während der Schlacht befindet sich hinter der Front da, von wo er, unbeirrt durch Einzelvorgänge, die Einheitlichkeit der Handlung am besten zu sichern vermag. Selten, und nur vorübergehend, in der Regel nur beim Herannahen der Hauptentscheidung, darf er jenen Platz verlassen, in die vorderste Linie sich nur dann begeben, wenn die Sicherung des Sieges oder die Abwendung einer Niederlage die anfeuernde Einsetzung seiner Person erfordert.

Hiernach sind die körperlichen Kraftleistungen, die die Schlacht einem Armeeführer auferlegt, zwar nicht groß, wohl aber sind es die Ansprüche, die sie an seine körperliche Widerstandsfähigkeit und Ausdauer sowie an seine Nerven besonders dann stellt, wenn sie mehrere Tage dauert, wie es jetzt bei einer Armeeschlacht als Regel angenommen werden kann. Tagelang von frühester Morgenstunde bis tief in die Nacht hinein

Digitized by Google

ohne Rücksicht auf die Witterung, bei ungeregelter und dürftiger Ernährung, aber beständig höchster Spannung der Seelenkräfte meistens im Freien auszuharren, auch die wenigen dazwischenliegenden Nachtstunden mehr wachend als schlafend zuzubringen, und gleichwohl bis zum Schluß volle Spannkraft und die Fähigkeit zu den verantwortungsschwersten Entschlüssen zu bewahren, — dieser Anforderung, die die Schlacht an den Führer einer Armee stellt, ist nur ein General von voller Manneskraft gewachsen.

Die vervollkommneten Verkehrsmittel unserer Zeit kommen der Armeeführung noch mehr zustatten als der Korpsführung. Besonders wegen der Möglichkeit, die sie gewähren, bei Heeresbewegungen in nicht gespannten Kriegslagen das Hauptquartier unverändert mehrere Tage an ein und demselben Orte zu belassen, um dann erst der Armee zu folgen.

Von epochemachender Bedeutung aber sind die neuzeitlichen Verkehrsmittel für die oberste Heeresleitung in einem großen Kriege, in dem der Oberfeldherr den Befehl über ein aus mehreren Armeen bestehendes Heer von vielleicht einer halben Million, wenn nicht erheblich mehr Streitern zu führen hat. Wie sie überhaupt erst die Überwindung der zeitlichen und räumlichen Schwierigkeiten ermöglichen, die früher einer befriedigenden Lösung dieser Aufgabe im Wege standen, so gewähren sie insbesondere auch dem obersten Feldherrn einen beträchtlichen Spielraum in bezug auf die Wahl der Örtlichkeit für sein Hauptquartier. Der das Große der Kriegshandlung betreffende Verkehr zwischen ihm und den Armeekommandos einerseits und den heimatlichen Zentralbehörden anderseits kann mit Hilfe der Telegraphie, der Eisenbahnen, der Kraftwagen usw. in der Regel schnell genug auf weite Entfernung stattfinden. Und besondere Umstände, die, wie das Herannahen großer taktischer Entscheidungen, seine Anwesenheit beim Heere erfordern, treten nicht so plötzlich ein, daß er nicht rechtzeitig an Ort und Stelle sein könnte. Verläuft die Tätigkeit im Großen Hauptquartier schon wegen des hohen Standpunktes, von dem die Kriegshandlung dort zu leiten ist, ruhiger und stetiger als an anderen Kommandostellen, so ist dies noch mehr der Fall, seit der Oberfeldherr bei der Wahl seines Hauptquartiers auch weitgehende Rücksicht auf die Geeignetheit der Örtlichkeit nehmen kann und es seltener zu verlegen braucht (Versailles 1870/71). Dieser Vorteil ist größer, als dem scheinen mag, der die unvermeidliche Schwerfälligkeit eines großen Hauptquartiers[4]) und die Hemmnisse des Geschäftsbetriebes in ihm nicht

[4]) Napoleons Hauptquartier zählte — nach Frhr. v. Freytag-Loringhoven „Die Heerführung Napoleons" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhdlg.), S. 58 — einschl. der Bedeckungstruppen, im Feldzuge von 1805 400 Offiziere und Beamte, 5000 Mann und 500 Dienstpferde. — Das deutsche Große Hauptquartier bestand 1870/71 aus 86 Offizieren und obersten Hofchargen, 54 oberen, 118 unteren Beamten, 52 Unteroffizieren, 671 Mann, 782 Pferden, 84 Fahrzeugen. Für seine Beförderung von Berlin nach Mainz brauchte es sechs Eisenbahnzüge.

Digitized by Google

aus eigener Erfahrung kennt. Er besteht darin, daß die Kräfte des Feldherrn und seines Stabes geschont und häufige Unterbrechungen der Leitung vermieden werden.

Die Frontausdehnung einer mit vereinten Kräften zu schlagenden Schlacht kann heute hundert und mehr Kilometer betragen. Auch für ihre Leitung ist der Oberfeldherr im wesentlichen auf telegraphischen und telephonischen Verkehr mit den Armeebefehlshabern und den von ihm entsandten besonderen Berichterstattern angewiesen. Deshalb, und um nicht durch Einzeleindrücke in dem Überblick über die Gesamthandlung beeinträchtigt zu werden, findet er den zweckentsprechendsten Aufenthalt während der Schlacht einen bis zwei Tagemärsche hinter der Front. Dorthin wird er sich also mit dem für den besonderen Zweck erforderlichen Personal (der „ersten Staffel") seines Hauptquartiers begeben und sich mit diesem, soweit die örtlichen Verhältnisse es gestatten, ähnlich einrichten, wie am ständigen Sitze des Hauptquartiers. Die Leitung der Schlacht wird daher zwar seine Kräfte dauernder und intensiver in Anspruch nehmen als die Leitung der Operationen, im übrigen aber unter ähnlichen äußeren Bedingungen wie diese erfolgen.

Wir sehen also, daß die körperlichen Strapazen und Entbehrungen, die Feldherren zu ertragen haben, mit der Höhe ihrer Stellung auf der Stufenleiter der Befehlsführung abnehmen. Umgekehrt aber verhält es sich mit der Größe ihrer Aufgaben und ihrer Verantwortlichkeit, daher mit der Inanspruchnahme ihrer Seelenkräfte. Zieht man die nahen Wechselbeziehungen in Betracht, die zwischen Leib und Seele bestehen, so ergibt sich aus den bisherigen Ausführungen, daß der Krieg von den Feldherren aller Stufen ein erhebliches Maß von körperlicher Leistungs- und Widerstandsfähigkeit, von Entbehrungs- und Entsagungsfähigkeit erfordert. Vor allem muß ein Feldherr starke, kerngesunde Nerven haben, sonst ist er der Gefahr ausgesetzt, daß die Vorstellung von den schweren Folgen, die jeder Fehlgriff und jede Versäumnis nach sich ziehen kann, ihn überallhin verfolgt, ihm den Schlaf raubt, seine Ernährung beeinträchtigt und schließlich seinen körperlichen und seelischen Zusammenbruch herbeiführt.

Den größten Ansprüchen hat in allen diesen Beziehungen ein Feldherr zu genügen, der an der Spitze einer geringen Truppenmacht zur selbständigen Führung eines Krieges in die Ferne, z. B. zur Führung eines Kolonialkrieges, entsandt wird. Denn er hat alle Mühen und Entbehrungen eines Armeekorpsführers zugleich mit der Verantwortlichkeit eines obersten Feldherrn zu tragen. —

Kraft und körperliche Widerstandsfähigkeit beruhen nun zwar in erster Linie auf angeborenen und in der Jugend zweckmäßig entwickelten

Digitized by Google

Eigenschaften. Aber welche Höhe sie im Mannesalter erreichen und wie lange sie vorhalten, hängt wesentlich von der ferneren Lebensweise ab. Und wenn diese allerdings nicht frei von Einflüssen ist, die außerhalb der Macht des Einzelnen liegen, so ist sie doch in hohem Maße auch durch seine Einsicht und Willensstärke bedingt. Beständige Übung der Kräfte in angespannter, den Anforderungen des Krieges entsprechender Tätigkeit sowie Verbannung jeder Art von Verweichlichung und Ausschweifung sind die Hauptmittel, sich frisch und leistungsfähig bis ins hohe Lebensalter zu erhalten. Ein Offizier und General, der dieser goldenen Regel nicht folgt, wird nach Friedrichs des Großen Ausspruch[5]) „niemals denjenigen großen Kapitäns, so uns zum Exempel dienen, gleich werden".

Drittes Kapitel.

Geistige Eigenschaften.

Die geistigen Eigenschaften, deren der Feldherr zur Erfüllung seiner Aufgaben bedarf, gehören teils dem Gebiete des Erkennungs- und Urteilsvermögens, teils dem der schöpferischen Geistes- und Gestaltungskraft an.

1. Erkennungs- und Urteilsvermögen.

Daraus, daß der letzte Zweck des Krieges ein politischer ist, daß die politischen Zustände des eigenen und des feindlichen Staates zu den wesentlichen Grundlagen ihrer Wehrkraft gehören, und daß nicht selten die Kriegführung auch auf das Verhältnis zu dritten Staaten Rücksicht nehmen muß, ergeben sich mannigfache Wechselbeziehungen zwischen Politik und Kriegführung. Sie bilden einen Hauptgegenstand der Erwägung beim Entwurf des Kriegsplanes, müssen aber auch im Verlauf des Krieges beständig im Auge behalten werden, können unter Umständen vom rein militärischen Standpunkt unzweckmäßig erscheinende Maßnahmen, hier ein von diesem Standpunkte nicht zu rechtfertigendes Wagnis, dort, dem militärischen Interesse widersprechend, Zurückhaltung oder die Anwendung diplomatischer Mittel erheischen. Da der Feldherr die Verantwortung für jeden seiner Entschlüsse selbst zu tragen hat, auch dann, wenn ihm etwa ein politischer Ratgeber zur Seite steht, so ist selbständige *staatsmännische Einsicht* eine Eigenschaft, die sein Beruf erfordert.

Am vollkommensten ist die Übereinstimmung zwischen Politik und Kriegführung da gewährleistet, wo ein genialer Herrscher persönlich den Oberbefehl im Kriege ausübt, wie es in der Neuzeit besonders Friedrich

[5]) Siehe „Die General-Prinzipien vom Kriege", Unterabschnitt „Von denen Talents, welche ein General haben muß".

Digitized by Google

der Große und Napoleon, in anderer Art auch König Wilhelm getan. Schwieriger ist es für einen General, der mit dem Oberbefehl auf einem Kriegsschauplatze betraut wird, den Anforderungen der Politik jederzeit gerecht zu werden. Zwar wird sein Auftraggeber darauf bedacht sein, ihn über die für ihn in Betracht kommenden politischen Verhältnisse zu unterrichten. Gleichwohl kann er eigenes Verständnis für diese nicht entbehren. Wie hätte ohne solches wohl Cäsar Gallien erobern oder Bonaparte seine Feldherrnlaufbahn in Italien so ruhmvoll beginnen können? Und selbst Unterfeldherren fallen nicht selten Aufgaben zu, deren erfolgreiche Lösung von selbständigem staatsmännischem Urteil abhängig ist. Es sei hier nur an den Einfluß erinnert, den Blüchers gesunder politischer Instinkt auf den Verlauf und Ausgang der Befreiungskriege 1813 ausgeübt hat.

Am stärksten macht sich das Erfordernis politischer Einsicht bei Oberfeldherren wie bei Unterfeldherren in gemeinsamer Kriegführung mit Verbündeten und in Kriegen gegen Koalitionen geltend. Und wenn heute der Telegraph erweiterte Möglichkeit zu fortlaufender Verständigung zwischen der militärischen und der politischen Oberleitung bietet, so vermag doch auch er ebensowenig Mangel an staatsmännischer wie an militärischer Begabung eines Feldherrn zu ersetzen.

Eine wesentliche Vorbedingung erfolgreicher Feldherrntätigkeit ist die richtige Beurteilung des Wertes der eigenen und der feindlichen Kräfte, in erster Linie der beiderseitigen Streitkräfte, in zweiter aber auch der Wehrkraftelemente beider Staaten, denen besonders in den Plänen des Oberfeldherrn ein wichtiger Platz gebührt. Wer den Gegner unterschätzt, gerät leicht in Gefahr; wer aber die eigenen Kräfte unterschätzt, bleibt stets hinter dem erreichbaren Ziele zurück.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als ob es nicht allzu schwer sein könne, schon im Frieden jederzeit ein zutreffendes Urteil über die eigenen Kräfte im Vergleich mit denen anderer Staaten zu besitzen. Das eigene Land und seine Streitkräfte kennen zu lernen, hat jeder gebildete Offizier reiche Gelegenheit, und mancherlei Hilfsmittel stehen heute zur Verfügung, um sich auch über andere Länder und deren Kriegsmacht schon im Frieden zu unterrichten.

Und doch lehrt die Erfahrung — man denke an die bittere, die Preußen 1806 und Frankreich 1870 gemacht haben —, wie groß hierbei die Gefahr der Täuschung, zumal nach langer Friedenszeit, ist. Sie besteht selbst unter der Voraussetzung, daß nicht sträfliche Versäumnis vorliegt. Ein stehendes Heer ist von Natur konservativ, um so mehr, je ruhmvoller seine Vergangenheit und je gediegener sein inneres Gefüge ist. Tradition und Gewohnheit üben in ihm eine Macht aus, die die

Digitized by Google

Selbsterkenntnis ebenso wie die vorurteilsfreie Beurteilung der Wehrverhältnisse fremder Länder erschwert. Überdies liegen entscheidende Eigentümlichkeiten eines Heeres oft tief, und die Anforderungen der Kriegskunst verändern sich im Laufe der Zeit, heute schneller und bedeutungsvoller als je. So erklärt es sich, daß erfahrungsmäßig in längeren Friedenszeiten Mängel des eigenen Heerwesens und Vorzüge fremder Armeen leicht unerkannt bleiben.

Nach Ausbruch des Krieges werden freilich irrtümliche Ansichten über den allgemeinen Wert der eigenen Truppen im Vergleich mit dem der gegnerischen alsbald durch die Erfahrung berichtigt werden. Aber nunmehr muß der Feldherr auch mit dem Einfluß rechnen, den die Kriegsereignisse auf den Zustand, besonders auf den Geist der beiderseitigen Truppen ausüben. Erfolg oder Mißerfolg, Strapazen und Entbehrungen beeinflussen die Leistungsfähigkeit aller Truppen. Aber deren Widerstandsfähigkeit gegen erschütternde Eindrücke und Leiden ist ebenso verschieden wie ihre Begeisterungsfähigkeit und wie die Nachhaltigkeit der Folgewirkungen auf sie. Nationale Eigentümlichkeiten, aber auch militärische Besonderheiten der mannigfachsten Art sprechen hierbei mit, so daß es selbst für den im praktischen Truppendienst erfahrenen und mit den eigenartigen Erscheinungen der Massenpsychologie vertrauten Feldherrn nicht leicht ist, im Verlaufe des Krieges die Leistungsfähigkeit der eigenen und die Widerstandskraft der feindlichen Truppen jederzeit richtig zu schätzen.

Und doch hängt hiervon wesentlich nicht nur die Erkenntnis der erreichbaren Ziele und die Wahl der geeignetsten Mittel und Wege des Handelns, sondern auch die Fähigkeit ab, auf den im eigenen Lager herrschenden Geist in richtiger Weise einzuwirken.

Kaum minder wichtig ist für diese Zwecke die Gabe des Feldherrn, die Eigenschaften des feindlichen Heerführers und die der eigenen Unterfeldherren richtig zu beurteilen. Ein Unternehmen, das einem Napoleon gegenüber sträflicher Leichtsinn wäre, kann einem Kuropatkin gegenüber höchste Weisheit sein. Für einen großen Feldherrn steht die Frage, was er seinem Gegner bieten kann, hoch über aller Theorie. Anderseits zog sich Friedrich der Große lediglich durch zu weit gehende Geringschätzung Dauns die Niederlage von Hochkirch zu.

Die Kräfte seiner Unterfeldherren aber kann nur der Heerführer voll ausnutzen, der sie kennt. Wohl hat er nicht immer freie Hand, jeden von ihnen auf den Platz zu stellen, der seinen Talenten am meisten entspricht. Bisweilen ist auch dies der Fall und dann die Wahl des rechten Mannes von großem Nutzen. Aber, abgesehen hiervon, ist ein dauernd gutes, in freudigem Zusammenwirken zum Ausdruck kommendes Verhältnis zwischen dem Oberbefehlshaber und seinen Unterführern nur da gewähr-

Digitized by Google

leistet, wo in dem ersteren fester Wille mit der Gabe richtiger Behandlung der Untergebenen vereinigt ist. Und eine der unerläßlichen Vorbedingungen hierfür ist, ebenso wie für die richtige Beurteilung der Eigenschaften des feindlichen Heerführers, daß der Feldherr scharf ausgeprägte Menschenkenntnis besitze.

Weitere Anforderungen an das Erkenntnis- und Urteilsvermögen des Feldherrn ergeben sich daraus, daß er in seinen Entschließungen, selbst dann, wenn er stark genug und willens ist, dem Gegner das Gesetz zu geben, mehr oder weniger von dessen Handeln abhängig ist. Er muß deshalb unausgesetzt darauf bedacht sein, auch von der Zahl, der Verteilung und den Bewegungen der in seinem Operationsbereiche befindlichen feindlichen Streitkräfte eine möglichst zutreffende Vorstellung zu gewinnen.

Aber eine Fülle von Schwierigkeiten steht diesem Bestreben hindernd im Wege. Mit den eigenen Augen sieht er den Feind nur selten aus der Nähe. In der Hauptsache ist er auf die Nachrichten angewiesen, die ihm von seinen Aufklärungsorganen, von der höheren Leitung, von seinen Unterbefehlshabern, den Führern benachbarter Heerteile, von Agenten usw. zugehen.

Dem Aufklärungsdienst, dessen oberste Leitung und Überwachung der Feldherr als eine wichtige persönliche Aufgabe betrachten wird, sucht natürlich der Gegner auf alle Weise Hindernisse zu bereiten. Aber wenn der Dienst gut organisiert ist und überall mit Einsicht, Tatkraft und Geschicklichkeit ausgeübt wird, so werden dem Hauptquartier doch jederzeit, besonders in gespannten Lagen, Nachrichten in großer Zahl zufließen. Die Meldungen der Aufklärungsorgane über die von ihnen gemachten Wahrnehmungen haben auch, bevor sie ins Hauptquartier gelangen, in der Regel bereits eine Prüfung und Sichtung an geeigneten Zwischenstellen erfahren, und sie treffen heute mit Hilfe der vervollkommneten Verkehrsmittel größtenteils erheblich schneller als in früheren Zeiten an ihrem Bestimmungsort ein. Gleichwohl berichten sie nicht selten über Vorgänge, die zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen worden sind; ihre Angaben sind, schon infolge der Schwierigkeiten, auf die jede Beobachtung am Feinde stößt, von ungleichem Wert, oft einander widersprechend und kaum je ausreichend, um unmittelbar aus ihnen einen einigermaßen vollständigen und zuverlässigen Einblick in das Tun und Lassen des Feindes zu gewinnen. Die Luftschiffahrt wird dies vielleicht künftig in einzelnen Fällen ermöglichen, zumal sie zweifellos noch weiterer Vervollkommnung fähig ist. Letzteres gilt freilich auch von den Mitteln zur Bekämpfung von Luftfahrzeugen und zur Erschwerung des Einblicks in Truppenbewegungen usw. von oben. Und immer wird die Luftschiffahrt von Wind

Digitized by Google

und Wetter abhängig, für Aufklärungszwecke nur bei Tageshelle verwendbar sein.

Der Feldherr wird daher in Zukunft wohl bisweilen besser als bisher, in der Regel jedoch nach wie vor nur unvollkommen über das Tun und Lassen des Feindes unterrichtet sein. Wollte er seine Entscheidungen bis zum Eingang vollständiger Nachrichten verschieben, so würde er fast immer den günstigsten Zeitpunkt zum Handeln verpassen, wenn nicht in gänzliche Abhängigkeit vom Gegner geraten.

Zur Sichtung und Ergänzung der erlangten Nachrichten muß ihm sein geistiges Auge behilflich sein. Aber es bedarf dazu einer nicht alltäglichen Verbindung hervorragender Geisteseigenschaften. Zunächst der Fähigkeit, mit schnellem, sicherem Blick und kühlem Kopf die vorliegenden Nachrichten auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen, die wichtigen von den nebensächlichen zu scheiden und die letzteren sowie die unglaubwürdigen beiseite zu schieben. Das so gewonnene Bild wird jedoch noch lückenhaft sein. Es bedarf lebhafter Phantasie (Kombinationsgabe), um es zu einem einheitlichen Ganzen auszugestalten, das freilich auch der wahren Sachlage nur dann nahe kommen wird, wenn die Phantasie in Schranken gehalten wird durch kriegskundiges Urteil und ausgeprägten Wirklichkeitssinn, die den Feldherrn vor der Versuchung bewahren, statt dessen, was ist, zu sehen, was er wünscht oder gar was er fürchtet. Gefährlich ist eine optimistische Phantasie, deren schnell fertige Gebilde vor der Wirklichkeit in nichts zerfließen. Am schädlichsten aber jene Phantasie, die überall Gespenster sieht.

Zur Vollständigkeit des Bildes gehört auch eine lebhafte Vorstellung von dem Schauplatz der Handlung. Der Oberbefehlshaber einer größeren Streitmacht ist hierfür im wesentlichen auf die Hilfe der Karte und auf Berichte anderer angewiesen. Nun kann erfahrungsmäßig ein mit lebhafter Auffassungs- und Vorstellungskraft begabter Mensch es durch Übung dahin bringen, aus der Karte mit schnellem Blick das Bild einer Gegend so deutlich zu erkennen, daß es gleichsam plastisch vor seiner Seele erscheint und sich ihr einprägt. Leicht ist diese Fähigkeit nicht zu erwerben, und überhaupt nicht für jedermann. Aber der Feldherr bedarf ihrer, weil die Anschauung, die er von der Verteilung der feindlichen Kräfte gewonnen hat, erst durch die Erkenntnis der Beziehung, in der sie zu dem Boden der Handlung stehen, ihren vollen Wert erhält.

Schließlich muß der Feldherr, um einen Überblick über die Kriegslage, in der er sich befindet, und damit eine Grundlage für seine Entschließungen zu gewinnen, das vor seinem geistigen Auge stehende Bild vom Gegner und von dem Boden der Handlung ergänzen, indem er das der räumlichen Verteilung der eigenen Kräfte hinzufügt und es, so vervollständigt, in den Rahmen der kriegerischen Gesamthandlung, unter

Digitized by Google

besonderer Berücksichtigung des ihm etwa erteilten Auftrages, einfügt. Gestatten Zeit und Umstände, hierfür in geeignetem Maßstabe angefertigte Skizzen zu Hilfe zu nehmen, wie solche in Moltkes Stabe auf Grund der eingegangenen Nachrichten häufig hergestellt und neben den Karten benutzt wurden,[6]) so ist dies eine zweckdienliche Unterstützung der seelischen Vorstellungskraft. Zu ersetzen vermag sie letztere jedoch nicht, auch ist das Mittel nicht unter allen Umständen anwendbar.

Zu den Erkenntnistalenten eines Feldherrn gehört endlich die Gabe, die Absichten des Gegners zu durchschauen, insoweit die eigenen Entschließungen von ihnen abhängig sind. Letzteres ist oft selbst da der Fall, wo der Wille besteht, dem Gegner das Gesetz zu geben. Und auch beim Forschen nach den Absichten des Gegners kommt der Vorteil einer lebhaften Vorstellung von der räumlichen Verteilung der Streitkräfte zur Geltung. Doch kann der Zweck in der Regel nur mit Hilfe von Schlußfolgerungen aus einer Reihe zuvor gemachter Wahrnehmungen und dadurch erreicht werden, daß der Feldherr sich ganz in die Lage des feindlichen Heerführers versetzt. Er wird dann zunächst erwägen, wie dieser am zweckmäßigsten handeln würde; denn die Vorsicht gebietet, in Zweifelsfällen stets anzunehmen, daß der Gegner das tun wird, was uns am meisten schädigt. Des weiteren sind aber auch die besonderen Umstände in Betracht zu ziehen, die den Gegner zu hiervon abweichendem Handeln veranlassen könnten. Solche können in Charaktereigenschaften des feindlichen Feldherrn oder in politischen Verhältnissen, aber auch in

---

[6]) In meiner „Strategie" (3. Auflage, Anmerkung auf S. 388) habe ich angeführt, die Karte, die im Kriege von 1870/71 stets auf Moltkes Arbeitstisch gelegen habe, sei eine Eisenbahnkarte von Mitteleuropa gewesen. Daneben habe er nach Bedarf eine Karte im Maßstabe von 1 : 250 000 benutzt, nur selten auch die französische Generalstabskarte im Maßstabe 1 : 80 000 zu Rate gezogen.

Der General Frhr. v. Falkenhausen hat dies in seiner ausgezeichneten Schrift „Kriegführung und Wissenschaft" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, S. 82) dahin verstanden, „daß der General v. Moltke seine Anordnungen im Kriege von 1870/71 zumeist auf Grund einer Eisenbahnkarte von Mitteleuropa getroffen hat, also im wesentlichen ohne Berücksichtigung des Wegenetzes, jedenfalls ohne eine solche des Geländes". Das ist jedoch eine irrtümliche Auffassung der von mir angeführten Tatsache. Moltke hatte die in größtem Maßstabe ausgeführte Eisenbahnkarte immer auf seinem Tisch liegen, nicht, „um danach seine Anordnungen zu treffen", sondern um desto sicherer bei allen Erwägungen und Entschließungen den Zusammenhang der Ereignisse zu übersehen, den Blick auf das Große und Ganze der Kriegshandlung gerichtet zu behalten. Wenn die Ausführbarkeit von Direktiven, die er gab, vom Wegenetz und Gelände abhing, so erwog er zuvor mit Hilfe von Karten kleineren Maßstabes auch deren Beschaffenheit, allerdings auch hierbei den Standpunkt der obersten Heeresleitung wahrend, der nur in Ausnahmefällen ein Eingehen auf Einzelheiten gestattet.

Digitized by Google

den verschiedenartigsten Abnormitäten der Lage des Gegners begründet sein. Schwerer noch, als den Charakter des feindlichen Heerführers richtig zu beurteilen, ist es, daraufhin mit Fehlern zu rechnen, die er möglicherweise machen wird; oftmals kaum minder schwer, außergewöhnliche Verhältnisse anderer Art beim Gegner sowie deren wahrscheinlichen oder möglichen Einfluß auf sein Handeln zu erkennen. Einem Feldherrn aber, der die hierzu erforderliche Genialität besitzt, winken Erfolge, die der Mittelmäßigkeit unter ähnlichen Verhältnissen versagt bleiben. Der größte aus solcher Genialität hervorgegangene Erfolg ist der von Sedan.

Aber auch unter normalen Verhältnissen bleibt die richtige Beurteilung der beständig wechselnden Kriegslage und das Erkennen der Absichten des Gegners eine so schwierige Aufgabe, daß die Annahme, ein tüchtiger Feldherr könne und müsse hierüber stets Klarheit gewinnen, ein schwerer Irrtum sein würde. Es sind vielmehr Ausnahmefälle, in denen einem Feldherrn dieses Glück zuteil wird. Er muß alles aufbieten, um den Schleier zu lüften, hinter dem sich der Feind verbirgt, aber es gelingt ihm nur teilweise. Gleichwohl muß er sich eine bestimmte Ansicht über die Lage bilden, um sich entschließen und handeln zu können. Aber, wenn sie zutrifft, so beruht sie doch fast immer mehr auf Ahnen als auf Wissen. Volle Gewißheit über das Tun und Lassen des Gegners, geschweige denn über das, was von diesem in den nächsten Stunden zu erwarten ist, besitzt er niemals.

Hierin liegt eine der größten Schwierigkeiten der Feldherrnkunst.

2. Schöpferische Geistes- und Gestaltungskraft.

Es sind dies die Geisteseigenschaften, deren der Feldherr bedarf, um in jeder Lage den durch sie bedingten Zweck des Handelns sowie die zur Erreichung des Zweckes geeigneten Mittel und Wege zu erkennen.

Den durch den politischen Zweck des Krieges, durch das Kraftverhältnis der kriegführenden Parteien zu einander sowie durch die geographische Lage und Beschaffenheit ihrer Gebiete bedingten Endzweck der kriegerischen Gesamthandlung klarzustellen, ist Sache des Kriegsplanes. Er ist die oberste Richtschnur für alle Entschließungen des Oberfeldherrn, gleichviel ob er von ihm selbst entworfen oder ihm vorgeschrieben ist. Aber wenn der Kriegsplan weise ist, so beschränkt er den Feldherrn in der Wahl der Mittel und Wege zum Zweck nur durch Feststellung des Aufmarsches der Streitmacht sowie durch allgemeine Richtlinien für den Beginn der militärischen Handlung, bis zum ersten entscheidenden Zusammenstoß. Daraus wird sich insbesondere ergeben, ob, vielleicht auch unter welchen Voraussetzungen der Krieg angriffsweise oder verteidigungsweise zu beginnen ist. Alles Weitere muß grundsätzlich dem

Digitized by Google

Oberfeldherrn überlassen bleiben, es sei denn, daß wichtige Änderungen der Gesamtlage eintreten, die er nicht zu übersehen oder denen er nicht aus eigener Machtvollkommenheit gerecht zu werden vermag.

In einem großen Kriege, in dem der oberste Feldherr über eine aus mehreren Armeen bestehende Streitmacht verfügt, wird er deren operative Tätigkeit in der Regel durch „Direktiven", d. h. durch Anweisungen leiten, aus denen die von ihnen im Rahmen der Gesamthandlung zu erfüllenden Aufgaben klar und bestimmt erkennbar sein müssen, während sie den Armeeführern für die Ausführung insoweit freie Hand lassen, als nicht Beschränkungen geboten sind, um die Einheitlichkeit der Handlung zu sichern und die Tätigkeitsgebiete der Armeen gegeneinander abzugrenzen. Dieser Grundsatz gilt auch für die Leitung der Schlacht.

Die Armeeführer stellen, die ihnen von der Oberleitung gesteckten oder im Sinne der erhaltenen Direktiven selbständig erfaßten Ziele fest im Auge behaltend, den Armeekorps- und höheren Kavallerieführern ihre Aufgaben in der Regel von Tag zu Tag, erforderlichen Falles aber, so namentlich in der Schlacht, auch für kürzere Zeiträume. Sie müssen eingehendere Anweisungen erteilen, als sie selbst erhalten, werden aber auch ihrerseits tüchtigen Unterfeldherren möglichst großen Spielraum lassen.

In ähnlicher Weise, nur die Zügel straffer in der Hand haltend, leiten die kommandierenden Generale der Armeekorps die Tätigkeit ihrer Unterführer und Truppen.

Die in diesem Sinne geleitete Kriegshandlung zerfällt naturgemäß in eine Reihe von zeitlich und räumlich getrennten Akten mit wechselnden Zielen für das Ganze wie für die Teile. Der Oberfeldherr kann das letzte Ziel des Krieges kaum je geradeswegs in einem Akte, sondern nur durch eine Summe von Erfolgen erreichen, deren jeder das Ergebnis eines in sich abgeschlossenen Aktes mit besonderem Ziele ist. Oftmals wird er genötigt sein, zu diesem Zwecke von dem auf das Endziel führenden geraden Wege abzuweichen, zeitweise auch mehr darauf bedacht sein müssen, Schaden abzuwenden, als positive Vorteile zu erreichen.

Und wie die Kriegshandlung im ganzen in einzelne Akte zerfällt, so auch die Tätigkeit der Armeen und, in deren Rahmen, die der Armeekorps. Die Führeraufgaben, die die Unterfeldherren in jedem Akte zu erfüllen haben, gleichen der Art und dem Wesen nach denen des Oberfeldherrn, nur mit dem Unterschiede, daß für das Handeln der Unterfeldherren die ihnen erteilten Aufträge die oberste Richtschnur bilden.

Daraus, daß der Krieg eine kontinuierliche, aus zahlreichen Einzelakten bestehende Handlung ist, ergibt sich, daß der Zweck jedes Einzelaktes zugleich ein Mittel zur Erreichung eines ferneren, vom Feldherrn im Auge zu behaltenden Zweckes ist. —

Digitized by Google

So gipfeln die Führeraufgaben des Oberfeldherrn wie jedes Unterfeldherrn darin, die den wechselnden Lagen entsprechenden Ziele zu erfassen, sich über die dahin einzuschlagenden Wege schlüssig zu machen und demgemäß die zur Verfügung stehenden Kräfte in Tätigkeit zu setzen.

Da, wie in der Einleitung ausgeführt wurde, Strategie und große Taktik sich nicht in die Fesseln allgemein gültiger Vorschriften schlagen lassen, und auch die Wissenschaft nur eng begrenzte, mittelbare Hilfe für das Handeln auf diesen Gebieten zu leisten vermag, so ist der Feldherr hierfür, ebenso wie nach Ziff. 1 für die Erkenntnis und richtige Beurteilung der Kriegslagen, im wesentlichen auf den freien Gebrauch seiner Seelenkräfte angewiesen. Die Eigenschaften, deren er hierfür bedarf, gehören teils dem Gebiete der Vernunft, teils dem des Gemütes (Temperaments und Charakters) an. In seinen Entschlüssen und in deren Ausführung treten stets beide Seiten seines Seelenlebens vereint in die Erscheinung. Wir wollen indes an dieser Stelle zunächst versuchen, die Entstehung der Feldherrnentschlüsse und ihre Ausführung von der ideellen Seite zu betrachten, mit anderen Worten, der Frage näher treten, welchen Anteil hieran das Geistesvermögen des Feldherrn hat.

In seltenen Ausnahmefällen liegen im Kriege die Verhältnisse so einfach und klar vor den Augen des Feldherrn, daß es für ihn nur e i n Ziel und nur e i n e n Weg zu diesem gibt. Unter den Mitteln zur Erreichung des Kriegszwecks steht die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte derart im Vordergrunde, daß nicht nur jede hierfür günstige Gelegenheit wahrgenommen werden muß, sondern auch die Herbeiführung vorteilhafter Gelegenheiten hierfür die Hauptaufgabe einer tatkräftigen Heerführung ist. Und das Hauptmittel zur Vernichtung feindlicher Streitkräfte ist der Kampf, ein erfolgreiches Mittel freilich nur dann, wenn der Gegner durch ihn schwerer zu ertragende Einbuße erleidet als wir selbst. Der Kampf kommt aber auch häufig als Mittel für andere Zwecke in Frage, z. B. zur Vertreibung des Gegners aus einer Gegend oder von einer Örtlichkeit oder zur Behauptung einer solchen, sei es um den Unterhalt der Streitkräfte oder die Bildung neuer Streitkräfte ihm zu erschweren oder uns zu erleichtern, sei es, um günstige Bedingungen für einen von uns geplanten Entscheidungskampf zu gewinnen. Unter Umständen genügt schon die Bedrohung mit Kampf als Mittel für Zwecke dieser Art.

Die Mehrzahl der Führeraufgaben, die der Feldherr zu erfüllen hat, fallen in eine der vorgedachten Kategorien. Aber unendlich mannigfaltig, wie die Kriegslagen, gestalten sich auch die Aufgaben und mit ihnen die Betrachtungen und Schlußfolgerungen, durch die der Feldherr sich seine

Digitized by Google

Ansicht über die geeignetsten Mittel und Wege für den Zweck bilden muß. Gilt es in einem Akt einen positiven Zweck zu erreichen, so besteht wenigstens kein Zweifel, daß er sich des Angriffsverfahrens bedienen muß, und es handelt sich dann nur noch um das Wie der Ausführung. Ein negativer Zweck aber kann durch Angriffs- und Verteidigungsverfahren erfüllt werden, und dadurch vermehrt sich die Zahl der möglichen Mittel und Wege, zwischen denen zu wählen ist. Wo mehrere Verfahrungsweisen in Frage kommen, werden sie sich voneinander einerseits durch die Größe des mit ihnen zu erreichenden Erfolges, anderseits durch die Schwierigkeiten, Gefahren und Opfer, die mit ihrer Durchführung voraussichtlich verbunden sind, voneinander unterscheiden. Und bei der Prüfung jedes der hiernach in Frage kommenden Wege hat der Feldherr mit einer großen Zahl von Faktoren, insbesondere mit der Stärke und Beschaffenheit der beiderseitigen Streitkräfte, den Eigenschaften und wahrscheinlichen Gegenmaßnahmen des feindlichen Heerführers, den Geländeverhältnissen, den beiderseitigen rückwärtigen Verbindungen und Rückzugslinien usf. zu rechnen.

Zieht man des weiteren die Ungewißheit, in der sich der Feldherr über das Tun und Lassen des Feindes mehr oder weniger immer befindet, die Eile, mit der er sich oft entschließen muß, sowie die Reibungen (Mißverständnisse, Versäumnisse, Verkehrsstörungen usw.) in Betracht, die die Ausführung getroffener Anordnungen im Kriege so häufig durchkreuzen, so werden schon diese kurzen Andeutungen genügen, um die Größe der Anforderungen erkennbar zu machen, die die Aufgabe des Entschließens und Handelns ohne Unterlaß an das Geistesvermögen des Feldherrn stellt.

Welches sind nun die geistigen Eigenschaften, die ein Feldherr besitzen muß, um jenen Anforderungen zu genügen?

Zum Teil decken sie sich mit denen, die wir an anderer Stelle — s. Ziff. 1 — als erforderlich für die Erkenntnis und zutreffende Beurteilung der wechselnden Kriegslagen ermittelt haben. Wie für jene Aufgaben, so beruht auch die Befähigung für die hier in Frage stehende in erster Linie auf einer eigenartigen Verbindung von Urteilsvermögen und Phantasie. Doch sind es zum Teil verschiedene Seiten dieser Eigenschaften, die für beide Zwecke in Anspruch genommen werden.

Übereinstimmend erfordern beide Aufgaben tiefes Verständnis für den Zusammenhang, der im Kriege im allgemeinen und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen zwischen Ursache und Wirkung besteht; daher vor allem Kenntnis der Natur der Streitkräfte und Streitmittel, der Kräfte, die treibend oder hemmend in ihnen und auf sie wirken, sowie

Digitized by Google

der Bedingungen und der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Aber während das Urteilsvermögen bei der früher besprochenen Aufgabe der Erkenntnis der bestehenden Verhältnisse und der Absichten des Gegners zu dienen hatte, soll es nunmehr dem Feldherrn auch eine Leuchte auf dem Wege des Entschließens und Handelns sein.

Das vermag es jedoch nur in Verbindung mit einer lebhaften Phantasie, die sich für den vorliegenden Zweck als schöpferische Kraft, als Ideenreichtum (Erfindungsgabe), betätigen muß, indem sie den Feldherrn, wie zum Erkennen der Vorteile, die eine Lage bietet, so auch zum Ersinnen von Maßnahmen befähigt, die geeignet erscheinen, ihr gerecht zu werden. Nicht grübelnder Verstand, sondern ein lebensfrischer, tatenfreudiger Geist, dem es auch an Verschlagenheit (List) nicht fehlen darf, ist die Quelle dieser Eigenschaft.

Ein Feldherr, dem es an solcher Phantasie gebricht, oder dessen Phantasie sich in der Beschäftigung mit den Gefahren und Schwierigkeiten seiner Aufgaben erschöpft, steht ratlos da, wo er handeln müßte. Ein anderer, dessen Phantasie lebhaft, aber ungezügelt ist, kommt leicht in Gefahr, entweder so viele Möglichkeiten des Handelns zu sehen, daß er sich zu keiner von ihnen rechtzeitig entschließen kann, oder voreilig einen Entschluß zu fassen und zur Unzeit zu einem anderen überzuspringen. Anderseits müssen die Ideen möglichst einfach und für alle an der Ausführung Beteiligte leicht verständlich sein. Es bleibt auch dann bei der Ausführung noch ein so reichliches Maß von Schwierigkeiten zu überwinden, daß die Vorliebe eines Feldherrn für künstliche Ideen kunstwidrig sein würde.

Denn ein Anderes, als einen richtigen Gedanken zu erfassen, ist es, ihn zu verwirklichen. Und darin gipfelt doch jede Aufgabe des Feldherrn. Vom intellektuellen Standpunkte aus betrachtet, der hier zunächst nur in Frage steht, handelt es sich hierbei um die Ausgestaltung der gefaßten Entschlüsse im einzelnen, sowie um die geeignete, ökonomisch richtige Gruppierung und Verwendung der Streitkräfte für den angestrebten Zweck. Auch dazu bedarf es erfinderischen Sinnes, nicht minder aber tiefen Verständnisses für die im Heeresorganismus vorhandenen Kräfte und deren Wirksamkeit, sowie praktischer Geschicklichkeit. Eigene Erfahrung und Übung, die in gewissen Grenzen selbst im Frieden erworben werden können, kommen dem Feldherrn bei der Ausgestaltung und Ausführung seiner Pläne zustatten. Im übrigen aber beruht besonders die Befähigung des Feldherrn für diese Seite seiner Aufgabe auf Eigenschaften, deren Besprechung den beiden folgenden Kapiteln vorbehalten bleibt.

* * *

Digitized by Google

Um die geistigen Anforderungen der Feldherrnkunst voll zu würdigen, müssen wir uns der erschwerenden äußeren Umstände erinnern, unter denen der Feldherr, wie im zweiten Kapitel geschildert wurde, seine Tätigkeit auszuüben hat, und in Betracht ziehen, daß ihm, auch abgesehen hiervon, die Zeit für das Denken, Entschließen und Befehlen fast immer knapp zugemessen ist. Am ehesten reicht sie zu ruhiger Überlegung für den Oberfeldherrn im großen Kriege aus, der dessen wegen der Tragweite jeder seiner Entschließungen und Weisungen freilich auch am meisten bedarf. In gespannten Lagen, besonders in der Schlacht, muß aber auch er sich häufig so schnell entschließen, daß er zu systematischer Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände außerstande ist. Für Unterfeldherren kann man dies fast als die Regel betrachten.

In allen Fällen dieser Art findet ein Feldherr nur Hilfe in jener Gabe, die gemeinhin als „Takt des Urteils" bezeichnet wird und darin besteht, jede Kriegslage mit schnellem, sicherem Blick zu übersehen, sie ebenso wie die durch sie bedingten Maßnahmen scheinbar mehr herauszufühlen als durch folgerichtiges Denken zu erfassen. In Wahrheit durchläuft der Verstand hierbei unbewußt mit blitzartiger Schnelligkeit die lange Reihe von Wahrnehmungen, Erwägungen und Schlußfolgerungen, die als Wegweiser zum Ziele dienen. Aber man sagt nicht zu viel, wenn man der Ansicht Ausdruck gibt, daß hierzu Genialität oder mindestens an solche grenzende Begabung erforderlich ist.

Viertes Kapitel.

Charakter und Temperament.

Es sind hohe und vielseitige Geisteseigenschaften, deren es zu erfolgreicher Ausübung der Feldherrnkunst bedarf. Aber sie reichen dafür nicht aus. Vielmehr ist entscheidend für die Frage, ob und wie sie im Kriege zur Geltung kommen, der Charakter des Feldherrn, d. h. seine vorherrschende, in seinen Urteilen, Entschlüssen und Handlungen sich kundgebende Gemütsart.

Auf keinem anderen Gebiete menschlicher Tätigkeit besteht ein näherer Zusammenhang, ein stärkeres Abhängigkeitsverhältnis zwischen Denken und Empfinden als auf dem der Feldherrnkunst. Gemütsstimmungen üben hier eine gewaltige Macht neben den verstandesmäßigen Erwägungen, wenn nicht über sie. Sie sind es, die die Richtung des Willens vorwiegend bestimmen. Schon bei der Beurteilung der jeweiligen Kriegslage durch den Feldherrn und bei der Erwägung der ihr am besten entsprechenden Maßnahmen tritt dies in die Erscheinung. Dem tatenfreudigen Feldherrn erscheinen die hierbei in Betracht kommenden Verhältnisse in weiem

Digitized by Google

lich anderer Beleuchtung als dem zaghaften. Noch größeren Einfluß übt der Charakter des Feldherrn neben dem Verstande auf seine Entschlüsse und Handlungen aus. Wohl ihm, wenn er den Charakter besitzt, auch in schwerer Bedrängnis sich ein objektives Urteil zu bewahren und ihm unbeirrt zu folgen!

Der Charakter des Menschen entwickelt sich durch Lebenserfahrung unter dem läuternden Einfluß sittlicher Lebensanschauungen aus seinem Temperament, d. h. aus der vorherrschenden Art und Weise seines natürlichen, wesentlich durch physische Eigenschaften bedingten Empfindens. Daraus geht einerseits hervor, daß das Temperament des Menschen für seine Charakterbildung von grundlegender Bedeutung ist, anderseits, daß der Begriff des Charakters den des Temperaments einschließt.

Die Frage der Charakterbildung steht zwar nur in mittelbarer Beziehung zu meiner Studie. Der praktische Zweck der letzteren veranlaßt mich gleichwohl, am Schluß des gegenwärtigen Kapitels auch auf jene Frage einzugehen, wobei dann auch der verschiedenen Erscheinungsformen des Temperaments zu gedenken sein wird. Die nächstliegende Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben, lautet jedoch: welche Anforderungen stellt der Krieg an die Charaktereigenschaften des Feldherrn? Dabei haben wir unser Augenmerk hauptsächlich auf die dem Gebiete der Charakterstärke, insbesondere dem der Willenskraft angehörenden Eigenschaften zu richten.

Willenskraft bedeutet Energie und Nachhaltigkeit des Willens. Ein mit schlichtem natürlichem Verstande ausgestatteter Feldherr, der einen einfachen, kunstlosen Gedanken entschlossen erfaßt und energisch ausführt, gelangt oft ans Ziel; ein willensschwacher, wie geistreich er auch sei, niemals. Willensstärke allein verleiht dem Feldherrn die Kraft zum Entschließen und Handeln in dem Nebel der Ungewißheit, in dem er sich im Kriege fast immer befindet, sowie zur Überwindung der Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm nicht nur vom Feinde, sondern auch durch die im Kriege so häufigen Zufälle und durch nicht vorherzusehende Zwischenfälle aller Art bereitet werden. Nur Willenskraft kann sein Gemüt stählen gegen die erschütternden Eindrücke der unvermeidlichen Opfer und Leiden des Krieges, vor denen er nicht zurückschrecken darf. Und nicht nur ihm selbst muß seine Willenskraft Sicherheit und Ruhe des Gemüts in den schwierigsten Lagen verbürgen, sie soll auch der Fels sein, an dem sich alle Zweifel, Bedenken und Sorgen seiner Unterführer und Truppen brechen, die treibende Kraft, die, alles mit sich fortreißend, kühne und entschlossene Tat erzeugt!

Solche Kraft ist ohne starke Wurzeln in den angeborenen Eigenschaften des Feldherrn kaum denkbar, bedarf aber auch dann noch der Stütze und

Digitized by Google

Förderung durch sittliche Werte, wie Gottvertrauen, Vaterlandsliebe, Pflichttreue, Ehrgefühl, Selbstvertrauen. Und um sie zu der Höhe, auf der überragendes Feldherrntum erstrahlt, zu erheben, muß, wie es scheint, noch irgend ein mächtiges, das Gemüt in der Tiefe ergreifendes und in Schwung erhaltendes persönliches Motiv hinzukommen. Bei Hannibal war dies Rachdurst, bei Gustav Adolf Glaubenseifer, bei Napoleon unbezähmbare Herrschzucht, bei Blücher Vergeltungsdrang, bei fast allen anderen großen Feldherren, nebenher auch bei den vorgenannten, Ruhmbegierde oder Ehrgeiz.

Diese beiden Motive unterscheiden sich dadurch voneinander, daß das Wesen der Ruhmbegierde in dem idealen Bestreben besteht, Hervorragendes für das Staats- und Volkswohl sowie für die Ehre der Waffen zu leisten und dadurch Anspruch auf einen bei der Mit- und Nachwelt in Ansehen stehenden Namen zu erwerben, während für den Ehrgeizigen die Tat ein Mittel zur Erlangung erhöhten persönlichen Ansehens und der damit verbundenen Vorteile ist. Der Ausdruck „Ruhmbegierde" verdunkelt den hohen ethischen Wert der Eigenschaft, die damit bezeichnet wird. Die deutsche Sprache hat aber leider kein treffenderes Wort, um diese Eigenschaft von dem Ehrgeize zu unterscheiden. Und doch ist dies notwendig. Denn der Ehrgeiz ist seinem Wesen nach selbstsüchtiger Natur, trübt leicht den Blick für das gebotene Ziel und das rechte Maß des Handelns und ist nur zu oft von Neid und Mißgunst mit ihren zersetzenden Wirkungen begleitet. Immerhin steht auch der Ehrgeiz, vom sittlichen Standpunkte betrachtet, hoch über dem Streben nach materiellem Gewinn, und seine zur Tat anspornende Kraft ist zweifellos von hohem kriegerischem Wert. Besonders im Offizierkorps ist er deshalb unter gleichzeitiger Warnung vor seinen Gefahren zu pflegen. Dem Feldherrn aber, dem der Weg zum Ruhme offen steht, geziemt es, diesen zu beschreiten.

Die Willenskraft des Feldherrntums tritt in verschiedener Art, als Mut, Entschlossenheit, Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Selbstbeschränkung in die Erscheinung.

Des Mutes bedarf der Feldherr zum Entschließen und Handeln, und schon die dem Entschluß vorhergehenden Erwägungen werden zu gutem Ergebnis nur führen, wenn seine Seele frei von Mißtrauen in die eigene Kraft ist. Dabei ist zwischen dem Mut gegen persönliche Gefahr und dem Mut gegen Verantwortlichkeit zu unterscheiden. Der erstere wiederum kann ein natürlicher sein, d. h. aus Gleichgültigkeit gegen das Leben oder aus Freude an der Gefahr oder aus beiden Quellen entspringen. Er kann aber sein Dasein auch starken sittlichen Antrieben verdanken, die dem Selbsterhaltungstrieb Schweigen gebieten.

Persönlicher Gefahr ist der Feldherr zwar weniger als seine Unter

Digitized by Google

gebenen ausgesetzt. Seine Todesverachtung wird nur in Ausnahmefällen unmittelbar auf die Probe gestellt. Daß er in solchen Fällen ein leuchtendes Beispiel von Mut geben muß, ist selbstverständlich. Nicht der leiseste Zweifel darf im Heere bestehen, daß es nur sachliche Gründe sind, die ihn in der Regel hinter der Front zurückhalten, daß er aber auch in persönlicher Gefahr stets Unerschrockenheit beweisen und Gleichmut bewahren wird. Darüber hinaus muß sein Mut so fest begründet sein, daß persönliche Gefahr in seiner Gedankenwelt überhaupt keine Stätte findet.

Dieser Anforderung entspricht am vollkommensten der natürliche Mut. Er ist eine köstliche Gabe des Temperaments, die freilich bei zivilisierten Nationen nur wenigen Menschen unbegrenzt in die Wiege gegeben wird. Häufiger vererben sich Keime, aus denen bei entsprechender Pflege eine dem natürlichen Mute nahe kommende Unempfindlichkeit gegen drohende Gefahr entwickelt werden kann. Das Mittel dazu besteht in der Hebung des Selbstvertrauens und der moralischen Kräfte, die, wie besonders das Gottvertrauen, das Ehr- und Pflichtgefühl, geeignet sind, die Sorge um das eigene Dasein im Menschen niederzuhalten. Das Selbstvertrauen aber wird am wirksamsten durch Übung in der Überwindung von Schwierigkeiten und Gefahren gestärkt. Mit der Übung wächst die Kraft des Charakters, mit der Kraft seine Kühnheit und Sicherheit.

Wesentlich auf sittlichen Grundlagen beruht der Mut gegen Verantwortlichkeit. Von den Entschlüssen und Anordnungen des Feldherrn hängen Sieg oder Niederlage, das Leben und das Lebensglück vieler Tausende von Menschen, vielleicht die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes und die Zukunft der Nation ab. Mit Ruhm bedeckt oder mit schwerer Schuld im eigenen Gewissen und in den Augen der Mitwelt belastet, wird er heimkehren, sein Name je nachdem in der Geschichte fortleben.

So folgenschwere Entschlüsse zu fassen, erfordert sicherlich schon unter einfachen, klar vorliegenden Verhältnissen nicht geringen Mut. Wieviel mehr unter den mehrfach geschilderten Hemmnissen und Schwierigkeiten, die der Feldherr zu überwinden hat. Und doch sieht er sich beständig vor die Notwendigkeit derartiger Entschlüsse gestellt. Selbst vor der Verantwortlichkeit, die mit der Nichtbefolgung eines bestimmten Befehls verbunden ist, darf er nicht zurückschrecken, wenn sich die Voraussetzungen des Befehls als unzutreffend erweisen.

Jedem Plane stehen Bedenken entgegen. Der Feldherr, der ihnen einseitig nachhängt, ist in Gefahr, zu keinem Entschluß zu kommen oder doch den richtigen Zeitpunkt zum Handeln zu verpassen und dadurch in eine Abhängigkeit vom Gegner zu geraten, die das Entschließen immer mehr erschwert. Besser als Zaghaftigkeit ist ein gewisser Leichtsinn, wenigstens dann, wenn ihm das berechtigte Selbstbewußtsein des Feldherrn zur

Digitized by Google

Seite steht, daß er bei ungünstigem Verlauf der Dinge immer noch Mittel und Wege finden wird, Schlimmes abzuwenden. Unüberlegten oder gar verwegenen Entschlüssen soll damit selbstverständlich nicht das Wort geredet werden. Wohl aber dem frischen Mut, der im richtigen Augenblick sich bis zur Kühnheit zu erheben vermag, entsprechend dem Vorbilde Friedrichs des Großen und dem herrlichen Wahlspruch Moltkes: „Erst wägen, dann wagen!“

Dem Mute nach Art und Tendenz am nächsten steht die Entschlossenheit. Sie ist die Willenskraft, die sich in furchtlosem Drang nach vorwärts zur Überwindung feindlichen Widerstandes oder zur Befreiung aus einer ungeklärten Lage kundgibt. Sie hat Mut zur Voraussetzung und erzeugt Initiative, d. h. das Bestreben aller großen Feldherren, dem Gegner das Gesetz zu geben.

Der Entschlossenheit bedarf der Feldherr besonders für die Schlacht und in der Schlacht. Auf Erfolg in ihr darf er nur hoffen, wenn er sie mit dem eisernen Willen, zu siegen oder ehrenvoll zugrunde zu gehen, unternimmt und durchführt. Die Anforderung an seine Entschlossenheit wächst mit der Größe des Wagnisses, z. B. beim Angriff auf einen überlegenen oder in starker Stellung befindlichen Feind, sowie bei ungünstiger Lage oder Beschaffenheit der eigenen Rückzugslinien. Sie erreicht den höchsten Grad beim Angriff mit verkehrter Front. Aber auch in der Verteidigungsschlacht kann der Feldherr Beweise von Entschlossenheit geben, indem er die Gunst des Augenblicks zum Gegenangriff wahrnimmt. Um in der Verteidigung einen vollen Sieg zu erringen, muß er dies tun. Der Feldherr dagegen, welcher Kräfte, deren er zur Sicherung des Sieges bedarf, zurückhält, um mit ihrer Hilfe die Folgen einer Niederlage abzuschwächen, hat die Schlacht schon halb verloren. Reserven sind heute in der Schlacht notwendiger als je. Aber ihr Zweck ist nicht, den Rückzug zu decken, sondern den Sieg zu entscheiden. Die Versuchung, gegen diesen Grundsatz zu verstoßen, ist groß, wie das häufige Vorkommen von Verfehlungen gegen ihn in der Kriegsgeschichte, zum Glück nicht gerade in der unsrigen, beweist. Es kann daher nicht nachdrücklich genug davor gewarnt werden. Hat doch selbst Napoleon bei Borodino versäumt, am Schluß der Schlacht seine Garden einzusetzen, was notwendig gewesen wäre, um den vollen Sieg zu erringen, von dem er die Entscheidung des Krieges erhoffte.

Die glanz- und ruhmvollsten Taten zeitigt Entschlossenheit, wenn sie im Verein mit jener zugleich im Geist und im Charakter wurzelnden Eigenschaft auftritt, die Geistesgegenwart genannt wird und in der Fähigkeit besteht, eine unerwartet eintretende Wendung der Kriegslage und deren Anforderungen, besonders eine sich dadurch bietende Gelegenheit zu einem entscheidenden Schlage schnell und scharf zu erfassen. Vor

Digitized by Google

bildlich hierfür ist u. a. das Entschließen und Handeln des Großen Königs bei Soor, Roßbach und Liegnitz, Napoleons bei Regensburg und Jena. —

Zur Entschlossenheit kann Willensstärke durch treibende Kräfte verschiedener Art, die einander nicht ausschließen, werden.

Ein feuriges, zu Optimismus neigendes Temperament besiegt verhältnismäßig leicht die Bedenken, die entschlossenem Handeln im Wege stehen. Wer lediglich und blindlings den Eingebungen desselben folgen wollte, würde freilich übel beraten sein. Aber es ist eine vortreffliche Feldherrneigenschaft, wenn es durch Einsicht in die richtigen Bahnen geleitet und in ihnen erhalten, vor Übereilung und Kräftevergeudung bewahrt wird. Wie gefährlich es andernfalls werden kann, lehren die vorzeitigen Angriffe Mansteins bei Kolin und eines anderen preußischen Generals gleichen Namens bei Amanweiler (18. Aug. 1870), sowie das stürmische, die Kräfte vorzeitig erschöpfende Draufgehen der Bulgaren im Anfange des Balkankrieges von 1912/13.

Entschlossenheit kann aber bei starken Charakteren, und zwar besonders bei solchen von ausgeprägter Objektivität, auch das Ergebnis tiefinnerster, in Fleisch und Blut übergegangener Überzeugung von ihrem hohen Werte sein. Sie hat alsdann vor der Temperamentsentschlossenheit den Vorzug größerer Stetigkeit und ist am wenigsten in Gefahr, mit den Geboten der Vernunft in Widerspruch zu geraten, da sie dieser ihren Ursprung verdankt. Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß Moltkes unübertreffliche Entschlossenheit wesentlich von dieser Art war, und daß auch die von der japanischen Heeresleitung im Kriege gegen Rußland an den Tag gelegte auf derselben Grundlage beruhte.

Standhaftigkeit nennt man die Willenskraft, die sich als Widerstandsfähigkeit gegen feindlichen Angriff bekundet, im weiteren Sinn aber auch die Unempfindlichkeit gegen die zersetzenden Einwirkungen des Krieges. Standhaftigkeit gegen Angriff ist eine negative, aber besonders für den Schwächeren wertvolle Eigenschaft, weil für ihn oft das einzige Mittel zur Erzielung eines Erfolges.

Beharrlichkeit ist Ausdauer in der Verfolgung eines Zweckes, sei dieser positiver oder negativer Art, mag es sich um den letzten Zweck des Krieges oder um eine Teilaufgabe handeln.

Beharrliche und entschlossene Ausführung eines wohlüberlegten Unternehmens wird fast immer von Erfolg gekrönt. Sie durchkreuzt die Absichten des Gegners und lähmt seine Entschlußkraft. Der Feldherr dagegen, der bei Verfolgung eines Zieles durch nachträglich erwachende Bedenken, unvorhergesehene Zwischenfälle oder drohende Haltung des Feindes in Zögern gerät oder sich voreilig von dem eingeschlagenen Wege ablenken

Digitized by Google

läßt, wird sein Ziel selten erreichen, vielmehr in Versuchung geraten, auf halbem Wege stehen zu bleiben oder gar unverrichteter Sache unter Schädigung des Geistes seiner Truppen umzukehren. Auch in der mißlichsten Lage darf der Feldherr die Hoffnung auf eine glückliche Wendung nicht aufgeben. Er nehme sich Blüchers Zug von Ligny nach Waterloo zum Vorbilde. Der Sieger in der Schlacht aber zeige Beharrlichkeit durch Verfolgung des fliehenden Feindes, wie Gneisenau nach der Schlacht von Waterloo.

Soweit, daß sie blind gegen wirkliche, unabwendbare Gefahren macht oder die Erkenntnis eines erheblichen Irrtums in der Beurteilung der Lage verhindert, darf Beharrlichkeit freilich nicht gehen. Richtige Einsicht muß vor ihrer Überspannung bewahren, sonst wird sie zum Eigensinn, der verhängnisvolle Folgen haben kann. Immerhin lehrt die Erfahrung, daß ein Übermaß von Beharrlichkeit eher zum Ziele führt als Wankelmut.

Auch in der Abwehr ist Beharrlichkeit solange eine Tugend, als die Mittel zur Erzielung positiver Erfolge nicht ausreichen, während allerdings der Feldherr die schärfste Verurteilung verdient, der, wie Kuropatkin im russisch-japanischen Kriege, Beharrlichkeit nur im Zurückweichen vor einem schwächeren Gegner bekundet.

Zu hoher Tugend wird sie dagegen da, wo sie dem Feldherrn die Kraft verleiht, dem Unglück die Stirn zu bieten. Unter allen Ruhmestiteln König Friedrichs ist der größte die Beharrlichkeit, mit der er, nach jedem Mißgeschick das Haupt alsbald wieder kühn erhebend, den Kampf mit seinen geschwächten Kräften gegen die übermächtigen Gegner fortsetzte, bis diese, am Enderfolg verzweifelnd, vor ihm die Waffen senkten. Selbst wenn er unterlegen wäre, würden Staat und Volk aus dem Vorbilde seines heldenmütigen Ringens die Kraft geschöpft haben, sich wieder aufzurichten.

Wir haben nunmehr noch einer Äußerung der Willenskraft von negativer Tendenz, der Selbstbeschränkung, zu gedenken. Objektiv bedeutet sie Maßhalten in der Zwecksetzung, subjektiv Zügelung des Tatendranges, um ihn vor Rückschlägen zu bewahren.

Der Ausspruch Bismarcks, daß Politik die Kunst des Möglichen ist, gilt auch von der Feldherrnkunst. Derselbe Gedanke ist in dem für beide Gebiete geltenden Grundsatze enthalten, der Übereinstimmung zwischen Zweck und Mittel fordert. Dieser Grundsatz bedeutet für den Feldherrn in erster Linie, daß er nur Ziele erstreben soll, die mit den zu seiner Verfügung stehenden Mitteln erreichbar sind. Man kann in ihm aber auch zugleich die Forderung erblicken, daß der Feldherr stets die höchsten, mit seinen Mitteln erreichbaren Ziele ins Auge fasse. Jedenfalls besteht diese Forderung zu Recht neben der der Beschränkung auf das Erreichbare.

Digitized by Google

Und darin liegt eine neue Schwierigkeit der Kunst, die um so größer ist, als zu den wesentlichen Mitteln des Feldherrn sein eigenes Können und sein darauf gegründetes Selbstvertrauen gehört. Die richtigen Grenzen nach beiden Seiten stets einzuhalten, erfordert geklärtes Urteilsvermögen und gereiften Charakter, besonders auch Selbsterkenntnis. Wie verwickelt die hier in Betracht kommenden Verhältnisse oft sind, mag ein Beispiel zeigen: Friedrich der Große übte Selbstbeschränkung, indem er das Lager von Bunzelwitz bezog, und zugleich war dies eine große Kühnheit, gegründet auf das Selbstvertrauen, daß sein Gegner trotz großer Überlegenheit nicht wagen würde, ihn dort anzugreifen. Wohin anderseits Mangel an Selbstbeschränkung führen kann, dafür ist unter vielen Beispielen eines der lehrreichsten das klägliche Ende, das der sinnlose Versuch Karls XII. von Schweden, mit einer Schar von wenigen tausend Mann das Reich Peters des Großen zu überwältigen, bei Pultawa fand.

Der Weitblickende, Tatkräftige, besonders aber der Ehrgeizige, sie tun wohl daran, sich die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung stets vor Augen zu halten. Wer nicht zu ihnen gehört, kommt im Kriege eher in Gefahr, zu wenig als zu viel zu wagen.

Die Kritik aber hüte sich, in jedem Mißerfolg eines kühnen Unternehmens einen Verstoß gegen die Forderung des Maßhaltens zu erblicken. Sie wirkt sonst schädlich.

* * *

Ich komme nunmehr auf die Frage zurück, welchen Anteil das Temperament des Menschen an seinem Charakter hat. Diese Frage ist von hervorragender Bedeutung für die Bildung des Charakters, daher für die Förderung der wichtigsten Feldherrneigenschaften in den Kreisen, auf die der Staat für die Deckung seines Bedarfs an Feldherren und Feldherrngehilfen in erster Linie angewiesen ist, d. h. im Offizierkorps. Die Erziehung in diesem, besonders die Selbsterziehung, muß wesentlich darauf gerichtet sein, die im Temperament der einzelnen vorhandenen guten Feldherrneigenschaften und Keime von solchen zu entwickeln, die schädlichen aber zu bekämpfen. Nur die am besten beanlagten von ihnen werden die volle Charakterreife, die die Kunst erfordert, erreichen. Aber der Staat bedarf auch nur einer beschränkten Anzahl von Feldherren und Feldherrngehilfen, und die hinter dem höchsten Ziele Zurückbleibenden haben doch nicht vergeblich gestrebt, denn sie tragen reichen Gewinn für ihre Tüchtigkeit zur Truppenführung davon.

Das Studium der natürlichen Eigenschaften des Menschen hat nun die Mehrheit der Psychologen dahin geführt, vier Haupttemperamente zu unterscheiden, nämlich:

Digitized by Google

1. das sanguinische Temperament, so genannt, weil man wahrzunehmen glaubte, daß es sich besonders bei sehr vollblütigen Menschen finde. Es charakterisiert sich durch ein Übergewicht des Gefühls und einen hohen Grad von Empfänglichkeit, die jedoch der Tiefe und Nachhaltigkeit ermangeln. Die Eindrücke wirken auf das Gemüt wie ein schnell vorübergehender Wind auf das Wasser, der zwar die Oberfläche schnell ins Kräuseln bringt, dessen Wirkung aber nicht in die Tiefe geht und bald verschwindet. Offen für alle Eindrücke, wird es von ihnen mit einer gewissen Macht ergriffen. Aber jeder neuere Eindruck verdrängt den vorhergegangenen und, so lebhaft auch das Begehrungsvermögen erregt wird, so führt es doch nicht leicht zur Tat, wenn diese nicht im ersten Moment beschlossen und vollbracht wird. Der Sanguinische ist ebenso vergeßlich wie gelehrig, gutmütig, ein munterer Gesellschafter, brauchbar zu leichten Geschäften, aber untauglich für ernste Arbeit, leicht von irgendeiner Sache zu überzeugen, aber leicht auch wieder seine Überzeugung ändernd, offen, stets hilfsbereit, aber in seinen Versprechungen nicht zuverlässig. Eine heitere Lebensanschauung ist sein steter Begleiter, Gram und Sorgen finden keine Stätte bei ihm, er gewinnt allem die beste Seite ab. Oft kennt sein Leichtsinn keine Schranken.

2. Das cholerische Temperament hat seinen Namen daher, daß es vorzugsweise zu Ausbrüchen von Zorn geneigt machen soll. Es äußert sich durch ein Gefühl, das nicht nur leicht und schnell, sondern auch heftig und stark erregt wird, daher heftig auf das Begehrungsvermögen wirkt, gleichwohl nur ausnahmsweise von längerer Dauer ist. Die Leidenschaften lodern gewaltig auf, die Äußerungen des Gefühls sind oft scharf, bitter, verletzend. Durch Widerstand wird das Gefühl noch mehr erregt, während Milde und Gelassenheit es entwaffnen. Wenngleich der Cholerische schwere Arbeit nicht wie der Sanguinische scheut, so fehlt ihm doch die zu bedeutenden Leistungen erforderliche Ausdauer. Nur das, was durch den ersten Anlauf erreicht werden kann, gelingt ihm; ein Hinwirken auf einen Zweck, das längere Zeit erfordert, ist nicht seine Sache. Kleinliche Geschäfte haßt er, die Pflicht des Gehorsams ist ihm, dem mehr nach Herrschen Verlangenden, zuwider. Im ganzen ist eine ernste Stimmung bei ihm vorherrschend. Ehre und Ruhm sind Haupttriebfedern seiner Handlungen, Ausartung des Stolzes, Hochmut, Unduldsamkeit, heftige Zornausbrüche, Hang zu Grausamkeit, Verwegenheit und Tollkühnheit die Gefahren dieses Temperaments.

3. Das phlegmatische Temperament. Bei ihm ist das Gefühl nur langsam und schwer zu erregen, doch einmal erregt, dauert die Gemütsbewegung und mit ihr das Begehrungsvermögen lange fort. Es fehlt aber die Tatkraft, da die Tätigkeit des Nervensystems zwar gleichmäßig, doch meistens zu langsam und zu schwach ist. Der Phlegmatische

Digitized by Google

neigt zur Ruhe, liebt Genuß ohne Anstrengung, ist weder heftigen Leidenschaften, noch starken Affekten unterworfen. Da er bei seinen Entschließungen und Handlungen sehr bedächtig zu Werke geht, wird er fast nie zu Unbesonnenheiten verleitet. In seinen Anforderungen an andere Menschen maßvoll, regt er selten Haß und Neid gegen sich auf, ist mit der Welt und seinen Verhältnissen leicht zufrieden, liebt Ordnung und Pünktlichkeit und verrichtet seine Geschäfte, die jedoch keine große Anstrengung erfordern dürfen, aus Pflichtgefühl. Doch ruht in diesem Temperamente auch die leicht sich ausbildende Anlage zur Gleichgültigkeit und Trägheit.

4. Das melancholische Temperament, so genannt, weil man glaubt, daß es zur Melancholie geneigt macht. Die Funktionen des Nervensystems sind, wenn auch von Kraft und Dauer, so doch langsam. Dementsprechend ist das Gemüt nicht leicht erregbar. Wodurch es aber einmal erregt wird, das greift tief ein, hält lange nach und erweckt das Begehrungsvermögen mächtig. Die Stimmung des Melancholischen ist mehr traurig und ernst als fröhlich. Er liebt die Einsamkeit, neigt zu Pessimismus, diesem Todfeinde der Tatkraft. Solange nicht heftige Affekte ihn bewegen, ist er vorsichtig und bedachtsam. Die Leidenschaften, die er in sich selbst gekehrt oft brütend verbirgt, wühlen häufig den Grund seines Gemütes auf. Um die Zukunft ängstlich besorgt, neigt er zum Geize. Treu in der Liebe bis zur höchsten Schwärmerei und in der Freundschaft bis zur persönlichen Aufopferung, ist er aber auch sich selbst verzehrender Eifersucht ausgesetzt. Er scheut die schwerste Arbeit und ist in seinen Geschäften pünktlich. Aber auch seine Ansprüche an andere sind streng und unerbittlich. Für die Schwierigkeit, womit er Neues erlernt, wird er durch die Festigkeit entschädigt, mit der das einmal Erfaßte bei ihm haftet. — Dieses Temperament ist eine gute Grundlage für Gelehrsamkeit, aber nicht für tatkräftiges Schaffen. Es führt leicht zu Selbstpeinigung, Menschenhaß, Schwermut.

Es ist nicht zu verkennen, daß dieser Temperamentstheorie viel Willkürlichkeit anhaftet. Zunächst ist gegen sie einzuwenden, daß wohl der Charakter eines Menschen eine zu gegebener Zeit feststehende und erkennbare Größe ist, daß sich aber nicht ohne weiteres beurteilen läßt, welchen Anteil an seinen Charaktereigenschaften das Temperament, und welchen die Lebenserfahrung sowie der Einfluß sittlicher Lebensanschauungen hat. Erschwert wird das an sich schwierige Urteil hierüber noch dadurch, daß auch das Temperament keine unveränderlich feststehende Größe ist, sondern, da es mindestens teilweise durch physische Eigenschaften des Menschen bedingt wird, auch mit diesen gewissen Veränderungen unterliegt. Das Temperament seiner Jugend hat der Mann nicht mehr im hohen Alter. Nimmt man endlich hinzu, daß der Zusammenhang, der zwischen der physischen

Digitized by Google

Beschaffenheit des Menschen und seinen Seelenkräften besteht, für uns überhaupt noch in dichten Nebel gehüllt ist, so kann man die vorgedachte Temperamentstheorie als ausreichend wissenschaftlich begründet nicht anerkennen.

Dagegen findet sie insofern eine Stütze in der Erfahrung, als die je einem der vier Temperamente zugeschriebenen Eigenschaften sich auffallend häufig sämtlich oder großenteils, voll entwickelt oder wenigstens in Keimform, in den Charakteren der Menschen beieinander finden, und als es nicht ganz unbegründet erscheint, den Ursprung dieser Eigenschaften überwiegend in den Temperamenten zu suchen. Wenn daher in einem Charakter mehrere der nach der Theorie in ein und dieselbe Kategorie fallenden Eigenschaften erkannt sind, so liegt darin ein Fingerzeig, auf welche weitere Eigenschaften bei der Charakterbeurteilung, -erziehung und -selbstzucht vorzugsweise das Augenmerk zu richten ist.

Das aber ist in Anbetracht der beherrschenden Bedeutung des Charakters für die Feldherrnkunst von nicht zu unterschätzendem Wert.

Fünftes Kapitel.

Der Feldherr als Persönlichkeit.

Die Persönlichkeit des Feldherrn übt im Kriege einen starken und weitreichenden Einfluß durch die nahen Beziehungen aus, in denen er zu seinen Truppen, zu anderen Heerführern und zu seinem Stabe steht. Wir sind auf diese Seite des Feldherrntums bereits mehrfach in unseren bisherigen Betrachtungen gestoßen, müssen aber nunmehr näher auf sie eingehen.

Die Kunst des Feldherrn findet bezüglich der durch sie erreichbaren Ziele ihre Grenze in der Stärke, d. h. in der Zahl und Güte der ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte. Deren Güte ist aber in erster Linie durch ihre Disziplin und den in ihnen herrschenden Geist bedingt. Deshalb gehört die Sorge für Aufrechterhaltung der Disziplin und die Pflege des guten Geistes im Heere zu den wesentlichen Aufgaben des Feldherrn. Er teilt diese Aufgabe mit seinen Unterführern aller Klassen, würde ihr aber nicht gerecht werden können, wenn er sich darauf beschränken wollte, deren Tätigkeit zu überwachen. Vielmehr ist er in hervorragendem Maße unmittelbar an ihr beteiligt, sein persönlicher Einfluß auf die Disziplin und den Geist des Heeres ist der vorherrschende, weil in den Gefahren und Nöten des Krieges alle Heeresangehörigen lebhaft die große Bedeutung empfinden, die sein Schaffen und Wirken für das Schicksal des Vaterlandes wie für das Geschick jedes einzelnen von ihnen hat. Wo er sich blicken läßt, sind aller Augen auf ihn gerichtet, und die Frage, was von ihm und

Digitized by Google

seinen Entschlüssen zu erwarten ist, beschäftigt unablässig die Gemüter. Das kommt starkem persönlichen Einfluß gleich.

In der Tat lehrt die Geschichte, daß ein Feldherr, der das Vertrauen und die Liebe des Heeres besitzt, die höchsten Anforderungen an die Selbstverleugnung und die Opferwilligkeit seiner Truppen stellen und dadurch Erfolge erzielen kann, die dem Heerführer, der den Herzen der Krieger fern steht, versagt bleiben. Die großen Feldherren haben sich, wie verschieden auch ihre Eigenart war, ausnahmslos der begeisterten Anhänglichkeit ihrer Heerscharen erfreut. Es müssen daher doch übereinstimmende Vorbedingungen persönlicher und sachlicher Natur im Wesen des Feldherrntums begründet sein, auf denen solche Macht der Persönlichkeit beruht. Vielleicht kommen wir ihnen durch nachfolgende Betrachtungen näher.

Vertrauen des Heeres zum Feldherrn und Anhänglichkeit an ihn haben zur unerläßlichen Voraussetzung, daß er in hohem Ansehen steht. Solches ist ihm bei einer disziplinierten Heeresmacht schon durch sein Amt und seinen Rang solange gesichert, als er es nicht durch eigenes Verschulden einbüßt. Das höchste dem Herrscher des Landes, der im Kriege persönlich den Oberbefehl führt. Ein legitimer Herrscher, der als oberster Kriegsherr seinem Heere schon im Frieden stets nahe gestanden hat, darf, wenn er es ins Feld führt, von vornherein auch auf dessen Vertrauen und treue Anhänglichkeit rechnen. Günstig ist in dieser Hinsicht auch die Lage eines Generals, der sich bereits als hervorragender Feldherr bewährt hat und als solcher dem Heere bekannt ist. Ein anderer Heerführer muß Vertrauen und Zuneigung erst erwerben. Und für keinen Feldherrn ist der Besitz dieser Güter dauernd gesichert, sie müssen immer aufs neue erworben werden.

Das sicherste Mittel hierfür ist der Erfolg. Er ist freilich bei dem erheblichen Spielraum, den selbst die vollkommenste Ausübung der Feldherrnkunst noch dem Zufall offen läßt, nicht unabhängig vom Glück. Aber auf die Dauer hat doch, wie Moltke treffend sagt, nur der Tüchtige Glück. Das ergibt sich naturgemäß daraus, daß Geist und Initiative dazu gehören, Vorteile, die ein glücklicher Zufall unerwartet gewährt, rechtzeitig zu erkennen und wahrzunehmen, die Folgen unglücklicher Zufälle aber geschickt abzuwenden. In diesem Sinne wird das Glück nicht mit Unrecht eine gute Feldherrneigenschaft genannt.

Aber das Vertrauen des Heeres zum Feldherrn hängt doch nicht allein vom Erfolge ab. Selbst bei Mißgeschick kann ein tüchtiger Feldherr es wohl erwerben, mindestens einmal erworbenes Vertrauen lange behaupten. Eine unerläßliche Vorbedingung hierfür ist jedoch sichere, zielbewußte Führung. Unnötige Alarmierungen, ermüdende Aufenthalte, Hin- und Hermärsche, Unregelmäßigkeiten der Verpflegung und ähnliche, oft harte

Digitized by Google

Prüfungen der Truppen lassen sich im Kriege niemals ganz vermeiden, am wenigsten in Zeiten ungünstigen Verlaufs der Operationen, in denen gesteigerte Abhängigkeit vom Handeln des Gegners besteht. Sie sind nicht immer unmittelbare Folgen von Anordnungen oder Unterlassungen des Feldherrn, häufen sich jedoch, wenn in der Oberleitung Unruhe und Unsicherheit Platz greifen, zumal dort herrschende Nervosität sich nur zu leicht auf die Unterführer fortpflanzt. Die Truppen aber haben ein feines Empfinden dafür, ob sie von oben herab sicher oder unsicher geführt werden, und ihr Vertrauen zum Feldherrn ist davon wesentlich abhängig.

Von nicht geringem Einfluß hierauf ist auch dessen persönliche Haltung. An ihr und an seinen Mienen sucht jedermann da, wo er sich zeigt, zu erkennen, wie die Dinge stehen. Sieht er gedrückt, besorgt aus, so sinkt der Mut, erscheint er zuversichtlich, so schwinden Zweifel und Bedenken. Wichtiger als für den Diplomaten ist es für den Feldherrn, daß er sich in seinem äußeren Verhalten zu beherrschen wisse. Am meisten in kritischen Zeiten, besonders in der Schlacht, und selbst nach verlorener Schlacht. Von Friedrich dem Großen wird berichtet, daß er nach der unglücklichen Schlacht von Kolin in fast ununterbrochenem Ritt zur Armee vor Prag zurückgeeilt, dort, nachdem er sechsunddreißig Stunden auf demselben Pferd zugebracht hatte, körperlich und seelisch völlig erschöpft angelangt, gleichwohl in königlicher Haltung durch das Lager der Truppen nach seinem Quartier geritten, dort allerdings zusammengebrochen sei, um jedoch schon am folgenden Tage wieder kühn das Haupt zu erheben. „Bei unserem Unglück", schrieb er an diesem Tage nach dem Abmarsch von Prag an den Fürsten Moritz von Anhalt, „muß unsere gute Contenance die Sache so viel möglich reparieren." Und Napoleon hat auf St. Helena bekannt, er sei am Tage vor jeder Schlacht innerlich so erregt gewesen, daß es ihm schwer geworden sei, äußerlich gelassen zu erscheinen. Aber niemals hat selbst seine nächste Umgebung Unruhe an ihm wahrgenommen. Gleichmut und Zuversicht muß ein Feldherr, wenn sie ihn verlassen, erheucheln können.

Hiervon abgesehen, würde Schauspielerei eines Feldherrn deutschen und ähnlich gearteten Truppen gegenüber ihren Zweck jederzeit verfehlen. Wenn die Maskerade eines Murat, die Scharlatanerie, mit der Suworow und Skobelew ihr Heldentum verunzierten, oder gar das Komödiantentum eines Boulanger bei den Truppen, an deren Spitze sie standen, wirkungsvoll gewesen sein mögen, so würde ein deutscher Feldherr durch ähnliches Verhalten der Lächerlichkeit verfallen. Sein Auftreten muß, um Eindruck zu machen, vor allem natürlich und wahr sein, seinem innersten Wesen ebenso wie den obwaltenden äußeren Verhältnissen entsprechen.

Nicht ohne Einfluß auf die Phantasie des Soldaten ist die äußere Erscheinung des Feldherrn. Von stattlicher Gestalt, in guter militärischer

Digitized by Google

Haltung vor der Front der Truppen erscheinend, macht er vorweg auf sie einen günstigen Eindruck. Von ausschlaggebender Bedeutung ist dieser Vorzug gleichwohl nicht. Friedrich der Große und Napoleon waren von Gestalt unscheinbar, aber kein anderer Feldherr hat sie an Macht über die Gemüter der Truppen erreicht. Die geistige Überlegenheit und der unbeugsame Wille, die aus ihren Augen leuchteten, aus jeder ihrer Bewegungen und jedem ihrer Worte sprachen, entzogen jenen Mangel gänzlich dem Blick.

Zu den unentbehrlichen Eigenschaften des Feldherrn gehört dagegen die Gabe der Rede. Ein Feldherr, der seinen Truppen gegenüber nicht das rechte Wort zur rechten Zeit zu finden weiß, entbehrt eines Hauptmittels, auf ihren Geist zu wirken. Meister der Kunst, die Truppen anzufeuern, war Napoleon. Die Ansprachen, die er vor der Schlacht an sie richtete, waren, ebenso wie seine Tagesbefehle, mustergültig durch ihre Anpassung an die Eigenart seiner Soldaten, durch ihre militärische Kürze und ihre eindrucksvolle Form. Sie haben nicht wenig zu seinen Siegen beigetragen. Auch durch herben Tadel haben angesehene Feldherren oft große Wirkungen erzielt, nicht selten weichende Truppen veranlaßt, dem Feinde aufs neue mutig die Stirn zu bieten und so die Ehre ihrer Fahnen zu retten. Doch ist Vorbedingung des Erfolges einer jeden Ansprache, die der Feldherr an eine Truppe richtet, daß sein Auftreten zwar temperamentvoll, zugleich aber würdevoll sei. Er muß sich bewußt sein, wie schwer jedes seiner Worte wiegt.

Aber bei aller Würde bedarf ein Feldherr auch der Popularität bei seinem Heere. Sie zu gewinnen, ist freilich steifer Unnahbarkeit nicht gegeben, noch weniger wird es erkennbarem Haschen nach ihr gelingen, unter dem vielmehr das persönliche Ansehen leidet. Ganz öffnen sich die Herzen deutscher Krieger selbst einem Feldherrn, der bei ihnen in Ansehen und Vertrauen steht, nur dann, wenn er den Manneswert auch im gemeinen Soldaten zu schätzen weiß, sich zu ihm hingezogen fühlt und nach Kräften auf dessen Wohl bedacht ist, aber auch die natürliche Gabe besitzt, diese Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, und hierzu sich bietende Gelegenheit mit richtigem Takt wahrnimmt. Das sind Eigenschaften, die ein deutscher Feldherr a u c h besitzen muß, um eine Macht über seine Truppen zu gewinnen, wie sie in dem „Alten Fritz", dem „Marschall Vorwärts", dem „Vater Radetzky" u. a. verkörpert war.

Der Oberbefehlshaber einer nach vielen Hunderttausenden zählenden Heeresmacht, wie sie heutige Großstaaten ins Feld stellen, hat freilich nur wenig Gelegenheit, anders als mittelbar, durch seine Befehlsführung und seine Erfolge, auf den Geist seiner Truppen einzuwirken. Er kann nicht beständig in so nahen Beziehungen zu diesen wie einst Friedrich der Große

Digitized by Google

stehen, auch nicht, wie Napoleon es in der Regel noch vermochte, am Morgen eines Schlachttages alle seine Truppen, von einer zur anderen reitend, begrüßen und für den Kampf anfeuern. Die Zahlen-, Raum- und Zeitverhältnisse ziehen, trotz der Erfindung des Kraftwagens, seinem persönlichen Verkehr mit den Truppen heute enge Schranken.

Um so höher ist der Vorteil zu bewerten, dessen sich eine Monarchie erfreut, wenn ihr Herrscher im Kriegsfall persönlich den Oberbefehl über das Heer führt, dessen Vertrauen und treue Anhänglichkeit er als oberster Kriegsherr schon zuvor erworben hat. Wer Zeuge der unbeschreiblichen Begeisterung gewesen ist, mit der König Wilhelm von den Truppen empfangen wurde, wenn er nach siegreicher Schlacht über die Wahlstatt ritt, um seinen braven Kriegern für ihre Hingebung zu danken, der weiß, daß solcher, zwischen dem obersten Kriegsherrn und seinem Heere von langer Hand geschlossener Bund im bitteren Ernst des Krieges von unersetzlichem Werte ist. Ein anderer Feldherr wird an der Spitze einer Heeresmacht von Hunderttausenden schwerlich jemals einen ähnlich tief reichenden Einfluß auf den Geist der Truppen gewinnen, wie ihn der von diesen geliebte Herrscher des Landes besitzt.

Die Unterfeldherren aber, die Führer von Armeen ebenso wie die der Armeekorps, können ihren persönlichen Einfluß auf ihre Truppen heute noch ebenso geltend machen, wie es die Feldherren an der Spitze gleich starker Streitkräfte in der Vergangenheit vermocht haben.

* * *

Von erheblichem Einfluß auf den Verlauf eines Krieges sind die zwischen dem Oberbefehlshaber und seinen Unterfeldherren sowie die zwischen den letzteren bestehenden persönlichen Beziehungen.

Das Verhältnis des Oberbefehlshabers zu seinen Unterfeldherren ist in erster Linie durch die Gehorsamspflicht der letzteren bedingt. Aber wenn schon jeder Offizier das Recht und selbst die Pflicht hat, auf eigene Verantwortung von einem Befehle abzuweichen, sobald und insoweit er sich einer anderen als der von dem Befehlenden vorausgesetzten Lage gegenübersieht, so ist von einem Feldherrn zu fordern, daß er, wie Friedrich der Große sagt, „etwas auf die eigenen Hörner zu nehmen“ wisse, obgleich er „mit seinem Kopfe“ für die Folgen haftet. Deshalb wird ein Oberbefehlshaber, der seine Stellung richtig auffaßt, nach Möglichkeit alles zu vermeiden suchen, was die Willenskraft und Tatenfreudigkeit seiner Unterfeldherren beeinträchtigen könnte; vielmehr darauf bedacht sein, diese Eigenschaften zu stützen und zu fördern, um sie für seine Zwecke nutzbar zu machen. Ein Bevormundungssystem, wie es Kuropatkin im Mandschurischen Kriege seinen Armeeführern gegenüber ausübte, lähmt deren Tat-

Digitized by Google

kraft und benimmt dem Oberbefehlshaber den Blick für das Große seiner Aufgabe. Wie weiten Spielraum letzterer der Selbsttätigkeit seiner Unterfeldherren lassen kann, das hängt freilich, außer von der notwendigen Rücksichtnahme auf den Zusammenhang der Gesamthandlung, wesentlich von deren Fähigkeiten und Charaktereigenschaften ab. Ein schwacher Unterfeldherr bedarf gründlicherer Anleitung und sorgsamerer Überwachung als ein in Tüchtigkeit bewährter, ein zu Unbotmäßigkeit geneigter muß in Schranken gehalten werden.

Anderseits ist Voraussetzung eines guten Verhältnisses des Oberbefehlshabers zu seinen Unterfeldherren, daß er sich nicht allein auf Grund seiner anerkannten Befähigung für die obere Heerführung, sondern seiner ganzen Persönlichkeit nach im Vollbesitz ihres Respektes und Vertrauens befinde. Um hierauf sicheren Anspruch zu haben, muß ein Oberbefehlshaber ein Mann von Welterfahrung, Weltklugheit und reicher Menschenkenntnis, dazu eine — im besten Sinne des Wortes — vornehme Persönlichkeit sein, deren überlegene Bedeutung sich schon in ihrem äußeren Auftreten ausprägt, selbstbewußt und doch zugänglich im Verkehr, frei von aller Kleinlichkeit, von Mißtrauen, Neid und Eifersucht, streng in seinen Anforderungen an andere wie an sich selbst, gerade und wahr, sicher und bestimmt, aber nie verletzend, vielmehr gerecht und wohlwollend, karg mit Lob und schonend, wo getadelt werden muß, immer die Sache über die Person stellend, aber auch darauf bedacht, den Verdiensten Untergebener Anerkennung, den Bedürftigen Hilfe zu verschaffen, und stets bereit, Mißgeschick und entschuldbaren Irrtum mit der eigenen Verantwortlichkeit zu decken. Und wenn diesem Ideale, wie der Oberbefehlshaber, so auch die Unterfeldherren wenigstens annähernd entsprechen, so entsteht jenes freudige Zusammenwirken aller leitenden Stellen, das den Geist des Heeres bis in die Tiefe befruchtet und eine starke Bürgschaft des Erfolges ist.

Es liegt nun freilich im Wesen eines Ideals, daß es erstrebenswert, aber nicht erreichbar ist. Das gilt auch von dem vorstehend entworfenen: Eine vollkommene, nie getrübte Harmonie unter allen Feldherren hat noch in keinem großen Kriege bestanden und wird auch schwerlich je erreicht werden. Dafür ist die Temperatur im Kriege zu heiß, die Atmosphäre in ihm zu stark mit Reibungsstoffen geschwängert und die menschliche Natur zu unvollkommen. Aber viel ist schon gewonnen, wenn in den leitenden Kreisen des Heeres die Wichtigkeit eines guten Einvernehmens zwischen den Feldherren gebührend gewürdigt wird und Verständnis für die Voraussetzungen eines solchen besteht.

Zu diesen Voraussetzungen gehört eine zweckmäßige und klare Organisation der Kommandogewalt. Unklare Befehlsverhältnisse, wie sie im Anfang des Krieges von 1870 auf französischer Seite entstanden, als

Digitized by Google

Napoleon III. den verantwortlichen Oberbefehl an Bazaine abgab, aber, beim Heere verbleibend, dessen Hand lähmte, haben stets bedenkliche Folgen. Unter ähnlichen Mängeln litt später die Heerführung Mac Mahons und die der Generale der französischen Republik. Aber auch in anderen Kriegen der Vergangenheit fehlt es nicht an warnenden Beispielen gleicher Art. Es sei nur noch an die unklaren Kommandoverhältnisse der preußischen Armee von 1806 und deren Folgen sowie an die unglückliche Lage erinnert, in der sich der Fürst Schwarzenberg als Oberbefehlshaber der verbündeten Heere 1813/14 gegenüber den in seinem Hauptquartiere anwesenden Herrschern von Rußland, Österreich und Preußen befand. Verantwortlichkeit und Macht des Feldherrn bedingen sich gegenseitig. Er kann die seiner Verantwortlichkeit entsprechende Macht nicht mit anderen teilen. Wird sie ihm geschmälert oder gibt er sie freiwillig preis, so fehlt ein einheitlicher Wille, und alle Bande lockern sich.

Als eine der wichtigsten Vorbedingungen erfolgreicher Kriegführung ergibt sich aus allen bisherigen Betrachtungen die glückliche Lösung der Aufgabe, die Feldherrnstellen mit geeigneten Persönlichkeiten zu besetzen. Oberster Befehlshaber in einem vom Deutschen Reich zu führenden großen Kriege ist der Kaiser. In Staaten, in denen dies nicht die verfassungsmäßige oder traditionelle Aufgabe des Herrschers ist, wird die Wahl einer völlig geeigneten Persönlichkeit für dieses verantwortungsreiche, ein ungewöhnliches Maß von Autorität erfordernde Amt oft nicht leicht sein, und auf nicht geringere Schwierigkeiten dürfte hier und da die zweckdienliche Besetzung der beträchtlichen Zahl von Feldherrnstellen stoßen, deren es bei den heutigen Großmachtsheeren bedarf.

In einem Staate, der ein stehendes Heer besitzt, ist es selbstverständlich Regel, daß die Feldherren aus dessen Offizierkorps hervorgehen. Und, wenn einzelne Genies sich auch auf militärischem Gebiete selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen schon Bahn gebrochen haben, so spricht doch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß in einem durch seine Charaktereigenschaften sowie durch seine allgemeine und fachmännische Bildung ausgezeichneten Offizierkorps sich verhältnismäßig mehr für die Heerführung geeignete Elemente befinden werden als in einem minder tüchtigen. Indessen erzeugt selbst die kriegerisch begabteste Nation nur eine beschränkte Zahl von Männern mit hervorragender natürlicher Beanlagung für Feldherrntum, und nur ein Teil von ihnen wird das Glück haben, daß ihr Talent rechtzeitig erkannt und ihnen eine Laufbahn eröffnet wird, in der es zu voller Entwicklung gelangen kann.

Es kommt hierbei wesentlich in Betracht, daß in einem wohlgeordneten Heerwesen der Aufstieg im Offizierkorps zum Besten gründlicher Durchbildung der einzelnen nur von Stufe zu Stufe erfolgen kann, und

Digitized by Google

daß auch Beförderungen außer der Reihe von einer Stufe zur anderen im Interesse der Disziplin und des guten Geistes im Offizierkorps an enge Grenzen gebunden sind.

Das schließt nicht aus, daß in monarchischen Staaten einzelne, militärisch besonders begabte Persönlichkeiten hohen fürstlichen Geblütes ausnahmsweise schnell befördert werden, um sie eintretendenfalls im besten Mannesalter als Heerführer verwenden zu können. Dafür spricht, von der Frage der Vererbung von Anlagen abgesehen, daß sie von früher Jugend an unter Verhältnissen aufwachsen, die, richtig benutzt, der Entwicklung hoher Führereigenschaften ungewöhnlich günstig sind, und daß sie sich eines Vorsprungs an persönlichem Ansehen erfreuen, der schädliche Rückwirkungen ihrer Bevorzugung auf den Geist des Offizierkorps ausschließt. Die Führer der Ersten und Zweiten preußischen Armee im Kriege von 1866 sowie die der deutschen Zweiten, Dritten und Maas-Armee im Kriege von 1870/71 waren dieses Ursprungs und haben sich mit unsterblichem Ruhm bedeckt.

Wie aber Fälle dieser Art an die Voraussetzung hervorragender Begabung und eifrigsten Strebens gebunden sind, so ist es unerläßlich, daß für alle Beförderungen im Offizierkorps lediglich die Tüchtigkeit maßgebend sei, daß anderseits unter Wahrung desselben Standpunktes die ungeeigneten Kräfte rechtzeitig ausgeschieden werden, um Raum für das Vorwärtskommen der tüchtigen zu schaffen, da diese sonst überaltern, ehe sie die höheren Führerstellen erreichen.

Nur da, wo es unter Befolgung dieser Grundsätze gelingt, dafür zu sorgen, daß schon im Frieden stets eine dem Kriegsbedarf an Feldherren entsprechende Anzahl geeigneter Persönlichkeiten zur Verfügung steht, kann die Frage der Kriegsbereitschaft auch in dieser wichtigen Beziehung als gelöst betrachtet werden.

Schwierig wird es freilich immer, zumal in langen Friedenszeiten, bleiben, aus einem zahlreichen Offizierkorps die Persönlichkeiten herauszufinden und entsprechend zu fördern, die zu der Hoffnung berechtigen, daß sie sich dereinst zu Feldherren eignen werden, zumal der Krieg andere Anforderungen als der Friedensdienst stellt. Es kann sich leicht ereignen, daß ein Offizier, dem wesentliche Eigenschaften für die höhere Führung im Kriege fehlen, seinen Platz im Frieden gut ausfüllt und dadurch die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich lenkt, während hervorragende Eigenschaften eines anderen für jenen Zweck verborgen bleiben, wenn nicht gar deren Kehrseite sich unliebsam bemerkbar macht. Insbesondere sind sehr selbständige und willensstarke Charaktere bisweilen ebenso unbequem als Untergebene wie als Vorgesetzte, und manch einer dieser Art mag wohl im Frieden schon vorzeitig gescheitert sein, obgleich er trotz seiner Unfügsamkeit sich im Kriegsfalle als besonders tüchtiger Feldherr bewährt haben

Digitized by Google

würde. Wer dächte da nicht an Yorck! Ihm würde es wahrscheinlich so ergangen sein, wenn nicht zu seinem und des Vaterlandes Glück die hervorragenden Eigenschaften seines Charakters rechtzeitig so zur Geltung gekommen wären, daß sie seine schroffen Seiten in Schatten stellten. Ein Glück aber war es auch, daß man ihm einen Blücher zum Vorgesetzten geben konnte, der mit seiner Großherzigkeit den Löwen immer wieder zu besänftigen und ohne Einbuße an eigener Autorität dessen Kraft dem Vaterlande zu erhalten wußte.

Ohne Fehl war freilich auch dieser nicht, so wenig wie es je einen Feldherrn gegeben hat, von dem dies gesagt werden könnte. Der größte Feldherr ist aber überhaupt nicht der, der die geringsten Fehler hat, sondern der die hervorragendsten Eigenschaften in sich vereinigt.

* * *

Zum Schluß noch einige Worte über das Verhältnis des Feldherrn zu seinem Stabe, insbesondere zu seinem Generalstabschef.

Friedrich der Große hatte noch keinen Stab im heutigen Sinne. Er war sein eigener Generalstabschef, was nicht ausschließt, daß er hier und da, besonders bei der Vorbereitung seiner Feldzugspläne, einen oder den anderen Vertrauten — am häufigsten Winterfeldt, auch Schwerin — zu Rate zog. Zur Hilfsleistung bei der Befehlsführung genügten ihm seine Flügeladjutanten.

Napoleon bediente sich bei der Führung seiner erheblich größeren Heere eines sehr zahlreichen Stabes, an dessen Spitze von 1796 bis 1814 Berthier als **major général** stand. Aber Berthier war nicht Ratgeber des Kaisers, noch hatte er eine selbständige Tätigkeit irgendwelcher Art auszuüben. Napoleon bestimmte allein und, ohne jemand um Rat zu fragen, oft bis in kleine Einzelheiten, was geschehen sollte, und Berthier mit seinem Stabe fiel lediglich die Aufgabe zu, die formalen Anordnungen zur Ausführung der Befehle des Kaisers zu treffen.

Aber für die Aufgaben, die Napoleons Genie lange Zeit meisterhaft allein zu lösen vermochte, reichten selbst seine Kräfte nicht aus, als seine Streitmacht auf die Stärke von Hunderttausenden anwuchs. Bei seinen Gegnern wurde es bereits damals Brauch, dem Heerführer, selbst dem an der Spitze geringerer Streitkräfte stehenden, einen Chef des Generalstabes zuzuteilen, der ihn nicht nur von allen Nebengeschäften entlasten und dadurch für die Hauptaufgaben der Heerführung frei machen, sondern ihm auch bei diesen als vertrauter Ratgeber zur Seite stehen sollte. Mit dem Anwachsen der Heeresmassen und der Vervollkommnung der technischen Kriegsmittel haben sich die Schwierigkeiten, mit der Ausbildung des Krieges zum Volkskriege die Verantwortlichkeiten der Heerführer so ge-

Digitized by Google

steigert, daß eine Erleichterung ihrer Aufgabe durch eine dem Vorstehenden entsprechende Einrichtung unerläßlich geworden ist. Sie ist denn auch in den Kriegen der neuesten Zeit allgemein zur Anwendung gekommen.

Vorzüglich bewährt hat sie sich bei der Blücherschen Armee 1813/14 sowie im Großen Hauptquartier König Wilhelms 1866 und 1870/71, mehr oder weniger sich auch als gut in den Hauptquartieren der Unterfeldherren des letzteren erwiesen. Sehr ungünstig lauten dagegen besonders die Nachrichten über die Zustände, die in den Hauptquartieren Benedeks, Bazaines und Kuropatkins geherrscht haben.

Wenn wir unter Verwertung dieser geschichtlichen Erfahrungen nach den Bedingungen forschen, von denen das gute Funktionieren der in Rede stehenden Einrichtung abhängt, so finden wir, daß dies nahezu ausschließlich eine Personenfrage ist.

Der Grundgedanke der Einrichtung besteht, wie aus dem Gesagten hervorgeht, darin, daß der Feldherr die Verantwortung für alle wesentlichen Entschlüsse, die seine Aufgabe erheischt, und für deren Durchführung im großen zu tragen hat, daß ihn aber der Generalstabschef hierbei mit seinem Rat unterstützen und ihn von den Einzelheiten der Ausführung entlasten soll. Für seinen Rat hat dieser einzustehen, für die Tat bleibt der Feldherr verantwortlich, gleichviel ob er den ihm erteilten Rat befolgt oder anders entscheidet. Auch in dem letzteren Falle ist es Pflicht des Stabschefs, mit voller Selbstverleugnung und nach besten Kräften die Absichten des Feldherrn zu fördern. Die Offiziere usw. des Stabes sind Gehilfen des Chefs bei der Vorbereitung der dem Feldherrn zu unterbreitenden Vorschläge und bei der Ausführung der getroffenen Entscheidungen.

Es ist ohne weiteres begreiflich, daß ein gedeihliches Zusammenwirken des Feldherrn und des Generalstabschefs im Sinne des Vorstehenden nur dann erwartet werden kann, wenn beide nach Geist und Charakter, Wissen und Können hohen Anforderungen entsprechen, bezüglich ihrer militärischen Grundanschauungen im wesentlichen übereinstimmen und ihren Charaktereigenschaften wie ihren ganzen Persönlichkeiten nach miteinander harmonieren. Insbesondere müssen beide von höchstem Pflichtgefühl, womöglich von Begeisterung für ihre gemeinsame Aufgabe erfüllt sein und starkes berechtigtes Selbstgefühl ohne Neigung zur Herrschsucht, Eitelkeit oder Eifersucht besitzen. Ein Feldherr, der aus Besorgnis für sein Ansehen den Vorschlägen seines Generalstabschefs nicht williges Gehör schenkt, dessen Tun und Lassen mit Mißtrauen betrachtet, ihn in den Hintergrund zu drängen sucht, schädigt sich selbst ebenso wie das Wohl der Armee und des Landes. Das gleiche gilt aber auch von dem Chef des Generalstabes, der sich durch übermäßige Empfindlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten beeinträchtigen läßt, oder der, nicht bedenkend, daß seine Autorität doch

Digitized by Google

nimmer ausreichen würde, um die des Feldherrn zu ersetzen, mehr sein oder scheinen will, als dessen verständiger und gewissenhafter Ratgeber und Gehilfe.

Mängel dieser Art sind es, durch die sich die Verhältnisse in den Hauptquartieren Benedeks, Bazaines und Kuropatkins so ungünstig gestalteten. Benedek und sein Generalstabschef, Baron Henikstein, waren miteinander befreundet. Aber letzterer fühlte sich seiner Aufgabe so wenig gewachsen, daß er sich jeder Teilnahme an der Heerführung enthielt. Dadurch trat sein nächster Untergebener, der Generalmajor v. Krismanic, in den Vordergrund. Er war ein sehr selbstbewußter, aber die Bequemlichkeit liebender Mann. Gleichwohl schenkte ihm Benedek, der sich hilfsbedürftig fühlte, anfänglich Vertrauen, das jedoch bald durch Mißhelligkeiten vernichtet wurde.

Anders Bazaine. Ihm wurde, als er 1870 den Oberbefehl über die Rhein-Armee erhielt, der General Jarras wider den Wunsch beider als Generalstabschef an die Seite gestellt. Bazaine aber glaubte trotz seiner geringen Befähigung für die Heerführung keines Generalstabschefs zu bedürfen und behandelte Jarras, ihn in verletzender Weise von den Geschäften fernhaltend, als müßigen Zuschauer. Die Folge bestand in gänzlichem Versagen der Führung.

Kuropatkin wiederum war ein kluger und kenntnisreicher Mann von außergewöhnlicher Arbeitskraft, aber schwacher Willens- und Tatkraft und ohne große Ideen. Er verlor sich in der Kleinarbeit und kam wesentlich dadurch in ein schiefes Verhältnis zu seinem Stabschef, der sich mehr und mehr von ihm fern hielt. Auch unter diesem Mißverhältnis hat die Kriegsleitung erheblich gelitten.

Wie verschieden waren hiervon die Zustände im Blücherschen Hauptquartier und in dem König Wilhelms!

Blücher, der temperamentvolle, großherzige, kriegserfahrene, lebensfrohe und tatenfreudige, vor keiner Gefahr noch Verantwortlichkeit zurückschreckende Jugendkreis mit kerngesundem, natürlichem Verstande; neben ihm Gneisenau, fast zwanzig Jahre jünger, aber auch bereits im Kriege bewährt, geistig hochbegabt und hochgebildet, nicht minder als jener energisch, unternehmungslustig und edelgesinnt; beide seit Jahren miteinander befreundet, von glühender Vaterlandsliebe und ehrlichem Haß des Feindes beseelt, — das war eine nahezu ideale Feldherrnehe, die sich auf das glänzendste sowohl im inneren Leben des Blücherschen Hauptquartiers als auch in ihrer Wirkung nach außen bewährte. Nicht wenig trug hierzu auch die glückliche Zusammensetzung des Stabes, dem Männer wie Müffling und Grolman angehörten, bei.

Vorbildlich für alle Zeiten war das Verhältnis zwischen König Wilhelm und seinem großen Generalstabschef, Moltke. Oberster Befehlshaber

Digitized by Google

der Fürst des Landes, König vom Scheitel bis zur Zehe, erfüllt von Herrscherbewußtsein, das aber im Pflichtgefühl gipfelte und der Güte seines Herzens weitesten Spielraum ließ, von Jugend auf Soldat, auf allen militärischen Gebieten bewandert wie wenige und mit seinem Heere ganz verwachsen, ausgestattet mit gesundem, nüchternem, gut geschultem Auffassungs- und Urteilsvermögen, willensstark, aber besonnen im Urteilen und Handeln. An seiner Seite ein fast in gleich hohem Alter wie der König stehender Mann, der seine glänzenden natürlichen Geistesgaben und vortrefflichen Charakteranlagen durch unermüdlichen Fleiß und strenge Selbstzucht zu einer an Genialität grenzenden Höhe entwickelt hatte. Meisterhaft das ganze Gebiet der Kriegskunst beherrschend, weit und tief blickend, reich an Ideen, von einer Objektivität, einer Selbstgewißheit und einer olympischen Ruhe, die ihn in der schwierigsten Lage nicht im Stich ließen, dabei furchtlos, willensstark und entschlossen, frei von jeder Kleinlichkeit und jeder selbstsüchtigen Regung, vielmehr reich an Güte des Herzens, war Moltke ein idealer Generalstabschef. Er würde ohne Zweifel auch als Feldherr Hervorragendes geleistet haben, obgleich es seiner Natur wenig entsprach, mit seiner Persönlichkeit hervorzutreten. Für seine Stellung als Generalstabschef war dies ein Vorzug.

Der König hat Moltkes bedeutende Eigenschaften frühzeitig erkannt. Gleich nach seinem Regierungsantritt (1857) ernannte er ihn zum Chef des Generalstabes der Armee. Doch kam der General außerhalb des Generalstabes zunächst wenig zur Geltung, wozu seine persönliche Zurückhaltung viel beitrug. Selbst noch während des Schleswig-Holsteinschen Krieges von 1864 wurde ihm nur ein geringer Einfluß zugestanden. Erst durch den Krieg von 1866 gelangte er zu allgemeinem Ansehen und gewann er das unerschütterliche Vertrauen des Königs, aus dem sich nunmehr schnell jener Bund beider entwickelte, der sich im Kriege von 1870/71 so herrlich bewährte und dauerte, bis der Tod ihn trennte.

Ich muß es mir versagen, auf Einzelheiten dieses schönen Verhältnisses näher einzugehen. Nur das sei hervorgehoben, daß Moltke jederzeit streng daran festhielt, daß er dem Könige Rat zu erteilen und dessen Befehle auszuführen, der König dagegen, dem die Verantwortung für die Tat und deren Folgen zufalle, nach seiner Überzeugung zu entscheiden habe. Grundsätzlich vermied er jeden Versuch der Überredung und selbst den Schein eines solchen, wenn der König Bedenken äußerte. Nur zu überzeugen suchte er dann durch in knappe Form gekleidete Gründe, durchdrungen davon, daß ein minder guter, aber konsequent durchgeführter Entschluß eher Erfolg verspricht, als ein mit halbem Herzen, weil ohne Überzeugung von seiner Richtigkeit gefaßter.

Diese Bemerkung führt zu der Frage über, ob und inwieweit Eigenschaften, die dem Heerführer fehlen, durch solche seines Generalstabschefs

Digitized by Google

ersetzt werden können. Das ist nur in beschränktem Maße möglich. Ersetzen kann der Stabschef Mangel an Ideenreichtum, da es im allgemeinen seine Sache ist, die zu ergreifenden Maßnahmen vorzuschlagen. Das hat aber nur dann Wert, wenn der Feldherr mindestens soviel Fassungsvermögen, Kenntnisse und Reife des Urteils besitzt, um die Vorschläge sachkundig und gründlich prüfen zu können und sich die gut befundenen ganz zu eigen zu machen. Unersetzlich ist dagegen Mangel an Willenskraft und an Persönlichkeit des Feldherrn. Und ebenso unheilvoll wie ein Feldherr ohne starken Willen und ohne berechtigtes Selbstbewußtsein ist ein unfähiger, aber eigenwilliger.

In Moltkes Stabe herrschte, ähnlich wie im Blücherschen Hauptquartier, ein vortrefflicher Geist, der hier wie dort in der glücklichen Zusammenstellung der Stäbe begründet, aber auch in beiden Fällen eine Ausstrahlung der großen militärischen und menschlichen Eigenschaften des Feldherrn und seines Generalstabschefs war.

Zum Schluß sei hervorgehoben, wie vorteilhaft sich in den Kriegen König Wilhelms die Übereinstimmung der Grundanschauungen, auf deren gute Folgen ich schon bei Besprechung des Verhältnisses der Heerführer untereinander hingewiesen habe, auch in dem Geist und der Tätigkeit ihrer Stäbe und selbst bis in die Tiefen des Heeres erwiesen hat. Sie war die Frucht einer langjährigen, einsichtigen, unermüdlichen Friedensarbeit. Möge das im deutschen Heere nie vergessen werden!

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

1814.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin
am Wilhelmstage 1914

von

H. v. Beseler,
General der Infanterie.

Mit zwei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

„Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte!"

So beginnt Friedrich Rückert den wundervollen Kranz geharnischter Sonette, in denen er mit dichterischem Pathos und dem Feuer glühender Vaterlandsliebe ein Bild der großen Zeit malt, die nun ein Jahrhundert hinter uns liegt. In erhebenden Erinnerungsfeiern sind uns im vorigen Jahre die großen Tage von 1813 wieder lebendig geworden; mit Ehrfurcht und Bewunderung haben wir der Männer gedacht, die unsere Führer waren, als

„Deutschland sich in heil'gem Grimme
Wahrte wider welschen Trug!"

Wie ein flammendes Wahrzeichen nationaler Größe leuchtet das Jahr 1813 in unserer Geschichte. Fast wollen 1814 und 1815 dagegen verblassen. Aber es ziemt uns, auch ihrer in Dankbarkeit zu gedenken, denn erst sie brachten die Entscheidung und Erfüllung.

Und wenn die Ereignisse von 1814 an uns vorüberziehen, wird die Erinnerung wach an einen jugendlichen Königssohn, der, kaum dem Knabenalter entwachsen, damals seinem Königlichen Vater ins Feld folgte. Mit ihm und an der Seite seines erlauchten Bruders durchlebt Prinz Wilhelm Tage stolzen Hoffens, bangen Zagens und endlichen Gelingens. Er verzweifelt nie an einem glücklichen Ausgang und sieht endlich mit Stolz den Todfeind bezwungen, seine Hauptstadt zu den Füßen der Sieger!

Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs will die Militärische Gesellschaft fortan in ihren Versammlungen neben dem Friedrichstag auch einen Wilhelmstag feiern. Für den ersten Wilhelmstag konnte wohl kein glücklicherer Zeitpunkt gewählt werden, als ein Gedächtnistag für 1814. Denn in diesem Jahre trat Prinz Wilhelm ein in den Kreis derer, die ihre Kräfte „zum Dienst des Vater-

Digitized by Google

lands kehrten". Und diesem Dienst ist er treu geblieben bis zu dem Tage, da ein durch ihn geeintes und erstarktes Volk trauernd dem Großen Kaiser das letzte Geleit gab, der einst der jugendliche Prinz Wilhelm gewesen war!

Was hatte er 1814 erlebt?

Ende 1813 war Deutschland bis zum Rhein vom Feinde frei. Noch 60 000 bis 70 000 Mann hatte Napoleon nach der Leipziger Schlacht über den Strom gerettet; da nirgends nachgedrängt wurde, hatten diese Reste seines Heeres allmählich in eine breite Aufstellung längs des linken Rhein-Ufers zwischen den Niederlanden und der Schweiz einrücken können. Ihnen gegenüber standen die Verbündeten: am Niederrhein Teile der Nordarmee, am Mittelrhein die Schlesische, am Oberrhein bis nach Basel hin die Hauptarmee. Nicht weniger als 340 000 Mann waren bereit, in Frankreich einzurücken.

Auf der langen Front von Nymwegen bis gegen Basel teilten sich Macdonald, Marmont und Victor in die undankbare Aufgabe einer Scheinverteidigung des Rheines. Nur um eine solche konnte es sich handeln, denn eine Macht, die sich zu versammeln lohnte, besaß ihr Kaiser nicht mehr. Erst sehr allmählich zogen sich Garden und neugebildete Truppen bei Metz zusammen; die angeordneten neuen großen Aushebungen konnten erst nach Monaten wirksam werden. Alles kam auf Zeitgewinn an, und dafür fand Frankreich die besten Helfer im Lager seiner Feinde.

Am Rhein war der Krieg zum Stehen gekommen. Was hinderte die Verbündeten, das Spinngewebe der französischen Aufstellung zu zerreißen, geradeswegs nach Paris zu marschieren und mit einem Schlage zu vollenden, was bei Leipzig so herrlich begonnen war? Eine eifersüchtige und über ihre Ziele unklare Politik, der sich das Feldherrntum Schwarzenbergs nur allzu willig unterordnete, hemmte den Flug der siegreichen Fahnen. Heimliche und offene Friedenswünsche suchten das Heil in Verhandlungen. So ließ man dem fast schon vernichteten Feinde Zeit, sich zu neuem Widerstand zu rüsten, man verpaßte die Gunst des Augenblicks — und mußte trotz Leipzig den Entscheidungskampf noch einmal durchfechten.

Und wie sollte das geschehen, wenn die Verhandlungen sich zerschlugen? Zu dem einfachen „Vorwärts! Nach Paris!", dem Losungswort des Blücherschen Hauptquartiers, vermochte man sich nicht aufzuschwingen. Man dachte an ein gleichzeitiges Vorgehen der beiden weit voneinander getrennten Flügel durch Holland und die Schweiz, man wollte gar über Lyon dem bei den Pyrenäen stehenden Wellington die Hand reichen — diese Riesenoperation aber erst ins Werk setzen, wenn

Digitized by Google

man sich in Winterquartieren gebührend erholt und hübsch methodisch die in Flanken und Rücken gelegenen Festungen erobert haben würde. Das Hin und Her der Meinungen fand schließlich seinen Ruhepunkt in dem Entschluß zum Marsch auf die Hochfläche von Langres.

Damit wurde ein Mittelweg eingeschlagen. Wie man den phantastischen Plan einer Offensive von der Nordsee, dem Rhein und den Pyrenäen fallen ließ, so vermied man anderseits den einfachen geraden Weg auf Paris; es wurde zwar die Offensive ergriffen, aber in der stillen Hoffnung, durch die Besitznahme eines beherrschenden strategischen Punktes einen schlachtengewaltigen Kaiser, ein trotz aller Niederlagen noch furchtbar erscheinendes Heer und ein selbstbewußtes und kriegerisches Volk möglichst ohne ernsten Kampf unter seinen Willen zu beugen. Um das Maß der Vorsicht voll zu machen, sollte das Verhalten der einzelnen Gruppen des Heeres trotz der voraussichtlichen Schwäche des Feindes nach den Grundsätzen des Trachenberger Operationsplans von 1813 geregelt werden.

Die Friedensverhandlungen führten zum Glück zu keinem Ergebnis. Mit gutem Gewissen konnte der Vormarsch der 340 000 Mann gegen die französische Kordonstellung angetreten werden. In den Neujahrstagen 1814 überschritt die Schlesische Armee bei Coblenz, Caub und an der Neckarmündung den deutschen Strom. Schon etwas früher hatte die Hauptarmee auf dem linken Ufer Fuß gefaßt und war unter Sicherung gegen Straßburg in die Schweiz eingerückt, Teile der Nordarmee hatten den Vormarsch in die Niederlande angetreten.

Die schwachen französischen Streitkräfte wichen überall zurück. Was an Truppen vorhanden war, sammelte sich rückwärts in kleinen Gruppen. Blücher, der allein seinem Gegner Marmont kräftig zu Leibe ging, gelang es nicht, ihn von der Saar abzuschneiden oder auf Metz zurückzuwerfen, wo, wie es hieß, die Hauptkräfte des Feindes standen. Marmont entzog sich dem Stoß, und es gelang den vom Mittelrhein nach Westen ausweichenden Franzosen, sich bei Vitry und St. Dizier mit einigen herangekommenen Verstärkungen zu vereinigen. Blücher bog auf Nancy ab, um die rechte Flanke der Hauptarmee zu decken.

Langsam, in kleinen Märschen, erreichte diese die ersehnte Hochebene von Langres. Vom Feinde wußte sie herzlich wenig. Was vor ihr gestanden hatte, wich anscheinend auf Troyes zurück; Gerüchte sprachen von Truppenansammlungen bei Metz und Paris, von Neubildungen bei Lyon und Grénoble — mit all diesen Nachrichten ließ sich wenig anfangen. Vorsichtig nach allen Seiten tastend und sichernd, immer besorgt um einen plötzlich geführten Schlag Napoleons, fühlte sich die Hauptarmee weiter vor und stand gegen Ende Januar nach unbedeutenden Gefechten mit den hier jetzt Mortier unterstellten französischen Truppen etwa

Digitized by Google

in der Linie Joinville—Bar sur Aube—Bar sur Seine[1]) und dahinter in dem Gebiet um Chaumont und Langres. Ihrer Vereinigung mit der Schlesischen Armee, deren vordere Teile (Sacken und Olsufiew) am 25. Januar unter Blüchers Führung nach verschiedenen Berührungen mit den bei Vitry und St. Dizier stehenden Franzosen in Dommartin und Joinville eingetroffen waren, stand nichts mehr im Wege. Allerdings war der größte Teil des Schlesischen Heeres noch nicht heran: York und Langeron standen noch weit rückwärts vor Festungen, Kleist und Kapzewitsch waren erst aus der Heimat in Anmarsch.

Unbesorgt um seine eigene Schwäche und die seiner rechten Flanke drohende Gefahr, hatte Blücher sich rasch vor den rechten Flügel der Hauptarmee geschoben, in der Hoffnung, sie zu entscheidenden Kämpfen mit fortzureißen. Aber wie wenig der bisher von einer unklaren und widerspruchsvollen Politik gegängelte Feldherr der Verbündeten auch jetzt noch zu solchen geneigt war, sollten die nächsten Tage lehren.

Die immer noch gehegte stille Hoffnung auf einen Friedensschluß ohne Kampf schien gerade in diesen Tagen durch die bevorstehende Eröffnung eines Kongresses in Châtillon neue Nahrung zu erhalten, als die Dinge durch das Erscheinen Napoleons auf dem Kriegsschauplatz plötzlich eine andere Wendung nahmen. Wie ein Blitz fuhr er in das Gewölk von Unsicherheit und Unklarheit hinein, das auch Blüchers entschlossene Kühnheit nicht wegzufegen vermocht hatte.

Der Kaiser war am 25. Januar in Châlons eingetroffen. Der Vormarsch der Verbündeten hatte ihn überrascht. Er hatte geglaubt, sie würden am Rhein halt machen und ihm Zeit für die Neubildung seines Heeres lassen; jetzt sah er sich zum Handeln gezwungen. Was er an Truppen zur Verfügung hatte, mochte 80 000 Mann in getrennten Gruppen nicht übersteigen; davon fiel für ihn jetzt aus, was sich bei Troyes sammelte, und das Korps Macdonald, das erst vom Niederrhein auf Châlons marschierte. Trotzdem war er zur Offensive entschlossen. Er hoffte durch einen kraftvollen Schlag gegen die Flanke der breit entwickelten Verbündeten ihrem Vormarsch Halt zu gebieten.

Mit den bei Vitry verfügbaren 35 000 Mann stieß er am 27. auf St. Dizier vor und warf die russischen Seitendeckungen auf Joinville zurück, erfuhr aber, daß Blücher schon auf Brienne abmarschiert sei. Sofort schwenkt er über Montiérender und Vassy dorthin ab, um den grimmigsten und gefährlichsten seiner Feinde womöglich noch allein anzufallen. Dieser ahnte noch nichts von der Anwesenheit des Kaisers. Erst in der Nacht zum 28. erhielt er die Nachricht von dessen Vorstoß, versammelte Olsufiews Truppen bei Brienne und rief Sacken, der schon die Aube bei Lesmont erreicht hatte, dorthin zurück.

[1]) Vgl. Skizze 1.

Digitized by Google

Die Nachricht von der der Schlesischen Armee drohenden Gefahr hatte beim Großen Hauptquartier in Chaumont nur die Anordnung einer vorsichtigen Zusammenziehung der Korps des rechten Flügels und der Mitte zur Folge. Während Wittgenstein und Wrede auf Joinville gewiesen wurden, wohin auch das nunmehr nachrückende Yorcksche Korps marschieren sollte, staffelten sich die Korps der Mitte zwischen Bar sur Aube und Chaumont; nur die beiden vordersten, Kronprinz von Württemberg und Gyulai, rückten — bezeichnend genug — vorwärts von Bar sur Aube in eine Aufnahmestellung für Blücher. Dieser wies am 29. die Angriffe Napoleons auf Brienne zwar ab, sah sich aber doch nach einem überraschenden nächtlichen Vorstoß der Franzosen gezwungen, in der Nacht Schloß und Stadt zu räumen und an der Straße nach Bar sur Aube in eine Stellung zwischen Eclance und Trannes zurückzugehen.

Der Kaiser griff am 30. nicht an. Er wollte erst Gérard von Troyes und Marmont, der über Montiérender nach Soulaines anrückte, an sich ziehen, um des Erfolges sicher zu sein. Darüber verging auch noch der 31., und nun zog sich um den Kaiser ein Gewitter zusammen, das ihn bei einer nur einigermaßen entschlossenen Führung der Verbündeten hätte vernichten müssen.

Er verfügte etwa über 40 000 Mann, die am Abend des 31. Januar von den Korps Yorck, Wittgenstein, Wrede, Württemberg und Gyulai in einem weiten Halbkreis von St. Dizier über Vassy, Doulevant, Maisons und Bar sur Aube umstellt waren; vor der Front dieser Korps Sacken und Olsufiew in der Stellung von Trannes, hinter ihnen zwischen Bar und Colombey les deux Eglises die russisch-preußischen Garden und Reserven, eine bedeutende Übermacht, die — abgesehen vielleicht von Yorck — bei zweckmäßigen Marschanordnungen am 1. Februar bei Brienne hätte gemeinschaftlich schlagen können. Zum Angriff war Schwarzenberg auch entschlossen: statt aber die Gunst der Lage zu einem vernichtenden Schlage auszunutzen, wollte er seinen Gegner nur zurückdrücken und betraute mit dieser Aufgabe Blücher, dem er dazu außer seinen eigenen Truppen nur die Korps Württemberg und Gyulai zur Verfügung stellte; „er delegierte", wie Clausewitz sich ausdrückt, „gewissermaßen einen seiner Feldherren, um eine Schlacht zu versuchen".

Der Kaiser erkannte die Gefahr und wollte sich ihr am Morgen des 1. Februar durch einen Abmarsch auf Troyes entziehen; Blücher hielt ihn fest. Die ungestümen Angriffe Sackens und Olsufiews auf La Rothière, links unterstützt durch Gyulai, rechts durch den Kronprinzen von Württemberg, kamen trotz mancher Erfolge nicht recht vorwärts, bis der aus eigenem Entschluß herangekommene Wrede weiter rechts eingriff und Marmont auf die Brienne östlich vorgelagerten Gehölze zurückwarf. Trotz dieser Bedrohung ihrer Rückzugsstraße behaupteten sich die Franzosen

Digitized by Google

noch lange in La Rothière, das sie erst nach wiederholten Stürmen der Russen aufgaben, und vergeblich mühte sich Gyulai mit der Wegnahme von Dienville ab. Erst in der Nacht wurde es auf besonderen Befehl des Kaisers geräumt.

Blüchers Truppen waren aufs äußerste erschöpft. Da aber die reichlich vorhandenen Reserven weislich zurückgehalten wurden, blieb der geschlagene, ja zum Teil zertrümmerte Feind unverfolgt. Napoleon konnte fast unbehelligt auf Troyes abmarschieren: aus einer Vernichtungsschlacht war einmal wieder „ein ordinärer Sieg" geworden.

Er hatte keine Entscheidung gebracht: die Operationen mußten weiter gehen. Man nahm an, daß der Kaiser sich nach Troyes wenden würde, und beschloß, die Hauptarmee dorthin, mit dem rechten Flügelkorps auf Arcis sur Aube, folgen zu lassen. Bei der großen Überlegenheit der Verbündeten sah man keine Gefahr darin, Blücher mit einer besonderen Operation zu betrauen; er sollte sich über Vitry auf Châlons in Marsch setzen, die noch im Anmarsch befindlichen Teile seiner Armee an sich ziehen und über Meaux auf Paris marschieren. Seine Aufgabe schien einfach, da er es allem Anschein nach nur mit dem schwachen Korps Macdonald zu tun haben würde.

Die Hauptarmee stieß im Vorgehen auf Troyes doch auf ernsteren Widerstand als erwartet. Dieser Umstand, in Verbindung mit Nachrichten vom Eintreffen ansehnlicher französischer Verstärkungen ließen den direkten Marsch auf Troyes gewagt erscheinen; Schwarzenberg schob deshalb die Masse seiner Korps links und holte über Bar sur Seine aus. Indes räumte der Feind Troyes, das die Verbündeten am 7. Februar besetzten, und Nogent. Langsam ging es nun auf den Seine-Lauf zwischen Pont sur Seine und Montereau zu, — weit getrennt von der Schlesischen Armee, mit der nur ein paar hundert Kasaken in dem Gelände zwischen Seine und Marne die Verbindung aufrechthielten: da ging die befremdliche Nachricht ein, daß Napoleon über Villenauxe auf Sézanne abmarschiert sei. Man schenkte ihr keinen Glauben.

Blücher dachte, seine Armee an der Marne versammeln, zugleich aber den hier flußabwärts auf Paris ziehenden Macdonald abschneiden zu können. Während Yorck diesem auf Château-Thierry folgt, soll Sacken ihm über La Fère-Champenoise und Montmirail bei La Ferté sous Jouarre zuvorkommen. Blücher will mit Olsufiew folgen, Kleist und Kapzewitsch, die in Vertus erwartet werden, an sich ziehen und auf Paris marschieren. Den Kaiser glaubte er im Rückzug auf Nogent.

Da wird am 8. Februar plötzlich eine Seitendeckung Olsufiews südlich von Champaubert von französischer Kavallerie angegriffen. Man hält sie für eine Streifpartei Marmonts, um so mehr, als noch am 9. bestätigende Meldungen vom Rückmarsch Napoleons auf Nogent eingehen,

Digitized by Google

und das Große Hauptquartier gar die Entsendung Kleists und Kapzewitschs an die Aube erbittet. Aber der nächste Tag zeigt alles verändert.

Napoleons Lage sah nach La Rothière verzweifelt aus. Geschlagen, gefolgt von einem weit überlegenen Gegner, daher ohne besondere Aussichten für den gerade in Châtillon zusammentretenden Kongreß, konnte er kaum noch auf eine glückliche Wendung hoffen. Da trifft in Troyes, wo er anfänglich hatte stehen bleiben wollen, in der Nacht zum 5. Februar die überraschende Meldung von der Teilung der Verbündeten in zwei Gruppen ein. Er muß fürchten, durch Blücher umgangen, von Macdonald und Paris getrennt zu werden. Sein Entschluß ist rasch gefaßt. Er weiß Macdonald auf der großen Straße nach Paris, schiebt zur Sicherung der kleinen Marmont nach Sézanne vor und will ihm mit allen an der Seine entbehrlichen Truppen folgen, sich mit Macdonald vereinigen und sich Blücher auf dem Wege nach Paris vorlegen. Als er aber von der Zersplitterung der Schlesischen Armee hört, beschließt er, sofort über ihre vereinzelten Gruppen herzufallen. 30 000 Mann unter Ney und Mortier folgen Marmont auf Sézanne und erreichen es nach ungeheuren Anstrengungen noch am Abend des 9. Februar. Auch Marmont ist nach seinem Vorstoß gegen Olsufiew hier wieder eingetroffen. Seinen Vorschlag, in Anbetracht des Anmarsches von Kleist und Kapzewitsch die Armee bei Meaux zu versammeln, beantwortet der Kaiser mit dem Befehl, sofort auf Champaubert zurückzumarschieren. Er folgt selbst mit Ney und Mortier, greift am 10. Olsufiew mit weit überlegenen Kräften an und zersprengt sein kleines Korps nach heftiger Gegenwehr fast gänzlich. Mit 30 000 Mann steht er mitten zwischen den getrennten Gruppen des Blücherschen Heeres.

Sacken hatte auf Blüchers Befehl seinen Marsch auf La Ferté unterbrochen, um nach Vertus zurückzukehren, schlimmstenfalls sich auf den bei Château-Thierry erwarteten Yorck zurückzuziehen. Westlich von Montmirail traf er am 11. auf den Feind. Im Glauben, nur eine schwache Entsendung vor sich zu haben, wollte er sich den Weg nach Vertus frei machen, stieß aber auf eine derartige Übermacht, daß er sich nur unter sehr schweren Verlusten und mit Mühe neben dem mittlerweile von Château-Thierry herangekommenen Yorckschen Korps dorthin zurückziehen konnte. Beide gingen am 12. unter heftigen Gefechten über die Marne und erhielten hier den Befehl Blüchers, auf Reims zu marschieren. Da der gegen Blücher sichernde Marmont bei Etoges nichts vom Feinde bemerkt hatte, begab sich Napoleon selbst am 13. nach Château-Thierry. Hier trafen ihn bedenkliche Nachrichten. Da die Hauptarmee im Vorgehen auf Nogent und Montereau schien, wurden die an der Seine verbliebenen Marschälle angewiesen, sich an diesen Punkten zu behaupten; der Kaiser wollte bei La Ferté sous Jouarre eine Zentralstellung nehmen:

Digitized by Google

da erhält er in der Nacht zum 14. die Meldung, daß Blücher die Offensive wieder ergriffen habe, und wendet sich sofort gegen ihn, um ihm, wie er sagt, eine gute Lehre zu geben.

Blücher hatte nach dem Unfall von Champaubert zunächst seine ganze Armee bei Reims vereinigen wollen, eilte aber auf die Kunde von dem unglücklichen Gefecht bei Montmirail mit den inzwischen herangekommenen Korps von Kleist und Kapzewitsch nebst den Resten der Truppen Olsufiews zur Unterstützung von Yorck und Sacken herbei, die er noch südlich von Château-Thierry vermutete. Seine Vorhut drückt am 13. Marmont über Etoges zurück, wird aber bei Vauchamps am 14. von Überlegenheit angegriffen und in Auflösung auf das anmarschierende Gros zurückgeworfen. Blücher sieht sich mit seinen 16 000 Mann stark überlegenen Kräften unter Napoleons persönlicher Führung gegenüber und gibt schweren Herzens den Befehl zum Rückzug. In unerschütterlicher Haltung erwehren sich die Preußen und Russen, in dichten Karrees formiert, der wütenden Flankenangriffe der französischen Reiterei, erreichen Bergères und dann unverfolgt am 15. Châlons, wo am 16. York und Sacken zu ihnen stoßen. Die Nachrichten von der Hauptarmee hatten Napoleon zunächst nach Montmirail zurückgerufen.

Die Meldung von seinem Marsch nach Sézanne hatte an dem langsamen Vormarsch der Hauptarmee gegen die Linie Nogent—Montereau, die Victor und Oudinot mit etwa 40 000 Mann besetzt hielten, nichts geändert. Erst nach Champaubert erhielt Wittgenstein Weisung, auf Sézanne vorzugehen; im übrigen bemächtigte man sich, nicht ohne ernste Kämpfe, der Seine-Übergänge bei Pont sur Seine, Nogent, Braye und Montereau, wonach die Marschälle die Seine-Linie räumten und hinter den Yerres abzogen. Selbst nachdem die weiteren Unfälle der Schlesischen Armee bekannt geworden, geschah weder etwas zu ihrer unmittelbaren Unterstützung, noch zur Beschleunigung des Vormarsches auf Paris: man befürchtete, daß der Kaiser dem geschlagenen Blücher folgen und sich dann auf die aus Deutschland nachrückenden Verstärkungen der Verbündeten werfen werde, und blieb nach einigem Schwanken ängstlich zögernd, wo man war. Als Schwarzenberg am 16. erfuhr, daß Napoleon die Verfolgung Blüchers eingestellt habe, war die Hauptarmee glücklich auf einer Front von Méry bis Fontainebleau verzettelt, und nun ging der Kaiser vom Yerres her zum Angriff über.

Von Blücher hatte er für den Augenblick nichts zu befürchten; um Paris besorgt, aber zu schwach, das eben mit so glänzendem Erfolge gegen die Schlesische Armee durchgeführte Flankenmanöver auch gegen die Hauptarmee anzuwenden, beschloß er, Marmont und Mortier die Deckung der Straßen auf Paris anzuvertrauen, selbst aber seine Armee mit den Truppen am Yerres zu vereinigen. In Gewaltmärschen erreichten die

Digitized by Google

seinigen von Montmirail her am 15. Meaux, am 16. Guignes, und schon am 17. konnte der Vormarsch des rechten Flügels auf Fontainebleau—Montereau befohlen werden. Schwarzenberg blieb rein defensiv. Er gruppierte seine Streitkräfte um Trainel, Pont sur Yonne und Sens im Schutz der zum Teil über die Seine vorgeschobenen Korps Wittgenstein, Wrede und Kronprinz von Württemberg, ja er knüpfte Waffenstillstandsverhandlungen mit Napoleon an. In dem eben geschlagenen Blücher aber regt sich schon wieder der kühne Angriffsgeist: er meldet aus Châlons, daß er am 19. zu neuem Vorgehen bereit sein werde.

Unbekümmert um alle Verhandlungen griff Napoleon am 18. mit großer Überlegenheit den bei Montereau isoliert und in recht ungünstiger Stellung stehenden Kronprinzen von Württemberg an und setzte sich nach hartem Kampf in Besitz der Brücke. Weniger als je denkt er an Verhandeln und Nachgeben. Überall geht es vorwärts. Vor Provins und Donnemarie werden die Vortruppen der Verbündeten geworfen: der lebhafte Angriff bestärkt sie in dem schon vorher gefaßten Entschluß, wieder auf Troyes zurückzugehen, nur Wittgenstein soll sich mit Blücher bei Méry vereinigen, wo dieser schon am 21. eintreffen will. Etwa 150 000 Verbündete hätten dann den 60 000 bis 70 000 Mann Napoleons entgegentreten können. Aber neue Sorgen ersticken jeden Angriffsgedanken. Von Süden her droht ein Vormarsch Augereaus auf Dôle, Besançon und Genf. Von neuem übt das unselige Plateau von Langres seine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die scheinbar wieder in Flanke und Rücken bedrohten Verbündeten aus. Weiter zurück geht es auf Brienne, Bar sur Aube und Bar sur Seine; falsche Nachrichten über des Kaisers Stärke, seine schroffe Ablehnung aller Verhandlungen schüchtern die Heerführer der Verbündeten ein: da ist es wieder Blücher, der zum Heil der guten Sache eine entscheidende Wendung herbeiführt.

Nur wenige Tage nach dem Unglück von Vauchamps—Etoges stand er bei Châlons mit 53 000 Mann wieder zur Offensive bereit. Schon am 18. schob er die preußischen Korps auf Arcis vor, am 21. war er bei Méry. Am 22. setzten sich hier die Franzosen auf dem linken Seine-Ufer fest: man stand sich Auge in Auge gegenüber. Längere Zeit in dem ausgesogenen armen Lande in eisiger Kälte still liegen zu müssen, schien unerträglich. Aber es war keine Aussicht, die Hauptarmee zum Vorgehen zu bewegen. Grolmans Vorschlag, sich wieder von ihr zu trennen und mit Bülow und Winzingerode, die von den Niederlanden anrückten, vereint auf Paris zu marschieren, fand die Billigung des Großen Hauptquartiers, das diese Operation ganz in Blüchers Hände legte.

In aller Stille führte dieser sein Heer in der Nacht zum 24. Februar bei Baudement über die Aube und lagerte am 24. bei Anglure. Zum

Digitized by Google

Erstaunen der französischen Vorposten war in der Frühe dieses Tages das Schlesische Heer vor ihren Augen verschwunden.

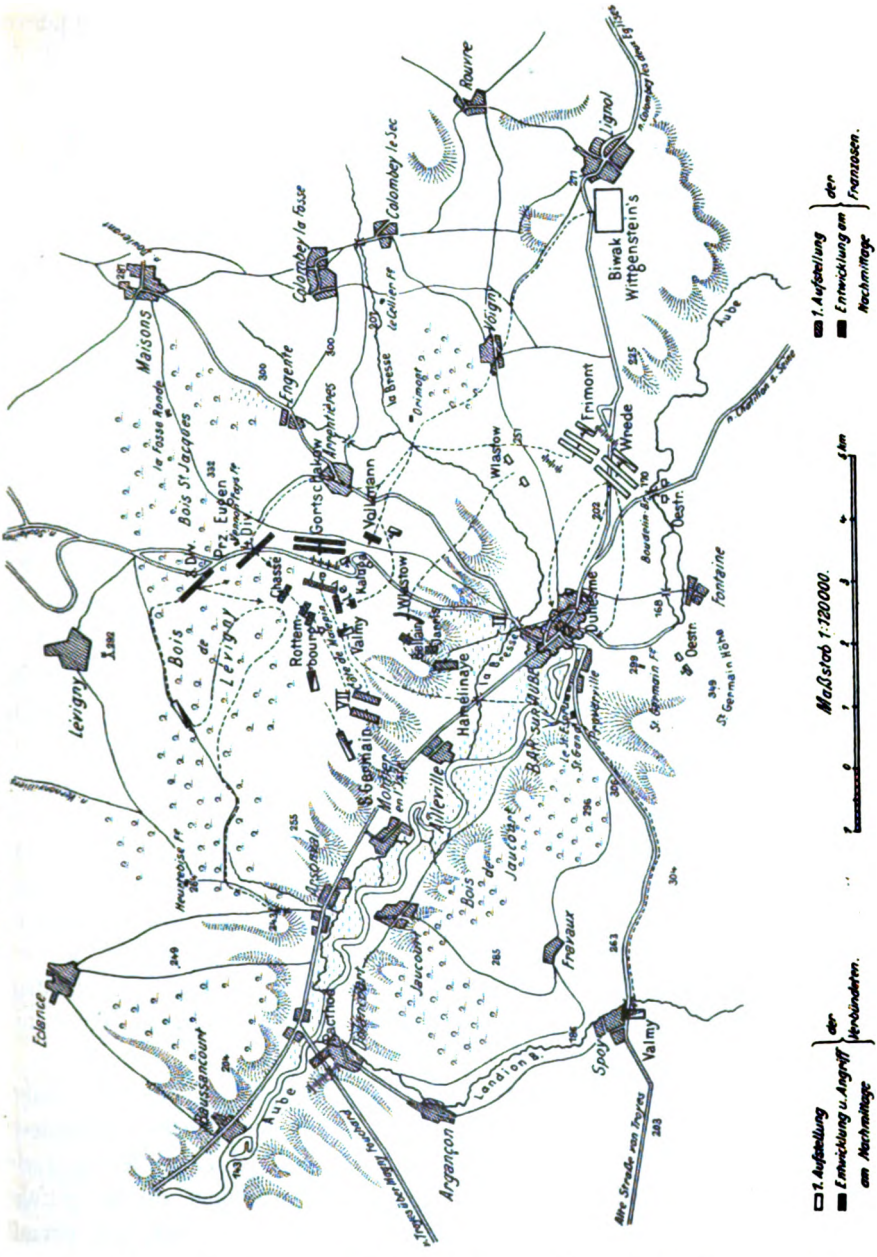
Napoleon rückte an demselben Tage in Troyes ein, das Wrede, gewissermaßen als Nachhut der Hauptarmee, erst nach hartem Kampf räumte. Während deren Korps auf Dienville, Bar sur Aube und Bar sur Seine zurückgingen, liefen die unfruchtbaren Waffenstillstandsverhandlungen weiter. Am 25. aber einigten sich die Verbündeten in einem Kriegsrat zu Bar sur Aube doch wenigstens dahin, den Krieg tatkräftig fortzuführen, und auf dem Kongreß zu Châtillon den Franzosen jeden Zweifel darüber zu nehmen, daß sie sich nicht mehr von einander trennen lassen würden. Trotz alledem sollte es noch weiter rückwärts gehen und die Hauptarmee obendrein noch durch eine starke Entsendung gegen Augereau geschwächt werden.

Napoleon hatte dem Abmarsch Blüchers zuerst keine besondere Bedeutung beigelegt; erst als am 25. Geschützfeuer aus der Gegend von Sézanne her hörbar geworden war, glaubte er den Augenblick zu seiner Einkreisung und Vernichtung gekommen. Er treibt die Reiterei auf Sézanne vor und weist seine Truppen teils auf Arcis, teils auf Baudement. So hofft er Blücher abzufangen, den er immer noch im Rückzug auf Châlons glaubt; erst eine Meldung Marmonts von Blüchers Vorgehen auf La Ferté Gaucher offenbart dessen offensive Absichten, und der Kaiser selbst macht sich am 27. Februar von Arcis aus zur Jagd auf seinen Todfeind auf.

Macdonald blieb mit den Korps Oudinot, Gérard und Molitor nebst einer zahlreichen Kavallerie der Hauptarmee gegenüber. Er sollte Bar sur Aube mit einer starken Vorhut besetzen, sich hinter der Aube aufstellen und vor allem den Abmarsch der Garden vor den Verbündeten verbergen. Den aber hatten Wittgensteins Vortruppen schon gemeldet; es war klar: der Kaiser wandte sich zum Schutz von Paris gegen Blücher. Jetzt war für die Hauptarmee die Zeit zum Handeln und zur Unterbrechung des unseligen Rückzugs gekommen. Auf Veranlassung König Friedrich Wilhelms erhielten Wittgenstein und Wrede Befehl, am 27. das inzwischen geräumte Bar sur Aube wieder zu nehmen, während links von ihnen der Kronprinz von Württemberg und Gyulai Front machen sollten.

Ein doppeltes Interesse läßt uns hier für einen Augenblick haltmachen: die Hauptarmee besinnt sich endlich auf ihre Aufgabe, und in ihren Reihen wird jetzt der junge Prinz Wilhelm seine erste ernste Probe kriegerischen Mutes und freudiger Hingabe an die große Sache des Vaterlandes, die er dereinst zu herrlicher Vollendung führen sollte, bestehen. Die Schlacht bei Bar sur Aube ist — wenn auch ohne entscheidende Folgen geblieben — ein Wendepunkt in der Geschichte des denkwürdigen Feldzuges von 1814 und ein Merkstein im Leben unseres Großen Kaisers Wilhelm.

Digitized by Google



Skizze 2. **Die Schlacht bei Bar sur Aube am 27. Februar 1814.**

Die Franzosen waren sicher geworden; niemand dachte an einen Angriff.

Oudinot, der ihre linke Flügelgruppe befehligte, hatte am 26. Abends Bar sur Aube besetzt, das allerdings zum Teil noch in der Nacht zum 27. von Wredes Truppen wieder genommen wurde; die Brücke bei Dolan-

Digitized by Google

court[2]) ließ er durch eine schwache Division mit zahlreicher Artillerie sichern, hielt einen Teil seiner Kavallerie bei Spoy zurück und schob die Masse seiner beiden, zusammen etwa 30 000 Mann starken Korps über die Aube auf die Höhen von Rilleville und Montier en l'Isle vor. Ihm gegenüber standen in der Frühe des 27. das Korps Wrede zwischen Voigny und der Aube; davor einige Abteilungen im östlichen Teil von Bar und russische Jäger in den Weinbergen, hinter Wrede bei Lignol das Korps Wittgenstein. Alles in allem etwa 52 000 Mann. Schwarzenberg, der sich am Morgen bei Wrede einfand, war wieder unschlüssig geworden, ob er angreifen solle, gab aber der dringenden Mahnung des ebenfalls eingetroffenen Königs von Preußen, an dem einmal verabredeten Entschluß festzuhalten, nach. Er befahl den Angriff. Das zum Korps Wittgenstein gehörige Infanteriekorps des Herzogs Eugen von Württemberg, das inzwischen von Lignol aufgebrochen und nahe an Arrentières herangekommen war, sollte die Höhen westlich vom Bresse-Bach ersteigen und im Verein mit den Jägern den dort stehenden, anscheinend noch ziemlich schwachen Feind angreifen, während Wrede im Aube-Tal vorging. Die russische Kavallerie unter Pahlen wurde südlich an Lévigny vorüber auf Arsonval in den Rücken des Feindes geschickt. Später aber erhielt Herzog Eugen den Befehl, dem Marsch Pahlens zu folgen, während Wittgenstein selbst den anfänglich jenem zugedachten Angriff mit dem Infanteriekorps Gortschakow ausführen wollte. Da dies noch nicht heran war, wurden die durch den Rechtsabmarsch des Prinzen allein gelassenen russischen Jäger von dem verstärkten Feinde auf die jetzt unterhalb Arrentières anrückenden Regimenter Kaluga und Mohilew zurückgedrängt. Der ihnen hier entgegenkommende König Friedrich Wilhelm suchte mit seinen jugendlichen Söhnen die Jäger wieder zu ordnen und zum Halten zu bringen. Unterstützt durch eine Attacke russischer Kürassiere, die der König mit den Prinzen bis ins heftigste Infanteriefeuer hinein begleitete, und durch herbeieilende russische Geschütze, machten die Jäger Front und gingen mit gutem Erfolg von neuem vor.

Oudinot suchte seine wenig glückliche Aufstellung vor den Aubeübergängen durch Heranziehung der bei Spoy verbliebenen Kavallerie auf das Gefechtsfeld und energisches Vorgehen seines linken Flügels zu verbessern. Trotz des lebhaften Feuers der russischen, an der Straße nach Soulaines aufgestellten Artillerie machten die Franzosen überall gute Fortschritte. Ein ganz selbständig unternommener überraschender Vorstoß eines Bataillons vom Regiment Kaluga in die rechte Flanke ihrer auf der Côte de Malepin vordringenden Truppen brachte sie in Unordnung. Die anderen Regimenter des Korps Gortschakow folgten;

[2]) Vgl. Skizze 2.

Digitized by Google

die sich mehr und mehr verstärkende russische Artillerie, unter tätiger Mitwirkung des Königs Friedrich Wilhelm aufgestellt und geleitet, gab dem Gefecht bald eine glückliche Wendung. Hier war es, wo der König den Prinzen Wilhelm beauftragte, an Ort und Stelle den Namen des tapferen Regiments, das so entscheidend eingegriffen hatte, zu erfragen. Mit der größten Kaltblütigkeit ritt der junge Prinz in das heftig tobende Infanteriegefecht hinein: man erzählt, er sei im Schritt die Schützenlinie entlang zurückgeritten; in Ruhe stattete er dem Königlichen Vater seine Meldung ab, die dieser ohne viel Aufhebens als etwas Selbstverständliches entgegennahm. Das Gefecht ging glücklich weiter. Links durch eine von Wrede entsandte österreichische Division unterstützt, formierten sich die Russen am Nachmittag zum allgemeinen Angriff.

Der Umgehungsmarsch des Herzogs Eugen war durch einen Zusammenstoß mit Oudinots äußerstem linken Flügel ins Stocken geraten: jetzt rief der Befehl Wittgenstein ihn zur Unterstützung des Korps Gortschakow heran. Bald machte sich sein linker Flügel bei Vernon Fays bemerkbar, auch der rechte zog sich heran, nur ein Jägerregiment setzte den Umgehungsmarsch auf Moutier en l'Isle fort und wirkte mit Pahlens, auf Dolancourt angesetzter Kavallerie wesentlich auf Oudinots Entschluß zum Rückzuge ein. Ein allgemeiner, leider infolge der Unterbrechung des Umgehungsmarsches des Herzogs rein frontal gewordener Angriff der Verbündeten drängte Oudinot auf Ailleville zurück und zwang ihn zum Abzug über die Aube, der sich nicht ohne Schwierigkeit vollzog. Bar fiel wieder in Wredes Hände, die Besatzung zog teils auf Spoy, teils über Ailleville auf Dolancourt ab, wo sie sich nur mit Mühe dem Angriff Pahlens entziehen konnte. Die Verbündeten rückten zwischen Arsonval und Ailleville, sowie bei Bar an die Aube heran.

Der Sieg war ihrer; Oudinot war mit schwerem Verlust über die Aube zurückgeworfen. Die gut gedachte Offensive seines linken Flügels war mißlungen, aber auch die Umgehungsbewegung Eugens von Württemberg glückte nicht, so daß Oudinot aus seiner mißlichen Lage noch leidlich herauskam. Immerhin war der im Augenblick der Umkehr zur Offensive erfochtene Sieg von hoher moralischer Bedeutung für die Hauptarmee, wenn sie ihn auch leider nicht nach Gebühr zu nutzen wußte. Ein Ruhmestag bleibt Bar sur Aube aber für König Friedrich Wilhelm und seinen ritterlichen Sohn. Kaum ein preußischer Soldat kämpfte hier unter den Augen seines Königs, aber es war doch Preußen, das, wie General v. Janson schön und treffend sagt, hier in der Person des Königs und seiner Söhne in seiner höchsten Potenz mitfocht.

Der linke Heeresflügel der Verbündeten hatte sich nach einem unbedeutenden Zusammenstoß mit Macdonald bei La Ferté sur Aube hinter der Aube aufgestellt. Nach dem Erfolg von Bar würde eine

Digitized by Google

kräftige Fortführung der Offensive für Macdonald wohl verhängnisvoll geworden sein, doch leider brachten wunderliche Gerüchte von einem Abmarsch des Kaisers nach Süden die kaum begonnene Vorbewegung der Hauptarmee wieder ins Stocken. So konnten Oudinot und Macdonald unverfolgt über Troyes auf Nogent zurückgehen, während die Hauptarmee es vorzog, zunächst einmal den Erfolg der Operationen Blüchers abzuwarten.

Dieser hatte sich, um Napoleon so schnell wie möglich von der Hauptarmee abzuziehen, über Sézanne und La Ferté Gaucher auf Meaux in Marsch gesetzt und dorthin auch Bülow und Winzingerode, die Laon und Reims erreicht hatten, gewiesen. Eile tat not, wenn man Marmont und Mortier noch abschneiden wollte, ehe der Kaiser herankam, dessen sofortigen Anmarsch man bestimmt voraussah. Der Schlag mißlang infolge der Ungunst der Wege- und Brückenverhältnisse. Wieder stand am 1. März die Schlesische Armee in getrennten Gruppen, doch ging der gefährliche Augenblick glücklich vorüber. Vortruppen Winzingerodes waren am 27. Februar aus La Fère Champenoise vertrieben worden, am 2. März wurden Truppenansammlungen zwischen La Ferté sous Jouarre und Nogent sur Marne, und Märsche feindlicher Truppen den Ourcq aufwärts nach Norden beobachtet. Der Anmarsch des Kaisers war klar: er hatte von der Hauptarmee abgelassen, jetzt galt es, ihn zu schlagen. Dazu aber wollte Blücher dieses Mal erst seine Kräfte zusammenfassen. Er versammelte am 3. seine Korps bei Oulchy le Château und schloß dann hinter der Aisne, das wiederbesetzte Soissons vor der Front, mit Bülow und Winzingerode zusammen. Mit 110 000 Mann konnte er jetzt den Kaiser angreifen, wenn dieser, woran nicht zu zweifeln war, über die Aisne folgte.

In raschem Vormarsch über La Fère Champenoise und Sézanne hatte er südlich der Marne nichts mehr von Blücher angetroffen und schob jetzt seine Truppen über Fismes rechts nach Berry au Bac, um hier über die Aisne zu gehen und Blücher bei Laon zur Schlacht zu zwingen. Er gelangte am 6. März mit ansehnlichen Teilen seiner Armee in die Gegend von Corbény, ehe Blücher seinen schnellen Bewegungen durch einen Linksabmarsch hatte folgen können. Eine russische Seitendeckung vom Korps Winzingerode unter Woronzoff wird lebhaft angegriffen, über Craonne auf Heurtebise geworfen: der rechte Zeitpunkt zum Angriff, dem das schmale Gelände zwischen Aisne und Lette keine Frontentwickelung erlaubt, ist für Blücher verpaßt, und er bestimmt nun für den 7. die russischen Korps zur Abwehr, während die vereinigte Kavallerie unter Winzingerode nördlich der Lette auf Corbény, gefolgt von den Korps Yorck und Kleist, die an die Straße Laon—Festieux—Corbény geschoben werden, in den Rücken des Feindes marschieren soll. Unvorher-

Digitized by Google

gesehene Verzögerungen beim Marsch der Kavallerie lassen den Plan scheitern, und Blücher beschließt in eine Schlachtstellung bei Laon einzurücken, während Woronzoff in heldenmütigem Kampf die Masse der französischen Truppen zwischen Aisne und Lette fesselt, um dann in geordnetem, ruhmvollem Rückzug Blücher über die Lette zu folgen. Die Franzosen bleiben südlich davon stehen.

In einer sehr festen Verteidigungsstellung, die felsige Höhe von Laon in der Mitte, erwartete Blücher vom 8. März an mit seinen 100 000 Mann den Angriff von nicht viel mehr als 40 000 Franzosen, deren Stärke die Verbündeten allerdings wesentlich überschätzten. Umgekehrt unterschätzte Napoleon seinen Feind. Er glaubte Blücher im Rückzug, wollte seiner Nachhut Laon abnehmen und sich dann neuen großen Plänen, weitaussehenden Operationen im Rücken der Hauptarmee zuwenden. Seine Annahmen erwiesen sich als irrig. Er fand am 9. die ganze Schlesische Armee in fast unangreifbarer Stellung. Alle Versuche, ihren rechten Flügel einzudrücken und die Hochebene südwestlich von Laon zu gewinnen, schlugen fehl. So wenig wie der Kaiser gegen den rechten, richtete Marmont gegen den linken Flügel der Verbündeten aus. Es blieb Napoleon nichts übrig, als Abends den Kampf abzubrechen. Da brachte der nächtliche Überfall des Marmontschen Korps durch Yorck und Kleist bei Athies den Verbündeten noch einen großen Erfolg: aber eine Reihe von unglücklichen Umständen ließ die Gelegenheit zu einem entscheidenden Siege auch hier wieder ungenutzt vorübergehen. Schon war am 10. der linke Flügel in Flanke und Rücken des Kaisers angesetzt, als seine erneuten ungestümen Angriffe auf den rechten das unsicher gewordene Oberkommando bewogen, Yorck und Kleist nach Laon zurückzurufen. Freilich mußte auch der Kaiser jetzt erkennen, daß er nicht zum Ziele kommen würde: so läßt er von Blücher ab und geht auf das von ihm wieder besetzte Soissons zurück. Blücher folgt nur bis zur Aisne. Der Kaiser ist am 11. in Soissons, zieht Verstärkungen an sich und reorganisiert seine gelichteten Truppen; bricht aber schleunigst nach Reims auf, als er hört, daß hier St. Priest mit einem nachrückenden russisch-preußischen Heeresteil eingetroffen sei. Er wirft St. Priests Truppen auf Berry au Bac, zieht am 14. in Reims ein und will sich nun, durch Nationalgarden und eine aus Holland kommende Division verstärkt, gegen die Hauptarmee wenden, die, von Epernay bis Sens verzettelt, untätig stehen geblieben ist. Während Mortier die Aisne-Übergänge beobachtet, will der Kaiser auf Arcis sur Aube marschieren, um der nach Macdonalds Meldungen wieder beginnenden Vorbewegung der Hauptarmee in den Rücken zu fallen.

Wirklich hatte Schwarzenberg in der Annahme, daß Blücher nach der Schlacht bei Laon auf Paris marschiere, auch seinerseits den Vor-

Digitized by Google

marsch dorthin eingeleitet. Es ging langsam, unter nicht gerade glücklichen Gefechten vorwärts, als am 16. die Nachricht vom Einrücken des Kaisers in Reims und dem Marsch französischer Truppen von Dormans auf Epernay einging. Aus Besorgnis vor einem Flankenstoß wurde von neuem halt gemacht. Wieder werden die Korps des rechten Flügels angehalten und nach Brienne, Arcis und Troyes geschoben, während andere Macdonald an der Seine abwehren sollen. Der bange Zweifel, ob bei der Nähe des Kaisers der Weitermarsch auf Paris gewagt werden könne, löste sich erst bei seinem Anmarsch auf Arcis, wo er noch die Flügelkorps der jetzt im Rückzuge vermuteten Hauptarmee zu treffen hoffte. Zu seiner Überraschung griff aber ihr rechter Flügel am 20. selbst bei Arcis an, ohne jedoch einen entscheidenden Erfolg davonzutragen, da die eingeleitete Umfassung nicht mehr wirksam wurde. Napoleon, dem diese Bewegung entgangen war, zog Verstärkungen über die Aube und blieb südlich von Arcis stehen. Ihm gegenüber marschieren Schwarzenbergs Korps rein frontal zwischen Aube und Barbuisse auf. In der Erkenntnis ihrer Übermacht hält der Kaiser am 21. mit dem schon eingeleiteten Angriff inne und zieht sein kleines Heer auf das rechte Aube-Ufer zurück, um nun die große, längst geplante strategische Demonstration im Rücken der Hauptarmee zu beginnen. Sein sofort angeordneter Marsch auf Vitry wird von den Verbündeten bemerkt, die aber ohne rechten Entschluß nichts Entscheidendes zu seiner Verfolgung unternehmen.

Der Kaiser ging südlich von dem preußischerseits besetzten Vitry über die Marne und stand schon am 24. mit Vortruppen bei Doulevant und Bar sur Aube im Rücken der Verbündeten. Diese, im Unklaren über seinen Verbleib, waren schließlich auf Vitry marschiert, entschlossen, ihm im Verein mit der nun endlich auch wieder vorgehenden Schlesischen Armee zu folgen. Von dieser erreichte Winzingerodes Kavallerie am 23. Sommesous und Vitry, die Armee setzte sich in zwei Gruppen von Château-Thierry und Reims aus in Bewegung. Die Verbindung mit der Hauptarmee war aufgenommen; Marmont, der über Vitry zum Kaiser stoßen wollte, sollte nicht mehr durchkommen. Denn jetzt wendete sich auch die Hauptarmee gegen ihn. Nachrichten über den Umschwung der Stimmung in Frankreich zu Ungunsten des Kaisers und die Erkenntnis seiner verzweifelten militärischen Lage hatten den russischen Vorschlägen zum Weitermarsch auf Paris endlich zum Siege verholfen. Nur starke Kavallerie sollte dem Kaiser an der Klinge bleiben und ihn im Glauben erhalten, daß die ganze Armee ihm folge. Für diese aber wurden endlich für den 24. die Befehle zum Marsch auf Paris ausgegeben und mit Jubel begrüßt. Was von Franzosen von Westen her noch im Marsch auf Vitry war, wurde am 25. bei La Fère Champenoise von der verbün-

Digitized by Google

deten Kavallerie gestellt, zum Teil gefangen, zum Teil geworfen, nur Trümmern gelang es, nach Paris zu entkommen.

Als Napoleon die sichere Nachricht vom Marsch der Verbündeten auf Paris und von der Schlappe Marmonts bei La Fère Champenoise erhielt, erschien die Schwierigkeit der Lage selbst diesem nie um eine „Aushilfe" verlegenen Geist unlösbar. Es geschah das Unerhörte: der Kaiser berief einen Kriegsrat seiner Marschälle! Sie raten zur Rückkehr nach Paris, der Kaiser gibt ihnen nach und eilt über Vassy—Bar sur Aube—Troyes und Sens nach Fontainebleau seinem Heer voraus. Mit fieberhafter Hast drängt er vorwärts, er erfährt in Sens, daß die Kaiserin und der Hof Paris verlassen haben, daß das Land von ihm abfällt, und am 30. März Abends hört er in einem Gasthause bei Fontainebleau, daß die Schlacht, die über den Besitz von Paris und über seinen Thron entscheiden soll, schon geschlagen ist.

Das Spiel war aus. Es bedurfte kaum noch des Abfalls Marmonts, um jede Hoffnung auf eine Wendung der Dinge zu vernichten. Die Verbündeten hatten den Marsch auf Paris unaufhaltsam, allerdings auch ohne ernstlichen Widerstand zu finden, fortgesetzt. Von Norden, Osten und Südosten angegriffen, waren die schützenden Höhen des Montmartre und von Belleville, sowie das feste Schloß von Vincennes am 30. März nach harten Kämpfen in ihre Hände gefallen. Paris lag ihnen zu Füßen; als Sieger zogen sie am nächsten Tage ein.

Der merkwürdige Feldzug, „mehr als ein anderer geeignet, das strategische Denken an einem Beispiel klar zu machen", wie Clausewitz sagt, war zu Ende. Aber auf was für Umwegen, nach was für Mühen und Kämpfen hatten die Verbündeten ihr Ziel erreicht. Fast hätte Kleinmut und politischer Zwiespalt sie wieder über den Rhein zurückgeführt, Europa den Kampf gegen seinen Zwingherrn noch einmal beginnen, oder sich mit einem den stolzen Hoffnungen von 1813 wenig entsprechenden Ergebnis begnügen müssen. Es bedurfte besonderer Kräfte, um in dem Widerspiel politischer und militärischer Meinungen den rechten Weg zu finden und festzuhalten. Den Gründen für die inneren Gegensätze der verbündeten Mächte nachzugehen, ihre verschiedenen politischen Ziele und deren Rückwirkung auf die Krieg- und Heerführung aufzudecken und zu beurteilen, fehlt hier die Zeit. Nur auf die bewegenden lebendigen Kräfte, die Ursachen von Erfolg und Zusammenbruch, auf die großen Lehren dieses furchtbaren, an Größe und Kühnheit der Entschlüsse, an glänzenden Siegen und erschütternden Niederlagen überreichen Winterfeldzugs sei in Kürze hingewiesen.

Blüchers stürmischer Mut und Gneisenaus Geistesgröße sind, trotz mancher Fehlgriffe und Mißerfolge, wie 1813 auch 1814 die führenden Kräfte gewesen. Nach Paris, über die Trümmer des geschlagenen feind-

Digitized by Google

lichen Heeres hinweg! ist ihre Losung. Mag aus Frankreich werden, was da wolle: jetzt gilt es nur den verhaßten Peiniger zu vernichten. So eilt Blücher nach Brienne, um hier den überraschenden ersten Streich seines großen Feindes zu empfangen, dessen kecker Vorstoß über St. Dizier mit einer vernichtenden Niederlage bei La Rothière hätte bestraft werden müssen. Doch der Kaiser entkommt nach Troyes, und nun ereignet sich das Wunderbare: sein siegreicher Gegner teilt sich, anstatt mit vereinten Kräften über den schon Geschlagenen herzufallen.

Blüchers Marsch an die Marne erklärt sich nur aus den eigentümlichen Verhältnissen dieses Koalitionskrieges. Die Tage von Brienne und La Rothière hatten ihm gezeigt, wessen er sich von der Heeresleitung der Verbündeten zu versehen hatte, die er nicht zur entscheidenden Tat hatte bewegen können. Nun wollte er frei sein, ohne die lähmende Nähe einer zaudernden und unentschlossenen Oberleitung, und diese war froh, den stürmischen Dränger los zu sein, der gegen die Regel jeder vernünftigen Kriegskunst nur immer siegen wollte, wie einst der Große Friedrich. Die Teilung der Verbündeten war ohne Zweifel ein Fehler, wenn auch die Stärkeverhältnisse Blücher eine besondere Aufgabe zu stellen erlaubten, ohne der Hauptarmee die Aussicht auf entscheidende Erfolge zu nehmen. Sie trifft aber keine Anstalten dazu, und der Kaiser kennt seine Gegner! Die Gefahr droht ihm von Blücher; gegen i h n wendet er sich, zunächst mit der Absicht, sich ihm zum Schutz von Paris vorzulegen. Da erfährt er den Marsch der Schlesischen Armee in getrennten Gruppen; schnell erfaßt er die Gunst der Lage: ein glänzender Erfolg winkt ihm, und Blücher erkennt erst die Gefahr, als Napoleon bei Champaubert mitten in die Flanke des Schlesischen Heeres hineingestoßen hat. Der Kaiser wirft Sacken und Yorck bei Montmirail nach Norden, Blücher bei Vauchamps und Etoges nach Osten zurück, wird nun aber doch durch das Vorgehen der Hauptarmee um Paris besorgt und eilt im Fluge seinen von der Seine hinter den Yerres ausgewichenen Marschällen zu Hilfe. In verlustreichen Kämpfen gehen den Verbündeten die kaum gewonnenen Seine-Übergänge von Pont sur Seine bis Montereau wieder verloren, langsam wendet sich ihr Heer rückwärts, und noch einmal spukt das verhängnisvolle Plateau von Langres in dem strategischen Gedankenkreise des Hauptquartiers: da führt wieder die Schlesische Armee eine Wendung herbei. Kaum eine Woche nach dem Unglückstage von Etoges reicht Blücher, den Napoleon für lange Zeit los zu sein glaubte, bei Méry dem rechten Flügel der Hauptarmee die Hand. Aber hier stehen bleiben heißt zugrunde gehen. Die Hoffnung, die Hauptarmee vorgehen zu sehen, erweist sich als trügerisch; noch einmal, und diesmal mit gutem Grunde, greift Blücher auf Grolmans Rat zu dem Mittel der Trennung von ihr, um die Operationen wieder in Fluß zu bringen. Die Lage war

Digitized by Google

anders geworden: nach La Rothière ein geschlagener, jetzt ein nach großen Erfolgen selbstbewußt und siegesgewiß wieder vorgehender Feind: vielleicht glückte es, den Gefürchteten wiederum von der Hauptarmee abzuziehen, sich mit Bülow und Winzingerode zu vereinigen und ihn dann auf eigene Faust zu schlagen!

Der erste Teil des Planes gelingt. Der Kaiser folgt Blücher, der jetzt weislich ausweicht, seine Kräfte erst hinter der Aisne versammelt und den Feind nach sich zieht, um ihn im Übergang über den Fluß anzufallen. Napoleons rasche Flankenbewegung über Fismes und Berry au Bac, die Ungunst des Geländes zwischen Lette und Aisne, das Fehlschlagen der Umgehungsbewegung Winzingerodes bei Craonne schieben die Entscheidung hinaus, die erst bei Laon fallen zu sollen scheint. Aber auch hier bleibt sie trotz Blüchers Übermacht und des glänzenden Erfolges von Athies aus; doch läßt der Kaiser von der Schlesischen Armee ab, bei der nun ein unbegreiflicher Stillstand in den Operationen eintritt, den man aus Blüchers Erkrankung, inneren Verhältnissen der Armee und einer unrichtigen Einschätzung der Kräfte des Kaisers, ja aus politischen Beweggründen zu erklären gesucht hat, ohne doch zu einer recht bündigen Beweisführung gelangt zu sein.

Aber der Abmarsch der Schlesischen Armee von Méry hat trotz alledem dem Kriege die entscheidende Wendung gegeben. Dank dem klaren Blick und der Entschlossenheit König Friedrich Wilhelms schritt jetzt endlich auch die Hauptarmee zum Angriff. Der Sieg bei Bar sur Aube wird aber leider nicht ausgenutzt, da man nun erst Blüchers Erfolge abwarten will. Sie bleiben aus, — ja, der Kaiser, voll von Plänen, will nach Laon zunächst der im Marsch auf Paris angenommenen Hauptarmee durch einen Stoß auf ihren Flügel halt gebieten. Aber seine Kräfte reichen nicht mehr aus; er sieht sich bei Arcis einer Übermacht gegenüber, der er sich kämpfend entzieht, um sich in den Rücken der Hauptarmee zu werfen und sie von Paris abzuziehen. Vergebens. Nach kurzem Schwanken trägt endlich bei den Verbündeten der Gedanke an die Einnahme von Paris den Sieg davon. Ihr Vormarsch ruft auch den Kaiser dorthin zurück, — aber zu spät; der entscheidende Schlag fällt, und Thron und Reich sind für ihn verloren.

Bei mehr Klarheit über ihre politischen Absichten und größerer Entschlossenheit würden die Verbündeten ihr Ziel viel eher erreicht haben. Ohne den langen Stillstand am Rhein, die Versäumnisse bei und nach La Rothière, das Zurückweichen bis zur Schlacht von Bar sur Aube und danach das zögernde Stehenbleiben der Hauptarmee waren Napoleons kühne Züge undenkbar. Das eigentümliche Mißgeschick des Schlesischen Heeres half ihm weiter aus seiner verzweifelten Lage heraus. Es ist wohlfeil, Blüchers Marsch marneabwärts zu tadeln; die Sorglosigkeit

Digitized by Google

seiner Anordnungen zugegeben, mußten doch noch eine ganze Anzahl für Blücher mißlicher Umstände zusammenkommen, um dem Kaiser die Erfolge von Champaubert bis Etoges zu bringen. Oft genug, meint Clausewitz, sind Heere über so bedenkliche Lagen glücklich und ungestraft hinweggeglitten, — hier traf der Keulenschlag des Feindes Blüchers Heer gerade in einem solchen Augenblick der Schwäche. Aber der Kaiser, der „den alten Teufelskerl" los zu sein glaubte, hatte sich verrechnet: Blüchers Marsch von Châlons nach Méry und sein zweiter Abmarsch nach Norden zeigten bald genug, daß ihm Mut und Tatkraft ungebrochen waren, und trotz des nur halben Erfolges von Laon führten doch *sie* schließlich zur Entscheidung.

Denn ohne Blüchers zähes Festhalten an seinem Ziel hätten die Verbündeten den Kaiser trotz ihrer Überlegenheit kaum überwältigt; es fehlte ihnen das Beste jeder Heerführung: *der Wille zum Siege*. Unter dem Druck politischer Rücksichten und Unklarheiten vermag der kriegerische Genius nicht, seine Schwingen zu entfalten. Sobald und solange die **ultima ratio** ihre eindringliche Sprache spricht, darf die Heerführung nur noch *ein* Gedanke beseelen: der entscheidende, den Feind vernichtende *Sieg*. Das verkannten die Verbündeten und ließen ihn mehr als einmal ihren Händen entgleiten, bis endlich ein mannhafter Entschluß alles zum guten Ende führte. —

Tief und nachhaltig waren die Eindrücke und Erfahrungen, die Prinz Wilhelm aus dem Feldzuge zurückbrachte. Kurz nach der Schlacht bei Leipzig hatte er am 30. Oktober 1813 zu seiner unaussprechlichen Freude die Erlaubnis erhalten, auf sechs Wochen den Krieg gegen Frankreich mitzumachen; noch als Sechzigjähriger schrieb er in sein Testament: „Die Teilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben. Wie kann ich es meinem König und Vater genugsam danken, daß er mich teilnehmen ließ an der Ehre und dem Ruhm des Heeres!" Auf der Reise nach Frankfurt sieht er das Schlachtfeld von Leipzig, wirft von weitem einen Blick auf das von Lützen und muß dann in dem diplomatisierenden Hoflager durch lange Wochen seine Ungeduld, an den Feind zu kommen, zügeln. Endlich schlug die ersehnte Stunde. Als es vorwärts ging, begab sich der König mit seinen Söhnen nach Mannheim, um am Neujahrsmorgen 1814 den Rheinübergang des Sackenschen Korps mitanzusehen. Beim Ritt an den Rhein blitzen ihnen von fern die Geschütze entgegen, und beim Eintreffen an der Übergangsstelle wird gerade eine kleine, der Neckarmündung gegenüberliegende französische Schanze von den Russen erstürmt. Nun geht es zu Schiff über den Rhein! Unter Musik und Hurra, wie bei einem Feste, setzen die Truppen über: am linken Ufer empfängt der König die Glückwünsche zum

Digitized by Google

Neujahrstage und zu dem glückverheißenden Wiederbeginn des Feldzugs. Nur mit schwerem Herzen mag der freudig erregte Prinz wieder nach Mannheim zurückgekehrt sein, um vom Schlosse aus von weitem dem Brückenschlag der Russen zuzusehen.

Und mit angeborenem soldatischen Urteil prüft er gleich das Erlebte: „Vielleicht", schreibt er in sein Tagebuch, „hätte man die Schanze mit weniger Verlust nehmen können, wenn man die Besatzung durch die am rechten Ufer aufgefahrene russische Artillerie so mürbe gemacht hätte, daß an keine Verteidigung mehr zu denken gewesen wäre."

Diesem Bestreben, sich selbst ein Urteil zu bilden und von dem Gesehenen Rechenschaft abzulegen, bleibt er weiter treu, als es nun nach Frankreich weiter hinein geht. Mit Spannung verfolgt er die Nachrichten vom Ausgang des Gefechts bei Brienne; das Einrücken der Armee in die Stellung Eclance—Trannes muß zu neuen Kämpfen führen: „Morgen Schlacht", schreibt der Prinz am 31. Januar, „wie mir bei dieser Nachricht zu Mute wurde, kann ich nicht beschreiben; der lang ersehnte Augenblick war endlich gekommen!" Aber La Rothière bringt ihm eine Enttäuschung; nur von ferne darf er dem Wogen des Kampfes zuschauen. Er verbringt den Tag mit Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm auf einer kleinen Höhe bei Trannes, hier sieht er Blücher und Schwarzenberg und kann „dem Gang der Schlacht recht gut folgen", da er alle Rapporte mit anhört. „Die erste Schlacht war mitgemacht", meldet sein Tagebuch, „aber" — fügt er resigniert hinzu — „leider in großer Entfernung, ohne eine Kugel gehört zu haben." Doch am nächsten Morgen sieht er mit dem stolzen Gefühl des Siegers von der Brienner Schloßterrasse aus dem abziehenden Feinde nach und begleitet dann den Vormarsch der eigenen Truppen bis Lesmont und Lassicourt, wo ihn in einem kleinen Gefecht die ersten Kugeln umsausen. Bei schrecklichem Schneesturm, der den Prinzen, wie er sagt, in einen Schneeball verwandelt, kehrt er nach Bar zurück.

Die hoffnungsfreudige Stimmung nach La Rothière mußte bald wieder allerlei Bedenken und Befürchtungen weichen. In der Umgebung des Königs wurde die Besorgnis wach, daß der Kongreß von Châtillon zu einem vorzeitigen und unbefriedigenden Frieden führen würde. Ernster noch wurden die Sorgen nach Eingang der Nachrichten von den Niederlagen des Schlesischen Heeres. Aber „nur nicht den Mut verloren", schreibt Prinz Wilhelm am 16. Februar, „in jedem Kriege kommen »Echecs« vor", und da Bülow und Winzingerode aus den Niederlanden heraukämen, werde schon alles wieder gut werden. Zunächst freilich schienen die Dinge doch eine üble Wendung zu nehmen. Die unglücklichen Kämpfe Wittgensteins und des Kronprinzen von Württemberg an der Seine machten die Stimmung im Hauptquartier zu Troyes immer

Digitized by Google

unbehaglicher; die reißende Schnelligkeit, mit der Napoleon am Yerres erschienen war und sich auf jene vereinzelten Korps geworfen hatte, vermehrten noch die eingerissene Zaghaftigkeit und Mutlosigkeit. Nur durch eine Schlacht durfte man sie zu wenden hoffen, die man aber, wie Prinz Wilhelm am 21. Februar bemerkt, nicht liefern zu wollen scheine. Am 22. ist die Reiterei der Verbündeten unweit von Troyes in enger Fühlung mit der französischen; man steht sich bis zur Dunkelheit gegenüber, und schließlich ziehen die Verbündeten ohne Kampf ab. Und weiter rückwärts geht es, nach Vendeuvre, nach Bar sur Aube; man spricht von Waffenstillstandsverhandlungen, die Stimmen des Mißmuts mehren sich; ein hoher russischer Offizier sagt dem Könige ganz offen, daß das ewige Zurückgehen den Truppen mißfiele. Der König tröstet ihn „Blücher sei bereits im Vorgehen und wir würden wohl folgen". Endlich, am 26. Februar in Colombey les deux Eglises erhält man Gewißheit, daß die Offensive ergriffen werden soll, und der König ist sofort entschlossen, dem morgenden unausbleiblichen Gefecht beizuwohnen.

Schlicht, anschaulich und treffend schildert das Tagebuch des Prinzen die Schlacht von Bar sur Aube. Die helle Freude über die tätige Anteilnahme am Kampf leuchtet aus der knappen und klaren Schlachtbeschreibung hervor: „einen unbeschreiblich seligen Moment" nennt es der Prinz, als er bei und nach der Attacke des Pskowschen Kürassierregiments die ersten kleinen Kugeln[3]) hört „und so recht warm aus dem Laufe". Er erwähnt das rettende Eingreifen des Regiments Kaluga, schweigt aber bescheiden von seinem eigenen mutigen Ordonnanzritt, für den später das Georgenkreuz und bald auch das Eiserne Kreuz der Lohn waren. „Von 7 Uhr Morgens bis ½8 Uhr Abends im Freien und fast beständig zu Pferde", aber Hunger und Durst werden vergessen in den Spannungen des Gefechts.

Die Folgen des Sieges ließen leider auf sich warten, auch die Hoffnung, Blücher bald im Marsch über Meaux auf Paris zu sehen, wurde getäuscht. In banger Erwartung schlichen die Tage im Hauptquartier zu Chaumont dahin, bis Nachricht von Blücher kam. Endlich, auf dem Marsche nach Troyes, geht die sichere Kunde von den Ereignissen bei Laon ein. In freudiger Bewegung gibt Prinz Wilhelm den Bericht von dem glänzenden Streich von Athies an seinen Bruder Prinz Carl weiter: „es soll wunderschön gewesen sein in der hellen Mondnacht, das Schreien, Trommeln, Blasen der Hornisten, die alle Signale wie auf dem Exerzierplatz gaben, und die Musiken! Schade, daß wir nicht dort waren!" und: „lauter Preußen haben es gemacht!"

[3]) So schreibt der Prinz; tatsächlich hatte er schon bei Lassicourt seine Feuertaufe empfangen. Vgl. S. 197.

Digitized by Google

Leider zeigte es sich bald, daß Laon noch keine Entscheidung gebracht hatte. Wieder hieß es, sich gedulden: erst der Tag von Arcis sur Aube führt die letzte entscheidende Wendung herbei. Nun führt der Marsch der Hauptarmee auf Paris den Prinzen bei La Fère Champenoise von neuem in das Kampfgetümmel. „Einen merkwürdigen Tag von glücklicher Vorbedeutung" nennt er diesen 25. März. Er beobachtet das Vordringen der verbündeten Kavallerie und gerät selbst mit den beiden anwesenden Monarchen mitten in den Angriff der russischen Reiterei auf die französischen Divisionen Amey und Pacthod hinein, die nach tapferer Gegenwehr die Waffen strecken. Und nun geht es nach Paris. „Es kommt mir vor, wie beim Post- und Reisespiel", hatte er schon am 29. Januar von Chaumont aus geschrieben: „bei Leipzig warfen wir einen glücklichen Pasch und der bringt uns nun hierher!"

Freilich hatte noch mancher schlechte Wurf wieder rückwärts geführt: nun aber hemmte kein Unfall und kein Hindernis mehr die Siegesfahrt!

Über Sézanne und Trestaux, wo man zu nennen in einer kleinen Bauernstube liegt, über Coulommiers, „wo wir dann wieder ordentlich wohnten", Quincy, Meaux und Claye nach Bondy, wo die Nacht zum 30. März verbracht wird. Am Morgen beginnt der entscheidende Kampf, dem mit den Monarchen auch Prinz Wilhelm von der Höhe von Romainville aus zugeschaut hat. „Es war ein ungeheurer Jubel, als die Truppen bis an die Mauern von Paris vorgedrungen waren; nichts als Hurra hörte man die ganze Nacht und den anderen Tag!" — „Und so stehen wir denn am Ziel!"

Eine Fülle von Eindrücken stürmt auf den Prinzen ein, als er die Monarchen beim Einzug in Paris, umtost von dem Jubel einer wankelmütigen Menge, begleitet. Nun die Riesenstadt mit ihren Wundern: „Nein, eine solche Stadt!" ruft er staunend aus, — und neben der Masse der Eindrücke und Erlebnisse die erschütternde Größe der Ereignisse: „Napoleon Bonaparte ist abgedankt. Welch' eine merkwürdige Zeit!" und an anderer Stelle, „Gottlob, daß wir endlich so weit sind. Es war Zeit! Dies menschliche Unglück so in der Nähe zu sehen, ist schrecklich, — — besonders war es mir fürchterlich bei Fère Champenoise, wo wir so ganz mitten drin waren".

Sicherlich sind die Erfahrungen von 1814 für den heiligen Ernst bestimmend gewesen, mit dem Prinz Wilhelm sich in den langen Jahren bis zu seinem Regierungsantritt seinem militärischen Beruf gewidmet hat. Er hatte den Krieg gesehen in seiner ganzen Erhabenheit und Furchtbarkeit; er hatte gelernt, was der Geist der Manneszucht und Hingebung an eine große Sache zu überwinden vermag, und welche Wunder der Wille zum Siege auch da wirkt, wo schon viel oder alles verloren scheint.

Digitized by Google

Er hatte in dem Gewirr diplomatischer Feinheiten und Ränke schließlich den kriegerischen Genius, dem die Kräfte eines begeisterten Volkes willige Gefolgschaft leisteten, den rechten Weg finden sehen. Diese Kräfte, Prinz Wilhelm hatte sie sich anspannen sehen in der gewaltigen Erhebung von 1813; bald sollte er noch erleben, daß Preußen sie sich durch die gesetzliche Einführung der Allgemeinen Dienstpflicht für jeden Kampf sicherte. Die Erkenntnis der ungeheuren Bedeutung der Wehrmacht für das politische Gewicht des Staates hat ihn seitdem nicht mehr verlassen: die volkstümliche Heeresverfassung von 1814 zeitgemäß umzubilden und ihre militärischen Schwächen zu beseitigen, war das große vorbereitende Werk, das der Neugestaltung Deutschlands vorausgehen mußte. Mit der Reorganisation schuf Kaiser Wilhelm sich das Heer, das bei Düppel, Königgrätz und Sedan die Grundpfeiler errichtete, über denen sich der Neubau unseres Reiches wölbt.

Was Deutschland seinem Heere dankt, dankt es dessen Schöpfer, seinem Großen Kaiser. Schwerlich hat der jugendliche Prinz Wilhelm bei seinem ersten Siegeseinzug in Paris vorausgeahnt, welche weltgeschichtliche Aufgabe ihm dereinst zu lösen beschieden sein würde: nur das Bewußtsein, Großes erlebt und dabei seine Pflicht getan zu haben, brachte er in die Heimat zurück. Und die Erinnerung an diese größten Tage seiner Jugend hat er treu bewahrt. Als er sich zur letzten Heerfahrt seines Lebens anschickte, die über Deutschlands Sein oder Nichtsein entscheiden mußte, konnte er Heer und Volk auf kein herrlicheres Vorbild begeisterter Hingebung hinweisen, als auf das Heldentum des Befreiungskrieges, dessen Sinnbild der greise Held noch selbst als der letzten einer auf seiner Brust trug: das schlichte Kreuz von Bar sur Aube!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Lage am 15. August 1870 Abends.

Strategische Studie.

Von

Witting,

Hauptm. im Gen. Stabe der Gen. Insp. d. Mil. Verkehrswesens.

Mit zwei Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Nach den Schlachten des 6. August 1870 waren beide französischen Heeresgruppen zurückgegangen. Die südliche unter dem Befehl des Marschalls Mac Mahon war durch die Niederlage bei Wörth in ihrem inneren Halt so erschüttert, daß sich ihr Rückzug fast fluchtartig gestaltete und auch an der Mosel nicht zum Stehen kam. Sie ging daher weiter auf Chaumont, demnächst auf Châlons zurück, wo sie ergänzt und durch das aus dem Süden herangezogene VII. Korps und das neu gebildete XII. Korps verstärkt erst am 22. August wieder operationsbereit wurde. Die stärkere nördliche Gruppe, die am 12. August dem Befehl des Marschalls Bazaine unterstellt wurde, war nach der Niederlage ihres II. Korps bei Spichern langsam auf Metz zurückgegangen. Unter dem Einfluß wechselnder Strömungen der inneren und äußeren Politik und der verschiedensten Operationspläne, die bei dem Fehlen eines bestimmten Feldzugsplanes ebenso schnell aufgestellt als auch wieder verworfen wurden, hatte sie zwischen Widerstand und Rückzug fortgesetzt geschwankt.

Die Deutschen hatten die nach den ersten Schlachten verlorengegangene Fühlung am Feinde bald wieder gewonnen. Der Gedanke, die feindlichen Hauptkräfte aufzusuchen, führte hinter den Franzosen her nach der Mosel, das Streben, sie in den kleineren nördlichen Teil Frankreichs zurückzuwerfen und sie von der Hauptstadt und den Hilfsquellen des Südens zu trennen, zu der Rechtsschwenkung des Heeres und dem Entschluß, die Mosel mit allen Kräften südlich Metz zu überschreiten. Der weite Rückzug Mac Mahons und das ewige Schwanken und Zögern Bazaines hatte ferner den Deutschen die Möglichkeit eröffnet, die Vereinigung der beiden feindlichen Heeresgruppen zu verhindern, indem man Bazaine überholte und ihm den Weg nach Westen verlegte.

Bei den **Franzosen** hatte am 15. August Abends Mac Mahon die Gegend von Chaumont erreicht, während die Armee Bazaines mit allen Teilen auf das westliche Mosel-Ufer übergegangen war und unmittelbar

Digitized by Google

westlich Metz stand (vgl. Skizze 1). Für die Fortführung der Operationen erschien die Vereinigung der beiden Heeresgruppen unerläßlich. Nur vereinigt konnte man den Entscheidungskampf gegen die deutsche Überlegenheit mit Aussicht auf Erfolg annehmen. Ferner war es wünschenswert, die Vereinigung so zu vollziehen, daß man den reichen, geräumigen Süden Frankreichs hinter sich behielt. Man konnte dann die Flußläufe der Marne, Aube, Seine und Loire ausnutzen, um das Vorgehen der Deutschen aufzuhalten. Paris durfte man sich selbst überlassen, da es befestigt war, und mußten in diesem Punkt Wünsche des Kaisers Napoleon hinter den Rücksichten auf die Landesverteidigung zurücktreten.

Nach diesen Gesichtspunkten erschien es praktisch, die Armee Mac Mahons bei Chaumont anzuhalten, ihr hier alle Verstärkungen aus dem Lager von Châlons und dem Süden Frankreichs zuzuführen und die Armee Bazaines nach St. Dizier—Vitry le Français zurückzunehmen. Wurde man an der Durchführung dieses besten Operationsplanes durch die Deutschen verhindert, dann mußte man sich mit einem weniger guten begnügen und die Vereinigung weiter nördlich suchen.

Um diese Frage über den Vereinigungspunkt entscheiden zu können, muß man die Verhältnisse dort untersuchen, wo sie sich am 15. August Abends zuspitzten, wo man in seinen Entschließungen nicht mehr frei, sondern vom Willen des Feindes abhängig war. Das war bei Metz auf dem linken Mosel-Ufer (vgl. Skizze 2), wo der französische Südflügel vom deutschen Nordflügel nur etwa 5 km entfernt stand. Die allgemeine strategische Lage forderte von Bazaine den weiteren Rückzug über Verdun zur Vereinigung mit Mac Mahon. Es bleibt nun festzustellen, welche Aussichten Bazaine in seiner Lage am 15. August Abends für die Durchführung seines Rückzuges hatte, und wie er am zweckmäßigsten handelte.

Nach den bei ihm eingegangenen Nachrichten mußte sich der Marschall ungefähr folgendes Bild von der Lage machen: Östlich Metz befand sich die aus mindestens zwei Korps bestehende 1. deutsche Armee; südlich Metz von Pont à Mousson bis Frouard hatten die beiden anderen deutschen Armeen die Mosel erreicht und mit Teilen bereits überschritten; deutsche Kavallerie und Vortruppen sollten schon in Gorze, Mars la Tour und Vigneulles erschienen sein. Angeblich waren auch nördlich des französischen Heeres etwa 35 000 Deutsche in Briey eingerückt.

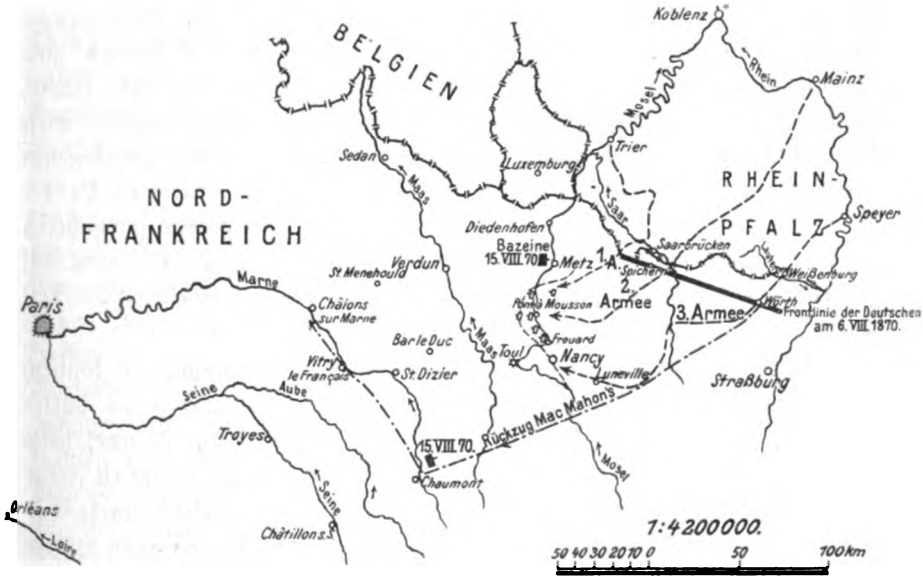
Für den Rückzug nach der Maas standen Bazaine die drei Straßen über Briey, Conflans und Mars la Tour zur Verfügung. Seine Armee war mit ihren 14 Infanteriedivisionen, den zu den Korps gehörenden Artillerieresserven und den Kolonnen und Trains dieser und der 6 Kavalleriedivisionen in Marschkolonne und mit Sicherungsabständen wohl

Digitized by Google

nicht weniger als 180 km lang. Das ergibt für jede der drei Straßen eine Kolonne von 60 km Länge, d. h. also Kolonnen, die den ganzen Raum von Metz bis Verdun ausfüllten. Nimmt man selbst an, daß alle Fahrzeuge zu zweien, alle Truppen in doppelter Marschkolonne marschierten, so war jede Kolonne immerhin noch 30 km lang. Die vordersten Teile hatten daher schon einen guten Tagemarsch zurückzulegen, ehe die letzten überhaupt antreten konnten.

Ungünstig war nun, daß der Abmarsch noch in keiner Weise vorbereitet war. Die Truppen standen zu breiten Versammlungsformationen

Skizze 1. **Übersichtsskizze.**



aufmarschiert; „zur Bildung von Marschgruppen, zur Verteilung der Marschstraßen war es noch nicht gekommen". Dann konnte der Rückzug durch die in Mars la Tour, Vigneulles und Briey gemeldeten deutschen Truppen, selbst wenn diese nur aus Kavallerie bestanden, doch ganz erheblich gestört und aufgehalten werden. Auch mit überlegener Kavallerie konnte man nicht im Norden, Westen und Süden so stark und so dicht auftreten, daß die deutsche Kavallerie überall und gänzlich von den französischen Marschstraßen ferngehalten wurde. Da ferner die Deutschen, sobald sie die Mosel überschritten hatten, für den Marsch nach Westen mit den Franzosen in gleicher Höhe standen und da die große Straße von Pont à Mousson nach Verdun, die voraussichtlich von deutschen Truppen benutzt wurde, schon 35 km von der Mosel entfernt, in unmittelbare Nähe der südlichen Rückzugsstraße der Franzosen führt, so erschien

Digitized by Google

der Zusammenstoß unvermeidlich. Ließ man die südliche Rückzugsstraße, weil sie am meisten gefährdet war, unbenutzt, so wurden dadurch die Marschkolonnen auf den beiden nördlichen Straßen erheblich länger. Der Zusammenstoß mit dem Feinde wurde durch diese Maßnahme nur etwas weiter nach Norden, vielleicht auch nach Westen und auf einen späteren Zeitpunkt verlegt; zu vermeiden war er auch dann nicht.

Hiernach leuchtet ein, daß man ohne Kampf nicht mehr die Maas erreichte, und es ist nun die Frage, unter welchen Bedingungen man diesen Kampf am vorteilhaftesten führen konnte. Marschierte man nach Westen ab, so stieß der Feind der südlichen Marschkolonne in die Flanke, und man wurde zum Kampfe gezwungen, wo, wann und wie es dem Feinde beliebte. Man hätte dann eine der schwierigsten Bewegungen ausführen müssen: Entwicklung aus parallelen Marschkolonnen zum Kampf nach der Flanke gegen einen, wahrscheinlich in breiter Front, zielbewußt zum Angriff auf die Flanke vormarschierenden Gegner. Diese Bedingungen waren die denkbar ungünstigsten. Von einem überlegenen Gegner wurde man dann gegen die nahe Grenze der neutralen Länder oder in ihre bedenkliche Nähe zurückgeworfen; von einem schwächeren Gegner wurde man so lange festgehalten, bis er die Überlegenheit auf seiner Seite hatte, oder doch derartig geschädigt, daß mindestens ein Teil der Armee nicht mehr gefechtsfähig an der Maas ankam.

Man hätte ja nun von vornherein eine Truppe ausscheiden können, die den nicht zu vermeidenden Kampf mit den Deutschen in starker Stellung führte. Dem II. Korps, als dem nächsten am Feinde, hätte diese Aufgabe zufallen müssen. Doch war es sehr schwer, in der in Frage kommenden Linie zwischen Maas und Mosel eine wirklich starke und vor allem eine solche Stellung zu finden, in der das Korps allen Anforderungen seiner Aufgabe gerecht werden konnte. Verwandte man das II. Korps nach Art einer Nachhut und ließ es zunächst zwischen Mars la Tour und Rezonville stehen, so konnte es hier zwar den über Gorze herankommenden deutschen Truppen Widerstand leisten, nicht aber den Vormarsch deutscher Truppen von Vigneulles nach Norden und von Pont à Mousson in nordwestlicher Richtung verhindern oder auch nur aufhalten. Diese stießen dann doch der französischen Armee in die Flanke und schnitten außerdem die Nachhut von Verdun ab. Verwandte man das II. Korps wie eine Seitendeckung, hinter der die Armee abmarschierte, und stellte man es in der Gegend von Maizeray auf, dann erreichten die Deutschen wieder von Gorze her die französischen Marschkolonnen. Außerdem wurde das II. Korps in jedem Falle einer Übermacht preisgegeben. Man hätte es also opfern müssen, ohne mit diesem großen Einsatz den gewünschten Zweck zu erreichen.

Digitized by Google

Waren also die Aussichten keine günstigen, wenn man den Deutschen die Initiative überließ, so war vielleicht mehr zu erreichen, wenn man sie selbst ergriff. Denn das konnte man sich sagen, daß sich die Deutschen infolge des Flußüberganges augenblicklich in einem Zustande der Schwäche befanden. Sie hatten ebenfalls nicht die Front, sondern die Flanke nach dem Feinde, und es mußten ihnen auf dem westlichen Mosel-Ufer noch erhebliche Teile fehlen, die bis zum 14. Abends östlich Metz gekämpft hatten und vor dem 15. früh den Abzug der Franzosen nicht bemerkt haben konnten. Zu einem Vorstoß nach Süden stand ein großer Teil der Armee günstiger als zu dem Abmarsch nach Westen. Es konnten vorgehen: das Gardekorps aus der Gegend Gravelotte mit der linken Kolonne auf Gorze, mit der rechten westlich davon; das II. Korps, das südlich Rezonville stand, mit der rechten Kolonne auf Buxières, mit der linken östlich davon; das VI. Korps aus Gegend nördlich der Straße Gravelotte—Vionville auf Chambley und weiter westlich. Wege waren zu einer derartigen Bewegung in großer Zahl vorhanden, jedenfalls sehr viel mehr als auf der beigefügten einfachen Skizze 2 Aufnahme finden konnten. Die Karten des deutschen Generalstabswerkes von 1870 und der „Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik“[1]) (Band V) geben hierüber näheren Aufschluß. Bei einem derartigen Vorstoß mit sieben Divisionen konnte man hoffen, den deutschen rechten Flügel mit Übermacht zu treffen und hier einen Teilerfolg zu erringen. Man hatte zunächst alle Vorteile der Initiative auf seiner Seite, konnte den Kampf durch zweckmäßige Anordnungen vorbereiten, Zeitpunkt und Gelände dazu auswählen und blieb nicht vom Gegner abhängig. Ein Erfolg war aber nach den bisherigen unglücklichen Kämpfen und dem fortgesetzten Rückzug von großer moralischer Bedeutung. Man stieß ferner die nächsten und daher gefährlichsten Teile der Deutschen von den Rückzugsstraßen zurück, konnte vielleicht noch weitere Teile am Mosel-Übergang verhindern, vielleicht auch einige Brücken zerstören. Weiter war nach allen bisherigen Erfahrungen, die man mit den Deutschen gemacht hatte, darauf zu rechnen, daß alle deutschen Truppen nach dem Kanonendonner zusammenströmen würden, und dann hatte man sie für den weiteren Rückzug im Rücken und nicht mehr in der Flanke. Man stand auch nach dem Vorstoß in breiter Front und konnte zum Rückzug das Straßennetz besser ausnutzen. Der Vorstoß konnte ferner wirksam unterstützt werden durch ein Vorgehen der Kriegsbesatzung von Metz auf dem östlichen Mosel-Ufer, wodurch Teile der Deutschen auf diesem Ufer zurückgehalten wurden. Solange man mit Feind in Briey zu rechnen hatte, mußte das III. Korps bei Montigny la Grange—Verneville stehen bleiben, bis das

[1]) Herausgegeben vom Gr. Gen. Stabe.

Digitized by Google

IV. Korps herangekommen war. Sobald sich aber herausstellte, daß hier kein Feind war — diese Nachricht kam schon in der Nacht zum 16. —, konnte man auch diese beiden Korps zum Gelingen des Vorstoßes bzw. des Rückzuges verwenden: das III. Korps auf dem rechten Flügel in Gegend Sponville und südlich, um eine Umfassung dieses Flügels zu verhüten, das IV. Korps weiter westlich in einer Aufnahmestellung. Aussicht auf Erfolg behielt man auch bei einem Vorstoß mit drei Korps.

Daß dieser Vorstoß große Anforderungen an Führer und Truppe stellte, große Entschlußkraft, klare und bestimmte Befehlserteilung, eine sichere zielbewußte Leitung, Verständnis der Unterführer für die Lage, gewandte und geschickte Ausführung durch die Truppe verlangte, daß er durch das bergige, waldreiche Gelände erschwert wurde, daß er nicht zu weit nach Süden geführt werden durfte — nicht weiter als bis zur Linie des Rupt de Mad —, um den Erfolg nicht in Frage zu stellen und in einen Mißerfolg zu verwandeln, darüber mußte man sich klar sein.

Inwieweit die damalige französische Armee diesen Anforderungen gewachsen war und diese Schwierigkeiten überwunden hätte, konnte nur die praktische Durchführung erweisen. Welche Aussichten auf Erfolg sie hatte, ist aus dem Verlauf der Schlacht von Mars la Tour ersichtlich, wo es nur des energischen Zusammenfassens ihrer erdrückenden Übermacht und eines Angriffes auf ihrem rechten Flügel bedurfte, um einen Erfolg zu erringen und sich den Weg nach Westen zu bahnen.

Jedenfalls war der Vorstoß und dann rechtzeitiger Rückzug die einzige Möglichkeit, wie die Armee Bazaines noch operationsfähig nach der Maas kommen und den Übergang bei Verdun gewinnen konnte. Mit diesem Rückzug und einem dabei errungenen Teilerfolg war auch alles erreicht, was die allgemeine strategische Lage von Bazaine forderte, und was er nach den beiderseitigen Stärkeverhältnissen und seiner Lage am 15. August Abends überhaupt erreichen konnte.

Ob dann die Armee Bazaines in der Lage war, n a c h dem Maas-Übergang eine südwestliche Richtung einzuschlagen (Skizze 1), um in dieser Richtung Anschluß an Mac Mahon zu gewinnen, hing von der Verfassung ab, in der sie sich nach dem Kampf am 16. auf dem Rückzug befand, und von der Energie des Nachdrängens der Deutschen. Von Verdun über Bar le Duc St. Dizier zu gewinnen, war für sie jedenfalls unmöglich. Günstigstenfalls gelang es ihr noch, von St. Menehould auf Vitry le Français wegzukommen. Da man aber nicht die geringste Sicherheit für eine derartige Annahme hatte, so konnte man auch die Gesamtoperationen nicht darauf basieren, sondern nur damit rechnen, daß Bazaine noch Châlons erreichte. Die Armee Mac Mahons wurde daher am besten in der Linie St. Dizier—Vitry le Français aufgestellt.

Digitized by Google

So konnten die beiden Armeen den Anschluß aneinander gewinnen und ihre rückwärtigen Verbindungen nach dem Westen, vielleicht sogar noch nach dem Süden Frankreichs legen.

Wenn Bazaine im Jahre 1870 bei Metz stehen blieb, so sind die Gründe für diesen Entschluß nicht darin zu suchen, daß der Marschall seine schwierige Lage und seine nächste Aufgabe verkannte. Durch die in den Juniheften 1913 der „Revue des Deux Mondes" erschienenen, auf Grund amtlichen Materials verfaßten Aufsätze über die Schlachten um Metz, ist der Nachweis geführt, daß Bazaine den ehrlichen und besten Willen hatte, nach Verdun abzumarschieren, daß sich aber der Ausführung dieser Absicht in dem Ungehorsam und der Unfähigkeit eines Teiles der ihm unterstellten Generale, in der unerhörten befehlswidrigen Vermehrung der Bagagen und Trains, in der gänzlich unzureichenden Vorbereitung des Krieges und der Verpflegung der Truppen und in der mangelhaften Unterstützung durch seinen Generalstab Hindernisse entgegenstellten, die Bazaine nicht zu überwinden vermochte. Muß man doch auch berücksichtigen, daß er erst seit vier Tagen an der Spitze der Armee stand, und daß der bisherige unglückliche Verlauf des Feldzuges nicht spurlos an der Armee und ihrem Führer vorübergegangen war. Ebenso wie die Unterführer das Vertrauen zur Armeeführung verloren hatten, so hatte anscheinend auch der Führer nicht mehr das volle Vertrauen zu sich selbst und den Leistungen seiner Armee, um für die Durchführung einer derartig schwierigen Operation, wie es ein Vorstoß mit vereinter Kraft oder ein Abmarsch mit bedrohter Flanke war, seine ganze Persönlichkeit einzusetzen.

Die **Deutschen** standen am 15. August Abends auf weiten Raum verteilt und durch die Mosel in zwei Gruppen getrennt (Skizze 2). Vom Feinde wußte man, daß die Armee Mac Mahons auf Châlons zurückgegangen war. Die Armee Bazaines hatte mit Teilen noch bis zum späten Abend des 14. auf dem östlichen Mosel-Ufer gekämpft und dann erst den Übergang über den Fluß in der Art ausgeführt, daß mit Tagesanbruch das ganze rechte Ufer vollständig geräumt war. Das deutsche Große Hauptquartier hatte sich am Vormittag des 15. von dieser Tatsache überzeugt und auf dem westlichen Mosel-Ufer Staubwolken wahrgenommen, die auf den Abmarsch langer Kolonnen deuteten. Alle weiteren Maßnahmen des Feindes blieben trotz zahlreicher Meldungen der deutschen Kavallerie „in den Nebel der Ungewißheit gehüllt", und war man über sie auf Vermutungen angewiesen.

Aufgabe der Deutschen mußte es sein, durch weitreichende und energische Aufklärung größere Klarheit über Verbleib und Maßnahmen des Feindes zu gewinnen, durch schnelles Nachziehen der hin-

Digitized by Google

teren Teile über die Mosel die Krisis abzukürzen, in der sich die Armeen bei dem Mosel-Übergang befanden, und drittens und hauptsächlich, die Armee Bazaines zu schlagen, solange sie den Deutschen noch allein gegenüberstand, und sie womöglich an der Vereinigung mit Mac Mahon zu verhindern. Bei dieser Hauptaufgabe mußte auf die Mitwirkung der 3. Armee verzichtet werden; ihr fiel die Rolle einer Flankendeckung für die Bewegung der beiden anderen deutschen Armeen, einer Reserve der obersten Heeresleitung und eines Rückhalts für die 2. Armee zu, falls diese bei ihrem Mosel-Übergang von den Franzosen angegriffen wurde und nach Süden ausweichen mußte. Man beließ die 3. Armee am besten im Weitermarsch in Richtung auf St. Dizier, so daß man mit ihr die Armee Mac Mahons später wieder von Süden fassen und auch nach dem Norden Frankreichs zurückwerfen konnte. Gegen Bazaine blieb also nur die 1. und 2. Armee verfügbar.

War nun die Armee Bazaines mit den ersten Teilen schon frühzeitig aufgebrochen, vielleicht schon am 13., und im ununterbrochenen Rückzug nach Westen geblieben, so konnten die letzten Teile, die am 14. Abends noch östlich Metz gekämpft hatten, am 15. Abends die Linie Briey—Conflans—Mars la Tour erreicht haben. In diesem Falle bestand für die deutschen Truppen westlich der Mosel keine Gefahr, man hatte aber auch keine Aussicht mehr, die Franzosen einzuholen. Für diesen Fall war zu überlegen, ob man die vordersten vier Korps im Weitermarsch nach der Maas belassen wollte, um hier das unter diesen Umständen an der Mosel nicht Erreichte nachzuholen. Der Gedanke hatte viel Verlockendes. Man ließ Bazaine auch an der Maas nicht zur Ruhe kommen und bedrohte fortgesetzt seine Südflanke und seine Vereinigung mit Mac Mahon. Doch konnte man zunächst nicht wissen, ob die Franzosen an der Maas wieder die Gelegenheit versäumen würden, durch Zerstörung der Brücken den Vormarsch der Deutschen aufzuhalten. Dann konnten Teile der in Châlons befindlichen französischen Truppen mit der Bahn nach der Maas befördert sein, um den Übergang der Deutschen zu stören und noch mehr zu verzögern. Schließlich konnte rechts die 1. und links die 3. deutsche Armee dem Vormarsch der vorderen Korps der 2. Armee nicht so schnell folgen, um auf dem östlichen Maas-Ufer als Flankenschutz und auf dem westlichen als Rückhalt zu dienen, wie es an der Mosel der Fall gewesen war. So waren die vier Korps einer Niederlage in hohem Grade ausgesetzt und konnten nicht rechtzeitig unterstützt werden. Erreichte man die Franzosen also nicht mehr v o r der Maas, so konnte man zunächst doch nicht mit dem vordersten Korps hinter oder neben ihnen herstürmen, sondern mußte erst das Herankommen der beiden anderen Armeen abwarten.

Digitized by Google

Es war ja aber auch noch keineswegs sicher, daß die Franzosen schon so weit auf ihrem Rückzug gekommen waren. Ihr ganzes bisheriges Verhalten ließ auf eine so energische Ausführung ihres Vorhabens durchaus nicht schließen. Im Gegenteil: Zögern, Schwanken im Entschluß, Langsamkeit waren das Charakteristische ihrer gesamten bisherigen Operationen gewesen. Auch konnte in dem eng gebauten Metz, bei dem Hochwasser der Mosel, auf den verschiedenen Mosel- und Kanalbrücken und den zum Teil tief eingeschnittenen Wegen, die westlich Metz auf die Hochfläche hinaufführen, bei dem Abmarsch der großen Massen nur zu leicht ein recht erheblicher Aufenthalt entstanden sein. Dazu kam die Art der Franzosen zu marschieren, bei der schnelle, ausgiebige Märsche nicht möglich waren. Man konnte also sehr wohl damit rechnen, daß sich ihr Rückzug mit oder gegen ihren Willen verzögert hatte. In diesem Falle durfte man darauf hoffen, noch mehr oder weniger große Teile von ihnen einzuholen, sie zum Stehen und zu dem ersehnten Kampf zu zwingen und sie nach Norden abzudrängen. Da man nicht wußte, wieviel man traf, mußte man alles, was irgendwie noch die Rückzugsstraßen der Franzosen erreichen konnte, und dieses so frühzeitig wie möglich, in nordwestlicher Richtung einsetzen.

Weiter war es möglich, daß die Franzosen den Rückzug noch nicht fortgesetzt hatten, um den Augenblick der Schwäche, in dem sich die Deutschen während des Mosel-Überganges fraglos befanden, zu einem Vorstoß nach Süden auszunutzen, zu dem sie auf dem östlichen Mosel-Ufer den Entschluß nicht gefunden hatten. Dann war der deutsche rechte Flügel — westlich der Mosel das III. A. K. — stark gefährdet, und man mußte ihn zurückhalten, bis von rückwärts und seitwärts Kräfte zu seiner Unterstützung herangekommen waren. Auch in diesem Falle wurde ein Einschwenken der 2. Armee nach Norden erforderlich. War es beim Rückzug der Franzosen praktisch gewesen, auch den rechten Flügel bis an die Rückzugsstraßen der Franzosen vorzutreiben, so war es bei ihrem Vorstoß sicherer, ihn zurückzuhalten.

Schließlich konnten die Franzosen westlich Metz stehengeblieben sein. Auch für diesen Fall war das Einschwenken nach Norden mit allem Verfügbaren erforderlich: zur sofortigen Offensive, sobald sie Miene machten, abzuziehen, zum vorsichtigen Zurückhalten der vordersten Teile, bis alles heran war, falls sie in starker Stellung und mit zusammengehaltenen Kräften den Angriff erwarteten.

Nachdem man sich darüber klar geworden war, daß ein Vorwärtseilen nach der Maas gefährlich war und keinen großen Erfolg versprach, war es also nicht zweifelhaft, daß man allen Teilen, die das westliche Mosel-Ufer erreicht hatten und noch erreichten, eine mindestens nordwest-

Digitized by Google

liche Richtung gab. Es war nur noch die Frage, ob man den rechten Flügel zunächst verhielt, um ihn nicht einem übermächtigen französischen Vorstoß auszusetzen, und den 16. dazu benutzte, möglichst starke Kräfte in seine Höhe kommen zu lassen, oder ob man mit allen Teilen sofort zur Offensive vorging. Das Sicherere war fraglos das erstere. Aber wenn dann die Franzosen keinen Vorstoß nach Süden machten, sondern ihren Rückzug fortsetzten, dann mußte es mindestens fraglich erscheinen, ob man sie noch rechtzeitig erreichte, um ihnen erheblichen Abbruch zu tun. So wäre die Hoffnung der deutschen Heeresleitung, der Armee Bazaines den Weg nach Westen zu verlegen und sie nach Norden abzudrängen, ein schöner Traum geblieben, und man konnte nicht wissen, ob sich noch einmal die Gelegenheit zu solchem Schlage bot. Setzte man dagegen alles zur Offensive an, und die Franzosen stießen vor, so wurde allerdings aller menschlichen Berechnung nach das III. A. K. von erheblicher Übermacht gefaßt und nach Süden zurückgeworfen. Konnte man nun auch nichts tun, um diese Gefahr für das III. A. K. ganz zu beseitigen, so hatte man doch durch frühzeitiges Nachschieben des VIII. und IX. Korps und durch nahes Heranhalten des X. Korps die Mittel in der Hand, sie zu mildern und nachteilige Folgen abzuwenden. Berücksichtigte man schließlich den Geist und die Tüchtigkeit der Unterführer und Truppen, die sich bisher so glänzend bewährt hatten, und im Gegensatz dazu die Stimmung, in der sich voraussichtlich das französische Heer nach dem fortgesetzten Rückzug und den Niederlagen befand, ferner die Unsicherheit und Entschlußlosigkeit der französischen Führung, so war es klar, daß man das Kühnere und nicht das Sicherere wählte.

Die Hauptaufgabe der deutschen Heeresleitung war also zu lösen: 1. durch kräftige Offensive mit allen verfügbaren Mitteln in nordwestlicher Richtung und 2. durch schnelles Nachziehen der hinteren Korps, vor allem auf dem rechten Flügel, zur Abkürzung der Krisis. Als Nebenaufgaben traten noch hinzu: 1. Sicherung gegen Unternehmungen der Kriegsbesatzung von Metz und 2. Maßnahmen gegen Toul, dessen Besitz für die Fortführung der Operationen in westlicher Richtung von großer Bedeutung war. Mit Ausführung der Nebenaufgaben konnte je ein Korps der 1. und 3. Armee betraut werden. Man behielt dann zu der Hauptaufgabe neun Korps, davon sieben der 2., zwei Korps der 1. Armee. Setzte man diese neun Korps für den 16. so an, wie in Skizze 2 durch die Pfeilstriche angedeutet, so hatte man zu der Offensive am 16. vier Korps zur Verfügung, das III., X., VIII., IX., die bei frühzeitigem Aufbruch bis zur Mittagszeit die südliche Rückzugsstraße der Franzosen erreicht haben konnten. Sie genügten, um die ganze französische Armee zum Stehen zu bringen und aufzuhalten,

Digitized by Google

bis die übrigen Korps herangekommen waren, und auch dazu, einen französischen Vorstoß nach Süden abzuweisen. Am 17. kamen dann alle anderen Korps heran, und es waren alle Bedingungen geschaffen zu dem großen entscheidenden Erfolg, den die deutsche Heeresleitung ersehnte, und der voraussichtlich den ersten Teil des Feldzuges zu einem glänzenden Ende führte.

Um dieses Ziel zu erreichen, mußten noch in der Nacht zum 16. Brücken über die Mosel geschlagen werden: vom VIII. Korps bei Corny, vom IX. bei Arry. Wurden diese nicht rechtzeitig fertig, dann mußte das VIII. Korps die alte Hängebrücke Corny—Novéant, das IX. die Pontonbrücke des III. A. K. bei Champey benutzen. Ferner mußten den Truppen zum Teil sehr große Märsche (30 bis 32 km) und Märsche auf beschwerlichen Wegen zugemutet werden. Doch die außergewöhnliche Lage rechtfertigte die außerordentlichen Anforderungen. Ist doch auch am 16. August 1870 die 6. Inf. Div. auf schmalem, schlechtem Gebirgsweg von Ouville nach Les Baraques und sind am 17. August 1870 die Truppen sogar streckenweise querfeldein marschiert. Wo Bagagen und Trains nicht folgen konnten, mußten ihnen andere Wege zugewiesen werden. Vor allem auf dem rechten Flügel der 2. Armee, hinter den sich die ganze 1. Armee schob, war die Ausnutzung sämtlicher verfügbaren Wege dringend geboten.

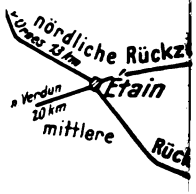
Wenn die Maßnahmen des Oberkommandos der 2. Armee im Jahre 1870 erheblich andere waren als oben angegeben, so lag das an der wesentlich anderen Auffassung, die das Armee-Oberkommando vom Feinde hatte. Ob diese Auffassung gerechtfertigt war oder nicht, soll hier nicht untersucht werden. Dadurch aber, daß man die Korps der vorderen Linie nicht einheitlich verwandte, sondern zwei in nordwestlicher (das III. und X.), eins in westlicher (Garde), eins in südwestlicher Richtung (das IV.) ansetzte, und die hinteren Korps nicht dicht folgen ließ, entstand fraglos eine große Gefahr für die Deutschen, vor allem für den rechten Flügel, wie es auch durch die kriegsgeschichtlichen Tatsachen erwiesen ist. Daß diese Gefahr nicht zum Nachteil für die Deutschen ausschlug, ist in erster Linie das Verdienst des Generals v. Alvensleben und seines III. A. K., das in heldenmütigem Ringen und unter enormen Verlusten gegen eine fünffache Übermacht so lange standhielt, bis andere deutsche Truppen herankamen. Und wenn das Ergebnis dieser großartig angelegten Umfassungsbewegung alle Erwartungen überstieg, so „war es die alles bedenkende, jedem Wechsel der Lage Rechnung tragende und das Endziel nie aus dem Auge verlierende Leitung der Operationen durch den General v. Moltke, der das Verdienst dafür in erster Linie zufällt. Sein Scharfblick übersah auch die Verhältnisse beim Feinde,

Digitized by Google

die durch Aufklärung und Nachrichtenwesen nicht immer ausreichend aufgehellt wurden, und fühlte das Tatsächliche heraus, selbst dann, wenn Gründe der Wahrscheinlichkeit dagegen sprachen. So am 11. August, als er die Ansammlung feindlicher Kräfte an der Französischen Nied nur als eine kurze Unterbrechung des französischen Rückzuges erkannte, so am 15. August, als er die Überzeugung gewann, daß die Franzosen wenigstens mit einem großen Teil ihrer Kräfte den Rückzug noch nicht weit über Metz hinaus ausgedehnt haben konnten; beidemal behielt er recht gegenüber den abweichenden Anschauungen des hauptbeteiligten Oberkommandos der 2. Armee".

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn.
Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Größere Gefechtsübungen der Infanterie und Manöver.

Von

Generaloberst **v. Bülow.**

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

1. Im Mil. Wochenbl. Nr. 37/1914 habe ich die Frage: Fernaufklärung — Nahaufklärung, behandelt und dabei die Einleitung unserer Manöver durch Vorarbeiten empfohlen. Auf Grund dieser Auslassungen ist das Ansuchen an mich herangetreten, meine Erfahrungen über Anlage und Durchführung von Übungen gemischter Waffen zu Papier zu bringen.

In der Hoffnung, der Armee damit zu nutzen, den Offizieren Anregungen nach dieser Richtung zu geben, trage ich diesem Wunsche gern Rechnung.

Der Vollständigkeit halber werde ich auch die in meinem vorerwähnten Aufsatz berührten Fragen erneut aufnehmen.

Ich bringe im wesentlichen das, was ich als kommandierender General in meinen alljährlichen Manöverbemerkungen ausgeführt habe, ergänzt durch Beobachtungen, die ich inzwischen bei anderen Armeekorps machte.

Es handelt sich also nicht um ein Lehrbuch, sondern um praktische Winke für Anlage und Ausführung von Truppenübungen, um Besprechung sich häufig wiederholender Fehler. Allein maßgebend sind unsere Dienstvorschriften.

2. Zunächst die meist auf unseren Übungsplätzen stattfindenden

Gefechtsübungen der Infanterie

vom Regiment an aufwärts.

Es ist zu unterscheiden zwischen dem Gefecht im großen Verbande, das vorzugsweiser Übung bedarf, und dem eines mit mehr oder weniger selbständigem Auftrage abgezweigten kleineren Truppenkörpers. Nur im letzteren Falle kann von Aufklärung die Rede sein, und zwar lediglich von Nahaufklärung, da die Fernaufklärung, als längst eingeleitet, ausgeschlossen ist. Um so mehr tritt in beiden Fällen die Gefechtsaufklärung und die Nahsicherung in ihr Recht.

3. Seitdem sich im Korpsverbande ebensoviel Batterien wie Bataillone befinden, ist ein selbständiger Auftrag eines Infanterieregiments ohne Zuweisung von Artillerie undenkbar.

Digitized by Google

Das immer wieder und mit Recht bemängelte unzureichende Zusammenwirken von Infanterie und Artillerie im Gefecht soll hier gründlich geschult werden. Beim Manöver findet sich für diese besonders wichtige Aufgabe weniger Gelegenheit. Der schnelle Manöververlauf ist hinderlich, die Vorgesetzten sind anderweit in Anspruch genommen, sie können sich dort der Frage nur wenig widmen.

4. Die Einwirkung des Führers auf die Feuertätigkeit der Artillerie ist häufig unzureichend. Er versäumt es, dem Artilleriekommandeur im Verlaufe des Gefechts seine wechselnden Feueraufgaben zu bestimmen, und begibt sich damit eines wesentlichen Teils seiner Einwirkung auf den Gefechtsverlauf.

Meist wird nur einmal, bei der Feuereröffnung, das Ziel bestimmt; aber auch die Verlegung des Feuers, dem Fortgang des Gefechts entsprechend, und wenn die Entscheidung naht, muß befohlen werden. Andernfalls ist zu befürchten, daß die Batterien nicht der zurzeit entscheidenden Waffe, der Infanterie, sondern der ihr unbequemsten Waffe, der feindlichen Artillerie, vorwiegend ihre Wirkung zuwenden.

Der Führer soll der Notwendigkeit, seine Artillerie mit Befehlen zu versehen, dauernd eingedenk sein.

5. Bei den Gefechtsübungen der Infanterie wird häufig Artillerie nicht anwesend sein. Sie sollte dann jedesmal durch Flaggen markiert und vom Führer mit Befehlen versehen werden müssen. Für die Besprechung sind die der Artillerie erteilten Befehle zu sammeln.

6. In der Aufgabestellung, die gar nicht einfach genug sein kann, ist scharf zu trennen das, was allen Beteiligten vor Beginn der Übung bekannt sein muß, von dem, was dem Führer allein an Nachrichten, Befehlen usw. zugeht. Die Gesamtlage muß jedem Unterführer geläufig sein, um richtig handeln zu können; dem Führer soll sie die Grundlage geben für seine einleitenden Anordnungen, deren Wichtigkeit nicht unterschätzt werden darf. So wird der Führer zum Vorausdenken erzogen.

7. Wenn dem Führer an unkriegsmäßiger Stelle, im Beisein aller Unterführer, zugleich mit der Kriegslage die ihm zugehenden Befehle, Meldungen usw. bekanntgegeben werden, so liegt darin eine dem Ernstfall nicht entsprechende Erschwerung. Im Kriege lebt er sich allmählich in die Lage ein; hier soll er eine vielleicht schwierige Situation in wenigen Minuten in sich aufnehmen.

Auf der anderen Seite aber bedeutet solch Verfahren eine unkriegsmäßige Erleichterung. Anordnungen, die schon auf Grund der Lage hätten getroffen werden müssen, werden nicht gefordert. Die Erwägung, in welchem Umfange der Führer seinen Untergebenen ihm allein Bekannt-

Digitized by Google

gewordenes mitzuteilen hat, fällt fort. Die Befehlserteilung ist erleichtert.

So wird richtige Einschätzung von Raum und Zeit ausgeschaltet; es werden Reibungen beseitigt, die für Belehrung nur erwünscht sein können. Der Führer kann nicht zeigen, daß er die Führung tatsächlich voll beherrscht.

8. Wenn ich oben von „unkriegsmäßiger Stelle" gesprochen habe, so dachte ich dabei an feindliche Waffenwirkung, dann aber meinte ich überhaupt zu nahe am Feinde, um dort erst die Kriegshandlung beginnen zu lassen. Die zu späte Entfaltung zum Angriff ist ein häufig wiederkehrender Fehler, der in der Aufgabestellung unbedingt vermieden werden sollte.

Bei zu später Entfaltung entstehen Flankenmärsche im feindlichen Feuer; Verschiebungen können nur noch auf der Grundlinie vorgenommen werden, während sie nach vorwärts stattfinden sollen. Aber auch zu frühe Entfaltung ist fehlerhaft. Sie verbraucht unnötig Kräfte. Der richtige Mittelweg soll bei diesen Übungen erlernt werden.

Es könnte unnötiger Zeitverlust eingewendet werden; aber besser eine Übung gründlich, kriegsgemäß, als mehrere in verstümmelter Form, bei denen für den Ernstfall nichts gelernt und nur unrichtige Anschauungen großgezogen werden.

9. Gründlichst geübt und erlernt werden müssen schnelle Erkundung, nähere Auswahl des Kampffeldes mit Rücksicht auf die eigene Kräfteverteilung, Vermeiden jedes Zeitverlustes, rechtzeitige, knappe, bestimmte Befehlserteilung. Idealer Verlauf ist es, wenn die Truppe jeden unnützen Umweg vermeidet, in der Entfaltung das vorläufige Ziel erreicht, ohne inzwischen gehalten zu haben.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß auf Grund des Führerbefehls auch die Unterführer noch zu erkunden und zu befehlen haben, wird klar, wie wichtig gründliche Ausbildung nach solcher Richtung ist. Aus der Kriegsgeschichte wissen wir, wie oft verspätetes Eintreffen, unnötiger Zeitverbrauch für Sieg oder Niederlage entscheidend waren.

10. Auf Zeitersparnis wird jedoch vielfach wenig oder gar kein Wert gelegt. Als krasses Beispiel folgendes: Eine Infanteriedivision traf an der Stelle ein, von wo sie angreifen sollte. Sie erhielt erst nach fast einer Stunde den höheren Befehl zum Angriff, brauchte selbst etwa die gleiche Zeit für Fertigstellung ihres Befehls, mußte in der Entfaltung teilweise zurückmarschieren. Der Angriff begann deshalb erst 3 Stunden später, als in Aussicht gestellt war. Richtig wäre gewesen, und es lag keinerlei Grund gegen solche Ausführung vor, daß

Digitized by Google

der Befehl des kommandierenden Generals die Division im Anmarsch erreicht hätte, daß der Divisionskommandeur zunächst mit mündlichem Befehl, dem der schriftliche zu folgen hatte, die Entfaltung anordnete. Es wäre keinerlei Umweg nötig gewesen, der Beginn des Angriffs hätte gegen 9° Vorm. erfolgen können.

11. Das geflügelte Wort: „Wem's die Frau Mama nicht mitgegeben, lernt's nie!" ist doch nur bedingt richtig. Bis zu einem gewissen Grade erlernt jeder praktische Offizier bei richtiger Anleitung die Truppenführung.

12. Selbstredend, und besonders in großen Verhältnissen, sind die Aufgaben von dem zur Stelle befindlichen Vorgesetzten zu stellen. Er darf keine Gelegenheit vorübergehen lassen zur Erfüllung seiner vornehmsten Pflicht: der Heranbildung von Führern.

Sind Vorgesetzte nicht zugegen, so ist es zweckmäßig, daß der Führer sich die Aufgabe von einem Untergebenen stellen läßt, oder selbst die Aufgabestellung übernimmt und einem Untergebenen die Führung überträgt. Befinden sich Leitung und Führung in einer Hand, so liegt die Gefahr der Bilderstellerei, bei der nichts gelernt wird, recht nahe.

13. Im Gegensatz zum Manöver eignen sich diese Übungen sehr zur Darstellung und Einübung bestimmter Gefechtshandlungen.

Ganz allgemein gedacht, kann man natürlich auch im Manöver bestimmte Übungen ins Auge fassen, wie z. B. Nachtgefechte, Waldgefechte, Angriff und Verteidigung befestigter Feldstellungen usw. Meist will aber der Leitende durch seine Eingriffe eine vorher überlegte Situation herbeiführen. Damit handelt es sich nicht mehr um Manöver, sondern um eine bestimmte Gefechtshandlung, der nur das Mäntelchen Manöver umgehängt war.

14. Wir wollen unsere Kriege offensiv führen. Deshalb ist der Angriff vorzugsweise zu üben und da wieder der doppelt angelehnte, als der schwierigste und am häufigsten vorkommende. Wieviel Regimenter werden sich bei unseren großen Zukunftsschlachten auf den Flügeln befinden? Auch bei Umfassungen wird die Mehrzahl der Truppen lediglich frontal anzugreifen haben.

Daneben kommt der einseitig angelehnte Angriff in Betracht und der nicht angelehnte.

Von hoher Bedeutung sind unter vielen anderen auch die folgenden Übungen, besonders im großen Rahmen.

15. Bereitstellung eines Armeekorps oder einer Infanteriedivision im Heeresverbande in zweiter Linie als Reserve in der Hand des Armeeführers. Hier wird meist der Fehler zu

Digitized by Google

starker Massierung gemacht. Der Gedanke, daß man so die Truppe am besten in der Hand habe, scheint unausrottbar. Man macht sich nicht klar, daß für jeden Zweck, sei es Abmarsch, sei es Gefecht, die Masse die ungünstigste Form, daß sie feindlichem Feuer wie feindlicher Erkundung — besonders der Luferkundung — am meisten ausgesetzt ist.

Bei solcher Bereitstellung wird gründliche Geländeerkundung für die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten häufig unterlassen.

16. Bewegung großer Massen an eine andere Stelle mit neuem Auftrag. Gelernt soll werden, jede Zeitversäumnis zu vermeiden, schwieriges Gelände zu durchschreiten, erhebliche Hindernisse zu überwinden, die Bewegung der Einsichtnahme aus der Stellung des Gegners zu entziehen usw.

17. Einrichten und Besetzen einer Stellung, die an und für sich zur Verteidigung sich wenig eignet, im großen Rahmen der Armee aber trotzdem gehalten werden muß.

Es pflegen auf unseren Übungsplätzen nur bestimmte Stellen zum Spatengebrauch freigegeben zu sein. Vielleicht lassen sie sich zur tatsächlichen Ausführung der Erdarbeiten benutzen. Andernfalls erübrigt nur ihr Andeuten.

18. Abzug aus solcher Stellung angesichts des sich entfaltenden Feindes, weil der Angriff nicht mehr angenommen werden soll. Die Kunst besteht darin, den Gegner möglichst lange über die eigene Absicht zu täuschen, durch gleichzeitigen Abmarsch in vielen Kolonnen sich dem Feinde ungerupft zu entziehen. Gelingen diese Absichten, so wird späteres Zusammenführen der Truppen auf die eine, voraussichtlich allein zur Verfügung stehende Straße ohne Verluste möglich werden, da auch der entfaltete Gegner sich wieder in die Marschform begeben muß.

19. Abzug einer Infanteriedivision nach erkämpftem teilweisen Erfolge unter schwierigen Verhältnissen, z. B. durch einen Engpaß. Die Schwierigkeiten werden erst sinnfällig bei tatsächlich vorhandener starker Artillerie.

20. Verwendung möglichst starker Teile der Infanteriedivision bei günstigem Fortgang des eigenen Kampfes zur Unterstützung einer nebenan schwer ringenden anderen Division.

21. Anweisung an den markierten Feind zur fremden Fechtweise.

So lassen sich Aufgaben aneinander reihen, die für die taktische Durchbildung der Führer hohen Wert besitzen. Die Hauptsache bleibt jedoch das Angriffsgefecht, und zwar in großen Einheiten, beiderseits angelehnt.

22. Als ich im Jahre 1903 mit den Divisionsübungen be-

Digitized by Google

gann, hatte ich einer als Leutnant gelesenen Broschüre gedacht — wenn ich mich recht erinnere von Scherff. Sie legte des Näheren dar, wie wir einen großen Teil unserer schweren Verluste des Jahres 1870/71 dem Umstande zuschreiben müßten, daß wir fast immer kleckerweise angegriffen, jeden eintreffenden Truppenteil sofort ins Gefecht geworfen hätten. Wir wären nie in einem größeren Verbande als dem einer Infanteriebrigade zum Angriff geschritten, und in solcher Stärke im ganzen Feldzuge nur zweimal: am 16. August mit der Brigade Wedel und am 18. August mit der 1. Garde-Infanteriebrigade.

23. Was wir im Frieden nicht üben, wird im Kriege nicht gemacht. Also in der Schlacht einheitlicher Angriff zum mindesten mit einer Infanteriedivision, womöglich in noch größerem Rahmen, muß die Losung sein. Dabei möchte ich bemerken, daß unter einheitlichem Angriff nicht etwa in engherziger Deutung einheitlicher Sturm in dem Sinne verstanden werden kann, daß gleichzeitig in die feindliche Stellung einzubrechen wäre. Solche Einheitlichkeit ist selbstverständlich ganz ausgeschlossen.

Das III. A. K. hat seit 1903 alljährlich bei jeder Division erst zwei-, später dreitägige Divisionsübungen abgehalten. Sie fielen nur aus, wenn die Infanteriebrigaden einer Division auf verschiedene Übungsplätze angesetzt waren.

Noch größeren Nutzen würden die Divisionsübungen bringen, wenn sie in unbekanntes Gelände gelegt werden könnten.

24. Die Führung des markierten Feindes habe ich, wenn ich die Aufgabe stellte, jedesmal dem Chef des Generalstabes des Armeekorps übertragen. Er kannte meine Absichten und vermochte auf Grund seiner Beobachtungen selbständig zweckentsprechend zu handeln.

25. Die Markierung des Feindes, zu dessen Führung dem Chef eine größere Anzahl von berittenen Offizieren zur Verfügung stand, war eine ganz einfache. Ein Geschütz mit gelber Flagge, die aber in Feuerstellung nicht höher als bis zur Geschützmündung erhoben wurde, bedeutete eine Batterie, ein Reiter mit weißer Flagge eine Eskadron. Bei etwaigem Fehlen jeder Artillerie muß man sich mit Flaggen und einigen Kanonenschlägen behelfen. Für die Infanterie genügt es, wenn auf etwa je 20 m ein Mann Verwendung findet; dazwischen eingeschoben der eine oder andere rote Rahmen. Lediglich die Breite des Feindes wurde dargestellt, und zwar im angelehnten Kampfe stets breiter als der Gefechtsstreifen der Division, da sonst deren Gefechtsstreifenbestimmung unkriegsmäßig erleichtert wird.

26. Der markierte Feind soll und muß gesucht werden, wie es bei der heutigen Leere des Schlachtfeldes dem Ernstfall entspricht.

Digitized by Google

Häufig wird bei Übungen gegen markierten Feind das umgekehrte Verfahren beliebt. Die Flaggen starren gen Himmel und bedeuten die Zahl der feindlichen Einheiten. Die Folge ist ein schöner, glatter Übungsverlauf. Gelernt wird wenig oder nichts.

27. Eigene Nebentruppen müssen mit ihrem nächsten Flügel jedesmal dargestellt, ihre Führer, behufs Kontrolle der Division, mit der Weisung versehen werden, unter allen Umständen ihren Gefechtsstreifen innezuhalten, gleichgültig, ob zwischen ihnen und der Division eine Lücke entsteht, oder ob sie in die Division hineingeraten.

Die Anschlußtruppen haben sich durchaus kriegsmäßig zu verhalten. Ihr schnelleres oder langsameres Vorgehen erfolgt lediglich auf Grund der eigenen Lage; anders nur auf Weisung der Leitung, die hierdurch Entschlüsse des Divisionskommandeurs zeitigen will.

28. Die von mir seit 1903 angewendeten Gefechtsstreifen erfreuen sich nach meinen Wahrnehmungen in der Armee keiner besonderen Beliebtheit. Es ist zuzugeben, daß die Befehlserteilung ohne sie bequemer ist. Man läßt die Sache laufen, wie sie will, befiehlt nichts Bestimmtes und hofft, daß trotzdem durch gegenseitige Rücksichtnahme auf die Nachbarn ein einheitlicher Angriff zustande kommt.

Dementsprechend muß es im Ernstfalle an Ordnung fehlen, die heutzutage wichtiger ist als je.

29. Wenn wir die Kunzschen Schriften uns vergegenwärtigen, seine höchst verdienstvolle, klare und drastische Darstellung der Infanteriekämpfe des Jahres 1870/71, des Schützenbreies, des Durcheinanders nicht nur der Kompagnien eines Regiments, sondern vieler Regimenter, wenn wir uns die Folgen klarmachen, die im Kriege aus solchem undirigierbaren Schützenbrei entstehen können, so haben wir wahrlich allen Anlaß, durch bestimmte klare Befehlserteilung hierin Wandel zu schaffen.

30. Unser Ex. R. f. d. Inf. faßt im Gegensatz zu seinem Vorgänger, das den Detachementskrieg zugrunde legte, die zukünftigen großen Schlachtentscheidungen ins Auge und sucht nach Mitteln, in ihnen die Ordnung aufrechtzuerhalten. Ein solches Mittel ist die Bestimmung der Gefechtsstreifen, die jedem Kampfteil der Infanterie bestimmt und klar vorschreibt, aus welcher Linie und gegen welche Linie der Angriff sich richten soll.

Glaubt man wirklich, durch den im Reglement nicht vorhandenen, aber in der Armee häufig angewendeten Ausdruck: „Mittellinie (z. B. des Regiments) A—C", die Gefechtsstreifen ersetzen zu können? Wie soll aus solchem Befehl der Kompagnieführer herausfinden, gegen welchen Teil der langen feindlichen Front er sein Feuer zu richten, wo er anzugreifen hat?

Digitized by Google

Wie soll der Forderung des Reglements genügt werden, daß kein Teil der feindlichen Kampffront unbeschossen bleiben soll?

Dem Theoretiker scheint die Lösung sehr einfach in der Weisung: jeder Zug schießt auf sein Gegenüber. Ihm möchte ich raten, bei einem Angriff ohne Gefechtsstreifen, in unbekanntem, unübersichtlichem Gelände, in dem nicht zufällig als Bauernlineal ein dem Angriff gleichlaufender Weg, Graben, Waldrand usw. sich findet, auf nur 1000 m von jedem Zugführer sich zeigen zu lassen, wo sein Gegenüber ist. Er wird sich sofort überzeugen, daß so die Forderung, keinen Teil der feindlichen Schützen unbeschossen zu lassen, sich nicht erfüllen läßt.

Ich bilde mir nicht ein, durch die Gefechtsstreifen den Schützenbrei ganz beseitigen zu können. Es kommen da viele Faktoren menschlicher Schwäche mit in Betracht, die nur durch eiserne Disziplin zu beheben sind. Ein wirksames Mittel, diesen Krebsschaden einzudämmen, bleibt aber für mich der Gefechtsstreifen.

31. Die Schwierigkeiten der Durchführung werden vielfach überschätzt. Sie finden sich nur dann, wenn unbillige Anforderungen gestellt werden; so z. B. wenn auf Grund des von der Brigade gegebenen Gefechtsstreifens gleich auch bis zum Bataillon herab solche befohlen werden sollen. Diese Forderung ist falsch und unzweckmäßig. Auf Grund des Brigadebefehls, der vielleicht noch nach der Karte erteilt werden mußte, erkundet der Regimentskommandeur und gibt dann im Gelände den Bataillonen ihre Gefechtsstreifen. Noch später erst verfährt der Bataillonskommandeur in gleicher Weise.

32. Die Gefechtsstreifen müssen so rechtzeitig gegeben werden, daß die anrückende Truppe nicht zu halten braucht, und so klar, daß Mißverständnisse ausgeschlossen sind. Bei ihrer Festlegung wird vielfach der Fehler einer zu peinlichen seitlichen Abgrenzung gemacht. Es kommt aber tatsächlich auf einige Meter mehr oder weniger durchaus nicht an, sondern vielmehr darauf, daß hervortretende, im Gelände leicht erkennbare Punkte mit Bestimmtheit bezeichnet werden, und daß die Breite des Gefechtsstreifens nach dem Feinde zu sich nicht erheblich verringert oder vergrößert.

Der Endpunkt der seitlichen Begrenzung soll tunlichst im Feinde gewählt werden. Falls das, wie für die höheren Führer vorkommen kann, nicht möglich ist, sondern der bezeichnete Endpunkt vor oder hinter dem Feinde liegt, dürfen die unteren Führer nicht vergessen, daß bei ihrer Seitwärtsbewegung sich das Bild wesentlich verschieben muß.

33. Daß dem Truppenteil auf dem nicht angelehnten Flügel die äußere Grenze seines Gefechtsstreifens nicht gegeben werden kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Digitized by Google

34. Bemerken möchte ich noch, daß gegen ein zeitweises Verlassen des Gefechtsstreifens nichts einzuwenden ist. Das kann z. B. angezeigt sein, um eine im wirksamsten feindlichen Feuer liegende Höhe durch Benutzung einer seitlichen Senkung zu vermeiden, und sodann erheblich näher am Feinde, in den eigenen Gefechtsstreifen wieder hineinzugelangen.

35. Bleibt noch die Frage des „Anschlusses" zu erörtern.

Es soll auch heute noch vorkommen, daß der Anschluß dazu benutzt wird, im Angriff eine Art seitlicher Richtung innezuhalten, daß die Anschlußtruppe, um einen gleichzeitigen Anlauf zu ermöglichen, für den Sturmbeginn maßgebend ist. Diese Art der Bilderstellerei ist geradezu ein Verbrechen. Die Absicht ist Täuschung. Bedauerlich der Vorgesetzte, der solchen Humbug nicht durchschaut! Der Besichtigungstag soll ein Übungstag erster Klasse sein.

Zur Vermeidung von Teilangriffen und damit Mißerfolgen bedingt der Angriff Rücksichtnahme auf das Verhalten der Nebentruppen, nicht in dem Sinne, daß eine Seitenrichtung zu nehmen wäre. Es soll vielmehr von vornherein jeder einzelne Teil so nahe an den Feind herangehen, als die Gunst des Geländes und eigene Verluste es gestatten. Auch für den Sturmanlauf ist die Anschlußtruppe ganz belanglos. Der Befehl zum Sturm kommt von hinten und ist von allen Teilen sofort auszuführen. Der Entschluß, ohne solchen Befehl zum Sturm zu schreiten, wird in der Schützenlinie gefaßt; wo er zustande kommt, hängt von der Gunst des Geländes, dem Verhalten des Feindes, vor allem aber der Entschlußkraft der Unterführer und dem Schneid der Truppe ab. Jedenfalls hat der „Anschluß" nichts damit zu tun.

So könnte man zu dem Ergebnis gelangen, der „Anschluß" sei überhaupt überflüssig. Dem ist jedoch nicht so. Er ist eine nicht zu entbehrende Handhabe, das allgemeine, gleichzeitige Vorgehen zu regeln, um so die Verluste zu mindern. Die ganze Angriffslinie ist in voller Deckung so nahe als möglich am Feinde; Teile können sogleich den Feuerkampf beginnen, andere haben zuvor noch eine deckungslose Zone zu durchschreiten. Das Vorgehen oder die Feuereröffnung des „Anschlusses" geben das Signal zu gemeinsamem Beginn des Kampfes.

36. Ich möchte an dem Angriff einer beiderseits angelehnten Infanteriedivision den Verlauf erläutern.

Die auf einer Straße anmarschierende Division hat den Befehl, sich in der Linie X—Y zum Angriff zu entfalten. Solche Bereitstellung soll der feindlichen Waffenwirkung und möglichst auch der Sicht entzogen sein, muß daher im vorwiegend deckungslosen Gelände auf 3 km und weiter vom Feinde stattfinden. Sofern das Straßennetz es zuläßt, spaltet der Divisionskommandeur des Zeitgewinnes halber bei Beginn der Ent-

Digitized by Google

faltung seine Division in zwei Kolonnen mit dem Ziel X—Y. Alsdann sucht er, unter dem Schutze seiner Divisionskavallerie über die Infanteriespitze hinausreitend, einen Übersicht gewinnenden Punkt. Er will den Entfaltungsraum einsehen und das jenseits gelegene Kampffeld, das er schon auf der Karte studiert hat. Die rechte Hälfte des Kampffeldes scheint ihm gute Angriffsaussicht zu bieten, die linke, größere, als sehr eben und deckungslos, schwierig für den Angriff zu sein.

Er beschließt für die schmalere Hälfte eine Infanteriebrigade, für die größere, linke, ein Infanterieregiment bereitzustellen, das letzte Infanterieregiment hinter die Mitte zu nehmen.

Der Artilleriekommandeur wird von dieser Absicht verständigt und erhält den Auftrag, dementsprechend Stellungen für die Artillerie zu erkunden. Die schon früher entsendeten Artillerieaufklärer unterstützen ihn durch ihre Meldungen.

Es ergehen, neben etwa nötigem Sonderauftrag an die Vorhut zur Sicherung der Entfaltung der Division, die Weisungen zur Bereitstellung. Es werden von den Brigaden den Regimentern und von ihnen den Bataillonen Marschrichtungspunkte gegeben. So gelangt, gedeckt durch die Divisionskavallerie und die Vorhut, unter dem Schutze eines leichten Schützenschleiers, die Division in die befohlene Bereitstellung.

Inzwischen hat der Divisionskommandeur seinen Angriffsbefehl aufgesetzt, wenn nötig ihm mündliche Weisungen desselben Inhalts vorausgehen lassen. Jedenfalls müssen die Kommandeure, bevor die Truppen in der Bereitstellung eingetroffen sind, diesen Befehl kennen, um ihrerseits erkunden zu können.

Der Divisionsbefehl enthält nach eigener Absicht und Nachrichten über den Feind zuerst den Befehl für die Artillerie, als dem Gerippe, an das die anderen Waffen anzufügen sind.

Alsdann sind die Gefechtsstreifen zu bestimmen, und zwar für die Infanteriebrigade, die in der rechten, schmaleren Hälfte anzugreifen hat, und für das Infanterieregiment, dem die linke, größere Hälfte zufällt. Es geschieht das mit den einfachen Worten:
Gefechtsstreifen:

..te Inf. Brig. rechts A—B (der der Division zugewiesene rechte Gefechtsstreifen), links C—D.

..tes Inf. Regt. links E—F (C—D selbstverständlich; E—F der linke Gefechtsstreifen der Inf. Div.).

In gleicher Weise befehlen nach Maßgabe ihrer Erkundungen der Brigade- und der Regimentskommandeur ihre Gefechtsstreifen, häufig erst später, nachdem sie, vom Gelände begünstigt, ihre Truppen unter Bezeichnung von Marschrichtungspunkten weiter an den Feind herangeführt haben.

Wird in dieser einfachen Weise verfahren, so werden den Gefechts-

Digitized by Google

streifen ihre Schreckniſſe genommen; jeder Teil weiß beſtimmt, was von ihm verlangt wird, tadelloſe Ordnung iſt die Folge.

37. Dieſe Art der Kampfführung habe ich zehn Jahre lang beim III. A. K. erprobt, und zwar nicht nur im Manövergefecht, ſondern vor allem auch mit ſcharfen Patronen. Die Ausführung war in beiden Fällen genau die gleiche, mit dem einzigen Unterſchied, daß im Manöver Menſchen, bei ſcharfer Munition Scheiben beſchoſſen wurden. Die Angriffsgefechte gegen Scheiben wurden im Regiment oder im kriegsſtarken Bataillon, gegebenenfalls mit Maſchinengewehrkompagnie, mehrere Kilometer lang geführt und hatten nebenbei durch das Vorbeiſchießen an weiter vorgelangten Schützen den großen Vorteil, daß jede Scheu vor der eigenen Kugel ſchwand. Vorbedingung iſt allerdings klare Befehlserteilung und Erziehung der Truppe zum Innehalten der Gefechtsſtreifen.

38. Die Ausführung iſt etwa folgende:

Auswahl ſchwierigen, unüberſichtlichen Geländes; Aufgabeſtellung wie bei jeder ſonſtigen Übung; irgendwelche Mahnung zu beſonderer Vorſicht an die Mannſchaft iſt verboten.

Für jeden Zug wird ein Schiedsrichter beſtimmt, der nötigenfalls durch das friedensmäßige Gebot, das Feuer einzuſtellen, dafür zu ſorgen hat, daß nicht eine Schußrichtung genommen wird, die das Nachbargebiet des Übungsplatzes, das Lager uſw. gefährdet. Jedes Eingreifen auf Grund unzweckmäßiger Gefechtsmaßnahmen des Zugführers iſt ihm verboten.

Der Schiedsrichter beſtimmt der Lage nach den größeren oder geringeren Gefechtsverluſt, indem er als ausfallend Mannſchaften, Gruppenführer, auch den Zugführer bezeichnet. Der Ausfall bleibt liegen.

Wenn einzelne Teile durch die Gunſt des Geländes ſo nahe an den Gegner herankommen, daß deren Weiterfeuern Munitionsverſchwendung bedeuten würde, läßt er blind ſchießen.

Schließlich haben die Schiedsrichter dafür zu ſorgen, daß, beſonders bei Umfaſſungen, am Gefecht beteiligte Teile nicht in das Feuer anderer Teile hineingeraten.

Außerdem werden noch einige höhere Schiedsrichter beſtimmt, die die Einzelſchiedsrichter überwachen und nötigenfalls helfend eingreifen.

Erlernt ſoll werden:

Selbſtändiger Entſchluß der Gruppenführer und Zugführer zum Vorgehen auf Grund der Gefechtsverluſte uſw.;

Abnehmen der Munition der Verwundeten;

Auffüllen der Schützen aus der Unterſtützung nach Maßgabe der eingetretenen Verluſte;

Zuführen von Munition in die Kampflinie.

Digitized by Google

Der Kampf ist bis einschließlich Sturm und nachfolgender Verfolgung durchzuführen. Der Scheibenbau muß bei beiderseitig angelehntem Angriff den Gefechtsstreifen des Angreifers erheblich überragen und bedarf sorgsamen Aufbaues nach den Weisungen der Leitenden.

Natürlich kommt es vor, daß Teile der Angriffstruppe gar nicht zum Schuß kommen. Auch ist jeder Vergleich der Schießleistungen der verschiedenen Kompagnien ausgeschlossen. Es handelt sich nicht um ein Scheibenschießen, sondern um ein Gefecht mit scharfen Patronen.

39. Vor Munitionsverschwendung muß dringend gewarnt werden. Haushalten mit den verfügbaren Patronen ist von höchster Bedeutung.

Munitionsverschwendung ist es, wenn im Angriff Schützen auf weite Entfernung vom Feinde Halt machen und das Feuer beginnen, obwohl die Gunst des Geländes ihnen gestattet hätte, näher heranzugehen. Sie lassen sich durch Nebenabteilungen verleiten, denen die eintretenden Verluste das Halt geboten. Diese immer noch nicht überwundene Sucht der seitlichen Richtung muß stets erneut bekämpft werden. Wir müssen die Infanterie dahin erziehen, daß jeder Teil im Angriff von vornherein danach trachtet, dem Feinde ohne einen Schuß sich so weit zu nähern, als die feindliche Feuerwirkung irgend zuläßt. Aber allerdings ohne Gefechtsstreifen geht das nicht. Die Gefährdung der näher an den Feind herangehenden Schützen durch das Feuer der weiter zurückliegenden ist zu groß, und zwar im Felde ebenso wie im Frieden.

Bei unseren Übungen haben die Schiedsrichter, sei es durch Bestimmung von starkem Gefechtsausfall, sei es durch bezügliche Mitteilung, die Grenze der Möglichkeit weiteren Vorgehens zu bestimmen.

40. Häufig werden Kolonnen oder Batterien durch Infanterie auf sehr weite Entfernungen unter Feuer genommen. Wenn damit auch unter besonders günstigen Umständen Erfolge erzielt werden können, so darf doch nicht vergessen werden, daß in den meisten Fällen diese Erfolge nicht im gerechtfertigten Verhältnis zu der verwendeten Munitionsmenge stehen werden. Dazu kommt, daß im Frieden das Ziel, weil es die Beschießung nicht merkt, lange Zeit das Feuer erduldet, während im Kriege sofort Maßnahmen ergriffen werden, um Verluste zu vermeiden.

41. Am Kriege werden die Offiziere in erster Linie abgeschossen. Die Truppe muß lernen, auch ohne ihre Führer Angriffe sachgemäß durchzuführen. Dazu ist Erziehung der Gruppenführer zur Selbständigkeit von größter Wichtigkeit. Der Ausfall des Zugführers wird im Felde häufig gar nicht oder doch erst

Digitized by Google

sehr spät bemerkt. Ist der Gruppenführer im Frieden nicht zu selbständigem Handeln erzogen, so wird die Vorbewegung ins Stocken kommen.

Beim Angriff in kriegsstarken Verbänden mit scharfer Munition zeigt es sich, wie lange das Abstoppen des Feuers eines Zuges dauert. Das ist im Ernstfalle ebenso. Nur nach einer Feuerpause, die dem Feinde die Absicht verrät, ist ein Vorspringen mit Zügen und gar erst mit ganzen Kompagnien ausführbar. Alle diese Gründe machen mich zum Freunde von gruppenweisem Vorspringen im Manöver wie im Felde. Das schließt nicht aus, daß im leichten Gefecht auch in größeren Verbänden sprungweise vorgegangen wird.

42. Die Schützenlinien der angreifenden Infanterie werden sehr häufig zu dicht gemacht, die vordersten Linien zu früh aufgefüllt, die Unterstützung wird zu früh verausgabt. Dies Verfahren vermehrt die Verluste, wirkt ungünstig auf nachhaltige Führung des Gefechts. Es tritt eine schädliche Überfüllung der Schützenlinie ein, die nie stärker werden darf, als daß jeder Mann seine Waffe noch gut handhaben kann, also pro Meter oder höchstens pro Schritt ein Mann. Es besteht die Gewohnheit, zum Auffüllen stets ganze Züge aufzulösen, anstatt je nach den Verlusten sich mit einer oder mehreren Gruppen zu begnügen und so mehr Unterstützung in der Hand zu behalten.

Übungen kleiner Einheiten mit Gefechtsausfall, der durch Schiedsrichter bestimmt wird, sind geeignet, diesen Fehler zu berichtigen und zutreffende Anschauungen zu zeitigen.

43. Vielfach werden die Unterstützungen, wenn der feindlichen Waffenwirkung halber aufgelöst, nicht wieder in die geschlossene Ordnung zurückgeführt. Das muß aber stets sogleich geschehen, wenn infolge vorhandener Deckung der Grund der Auflösung fortgefallen ist.

44. Von der vollen Deckung wird in Verteidigungsstellungen und sogar bei der Absicht des Feuerüberfalls von den Schützen häufig kein Gebrauch gemacht. Man sieht die volle Besatzung einer Stellung lange bevor sie angegriffen wird, dem erkundenden Angreifer zum Vorteil, dem Verteidiger zum eigenen, selbstverschuldeten Nachteil. Richtig ist, womöglich alle Schützen so in volle Deckung zu legen, daß nichts von ihnen zu sehen ist. Einzelne Offiziere und Unteroffiziere beobachten versteckt den Feind aus guten Gläsern. Das Instellunggehen der Schützen findet erst unmittelbar vor der Feuereröffnung statt.

45. Hiermit wende ich mich von den größeren Gefechtsübungen der Infanterie zum

Digitized by Google

das seiner Natur nach unter allen Friedensübungen dem Kriege unter der Bedingung am nächsten kommt, daß die Entschließungen der Führer den Verlauf herbeiführen.

Unser eifrigstes Bestreben muß dahin gehen, diesen Satz zu bewahrheiten, die Ähnlichkeit mit dem Ernstfalle zu steigern, jede friedensmäßige Erleichterung zu beseitigen. Das immer wieder sich einstellende Bestreben, durch unkriegsmäßige Mittel einen glatten Gefechtsverlauf herbeizuführen, muß rücksichtslos bekämpft werden.

46. Die Manöveranlage ist einfach und den Verhältnissen des Krieges entsprechend zu gestalten. Die Manöver sind unser Hauptmittel, kriegerische Ereignisse zu veranschaulichen; geben wir diese Bilder in verzerrter Form, so impfen wir unrichtige Anschauungen ein. Es ist deshalb notwendig, jeder Übung eine dem Ernstfalle möglichst entsprechende und dadurch belehrende Grundlage zu geben.

47. Nur für die Brigademanöver ist der Fortfall der allgemeinen Kriegslage gestattet. Ich bedauere das und gestehe, daß ich als kommandierender General jedesmal nur eine „Kriegslage" für jede Partei gegeben habe, wie es für Generalstabsreisen und Übungsritte üblich, und wie es seit einigen Jahren auch für die Kaisermanöver geschehen ist.

Es ist im Frieden schwer, den im Kriege bestehenden Zustand der Ungewißheit herbeizuführen. Deshalb muß jedes Mittel ergriffen werden, das diese Absicht erleichtert. Schon die Kenntnis, daß das in der allgemeinen Kriegslage Gesagte wörtlich auch der anderen Partei bekannt ist, schaltet einen gewissen Grad der Ungewißheit aus.

48. Die allgemeine Kriegslage soll das geben, was beiden Parteien bekannt ist. Absichten und Entschlüsse können also darin nicht enthalten sein, man müßte denn annehmen, daß bei einer Partei Verrat im Spiele gewesen sei.

Vielfach wird gesagt: „Ist im Marsch auf A bis B gekommen." Wie kann der Gegner wissen, daß auf A marschiert wird? Das kann stets nur Vermutung, unter Umständen eine sehr wahrscheinliche sein. In der allgemeinen Kriegslage darf es nicht stehen.

49. Wenn schon die allgemeine Kriegslage gründliches Durchdenken erfordert, so noch in viel eingehenderem Maße die Feststellung der besonderen Kriegslage. Dazu kommt, daß, je geringer die Truppen sind, desto schwieriger die Aufgabestellung wird.

Die Leitenden suchen sich bisweilen dadurch zu helfen, daß die ge-

Digitized by Google

dachte höhere Heeresstelle Entschlüsse ausführt, die gegen unsere Grundsätze einer energischen Kriegführung verstoßen. Wenn z. B. zwei Heeresteile mit offensiven Absichten nach kleinem Marsch verhältnismäßig nahe gegenüber Halt machen und den Vorhuten oder Seitenabteilungen es überlassen, den Strauß allein auszufechten, so sind das unmögliche Kriegshandlungen.

50. Bisweilen werden Manövertruppen als Seitendeckungen verwendet, ohne daß der Lage nach die Flanke der Hauptabteilung gefährdet ist. Ein solcher Auftrag gibt keine Grundlage für richtige Entschlüsse des Führers. Nur wenn sein Auftrag begründet ist, kann der Führer sein Handeln mit der Kriegslage in Einklang bringen.

Jede Seitendeckung muß, um nicht falsche Anschauungen zu erwecken, ein berechtigtes Dasein haben, sei es selbst auf Grund falscher Nachrichten. Diese bedürfen selbstredend zu gegebener Zeit einer Berichtigung. Es ist aber gar kein Unglück, kann vielmehr recht lehrreich sein, wenn die Aufklärung zunächst in einer Richtung erfolgt, die sich als irrig erweist, so daß daraufhin erst nach zutreffender Seite eine neue Aufklärung eingeleitet werden muß. Jedenfalls kommt das im Kriege oft genug vor und lehrt, mit den zur Verfügung stehenden Kräften haushalten.

51. Die geforderten einfachen Kriegslagen sollen dem Führer keine Rätsel aufgeben. Er muß wissen, woher er kommt, wohin er soll, welche Aufgabe von ihm verlangt wird, wo sich die vorgesetzte höhere Stelle befindet.

Besonders für kleine Verhältnisse finden sich im Grenzschutz und im Schutz rückwärtiger Verbindungen empfehlenswerte Aufgaben.

52. Zu verwerfen sind bei fortlaufender Kriegshandlung im voraus festgestellte und umgedruckt mitgebrachte Kriegslagen für jeden Tag. Eine derartige Manöverleitung widerspricht dem Sinne der maßgebenden Bestimmungen. Sie kann nicht lehrreich sein, da sie dem tatsächlichen Verlauf keine Rechnung trägt. Nicht die Führer schaffen die Kriegshandlung, nicht sie fassen selbständig Entschlüsse zum Abbrechen des Gefechts, Einstellung der Verfolgung usw., sondern der Leitende sorgt, der mitgeführten besonderen Kriegslage zuliebe, durch unkriegsgemäße Mittel dafür, daß die Parteien in die im voraus festgestellte Lage hineingelangen. Der Stiefel paßt zwar nicht, aber angezogen muß er werden.

Die natürliche Folge ist dann, daß mit den Führern verabredet wird, bis wohin die eine Partei zurückgehen, die andere folgen soll, wo jeder Teil zur Ruhe überzugehen hat, und wo die Vorposten aufzustellen sind.

53. Große Bedeutung ist einer kriegsmäßigen Einleitung

Digitized by Google

der Manöver beizumessen. Wenn die Friedensverhältnisse das nicht im vollen Umfange gestatten, so empfiehlt es sich doch, sämtliche Befehle bearbeiten zu lassen und daraufhin gute oder weniger gute Nachrichten zu geben.

Ich rate daher dringend, die Manöver jeder Periode mit Vorarbeiten nach Art unserer Generalstabsreisen und Übungsritte zu beginnen. Diese Einführung durch die dem ersten Manövertage vorausgehenden Operationen erleichtert dem Führer das Fassen richtiger Entschlüsse, erzieht ihn zu dem notwendigen Vorausdenken und ist unerläßlich für eine kriegsmäßige Einleitung der Fernaufklärung.

Lediglich auf Grund der Vorarbeiten gibt die Leitung Nachrichten. Der Führer hat die Folgen fehlerhafter Anordnungen zu tragen. Das entspricht dem Ernstfalle und schafft Belehrung.

Auch läßt sich so, bei rechtzeitiger Erledigung der Vorarbeiten, die Unterbringung der Truppen für den ersten Manövertag jeder Periode der gewonnenen Kriegslage anpassen. Die in der Fernaufklärung verwendeten Teile können denjenigen Vorsprung vor der Vorhut erhalten, welchen sie tatsächlich haben müssen, um rechtzeitig Meldungen zu bringen.

54. Diesen Vorarbeiten müssen selbstredend ganz einfache Verhältnisse zugrunde gelegt werden. Es soll nicht die strategische Befähigung der Leitenden und der Führer geprüft, sondern eine kriegsgemäße Grundlage geschaffen und dementsprechend die Unterbringung vor Beginn der Manöver geregelt werden. Soweit angängig, findet hiermit die Papierbearbeitung der Fernaufklärung ihr Ende. Die tatsächlich reitenden Fernpatrouillen gelangen zu ihrem Recht.[1])

55. Der erste Tag jeder Manöverperiode soll sowieso vorzugsweise der Kavallerie, ihrer Aufklärungs-, gegebenenfalls auch ihrer selbständigen Gefechtstätigkeit gehören. Dazu sind die Parteien weit auseinanderzuhalten. Beide Teile im Vormarsch befindlich,

[1]) Im Mil. Wochenbll. vom 4. 4. 1914 hat Generalmajor v. Wenninger diesem beim III. A. K. seit Jahren geübten Verfahren zugestimmt und in dankenswerter Weise des näheren ausgeführt, wie mit den Fernpatrouillen beim Manöverbeginn verfahren werden kann.

Meiner Auffassung würde es noch mehr entsprechen, wenn nicht die Leitung die nahe vor den feindlichen Sicherungen im ersten Manöverquartier untergebrachte Fernpatrouille „mit besonderen vertraulichen Weisungen auszustatten" hätte, sondern wenn die Leitung, neben den von ihr erdichteten Vorkommnissen des bisherigen Rittes, nur die Instruktion des Führers übergäbe, die die Fernpatrouille tatsächlich beim Abreiten erhalten haben würde.

Digitized by Google

kommen auch noch nach einem Marsch von je 20 bis 30 km zum Zusammentreffen. So wird für die Fernaufklärung Raum geschaffen.

56. In den Anordnungen für die Fernaufklärung haben die Führer den Erfordernissen des Krieges voll Rechnung zu tragen, also auch nach solchen Richtungen und Zielen Fernpatrouillen zu disponieren, von denen sie wissen oder vermuten, daß wirkliche Truppen im Manöver nicht vorhanden sind.

Sache der Leitung ist es, dafür zu sorgen, daß der Kräfteverbrauch bei Durchführung der Aufklärung in Einklang steht mit dem für die Ausbildung zu erwartenden Nutzen. Die Mittel der Leitung werden hierbei sehr verschieden sein müssen, z. B. Begrenzung durch einen Umkreis, über den Patrouillen nicht hinauszureiten haben, Bezeichnung einer Richtung, nach der Fernpatrouillenritte nicht vorzunehmen sind, unmittelbar an den die Patrouillen stellenden Truppenteil erlassener Befehl, eine vom Führer befohlene Fernpatrouille nicht zu entsenden usw. Für alle tatsächlich nicht reitenden Fernpatrouillen übernimmt die Leitung die Erstattung der Meldungen. Sie hat den Ausfall einer Fernpatrouille infolge feindlicher Waffenwirkung durch Unterlassen jeglicher Meldung anzudeuten. So wird der Führer gezwungen, die angeordnete Fernaufklärung dem Kriege entsprechend dauernd im Auge zu behalten.

Die Leitung soll sich unausgesetzt bemühen, dem Führer die dem Ernstfall entsprechende Ungewißheit zu schaffen und die friedensmäßige Kenntnis über den Gegner zu beschränken.

Das sind hohe Anforderungen an die Leitung, aber sie lohnen sich.

57. Bei längerem Beibehalt einer Manöveridee pflegen sich Unnatürlichkeiten einzustellen, so daß ein Wechsel in der Kriegslage erforderlich wird. Es empfiehlt sich daher, bei größerer Dauer einer Manöverperiode nach einigen Tagen diesen Wechsel von vornherein vorzusehen. Aber auch ohne planmäßige Vorbereitung muß sich der Leitende zu einer neuen Kriegslage entschließen, sobald Unnatürlichkeiten entstehen.

58. Für die Führerausbildung sind Begegnungsgefechte besonders lehrreich, aber allerdings nur dann, wenn genügender Anlauf vorhanden ist. Am ersten Übungstage einer Periode liegen Schwierigkeiten nach dieser Richtung meist nicht vor; sofern an späteren Tagen solche bestehen, wird von einem Begegnungsgefecht besser abzusehen sein.

59. Ich warne im Manöver vor ausgedehnter Verwendung von Flaggentruppen und rate dringend, von ihnen so wenig als möglich Gebrauch zu machen. Wir müssen häufig genug mit markiertem Feinde vorliebnehmen; bei freien Manövern zweier Parteien gegeneinander gibt jede Flaggentruppe, und ganz besonders jeder größere, so dargestellte und

Digitized by Google

in das Gefecht eingreifende Körper, Anlaß zu falschen Bildern und falschen Anschauungen.

Falls aber markierte Truppen auftreten, muß ihr Heranrücken vom Gegner erkundet werden können. Ihr Führer muß dem Ernstfalle entsprechend in die Kriegslage eingeführt werden, seine etwaige Kenntnis des bisherigen Manöververlaufs ist auszuschalten. Er darf der Gefechtshandlung vor Eintreffen seiner Truppen nur soweit anwohnen, als er im Ernstfalle zugegen sein würde.

60. Was an Friedensrücksichten Platz greifen soll, hat lediglich der Leitende zu bestimmen und nicht der Führer. Alle Annahmen haben von der Leitung auszugehen.

Die Vorschrift sagt: „Etwaige durch Friedensrücksichten bedingte Anordnungen werden unter dem Befehl vermerkt." Die Deutung dieses Satzes geht häufig recht weit. Am ersten Tage einer Manöverperiode bei ganz freier Aufbruchstunde befahl ein Führer den Vormarsch auf 2° Morgens; gleichzeitig aber fügte er hinzu: Friedensmäßig um 6° Morg. Ich meine, auch was an friedensmäßigen Erleichterungen zulässig ist, hat der Leitende zu befehlen. Ausgenommen davon ist nur, was durch gesetzliche Bestimmungen, z. B. Flurschaden, Unbetretbarkeit von Gehöften usw. bestimmt ist, und was, mit Rücksicht auf Gesundheit der Truppe, der Führer auf eigene Verantwortung übernimmt.

Daß wir uns aber unter dem Titel Friedensrücksichten im obigen Sinne Erleichterungen schaffen, Anstrengungen beseitigen, halte ich für ungehörig.

61. Je weniger im Verlauf des Manövers die Leitung einzugreifen braucht, desto besser ist die Anlage.

Mitteilungen und Meldungen der Leitung über tatsächlich vorhandene feindliche oder eigene Abteilungen sind grundsätzlich auszuschließen. Sie sind lediglich geeignet, gemachte Fehler zu verdecken, Reibungen und Mißverständnisse zu beseitigen; und gerade an ihnen lernen wir am meisten.

62. Ich empfehle der Leitung Zurückhaltung in Nachrichten über den Feind nach Zahl und Inhalt. Im Kriege werden schwerlich so genaue und häufige Meldungen eingehen, wie die Führer meist im Manöver erhalten.

63. Nachrichten der Leitung, wenn erforderlich falsche, später richtig zu stellende, Befehle der gedachten höheren Stelle, Mitteilungen über die Gefechtskraft der Truppe, über die Masse der vorhandenen Munition usw. sind Mittel, Entschlüsse der Führer zu zeitigen.

Überhaupt empfiehlt es sich, den Führer dauernd mit den im Ernstfall einlaufenden unwichtigen Nachrichten, untermischt mit den wichtigsten

Digitized by Google

Mitteilungen über die gedachte Kriegshandlung zu versehen. So werden die Führer zur Entschlußfassung erzogen; es wird ihnen klar, daß sie Wichtigeres zu tun haben, als sich um Details der Truppenführung zu bekümmern.

64. Die anzuwendenden kriegsmäßigen Nachrichten bedürfen gründlichen Durchdenkens, um, nach jeder Richtung einwandfrei, die gewünschte Folge zu haben. Dafür folgendes Erlebnis:

Einem Führer wurde während eines auf den nahen Entfernungen stattfindenden Angriffs die Mitteilung gemacht, daß seine, einige Meilen entfernte Division, vom Feinde geworfen, zurückgehe. Das war an und für sich ein gutes Mittel, um das taktische Verständnis des Führers zu prüfen. Die Mitteilung sollte aber anscheinend auch dazu dienen, dem Manöver den von der Leitung gewünschten Verlauf zu geben, sonst wäre die Zustimmung zu dem ebenso unrichtigen wie undurchführbaren Entschluß des Führers, das Gefecht abzubrechen, nicht zu erklären.

Es geht aus dem Entschluß die Auffassung hervor, daß man ein auf nahe Infanterieentfernung im vollen Gange befindliches Gefecht leicht abbrechen könne. Das ist einem ebenbürtigen Gegner gegenüber ein verhängnisvoller Irrtum. Ein solcher freiwilliger Rückzug aus vollem Kampf kommt einem erzwungenen in der Wirkung fast gleich. Dem Abbrechen des Gefechts muß mindestens ein Teilerfolg vorausgehen.

Richtig gehandelt hätte der Führer, wenn er aus der Nachricht den Anlaß entnahm, den Angriff durchzuführen, den Feind zu schlagen. Das war zunächst die beste Hilfe, die er seiner Division bringen konnte.

65. Alle Nachrichten sind schriftlich, der Form und dem Inhalt nach der Wirklichkeit entsprechend, von der zutreffenden Kriegsstelle ausgehend und nicht von der Leitung erlassen, zeitgerecht zu geben.

66. Daß die Leitung täglich eine Lage ausgibt, in der die bisherigen Vorkommnisse zusammengestellt werden, ist nicht kriegsgemäß. Es ergibt sich daraus eine unerwünschte Erleichterung für den Führer; dessen Sache ist es, die ihm zugegangenen Nachrichten soweit bekannt zu geben, wie für die Orientierung der Unterführer notwendig ist.

Zweckmäßig jedoch ist es, die aus den Vorarbeiten geschaffene Ausgangslage weitgehend zur Kenntnis zu bringen, damit die Offiziere erfahren, um was es sich handelt.

67. Jeder unnötige Eingriff der Leitung ist zu vermeiden. Dazu gehört z. B. die Zeitbestimmung des Manöverbeginns, falls beide Parteien Biwak bezogen haben. Nötig wird solch Eingriff, wenn das Gelände dazu zwingt, den Zusammenstoß an einer bestimmten Stelle herbeizuführen, oder wenn die Gegner zum Teil in friedensmäßiger Unterkunft sich nahe gegenüberstehen. Es muß dann verhindert werden,

Digitized by Google

daß eine Partei durch frühen Aufbruch der anderen in Nachteil kommen kann.

Die häufig sich zeigende Sucht des zu frühzeitigen Aufbruchs ohne zwingenden Grund ist meist der Ausfluß einer Führernervosität. Sie wird am erfolgreichsten durch die Weisung an die Schiedsrichter bekämpft, denjenigen Truppen minderen Gefechtswert zuzusprechen, deren Nachtruhe eine unvollkommene war.

68. Besonderer Erwägung der Leitung bedarf die Festsetzung der Zeit, von der ab die Aufklärung beginnen darf, besonders sofern die Parteien sich nahe gegenüberstehen. Bisweilen bestimmt die Leitung den Beginn der Aufklärung so kurz vor dem Vormarsch der Partei, daß die Kavallerie rechtzeitige Meldungen unmöglich liefern kann. Es handelt sich also darum, nach Raum und Zeit das rechte Maß zu finden, um Einblick in die friedensmäßigen Bewegungen des Feindes zu verhindern und anderseits die Unnatürlichkeit zu beseitigen, daß sich die Patrouillen nicht schon bei Tagesgrauen am Feinde befinden. Unter Umständen erübrigt nur, die Parteien frühzeitig kriegsmäßig bereitzustellen und so einige Zeit warten zu lassen.

69. Meist spielt sich der Kommandowechsel etwa so ab: Um den glatten, schönen Manöververlauf zu gewährleisten, befindet sich der demnächstige neue Führer schon längere Zeit im Führerstabe, bei der Besprechung erfolgt der Wechsel; alles wird ihm fein säuberlich übergeben; der Thronerbe läßt einige Befehle los. So bei beiden Parteien. Nach der Besprechung entsteht auf beiden Seiten eine längere Kunstpause, das Gefecht kommt überhaupt kaum wieder in Gang, verläuft friedlich im Sande, bis endlich die Befehle für Halten und Sichern ergehen.

Ich bin anderer Ansicht:

Unzweckmäßig ist es, den Kommandowechsel bei beiden Parteien gleichzeitig stattfinden zu lassen, weil dadurch leicht eine friedensmäßige Pause in der Gefechtshandlung eintritt. Sie wird vermieden, wenn die fortlaufenden Maßnahmen des Gegners den neu eintretenden Führer zu sofortigem Handeln zwingen.

Unzweckmäßig ist der Kommandowechsel bei Gelegenheit der Besprechung, da bei ihr ohnedies die entstehende Pause zu einem Nachlassen im Manöverbetriebe verführt.

Lehrreich und kriegsgemäß ist es, wenn der Leitende den Führer zu einem beliebigen Zeitpunkt außer Gefecht setzt und dessen Stabe die weiteren Maßnahmen überläßt. Dazu muß der demnächstige Führer dem Alter nach der älteste Unterführer sein und bisher eine mitkämpfende Truppe geführt haben.

Zu verbieten ist, als nicht kriegsgemäß, jede Befehlserteilung der Parteiführer während der Besprechung.

Digitized by Google

Auch die friedensmäßigen Befehle über Kranke, Bagage usw. sollen unter dieses Verbot fallen. Ihre Erledigung während des Gefechts kann als Ersatz gelten für viele im Ernstfall zu erteilende Befehle über Munitionsersatz, Bewegung von Kolonnen usw.

Ein zweckmäßiges Mittel, nach der Besprechung das Gefecht schnell wieder in Schwung zu bringen, ist die allgemeine Anweisung, sobald das Signal zur Fortsetzung der Übung ertönt, einige Artillerieschüsse zu geben. Das Signal wird leicht überhört; die Schüsse werden sogleich verstanden.

70. Häufig ertönt die Klage über zu schnellen Gefechtsverlauf. Solcher entspricht nicht den Kriegserfahrungen und gibt weder dem Angriff noch der Verteidigung Gelegenheit zu kriegsgemäßer Gefechtstätigkeit. Für die Verteidigung bringt ein überschneller Verlauf die Unmöglichkeit, die an richtiger Stelle bereitgestellten Reserven rechtzeitig zur aktiven Verteidigung zu entwickeln. Für den Angriff wirkt solche Hetze störend auf intensive Führung des Feuergefechts, sorgsames Heranarbeiten an den Verteidiger, volle Ausnutzung des Geländes.

Hierin einigermaßen kriegsgemäße Verhältnisse herbeizuführen, kann nur durch Anwendung zahlreicher Schiedsrichter bei der Infanterie — bei jedem Bataillon einer, noch besser mehrere — erreicht werden.

Es ist durchaus kein Nachteil, wenn Bataillons- und Kompagnieführer der Infanterie, aber auch Offiziere der anderen Waffen, durch solche Verwendung bei der Truppe ausfallen. Sie lernen die Tätigkeit der Schiedsrichter kennen und geben jüngeren oder für die Herbstübungen zugeteilten Offizieren Gelegenheit, sich in der Truppenführung zu üben.

71. Die schiedsrichterliche Entscheidung soll kriegsgemäß sein; die zuzusprechenden Verluste haben den modernen Kriegserfahrungen Rechnung zu tragen. Der Schiedsspruch soll energisch, nicht pflaumenweich sein, wie z. B. ein Außergefechtsetzen auf ½ Stunde usw.

So erfolgt zunächst eine Summe von Einzelentscheidungen, aus denen ein für eine größere Einheit eingeteilter höherer Schiedsrichter ein Gesamtergebnis zu ziehen und die endgültige Entscheidung in seinem Bereich herbeizuführen hat. Bei solchem Verfahren entsteht der erwünschte Zeitverbrauch, ohne künstliche Hilfsmittel.

72. Einer Truppe wurden sehr erhebliche Verluste zugesprochen, weil sie lange Zeit feindlicher Artilleriewirkung ausgesetzt gewesen sei. Sie hatte von dem Beschossensein keine Ahnung, sonst hätte sie sich dem Feuer entzogen. Es hatte an rechtzeitiger Benachrichtigung gefehlt.

73. Die Schiedsrichter haben die Aufgabe, darin mitzuwirken, daß die Übungen so kriegsgemäß wie möglich verlaufen. Dem

Digitized by Google

widerspricht es aber, wenn sie weithin sichtbar Aufstellung nehmen. Sie verraten damit vielleicht eine geschickt angelegte und durchgeführte, vom Gegner noch nicht bemerkte Bewegung. Die Schiedsrichter müssen, bis sie in Tätigkeit treten, sich so wenig wie möglich zeigen.

74. Friedensrücksichten bedingen das Verbot, Eisenbahnen anders als auf den Übergängen zu überschreiten, Schonungen und gewisse Felder zu betreten. Es entstehen dann friedensmäßige Unnatürlichkeiten. Schützen gehen in ungeordneten Massen über den Eisenbahnübergang, um ein Feld herum, um sich demnächst wieder in eine kriegsmäßige Form zurückzufinden. Das wird durch den Befehl vermieden, die Eisenbahnen als Gräben anzusehen, die nur auf den Übergängen (Brücken) überschritten werden können, unbetretbare Felder als Teiche, die kriegsgemäß umgangen werden müssen.

75. Der Führer kann seiner Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn er sich immer erneut die Frage vorlegt: „Was soll ich?" und dann: „Was will ich?"

Nur so wird er seine Aufgabe nicht aus dem Auge verlieren.

Er muß sich dauernd in die Gesamtlage hineindenken und sie seinen Anordnungen zugrunde legen.

76. Häufiger Fehler ist das zu weit im voraus Befehlen. Der Führer muß jede Möglichkeit gründlich erwägen, darf aber nur das Notwendige befehlen, unter unzweideutiger Angabe seiner Absicht.

77. Der Führer hat lediglich der Kriegslage entsprechend zu verfahren, keinerlei Rücksichten auf die Friedensverhältnisse, auf den Gang des Manövers usw. zu nehmen. Mehrfach habe ich mich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Führer Entschlüsse fassen, die ihren Ursprung in einer gewissen Gefälligkeit gegen den Leitenden finden. Der Vermutung des von jenem beabsichtigten oder gewünschten Verlaufs wird Rechnung getragen.

Keine falsche Scham und keine Schonung der Vorgesetzten!

78. Sodann handelt es sich darum, den eigenen Willen in eine Form zu gießen, die seine Durchführung gewährleistet: Befehle zu geben. Auf gute, knappe, nicht mißzuverstehende Befehlsform ist hoher Wert zu legen. Größte Kürze ist anzustreben, jedes überflüssige Wort fortzulassen. Ganz besonders Telegramme bedürfen äußerster Kürze. Die Selbsterziehung darf darin nie nachlassen.

Die leichtere Befehlsform ist die schriftliche; an ihr läßt sich feilen und verbessern, bis sie uns vollkommen dünkt; an ihr erlernen wir aber auch die Kunst, mündliche Befehle schnell, richtig und zweifelsfrei zu erteilen.

Digitized by Google

79. An überflüssigen Wendungen möchte ich als Beispiele nennen: „Vorm Feind nichts Neues", „Der Truppenverteilung entsprechend", „Die Vorposten reihen sich in die Marschkolonne ein". Das geht aus der Truppeneinteilung hervor, dagegen kann es notwendig sein zu bestimmen, bis wann die Vorposten stehen bleiben sollen; z. B. wenn der Marsch nicht durch sie hindurchgeht, sondern seitswärts hinter ihnen wegführt. Ferner sind als selbstverständlich überflüssig z. B.: „Kavallerie bleibt am Feinde und stellt seinen Verbleib fest", die „ausgeruhte Division" steht marschbereit, die „Brigade geht zur Ruhe über". Das ergibt sich aus dem Befehl: Biwak usw. zu beziehen, hängt im übrigen noch von den Maßnahmen des Feindes ab.

80. Das Wort „morgen" hat, wie die Kriegsgeschichte lehrt, oft Unheil angerichtet. Es ist statt seiner stets das Datum zu geben und, um seine mehrfache Wiederholung zu vermeiden, zweckmäßig in der Überschrift zu sagen: Divisionsbefehl für den 18. April 14. Überflüssig ist diese Angabe, wenn es sich um einen sogleich auszuführenden Befehl handelt.

81. Mißverständnisse entstehen am häufigsten durch mündliche Befehle. Neben mündlicher Wiederholung seitens des Überbringers und des Empfängers müssen wir, um Irrungen auszuschalten, es uns zur Regel machen, jeden Befehl, der der Eile halber zunächst mündlich gegeben werden mußte, baldmöglichst schriftlich zu wiederholen.

82. Zu Irrungen geben aber auch Anlaß und erschweren das Verständnis Wendungen wie: „auf vorgenanntem Wege", „bei letzterem Ort", „der obengenannte Punkt", „die vorbezeichnete Höhe" usw. Erneute Nennung der Namen, auch wenn mehrmals im gleichen Satz, ist richtig. Napoleon ist darin vorbildlich.

83. Oft hört man den Befehl: „Energisch angreifen." Das setzt die Annahme voraus, daß es auch einen nichtenergischen Angriff geben könnte. Das „Energisch angreifen" soll wohl heißen: „Den Angriff beschleunigen", ist dann aber richtiger auch so zu befehlen.

84. Unklare Redewendungen, meist Folge eigener Unklarheit, sind auch: „Eingreifen", die „Hand auf das Dorf legen" usw. Angreifen, besetzen oder verteidigen sind bestimmte Befehle, die Mißverständnisse ausschließen.

85. Der Befehl des Führers muß klar aussprechen, ob er Angriff oder Verteidigung will. Es kommt dann nicht zu Gefechten, in denen die Unklarheit des Willens des Führers sich in der Unklarheit der Gefechtstätigkeit der Truppe ausdrückt.

Digitized by Google

86. In keinem Gefechtsbefehl darf die Absicht des Führers, in keinem Auftrag für Entfaltung, Entwicklung, Bereitstellung usw. deren Zweck fehlen. Erst diese Angabe ermöglicht das Verständnis und gewährleistet Ausführung im Sinne des Führers auch unter veränderten Umständen.

87. Die Weisung: „Das Bataillon entwickelt sich an der und der Stelle" ist kein Gefechtsauftrag, sondern ein selbstverständlicher Teil der Ausführung; selbstverständlich, da nur entwickelte Infanterie fechten kann. Vom Gegner meldet man: „Der Feind entwickelt ein Bataillon." Seinen Auftrag kennt man nicht. Man meldet, was man sieht.

Auch der Befehl, sich zu entfalten, ist nur dann ein Auftrag, wenn befohlen wird, zu welchem Zweck, in welcher Breite. Eine Normalbreite gibt es nicht; auch nicht für die Kompagnie.

88. Vor schematischer Befehlserteilung kann nicht dringend genug gewarnt werden. Ein Führer, der Nachts, später als Teile seiner Truppe, mit der Eisenbahn ankam, gab einen langen Ruhebefehl, obwohl die Truppen teilweise schon seit mehreren Stunden im Quartier sein mußten.

Ein anderer Führer, der sein Detachement am anderen Morgen zunächst nur versammeln will, um dann erst den Marschbefehl zu erteilen, gibt für die Versammlung einen langen Befehl nach dem bekannten Muster: 1. der Feind, 2. Absicht, 3. usw. Er hätte nur kurz die Versammlung bestimmen und die Aufklärung regeln sollen. Es muß mit dem Schema gebrochen und nach den Verhältnissen gehandelt werden.

89. Jede späte Befehlsausgabe verbraucht erhebliche Kräfte, ist also, soweit angängig, zu vermeiden. Am Abend oder in der Nacht muß befohlen werden die Aufklärung für den nächsten Tag, die sonst den nötigen Vorsprung nicht zu gewinnen vermag, um rechtzeitig melden zu können.

Fehlen am Abend noch nicht zu entbehrende Nachrichten, so stellt man die Truppe für den nächsten Morgen marschbereit, falls angängig in der Marschform.

90. Wenn möglich, ist schon am Abend der Marschbefehl zu geben. Er macht den günstigen Eindruck der Sicherheit und Entschlossenheit und schont die Kräfte der Truppe. In diesem Falle ist es falsch, den Vormarsch durch eine Versammlung einzuleiten.

Dagegen kann es gelegentlich notwendig sein, für den nächsten Morgen die Unterführer zu bestellen. Meist jedoch ist solche Versammlung eine unnötige Belästigung, jedenfalls dann, wenn lediglich der schon erteilte Befehl vorgelesen und ihm Gefechtsrezepte beigefügt werden.

Digitized by Google

91. Die Weitergabe des Befehls bis an alle unteren Glieder ist meist unnötig; seine Bekanntgabe kann Morgens während des Marsches erfolgen. Für die unteren Verbände, sofern ihnen nicht Sonderaufträge zufallen, genügt ein kurzer Befehl über den Aufbruch, den Krankensammelpunkt und die Große Bagage.

92. Vielfach besteht die Ansicht, für den Kriegsmarsch einer langen Kolonne, z. B. einer Infanteriedivision, habe der Führer für die einzelnen Teile auszurechnen und zu befehlen, wann und wo sie sich an der Marschstraße einzufädeln haben. Das erfordert viel Zeit und hat verspätete Befehlsausgabe zur Folge. Ich habe es als Divisionskommandeur erprobt, dann die ganze Zeit als kommandierender General voll bestätigt gefunden, daß der Befehl genügt: „Gros auf der Straße X—Y, Anfang in A, folgt der Vorhut 6" Vorm." Da die Marschfolge gegeben ist, hat jeder Unterführer sich auszurechnen, wann und wo an der Marschstraße seine Truppe einzutreffen hat. Dabei ist es natürlich gleichgültig, ob sie auf der Straße selbst steht, oder mit dem Anfang an ihr auf einem Nebenwege. Kommandeur und Adjutanten müssen frühzeitig zur Stelle sein, um etwaige kleine Reibungen zu beseitigen.

Falls das ganze Gros an einer Stelle ruht, genügt der Befehl, wann sein Anfang aufzubrechen hat.

93. Einer besonderen Regelung durch den Führer bedarf dagegen die Versammlung einer großen Masse aus verschiedenen Anmarschrichtungen nach einer Stelle. Ohne nähere Weisung berechnet jeder Unterführer nur gerade die ohne jede Störung nötige Zeit. Alle Truppen rücken gleichzeitig an. Unordnung muß die Folge sein.

94. Bei einem Unternehmen gegen eine feindliche Nebenabteilung gab ein Führer im Befehl als seine Absicht an, jene von der Hauptabteilung „abdrängen" zu wollen. Das ist ein recht bescheidenes Ziel. Der feste Wille muß sein, den Feind zu schlagen, ihn zu vernichten, um dann der eigenen Hauptabteilung dienstbar werden zu können.

Im übrigen wirft man den Gegner meist besser auf seine Hauptkräfte, anstatt ihn von diesen abzudrängen. Jedenfalls kommt man so leichter dazu, in die Hauptentscheidung mit eingreifen zu können. Beim Feinde schafft das Eintreffen eines geschlagenen Teils jedenfalls keine Ermutigung.

95. Ein besonders großer Marsch wird zweckmäßig und besonders bei heißer Witterung derart angeordnet, daß eine mehrstündige Mittagspause eintritt. Dies Verfahren empfiehlt sich besonders seit Einführung der Feldküchen. Um den Magen für den Weitermarsch nicht zu überfüllen, und um am Abend eine warme und sättigende Mahlzeit geben zu können, wird man am Mittag nur einen Bruchteil der Kost verzehren lassen.

Digitized by Google

96. Von nicht minderer Wichtigkeit wie die unter Ziff. 9 und 10 behandelte Zeitersparnis ist die Schonung der Kräfte der Truppe. Nicht als Selbstzweck sollen wir dauernd dieser Schonung eingedenk sein, sondern als Mittel zum Zweck, um die Truppe demnächst um so mehr gebrauchen zu können.

In diesem Sinne warne ich vor zu früher Aufbruchsstunde, sofern nicht ein besonderer Grund den Anlaß gibt. Die Kräfte werden unnötig verbraucht, insbesondere allerdings bei den berittenen Waffen, wenn sie nicht bei Tageslicht futtern und satteln können. Leider haben unsere Pferde nicht die sogenannte „Pferdenatur", sondern sie wollen nach jeder Richtung geschont und gepflegt sein, um im Felde den schweren Dienst dauernd versehen zu können. Der Krieg stellt an sie um so mehr sehr hohe Anforderungen, als unsere Kavallerie überhaupt wenig zahlreich, bei der Infanteriedivision nur schwach ist.

Gegen die Schonung der Kräfte wird viel gesündigt. Die Truppe wird zu früh bestellt und muß warten. Unnötige Umwege, noch dazu schlechter Beschaffenheit, könnten häufig durch gute Befehlserteilung und durch Beweglichkeit der Führer vermieden werden. Die Infanterie benutzt nicht jede Gelegenheit zum Ruhen bei zusammengesetzten Gewehren, die Kavallerie und Artillerie bleiben unnötigerweise auf dem Pferde, statt abzusitzen und Beschlag und Sattelung nachzusehen. Die Kavallerie führt bei langen Märschen nur selten, anstatt schlechte Wegestrecken so zu überwinden, und Mann wie Pferd zu erfrischen. Rechtzeitiges Tränken wird vielfach verabsäumt, an das Darreichen eines kleinen Futters bei langer Tagesarbeit nicht gedacht.

Selbstredend darf unter allen diesen Erleichterungen die sofortige Gefechtsfähigkeit nicht leiden. Die Nahaufklärung und besonders die Nahsicherung müssen vor feindlicher Überraschung den nötigen Schutz gewähren.

97. Hilfsorgane darf jeder Führer im Manöver nur insoweit benutzen, als sie ihm im Kriege zur Verfügung stehen. Im Felde wird der Führer einer selbständigen Abteilung sich aus den berittenen Waffen einen oder mehrere Ordonnanzoffiziere kommandieren. Das ist in angemessenen Grenzen auch im Manöver zulässig. Der Billigkeit entspricht es, dazu auch berittene Offiziere der Infanterie zuzulassen, um ihnen die Möglichkeit eines allgemeinen Überblicks zu verschaffen, wie er sich den Offizieren der berittenen Waffen an und für sich leichter bietet.

Kommandierte Offiziere, z. B. solche der Kriegsakademie, sollten grundsätzlich von solcher Verwendung ausgeschlossen sein; sie sollen den Dienst der Waffe erlernen, bei der sie sich befinden.

Als groben Unfug muß man es bezeichnen, wenn ein Unterführer, z. B. ein Infanterie-Regimentskommandeur, aus Stabsoffizieren, Stabs-

Digitized by Google

hauptleuten und aus Ordonnanzoffizieren sich einen Stab bildet, wie den einer Infanteriedivision. Der Kommandeur soll lernen, mit dem ihm im Felde zustehenden einen Adjutanten auszukommen.

98. Straffe Einteilung der Geschäfte des Stabes ist notwendig. Unmittelbar beim Führer befindet sich der Generalstabsoffizier, in kleineren Verhältnissen der Adjutant. Mit ihm bespricht der Führer die Lage, die zu treffenden Anordnungen usw.

Die anderen Offiziere des Stabes halten sich weiter zurück. Auf dem Gefechtsfelde wird verantwortlich auf sie verteilt:

Dauernde Beobachtung des Feindes, gegebenenfalls abschnittsweise eingeteilt, unter ausgiebiger Benutzung von Fernglas und Scherenfernrohr;

Beobachtung der eigenen Truppen;

Ausschau nach Meldereitern und Befehlsüberbringern; ihr Heranwinken auf dem den Standpunkt des Stabes nicht verratenden Wege; Festlegung der Zeiten; Abfertigung der Meldereiter; Bescheidung der Überbringer, wohin sie zu reiten, oder ob sie dazubleiben haben.

Diese Tätigkeit darf auch durch Befehlsausgabe usw. nicht unterbrochen werden.

99. Der Führer darf seine innere Erregung sich niemals anmerken lassen. Nervosität pflanzt sich im Felde in erschrecklicher Weise auf die Umgebung und auf die Truppe fort.

Häufiger Wechsel des Standorts, Umherreiten oder -gehen während des Gefechts, großer Wortreichtum, ungezählte Fragen und ähnliches sind untrügliche Zeichen einer nervösen und unsicheren Führung.

100. Beim Vormarsch gehört der Führer fast stets zur Vorhut. Diese Angabe im Befehl genügt; sich näher zu binden, ist unzweckmäßig.

Sobald die Möglichkeit eines Gefechts eintritt, muß er sich sprungweise vorbewegen, um selbst zu beobachten, um jede Meldung haltend genau zu hören und zu durchdenken, auch seinen Stab dauernd zu orientieren.

Wenn mit Rücksicht auf die eigene Sicherheit angängig, begibt er sich, gegebenenfalls auch über die eigene Infanteriespitze hinaus, ganz nach vorn, um selbst sehen zu können. Dafür, daß Meldungen ihn auch dann treffen, wenn er die Straße verläßt, und später, wenn er seinen Standpunkt wechselt, ist ebenso zu sorgen wie dafür, daß die Unterführer wissen, wo sich der Führer befindet.

101. Im Gefecht sind sorgfältige Wahl des Aufstellungspunktes, sorgsames Beobachten von ihm aus und, falls er nicht mehr

Digitized by Google

genügt, schneller Wechsel nach einer vorher erkundeten, geeigneteren Stelle unerläßliche Vorbedingungen, um dauernden Überblick zu behalten.

Der Führer tut gut, im Gefecht stets abzusitzen. Er beobachtet sicherer, wird vom Feinde nicht so leicht erkannt, ist weniger geneigt, seinen Standpunkt zu ändern. Meldungen werden ihn dann schneller erreichen.

102. Genaues Kartenstudium, besonders auch schon vor dem Gefecht, ist nötig. Dabei kommt es nicht darauf an, die Ortsnamen auswendig zu lernen, sondern zu überlegen, wie die bei dem heutigen guten Kartenmaterial erkennbare Geländegestaltung taktisch auszunutzen ist.

Es bestand zeitweise die Forderung, die Karte durch vorheriges häusliches Studium sich soweit einzuprägen, daß sie draußen gar nicht zur Hand genommen zu werden brauchte. Bei diesem Verfahren fiel auf einer Generalstabsreise, als einige Namensverwechslungen unbemerkt vom Leitenden vorkamen, das sehr witzige, aber allerdings recht drastische Wort: „Moltke, das dumme L . . . . , ritt immer mit 'ner Karte."

Der Führer tut gut, besonders bei jeder Befehlserteilung die Karte zur Hand zu nehmen, um sich selbst dahin zu kontrollieren, daß keine Namensverwechslung unterläuft.

103. Die Regel muß für den Führer sein, die Entwicklung aus der Entfaltung hervorgehen zu lassen. Eine Entwicklung aus der Marschkolonne oder aus der Versammlung, meist eine Folge mangelhafter Nahaufklärung, muß ein Notbehelf bleiben. Die größere Gewähr für Leitung des Gefechts in die beabsichtigten Bahnen, für Gewinn der richtigen Front, für Einheitlichkeit der Gefechtshandlung gibt die Entfaltung und aus ihr die Entwicklung..

104. Von dieser Regel ist nur im Begegnungsgefecht abzuweichen. Wenngleich die Kriegsgeschichte lehrt, daß solche Gefechte in neuerer Zeit kaum vorgekommen sind, da überlegene Angriffslust von vornherein sich auf der einen Seite zeigte, so kann das in Zukunft sich doch anders gestalten. Wir wollen unsere zweifellose Überlegenheit nach dieser Richtung nicht vernachlässigen.

Aber auch im Begegnungsgefecht ist derjenige Führer im Vorteil, welchem es durch Verschleierung seiner Maßnahmen gelingt, bereits teilweise entfaltet in den Kampf einzutreten (s. auch Ziff. 138).

105. Mit dem Befehl zur Entfaltung des Gros findet der Befehlsgang durch Vorhut (Nachhut) und Gros sein Ende. Nicht an diese Verbände, sondern an die aus der Kriegsgliederung sich ergebenden, sind dann die Entfaltungsbefehle und die Gefechtsaufträge zu richten. Um jede Irrung nach dieser Richtung auszuschließen, empfiehlt es sich, das Aufhören des Verhältnisses Vorhut und Gros im Befehl auszusprechen.

Digitized by Google

106. Bisweilen zeigt sich die Neigung, die Artillerie auf die Infanteriebrigaden bzw. auf die Infanterieregimenter zu verteilen. Man führt dann statt einer Infanteriedivision oder -brigade zwei gemischte Detachements. Damit wird die einheitliche Verwendung der Artillerie, eine wesentliche Vorbedingung für ihre erfolgreiche Tätigkeit, ausgeschaltet. Nur wo die Geländeverhältnisse die einheitliche Verwendung der Artillerie ausschließen, kann derartiges Verfahren ausnahmsweise angebracht sein; aber auch dann empfiehlt sich nicht eine Verwendung der Artillerie in zwei gleichen Teilen.

107. Von größter Bedeutung ist es, die oberste Führung und die Gefechtsnachbarn dauernd auf dem laufenden zu erhalten. Das geschieht, sofern nicht drahtliche Verbindung besteht, zweckmäßig durch Austausch von Nachrichtenoffizieren mit Meldereitern. Deren Anwesenheit entbindet die Führer aber nicht von der Verantwortung für die erforderlichen Mitteilungen. Der Führer hat also den Nachrichtenoffizier als Organ hierfür zu benutzen, ihm rechtzeitig Mitteilung zu machen über Geschehnisse und eigene Absichten. Fehlt solch Nachrichtenoffizier, so hat der Führer eigene Mittel und Wege für seine Meldungen und Mitteilungen zu finden.

So ist auch im Mannöver zu verfahren. Meldungen und Mitteilungen an tatsächlich nicht vorhandene Führer sind der Leitung vorzulegen.

108. In der Aufklärungstätigkeit ist zu unterscheiden und im Ausdruck zu trennen:

Fernaufklärung, Fernpatrouille —
Nahaufklärung, Nahpatrouille —
Gefechtsaufklärung, Gefechtspatrouille —
Nahsicherung — Sicherungspatrouille.

Bei jeder Patrouille ist zu befehlen, bis wohin sie zu reiten hat. Der Ausdruck: „gegen X" ist zu vermeiden, da er auch lediglich als Richtung verstanden werden kann.

109. Die Fernaufklärung fällt in großen Verhältnissen, neben derjenigen durch Luftschiffe und Flugzeuge, meist der Heereskavallerie zu, die organisatorisch hierzu mit technischen Hilfsmitteln ausgestattet ist. Durch umsichtige Kombination dieser verschiedenen Aufklärungsorgane werden die Armeen sich am besten die erwünschte Klarheit schaffen.

Daneben ist aber auch die Notwendigkeit der Fernaufklärung durch die Divisionskavallerie nicht ausgeschlossen. In kleinen Verhältnissen wird sie diese Tätigkeit häufig allein ausüben müssen.

Die Aufklärungstätigkeit der Heereskavallerie wird hier nicht behandelt werden.

Digitized by Google

110. Die Fernaufklärung ist vom selbständigen Führer, in großen Verhältnissen vom Divisionskommandeur nach den ihm zugegangenen Weisungen, anzuordnen. Sie dient operativen Zwecken, und zwar den aus der Lage sich ergebenden eigenen, oder denen des größeren Verbandes. Sie soll eine operative Überraschung durch den Feind ausschließen, die Grundlage geben für die eigenen Maßnahmen der nächsten Tage. Nur längeres Vorausdenken und rechtzeitige Entsendung von Fernaufklärung ermöglichen zeitgerechte Kenntnis der maßgebenden Verhältnisse.

111. In welchem Rahmen, in welchen Richtungen und wieweit Einblick zu gewinnen nötig ist, muß sich der Führer im einzelnen Falle klar machen. Ohne weiteres ist ersichtlich, daß eine Armee einer sehr viel weiteren Aufklärungszone bedarf, als eine Infanteriedivision, um gegen operative Überraschungen gesichert zu sein.

112. Die Fernaufklärung durch die Divisionskavallerie bedarf um so mehr gründlichster Überlegung, insbesondere auch in betreff der Rückbeförderung der Meldungen, als ihr die technischen Hilfsmittel der Heereskavallerie fehlen.

Für die Beförderung der Meldungen kommen neben Kraftwagen vornehmlich Radfahrerrelais in Betracht. Sie ermöglichen schnellere Rückbeförderung als durch Reiter und sparen Pferdekräfte. Auch gemischte Verwendung von Reiter und Radfahrer kann zweckmäßig sein, ebenso eine Meldesammelstelle mit Drahtverbindung.

113. Aufklärungseskadrons werden nur selten entsendet werden können. Dazu ist die verfügbare Kavallerie zu schwach; um so mehr werden Fernpatrouillen Verwendung finden müssen. Radfahrer zur Fernaufklärung zu benutzen, empfiehlt sich nicht. Sie sind zu sehr an die Straßen gebunden und von deren Beschaffenheit abhängig.

114. Täglich ist die Ergänzung der Fernaufklärung sorgfältig erneut vom Führer zu erwägen. Längeres Ausbleiben von Meldungen aus derselben Aufklärungsrichtung, besonders in Feindesland, muß Anlaß geben zur Neuaussendung einer Fernpatrouille, da mit ihrem etwaigen gänzlichen Verlust zu rechnen ist. Außerdem ist aber der Ersatz von Fernpatrouillen durch neue von Zeit zu Zeit notwendig. Der Ausfall brauchbarer Meldungen ist sonst schon aus Mangel an Meldereitern, oder auch aus Unkenntnis des Verbleibs des Führers zu gewärtigen.

115. Wenn im Manöver die Fernaufklärung versagt, so liegen die Gründe dafür meist in unsachgemäßer und ungenügender Anweisung der Patrouillen, in unzweckmäßigem Ansetzen auf bedeutungsloie

Digitized by Google

Nebenstraßen, in zu geringer Stärke der Patrouillen, besonders aber in mangelhafter Vorbereitung für sichere und schnelle Beförderung der Meldungen.

116. Die Fernpatrouillen sind häufig eine Reihe von Tagen unterwegs. Sie dürfen nicht zu schwach gemacht werden, um nicht bald durch Entsendung von Meldereitern aufgezehrt zu werden. Sie hängen sich dem Feinde an und gehen so allmählich in die Tätigkeit der Nahpatrouillen über.

Eine scharfe Abgrenzung der Tätigkeit der Fern- und Nahpatrouillen gibt es also nicht, wohl aber sind sie dem Namen nach scharf zu trennen mit Rücksicht auf die absendende Stelle.

117. Fernpatrouillen werden nur vom Führer, in großen Verhältnissen vom Divisionskommandeur entsendet. Er hat die Ziele der Nahaufklärung mit denen der Fernaufklärung in Übereinstimmung zu bringen. Ohne solche, ohne bestimmte Weisungen an die Unterführer, und scharfe Trennung von Fern- und Nahaufklärung liegt die Gefahr der Kräftevergeudung dadurch vor, daß von verschiedenen Stellen, in gleicher Richtung, zu gleichem Zweck Aufklärungsmaßnahmen getroffen werden.

Die vom Führer angeordnete Fernaufklärung, sowie etwaige eigene Maßnahmen für die Nahaufklärung müssen den Unterführern bekanntgegeben werden.

118. Die Nahaufklärung soll die Fernaufklärung durch Feststellung der für die taktische Entscheidung wichtigen Einzelheiten ergänzen und gegen taktische Überraschungen schützen. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, die Ziele nicht zu weit zu stecken. Sie können bei langen Vormärschen nicht von vornherein feststehen, müssen vielmehr nach Maßgabe des Vorrückens nach und nach vorverlegt werden.

119. Die Nahaufklärung regelt auf Anweisung des Führers meist der Führer der Vorhut usw. Die näheren Anordnungen werden ihm überlassen bleiben können. Der Führer wird nur dann eingreifen müssen, wenn er besondere Wünsche für die Nahaufklärung oder die von ihr zu lösenden Aufgaben hat.

120. Bisweilen kann es nützlich sein, Nahaufklärungsstreifen für die einzelnen Teile der Kavallerie zu befehlen, und zwar dann, wenn in unübersichtlichem Gelände der Anmarsch des Feindes zwar festgestellt ist, jedoch die Gefahr vorliegt, die gewonnene enge Fühlung wieder zu verlieren.

121. In das Gebiet der Nahaufklärung gehört auch die vom Artillerieführer anzuordnende Artillerieaufklärung. Sie ist gegebenenfalls einheitlich für die Feldartillerie und die schwere Artillerie zu regeln. Neben den rechtzeitig einzuleitenden,

Digitized by Google

rein artilleristischen Aufgaben, wie Erkundung etwaiger Anmarschschwierigkeiten, Artilleriestellungen, Stellung des Feindes usw., sind auch außerhalb dieser Aufträge liegende wichtige Wahrnehmungen zu melden. Die Aufklärung geschieht durch Offizierpatrouillen, einzelne Aufklärer und nicht zuletzt durch frühzeitige Verwendung der der Artillerie zur Verfügung stehenden vorzüglichen Fernrohre.

122. Die Nahaufklärung geht so allmählich in die Gefechtsaufklärung über, an der sich alle Waffen ergiebig zu beteiligen haben. Dabei müssen sie sich vor dem Fehler hüten, daß selbst Gesehenes als auch allgemein bemerkt angenommen wird; deshalb lieber eine Meldung zu viel, als eine zu wenig.

123. Die Kavallerie hat sich solange als möglich vor der Front des Feindes zu halten; erst die feindliche Waffenwirkung darf sie vertreiben. Ihre Aufklärungstätigkeit muß auf einem Flügel versagen, wenn sie insgesamt auf den anderen genommen wird. Also die Masse der Kavallerie auf den Flügel, wo sie zur Gefechtstätigkeit gelangen kann, schwache Kavallerie, aber mindestens ein Offizier mit den nötigen Meldereitern, auf den entgegengesetzten. Von beiden Flügeln aus ist die Aufklärung weiter mit allen Mitteln zu betreiben. Ich erinnere dabei an Ausnutzung von nicht zu weit abgelegenen Türmen, Windmühlen, Höhen.

124. Die Infanterie und Artillerie müssen von Ferngläsern ausgiebigen Gebrauch machen.

Beim Anmarsch zum Gefecht bewegen sich Kommandeure häufig im Schritt an der Spitze ihrer Truppe, anstatt in schneller Gangart der Truppe vorauszueilen, an günstigen Beobachtungspunkten abzusitzen, zu erkunden und das Gesehene zu melden. Es ist überraschend, wieviel bei sorgfältiger Beobachtung so erkundet wird, und wieviel früher und genauer als durch Patrouillenmeldungen ein Bild über den Feind gewonnen werden kann.

125. Es ist vielleicht die Rede von der Gefechtsaufklärungstätigkeit der Infanteriepatrouillen. Im Begegnungsgefecht wird sie fast immer versagen. Durch das beiderseitige Vorgehen wird die verfügbare Zeit sehr beschränkt und rechtzeitige Rückbeförderung der Meldungen ausgeschlossen. Wenn sie sich aber nützlich erweisen soll, so sind ihr klare, nahbegrenzte Aufgaben zu stellen; die Rückmeldung muß durch ad hoc verabredete Zeichen übermittelt werden.

Anders im Verteidigungskampf, besonders in vorbereiteter Stellung. Dort können Infanterie-Offizierpatrouillen, auf nahe Entfernung vorgeschoben, wichtige Meldungen schaffen, besonders aber die feindliche Aufklärung für längere Zeit lahmlegen.

In gleicher Weise wird der Angreifer von solchen Patrouillen Ge-

Digitized by Google

brauch zu machen haben und oft erst durch Verdrängen des feindlichen Patrouillenschleiers Einblick gewinnen können.

126. Jede Aufklärung hat die Pflicht, aus eigenem Antriebe die gewonnene Fühlung mit dem Gegner aufrechtzuerhalten. Das gilt besonders auch für die Aufklärung nach einem Gefecht. Ein Befehl dazu darf niemals abgewartet werden.

127. Fern- und Nahaufklärung bringen nur eine gewisse Sicherheit gegen Überraschungen durch den Feind. Die ergänzende Nahsicherung der ruhenden, marschierenden, fechtenden Truppe fällt jedem einzelnen Truppenteil aller Waffen zu. Der betreffende Kommandeur ist ohne besonderen Befehl verantwortlich; ihn allein trifft die Schuld, wenn eine Überraschung durch feindliches Gewehrfeuer vorkommt.

Beim Marsch sind Seitenpatrouillen der Infanterie nur in ganz besonderen Ausnahmefällen möglich. Die Sicherung muß durch berittene Offiziere und durch Radfahrer bewirkt werden.

128. Bei Beginn des Gefechts gehört der Führer in den weitaus meisten Fällen in die Nähe der Artillerie und bleibt am besten dort. Die Artillerie ist das Gerippe, an das die anderen Waffen anzufügen sind. Deshalb muß der Führer sich zunächst darüber klar werden, wohin die Batterien zu bringen, welche Anordnungen zu ihrer Sicherung zu Anfang des Kampfes notwendig sind.

Besonders nach der am meisten entfernten und gefährdeten Flanke muß rechtzeitig Infanterie oder Kavallerie der Vorhut in Marsch gesetzt werden.

Geht das Gefecht vorwärts und ist ein Vorziehen der Artillerie beschlossen, so wird mit deren Vorgehen auch der Führer seinen Standpunkt nach vorwärts verlegen.

In noch ausgesprochenerem Maße nach vorn gehört der Führer bei der Verfolgung, um durch seinen Willen und seine Energie im Vortreiben der Truppen die Vernichtung des Feindes anzubahnen.

Sieht man sich zum Rückzug gezwungen, so darf der Führer das Kampffeld nicht früher verlassen, als bis er die erforderlichen Anordnungen getroffen und sich vom Beginn der Ausführung überzeugt hat. Erst dann reitet er voraus, um die Maßnahmen für eine Aufnahme zu treffen. Die Unterführer bleiben grundsätzlich bei der Truppe.

129. Im Gefecht wird der Meldetätigkeit der Truppen und ihrer Verbindung untereinander häufig nicht ausreichender Wert beigemessen. Beobachtungen, von denen man nicht weiß, daß auch der Nachbar Kenntnis besitzt, müssen ihm mitgeteilt werden.

130. Die berittenen Unterführer sind häufig nicht

Digitized by Google

beweglich genug und kleben an der Truppe. Es ist ernste Pflicht jedes Kommandeurs, in den Grenzen seines Bereichs dauernd über alle Verhältnisse Bescheid zu wissen, sich von keiner Lage überraschen zu lassen.

Ganz besonders trifft das für die Führer von Reserven zu. Sie müssen nicht nur sich selbsttätig dauernd über den Stand des Gefechts, die Verhältnisse in der Flanke, die Absichten des Führers usw. unterrichtet halten, sondern auch durch Erkundung des Geländes und gedeckter Anmarschwege jede mögliche Verwendung ihrer Truppe vordenkend vorbereiten, sich gegebenenfalls dem Führer anbieten.

131. Beim Angriff sind zu breite und deshalb dünn besetzte Gefechtsfronten zu vermeiden. Sie führen an keiner Stelle zur Überlegenheit und somit auch nicht zum Erfolg. Sorgfältige Auswahl des dem Angriff günstigen Kampffeldes, Verwendung starker Kräfte dort, geringerer in dem dem Angriff weniger günstigen Gelände, bieten gute Vorbedingungen für den Erfolg.

132. Dagegen erlaubt bei der Verteidigung die Wirkung unserer Waffen, unter Bereitstellung reichlicher Munition, die Front verhältnismäßig schwach zu besetzen, zumal, wenn sie fortifikatorisch verstärkt ist. Desto mehr Kräfte können für die aktive Verteidigung verfügbar gehalten werden.

133. Wir dürfen nicht davor zurückscheuen, Spatenarbeit gelegentlich auch nutzlos gemacht zu haben. Die Truppe ist an die im modernen Gefecht häufig unentbehrliche Spatenarbeit zu gewöhnen; auch liegend und kniend muß sie das Schanzzeug zu handhaben verstehen. Ein Befehl, zum Spaten zu greifen, darf nicht abgewartet werden. Auch der untere Führer muß den Entschluß dazu selbständig zu finden wissen.

Auch im Angriff kann es notwendig werden, Erdarbeiten anzuordnen, so z. B., wenn auf deckungsloser Ebene der Angriff zum Stillstand kam, und überhaupt, um erreichte Erfolge festzuhalten.

134. Der Verteidiger muß sich hüten, nach einer vorgefaßten Idee zu früh zu disponieren und seine Reserven da bereitzustellen, wo nach seiner Meinung der feindliche Hauptangriff kommen muß. Damit geht die Möglichkeit verloren, in erwünschter Weise nach der Gunst des Augenblicks zu handeln, Fehler des Angreifers auszunutzen. Um in dieser Weise sich betätigen zu können, muß im Frieden der Führer die Sicherheit haben, vom Leitenden nicht im Stiche gelassen zu werden durch überschnellen, unkriegsgemäßen Angriffsverlauf.

135. In der Verteidigung muß jedesmal das Bestreben sich zeigen, sie mit angriffsweisem Verfahren zu verbinden. Die Wahl des Angriffsflügels muß jedoch häufig nicht allein vom Gelände, sondern auch von Richtung und Ausdehnung des feindlichen An-

Digitized by Google

marsches abhängig gemacht werden. Demgemäß wird der Führer häufig die Kräfte für die Offensive derart aufstellen müssen, daß sie zum Einsatz auf jedem Flügel bereit sind. Wegenetz, Geländebedeckung usw. sprechen hierbei ein gewichtiges Wort. Sorgfältige Beobachtung des feindlichen Anmarsches durch Gläser und Nahaufklärung müssen dem Führer die rechtzeitige Bewegung der Angriffstruppen nach dem gewählten Flügel ermöglichen.

136. Zu warnen ist vor dem sich vielfach zeigenden Versuch des Angreifers, sich durch Umgehung einen Vorteil verschaffen zu wollen. Kleine Verhältnisse verführen zu solchem Versuch. Der Verteidiger wird die Umgehung frühzeitig erkennen und dem Angreifer eine neue Front entgegenstellen. Die Absicht ist gescheitert. Zeit und Kräfte sind vergeudet.

Noch bedenklicher gestaltet sich einem entschlußfähigen Verteidiger gegenüber das beliebte Verfahren, die Vorhut an den Feind heranzuschieben und mit dem Gros zum Angriff weit auszuholen, damit den Angriff auf Stunden hinauszuschieben und schließlich weder den Feind zu überraschen, noch in ein günstigeres Angriffsgelände zu gelangen. Als einziger Erfolg bleibt Kraftverschwendung, wenn nicht inzwischen die Vorhut vielleicht vernichtet wurde, indem sie während des Umgehungsmarsches einem überlegenen Angriff erlag.

137. Meine Warnung vor weit ausholender Umfassung soll aber nicht dazu führen, daß grundsätzlich auch da rein frontal angegriffen wird, wo man durch eine geringe Mehrleistung im Anmarsch ein sehr viel günstigeres Angriffsgelände gewinnen kann. Den Entschluß hierzu muß jedoch bereits das vorherige, recht gründliche Studium der Karte, und nicht erst der Augenschein des Geländes ergeben.

138. Im Begegnungsgefecht ist gewöhnlich Sieger, wer zuerst seine Kräfte entwickelt hat (s. auch Ziff. 104). Das, was am einfachsten und schnellsten dazu führt, ist in der Regel das beste; weit ausholende Umgehungen sind besonders bedenklich.

139. Ein Sieg hat uns vielleicht größere Verluste gebracht als dem Besiegten. Nutzen wir den Sieg nicht zur Vernichtung des Feindes aus, so steht er nach wenigen Tagen erneut kampfbereit uns gegenüber.

140. Bei der Verfolgung müssen alle Waffen wetteifern in dem Streben, dem Feinde Abbruch zu tun; die Infanterie, indem sie unentwegt abwechselnd mit der Kugel und den Beinen verfolgt; die Artillerie, indem sie ohne Unterlaß ihre Geschosse in den zurückflutenden Feind wirft; die Kavallerie, indem sie namentlich aus der Flanke und vom Rücken her den Feind angreift, durch Vorlegen an geeigneten Stellen der Rückzugsstraße den Feind aufhält. Auch

Digitized by Google

ohne Befehle muß jede Waffe in rücksichtsloser Selbsttätigkeit zum Erfolge beitragen.

141. Ein schwerer Fehler ist es, wenn die Gefechtsfühlung mit dem geworfenen Gegner frühzeitig verloren geht. Er entsteht, wenn das Verfolgungsfeuer der Infanterie bis auf die weitesten Entfernungen abgegeben wird, ohne daß Teile der Infanterie, namentlich die auf den Flügeln befindlichen, rechtzeitig folgen. Dauerndes Bestreben der siegreichen Infanterie muß es sein, wenigstens auf mittlere Entfernungen heranzubleiben.

142. Nach diesen Grundsätzen ist auch im Manöver zu verfahren. Die Sorge einer Überanstrengung der Truppe geht in erster Linie die Leitung an. Damit ist die Pflicht des Führers nicht ausgeschaltet, friedensmäßig den Leitenden auf etwaigen übermäßigen Kräfteverbrauch der Truppe aufmerksam zu machen und ausnahmsweise, sofern der Leitende nicht erreichbar ist, selbst den friedensmäßigen Entschluß zu fassen, die weitere Durchführung der Verfolgung auszusetzen.

143. Wenn von der Leitung die Verfolgung mit der Begründung der Ermüdung der Truppe unterbrochen wird, so hat sie dazu das Recht oder die Pflicht. Niemals aber dürfen von solcher Annahme sämtliche Aufklärungsorgane betroffen werden. Einige noch nicht völlig erschöpfte Reiter und Pferde müssen stets vorhanden sein, um sich dem zurückgehenden Feinde anzuhängen. Die Leitung darf keinesfalls verhindern, daß den Anforderungen des Krieges nachgekommen werden kann.

144. Sieht man sich zum Rückzuge gezwungen, so ist zuerst die Masse der Infanterie in breiter Front und so in Marsch zu setzen, daß demnächst die in der Marschrichtung gehenden Straßenzüge voll ausgenutzt werden. Falsch ist es, bei der Einleitung des Rückzuges die gesamte Artillerie sofort in eine Aufnahmestellung vorauszusenden. Mindestens ein Teil der Artillerie, die Kavallerie und wenn nötig oder möglich ein Teil der Infanterie dürfen erst nachgezogen werden, wenn die Masse der Infanterie einigen Vorsprung hat. Sie haben sich, wenn notwendig, zu opfern, jedenfalls dafür zu sorgen, daß der Infanterie ein Loslösen vom Feinde gelingt. Die Artillerie eilt dann, die Infanterie überholend, in eine Aufnahmestellung. Sobald als das möglich ist, d. h. sobald Gefechtsfühlung mit dem Feinde nicht mehr besteht, ist eine Nachhut unter besonderem Führer auszuscheiden: wenig Infanterie, Maschinengewehre, die Masse der Kavallerie, starke Artillerie, Pioniere.

Abteilungen, die auf Nebenstraßen den Rückzug bewerkstelligen, bilden eigene Nachhuten.

Digitized by Google

145. Ein häufig sich zeigender Fehler beim Zurückgehen nach ungünstigem Gefecht ist zu früher Übergang in die Marschform. Ein gut geleitetes Rückzugsgefecht wird schließlich — und zwar meist erst hinter einer Aufnahmestellung — zur Herstellung der Marschform führen. Jedes zu frühe Zusammenschließen der Schützen in die Marschkolonne muß die Verluste in vernichtender Weise steigern.

Ich verkenne nicht die Anstrengungen, die lange Bewegungen querfeldein für die Infanterie bedingen. Es ist aber nicht Sache der Führer, durch unkriegsmäßige Anordnungen der Truppe Erleichterungen zu schaffen. Die Leitung hat, wenn erforderlich, zu lang sich hinziehende Rückzugsgefechte durch ihre Mittel abzukürzen.

146. Natürliche Hindernisse, insbesondere Wasserläufe, dürfen uns im Angriff und in der Verfolgung nicht mehr als unvermeidlich aufhalten, dürfen bereits entfaltete Truppen nur in zwingenden Fällen auf die gebahnte Straße zurückführen. Die Schwierigkeiten werden meist überschätzt. Durch sichere Schwimmer muß sofort untersucht werden, ob und wie ein Flußlauf überwunden werden kann.

Es ist Sache der Erziehung und Übung, die Scheu der Truppe vor Hindernissen zu bekämpfen. Die Gelegenheit, solche zu überwinden, muß aufgesucht werden, ohne Rücksicht auf die damit verbundenen Unbequemlichkeiten.

147. Der Übergang zur Ruhe hat sich kriegsgemäß zu vollziehen. Dieser Forderung wird aber nicht genügt, wenn der Ruhebefehl gegeben wird, bevor ausreichende Klarheit über die Verhältnisse beim Feinde geschaffen ist. Die vermeintlich dadurch betätigte Fürsorge für die Truppe kann einem tatkräftigen Feinde gegenüber leicht zu einem entgegengesetzten Ergebnis führen. Das ist z. B. der Fall, wenn der Feind nochmals vorgeht, oder die nach Aussetzen der Vorposten eingehenden Meldungen über den Verbleib des Gegners eine Änderung der Vorpostenaufstellung bedingen.

148. Die in vorderer Linie befindliche Kavallerie hat so lange am Feinde zu bleiben, bis die Vorposten im allgemeinen in ihre Aufstellung eingerückt sind. Rechtzeitige Aufnahme der Verbindung mit dem Vorpostenkommandeur kann allein den Kavallerieführer diesen Zeitpunkt richtig wählen lassen.

149. Nicht leicht ist es, das richtige Augenmaß dafür zu gewinnen, ob man Quartier beziehen kann oder sich mit Ortsbiwak oder sogar mit Biwak begnügen muß. Regeln lassen sich nicht geben. Nähe des Feindes, dessen Unternehmungsfreudigkeit, allgemeine Lage und Geländegestaltung sind maßgebend. Der Sieger kann sich eher Erleichterungen erlauben als der Besiegte. Verantwortlich ist der Führer, daß einerseits ein Überfall des Quartiers ausgeschlossen ist, und anderseits der Truppe jede mögliche Erleichterung gewährt wird.

Digitized by Google

150. Unterkunft aller Truppen ist im Kriege auch für die Sicherungstruppen stets erwünscht. Der Führer muß bei Auswahl der Stelle, wo die Nacht verbracht werden soll, diesem Gesichtspunkt im Manöver ebenso Rechnung tragen wie im Ernstfalle. Im Manöver biwakiert dann aus Ausbildungsrücksichten häufig die Infanterie; die Kavallerie, Artillerie usw. läßt der Führer in enge Quartiere rücken, soweit solche kriegsmäßig belegt werden können. Darüber hinaus darf nur die Leitung gestatten, daß Kavallerie und Artillerie in enge Quartiere gehen, die kriegsmäßig nicht mehr in Frage kommen. Sie müssen dann neutralisiert werden. Ohne solche Genehmigung der Leitung hat diese Kavallerie und Artillerie zu biwakieren.

151. Die Art der Unterkunft ist stets kriegsgemäß zu befehlen, auch wenn die Ausführung manövermäßig erfolgt. Es ist z. B. zu befehlen: „Ortsbiwak N.", während nicht Ortsbiwak, sondern Biwak bei N. oder Unterkunft in Y. Platz greift.

152. Der Führer bestimmt für den Ort, in welchem er Quartier nimmt, den Ortskommandanten. In den übrigen Unterkunftsorten ist der rangälteste Offizier ohne weiteres Ortskommandant.

153. Die Einteilung einer Ortschaft zur Unterkunft verschiedener Waffen und Truppenteile kann nur auf Grund örtlicher Erkundung erfolgen. Nach der Karte läßt sich eine Einteilung nicht vornehmen. Häufige Übung ist hier nötig. Vielfach herrscht Unsicherheit in den zu treffenden Maßnahmen und Unklarheit über den für Aufstellung kriegsstarker Truppen erforderlichen Raum. Für die Alarmplätze, die stets für jeden einzelnen Truppenteil zu befehlen sind, empfiehlt sich räumliche Trennung der Einheiten, Bestimmung der Plätze an verschiedenen Ortsausgängen. Für die Artillerie ist der Geschützpark stets auch der Alarmplatz.

154. Alarmsammelplätze können unter Umständen für mehrere Ortschaften angeordnet werden. Im allgemeinen ist eine Vereinigung großer Massen, besonders zur Nachtzeit, an einer Stelle keine Erleichterung, sondern eine Erschwerung für die Führung. Rückwärtsmärsche zur Erreichung der Alarmsammelplätze sind zu vermeiden.

155. In der Anordnung der Sicherung wird vielfach ganz schematisch verfahren. Es ist nach der Lage, insbesondere nach der Möglichkeit etwaiger Bedrohung durch den Feind in jedem Einzelfall sorgfältig abzuwägen, wie weit man in der Bequemlichkeit der Unterkunft gehen kann, welche Sicherungen nötig sind.

156. Rein schematisches Verfahren liegt aber vor, wenn der ganze Vorpostenapparat mit Reserve, Vorpostenkompagnie usw. Verwendung findet, obwohl über den 40 bis 50 km entfernten Feind genaue

Digitized by Google

Meldung vorliegt. Örtliche Sicherung der dem Gegner nächstgelegenen Kantonnements hätte vollauf genügt.

Eine derartige gedankenlose Anordnung von Vorposten kann nicht scharf genug gegeißelt werden. Sie ist eine nicht zu verzeihende zwecklose Kraftvergeudung.

157. Stets soll man sich die Frage vorlegen: Mit welchem Mindestmaß an Sicherung kann ich auskommen?

Auf der anderen Seite ist der Fehler unzureichender Sicherung gegen einen nahe gegenüberstehenden Feind noch größer. In solchem Falle muß der Leitende dafür sorgen, daß dieser schwerste Fehler durch Überfall dem Führer zum Bewußtsein gebracht wird.

158. Vom Vorhutführer in größeren, vom Detachementsführer in kleineren Verhältnissen, wo die Vorhut die Vorpostenreserve bildet, ist zu befehlen, wo die Vorpostenreserve stehen soll. Es ist unzweckmäßig, diese Bestimmung dem Vorpostenkommandeur zu überlassen. In gleicher Weise hat dieser zu bestimmen, welchen Abschnitt jede Vorpostenkompagnie zu übernehmen hat, und wo sie stehen soll. So wird die Truppe geschont, da andernfalls eine Verschiebung notwendig werden kann, sobald eine Kompagnie nahe der Vorpostenreserve verblieben, eine andere weit vorgegangen ist. Selbstredend sind die Führer der Vorpostenreserve und der Vorpostenkompagnien für die zweckmäßige Wahl der Stelle im einzelnen verantwortlich.

159. Erhebliche Tiefe in der Gliederung der Vorposten ist einer großen Breitenausdehnung schon aus dem Grunde vorzuziehen, weil ohne Tiefe jede Beunruhigung der vordersten Linie bis in die Vorpostenreserve und darüber hinaus nachwirkt. Die Sicherung der Nebenrichtungen auf den Feind zu wird zweckmäßig durch Patrouillen erreicht.

So werden die nicht in vorderster Linie befindlichen Truppen geschont. Bei flach aufgestellten Vorposten muß schließlich die Reserve Gewehr im Arm die Nacht verbringen.

160. Des leichteren Verständnisses halber empfiehlt es sich, im Vorpostenbefehl nach Angabe, wo die zu sichernden Truppen ruhen, mit den größeren Abteilungen, also der Vorpostenreserve, zu beginnen, dann zu den Vorpostenkompagnien usw. weiter überzugehen, und nicht umgekehrt zu verfahren.

161. Die Kavallerie bedarf im Vorpostendienst der Schonung im Interesse des Pferdematerials, dann aber auch mit Rücksicht darauf, daß uns im Kriege erheblich weniger Kavallerie zur Verfügung stehen wird als im Manöver. Wir müssen lernen, uns mit schwacher Kavallerie abzufinden. Wo irgend angängig, ist die Kavallerie durch Radfahrer zu entlasten.

Digitized by Google

162. Von der Ermächtigung, die Vorpostenkavallerie auf die Vorpostenkompagnien zu verteilen, macht der Vorpostenkommandeur mit Vorliebe Gebrauch. Er entzieht sich damit der Verantwortung. Dieses Verfahren führt fast immer zur Kräfteverschwendung; es ermöglicht nur selten ein Unterbringen der Pferde.

Zuweisung der Vorpostenkavallerie an die Vorpostenkompagnien scheint mir nur dann gerechtfertigt, wenn die Kompagnien durch einen ein Hindernis bildenden Abschnitt getrennt sind. In allen anderen Fällen wird die Nahaufklärung besser einheitlich in die Hand des Führers der Vorpostenkavallerie gelegt.

163. Die Nahaufklärung darf, ohne daß ein besonderer Befehl dazu nötig ist, auch während der Nacht keine Unterbrechung erfahren; Infanteriepatrouillen können hierfür nur auf ganz nahe Entfernungen in Frage kommen. Die Last liegt also meist ausschließlich auf der Kavallerie, die den Vorposten nur in kleinen Abteilungen zugewiesen werden kann; daher ist Fürsorge für Reiter und Pferd dringend geboten. Es sind die für den Tag nicht benötigten Pferde sobald als möglich zur Ruhe, tunlichst in Ställe zu bringen, um zu futtern und so die für den Nachtdienst erforderlichen Kräfte zu gewinnen.

Die Regelung des Patrouillendienstes in der Nacht nach den Weisungen des Vorpostenkommandeurs wird zweckmäßig so stattfinden, daß die Patrouillen an den Zielpunkten längere Zeit beobachtend verweilen und die ablösenden Patrouillen sie dort oder auf dem Rückwege treffen.

164. Bei den Vorposten wird die Nahaufklärung zuweilen gegen zu entfernte Ziele befohlen. Es genügt, wenn ein feindlicher Anmarsch so rechtzeitig gemeldet wird, daß eine Überraschung ausgeschlossen und die Zeit zum Besetzen der von den Vorposten in Aussicht genommenen Verteidigungsstellung gesichert ist.

Weitergehende Aufklärung anzuordnen, ist Sache des Führers und wird durch die nicht zu den Vorposten eingeteilte Kavallerie bewirkt.

165. Die Nahpatrouillen der Vorposten werden berechtigterweise so eingezogen, daß sie beim Aufhören der Vorposten zurückgekehrt sind. Deshalb muß die Nahaufklärung der Vorhut usw. so rechtzeitig beginnen, daß in der Aufklärung keine Lücke entsteht.

166. Wenn der Vorpostenkommandeur den Befehl zum Ausstellen der Vorposten rechtzeitig erhält, so ist es ein Fehler, wenn die Vorpostentruppen auf den Befehl warten müssen, wenn nicht jeder Teil direkt an die Stelle rücken kann, wo er zu stehen hat. Falls der erste Befehl des Vorpostenkommandeurs nach der Karte und mündlich gegeben

Digitized by Google

wird, falls die Führer der Vorpostenkompagnien ausreichend beweglich sind, läßt sich diese Forderung leicht erfüllen. Die Kompagnien müssen dahin geschult sein, daß sie im Vorgehen, im Zurückgehen und nach der Flanke ihre Feldwachen usw. gewandt auszustellen vermögen.

167. Ein Heeresteil, der am Tage auf dem Marsche zeitweilig ruht, abkocht usw., hat Sicherungen nötig, aber keine Vorposten. Für wenige Stunden ist der schwerfällige Vorpostenapparat mit Vorpostenkompagnien, Feldwachen usw. nicht erforderlich. Die sehr viel größere Gefechtsbereitschaft der ruhenden Truppe, gegenüber der biwakierenden oder kantonnierenden, läßt mit erheblich einfacheren Maßnahmen auskommen, die von Fall zu Fall anzuordnen sind.

168. Defensive Verschleierung läßt sich wirksam nur in Anlehnung an einen Geländeabschnitt ausführen. Dazu müssen sämtliche im Bereich des zu verschleiernden Objekts liegende Übergänge besetzt werden. Kann sie der Gegner mit geringen Umwegen umgehen, so bedeutet die Verschleierung eine zwecklose Verzettelung der Kräfte.

Kavallerie kann den Auftrag, den feindlichen Vormarsch zu verzögern und den Marsch des eigenen Detachements zu verschleiern, nicht gleichzeitig lösen. „Verzögern" verlangt Zusammenhalten der Kräfte zum Gefecht, „Verschleiern" erfordert Breitenausdehnung zur Abwehr feindlicher Patrouillen.

169. Auffällig ist die Neigung bei kleinen Detachements, die gesamte schwache Kavallerie weit vorauszusenden. Gewiß gibt es Fälle, die ein derartiges Verfahren rechtfertigen, z. B. bei der Verfolgung, bei der Absicht frühzeitiger Besitznahme einer Enge usw. Die Regel aber sollte es sein, die Kavallerie sich ebenso zur Hand zu halten wie die anderen Waffen. Ungerechtfertigte Verausgabung der Kavallerie rächt sich meist insofern, als sie zum Gefecht nicht zur Stelle zu sein pflegt.

Ein schwerer Fehler ist es, ganze Schwadronen Patrouille reiten zu lassen, wo einige Reiter unter geschickter Führung die gleichen Dienste leisten würden.

170. Die Ausnutzung des Geländes gegen die feindliche Waffenwirkung hat für die Kavallerie größte Bedeutung, gleichviel ob sie sich zu Pferde befindet, oder zum Fußgefecht abgesessen ist.

171. Den Patrouillen muß es Ehrensache sein, das feindliche Feuer im Manöver ebenso zu respektieren, wie sie es im Felde tun werden. Unter Ausnutzung jeder Geländefalte und Geländebedeckung sollen sie, dem Feinde verborgen, ihren Dienst versehen. Fehlt es an Deckung, so kann nur flüchtiger Galopp einen Ersatz schaffen. Das nahe Heranreiten an den Feind ist überhaupt unzweckmäßig. Details

Digitized by Google

kommen nicht in Frage. Die Beobachtung aus größerer Entfernung, nötigenfalls mit gutem Glase, gestattet mehr Übersicht, bringt mehr Ergebnis.

172. Der Kavallerieführer soll nie vergessen, welch riesige Verluste Mißachtung der feindlichen Waffenwirkung herbeiführen kann, von wie hoher Wichtigkeit Ausnutzung der Gunst des Geländes ist. Nachlässigkeiten und Angewöhnungen in dieser Hinsicht würden sich im Kriege schwer strafen. Die Führer würden nicht diejenige Geschicklichkeit in überraschendem Auftreten besitzen, auf die es bei der großen Feuerwirkung der modernen Waffen mehr wie je ankommt.

Den heutigen Beobachtungsmitteln gegenüber dürfen aber auch die Führer sich nicht ungescheut zeigen; auch sie dürfen, weil als Führer erkennbar, nicht auf den Höhen entlang galoppieren. So verraten sie ihre Truppe.

173. Geschickte Geländebenutzung hat aber für die bevorstehenden großen Reiterkämpfe auch noch eine andere Bedeutung. Derjenige Führer schafft sich einen großen Vorteil, welcher es versteht, dem Feinde im Zusammenstoß die Ungunst des Geländes zu verschaffen, indem er ihm die Überwindung von Hindernissen in der Attacke zuschiebt, sich so einrichtet, daß der Feind bergauf, er bergab anreitet.

Selbstredend darf der einzelne Unterführer solche Gesichtspunkte für sich nicht gelten lassen. Er würde die Einheitlichkeit der Attacke gefährden.

174. Im feindlichen Feuerbereich sind große geschlossene Kavalleriemassen tunlichst zu vermeiden. Neben voller Ausnutzung der Geländegestaltung und -bedeckung ist durch gruppenweise Gliederung die feindliche Waffenwirkung zu vermindern, die eigene Beweglichkeit zu erhöhen.

175. Die Anwendung des sogenannten Auftragverfahrens an Stelle der vielfach erteilten Detailbefehle an die Unterführer über anzuwendende Formen, empfiehlt sich dringend. Es kürzt die Befehlserteilung und ermöglicht dem Unterführer die Wahl der für den Auftrag dem Gelände nach zweckmäßigsten Form.

176. Oft findet sich der Befehl: „Die Kavallerie in die rechte Flanke." Damit erhält sie einen defensiven Auftrag. Sie hat sich in der Flanke, also in gleicher Höhe der eigenen Truppen aufzuhalten. Zweckmäßig ist zu befehlen: Die Kavallerie auf den rechten Flügel! Der Selbsttätigkeit des Kavallerieführers ist ein weiterer Spielraum gelassen. Die Sicherung des eigenen Flügels gegen feindliche Umfassung oder Flankenbedrohung bedarf, als selbstverständlich, keines besonderen Befehls.

Digitized by Google

177. Der Kavallerieführer, der übrigens mit Befehlen ebenso zu versehen ist, wie die Kommandeure der anderen Waffen, muß seinen Führer dadurch unterstützen, daß er sich dauernd anbietet. Mit der Hauptmasse der Kavallerie auf dem einen Flügel verwendet, wird er dort häufig besser als der Führer des Ganzen die Möglichkeit und Richtigkeit der Attacke übersehen. Dazu muß er sich an den Flügel heranhalten. Der unternehmungslustige Kavallerieführer, der den Kampf sucht, findet so die Gelegenheit, seine Kraft für die Entscheidung mit einzusetzen. Er wird Befehl zum Eingreifen niemals abwarten, sich bietende günstige Momente durch selbständiges Handeln schnell und nachträglich ausnutzen.

178. Auf dem entgegengesetzten Flügel ist stets soviel Kavallerie zu verwenden, als für Beobachtung des Feindes und Gefechtsaufklärung nötig ist. Ein Offizier muß dort verantwortlich gemacht sein.

179. Die Stärke der Eskadrons pflegt im Manöver sehr schnell zusammenzuschmelzen. Die Vorgesetzten müssen darauf hinwirken, daß die Schonung des Pferdematerials nicht übertrieben wird, besonders aber auch darauf, daß die von Patrouille usw. zurückkehrenden Leute sich ihrer Eskadron baldigst wieder anschließen.

Pflicht der Führer aller Grade und aller Waffen aber ist es, die unterstellte Kavallerie nicht zu verzetteln, jede Entsendung nur dann vorzunehmen, wenn sie sich als notwendig erweist, und durch ihre Befehlserteilung dafür zu sorgen, daß nicht von verschiedenen Stellen nach gleicher Richtung und mit gleichem Auftrage Entsendungen stattfinden.

180. Mit Verwendung von Offizieren als Patrouillenführer ist sparsam zu verfahren. Die wenigen Offiziere sind bald verausgabt und fehlen als Zugführer. Kavalleriepatrouillen haben solange zusammen zu reiten, als mit den Aufträgen vereinbar. Die Gründe liegen auf der Hand.

181. Eine gute Aufklärung wird nicht durch die Zahl der entsendeten Patrouillen gewährleistet, sondern durch eine gute Auswahl der Führer, eine sachgemäße, klare Instruktion und eine hinreichende Stärke der Patrouille. Wenn z. B. eine Fernpatrouille, die mehrere Tage zu reiten und dauernd am Feinde zu bleiben hat, nur sechs Reiter stark gemacht wird, so werden ihre Meldungen bald aufhören.

182. Allen Kavalleristen muß es bewußt sein, daß sie auch in der Aufklärung nie auf Befehle warten dürfen, daß sie auch hierin in weitestem Maße selbständig handeln müssen. Nur dann tun sie ihre Schuldigkeit.

Digitized by Google

183. Häufig wird die Kavallerie beauftragt, mit weit entfernten Abteilungen Verbindung zu suchen. Das ist nicht richtig. Dafür hat der Führer selbst zu sorgen. Solche Verbindung kann nur darin bestehen, daß sich der Führer über die Vorgänge bei der Nebenabteilung dauernd unterrichtet hält. Das Organ dafür ist, sofern drahtliche Verbindung fehlt, ein vom Führer zu entsendender Nachrichtenoffizier mit den erforderlichen Meldereitern oder Radfahrern.

184. Ein der Kavallerie häufig zufallender Auftrag ist Verzögerung des feindlichen Vormarsches, um für eigene Maßnahmen einen Zeitgewinn zu erzielen.

Bei der Durchführung wird oft der Fehler gemacht, im Feuerkampfe den Feind so nahe herankommen zu lassen, daß ein Abzug, wenn überhaupt noch, so nur unter starken Verlusten möglich ist. Es wird fälschlich ein Entscheidung suchender Kampf geführt, während es sich darum handelt, Zeit zu gewinnen, den anmarschierenden Feind zur Entfaltung, zur Entwicklung zu zwingen, ihn zu ermüden.

Zur Lösung dieser Aufgabe sind Feuerüberfälle mit Artillerie, Maschinengewehren und Karabinerfeuer von der Front und von den Flanken her besonders geeignet. Nicht einheitliches Einsetzen der ganzen Kraft an einer Stelle, sondern stets sich wiederholende Nadelstiche sind hier wirksam. Wie lange die Kavallerie gegen den sie angreifenden Feind standhalten darf, um ohne Verlust fortzukommen, hängt im wesentlichen davon ab, wie nahe hinter der eigenen Feuerstellung sich die Handpferde usw. aufhalten können und welche Deckung sich im Gelände findet für unbehelligten, schleunigen Abmarsch.

185. Vor dem Entschluß zum Fußgefecht soll sich der Kavallerieführer jedesmal die Frage vorlegen: Kann ich die mir gestellte Aufgabe zu Pferde lösen oder muß ich das Feuergefecht benutzen? Nur wenn er der Überzeugung ist, daß der Karabiner das einzig geeignete oder doch viel geeignetere Mittel ist, soll er sich zum Absitzen entschließen.

186. Im Fußgefecht muß die Kavallerie weite Zwischenräume zwischen den Schützen nehmen. Enge Schützen vermehren die Verluste. Platz genug pflegt vorhanden zu sein. Breite Front täuscht den Gegner über unsere Stärke.

Das unter Ziff. 44 in Betreff der vollen Deckung für die Infanterie Gesagte gilt in gleichem Maße auch für die abgesessene Kavallerie.

Häufig sitzen die Regimenter, ja Brigaden in geschlossener Masse zum Fußgefecht ab. Das ist ein Fehler. Die Schützen haben unnötig weite Strecken zurückzulegen, bis sie an die Kampfstelle und von ihr zu den Pferden gelangen. Die große Pferdemasse wird leicht entdeckt und bietet ein bequemes Ziel; einige ein-

Digitized by Google

schlagende Granaten können die ganze Masse zur Flucht veranlassen; die Pferdehalter werden mit fortgerissen.

Ideal ist die getrennte Aufstellung der Handpferde nach Eskadrons, ja Zügen in voller Deckung unmittelbar hinter den Schützen.

187. Für die reiterliche Ausbildung der Fahrer der fahrenden Artillerie ist häufiges Galoppieren von großer Bedeutung. Der Galopp wird auch im Felde einige Zeit nach Einstellung der Mobilmachungspferde anwendbar sein, wenn auf guten Wegen beim Vorziehen der Artillerie Eile geboten ist. Vor dem im Galopp Instellunggehen ist dagegen zu warnen. Ausnahmsweise kann es geboten sein. Im Gelände wird der Trab, und bei längerem, schwierigem Aufstieg, im tiefen Boden sogar der Schritt fast stets sicherer, häufig auch schneller zum Ziele führen. Überaus wichtig für die Artillerie ist die Ruhe und Ordnung, mit der sie das Feuer beginnt, und die können leicht leiden, wenn im Galopp in Stellung gegangen wird. Die fahrende Artillerie soll dies der reitenden überlassen.

188. Noch mehr als bei den anderen Waffen ist bei der Artillerie rechtzeitiges Vorausdenken geboten. Dementsprechend muß die artilleristische Erkundung frühzeitig eingeleitet werden. Kurz vor der Feuereröffnung begonnen, kommt sie zu spät.

Jeder Stellungswechsel ohne vorherige Erkundung ist bedenklich. Alle Möglichkeiten müssen im voraus bedacht sein.

Die Artillerie soll zusammenwirken mit der Infanterie; das kann sie nur, wenn sie deren Bewegungen mitmacht, nicht in dem Sinne des gleichzeitigen Vor- und Zurückgehens, sondern insofern, als sie durch rechtzeitigen Stellungswechsel die höchste Wirksamkeit jederzeit entfalten kann.

189. Jeder Stellungswechsel der Artillerie unterbricht die Feuertätigkeit und damit die Wirkung. Er ist also, wenn nicht notwendig, zu vermeiden. Geboten ist er, wenn der Abstand von der eigenen vorgehenden Infanterie zu groß wird, wenn die Entfernung vom Feinde entscheidende Wirkung nicht zuläßt. Stellungswechsel, der nur unbedeutende Strecken überwindet, ist meist fehlerhaft.

Im Gefecht die gesamte Artillerie oder auch nur den größten Teil gleichzeitig vorgehen zu lassen, ist bedenklich; staffelweises Vorziehen wird die Regel sein müssen.

190. Begleiten des Angriffs der Infanterie hat stets nur durch einzelne Batterien oder Züge zu erfolgen. Ihre tatsächliche Wirkung wird gering sein, die moralische Unterstützung ist jedoch nicht zu unterschätzen.

191. Die neuen technischen Richtmittel und die Beobachtungswagen

Digitized by Google

haben für das Schießen der Feldartillerie aus verdeckter Stellung erst die feldmäßige Vorbedingung geschaffen. Die hier mit verbundenen Vorteile kommen jedoch nur dann zur Geltung, wenn durch sorgfältige Wahl der Stellung und vorsichtiges Einfahren dem Feinde ihr Erkennen unmöglich gemacht wird. Das Herauskommen eines einzigen Geschützes aus der Deckung genügt unter Umständen, daß der Feind Artillerielinien mit voller Sicherheit feststellt. Solche erkennbare Linie ist heute ein durchaus lohnendes Ziel, während nicht erkennbare Artillerie nur mit einem unverhältnismäßig hohen Munitionsaufwand bekämpft werden kann.

192. Gruppenweise Aufstellung unter gewandter Ausnutzung des Geländes erschwert dem Feinde das Auffinden. Insbesondere die feindliche Fliegerbeobachtung muß uns veranlassen, lange Artillerielinien zu vermeiden, da sie sehr viel leichter festzulegen sind als gruppenweise Aufstellung.

Dieser Grundsatz hat auch für die schwere Artillerie die gleiche Geltung.

193. Die schwere Artillerie ist im Feldkriege in erster Linie zur Bekämpfung der feindlichen Artillerie berufen. Sie wirkt am besten aus einer Entfernung von etwa 5000 m. Je früher sie ihr Ziel gefunden hat und dann ihr Feuer beginnen kann, desto besser. Erwünscht ist, daß sie das Instellunggehen der Feldartillerie schon zu unterstützen vermag. Dazu muß sie in der Marschkolonne ziemlich weit nach vorn eingereiht sein. Das ist im Heeresverbande meist unbedenklich.

194. In der Schlacht wird es an Raum für die Artillerie leicht fehlen. Sie wird sich mit unternormalen Geschützzwischenräumen abzufinden haben. Falls der Platz jedoch vorhanden ist, soll die Batterie jedesmal sich bemühen, größere Geschützzwischenräume zu nehmen. Sie vermindern die Verluste und sind in kleineren Gefechten um so mehr angebracht, als bei ihnen die Gefahr feindlicher Erkundung von der Flanke her naheliegt.

195. Haushalten der Artillerie mit der Munition ist dringend notwendig. Feuer gegen nicht festgestellte feindliche Artillerie erscheint besonders auch für die schwere Artillerie recht bedenklich. Rechtzeitige Vorführung der Munitionskolonnen auf das Kampffeld ist nach Maßgabe des Munitionsverbrauchs zu regeln.

196. Einer zweckmäßigen Aufstellung der Protzen usw. ist großer Wert beizumessen. Sie ist stets so zu wählen, daß nicht nur der schwache Friedensteil Platz findet, sondern die volle Kriegsstärke. Das Zusammenstellen der Protzen von mehr als einer Batterie muß, wenn irgend ausführbar, vermieden werden.

Digitized by Google

Das Manöver bietet meist keine Gelegenheit für die Vorgesetzten, dieser wichtigen Frage die erforderliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ich habe deshalb, wenn ich im Frühjahr Batterien besichtigte, sie stets in kriegsmäßiger Zusammensetzung vorstellen lassen. Die besichtigte Batterie stellte die bespannten Geschütze, so daß sie zu ihrem vollen Recht kam. Die weitere Bespannung wurde von einer anderen Batterie gegeben. Nach längerem Vor- oder Rückmarsch, auf zum Teil recht schwierigen Wegen, fand die Besichtigung tunlichst im Gelände statt. Das ließ sich bei dem geringen Raumbedürfnis einer abgeprotzten Batterie auf einem unbestellten Felde, einem breiten Wege usw. meist ermöglichen. Dies Verfahren bedarf allerdings einer vorherigen, gründlichen Geländeerkundung durch den die Aufgabe stellenden Vorgesetzten.

197. Die Vorbereitungen zur Feuereröffnung müssen im Manöver mit der gleichen Sorgfalt und Gründlichkeit erledigt werden wie bei der Schießübung. Ein flüchtiges Verfahren hierin schädigt die Ausbildung, erzeugt falsche Anschauungen bei den anderen Waffen und führt im Felde zu unerfüllbaren Anforderungen an die Feldartillerie.

198. Die Möglichkeit der technischen Verwendung der Pioniere ist aus Friedensrücksichten — Flurschaden, Kostenpunkt — leider nicht häufig gegeben. Um so mehr muß sie vom Leitenden angestrebt und herbeigeführt werden. Der Führer darf eine durch die Lage begründete technische Verwendung der Pioniere niemals versäumen und muß stets der Vorteile eingedenk sein, die die Pioniertruppe zu bringen vermag.

„Annahmen" des Führers über ausgeführte technische Arbeiten sind selbstredend unstatthaft.

199. Der Train kann im Manöver nur eine beschränkte Anzahl von Fahrzeugen bespannen, darunter einige, die, wie die für den Sanitätsdienst, gleichmäßig verteilt werden müssen. Mit dem Rest ebenso zu verfahren, ist unzweckmäßig. Ein einzelnes Fahrzeug bringt kein Impedimentum. Gelernt wird nur, wenn eine größere Anzahl von Fahrzeugen, an einer Stelle und zu einem Zweck vereinigt, dazu zwingt, mit ihnen zu rechnen, ihrer rechtzeitig zu gedenken.

200. Die Anordnungen für die Große Bagage und für die Munitionskolonnen und Trains bedürfen sorgfältiger Überlegung.

Die Große Bagage folgt im Vormarsch meist auf der Marschstraße, und zwar, ohne daß das befohlen werden muß, in der Marschordnung der Truppen. Falls solche nicht feststeht, z. B. bei einer Bereitstellung, muß die Marschfolge bestimmt werden.

Digitized by Google

Beim Rückmarsch ist die Große Bagage rechtzeitig vorauszusenden.

Unnötige Umwege sind in beiden Fällen zu vermeiden, schlechte Straßen und die Notwendigkeit des Kehrtmachens auf vielleicht sehr schmalen Wegen auszuschließen.

201. Bleibt die Große Bagage während der Nacht im Unterkunftsort, so muß sie den Truppen auch belassen werden. Die Anordnung, daß die Fahrzeuge versammelt werden und parkieren, widerspricht dem Zweck der Großen Bagage und ist eine Härte für die Truppe.

202. Der Befehl: Die Große Bagage steht bei X. und ist von den Truppen heranzuziehen!" ist unzweckmäßig. Alle Truppen schicken gleichzeitig den Befehl zum Herankommen, alle Bagagen wollen zu gleicher Zeit antreten. Unordnung ist die unausbleibliche Folge. Ein Befehl an den Führer der Großen Bagage, der die Unterkunft mitteilt, ist richtig.

203. Häufig wird befohlen: „Die Kolonnen usw. parkieren von . . . . ab südlich X."

Bei einem Vormarschbefehl läßt man die Kolonnen mit geeignetem Abstande folgen und befiehlt nicht ihre Bereitstellung.

Parkieren heißt die Straße verlassen und neben ihr in geschlossener Form warten. Das bedeutet Kräfteverbrauch und ist häufig gar nicht so einfach, wie es selbst bei genauem Studium der Karte erscheint. Wegeeinfassungen durch Gräben, Zäune, Hecken, jeder Wegeeinschnitt, tiefer, z. B. neu gepflügter Boden neben der Straße, können große Schwierigkeiten bereiten. Wenn also eine zwingende Notwendigkeit nicht vorliegt, wenn die Straßen von den Kolonnen benutzt werden können, vermeide man das Parkieren und lasse die Fahrzeuge auf der Straße. Bisweilen wird auch marschbereites Warten bei den Kantonnements in Frage kommen.

204. Für Trains und Kolonnen sind Feldwege zu vermeiden, falls feste Straßen zur Verfügung stehen und die Umwege nicht zu groß werden.

205. Der Hauptteil der Munitionskolonnen und Trains folgt der fechtenden Truppe mit mehr oder weniger großem Abstande. Ist ein Zusammenstoß mit dem Gegner zu erwarten, so müssen einzelne Munitionskolonnen und Feldlazarette oder — bei kleineren Verbänden — Teile von ihnen als Gefechtsstaffel so weit herangehalten werden, daß ihre Verwendung noch während des Gefechts gesichert ist.

Zur Munitionsergänzung sind die Kolonnen auf das Gefechtsfeld oder in den Unterkunftsraum vorzuziehen.

206. Nach beendetem Kampfe werden neben den sonstigen Befehlen

Digitized by Google

Anordnungen nötig für Aufräumen des Gefechtsfeldes und Abschieben der Verwundeten und Gefangenen.

207. Täglich ist für den nächsten Morgen zu befehlen der Krankensammelpunkt, die Zeit, zu der Kranke dort einzuliefern sind, und wer das Personal usw. stellt. Der Krankensammelpunkt wird vielfach als die Stelle angesehen, auf der die Kranken zum Abhalten des Revierdienstes sich melden sollen. Das ist ein Irrtum.

Der Revierdienst muß vorher bei der Truppe stattfinden. Die dort als nicht marschfähig erkannten Kranken werden dem Krankensammelpunkt zugeführt, dort vorläufig, wenn nötig, verpflegt, untergebracht und zur Etappe zurückbefördert. Der Dienst auf dem Krankensammelpunkt ist durch einen Arzt, in der Regel von der Sanitätskompagnie, abzuhalten, der für Unterpersonal und Material sorgt, auch Wagengestellung veranlaßt. Es ist deshalb zweckmäßig, die Sanitätskompagnie da unterzubringen, wo am nächsten Tage der Krankensammelpunkt voraussichtlich zu befehlen ist.

Die Einrichtung des Krankensammelpunkts schon für den Abend zu befehlen, ist zwecklos; in der Nacht können die Kranken nicht abgeschoben werden.

208. Ist ein Ausgleich in der Zahl der für ein bevorstehendes Gefecht der Truppe verbleibenden Ärzte notwendig, so ist er frühzeitig, jedenfalls vor dem Gefechte, durch den rangältesten Sanitätsoffizier bei dem Führer zu beantragen.

209. Falls ein Gefecht bevorsteht, wird Beschaffung von Wagen zum Verwundetentransport notwendig. Beitreibung und Herrichtung erst während des Gefechts ist meist unmöglich. Die Wagen können von der Sanitätskompagnie oder von der Truppe beschafft werden und sind von jenen herzurichten. Am Gebrauchstage marschieren sie mit der Sanitätskompagnie. Falls solche fehlt, werden die Fahrzeuge den Sanitätswagen der Truppe angeschlossen.

210. Leitende Sanitätsoffiziere sollen „anregen" und „vorschlagen", dürfen aber nicht selbst Anordnungen treffen über Einrichten von Verbandplätzen, Abschub von Verwundeten usw. Dauernde Verbindung mit dem Truppenführer ist mithin unerläßlich. Für die Maßnahmen im Gefecht bilden die Befehle und Anordnungen, die der rangälteste Sanitätsoffizier vom Führer erhält oder erbittet, die Grundlage.

211. Die Verwundeten werden in marschfähige, transportfähige und nicht transportfähige eingeteilt. Eine Trennung in Leicht- und Schwerverwundete gibt es nicht.

212. Die Bestimmung des Leichtverwundeten-Sammelplatzes erfolgt häufig zu spät. Seine Einrichtung ist beim

Digitized by Google

Eintritt in das Gefecht zu befehlen, wird also meist mit dem Entfaltungsbefehl anzuordnen sein.

Zweckmäßig ist, dazu einen der Truppe bekannten oder doch leicht zu findenden größeren Ort mit guter Wegeverbindung zu bestimmen. Oft wird er zu nahe dem Gefechtsfelde gewählt.

Das Personal für den Leichtverwundeten-Sammelplatz stellt besser ein Feldlazarett als die Sanitätskompagnie, die Sanitätsoffiziere usw. früher braucht als das Feldlazarett.

Im allgemeinen sollen auf dem Leichtverwundeten-Sammelplatz nur beim Truppenverbandplatz oder beim Hauptverbandplatz schon versorgte Kranke eintreffen, denen keine Hilfe mehr geleistet zu werden braucht. Er ist Sammelpunkt für den Abschub der Marschfähigen. Wohin der Abschub stattzufinden hat, muß vom Führer befohlen werden.

213. Die Anlage der Truppenverbandplätze darf nicht zu früh erfolgen. Zusammenfassen nahe beieinander liegender Truppenverbandplätze ist anzustreben, ebenso ihre Vereinigung mit dem Hauptverbandplatz.

214. Der Hauptverbandplatz ist erst dann zu bestimmen, wenn sich im Verlauf des Gefechts zeigt, wo eine „andauernde und wirksame Tätigkeit der Sanitätskompagnie in nicht zu weiter Entfernung vom Ort der Verluste möglich ist".

Mit dem Befehl zur Errichtung des Hauptverbandplatzes hat der Divisionsarzt dem Führer der Sanitätskompagnie „Anhaltspunkte" für die Entwicklung der Sanitätskompagnie zu geben.

215. Die Maßnahmen nach glücklicher Beendigung des Gefechts, z. B. weitere Heranziehung von Feldlazaretten, Benutzung von vorhandenen Krankenhäusern, Maßnahmen zur Schonung und zum Wiederfreimachen des mitgeführten Materials, dessen Ersatz durch aus dem Lande zu entnehmende Hilfsmittel — Betten, Apothekenbestände usw. — sind zu erörtern.

216. Die Sanitätsberichte haben sich der Kürze zu befleißigen. Sie haben die tags zuvor und am Gefechtstage vor dem Kampfe getroffenen Maßnahmen, dann in großen Zügen den Gefechtsverlauf, die während und nach dem Gefecht vorgeschlagenen und erlassenen Anordnungen und schließlich die eingetretenen Verluste usw. zu enthalten.

217. In den Manöverbefehlen findet sich vielfach die Angabe: „Verpflegung aus den Lebensmittelwagen, die durch Beitreibung zu ergänzen sind."

Diese rein schematische Erledigung der überaus

Digitized by Google

wichtigen Verpflegungsfrage ist natürlich vollkommen wertlos.

Zweckmäßigerweise werden im Felde allgemeine Grundsätze aufgestellt, wie die Verpflegung mit Rücksicht auf große oder geringe Truppenmasse, auf eigenes oder feindliches Land, Leistungsfähigkeit der Gegend usw., stattfinden soll. Die Leitung muß eine bezügliche Feststellung machen oder auf Grund obiger Angaben durch die Führer machen lassen. Sie kann für kleinere Heeresteile beispielsweise lauten: „Verpflegung durch den Quartierwirt, wenn nicht ausreichend, Inanspruchnahme der Lebensmittel und Futterwagen, deren Auffüllung durch Beitreibung, wenn nötig, aus den Kolonnen."

Es bedarf also eines täglichen Befehls darüber, wo die Wagen aufzufüllen sind, ob im Kantonnement oder in welchen anderen Ortschaften, wo und wann die etwa notwendige Füllung aus den Kolonnen erfolgen soll. Falls mehrere Truppenteile auf die gleiche Ortschaft angewiesen sind, Bestimmung des Verpflegungsoffiziers, der die Leitung zu übernehmen hat, und der Zeiten für den Empfang.

Zweckmäßig wird ein Verpflegungsoffizier mit der Beitreibung, Verhandlung mit der Ortsbehörde und Bereitstellung sämtlicher zu liefernder Lebensmittel usw. beauftragt. An ihn haben sich die zum Empfang eintreffenden anderen Verpflegungsoffiziere zu wenden.

So wird Unordnung vermieden und die Truppe schnell zu ihrem Bedarf kommen.

218. Die zur Ergänzung der Verpflegung erforderlichen Kolonnen werden, wenn irgend angängig, bis in den Unterkunftsraum vorgezogen, um die Verpflegungsfahrzeuge der Truppen nicht dauernd zu übergroßen Marschleistungen zu nötigen.

Das gilt insbesondere für die Gefechtstage, an denen sich überdies die Verwendung der leichter beweglichen Proviantkolonnen empfiehlt.

219. Es gibt Vorgesetzte, die den Führer nicht nur nicht verlassen, sondern ihm die Führung durch dauernde Fragen erschweren. Sind sie liebenswürdig, pflegen sie diese Tätigkeit mit der höflichen Frage einzuleiten, ob sie augenblicklich nicht störten. Die Antwort lautet meist verneinend, und dann ist der unglückliche Führer geliefert. Auskunft wird gewünscht: wie die Partei jetzt stehe, wie der Führer die Lage ansehe, welche Motive er für sein bisheriges Handeln gehabt habe, was er demnächst zu tun gedenke usw. Und welche Erörterungen lassen sich an die Antworten knüpfen!

Der Führer sitzt auf Kohlen, er wünscht den liebenswürdigen Vor-

Digitized by Google

gesetzten zu allen Teufeln. Er kann nicht selbst beobachten, kann keine Befehle und Aufträge geben, erhält keine Meldungen oder doch verspätet, seine Organe können ihn nicht fragen. Die Führung hat aufgehört. Dem Führer ist ein Schaden entstanden, der nicht wieder gut zu machen ist.

Glücklich noch der Führer, der nur einen so liebenswürdigen Vorgesetzten besitzt!

Ich habe es mir zur Regel gemacht, den Führer niemals zu fragen, und habe meine Begleitung jedesmal dahin angewiesen, daß auch sie bei etwaigen Erkundigungen sich nie an den Führer wenden darf.

220. Die Frage, die der kritisierende Vorgesetzte sich vorlegen soll, darf nicht lauten: „Was kann ich aussetzen?", sondern: „Was kann ich anerkennen, und was muß ich aussetzen?"

Wenn es danach ein schwerer Fehler ist, alles zu bekritteln, nichts anzuerkennen, so kann natürlich auch nach der anderen Seite gefehlt werden, wenn eine nicht angebrachte Milde obwaltet. Ein strenger, hohe Anforderungen stellender Maßstab ist richtig.

221. Ich bin für freimütige Kritik, die bestimmt erklärt, was richtig, was falsch war, und klar ausspricht, wie zu handeln gewesen wäre, die auch nicht vor höheren Vorgesetzten Halt macht. Werden deren Äußerungen unbeanstandet gelassen, so können die Untergebenen nur annehmen, die höhere Stelle sei der gleichen Ansicht.

Ich hege nicht die Befürchtung, daß Bemängelungen von Vorgesetzten im Beisein von Untergebenen deren Autorität irgendwie beeinträchtigen könnten. Einmal wissen wir alle, wie sehr viel leichter es ist, Kritik zu üben, als richtige Entschlüsse zu fassen und sie schnell in eine brauchbare Befehlsform umzusetzen. Dann aber meine ich, wessen Autorität bei solcher Gelegenheit leidet, der hat solche tatsächlich überhaupt nicht besessen.

222. Die anwesenden höheren Vorgesetzten sollten bei der Besprechung auch jedesmal die Anlage der Übung beurteilen. Wenn die Aufgabestellung häufig versagt, so liegt das zum Teil daran, daß es vielfach üblich ist, die Aufgabe der allgemeinen Kritik zu entziehen. So werden berechtigte Ausstellungen, wenn überhaupt, nur dem Verfasser bekannt, nicht aber anderen Herren, denen es, wenn sie später selbst Übungen anzulegen haben, an dem richtigen Handwerkszeug fehlen muß.

223. Die Besprechungen kranken häufig an übergroßer Länge. Teilweise entsteht diese durch ausgiebige Behandlung von Fragen, die, wie z. B. Bemängelung der Befehle im einzelnen, wohl

Digitized by Google

dem Verfasser, nicht aber der Allgemeinheit verständlich, am besten ganz fortfallen. Sie müssen bei der schriftlichen Kritik behandelt, können auch durch mündliche Rücksprache außerhalb der Besprechung erledigt werden.

Ich habe bei der Kritik die Länge jeder einzelnen Besprechung nach der Uhr feststellen lassen und mitunter das Ergebnis bekanntgegeben. Das wirkt außerordentlich segensreich für die Kürze.

Es muß jeder Vorgesetzte sich aber auch selbst kontrollieren. Wenn man während der Besprechung die Gesichter der Zuhörer ansieht, so erkennt man im Ausdruck sogleich, ob die Hörer noch gepackt sind. Sobald das nicht mehr der Fall ist, empfiehlt es sich, so schnell als möglich aufzuhören.

224. Bei manchen Armeekorps findet, wie ich höre, eine Manöverberichterstattung überhaupt nicht statt.

Das halte ich für sehr bedauerlich.

Nur dann, wenn wir die wenigen, uns zur Verfügung stehenden Manövertage nachträglich noch zu gründlicher Belehrung verwerten, sind Fortschritte in dem für das Ganze, wie für jeden einzelnen erwünschten und nötigen Umfange zu erhoffen. Bei sorgsamer Abfassung der Berichte durch die Führer, bei gründlicher Durcharbeitung durch die Vorgesetzten wird gelernt; von dem Kritisierenden in erster Linie, demnächst von dem Verfasser, wenn er ohne Voreingenommenheit die gefällten Urteile gründlich nacharbeitet, und schließlich von jedem Leser, der lernen will.

Ich habe seinerzeit sämtliche Manöverberichte nebst Vorarbeiten und Meldungen persönlich gründlich bearbeitet, und das auch von den anderen Vorgesetzten verlangt.

Für mich ist aber noch ein weiterer Grund für diese Forderung maßgebend. Beim besten Willen, dem Führer nach jeder Richtung hin gerecht zu werden, kann ihm beim Manöver doch leicht unrecht geschehen. Die Vorgesetzten kennen nicht sämtliche eingegangenen Meldungen, sie kommen deshalb zu einem anderen Entschluß, halten den des Führers für unbegründet und urteilen demgemäß. Sie erfahren ihren Irrtum erst aus der Berichterstattung und sind nun in der Lage, ihr Fehlurteil zu berichtigen.

Hannover, Mai 1914.

Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn.
Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Das militärische Testament des Großen Königs.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin
am Friedrichstage, 23. Januar 1914,
von

Jochim,
Major im Großen Generalstabe.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Als nach sieben langen Jahren harter Bedrängnis im Februar 1763 der Frieden endlich wieder eingezogen war, da galt es für den Großen König, nunmehr in emsiger Friedensarbeit das für die Zukunft zu sichern, was er in heißem Ringen so mühsam erkämpft hatte. Unverzüglich ging er daran, das Rüstzeug, womit er seine Siege errungen und all die Jahre hindurch einer Überzahl von Feinden getrotzt hatte, von neuem zu stählen. In den Soldaten sah er nach eignem Ausspruch „die Stützen des Reiches und die Bollwerke des Staates. . . Bedenken wir," so mahnt er eindringlich, „daß wir nur solange existieren, als wir eine gute Armee haben". Sein weitschauender Blick sah kommende Stürme voraus, denn das eben erst durch die Macht seines Schwertes in die Reihen der Großmächte eingetretene Preußen war rings von Feinden und Neidern umgeben. Da war es natürlich, daß der König seine reichen Kenntnisse und die Erfahrungen langer Kriege auch seinem Nachfolger zugute kommen lassen wollte, und so entstand jene Abhandlung, die unter der Überschrift „Du militaire" einen Abschnitt des politischen Testamentes Friedrichs des Großen bildet. Sie ist später allgemein als das militärische Testament des Großen Königs bezeichnet worden. In ihm legt er in großen Zügen die leitenden Grundsätze der Heereseinrichtungen und der Strategie dar. Zwei Jahre später entwickelt er seinen Generalen in den „Grundsätzen der Lagerkunst und Taktik" seine Anschauungen auf den verschiedenen Gebieten der Taktik, wie er sie nach dem Siebenjährigen Kriege für richtig hielt. Es ist die letzte Schrift des Königs, in der er auf dieses Thema näher eingeht. In den 1775 zu Papier gebrachten „Betrachtungen über Feldzugspläne" endlich bespricht er noch einmal ausführlich die Grundsätze des strategischen Angriffs- und Verteidigungskrieges. Alle drei Schriften gehören eng zueinander, sie zusammen bilden recht eigentlich erst das militärische Vermächtnis des königlichen Feldherrn, worin ihn sein Genie bereits Grundsätze aufstellen ließ, die auch noch heute volle Gültigkeit haben.

Digitized by Google

Es lag in der Natur der Sache, daß der König vor allem mit einem Vergeltungskriege Österreichs rechnete, er wußte aber auch, wo die andern Widersacher Preußens zu suchen waren. Von den Franzosen sagt er: „Sie werden sich hüten, das Kriegsglück zu versuchen, wenn wir nicht gleichzeitig durch andere Feinde angegriffen werden." Und zu diesen zählte wohl auch Rußland. Dann, meinte er, müsse man Ostpreußen zunächst preisgeben, denn man dürfe niemals den Hauptfeind aus dem Auge verlieren und seine Kräfte zersplittern. Die Vorbedingung für eine glückliche Kriegführung sei eben, richtig zu erkennen, wo das Schwergewicht der Operationen liege. Nach diesem Grundsatze hat er auch im Siebenjährigen Kriege immer gehandelt. Mochten Russen, Schweden und die Reichsarmee noch so bedrohlich gegen das Herz der Monarchie vordringen, niemals verlor er aus dem Auge, daß der Sieg über die Österreicher alles entschied. Zur glücklichen Durchführung einer Operation bedurfte es aber auch damals schon eines aufs sorgfältigste geregelten Nachschubdienstes. Und so ist es bezeichnend, daß das militärische Testament des Königs mit der Besprechung der Verpflegungsfrage, der Feldverwaltungsbehörden und der Bereitstellung der Geldmittel beginnt.

Der König wendet sich sodann den einzelnen Waffengattungen zu. Schon 1753 hatte er in den „Generalprinzipien" Weisungen für die Ausbildung und Kriegführung gegeben. Inzwischen aber war, und zwar noch während des Siebenjährigen Krieges, ein grundsätzlicher Umschwung in seinen taktischen Anschauungen eingetreten. Damals verlangte er, daß die angreifende Infanterie nicht schießen solle, und fügte hinzu, er werde niemals mit seiner Armee eine befestigte Stellung beziehen. Jetzt sagt er: „Die Schlachten werden durch die Überlegenheit des Feuers gewonnen... Die Kanone hat alles geändert!" Der von den Österreichern meisterhaft gehandhabte Stellungskrieg im Verein mit einer ungeahnten Entfaltung und Verbesserung der Artillerie hatte diese Umwälzung nicht nur in den Anschauungen des Königs, sondern in der Kriegführung überhaupt hervorgerufen. Sie versetzten der bisher üblichen Lineartaktik den Todesstoß und bahnten die Entwicklung einer ganz neuen Fechtweise an.[1])

Die außerordentliche Bedeutung, die das Feuer der Artillerie in so kurzer Zeit gewonnen hatte, zwang auch den König, unausgesetzt auf Verbesserung und sorgfältige Schulung dieser Waffe zu sinnen. Gleich-

[1]) Nicht mißzuverstehen sind die späteren Weisungen des Königs in den „Regeln, nach welchen ein guter Kommandeur eines Bataillons zur Zeit des Krieges handeln soll", vom Frühjahr 1773 und in der „Instruktion für die Commandeurs der Regimenter und Bataillons" vom Februar 1778, worin er die Kommandeure der Infanterie ermahnt, die Feuereröffnung beim Angriff auf Höhenstellungen möglichst lange hinauszuschieben. Der Grund hierzu liegt in den schlechten Leistungen der

Digitized by Google

zeitig aber verlangte er auch von den Führern der Infanterie und Kavallerie ein eingehendes Studium der Eigenart dieser Schwesterwaffe, um sie überall sachgemäß verwenden zu können. Er will die Artillerie zur planmäßigen Massenwirkung gegen die entscheidenden Punkte unter sorgfältigster Ausnutzung des Geländes zusammenfassen. Die weniger wichtigen Teile der feindlichen Linien sollten höchstens durch einige Batterien beschäftigt werden. Früher hatte der König die Ebene aufgesucht, welliges und hügeliges Gelände aber vermieden, weil es der Eigenart der Lineartaktik nicht entsprach. Jetzt sagt er, man dürfe sich nie in den Ebenen entwickeln, sondern müsse hinter Wellen, Hügeln und Bergen aufmarschieren, weil sonst das Artilleriefeuer eine zu verheerende Wirkung in den ungedeckten dichten Kolonnen ausüben würde.

Aber auch das Feuer der Infanterie verstand der König jetzt sehr wohl zu würdigen, denn er sagt, daß es mörderisch wirke, wenn die Truppe nur richtig im Gelände aufgestellt werde. Und deshalb verlangte er auch von seiner Infanterie eine vortreffliche Ausbildung im schnellen und doch sicheren Schießen.

Die gesteigerte Bedeutung des Feuerkampfes veranlaßte ihn nunmehr auch, nachdrücklich auf den großen Wert der Feldbefestigung hinzuweisen, die in Schanzen und Gräben gruppenweise anzulegen sei. Die bloße Natur, meint er, biete fast nie ein so vollkommenes Gelände, wie wir es wünschten, und deshalb müsse die Kunst unablässig nachhelfen, um das Fehlerhafte zu verbessern. So war es natürlich, daß das Gelände und die Fähigkeit, sich schnell in ihm zurecht zu finden, eine immer bedeutendere Rolle zu spielen begannen. „Man kann", sagt der König, „das Gelände nicht genug studieren, um es schnell beurteilen zu lernen und gute Dispositionen zu machen, denn oft genug wird Euch der Feind nicht die Zeit lassen, lange zu überlegen". Wie sehr sich aber die ganzen Verhältnisse in der Fechtweise geändert hatten, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß der König jetzt den Angriff durch Tirailleurlinien, d. h. durch eine Art von Schützenlinien seiner leichten Infanterie, einleiten wollte, die das Feuer des Verteidigers von den nachfolgenden geschlossenen Angriffstruppen auf sich ablenken sollten.

Von der Infanterie forderte er außer einer vortrefflichen Ausbildung im Exerzier-, Gefechts- und Schießdienste auch eine sorgfältige Schulung der Mannschaften im Marsche. Gerade die Schnelligkeit, mit der er ganz unerwartet an irgend einer Stelle erschien, war das gewe-

damaligen Gewehre gegen stark ansteigendes Gelände. Eben weil er die verheerende Wirkung des Infanteriefeuers des Verteidigers bergab sehr richtig einschätzte, wollte er diese Zone der entschiedenen Unterlegenheit des Angreifers nach Möglichkeit ohne mehrfachen Aufenthalt überwinden. Daß dies nicht ganz ohne Feuerabgabe gehen konnte, wußte er sehr wohl.

Digitized by Google

sen, was seine Feinde im Siebenjährigen Kriege am meisten an ihm gefürchtet hatten. So wagten es die Russen bis 1761 nicht, die Oder nach Schlesien zu überschreiten, weil sie immer in Sorge waren, daß der König plötzlich von den Österreichern ablassen und unvermutet vor ihrer Front oder gar in ihrer Flanke erscheinen würde. Das hat ihn wiederholt davor bewahrt, zwischen zwei Feuer zu geraten und der sicheren Vernichtung anheim zu fallen. Anderseits warnt aber auch der König vor unzeitiger Überanstrengung der Infanterie, besonders zu Beginn des Krieges.[2])

Zu seinem großen Nachteile hatte er im Siebenjährigen Kriege erfahren müssen, daß ein im Frieden nicht genügend vorbereiteter und geübter Aufklärungsdienst der Kavallerie im Kriege stets versagt. Daher wurde er auch nach dem Friedensschlusse nicht müde, immer wieder auf die große Bedeutung dieses Dienstzweiges hinzuweisen und ihn mit allen Mitteln zu heben. Die Verwendung seiner Reiterei im Sinne unserer heutigen Heereskavallerie dachte er sich so, daß ein stärkeres Korps aus Dragoner- und Husarenregimentern vorgeschoben wurde, dessen Patrouillen ununterbrochen unterwegs sein sollten. Zwischen dieses Korps und der eigenen Armee wollte er Freibataillone vorziehen, die der Reiterei, falls sie zum Zurückgehen gezwungen wurde, einen Rückhalt gewähren sollte. Erleichtert wurde der Kavallerie ihre Aufklärungstätigkeit dadurch, daß sie durchweg mit Karabinern bewaffnet und die Dragoner und Husaren sogar im Angriff zu Fuß ausgebildet waren. Auch verfügte der König über reitende Artillerie, die er ihr zuteilen konnte. Im Siebenjährigen Kriege ist die preußische Reiterei freilich nicht in so ausgesprochener Weise als Heereskavallerie verwendet worden. Das, was der König hier äußert, ist also eine Lehre, die er aus diesem Kriege gezogen hat. „Eine gute Kavallerie", sagt er, „macht Euch zum Herrn des Landes. Zwei bis drei Coups, die hintereinander gelingen, schüchtern den Feind so ein, daß er nicht mehr das Herz hat, sich ihr zu zeigen". Und der König ist überzeugt, daß die preußische Kavallerie jeder andern überlegen sei, wenn der Feind in nicht gar zu großer Überzahl aufträte.

Mit dem Aufsuchen eines mehr bewegten Geländes mit Höhen und Abschnitten zergliedert sich die ursprünglich einheitliche, enge Aufstellung der Armee beim Kampfe ganz unwillkürlich in mehrere Gruppen. Da war es denn mehr wie zuvor geboten, daß die einzelnen Waffengattungen in innigem, verständnisvollem Zusammenwirken handelten, und der König wies immer wieder mit allem Nachdruck darauf hin. Einen ganz beson-

---

[2]) „Beim Beginn eines Krieges muß man die Infanterie an den ersten Marschtagen nicht zu große Entfernungen zurücklegen lassen, weil sie das ruinieren würde. Man muß sie nach und nach in Gang bringen, dann hält sie die größten Fatiguen aus."

Digitized by Google

deren Erfolg erwartete er hierbei von seiner reitenden Artillerie durch ihr überraschendes Eingreifen an den entscheidenden Punkten und in den Kavalleriekämpfen auf den Flügeln der Schlacht.

Der König wendet sich nunmehr den „Fundamental-Prinzipien" der Kriegführung zu. Aus den folgenden Betrachtungen leuchtet uns sein Offensivgeist im hellsten Lichte entgegen; und überall, wo die preußische Armee in späteren Kriegen diesem Geiste folgte, — und dies geschah mit einer Ausnahme immer, — ist sie glücklich und siegreich gewesen.

Bei allen Feldzugsplänen und allen Operationen will er stets nur das Große im Auge behalten wissen. „Die weitausgehenden Pläne sind ohne Zweifel die besten, weil man bei ihrer Ausführung sofort bemerken wird, was zu erreichen nicht möglich ist, und indem man sich auf das beschränkt, was ausführbar bleibt, kommt man weiter, als wenn man einen kleinen Plan faßt, der niemals zum Großen führen wird." Als Beispiel nennt er seinen konzentrischen Einmarsch 1757 nach Böhmen. „Eine Schlacht, so schien es, konnte in diesem Falle das Schicksal des Krieges entscheiden." Aber Prag brachte keinen entscheidenden Erfolg und Kolin fiel zu Ungunsten des Königs aus, und deshalb sagt er auch, daß diese Arten von großen Plänen nicht immer glücklich seien; gelängen sie aber, so entschieden sie alles. Und darum bleibt er auch dabei, daß der erste Grundsatz eines jeden Offensivkrieges immer sein müsse, großzügige Pläne zu entwerfen, um großartige Erfolge zu erringen. Dem Einmarsche des Königs nach Böhmen 1757 ähnelt in gewisser Weise der preußische Einmarsch 1866. Beide waren gewagte, großzügige Unternehmen. König Friedrich aber mußte nach der Niederlage bei Kolin Böhmen räumen; König Wilhelm dagegen siegte 1866 bei Königgrätz, und diese eine Schlacht entschied mit einem Schlage den ganzen Feldzug.

Auf der andern Seite aber mahnt der König auch zur Vorsicht: „Wie bei allen Gelegenheiten des Lebens, kann der kluge Mensch zwar schwierige Sachen unternehmen, sich aber niemals auf unausführbare einlassen." Zu den bewunderungswürdigsten Verdiensten König Friedrichs gehört es zweifellos, daß er, selbst einer der offensivsten Feldherren, die es je gegeben hat, sich doch zur rechten Zeit die durch die Verhältnisse gebotene Selbstbeschränkung in seinen strategischen Zielen auferlegte. Nur so war es ihm möglich, sich die nötigen Hilfsmittel und Streitkräfte für die Weiterführung des Krieges zu bewahren, die ihn davor schützten, einen schmachvollen Frieden eingehen zu müssen, von dem er noch in seinem militärischen Testamente nur mit innerem Grauen spricht. — Napoleon hat es nicht verstanden, rechtzeitig Maß zu halten, und daran mußte er zugrunde gehen.

Digitized by Google

Die Grundlage für den Feldzugsplan müsse ein eingehendes Studium des Landes, der Armee und der Hilfsmittel des Gegners bilden. „Bevor Ihr zum Handeln schreitet, müßt Ihr, ohne Euch Dunst vorzumachen, mit kaltem Blute Alles prüfen, was der Feind tun könne, um Eure Pläne zu stören, und welche Mittel Euch in jedem Falle bleiben, um Euer Ziel trotz aller Hindernisse zu erreichen." Stets habe man sich dabei vor Augen zu halten, daß der Feind nur das tun wird, was in seinem Interesse liegt und was uns schädlich ist. Dieser Mahnung des Königs ist auch Moltke gefolgt, sonst hätten wir unsere großen Erfolge 1866 und 1870 nicht errungen.

Bei diesen Erwägungen warnt der König eindringlich vor Selbsttäuschung: „Hütet Euch wohl, Euch mit unklaren Ideen in solchen Dingen zu begnügen, die klare und korrekte Auffassungen erfordern", denn, wenn man auch dem Zufall alles nehmen würde, was Scharfblick und Vorsicht ihm entwinden könnten, so werde er doch noch viel zu viel Einfluß im Kriege behalten. Habe man aber alles eingehend durchdacht und vorbereitet, so solle man auch guten Mutes auf sein Glück vertrauen, selbst wenn sich Mißerfolge einstellten. „Mag es Politik, mag es Krieg, oder irgend ein menschliches Unternehmen sein, keins wird gelingen, wenn es nicht vom Glück begünstigt wird." Der König selbst hat unerschütterlich auf sein Glück und sein Können vertraut und auch in den verzweifeltsten Lagen niemals den Mut verloren.

Neben diesem stolzen Selbstvertrauen bewundern wir in ihm die Kühnheit, womit er sein Ziel, die Vernichtung des Gegners in der Schlacht, verfolgt. „Ins Herz des Feindes" will er stoßen, „schweift man ab, so ist alles umsonst. . . . Ihr müßt den Feind bei seinem Lebensnerv anpacken und ihn nicht nur an den Grenzen beschäftigen", denn „Krieg wird nur geführt, um den Feind so bald wie möglich zum Unterzeichnen eines vorteilhaften Friedens zu zwingen". Und darum müsse man auch danach trachten, gleich zu Beginn des Feldzuges mit dem Gegner handgemein zu werden, um von vornherein ein entscheidendes Übergewicht über ihn zu gewinnen. Nicht die „Sucht zum Bataillieren", wie sein eigner Bruder meinte, ist es, die den König zur Schlacht drängt, sondern die richtige Erkenntnis, daß sie allein das Mittel bietet, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten. Es sind dieselben Grundsätze, die auf den Schlachtfeldern von Königgrätz, von Gravelotte—St. Privat und Sedan so reiche Früchte getragen haben.

Wenn auch der König, in seinen Betrachtungen fortfahrend, davor warnt, bei den Operationen seine Streitkräfte zu teilen, so meint er damit doch nur jede unnötige Trennung. Erforderte es der Kriegsschauplatz oder wurde das ganze Unternehmen dadurch gefördert, so hat auch er seine Armee unbedenklich in mehreren Kolonnen angesetzt. Ich erinnere an

Digitized by Google

seinen konzentrischen Einmarsch nach Böhmen 1757, und auch in seinen Betrachtungen über einen künftigen Krieg gegen Österreich läßt er die Armee in zwei Gruppen von Oberschlesien nach Mähren und von Sachsen nach Böhmen einrücken. Ja, selbst zur Schlacht ist er in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges wiederholt in mehreren Kolonnen anmarschiert, so bei Kunersdorf, Torgau und Burkersdorf.

Seit 1759 hatten es die Verhältnisse dem Könige verboten, den Krieg wieder wie bisher in Feindesland hineinzutragen. Immerhin kamen seine Streitkräfte denen der einzelnen Gegner an Zahl noch ungefähr gleich. In einem solchen Kriege, schreibt er, müsse man sich mehr der Fuchshaut als des Löwenfelles bedienen. Stets aber solle „der Feldherr den festen Entschluß haben, von seiner Seite den Krieg offensiv zu führen, sobald sich die Gelegenheit hierzu darbietet". Der König empfiehlt daher auch, dem Feinde in der Eröffnung der Operationen zuvorzukommen, um ihn, wenn möglich, noch in der Versammlung einzeln zu schlagen. Von großer Bedeutung sei es ferner, sich bald ein zutreffendes Urteil über den feindlichen Führer zu bilden, um dementsprechend handeln zu können. Kaum je ein Feldherr hat es so vortrefflich verstanden, seine Gegner richtig einzuschätzen, wie der König. Und deshalb konnte er sich auch wiederholt Operationen und Bewegungen, oft angesichts des Gegners, erlauben, die unmöglich gewesen wären, wenn er nicht ganz genau gewußt hätte, daß die betreffenden feindlichen Führer doch nichts Ernstliches gegen ihn zu unternehmen wagten.

„Man gewinnt", so fährt der König fort, „die Überlegenheit über den Feind, indem man entscheidende Schlachten über ihn davonträgt, oder indem man sich auf seine rückwärtigen Verbindungen wirft und ihn dadurch zwingt, zurückzugehen". Dann freilich müsse man auch dafür sorgen, daß die eigenen Verbindungen gut gedeckt seien. Der König befand sich in jenen Jahren in einer ähnlichen Lage wie Napoleon im Herbst 1813. Für beide handelte es sich um ein Operieren auf der inneren Linie. Aber König Friedrich gelang es, sich dank seiner Geschicklichkeit und der Ungeschicklichkeit seiner Gegner jahrelang zu behaupten, während Napoleon dem kühnen Vorwärtsdrängen eines Blücher unterlag.

Der König schließt die Betrachtungen dieses Abschnittes mit der eindringlichen Warnung, sich niemals am unrichtigen Ort und zur unrechten Zeit zu Entsendungen verleiten lassen, und fügt hinzu, daß derjenige, „der nicht eine an Hilfsmitteln und Auswegen fruchtbare Auffassung hat, der nicht über das Kriegshandwerk nachdenkt und es studiert", niemals ein glücklicher Feldherr sein werde.

In den letzten Jahren hatte der Siebenjährige Krieg für den König ausgesprochen die Form der strategischen Verteidigung angenommen. Ein solcher Krieg, sagt er, verlange noch viel mehr Kunst, um zu einem glück-

Digitized by Google

lichen Ende zu kommen, als ein Offensivkrieg. Ganz besonders gründlich sei bei ihm der Feldzugsplan zu erwägen, denn Fehler in diesem ließen sich noch viel weniger gut machen als bei einem Angriffskriege. Niemals dürfe man sich mit einer zu eingeschränkten Defensive begnügen und niemals den Gedanken aufgeben, bei der ersten Gelegenheit die Defensive mit der Offensive zu vertauschen. Und dies sei möglich, wenn man es verstände, die Fehler des Feindes schnell zu erkennen und auszunutzen. Meisterhaft hat es der König selbst verstanden, und doch mahnt er gleichzeitig zur Vorsicht, denn auch der Gegner lernt im Kriege, und so vermieden tatsächlich die feindlichen Führer in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges ihre früheren Fehler und Unvorsichtigkeiten. Dann, meint der König, müsse man sich mit kleinen Erfolgen begnügen, die auf die Dauer immerhin einer gewonnenen Schlacht gleichkommen könnten und den Feind schwächten. Als Beispiel führt er die Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig an, der sich all die Jahre hindurch gegen die Überzahl der Franzosen in Hessen und Westfalen behauptet und dadurch dem König die rechte Flanke gedeckt hatte. Seine Person allein, sagt dieser, habe 40 000 Mann der Verbündeten Armee aufgewogen.

Sei man jedoch dem Gegner an Zahl sehr unterlegen, dann müsse man „mehr wie ein Parteigänger als ein Heerführer" handeln. „Zeitgewinn" wäre in dieser Lage alles, was man von dem erfahrensten Feldherrn verlangen könne. Daß aber der König auch in dieser Art von Kriegführung zu Hause war, zeigt sein Verhalten nach der Schlacht bei Liegnitz. Mit 66 000 Russen unmittelbar hinter sich an der Oder steht er, selbst nur 50 000 Mann stark, bei Schweidnitz 95 000 Österreichern gegenüber. Bald stößt er gegen den rechten, bald gegen den linken Flügel Dauns vor, um diesen aus Schlesien hinauszumanövrieren. Das mißlingt; aber auch Daun wagt trotz seiner Überzahl nicht, anzugreifen, und läßt sich durch den König wochenlang an das Gebirge fesseln. Die Russen, des langen Wartens auf die Österreicher müde, marschieren von der Oder ab, — und der König hat seine Bewegungsfreiheit wieder.

Gehen wir nun zu den taktischen Lehren des Königs über, so ist sein oft wiederholter Ausspruch, daß es sich in den künftigen Kriegen hauptsächlich um Angriffe gegen Stellungen unter heftigen Artilleriekämpfen handeln werde, ganz besonders hervorzuheben. Er selbst hat sich in allen seinen Kriegen ausschließlich des taktischen Angriffs bedient und will ihn auch in Zukunft angewendet wissen, wenn es die Verhältnisse nur irgend erlaubten.

Schon in den ersten beiden Schlesischen Kriegen hatte er erkannt, daß man nicht alles auf einmal einsetzen darf, denn sonst würde die

Armee schon zusammengeschossen sein, ehe sie zur Durchführung des Angriffs gelangte. Daher sei es sein ständiger Grundsatz, einen Flügel aus dem Feuer zurückzuhalten oder auch zunächst nur einen Teil der Armee gegen den Feind vorzuführen. Das Gros oder der zurückgehaltene Flügel sollten ihm dann als Reservoir dienen, woraus er die angreifenden Truppen unterstützte. Nur so sei es ihm möglich, die Leitung der Schlacht fest in der Hand zu behalten, und nur so könne er den Kampf abbrechen, wenn „physische und moralische" Gründe ihm dies wünschenswert erscheinen ließen. Er will auch nur einen Teil der feindlichen Stellung, und zwar den schwächsten angreifen, die übrigen Teile aber nur beschäftigen. Durch geschickte Bewegungen wird die Armee vor den Angriffsabschnitt geführt, und dann sollte ein überwältigendes, flankierendes und kreuzendes Artilleriefeuer die Einbruchstelle umgeben, um dort von vornherein eine entscheidende Feuerüberlegenheit zu gewinnen. Der Angriff wird sodann durch „Attaquen" der Infanterie, d. h. durch vorgezogene Bataillone, denen Freibataillone tiraillierend vorausgehen, eingeleitet. Den Attaquen folgen Unterstützungen in genügender Nähe. Das Vorgehen dieser Unterstützungen richtete sich nach dem Gelände und der Lage. In deckungsloser Ebene gingen sie in sich seitwärts, rückwärts gestaffelt vor, damit der größere Teil von ihnen möglichst lange außerhalb des wirksamen Kartätschfeuers blieb. Bot sich Deckung, und solches Gelände war möglichst immer aufzusuchen, so schob sich die Armee mit rechts- oder linksum entsprechend seitwärts, um die bereits zum Angriff vorgegangenen Truppen von rückwärts her zu unterstützen. Es ist also nicht mehr ein gleichmäßiges Vorschreiten der ganzen Armee, wie wir es früher sahen, sondern ein Zerlegen der linearen Schlachtordnung in mehrere Gruppen, ein Nähren des Angriffs von rückwärts her. Die Truppen werden da eingesetzt, wo es not tut. Der König gliederte sich also nach der Tiefe, und diese Tiefengliederung tritt um so deutlicher hervor, als er außer dem zurückgehaltenen Flügel auch noch eine starke Reserve aller Waffen, auch an Artillerie, ausschied. „Die Reserven", sagte er in seinem Testamente, „sind von der größten Wichtigkeit, sie können alles entscheiden, wenn man sie zu gebrauchen weiß. . . . Ein General, der keine Reserven hat, ist nichts als der einfache Zuschauer einer großen Begebenheit". Die Bedeutung der Reserve hatte der König recht eigentlich in der Schlacht bei Zorndorf erkannt, seitdem fehlte sie niemals mehr in seiner Schlachtordnung. Sie sollte auch das Mittel bieten, dem Feinde in die Flanke oder in den Rücken zu stoßen, wenn dies der Armee nicht von vornherein gelungen war. Die Schlacht bei Zorndorf hatte ferner die Notwendigkeit erwiesen, den Feind daran zu verhindern, aus den nicht angegriffenen Abschnitten frische Kräfte nach den bedrohten Punkten zu ziehen. Diese Aufgabe sollte jetzt

Digitized by Google

dem zurückgehaltenen Flügel oder besonderen Abteilungen zufallen, die der König von vornherein ausschied. Waren seine Streitkräfte stark genug, so setzte er auch zum ausgesprochenen Nebenangriff an, ganz abgesehen von der fast immer stattfindenden Beschäftigung durch Artillerie.

Die schwächsten Stellen einer fechtenden Truppe sind von jeher ihre Flanken und der Rücken gewesen. Auf sie also richtete der König von vornherein sein Augenmerk. Umfassend will er den Gegner angreifen, ihm womöglich in den Rücken stoßen. So hat er auch im Siebenjährigen Kriege gehandelt. Bei Leuthen gewinnt er den Österreichern die linke Flanke ab. Bei Zorndorf umgeht er die russische Stellung im großen Bogen und greift schließlich da an, wo der Feind ursprünglich mit seinem Rücken gestanden hatte. Auch bei Kunersdorf will er den Russen in den Rücken stoßen. Die Lehre von Zorndorf läßt ihn aber hier bereits den Angriff in einen Haupt- und Nebenangriff zergliedern. Das gleiche geschieht bei Torgau. Dort geht ein stärkeres Korps gegen die feindliche Front vor, der König selbst aber führt das Gros mit beispielloser Kühnheit durch einen meilenweiten Wald in den Rücken der Österreicher. Dort greift er an, die Elbe unmittelbar hinter sich im eigenen Rücken. Er wußte eben, daß die Umfassung oder Umgehung für den an Zahl Unterlegenen das einzige Mittel ist, um einen entscheidenden Erfolg über den Feind zu erringen, — und darauf kam es ihm immer an. Ließ sich aber eine Umfassung nicht ermöglichen, so riet der König, lieber nicht anzugreifen, sondern zu versuchen, den Gegner aus seiner Stellung herauszumanövrieren. Immerhin konnte die Lage zum Angriff auf sie zwingen. Dann sei die Einbruchstelle lediglich nach dem Gelände zu bestimmen, wobei man anstreben solle, zuerst solche Abschnitte der feindlichen Stellung zu gewinnen, welche die übrigen beherrschten.

In der deckungslosen Ebene war eine Umfassung natürlich nicht möglich, da der Gegner schon von weitem die ihm drohende Gefahr erkannte. Dann wollte ihn der König aber wenigstens überflügeln, um ihn doch noch im letzten Stoße zu umklammern. Aus diesem Streben ist die sogenannte schräge Schlachtordnung entstanden. Sollte der zurückgehaltene Flügel in solchem Gelände außer Kanonenschußweite halten, dann mußte er so weit zurückbleiben, daß er bei den damals schnell verlaufenden Kämpfen im entscheidenden Augenblicke nicht zur Stelle gewesen wäre. Der König mußte ihn also mit vorführen. Um aber die Verluste möglichst herabzumindern, staffelte er die ganze Armee mit so großen Abständen seitwärts rückwärts, daß noch das dritte Echelon außer wirksamer Kartätschschußweite marschierte, wenn das vorderste bereits auf Gewehrschußweite an den Feind herangekommen war. Ähnlich hat auch der König in der Schlacht bei Leuthen gehandelt, nur daß er jetzt die einzelnen Echelons eine Brigade, d. h. fünf Bataillone, stark machte und sie mehr Abstand voneinander

Digitized by Google

nehmen ließ. Für die Seitwärtsbewegung, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen, gab er dem vordersten Echelon einen Marschrichtungspunkt, wonach sich auch die übrigen entsprechend zu richten hatten. So blieb es dem Könige unbenommen, die hinteren Staffeln jederzeit anzuhalten, wenn ihm dies erforderlich erschien, oder mit halbrechts oder halblinks dahin zu ziehen, wo es not tat. War man dann auf wirksame Gewehrschußweite herangekommen und hatte man den Gegner genügend überflügelt, so nahm man die Front nach dem Feinde, und die hinteren Echelons marschierten auf oder wandten sich dahin, wo Gefahr drohte. Die schräge Schlachtordnung ist also nur eine Bewegungsform, die unter möglichster Herabsetzung der Verluste die einzelnen Teile der Armee dahin führte, wohin sie der König haben wollte, d. h. also auf die Einbruchstelle. Sie ist aber nicht eine eigentliche Kampfform, etwa in dem Sinne, daß die Echelons nach- und nebeneinander einzeln auf den Feind aufgeprallt wären. Sie ist auch nur ein Notbehelf gewesen, und zwar lediglich für die deckungslose Ebene. Das Wesen der schrägen Schlachtordnung wurde aber bereits zu Lebzeiten König Friedrichs verkannt. So sehen wir in vielen Schlachtenplänen damaliger Zeit die Darsteller krampfhaft bemüht, jeden preußischen Angriff nach 1757 in der Leuthener schrägen Schlachtordnung einzuzeichnen, ganz unbekümmert darum, ob die Verhältnisse und das Gelände sie überhaupt zuließen. Ja selbst in Berichten, namentlich untergeordneter Teilnehmer an den Schlachten, finden wir solche unmöglichen Angaben. Das hat dann nach dem Tode des Königs zu unheilvollen Künsteleien geführt, weil man die schräge Schlachtordnung für ein Rezept für alle Fälle ansah. Und dennoch ist sie im Siebenjährigen Kriege nach Leuthen in einheitlicher Form nie wieder angewandt worden, weil es die Verhältnisse einfach nicht zuließen. Mit dem Aufsuchen eines mehr welligen Geländes war mit dieser schwierigen Bewegungsform überhaupt nichts mehr anzufangen, und deshalb finden wir auch die Bezeichnungen „schräge Schlachtordnung" in den letzten Schriften des Königs mit keiner Silbe mehr erwähnt. Er spricht von ihr nur als von dem „Angriff in der Ebene", und der sollte für die Zukunft die Ausnahme sein.

Der zahlreichen Kavallerie war in der Schlacht eine bedeutende Rolle zugedacht. Sie sollte, oft durch einige Bataillone und Artillerie unterstützt, die Flügel, vor allem den umfassenden, sichern. Auch hatte sie die Umfassungsbewegung möglichst lange zu verschleiern und sich bereit zu halten, über den Feind herzufallen, wenn er durch das Feuer in Unordnung geriet, oder der eigenen Infanterie durch einen kühnen Angriff Luft zu schaffen, wenn dieser Gefahr drohte.

Interessant ist es, wie sich der König den Angriff auf eine vorgeschobene Stellung denkt. Er bestimmt hierzu eine besondere Abteilung, die

Digitized by Google

in mehreren, in sich tief gegliederten Gruppen konzentrisch die feindliche Vorstellung angreift. Sie wird unterstützt durch die Masse der Artillerie, die auch die Flanken der angreifenden Abteilung schützt. Die Armee selbst aber hält außerhalb wirksamer Kanonenschußweite, denn sie ist lediglich zum Kampfe um die feindliche Hauptstellung bestimmt. Will der König auf den Angriff gegen die Vorstellung einwirken, so bedient er sich hierzu der Reserve.

War die Schlacht gewonnen, so sollte sogleich die Artillerie in die genommene Stellung vorgeführt werden, und dann hatte die Verfolgung einzusetzen. Sie will der König mit allem Nachdruck geführt sehen, denn eine Schlacht ohne Verfolgung koste bald wieder die Opfer einer neuen. Daher dürfe die eigene Kavallerie nicht eher ruhen, als bis sie die feindliche zersprengt habe, um dann voraus zu eilen und sich dem zurückgehenden Gegner an schwierigen Geländepunkten, die er durchschreiten müsse, vorzulegen und ihn aufzuhalten, bis die eigene Infanterie herangekommen sei. Der Feind dürfe nicht zur Ruhe kommen, „und nach Verlauf einiger Tage werdet Ihr den größten Teil seiner Infanterie zu Grunde gerichtet haben, wozu noch der Verlust seiner ganzen Bagage kommen wird". Und dennoch ist es in den Kriegen Friedrichs des Großen niemals zu einer solchen Verfolgung gekommen. Den Grund dazu nennt uns der König selbst: „Niemals ist eine Armee weniger zum Schlagen geeignet, als unmittelbar nach einem Siege. Alle Welt ist außer sich vor Freude, die große Menge ist entzückt, den großen Gefahren, denen sie ausgesetzt war, glücklich entronnen zu sein, und kein Mensch hat Lust, ihnen sofort wieder die Stirn zu bieten." Deshalb könne sich auch, meint er, eine geschlagene Armee bald wieder setzen. Dies muß aber unter allen Umständen verhindert werden, und darum fordert er von der Tatkraft des Führers, daß sie jene Hindernisse zu überwinden verstehen. Daß dies möglich ist, zeigt das glänzende Beispiel der Preußen nach Waterloo.

Da der König selbst der Feldbefestigung, wo sie nur irgend anwendbar sei, eifrig das Wort redete, so mußte er damit rechnen, daß sie im künftigen Kriege eine große Rolle spielen würde. Daher sagte er auch der Haubitze eine große Zukunft voraus und meinte, daß der Angreifer sich wegen der großen Schwierigkeiten, solche Stellungen zu nehmen, häufig zum nächtlichen Angriff entschließen werde. Über den Wert fester Stellungen äußert sich der König folgendermaßen: „Die Stellungen, die festen Lager passen für beide, für die Offensive, weil man sich niemals schlagen muß, wenn der Feind es will, sondern nur, wenn man es selber will. Die Defensive aber ist nur mittels starker Stellungen durchzuführen." Wenn er noch einmal Krieg zu führen hätte, so würde er sein Lager stets in einer starken Stellung aufschlagen, um sich unbedingt die Freiheit des Handelns zu bewahren.

Digitized by Google

Die Gesichtspunkte, die der König für die Wahl einer Verteidigungsstellung gibt, kommen unsern heutigen Anschauungen sehr nahe. Der leitende Grundgedanke, die sorgfältigste Ausnutzung des Geländes zur Erzielung der denkbar größten Feuerwirkung, wird von ihm in einer Weise betont, wie man es bei den damaligen mangelhaften Feuerwaffen kaum vermuten sollte. Mit der linearen Aufstellung war hierbei allerdings nichts anzufangen, und deshalb bestimmte der König, daß die Truppen sich den Krümmungen des Geländes anpassen und sich „die gerade Linie gänzlich aus dem Kopfe schlagen" sollten. Um den Gegner frühzeitig zur Entwicklung und Feuerabgabe zu zwingen, schob er Freibataillone vor, die sich in Hecken, Waldstücken und Dorfrändern einnisteten. Von eigentlichen vorgeschobenen Stellungen aber will er aus denselben Gründen, wie wir, nichts wissen. Nie dürfe man außer acht lassen, daß „es die Stellung allein nicht tut, sondern daß es die Menschen sind, die sie verteidigen", und deshalb müsse auch die Ausdehnung der gewählten Stellung der Stärke der verfügbaren Streitkräfte entsprechen, denn sonst zersplittere man sich und sei überall zu schwach. Daher warnt er auch vor der Sucht, jeden Hügel, jede Welle in der Nähe zu besetzen, wozu das Gelände oft genug anreize. Neben ausgiebigster Feuerwirkung sei die Sicherung der Flanken und des Rückens durch das Gelände, durch Feldbefestigungen mit starker Artillerie oder besondere Abteilungen das Wichtigste. Als wirksamstes Abwehrmittel gegen feindliche Umfassung empfiehlt auch er den eigenen Gegenstoß bereit gehaltener Kräfte gegen die Flanke des umfassenden Feindes. Deshalb müsse stets eine Reserve vorhanden sein, „und sei es auch nur ein Bataillon", deren Platz mit größter Sorgfalt auszuwählen wäre. Zur Sicherung sollten besondere Aufklärungsabteilungen vorgeschoben werden, die namentlich des Nachts eine rege Tätigkeit zu entfalten hatten. Den Vorposten empfiehlt er durch Verschanzungen eine größere Widerstandsfähigkeit zu geben.

Noch eine besondere Art der Verteidigung führt der König an, die ihm sehr zusagte, das ist, den Gegner zum Angriff gegen eine Scheinstellung zu verleiten, um dann mit dem bereit gehaltenen Gros über ihn herzufallen, wenn er sich in falscher Richtung entwickelt hatte.

Es würde zu weit führen, näher auf die vielseitigen taktischen Betrachtungen des Königs über Marsch, Nahaufklärung, Unterkunft, nächtliche Abmärsche, Rückzug und Verfolgung einzugehen. Sie enthalten vieles, was noch heute gilt, und bieten uns einen reichen Stoff zum Nachdenken. Daß der König auch auf den Festungskrieg näher eingeht, ist erklärlich, da dieser schon damals eine große Rolle spielte.

Wenn König Friedrich auch in allen seinen Schriften vor einer Teilung der Kräfte warnt, so sagt er doch selbst: „Es ist unmöglich, eine

Digitized by Google

Armee immer vereint zu behalten. Oft treten Fälle ein, die zu Detachierungen zwingen." Es gab damals aber nur wenige Generale, die sich den großen Schwierigkeiten in der Führung solcher Detachements oder gar selbständiger Korps auf abgesondertem Kriegsschauplatze gewachsen zeigten. Die meisten waren Kinder ihrer Zeit, die in der festgefügten Schlachtordnung sehr wohl ihren Mann standen und die Befehle des Königs wortgetreu und unter freudiger Hingabe ihres Lebens ausführten; aber selbständig zu handeln, waren sie nicht gewohnt. Da galt es denn nach dem Friedensschlusse, sich beizeiten geeignete Führer heranzubilden, die den gesteigerten Anforderungen der Kriegführung gerecht wurden. Hatte doch der König ihren Mangel namentlich in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges so schmerzlich empfinden müssen. So enthalten denn auch fast alle seine militärischen Schriften besondere Abschnitte über die Ausbildung der Offiziere oder einzelne Hinweise, die sich namentlich an den jungen Nachwuchs als die künftigen Führer wandten, um seinen Ehrgeiz anzuspornen und ihn zum Nachdenken und eifrigen Studium anzufeuern. „Wer für einen tüchtigen Offizier gelten will, muß eine unendliche Zahl von Kenntnissen und Talenten in sich vereinigen." Neben der Fähigkeit, seine Truppe gut auszubilden, müsse er so gründlich in der Taktik bewandert sein, daß er allen Lagen des Feldkrieges gewachsen sei. Aber abgesehen davon, fährt der König fort, „muß sich ein Infanterie-Offizier schämen, wenn er nicht über den Angriff und die Verteidigung fester Plätze unterrichtet ist, denn es werden wenige Feldzüge geführt werden, in denen es nicht belagerte und verteidigte Städte gibt".[3]) Mit aller Energie geht er gegen die Einseitigkeit des Gamaschendienstes vor. Er will, daß sich seine Offiziere neben dem alltäglichen Dienste fleißig üben, „geschickt und geläufig in den Grundsätzen der Kriegführung zu werden". Sie sollten sich zu urteilsfähigen, selbständig denkenden Männern heranbilden, denn er könne unmöglich alle Vorkommnisse im Kriege schon im voraus besprechen und für alles Regeln aufstellen. Sich mit der Wirklichkeit abzufinden, müsse er der Einsicht eines jeden selbst überlassen. Der Krieg sei in Zukunft mit viel mehr Scharfsinn zu führen als je zuvor, denn er werde schwerer und gefährlicher werden. Dies alles solle für jeden einzelnen ein dringender Ansporn sein, sich eifrigst mit der Taktik zu beschäftigen, „um unsern alten Ruhm aufrecht zu erhalten und ihm neuen Ruhm hinzuzufügen".

„Die Kunst der Taktik wird aber nutzlos, wenn sie nicht dem Gelände angepaßt ist." Denn, „was ewig feststeht, ist die Kunst, die größten Vorteile aus dem Terrain zu ziehen". Die richtige und schnelle Beur-

[3]) „Vorwort" des Königs zu einer Schrift über den Angriff und die Verteidigung fester Plätze eines unbekannten Verfassers. Dieses „Vorwort" wurde vom König Anfang Oktober 1771 niedergeschrieben.

Digitized by Google

teilung des Geländes und demnach die richtige Verwendung der Truppen in ihm, das ist der rote Faden, der sich durch alle Betrachtungen und Weisungen des Königs hindurchzieht. „Wer aber eine Kriegstheorie nur nach der Karte kennt, wird sehr in Verlegenheit kommen, wenn er angesichts des Feindes handeln soll." Und darum will der König, daß die Herbstübungen dazu benutzt würden, die Offiziere bis zu den untersten Graden in der Beurteilung und Ausnutzung des Geländes zu üben. In wechselndem Gelände sollten diese Übungen stattfinden, um den Blick der Führer zu schärfen, „auf daß sie Routine bekommen in der Taktik". Es entsprach aber nicht dem Willen des Königs, wenn bei diesen Übungen ein totes Schema eingedrillt wurde. Mit allem Nachdruck tritt er vielmehr gegen die Überschätzung der toten Form auf, wußte er doch nur zu genau, daß es im Kriege ein Schema nicht gibt, und daß in ihm nur denkende Führer bestehen könen, die freudig bereit sind, auch die schwerste Verantwortung auf sich zu nehmen.

„Das Leben eines Menschen genügt aber nicht, um eine vollkommene Erkenntnis und Erfahrung zu erlangen." Darum müsse man auf die Kriegsgeschichte zurückgreifen, „die der Jugend eine frühreife Erfahrung gibt und sie gewandt macht durch die Fehler anderer". Wie aber Kriegsgeschichte zu studieren ist, sagt uns der König in kurzen, schönen Worten: „Wer die Feldzüge des Prinzen Eugen liest, darf sich nicht damit begnügen, sein Gedächtnis mit militärischen Daten zu belasten, er muß vielmehr bemüht sein, die großen Gesichtspunkte zu erfassen und vor allem ebenso zu denken."

Auf diesen Grundlagen fußend, geht der Weg zu den höchsten Stellen im Heere durch die Schule des Detachementkrieges, den der König als den Prüfstein für die Fähigkeiten eines Generals bezeichnete. Der obersten Heeresleitung und den Führern selbständiger Korps aber falle die verantwortungsvolle Aufgabe zu, die richtigen Männer an die rechten Plätze zu stellen, was namentlich auch in bezug auf die Verteidiger von wichtigen Festungen durchaus nicht leicht sei.

Überblicken wir noch einmal die vielseitigen Lehren des Königs, so drängt sich uns die Frage unwillkürlich auf: Wie war es möglich, daß sie sobald schon nach seinem Tode in Vergessenheit geraten konnten? Eben jene eindringliche Forderung König Friedrichs, daß jeder Offizier, frei von allem Schema, sich mit der Eigenart und den Anforderungen des Krieges gründlich vertraut machen und eifrigst danach streben müsse, in allen Lagen schnell das rechte Hilfsmittel zu finden, war unter ödem Formenkram erstickt. Die tote Form hatte man für das Geheimnis der Erfolge Friedrichs des Großen gehalten, sie hatte den lebendigen Sinn seiner

Digitized by Google

Lehren und Beispiele überwuchert.[4]) Der Geist der Kriegführung des Großen Königs schien erstorben zu sein. — Aber es schien nur. Die harte Schule des Unglücks rief ihn sogleich wieder zu neuem Leben wach, und da zeigte es sich, daß es doch viele Männer in der Armee gab, die nicht achtlos an den Mahnungen und Lehren des Königs vorüber gegangen waren und in denen sein jugendlicher Feuergeist in aller Frische weiterlebte. Sie haben Preußens Heer wieder zu Ruhm und Ehren geführt.

Fast anderthalb Jahrhunderte ununterbrochener Entwicklung in der Taktik sind verstrichen, seit König Friedrich seine letzten Weisungen und Lehren niederschrieb. Mit den Formen der Fechtweise jener Zeiten wissen wir nichts mehr anzufangen; aber der Geist der Kriegführung des Großen Königs und vor allem seine Person sind uns auch heute noch ein leuchtendes Vorbild. Seine unerschütterliche Standhaftigkeit, die ihn selbst in den verzweifeltsten Lagen stets wieder einen Ausweg finden ließ, sein eiserner Wille zu siegen, sein scharfer Blick, sein kühl abwägender Sinn und seine einzig dastehende Kühnheit, sie bilden die Grundlagen, auf denen sich der preußische Staat und durch ihn das Deutsche Reich zu ihrer heutigen Stellung entwickeln konnten. Das wollen wir nie vergessen, und das soll für einen jeden, der dem deutschen Heere anzugehören die Ehre hat, ein unablässiger Ansporn sein, eingedenk der Mahnungen und des Beispiels des Großen Königs, sich in Selbsterziehung und ernstem Streben im Interesse des Vaterlandes zu vervollkommnen, um dem nahe zu kommen, was der König uns in den Schlußworten seines militärischen Testamentes als Richtschnur gibt: „Immer dem Gelände gemäß handeln, nichts zur unrechten Zeit tun und den passenden Augenblick für jede Handlung erfassen, das macht den großen Feldherrn."

---

[4]) Vgl. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstab, Heft 10, 1908, S. 13/14.

Digitized by Google

Der Zweite Balkankrieg 1913.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 20. Februar 1914

von

Tybusch,

Hauptmann im Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpr.) Nr. 3, kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorgeschichte.

Der gemeinsame uralte Haß gegen den türkischen Eroberer hatte im Jahre 1912 die Balkanstaaten Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland zum Balkanbund zusammengeschlossen. In erbitterten Kämpfen gelang es den Verbündeten, die Türkei fast völlig aus Europa zu verdrängen. Das mühsame Ergebnis langwieriger Verhandlungen schien auch bereits den ersehnten Frieden zu gewährleisten. Doch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch. Durch Eifersucht und Ländergier entstand bald ein klaffender Riß in dem in Wirklichkeit nur lockeren Bündnis. Schon der Feldzugsplan für den ersten Krieg trug den Keim zu dem Gegensatz zwischen Bulgarien und Serbien in sich. Beide Parteien hatten sich zu gegenseitiger Unterstützung in ihren getrennten Operationsgebieten verpflichtet, um dadurch später größere Forderungen begründen zu können. In der Tat bildete die Verteilung der eroberten Gebiete eine schwierige und wichtige Frage. Hing doch damit die beiderseits erstrebte Vormachtstellung auf dem Balkan zusammen.

Nach einem im Februar 1912 zwischen Bulgarien und Serbien abgeschlossenen Vertrag hatte Bulgarien unbedingten Anspruch auf das Gebiet östlich der Struma,[1]) Serbien auf das Land nördlich und westlich des Schar Dag. Von dem größten Teil von Mazedonien sollte Serbien nur das Land westlich der Linie Egri Palanka—Ochrida-See fordern dürfen.

Bulgarien konnte dagegen auf das sogenannte „neutrale Gebiet" — Gegend von Kalkandelen—Dibra—Kumanovo—Üsküb — Anspruch erheben, falls der als Schiedsrichter vorgesehene Zar von Rußland damit einverstanden sein sollte. Diese nicht sehr klaren Bestimmungen gaben formell Bulgarien das Anrecht auf Mazedonien.

---

[1]) Als Kartenmaterial werden empfohlen: Handatlanten von Andree oder Stieler und „Übersichtskarte der nördlichen Balkanländer" 1 : 750000. (Lechner, k. und k. Hofbuchhandlung, Wien, Graben 31.)

Digitized by Google

Inzwischen war durch Beschluß der Großmächte das selbständige Fürstentum Albanien geschaffen worden. Serbien verlor dadurch den Zugang zum Adriatischen Meere und einen bedeutenden Teil des ihm nach dem Vertrage mit Bulgarien zustehenden Gebiets. Die serbische Regierung forderte daher eine Revision des Vertrages und verlangte eine Entschädigung für das gesamte albanische Küstengebiet.

Bulgarien lehnte jedes Entgegenkommen unter dem Hinweis ab, daß die sehr verlustreichen bulgarischen Operationen den Feldzug gegen die Türken allein entschieden hätten; das vereinbarte russische Schiedsgericht wollte Bulgarien nur für das „neutrale" Gebiet gelten lassen; auch dem von Rußland ausgehenden starken Druck gegenüber blieb die bulgarische Regierung unnachgiebig, weil sie voraussah, daß das Schiedsgericht Rußlands zu Gunsten Serbiens ausfallen würde. Sie hing in ihren Entschließungen auch von dem mächtigen mazedonischen Komitee ab, das den Anschluß Mazedoniens an Bulgarien erstrebte.

Mit Griechenland hatte Bulgarien ein Abkommen über die Beute, besonders über den Besitz Salonikis, nicht getroffen. Griechenland ließ jedoch keinen Zweifel darüber, daß es außer Saloniki das Gebiet bis Kavala und Seres für sich verlangte. Serbien und Griechenland hatten sich insgeheim zu gegenseitiger Unterstützung ihrer Gebietsansprüche gegen Bulgarien verpflichtet. Montenegro stand ganz auf seiten Serbiens.

Mit Rumänien hatte sich Bulgarien im Frühjahr 1913 durch die Abtretung Silistrias vorläufig geeinigt. Mit der Pforte schloß Bulgarien am 30. Mai einen Vorfrieden ab, in der Meinung, bei einem ausbrechenden Kriege nach dieser Richtung hin freie Hand zu haben. Der Vertrag bestätigte die von den Großmächten vorgeschlagene, für die Türkei wenig günstige Grenzlinie Enos—Midia.

Inzwischen wurden die diplomatischen Verhandlungen über die Gebietsverteilung ohne Ergebnis weitergeführt. Über einen Landstrich von rund 27 000 qkm war keine Einigung möglich.

Bulgarien trieb, rings von Feinden umgeben, dem Kriege zu. Die Regierung ordnete sich der allgemeinen Volksstimmung unter, die von einem Nachgeben gegen Serben und Griechen nichts wissen wollte. Gleichzeitig versäumte sie aber, durch eine geschickte Politik sich Rumäniens und der Türkei zu vergewissern. Der Ministerpräsident vertraute lediglich auf die Unterstützung Rußlands, das wie ein deus ex machina erscheinen und Bulgarien vom Verderben retten sollte! Zu dieser Annahme war er aber keineswegs berechtigt. Ihn hatte der bulgarische Gesandte in Bukarest mehrmals gewarnt; angesichts der erregten Volksstimmung in Rumänien war es Ende Juni klar, daß Rumänien in einem Zweiten Balkankrieg nicht neutral bleiben, sondern die alte Forderung einer Grenzberichtigung in der Dobrudscha durchzusetzen versuchen würde.

Digitized by Google

Gerade Ende Juni schien es, als ob die Bemühungen der Diplomaten, den Frieden zu erhalten, erfolgreich sein würden. Da brachen plötzlich in der Nacht vom 29./30. Juni die Feindseligkeiten aus. Der bulgarische Oberbefehlshaber, General Sawow, hatte den Befehl dazu gegeben. Die Verantwortung für die Eröffnung der Feindseligkeiten trifft somit Bulgarien. Daß beide Parteien den Krieg für unvermeidlich hielten, bezeugen aufgefundene Befehle und die getroffenen militärischen Maßnahmen; sie zielten darauf hin, den schon begonnenen und allmählich vervollständigten Aufmarsch in Mazedonien zu vollenden. Aus der Zusammenstellung der Gefechtsstärken ergibt sich, daß beide Parteien zahlenmäßig fast gleich stark waren; dies lag daran, daß eine bulgarische Division zu drei Brigaden an Infanterie der Stärke unseres deutschen Armeekorps gleichkommt.

Die über den Krieg vorliegenden Nachrichten sind außerordentlich widersprechend. Der Grund hierfür liegt in der überall aufs strengste durchgeführten Zensur. Die wenigen zugelassenen Berichterstatter dürften nicht viel gesehen haben. Den Militär-Attachés scheint es beinahe noch schlechter gegangen zu sein. So war eine zutreffende Berichterstattung kaum möglich. Die hier gegebene Schilderung des Krieges stützt sich auf den unparteiischen Vergleich des bisher vorliegenden, sehr lückenhaften Materials. Der späteren kriegsgeschichtlichen Forschung wird es überlassen bleiben, zahlreiche, noch ungelöste Fragen zu klären und die Dinge vielleicht in einem anderen Lichte darzustellen.

Kriegsschauplatz.

Der Kriegsschauplatz des Zweiten Balkankrieges dehnt sich von der Donau bei Negotin bis Saloniki auf rund 360 km aus. Das eigentliche serbisch-bulgarische Grenzgebiet im Norden von Negotin bis Vranje ist ein stark bewaldetes Mittelgebirge von einer durchschnittlichen Erhebung von 1500 m. Die über die Grenze führenden Hauptstraßen sind durch serbische Festungen gesichert: in vorderer Linie durch die neuere Sperrbefestigung Zajezar und durch Pirot, in 2. Linie durch Nis.

Der Schauplatz der serbisch-bulgarischen Kämpfe in Mazedonien trägt im nördlichen und südlichen Teil einen ganz verschiedenen Charakter. Von Vranje bis südlich Küstendil dehnt sich ein unwegsames Gebirge mit Höhen von über 2000 m aus. Eine einzige, tief eingeschnittene Straße durchquert es von Küstendil nach Egri Palanka; weiter südlich wird das Gelände flach und ist überall gangbar.

Die griechisch-bulgarischen Kämpfe spielten sich zunächst in dem wegsamen Hügelland nördlich Saloniki ab. Im Norden wird dies westlich Demirhissar durch ein ungangbares Gebirge abgeschlossen; es kann im Osten im Struma-Tal, im Westen über Strumica umgangen werden. Noch

Digitized by Google

weiter nördlich schließen sich hohe, waldreiche Gebirge an. Drei Verbindungen führen von Süden nach Norden: über Pehcevo, im Struma- und im Mesta-Tal. Beide Flußtäler sind Felsschluchten; daneben führen durch das Gebirge nur Saumpfade. Im Struma-Tal ist der Kresna-Engpaß von besonderer Bedeutung.

Die rumänische Armee hatte bei ihrem Vormarsch zunächst die breite, nirgends überbrückte Donau vor sich. In dem Hügelland südlich dieses Stromes stoßen die zahlreichen in südwestlicher Richtung führenden Straßen auf das Balkangebirge; für das rumänische Heer kommen als Übergänge über dessen Felskamm nur die nördlich und nordöstlich Sofia gelegenen in Betracht, nämlich: südlich Berkovitza, südlich Orchanich und bei Etropole.

Aufmarsch.

Militärisch hatte sich die Lage bis Ende Juni folgendermaßen gestaltet:

In Serbien waren seit Anfang Juni alle Beurlaubten, das ganze 3. Aufgebot und der gesamte Landsturm unter die Fahnen zurückberufen worden; die Truppen hatten daher überplanmäßige Stärke. In der Armee wie im Volke herrschte Stimmung für den Krieg.

Ende Juni stand die 3. Armee zu drei Divisionen unter General Jankovic in Gegend östlich Köprülü. Zur Verbindung mit den Griechen waren Abteilungen bis Gjevgjeli entsandt. An die 3. Armee schloß sich weiter nördlich etwa bis Egri Palanka die 1. Armee zu vier Divisionen, unter dem Kronprinzen von Serbien, an. Als Reserven waren noch verfügbar: bei Monastir die Morava-Brig., in Gegend von Pristina die Drina-Div. II, außerdem die Kav. Div.

Ein montenegrinisches Hilfskorps von 10 000 Gewehren unter General Vukotic befand sich im Anmarsch über Üsküb.

Die 3. und 1. Armee bildeten die Hauptgruppe mit einer Stärke von rund 150 000 Gewehren; den Oberbefehl führte gleichfalls der Kronprinz. Das Armee-Oberkommando hatte seinen Sitz in Üsküb. Aufgabe der Hauptgruppe war es, das besetzte Gebiet gegen einen bulgarischen Einfall zu verteidigen.

Die 2. Armee zu zwei Divisionen und zahlreichen Truppen 3. Aufgebots — etwa 65 000 Gewehre — unter General Stepanovic, stand mit der Masse nördlich Vlasina, mit Teilen bei Pirot, Knjazevac und Zajecar. Ihre Aufgabe war die Sicherung des altserbischen Gebiets und der rückwärtigen Verbindungen der Hauptgruppe.

Auch Griechenland verstärkte im Frühjahr seine Besatzungstruppen in Mazedonien immer mehr, um seinen Ansprüchen Nachdruck zu verleihen. Die Armee in einer Stärke von etwa 95 000 Gewehren war Ende Juni mit fünf Divisionen in Linie Orfano—Saloniki, mit der neu-

Digitized by Google

gebildeten 10. Div. südlich Gjevgjeli, mit der 5. und 3. Div. östlich Jenidze aufmarschiert; die 8. Div. wurde aus Epirus mit der Bahn herangeführt. Das Armee-Oberkommando befand sich in Saloniki; den Oberbefehl führte König Konstantin persönlich.

Ende Mai war die bulgarische Armee noch in Thrazien und Mazedonien fast gleichmäßig verteilt. Man bemühte sich, durch Neuformationen und Einberufung des erst 18jährigen Rekrutenjahrgangs 1915 die Armee zu verstärken. Nach Maßgabe der wachsenden Einigung mit der Türkei wurde im Juni der Aufmarsch mit Hilfe der wenig leistungsfähigen Bahnen nach und nach vervollständigt.

Ende Juni waren fünf Armeen gebildet worden; sie standen auf einer etwa 480 km langen Front.

Die 1. Armee — General Kutincew — (9., 5., 6. Div.), 44 000 Gewehre, im Raum südlich Widdin-Berkovitza. Die 6. Div. wurde bei Kriegsbeginn zur Verstärkung der 2. Armee alsbald wieder nach dem äußersten linken Flügel des Heeres abtransportiert.

Die 3. Armee — General Petrow — (1. Div. und die neu gebildete 13. Div. sowie die Kav. Div. Naslumow) nordwestlich Sofia, 36 000 Gewehre.

Die 5. Armee — General Tosew — (Kav. Brig. Tanew, die neu gebildete 12. Div., dahinter die Brig. Adrianopel, hinter ihr die 4. Div. ohne 2. Brig.) bei Küstendil, 46 000 Gewehre.

Die 4. Armee — General Kovacew — (Freiwilligen-Div. Genew, 2. Brig. der 4. Div., 7., 8., 2. Div., dahinter die 1. Brig. der 3. Div.) in Linie südöstlich Egri Palanka—Radovista, 104 000 Gewehre.

Die 2. Armee — General Iwanow — (3. Div. ohne 1. Brig, 1. Brig. 10. Div., Brigaden Drama und Seres und 11. Div.), 35 000 Gewehre, in Linie Doiran—Kavala.

Der bulgarische Feldzugsplan lief auf eine konzentrische Offensive gegen die Serben hinaus; die 1. und 3. Armee sollten in Alt-Serbien einmarschieren, um über Nis und Pirot gegen linke Flanke und Rücken der serbischen Hauptkräfte vorzugehen. Diese sollten in der Front und auf dem linken Flügel durch die 5. und 4. Armee angegriffen werden.

Die 2. Armee hatte den Auftrag, die linke Flanke des Heeres gegen die Griechen zu decken.

Die Operationen bis 10. Juli.

Wie vorher geschildert, war der Aufmarsch vollendet, als die bulgarische Heeresleitung die 4. und 2. Armee zur Offensive antreten ließ. Die 1. und 3. Armee blieben stehen, um Rußland nicht durch das Betreten altserbischen Bodens zu verletzen. An die 5. Armee erging kein Befehl.

Am 30. Juni erfolgte in Ausführung dieser Anordnungen plötzlich,

Digitized by Google

ohne Kriegserklärung, ein allgemeiner Angriff der Bulgaren gegen die serbische Hauptgruppe und die Griechen.

5. bulgarische Armee.

Auf dem rechten Flügel der Angriffsfront trat die 5. bulgarische Armee am 1. Juli ohne höheren Befehl gegen den linken Flügel der serbischen 1. Armee auf Egri Palanka an; dies geschah anscheinend nur auf die Nachricht vom Vorgehen der benachbarten 4. Armee.

Nach unentschiedenen Gefechten traf am 3. Juli Nachm. aus Sofia der Befehl ein, die Kämpfe abzubrechen. Gegen den Willen der Heeresleitung erging diese Anordnung von der bulgarischen Regierung; sie wollte auf Wunsch Rußlands durch einen Federstrich den tatsächlich ausgebrochenen Krieg wieder rückgängig machen. Am 4. Juli ging infolge dieses Befehls die Armee bis zur Grenze zurück. Die Serben folgten.

4. bulgarische Armee.

Die 4. bulgarische Armee, die die Serben in der Front angreifen sollte, drang bis zum 30. Juni Mittags bis zur Linie Redki-Bouki—Drenek—Istip und auf Krivolak vor. Die serbischen Vortruppen wurden zurückgeworfen, aber von ihren Gros aufgenommen. Diese setzten dem weiteren bulgarischen Vordringen erfolgreichen Widerstand entgegen.

Schon am 30. Juni Mittags wurde von der serbischen Heeresleitung der Befehl zum Gegenstoß gegeben; nur der schwache Flügel der 3. Armee sollte defensiv bleiben.

Am 1. Juli gegen 11° Vorm. traf nun auch bei der 4. bulgarischen Armee der erwähnte Befehl der Regierung zum Rückzug ein. Im Gewühl der großen Schlacht drang er hier nicht durch; die Folge davon war, daß Teile zurückgingen, andere Teile aber allein weiterkämpften und schließlich unter großen Verlusten geworfen wurden.

So gelang es der 1. serbischen Armee, bis zum 2. Juli die Bulgaren von den Höhen bei Drenek und vom Redki-Bouki zu vertreiben. Sie gingen in ihre früheren Stellungen bei Rajcani zurück. Gegen diese Höhen richtete sich der serbische Angriff am 3. und 4. Juli. In der Nacht vom 4./5. Juli räumten die Bulgaren ihre Stellungen und gingen kämpfend auf Kocana zurück.

Bei der 3. serbische Armee fanden bis 3. Juli erbitterte Kämpfe in Gegend von Istip statt; an diesem Tage begannen die Bulgaren den Rückzug in östlicher Richtung. Auf dem serbischen rechten Flügel dagegen gelang es den Bulgaren nach mehrtägigem Ringen die serbische Timok-Div. II unter großen Verlusten über Krivolak zurückzuwerfen.

Die serbische Heeresleitung hatte die Gefahr, in der die 3. Armee sich befand, erkannt und die noch zurückgehaltenen Reserven ihr zur Verfügung gestellt. Die Drina-Div. II wurde über Uskub herangezogen

Digitized by Google

und verstärkte die Mitte der Armee, die Morava-Brig. wurde von Monastir auf Krivolak angesetzt.

Mit Hilfe dieser Verstärkungen gelang es, auch auf dem rechten Flügel den Widerstand der Bulgaren zu brechen. Dort stürmten die Serben zweimal Krivolak und wurden ebenso oft wieder durch die Bulgaren daraus vertrieben. Erst ein dritter Sturm brachte die Serben endgültig in den Besitz dieses heiß umstrittenen Ortes. So befand sich am 10. Juli die 4. bulgarische Armee in vollem Rückzuge in nordöstlicher Richtung; dieser war um so notwendiger, als die Einwirkung der Griechen von Süden sich fühlbar zu machen begann. Die Serben setzten die Verfolgung fort und sind am 10. Juli etwa in der Linie östlich Radovista — östlich Kocana — Car Vrh anzunehmen.

2. bulgarische Armee.

Gegen die Griechen begann die von der bulgarischen Heeresleitung befohlene Offensive der 2. Armee am 30. Juni. Die Bulgaren, in Stärke eines deutschen Armeekorps, gingen auf der ganzen, etwa 140 km breiten Front zwischen Vardar und Lestera vor und warfen die griechischen Vortruppen zurück. Darauf erschien sofort vor Kavala die griechische Flotte. Sie beschoß die bis in die Nähe des Meeres vorgegangenen bulgarischen Truppen und blockierte die Küste bis nach Enos.

Die 11. bulgarische Div. war in Gegend Kavala mit dem Küstenschutz beauftragt und ging später als Flankendeckung der Armee über Nevrokop zurück.

Am 1. Juli begann alsdann der griechische Vormarsch, und zwar der rechte Flügel (7., 1., 6. Div.) gegen die von den Bulgaren befestigte, viel zu ausgedehnte Stellung Nigrita—Likovan.

Bis 4. Juli kam der Angriff der Griechen vorwärts. Als dann, abgesehen von dem wirksamen Feuer der griechischen Artillerie, aus Versehen auch noch die eigene Artillerie in die Reihen der Bulgaren schoß, begann eine wilde Flucht. Alles strebte der Struma-Brücke zu, wo sich unglaubliche Szenen abgespielt haben. Der Brigadekommandeur hatte zuerst das Weite gesucht; er kam mit den vordersten Flüchtlingen an der Brücke an und soll dort von einem Generalstabsoffizier des Armee-Oberkommandos mit erhobener Pistole mit sofortigem Erschießen bedroht und angewiesen worden sein, seine Brigade zur Pflicht zurückzuführen. Das Kriegsgericht verurteilte ihn später zu vier Jahren Kerker und Degradation.

Der weitere Rückzug der Bulgaren ging hier auf Demirhissar—Seres; in der Mitte rückten die Griechen am 1. Juli mit der 4. und 2. Div. von Südosten, mit der 5. von Süden, mit der 3. von Westen gegen Kukus vor; General Iwanow hielt die Lage bei Kukus für be-

Digitized by Google

sonders gefährdet und hatte die Brigade Seres am 1. Juli vom linken Flügel mit der Bahn über Demirhissar nach Kukus befördern lassen, wo sie am 2. Juli ankam.

Inzwischen gelang es bis zum 7. Juli, die gesamten Kolonnen und Trains der benachbarten 4. Armee auf der einzigen vorhandenen Straße im Strumica-Tal nach Osten abzuschieben.

Am 4. Juli nahmen die Griechen Kukus ein; der rechtzeitig eingeleitete Rückzug der dort kämpfenden beiden bulgarischen Brigaden erfolgte ungefährdet etwa in Richtung auf Demirhissar.

Auf dem linken Flügel sollte die 10. griechische Div. von Norden auf Kukus vordringen; die 3. Brig. der 3. bulgar. Div. hielt sie jedoch bis zum Fall von Kukus auf und ging dann auf Doiran zurück.

Bei der Fortsetzung der Verfolgung auf der ganzen Linie durch die Griechen am 5. Juli wurde die 7. Div. bei dem Weitermarsch auf Demirhissar durch die Zerstörung der Struma-Brücke aufgehalten; 1. und 6. Div. verfolgten in Richtung auf Petric. Auf dem linken Flügel nahmen am 6. Juli die 10., 3. und 2. Div. den bulgarischen Hauptetappenort Doiran nach tapferer Verteidigung durch die 3. Brig. der 3. Div. Hier behielt Oberst Kavarnaliew mit zerschmettertem Bein bis zu seinem Tode den Befehl. Seine Brigade ging dann, unter steten Kämpfen, abschnittsweise, bis in die Gegend südlich Strumica zurück, die am 10. Juli noch gehalten wurde; zur Unterstützung soll vom 7. bis 10. Juli dort die 6. Div. eingetroffen sein. Die Verfolgung durch die Griechen in fünf Divisionskolonnen durch das sehr schwierige Gelände kam nur langsam vorwärts; die ganze Artillerie war auf die einzige fahrbare Straße nach Strumica angewiesen.

1. und 3. bulgarische Armee.

Auf dem äußersten Nordflügel an der serbisch-bulgarischen Grenze waren die ersten Julitage ruhig verlaufen. Das Vorgehen der 1. und 3. bulgarischen Armee verzögerte sich, wie erwähnt, aus Rücksicht auf Rußland. Erst am 4. Juli traf der Befehl zum Antreten ein. Die Lage bei der 4. Armee erforderte dringend das Eingreifen der 1. und 3. Armee gegen die linke Flanke der Serben. Bei der 1. Armee richtete sich der Vormarsch in drei Kolonnen mit den Hauptkräften, 9. und 5. Div. gegen Knjazevac und Bela Palanca, mit Seitenabteilungen, südlich an Zajezar vorbei, auf Aleksinac.

Die Hauptkräfte der Bulgaren näherten sich unter siegreichen Kämpfen gegen die unterlegenen Serben bis zum 10. Juli der Linie Aleksinac—Nis auf etwa 20 km.

Die 3. bulgarische Armee trat am 5. Juli aus Gegend Zaribrod

Digitized by Google

gegen Pirot und Richtung Vlasina an. Die Serben wichen auch dort zurück und behaupteten sich schließlich in Linie Vlasina — östlich Pirot.

Hier traf der Rückzugsbefehl der bulgarischen Regierung bereits am 8. Juli ein und wurde sogleich befolgt.

Die Operationen vom 11. bis 31. Juli.

5. und 4. bulgarische Armee.

Nach dem 10. Juli drang die serbische Hauptgruppe nur langsam weiter vor.

Bei der 5. bulgarischen Armee, die im wesentlichen die bisherige Linie hielt, erschöpften sich die beiderseitigen Kräfte in verlustreichen Stellungskämpfen. Im Anschluß an die 5. Armee hatte die 4. bulgarische Armee auf dem Rückzuge die Linie östlich Car Vrh—Kalimanci und südlich erreicht. Der Rückzug des linken Flügels wurde durch das wegelose Gebirge nordöstlich Radovista verzögert. Bis zum 17. Juli befestigten die Bulgaren ihre Stellungen, während sich die Serben nur langsam unter vorsichtigen Erkundungen näherten.

In den nächsten Tagen folgten dann äußerst heftige Angriffe der Serben und Gegenangriffe der Bulgaren, hauptsächlich in der Gegend von Kalimanci. Schließlich gelang es den Serben und Montenegrinern, den linken bulgarischen Flügel auf Carevoselo zurückzudrücken. In dieser Zeit wurden von der 4. Armee die ganze 2. Div. und wahrscheinlich auch verfügbare Regimenter anderer Divisionen auf Pehcevo in Marsch gesetzt, um bei der 2. Armee zum Gegenstoß gegen die Griechen verwendet zu werden. Gleichzeitig gingen am linken Flügel die Bulgaren aus Gegend Carevoselo wieder zum Angriff über, um zu verhindern, daß die Serben Kräfte zur Unterstützung der Griechen abzweigen konnten.

Die Serben zogen Ende Juli von der 2. Armee noch die Schumadia-Div. II zur Unterstützung über Üsküb heran.

2. bulgarische Armee.

Seit dem 10. Juli ging die bulgarische Armee auf Mehomija—Kresna und Pehcevo zurück. In der Front: nordwestlich Pehcevo—Sazdere sollte der nächste Widerstand geleistet werden. Es wurden dort neue Stellungen besetzt und befestigt. Die Verfolgung durch die Griechen wurde in drei räumlich getrennten Gruppen fortgesetzt.

Die rechte Gruppe: 7. Div. erreichte über Zernovo—Nevrokop etwa am 25. Juli die Gegend von Mehomija. In der Mitte rückten 1. und 5. Div. im Struma-Tal selbst langsam vor. Von der Artillerie kamen nur wenige Gebirgsgeschütze mit. Da die Kresna-Pässe leicht zu sperren waren, wurden von vornherein durch das Gebirge östlich und westlich des Struma-Tals Umgehungskolonnen auf Saumpfaden vor-

Digitized by Google

geschickt; östlich über Papas gölü — auf etwa 2000 m Höhe — die 6. Div., westlich die 2. und 4. Div. Die linke Gruppe, 3. und 10. Div., gingen inzwischen auf Pehcevo vor.

Vom 17. Juli an entwickelten sich die Griechen zum Angriff. Um sie zu täuschen und gleichzeitig einen Durchbruch zwischen 2. und 4. Armee zu verhindern, fanden am 19. Juli bulgarische Gegenangriffe statt. Am 20. Juli wurde dann der Rückzug in Gegend Dzumaja angetreten. Die Griechen erreichten am 29. Juli die Gegend bei Simitli und westlich.

Inzwischen hatte die über Saloniki herangezogene griechische 8. Div. am 10. Juli Kavala und am 14. Juli Drama besetzt.

In der Gegend südlich Dzumaja warteten inzwischen die Bulgaren das Eintreffen von Verstärkungen ab. Es waren dies auf dem westlichen Flügel von der 4. Armee, wie erwähnt, die 2. Div. und verfügbare Truppen anderer Divisionen, in der Mitte bei Dzumaja von der 3. Armee die 1. und 13. Div., auf dem östlichen Flügel von der 1. Armee die Masse der 9. Div.

Am 28. Juli gingen die Bulgaren zur Offensive über. Der griechische rechte Flügel bei Mehomija wurde zurückgeworfen; am 30. Juli stießen die Bulgaren in der Front von Dzumaja aus vor. Gleichzeitig erfolgte ein heftiger Angriff gegen den linken griechischen Flügel, durch den die Griechen gezwungen wurden, über Pehcevo zurückzugehen. Mit Hilfe von Verstärkungen, die von der Mitte und dem rechten Flügel herangeführt wurden, gelang es ihnen, die Gegend südlich von Pehcevo zu behaupten. Schließlich fand noch ein Vorstoß gegen die griechische rechte Flanke durch ein bulgarisches Detachement über Nevrokrop statt.

Die begonnene bulgarische Offensivbewegung wurde durch den Waffenstillstand am 31. Juli Mittags beendet.

1. und 3. bulgarische Armee.

Bei der 1. bulgarischen Armee traf erst am 10. Juli der mehrfach erwähnte Befehl zum Rückzug ein. Sie ging daher über Belogradschik zurück. Die Serben folgten und erreichten etwa bis 20. Juli die Linie Belogradschik—Widdin. Die im Norden zurückgebliebenen Teile der 1. bulgarischen Armee zogen sich vor der Umklammerung durch Serben und Rumänen in Gegend von Sofia zusammen. Der seit dem 8. Juli gleichfalls zurückgehenden 3. bulgarischen Armee folgten die Serben nur bis zur Grenze.

Auf diesem Kriegsschauplatz war somit keine Entscheidung gefallen.

Rumänische Armee.

Inzwischen war am 3. Juli die Mobilmachung der rumänischen Armee angeordnet worden.

Digitized by Google

Der Kriegsplan ging dahin, mit dem in der Dobrudscha stehenden V. A. K. das von Rumänien beanspruchte Gebiet sofort zu besetzen und mit der Masse der Armee, mit den Serben und Griechen zusammen, Sofia einzunehmen. Am 10. Juli war der bulgarischen Regierung der Einmarsch angekündigt worden.

Die in der Dobrudscha verwendeten Truppen — etwa 65 000 Mann — waren das V. A. K., 1 Res. Div. und 1 Res. Brig. Schon am 11. Juli wurde ohne Kampf Silistria besetzt. Am 13. Juli erreichten die rumänischen Truppen die Linie Tutrakan—Balcik.

Die rumänische Hauptarmee, mit einer Gesamtstärke von 265 000 Mann, bestand aus der 1. und 2. Kav. Div., dem I. bis IV. A. K., 3 Res. Divisionen und 2 Res.Brigaden. Von diesen Truppen blieb die 4. Res. Div. zum Schutz der Hauptstadt in Bukarest. Die beiden Res. Brigaden sicherten später die rückwärtigen Verbindungen. Das Operationsheer stand unter dem Oberbefehl des Thronfolgers, Prinzen Ferdinand von Rumänien. Der Aufmarsch des Heeres fand nördlich der Donau im Raum Bechet—Turnu Magurele statt.

Die Heeresleitung wartete die Vollendung des Aufmarsches nicht ab. Die 1. Kav. Div. begann den Übergang bei Bechet auf Kähnen bereits am 13. Juli. Da das südliche Ufer frei vom Feinde war, wurde bei Corabia mittels des Donau-Brückentrains sofort der Brückenbau begonnen. Die Donau ist dort etwa 1300 m breit und 4 bis 7 m tief. Der Brückenschlag wurde in 7½ Stunden durch gliederweisen Einbau bewerkstelligt.

So konnte am 15. Juli der Übergang an zwei Stellen gleichzeitig fortgesetzt werden. Bei Bechet gingen das I. A. K. mit der 1. Res. Div. mittels Kähnen über, bei Corabia die 2. Kav. Div., das II. bis IV. A. K. und die 2. Res. Div. Das II. A. K. wurde südlich der Donau sogleich in südwestlicher Richtung vorgezogen, um nötigenfalls das I. A. K. gegen die 1. bulgarische Armee unterstützen zu können.

Die 1. Kav. Div. drang über Berkovitza vor; es gelang ihr, bei Ferdinandovo eine durch Artillerie verstärkte Brigade der 9. bulgarischen Div. gefangen zu nehmen, weil deren Führer auf höheren Befehl keinen Widerstand leisten durfte. Die 2. Kav. Div. erreichte am 19. Juli die Gebirgsausgänge, etwa 25 km östlich Sofia. Das I. A. K. mit der 1. Res. Div. marschierte auf Orchanich, die Masse der Armee auf Etropole.

Am 21. Juli wurde, infolge des Fortschreitens der Friedensverhandlungen mit Bulgarien, der Vormarsch auf Befehl des Königs von Rumänien eingestellt. Zu dieser Zeit hatte das I. A. K. die Gegend südlich Orchanich erreicht. Das IV. A. K. stand bei Etropole und nördlich, das III. A. K. bei Cumakovci, das II. A. K. mit der 2. Res. Div. bei und westlich Lukovit.

Digitized by Google

Türkische Armee.

Die Hoffnung der bulgarischen Regierung, daß die Türkei in den Krieg nicht eingreifen würde, bestätigte sich nicht. Die wieder geordnete und verstärkte türkische Armee stand Anfang Juli operationsbereit mit etwa 140 000 Mann in der Tschataldscha-Stellung, westlich Konstantinopel, mit etwa 70 000 Mann bei Gallipoli.

Am 12. Juli brach die Pforte die Verhandlungen mit Bulgarien ab. In derselben Nacht trat die Tschataldscha-Armee den Vormarsch über Linie Strandza—Corlu, die Gallipoli-Armee auf Dimotika an. Am 19. Juli erreichten etwa 19 Divisionen — rund 150 000 Mann — die Linie Midia—Enos, ohne Widerstand zu finden. Am 22. Juli besetzte Enver Pascha mit einer vorausgesandten Heeresabteilung ohne Schwertstreich Adrianopel, das die Bulgaren nach monatelanger Belagerung mit großen Opfern erst im März desselben Jahres erobert hatten. Die schwache bulgarische Besatzung war kurz vorher auf altbulgarisches Gebiet geflüchtet, gefolgt von der türkischen Kavallerie.

Den Großmächten teilte die Pforte mit, daß sie Adrianopel behalten und die Maritza als Grenze beanspruchen würde.

Schlußlage.

Bei Schluß der Feindseligkeiten gegen Ende Juli war die strategische Lage der Bulgaren gegenüber den Serben nicht gerade ungünstig.

An der altserbisch-bulgarischen Grenze war eine eigentliche Entscheidung nicht gefallen, aber auch die Hauptheere in Mazedonien hatten sich in frontalem Kampf ausgerungen und waren derartig erschöpft, daß keiner der beiden Gegner noch die Kraft besaß, den anderen zu vernichten.

Den Griechen gegenüber waren die Bulgaren in den letzten Tagen des Juli anscheinend erfolgreich gewesen. Gegen Rumänien und die Türkei waren keinerlei militärische Gegenmaßregeln getroffen worden.

Friedensverhandlungen.

Inzwischen hatte Bulgarien die Vermittlung Rußlands angerufen. Aber erst das Eingreifen Rumäniens führte am 10. August zum Frieden von Bukarest.

Die festgesetzten neuen Grenzen zeigen folgendes Bild:

Serbien hat das ganze nördliche Mazedonien bis westlich Strumica erhalten, Griechenland den südlichen Teil von Mazedonien bis Xanthi, Bulgarien hat Rumänien die Grenze Tutrakan—Balcik zugestehen müssen. Die Forderungen der Türken wurden später gleichfalls bewilligt und ihnen Adrianopel und Kirkkilisse zurückgegeben.

Digitized by Google

Beurteilung.

Serbien.

Das serbische Heer, für das der Erste Balkankrieg eine gute Schule gewesen war, hat im Zweiten die Probe des Ernstfalles bestanden.

Für den serbischen Aufmarsch waren die Gebietsansprüche, also politische Gründe maßgebend. Man besetzte die Teile Mazedoniens, die man behalten wollte, und schob zunächst den Bulgaren den Angriff zu. Serbien befand sich von vornherein dadurch in großem Vorteil, daß seine Hauptkräfte frühzeitig auf engem Raum versammelt und die Truppen gut ausgebildet, wohldisziplinier und reichlich verpflegt waren.

Entschied man sich aus der tatsächlich gewählten Versammlung zur Offensive, so waren zwei Richtungen möglich: Die kürzeste, unmittelbar über Küstendil auf Sofia führende Angriffsrichtung verbot sich wegen der früher geschilderten Geländeschwierigkeiten und wegen der Gefährdung des Vormarsches in der rechten Flanke durch die starke 4. bulgarische Armee.

Ein Vorstoß über Krivolak—Istip führte dagegen durch günstiges Gelände, verlegte den Bulgaren den Rückzug durchs Strumica-Tal und warf sie in den Kessel von Küstendil. Zur Durchführung dieses Planes hätten die Serben ihre Hauptkräfte auf dem rechten Flügel zusammenfassen müssen. Nach den vorliegenden Nachrichten scheint es so, als ob der Angriff der serbischen Hauptgruppe rein frontal erfolgte, und der in der entscheidenden Richtung vorgehende rechte Flügel gerade am schwächsten war.

Die Bewegungen der Armee regelte der Generalstabschef, General Putnik, derart bis ins einzelne, daß den Armeeführern zu selbständigen Entschlüssen wenig Gelegenheit blieb. Aus diesem Grunde mag wohl die 3. Armee versagt haben, als es bei dem unerwarteten Rückzuge der 4. bulgarischen Armee galt, sofort eine energische Verfolgung einzuleiten. Die Haltung der Truppe war überall gut, das Offizierkorps gab stets das beste Beispiel.

Eine hervorragende Rolle hat die Feldartillerie gespielt. Aus gut gewählten Stellungen, mit reichlicher Munition versehen, durch schwere Artillerie unterstützt, hat sie eine vorzügliche Wirkung gehabt.

Griechenland.

Auch die griechische Armee hat sich im Zweiten Balkankriege bewährt. Die Heeresleitung zeichnete sich durch eine geschickte und planvolle Führung aus. Der rechtzeitige Übergang zu einer groß angelegten Offensive verdient rückhaltlose Anerkennung.

Die Massierung der Kräfte auf dem linken Flügel, wo der Anschluß

Digitized by Google

an die Serben zu suchen war, entsprach durchaus der Lage. Erleichtert wurden die Erfolge durch die zahlenmäßige Unterlegenheit des Gegners. Eine besondere Gewandtheit entwickelten Führung und Truppe im Gebirgskrieg. In dem schwierigen Gelände hat die Gebirgsartillerie eine bedeutende Rolle gespielt. Nur war die Zahl der vorhandenen Batterien zu gering. Überall hat sich der griechische Soldat gut und tapfer geschlagen.

Rumänien.

Der rumänischen Armee ist es nicht vergönnt gewesen, eine Probe ihres Könnens auf dem Schlachtfelde abzulegen. Anlaß zur Kritik bietet die übereilte Zerstörung der Eisenbahnbrücke bei Plevna durch die 2. Kav. Div., weil die Heeresversorgung dadurch sehr erschwert wurde. Der Nachschub litt ohnehin schon darunter, daß die rückwärtigen Verbindungen über die Donau liefen. Wäre ein wesentlicher Bedarf an Munition eingetreten, so hätte die Heeresverwaltung mit ernsten Schwierigkeiten rechnen müssen.

Bulgarien.

Auf bulgarischer Seite erscheint es als ein schwerer Fehler, daß Politik und Kriegführung in ausgesprochenem Gegensatz zueinander standen. Politisch war der Krieg überhaupt nicht vorbereitet, denn die Regierung wollte ihn nicht. Sie trifft die Schuld, im Vertrauen auf russische Unterstützung, sich nicht rechtzeitig mit Rumänien verständigt zu haben. Die schnelle Mobilmachung und der rasche Vormarsch der rumänischen Armee ließen es dann Bulgarien ratsamer erscheinen, auf militärische Gegenmaßregeln zu verzichten. Auch der Abschluß eines endgültigen Friedens mit der Türkei wurde versäumt.

Beim Aufmarsch war Bulgarien zeitlich im Rückstande, weil die Truppen erst nach und nach aus Thrazien heranbefördert werden konnten. Durch die Antransporte wurden die Verbände auseinandergerissen. Zum Schluß wurden überall die entbehrlichen Regimenter und Bataillone herausgezogen und an anderer Stelle verwendet. Es war kein Wunder, daß die Führer schließlich die Zusammensetzung ihrer Truppen kaum noch kannten.

Strategisch war der Aufmarsch für den Beginn der Offensive nicht einwandfrei. Er stellt sich mehr als eine Art Grenzsicherung dar. Trotzdem hätte aus der gewählten Versammlung eine Offensive erfolgreich sein können. Sie mußte sich, richtigerweise, gegen die Serben als stärksten Gegner zuerst wenden, während die 2. Armee gegen die Griechen defensiv blieb.

Da das frontale Vorgehen der 5. und 4. Armee gegen die starken serbischen Stellungen, bei dem teilweise ungangbaren Gelände, wenig Aussicht auf Erfolg bot, kam es darauf an, daß zuerst die 1. und 3. Armee

Digitized by Google

über Nis gegen Flanke und Rücken des Feindes vordrangen. An Zahl den Serben überlegen, waren sie durchaus dazu befähigt.

Ein solcher Vorstoß wäre keinen unüberwindlichen Geländeschwierigkeiten begegnet und hätte Belgrad, vor allem aber die Eisenbahn Nis—Vranje, die Etappenlinie der serbischen Hauptgruppe in Mazedonien, bedroht. Die Stellung der serbischen Hauptkräfte wäre dadurch auch dann unhaltbar geworden, wenn die 5. und 4. bulgarische Armee nicht vorwärts gekommen wären. Die Heeresleitung wollte jedoch selbst in dem Augenblick, als sie die Offensive der 5. und 4. Armee befahl, nicht den Krieg. Man hoffte, durch Teilerfolge einen Druck zum Frieden auszuüben. Da aber die Bulgaren der eng versammelten serbischen Hauptgruppe gegenüber zu schwach waren, kam es zu einem Mißerfolge. Die Eingriffe der Regierung brachten dann den Feldzugsplan zum Scheitern. Es war verhängnisvoll, daß durch das verspätete Antreten, und nachher durch den Befehl zum Rückzug, die 1. und 3. Armee, auf die es gerade ankam, ganz ausfielen.

Auch der Angriff gegen die Griechen ist schwer zu erklären. Man spricht von einem Mißverständnis zwischen der Heeresleitung und der Armeeführung. Jedenfalls erscheint es richtiger, die Aufgabe der Deckung des bulgarischen Heeres gegen die Griechen, unter Ausnutzung des dafür günstigen Geländes, defensiv zu lösen.

In Unterschätzung des Wertes der griechischen Armee war die 2. bulgarische Armee anfangs zu schwach gehalten. Trotz ihrer 140 km breiten Aufstellung gelang es ihr jedoch, dem stark überlegenen Feind immer aufs neue Widerstand zu leisten, ohne daß im Gebirge Truppen abgeschnitten wurden. Es ist dies ein Verdienst der Führung des Generals Iwanow und der Tapferkeit seiner Truppen.

Das rasche Vordringen der Griechen zwang dann die 4. Armee durch Bedrohung ihrer linken Flanke und ihres Rückens zum Rückzuge.

Das Versagen der im Ersten Balkankriege vielfach gerühmten bulgarischen Armee hat aber noch andere Ursachen. Ohne Zweifel hatte seitdem der Wert der bulgarischen Armee erheblich abgenommen. Der Kern des Heeres war auf den Schlachtfeldern Thraziens geblieben. Die vorher schon knappe Zahl der Offiziere reichte in keiner Weise. Der Ersatz an Mannschaften war ungenügend.

Die aus Thrazien kommenden Truppen befanden sich, durch schlechte Verpflegung und Seuchen, in üblem Zustande. Ihre Leistungsfähigkeit wurde durch die heiße Jahreszeit und die ungeeignete Bekleidung mit den warmen Wintersachen vom Ersten Balkankriege noch verringert. Trotz der gespannten Lage waren anscheinend für Erntearbeiten zahlreiche Mannschaften beurlaubt. Einzelne Divisionen hatten nur ein Viertel ihrer Stärke.

Digitized by Google

Taktisch versagte im Zweiten Balkankriege der Angriff à la bulgare, an den man vom Ersten Balkankriege gewöhnt war, vollkommen. Der Anlauf, ohne genügende Feuervorbereitung, ohne jede Tiefengliederung, ohne Reserven, zerschellte an dem gut gezielten Feuer des Feindes.

Die Wirkung der ohnehin schwachen bulgarischen Artillerie litt an zu hoher Lage der Sprengpunkte und an dem dauernden Sparen an Munition, die nach dem Ersten Balkankriege nicht ersetzt werden konnte.

Die Befehlsgebung war gleichfalls nicht einwandfrei. Mangelhafte Befehle wurden falsch verstanden oder nicht ausgeführt. Die Heeresleitung selbst verlangte von der 2. Armee Unmögliches, wenn sie ihr wörtlich befahl, „aufs kräftigste anzugreifen, ohne dabei alle Kräfte zu zeigen und ohne sich in ein langwieriges Gefecht einzulassen".

Ob die Hoffnung der Bulgaren auf Erfolge gegen die Griechen gegen Schluß des Feldzuges sich bewahrheitet hätte, steht dahin. Der drohende Einmarsch der Rumänen in Sofia zwang unerbittlich zum Frieden, zumal Bulgarien sich mit Menschen, Kriegsmaterial und Geld am Ende sah und nach außen von allen Hilfsquellen abgeschnitten war.

Die neue Gebietsverteilung.

Ein großer Teil Mazedoniens und Thraziens, vor allem Adrianopel, gingen Bulgarien dabei verloren. An das Ägäische Meer reicht das neue Bulgarien nur mit schmaler Front. Bei der gesunden Natur des Volkes dürfte sich Bulgarien immerhin von dem Zusammenbruch schneller erholen als man glaubt.

Griechenland hat die langersehnte Landschaft Epirus, vor allem aber Saloniki und die reiche Gegend von Kavala mit gutem Hafen und wertvollem Tabaksland erstritten; Gebiete, die der griechische Kaufmann geschickt verwerten wird.

Serbien hat den größeren Teil des nördlichen Mazedoniens erhalten und grenzt nach dem Ägäischen Meer zu unmittelbar an Griechenland.

Auch der Bestand der Türkei ist wieder wesentlich gefestigt worden.

Rumänien hat nur ein kleines, aber fruchtbares Gebiet, ohne Schwertstreich erhalten.

Gestützt auf sein starkes Heer, hat Rumänien im Zweiten Balkankriege eine entscheidende Rolle gespielt; es darf hoffen, als mächtigster Staat des Balkans dort auch in Zukunft die Führerstelle einzunehmen.

Vergleicht man die frühere und jetzige Größe der Balkanstaaten, so sind nun Serbien und Griechenland je etwa doppelt so groß wie bisher.

Bulgarien, das nach seinen Ansprüchen vor dem zweiten Kriege an Größe Serbien und Griechenland in ihrer neuen Ausdehnung zusammen um ein beträchtliches übertreffen wollte, ist jetzt nur um das Fürstentum

Digitized by Google

Albanien größer als Serbien allein. Albanien ist etwa so groß wie die Provinz Pommern.

An Rumänien hat Bulgarien etwa ein Zwölftel seines bisherigen Besitzes abgegeben. Für Rumänien bedeutet dieser Erwerb eine Vergrößerung um ein Sechzehntel.

Diese Neuordnung der Dinge auf dem Balkan, die vor 1½ Jahren noch niemand sich träumen ließ, hat natürlich, auch abgesehen von Bulgarien, nicht allseitige Zustimmung gefunden. Die Mazedonier und Albanier sind nach wie vor unzufrieden.

Das Fürstentum Albanien geht einer schwierigen Zeit entgegen. Was die Zukunft dem Balkan bringen wird, vermag niemand vorauszusagen; doch ist zu hoffen, daß die schweren Opfer des zweiten Krieges auch ihre Früchte bringen werden.

Möge den Balkanvölkern, die so lange ganz Europa in Spannung erhalten haben, eine Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs und aufblühender Kultur beschieden sein.

Digitized by Google

Die Armeen des Dreißigjährigen Krieges.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 12. November 1913

von

Hoeniger,
Lehrer an der Kriegsakademie.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Vorbemerkung.

Der Dreißigjährige Krieg hat Deutschland zugrunde gerichtet. So haben wir's in der Schule gelernt und so tritt es uns in allen volkstümlichen und in nahezu allen wissenschaftlichen Darstellungen entgegen.

Nach meiner Überzeugung greift diese Auffassung fehl. *Deutschland war bereits vor dem Kriege ruiniert.* Der wirtschaftliche Niedergang war längst eingetreten und die Verkümmerung des Volkslebens klar ausgeprägt, *ehe* der Krieg begann. Die entscheidende Ursache des Verfalls kann also nicht *im Kriege* gesucht werden. *Sie liegt in der unglücklichen politischen Entwicklung des alten Deutschen Reichs.* Frankreich, Holland, England dankten ihre Erfolge der festen staatlichen Zusammenfassung. Das staatlich zersplitterte Deutsche Reich hat seine alte Stellung verloren, weil es nicht mehr zu einheitlicher politischer Betätigung, noch zu großstaatlicher Deckung seiner Wirtschaftsinteressen fähig war. Das Schicksal Italiens, das in derselben Epoche infolge gleichartiger politischer Grundverhältnisse in Ohnmacht und Elend versank, zeigt deutlich genug, daß der Niedergang auch ohne die Verwüstungen eines Dreißigjährigen Krieges eintreten mußte.

Gewiß hat der Krieg schwerste Nöte und bittere Drangsal über weite Teile unseres Vaterlandes gebracht. Aber schon die zeitgenössischen Berichte über Verwüstung und Verödung sind häufig ins Maßlose übertrieben. Die Gesamtabrechnung über das Ausmaß der Zerstörung dürfte die überlieferten Vorstellungen sehr wesentlich herabmindern und eine tiefergreifende Kulturhemmung durch den Krieg *nicht* ergeben.

Es ist keine dankbare Aufgabe, gegen eine, dem Volksbewußtsein tief eingeprägte und von bewährten Fachmännern eifrig verteidigte Auffassung Widerspruch erheben zu müssen. Aber der Wissenschaftler soll ein Bekenner sein. Er soll dem, was ihm als Irrtum erscheint, entgegenstellen, was sich ihm als Wahrheit aufgedrängt hat. Ich habe meine von

Digitized by Google

der landläufigen Auffassung abweichende Anschauung über die Einwirkung des Dreißigjährigen Krieges auf die deutsche Kultur vor einigen Jahren entwickelt[1]), und werde demnächst die Ergebnisse meiner seitherigen Ermittlungen zur Sache in einer zweiten Veröffentlichung darlegen. — In dem hier gedruckten Vortrage ist eine Einzelfrage aus dem reichen Stoffgebiet behandelt. Auch bezüglich der Armeen des Dreißigjährigen Krieges gilt es, eingerostete, falsche Vorstellungen zu beseitigen. Es ist nicht Edelrost der damit zerstört wird. Nur Schlacken werden fortgeräumt.

Die Armeen des Dreißigjährigen Krieges werden in unserer geschichtlichen Überlieferung in erster Linie als die Werkzeuge der vernichtenden Zerstörung angesehen und dementsprechend gewürdigt. In dem finsteren Gemälde, das uns mit seinen tiefen Schlagschatten vorgeführt wird, sind Blut und Feuerschein die grellen Lichter, die den Zug der Kriegshaufen zeichnen. Die damaligen Söldnerheere gelten als „große Räuberbanden, einzig und allein zusammengehalten durch die Lust am Morden und durch die Gier nach Raub". Die Ausnahmestellung, die man protestantischerseits für das Heer Gustav Adolfs zugestanden wissen will, oder die katholischerseits unternommene Ehrenrettung der Tillyschen Armada wird von der konfessionellen Gegenpartei angezweifelt oder bestritten. Und allgemein wird angenommen, daß nach dem Tode des Schwedenkönigs auch die schwedischen Truppen auf den sittlichen Tiefstand der übrigen Soldateska herabgesunken seien. Die Heerführer erscheinen als politische Abenteurer oder geldhungrige Unternehmer, die Unterbefehlshaber als gewissenlose Freibeuter, die Mannschaften als beutegieriges Gesindel aus aller Herren Länder, der unermeßliche Lagertroß als der schlimmste Auswurf der Menschheit. — Wie weit sind solche Vorstellungen zutreffend?

Ich versuche es, den erweisbaren Tatbestand bezüglich der Armeen des Dreißigjährigen Krieges klarzustellen. Die hohe Politik, die letzten Absichten der Kriegsherren und Generale, ebenso die taktisch-strategischen Fragen lasse ich beiseite. Ich fasse lediglich die Stärke der Heere und des Trosses, sowie ihr ziffernmäßiges Verhältnis zur damaligen Volkszahl ins Auge, weiter ihre Verpflegung und ihr Verhalten der Bevölkerung gegenüber, endlich die innere Entwicklung der Heeresverfassung, insbesondere der Kriegszucht. Also all das, was für die Beurteilung des Druckes von Belang ist, der durch die Truppen auf Land und Leute ausgeübt wurde.

[1]) Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur (Preußische Jahrbücher, Bd. 138, S. 402 bis 450) 1909.

Digitized by Google

Im Anfang des Krieges reicht die Gesamttruppenzahl*) bei allen kriegführenden Parteien nicht über 60 000 bis 70 000 Mann hinaus. Mitte der zwanziger Jahre steigt mit dem Auftreten Wallensteins als Feldherr die Ziffer auf 120 000 bis 140 000. Auf dem dramatischen Höhepunkt des Krieges, als Wallenstein und Gustav Adolf einander gegenüberstanden, wird man in allen Heeren insgesamt 260 000 bis 280 000 Köpfe rechnen können. Um 1640 waren noch 150 000 bis 180 000 und gegen Ende des Krieges schwerlich mehr als 100 000 bis 120 000 Mann auf den Beinen. Diese Truppen sind in einzelnen Korps weit über das Reich verstreut, zum Teil in befestigten Plätzen und Garnisonen zersplittert. Tilly hat bekanntlich die Ansicht vertreten, daß in einer Schlachtordnung über 30 000 Mann nicht wohl zu kommandieren wären. Mehr als 40 000 bis 45 000 Mann sind überhaupt niemals auf einer Seite vereint gewesen. In solcher Stärke sind Gustav Adolf und Wallenstein bei Nürnberg aufeinander gepralit. In den letzten Kriegsjahren sind die selbständig operierenden Armeen 8000, 10 000, 15 000, höchstens 20 000 Mann stark. — Wie verhalten sich diese nach unseren Begriffen geringen Massen zahlenmäßig zu der damaligen Bevölkerung Deutschlands?

Man schätzt die Volksmenge des Deutschen Reiches unmittelbar vor Ausbruch des Krieges auf 16 bis 18 Millionen Seelen. Die Angaben über einen ungemessenen Bevölkerungsrückgang im Kriege — man hat ihn auf die Hälfte, auf zwei Drittel, oder gar auf drei Viertel beziffert — sind einfach aus der Luft gegriffen. Solche Verluste treffen für einzelne Orte, unter Umständen für ganze Landstriche zu, aber nicht für den gesamten Umfang des deutschen Volksgebiets. Die starke Bevölkerungsabnahme an einzelnen Stellen bedeutet noch nicht Vernichtung der in Abgang gekommenen Einwohner, sondern vielfach nur Verschiebung durch Flucht und Wanderung, so daß der Rückgang an der einen Stelle an der anderen durch Bevölkerungszunahme ausgeglichen wird. Die Gefechtsverluste der Truppen und gewaltsame Tötung in den Reihen der Zivilbevölkerung haben insgesamt etwa eine halbe Million Opfer während des ganzen Krieges gefordert. Sehr viel schwerer wiegen die Verluste durch Hunger und Pest, die in der Kriegszeit auf einige Millionen angestiegen sind. Nur ist es bislang nicht genügend beachtet worden, daß seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts Massensterben infolge von Notständen und Seuchen eine durchgängige Erscheinung sind. Es ist fraglich, ob während des Krieges an-

*) Die statistischen Daten sind in knappster Zusammendrängung gegeben. Die nähere Begründung bleibt der angekündigten Untersuchung über den Dreißigjährigen Krieg vorbehalten.

Digitized by Google

steckende Krankheiten in erheblich stärkerem Maße als in Pestzeiten vorher und nachher gehaust haben. Nach meiner Schätzung ist die deutsche Gesamtvolkszahl in den schlimmsten Zeiten, Ende der dreißiger Jahre, nicht tiefer als 2 bis 3 Millionen unter dem Stand von 1618 heruntergesunken. Sie hat schon in den vierziger Jahren sich wieder gehoben, so daß am Ende des Krieges der Rückgang der Volkszahl im ganzen Deutschen Reich 1 bis 2 Millionen betragen haben mag.

Stellen wir die höchste erreichte Truppenzahl dem möglichen Tiefstand der Bevölkerung gegenüber, so waren es noch nicht 2 auf 100. Das bleibt erheblich hinter den Verhältniszahlen des preußischen Militärstaates im 18. Jahrhundert zurück. In den letzten Zeiten Friedrich Wilhelms I. betrug die preußische Armee reichlich 3 vH. der Bevölkerung. Im Durchschnitt der 30 Jahre des großen Krieges dürfte das Verhältnis nicht weit von dem Friedensstand unserer heutigen Armee — etwa 1 vH. der Gesamtbevölkerung — abweichen. Diese nach unseren Begriffen außerordentlich geringen Truppenmassen konnten beim besten Willen das deutsche Volk nicht bettelarm fressen. Das Bild könnte sich allerdings im Vergleich zu heutigen Zuständen durch den Troß der damaligen Heere sehr wesentlich verändern.

Ein Historiker, der sich eingehend mit den zerstörenden Wirkungen der Kriegszeit beschäftigt hat, Hanser[3]), äußert: „Hätte der Krieg weiter niemanden zu ernähren gehabt, als diese immerhin mäßigen Truppenkörper, so stand gerade keine so furchtbare Landplage zu befürchten: Deutschland hatte der materiellen Mittel wohl so reichliche, daß ihm auch ein länger andauernder Krieg so heillos lähmend nicht leicht werden konnte. Aber wer von den Heeren des Dreißigjährigen Krieges nur die Summe der Soldaten kennt, der kennt kaum die Hälfte der Heereskörper. Eine allgefräßige Harpyie hing sich der Lagertroß an die Armee." Nach Hanser wäre durch den Troß die zu ernährende Menschenmasse reichlich verdoppelt worden. Andere Autoren geben den Troß auf das Drei- bis Vierfache der Truppenstärke an. Man sieht, daß bei der Beantwortung dieser wichtigen Frage die Forschung noch arg im Dunkeln tappt.

Es ist nicht ganz einfach, hier Klarheit zu schaffen. Bei den Landsknechtshaufen der Söldnerheere, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Kriegen gegen die Türken Verwendung fanden, berechnete man einen Zuschlag von etwa ein Drittel der Truppenzahl an Marketendern, Pferdeknechten, Dirnen und Jungen. In den deutschen Landsknechtsregimentern soll unmittelbar vor dem Kriege der Troß die Zahl

[3]) K. Fr. Hanser, Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Dargestellt in politischer, materieller und sozialer Beziehung. Leipzig und Heidelberg 1862. S. 123.

Digitized by Google

der Kombattanten überholt haben[1]). Das Unwesen einer Übermenge von Mitläufern erscheint zu Beginn des Krieges tatsächlich stark ausgeprägt.

Man hat bei den kleinen Korps, die man damals Armeen nannte, eine übermäßige Ausdehnung des Heeresanhangs noch allenfalls dulden können. Er war auch da eine schlimme Last und ein arges Hemmnis. Aber man fand sich damit ab. Als zum ersten Male größere Massen ins Feld gestellt wurden, da mußte dem Unwesen gesteuert werden. Schon die Armee Tillys hat den Troß wesentlich verringert. Bei den für damalige Verhältnisse riesenhaften Truppenkonzentrationen, wie sie Wallenstein und Gustav Adolf durchführten, war die strengste Kriegszucht unumgänglich geboten. Aber ganz war der Troß überhaupt nicht zu entbehren. Er ersetzte die heutigen Train- und Sanitätskolonnen, er zählte in seinen Reihen alle die Elemente, die heute von der Truppe als Abkommandierte gestellt werden: Offiziersburschen, Handwerker, die Mannschaften der Feldbäckereien usw. Die Soldatenweiber mußten kochen und waschen, sie bildeten das Sanitätshilfspersonal, das Kranke und Verwundete pflegte. Auch die Buben verrichteten nützliche Handreichungen. Die ganze Gesellschaft fand beim Lager- und Schanzenbau, beim Faschinenbinden usw. Verwendung. Wir werden uns also im Troß nicht nur herumlungerndes Gesindel zu denken haben.

Hinsichtlich der Zahl waren die Verhältnisse bei den verschiedenen Armeen und innerhalb der Armeen bei den verschiedenen Truppenteilen nicht einheitlich. Bei den Kürassierregimentern, die für jeden Reiter ein zweites Pferd mit einem Buben zuließen, hat der Troß die Kombattantenzahl wohl immer überstiegen. Bei der leichten Kavallerie und bei den Fußtruppen stand es anders. Ich bemerke mit allem Vorbehalt, daß nach den Daten, die ich gesammelt habe, der Troß im Durchschnitt bei den Feldtruppen nicht mehr als 25 bis 30 vH. der Gesamttruppenstärke betrug. Nur bei den Kürassieren wurde dieser Durchschnitt immer überschritten, häufig auch bei den in festen Garnisonen liegenden Truppenteilen. Das Verhältnis von Kombattanten und Heeresanhang konnte sich allerdings leicht nach der letztgedachten Seite hin verschieben. Die Truppen schmolzen durch Gefechtsverluste in stärkerem Maße zusammen, als die buntgemischte Gesellschaft hinter der Front.

Was die Gesamtzahl der zu ernährenden Massen betrifft, also Truppe und Troß, so bleibt zu beachten, daß die Truppenstärke so gut wie nie dem S o l l bestande entsprach. Die Regimenter waren schon bei

[1]) „Wenn man heutiges Tages ein Regiment Teutsches Kriegsvolk wirbt, darzu dreytausend Mann, so würstu gewiß viertausend Huren vnd Jungen finden, vnd daß abgeseimbt, leichtloseſt Gesindlein, was nirgends in Landen und Stätten bleiben will, das laufft dem Krieg zu, ist alles gut genug." Joh. Jacobi von Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß. Oppenheim 1615. S. 7.

Digitized by Google

der Aufstellung nur selten vollzählig, sie schmolzen oft sehr rasch zusammen und der Ersatz füllte die Lücken nur unvollkommen[5]). Zwischen Sollbestand und Istbestand klaffte meist ein so gewaltiger Abstand, daß man annehmen darf, es habe der Istbestand einschließlich des Trosses in der Regel dem Sollbestand etwa entsprochen. Alles in allem werden die Heere auch mitsamt dem Troß ihrer Zahl nach nicht als eine die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes notwendig erdrückende Bürde gelten dürfen.

Nun ist allerdings die Last nicht mit gleichen Schultern getragen worden. Die einzelnen Teile des Reiches wurden sehr verschieden in Anspruch genommen. Weite Gebiete hatten mit dem Kriegswesen nur bei der Aufstellung der Regimenter oder gar nur aus der Ferne durch verstärkte Steuerbelastung Berührung. Andere Landesteile haben das Kriegsvolk in stets erneuten Durchzügen oder langdauernden Einlagerungen zu ernähren gehabt. Es handelte sich weiter um Kriegsverpflegung, die mangels durchgreifender, sachgemäßer Vorkehrungen selbst in Freundesland vielfach gewalttätig und darum gründlich unwirtschaftlich durchgeführt wurde.

Nach den Kriegsartikeln aller damaligen Heere hatte der Mann von seinem Solde den ganzen Lebensunterhalt zu bestreiten. Nur Quartier, Salz und Essig, Licht und Holz, bei den berittenen Truppen außerdem Stallung, Stroh und Heu waren vom Quartierwirt zu liefern. Das stand freilich allzu oft nur auf dem Papier. Es ist hinlänglich bekannt, daß der Sold nicht regelmäßig gezahlt wurde, daß er oft ganz ausblieb, und daß das Geld schließlich der Bevölkerung abgepreßt oder kurzer Hand die gesamte Verpflegung auf die Lieferungen der besetzten Landstriche angewiesen wurde. Es kam, nicht durchgängig, aber doch oft genug auf eine „Verpflegungswirtschaft aus dem Stegreif" hinaus, bei der Truppen und Troß bald im Überfluß schwelgten, bald bitter darbten. Das ganze Gebaren ergab eine regelrechte Schulung für Raub und Erpressung.

Aber wie weit durfte solches Unwesen gedeihen? Eine Grenze gab es unter allen Umständen. Die Disziplin mußte so weit gewahrt bleiben, daß der Führer seine Truppe in der Hand behielt. Und unumgänglich mußte eine Heeresleitung, die ihrer Verantwortung sich bewußt war, auch auf eine gewisse Schonung der Bevölkerung bedacht sein, von der die Soldateska lebte.

In vollem Umfang hat Wallenstein diesen Notwendigkeiten Rechnung getragen. Ranke hat mit wenigen Strichen die Sachlage gezeichnet.

[5]) Vgl. die lehrreichen Angaben bei F. Konze, Die Stärke, Zusammensetzung und Verteilung der Wallensteinschen Armee während des Jahres 1633. Bonn 1906. S. 35 ff.

Digitized by Google

Er schildert das Einrücken der Wallensteinschen Armee Ende des Jahres 1625 in Niedersachsen[6]): „Es fehlte nicht an mannigfaltigen Gewaltsamkeiten, welche in den landschaftlichen Chroniken und in den gewechselten Schriften mit gerechtem Unwillen verzeichnet sind. Dabei erhellt aber doch, daß eine gewisse Ordnung gehalten wurde." Ranke verweist auf Khevenviller[7]), der die Haltung der Truppen rühmt: „Daß das Land nicht verwüstet und verbrannt, auch die Leute nicht von Haus und Hof vertrieben, sondern alles wohl bebaut und eingeerntet worden. Soldat und Bauer haben beisammen gelebt, und alle Kriegsherren diese Manier Krieg zu führen vom Herzog von Friedland gelernt". Ranke sieht das Originale in dem Auftreten Wallensteins in der „Verbindung militärischer Zucht, die er gewaltig handhabte, mit ökonomischer Fürsorge." Durchaus in gleichem Sinn und mit demselben Erfolge hat Gustav Adolf sich bemüht. Wallenstein wie Gustav Adolf haben großzügige Organisationen zur Verpflegung ihrer Truppen geschaffen. Gewiß ließ sich das System in den späteren Kriegsjahren nicht immer gleichmäßig durchführen. In den von den großen Durchzugsstraßen durchquerten Gebieten sind Dörfer, Marktflecken und kleine offene Landstädte recht hart mitgenommen worden. Nur die ummauerten Städte konnten sich besser wahren. Auf dem Lande haben schließlich die Leute vor den feindlichen Truppen das Feld geräumt. Sie sind mit Sack und Pack und allem Vieh in den Schutz der nächsten festen Stadt geflohen, oder in abgelegenes unwegsames Gelände ausgewichen. Die Truppen fanden verlassene Dörfer. Daß sie in den leeren Häusern nicht gerade allzu säuberlich sich selbst Quartier machten, läßt sich denken.

Verpflegung und Quartier brachten die Truppe in die engste Berührung mit den Einwohnern. Lassen sich klare Grundzüge für die gegenseitigen Beziehungen aufstellen? Rechte und Pflichten der Soldaten waren nach den Kriegsartikeln scharf begrenzt. Aber nicht der geschriebene Buchstabe, sondern der lebendige Mensch beherrscht die Anwendung des Gesetzes. Unbedingt einheitlich und gleichmäßig lagen die Dinge unter keinen Umständen für alle Truppenteile. Jedes zusammenfassende Urteil wird nach dem heutigen Stand der Forschung mehr nur den subjektiven Eindruck wiedergeben können, der sich dem Betrachter aus den geschichtlichen Quellen erschließt. Nach dem Eindruck, den ich gewonnen habe, schrumpft das angebliche Übermaß von brutaler Rücksichtslosigkeit, deren die Truppen sich schuldig gemacht haben sollen, doch recht erheblich zusammen. Hält man sich an die zuverlässig beglaubigten Tatsachen, so dürfen im allgemeinen: Generale, Frontoffiziere und Mannschaften des Dreißigjährigen Krieges sich durchaus in Ehren sehen lassen.

[6]) Geschichte Wallensteins. 2. Aufl. 1870. S. 42 f.
[7]) Annal. Ferd. X. 841.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der Generale, die Tilly, Pappenheim, Holck, Werth, Bernhard von Weimar, Arnim, sind ebenso wie die Gustav Adolf, Horn, Banér, Torstenson nicht nur hervorragende Militärs, sie sind zugleich vornehme, zum Teil hochgebildete Männer, sympathische Persönlichkeiten. Auch hinsichtlich der Frontoffiziere überwiegt doch wohl der günstige Eindruck. Eine bessere Ehrenrettung gibt es für den Offizier des Dreißigjährigen Krieges nicht, als sie in einer beiläufigen Bemerkung eines zeitgenössischen Militärschriftstellers sich ausspricht. Neumayer von Ramsla erörtert in seinem 1641 erschienenen Werke „Vom Krieg" Plünderung und gewaltsames Furagieren. Er räumt ein, daß solcher Mißbrauch unter bestimmten Bedingungen notwendig werden könne und er fordert: „so solte man es doch sofern zugeben, daß man nicht Alles zu Grund richtete, und demnach eine Convoy, das ist eine Truppe wohlarmierter Soldaten beneben einem Offizier mit abordne"[8]). Hier gibt sich doch deutlich die Überzeugung kund, daß die Gegenwart des Offiziers die Manneszucht gewährleistet und unnötige Roheiten ausschließt. Und ganz so empfand die Bevölkerung. In der Mark Brandenburg klagen städtische Magistrate wiederholt über hochfahrendes und kränkendes Benehmen kurfürstlicher Offiziere. Die Haltung dieser Offiziere aber rückt doch in ein wesentlich anderes Licht, wenn die Städte der Mittelmark in einer Eingabe an den Kurfürsten dahin vorstellig werden: „die Kapitains, Leutnants und Fähnrichs sollten persönlich mit den Leuten marschiren und Disziplin halten".

Endlich niedere Chargen und Mannschaften. Tilly, der für seine Person ein Asket war, wie man ja deren unter den großen Generalen mehr als einen findet, meinte auf Beschwerden über seine Truppen: „Die Soldaten seien weder Vögel noch Nonnen; sie könnten weder wie jene in der Luft schweben, noch so eingezogen leben wie diese". Also: sittsame Musterknaben waren diese Leute nicht. Aber sie waren in ihrer Masse nicht die Bluthunde und Raubtiere, zu denen sie unsere Vulgärgeschichtschreibung gestempelt hat. Grimmelshausen, der in seinem „Simplicissimus" die Soldateska in den abschreckendsten Typen vorführt, läßt halb wider Willen durchblicken, daß es doch auch andere Elemente in den Kriegsheeren gab. Den windigen Marodeur stellt er in Gegensatz zum „rechtschaffenen Soldaten, der beim Fähnlein Hitze, Durst, Hunger und Frost und allerhand Elend übersteht". Und das ist doch wohl das Normalbild. Eine Fülle von Zeugnissen aus berufenem Munde rühmen mitten in den Drangsalen und Gefahren des Krieges die brave soldatische Haltung der Truppen vor dem Feind. Rein militärisch ist in Feldschlachten, in Angriff und Verteidigung fester Plätze, auf Märschen und

[8]) Vom Krieg. Sonderbarer Traktat oder Handlung des Edlen und Vesten H. Joh. Wilhelms Newmayr von Ramsla. Jena 1641. S. 990.

Digitized by Google

im geduldigen Ertragen ungeheurer Anstrengungen und Entbehrungen Bewundernswertes geleistet worden. Und der schutzlosen Bevölkerung gegenüber, auf Durchmärschen und in den Quartieren sollen diese Leute sich wie Bestien benommen haben?

Selbstverständlich will ich nicht bestreiten, daß Fälle äußerster Bestialität vorgekommen sind. Solche Fälle begegnen ja auch heute, mitten im Frieden, in Stadt und Land. Man denke an Jack den Aufschlitzer, an Unmenschen wie Sternickel, an Lustmorde und sadistische Verirrungen, die unsere Zeitungen mit ekelhafter Breite melden. Es fragt sich nur, ob im Dreißigjährigen Kriege die schlimmsten Ausschreitungen als Regel oder als Ausnahme zu gelten haben. Unter allen Umständen müssen wir scheiden zwischen der regulären Truppe und dem marodierenden Gesindel, das sich im Lande umhertrieb. Da sind die „Ausreißer, Plünderer und Räuber", wie sie Banér einmal nennt. Der schwedische General läßt solche leichtfertigen Vögel kurzerhand an den nächsten Baum hängen. Und das war die Art, in der durchgängig mit ihnen verfahren wurde. Daß in den Wirren der Kriegszeit dieser Gesellschaft trotzdem nicht durchgreifend beizukommen war, ist begreiflich. Im übrigen hat es auch die Bevölkerung zu spüren bekommen, daß der Kriegsbrauch jener Tage hart war. In den Soldheeren war der Kriegsdienst ein Handwerk geworden, ein Handwerk, das eine andere Grundstimmung erzeugte als die friedliche Erwerbsarbeit. Wer sein Leben leicht wagt, will auch das Leben leicht genießen. Die Draufgängerei der Soldateska äußerte sich allzu oft in keckem Zugreifen, in Gewalttat und Zügellosigkeit der Bevölkerung gegenüber. Aber das hat doch nicht jedes menschliche Empfinden aus den Heerlagern verscheucht. Es ist gar nicht anders zu denken, als daß oft genug der Soldat mit den armen Leuten sein Kommißbrot geteilt hat*).

Wie hat trotz alledem das vernichtende Urteil über Offiziere und Truppen sich bilden und behaupten können? Die Zeit, die ich für diesen Vortrag zur Verfügung habe, schließt es aus, daß ich in quellenkritischen

*) 1635 waren Bauern des Ulmer Gebiets vor den anrückenden Kaiserlichen auf Schloß Albeck geflohen. Auf dem Schloß, das von den Kaiserlichen blockiert wurde, stellte sich bitterste Not ein. Ein zeitgenössischer Chronist berichtet: „So hat ihnen der Feind die Wasserbronnen abgegraben, daß sie kein Wasser mehr hatten. Gar wenig hat das arme Bauersvolk, mit Brot, Salz und Schmalz sind sie gar nit versehen, so haben die Soldaten auch nit viel zum besten, wiewohl sie gern mitgeteilt hätten, wann sie es nur gekonnt hätten." (Württemb. Neujahrsblätter. 6. Blatt. Der Dreißigjährige Krieg in Schwaben. Stuttgart 1889. S. 24.)

Aus dem gleichen Jahre berichtet ein Dorfpfarrer aus der Wetterau, daß aus Wetterfeld beim Anmarsch eines kaiserlichen Regiments die ganze Einwohnerschaft in das nächste Städtchen geflüchtet war. Die Truppen lagern sich für längere Zeit

Digitized by Google

Darlegungen die Glaubwürdigkeit einzelner Nachrichten über die Ausschreitungen der Soldateska prüfe. Ich muß mich auf eine summarische Würdigung beschränken.

Die reichste Ausbeute an Kriegsgreuelberichten liefern die Flugschriften, die damals das Bedürfnis nach Berichterstattung über Tagesneuigkeiten in erster Linie bestritten. Die Zeitungen, die noch in den Anfängen ihrer Entwicklung steckten, schöpften meist aus diesen Flugschriften. Die Flugschrift des 17. Jahrhunderts ist in der Regel die Äußerung einer Partei. Sie ist in jenen Tagen das bequemste Agitationsmittel. Mit erdichteten Gesprächen und Briefen, mit irreführenden Angaben, selbst mit gefälschten Dokumenten sucht man auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Namentlich wo konfessioneller Haß mitspricht, kennt die Lüge keine Grenze. Aus solchem vergifteten Nährboden ersprießt die Kunde von den Greueln des Kriegs. Es sind Untaten, die alles Ersinnbare an teuflischer Niedertracht übersteigen. Das ganze Register von blutigen Martern, die man aus der Folterpraxis jener Tage kannte, dazu Kinderabschlachten, Schändung von unreifen Mädchen und steinalten Weibern, Perversitäten, die man auszusprechen sich scheut. Mit zielbewußter Verleumdung geht die verwegenste Reporterphantasie Hand in Hand, die nach Sensationsmeldungen lechzt. *Dieses ganze Material ist wertlos.* In vollem Umfange ist es in die dicken Folianten des **Theatrum Europaeum**, des großen zeitgenössischen Geschichtswerkes, übergegangen, das noch immer als lautere Quelle für die angeblichen Kriegsgreuel benutzt wird. Ähnliche, wenn auch zum Teil minder schwere Bezichtigungen stammen aus Klagen und Beschwerden über erlittene Schädigungen, meist von Gemeinden oder Körperschaften. Ihre durchgängige *Aufbauschung* ist unverkennbar. Die Anführung ungebührlich übertriebener, unberechtigt verallgemeinerter oder selbst glatt erfundener Untaten ist eine naheliegende und selten verschmähte Beigabe.

Sehr anders stellen sich die Dinge in privaten Aufzeichnungen dar, die in reicher Fülle erhalten sind. Meist tagebuchartige Notizen von Pfarrern und Schullehrern, städtischen Bürgern, gelegentlich auch von kleinen Leuten. Sie alle berichten treuherzig von ihren Erlebnissen. Ein weiter Gesichtskreis fehlt ihnen, aber sie beobachten und überliefern gewissenhaft, was sie mit eigenen Augen gesehen. Nur was sie vom Hörensagen wissen, das klingt oft recht fragwürdig. Offenbar sind sie allzu leicht-

in der leeren Ortschaft ein, „daß sich kein Mensch der vnsrigen alda hat durfen sehen lassen, ohne die Schulerknaben, die ich beordert, dahin zu gehen, vnd vor den heusern als arme Bettelkinder — wie sie den in warheit waren — geistliche Lieder zu singen, als gehöreten sie nicht dahin, desen sie auch gewohneten vnd teglich hingingen vnd *bey den Soldaten almosen holten*". (Wetterfelder Chronik, herausg. von Fr. Graf zu Solms-Laubach und W. Matthaei. Gießen 1882. S. 88.)

Digitized by Google

gläubig jedem haltlosen Gerücht und jeder plumpen Prahlerei zugänglich. Was in Kriegszeiten von öden Renommisten geleistet werden kann, das zeigen an einem klassischen Beispiel die „Hunnenbriefe" aus unserem Chinafeldzug und ihre Auslachtung durch die sozialdemokratische Presse.

Als wirklich zuverlässig wird nur das gelten dürfen, was jene Lokalberichterstatter als Augenzeugen erzählen. Und da ist festzustellen, daß diese Zeugen von schlimmen Vorkommnissen am eigenen Ort auffallend wenig zu melden wissen[10]). Die gruseligen Geschichten, die auch sie zuweilen verzeichnen, stammen in der Regel aus einiger Entfernung. Sie sind ihnen offenbar in stark übertreibender Schilderung zugetragen worden. Das beeinträchtigt bis zu gewissem Grade die klärende Wirkung solcher Quellen, zumal da die übertreibenden Berichte der Tagesschriftsteller und der klageführenden Geschädigten ihrem Umfang und ihrer eindringlichen Darstellung nach sich nachdrücklicher zur Geltung gebracht haben.

Es kommt hinzu, daß das literarische Gesamtbild der Soldateska, das schon in der Kriegszeit sich formt, mit Vorliebe die wüsten Züge verwendet. Den Vogel hat in dieser Beziehung ein protestantischer Hofprediger abgeschossen: Anton Mengering. Er hat 1633 ein Pamphlet: „Kriegsbelial" veröffentlicht[11]). Mengering schildert die Soldaten als ein gott- und zuchtloses Geschlecht, unter dem Unglauben, gotteslästerliches Fluchen und Verachtung des Predigtamts im Schwange geht. „Mit ihren unflätigen Säurüsseln reißen sie weidlich schandige und grobe Zoten, wo sie in Gelag und Gesellschaft beisammen sitzen," sie singen „unzüchtige Bubengesänge, Schampar-Lieder" usw. Dem weiblichen Geschlecht gegenüber kennen sie keine Schranke. Leider fänden sie dabei oft genug gar zu williges Entgegenkommen. Nach Mengering herrscht in allen Feldlagern ohne Unterschied: Völlerei und Hurerei, Raub, Frevel und Missetat. Sein Endurteil faßt Mengering in den Kraftworten zusammen: „Unsere heutigen Krieger sind mehrteils fast nichts als Beutemacher, Plünderer, Bawernplacker vnd Leuteschinder, Tribulirer vnd Peiniger, Engstiger vnd Leutebetrüber, Summa: Buschklöpper vnd Straßenräuber". Und als letzten Trumpf spielt er die neuen Kriegsartikel aus[12]):

---

[10]) Ein für die Beurteilung der militärischen Verhältnisse des Dreißigjährigen Krieges besonders wertvolles Quellenmaterial hat kürzlich Karl Heller, Königl. Preuß. Major a. D., herausgegeben: Rothenburg ob der Tauber im Jahrhundert des großen Krieges. Aus der Chronik des Sebastian Dehner." Ansbach. Verlag von Fr. Seybolds Buchhandlung.

[11]) Kriegs-Belial oder Soldaten-Teufel, nach Gotteswort vnd gemeinen laufe der letzten Zeit einfältig vnd kürtzlich entworffen vnd beschrieben von M. Arnolde Mengering, Churf. Sächs. Hofprediger. Dresden 1633.

[12]) A. a. O. S. 435 ff. An früherer Stelle hat der Verfasser ausführlich die strengen Vorschriften über Soldatenrecht und Kriegszucht angeführt.

Digitized by Google

Des Soldaten Teuffels Artickelsbrieff, Reuter vnd Knechte Bestallung.

„Nachdem wir nun bißher den Soldaten Teufel etlicher massen entworffen vnnd beschrieben haben, so scheinets die notturfft zu seyn, daß wir sein Kriegs Recht vnd Artickulsbrieff vernemen vnd erwegen, denn weil der heutigen Welt Kriegsart gutestheil sich mit den obengesetzten Artickelsbrieffen, Reutterbestallungen vnd Kriegsordnungen gantz vnd gar nicht wil concordiren vnd vereinbaren lassen, vnd wo man auff solche löbliche Teutsche Artickelsbrieffe die heutigen Soldaten, wie ich gäntzlich dafür halte, annemen vnd beeidigen pflegt, dürffte fast der einfältigste Bawer in die Gedancken kommen, als wenn zu keiner zeit die liebe Sonne mehr meineidige Leute in der Welt je beleuchtet vnd beschienen habe, als eben heut zu Tage, da so herliche vnd wolgefaste Regimentsordnung der Oberkeit, so freventlich, so mutwillig, so scheinbarlich, so offt vnd vnzehlich transiiret, violiret, conculciret vnd schimpfiret werden. So müssen gewiß manche Soldaten viel ein anders Kriegsrecht haben, oder wissen, als droben berüret worden, welches anders nichts ist als des Soldaten-Teuffels Artickuls-brieff vnd Kriegs-Regiments Ordnung, so wir ohne ferneren Eingang in rei memoriam, diesem Tractetlein propter posteros einverleiben wollen, der lautet nun ohngefehrlich wie folgt also:

Wir Belial von Gottes Vngnaden erwehlter Verfechter vnd Beschützer des Römischen Antichrists, alzeit ein Zerstörer vnd Verherer der Reiche vnd Policeyen, ein Anhetzer vnd Lermbläser aller Völcker vnd Nationen, ein Feind der Wahrheit, ein Verfolger der Vnschuld vnd Gerechtigkeit, ein Plage vnd Pestilentz aller Tugendreichen, ein Patron vnd Schutzherr aller Landdiebe, Strassenräuber vnd Schandbuben etc. vrkunden hiemit vnd bekennen. . . . . .

Vnd ob wir zwar zu allen Nationen ein guten vnd angenemen willen haben vnd tragen, vnd den Wallonen wegen jhrer Epicurischen Ruchlosigkeit, den Crabaten wegen jhrer Rauberey vnd Blutdurstigkeit, den Frantzosen wegen jhres Meineids, Untrew vnd Leichtfertigkeit, den Spanniolen wegen jhrer Vnzucht vnd Regiersucht, wegen jhrer Tyranney vnd Grausamkeit in Gnaden gewogen vnd zugethan seyn, noch dennoch wollen wir hiemit öffentlich vnsere sonderbare hohe Gunst vnd Affection gegen die Teutsche Nation bezeugen vnd declariret haben, in Ansehen vnd reifflicher Erwegung, daß dieselbe alle Barbarey, Dieberey vnd Buberey, Bestialitet vnd Crudelitet, andern Völckern so meisterlich abgelernet vnd entlehnet, darinnen auch allen obgesatzten Nationen bey weitem vorgehen ....."

In dem Ton geht es weiter. Dann folgen die Einzelbestimmungen, die in den späteren Auflagen mit besonderer Sorgfalt ausgefeilt und erweitert worden sind. Ich gebe einige Stichproben aus der 1638 gedruckten 2. Auflage[13]):

„. . . . annulliren, cassiren, verbieten vnd verwerffen wir aus vnser angemaster Macht vnd Gewalt alle die jenigen Artickelsbrieffe, Regimentsordnungen vnd Placcaten, so je vor alters vnd verwichenen Jahren bey der Teutschen Nacion oder andern Völckern zu vermeynter Disciplin angesehen vnd beliebet worden.".... „Jhr sollet keines Menschen schonen, oder Euch erbarmen wollen, es sey Jung oder Alt, Arm oder Reich, sondern ohn Vnterscheid in alle gleich wüten vnd würgen, nieder stechen, hawen vnd erschiessen, was jhr antrefft, werens gleich zwey oder dreyjährige Kinder, oder das Kind im Mutterleibe, nach dem Exempel vnser geliebten Ohmen vnd Anherrn Holofernes vnd Herodis bey Leibsstraffe.".... „Huren vnd ehebrechen last euch sonderlich angelegen vnd befohlen seyn, sintemal dieses die vns angenemste

[13]) Gedruckt zu Altenburg in Meißen. S. 435 ff.

Digitized by Google

vnd von vnser Fraw Mutter her angeerbte Liberey vnd Hoffarbe ist, darumb wir einen jeden zu solcherley Scherpen vnd Feldzeichen wollen auffgemuntert vnd ermahnet haben.“....

Der Schluß lautet:

„Weiß vnd kann auch jemands vnter euch in Garnisonen mehr Frevel, Insolentz vnd Muthwillen, als biß hero geschehen, erdencken, sinnen vnd außrichten, den wollen wir für einen geschickten Ingenieur erkennen vnd in vnsere engere Bestallung zu nemen wissen.“

gez. Belial
gegengez. Beelzebub Generaladjutant.

Natürlich läßt es der Verfasser nicht an Entschuldigungen und Einschränkungen fehlen. Er will nicht den Stand, sondern nur dessen Laster treffen, „welches alle rechtschaffene, dapfere, redliche Cavallier bey Freunden vnd Feinden verhoffentlich erkennen vnd zum besten deuten werden“. Aber wie die Menschen einmal sind, haftet am tiefsten doch, was der fromme Herr an unflätigen Schmähungen auf die Soldateska häuft. Ich bin kein Theologe, sonst könnte es mir im gegebenen Falle naheliegen, Mengerings eigene Ausführungen über das achte Gebot „wenn man affterredet, berüchtiget, beleugnet den Nächsten fälschlich“ — im Hinblick auf seine virtuose Leistung sinngemäß zu ergänzen. Aber schließlich tat Mengering nur nach den Anschauungen seiner Zeit, die den eifernden Poltergeist auf der Kanzel ganz an seinem Platz glaubte. Mengering hat auch andere Bevölkerungsschichten nicht geschont. Aber seine sonstigen grobianischen Ausfälle haben nicht in gleicher Weise fortgewirkt wie der „Kriegs-Belial“. Jedenfalls scheinen durch solche und ähnliche Auslassungen Zeitschilderer wie Grimmelshausen oder Moscherosch in stärkerem Maße beeinflußt worden zu sein, als durch die treue Beobachtung des wirklichen Lebens. Auch sie haben ihrerseits ein gut Teil zu dem Zerrbild beigetragen, das uns von der Soldateska des Dreißigjährigen Krieges bisher vor Augen stand.

Die spätere Geschichtschreibung hat bereitwillig alle Beschuldigungen übernommen und sie noch weiter ausgeschmückt. Ein eifrig gelesener Historiker des vorigen Jahrhunderts, Wolfgang Menzel, versteigt sich hinsichtlich der Wirkungen des Friedensschlusses von 1648 auf die Armeen zu der Tirade: „Die wilde Soldateska stutzte und brach dann in gräßliche Wut aus: Wie, erst dreißig Jahre, und wir sollen schon aufhören zu rauben, zu schänden, zu sengen und brennen?“ In Wirklichkeit haben die Soldaten den Frieden begehrt. Anderseits waren die Landesfürsten und Obrigkeiten allerorten eifrig bemüht, die abgedankten Kriegsleute zur Niederlassung in ihren Gebieten zu gewinnen. Das zwingt doch wohl zu dem Schluß, daß man in ihnen brauchbare Kräfte, und nicht abgefeimte entmenschte Schurken sah.

Digitized by Google

Es bleibt noch eine letzte Frage zu beantworten. Wieweit hat der Krieg, der ein volles Menschenalter währte, die innere Verfassung des Heerwesens umgestaltet?

Es ist allgemein anerkannt, daß um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts das deutsche Heerwesen in unerfreuliche Bahnen eingelenkt war. Joh. Jacobi von Wallhausen hat 1615 den ersten Band eines kriegswissenschaftlichen Kompendiums herausgegeben, in dem er außerordentlich scharf mit den eingerissenen Mißständen ins Gericht geht.[14]) In der Einleitung verwahrt er sich in ähnlichen Wendungen wie der Hofprediger Mengering: „er wolle: allen ehrliebenden rechtschaffenen Kavalieren nicht zu nahe geredt haben, ebensowenig wie allen ehrliebenden Kriegsleuten. Gleichwie sich unter allen gesunden Herden räudige Schaaf finden, so sollten nur die schlechten Elemente gemeint sein."[15]) Aber während dem Hofprediger jedes Verständnis für militärische Verhältnisse und Notwendigkeiten abgeht und die abstrafende Verurteilung den Hauptinhalt seines Pamphlets ausmacht, ist der harte Tadel bei Wallhausen Nebenwerk. Seine Absicht ist auf eine fachmännische Grundlegung der gesamten Kriegslehre gerichtet. Er ist selbst mit Leib und Seele Soldat. Mit voller Sachkenntnis ausgerüstet, schreibt er ein militärwissenschaftliches Werk. Er war damals wohl schon ein alter Herr, allem Anschein nach persönlich verbittert und gründlich unzufrieden

[14]) Kriegskunst zu Fuß: „Besihe heutigen Tages andere lebende Nationen, ob du so grosse Dissolution wirst finden, als vnter Teutschen Regimentern? Da es dann höchlichen zu beklagen vnd zu betrawren, daß der hohe, werthe, durch die gantze Welt berümbte Name der Teutschen im Kriegswesen so gar mißbraucht wird vnd in Abgang gerahten ist. Lise alle Historias, was sie vor Zeiten gutes Lob den Teutonibus zugeschrieben, vnd ob nicht bey jhnen das Kriegswesen für eine Schul vnd Disciplina aller Tugenden gehalten worden." (S. 8.) Besonders belastend ist eine Bemerkung, die Wallhausen im 8. Capitel „Vom Quartier in einem Dorff zu logiren" macht: „Aber in Freunds Land wil ich keinem Herrn oder Potentaten rahten, mit Regimenten Knechten in Dörffern zu logiren, es sey dann, daß es die dringende Noht, als grosser Regenwetter, Frost, Kälte erheischen, vnd du besser Ordnung vnd Audientz vnter deinen Soldaten, als vnter heutiges Tages Regimentern habest. Dann vnsere heutiges Tages Kriegsleute, wann denen die Commodität an die Hand gegeben wirt, daß sie in Dörffern logiren, wie hausen sie deinen armen Vnterthanen in jhren Häusern. Erger als in Feindes Landen, dann nicht allein alles durchmauset, Kammern vnd Keller, Kisten vnd Kasten auffgeschlagen, sondern auch alles was Nagelfest darinnen ist, herunter gerissen, Stuel, Bänke vnd Tische, wo nicht alles verbrendt, doch in Stücke geschlagen. Ich wil geschweigen der lieben Früchte, wie sie damit umbgehen, dieselbe mit Füssen tretten, vnd so sie dessen benöhtigt, wü unschwendlich sie damit hausen, welches einem besser diejenigen wissen zu erzehlen, so die Durchzug vnd Quartierung betreffen, welches nicht wenig zu beklagen, daß heutiges Tages eine solche impiissima Disciplinae militaris Dissolutio vnter vnseren Kriegsleuten gespüret wirt." (S. 128.)

[15]) Ebenda. S. 23.

Digitized by Google

mit der „neuen Zeit". Es ist auch ihm Übertreibung vorgeworfen worden. Das mag seine Wahrheit haben. Gleichwohl fallen die Anklagen Wallhausens doch ernsthafter ins Gewicht als die wüsten Beschimpfungen Mengerings. Seine Bemerkungen über eine weitgehende Entartung des Söldnerwesens in der Zeit unmittelbar v o r dem Dreißigjährigen Kriege finden auch anderweit Bestätigung.

Ich führe als völlig unverdächtigen Zeugen einen patriotischen Schriftsteller, Quad von Kinckelbach, an, der 1609 ein Buch von „Deutscher Nation Herrlichkeit" veröffentlicht hat. Eine Schilderung von Land und Leuten, die ganz auf den Ton gestimmt ist: „Deutschland, Deutschland über Alles." Der Verfasser ist kein nörgelnder Antimilitarist. Er preist die alterprobte deutsche Kriegstüchtigkeit und wertet in diesem Sinne auch das deutsche Landsknechtswesen als einstigen Ruhmestitel unseres Volkes. „In sich selbst ist der Nam und das Ampt eines Landsknechts also alt, löblich und ehrlich, ja göttlich, als das Ampt eines Priesters sein könnte, wann es nach erster Institution gehalten würde." Aber der Landsknechtstand, der einst zum Schutz von Land und Leuten gestiftet sei, beweise heutigen Tages „das ganze Widerspiel". „Nicht Knecht, sondern gebietende Herren der Bauern wollten sie sein." „Wie ehrlich sich auch die heutigen Landsknechte halten, sieht man daran, daß Bauern und Bürger sie zu allen Teufeln wünschen, wo sie dieselben nur sehen oder hören ankommen".[16]) Man kann nicht gut deutlicher werden.

Solchen Zuständen entsprach das Verhalten der Truppen in den ersten Kriegsjahren. — Nur die Armee der Liga unter Tilly war von vornherein straffer diszipliniert. Die Vorstellung, daß im Fortgang des langen Krieges die anfangs vorhandene Kriegszucht sich gelockert, daß die soldatischen Exzesse zugenommen hätten, ist unzutreffend. Es ist bereits im Hinblick auf die Einschränkung, die der Troß erfuhr, hervorgehoben worden, daß im Kriege sehr rasch eine straffere Ordnung Platz griff. Gewiß gab es Unregelmäßigkeiten, namentlich bei den Heerhaufen von Freischärlern, wie Ernst von Mansfeld oder Christian von Braunschweig sie führte, oder bei halb irregulären Truppen wie Kasaken und Kroaten, gelegentlich auch bei neu aufgestellten Kadern.[17])

[16]) Teutscher Nation Herligkeitt. Eine außführliche beschreibung etc. durch Matthis Quaden von Kinckelbach. Köln a. Rh. 1609. S. 28.

[17]) 1634 „In der Erndtzeit kamen Herr Marggraff von Durlach und Herr Commissarius von Reynach mit seinem Regiment alher (nach Leutkirch). Diese Soldaten, welche noch gantz newgeworben, hielten sich sehr übel". (Oberländische Jammer- und Straff-Chronik von Gabriel Furtenbach. Wangen 1669. S. 96.)

1637 „Die neugeworbene Walserische Compagnie, in 250 Mann stark, über welche der von Mora, ein unbarmhertziger Soldat, Oberste Wachtmeister war, . . . so

Digitized by Google

Bei altgedienten, bei „versuchten" Truppen, wie man damals sagte, in der Regel nur, wenn der Sold ausblieb, oder die Verpflegung mit Gewaltmitteln beschafft werden mußte.

Man gewinnt im allgemeinen den Eindruck, daß die Gesamthaltung der Soldateska sich hob. Im Anfang sind es nur die bayerischen Regimenter, die sich leidlich mit der Bevölkerung zu stellen wissen. Sie hatten eine strenge Schulzeit hinter sich. Daß Wallenstein von vornherein auf Mannszucht hielt, ist gleichfalls schon betont. Dann sind es die Kerntruppen Gustav Adolfs, die fast 20 Jahre im Kampf gegen Polen gestanden und hinterdrein die französischen Regimenter Turennes, deren gute Haltung bezeugt wird. Es waren Glieder eines schon „stehenden Heeres". — Immer ist es die Wirkung sorgfältiger militärischer Erziehung. Aus den 30er und 40er Jahren melden lokale Chroniken, daß altgediente Truppen sich in den Quartieren „bescheidentlich" benommen haben. Das fällt um so schwerer ins Gewicht, da anderseits Beschwerden über Ausschreitungen Neugeworbener vorliegen.

Wenn wir den großen Zug der Entwicklung übersehen, so ist es mit der militärischen Zucht nicht schlechter, sondern besser geworden. Einige Belege aus zeitgenössischen Chroniken mögen das erhärten:

Aus Gabriel Furtenbachs „Oberländischer Jammer- und Straffchronic." 1669:

1633 „den 26. Sept. kamen Herr Oberst Commisarius Ossa mit 30 Pferdten, wie auch der General über die Spannische Armada Governator di Milano Il Duca di Feria mit seinem gantzen Stab oder Hofgesind in 300 Persohnen alher (nach Leutkirch), wurden alle in die Stadt einlogiert, die beyde Herren hielte Gemeine Statt auß, die Soldaten aber musten umb ihr eigen Geld zehren, welche sich sehr bescheidentlich und wohlverhalten. In der Obern Vorstatt lagen in den lehren Häusern, weilen die Burger darauß in die Statt gewichen, auff die 1000 Spanier. Die Reutterey logierte auff den nach umbligenden Dörffern, waren in allem 7000 Mann, ein schön versuecht Volck, und das mehrentheils aus den Guarnisonen in Italia genommen worden." (S. 89.)

1640 „den 10. Junij ist deß Obersten Pietro la Puenta Stab alhier, 5 Compag.: Crabaten, Teutschen und Spannier aber zu Pferdt, in der Land-Vogtey und Zeiller-Herrschafft übernacht gelegen, welche sich beschaidentlich verhalten haben. (S. 105.)

(Vom 23. Dec. 1646—2. Jan. 1647 war Leutkirch das Hauptquartier der schwedischen Armee, Feldmarschall Wrangel und 7 Generale waren in der Stadt

viel Mühe, Ungelegenheit und Unkosten verursacht, das es zu erbarmen gewesen." (Ebenda S. 100.)

1640 „den 23. Juni kame deß Marchese Doglianj neugeworben Regiment zu Pferdt alher, der Oberste und die Fürnembste logierten in der Statt, die übrige aber vast alle in der Undern Vorstatt, welche mit Einschlagen der Fenstern, Oefen, und Verderbung der Häuser übel gehauset." (Ebenda S. 105.)

1646 „28. May sind auf 250 Mann Neugeworbene auß dem Bayrland vor dem Spitalthor ankommen, welche in die Statt begehrt, welche auch eingelassen worden und diese Nacht auf die Trinkstuben, Seelhauß und Armenhaus gelegt und Commiß gegeben worden. Sind rechte Ludelfresser, Brotwacker und Biersäufer gewesen." (Seb. Dehners Rothenburger Chronik. S. 185.)

Digitized by Google

untergebracht.) „Alle Häuser und Winckel auſſer und in der Statt waren mit Soldaten angefüllet, und hat schier unmöglich geschienen, das so viel Tausend Menschen und Pferdt alhier könnten und solten under gebracht werden. . . . In wehrenden diſen Haubtquartier sein die Porten Tag und Nacht offen geblieben, und das hin und wider fahren mit Stucken und andern Kriegssachen die gantze Nacht gewehret. Es war bey so vielem Volck alles so still, trefflich wol bestelt und alles in groſſem geheimb gehalten, das man sich höchlich darüber verwundern hat mueſſen." (S. 119 und 121.)

Aus Sebastian Dehner's Rothenburger Chronik (vergl. oben S. 310 Anm. *): Rothenburg wurde nach seiner Lage in starkem Maße von Durchzügen und Quartieren betroffen. Der Chroniſt verzeichnet gewiſſenhaft das im guten oder böſen besonders hervorstechende Verhalten der Truppe. Wo eine solche Angabe fehlt, war ihm wohl nichts besonders Auffälliges bekannt geworden. Wo er die äußere Erscheinung der Truppen anerkennend hervorhebt — z. B. S. 100: 1633, 19. Juli, 7 Comp. schwediſches Fußvolk zu Gelbsattel, Lohr und Wettringen etliche Tage im Quartier, „ist ein schön wohlmuntirt Volck geweßen, bei 1000 Mann", S. 102: 1634, 4. Juni „ist ein Regiment Fueßvolck fürübergezogen; sind 8 Fahnen geweſt, ein wohlmuntirt Volck, lauter Schotten, Schweden, Finnen" — da wird man glauben dürfen, daß nichts sonderlich Mißliebiges paſſiert war. Oft genug wird gemeldet, daß die Truppen „sich unnütz gemacht", „allen Mutwillen geübt", „etliche von der Bürgerschaft geprügelt", „übel gehauſet", „die benachbarten Dörfer ausgeplündert" oder „in Brand gesteckt", „fast alles verderbet" haben. Es fällt auf, daß gerade in den letzten Kriegsjahren wiederholt von glimpflicherem Verhalten der Soldateska berichtet wird.

Anfang Juli 1645 haben die Franzoſen Rothenburg „mit Accord" einbekommen. Sofort werden die Wachen mit Franzoſen beſetzt. Die Mannſchaften, die „wegen Hungers gewaltig nach Brod gethan, weiln mancher in 4, 5, 6 Tagen nit ein Bißen Brod geſehen" drängen in die Stadt, „welches aber durch die Officir, denen Gott ſonderlich die Gnad geben, ſtark abgewehret worden". „Man hat ihnen, ſobald ſie ankommen, beym Bürgthor und hernacher nach dem Accord, in andern Orten auf der Mauren Brod, Fleiſch und andere Victualien in Stricken hinabgelaſſen. Haben allzeit daß Geld vorher in Tüchlein geſtrickt müſſen laſſen hinaufziehen; manche haben umb Gottswillen gebeten, den Leuthen daß Geld, Thaler, Frantzöſiſche gantze und halbe Kopfſtück hinaufgeworfen und oft dennoch dafür nichts bekommen, bey dieſer Menge des Volks. Alleß waß zu Eßen getaugt, iſt um 4, 5, 6fach Geld verkauft worden" .... „Iſt faſt alleß Geflügelwerk von Gänſen, Enten (1 umb 1 Thaler 10 Batzen) auß der Statt in daß Läger geführt worden; denn bey 20 Fürſten, viel Graven, frey Herren und viel 100 Adel unter der frantzöſiſchen Armee geweſt, welche viel Geld in die Statt gebracht." (S. 166 f.) „Die Bürger und Bauren ſind in Läger auß- und eingangen, kauft und verkauft. Alle Tag, ſolang daß Läger gewerth, ſind die Frantzöſiſche und andere Oberſten, wie auch Soldaten in die Statt kommen, ſolche beſehen, einkauft; iſt alle Tag von frühe Morgen an biß umbß Außſchlagen die gantze Statt vollgeloffen .... haben die Bauren vor allen Haußthüren allerley Victualien feilgehabt, welches redlich bezalt worden." (S. 170.)

1645 Oct. „Etliche Bayriſche Regimenter umb Windsheim ſtill gelegen. Sind täglich die Partey rings umb die Statt, alleß, waß ſie erdapt, weggenommen; doch die Leuth nicht beſchädiget." (S. 179.)

1646 15. Aug. „ſind 5 Troppen Reuter auf 300 ſtark zu Nachts zu Spielbach gelegen vom Königsmark (ſchwediſch); ſind beym Eckartshof herab auf Neuſtz, fürders auf Windsheim gangen, den Keyß. oder Bayr. Parteyen nach; haben niemand nichts genommen noch gethun, ſondern nur nach ihrem Feind gejagt." (S. 186.)

Digitized by Google

1647 28. März. „12 (schwedische) Reg. zu Pferdt ... allhier fürübermarschiert ... Diese sind allhier auß- und eingelaßen worden; haben umb ihr Geld einkauft." (S. 196.)

— 29. März. „Die Statt ist voll Reuter geloffen und haben umb ihr Geld einkauft." (S. 197.)

1648 2. Febr. „7 Regimenter, Bayrische Völcker ... Man hat alleß hereingelassen, haben die Burgerschaft, welche schöne Wahren gehabt haben, tapfer Geld gelöst." (S. 203.)

Anfang März rücken 2 französische Regimenter in die Stadt, „9. März fortmarschiret ... Man hat zimblich Fueter und eßende Wahr mit müssen geben; doch haben sie mit Gewalt nicht alleß dörfen nehmen, weiln es vom Turenne den Offizirern verboten war, sie solten mit gueter Mannir abziehen, haben zwar etwaß gekostet, doch weit nicht soviel als die Rosischen und Marggräfischen. Gott gebe ihnen Glück." (S. 207.)

— 24. März „ist General Turenne mit seiner gantzen Armee allhier wider ankommen und selbst in Person wider hereinkommen. Sind einen Tag stillgelegen; man hat alleß, waß hereinbegehrt hat, auf Befehl deß Generals hereingelaßen, welche umb ihr Geld einkauft haben." (S. 207.)

— 1. Nov. „ist die gantze (frantzösische) Armee von Leutershausen allhero kommen und alleß bey der Statt vorüberzogen; ist daß Hauptquartier zu Lohr gewest, sind 1 Tag stillgelegen. Man hat alleß hereingelassen, umbs Geld zu kaufen." (S. 211.)

1649 März. „Reitet und gehet anjetzo Keyserisch, Bayrisch, Schwedisch untereinander, daß keiner dem andern nichts thut, also daß es ein Ansehen zum Frieden gewinnen will, so haußen auch die Baursleuth deswegen auf dem Land. Gott helfe und laße ihn uns auch genießen." (S. 217.)

Bedeutsame Veränderungen haben sich im Laufe des Krieges vollzogen.

Zunächst hat die Stellung der Truppen zum Kriegsherrn sich gründlich verschoben. Anfangs waren die Obersten militärische Unternehmer, die ihre Regimenter selbst aufstellten und sich auf Zeit dem Kriegsherrn verpflichteten. Das Regiment hing vom Obersten ab und es löste sich auf, wenn der Oberst aus dem Kommando schied. Am Schluß des Krieges sind die Regimenter dem Kriegsherrn verpflichtet, der seinerseits den Obersten anstellt. Durch kriegsherrliche Kommissare wird eine gleichmäßige Werbung und Dienstgebarung angestrebt und die Truppenteile werden unter scharfe Aufsicht gestellt. Schon äußerlich erzielt die immer weiter durchgeführte Uniformierung einen festeren Zusammenhalt der Truppe.

Für die Verpflegung wurden auf Grund der reichen Erfahrungen im Kriege Normen gewonnen, die angesichts der gegebenen Zustände noch oft genug durchbrochen wurden, aber die doch von regelloser Willkür zu festen Ordnungen überleiteten.

Noch wichtiger ist, daß in die einzelnen Truppenkörper ein anderer Geist eingezogen war. Die alten Landsknechtshaufen waren demokratische Organisationen gewesen. Die Gemeinen, d. h. die Mitglieder der Kriegsgemeinde, ordneten in weitgehendem Maße selbst ihre Ver-

hältnisse, wählten ihre Vorgesetzten, urteilten über ihre Genossen. Nachklänge hatten sich bis in den Anfang des Krieges hinein erhalten, so der alte Brauch, daß die Gemeinen in jeder Kompagnie aus ihren Reihen einen „Führer" bestellten. Das Amt wechselte monatlich. Der Führer war der Fürsprecher der Leute beim Hauptmann. Wallhausen kennzeichnet das Amt mit wenigen Worten: „Der Führer schadet im Fähnlein mehr als er nützt. Er ist nur sein Aufwiegler und in Meutereien der Soldaten Advokat." Das Amt des Führers ist am Schluß des Krieges verschwunden.[18]) — Ebenso deutlich tritt die Veränderung im Militärgerichtswesen zutage. Nicht mehr die nach Landsknechtsbrauch gewählten Schultheiß und Schöffen sprechen das Urteil, sondern mit Offizieren besetzte Militärgerichte unter Vorsitz des Auditeurs.[19])

Man sieht, wie überall feste militärische Ordnung durchdringt. Der Dreißigjährige Krieg hat aus dem zuchtlosen Söldner den disziplinierten Soldaten der stehenden Heere gemacht. Vor allem hat der Krieg zur Erkenntnis der Notwendigkeit stehender Heere geführt. Er hat die Unzulänglichkeit milizartiger Organisationen und den überlegenen Wert einer ausgebildeten schlagfertigen Truppe dargetan. So bringt der Dreißigjährige Krieg ein gut Stück gesunder Entwicklung. Auch schon im Kriege wird das erkennbar.

Die Armeen des Dreißigjährigen Krieges sehen im allgemeinen doch wesentlich anders aus, als man sie bislang zu schildern gewohnt war. Es

---

[18]) Der Kurfürstlich Sächsische Regimentsschultheiß Christophorus Lobrinus hat 1676 den berühmten „Kriegsdiskurs" des Lazarus v. Schwendi neu herausgegeben. Der Text des 16. Jahrhunderts ist unverändert abgedruckt und „mit annotationibus vermehrt und erweitert". Der Herausgeber bemerkt: „Hierinnen bin ich bey der Bestellung der Aembter bey der von Ihm gemachten Ordnung verblieben, und habe selbige zu ändern mich nicht unterwinden wollen, da gleich sonsten die Kriegsordnung ein anders erfordert". Im Kriegsdiskurs Schwendis heißt es (S. 461): „Der Führer führt das Fähnlein in's Quartier. Wann man auff ist, so hält er beym Obersten umb den Wegweiser an, den behält er bey sich. Was die Knechte für Mängel haben, bringt er dem Obersten für. Die Fourirer ziehen mit den Quartiermeistern vorhin, zeigen den Befehls-Leuten und Rottmeistern ihre Quartier und Losament an und warten sonst auf den Hauptmann." In den Anmerkungen ist nur noch von dem Fourier die Rede: „Der Fourirer soll eine Rolle von allen Soldaten in seiner Compagnie haben. Er theilet die Quartiere bey der Musterung aus und soll eine Rolle oder Verzeichniß seiner Soldaten dem Commissario, Gegenschreiber und Musterschreiber geben. Er soll ein Register wegen des empfangenen Solds und des noch ausstehenden wie ingleichen über das dem Hauptmann zustehende Gewehr haben." Es scheint demnach, daß die beiden Ämter des Führers und des Fouriers unter Fortfall des Fürsprecherrechts verschmolzen sind.

[19]) Gust. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. III. (16 Aufl. 1888) S. 46.

Digitized by Google

fehlt gewiß nicht an Schattenseiten. Da ist der wenig erbauliche Einschlag, den bei der damaligen Heeresverfassung die Frage des Gelderwerbes für Offiziere und Mannschaften gewann. Die Art und Weise, wie hohe und niedere Offiziere geschäftlich beteiligt waren, hat für uns etwas Befremdliches. Damals hat üble Gewohnheit gelegentlich bis zu Übervorteilung und Unterschleif sich verirrt, und ganz unbefangen hat man von fremden Instanzen klingende Verehrungen entgegengenommen und Sold wie Verpflegungsgelder für abgegangene Mannschaften in die eigene Tasche gesteckt. Anfang der 20er Jahre, am Schluß des Böhmischen Krieges, konnte ein höherer Beamter mit Bezug auf die verhältnismäßig achtungswerteste Armee des Bayernherzogs die Meinung äußern: „Der Oberst oder Hauptmann, der in diesem Kriege nicht mindestens 30 000 Gulden verdient, habe sein Geschäft schlecht verstanden." Und 1641 schreibt der alte Hermann Wrangel väterlich mahnend an seinen Sohn, den Generalmajor Carl Gustav Wrangel: „Mache, daß Du was aufhebst, gleich wie die Andern thun; der was nimmt, hat was." — In diesem Punkte haben unsere Ehrbegriffe mit dem Vordringen der kriegsherrlichen Militärhoheit sich gründlich und heilsam gewandelt. Für die Mannschaften hat erst mit der allgemeinen Wehrpflicht eine sittlich geläuterte Auffassung des Kriegsdienstes sich herausgestellt.

Die wuchtigste Anklage, die gegen den Soldaten des Dreißigjährigen Krieges erhoben worden ist, lautet dahin, daß kein höheres Interesse ihn beseelte, daß er nicht für sein Vaterland und nicht für seinen Glauben gefochten, sondern daß sein Sinn allein auf Gewinn und Beute stand. Daß diese Anklage begründet war, steht außer Zweifel. Sie gilt sicher nicht ohne jede Einschränkung. Hie und da bricht sogar ein vaterländisches Empfinden durch. Aber wie sollte der Einzelne ein solches Empfinden zur Geltung bringen?

Ich erzähle eine wenig bekannte Episode aus der Kriegszeit: 1647 meuterten in Turennes Armee etliche deutsche Regimenter. Sie stammten aus dem Heere Bernhards von Weimar, standen also längst in französischem Sold. Nach Bernhards Tode waren sie auch unter französisches Kommando getreten. Diese Weimarer Reiter waren erbittert über den Übermut der Franzosen. Sie wollten sich für deren Sonderinteressen nicht länger gebrauchen lassen, nicht in abgelegene Orte gezogen, sondern in Deutschland abgedankt sein. 2000 bis 3000 Mann sind unter Führung eines ehemaligen Jenenser Studenten in Wehr und Waffen abgerückt. Sie ritten gen Thüringen, zu den nächsten schwedischen Garnisonen. Dort wandten sie sich an Königsmarck und boten sich an, „den Evangelischen zum Besten" zu dienen. — Die Schweden waren mit den Franzosen verbündet. Es mußte Mißhelligkeiten geben, wenn man die Meuterer einstellte. Anderseits besorgte man im schwedischen Lager, daß eine

Digitized by Google

Abweisung der Leute ihren Übertritt zum Kaiser veranlassen könnte. So nahm man sie an. Pufendorf berichtet in seiner Geschichte des Schwedischen Krieges:[20]) „als man sie zählte, hat man 1660 Mann gefunden, alles alte, wackere Soldaten, meistenteils aus Niedersachsen bürtig, die sich vor den Feinden nicht fürchten, ob ihrer gleich noch einmal so viel wären. Zu Anfange der Rebellion waren ihrer weit mehr gewesen, doch hatten sich viel wieder zu Turenne begeben und sonsten weggemacht. Unterschiedene haben die Bauern hin und wieder todtgeschlagen; aus den übrigen machte Königsmarck 4 Regimenter." Frankreich gegenüber hat die schwedische Heeresleitung sich umständlich entschuldigt und dabei versichert, daß man die Leute ungern genommen habe. Das mochte stimmen. Denn „die trotzige nationale Gesinnung dieser Weimarer" konnte die verwandte Stimmung unter den im schwedischen Heere stehenden Deutschen verstärken. In Stockholm erhob sich der Verdacht, „daß Königsmarck, in dessen Truppenteil die Weimarer eingereiht wurden, als geborener Deutscher und allgemein beliebter Feldherr, möglicherweise unter dem Vorwand, die deutsche Freiheit zu schützen, alle deutschnationalen Elemente unter sich vereinigen und so das Direktorium des Krieges den Händen der Schweden entwinden könnte".[21]) Die Sorge war nach Lage der Dinge entbehrlich. Nationale Gedanken und Hoffnungen sind unter dem deutschen Kriegsvolk des öfteren laut geworden. Damals waren sie notwendig zur Unfruchtbarkeit verurteilt.

Der alte deutsche Jammer stammt ja aus der Tatsache, daß wir keinen nationalen Staat besaßen. Der siegreiche Partikularismus hatte den deutschen Einheitsstaat gesprengt. Hinterdrein war das gemeinsame vaterländische Gefühl, das noch immer in den Einzelteilen instinktiv fortlebte, durch die Glaubensspaltung noch weiter abgeschwächt worden. Zeitweilig hat der unselige konfessionelle Haß den vaterländischen Gedanken vollständig überwuchert. Aus den letzten Wirrnissen der dreißigjährigen Kriegszeit, wo die Parteigruppierungen kaleidoskopartig wechselten, erzählt in schlichten Worten ein protestantischer Bauernschuster von der Ulmer Alb:[22]) „Damalen waren die Schwedischen und Französischen unsere Feind und die Kaiserischen und Bayrischen Freund. Aber es ist fast umgekehrt gewesen. . . . Mit dem Mund sind wir kaiserisch gewesen und mit dem Herzen schwedisch. Dann wir

[20]) Bd. II, S. 343.

[21]) Th. Lorentzen, Die Schwedische Armee im Dreißigjährigen Kriege. Leipzig 1894, S. 119. Der Verfasser führt aus den Akten des Hannov. Staatsarchivs einen Bericht des schwedischen Kriegskommissars Brandt an, der die musterhafte Ordnung, welche diese Weimarer auf ihrem Marsche durch Deutschland hielten, mit Bewunderung hervorhebt.

[22]) Württemb. Neujahrsblätter, 6. Blatt, Stuttgart 1889, S. 37.

Digitized by Google

haben den Schweden lieber sehen siegen, dann den Kaiser, von wegen der Religion und des Glaubens halben, sonst wäre der Kaiser uns ein guter Regent gewesen."

Vaterlandsliebe und Glaubenstreue, diese tiefsten Regungen der Volksseele, standen gegeneinander. Das hob jede Möglichkeit einer gemeinsamen nationalen Frontstellung auf. Der Dreißigjährige Krieg ist ein Bruderkrieg. Der Kaiser und die vornehmsten Reichsstände lagen im Kampfe. Unbedenklich hat man beiderseits Verbindungen mit auswärtigen Mächten geknüpft. Die Fremden verfolgten ihre eigensüchtigen Zwecke. Sie hätten auf deutschem Boden nichts zuwege gebracht, wenn die geeinte Kraft des deutschen Volkes ihnen entgegentrat. Einer, der als verantwortlicher Politiker die Sachlage scharf und klar durchschaute, war in seinen jungen Jahren der Große Kurfürst. Er läßt 1641 durch seinen Vertreter für Pommern-Stettin auf dem Regensburger Reichstag erklären: daß die Erfolge der Schweden und Franzosen zurückzuführen wären auf das deutsche Truppenmaterial, das ihnen zur Verfügung stände. „Es seien bishero die Armaden nicht eigentlich wider die ausländische Potentaten, sondern vielmehr von denen Teutschen wider sich selbst geführet worden. Wie dann bekannt, daß die Teutschen anderer gestalt nicht, dann von oder durch Teutschen können überwunden werden, maßen die Historien davon genugsamb attestiren." In diesem Zusammenhange führt er das Wort des Tacitus an: Germani non vincuntur nisi per Germanos![23]) — So war es in der Tat. In allen Armeen des Dreißigjährigen Krieges hatten die Deutschen die ungeheure Überzahl. Die Zeitgenossen wie die Überlebenden sprechen mit Recht von einem „Deutschen Krieg".

Spanier, Wallonen, Italiener, Kasaken und Kroaten, Schweden, Schotten, Iren und Franzosen haben neben den Deutschen oder gegen sie im Feuer gestanden. Insgesamt dürften, wenn man die schwedischen Garnisonen an den Küsten ausschaltet, diese Fremden noch nicht 15 v. H. aller Truppen ausgemacht haben.

Von den französischen Operationen im Deutschen Krieg meinte ein Zeitgenosse unmittelbar vor dem Friedensschluß:[24]) „Was haben denn auslendische Soldaten gegen uns Teutsche ausgericht ohne einen Teutschen General? oder was haben auslendische General ohne teutschen Soldaten getan, welches würdig wäre in den Geschichte- und Historienbücher zu schreiben? Was im Elsaß, Breisach, Breisgau, entweder Freund oder

[23]) Lundorp, Acta publica V, 548.

[24]) Eberhard Wassenberg, Panegyricus Ferdinando III. dictus. Köln 1647. S. 155.

Digitized by Google

Feind tapferes geschehen und getan zu sein sich verwundert und darüber entsetzt, das ist alles durch Teutsche geschehen, das hat alles die teutsche Hand, Faust und Degen getan."

Ganz in dem gleichen Sinn hat ein wackerer Pfarrherr zu Mügeln in Sachsen sich ausgesprochen. In seiner 1652 gedruckten „Müglischen Ehren- und Gedächtnissäule" gibt er einen Diskurs wieder, den er 1642 kurz nach dem Siege Torstensons bei Leipzig mit einem schwedischen Kapitän hatte, der mit einer kleinen Abteilung in Furagiergeschäften ins Pfarrhaus gekommen war. „Indem nun das Volk hierüber geschäftig ist und er darauf wartet, gehet er da sampt etlichen Reutern in die Stuben und setzen sich an dem Tisch. Indem nun bald dieses, bald jenes geredet wird, spricht der Capitän zu mir: »Herr Pastor, wie gefället euch der schwedische Krieg?« — Ich antwortet: »Der Krieg möchte schwedisch, türkisch oder tartarisch sein, so könnte er mir nicht sonderlich gefallen, ich für meine Person betete und hätte zu beten: Gott gieb Fried in Deinem Lande.« »Sind aber die Schwedischen nicht rechte Soldaten?« sagte der Capitän, »treten sie den Kayser und das gantze Römische Reich nicht recht auf die Füße? Habt ihr sie nicht anjetzo im Lande? Für Leipzig liegen sie, das werden sie bald einbekommen, wer wird hernach Herr im Lande sein als die Schweden?« Ich fragte hierauf den Capitän, ob er ein Schwede, oder aus welchem Lande er wäre? — »Ich bin ein Märker«, sagte der Capitän. — Ich fragte den anderen Reuter, der war bey Dreßden her, der dritte bei Erfurt zu Hause usw., und war keiner unter ihnen, der Schweden die Zeit seines Lebens mit einem Auge gesehen hätte. — »So haben die Schweden gut kriegen«, sagte ich, »wenn ihr Teutschen hierzu die Köpfe und die Fäuste herleihet und lasset sie den Namen und die Herrschaft haben.« Sie sahen einander an und schwiegen still."[25])

Es ist keine r e i n e Freude, die wir angesichts der von deutschen Truppen auch im Dreißigjährigen Kriege bewährten militärischen Tüchtigkeit empfinden. Aber darum brauchen wir das Zerrbild doch nicht festzuhalten, das uns von der damaligen Soldateska gezeichnet worden ist. Ist es denn wirklich ein so köstlich Teil unserer geschichtlichen Erinnerungen, daß die Tausende und aber Tausende von Söhnen unseres Volkes, die gegen 85 v. H. dieser Soldateska bildeten, ruchlose Buben gewesen sein sollen? Niemand wird die S o l d h e e r e des 16. bis 18. Jahrhunderts gegen jeden Vorwurf verteidigen wollen. In diesen Rahmen gehören die Armeen des Dreißigjährigen Krieges. Aus diesem Rahmen aber treten sie keineswegs unliebsam heraus. Sie haben vielmehr ihren

[25]) Johann Fiedler, Müglische Ehren und Gedächtnis-Seule. Freiberg, 1652. S. 208.

Digitized by Google

Platz in einer aufsteigenden Entwicklung, die wesentlich durch die großen Aufgaben bedingt ist, die der Krieg in militärischer Hinsicht stellte.

Clausewitz, der in einer Jugendarbeit mit den Feldzügen Gustav Adolfs von 1630 bis 1632 sich beschäftigt hat, urteilt:[20]) „Es läßt sich begreifen, daß der Geist des Dreißigjährigen Krieges uns fremd geworden ist, weil wir mit der fortschreitenden Kultur manche unmenschliche und barbarische Kriegssitte aufgegeben und von der anderen Seite dafür auch manche notwendige Bedingung kriegerischer Größe verloren haben. Allein, warum wir in dem Dreißigjährigen Krieg unsere eigene bessere Natur verleugnen wollten, ist nicht einzusehen."

[20]) Nachgelassene Werke, IX, 1837. S. 19.

Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Erinnerungen des Generals der Kavallerie Gustav Ritter v. Fleschnez aus den Jahren 1866 bis 1871

Herausgegeben von

Ludwig Biergans
Hauptmann und Komp. Chef im K. B. 11. Inf. Regt. von der Tann

Mit zwei Anlagen

Berlin 1914
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Digitized by Google

Nachdruck verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

General v. Fleschuez hatte noch bis in die letzten Jahre seines Lebens die nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst begonnene Zusammenstellung seiner Erinnerungen fortgesetzt und zur Veröffentlichung bestimmt. Aus dem umfangreicheren Material sind hier die Aufzeichnungen über die Feldzugsjahre 1866 und 1870/71, sowie über die dazwischenliegende Zeit herausgegriffen und durch Einzelheiten aus Briefen aus jener Zeit, die gleichfalls zur Verfügung standen, ergänzt.

Der kriegsgeschichtlichen Forschung können diese Blätter nur wenig Neues bieten; sie mögen aber die Erinnerung an einen alten Soldaten aufrechterhalten, der, um ein Wort des Generalfeldmarschalls Graf Schlieffen zu gebrauchen, mehr sein, als scheinen wollte.

Regensburg, 1. Mai 1914.

Digitized by Google

Biographische Notizen.

General der Kavallerie Gustav Ritter v. Fleschuez war geboren am 14. Januar 1828 zu Augsburg als Sohn des damaligen Regimentsarztes im Kgl. Bayer. 4. Chev. Regt. König, Dr. Thomas Fleschuez und dessen Frau Julia geb. v. Harrucker.

Nach dem Besuch des Kadettenkorps zu München wurde Fleschuez am 1. August 1846 zum Junker im 3. Inf. Regt. Prinz Carl von Bayern ernannt und am 31. März 1848 als Unterleutnant in das Inf. Leib-Regt. nach München versetzt.

Einige Dienstleistungen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der ja auch von den Stürmen dieses Jahres erfüllten bayerischen Hauptstadt fallen in die ersten Wochen der Leutnantszeit. Im September des gleichen Jahres war es Fleschuez vergönnt, mit einigen Kameraden, den nach Custozza erfolgten kurzen Waffenstillstand ausnützend, einen Besuch der lombardischen Schlachtfelder auszuführen. Von einem Essen bei General Graf Clam-Gallas, der ebenso wie Radetzky selbst die jungen bayerischen Offiziere in liebenswürdiger Weise aufgenommen hatte, wurde Fleschuez durch ein Schreiben seines Regiments weggerufen, da das Inf. Leib-Regt. mit 2 Bataillonen und 1 Zug Artillerie „als mobile Kolonne nach Sigmaringen zur Unterstützung der fürstlichen durch Aufrührer abgesetzten Regierung" abzurücken hatte.

Die folgenden Jahre brachten Fleschuez die Ernennung zum Bataillons-, Regiments- und Brigadeadjutanten.

Am 30. Mai 1859 wurde Fleschuez als Hauptmann in den Generalquartiermeister-Stab versetzt, dem er nun ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1872 angehörte. Nachdem ein Erlaß des Kriegsministeriums vom 5. Juni 1863 eine Neuordnung der Dienstverhältnisse des Generalquartiermeister-Stabes gebracht hatte, wurde Fleschuez kurze Zeit darauf zum Adjutanten des Chefs des Generalquartiermeister-Stabes ernannt.

Die Zeit des Feldzuges 1866, den Fleschuez als 2. Adjutant des Chefs des Generalstabes, des Gen. Lts. Frhr. v. der Tann, im Hauptquartier mitmachte, die Jahre 1870/71, die ihn im Generalstabe der 4. Inf. Div. — Gen. Lt. Graf v. Bothmer — finden, sowie die Tätigkeit in den Jahren zwischen diesen beiden Feldzügen sollen in den nachfolgenden Blättern ausführlichere Darstellung finden.

Nach dem Feldzug 1870/71 rückte Fleschuez wieder zur Dienstleistung beim Generalstab in München ein; am 18. Februar 1872 erfolgte sodann seine Versetzung zum 3. Chev. Regt. unter gleichzeitiger Beförde-

Digitized by Google

rung zum Oberstleutnant und am 3. November des gleichen Jahres die Versetzung als Kommandeur in das 2. Ulan. Regt., nachdem Fleschuez kurz vorher von einem Kommando zu den Manövern des preußischen Gardekorps zurückgekehrt war; im Jahre 1874 konnte Fleschuez sein Regiment bei einer Besichtigung dem Kronprinzen von Preußen vorführen. Am 4. Dezember des gleichen Jahres erfolgte die Vorrückung zum Oberst.

Nachdem Oberst v. Fleschuez am 24. Juli 1878 unter Stellung à la suite des 2. Ulan. Regts. mit der Führung der 3. Kav. Brig. beauftragt worden war, wurde er unterm 1. Dezember 1878 zum Kommandeur dieser Brigade ernannt und am 13. August 1879 zum Generalmajor, am 15. September 1886 zum Generalleutnant befördert.

Am 4. März 1887 wurde v. Fleschuez unter Verleihung des Prädikats Exzellenz zum Präsidenten des Generalauditoriates ernannt, am 1. November 1890 als General der Kavallerie charakterisiert.

Am 8. Juni 1892 erfolgte in Genehmigung des erfolgten Abschiedsgesuches die Stellung zur Disposition; am 1. März 1906, gelegentlich der Feier des 100jährigen Bestehens des Militär-Max-Joseph-Ordens die Erhebung in den erblichen Adelsstand unter Vorbehalt des von ihm erworbenen persönlichen Rechtes auf den höheren Adelsgrad (Ritter).

Unterm 16. Januar 1896 übernahm v. Fleschuez die Stelle als Ehrenpräsident des bayerischen Veteranenvereins „Feldzugssoldaten der Haupt- und Residenzstadt München", um während der noch folgenden Jahre seines Lebens seine Kraft dem weiteren Ausbau dieser Vereinigung widmen zu können.

Nachdem es General v. Fleschuez noch vergönnt war, in voller Rüstigkeit mit seiner Gattin Caroline, geb. Biergans, am 21. Oktober 1906 das Fest der goldenen Hochzeit feiern zu können, starb er am 10. Juli 1913 zu München.

Kriegstagebuch 1866.

Am 1. Mai 1866 hatten sich die in der Zentralabteilung des Generalquartiermeister-Stabes vereinigten Offiziere unter Kommando des Obersten Friedrich Weiß zu Terrainaufnahmen nach Mindelheim begeben, obgleich der politische Horizont sich schon stark umwölkt hatte. Wir waren partienweise auf die Mindelheim nächst gelegenen Orte, ich nach Pfaffenhofen dislociert worden. Dort sollte ein jeder 6 bis 8 Steuerblätter aufnehmen, die dann zusammengestellt die Karten für die im Herbst dort geplanten Manöver geben sollten.

Jedoch schon nach 14tägiger Arbeit in frischer Luft erfolgte unsere Rückberufung, und am 15. früh waren wir wieder in München. Am 10. Mai waren dort bereits die ersten Vorbereitungen für die Mobil-

Digitized by Google

machung der bayerischen Armee getroffen worden; mit Allerhöchster Entschließung de dato Berg, 21. Mai, wurde S. K. H. Prinz Karl von Bayern als Feldmarschall in seine Rechte und Befugnisse als solcher eingesetzt und statt des schwer erkrankten Generalquartiermeisters der Armee v. der Mark der Gen. Lt. und Generalkommandant von München[1]) v. der Tann, gegen seinen Wunsch und Willen zum Chef des Generalstabes der mobilen Armee ernannt,[2]) ferner wurde Gen. Maj. v. Schintling vom Generalquartiermeister-Stab als Souschef eingestellt. Ich wurde 2. Adjutant v. der Tanns, während Rittmeister und Eskadronchef Max Fürst Taxis, im Dienstrang jünger als ich, zum 1. Adjutanten avancierte. Mich berührte diese Unterordnung anfangs unangenehm, doch erkannte ich bald, daß mir die rein dienstlichen Arbeiten, Taxis mehr die persönlichen Dienstleistungen für Tann zufallen würden.

Am 23. Mai erfolgte im Sinne der „Vorschriften für den Felddienst" vom Jahre 1848, III. Heft, die innere Einteilung und Regelung des Dienstes im Hauptquartier, das zunächst im Palais des Prinzen etabliert wurde. Oberst Graf Max v. Bothmer wurde von der Zeughaus-Hauptdirektion als Freund Tanns, mit dem er schon 1849 in Schleswig vor dem Feind gestanden war, in den Generalstab versetzt; er hatte die Operationskanzlei zu übernehmen. Oberst v. Strunz, der 1. Adjutant des Prinzen und Feldmarschalls, übernahm die Vorstandschaft der Diensteskanzlei, Oberstleutnant Schoch das Expeditionswesen, Major Karl v. Freyberg-Eisenberg vom Generalstabe den Kundschafterdienst. (Vgl. Anlage 1.)

Ich vermißte schon anfangs den geregelten sicheren Dienstgang und die entsprechende Verteilung der Arbeit; man stand sich oft gegenseitig im Wege. Außer dem 1. Adjutanten des Prinzen und seltener noch seinem Generalstabschef kam niemand mit dem Feldmarschall in nähere dienstliche Berührung. Mir schien es, als wäre auch mein Chef mit seiner Stellung und Verwendung nicht zufrieden und zöge ein Truppenkommando, die Führung einer Division, dem Generalstabsdienst weit vor. Man erzählte im Stabe, der Prinz könne Tann seinen Zug nach Schleswig als damaliger Kommandant von Freischaren nicht vergessen; das Vertrauen zu seinem Generalstabschef sei dadurch geschwächt worden. Einen größeren Einfluß gewann nur noch Major v. Massenbach vom Generalquartiermeister-Stab, der bisher als rechte Hand des Ministers v. Lutz im Kriegsministerium verwendet worden war.

[1]) Die bayerische Armee war damals im Frieden in 4 Generalkommandos (München, Nürnberg, Augsburg, Würzburg), die je 2 Infanterie- und 2 Kavalleriebrigaden umfaßten, gegliedert. Die Artillerie unterstand dem Artillerie-Korpskommando, das Genieregiment dem Geniekommando.

[2]) Vgl. hierzu auch Helvig, Ludwig Freiherr von der Tann-Rathsamhausen. Eine Lebensskizze. S. 107. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Meine Befürchtungen ob des geregelten Dienstbetriebes steigerten sich, als schon nach wenigen Tagen nicht der Generalstabschef, sondern der 1. Adjutant des Feldmarschalls den Einlauf zu öffnen und Vortrag zu erstatten hatte. Der Anlaß zu dieser Bestimmung blieb uns unbekannt.

Es war noch unbestimmt, ob ein enger Anschluß an Österreich durch Böhmen, ein bloßes Sekundieren durch Vormarsch über Sachsen oder nur bewaffnete Neutralität beobachtet werden sollte. Prinz Karl, sofern er nicht neutral bleiben oder nur Bayerns Grenzen verteidigen sollte, wünschte, wie mir schien, durch Sachsen vorzugehen und sich mit den Österreichern zu vereinigen, ohne sich jedoch dabei direkt unter das Kommando Benedeks zu stellen. Auch Tann neigte sichtlich diesem Plane zu, da ja doch auch Württemberg, Baden, Hessen-Nassau unter den Feldmarschall Prinz Karl zu stehen kommen sollten.

Nach allem, was bisher in die Öffentlichkeit gedrungen war, mußte man doch annehmen, daß der Schwerpunkt der Entscheidungen auf österreichischem Boden fallen werde, und zwar in Böhmen.

Am 26. Mai wurde die Formation der mobilen Armee in 4 Divisionen und 1 Reserve-Kav. Korps nebst entsprechender Reserve an Artillerie und technischen Abteilungen verfügt und eine Ordre de bataille festgelegt. Die Übernahme des Kommandos der mobilen Armee durch den Feldmarschall wurde am 28. Mai durch Erlaß des Prinzen aus München bekanntgegeben.

Am 1. Juni wurden die Beratungen mit den auf Einladung Bayerns erschienenen militärischen Abgesandten der Regierungen des VIII. Bundeskorps gepflogen. Von Bayern war anwesend Generalleutnant v. der Tann und Major v. Massenbach, letzterer als Protokollführer.[3]) Mit diesen Vereinbarungen, aufgenommen in einem „Protokoll über die Beratungen der von Seite der hohen Regierungen des VIII. Korps sowie von Sachsen und Nassau auf Einladung der bayerischen Regierung zusammengetretenen Offiziere" reiste General v. der Tann am 9. Juni mit mir an den kaiserlichen Hof nach Wien und dann in das österreichische Hauptquartier nach Olmütz, um dort weitere Verhandlungen zu treffen.

Wir hatten uns zu erkundigen, ob und inwieweit die Unterordnung Bayerns samt den zur Konferenz zusammengetretenen Staaten unter österreichisches Kommando geschehen sollte, und welcher Plan bezüglich unseres Anschlusses an die österreichische Armee bestände; daher war auch die Reise nach Olmütz zur Besprechung mit Benedek nötig. Weiter hatten wir uns über die genauen Stärkeverhältnisse der Österreicher in bezug

[3]) Das Verzeichnis der übrigen Teilnehmer an der Beratung sowie der genaue Wortlaut des Protokolls ist in dem Werk „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866, nach Feldakten bearbeitet durch das K. K. Generalstabsbureau" in Band 1, Seite 140 enthalten; es wurde deshalb hier nicht aufgenommen.

Digitized by Google

auf Truppengliederung, Ausrüstung, Verpflegung und über die Bahnverbindungen durch Böhmen zu orientieren.

Wir kamen am 11. Juni früh in Wien an. Graf Bray, der bayerische Gesandte empfing uns am Bahnhof. In seinem Wagen fuhren dann die beiden Exzellenzen nach dem „Hotel Kaiser von Österreich". Ich folgte mit dem kaiserlichen Major Hillebrandt vom Generalstabe, der dem General Tann während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes auf österreichischem Boden zugeteilt worden war.

Ich hatte mich im Hotel noch gar nicht umkleiden können, als ich schon Abschrift von den bereits erwähnten Konferenzbeschlüssen zu nehmen hatte. Ich war damit kaum zu Ende, da fuhr schon der Wagen vor; es ging zum Grafen Bray, zum Kriegsminister und Mittags zum Kaiser. Wohl selten noch ist ein bayerischer Offizier in so feldmäßigem Reiseanzug vor dem Kaiser zur Audienz erschienen! Nach unserer Rückkehr vom Schloß trafen wir im Hotel den Generalstabschef des Kommandierenden der Armee, FML. Baron Henikstein, der von Olmütz nach Wien beordert war.

Die ganz besonders große Aufmerksamkeit, die uns von allen Seiten entgegengebracht wurde, schien mir auffallend; man bemühte sich sichtlich, die Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit der Armee uns im glänzendsten Licht zu schildern. Besonders war es Major Hillebrandt, der immer wieder bestrebt war, uns zu beweisen, „daß nur im innigsten Anschluß an Österreich und dadurch, daß sofort die ganze bayerische Armee nach Prag zöge", unser Heil liege. Wie aber dieses beim Vorhandensein nur eines Eisenbahnstranges von unserer Grenze bis Prag, bei dem Mangel aller Magazine und Verpflegungsbedürfnisse zu bewerkstelligen sei, vermochte er nicht zu sagen.

Wir blieben drei heiße Tage in Wien. Zum Glück bot unser Führer, Major Hillebrandt, im Auftrag des Kaisers alles auf, um die wenigen freien Stunden uns möglichst angenehm zu machen. Wir besichtigten zwei Theater, die Kunst- und Gewerbeausstellung, machten eine Rundfahrt durch die Stadt und fuhren auch zur Tafel nach Schönbrunn. Ich genoß aber dieses alles nur halben Herzens im Vorgefühl des in kürzester Zeit beginnenden Krieges.

Am 14. reisten wir in Begleitung des FML. Baron Henikstein, des Major Hillebrandt und Major Pollak nach Olmütz zu Benedek.

Der Zusammenhang alles Gehörten und Gesehenen ließ in mir kein großes Vertrauen in die möglichen Leistungen Österreichs aufkommen. Als mich Tann fragte: „Nun, was würden Sie über unseren Anschluß an Österreich durch Böhmen halten?", glaubte ich davon abraten zu müssen.

Benedek, den ich schon während des Krieges 1848 in Mailand kennen gelernt hatte, lud uns zur Tafel ein; am Abend war Empfang

Digitized by Google

beim Erzherzog Ludwig; aus Gesprächen beim Essen glaubte ich bemerken zu können, daß Tann unseren engen Anschluß durch Böhmen dem Feldmarschall gegenüber schon in Zweifel zog.

Zwischen General v. der Tann und dem FML. Baron Henikstein wurden nun „für den Fall, daß aus der jetzigen politischen Lage ein Zusammenwirken der militärischen Kräfte Österreichs und Bayerns gegen Preußen hervorginge", militärische Punktationen abgeschlossen.[4]) Der Hauptinhalt der Abmachungen war, daß Feldmarschall Prinz Karl den selbständigen Oberbefehl über das bayerische Heer sowohl, als auch dem Ergebnisse der Münchener Konferenz gemäß über die württembergischen, badischen, Großherzoglich Hessischen und nassauischen Truppen führen sollte, daß er zwar im Einklang mit den vom österreichischen Oberkommando ausgehenden allgemeinen Direktiven zu handeln, dabei jedoch auf die Wahrung der Landesinteressen Bayerns und der übrigen süddeutschen Staaten, sowie auf Deckung ihrer Gebiete Rücksicht zu nehmen habe.

Von Olmütz reisten wir über Prag und Pilsen nach München zurück. In Prag besuchten wir den FML. Grafen Clam-Gallas, der uns freundlichste Aufnahme zuteil werden ließ. Am 16. um 10° Abends kamen wir wieder in München an, begleitet von Major Hillebrandt; in Schwandorf lagen bereits die ersten bayerischen Truppen im Kantonnement. General v. der Tann begab sich sogleich in das Palais des Ministers v. der Pfordten, wo auch Prinz Karl und alle Generalstabsoffiziere des Hauptquartiers versammelt waren.

Der Krieg war tatsächlich ausgebrochen. Es erschien daher nötig, so rasch als möglich Truppen nach dem nördlichen Teil des Königreiches zu senden. Es wurden noch in der Nacht die nötigen Marschbefehle hinausgegeben und im Laufe des 17. erfolgte bei strömendem Regen der Abmarsch der Truppen aus München gegen die Grenze Bayerns.

Am 20. Juni begab sich das Hauptquartier in vier Eisenbahnzügen von München nach Bamberg und wurde im Schloß und nächster Umgebung einquartiert. Man denke sich die Größe des Hauptquartiers, das vier Eisenbahnzüge zu seinem Transporte brauchte! Am 24. Abends traf telegraphisch die Nachricht ein, daß die Preußen starke Truppenmassen gegen Eisenach zusammenzögen, und daß die Hannoveraner, mit denen wir eine baldigste Verbindung anstrebten, kapituliert hätten. Weitere Nachrichten darüber, und zwar im Sinne, daß die Armee noch nicht kapituliert habe, trafen am 25. ein.

---

[4]) Der Wortlaut der Punktation ist in „Österreichs Kämpfe usw.", Band 1, Seite 145ff., enthalten.

Digitized by Google

An diesem Tage begab sich der Feldmarschall mit einer Staffel des Hauptquartiers nach Schweinfurt.

Am 26. Juni meldete sich der mit dem Range eines Großherzoglich Hessischen Generals der Infanterie bekleidete Prinz Alexander von Hessen als Kommandant des VIII. Bundes-Armeekorps, nachdem nunmehr die Formation dieses Korps so weit fortgeschritten war, daß er sein Hauptquartier nach Frankfurt a. M. verlegen konnte; immerhin aber fehlte an diesem Tage noch eine württembergische, badische und eine nassauische Brigade.

Am 27. fand eine längere Konferenz in Schweinfurt statt; am 28. Abends waren alle Vorbereitungen getroffen, um am 29. die Armee in der Richtung auf Fulda in Marsch zu setzen. Da traf im Hauptquartier die Nachricht ein, daß die hannoversche Armee, von den Preußen hart bedrängt, zwischen Langensalza und Mühlhausen stehe und ihr Entsatz durch die Bundesarmee dringend nötig erscheine. Genaueres jedoch war nicht herauszubringen; Kavallerie wurde nicht ausgesandt. Durch Tagesbefehl war inzwischen auch die Vereinigung des bayerischen VII. mit dem VIII. Bundes-Armeekorps unter der Bezeichnung „Westdeutsche Bundesarmee" bekannt gegeben worden; Prinz Karl selbst blieb aber ständig bei der bayerischen Armee.

Das Hauptquartier wurde nun, entgegen dem ursprünglichen Plan, nach Neustadt a. d. Saale, die 1. Div. nach Hildburghausen, die 2. nach Trappstadt, die 3. nach Mellrichstadt, die 4. nach Meiningen verlegt.

Am 30. Juni kamen wir nach Meiningen; auf dem Marsche dorthin traf die Nachricht von der wirklich vollzogenen Kapitulation der Hannoveraner ein. Es wurde daher beschlossen, den Vormarsch auf Gotha aufzugeben und durch einen Marsch nach links die Vereinigung mit dem VIII. Korps zu suchen. Am nächsten Tage verblieb das Hauptquartier noch in Meiningen; die Stadt war von Truppen überfüllt; die Stimmung der Bevölkerung schien mir sehr geteilt, eher mehr nach Preußen neigend. Wir wurden zur Tafel des Herzogs gezogen und sehr herzlich empfangen. — Die meiningischen Truppen schienen mir nach Preußens Vorschrift ausgebildet. Massenbach wurde zu den Hannoveranern auf Kundschaft ausgeschickt, kam aber unverrichteter Dinge zurück.

Am 3. Juli ging nun das Hauptquartier, die Direktion wechselnd, früh 7° von Meiningen nach Kaltennordheim ab.

Die Bewohner verkündeten uns dort schon die Nähe der Preußen, was ich aber nicht beachtete. Meldungen vom Kavalleriekorps, das gegen Hüningen rückte, waren noch nicht eingetroffen.

Kurze Zeit nach unserer Ankunft mußte ich mich aber von der Wahrheit der mir gemachten Mitteilungen überzeugen, denn schon liefen von der 3. Div. (Zoller) Nachrichten ein, daß sie mit dem Gegner zusammen-

Digitized by Google

gestoßen sei. Eine Kompagnie (Gebhard) vom 14. Inf. Regt., die gegen Zella auf Rekognoszierung fortgesandt worden war, hat die ersten feindlichen Schüsse erhalten.

Nach dem Eintreffen dieser Meldungen stieg noch Nachmittags die erste Staffel des Hauptquartiers zu Pferd; der Feldmarschall ritt in Richtung Zella ab, die Divisionen bei Helmershausen (2.) und Oberkatza (1.) erhielten Befehl heranzurücken. Der Gegner zog sich zurück, nachdem er noch bei Dermbach Artillerie gezeigt hatte; auch unserem Stabe wurden einige Granaten entgegengeworfen, so daß Tann den Feldmarschall bat, sich nicht unnötig dem Feuer des Feindes auszusetzen; der Prinz erwiderte jedoch kurz: „Ich liebe es, das Weiße im Auge meines Gegners zu sehen". Das Hauptquartier blieb Abends in Kaltennordheim. Die Divisionen, mit Ausnahme der 4., lagerten hinter uns zunächst der Ortschaft auf den Höhen, bei regnerischem, kaltem Wetter.

Eine schon in der Nacht vom 2./3. Juli von Oberst Altdoßer mit Abteilungen des 9. Inf. und 6. Chev. Regts. vorgenommene Rekognoszierung war frühzeitig vom Gegner entdeckt, Altdoßer dabei verwundet worden; sie lieferte aber doch den Beweis, daß ein feindlicher Angriff eher von Norden als von Osten drohe; in der Tat rückte ja auch der Gegner von Dermbach an.

Am 4. früh zeigten sich, Zella umgehend, drei feindliche Bataillone und griffen dort Teile des 14. und 6. Inf. Regts. an; gleichzeitig zog sich eine feindliche Kolonne von Dermbach gegen Reidhardthausen, woselbst ein Jäger-Bataillon stand. Diese an verschiedenen Orten stattgehabten kleinen Gefechte zeigten die Absicht des Gegners, die in Richtung auf Vacha beabsichtigte Vereinigung des VII. und VIII. Korps zu verhindern. Daß beinahe zu gleicher Zeit, als die Gefechte bei Dermbach und Zella stattfanden, auch bei Roßdorf von der 4. Div. heftig und mit großen Verlusten gefochten wurde, davon hatte der Feldmarschall keine Kenntnis; er erfuhr es erst in Kaltennordheim. Wir hatten ja mit der Division weder telegraphische, noch irgendeine andere Verbindung, wie durch Ordonnanzen, Adjutanten oder Meldereiter eingerichtet; wären wir in gehöriger Verbindung zu gemeinsamer Aktion geblieben, so wäre unserseits der Angriff von zwei Seiten in Richtung Dermbach gewiß vom besten Erfolg begleitet gewesen.

Es war anzunehmen, daß auch das VIII. Bundeskorps bei seinem Vormarsch auf Fulda Widerstand finden würde; daher wurde beschlossen, das ohnehin arme, dünnbevölkerte Bergland zu verlassen und die Verbindung mit dem VIII. Korps südlich der Rhön zu suchen. Dazu sollte die 1. Div. zur Deckung des Marsches bei Kaltennordheim stehen bleiben; unter ihren Befehl wurde nun auch das Detachement Schleich gestellt (2 Bataillone 7. Regts., 1 Esk. 4. Chev. Regts. und 2 Geschütze), das

Digitized by Google

in das Ulster-Tal beordert worden war mit dem Auftrag, die Straßen, die über Frankenheim und Fladungen führen, zu decken und gegen Gersfeld aufzuklären.

Das Hauptquartier war am 5. in Kaltensundheim. Leider trafen in diesem Quartier noch sehr ungünstige Nachrichten vom Kavalleriekorps ein. Ich stand gerade unter der Haustür meines Quartiers, als die Meldung von Taxis über den Verlauf seines Zuges einlief.[5]) General Tann, hinter dem ich mit Rittmeister Max Taxis stand, entfaltete die Hiobspost. Durch einen Wirrwarr von Ordres, Konterordres, Unsicherheit bei Nacht usw. und falsche Signale, war es bei diesem Korps zu einer Katastrophe gekommen. In der Hauptsache war es aber Unkenntnis im Aufklärungsdienst vor der Front eines großen Kavalleriekorps und die Unterlassung von Entsendung weit vorgehender Offizierpatrouillen, die den Echec verursachten; Taxis entsandte nur zwei Offiziere nach dem Hauptquartier des VIII. Bundeskorps, die am 4. früh in Ulrichstein eingetroffen waren und um Unterstützung durch Infanterie gebeten hatten.

Die unglücklichen Gefechte bei Wiesental, Roßdorf und Zella machten auf die Armee einen um so ungünstigeren Eindruck, als an keiner Stelle offensiv vorgegangen werden konnte. Zu allem Überfluß war während mehrerer Tage ein so abscheuliches Wetter, Straßen und Plätze derart aufgeweicht, daß selbst den ärgsten Preußenhassern die Lust zum Fechten vergehen konnte.

Mir persönlich war es immer gut gegangen, bei der Truppe dagegen waren die Verpflegungsverhältnisse nicht immer in Ordnung, da das Nötige oft nicht rechtzeitig nachgeschafft werden konnte und geordnete Requisitionen nicht geläufig waren.

Mehr als die Verpflegung der Truppen machte mir aber ihre Disziplin Sorge. Schon auf dem Marsche gegen Meiningen zeigte sich die Marschordnung gelockert. Manche Bataillone marschierten wenig geordnet; auch wurden zeitweise ohne Erlaubnis die Tornister gefahren. Die Leute, die abfielen, ließ man zurück, oft ohne Arzt und ohne sie zu sammeln; sie quartierten sich dann unterwegs selbst ein. Jeder Division waren zwar einige Mann Feldgendarmen zugeteilt, die aber zu anderen Dienstleistungen, wie als Stabsordonnanzen u. dgl. verwendet wurden; auch waren sie auf Augmentationspferden schlecht beritten und konnten daher wenig leisten. Meinen öfteren Vorstellungen ungeachtet geschah nichts, um einzuschreiten; der Feldmarschall war zwar im hohen Grade

[5]) Die Kürassierbrigade des Kav. Korps Fürst Taxis war am 4. Morgens durch die Div. Beyer bei Hünfeld geworfen worden; der abendliche Rückzug auf der Bischofsheimer Straße artete in eine Panik aus.

Digitized by Google

darüber erzürnt, wollte aber keine strengen Maßregeln anwenden; mit Unterstützung von Massenbach gelang es mir zwar später, eine dementsprechende Ordre zur Expedition an die Kommandanten zu bringen, aber die Bestrafung von Nichtbefolgungen fehlte. Während der Gefechte war die Disziplin anfangs besser, die ersten Scharmützel, soweit es übersehen werden konnte, verursachten wenig Unordnung; die Mannschaften blickten auf ihre Führer, gehorchten bestimmt gegebenen Befehlen, sammelten sich rasch, Leichtverwundete waren, wenn das Gefecht schwieg, bald wieder in Reih' und Glied; erst im späteren Verlauf des Feldzuges mußte auch hier Klage geführt werden.

Der Gegner hatte von einem Nachdrängen abgestanden; der Tag wurde daher von den Truppen zum Rangieren sowie zur Ergänzung der Bekleidung, Herrichten der Waffen usw. benützt.

Das Hauptquartier rückte am 6. nach Ostheim. Früh 7° erhielt der Feldmarschall die Meldung vom VIII. Korps, daß es den Rückzug angetreten habe, da die Kaiserliche Nordarmee bei Königgrätz eine große Niederlage erlitten habe und bereits Waffenstillstandsverhandlungen im Gange seien. Da der Feldmarschall diesen Rückzug nicht billigte, schickte er dem Prinzen Alexander den Befehl, die begonnenen Bewegungen einzustellen und die Verbindung mit den Bayern über Schlüchtern auf Gemünden zu suchen.

Am 7. Juli Verlegung des Hauptquartiers nach Neustadt a. d. Saale; wir blieben dort bis einschließlich 9. Es wurde ein Spital etabliert. Diesem in einem Wirtshaus improvisierten Spital mangelte aber vorerst alles; die von einem Damenhilfskomitee gesammelten und mir übergebenen Gelder wurden daher sofort zur Beschaffung von Einrichtungsgegenständen und Lebensmitteln verwendet. Die Divisionen hatten zwar gut ausgestattete Feldspitale bei sich, die aber so lange nicht verwendet werden durften, ehe noch auf andere Weise das Nötigste zu beschaffen oder aus Krankenhäusern zu erhalten war.

Am 10. Juli Abmarsch des Hauptquartiers über Münnerstadt gegen Kissingen, das bereits von einer Brigade (Ribaupierre) besetzt war; auch die Kavalleriebrigade Graf Pappenheim lag in nächster Nähe in Unterkunft. Wir ritten um 7° früh von Neustadt ab und gelangten gegen 9° nach Münnerstadt, als hier Meldung eintraf, daß der Feind im Vormarsch gegen Kissingen sei. Der Feldmarschall stieg sofort wieder zu Pferde, bestimmend, daß ihm nur sein Generalstabschef mit den Adjutanten, sein 1. Adjutant Strunz sowie die Ordonnanzen zu folgen, alles übrige als 2. Staffel des Hauptquartiers vorerst in Münnerstadt bei der Operationskanzlei zu verbleiben habe. Beim Fortreiten sagte der Generalstabschef v. der Tann zum Vorstand der Operationskanzlei: „Schintling, Du bleibst mit den übrigen Herren des Stabes als 2. Staffel hier und

Digitized by Google

besorgst in unserer Abwesenheit die Erledigung einlaufender Meldungen!" Eine sehr schwierige Aufgabe, nachdem der Feldmarschall mit seinem Generalstabschef nun vom Gefechtsfelde aus gleich einem Korpskommandeur direkte Befehle gab, während der Vorstand der Operationskanzlei, in Münnerstadt mit seinem Stabe weilend, vom Stande des Gefechts und den Verfügungen des Feldmarschalls keine Kenntnis erhielt.

Der Feldmarschall ritt nun gegen Kissingen vor, wurde aber unterwegs von Tann und Strunz vom Weiterreiten abgehalten mit dem Ersuchen, sich nicht zu sehr zu exponieren und bei Winkels Aufstellung zu nehmen, da dort die beste Übersicht sei; Tann selbst ritt mit mir in den Ort, um die von General Ribaupierre getroffenen Verteidigungsmaßregeln zu besichtigen. Ein Gefecht hatte noch nicht begonnen, wir trafen noch im Kurgarten promenierende Badegäste; niemand wollte an eine Beschießung glauben, aber bald sollten die Leute eines anderen belehrt werden.

Mein wichtigster Ordonnanzritt an diesem Tage war, daß ich im Laufe des Gefechts nach Münnerstadt entsendet wurde, um die 1. Div. heranzuholen und Schintling vom Stande des Gefechts zu unterrichten. Bei diesem Ritt traf ich den Generalstabsmajor v. Hörmann der Div. Hartmann; er war vom Aufstellungsplatz seiner Division bei Poppenhausen nach Münnerstadt gesandt worden, wo er wegen der Richtigkeit der Aufstellung der Division anfragen sollte. Hörmann hielt sich länger in Münnerstadt auf, und so kam es denn, daß die Antwort Schintlings später als ein auf dem Gefechtsfeld vom Feldmarschall selbst gegebener Befehl bei Hartmann eintraf und diese Weisung nicht vollzogen wurde.[6])

Als ich nach mehr als 2 Stunden von meiner Entsendung zurückkam, war General v. Zoller gefallen, v. der Tann am Halse kontusioniert und nur durch seinen gestickten Uniformkragen von schwerer Verwundung gerettet, Hauptmann Schlagintweit vom Generalstab und Leutnant Plattner vom Stabe Zollers tot. — Als gegen Abend Ruhe eintrat, wurde ich nach Neustadt a. d. Saale entsendet, um die Verpflegungsabteilungen nunmehr zu den Divisionen zu beordern. Ich besorgte, dort angekommen, meinen Auftrag, quartierte mich auf der Post ein und schlief bald todmüde ein. Dennoch brachten mich schon um 2° Morgens außergewöhnlicher Lärm und Kommandorufe unter meinem Fenster wieder auf die Beine. Das Detachement des Oberst Schleich, das schon am 7. Juli nach Bischofsheim zur Bewachung der Straßen nach Hilders und Fulda entsandt worden war, befand sich im Anmarsch, um sich mit der Division bei

[6]) Der Befehl des Prinzen lautete, „daß die 4. Div. so rasch und so stark als möglich gegen Kissingen zu detachieren habe". Vgl. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland, Bd. 3, S. 177. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Männerstadt zu vereinigen; Oberst Schleich hatte von einem Observatorium auf dem Kreuzberge aus die Vorgänge bei Kissingen teilweise beobachten können und daher noch am Abend den Marsch zur Vereinigung mit seiner Division angetreten.

Ich begab mich nun über Stadt Lauringen, wo ich auf die Div. Stephan stieß, nach Schweinfurt; dorthin war das Oberkommando bereits zurückgegangen. Am 12. früh kam ich in Schweinfurt an; als ich mich bei General v. der Tann melden wollte, trat im Gasthof zum Stern, wo das Hauptquartier lag, der Feldmarschall mit einer Meldung in der Hand eben aus seinem Zimmer heraus, als ich vorbei ging. Der Prinz rief mich an: „Wo ist Ihr General?" Ich entschuldigte mein Nichtwissen damit, daß ich soeben von Neustadt zurückgekommen sei und ihn selbst suche. Der Prinz sagte mir nun, daß gerade eine Meldung der Vorposten gekommen sei, die das weitere Nachrücken der Preußen nach Schweinfurt vermuten lasse, da sich feindliche Patrouillen bereits auf den nahe gelegenen Höhen gezeigt hätten; der Prinz schien dadurch sehr beunruhigt zu sein. Ich erlaubte mir die Richtigkeit der Meldung in Zweifel zu ziehen und erbot mich, selbst in diese Richtung zu reiten, um genauen Bericht zu schicken. Darauf antwortete der Prinz: „Gut, tun Sie das, nehmen Sie sich als Bedeckung mit, was Sie brauchen."

Ich eilte nun ins Lager hinaus und ließ mir vom 6. Chev. Regt. 1 Unteroffizier, 2 Trompeter und 2 Mann mit guten Pferden zuteilen. Wozu zwei Trompeter, wird man fragen? Weil ich vorhatte, so weit gegen den erwarteten Feind zu reiten, bis ich auf ihn stoßen würde, und dann Alarm blasen zu lassen, um aus dem Verhalten des Gegners möglichst viel erkunden zu können. — Bei Sömmersdorf stieß ich auf eine von dort in südwestlicher Richtung abmarschierende kombinierte preußische Brigade mit Artillerie. Um genauer zu erfahren, aus welchen Truppen sie bestände und was das weitere Ziel ihres Marsches sei, ritt ich ihr nach, traf ganz überraschend auf die ihren Fahrzeugen folgende Nachhut, bestehend aus einem Führer und 15 Mann. Ich beschloß sofort diese Nachhut anzugreifen, der Trompeter gab Alarmsignale, es gelang mir die Leute zu überfallen und sieben Mann gefangen zu nehmen. Die übrigen entsprangen in den nahen die Straße säumenden Wald.

Das Ergebnis meiner noch weiter fortgesetzten Erkundung faßte ich wie folgt, in eine Meldung zusammen:

„1. Die auf 5 Bataillone mit einer Batterie und ungefähr 150 Dragonern geschätzte Abteilung kam von Kissingen. Die Truppe sollte nach Hundsbach marschieren (südwestlich von Schweinfurt); als weiteres Marschziel wurde von einigen der Gefangenen Kitzingen, von anderen Gemünden bezeichnet.

Digitized by Google

2. 50 Mann dieser Brigade standen gestern schon in Werneck, beauftragt, die Eisenbahnschienen in der Nähe aufzureißen.

3. sind, wie mir von Einwohnern mitgeteilt wurde, vom Bezirksamt Kissingen bedeutende Lieferungen an Lebensmitteln für das Korps Manteuffel aus den Orten dieses Bezirksamtes zur Ablieferung nach Kissingen befohlen worden."

In Schweinfurt, wo im Laufe des 10. noch Prinz Luitpold mit Teilen einer neugebildeten Ref. Div. Nr. 5 eingetroffen war, befanden sich die Bewohner noch am 12. Mittags nach dem Rückzuge der Truppen über den Main in großer Angst, daß die Preußen heranrücken und es ebenso wie bei Kissingen zum Gefecht kommen würde. Als nun die letzten Truppen abgezogen waren, fuhr gerade ein von mir beigetriebener Leiterwagen mit den Gefangenen, begleitet von den Chevaulegers, zum Tore herein und brachte dadurch etwas Beruhigung. Die Gefangenen übergab ich einer durchmarschierenden Abteilung; ich selbst ritt nach Gerolzhofen, wo unterdessen das Hauptquartier eingetroffen war. General Graf Bothmer, den ich noch in Schweinfurt getroffen, hatte unterdessen bereits von dem Ergebnis meiner Erkundung dort berichtet. Ich meldete mich sodann bei meinem General und wurde auch vom Prinzen zur Tafel gezogen.[7])

Am 13. meldete sich Universitätsprofessor Dr. Nußbaum als Oberstabsarzt der Armee zum Dienst.

Der 14. war Ruhetag. Der Stab verblieb in Gerolzhofen; anstatt nach Nürnberg, sollte nun auf Grund meiner Meldung und weiterer Nachrichten die Marschrichtung nach Würzburg genommen werden; die Konzentrierung der Armee und die Vereinigung mit dem VIII. Korps war ja dort eine viel einfachere.

Am 15. Abmarsch nach Wiesentheid.

16. Juli Eintreffen in Würzburg; Einquartierung im Schlosse.

Durch die schon in Neustadt a. d. Saale eingetroffene Nachricht von der Beförderung des Fürsten Max Taxis zum Major im Generalstabe schien ich in meinem Avancement geschädigt, denn der Generalstab hatte eigenen und nicht Armeerang. General v. der Tann mochte dies wohl auch erkennen, denn er fragte mich an einem der nächsten Tage, ob ich nicht Lust hätte, als Major der Kavallerie mit einigen Eskadrons eine Streife in des Gegners Rücken zu machen. General Graf Bothmer und Oberst Baron Prandh, letzterer damals schon als Kriegsminister genannt, stimmten bei; ich schlug aber dieses Anerbieten aus, da ich mir ein besonders günstiges Resultat davon nicht versprach.

[7]) Durch Tagesbefehl Nr. 3, datiert H. Qu. Gerolzhofen, 13. Juli, wurde dem Hauptmann Fleschuez die Anerkennung des Feldmarschalls ausgesprochen, „weil er seinen Auftrag mit ebensoviel Mut, als Intelligenz und Erfolg ausgeführt habe"; später erhielt Fleschuez den Militär-Verdienstorden.

Digitized by Google

Bis zum 24. blieben wir in Würzburg. Nachdem das Streben des Feldmarschalls dahin ging, immer noch wenn möglich mit dem VIII. Korps sich zu vereinigen, wurde das Hauptquartier am 24. Juli nach Remlingen verlegt. Wir bezogen dort in einem alten Schlosse des Grafen Castell Quartier. Ich war im Vorzimmer des Prinzen Otto untergebracht, der dem Hauptquartier zugeteilt worden war. In Remlingen hoffte man endlich die langersehnte Vereinigung mit dem VIII. Korps zustandezubringen. Offiziere des Stabes wurden auf Rekognoszierung ausgeschickt; ich selbst ritt über Holzkirchhausen vor, dann nach Ober- und Unteralterheim. Im Tale, in dem die Orte Werbach und Alterheim liegen, ferner auf den Straßen nach Kist sah man im Rückmarsch befindliche badische und württembergische Truppen, die aus einem bei Werbach stattgehabten Gefecht zurückgingen. Als ich am Abend in die Nähe von Helmstadt mit meinem Begleiter Oberleutnant Malaisé kam, war dorthin auch bereits die 1. bayer. Div. im Anmarsch; auch vom 15. Regt. traf ich ein auf Vorposten stehendes Bataillon. —

Am 25. gegen Mittag ritt ich mit General Tann zur 4. Div.; wir trafen diese aber nicht mehr bei Markt Heidenfeld, sondern schon vorwärts Erlenbach; die Vorposten bei Homburg waren angegriffen und zurückgedrängt worden. Es zeigte sich jedoch wieder, daß dies nur ein Scheinangriff war, denn gleichzeitig wurden die 1. und 3. Div. bei Helmstadt in ein Gefecht verwickelt. Gelang es dem Gegner, diese Divisionen zurückzudrängen, so wäre der Weitermarsch des Hauptquartiers nach Roßbrunn und Hettstadt von Üttingen her bedroht gewesen; es wurde daher um 2° wieder von Remlingen aufgebrochen. Die 1. Div. erreichte mit dem ganzen Hauptquartier unbelästigt Roßbrunn; auch die 2. Div., die Ref. Inf. Brig., die Kavallerie und Artilleriereserve fanden sich dort à cheval der Würzburger Straße im Biwak ein. Der Feldmarschall hielt an der Straßengabelung von Remlingen—Üttingen gegen Würzburg. Kaum waren wir dort eingetroffen, brachten einzelne Ausreißer die widersprechendsten Nachrichten von engagierten Gefechten bei Helmstadt und vom Vordringen des Gegners auf die Höhen von Üttingen.

Der Feldmarschall beorderte mich auf diese Höhen; ich fand sie von unserer Brigade Pesenecker besetzt, mit Front gegen Helmstadt. Es ließ sich nicht genau unterscheiden, ob Preußen oder Badener es seien, die gegen die Höhen anrückten. Oberst Pesenecker wollte feuern lassen, ich riet momentan ab, weil ich annehmen konnte, daß Badener es wären, die ich Abends vorher schon bei Neubrunn und Oberalterheim wußte. Diesen Zweifel zu heben, ritt ich die Höhe hinunter, dem vermeintlichen Feinde entgegen. Da erblickte ich plötzlich, nur durch ein hohes Getreidefeld noch getrennt, einen zu Pferde sitzenden Offizier. Es war, wie ich später erfuhr, ein Major des

Digitized by Google

30. Regts.,[8]) er will auch mir entgegenreiten, in gleicher Absicht, nicht erkennend, wen er vor sich habe. Mein Auge scheint besser als das seine, ich wende sofort mein Pferd, reite im schärfsten Galopp zurück, hinter mir rasselt eine mich überfliegende Kompagnieſalve und das Gefecht beginnt, während es bei Helmstadt, wo Prinz Luitpold stand, zur Neige zu gehen schien. Als ich beim Stabe ankam, um über den Stand des Gefechtes zu rapportieren, ritt der Feldmarschall mir entgegen. Sogleich wurden die verfügbaren Teile der 2. Div. auf die Höhen vorwärts Roßbrunn beordert und drei Batterien der Reserveartillerie stellten dort den Vormarsch der Preußen ein. Das Gefecht schwieg gegen 10° Abds.; es wurde Mitternacht, bis die Truppen zu biwakieren vermochten. Das Hauptquartier nächtigte in Hettstadt. Todmüde komme ich gegen 10° auch dahin. Der Gegner besetzte den südlichen Hang des Kirchbergs (nördlich Üttingen).

Statt der üblichen Tagesreveille schlugen am 26. früh feindliche Granaten in das Biwak bei Roßbrunn, woselbst die Div. Hartmann, die Kes. Inf. Brig. Seckendorf, die 2. Div. Feder und das 6. Chev. Regt. gelagert waren; die 1. Div. blieb bei Waldbrunn, die 3. südöstlich Hettstadt, an der Straße nach Würzburg, südlich davon die Reservekavallerie und -artillerie. Sofort wurde alarmiert, alles stand unter Waffen. Wohlgeordnet wurde gegen das anfangs verlassene Roßbrunn vorgerückt, denn es galt, die Absicht des Gegners, uns mit vereinten Kräften gegen den Main werfen zu wollen, zu vereiteln. Vier Brücken waren noch in der Nacht über den Main geschlagen worden und der Train alsbald darüber nach Würzburg gesandt. Generalstabsoffiziere hatten für geordnete Passage auf den Brücken zu sorgen; dabei gab es Reibungen mit württembergischer Kavallerie, die, an der Brücke abgewiesen, dann den Main durchquerte.

General Tann ritt mit uns Adjutanten nach Roßbrunn; dort hatte sich bereits ein heftiges Feuergefecht entsponnen. Die Divisionen Hartmann und Feder hielten sich bis gegen Mittag, so daß dem Drängen des Feindes so lange Einhalt getan war, bis die Trains die Brücken bei Heidingsfeld, Veitshöchheim und Zell ohne jeden Unfall passiert hatten. In der Tat bestand ja noch am Morgen große Besorgnis für ungestörten Übergang über die Brücken, nachdem die Truppen des VIII. A. K., mit welchem nun die Verbindung am linken Flügel unserer Armee hergestellt war, ohne Gefecht abzogen.

Es wurde nun auch unserseits der Rückzug angeordnet, die 1. Div. Stephan als Arrieregarde bestimmt, unter deren Schutz das Ganze über den Main rückte. Nachdem es schien, als wolle der Gegner den rechten

[8]) Vgl. hierzu Scherff, Die Division von Beyer im Main-Feldzug 1866. S. 107. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

Flügel der Division nördlich der Würzburger Straße angreifen, so wurden die Kür. Brig. (3 Regimenter) und das 3. Ulan. R. beordert, diesem Drängen Einhalt zu tun. In drei Treffen formiert wurde der feindlichen Kavallerie entgegengerückt. Das 6. Chev. R. von der 4. Div. mit einer zugeteilten Batterie unter Major Baumüller weit vorausgesandt, griff sofort an, es kam zum Kreuzen der Waffen, und ehe noch die Kür. Brig. zur Attacke ansetzte, war der Gegner geworfen. General v. der Tann hatte schon früh mir gegenüber geäußert: „Heute werde ich meinen Kürassieren Gelegenheit geben können, die Scharte von Hünfeld auszuwetzen!"

General v. der Tann konnte der Freude nicht entsagen, vor der Front der Kürassiere mitzureiten; dabei ging mir das Pferd durch, brachte mich mitten in das Melée 6. Chev. Regts., wobei ich meinen Säbel nicht mit ziehen konnte, aber ohne Verwundung wieder herauskam.

Oberstleutnant Hertlein, Kommandant der 3. Ulanen, erhielt eine Kartätschenkugel in die Seite, an welcher Verwundung er des anderen Tages zu Würzburg starb. Eine Batterie des Gegners stand nach beendeter Attacke von Mannschaften und Bespannung verlassen in einer Waldschneise, wurde von einer Eskadron 3. Kür. Regts. zwar erreicht, nicht aber bewacht, so daß, bis von uns Bespannungen herankamen, die Geschütze von der eigenen Batterie wieder aufgeprotzt und abgefahren waren.

Immerhin hatte der Vorstoß der Kavallerie die Folge, daß der Gegner von jedem weiteren Drängen auf der ganzen Linie Abstand nahm, und unserseits der Mainübergang geordnet vollzogen werden konnte. Das Hauptquartier wurde nach Rottendorf verlegt. Die 1. Div. besetzte mit Teilen Würzburg, die übrigen Truppen des VII. und VIII. Korps das rechte Main-Ufer von Gemünden bis Ochsenfurt; weitere Rückzugslinie Schweinfurt. Gegen Abend besetzten die Preußen Höchberg und den Guttenberger Wald.

In Rottendorf trafen wir zu unserem Schrecken die Straßen mit Truppenteilen und Troß des VIII. Korps versperrt; in kürzester Zeit war der Ort aller Lebensmittel entblößt, die Ordnung im Innern Rottendorfs hörte fast auf.

Von Mittags 12° des 27. bis Nachmittags 3° wurde die Festung Marienberg vom Feinde aus 30 Geschützen beschossen, und zwar vom Hexenbruch und von Nicolausberg aus. Die 4. Div. erwiderte das Geschützfeuer sehr wirksam, so daß die am Hexenbruch ziemlich verdeckt placierte feindliche Batterie zweimaligen Stellungswechsel vornehmen mußte.

Am 28. verließen die Truppen des VIII. A. K. die Gegend von Rottendorf und zogen gegen Bibelried ab. Mittags während der Tafel des Prinzen kam ein Telegramm an vom Minister v. der Pforten, welches die Waffenruhe bis 2. August und von da an Waffenstillstand verkündete

Digitized by Google

Sofort wurde Oberleutnant Max Graf Drechsel als Parlamentär an Manteuffel mit Depeschen abgesandt. Gleichzeitig verstummte das Feuer von und gegen die Festung. Manteuffel wußte nichts von Waffenruhe, sondern kannte nur Waffenstillstand. Nun ging noch in der Nacht v. der Tann fort und es gelang ihm, daß Manteuffel höheren Orts anfragte und bis zum Eintreffen einer Antwort mit dem Feuer einhielt.

Am 28. Nachmittags wurde das Hauptquartier nach Kitzingen verlegt. Prinz Alexander von Hessen, der Kommandierende VIII. Korps, im Hauptquartier zu Rottendorf erschienen, mußte viel Unangenehmes hören bezüglich seiner Kommandoführung und seines raschen Rückzuges über den Main und der Vernachlässigung einer unterstützenden Verbindung mit den Bayern.

Major v. Suckow, der spätere württembergische Generalstabschef, der seit Beginn des Feldzuges dem bayerischen Hauptquartier zugeteilt war, äußerte dem Prinzen gegenüber laut: „Ja — des isch a schöner Feldzug gwese von der Werra bis an die Tauber!" — Der nächste Tag war Ruhetag in Kitzingen. Es war noch immer ungewiß, wie weit Manteuffel die in Wien vereinbarte Waffenruhe bis 2. August auszudehnen gedachte. Oberleutnant Fürst Wallerstein — Ordonnanzoffizier —, schon gestern hierwegen zu Manteuffel gesandt, war bis heute noch nicht zurückgekehrt. Mit dem Generalstabschef des VIII. Korps v. Baur wurde eine neue Dislokation dieses Armeekorps besprochen und als Raum das vom Main begrenzte Trapez Marktbreit, Ochsenfurt, Würzburg, Volkach mit der noch offenen Rückzugslinie gegen Nürnberg bestimmt, sofern die über Hof gegen Nürnberg—Bayreuth vorgerückten Preußen nicht zu stark drängten.

Am 31. Verbleib in Kitzingen. In aller Frühe kam Major v. Suckow mit der Nachricht, daß Manteuffel auf Waffenruhe mit dem VIII. Korps nicht eingehen wolle; den Badenern war tagsvorher schon seitens des Oberkommandos der westdeutschen Bundesarmee mitgeteilt worden, daß sie abziehen könnten. Die am 31. von Manteuffel gemachten Bedingungen wegen Übergabe der Stadt Würzburg zeigten sich als annehmbar, wobei berücksichtigt werden mußte, daß diese Stadt möglicherweise hätte in Brand geschossen werden können. Würzburg sollte wie eine Friedensgarnison der Preußen behandelt werden, Kontributionen durften nicht erhoben, das Staatseigentum sollte respektiert werden.

Am 1. August Nachts 12° begann der Waffenstillstand. Die Preußen in der Stärke einer Brigade sollten morgen früh in Würzburg einmarschieren; Gemünden und Karlstadt konnten gleichfalls von ihnen laut Vertrag besetzt werden.

Am 2. August erfolgte eine weitere Dislokationsausbreitung. Die gestern unterbrochene Telegraphenverbindung zwischen Würzburg und München ist wiederhergestellt, auch die Eisenbahnverbindung über Ans-

Digitized by Google

bach. — Bamberg ist noch mit vier bayerischen Bataillonen, Nürnberg aber bereits von einer preußischen Brigade, zum Korps des Großherzogs von Mecklenburg gehörig, das über Bayreuth vorrückte, besetzt. Es wurden noch wegen Feststellung einer Demarkationslinie zwischen Manteuffel und dem Großherzog von Mecklenburg Vereinbarungen getroffen.

Major Massenbach wurde zu Manteuffel und Oberst Graf Bothmer zum Großherzog von Mecklenburg gesandt. Es wurde dabei die unangenehme Wahrnehmung gemacht, daß das vom Großherzog über Hof und Bayreuth vorgerückte Korps die Waffenruhe nicht respektiert, sondern unsere Truppen bis Nürnberg zurückgedrängt hatte, um möglichst viel Terrain zu besetzen. Bayern verlor durch diesen Unterschied zwischen Waffenruhe und Waffenstillstand, der sehr unklar war, in einigen Tagen mehr Terrain als seit Wochen im Kampf.

Auch am nächsten Tage saßen wir noch immer untätig in Kitzingen; wir trafen nur Anstalten zum Abrücken gegen Ansbach.

In besonderer Sitzung der einberufenen Divisionskommandanten wurde eine Ergänzung der Chargen, ein sogenannter Armeebefehl, beraten. Ich bat neuerdings um ein Jägerbataillon, leider aber vergebens. Generalmajor v. Schintling, der Souschef des Generalstabes und Vorstand der Operationskanzlei, wurde seiner Stellung enthoben und nach München beordert; Oberst Graf Bothmer übernahm seinen Dienst.

General Tann kam am 4. von Manteuffel zurück.

Wir sollten notwendig schon den Marsch nach unserer Hauptfestung angetreten haben, aber das VIII. Korps lag uns noch im Wege. Eine frühzeitige Konzentration erschien um so mehr geboten, als wir das Frankenland ja doch nicht mehr zu verteidigen vermochten und voraussichtlich bis an die Donau mußten. Dabei könnte entweder noch Front gegen Westen hinter der Wörnitz gemacht werden oder gleichzeitig ein Stoß gegen die bis jetzt verwöhnten Mecklenburger oder die Konzentrierung im verschanzten Lager bei Ingolstadt erfolgen.

Ab 15. August in Ansbach Ruhetage. Die Truppen rückten unterdessen gegen die Donau. Dabei war geplant, sich hinter der Wörnitz zu halten und schließlich in und um Ingolstadt zu konzentrieren. Die politische Situation war noch ungeklärt; man erzählte von sehr hohen Forderungen Preußens, aber auch von Rüstungen Frankreichs gegen Preußen. Am 18. mit Bahnbenutzung Mittags 12° nach Nördlingen. Am 21. wurde das Hauptquartier nach Donauwörth verlegt. — Feldmarschall Prinz Carl reichte unmittelbar nach Beginn des Waffenstillstandes seine Entlassung als Führer der Bundesarmee ein und behielt von nun an nur den Oberbefehl über das VII. Korps, das nun wieder die Bezeichnung Kgl. Bayerische mobile Armee annahm.

Am 22. August erfolgte zu Berlin die Unterzeichnung des Friedens.

Digitized by Google

Am 29. wurde die Demobilisierung der bayerischen Armee angeordnet, am 2. September das Hauptquartier aufgelöst. Feldmarschall Prinz Carl verabschiedete sich am gleichen Tage durch Tagesbefehl aus Donauwörth von der Armee. Der Prinz sprach darin aus, daß zwar die allgemeinen Verhältnisse es den Bayern nicht vergönnt hätten, entscheidende Erfolge zu erringen, daß aber die Waffenehre des bayerischen Heeres in allen Richtungen gewahrt worden sei; mit Recht wurde betont, daß nach den 50 Jahren des Friedens die größte Mehrzahl ohne jede Kriegserfahrung gewesen sei.

V. der Tann übernahm das Generalkommando München, der 1. Adjutant Fürst Taxis nahm seine Entlassung aus der Armee, und ich wurde wieder Adjutant beim Generalquartiermeister-Stab. Oberst Max Graf Bothmer als der Älteste des Generalstabes übernahm interimistisch das Kommando dieses Stabes.

Der Einzug in München, gleichwie in den verschiedenen anderen Garnisonen, war sang- und klanglos. Die Presse, alles bekrittelnd, beschimpfte die Führer wie das ganze Hauptquartier; ich kam gänzlich verstimmt nach Hause.

1867 bis 1870.

Vorbemerkungen.

Die wenigen Friedensjahre, die Bayern nach dem unglücklich verlaufenen Kriege beschieden waren, bedeuteten für die Armee eine Zeit rastloser Arbeit und völliger Hingabe aller an neue Aufgaben. Wenn auch auf politischem Gebiet, wie der Ende des Jahres 1866 zum Minister des Äußern und Vorsitzenden im Ministerrat ernannte Fürst Hohenlohe in seiner ersten Rede in der Kammer der Abgeordneten sagte, die Entwicklung Deutschlands auf dem Wege der Einigung nur langsam vorwärtsschritt, so forderten dafür auf militärischem Gebiet die aus den Unterlassungen der früheren Jahre sich ergebenden Lehren so dringende und rasche Abhilfe, daß hier ein Zögern der führenden Stellen unmöglich war.

Unter der zielbewußten und energischen Leitung Pranckhs, der noch während der Julitage des eben beendeten Feldzuges Kriegsminister geworden war, erfolgten einschneidende Reformen, so die Durchführung des am 30. Januar 1868 erschienenen neuen Wehrgesetzes mit der uns allen geläufigen Einteilung in stehendes Heer und Landwehr, aktive Armee und Reserve, verbunden mit der allgemeinen Wehrpflicht und Aufhebung der Stellvertretung. Truppenübungen wurden in größerem Umfange abgehalten — es konnte noch im Herbst des gleichen Jahres schon ein Teil der Landwehr zu Übungen eingezogen werden —; es folgte die Anordnung wichtiger heeresorganisatorischer Änderungen, wie eine Neueinteilung der

Digitized by Google

Armee in zwei Generalkommandos, Neuerrichtung von 14 Batterien, höhere Etats bei der Infanterie, erhöhter Pferdestand bei der Kavallerie; der Friedensstand des bayerischen Heeres erreichte eine Höhe von rund 50 000 Mann.

Die vorliegenden Aufzeichnungen des Generals v. Fleschuez aus diesen Friedensjahren sind kürzer gehalten als die Tagebücher aus den beiden Feldzügen; sie dürften aber als Bindeglied zwischen den Jahren 1866 und 1870 nicht ohne allgemeines Interesse sein. Sie zeigen einen Ausschnitt aus dem Arbeitsfeld des Generalquartiermeister-Stabes, dessen Hauptaufgabe nun in der Ausarbeitung einer planmäßigen Instruktion für die Mobilmachung, Vorarbeiten für Aufstellung und Abtransport der Kriegsformationen sowie auch in der Vorbereitung für die erste notwendige Sicherung der Pfalz bestanden.[9]) Zur Ergänzung sind einige Hinweise auf einschlägige Literatur gegeben.

Fortsetzung des Tagebuches 1867—1870.

Im Jahre 1867 hatte ich als Adjutant des Generalquartiermeisters Generalmajors Grafen Bothmer Gelegenheit, auf kurze Zeit in Begleitung des Generals nach Berlin zu kommen.[10]) Die Frage des Besitzes von Luxemburg war brennend geworden; ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich schien schon damals nahe bevorzustehen.

Der gebotenen Geheimhaltung wegen reiste Bothmer angeblich als beurlaubt zu seinen Verwandten nach Mecklenburg und ließ mich einige Tage später, als von ihm eingeladen, nachkommen. Als ich mich bei Moltke meldete, ermunterte er mich zur Arbeit mit den Worten, ich solle fleißig sein, denn es würde wohl bald zum Kriege kommen. Es wurde mir sogleich in dem alten Generalstabsgebäude ein eigenes Zimmer eingeräumt und ein Beamter angewiesen, mir alles zu meinen Arbeiten benötigte Material zu liefern; es wurde mir sodann ein vollständig ausgearbeiteter Plan der Befestigung von Ludwigshafen vorgelegt, den ich in erster Linie kopieren sollte. Ich hatte ferner Eisenbahn-Fahrtableaus anzufertigen, die die bayerischen Truppen an den Rhein bringen sollten, und zwar für beide Armeekorps nach Abzug der bereits in der Rhein-

[9]) So standen beispielsweise schon am 24. Juli 1870 10 Bataillone, 8 Eskadrons und 2 Batterien unter Generalleutnant v. Bothmer in der Pfalz bereit und machten die Befürchtungen Moltkes hinfällig, die er noch am 18. Juli dieses Jahres in einem Schreiben an den damaligen preußischen Militärbevollmächtigten in München, Major v. Grolmann, geäußert hatte, daß die zum Schutz der Pfalz nächstbeteiligten Truppen aus Bayern später dort anlangen würden, als die preußischen Truppen aus der Provinz Posen.

[10]) Zu der Sendung Bothmers vgl. „Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Band 1. Schreiben Hohenlohes an die bayerische Gesandtschaft in Berlin vom 23. April 1867.

Digitized by Google

pfalz stehenden Truppen. Ein hessen-darmstädtischer, dem Generalstabe zugeteilter Hauptmann sollte mich darin anweisen. Da ich den Stand der Kriegsstärke der bayerischen Truppen nicht kannte, wurde sofort eine bayerische Armee-Standtabelle zur Stelle geschafft, wie solche jeden Monat von unserem Generalstabe dem bayerischen Kriegsministerium eingereicht werden mußte, und wie sie auch früher stets an den Deutschen Bund nach Frankfurt gelangte; ein Ausweis über das ganze vorhandene Eisenbahnmaterial war gleichfalls vorhanden. Ich war erstaunt, beides hier vorzufinden.

Mit mehreren Generalstabsoffizieren besuchten wir ferner Spandau und besichtigten mit Genehmigung des Kriegsministeriums die ganze Einrichtung der Schießschule; auch zur Frühjahrs-Königsparade wurde ich kommandiert. Die Exerzitien, die Strammheit bei allen Bewegungen, der Drill in Richtung, Deckung und Schritt waren bewunderungswert. Nach mehr als achttägigem Aufenthalt erfolgte jedoch eine mich überraschende Abberufung; der politische Wind schien sich gedreht zu haben. Damit änderte sich aber auch die Physiognomie derer, mit denen wir dienstlich und außerdienstlich zu tun hatten. War unsere Abberufung die Folge der Londoner Verträge, ein Verzicht auf den Krieg überhaupt, oder war von Bayern keine entsprechende Zusage gegeben worden, ich erfuhr es nicht. Am peinlichsten war mir die Verabschiedung bei Moltke; fast zehn Minuten saßen wir ihm gegenüber, nur hier und da fiel eine Frage gleichgültigster Art.

Im Juni 1867 kam der Generalstabschef der Großherzoglich Badischen Armee v. Leszczynski zu Graf Bothmer in der Absicht, ihn für eine gemeinsame Arbeit der Generalstäbe der süddeutschen Staaten zu gewinnen; dies fand bei Bothmer sofort Anklang. In den Dezembertagen waren des weiteren in München die Kriegsminister von Bayern, Württemberg und Baden zusammengekommen, um auf Grund der Stuttgarter Beschlüsse Beratungen zu pflegen, die günstigere Ergebnisse zeitigten als die im folgenden Jahre zusammentretende „Festungskommission".[11])

[11]) Die Grundlage für die Militärverhältnisse der süddeutschen Staaten unter sich bildeten die Stuttgarter Beschlüsse vom 5. Februar 1867; vgl. hierzu Sybel, „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm I.", Band 6, Seite 154; die Beschlüsse selbst sind enthalten in Schultheß' Geschichtskalender 1867. — Zur weiteren Ausführung dieser Stuttgarter Beschlüsse fanden vom 4. bis 7. Dezember in München die oben erwähnten Konferenzen der beteiligten Kriegsminister statt; Hinweis auf diese Zusammenkunft findet sich auch bei Hohenlohe a. a. O. Band 1, Seite 287. Die Festungskommission hatte sich mit Verwaltungs- und Verteidigungsfragen der drei Festungen Ulm, Rastatt und Landau zu beschäftigen. — Anderweitige schriftliche Abmachungen von größerer Tragweite erfolgten damals in offizieller Form nicht.

Digitized by Google

Die rastlose stille Arbeit Leszczynskis und Suckows[12]) war auch auf uns von großem Einfluß; im Sinn von „Vorstudien und Übungen" befaßten wir uns, damit es ohne besondere Geldopfer und ohne größeres Aufsehen geschehen konnte, mit ähnlichen Vorbereitungen für eine neue Mobilmachung. Wenn auch ein Teil dieser Arbeiten vorerst noch keine bindende Kraft erreichen konnte, so hatten sie doch den Vorteil sorgfältigster Orientierung und des Bekanntwerdens mit Persönlichkeiten, die bei Ausbruch eines Krieges berufen werden konnten, sogleich leitend eingreifen zu müssen.

Die wesentlichsten Punkte dieser Vorbereitungen waren: Studium und Anfertigung eines Mobilmachungsplanes nebst Feststellung einer Ordre de bataille, Festlegung der Anmarschlinien der Armee im Verein mit Preußen, erste Verteidigung der Rheinpfalz und Organisation eines Beobachtungsdienstes, Ausrüstung und Verproviantierung der Festungen Landau und Germersheim, Bildung der notwendigen Stäbe, Bestimmungen über den Gebrauch und Zerstörung der Bahnlinien, Befestigung und Besetzung des Bienenwaldes, Formierung von Fuhrparkkolonnen für die Armeekorps und Feststellung jener Orte an den Bahnen, in denen Etappen- und Bahnhofskommandos mit Verpflegungsstationen, Spitalen usw. etabliert werden sollten. Leszczynski gab die erste Idee für diese vorbereitenden Arbeiten; ich hatte die Vermutung, daß zwischen Moltke und ihm vorher eingehende Besprechungen darüber stattgefunden hatten. Kriegsminister v. Prandh ließ sich von mir, da ich mit Hauptmann Helvig in erster Linie an diesen Arbeiten beteiligt war, wiederholt Meldung machen, ohne jedoch genauer dazu Stellung zu nehmen.

1869.

In diesem Jahre erfolgte die Erprobung eines Entwurfes zu einem neuen Exerzier-Reglement für die Kavallerie. Ich wurde dazu auf Ansuchen des Fertigers dieses Entwurfes, des Kommandeurs der 3. Kav. Brig., Generals v. Tausch, im August nach Bamberg berufen, woselbst eine Kommission unter dem Vorsitz dieses Generals, bestehend aus dem Oberstleutnant im 6. Chev. R. v. Baumüller, dem Major im 2. Chev. R. Grafen v. Seinsheim und meiner Wenigkeit vom Generalstabe zusammentrat, um über den Entwurf zu beraten und ihn praktisch zu erproben. Mir fiel dabei die Aufgabe zu, den Aufklärungsdienst zu bearbeiten. Die täglich zur Beratung stehenden Ziffern des Entwurfes wurden praktisch durch ein Kavallerieregiment geprüft. Das so entstandene Reglement unter dem Titel „Provisorische Vorschriften für die Ausbildung der Ka-

[12]) Über Besprechungen zwischen dem Chef des württembergischen Generalstabes Gen. Lt. v. Suckow und dem badischen Generalstabschef v. Leszczynski vgl. Busch, „Rückschau des Generals d. Inf. und Kriegsministers A. v. Suckow" (Tübingen, Mohr).

Digitized by Google

vallerie" wurde autographiert und durch das Kriegsministerium an die Regimenter hinausgegeben, kam aber durch die Mobilmachung 1870 nicht mehr zur Einführung, da es dann durch die gebotene Annahme des preußischen Reglements unnötig geworden war.

In der Kommission wurde auch beraten, wie die Verteilung der nunmehr neu einzuführenden Karabiner der Reihenfolge nach an die Kavallerieregimenter geschehen sollte. Die Mehrzahl der Mitglieder stimmte zuerst für die Regimenter der Divisionskavallerie, ich allein war für erste Hinausgabe an die Reservekavallerie. Aufgefordert, meine Gründe zu nennen, die mich zu dieser Stimmenabgabe veranlaßten, sagte ich, daß ich der Ansicht sei, die Reservekavallerie gehöre voraus und nicht hinter die Armee und würde dann erst eine Reserve, wenn es zum Gefecht käme; — mein diesbezüglicher Antrag wurde denn auch angenommen.

Gemäß Allerhöchster Entschließung vom 8. Mai 1869 hatte General v. Hartmann am 1. September dieses Jahres ein Übungskorps bei Schweinfurt zu übernehmen, darunter 1 Kürassierbrigade und 2 Chev.-Regter. Bei dieser Gelegenheit mußte auch erprobt werden, welche Bewegungen im Kavallerieregiment sich rascher vollziehen würden, die nach dem bisherigen alten Exerzier-Reglement oder jene nach den provisorischen Vorschriften des Generals v. Tausch. Es stellte sich dabei heraus, daß die Bewegungen der einzelnen Eskadrons nach Tausch unzweifelhaft rascher erfolgten; bezüglich der Bewegungen der Regimenter kam man gleichfalls zu ähnlichen Resultaten.

Nach diesen Manövern wurde ich zur Teilnahme an den württembergischen Herbstübungen kommandiert, wie ich denselben schon einmal 1856 beigewohnt hatte. Es war mir von großem Interesse, mich von den inzwischen erfolgten Fortschritten überzeugen zu dürfen.

Kriegstagebuch 1870.

Als zu Beginn des Juli 1870 der politische Horizont sich wieder zu umwölken begann, hatten wir die Hoffnung, daß unsere in der Abteilung I des Generalquartiermeister-Stabes nun seit drei Jahren gelieferten Vorarbeiten nutzbringend verwirklicht werden konnten. Ich wurde am 10. Juli auf Vorschlag meines Chefs, des Generals v. Bothmer, vom Kriegsminister v. Prandt nach Stuttgart und Karlsruhe mit dem Auftrag entsendet, in den dortigen Kriegsministerien mich zu erkundigen, „ob und wann die schon im Frühjahr 1868 zwischen den Generalstabschefs der drei Staaten zu Stuttgart getroffenen Verabredungen ins Leben treten

Digitized by Google

würden".[13]) Ich hatte ferner noch dem Regierungspräsidenten der Pfalz und den dortigen Truppen- und Festungskommandanten von den Intentionen des Kriegsministers für die nächste Zeit Nachricht zu geben.

In Würzburg setzte ich im Auftrag meines Chefs seinen Bruder, den Kommandeur der 4. Div., Fritz Grafen Bothmer, in Speyer den Regierungspräsidenten v. Pfeufer von meinen Aufträgen in Kenntnis. Präsident Pfeufer empfing mich mit offenen Armen, ebenso der Truppenkommandant der Pfalz General Maillinger, bei dem die Mobilmachungs- und Verteidigungsfragen bereits brennend geworden waren. In Stuttgart brauchte es nur eine kurze Besprechung, um Gewißheit zu erlangen, daß ein militärisches Hand in Hand Gehen von seiten der süddeutschen Staaten mit Preußen gesichert sei und es bei den früheren Verabredungen mit den Generalstabschefs sein Verbleiben habe. Als ich in Karlsruhe mit meiner Mission fertig war und mich auf den Bahnhof begab, um auch hier wegen Sperrung der Bahnlinien vertrauliche Erkundigungen einzuziehen, hatte sich schon die Kunde der bevorstehenden Mobilmachung überall verbreitet, und massenhaft sammelten sich die Sommerfrischler und Badegäste zur schleunigsten Rückkehr in ihre Heimat. Es mußte von einem der Bahnbeamten verraten worden sein, daß ich Auskunft geben könne, welche Bahnlinien demnächst zum Zwecke der Truppentransporte gesperrt werden würden; ich konnte mich infolgedessen in meinem Bureau kaum retten vor den Anfragen der geängstigten Reisenden.

Ich trat dann meine Rückreise wieder über Speyer, Germersheim und Landau an, und setzte den Regierungspräsidenten, die Festungskommandanten sowie General Maillinger von dem gewonnenen Resultat sowie von dem nun stündlich zu erwartenden Mobilmachungsbefehl in Kenntnis. Pfeufer traf sofort Anstalten, daß alle Rheinfahrzeuge des linken Rhein-Ufers nach dem rechten verbracht würden; die Forstbeamten des Bienenwaldes wurden versammelt und angewiesen, nach Anordnung von Offizieren des 7. Inf. Regts. zur Befestigung des Bienenwaldes durch Verhaue, Abgrabungen u. dgl. Hilfe zu leisten.

Ich reiste den 17. Juli Nachts nach München zurück und erstattete dem Kriegsminister wie meinem Chef Rapport über die in Stuttgart und Karlsruhe erhaltenen Zusagen und die von mir getroffenen Anordnungen. Eine Pionierkompagnie von Ingolstadt wurde nach Germersheim befohlen, um hier das Abfahren der Eisenbahnbrücke bei Maximiliansau zu studieren und, mit Hilfe der dort Angestellten, die etwa gebotene Abfahrt zu beschleunigen. Der Kriegsminister entließ mich mit dem schmeichel-

[13]) Vgl. auch „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls v. Roon" (Berlin, Trewendt). Schriftliche Abmachungen waren mit Rücksicht auf die damals noch „obwaltende eifersüchtige Sprödigkeit unserer süddeutschen Alliierten" vorläufig nicht verlangt worden.

Digitized by Google

haften Lobe: „Ich wußte ja, daß ich den rechten Mann zur Erledigung meiner Aufträge entsendet habe!“ Nun galt es, mich selbst zum ernsten Abmarsch zu rüsten. Ich war gewöhnt, immer so ausgerüstet und mit zwei tadellosen Pferden versehen zu sein, daß ich jeden Moment mit Pferden und Diener ausrücken konnte.

Mobilmachung; Marsch über die Grenze.

Am 16. Juli wurde der Befehl zur Mobilmachung der norddeutschen Truppen, am gleichen Tage auch der für die bayerische Armee gegeben; der 17. war für uns der erste Mobilmachungstag.

Ich sollte ursprünglich dem Dienstalter nach als Stabschef zur 3. Div. kommen,[14]) nachdem jedoch der jüngere Major Streiter bereits im Frieden diese Stelle inne hatte und anzunehmen war, daß gerade mein Bekanntsein mit den Anordnungen in der Pfalz von Nutzen sein könne, teilte mich Bothmer der 4. Div. zu, welche sein Bruder befehligte. Stabschef war Oberstleutnant Wirthmann, ein alter Jugendfreund von mir; die Adjutanten waren Hauptmann Popp vom 11. Inf. R. und Oberleutnant Schmidt vom 1. Chev. R.

Am 23. Juli früh 8° ging der Stab der 4. Inf. Div. mit Eisenbahn von Würzburg über Heidelberg, Mannheim und Neustadt a. d. H. nach Billigheim ab; die Division bezog ausgedehnte Unterkunft bis an die Lauter. Ich wurde bei dem dortigen Apotheker Sieger einquartiert und freundlich aufgenommen. Die Hitze war außerordentlich, die Arbeit häufte sich, die Neuheit des Vorpostendienstes verursachte anfangs viele unnütze Schreiberei. Im ganzen ging die Maschine gut; die Mannschaften rückten, bei ihren Depots eingekleidet, rasch ein, so daß bis zum 30. Juli die Bataillone einen durchschnittlichen Stand von 960 Mann nachweisen konnten.

Am 25. Juli war die ganze südliche Grenze der Pfalz von Zweibrücken bis an den Rhein besetzt und ein ständiger Patrouillengang angeordnet. Ein Telegramm des Kriegsministeriums teilte mit, daß ein nur defensives Verhalten zwar nicht mehr durch die politische Lage, wohl aber durch militärische Rücksichten — Truppenstärke in der Pfalz — bedingt sei; es solle nunmehr den Anordnungen des preußischen Oberkommandos Folge gegeben werden.

Von nun an begannen die größeren Rekognoszierungen gegen Weißenburg und über die Grenze, und als eines Tages von Douaniers auf eine bayerische Abteilung geschossen wurde, sandte der Vorposten-

[14]) Bei den bayerischen Infanteriedivisionen war außer einem älteren Generalstabsoffizier als Chef des Stabes noch ein 2. Generalstabsoffizier (Major oder Hauptmann) eingeteilt; den Stäben der Infanterie- und Kavalleriebrigaden waren gleichfalls Generalstabsoffiziere zugeteilt.

Digitized by Google

kommandant den Oberleutnant Max Giehrl, der als Generalstabsoffizier dem Oberst v. Weinrich zugeteilt war, an den Maire von Weißenburg mit der Drohung, er würde mit Waffengewalt einschreiten und die Douaniers als Freischärler behandeln, sofern sie wieder auf unsere Truppen schössen. Giehrl ritt unbelästigt nach Weißenburg und wieder zurück, vollzog seinen Auftrag und konnte dabei sich überzeugen, daß die Stadt ruhig war, keine Truppen barg und die Festung noch gut erhalten sei. Nachrichten aller Art über massenhafte Konzentrierung der Franzosen an der Grenze und Feindseligkeiten in den Grenzorten mehrten sich.

Es war beabsichtigt, für den Fall eines überraschenden Angriffs die Höhen von Klingenmünster zu besetzen, die Vorposten dahin zurückzuziehen und dort Widerstand zu leisten, ehe man sich auf Landau und die davor liegenden Höhen bei Impflingen zurückziehen würde. Die Zuzüge preußischer Truppen begannen; stete Verbindung mit ihnen wurde unterhalten.

Der preußische Generalleutnant v. Bose[15]) war am 30. früh 7 ° von Landau her eingetroffen, um mit Rücksicht auf die gegenwärtige Stärke der nun in der Pfalz stehenden Truppen die weiteren Aufstellungen zu verabreden. Es wurde bestimmt, daß die erste Aufstellung der 7. Inf. Brig. (Thiereck) bei Bergzabern, jene der 8. (Maillinger) bei Ingenheim, jene der vereinigten 4. Inf. Div. auf dem Höhenrücken Klingenmünster—Heuchelheim stattfände. Der ev. Rückzug der Division habe zwischen dem Gebirge und Landau unter dem Schutz der Festung auf Godramstein zu geschehen. Von der eigenen Armee hatten wir bis heute keine andere Nachricht, als daß sich die 3. Div. (Walther) und das ganze I. A. K. (v. der Tann) vorerst in einem Marschlager bei Germersheim versammle.

Am 1. August war der Kommandierende des II. A. K. General v. Hartmann mit seinem Stabe in Speyer eingetroffen.

Am 2. August Nachmittags traf Befehl des Oberkommandos der 3. Armee ein, daß sich die 4. Div. noch heute bei Bergzabern zu konzentrieren und östlich dieser Stadt Biwak zu beziehen, die Vorposten bei Schweigen, Kabsweyer und Schaidt zu belassen und sich gegen Bobenthal auf der Straße zu sichern habe. Ich setzte mich sofort zu Pferd und ritt nach Bergzabern, um den Brigaden ihre Biwakplätze anzuweisen und soviel wie möglich Lagerbedürfnisse beizutreiben. Der versammelte Magistrat dieser Stadt, ohnehin gehetzt durch die vorausgehenden sich stündlich mehrenden Einquartierungen und damit verbundenen Anforderungen, schien beinahe den Dienst versagen zu wollen, als ich das Eintreffen der Division für heute noch ankündigte. Die Truppen langten

[15]) Kommandierender General des XI. A. K.; das XI. Korps schloß östlich an der Div. Bothmer an, Korpsstab in Landau.

Digitized by Google

erst gegen 10° Nachts auf ihren Biwakplätzen an und fanden wenigstens das Nötigste zur Lagerung. Die 7. Inf. Brig. kam südlich, die 8. nördlich der Bahn zunächst Bergzabern zu liegen, während der Divisionsstab mit Brigadestäben im Schloß und Ort untergebracht wurde.

Am 3. August früh setzte ich mich auf das stützige, klebende Pferd meiner Ordonnanz und rauste mich mit ihm zum Biwak hin; dort traf ich alles beim Kaffeekochen in guter Stimmung. Zurückgekehrt fand ich den Befehl für die Division vor, morgen, den 4. August gegen Weißenburg aufzubrechen und die Stadt zu nehmen. Ich kannte die Befestigung dieser Stadt von 1851 her; ich hatte von Germersheim aus eine Fußtour dorthin gemacht und war erstaunt ob der Kürze des Befehls: „Marschiert dorthin und nehmt es"; da fiel mir das Lied der Preußen ein, als Blücher 1814 über den Rhein zog „. . . den Finger drauf, das nehmen wir!" — Es wurden nun sofort die nötigen Anordnungen getroffen und der Operationsbefehl entworfen. Für den Nachmittag waren die Generale und Abteilungskommandanten der Division zum Befehl versammelt worden. (Vgl. Anlage 2.)

Weißenburg. Während der Nacht vom 3. auf den 4. stellte sich heftiger Regen ein und die Truppen überschritten, gänzlich durchnäßt, am 4. Morgens die Grenze. Ich ließ die ganze Kolonne an mir noch vorüberziehen und beauftragte dann den Divisions-Stabsarzt Dr. Henle zurückzubleiben und für Unterkunft der Verwundeten zu sorgen; auch etwa 20 mit Stroh bedeckte Wagen sollte er zu deren Transport beschaffen; die Fahrzeuge hätten sich dem kleinen Train anzuschließen. Ich eilte dann zum Divisionsstab, der eben in Schweigen eingetroffen war; hier stießen die Spitzen der heute vorausmarschierten 8. Brig. auf den ersten Widerstand der französischen Armee. Es waren Zuaven, frisch von Afrika angekommen, die plänkelnd gegen uns vorrückten, während einige Kompagnien der Besatzung von Weißenburg über Bank feuerten. Als unsere beiden Batterien Bauer und Wurm einige Granaten in die Stadt warfen, die sofort zündeten, und die ganze 8. Brig. sich nach und nach entwickelt hatte, schien das feindliche Feuer zu verstummen. Ich ritt an das Landauer Tor, an der Ostseite der Festung, und animierte die dort stehenden Bataillone zum Vorrücken, mußte jedoch bald bemerken, daß ein Eindringen in die Stadt unmöglich sei, solange die Zugbrücke am Tor noch aufgezogen war. Ich versprach schleunige Hilfe, ritt zu einer nächstgelegenen preußischen Batterie und bat um ein Geschütz zum Einschießen der Brücke. Der Batteriechef wollte es nicht genehmigen und wies mich an seinen General. Alsbald fand sich dieser, sandte das erbetene Geschütz,[16]) und in wenigen Minuten

[16]) Es wurde ein Zug der 3. Batterie Art. Regts. Nr. 5 unter Leutnant v. Berge bestimmt (G. St. W. über den Deutsch-Französischen Krieg, Band I, Seite 189.

Digitized by Google

fiel die Zugbrücke, blieb aber mit einem Flügel an einem Pfeiler hängen, so daß ihr Überschreiten noch unmöglich war; da kletterte, wie ich später vernommen, ein Pionier[17]) mit Beil zur Kette, an welcher die Brücke noch hing, und sie fiel. Nun ritt ich zu meinem Chef, meldete den Stand des Gefechtes an dieser Seite und bat, das 2. Chev. R. nehmen und mit ihm die Stadt rasch umreiten zu dürfen, weil ich annehmen konnte, daß nun in kürzester Zeit die Tore sich öffnen müßten und die Besatzung den Versuch machen dürfte, sich noch durch Flucht vor Gefangennahme zu retten. Als ich mit dem Regiment am Tore ankam, waren gleichzeitig die 10. Jäger beim Bitscher Tor, eine preußische Abteilung, vom Geisberg kommend, beim Französischen Tor eingedrungen und die Besatzung somit gefangen. Es war dies 1 Bataillon 74. Inf. Regts., das nun entwaffnet und in die nächste Kirche gesperrt wurde; das 10. Jäg. B. übernahm den Besatzungsdienst.

Die Division durchzog Weißenburg, um außerhalb zu biwakieren. Dem Maire der Festung wurde nun von mir der Auftrag, für die Verpflegung zu sorgen, wenn nicht, so würde jede folgende Stunde ein neues Bataillon in die Stadt rücken und sich selbst verpflegen. Da innerhalb zwei Stunden von seiten der Stadt meine Drohung ohne Folgen geblieben war, so eilte ich ins Biwak und holte das I. Bat. 5. Regts., das nun mit Musik und Trommelschlag in die Stadt einzog. — Als ich auf der Straße stand, wurde der französische General Abel Douay, der auf dem Geisberge gefallen war, begleitet von sechs weißgekleideten Mädchen mit schwarzer Schärpe, an mir vorübergetragen; man mußte also schon sehr frühzeitig von seinem Tode in der Stadt erfahren haben; den Abend vorher hatte der General in Weißenburg zugebracht. Der Korpsstab bezog Quartiere in einem Gasthaus, in dem sich gerade noch ein gedeckter Tisch für die französischen Offiziere vorfand, der Divisionsstab kam zu einem Arzt in der Stadt.

Am 5. A u g u s t früh 7° Abmarsch der Division nach Lembach. Bei dieser Ortschaft wurde von der 3. und 4. Inf. Div. Biwak bezogen; die Stäbe blieben in Lembach. Von der uns vorausmarschierenden 3. Div. war versäumt worden, die Ortswachen entsprechend zu besetzen, auch waren zu viele Truppen in den Ort selbst gelegt worden, es entstand daher ein großes Durcheinander. Nachts ging ein sehr starkes Gewitter nieder: zu alledem meldete sich in dieser Nacht bei mir Oberleutnant Michael vom Train, der mit einer Lebensmittelkolonne eingetroffen war und nun auf offener Straße nächtigen mußte.

W ö r t h. — Am 6 früh 5° wurde angetreten — heute die 4. Div. voraus — und über Mattstall gegen Langensulzbach marschiert. Das

[17]) Soldat Schroll der 11. Komp. bayer. 11. Inf. Regts. (Zoellner, „Geschichte des Kgl. Bayer. 11. Inf. Regts. von der Tann", Seite 292.)

Digitized by Google

15. Regt., das die Nacht über gegen Bitsch detachiert war, hatte sich heute wieder seiner Division angeschlossen.

Meine Aufgabe beim Abmarsch war, darüber zu wachen, daß genau die anbefohlene Marschordnung eingehalten, die Gepäckwagen ausgeschieden, der kleine Train hinter den Brigaden, der große Train mit Abstand hinter der Division unter Aufsicht eines Kavallerieoffiziers gesammelt und geschlossen nachgeführt würde. Es war dies eine für die Marschordnung und Marschdisziplin sehr nützliche Maßregel, insbesondere der Trains wegen, die bereits übermäßig belastet wurden. An der Kolonne dann vorbeireitend, hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, ob und wie meine im Auftrage des Kommandierenden getroffenen Anordnungen befolgt worden waren.

Als ich gegen 8° vor Langensulzbach an der Spitze der Division wieder eingetroffen war, erhielt ich vom Divisionskommandeur den Befehl, sofort die Führung des rechten Flügels der bereits in Treffen aufmarschierten 4. Div. zu übernehmen und dabei die Direktion auf Langensulzbach, diesen Ort links lassend, so einzuhalten, daß nach Überschreitung des Sulzbach-Tales der rechte Flügel zwischen Nehweiler und Fröschweiler womöglich durchdringe.[18]) Ich eilte sofort zum rechten Flügelbataillon, das Major v. Parseval befehligte, gab diesem die Direktion an, ließ vom rechten Flügel, unter dem Schutz von Tirailleurs, mit Kompagniekolonnen in Staffeln vorrücken und erreichte auf diese Weise, fast in gleicher Höhe mit dem in Kolonnen durch Langensulzbach ziehenden Gros der Division, die Höhe südwestlich des Sulzbaches. Die anderen Bataillone waren zwar anfangs dem Tetenbataillon nicht gefolgt, sondern durch Langensulzbach marschiert, dann aber unbelästigt rechts abgebogen und hatten so den Anschluß wieder gewonnen. Nachdem nun die durch das Ersteigen der Höhen ermüdeten Kolonnen wieder geordnet waren und kurze Zeit hinter dem Höhenkamm geruht hatten, wurde rasch ins nächste Paralleltal gerückt und hier teilweise unter Deckung des unterdessen ausgeschwärmten 6. Jäg. Bats. eine etwa 16 bis 20 Grad steile, mit dichtem Laubholz bewachsene Höhe erklommen, welcher Marsch lange Zeit Umsicht und Verbindung hemmte, mitunter stark beschossen wurde und die Kräfte wie den Zusammenhalt der Bataillone sehr in Anspruch nahm und das Kommando erschwerte.

Als ich, auf dem Höhenrande angekommen, wieder Rundsicht erhielt, sah ich mich gerade gegenüber der Meierei von Fröschweiler. Sofort begann eine dort aufgestellte Mitrailleusenbatterie ihr Feuer gegen unsere Waldlisiere, aus welcher nun Mannschaften des 6. Jäg. Bats., gemischt

[18]) Vgl. auch Giehrl, „Weißenburg und Wörth", Seite 55. Berlin. E. S. Mittler und Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

bereits mit jenen des I. und II. Bats. vom 9. Regt., vorzudringen versuchten. Ein gemeinschaftliches Kommando gab es für diese ausgedehnte Linie nicht, das dichte Unterholz erschwerte die Übersicht in hohem Maße. Beritten war außer mir des kupierten Terrains wegen in vorderster Linie niemand; ich konnte weder einen General noch einen Stabsoffizier der 7. Brig. sehen. Die Bataillonskommandanten v. Parseval und Loë waren bereits verwundet, Unterstützung fehlte. Schon fürchtete ich ein allgemeines Zurückgehen, da meldete mir ein Offizier, es sei Befehl zum Rückmarsch gekommen. Es mochte 11° gewesen sein, als mir diese Mitteilung zukam, das Schießen des Gegners schien zu erlahmen. Ich konnte mir von meinem Standpunkte aus die Ursache eines Rückzugbefehles nicht deuten.

In diesem Moment des Zweifels erschien die Spitze einer Rottenkolonne 9. Regts. unter Hauptmann Häffner, der bisher mit der Fahne des Bataillons zurückgeblieben war; ich verständigte ihn sofort von der Situation, in der ich mich befand, und bestimmte ihn, mit dem Bajonett das vorliegende Gehölz zu räumen, aus dem noch von kleinen Trupps des Gegners gefeuert worden war. Dies geschah; da ich nun des Lärmes wegen mich in keiner Weise verständigen konnte, sprang ich vom Pferde, ergriff die Trommel des nächsten Tambours und schlug fortgesetzt den Avanciermarsch. Das half; die Kompagnie rückte aus dem Walde, entwickelte zum zerstreuten Gefecht und besetzte die nächste Höhe; andere Kompagnien schlossen sich noch an, und so gaben sie dem Gegner kein Bild eines Rückzuges. Jetzt schwang ich mich wieder aufs Pferd und eilte zur 8. Brig. Ich fand den General Maillinger vorwärts Langensulzbach zu Fuß vor einer geschlossenen Kolonne von 4 Bataillonen, erhielt nun aber auch den Befehl des Korpskommandos zum Rückzug bestätigt, der dienstlich nicht an mich gekommen war. Ich ritt nun zurück nach Langensulzbach, um dem Divisionär Rapport über den Stand des Gefechtes und insbesondere darüber zu erstatten, daß nicht ein fußbreit Terrain verloren, im Gegenteil die anfangs vom Gegner stark besetzten Höhen an der Straße nach Fröschweiler von ihm verlassen seien. Während meines hin und her Reitens vor der Frontlinie und zwischen Feind und Freund erhielt ich auch einen Schuß fast aufs Herz und ein weiterer Schuß schnitt mir, eben im Gespräch mit einem Jägeroffizier, meinen scharf angezogenen rechten Stangenzügel ab; auch mein flatternder Regenmantel wies mehrere Löcher auf. Der Schuß auf die Brust, abgeschwächt durch eine dicke, mit einer Zinkplatte versehene Brieftasche, erzeugte nur eine Kontusion, die ich im Eifer des Gefechtes bald vergaß. Als ich aber gegen 1° behufs der erwähnten Rapporterstattung zurückkam, da fiel ich vor Schwindel und Ermattung um, und meine Kameraden im Stab hielten

Digitized by Google

mich für tot. Ein gutes Glas Nußlikör, den mir Hauptmann Popp, der 1. Adjutant Bothmers, einflößte, brachte mich bald wieder auf die Beine.

Ich war so überzeugt von der Richtigkeit des von mir gebotenen Vorstatt Rückgehens, daß ich den Kommandierenden bat, „mir eine Batterie mitzugeben, denn ich wisse einen Platz, von dem auf eine Entfernung von etwa 1700 Schritt in die sich bei Fröschweiler sammelnden feindlichen Kolonnen noch hineingefeuert werden könne". General v. Hartmann gab nun Befehl, daß eine Kolonne unter Führung des Oberstleutnants v. Heckel, der mit drei Kompagnien seines Bataillons seither in Reserve gestanden, die Batterie Speck und eine Eskadron 2. Chev. Regts. mir folge. Die Eskadron ritt gleich voraus durch Langensulzbach auf Fröschweiler; die Jäger folgten mir, diesen dann die Batterie auf dem von mir bezeichneten Wege. Die von mir gemeldete Situation hatte sich aber — es war unterdessen 2^{30} geworden — geändert. Als die Jäger aus dem Walde in der Richtung gegen Nehweiler heraustraten, sahen sie sich zwei Bataillonen Zuaven gegenüber, die in aufgelöster Ordnung, sofort feuernd, gegen den Wald vorrückten. Der Moment der Überraschung war meinerseits nun verfehlt. Ich ließ Oberstleutnant v. Heckel durch einen Adjutanten melden, daß die Batterie gerade in einem Hohlweg stecke und nicht in Stellung gehen, sondern nur umkehren könne, letzteres sei sogar sehr schwierig, da schon Pferde verwundet seien; er möge trachten, sich so lange zu halten, bis die Batterie wieder flott wäre, und dann den Rückzug antreten. Leider verlor das Bataillon bei dieser mißlungenen Unternehmung einen tüchtigen Offizier, Oberleutnant Franz vom 10. Jäg. B., und einige Leute. Hätte sich die Schwadron nicht verritten gehabt, sondern wäre an der Tete geblieben und hätte richtig aufgeklärt, so wäre dem Detachement der Verlust erspart geblieben. Ich bekam im Zurückreiten einen Streifschuß am linken Arm, der aber nur Fetzen von Mantel, Rock und Haut herausriß.

Es war spät Abends geworden, bis ich in Lembach im Quartier des Divisionsstabes eintraf. Die Division war dort in Biwak gegangen. Hier ging es womöglich noch bunter zu als tags vorher; ein Spital war etabliert worden, die Verpflegungs- und Munitionskolonnen drängten sich, auch der große Train mit der Bagage der Division war auf dem Biwakplatz aufgefahren. Während der Nacht kam wieder der Marschbefehl für den anderen Tag und wir konnten uns zufriedengeben, wenn dieser dann unserseits vor Mitternacht an die versammelten Adjutanten und Ordonnanzoffiziere expediert werden konnte. Mit dem besten Willen konnte es nicht früher ermöglicht werden, die Befehle den Truppen zukommen zu lassen, bis es bald wieder Zeit zum Aufbruch des anderen

Digitized by Google

Tages wurde; die Entfernung des Armeekommandos, des Korpsstabes und der Truppen unter sich war daran schuld.[19])

Am 7. August brach die Division nach Niederbronn auf. Es wurde dahin über Langensulzbach, Nehweiler und Reichshofen marschiert und dort von der ganzen Division auf den nordwestlichen Höhen Biwak bezogen. Der Weg führte an den von den Franzosen verlassenen Biwakplätzen vorüber, wo auf und neben der Straße, bunt durcheinander geworfen, Wagen, Waffen, Monturen, verschiedene Schriftstücke usw. lagen und so den Nachweis planloser Flucht lieferten. In einem der im Straßengraben liegenden umgestürzten Wagen eines Generals — man sagte von Mac Mahon — fanden sich Wertpapiere dieses Herrn und wurden eingeliefert; mit dem Gegner selbst kamen wir nicht in Berührung.

Niederbronn ist ein schön gelegenes freundliches Städtchen mit einem Kurhaus. Im dortigen Kloster hatte ich ein Renkontre mit dem Curé. Als ich in das Kloster eintreten wollte, stellte sich die Äbtissin mit ausgebreiteten Armen unter das sich öffnende Tor, mir den Eintritt verwehrend. Ich stieg ruhig vom Pferde und führte es, ohne den Protest zu beachten in den Hof, übergab es meiner Ordonnanz zum Halten und erklärte in zwar gewähltem, aber schlechtem Französisch, was ich wollte, nämlich: Besichtigung aller vorhandenen Räumlichkeiten zur Belegung mit Mannschaften oder mit Verwundeten. Da dieses Kloster zugleich auch Erziehungsinstitut war, bot sich viel Raum. In einem der unteren Gelasse befanden sich bereits viele verwundete und kranke Franzosen auf Stroh gebettet, die erste Etage war aber noch ausgestattet mit Dutzenden guter unbelegter Betten. Da ließ ich mir den Curé kommen, mit dem ich kürzer sprach — und zwar in nicht gewähltem Deutsch — und bestimmte, daß von nun an alle Kranken in diesen bettreichen Sälen untergebracht und verpflegt werden müßten; wenn nicht gütlich, würde Gewalt sich Platz machen. Das half. Die Angst schuf bald das Nötigste, wie ich später erfuhr. Eine der Schwestern dieses Klosters traf ich 1875, nachdem ich unterdessen Kommandeur der Ulanen geworden war, gelegentlich der Einquartierung bei einem Herbstmanöver wieder. Sie erkannte mich sogleich und erzählte, daß damals am 7. August unter den Klosterschwestern allgemeine Freude darüber war, daß ich ihren Curé etwas stark mitgenommen und dem Kloster zur Verpflegung Verwundete beider Nationen anstatt größerer feindlicher, gefürchteter Einquartierung verschafft hätte.

---

[19]) Major Fleschuez erhielt für seine Leistungen am Tage von Wörth den Militär-Max-Josef-Orden durch Allerhöchste Entschließung vom 2. November 1870 und Zuschrift des Großkanzlers vom 4. November 1870 Nr. 779 nach einstimmigem Urteil eines zu Orléans am 20. Oktober 1870 unter Vorsitz des Generals der Inf. Freiherrn v. u. zu der Tann-Rathsamhausen gebildeten Ordenskapitels verliehen.

Digitized by Google

Am 8. August Vormarsch nach Egelshardt in der Nähe von Bitsch. Die Division hatte den Befehl erhalten, um 8° von Niederbronn aufzubrechen und der 3. Div. bis Egelshardt zu folgen. Die 5. Inf. Brig. übernahm dann den Vorpostendienst gegen Bitsch, beide Divisionen und die Ulanenbrigade lagerten im Morast; es war Regen eingetreten und die Biwaks wurden bald bodenlos. Auch der Stab hatte heute mit Verpflegungsschwierigkeiten zu kämpfen; die Adjutanten nächtigten in einer halb verfaulten Holzhütte, meine Wenigkeit teilte mit Wirthmann ein schmutziges Bauernbett, auf das wir uns halb angezogen legten. Ein Ritt von mir nach dem noch 1½ Stunden entfernten Bitsch war umsonst. Mein großer, von meiner Ordonnanz auf den Packkissen seines Pferdes getragener Tubus hatte sich durch das lange Trabreiten ganz verschraubt und war unbrauchbar geworden, so daß ich mir die Festung nur aus großer Entfernung etwas besehen konnte.

Am 9. August Nachmittags 1° trat die Spitze der Division den Marsch nach Lemberg mit Umgehung von Bitsch an. Da die Division in tiefem Sande einen Waldweg zu passieren hatte, der über den hohen Egelhardtsberg führte, und da dieser Weg von den beiden Geniekompagnien teilweise erst gangbar gemacht werden mußte, kamen die letzten Truppen spät Abends an und bezogen in den dortigen Waldungen Biwak. Die Verpflegung war auch hier notdürftig, die Ortschaften von den fliehenden Franzosen aller Vorräte beraubt worden. In dem Schulhause des Ortes waren etwa 40 verwundete Franzosen untergebracht und von Niederbronner Schwestern gepflegt; auch drei Offiziere lagen verwundet im Ort.

Am 10. August Abmarsch der Division von Lemberg nach Montbronn, und zwar hinter dem I. A. K. Es wurde westlich dieses Ortes bei strömendem Regen auf gänzlich verweichtem Ackerboden zum Biwak aufmarschiert; an ein Abkochen oder Niederlegen war gar nicht zu denken. Die Strapazen dieser Tage waren für die Truppen sehr groß und die willige Überwindung allen Ungemachs war um so anerkennenswerter, als die Verpflegung mangelhaft wurde, das Fleisch ganz ausblieb, das teilweise auf offenen Wagen nachgefahrene Brot ganz durchweicht war. Bei den täglichen Märschen von 5 bis 6 Poststunden und den mitunter grundlosen Wegen war das Nachschaffen von Fleisch und auch von lebendem Vieh mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten verbunden.

Am 11. August hatte der Regen zwar gegen Morgen etwas nachgelassen, von einem Trocknen der durchnäßten Kleider war aber keine Rede; wer seine Fußbekleidung etwa Nachts ausgezogen hatte, konnte sehen, wie er sie wieder anzog; ich sah Offiziere, die in nassen Strümpfen, die Stiefel über den Vorderzwiesel des Sattels hängend, ritten. Der Weg nach Diemeringen, sonst eine gute Vizinalstraße, war

Digitized by Google

durch den andauernden Regen und die uns vorausziehende 3. Div. bodenlos geworden; die Pferde traten bis an die Knie durch; die Division mußte in langgezogenem Reihenmarsch den Weg zurücklegen. Geschütze und Wagen konnten von den noch gut im Futter stehenden Pferden nur mit größter Anstrengung mitgebracht werden. Gegen Abend zeigte sich die Sonne und sofort kam bessere Stimmung in die Truppe, zumal nicht Biwaks, sondern ausgedehnte Kantonnements bezogen werden sollten.

Auch am 12. August Quartier, wenn auch enges, in Nieder-Stinzel; die Wohltat einer Unterkunft nach mehrtägigem Biwak im Regen auf Ackerfeld vermag nur derjenige zu schätzen, der letztere Lagerung genossen hat. Am 13. früh 6° Aufbruch nach Lauterfingen, woselbst der Korpsstab und beide Divisionsstäbe Quartier fanden. Die 7. Inf. Brig., anfangs auf Vorposten gegen Dieuze beordert, rückte Nachmittags mit 3 Bataillonen und dem 5. Chev. R. nach der Festung Marsal, um dort die preußischen Zernierungstruppen abzulösen und Marsal einzuschließen. In Lauterfingen war der Divisionsstab im Pfarrhofe einquartiert; unser Quartiergeber war ein liebenswürdiger Geistlicher, der beim Abschied nur immer bedauerte, daß keiner von uns mehr zurückkäme. Mit Überzeugung sprachen viele der Einwohner, die uns wohlgesinnt waren, davon, daß die Deutschen weder Paris sehen, noch je wieder gesund nach Deutschland kommen würden.

Gen. Maj. Thiereck wurde am 14. August vor Marsal noch durch den Rest seiner Brigade verstärkt, die Ulanenbrigade mit der 4. und 5. Feldgenie-Komp. rückten gleichfalls dorthin ab. Unterwegs traf Befehl ein, sofort Kantonnements zu beziehen, wo sich die Abteilungen gerade befänden; der Stab mußte aber noch am selben Tage nach Marsal, nachdem sich diese Festung inzwischen ergeben hatte. Die Besatzung, rund 300 Mann stark, hatte vor dem Tore in Gegenwart unseres Korpskommandanten die Waffen abgelegt und war als kriegsgefangen abgeführt worden. Diese kleine Festung Marsal liegt in einer Niederung, die sich vollkommen inundieren ließe, es war dies aber kaum zur Hälfte geschehen; von Höhen rings umgeben, vermochte sie schwerem Geschütz nur geringen Widerstand zu leisten. Ihre Umwallung war zwar mit 22 gezogenen Geschützen armiert, doch keine Artillerie zu deren Bedienung vorhanden. Im Zeughaus fanden sich 50 Geschützrohre, 4000 Chassepotgewehre — ganz neu — und außerdem enthielten die Magazine bedeutende Vorräte an Zwieback und Wein.

Die Division wurde für den 16. August nach Nancy befohlen. Ich ritt früh Morgens in Begleitung unseres ständigen Quartiermachers, des Oberleutnants und Ordonnanzoffiziers Baron Hertling, dorthin ab. Wir wollten den Weg abschneiden, gerieten in sumpfige Wiesen und ich fiel zweimal hintereinander so tüchtig in die Wassergräben, daß meine

Digitized by Google

neue Uniform, die ich Nancy zuliebe angelegt hatte, ruiniert war. Ich kündigte auf der Mairie meinen Bedarf an Quartier an, war aber im voraus schon entschlossen, die Einquartierung nach Straßen zu besorgen und die Details den Truppenkommandeuren zu überlassen. Hertling sorgte für den Stab, ich im großen für die Truppen. Der Maire fuhr mich in seinem Wagen in der Stadt herum, wollte mich bestimmen, die Kasernen und sonstigen großen Bauten zu besehen und zu beziehen; darauf ließ ich mich aber nicht ein. Eben in die Place Grêve einbiegend, meldete mir meine Ordonnanz, daß die Division bereits in Anmarsch und der Kommandierende eingetroffen sei. Dadurch wurde mein Entschluß für Straßeneinquartierung sofort zur Tat. Oberst Mühlbaur, Kommandeur des 5. Inf. Regts., zum Platzkommandanten ernannt, bezog das Marschallat, zwei seiner Bataillone nahmen Quartier in den nächsten, dem Palais de Failly benachbarten Straßen. Die folgenden Truppenabteilungen wurden nach der Reihe ihres Eintreffens und nach dem Stadtplane auf die Straßen verteilt. General Hartmann ließ die Division am Stadthause an sich vorüberziehen, auf die Alarmplätze rücken und in ihre Quartiere abgehen. Der Divisionsstab wurde im Hotel de l'Europe untergebracht. Als ich quartiermachend das Palais des Marschalls de Failly betrat, wollten mir die Diener den Eingang verwehren, als ich ihnen aber erklärte, daß hier nicht ich, sondern ein anderer Herr mit einer ganzen Kompagnie einziehen würde, machten sie sehr verblüffte Gesichter. Schließlich quartierte sich nur der Oberst mit Adjutant und Diener ein und etablierte sein Bureau und die Stationswache im Palais.

Der Rasttag am 17. in Nancy, eigentlich der erste richtige Ruhetag, war dringend nötig und kam den Truppen sehr zugute, da vor allem die Fußbekleidung der Mannschaften gelitten hatte. — Die Bevölkerung zeigte sich ruhig, aber vielleicht doch nur aus dem Grunde, weil wir eben die Sieger waren. Um 9° Abds. traf der Kronprinz ein, General Bothmer und Oberstleutnant Wirthmann als sein Stabschef waren zur Tafel geladen, mich traf Entwurf und Expedition des Marschbefehles des nächsten Tages.

18. bis 31. August

Marsch über Dombasle gegen Sedan.

Früh 5° Abmarsch der Division von Nancy über Toul, die 4. Div. an der Spitze des Korps. Der Weg nach Toul führte über Gondreville, von wo aus zur Umgehung der Festung die Hauptstraße verlassen und über Pierre la Treiche marschiert wurde. Um 12° bei Pierre wurde gerastet, während die 4. und 6. Genie-Komp. eine Brücke über die Mosel schlugen. Der Marsch ging unbelästigt vom Feinde vor sich, obgleich die Geschütze der Festung ihn sehr beunruhigen konnten; auch der Abstieg

Digitized by Google

ins Mosel-Tal war, namentlich für den schweren Pontontrain, auf den schmalen Wegen beschwerlich. Während die 7. Brig. mit den beiden Batterien Herold und Kirchhofer vor Toul, die Festung zernierend, blieb, rückte der Rest der Division mit Stab und 8. Brig. am 19. August nach Void. Auf dem Marsche dahin begegneten uns auf dem Kanal große Schiffsladungen, die alle durchsucht und, wenn sie Lebensmittel enthielten, erleichtert wurden. Der 21. und 22. waren Rasttage, Stab in Ligny en Barrois; neue Nachrichten von der Einschließung Bazaines in Metz trafen ein. Am 23. früh 5° bei heftigem Regen Vormarsch über Tronville nach Longeville, wo der Divisionsstab mit dem 10. Jäg. B. Quartiere bezog.

Die Division, bisher Avantgarde, wurde am 24. durch die 3. abgelöst. Am 24. sollte der Stab nach Bar le Duc kommen, erhielt jedoch während des Marsches Konterordre, da das Große Hauptquartier Seiner Majestät des Königs heute dorthin verlegt wurde. Wir kamen dafür auf ein sehr schönes Schlößchen eines Fabrikherrn, der mit seiner Familie geflohen war, aber doch noch die Freundlichkeit gehabt hatte, seine ganze Einrichtung mit Dienerschaft, Küche und Keller, auch Pferde und Wagen zurückzulassen. Dafür wurde ihm aber auch ein Schutzbrief als Sauvegarde ausgestellt, worin alle Nachkommenden ersucht wurden, dem Hause Schonung zu gewähren.

Am 25. waren wir in einem Schlosse des Grafen v. Mettencourt zu Laimont einquartiert; die Dienerschaft einschließlich Koch waren auch hier noch anwesend. — Im allgemeinen kamen die Inwohner ja immer besser weg, wenn sie die Ankunft ihrer Einquartierung abwarteten und ihr anständig entgegenkamen, als wenn sie es den Soldaten überließen, selbst das Nötige zu suchen.

Wir sollten am nächsten Tage Rast haben, da traf Abends 5° der Befehl ein, sofort nach Belval in Biwak zu rücken. Nachdem aber zuerst die 3. Div. und die Artillerieresерve auf dieser Straße vormarschieren sollten, kam die 4. erst um 8° zum Antreten, 5. Chev. R. an der Tete. Die Witterung war naßkalt und trübe, die Nacht trat alsbald ein, die Wege durch den Wald bei Belval wurden grundlos, so daß die größten Anstrengungen zur Überwindung der Hindernisse nötig waren. Die letzten Abteilungen der Division trafen erst Morgens 3^{30} im Biwak ein, während noch gegen 7° des 27. Batterien und Truppenteile der 3. Div., die auf andere Wege geraten sein mußten, Belval passierten. Dieser Marsch gehörte zu den größten Anstrengungen der Division während des Feldzuges, wurde aber ohne nennenswerte Verluste an Menschen, Pferden und Material gemacht.

Unvergeßlich ist mir die Situation in der stockfinsteren Nacht, nur Kompaßorientierung, auf grundlosem Holzweg, mitten im Walde an der

Digitized by Google

Spitze eines Kavallerieregiments als Pfadfinder zu reiten. Als Wegweiser hatte ich einen Einwohner mitnehmen lassen, der an den Steigbügel eines Chevaulegers gebunden war. Eine Pistole bedrohte den Mann für den Fall, daß er zu entlaufen versuchte oder schließlich falsch führte. Nach mehrstündigem Reiten im Walde fing ich schon an mißtrauisch zu werden, zumal der Führer zu jammern begann, beteuernd, er könne nicht mehr gehen und auch selbst nicht begreifen, warum er das Ende des Weges, den er doch genau kenne, nicht erreiche. Nach meiner vorausgegangenen Messung auf der Karte hätten wir selbst bei langsamem Marschtempo das Ende des Waldes schon passiert haben müssen; es war eine verzweifelte Situation. Mitten im Walde steckend, hörend, wie hinter mir laut auf den Generalstäbler geschimpft wurde, konnte ich gegenwärtig auch nichts anderes tun, als dem Führer folgen. Schon wollte ich das Ganze halten lassen, um den Morgen abzuwarten, da kam mir der Gedanke, allein anzutraben, die eingeschlagene Richtung verfolgend. Ich war einige hundert Schritt geritten, da ging vor mir ein großes Feuer auf. Unser findiger Quartiermeister, Oblt. Baron Hertling, war auf der uns verbotenen Hauptstraße vorausgeritten, hatte für das Signalfeuer gesorgt, die Richtpunkte der Biwaks mit Laternen bezeichnet und dorthin Holz und Stroh im Verein mit einem sehr tätigen Maire verbringen lassen. Ich ließ die Kolonne jetzt gegen ihre Plätze anrücken und suchte selbst bald das Quartier meines Generals auf, der auf der Hauptstraße geritten war. Es schlug 3°, als ich ermüdet, aber meiner Sorgen enthoben, mich auf den Strohsack warf, der mir vom Maire, zu dem ich ins Quartier kam, aufbewahrt worden war.

Am 27. August Abmarsch nach Triaucourt, woselbst die Brigade Thiereck wieder zur Division stieß. Es wurde der Vormarsch der 3. Div. hier abgewartet und erst Nachmittags 4° der Marsch nach Dombasle fortgesetzt. Ich war wieder der Biwaks und nötigen Verpflegungsbedürfnisse halber auf einem zwar kürzeren, aber für die Kolonne unpassierbaren Wege vorausgeeilt und hatte dadurch Zeit gewonnen, um in Dombasle nach Quartier und Lagerbedürfnissen mich umtun zu können. Der heutige Tag reihte sich würdig an die Anstrengungen der vorhergehenden Tage an; die Verpflegung war ganz mangelhaft, das Wetter, die Wege schlecht. Öfteres Kreuzen mit auf der Hauptstraße vorrückenden preußischen Kolonnen verzögerte den Marsch. — Die Mehrzahl der Bewohner von Dombasle war flüchtig, die vorhandenen Lebensmittel bereits von Preußen in dem uns zugewiesenen Rayon requiriert.

Der in Dombasle aufgestellte Intendant schien der Situation nicht ganz Herr zu sein; er schickte sich zwar sofort an, meinen keineswegs freundlichen Besuch zu erwidern, tat aber wenig, um zu helfen. Da mußte ich nun selber einschreiten und hatte bald die Freude zu bemerken, daß

Digitized by Google

seitens der anwesenden Beamten ein Teil der bereits verladenen Lebensmittel mir zurückgelassen wurde; diese Wagen ließ ich sogleich ins Lager verbringen und dort ein kleines Magazin anlegen. Beim Maire, der aus Angst und Verzweiflung davongelaufen war, fand ich mein Unterkommen, konnte aber erst Morgens 3° davon Gebrauch machen, da es im Lager bei Einweisung der Abteilungen in ihre Biwakplätze dringend zu tun gab. Jede der so nach und nach ankommenden Abteilungen hatte das Streben, sich zunächst des Dorfes am Eingang niederzulegen, anstatt die ihnen ausgesuchten Plätze aufzusuchen. Dadurch wurde der Aufmarsch aller noch folgenden Abteilungen mit ihren Trains gestört. Dem entgegenzutreten, um bei einem etwaigen Alarm nicht ein unentwirrbares Durcheinander zu schaffen, war mein eifrigstes und auch erfolgreiches Streben. Da ich sehr ermüdet war und immer noch Bataillone fehlten, zog ich der Kälte wegen meines Dieners großen weißen Kürassiermantel an, legte mich auf einen bankähnlichen großen Stein, nahm ein Bündel Heu unter den Kopf und wollte bis zum Eintreffen der noch fehlenden Abteilungen schlafen. Kaum eingeschlafen, weckte mich ein diebischer Pferdewärter, der mir das Heu unter dem Kopf wegstehlen wollte. Ich mußte lachen über den Schrecken dieses Mannes, als sich meine weiße Gestalt erhob, pardonnierte ihn aber im Interesse des hungernden Pferdes seines Herrn.

Vormittags 11° am 28. August Abmarsch der Division von Dombasle nach Vienne le Château, woselbst die letzten Abteilungen wieder erst Nachts 10° eintrafen. Das Wetter war schlecht, es regnete bei dem Abmarsch der Division in Strömen. Wir hatten Clermont zu passieren, woselbst der König sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Um wohlgeordnet vorbeizukommen, wurde in der Division vollkommen aufgeschlossen und alle Wagen und Handpferde vorausgeschickt, was eine größere Verzögerung des Marsches hervorrief. In Vienne war seitens des Maires für Verpflegung der Truppen trefflich vorgesorgt worden, so daß die Truppen ordnungsgemäß noch in dieser Nacht fassen konnten. Wirthmann und ich wurden beim Maire einquartiert. Wir soupierten bei seiner Familie, tranken mehr als nötig, kamen spät zu Bett, wurden aber bald wieder alarmiert. Die Division sollte sogleich aufbrechen, über Binarville vorrücken und sich mit den übrigen Truppen des Korps vereinigen.

Die 3. Inf. Div. war zur Avantgarde bestimmt; sie ließ wohl noch später alarmieren und antreten, auch mußte sie unwegsame Straßen zum Sammelplatz benützen. Es traf daher die 4. Div. noch früher als die zur Avantgarde bestimmte 5. Inf. Brig. ein, während die 6. Inf. Brig., welche an die Tete des Gros hätte kommen sollen, auf schmalen Waldwegen mit der Artilleriereserve des Korps zusammentraf und sich dadurch weiter verspätete. Der Kommandierende war darob ungehalten und sprach

Digitized by Google

sich sehr mißbilligend dem Divisionär gegenüber aus. — Es wurden auf dem Sammelplatz heute, vor aufgestellter Truppe, die ersten Eisernen Kreuze an Major Gebhardt, Hauptmann Ziegler u. a. verteilt, die sich bei Wörth ausgezeichnet hatten; ich war nicht wenig eifersüchtig auf diese bei uns in hohem Ansehen stehende Dekoration. Nun ging es weiter auf grundlosen Wegen, wo das Steckenbleiben einiger Wagen in einem Hohlwege die ganze Passage versperrte. Die Verpflegung der Truppen war wieder ungenügend, da die Verpflegungsabteilungen und Proviantkolonnen nicht nachgekommen waren und die angeordneten Requisitionen nicht ergiebig genug aufzutreiben vermochten.

Dieses rasche Abgehen der Korps von der bisherigen Marschrichtung, mit Wendung nach rechts gegen den Marschall Mac Mahon, der sich mit den bei Châlons gesammelten Truppen über Reims gegen Metz wenden wollte, geschah ohne große Störung und konnte vom Oberbefehlshaber im Vertrauen auf die vortreffliche Gliederung der ganzen Heeresmaschine unternommen werden.

Am 30. August früh 7° traf aus dem Hauptquartier der um 5° dort abgegangene Befehl ein: „Die 4. Div. kocht sofort ab, um bis 9° der 3. Div. in ihrem Vormarsch zu folgen.“ Es war leicht zu berechnen, daß an ein Antreten von uns vor 9° nicht zu denken sei. Es wurde daher bei der Division befohlen, vorerst ruhig abzukochen, zu menagieren und zu futtern, sich dann marschbereit zu machen und erst auf weiteren Befehl sich in Marschkolonne einzureihen. Ich ritt mit den beiden zeitweise als Ordonnanzoffiziere verwendeten Genieoffizieren, Oblt. Laber und Hauptmann Schwabel nach St. Juvin, um mich wegen des Abmarsches der Division zu orientieren, und erkannte bald, daß vor Ablauf einiger Stunden nicht an den Aufbruch gedacht werden konnte. Auf meinem Ritt begegnete ich der Spitze der Ulan. Brig., ebenso der gesamten Reserve des II. A. K. Ich schickte sogleich Meldung zurück und war bemüht, Ulanen und Artillerie auf mehrstündiges Warten vorzubereiten. Das ganze I. A. K., welches noch vor unserer 3. Div. abrücken mußte, hatte noch seine Artilleriereserve und den vereinigten kleinen Train in St. Juvin stecken und bedeckte damit die Hauptstraße bis Buzancy; die ihr als Nachfolgerin bestimmte 3. Div. hatte noch nicht abgekocht. Es bekam daher die 4., die unterdessen marschbereit geworden war, den Befehl, unmittelbar hinter dem I. A. K. etwa um 11° abzumarschieren, Ulanen und Artilleriereserve hatten einen Parallelweg einzuschlagen. Somit war der Absicht des Korpskommandanten, die 3. Div. an die Spitze zu bringen, wieder die 4. zuvorgekommen.

Gegen Mittag auf der Höhe von Buzancy angekommen, vernahmen wir deutlich heftigen Kanonendonner und alsbald kam bestimmte Nachricht von einem Gefecht bei Beaumont, in welches das bayer. I. A. K. einge-

Digitized by Google

treten war. Trotz allen Drängens des Kommandierenden des II. A. K. zu beschleunigtem Vorrücken der Division war ein Eingreifen ins Gefecht nicht mehr möglich. Auch die in scharfem Trabe noch vorgezogenen Batterien der Divisionsartillerie vermochten nicht mehr mitzuwirken und hatten bereits bei Sommauthe ihren Feldstall aufgeschlagen, als der Stab der 4. Div. an der Spitze seiner Kolonne eintraf. Die Strahlen der untergehenden Sonne glitten eben noch über das sich in weiter Ferne zeigende Schlachtfeld. Auf einer Höhe zur Rechten unserer Anmarschlinie, etwa ½ Stunde vor Sommauthe, befand sich das Hauptquartier des Königs, bemüht, dem Gange des Gefechtes aus der Ferne zu folgen. — Die 4., dann 3. Div. erhielten nun Befehl, bei Sommauthe, einem ärmlichen Dorfe, Biwak zu beziehen. Korps- und Divisionsstäbe blieben im Ort. Das 2. und 5. Chev. R. mit dem III. Bat. des 5. Inf. Regts. hatten noch unter dem Kommando des Obersten Horadam vom 2. Chev. R. Vorposten zu beziehen und durch Patrouillen sowohl die Verbindung mit dem I. bayer. A. K., als auch mit dem V. preußischen herzustellen. — Es war bereits stockfinster geworden und mir eine Orientierung nur mehr mit Karte und Kompaß bei einem schlecht brennenden Kerzenlichtlein in der Laterne möglich; eine hierin schon gewonnene Praxis und mein sicheres Pferd halfen dennoch bald, die Abteilungen entsprechend zu dirigieren. Gegen 10° Nachts kam ich, mein Nachtquartier suchend, nach Sommauthe zurück; dort hatte sich der Korpsstab im Pfarrhofe, der Divisionsstab bei einigen Schulschwestern eingenistet. Beim Korpsstabe wurde geschwelgt, ich fand dort nach erstatteter Meldung über richtig vollzogene Placierung der Vorposten guten Wein und frischen Schinken mit dem besten weißen französischen Hausbrote; beim Divisionsstabe war noch Sparhans Küchenmeister, so daß meine Ankunft mit einem Laib mir gespendeten Brotes sehr gerne gesehen wurde. Dr. De Crignis mußte sich des Küchendepartements bemächtigen und aus den von der Verpflegungsabteilung gelieferten Lebensmitteln das Souper bereiten; zum Glück fanden sich in unserem Wagen noch Weinvorräte aus guten Gegenden.

Die Nacht brachte ich mit Exzellenz v. Bothmer in einer sehr reinlichen, mit guten Betten versehenen Klosterzelle zu; die Nacht verlief ruhig, meine Lagerstätte im Zimmer der Exzellenz schützte mich vor den Ordonnanzen, die sonst Nachts regelmäßig mit Meldungen und Anfragen kamen. Die Einwohner des Ortes taten ihr Möglichstes zur Unterbringung der Truppen, insbesondere der vielen Kranken, Verwundeten und Toten, die die ganze Nacht über eingeliefert wurden. Letztere, darunter Hauptmann Roth von den Jägern, wurden in der Kirche niedergelegt; eine vollständige Entwaffnung der Ortseinwohner wurde angeordnet und vorgenommen. Die eingelieferten und vorgefundenen

Digitized by Google

Waffen wurden auf einen Haufen zusammengeworfen und verbrannt; es tat uns leid, auch die mitunter schönen Jagdgewehre verbrennen zu müssen.

Am Morgen des 31. August wurde bei dem herrlichsten Wetter hinter der 3. Inf. Div. über La Besace nach Raucourt marschiert. Der Feind hatte die am vorhergehenden Abend bei La Besace innegehabten äußerst günstigen Stellungen notgedrungen verlassen und war hinter die Maas zurückgegangen. Bei Donchery oder Sedan vermuteten wir die nochmalige Annahme des Kampfes. Die Anwesenheit des Kaisers war konstatiert; Holländer Ärzte, die Tags vorher bei La Besace ihre Ambulanzen etabliert hatten, zeigten mir die Stelle, auf der sich der Kaiser von Frankreich während des Rückzugsgefechtes des 30. aufgehalten hatte. Die 3. und 4. Div. lagerten auf den Höhen nördlich Raucourt. General v. Hartmann nahm in Raucourt das Quartier ein, das Tags vorher Napoleon innehatte, während Generalleutnant Graf Bothmer und sein Stab sich mit dem Hause begnügten, das Marschall Mac Mahon gewählt hatte. Ich veranlaßte nun, daß die französischen Marodeure gesammelt, die Verwundeten notiert und untergebracht und den Offizieren die Reverse vorgelegt wurden, gemäß welcher sie sich auf Ehrenwort verpflichteten, in diesem Kriege gegen Deutschland nicht weiter dienen zu wollen.

Sedan. 1. bis 3. September.

Der noch am Abend eingetroffene Korpsbefehl lautete: „Um den Gegner, der sich etwa auf dem rechten Ufer der Maas von Sedan nach Mézières zurückziehen sollte, aufzuhalten und ihm den weiteren Marsch unmöglich zu machen, wird ein Teil der Armee morgen den 1. September die Maas bei Dom le Mesnil und Donchery überschreiten. Es brechen daher die 4. Div. um 4^{30} von Raucourt, die 3. um 4^{0} früh von Haraucourt auf und marschieren, die 4. Div. voraus, dann die Artilleriereserve über Bulson nach Frénois bei Sedan. Die Höhen Donchery gegenüber werden von der Korpsartillerie besetzt.“ — Früh 3^{0}, als ich eben meine Morgentoilette begann, rasselte schon im scharfen Trabe diese Artillerie an meinem Fenster vorbei, was mich zunächst erregte, da der Weg wieder zu demselben Tor hinausging, wo sie Tags vorher hereinkam, ich also im ersten Momente an gebotenen Rückzug dachte. Der Marsch verlief ohne Störung und wurde in kurzer Zeit zurückgelegt. Bei Bulson brachte Hauptmann Lindhammer den Befehl des Generalkommandos, daß die 7. Brig. sich nach Wadelincourt, die 8. nach Frénois zu ziehen habe. Ich ritt sofort voraus, die Wege nach ersterem Orte aufzusuchen, entging dabei glücklich vielen in meiner Nähe einschlagenden Granaten und brachte nicht ohne Mühe die Brigaden nach den bezeichneten, von den Kanonen

Digitized by Google

Sedans schon gefährdeten Punkten. — Die 6. Jäger fingen bereits an, Wadelincourt zu besetzen, als Oblt. Kery, der Adjutant vom Artilleriekommandanten unseres Stabes, den höheren Befehl brachte, es sollte Wadelincourt wieder geräumt werden; vermutlich, weil es zu nahe an der Festung gelegen war. Mir schien das unwahrscheinlich, ich ritt daher zur Suite des Königs, der in der Nähe hielt, um Oberstleutnant v. Bronsart, den ich vom Schweinfurter Lager 1869 her kannte, zu sprechen. Nach einer kleinen Unterredung des letzteren mit dem Feldmarschall Moltke bezeichnete er den zweiten erhaltenen Befehl als einen Irrtum; die 8. Brig. sollte ihren Marsch nach Frénois fortsetzen, die 7. bei Wadelincourt bleiben, beide die Verbindung herstellen und den Franzosen das Herausbrechen aus Sedan verwehren.

Als ich gegen Mittag zum Divisionsstab zurückkehrte, der bei Frénois auf der Höhe sich aufhielt, war der Zernierungskreis auf dem rechten Maas-Ufer nahezu geschlossen. Den Stab der Division traf ich auf einem Hügel etwa 4000 Schritt vom Festungsglacis, links seitwärts der großen Batterie, welche später so meisterhaft vom Schlachtenmaler Lang, der Augenzeuge war, gezeichnet wurde. Etwas höher noch von diesem Standpunkte konnte man, über Sedan weg, schon mit gutem Auge das ganze Schlachtfeld übersehen und aus dem Pulverdampf entnehmen, wie sich von Minute zu Minute der von den Armeen gebildete Ring um ganz Sedan schließt, und im Norden die französische Kavallerie verzweifelt in mehreren Treffen anreitet, um diesen zu sprengen. Weitere 100 Schritt hinter uns und höher hielt mit seinem Stabe der Kronprinz. Unmittelbar vor dem Tore von Sedan, unfern des Bahnhofes, in den vordersten Häusern von Frénois standen die 5. Jäger von Zweibrücken (Oberstleutnant v. Gumppenberg) und Bat. Gropper vom 11. Regt., sowie Bat. Feilitzsch vom 5. Regt., sämtlich von der 8. Brig. Als man gegen Nachmittag im Hauptquartier des Königs Gewißheit erlangt hatte, daß der Kaiser sich in Sedan befinde, wurde das Bombardement der Festung mit allen Batterien beschlossen.

Unmittelbar vor dem Schlößchen Bellevue fuhren zwei Batterien Württemberger und links von dieser zwei bayer. Batterien auf. Dies schien sehr bedenklich für unsere direkt vor dem Tore stehenden Bataillone. Gen. Lt. v. Bothmer sandte mich daher mit dem Befehl an General Maillinger, die beiden Bataillone sofort zurückzuziehen. Es war dies aber, so sehr ich mich auch beeilte, den Befehl zu überbringen, unmöglich geworden, ehe das Bombardement begann, denn schon waren Teile des 5. Jäg. Bats. über das Glacis und die Palisaden bis in den gedeckten Weg vor Torcy gedrungen, während französische Offiziere mit weißen Tüchern an die äußere Barriere traten, um die Absicht einer Übergabe anzuzeigen. General Maillinger hatte auch bereits zwei seiner Offiziere,

Digitized by Google

Hauptmann Orff vom Generalstabe und einen Hauptmann des 5. Jäg. Bats. beauftragt, nach Sedan zu gehen, um die Kapitulationsbedingungen anzuhören. In diesem Momente traf ich Orff und wollte ihm für den General meinen Auftrag mitteilen; da bat er mich, vor allem zurückzureiten und doch dem Schießen Halt zu gebieten, da sie nicht nur jeden Moment riskierten, von rückwärts erschossen zu werden, sondern auch Gefahr liefen, in Sedan gelyncht zu werden, wenn unserseits fortgeschossen würde, während sie im Innern der Festung seien. Ich übergab ihm meinen Auftrag und ritt in Karriere zurück, um das Feuer der Württemberger zum Schweigen zu bringen. Der Abteilungskommandeur beider Batterien meinte aber nicht aufhören zu dürfen, da er von seinem Chef dazu keinen Befehl habe. Ich eilte nun zu Gen. Lt. Graf Bothmer, stellte ihm vor, daß die Württemberger mit ihren Vier- oder Sechspfündern zu kurz in unsere Leute schössen und daher dringend geboten sei, damit aufzuhören. Nun gebot der General, sofort das Feuer einzustellen. Wenige Minuten später kam auch dazu schon vom König der Befehl, denn Sedan hatte die Parlamentärsflagge aufgezogen.

„Sedan kapituliert, der Kaiser ist mit seiner ganzen Armee gefangen", so liefs durch die Reihen der rings um die Festung gelagerten Truppen. Zuerst einige Hurras, dann allgemeine Stille; nur von Balan und Bazeilles her vernahm man noch Gewehr- und Mitrailleusengeknatter. Die von General Maillinger durch Hauptmann Popp dahin erstattete Meldung, daß französische Offiziere aus dem Tore und vom Walle riefen „Kapitulation" und er bereits Offiziere bestimmt habe, nach Sedan zu gehen usw., wurde mit dem Bemerken, daß dieses Sache des Königs sei, ernst abgewiesen. — Es dauerte auch nicht lange, so kamen schon einige preußische Offiziere mit Bronsart v. Schellendorff aus dem Hauptquartier des Königs nach Sedan. Eine weitere halbe Stunde und sie kamen in Begleitung eines französischen Generals zum Tore heraus und ritten durch Frénois zum König. Der General, der an mir vorüberkam, hatte den Degen des Kaisers in einem schwarzen Tuchfutteral bei sich und überreichte ihn auf der Höhe, von der der König seit Morgens 8° den Gang der Einschließung verfolgt hatte. — Die Sonne war eben untergegangen, als die Truppen sich nun anschickten, ihre Biwaks zu beziehen. Ich stieg mit Oblt. Schmidt, dem 2. Adjutanten Bothmers, auf eine nahegelegene Höhe, um das gewaltige Schauspiel zu genießen. In der Festung brannten einige Häuser, rings um die Stadt die Ortschaften. Der Anblick war unbeschreiblich, ebenso auch das Gefühl der Freude über den Erfolg, mit dem der heutige Tag schloß.

Der Divisionsstab bezog nun Quartier im Schloß Bellevue; wo sich Raum fand, hatten sich Mitglieder des Stabes einquartiert, die Pferde kampierten im Freien. Das Essen hatte ich ganz übersehen. Auf-

Digitized by Google

regung und Zeitmangel ließen mich gar nicht dazu kommen; als sich nun am Spätabend der Appetit meldete, gab es nur Brot und Wein. Ich nächtigte vollkommen angekleidet in einem Stuhl, fror etwas und war beim Erwachen wie gerädert. Gleichwohl setzte ich mich um 6° zu Pferd und ritt mit dem Adjutanten Popp auf das Schlachtfeld, auf dem Tags vorher die große Kavallerieattacke gegen Infanterie stattgefunden hatte. Reihenweise lagen hier noch die Toten zum Eingraben bereit, Pferdekadaver in Masse bedeckten das Feld und ledige Pferde liefen noch zu Hunderten umher. Das war ein grauenhafter Anblick der Zerstörung; die Zündnadelgewehre hatten hier entsetzlich gewirkt. Wir versuchten unseren Rückweg durch Sedan zu nehmen, ritten unbelästigt durch eine Straße der Vorstadt und waren nur noch einige Schritte von einem Reduit entfernt, als ein preußischer Artillerie-Unteroffizier, der vorausgeritten war, uns auf die drohende Gefahr, insultiert und vom Pferde gerissen zu werden, aufmerksam machte; ihm wäre beinahe ähnliches passiert. Wir wendeten unsere Pferde, gaben uns den Anschein großer Ruhe und Sorglosigkeit und ritten, angestaunt von den unter den Haustüren stehenden Bewohnern, unbelästigt aus der gefährlichen Straße.

Es war 9^{30} als wir zurückkamen. Vor dem Hause stand eine Kompagnie mit Fahne vom III. Bat. 14. Regts. als Ehrenwache; Posten waren aufgestellt, der ganze Divisionsstab auf die Straße gesetzt. Der gefangene Kaiser war angekommen, im Schlößchen wurde der König erwartet. Pferde und Wagen des Kaisers standen außerhalb der Umfassung des Gartens der Villa. Während meines Morgenrittes war das Zimmer, in dem ich die Nacht zugebracht hatte, geräumt worden, und mein Koffer und sonstige Kleinigkeiten lagen noch draußen im Vorgarten unter Obhut meines Dieners. Ich vermißte aber meinen Revolver, den ich neben mich auf das Fenstergesims gelegt hatte; so spähte ich denn auf einen Moment, in dem es mir vielleicht möglich werden könnte, ihn wieder zu bekommen.

Alsbald erschienen Moltke, Bismarck und gegen Mittag der König selbst, begleitet von seiner Stabseskadron. Unterdessen waren alle Batterien in der Runde um Sedan wieder aufgefahren, hatten abgeprotzt, gegen die Stadt gerichtet und erleichterten so dem Kaiser die Unterschrift. — Ich sah die Begrüßung wie den Abschied beider Monarchen; mit der Schirmmütze in der Hand begleitete der Kaiser den König Wilhelm bis an die in den Garten führende Treppe, an deren Fuß ich stand; ich war Zeuge eines weltgeschichtlichen Moments geworden. Während ich noch im Garten vor meinem Zimmer wartete, kam Bismarck heraus und zündete sich eine Zigarre an; ich stellte mich ihm vor und erlaubte mir die Frage: „Ob denn jetzt auch mit der Gefangennahme des Kaisers der Krieg als beendet zu betrachten sei?“ Da erwiderte er: „Ja, wenn

Digitized by Google

Sie mir sagen könnten, mit wem wir jetzt in Paris unterhandeln können, dann ließe sich darüber reden, solange wir das aber nicht wissen, wird gegen Paris marschiert, bis sich Widerstand zeigt."

Nachdem sich der König entfernt hatte, schickten auch wir uns an, nach einem neuen Unterkommen uns umzusehen, denn der Kaiser blieb noch bis zum nächsten Morgen in Bellevue. Am 3. früh wurde er denn von dem preußischen Generalleutnant v. Boyen nach der belgischen Grenze geleitet und nach Cassel gebracht. Rittmeister Schmauß mit der 2. Esk. 2. Chev. Regts. übernahm von Bellevue ab die Eskorte des Kaisers wie seiner Suite, wurde jedoch schon in Donchery von einer preußischen Eskadron abgelöst, die bis Bouillon folgte.

3. bis 19. September Fortsetzung des Marsches gegen Paris.

Am 3. September rückte die 4. Div. bei schlechtem Wetter hinter der 3. nach Neuville und bezog dort Quartier. Unterwegs wurde das 2. Chev. R., das unsere Div. Kavallerie bildete, im Trabe vorgezogen, um die Waldungen an der Straße abzupatrouillieren, nachdem, sehr alarmierenden Nachrichten eines württemberg. Reiteroffiziers zufolge, aus denselben von Franktireurs gefeuert worden sein sollte.

Diese Meldung erwies sich jedoch in kürzester Zeit als falsch; von feindseligem Auftreten der Bewohner, von Franktireurs und dergleichen wurde bis jetzt überhaupt noch nichts bemerkt.

Am 4. September Abmarsch der Div. früh 8° nach Charbogne über Le Chesne. Das 6. Jäg. B. blieb als Bedeckung des Armee-Hauptquartiers in Attigny kommandiert.

Am nächsten Tage früh bei gutem Wetter Abmarsch nach St. Etienne à Arne. Ankunft 3° in Kantonnementsquartieren. Die Wege waren meist Kreideboden und bei dem nassen Wetter sehr schlüpfrig und rutschig. Karten und Kompaß wurden sehr notwendig, da die Wegweiser an den Kreuzungen der Wege fehlten oder verdreht waren. St. Etienne war zum Glück von den Einwohnern nicht verlassen, die Leute zeigten sich sehr diensteifrig. Wir waren allerdings bei einem recht widerhaarigen Notar einquartiert, der zwar tüchtig auftragen, das Genossene sich aber auch ordentlich bezahlen ließ.

Am 6. September war Rasttag, leider sehr schlechtes Wetter, dafür aber die Requisitionen der Truppen sehr ergiebig.

Am 7. September Morgens 8° begann die Division ihren Marsch von St. Etienne nach Jonchery sur Suippe, unfern des Lagers von Châlons. Die Truppen bezogen enge Kantonnements. Der Stab kam in eine Kaserne mit schlechten Zimmern und Betten, aber guter Kost. Kaiserliche Meiereien, zwischen Châlons und Suippe gelegen, boten vor-

Digitized by Google

zugsweise Fourage und wurden von Artillerie belegt. Die Batterie Kirchhofer machte bei dieser Gelegenheit einen glücklichen Weinfund im kaiserlichen Keller. Wir hatten anfangs erwartet, bei Châlons noch heftigen Widerstand zu finden, aber schon beim Eintreffen der ersten Ulanenschwadron zeigten sich Lager und Stadt vom Feinde verlassen.

Während die Kolonnen der Div. am 8. bei sehr gutem Wetter gegen Châlons auf der Hauptstraße marschierten, beritten die Offiziere des Divisionsstabes mit ihrem General den Lagerplatz bei Mourmelon. Wir fürchteten dort alles zerstört und verbrannt zu finden und waren nicht wenig erstaunt, nebst ganz neuen im großartigsten Stile angelegten Verschanzungen die sämtlichen Zelte, Baracken und Pavillons noch erhalten zu finden; nur der Pavillon des Kaisers war im Innern geplündert. Wir fanden noch die Überbleibsel eines genossenen Mahls, Teller, Gläser, Schüsseln, ferner auch zerbrochene Wanduhren und dergleichen.

Um 9^{15} wieder mit der Spitze unserer Kolonnen zusammengetroffen, wurde nach St. Etienne marschiert, von 10 bis 11^{0} gerastet und dann nach St. Memmie, einer Vorstadt von Châlons, gerückt. Wir wurden sämtlich bei einem reichen Kaufmann gut untergebracht; da wir nur deutsches Geld hatten, fand sich hier Gelegenheit zur Umwechslung in Franken. Während des Marsches rückte das 9. Inf. R. mit der Batterie Herold, die bisher immer noch vor Toul geblieben waren, wieder bei der Division ein.

Am 9. September früh Abmarsch von St. Memmie durch Châlons bei Regenwetter nach Villeneuve le Ruffy, Ankunft 2^{30} in engen, sehr schlechten Kantonnements, vollkommen durchnäßt, ohne Aussicht auf gute Verpflegung. Nachmittags Versammlung sämtlicher Kommandanten behufs Besprechung über die jüngst erfolgten Auszeichnungen in der Division, die den eingereichten Vorschlägen nicht entsprochen hatten.

Am 10. September gings bei gutem Wetter auf schlechten Wegen nach Peas, einem unfreundlichen und von seinen Bewohnern fast gänzlich verlassenen Bauernnest. Der Divisionsstab fand auf einer großen Ferme bei einem Pächter gutes Logement; letzterer war bei unserer Ankunft zwar anwesend, lief aber alsbald davon, uns alles überlassend. Nur einen Bauern sah ich dafür herumstreichen, der mit der Sprache nicht herauswollte, was er suche und woher er sei; da ließ ich ihn an ein Wagenrad binden, bis er sich ausweisen wollte, in welchem Verhältnis er zu dem Besitzer oder Pächter dieses Hofes stünde; das half. Er unterstützte uns bei der Beschaffung des Nötigsten, verschwand aber dann auch; er hatte sich als Knecht des Hauses entpuppt.

Am 11. September war Rasttag; es traf bei uns die Nachricht ein, daß die Kaiserin Eugenie geflohen und in Paris die Republik prokla-

Digitized by Google

miert worden sei. Nachmittags kam Prinz Otto in der Uniform eines Hauptmanns vom Leibregiment mit seinem Adjutanten v. Branca zum Besuch Bothmers geritten.

An diesem Rasttag reichte ich auch mein Gesuch um Verleihung des Max-Josef-Ordens ein, nachdem ich die dazu benötigten Belege und Zeugnisse für den Tag von Fröschweiler beisammen hatte.[20])

Am 12. September bei schönem Wetter von Peas nach Esternay, Stab im Schlosse des Grafen v. Rochelambert einquartiert; Wohnung und Verpflegung ganz vorzüglich, die Dienerschaft war im Schlosse zurückgeblieben. Die großen Gärten mit ganz ausgezeichnetem Obst waren sehr verführerisch für die Soldaten, es mußte aber das Betreten der Weinberge streng verboten werden, da schon Fälle von Ruhr vorkamen. Die vorhandenen Kostbarkeiten in den Villen und Schlössern verraten die Nähe von Paris; man hört bei uns sagen, daß Paris als freie Stadt und nicht als Festung angesehen werden sollte, daß weitere Kämpfe aber wohl an der Loire stattfinden dürften, — nous verrons. Noch sind wir nicht vereinigt genug, die Truppen vor Metz und die Armeekorps, die den Gefangenentransport (von Sedan) haben, fehlen noch.

Die Pariser werden von ihren Zeitungen schrecklich angelogen, daher noch immer ihre siegesfrohe Zuversicht.

Am 13. und 14. September. Béton-Bazoches; am Rasttag des 14. machten wir die Bekanntschaft eines sehr fanatischen Geistlichen; bei einer Kirchenvisitation fanden sich, im Turme versteckt, viele französische Waffen, die sofort zusammengetragen und verbrannt wurden.

Am 15. September von Béton-Bazoches nach Courpalais abgeritten, die Truppen kamen in Kantonnements. Wir ritten gewöhnlich eine Stunde später ab als die Kolonne antrat, und konnten dadurch beim Vorreiten bis zur Tete die Marschordnung kontrollieren. Der Train der Division, wozu auch die Chaisen der Beamten zählten, schloß auf das Ende der Division auf.

Am 16. September kamen wir nach Aubigny, Ankunft 2° in den Kantonnements. Vor dem Divisionsstab ritt heute das 5. Chev. R., das nun schon 30 bis 40 marode Pferde per Eskadron hat.

---

[20]) Gemäß Artikel 12 der Statuten des Militär-Max-Josef-Ordens vom 1. März 1806 und der ergänzenden Allerhöchsten Entschließung vom 1. April 1807 konnte sich der Ordenskandidat sowohl persönlich um das Ordenskreuz melden, als auch jeder Vorgesetzte, unter dessen Führung die zu jener Belohnung geeignete tapfere Tat des betreffenden Offiziers vollführt wurde, die Beschreibung des Vorganges aufstellen. Die Verleihung des Militär-Max-Josef-Ordens schließt für bayerische Offiziere die Gewährung einer jährlichen Pension und die Verleihung des persönlichen Adels in sich. — Schrettinger, „Der Kgl. Bayer. Militär-Max-Josef-Orden und seine Mitglieder". München 1882. Oldenbourg.

Digitized by Google

Beim Eintreffen des Stabes in der Mairie von Aubigny meldete der vom Korpsstab als Ordonnanzoffizier abgesandte Hauptmann Graf Holnstein, daß das erste eintreffende Bataillon sogleich nach dem nahegelegenen Schlosse Rubelles abzurücken und den dortigen Schloßgarten von Franktireurs, die hier auftraten, zu säubern habe. Es war von solchen auf eine Ulanenpatrouille vom 2. Regt. gefeuert und ein Wachtmeister dabei erschossen worden. Major Crailsheim mit einem Bataillon des 5. Regts. fand den Garten leer, zog sich nach Melun, traf hier 120 zur Bewachung des Zuchthauses bestimmte Nationalgardisten und erhielt von deren Kommandanten den Revers, daß kein Mann sich am offenen Kampfe beteiligen werde.

Am 17. September Quartier in Corbeil, auf beiden Ufern der Seine. Die Straße dorthin war stellenweise durch Verhaue, gefällte Bäume und Abgrabungen gesperrt und mußten erst, wenn man diese Hindernisse nicht einfach umgehen konnte, durch die vorausmarschierende Geniekompagnie Gerber beseitigt werden. In Corbeil waren selbst die Straßenkreuzungen abgegraben, die große steinerne Bogenbrücke gesprengt, wobei einige der nahegelegenen Häuser zerstört wurden; Zivilingenieure schienen diese Anordnungen nicht geleitet zu haben. Der Übergang über die Seine wurde nun auf einer Schiffbrücke mit Pontons unter Musikbegleitung vollzogen.

Früh 7° am 18. September Aufbruch der Div. von Corbeil über die Schiffbrücke zum Sammelplatz nach Courcouronnes. Von hier aus rückte die Brigade Maillinger nach Montlhéry und schob eine Eskadron mit zwei Bataillonen als Avantgarde vor. Oberst Heeg mit einem Bataillon 9. Regts., 1 Battr. und 1 Esk. kamen nach Arpajon an der Straße Paris—Orléans, um hier als Arrieregarde so lange zu bleiben, bis Abteilungen des I. Korps eintreffen und ihn ablösen würden. Die übrigen Bataillone der 7. Inf. Brig., 1 Battr. und 1½ Esk. rückten über Longjumeau nach Saulx, bezogen dort Quartier und stellten Vorposten auf. Zur Bewachung der Schiffbrücke in Corbeil blieb dort eine Kompagnie vom 14. Inf. Regt. zurück; mit Wiederherstellung der zerstörten Brücke wurde sofort begonnen.

Zeit der Einschließung von Paris. — 19. September 1870 bis Ende Januar 1871.

An einem herrlichen Herbstmorgen rückten wir am 19. September von Longjumeau über Croix de Bernis vor, um im Süden den Zernierungsring um Paris zu schließen, die 3. Div. war voran. In Croix de Bernis angekommen, erhielten wir Kenntnis, daß der Feind, um unserem weiteren Vordringen zu begegnen, die äußeren Höhen und Forts besetzt habe. Es wurde daher in gedeckter Stellung hinter Croix aufmarschiert,

Digitized by Google

der Park des Herzogs von Treviso besetzt, die nötigen Rekognoszierungen vorgenommen, Verbandsplätze etabliert, Munition herangezogen usw.

Der Korpsstab mit jenem der 3. Div. stand an der Straße nach Versailles hinter dem Park auf einer kleinen Erhöhung und beobachtete mit dem großen Brigadetubus das Gewimmel von Rothosen auf der Höhe von Moulin de la Tour. Der Gegner hatte sich hier verschanzt, die Höhen bei Châtillon und Bagneux bis an die Straße von Orléans mit Infanterie und einigen Feldgeschützen besetzt. Die Orléansstraße Bourg la Reine bis zum Fort Montrouge schien frei, so daß sich die Division alsbald dahin in Marsch setzte; Bourg la Reine und Sceaux zu nehmen, war der nächste Befehl. Gleichzeitig wurde die Brigade Maillinger vom Korpskommando gegen Châtenay heranbeordert. Als die Spitze der Brigade Thiereck das Nordende von Bourg la Reine erreicht hatte und dem Fort Montrouge in Sicht kam, wurde sie mit Granaten beschossen. Die Geschütze enfilierten die ganze Straße bis Croix de Bernis, so daß der Weg sofort geräumt werden mußte. Die Brigade wandte sich daher gegen Sceaux und Fontenay, hinter dem Park von Treviso vorbei. Wegweiser gab es hier ebensowenig wie Detailpläne und die Straßennamen waren uns fremd, es konnte daher nicht ausbleiben, daß Gen. Lt. Graf Bothmer, der mit seinem Stabe noch auf der Straße nach Versailles unfern Croix de Bernis stand, die Übersicht über den Marsch seiner Truppen verlor und nur aus den spärlichen Meldungen etwas über den Gang des Gefechtes erfuhr, ebenso, daß sich Bataillone der 7. und 8. Brig. bald in dieser oder jener Straße von Sceaux oder Fontenay kreuzten. Auf der Suche nach der 8. Brig. stieß ich vorerst auf den Korpsstab. Ich fand hier Gelegenheit, durch den hier aufgestellten Tubus nach der großen Schanze zu sehen. Ich erkannte sofort, daß auf der Höhe Moulin de la Tour vollständige Unordnung herrschte, die Artillerie in Hast abfahre und daß nun mit allen Truppen hinaufgedrängt werden müsse.

Die in Front vorgerückte 3. Div., 3. Jäg. Bat. an der Spitze, war dort auf starken Widerstand, ehe ich eintraf, gestoßen. Auch preußische Regimenter waren mit ins Gefecht getreten und vermochten nur schwer Widerstand zu leisten; die Situation muß eine sehr schwierige gewesen sein. Das entschlossene Vorgehen der Brigade Diehl[21]) brachte Hilfe und Erleichterung. Die eroberte Schanze wurde später die Bayern-Schanze genannt. Als meine Tubusbeobachtung mich hatte erkennen lassen, daß hier der Sieg unser war, meldete ich diesen Erfolg meinem

[21]) An Stelle des erkrankten Oberst v. Wißel führte Oberst Diehl des 14. Inf. Regts. die 6. Inf. Brig.; er erwarb sich an diesem Tage den Militär-Max-Josef-Orden, ebenso der Kommandeur des 3. Jäg. Bats. Oberstleutnant v. Horn und Hauptmann Imhof des 14. Inf. Regts., der als erster die Schanze betrat.

Digitized by Google

Divisionär, der noch mit dem Stabe hinter dem Park von Treviso hielt. Ich sollte nun weitere Orientierung gewinnen, wo die Abteilungen der Division sich befänden. Zu diesem Zwecke wollte ich den Turm des an und für sich hochgelegenen Schlosses besteigen, mußte jedoch vorerst das große eiserne Gitter des Schlosses aufbrechen lassen. Alle Fenster und Läden waren geschlossen, überall war es rabenfinster. Nicht ohne Mühe fand ich die Stiege und gelangte vorsichtig tastend bald glücklich zum Turm. Da schrie ich auf vor Freude, denn ich sah nicht nur unsere Bataillone vorrücken, sondern ganz Paris vor mir liegen. Nach erfolgter Orientierung suchte ich mit Mühe mich wieder herunterzutasten, um meinem General die ganze Situation melden und erklären zu können; alle anderen Entsendungen von Ordonnanzoffizieren hatten seit meiner Abwesenheit kein klares Bild vom Stande des Gefechtes schaffen können. — Es mochte 2° geworden sein, bis das Gefecht schwieg und die Truppen nun in und bei den von ihnen eingenommenen Orten Biwak und Quartier beziehen konnten.

Alle diese Ortschaften südlich von Paris waren vollkommen von Einwohnern leer, nur einzelne altersschwache oder kranke Personen und einige Katzen waren zurückgeblieben; Türen und Fensterläden waren geschlossen; die Orte glichen unheimlichen Totenstätten. Ein großer Teil der Häuser war ausgeraubt, Mobil- und sonstige Garden hatten dort gehaust; es war wohl Anordnung getroffen, uns nichts zu hinterlassen.

Die Panik in Paris bei unserer Ankunft vor der Stadt muß groß gewesen sein; ich hatte das Gefühl, daß wir mit dem Armeekorps sogleich hätten nachrücken können, ohne daß die Stadt augenblicklich Widerstand geleistet hätte; die Kommandostellen in Paris wären gänzlich überrascht gewesen und hätten nicht mehr funktioniert; es hätte uns aber doch die Kraft zum Aushalten gefehlt, zumal wir heute noch nicht wußten, wie es mit den übrigen Korps stand; die Schwierigkeit der Kommandoführung in einer so großen Stadt ohne jede Vorbereitung war auch nicht zu unterschätzen; es ist aber begreiflich, daß nach dem Erfolge des Tages solche Erwägungen auftauchen konnten.

Am 20. September hielt nun das II. Korps die Linie L'Hay bis westlich Malabry besetzt, darunter die 4. Div. die Strecke von Châtenay bis Haras de Bernis, die Vorposten bis auf einige tausend Schritt an die Forts vorgeschoben; es wurde mit Befestigung der eingenommenen Stellungen begonnen. Der Divisionsstab verlegte sein Quartier von Croix de Bernis nach Antony in die Villa eines Notars von Paris, des Monsieur de la Palm; die Villa war gut eingerichtet, mit prächtigem Garten, aber verlassen. — Unsere beiden Brigaden erhielten Befehl, die von ihnen besetzten Orte als: Croix de Bernis, Antony, Bourg la Reine, Bagneux, Sceaux, Fontenay und Châtillon, in Verteidigungszustand zu

Digitized by Google

setzen und den Zernierungskreis derart zu schließen, daß alle 200 Schritt eine Vedette stehe und es von diesen niemand gestattet würde, von und nach Paris die Postenkette zu passieren. Die wesentlichsten Arbeiten der Infanterie, unter tätiger Mitwirkung der 5. Genie-Komp., bestanden nun im Auswerfen von Jägergräben, Krenelieren von Mauern, Herstellen von Banketten, Sperrung und Verbarrikadierung von Straßen, Durchbrechen von Mauern behufs Herstellung von Kommunikationen und Kolonnenwegen, Einrichtung von Häusern zur Verteidigung und granatsicherer Unterkunft und Zerstörung feindlicher Annäherungshindernisse.[22])

Zu unserer Linken stand heute zu Versailles das preußische V. Korps, zur Rechten die bayerische Ulanenbrigade in Reserve bei Frenes, ferner das preußische VI. Korps in Orly und Villeneuve. — Als dem Kronprinzen die von den Bayern eingenommenen Stellungen gemeldet wurden, meinte sein Stabschef, General v. Blumenthal, „daß ein solches Exponieren Geschmackssache sei". In der Folge hatte sich jedoch erwiesen, daß die große Nähe unseres Armeekorps vor Paris zwar keineswegs sehr angenehm für uns, wohl aber sehr nützlich im ganzen war. Es traten zwar einige Male Verhältnisse ein, die befürchten ließen, daß das II. A. K. allein nicht mehr imstande sei, diesen schwierigen Dienst auszuhalten, dennoch wurde er fortgeführt, und nicht eher aus dem Zernierungskreis getreten, als bis dieser Ring durch Vertrag der kriegführenden Parteien wieder gelöst werden mußte.

Es war begreiflich, daß die große Nähe unserer Truppen an der feindlichen Postenkette anfangs ein ständiges Geplänkel und oft falschen, ermüdenden Alarm verursachte. Um dem zu begegnen, wurde verfügt: „Sowie eine Vedette feuert, ist sofort durch den Kommandanten der Feldwache der Ursache des Schießens nachzugehen und dies dann zu melden. Wenn die Vedette nicht nachzuweisen vermag, warum und auf was sie geschossen, ist sie sofort abzulösen und an das Regiment wegen Feigheit abzuliefern"; — das half dann.

Die Truppen bezogen enge Kantonnements in den von den Einwohnern verlassenen Ortschaften; im Schloß Treviso wurde ein Observatorium eingerichtet und Landwehrleutnant Eck als erster Beobachter kommandiert.

In unserer Villa zu Antony suchten wir nun uns häuslich einzurichten, und trugen dorthin zusammen, was jeder glaubte noch gebrauchen zu müssen. Wir waren außer Schußweite, durch Vorposten vor Überfall gedeckt, und hofften daher wenigstens Nachts genügend Ruhe zu

[22]) Die Einrichtungen des Gefechtsfeldes, der Dienstbetrieb in der Stellung usw. des II. bayer. Armeekorps sind ausführlich dargestellt in: Gebsattel, „Die Stellung des II. bayer. Armeekorps vor Paris 1870/71." (Heft 1 der Darstellungen aus der Bayer. Kriegs- und Heeresgeschichte. München, Schöpping.)

Digitized by Google

haben; auch die Kanzlei wurde im Hause eingerichtet. Der Besitzer schien seine Villa nur wenige Tage vor unserer Ankunft verlassen zu haben; Lebensmittel waren nicht zu finden, der Keller war leer, im Garten stand aber noch das Gemüse. Wo war der Wein? Vermauert, vergraben? Als ich später öfters in der Nähe des Hauses im Obstgarten ritt, traf ich an einer Wiesenstelle weichen Boden, der mich vermuten ließ, daß hier der Wein ruhe. Ich mochte auf diese Stellen nicht aufmerksam machen, hörte aber bei unserem Abzug nach Sceaux durch den Conçierge, der später die Villa völlig intakt übernahm, daß wirklich an diesen Stellen der Wein vergraben lag.

Für die Küche sorgte bei uns ein französischer Koch, der schon seit Anfang des Monats gegen freie Beköstigung mit uns gezogen war. Die benötigten Einkäufe und Fassungen betätigte er stets in Begleitung eines Offiziers oder Beamten in Versailles oder bei der Verpflegungsabteilung der Division; Fleisch, Brot und Wein wurden von letzterer Stelle täglich bezogen; wir hatten daher beim Stabe der Division wenig mit Nahrungsmangel zu kämpfen. Wer einen momentanen Überfluß einzuteilen, eine kleine Reserve aufzubewahren wußte, kam immer gut durch. Zum Mittagstisch und Abendessen fanden sich alle Mitglieder des Stabes mit unserem Chef zur bestimmten Stunde ein; den Wein brachte ein jeder selbst mit. So saßen wir auch einmal in den ersten Tagen Abends vereint beisammen, als mit einem Male ein heftiges Gewehrfeuer loszugehen schien; es lautete, als begänne ein Gefecht mit der Stationswache in unserem Park. Erschreckt darob sprangen alle Anwesenden auf, rannten nach ihren Zimmern, holten Säbel und Revolver. Ganz umsonst war aber diese Sorge vor einem Überfall, der bei ruhiger Überlegung doch ganz unmöglich erscheinen mußte; der Lärm war nur eine Täuschung durch den Schall eines kleinen, weit von uns entfernten Vorpostengefechts. Derartige Irrtümer je nach der momentanen Windrichtung kamen später selbst bei Kanonaden oftmals vor, ohne daß man sich dann weiter darum bekümmerte. — Auf dem Speicher unserer Villa fand ich eine große, eiserne Kanonenkugel, vom Kaliber eines Zwölfpfünders. Wie und woher diese kam, konnte ich mir nicht erklären. Ich warf sie nun in Abwesenheit des Generals vom Speicher in den Garten; sie blieb lange Gegenstand der Beratung über ihre Herkunft. Auch ein Ballon aus Paris wurde schon verdächtigt, daß er diesen Obus absichtlich für den Stab fallen gelassen habe; ich amüsierte mich lange Zeit darüber.

Die wenigen alten und kranken Bewohner von Antony, die zurückgelassen worden waren, nahmen wir in Schutz und Pflege; sie wurden an die Verpflegungsabteilung der Division verwiesen.

Die Tage bis Ende September brachten uns zunächst am 23. einen Ausfall der Franzosen aus Villejuif und Bicêtre gegen

Digitized by Google

Villeneuve le Roi, das vom preußischen VI. Korps besetzt war; Bourg la Reine und L'Hay wurden dabei heftig mit Granaten beschossen, was bei uns einen allgemeinen Alarm zur Folge hatte. Die Preußen wurden zwar anfangs zurückgedrängt, doch warfen sie mit dem Eintreffen von Verstärkungen die Franzosen mit großen Verlusten wieder nach Paris zurück. Die Schanze westlich Villejuif — Hautes Bruyères —, die bei unserem Eintreffen vor Paris noch im Bau begriffen und von einer Komp. 9. Inf. Regts. unter Hauptmann Wulffen vorübergehend besetzt worden war, mußte nun, als zu sehr exponiert, wieder aufgegeben werden. Da die Höhe, auf der sie stand, gelber Sand war und sie unseren Augen hellgelb erschien, wurde sie von uns immer nur „die gelbe Tante" genannt; sie wurde uns später noch sehr unbequem.

Man konnte von unserem Kantonnement aus beobachten, wie an schönen Tagen die Pariser, darunter Damen, sich das Vergnügen machten, zuzusehen, wenn uns hier und da, anscheinend zu ihrer Unterhaltung, eine Granate zugesandt wurde. Diesem Unfug zu steuern, wurde meines Wissens kein Artilleriegeschoß entgegengesandt, sondern es wurden die Wallbüchsen angewandt, gute Schützen damit versehen, und von den Vorpostenpiketts aus hinaufgeschossen. Diese unsichtbaren, aber pfeifenden Geschosse waren bald gefürchtet und der Zuschauerraum dann verlassen.

Am 24. und 25. September war Ruhe; diese beiden Tage verliefen ohne jede Neuigkeit.

Am 26. September erfolgte eine Alarmierung der Div. Morgens 2° auf Grund einer Meldung der bei Moulin de la Tour stehenden Brig. Schleich, deren Vorposten eine Ansammlung feindlicher Truppenmassen bei Vanves bemerkt haben wollten. Ohne Vorkommnis wurde um 8° wieder eingerückt. Derartig falscher Alarm kam öfters vor und trug nicht zur Nervenstärkung der Truppen bei.

Am 27. wurde das Ausstecken und Aushauen von Kolonnenwegen durch die 5. Feld-Genie-Komp. angeordnet. Von seiten des Gegners wurde energisch an dem Ausbau der Hautes Bruyères gearbeitet.

Am 29. Abends 9° wurden die Vorposten bei Bourg la Reine durch zwei feindliche Kompagnien angegriffen. Es entspann sich sofort ein heftiges Gewehrfeuer, das ½ Stunde dauerte und mit dem Rückzuge des Gegners ohne weitere Verfolgung endete.

In unserem Garten wurde ein Observatorium mit Verwendung meines großen Brigadetubus errichtet; aufmerksam beobachteten wir namentlich an den Abenden die Beleuchtung von Paris. Je nach der Stärke des Lichtes ließ sich oft die Richtung eines geplanten Ausfalles vermuten. Diese bisherigen kleinen Ausfälle geschahen wohl, um die Pariser Bevölkerung in Atem zu halten, die Mobilgarden militärisch zu schulen oder auch, um durch Kartoffel- oder Rübenernten den Bedarf

Digitized by Google

der bereits Hungernden zu decken. Durch die Beleuchtung der Stadt, wie oben erwähnt, durch den Lärm in Paris, den wir bei günstigem Wind hörten, und durch die Aufmerksamkeit unserer Vorposten wurden wir aber immer rechtzeitig davon in Kenntnis gesetzt. — Was wollten aber diese größeren Ausfälle? Uns ermüden? Durchbrechen — und wohin dann? Die Franzosen mußten ja immer wieder mit großen Verlusten zurück; auch wenn wir ihnen gar keinen Widerstand entgegengesetzt und sie einfach ein paar Stunden marschieren und sich hätten ermüden lassen, wäre das Resultat für sie auch kein günstigeres gewesen — sie hätten doch wieder hungernd zurück müssen. Nur wenn eine außerhalb stehende Heeresgruppe den Ausfallenden die Hand hätte bieten können, dann hätte es eher Sinn gehabt. Das Verschieben der zum Ausfall bestimmten Truppen über die Brücken und durch die Tore, die einleitenden Bewegungen und der Aufmarsch selbst erforderten allein schon immer einige Stunden Zeit. Wir glaubten auch bald feststellen zu können, daß eine plötzliche Kanonade — um zu täuschen — einem Ausfall auf der entgegengesetzten Seite vorausging.

Am 30. früh wurde ein Vorstoß der Franzosen gegen L'Hay gemeldet. Dem Gefechtslärm nach zu schließen, erstreckte sich der Angriff über Villejuif bis an die Seine, woselbst der Gegner die über diesen Fluß geschlagene Schiffbrücke zu zerstören drohte. Die preußischen Vorposten zogen sich anfangs gegen ihren linken Flügel zurück, als jedoch gegen 8^{30} die ersten Verstärkungen eintrafen, wurden die Franzosen geworfen und gingen ungeordnet zurück; die Hautes Bruyères war bereits mit Geschützen besetzt, die in das Gefecht mit eingriffen. Von seiten der 4. Div. als Nachbarin des VI. Korps wurde Hilfe angeboten, jedoch vom Kommandierenden dankend abgelehnt. Unser äußerstes, am rechten Flügel stehendes Vorpostenpikett, heute von Oberleutnant Bauer 5. Regts. besetzt, griff insofern in das Gefecht ein, als es auf die westlich der Schanze Hautes Bruyères sich Zurückziehenden ein lebhaftes Feuer eröffnete und dadurch deren Gangart noch etwas beschleunigte.

Am 1., 2. und 3. Oktober blieb es ruhig. Der Divisionsstab arbeitete neben seinem inneren Bureaudienst, wo es ja immer in den Alarm- und Gefechtspausen zu tun gab, noch an der Verbesserung seiner materiellen Lage. Es wurde die Luftheizung im Hause studiert und probiert, alle Fenster gemacht, Kamine gereinigt, die Brunnen für den Winter geschützt und gedeckt, Orangen- und Oleanderbäume ins Haus geschafft, kleine Öfen gesetzt und ähnliches.

Der Mangel an Glas, Seife, Lichtern wie an wärmerer Kleidung begann sich fühlbar zu machen. Da wurden denn zu all diesen nötigen Arbeiten aus den Bataillonen die betreffenden Arbeiter herangezogen. Es fand sich in Bourg la Reine ein großes Glaslager, ferner eine Stearin-

Digitized by Google

kerzen-Fabrik mit genügenden Vorräten; auch eine Abteilung Kaminfeger wurde zusammengestellt und es dauerte nicht lange, so hatten die Mannschaften das ganze Handwerkszeug beisammen. Die besseren Häuser erhielten wieder ihre Fenster und die ganze Division bald Seife und Kerzen. Ich selbst bekam an meinen Arbeitstisch zwei Wachskerzen mit so großer Basis, daß sie ohne Leuchter anfangs neben mir stehen konnten. Die vielen Brände der Häuser, die nicht allein wegen bisher mangelnder Reinigung der Ofenrohre und Kamine, sondern durch gänzliche Gleichgültigkeit seitens der Mannschaft entstanden waren, minderten sich. So hatte es kurz vorher eines Nachts in meiner Nähe gebrannt; die Schildwache machte Lärm; bis ich an das Haus kam, brannte aber bereits der Dachstuhl lichterloh. Ich bestieg die erste und einzige Etage. Da lagen in einem großen Zimmer etwa 20 Jäger angekleidet auf Stroh. Ich schrie: „Auf, das Haus brennt!" Es machte mein Rufen aber keinen großen Eindruck und einer der an der Tür Liegenden sagte ruhig: „Wir wissen's schon und haben schon einen hinaufgeschickt, der uns sagt, wenn das Feuer herunterkommt!" Es war dieses Haus ein Alarmquartier einer Bereitschaft, daher die Leute bereits angekleidet. In einem anderen Falle brannte das Dach eines Hauses, in dem die Ortswache parterre lag. Da hörte ich, eben zu meinem Fenster hinaussehend, die Schildwache rufen: „Hofbauer! Lang mir meinen Torniſter raus, bei uns brennt's schon wieder!" Von einem Löschenwollen war gar keine Rede; kam es doch vor, daß die Fußböden mit Lagerstroh bedeckt waren in einem Zimmer, das Cheminée-Heizung, also offenes Feuer hatte.

Durch die 5. Feld-Genie-Komp. wurden unter Zuteilung von Infanterieabteilungen Laufgräben ausgehoben und eine Verteidigungslinie gezogen, die sich von der Bièvre über Bourg la Reine, Sceaux und Fontenay bis Châtillon erstreckte.

Rittmeister Baron Rotenhahn vom 2. Chev. R. auf Requisition mit einem Zuge entsendet, bringt am 3. aus der Gegend von Arpajon 50 Kühe und 100 Hammel mit; ebenso schafft Oblt. Leopolder vom 5. Inf. R. eine ähnliche Zahl zur Verpflegungsabteilung, so daß der Fleischbedarf der Division für einige Zeit, und zwar gerade in einem Momente gesichert erscheint, in welchem die regelmäßigen Fassungen aus Magazinen zu stocken beginnen.

Am 4. Oktober Alarmierung, veranlaßt durch das Vorrücken französischer Truppen aus den Forts, was sich aber alsbald als eine bloße Ausrückung zum Exerzieren zeigt, für uns aber, wie immer, störend war, da auf die bestimmten Alarmplätze gerückt wurde.

Am nächsten Tage passierte Seine Majestät der König von Preußen gelegentlich der Verlegung seines Hauptquartiers von Ferrières nach Versailles einige Kantonnements der 3. und 4. Div., weshalb die nicht auf

Digitized by Google

Vorposten stehenden Bataillone mit Helm und Säbel auszurücken und an der Straße von Croix de Bernis nach Longjumeau bei Pont d'Antony aufgestellt zu sein hatten. Um 11° wurde aber irrtümlich wieder alarmiert, daher mit Sack und Pack Aufstellung auf den Alarmplätzen genommen, dann aber wieder zum Empfang des Königs abgerückt. General v. Hartmann erwartete den König zu Pferde an der Grenze seines Kommandobezirkes und begleitete ihn bis zum Ende seines Bereiches.

Am 6. Oktober Morgens 2^{45} kam vom Armeekorps folgender Befehl: „3. Div. nach den Alarmplätzen ausrücken, weil preußische Vorposten melden, daß der Feind bei Meudon immer stärker sich zeige. 4. Div. verstärkt die Vorposten und ist zur Alarmierung bereit." Auf Grund der nun erlassenen Befehle fand die Ablösung der Vorposten statt; die abgelösten Bataillone blieben bis auf weiteres zunächst gedeckt in der Nähe der Vorposten in Bereitschaft. Nachdem auch diese Meldungen sich als unrichtig erwiesen hatten, rückten die Abgelösten wieder ein, und wir konnten in unser Quartier zurück.

Der Zusammenhalt aller Wahrnehmungen über die Bewegungen des Gegners, die von unserem Observatorium aus bemerkt werden konnten, ließ vermuten, daß es den Franzosen jetzt vorzugsweise darum zu tun war, den Verschanzungen von Hautes Bruyères bis Villejuif möglichste Ausdehnung zu geben und sich gegen einen Angriff auf Montrouge zu sichern. Es wurden nämlich die anfangs leichten Schanzen am Rande der Höhen mit den stärksten Profilen ausgebaut; die rechte Face dieser Anlage, die vorzugsweise zur Bestreichung des Bièvre-Tales bestimmt war, wurde mit Jägergräben versehen, die sich bis zur Bièvre selbst hinunterzogen und später miteinander verbunden wurden. Zur Deckung dieser Arbeiten rückten stets einige Bataillone aus; diese Bewegungen gaben auch Anlaß zu den in letzter Zeit so häufigen falschen und ermüdenden Alarmierungen; ganz unbeachtet durfte man aber solche Exerzitien und Arbeiten nicht lassen, da aus ihnen möglicherweise auch zu einem Angriff übergegangen werden konnte. Die Wiedergewinnung der am 19. September verloren gegangenen Höhen von Moulin de la Tour, Châtillon und Bagneux schien besonders von den Franzosen angestrebt zu werden.

Auch der 12. Oktober brachte uns wieder Alarm, veranlaßt durch die vom Observatorium aus beobachtete Ansammlung französischer Truppen hinter Montrouge; dies ließ vermuten, daß entweder seitens der Pariser Garnison ein Angriff erwartet wurde, da sie wohl am Vormittag des gestrigen Tages das XI. Korps gegen Versailles ziehen sah,[23]) oder daß sie auf das Eintreffen ihrer Loire-Armee warteten. Der

[23]) Das XI. A. K. hatte nach seinem Eintreffen vor Paris zunächst Aufstellung zwischen den Württembergern und dem VI. Korps genommen; während die 22. Inf. Div. am 6. Oktober zu der in Richtung Orléans operierenden Heeresgruppe übertrat,

Digitized by Google

nächste Tag brachte uns dann als Einleitung heftiges Feuer aus den Forts Montrouge, Vanves und Issy; wir waren eines Angriffes gegen Meudon oder Châtillon gewärtig. Die alsbald von Bourg la Reine und Châtillon einlaufenden Meldungen bezeichneten diese Orte als Zielpunkt des feindlichen Vorstoßes. Die 4. Div. wurde alarmiert, wir erkannten bald, daß nun der Hauptangriff sich gegen Bagneux richtete. Die vordersten Posten und die ersten Verstärkungen in Châtillon und Bagneux wurden zurückgedrängt, nach heftigem Kampfe gelangten aber in den Nachmittagsstunden die verlorenen Vorpostenstellungen wieder in unseren Besitz; leider machte der Feind 50 Gefangene. Ich wurde während des Gefechtes zu wiederholten Malen nach Fontenay und Sceaux gesendet und war dort stellenweise einem Granatfeuer und einem Hagel von stürzenden Baumästen und Ziegelsteinen ausgesetzt, wie ich es in keinem der vorausgegangenen Gefechte je erlebt habe. Ich hatte heute wieder Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, wenn Verantwortung und Gefahr für den Führer zunimmt, sich leicht die Befehlsgebung vermindert, und nun vieles der Initiative Untergebener überlassen bleibt, was im Frieden bevormundet wird. Gegen 5° ging das Gefecht zu Ende, ich machte in Châtillon noch einen flüchtigen Besuch, um Rapport über die Verluste einzunehmen. Als ich um 8° nach Antony zurückkam, fand ich den ganzen Stab schon vollzählig dort vor.

Am 18. meldete die 7. Inf. Brig., angegriffen zu sein, aber in kurzer Zeit schon wieder das Einrücken der vorgesandten Bereitschaften. Durch eine Granate der Villejuif-Schanze wurden in der Wachtstube bei Bourg la Reine 12 Mann schwer verwundet, der Leutnant getötet.

Wir fangen nun mit Vorbereitungen für kältere Tage an; das Ende hier ist doch noch nicht abzusehen; am 20. sollte das Bombardement beginnen, es ist aber wieder verschoben worden. Die Preußen gehen ungern daran und wohl auch mit Recht; ist Metz gefallen und hat die Loire-Armee ihren Treff, dann wird die neue französische Regierung wohl nicht noch größeren Schaden haben wollen. Am letzten Sonntag war ich im Gottesdienst, der Feldgeistliche predigte zu Herzen gehend, die Leute hat es auch sehr gepackt. — Über die Verpflegung gibt es gegenwärtig wenig Klagen; was französische Zeitungen von Hunger, Elend, Typhus und Indisziplin berichten, ist alles erlogen; wünschenswert wären nur heimische Zeitungen und vor allem auch Bücher, namentlich für die Kranken.

---

wurden die 21. Inf. Div. und die Korpsartillerie auf das linke Seine-Ufer gezogen um den Abschnitt zwischen Meudon und Sèvres zu besetzen.

In den nun folgenden Aufzeichnungen wurden die lediglich orientierenden Hinweise auf gleichzeitige Vorgänge auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes im Interesse der Kürze der Darstellung weggelassen.

Digitized by Google

Am 20. wurde unser Kommandeur Graf Bothmer nach Versailles zum Kronprinzen von Preußen befohlen und erhielt dort für Weißenburg das Eiserne Kreuz 1. Klasse, Wirthmann, sein Stabschef, der es sicher auch verdient hätte, aber nicht.[24])

Am 21. wieder Alarm der Division infolge eines Scheinangriffes gegen Bourg la Reine, nach Verlauf einer Stunde trat wieder Ruhe ein.

Noch am 27. Abends brachten S. K. H. Prinz Luitpold und Kriegsminister v. Prandh uns aus Versailles die Nachricht von dem endlich erfolgten Fall der Festung Metz; mehr als 150 000 Mann, darunter 4000 Offiziere, seien kriegsgefangen. Der Tag selbst bescherte uns wieder eine neue Kanonade der Hautes Bruyères, vor allem gegen L'Hay und Bourg la Reine; unter ihrem Schutz rückte dann ein Bataillon, Mann hinter Mann, mit Faschinenbündeln und Schanzkörben gegen L'Hay vor und grub sich dort ein.

Auch der November begann ähnlich wie der Oktober geschlossen hatte. Die Arbeit ist jetzt mäßig und wäre nicht die ständige Unsicherheit, so ließe es sich gut aushalten, doch gewöhnt man sich auch an diesen Zustand; für die Ruhe bei Nacht ist es immer von Einfluß, wer vorn auf Vorposten ist, manche Kommandeure sind da allzu tätig. Herr Thiers und andere Diplomaten kommen und gehen ständig aus und ein, die Hoffnung auf ein baldiges Ende ist aber gering, und so fängt die Situation an, zuweilen langweilig zu werden. Die große Frage für Frankreich ist jetzt: Wie kann und wird sich eine Vertretung des Landes in Gestalt einer Kammer bilden?

Am 6. November wollten die Vorposten unterirdisches Hämmern und Schaufeln während der Nacht bei Sceaux gehört haben. Infolgedessen wurde eine Untersuchung durch Mineure angeordnet und Genie-Oblt. Laber vom Divisionsstabe damit beauftragt. Die Untersuchung ergab, daß am Abend wie am frühen Morgen die hungernden Pferde des Stabsoffiziers der Vorposten es waren, die durch gleichmäßiges Scharren mit den Füßen ihren Hunger anzeigten; sie waren in einem unterirdischen Schachte untergebracht, deren es viele vor Paris gab, aus denen Material zu den Bauten der Stadt genommen worden war.

Die an einem der nächsten Tage bei uns eingetroffene Nachricht von der Anwesenheit starker feindlicher Kräfte bei Dreux kam allen sehr unerwartet; die Situation schien momentan kritisch, es hieß hier, es sei sogar Befehl zur Marschbereitschaft des Großen Hauptquartiers in Versailles gegeben worden. Seit Coulmiers waren wir immer bereit, einem er-

[24]) Oberstleutnant Wirthmann erhielt durch V. Bl. Nr. 22 vom 4. April 1871 und Armee-Befehl vom 3. April „für tapfere Taten und hervorragende Leistungen während des Krieges" das Komturkreuz des Militär-Verdienst-Ordens und am 27. April 1871 das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen.

Digitized by Google

warteten Ausfall entgegenzutreten; die Pariser wollten doch wohl ihrem Erlöser die Hand reichen, aber sie warten nun vergebens.

Wir beschäftigen jetzt zwei Wassermühlen, alles muß zusammenhelfen, denn bis genug Brot, Wein, Hafer und Heu beisammen ist, gibt es tüchtig Arbeit. Viel Plage macht die Beischaffung der sogenannten Liebesgaben. Die Sachen häufen sich in Nogent, am Endpunkt der Bahnen, und wegen Mangel an Transportmaterial bringen wir sie nicht heran. Es wird viel geschickt, namentlich aus der Pfalz. Die Pfälzer scheinen wohl einzusehen, was sie der Armee zu danken haben. Auch der Zentralhilfsverein leistet sehr gutes und verwendet große Summen für Hilfsmittel aller Art. Es ist gut, denn die Spitäler bevölkern sich allmählich, wenn auch keine Epidemien herrschen. Eigentümlich ist, daß unsere Bauern weit weniger auszuhalten vermögen als die Städter, sie haben auch oft sogar schlechtere Nerven und bekommen zuweilen Heimweh. Sehr tüchtig sind die Einjährig-Freiwilligen; man kann sie überall brauchen, sie halten sehr viel aus. Der Geist ist gut unter den Leuten, sie sind wirkliche Soldaten geworden; die eintreffenden Ersatzmannschaften sind das begreiflicherweise weniger, aber dafür gut eingekleidet und ausgerüstet.

Am 29. Morgens 7° traf folgender Befehl ein: „Das preußische VI. Korps meldet, daß sich wieder mehrere feindliche Kolonnen bei Vitry sammeln und starkes Wagengerassel sowie das Arbeiten an den Geschützständen bei Ivry sich vernehmen ließ. Das Div. Kommando hat sofort zu alarmieren." In einer halben Stunde war der anbefohlene Allarm vollzogen und die Truppen in ihre Stellungen eingerückt. Es entspann sich von den Forts von Vanves, Montrouge und Bicêtre aus ein mehrstündiger Geschützkampf mit unseren Batterien, der aber nur geringe Verluste brachte.

Am nächsten Tag ab 2° Nachts wieder heftige Kanonade aus allen Forts der Südseite von Paris, ohne Verluste zu erzeugen. Gegen 6° Ausfall in der Richtung über Joinville, auch gegen Choisy le Roi an der Seine. Die Division wurde gegen 7° alarmiert, rückte aber gegen 11° wieder ein, nachdem ein Eingreifen in das Gefecht nicht mehr wahrscheinlich erschien.

Auch am 1. Dezember heftiges Feuer aus den sämtlichen Forts der Südseite, in der Absicht, den bei Champigny gegen die Württemberger unternommenen Ausfall zu maskieren. Trotz andauernder heftiger Beschießung mit schwerem Geschütz waren die Verluste bei uns gering. Die Württemberger Jäger hatten den ersten feindlichen Ansturm auszuhalten. Der Lärm und das Getöse des Feuers aus den schweren Geschützen der Festung war derart, daß man auch am nächsten Tag bei dem geringsten Stoß oder Fall eines Gegenstandes das Feuer zu hören glaubte.

Die Unterhandlungen sind nun wieder völlig abgebrochen; wenn es

Digitized by Google

nicht gelingt, die Loire-Armee bald aufzureiben, werden die Pariser wohl nicht nachgeben; sie rechnen, daß ihnen der Winter zu Hilfe kommt, doch den sind wir mehr gewöhnt als sie.

Die Stimmung der Leute ist gut trotz der großen Strapazen, auch die Disziplin entspricht; sie klagen nur über die fortgesetzte Abgabe von Hammelfleisch, das allmählich Unlust zum Essen erzeugt; das aus München gelieferte, bereits in Viertel zerlegte Ochsenfleisch erweist sich dagegen als sehr gut, ebenso die aus Berlin kommenden Erbswürste und Konserven.

Am 9. Dezember gegen 12° Mittags traf von den Vorposten aus Bagneux die Meldung ein: „In den Vorstädten und den Forts ein derartig außergewöhnlicher Lärm, daß eine Katastrophe dort bevorzustehen scheint"; wir stellten uns bereit, aber es erfolgte nichts, es waren wohl innere Unruhen der Stadt, vielleicht die Nachwirkung der Kenntnis der Wiedereinnahme von Orléans.[25])

Mitte des Monats trat trockene, heftige Kälte ein. Da die Mannschaften nunmehr mit Schuhen, Decken und Pelzmänteln entsprechend versehen und auch die Wohnungen — allerdings nach tüchtiger Arbeit — genügend instand gesetzt sind, ist auch in dieser Zeit der strenge Vorpostendienst erträglich; irgendein nachteiliger Einfluß auf die Gesundheit der Leute ist nicht zu bemerken; der Krankenstand ist jetzt bei trockenem, kaltem Wetter geringer. Die sehr heftige aber wirkungslose Kanonade in den letzten Novembertagen hatte den Truppen die Überzeugung verliehen, daß das als sehr wirkungsvoll gedachte Feuer ohne Schaden sei, und daß auch bei starker Beschießung ein Verlassen der besetzten Ortschaften nicht nötig wäre; auch die granatsicheren Unterstände und Räume entsprechen nach außen ihrem Zweck, nach innen als Wohnräume allerdings weniger.

Es ereignete sich in diesen Tagen hier vor Paris wenig; während früher viel übertriebene Meldungen kamen, wenn die Vorposten nur einige rote Hosen sahen, müssen jetzt schon recht viele kommen, bis einer unserer Leute seinen Pelzmantel auszieht.

Weihnachtsabend und Jahresschluß verliefen ohne Störung. Ein schöner Tannenbaum, eine Edeltanne, zierte unseren Tisch, aber die Beleuchtung fehlte fast ganz. Nur einer unserer Herren hatte unter seinen Weihnachtsgeschenken auch einige Christbaumkerzchen. Vor unserer abendlichen Zusammenkunft war ich bei Major Max v. Parseval, mit dem ich am Tage von Fröschweiler vorgegangen war und der dabei schwer verwundet wurde; er war dann nach Würzburg transportiert und nach zwei Monaten als geheilt wieder entlassen worden. Er bezog am Weihnachtsabend, als es schon dunkelte, mit seinem Bataillon vom 9. Regt.

[25]) Ein Schreiben Moltkes vom 5. Dezember an den Gouverneur von Paris hatte Kenntnis von der Niederlage der Loire-Armee und der Wiederbesetzung von Orléans durch die Deutschen gegeben. G. St. W. 1870/71, Teil 2, Seite 770.

Digitized by Google

die Vorposten bei Bourg la Reine. An der Spitze des Bataillons trug ein Pionier einen mächtigen Christbaum, mit Lichtern und einigen Feuerwerksgegenständen geziert. Dieser wurde bis an die äußerste Vedettenlinie getragen, rasch in der Nacht um 12° angezündet und dann verlassen. Weder das Anzünden noch das Abbrennen wurde gestört; die Leute hatten ihren Spaß daran.

Der Übergang vom alten ins neue Jahr wurde bei einigen Gläsern unseres allabendlichen Glühweins gefeiert; man erschien mit seinem gefaßten Wein, Zucker und Kognak war da und bald war das erwärmende Getränk fertig. Einige Minuten vor Mitternacht bestiegen wir unser Observatorium, alle Augen waren gegen Paris gewendet, erwartungsvoll, wer dem anderen das Neue Jahr abgewinnen möge. Die Pariser erwarteten gewiß ängstlich den Beginn der ihnen schon seit Wochen verheißenen Kanonade, wir einen ähnlichen Spektakel von ihrer Seite. Paris und die ganze Umgebung war rabenfinster und unheimlich still, nur von Bagneux und Châtillon blitzten einige Lichtlein herüber. Sämtliche gegen Paris liegende Fenster mußten ja am Abend abgeblendet, die Fensterläden, wo noch welche vorhanden waren, geschlossen werden, um nicht als Zielpunkte zu dienen. „Prosit Neujahr!“ hörte man vereinzelt aus der Ferne rufen; Schuß fiel keiner. Bald schlichen wir zu Bett, es wollte trotz warmer Stube und gutem Wein keine Fröhlichkeit aufkommen. Es dachten wohl die meisten an die Heimat.

Kriegstagebuch 1871.

Das neue Jahr begann ruhig; die Vorbereitungen zur Beschießung sind nun endlich fertig; am 3. Nachts wurden bei uns die schweren Geschütze eingefahren; der gefrorene Boden, der momentan das Schanzen erschwert, bedeutete noch eine kleine Verzögerung.

Heute den 5. Januar begann endlich die Beschießung, auf die wir so lange gewartet. Trotz Nebel donnerte es seit 8° früh wie beim größten Gewitter; gleich bei Bagneux stehen zwei Mörser. Von der 4. Div. kamen die Batterie Ebner, dann die Batterien Herold und Jamin mit ins Feuer. Das Wetter war für das Bombardement sehr ungünstig; es war sehr kalt und neblig den ganzen Tag über, so daß die Wirkung des Schießens nicht genau beobachtet werden konnte. Bis Mitternacht war diesseits weder eine Verwundung noch Verlust gemeldet worden.

Am 6. Januar Morgens 8° begannen die Batterien der Divisionen ihr Feuer wieder. Die Schanze Hautes Bruyères stellte nach etwa halbstündigem Schießen zweier preußischer Zwölfpfünder-Batterien das Feuer gänzlich ein; ebenso die an der Orléans-Straße liegende Etagenschanze. Die Forts Vanves und Issy, welche gegen Mittag fast gleichzeitig

Digitized by Google

das Feuer einstellten, konnten es erst gegen Abend mit nur einzelnen Geschützen wieder aufnehmen. Diesseits keine Verluste gemeldet; Witterung heute sehr günstig für die Beschießung. Auch am 7. Januar Fortsetzung des Bombardements; Beleuchtung sehr gut am Morgen; zwei Mann der 5. Feld-Genie-Komp. getötet.

Das Wetter ist jetzt viel besser; mit dem Vollmond war ein Umschlag eingetreten, so daß man ohne Mantel im Freien sein konnte. Eine der Schanzen bei Villejuif, die uns bisher immer stark belästigt hatte, mußte nach einstündiger Beschießung aufhören, so vortrefflich war die Wirkung einer preußischen Batterie.

Unser Haus und Garten wurden bis jetzt noch von keinem Geschosse getroffen, und die Vorposten, zu denen ich öfters beordert wurde, werden immer überschossen, denn mit einzelnen Sterblichen gibt man sich nicht mehr ab. Unseren Leuten ist die Kanonade eine liebe Musik, denn mehr als 100 Tage sich anschießen zu lassen, ohne etwas dagegen tun zu können, war hart. Alles ist guter Dinge, Lebensmittel, Kleidung und der Gesundheitszustand sind für die gegenwärtige Zeit als vollkommen entsprechend zu bezeichnen.

Das heute am 8. Januar Nachts sehr lebhafte Bombardement gegen die Vorwerke und Festung wurde Morgens wieder eingestellt; Erwiderung aus der Festung während der Nacht nur unbedeutend. Die Forts Vanves und Issy, ferner die Etagenschanze im Bièvre-Tal, dann Hautes Bruyères schwiegen und nur Montrouge, in dem heute Nacht eine Kaserne gänzlich ausgebrannt ist, sandte noch einige Granaten. Der diesseitige Gesamtverlust beträgt bis heute kaum 20 Mann. Ausfälle wurden keine mehr gemacht; die französischen Vorposten sind auf der ganzen Linie seit dem Eintreten des Frostes in die Laufgräben zurückgezogen worden.

Am 10. Fortsetzung des Bombardements, und zwar sehr lebhaft. Vanves und Issy antworteten wieder. Bei Montrouge, das wenig feuert, wird eine Schanze angebaut, in der vorerst sieben Scharten zu erkennen sind; die Vorposten sind nicht beunruhigt worden. Im Park von L'Hay wurde am 11. eine neue preußische Batterie etabliert, die seit heute Morgen 8° Montrouge mit Erfolg beschießt. Die Südfront dieses Forts schweigt, dagegen eröffnet heute Nachmittag 2° die sogenannte Judenschanze wieder das Feuer aus drei Geschützen gegen L'Hay und schweigt erst nach dreimaliger Decharge wieder.

Am 12. Fortsetzung des Bombardements ohne wesentlichen Erfolg. Nachts wird gegenüber von Vanves auf dessen Südfront zwischen Clamart und Châtillon unter dem Schutz von drei Kompagnien des 6. Jäg. Bats. ein Laufgraben eröffnet. Wenn es in diesem Tempo weitergeht, kann es noch Wochen dauern, ehe sich die Stadt ergibt. Ich meine, man behandelt Paris immer noch zu sehr als große offene Stadt an Stelle einer Festung;

Digitized by Google

die Stadt selbst sollte mehr unter Feuer genommen werden, dann wäre das Resultat schon ein anderes. Ein großer Feind unserer Artillerie ist auch der häufige Nebel, der uns die Zeit des Schießens verkürzt und den Franzosen dafür Zeit zum Ausbessern ihrer Werke gibt; immerhin können wir ja noch weiter warten.

In der Nacht vom 13. auf 14. war ich wieder von 11 bis 2° bei den Vorposten; es entspann sich um diese Zeit ein sehr heftiges Gewehr-, Kanonen- und Mitrailleusenfeuer, doch konnte wegen Nacht und Nebel nicht erkannt werden, wo es war. Die Vorposten zur Rechten meldeten, das Gefecht sei links, und jene zur Linken vermuteten es rechts von sich, so daß wir zu dem Schluß kamen, es könnte in Paris selbst sein; einer der Vorpostenkommandeure wollte auch starkes Läuten in der Stadt gehört haben. In Paris sollen ja auch die Arbeitermassen bewaffnet sein — vielleicht war dies heute Nacht schon ein Aufstandsversuch; ob auch dort dann die französischen Truppen in ihrer gegenwärtigen Verfassung noch Widerstand leisten? Ich kann es kaum begreifen, daß dies nun das Ende einer Armee wie jener Frankreichs sein soll.

Den 18. Januar, den Tag der Proklamation des Deutschen Kaisers in Versailles — auch ohne Zustimmung der bayerischen Kammer — konnte ich leider dort nicht mitmachen, da eine Beteiligung nicht Geladener verboten war. Vom Stabe ging außer dem Div. Kommandeur nur noch der 1. Adjutant Hauptmann Popp dorthin. Wir hatten Bereitschaft, eine Brigade rückte als Reserve gegen Versailles für den Fall des Bedarfes; es blieb aber alles ruhig.

Wenn ich manchmal einsam in den verlassenen Ortschaften umherwandere, so erfaßt mich wirklicher Jammer ob der ganzen Zerstörung, besonders wenn einige der Bewohner, wie jüngst, kommen, um aus ihrem Eigentum Winterkleider zu holen, und die Veränderung hier sehen. Aber die Franzosen wollten uns aushungern — was ist dann natürlicher, als daß man nach Lebensmitteln sucht; dann begann das Feuer aus den Forts auf uns; nunmehr wurden Fenster, Türen, Straßen verbarrikadiert mit allem, was eben zur Hand war; daß dabei das Mobiliar zum Teufel ging, ist klar — es mußte so kommen, all das Geschrei von Barbarei ist Unsinn.

Bei dem großen Ausfall am 19., der in Richtung Bougival und Montretout gegen die Stellung des V. Korps unternommen wurde, hatten wir Bereitschaft, kamen aber nicht in Verwendung.

Am 21. wurde nun auch das Feuer gegen St. Denis eröffnet; St. Denis hat nahezu 16 000 Einwohner, die müssen noch nach Paris hinein, um einen letzten Druck auszuüben, so daß dann wohl bis Anfang Februar mit Sicherheit auf die Kapitulation zu rechnen ist; bei dem letzten Ausfall

Digitized by Google

sollen auch die Verluste der Franzosen so bedeutend gewesen sein, daß ihnen nun wohl die Lust zu jedem weiteren ähnlichen Versuch vergangen sein dürfte.

Ab 26. auf 27. Mitternachts schwieg das Feuer aller Batterien, das von 11 bis 12° noch sehr heftig war; wer etwa während dieses Feuers geschlafen hatte, mußte über der plötzlich eingetretenen Ruhe aufwachen. Wir wußten nur, daß Jules Favre in Versailles war und Kapitulationsverhandlungen im Gange seien, wir dachten also an einen Waffenstillstand; etwas Bestimmtes war uns aber noch nicht mitgeteilt. Am nächsten Morgen meldeten die Vorposten, daß französische Soldaten ohne Waffen in großen Trupps sich näherten; man erfuhr von ihnen, daß ihnen ein Waffenstillstand bekannt gegeben worden sei. Man erzählt, Bismarck soll Jules Favre erklärt haben, daß es uns vorerst ganz gleichgültig sei, ob wir nach Paris hineinkommen oder nicht, während es den Herren Parisern wohl nicht ganz gleichgültig sein werde, ob sie heraus dürften oder nicht, wir hätten hier ja genug zu leben, sie aber wohl nicht.

Zeit des Waffenstillstandes und der Okkupation. 29. Januar bis 3. Juni 1871.

Am 29. Morgens 3° traf vom Korps folgender Befehl ein: „Waffenstillstand abgeschlossen, II. bayer. A. K. besetzt die Forts Vanves und Montrouge. Die Division steht um 9^{30} nördlich von Bourg la Reine in Bereitschaft. Eine Kompagnie pro Bataillon bleibt in den Kantonnements zurück." Am Nordrande von Bourg la Reine, östlich der dortigen Gipsmühle, stand um 9^{30}, wie befohlen, die Division bereit; um 2° Nachm. erst erfolgte an den zum Kommandanten von Montrouge ernannten Obersten v. Mühlbauer die Übergabe. Der vorausgesandte Hauptmann Giehrl hatte um 11° gemeldet: „Das Fort ist geräumt. Ich warte dort die Entschließung des französischen kommandierenden Generals bezüglich Regelung des Abmarsches ab; der französische Vorpostenkommandeur bittet, daß unser Vormarsch erst nach Zurückziehung ihrer Vorposten geschehe." Infolgedessen wurde der um 1° erfolgte Rückmarsch der Franzosen aus Arceuil und Cachan und den dortigen Schanzen abgewartet, um 2° nach Montrouge vorgerückt und dort Vorposten ausgestellt. Der Rest der Division bezog dann die früheren Kantonnements wieder.

Am 4. Februar wurde der Divisionsstab — eigentlich ohne ersichtlichen Grund — nach Sceaux verlegt. Wir schieden alle sehr ungern aus der uns lieb gewordenen Behausung, in der wir über vier Monate lang gelebt hatten. Unser neues Quartier war Eigentum eines Herrn v. der Marc; es war vor unserem Einzug vom Stabe der 8. Brig. Maillinger belegt und gut erhalten, aber von dem Besitzer verlassen. Der Mittagstisch war auch hier wieder gemeinsam, doch trotz unseres französi-

Digitized by Google

schen Kochs weniger abwechselnd als in Antony. Die Zerstörung im Orte selbst war nicht groß. Das Innere der von Mannschaften belegten Wohnungen mag allerdings bei den vielen Quartierwechseln sehr gelitten haben; so ein Auszug einer Abteilung oder auch eines Stabes glich immer einem richtigen Umzuge einer großen Familie, denn Betten, Tische, Stühle usw. wurden stets mitgenommen. — Dieser Tage kam eine ältere Dame, um die Erlaubnis sich zu erbitten, in ihrer früheren Wohnung nachzusehen. Ich geleitete sie dorthin. Da bot sich uns nun kein erfreuliches Bild: Das Haus stand noch unverletzt, aber das Innere sah bedenklich aus. Gleich beim Eintritt zeigte sich, daß aus dem Parterre eine Stallung geworden war; um ein großes Billard standen sechs Pferde, das Billardtuch war zum Besatz von Chevaulegerhosen verwendet, und statt Tuch lagen Futterreste von Hafer und Heu auf. Die Frau schien mir froh zu sein, daß das Haus noch stand und sagte nur: C'est la guerre. — Seit Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen muß ich überhaupt viel mit Franzosen verkehren, denn wer auf der Route Orléans—Paris nach der Stadt will, muß zuerst zu mir; es gibt da mancherlei Wünsche und auch Anstände. Es herrscht jetzt hier wieder reges Leben, Trommelschall und Kommandorufe vernimmt man wie im Kasernenhof zu Hause beim Rekrutenexerzieren; dieser Lärm fällt auf gegenüber der bisherigen Ruhe — abgesehen natürlich von Bombardements —; im übrigen verlaufen die Tage des Waffenstillstandes ruhig, auch die Ablieferung der Waffen erfolgt ohne jeden Anstand. Interessant ist es, an der großen Straße nach Paris die Rückkehr derer, die herauskommen, zu beobachten; fast jeder nimmt einen Laib Brot mit zurück; daran scheint es wohl am meisten gefehlt zu haben; teilweise sehen die Leute recht elend aus. Sie kümmern sich um keine Regierung und alles, was drum und dran hängt, sondern fragen nur darnach, wo sie am ersten etwas zu essen bekommen.

Am 9. Februar war wieder Marschbereitschaft. Es wurde nunmehr auch mit der Inspizierung der Infanteriebataillone begonnen und die Aufmerksamkeit hierbei besonders auf die Uniformierung gerichtet. Dieselbe hatte unter dem vorausgegangenen, sehr anstrengenden Vorpostendienst bei der oft unreinlichen und mitunter nassen Unterkunft sehr gelitten. Der Zustand der Bekleidung war aber doch noch befriedigend. Besondere Klagen wurden nur über das gelieferte Schuhwerk laut und über die neuen, im Leder zu dünnen Helme; Waffenrock und Beinkleid waren sehr oft ungleich abgetragen, wodurch dann das Aussehen der Mannschaften gelitten hatte; dies würde eher vermieden, wenn die Beinkleider eine andere als die Rockfarbe erhalten könnten. Der Abgang einer sehr großen Anzahl von Kochgeschirren machte sich ferner bei der Infanterie bemerkbar. Das Aussehen der Pferde des zur Musterung ausgerückten Chevaulegers-Regiments war mit Rücksicht auf die bisherige mangelhafte

Digitized by Google

Verpflegung und Unterkunft befriedigend. Die Bespannung der Batterien war gut und zeugte von sorglicher Wartung und Pflege der Pferde, doch ließ ihr Vorbeimarsch im Schritt über geackerte Felder eine Entkräftung eines Teiles der Pferde erkennen.

Der Waffenstillstand wurde am 15. Februar bis zum 24. verlängert, nachdem es den Franzosen noch nicht gelungen war, eine beschlußfähige Versammlung zustande zu bringen; unterdessen bereiteten Maueranschläge das Pariser Volk auf den Ein- oder Durchmarsch der Deutschen vor, damit die Überraschung nicht zu groß werde.

Am 26. wurden endlich die Friedenspräliminarien unterzeichnet; es waren daher nunmehr alle Feindseligkeiten einzustellen, Kontributionen durften nicht mehr erhoben werden, die Exekutionskommandos waren einzuziehen. Es war mir nun endlich möglich, einen großen Ausflug in die Umgebung von Paris zu machen. Wir ritten über Meudon an die Seine und dann über St. Cloud nach dem Valérien; der Weg war schön, die Aussicht von der Terrasse von Meudon wirklich einzig. Die berühmte Fabrik in Sèvres, die wir aufsuchten, hatte zwar auch den Besuch einiger Granaten erhalten, war aber sicher noch brauchbar, dagegen St. Cloud — dort sah es fürchterlich aus, jedenfalls durch den letzten großen Ausfall, der ja dort stattfand. Schloß und Garten, als Lieblingsaufenthalt des Kaisers, war von den Franzosen besonders gründlich zerstört worden; die Statuen im Garten zeigten sich alle als beschädigt, die Fontäne ruiniert — und doch reichte ein kurzer Spaziergang hin, um einen Begriff von der Schönheit dieses Aufenthaltes unter friedlichen Verhältnissen zu bekommen. Die zunächst des Parkes liegenden Villen sind reizend, die Ankündigung zum Vermieten, die ich einige Male las, mit dem Zusatz: „La plus belle vue du monde“ ist wohl nicht so unrichtig! Die Seine lag ruhig da, nur einzelne kleine Dampfer waren zerschossen im Flußbett. Die Steinbrücken teilweise gesprengt, schlechte Stege stellten die Verbindung her; Ein- und Ausgänge zu diesen waren mit Menschen gefüllt; Schildwachen kontrollierten genau.

Allmählich rüsten wir nun zum Abmarsch, unsere Spitäler räumen aus, die Wagen werden hergerichtet, es wird nun für ein paar Wochen wohl das Wandern auf der Landstraße beginnen. — Am Sonntag hielten wir noch im Freien Abschied von den zurückbleibenden Toten; das Scheiden von den Gefechtsfeldern hier fällt doch wieder schwer und stimmt ernst. — Daneben übten unsere Musikkorps den Marsch, der 1814 beim Einzug der Verbündeten in Paris gespielt wurde; er sollte auch uns in die bezwungene Stadt begleiten.

Am 1. März konnte ich an dem stolzen Einzug der Truppen in Paris teilnehmen — ein Tag von weltgeschichtlicher Bedeutung; von unserer Division waren leider nur 2 Bataillone zur Teilnahme bestimmt

Digitized by Google

worden.[26]) Da es unsicher war, ob überhaupt die 4. und die anderen Divisionen noch zum Einmarsch gelangten, erbat und erhielt ich die Erlaubnis, mit Hauptmann Popp, dem 1. Adjutanten, am Einzug teilzunehmen. Die Parade vor Seiner Majestät dem Kaiser auf dem Longchamps war großartig, die Haltung der Truppen musterhaft. Wer die Regimenter hier defilieren sah, der mußte sich sagen, daß man mit solchen Leuten die halbe Welt erobern könnte.

Nachdem die Bayern Revue passiert waren, ritten wir nach der Stadt. Im scharfen Trabe das Boulogner Holz durchreitend, kamen wir eben recht, um mit den ersten preußischen Truppen den Einzug mitzumachen. Der Einmarsch selbst erfolgte ohne jeden Widerstand, unter den Klängen der Regimentsmusiken und mit entfalteten Fahnen; die preußische Division, mit der wir einzogen, bewegte sich gegen das Marsfeld. Die Hindernisse waren weggeräumt, von Demonstrationen der Bevölkerung — abgesehen von Gassenjungen verschiedener Art — sah ich nichts. Als ich mit Popp und Godin später durch die Straßen ritt und zum Arc de Triomphe gelangte, wurde ich von einem Franzosen gefragt, ob Prinz Adalbert bei uns sei, da er seine Wohnung für den Prinzen hergerichtet habe. Da ich die Anwesenheit des Prinzen verneinen mußte, lud er uns ein; leider mußten wir ablehnen; Nachmittags ritten wir dann über Versailles wieder nach Sceaux zurück.

Nach der Unterzeichnung des Friedensschlusses am 2. März folgten in den nächsten Tagen Anordnungen über die Räumung der Forts; es sollte nur der Kommandant und eine kleine Wache zurückbleiben. — Als Besatzungsbrigade für Metz wurden zwei Infanterieregimenter unter dem Kommando des Generalmajors Frhrn. v. Horn bestimmt; das 5. Chev. R. sollte nach Avold und Saargemünd kommen. — Vom 8. März ab wurde ein neuer neutraler Rayon festgelegt; die innerhalb desselben liegenden Ortschaften hatten bis Mittags geräumt zu sein.

Am 10. soll das Korps in zwei Echelons den Rückmarsch antreten. Wir sind alle recht froh, trotz Landschaft, schönen Wetters und guter Gagen endlich weiter zu kommen; neben vielem anderen ist auch die Rückkehr der Franzosen in ihren alten Besitz ein Gegenstand mancher Unannehmlichkeiten; man kann ja nicht jedem einzelnen alles auseinandersetzen, wie und warum die Zerstörungen erfolgt sind. Unser Rückmarsch hat über Tournan—Coulommiers nach La Ferté an der Seine zu erfolgen. Von da soll es nach Maßgabe der Bezahlung der Kriegsentschädigung über Epernay gegen Reims gehen.

Der Marsch begann am 10., wurde aber am 12. wieder sistiert und

[26]) Das 10. Jäg. Bat. und das III. Bat. 11. Inf. Regts. waren zu diesem Zweck der 3. Div., die vom bayer. II. A. K. zur ersten Staffel der einziehenden Truppen bestimmt war, zugeteilt worden.

Digitized by Google

erst am 13. fortgesetzt, nachdem infolge Kreuzung mit den Württembergern eine zu starke Belegung der Kantonnements zu befürchten stand. Unser Stab war ob dieses unerwarteten Haltes gar nicht ungehalten, wir waren in einem Schlosse zu Tournan einquartiert und ganz vortrefflich aufgehoben. Wenngleich die Stimmung der Bevölkerung sich täglich zu bessern schien und keine Feindseligkeiten mehr zum Ausdruck kamen, konnte doch die anfangs beabsichtigte Verpflegung seitens der Quartiergeber nicht verlangt werden und mußten die Verpflegungsmittel aus Magazinen abgegeben werden; Requisitionen ohne sofortige Bezahlung durften nicht mehr stattfinden.

Am 16. wurde uns Jouarre bei La Ferté an der Marne zum mehrwöchigen Aufenthalt angewiesen, wir blieben sogar bis 3. Juni daselbst; der Ort ist klein, nicht besonders wohlhabend, aber ganz reizend gelegen. In der Woche dreimal spielte im Klostergarten die Musik der Jäger; abendliche Spaziergänge an der Marne, Besuche in den nahe gelegenen Kantonnements waren leicht ausführbar. Ein Ausflug nach St. Denis war höchst lohnend; während sich in den Straßen bloßer Neugierde wegen dichtgedrängt das Volk umhertrieb und einem Jahrmarkt ähnlich Verkäufer ihre Waren feilboten, konnte ich vom Turme des Domes aus deutlich die Granaten platzen sehen, die vom Valérien nach Paris geschleudert wurden. — Am 22. März, dem Geburtstage des Kaisers, gab die Batterie Jamin den Ehrensalut. Intendant der Armee, Gen. Lt. v. Stosch gab ein Diner im Goldenen Degen in La Ferté, zu welchem alle Generale, Stabs- und Oberoffiziere der General-Etappeninspektion sowie unseres Stabes geladen waren. Die Musik der Jäger spielte während des Diners, die Batterie Jamin salutierte während des auf den Kaiser ausgebrachten Toastes. Die Landbevölkerung, obwohl im ganzen teilnehmender für Politik als bei uns, ist hier jedoch ruhig und ergeben in ihr Geschick; Zeitungen werden kaum gelesen, während im Innern von Paris offene Rebellion herrscht. Ich komme täglich zur Bahn nach La Ferté und lese dort die offiziellen Telegramme, die von Thiers nach Berlin gesandt werden; er gibt sich der besten Hoffnung hin, der Sache bald Meister zu werden — ich glaube es um so mehr, als außerhalb Paris anscheinend nur eine Stimme der Entrüstung über den gegenwärtigen Zustand herrscht. Es sitzen nun richtig französische Truppen in den von den Deutschen gegen Paris aufgeworfenen Schanzen, und drinnen fragt man, wann kommen die französischen Truppen nach Paris?

Am 21. April erfolgte die Beurlaubung der bei der Armee noch stehenden Landwehrmannschaften. Sie gingen am 30. in Marschabteilungen vereint unter Führung von Offizieren in die Heimat per Bahn von La Ferté ab, und zwar zunächst 10 Offiziere und 700 Mann aller

Digitized by Google

Waffen. Sie benützten einen eigenen Zug, wurden mit dem eisernen Bestand für zwei Tage versehen und unterwegs auf den Etappenstationen verpflegt.

Anfang Mai rückten schon einige Batterien unseres Korps heimwärts; wenn auch hier die Gegend herrlich ist und die dienstlichen Verhältnisse denkbar angenehm sind, so strebt doch begreiflicherweise alles heim; wie würde man aber in gewöhnlichen Friedenszeiten einen Offizier beneiden, der mit Pferden und Diener auf Staatskosten für zwei bis drei Monate etwa zu Terrainaufnahmen oder zu ähnlichen Aufgaben hierher geschickt würde!

Am 9. Mai besuchte ich wieder St. Denis, der Dom hatte nur wenig gelitten, die Denkmäler der Könige in der Kirche sind unversehrt. Eigentümlich berührte es mich, daß nicht ein Meßner oder Schweizer, sondern ein wachhaltender preußischer Unteroffizier den Dom und die Gruft unter Anführung aller historischen Details uns zeigte. Nachdem die Geistlichkeit die unwahre Behauptung verbreitet hatte, der Dom mit seinen Schätzen sei ruiniert worden, wurde ihr mit Ausnahme eines einzigen der Eintritt in den Dom verboten. — Politisch wenig Neues; noch immer flüchtet, wer kann, aus Paris. Die Haltung der Bevölkerung hier grenzt jetzt mehr an Indolenz; alles will Ruhe haben. Die junge Bourgeoisie versteckt sich aus Angst, man möchte sie unter die Nationalgarden stecken; auch französische Soldaten laufen genug umher, die keine Lust haben, einzurücken; der Behörde fehlt die Kraft, sie dazu zu zwingen.

Am 15. bekamen wir offizielle Ordre, daß morgen große Truppenbewegungen gegen Paris bzw. eine engere Konzentrierung vor der Stadt stattzufinden habe; wir allein hatten zurückzubleiben. Es scheint sonach von seiten der Versailler Truppen ein allgemeiner großer Angriff, von deutscher Seite eine Demonstration beabsichtigt zu sein.[27])

Unterm 16. Mai erfolgte die Ratifikation des Friedensschlusses vom 10.; es waren nunmehr alle Vorbereitungen dahin zu treffen, daß zunächst das Gardekorps, das V. Korps und die 17. Inf. Div. vom 22. d. Mts. ab zum Rücktransport bereitstehen sollten. Bei weiterer erwünschter Entwicklung der Verhältnisse in Frankreich war sodann die Rückkehr des IX. und XII., des bayer. II. A. K. und der württemb. Feld-Div. in Aussicht genommen. Das Oberkommando der 3. Armee sollte den Zeitpunkt, zu dem die Truppen ihren Abmarsch zu beginnen hatten, anordnen. — Mit Telegramm des Oberkommandos vom 27. wurde daraufhin befohlen, daß das bayer. II. A. K. über Sézanne, Vitry, Bar le Duc und Nancy in Marsch gesetzt werde; der Tag des Abmarsches

[27]) Am 17. Mai fand angesichts der fortdauernden Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Aufständischen in Paris eine Zusammenziehung der 3. Armee vor Paris statt. Vgl. G. St. W. 1870/71, Teil 2, Seite 1423.

Digitized by Google

und die Marschroute wurden noch besonders bekanntgegeben. Infolge der sodann mit Korpsbefehl vom 29. anher gelangten Marschtabelle hat die Division am 3. Juni mit dem Abmarsch zu beginnen; ob wir von Nancy aus nach Straßburg weiter zu Fuß oder mit der Bahn kommen sollten, war noch unbestimmt. — Vor einigen Tagen war hier noch ein großes Kirchenfest, Abends sogar mit Tanz; es waren mehr als 100 Paare, die bis tief in die Nacht hinein tanzten, während am gleichen Tag die erbittertsten Kämpfe in Paris stattfanden. Paris ist noch abgesperrt, Eisenbahnzüge gehen weder hinein noch heraus.

Rückmarsch in die Heimat.

Der 3. Juni war der erste Tag unseres Heimmarsches — die Gegend in herrlicher Frühlingsstimmung; unser Quartier war heute in Sericourt, einem Schloß Scribes mit einem dem Nymphenburger Park ähnlichen Garten.

Über die weiteren Märsche in den nächsten Tagen ist Wesentliches nicht zu bemerken. Soferne es die Dislokation der Truppen gestattete, wurden sie brigadeweise zum Marsche vereint, außerdem aber von den Regimentern auf dem kürzesten Wege derart nach den neuen Quartieren marschiert, daß sämtliche Abteilungen um 11° dort eingetroffen waren. Die Trageweise der Kleidung und Ausrüstung war den Truppen auf dem Marsche ganz überlassen, um auf diese Weise ermitteln zu können, welche Art vorzuziehen war. Disziplin und Marschordnung waren während des Marsches musterhaft; es kamen keinerlei Exzesse vor. Der vortreffliche Zustand der Straßen, das für Märsche äußerst günstige Wetter, die kurzen Märsche selbst, sowie die im allgemeinen zufriedenstellende Verpflegung wirkten vortrefflich auf den Gesundheitszustand, so daß während dieser Tage nur 32 Mann der Division ins Spital gebracht werden mußten.

Es unterlag aber bald keinem Zweifel, daß die der Mannschaft eröffnete Möglichkeit rascheren Transportes in die Heimat mit Hilfe des Spitals innerhalb weniger Tage die Zahl der sich krank Meldenden in einer Weise vermehrte, daß diese am 11. Juni allein auf 92 angewachsen war. Es schien daher geboten, mit Tagesbefehl vom 13. darauf hinzuweisen, daß nur Schwerkranke vorauszusenden oder in die anbefohlenen Spitale zu verbringen, alle übrigen bei den Abteilungen mitzuführen und dort ärztlich zu behandeln seien. Es verdient notiert zu werden, daß mit dem Erscheinen des oben erwähnten Befehls und der damit geschaffenen Unmöglichkeit rascheren Transportes nach der Heimat die Zahl der Kranken bzw. Vorauszusendenden sich auf sechs in der Division reduzierte.

Am 15. kamen wir nach Bar le Duc, einer schönen, wohlhabenden Stadt mit großen Fabriken; sie hatte sich bei Kriegsbeginn durch Organi-

Digitized by Google

sation des Franktireurwesens ausgezeichnet und tüchtig Strafe zahlen müssen. Die Verpflegung in den letzten Tagen war gut, aber teuer. Die Leute fordern überhaupt, was nur möglich, namentlich wenn ein General dabei ist. — Wir haben nun bis Karlsruhe zu marschieren, wo wir am 3. Juli eintreffen sollen; von dort ab Bahntransport.

Am 20. Juni erfolgte der Einmarsch der Division unter dem Kommando des Gen. Lts. v. Bothmer in Nancy, woselbst 7 Infanteriebataillone, die 2. San. Komp. und Feldverpflegungs-Abt. Nr. 4 Quartier bezogen. Seine Exzellenz der preußische Gen. der Kav. v. Manteuffel ließ die Division Revue passieren und bat schließlich den Kommandierenden der Division, den Abteilungen seine vollste Anerkennung über die musterhafte Haltung, Marsch und Propretät auszudrücken.

Ab 27. wurde die Witterung sehr schlecht; es regnete beständig. Gleichwohl blieben die Straßen gut und mußten nur die auf den Karten als Feldwege bezeichneten Linien gemieden werden. Im allgemeinen legte die Infanterie Strecken von 6 bis 7 Poststunden, die Kavallerie bis zu 9 Stunden im Tage zurück.

Der Marsch ging nun über Saarburg, Zabern, Hagenau, Weißenburg nach Maxau, wo der Stab am 2. Juli einquartiert werden sollte, um am 3. in Würzburg einzutreffen; am 6. sollte dort der Einzug der Division erfolgen. Leider hatten wir beim Marsch durch die Vogesen schlechtes Wetter; endlich aber hörte man nun überall wieder Deutsch sprechen! Je näher wir nun der Bahn kamen, desto mehr machten sich die Vorbereitungen für die verschiedenen Empfänge usw. geltend, überallhin mußte angezeigt werden, wann und wie stark wir eintreffen würden. War schon der Marsch von Lauterburg ab ein wahrer Triumphzug, so steigerte sich der Empfang in Maxau am 2. Juli zu wahrem Enthusiasmus. Die Stadt Karlsruhe hatte uns dort ein Mahl angeboten und die Mitglieder des Magistrats hatten den Empfang und die Bewirtung übernommen. Die Feuerwehr von Karlsruhe salutierte mit Geschützen, während der Magistrat unter Vorantritt der Musik eines badischen Artillerieregiments den Divisionsstab auf der über den Rhein führenden Schiffbrücke empfing und nach der zum Speisesaal eingerichteten Baracke führte. Ich war so ergriffen, als ich den Rhein überschritt, daß mir die Tränen aus den Augen liefen. — Auch auf der Bahnstation in Landa harrte unser ein herzlicher Empfang, wie überhaupt längs der ganzen Strecke von Heidelberg bis Würzburg alle Ortschaften eiferten, ihrer Freude und Dankbarkeit sinnigen Ausdruck zu verleihen.

Am 5. Juli Vormittags 10° erfolgte der Einzug der Truppen in Würzburg, der Empfang war großartig, aber die Hitze entsetzlich, die Gefahr des Stürzens auf dem glatten Pflaster bei meinem erregten Pferde groß. Am 6. Juli nahm ich Abschied von den Kameraden des Stabes

Digitized by Google

gelegentlich eines Diners, das unser bisheriger Div. Kommandeur uns gab; ich hatte wieder in München bei der Zentralstelle des Generalstabes einzurücken.

Am 16. Juli konnte ich die Parade und den großartigen Einzug der Truppen in München mitmachen; vor dem Standbild des Königs Ludwig I. fand der Vorbeimarsch vor Seiner Majestät dem König statt; an der Spitze der Truppen zog der Kronprinz von Preußen, der Führer der 3. Armee, ein. Am Abend war glänzende Tafel im Glaspalast, zu der auch der Kronprinz erschien. Ich hatte mich bei ihm einzufinden und erhielt durch ihn in Gegenwart der ihn umgebenden Generale das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Am Tage des Einzugs in München wurde ein Armeebefehl bekanntgegeben, in dem Seine Majestät König Ludwig II. der Armee Allerhöchst seinen Dank für das Verhalten vor dem Feinde zum Ausdruck brachte. Die Bekanntgabe dieser Königlichen Worte rief stürmische Begeisterung hervor.

Mit diesen Worten an die Armee sollen die Aufzeichnungen über jene große Zeit schließen.

Armeebefehl vom 16. Juli 1871.

An Mein Heer.

Der gewaltige, Deutschland aufgezwungene Krieg ist beendet, auch Bayern zu unvergänglichem Ruhme.

Meinem tapferen Heere gebührt ein reiches Maß an den Ehren dieses Krieges, ohnegleichen in der Geschichte Deutschlands. Mit dessen wichtigsten Kämpfen und Belagerungen verflochten, glänzt in erster Linie auch der bayerische Name an den Tagen mächtiger Entscheidung. Weißenburg und Wörth, Beaumont und Sedan, die Gefechte von Plessis Piquet und Châtillon vor Paris, die Feldschlachten bei Orléans und in den Ebenen der Loire — sie sind ebensoviele Denkmäler des bayerischen Waffenruhmes.

Doch auch Alle, denen nicht gleich ihren glücklicheren Waffenbrüdern im Kampfe zu siegen vergönnt war, die Truppen, welchen der mühevolle Schutz der Verbindungen des Heeres und des besetzten feindlichen Gebietes oblag, wie jene, welche die Deckung der eigenen Festungen und die Pflicht steter Sorgfalt für die Neukräftigung der Feldarmee im Heimatlande zurückhielt, auch sie haben mit pflichttreuer Tätigkeit ihre Aufgabe erfüllt.

Digitized by Google

Mit stolzer Freude spreche Ich denn heute von neuem Meinen Königlichen Dank aus Meinem gesamten treuen Heere, sowie allen, deren Patriotismus in liebevoller Sorge für die leidenden Opfer des Krieges sich betätigt.

Aus bewegtem Herzen gedenke Ich am heutigen Tage dieser Opfer, deren Blut dem Wohle des Vaterlandes floß, der schmerzlichen Wunden, die der Krieg geschlagen. In das Hochgefühl wohlbegründeten Triumphes mischt sich die Trauer zumal um Jene, welche ihr Leben gelassen auf feindlicher Erde. Ihre Namen mögen leuchten als erhebendes Beispiel höchster Vaterlandsliebe im Glanze unvergänglichen Nachruhmes.

Und nun ihr Tapferen Alle Meines Heeres, bewahret und pfleget auch unter den Segnungen des Friedens die echten Kriegertugenden, durch welche Ihr denselben uns wieder gewonnen. Und auch Ihr, die Ihr nun in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehret oder ausscheidet aus den Reihen der Armee — möget auch Ihr jener herrlichen Tugenden stets eingedenk sein, daß sie in lebendiger Kraft sich erhalten in Meinem Volke und das Vaterland in Eueren Söhnen dereinst den Heldenmut der Väter wiederfinde. (gez.) Ludwig.

Digitized by Google

Anlage 1.

Offizier-Einteilung des bayerischen Hauptquartiers 1866.

Kommandierender: S. K. H. Prinz Karl von Bayern, Feldmarschall und General-Inspektor der Armee.

Chef des Generalstabes: Gen. Lt. Frhr. v. der Tann, Gen. Adj. u. Gen. Komdt.
Adj: 1. Rittm. Fürst Taxis, 4. Chev. R., 2. Hauptm. Fleschuez, G. Qu. St.

Sous-Chef: Gen. Maj. v. Schintling, Gen. Qu. St.
Adjutant: Hauptm. Angstwurm, 3. Inf. R.

Zur Verfügung für besondere Aufträge: Oberst Gerstner, Gen. Qu. St.

General-Kanzlei.

Vorst.: Oberstlt. Schoch, Gen. Qu. St., beigegeben Oblt Frhr. v. Godin, 7. Jäg. B.

Feld-Telegraphen-Direktion.

Hauptm. Orff, Top. Bureau.

Operations-Kanzlei.

Vorst.: Oberst Graf Bothmer, Gen. Qu. St.
Oberstlt. Graf Leublfing, Gen. Qu. St.
Maj. Schmidt, Gen. Qu. St.
Hauptm. v. Freyberg, Gen. Qu. St.
Hauptm. Angstwurm, 3. Inf. R.
Oblt. v. Xylander, 3. Jäg. B., } d. Gen. Qu. St. zugeteilt.
Oblt. v. Staudt, 3. Inf. R., } d. Gen. Qu. St. zugeteilt.

Topographische Abteilung.

Oblt Hoffmann, 13. Inf. R.
Oblt. Dürr, 1. Inf. R.

Dienst-Kanzlei.

Vorst.: Oberst v. Strunz, Gen. Qu. St. 1. Adjut. d. Feldm.
Maj. v. Freyberg, 1. Art. R., 2. Adjut. d. Feldm.
Maj. v. Massenbach, Gen. Qu. St., 3. Adjut. d. Feldm.
Maj. Graf v. Verri, Inf. Leib-R., Adjut. d. Feldz. Prinz Luitpold.
Hauptm. v. Schelhorn, Gen. Qu. St.
Oblt. Frhr. v. La Roche, 3. Art. R. } Ord. Offiziere des Feldmarschalls.[1])
Oblt. Frhr. v. Stauffenberg, 4. Chev. R. } Ord. Offiziere des Feldmarschalls.[1])
Oblt. Fürst Wallenstein, 4. Chev. R. } Ord. Offiziere des Feldmarschalls.[1])
Ult. Graf Drechsel, 1. Cuir. R. } Ord. Offiziere des Feldmarschalls.[1])
Geh. Sekrt. des Feldmarsch.: Oblt. Schmidt, 2. Inf. R.

[1]) Später auch Rittm. Düring, 4. Chev R., und Oblt. Malaisé, 2. Art. R.

Feld-Art. Direktion.

Dir.: Gen. Lt. v. Brodeßer.
Adj.: 1. Hauptm. v. Büller, 1. Art. R. 2. Oblt. v. La Roche, 3. r. Art. R.
Unt. Dir.: Oberstlt. v. Pillement, A. B. L.
Adj.: Ult. v. Stengel, 1. Art. R.

Feld-Genie-Direktion.

Dir.: Oberst Buz, G. R.
Adj.: Oblt. Uhl, G. R.
Stabs-Offiz. Maj. Frhr. v. Stengel, G. St.

Kommandantschaft des Haupt-Quartiers.

Kommandant: Maj. Friedel. — Adj.: Oblt. Schweizer, Feld-Gend. Esk. — Oberwachtmeister: Oblt. Riehl, Fuhrw. Div. des 1. Art. Regts. 1 Stabs-Profos.

Im Haupt-Quartier anwesend:

S. K. H. Prinz Luitpold von Bayern[1]), Feldzeugmeister, S. K. H. Prinz Otto von Bayern, Hauptmann im Inf. Leib-Regt., S. K. H. Prinz Ludwig von Bayern[2]), Oberlieutenant im 2. Inf. Regt., der K. K. Österr. Delegierte Feldmarschallieutenant Graf Huyn, der Delegierte des VIII. Bundes-A. K., Kgl. Württ. Maj. v. Suckow vom Gen. Stabe.

[1]) In der Folge Kommandant der Res. Inf. Div. und nach Kissingen der 3. Inf. Div.
[2]) Später Ord. Offiz. Sr. K. H. des Prinzen Luitpold.

Digitized by Google

Anlage 2.

Ordre de Bataille der K. B. 4. Inf. Div.
(August 1870.)

Kom.: Gen. Lt. Graf v. Bothmer.
Chef des Gen. St.: Oberstlt. Wirthmann.
Gen. St. Offiz: Maj. Fleschuez.
Adjutanten: 1. Hauptm. Popp v. 11. Inf. R.
2. Oblt. Schmidt v. 1. Chev. R.
Ordonnanz-Offiz.: Oblt. Frhr. v. Hertling.
Genie-Offiz.: 1. Hauptm. Schwabl.
2. Oblt. Laber.

8. Inf. Brig.

Kom.: Gen. Maj. Maillinger.
Gen. St. Offiz.: Hauptm. Orff.
Adjut.: Oblt. d. Inf. Hohe.

3. Bat. 1. Inf. R. König (Maj. v. Schlichtegroll).
3. Bat. 5. Inf. R. Großherzog von Hessen (Maj. Frhr. v. Feilitzsch).
1. Bat. 7. Inf. R. Hohenhausen (St. Hauptm. Kohlermann).
3. Bat. 11. Inf R. von der Tann (Maj. v. Gropper).
3. Bat. 14. Inf. R. Hartmann (Maj. Remich v. Weißenfeld).
5. Jäg. Bat. (Oberstlt. Frhr. v. Gumppenberg).

7. Inf. Brig.

Kom.: Gen. Maj. v. Thiereck.
Gen. St. Offiz.: Hauptm. Kellner vom 1. Inf. R.
Adjut.: Oblt. d. Inf. Schmidt.

5. Inf. R. Großherzog von Hessen (Oberst Mühlbaur) (2 Bat.).
9. Inf. R. Wrede (Oberst v. Heeg).
6. Jäg. Bat. (Maj. Caries).

10. Jäg. B. (Oberstlt. v. Heckel).
2. Chev. R. Taxis (Oberst Horadam).
Art. Abt. 1. (4 pf.) Batterie
2. (4 ″) ″
5. (6 ″) ″
6. (6 ″) ″
} 4. Art. Regts. König } (Oberstlt. Frhr. v. Crailsheim).
1 Mun. Kol. v. 4. Art. R. König.
2. San. Komp.
Feldverpflegs. Abt. Nr. 4.
Aufnahms-Feldspital Nr. 4.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr 68—71.

Digitized by Google

Der Gegensatz zwischen Yorck und Gneisenau.

Eine psychologische Studie.

Von

General der Infanterie z. D. **v. Zwehl.**

Mit 3 Skizzen.

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Das Jubiläumsjahr 1913 hat eine Fülle von Schilderungen aus dem großen Befreiungskampfe gebracht. Sie waren vorwiegend auf das Tatsächliche und dessen Folgen zugespitzt. Selbst in der mustergültigen, nach Form und Inhalt mit Recht allerseits anerkannten, bedeutenden Darstellung des Generals v. Friederich[1]) haben aber schon aus Gründen der Raumbeschränkung nicht alle persönlichen Momente eine genauere Erörterung finden können. Dahin gehört auch der Gegensatz, der zwischen den Generalen Yorck und Gneisenau schon vor dem Kriege bestand, und der sich zum Teil infolge der dauernden dienstlichen Berührungspunkte nicht allein nicht allmählich ausglich, sondern noch verschärfte. Bei der Bedeutung der persönlichen Beziehungen für alles militärische Tun hat aber dieser persönliche, allerdings auf sachlicher Grundlage ruhende Gegensatz doch einiges Interesse, so daß es sich verlohnen kann, ihn näher zu verfolgen. Bei der vor hundert Jahren mehr als heute, wo die Verkehrsverhältnisse mündliche Aussprache erleichtern, vorhandenen Neigung zu eingehendem Schriftwechsel sind auch über das nähere Verhältnis der beiden großen Männer zahlreiche Aufzeichnungen auf uns überkommen. Widersprüche und Lücken fehlen allerdings nicht. Das militärische Urteil kann aber manches mit einiger Wahrscheinlichkeit ergänzen.

Die Archive sind über die Befreiungskriege schon vielfach gründlich und sachverständig durchforscht. Für die hier in Frage kommende Untersuchung ist neben dem schon erwähnten Werke Friederichs vor allem das herrliche Buch Joh. Gust. Droysens über den Feldmarschall Grafen Yorck v. Wartenburg[2]) maßgebend gewesen. Bei aller Begeisterung für Yorck ist es von anerkennenswerter Unparteilichkeit und ein Muster sorgsamer historischer Forschung; dabei hat der Verfasser, obschon nicht Soldat von

[1]) Friederich, Die Befreiungskriege 1813—1815. Berlin. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

[2]) Berlin 1851/52 mit zahlreichen späteren Auflagen.

Digitized by Google

Fach, auch für die militärtechnischen Fragen ein fast immer treffendes Urteil. Daneben geben die Veröffentlichungen von Pertz und Delbrück[3]) über Gneisenau, sowie ganz besonders das neuerdings vom Generalleutnant v. Unger über Gneisenau[4]) herausgegebene Werk zahlreiche Einzelheiten, die beachtenswert sind. Für den Beginn des Herbstfeldzuges hat die kürzlich erschienene Monographie des Hauptmanns Sattig über die Schlacht an der Katzbach[5]) das Material noch einmal gründlich geprüft. — Diese wichtigsten Quellen konnten aber doch nicht davon entbinden, in Archiven des Generalstabes und des Kriegsministeriums noch über einiges Nachforschungen anzustellen, namentlich wenn es auf den vollständigen Wortlaut einzelner Befehle, Meldungen, Berichte ankam. Wesentlich neue Gesichtspunkte haben sich dabei für diesen Stoff allerdings nicht ermitteln lassen, es kam mehr darauf an, das vorhandene Material genauer in der beabsichtigten Richtung zu verwerten.

I.

Der zwischen Yorck und Gneisenau vorhandene scharfe Gegensatz betraf zwei Männer, beide hochbedeutend, die das Beste für das Wohl des Landes erstrebten, dem Vaterlande wie ihrem Könige rückhaltlos ergeben, alles einsetzten, um das große Ziel, Befreiung des Vaterlandes vom Joche des Eroberers, zu erreichen.

Zweck dieser Untersuchung kann es unmöglich sein, allgemein festzustellen, wen von den beiden Generalen die Schuld an dem Gegensatz untereinander träfe. Noch weniger soll etwa abgewogen werden, auf wessen Seite die größeren militärischen Verdienste sind. Die Abgabe derartiger Urteile erscheint wenig angebracht. Dagegen soll an der Hand der Ereignisse geprüft werden, wie der Gegensatz entstand und wie er sich äußerte. Dabei wird es sich allerdings nicht vermeiden lassen, anzudeuten, wo in dem einzelnen Falle die Ursache zur Unzufriedenheit, Mißbilligung und schließlich zu ausgesprochener Feindschaft zu suchen ist.

Yorck und Gneisenau waren ihrem ganzen Wesen nach grundverschiedene Menschen. Yorck, 1759 geboren, war bei Beginn der Befreiungskriege nicht allein ein völlig abgeschlossener, fertiger Charakter, sondern auch ein bewährter Führer, der auf tatsächliche, vielseitige Er-

[3]) Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau 2 Bände. Berlin 1882.

[4]) W. v. Unger, Gneisenau. Berlin 1914. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

[5]) Wilhelm Sattig, Die Schlacht an der Katzbach und die Verfolgung bis zum 1. September 1813. 4. Heft von „Beiträge zur Geschichte der Befreiungskriege", Gen. Maj. v. Friederich. Berlin 1914. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

folge zurückblicken konnte. Eine harte Schule des Lebens hatte ihn gebildet, seine militärischen Anschauungen gründeten sich auf Beobachtungen in vielen Erdteilen. Er war als Lehrer des zerstreuten Gefechts und des Dienstes der leichten Infanterie seiner Zeit voraus bahnbrechend gewesen. Auch als Führer im Gefecht hatte er im Jahre des Schreckens und des Zusammenbruchs der Armee des Großen Königs auf dem Rückzuge bei Altenzaun und in den Kämpfen bei Lübeck sich vortrefflich bewährt. In den folgenden Jahren mit zahlreichen Beweisen des Vertrauens seines Königs begnadigt, vielfach mit verantwortungsvollen Aufträgen bedacht, hatte er sich 1812 in Rußland, bevor es zum endgültigen Bruch mit Macdonald kam, als Führer des preußischen Hilfskorps dessen volle Zufriedenheit erworben. Napoleon bot ihm den Marschallstab mit 20 000 Franken lebenslänglicher Jahresrente an. Am Tage von Tauroggen war er der Mann der Tat gewesen, hatte im Frühjahrsfeldzuge 1813 überall mit Ehren im Feuer gestanden, so daß er hierüber später berechtigt an den König schrieb: „Von der weisen Beurteilung Ew. Majestät kann ich mit Gewißheit voraussetzen, daß es Allerhöchstdenenselben nicht entgangen ist, mit welcher Hingebung, mit welcher Anstrengung, mit welcher Selbstverleugnung, ja mit welchem Glück ich die letzten Feldzüge gemacht habe. Ohne Verblendung, ohne Selbstsucht kann ich jeden zur Beantwortung der Fragen auffordern:

Wer war der letzte auf dem Schlachtfelde von Großgörschen?
Wer sammelte die preußischen Truppen bei Frohburg und ordnete den Rückzug?
Wer deckte den Rückzug nach der Schlacht von Bautzen?“ . . .

Das Leben hatte den von Natur verschlossenen, peinlich rechtlichen, aber harten, fast finsteren Mann streng, wo es sein mußte, bis zur Härte streng gemacht, sein an sich kritischer Verstand ihm eine Neigung zum Pessimismus gegeben. Erst nach längerer Bekanntschaft gab er sich freier und zeigte, daß unter der äußeren Härte ein warmes, teilnehmendes Herz schlug. Im gewöhnlichen Verkehr aber ging durch sein Wesen ein fast finsterer, scheinbar mürrischer Zug, der anders geartete Naturen abstieß. Langeron, sein Waffengenosse im Befreiungskriege, sagt von ihm:[6]) „Yorck ist ein starker Charakter und von heldenhafter Unerschrockenheit im Feuer; er hat außerdem große militärische Talente; er hat bewiesen, daß er ebenso viel richtiges Urteil wie Entschlossenheit besaß, als er sich vom Marschall Macdonald trennte“ . . . „Aber er ist ein schroffer, schwer zu behandelnder Charakter, heftig, haßerfüllt und grob, es ist nicht einfach, ihn zum Waffengenossen oder Unter-

[6]) Langeron, Mémoires. Paris 1902.

Digitized by Google

gebenen zu haben." Das Urteil erschöpft die hervorragenden Eigenschaften nicht und übertreibt die ungünstigen. Immerhin ist es beachtenswert als von einem General, der monatelang Schulter an Schulter mit Yorck gefochten hat.

Gneisenau, an Lebensalter nur ein Jahr jünger als Yorck, hatte bis zum Kapitän sein Leben in kleinen Garnisonen, in dem Einerlei des damaligen schematischen Dienstes verbracht, als das Schreckensjahr 1806 anbrach. Bei Jena war er vorübergehend im Stabe Hohenlohes gewesen und durch einen Zufall der Kapitulation von Prenzlau entgangen. Die Belagerung von Kolberg sah ihn als dessen unverzagten, heldenmütigen Kommandanten. Immerhin war diese Verteidigung, so ruhmvoll sie für die Preußen und ihn selbst war, doch nur eine Einzeltat. In der Reorganisationskommission hatte Gneisenau als Gehilfe Scharnhorsts eine wichtige Rolle gespielt, aber das war in den Augen namentlich derer, die seinen fortgeschrittenen militärischen Standpunkt nicht teilten — und sie waren sehr zahlreich —, doch alles mehr Theorie oder Organisatorisches. Auch seine längeren Reisen, sein Aufenthalt in England hatten ihn militärisch nicht fördern können. Auf den Gefechtsfeldern und in der Praxis hatte noch niemand, namentlich Yorck nicht, ihn kennen oder gar schätzen gelernt. Als er 1813 bei Beginn des Herbstfeldzuges als Chef des Generalstabes zur Schlesischen Armee trat, schrieb er an den König Friedrich Wilhelm: „So sehr ich mich durch einen solchen Beweis des Königlichen Vertrauens zur lebhaftesten Dankbarkeit befeuert fühle, so gebietet mir doch meine Pflicht, Ew. Königlichen Majestät unverhohlen zu sagen, daß ich die für diesen Posten erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten nicht besitze. Unter der Oberleitung des Generalmajors Scharnhorst und bei der Unterstützung einsichtsvoller Freunde konnte ich wohl einigermaßen dem Generalquartiermeisterposten eines kleinen Armeekorps vorstehen, aber die höchst wichtigen Geschäfte eines Generalquartiermeisters für eine große Armee und in einem so hochwichtigen Moment zu übernehmen, dafür fühle ich meine Kräfte unzureichend." Das waren keine Redensarten, keine scheinbare Bescheidenheit, die den Widerspruch hervorrufen sollten, sondern innere Überzeugung. — Langeron, dessen Urteil über Yorck oben angeführt ist, sagt über Gneisenau: „Der Chef des Generalstabes Gneisenau ist ein unterrichteter, tapferer Soldat, ein ausgezeichneter General. Seine Studien und die aus den Kriegen der Französischen Revolution abgeleiteten Erfahrungen hatten ihn gelehrt, daß man die veralteten taktischen Grundsätze verwerfen müsse, weil sie 22 Jahre lang alle Niederlagen der Feinde Frankreichs verursacht hätten. Er hatte begriffen, daß man Napoleons System der Kriegführung annehmen, ihn durch große Operationen in derselben Weise in Erstaunen setzen müsse, wie er durch kühne Bewegun-

Digitized by Google

gen Europa überrascht habe. Aber wenn ich auch den Talenten des Generals Gneisenau alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, kann ich dasselbe Lob seinem Charakter nicht spenden. Sein Hochmut, seine Eigenliebe dulden nicht den leisesten Widerspruch; selbstsüchtig, hart, aufbrausend, grob und derb in einem Maße, wie es selbst bei einem Deutschen ungewöhnlich ist, wird er allgemein gehaßt und mußte es sein." — Auch dieses Urteil ist wohl nicht ganz unbeeinflußt von mannigfachen Reibungen, die Langeron mit dem Oberkommando der Schlesischen Armee hatte, weil dieses mit dem oft eigenmächtigen, unbotmäßigen, zaghaften Verfahren des russischen Korpsführers, der allgemein mit seiner Unterstellung unter Blücher unzufrieden war, nicht einverstanden sein konnte. Von einigem Wert ist aber doch folgendes Urteil Müfflings, mag man ihn auch nicht immer als ganz zuverlässig ansehen, des ersten Generalstabsoffiziers beim Oberkommando: Gneisenau hätte seinen (militärpolitischen) Widersachern gegenüber das System angenommen, „ihnen offen und mit großer Energie entgegenzutreten. Führte ihn der Dienst in ihre Nähe, so war er kalt abgeschlossen, und man erkannte die Absicht abzustoßen, was ihm denn auch reichlich erwidert wurde." Sicher ist, daß seine Veranlagung zum Überschwang neigte, daß sein Wollen zu dem Möglichen nicht immer im rechten Verhältnis stand, daß sein ganzes Tun von einem die realen Schwierigkeiten der Truppenführung mißachtenden Optimismus getragen war. Aber alle diese Mängel wurden weit überragt durch einen unbeugsamen Mut auch im Unglück, durch einen mächtigen Zug genialer Kühnheit und den festen Willen zu siegen oder unterzugehen. Wie mächtig das Bestechende in seinem Wesen war, das hat Ernst Moritz Arndt in folgenden Sätzen ausgedrückt: „Sein Bau war stattlich und seine Glieder löwenartig, Schultern und Brust breit, von der Hüfte bis zur Fußsohle alles stark und rund, und wo es sein mußte an Füßen und Gelenken alles zierlich und beweglich gebildet; er stand und schritt wie ein geborener Held. . . . Dieser schöne Mensch war von einer leidenschaftlichen, feurigen Natur und kühne Triebe und Gedanken fluteten in ihm hin und her; und ebenso war sein Angesicht, wenn er nicht zuweilen, was ihm selten begegnete, in eine halb träumende und sinnende Abspannung fiel, immer von einer wallenden und geistigen Flut übergossen, welche seine Gesichtszüge selten stillstehen ließ. Diese Geistigkeit, die sich auf dem edlen Antlitz in den lebhaftesten, beweglichsten Wechseln malte und abspiegelte, drückte sich in allen Gefühlen und Stimmungen der Liebe und des Zorns, der Freude und des Unmuts auf das liebenswürdigste und gewaltigste aus. . . . Diese edle Gestalt, dieser geschwinde Mut und geflügelte Geist war noch durch innerste Schönheit der Seele geadelt: Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie ein lieblicher Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen. Man

konnte in seinen glücklichen Augenblicken ordentlich wie in Freude und Verehrung vor dieser erhabenen Erscheinung stillstehen und sich zurufen: Sieh'! hier ist einmal ein ganz wohlgeborener harmonischer Mensch! Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe, selbst in Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeiten und Schleichereien wohl ergießen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt, und die Sprache behielt den Klang des Helden." . . . Man sieht, daß hier mit dem Auge des Dichters gesehen, mit seiner Feder geschrieben ist; trotzdem kann nur ein bedeutender Mensch zu solchen begeisterten Äußerungen anregen.

Gemeinsam waren Yorck und Gneisenau eine tiefe, nie erlahmende innere Leidenschaft: Yorck sie mehr hinter finsterem Wesen verbergend, Gneisenau in seinem schwungvollen Wesen leicht übersprudelnd. In der Seele beider Männer lagen also viele Keime, aus denen sich ein scharfer Gegensatz entwickeln mußte, als sie in nahe dienstliche Berührung kamen. Die Anfänge hierzu gehen auf die Zeit der Reorganisation des preußischen Heeres nach der großen Katastrophe zurück. Yorck hatte sich, durch seinen Dienst als Truppenführer ganz in Anspruch genommen, von der großen Politik ferngehalten. Mit vielen, die damals an dem großen Reorganisationswerk des Staates arbeiteten, hatte er sich verfeindet, weil er den radikalen Änderungen, die sich damals vollzogen, abgeneigt war. Gegen einen der Neuerer, Gneisenau, so sagte Droysen, „gegen einen der edelsten dieser edlen Genossenschaft blieb ihm ein unversöhnter Groll, ein Groll, der darum nicht im milderen Lichte erscheint, weil Gneisenau ihn ebenso unversöhnlich erwiderte". Gneisenau war mit Boyen und vor allem mit Scharnhorst einer der leidenschaftlichsten Vertreter der Steinschen Reformen. Yorcks Standpunkt hierzu bezeichnet treffend ein Brief, den Droysen mitteilt. Wenn auch die Ansichten Steins nicht in a l l e n Beziehungen diejenigen Gneisenaus waren, so möge ein Auszug dieses Briefes hier doch eine Stelle finden. Yorck schreibt am 21. September 1808:

„Der Mann (Stein) ist zu unserem Unglück in England gewesen und hat von dort seine Staatsweisheit hergeholt; und nun sollen die in Jahrhunderten begründeten Institutionen des auf Seemacht, Handel und Fabrikwesen beruhenden reichen Großbritanniens unserem armen, ackerbautreibenden Preußen angewöhnt werden.

Wie hat er geeilt, mit seinen Absichten zum Vorschein zu kommen. Gleich bei seiner Ankunft in Memel das bewirkte Edikt, daß j e d e r ohne Unterschied ein Rittergut kaufen, der Adel dagegen jedes bürgerliche Gewerbe treiben dürfe. Eine eigentliche Abschaffung, man möchte sagen Verhöhnung des Adels ist dem Geiste unseres Monarchen und

Digitized by Google

unseres Volkes durchaus zuwider. Wird der Gewürzkrämer oder der Schneider, der das Gut erwirbt, oder der Spekulant, der auf seinen Profit gedacht hat und schon auf Wiederveräußerung sinnt, wieder auch im Unglück seinem Monarchen »zu Dienst sein mit Gut und Blut?« . . . Daß die sogenannte Sklaverei der Bauern usw. nur philanthropisches Geschwätz ist, wissen wir alle. Doch läuft es eigentlich darauf hinaus, daß ein Grundbesitz sein soll wie ein Taler Geld, der durch die Zirkulation sich vervielfältigt, wobei noch durch Stempelgebühren etwas für den Staat abfällt. Keine landesväterliche Idee nach dem Sinne des Königs. So etwas kann nur in der Kanzlei eines Bankiers oder von einem Professor, der einen schlecht verdauten Adam Smith vom Katheder dozziert, ausgeheckt werden. Leider hat sich dergleichen Geschmeiß des genialen Ministers bemächtigt. Man sieht zu, wie es von allen Seiten herbeiströmt und was sie in ihrer Koterie schon zutage bringen. Hörte man nicht sogar schon den demokratischen Unsinn, daß alle Stellen im Staat durch Votum des Volkes besetzt werden möchten? — Wie aber wird das schöne Land bei diesem Plusmachersystem verwüstet werden! Auch die Königlichen Domänen, die sie veräußern und den König auf lauter Geldeinnahmen setzen möchten, werden nicht ausgenommen sein. . . . Ein anderes Steckenpferd, das der Minister reitet, ist die Kopulation. Aus der Familie jedes ehrsamen Bürgers und Handwerksmeisters, der eine Anzahl Gesellen beschäftigt, ernährt und zur sittlichen Ordnung anhält, soll eine Anzahl kleiner Familien hervorgehen, indem jeder Gesell seine Dirne heiratet und der Stifter eines neuen Geschlechts von Hungerleidern wird. Ebenso auf dem Lande, wo man gar gern alle großen Güter in kleine auflöste und jede Erbschaft teilend, statt eines wohlhabenden adligen Besitzers oder Großbauern eine Anzahl kleiner Gärtner oder höchstens Kossätenhöfe stiftete. . . . Der Kalkül der in Progression steigenden Bevölkerung ist ganz richtig; gleicht aber solche Pöbelerzeugung — wir sollten Gott danken, daß wir dergleichen nicht haben, wie in Frankreich und England — nicht dem Ungeziefer, das man aus Hobelspänen erzeugt? . . . Des Ministers Absichten sind übrigens bekannt. Er will den Bauern ein Eldorado von ferne zeigen. Um es zu genießen, kommt es nur darauf an, die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Das hängt mit seinen geheimen Verbindungen in Deutschland zusammen, die Napoleon schon ausgewittert hat, und über die wir ihm auch keine Vorwürfe machen wollten, wenn er nur nicht damit in dem gegenwärtigen Moment den König kompromittierte. Die Person des Monarchen und die Sicherheit seines Hauses soll aber einem preußischen Staatsminister über alles gehen. Auch irrt er sich in dem Charakter des preußischen Bauern, wenn er glaubt, daß dieser irgend etwas tun werde, *ohne den Befehl seines Königs und ohne große Bataillone*, die ihm

Digitized by Google

beweisen, daß es damit Ernst ist; da schließt er sich an und schlägt wohl auch auf seine Einquartierung los; doch die Franzosen haben Argusaugen. Zu einer sizilianischen Vesper oder zu einem Kriege auf die Vendeer Weise ist der Deutsche eben nicht geeignet. Wie wäre auch in unserem flachen Lande so etwas möglich. In der Lage, in der wir uns befinden, ist ruhiges Abwarten der politischen Verhältnisse das Klügste und Sicherste, den Feind aber auf eigene Verantwortung und Gefahr herauszufordern wahrer Unsinn."

Von einer kritischen Würdigung des aus diesem Schreiben erkennbaren staatsrechtlichen Standpunktes zu den Steinschen Reformen kann man absehen. Yorck unterschied sich in seinen Ansichten nicht von vielen, und zwar besonders königstreuen, zu Opfern bereiten Patrioten. Dieser Standpunkt war unhaltbar, die Geschichte ist über ihn hinweggeschritten. Um so beachtenswerter ist aber Yorcks Ansicht über eine Volkserhebung gegen die unerbittlichen fremden Bedrücker. Inwieweit er über die später von Scharnhorst und Gneisenau lebhaft vertretene Ansicht, man müsse durch sie die Franzosen vernichten, im Jahre 1808 unterrichtet war, ist nicht bekannt. Der Gedanke hat damals schon bestanden und Yorck hat ihn als unbrauchbar verurteilt. 1811 hat durch eine längere Denkschrift Gneisenaus der Gedanke des Volkskrieges feste Gestalt angenommen. Die Denkschrift hat dem Könige Friedrich Wilhelm vorgelegen und ist von ihm mit Randbemerkungen versehen. Die Volkserhebung sollte sich um die noch in preußischem Besitz befindlichen Festungen gruppieren. Wie sie im einzelnen gedacht war, hat Delbrück im Leben Gneisenaus geschildert,[7]) auch die einzelnen Bemerkungen des Königs erläutert, die fast durchweg ablehnend, aber treffend, mit besonderem Verständnis für die Realität der Dinge dem Urteil des Königs alle Ehre machen. Welche Stellung Yorck zu diesem Plane eingenommen hat, ist nicht bekannt, ja es ist unwahrscheinlich, daß er zu seiner Kenntnis gekommen ist. Nach seiner eben angeführten Äußerung kann man annehmen, daß auch er sich von dem Optimismus Gneisenaus sehr entschieden abgekehrt hätte.

Wenn man sich den Verlauf des Frühjahrs- und Herbstfeldzuges 1813 vergegenwärtigt, sich der Schwierigkeiten erinnert, denen die Bildung der Landwehrtruppen, die Aufbietung des Landsturmes begegneten, so kann man nur mit Befriedigung feststellen, daß die Absichten auf Entfachung eines Volkskrieges vor dem Untergange des französischen Heeres in Rußland nicht verwirklicht worden sind. Der nüchterne Sinn des Königs Friedrich Wilhelm hat sich den Absichten Gneisenaus und Scharn-

[7]) Band I, S. 214 ff. der zweibändigen Ausgabe. Berlin 1882.

Digitized by Google

horsts mit glücklichem Erfolge entgegengestellt. Auch nach der Katastrophe 1812 ist es nur mit russischer und österreichischer Hilfe möglich gewesen, den großen Korsen niederzuwerfen. Was der Ausgang Preußens gewesen wäre, wenn man schon 1811 den Volkskrieg in Preußen nach Gneisenaus Vorschlägen versucht hätte, ist unschwer zu erkennen. Das Beispiel Spaniens, die dort ganz anderen geographischen Verhältnisse, die Eigenschaften einer leicht zu fanatisierenden Bevölkerung wurden in den Vorschlägen Gneisenaus verkannt. Auch konnte dieser nicht genau übersehen, daß dort ein starkes englisches Heer unter einem wenn auch nicht großzügigen, so doch geschickten, zähen Führer den eigentlichen Kern der Verteidigung abgab. Trotzdem wäre auch dort die Niederlage der Engländer, Spanier und Portugiesen wahrscheinlich gewesen, wenn Napoleon mehr Kräfte hätte einsetzen und statt seiner zum Teil ihren selbständigen Führeraufgaben nicht gewachsenen, zum Teil rivalisierenden Marschälle den Oberbefehl selbst hätte führen können.

Diese Erscheinungen: bei Yorck starres Festhalten an überlieferten Anschauungen, auch wo es sich um Überlebtes, die freiere Entwicklung des Staates hemmende Einrichtungen handelte, bei Gneisenau himmelstürmender Optimismus, der die verderblichsten Folgen hätte haben können, sind hier nur kurz zu erwähnen, nicht um den großen Männern Irrtümer nachzuweisen, sondern um anzudeuten, wie erheblich verschieden ihre Naturen waren. Der eine stand fest auf dem Boden des Staates Friedrichs des Großen, wenn er auch die Notwendigkeit bedeutender Reformen nicht übersah. Er war ebenso stolz wie kühn, aber immer unter scharfer kritischer Prüfung aller den Erfolg beeinflussenden Vorbedingungen. Gneisenau anderseits allen modernen Ideen leicht zugänglich, unerschöpflich in der Kühnheit der Gedanken und Entwürfe, alle Einzelheiten aber weniger durchdringend. Ein selten verzagender Optimismus half ihm über schwierige Lagen leichter hinweg.

II.

Über die persönlichen Beziehungen Yorcks und Gneisenaus, bevor sie im Herbstfeldzuge 1813 in nahe dienstliche Berührung traten, liegen keine interessanten Angaben vor. Der Briefwechsel zwischen Scharnhorst und Yorck bezog sich mehr auf bestimmte Einzelfragen, nicht auf allgemeine Grundzüge des Reorganisationswerkes. Gneisenau trat dabei nicht hervor. Auch ist nicht bekannt, ob dieser zu Yorcks großer Tat, der Konvention von Tauroggen, eine bestimmte Stellung genommen hat. Er war damals in England und kehrte erst am 25. Februar 1813 auf einem englischen Schiffe nach Preußen zurück. Auch im Frühjahrsfeldzuge 1813, während Yorck mit Blücher unter Wittgenstein stand und Gneisenau im Stabe Blüchers unter dem Stabschef Scharnhorst als Generalstabsoffizier

Digitized by Google

diente, war kein Anlaß zu ernsteren Meinungsverschiedenheiten. Nach der Verwundung Scharnhorsts bei Großgörschen, während des Rückzuges von Bautzen und bis zum Schluß des Frühjahrsfeldzuges scheinen wesentliche Reibungen nicht vorgekommen zu sein. Im Herbstfeldzuge aber, als Gneisenau endgültig an Scharnhorsts Stelle trat und das I. preußische Korps unter Yorck der Schlesischen Armee einverleibt wurde, war bei der eigenartigen Besetzung des Oberkommandos zu Reibungen der Boden bereitet. — Yorck war von vornherein über seine Zuteilung zur Blücherschen Armee sehr wenig erbaut.

In Blücher[8]) sah er nur den guten, entschlossenen Reiterführer, den „Husarengeneral", dem eine über seine Befähigung weit hinausgehende Popularität und Begabung zurechtgeredet war. Mit dieser Ansicht stand er keineswegs vereinzelt da. Sie war auch im Schwarzenbergschen Hauptquartier allgemein. Und ein starker Rest von ihr hat sich bis in unsere Tage erhalten. Yorck hatte seit dem Zuge nach Lübeck die Meinung, daß Blücher ganz von seiner Umgebung abhängig war. Und in wessen Händen sah er ihn? Von Gneisenau versah er sich nur unpraktischer Dinge, Überspanntheiten und für seine Person Ärger die Fülle, geflissentliche Kränkungen. Jede Berührung mit ihm gab der wachsenden Bitterkeit neue Nahrung. Müfflings, des ersten Generalstabsoffiziers kluge Behutsamkeit und weltmännische Gewandtheit umgarnte nach Yorcks Ansicht den alten Blücher nur um so sicherer. Müffling war es auch, der das Formelle des Generalstabsdienstes, die Befehlstechnik, weit sicherer beherrschte als Gneisenau, der auch ein zu hochfliegender Geist war, um sich mit Strenge und Selbstzucht in diese Formalien einzuarbeiten, sie zu durchdringen. So sah Yorck Blücher nur deshalb an seine Stelle gesetzt, weil dieser es sich gefallen ließ, daß andere kommandierten, er nur den Namen zu allem hergeben mußte. Daß dies von einem in der höchsten Form selbständigen Geiste, der alles selbst beurteilte und auch in den Grenzen seiner Kommandobefugnisse anordnete, mit bitterem Grimm betrachtet wurde, war natürlich. Nur um so schroffer schloß er sich ab. Aber sein trotz aller äußerlichen Härte vornehmer Sinn, sein praktisches Geschick, seine wirklichen Führergaben flößten ein so unbedingtes Vertrauen und Hochachtung ein, hatten so viel Fesselndes, daß seine Umgebung sich nur um so fester an ihn anschloß und sein ganzes Wesen sich auch auf den Stab ausdehnte. Es bildete sich ein völliger Gegensatz zwischen dem Yorckschen und dem Blücherschen Stabe. Wenn Blücher seinen Gneisenau walten ließ, seinen strategischen Vorschlägen in der Regel bedingungslos folgte, Müffling die Redaktion der Gedanken übernahm, so entschied Yorck meist selbst, er verlangte von seinen Untergebenen nur genaue Befolgung der ihnen gegebe-

[8]) Droysen, III. S. 8ff.

Digitized by Google

nen Aufträge. Dieser kommandierende General war durch alle Stellungen der militärischen Hierarchie gegangen. Sein scharfer Verstand, sein klares Urteil durchdrang alles. Während Gneisenau in dem großen Gedanken des Krieges lebte, stets die höchsten Ziele erfassen wollte, ward bei Yorck immer geprüft, was selbst bei den höchsten Forderungen, vor denen er nicht zurückschreckte, zu leisten möglich war. Den Genialen und Enthusiasten gegenüber richtete Yorck sein Augenmerk nur um so nachdrücklicher auf das Praktische. Wenn die kühnen Entwürfe des Oberkommandos nicht selten mit den menschlichen Kräften in Widerspruch gerieten, die Fesseln von Zeit und Raum mißachteten, so dachte man beim Generalkommando Yorcks auch an „die Füße und Magen, an die Flintensteine und Hufeisen". Es ist Blüchers unsterbliches Verdienst, daß er mit seiner unverzagten Bonhomie diese Gegensätze, soweit es eben möglich war, auszugleichen wußte. Ein Offizier des Yorckschen Stabes hat damals gesagt: „Es war wohl eine gnädige Führung Gottes, der diese verschiedenen Charaktere auf diese Stelle brachte; die kühnen, großartigen Ideen des Blücherschen Hauptquartiers wären wohl schwerlich so mit Erfolg gekrönt worden, wenn nicht ein Mann wie Yorck da war, der mit gewissenhaftem Ernst und eiserner Strenge für die Verfassung und den Geist seines Korps sorgte und mit ebensoviel Ruhe und Umsicht als Mut und Energie in den Gefechten führte."

Leider waren die ersten Operationen im Herbstfeldzuge 1813 wenig geeignet, Yorcks Mißtrauen in die Befähigung des Oberkommandos der Schlesischen Armee zu zerstreuen. (Vgl. Skizze 1.)

Durch den Trachenberger Operationsplan war das Verhalten der weit getrennten Heere der Verbündeten dahin vereinbart, daß jede Armee gegen den Feind bei Dresden — „die feindlichen Biwaksfeuer", „das Zelt des Kaisers" — vorrücken, aber einer Entscheidung gegen überlegene feindliche Kräfte ausweichen sollte. Für eine schwache Truppenabteilung war dieser Auftrag nicht einfach, für eine Armee von mehreren Korps doppelt schwierig, und zwar um so schwieriger, je entschiedener der einzelne Oberführer darauf brannte, dem Gegner möglichst rasch eine entscheidende Niederlage beizubringen. Blücher hatte deshalb auch den Oberbefehl über die Schlesische Armee, die Korps Yorck, Sacken, Langeron abgelehnt und sich erst zur Übernahme bereit erklärt, als ihm angedeutet wurde, er solle in seinen Entschlüssen frei sein. — Für die getrennten Heere der Verbündeten kam nach den geographischen Verhältnissen, den verschiedenen politischen, vor allem aber nach den damaligen operativen Ansichten eine Vereinigung, „die Bildung einer Armee des Xerxes", nicht in Frage. So berechtigt also der Grundgedanke des Operationsplanes auch war, einem planvollen tatkräftigen Handeln war er schon an sich abträglich. Dazu kam aber noch, daß vom Oberkommando der Schlesischen Armee,

Digitized by Google

und dafür trifft wohl in erster Linie Gneisenau die Schuld, die kommandierenden Generale Yorck und Sacken über die Grundzüge dieses Operationsplanes völlig im unklaren gelassen wurden, daß Langeron zwar von dem russischen General Barclay de Tolly ins Vertrauen gezogen, daß aber gerade Yorck, dessen Leistungen bei den Entscheidungen eine große Rolle spielen sollten, sich in völliger Unkenntnis über den Zweck und den Grund der Anordnungen befand.

Am 14. August begann der Vormarsch des Schlesischen Heeres aus der Gegend Breslau und Schweidnitz auf Liegnitz und Jauer. Yorck hatte sich schon am 15. August hart an der Grenze der für den Waffenstillstand festgesetzten Abgrenzungslinie bei Conradswaldau gesammelt und eine Avantgarde gegen Liegnitz vorgeschoben. Am 16. August 1° Nachm. erhielt er den Befehl, nach Jauer zu marschieren. Da über seine und des Nachbarkorps Langeron Marschlinien keine genügenden Festsetzungen getroffen waren, kam es zu einer Kreuzung mit diesem, und der Marsch endete erst 12° Nachts. Es regnete stark. Die Wege waren grundlos, viele Landwehrleute ließen ihr mangelhaftes Schuhwerk schon an diesem ersten Tage im Lehm stecken. Dieser Tag schien keine glückliche Vorbedeutung für das, was kommen würde. Mit ähnlichen Schwierigkeiten ging es an den folgenden Tagen weiter. Meist Nachtmärsche oder wenigstens solche, bei denen man erst spät die nassen Biwakplätze erreichte, mangelhafte, nicht selten ganz fehlende Verpflegung, dazu die Ausrüstung, namentlich der Landwehr, erbärmlich. Viele Hin- und Hermärsche, frühzeitiger Aufbruch, Halte und wieder Antreten, Eingriffe des Oberkommandos in den ordnungsmäßigen Befehlsgang: alles Vorgänge, die von einem erfahrenen Führer als Mangel an klarem festen Willen, als Fehlen eines bestimmten Planes empfunden werden mußten, namentlich weil ihm irgendeine Aufklärung über die Vorbedingungen dieses Verfahrens nicht gegeben waren. Es war ganz natürlich, daß Yorck deshalb auch dann Anordnungen des Oberkommandos als unpraktisch und verfehlt hart verurteilte, wenn sie vielleicht in der Kriegslage ihre Rechtfertigung fanden.

Am 18. August schien das Oberkommando darüber im klaren, daß der Gegner westlich zurückginge, den Abschnitt der Katzbach räumend. — Für den Vormarsch wurde eine Disposition ausgegeben, die in ihrem entscheidenden Punkt lautete: „Der Feind hat seine Stellung an der Katzbach verlassen, es ist also wahrscheinlich, daß er aus den Stellungen im Gebirge sich zurückgezogen haben wird. Sollte dies nicht sein, so halten die Truppen, welche nach dieser Disposition auf einen übermächtigen Feind treffen, ihn in der Front fest, bis die anderen Kolonnen ihn rechts und links umgangen haben und ihn im Rücken angreifen können." Sacken war auf Liegnitz und Haynau, Yorck über Goldberg, Löwenberg

Digitized by Google

gegen Naumburg, Langeron über Schönau auf Lauban angesetzt. „Die Korps müssen in mehreren Kolonnen marschieren, damit der Marsch möglichst erleichtert wird. Alle Morgen um 5° wird aufgebrochen, bis 10 oder 11° marschiert, dann gehalten, gefüttert und gekocht. Um 3° wird wieder marschiert bis gegen 7 oder 8° Abds." Es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei der Nähe des Feindes, der Unklarheit der Lage vom Oberkommando t ä g l i c h befohlen werden mußte, unter Angabe der Aufbruchszeiten und der täglichen Marschziele, daß auch die geplanten Mittagsrasten mit Abkochen der Truppe eine wirkliche Ruhe nicht gewährten, sondern unverhältnismäßig die Kräfte verbrauchten. Es kam zum Beziehen der Biwaks erst spät am Abend, also in der Dunkelheit. Den zum Teil blutigen Gefechten mangelte auch der gehörige Zusammenhalt.

Man kann sich nicht darüber wundern, daß Yorck dieses Verfahren scharf verurteilte, „ein Verfahren, dem Feinde auf jedes Gerücht seines Rückzuges sogleich mit der ganzen Armee zu folgen". Er meinte, das Oberkommando fürchtete immer, der Feind werde entwischen, weil man dort in dem Glauben befangen war, „die Bewegungen einer Armee vollzögen sich wie die Wanderungen eines Reisenden".

Am 20. August erreichte die Schlesische Armee den Bober bei Bunzlau—Löwenberg. Hier erkannte man noch rechtzeitig, daß stärkere feindliche Kräfte gegenüberstanden. Napoleon war bei der französischen Bober-Armee eingetroffen. Zu einem rechtzeitigen Rückzuge konnte man sich aber nicht entschließen. Das ist nach einer fünftägigen Vorwärtsbewegung mit einigen, wenn auch kleinen Erfolgen erklärlich und entschuldbar. Es kam zu ungünstigen, namentlich für den inneren Zusammenhalt der großenteils jungen Soldaten des Yorckschen Korps höchst schädlichen Rückzugsgefechten. Der Feldmarschall Graf Schlieffen bemerkt hierüber in seiner Studie 1813,[9]) daß sich die Schlesische Armee der Niederlage zwar entzogen hätte, „aber ein vierstündiges Arrieregardengefecht belehrte Blücher (Gneisenau) doch, daß 70 000 Mann sich nicht ganz leicht auf zwei Straßen einfädeln und in Sicherheit bringen lassen".

Manches von dem jetzt folgenden Rückzug bis hinter die Katzbach mit den zahlreichen Befehlen und Gegenbefehlen wird vielleicht zu Unrecht auf Gneisenaus Rechnung geschrieben. Er hat in dieser Zeit an seinen Freund Clausewitz geschrieben:[10]) „Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und Yorck zerren mich wieder zurück und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen." Wie Yorck

[9]) Gesammelte Schriften. Band II. Berlin 1913. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

[10]) v. Unger, Gneisenau. Berlin 1914. Ebenda.

Digitized by Google

aber damals die Verhältnisse beurteilte, ist es nur natürlich, daß er hauptsächlich Gneisenau für das Sprunghafte und die unvollkommenen Einzelanordnungen verantwortlich machte.

Nach den verlustreichen Gefechten bei Goldberg, Niederau und am Wolfsberg wurde am 24. August wieder hinter die Katzbach zurückgegangen. Das Wetter war andauernd regnerisch. Das Korps Yorck kam Abends bis in die Gegend von Striegau, als die vorläufige Disposition einging, am nächsten Morgen, wenn um 8° oder später bei Jauer drei Kanonenschüsse fallen würden, wieder auf Jauer vorzumarschieren. Man hörte um 10° die drei Kanonenschüsse, und Yorck trat den Vormarsch dorthin wieder an, woher er eben in einem Marsche bis in den späten Abend gekommen war. Er war aufs äußerste empört. Das Korps hatte in den letzten sechs Tagen vier Nachtmärsche gemacht, die Truppen vier Tage lang nicht ordnungsmäßig gekocht, drei Bataillone Landwehr, die vom Korps abgekommen waren, hatten ihren Anschluß noch nicht wiedergefunden. Das Landwehrregiment der 2. Brigade war in acht Tagen von 2200 Mann auf 700 Mann zusammengeschmolzen, Munition, Bekleidung, namentlich das Schuhwerk, in trostloser Verfassung. Yorck mußte die Kampffähigkeit seines Korps ernstlich in Frage gestellt sehen, und er war nun einmal nicht der Mann, der so etwas stillschweigend über sich und seine Truppen ergehen ließ. Am 25. August in Jauer begab er sich zu Blücher, um ihn über diese Verhältnisse aufzuklären. Das scheint allerdings in einer Form geschehen zu sein, die über das Ziel hinausschoß. Delbrück[11]) schickt seiner Darstellung des Konflikts die zutreffende Bemerkung voraus, daß die inneren Verhältnisse für das Oberkommando der Schlesischen Armee insofern recht schwierig gewesen wären, als Langeron in den allgemeinen Operationsplan, der Blücher gegeben war, eingeweiht, sich vielfach unbotmäßig erwiesen hätte. Er hätte geglaubt, im Geiste dieses Planes zu handeln, indem er Gefechte, wo ihm der Feind überlegen schien, vermied und ohne, sogar gegen den Befehl des Oberfeldherrn zurückgegangen wäre. „Eine fast noch schlimmere prinzipielle Opposition bildete sich bei dem preußischen General v. Yorck aus. Ohnehin ein unverträglicher, schroffer Charakter, fand Yorck, daß diese Kampfführung Blüchers, wie sie sich hier in den ersten zehn Tagen des Feldzuges entwickelte, von einer unbegreiflichen Verkehrtheit sei und die Armee verderben müsse. Er lebte in der strengen altpreußischen Form, die er auch gegen die Reorganisationskommission immer verteidigt hatte, und mußte sehen, wie dieselbe rücksichtslos hier in der Strategie, wie dort in der Organisation von Gneisenau beiseite gesetzt und durchbrochen wurde. Schwarzsichtig und finster wie er war,

[11]) Delbrück, a. a. O. Band I.

Digitized by Google

beängstigte ihn die Kühnheit, stets die ganze Armee in unmittelbarer Nähe des Feindes zu halten, während man einer entscheidenden Schlacht doch ausweichen wollte. Mehrmals war er deshalb wie Langeron ohne und gegen den Befehl Blüchers weiter zurückgegangen und hatte so die Anstrengungen der Märsche noch vermehrt. Er sah das Zusammenschmelzen seiner Bataillone, die Nachtmärsche, die Regenbiwaks der kaum in Leinwand gekleideten hungernden Landwehr und verbohrte (!sic!) sich gegen das heerverderbende Oberkommando in eine steigende Erbitterung. Noch fehlte diesem die aus dem Erfolg erwachsende innere Autorität, selbst Sacken, der willigste der drei Korpsgenerale, hatte sich eigenmächtige Abweichungen von den Dispositionen erlaubt und gleich am ersten Tage des Krieges darüber von Gneisenau eine Zurechtweisung erhalten."

Daß Gneisenau auch nicht entfernt berechtigt war, dem General v. Sacken eine Zurechtweisung zu erteilen, bedarf keiner näheren Begründung. Insoweit dies Urteil aber Yorck betrifft, erscheint es in seiner Schroffheit anfechtbar. Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß die auf den Vormarsch bezüglichen Anordnungen Gneisenaus nicht allein nicht vollkommen waren, sondern grobe Verstöße gegen die fundamentalen Grundsätze sachgemäßer Truppenführung zeigten. Die operativen Kombinationen können dabei ganz außer Betracht bleiben. Ein Feldherr muß Verständnis für die Möglichkeiten der Leistung seiner Truppen haben, er muß es verstehen, seine Truppen im rechten Augenblick zu schonen, nicht aus allgemein philanthropischen Grundsätzen, die spielen im Kriege keine große Rolle, sondern, um im entscheidenden Augenblick das Höchste, ja scheinbar Unmögliche fordern zu können. Allerdings erklärt sich Gneisenaus Verhalten einmal aus der Unklarheit, in der er sich über die Maßnahmen und Absichten des Gegners befand; um sie zu erkennen, wandte er allerdings nicht immer die richtigen Mittel an. Man erkundet nicht mit einer ganzen Armee, sondern mit schwachen Abteilungen, und Yorck hatte ganz recht, wenn er dieses Hin und Her der Märsche einer ganzen Armee scharf verurteilte. Infolge mangelnder Kenntnis über die Elemente der Truppenführung griff er in seinen Anordnungen, namentlich soweit es das für die Truppe Nächstliegende anging, nicht selten fehl. Yorck empfand das bitter, es war deshalb nicht allein sein Recht, sondern seine unbedingte heilige Pflicht, der Auflösung seines Korps nicht einfach in passiver Haltung zuzusehen. Der starre, willenlose Gehorsam ist vom Standpunkte eines Kompagniechefs oder eines Bataillonskommandeurs — auch dort nicht immer — zu fordern, nicht aber von einem kommandierenden General. — Zu beklagen war aber die leidenschaftliche Form, in der die Gegenvorstellungen erfolgten. Das lag aber an dem fehlenden gegenseitigen Vertrauen. Yorck sah in Gneisenau einen

Digitized by Google

unpraktischen Phantasten und dieser in jenem einen griesgrämigen, rückständigen Querkopf.

Wie sich am 25. August der für den Gang des Krieges fast verhängnisvolle Zusammenstoß zwischen Yorck und Blücher abgespielt hat, ist nicht ganz genau aufgeklärt. Nach den von Delbrück benutzten Quellen hätten Blücher und Gneisenau mit den Offizieren des Stabes in Jauer bei Tisch gesessen, „als sich plötzlich die Tür öffnete und Yorck hereintrat. Gneisenau sah, daß es eine Szene geben würde, wobei die Gegenwart der fremden Offiziere nicht erwünscht sein konnte. Er stand auf, ging Yorck entgegen und führte ihn in ein kleines Seitengemach, wohin ihnen Blücher unmittelbar folgte. Hier erhob Yorck seine Vorwürfe über die unerhörten Fatiguen, über den Mangel an Verpflegung und schloß mit der Versicherung, daß die ganze Armee sich auflöse und er dergleichen nicht länger verantworten könne, daß er dem Könige seinen Bericht darüber machen werde. Zwei Tage Ruhe seien der Armee durchaus nötig. Gneisenau, obwohl er nur Generalmajor und Yorck Generalleutnant war, übernahm die Antwort, rekapitulierte ihm kurz, was geschehen und warum es geschehen sei, und daß man bei jenem einen Widerstreit und einen Starrsinn finde, der nicht selten an Ungehorsam streife, dann machte er die Tür auf und fragte: »Haben Euere Exzellenz sonst noch was zu befehlen?«, worauf Yorck mit einer kalten Verbeugung gegen Blücher abging.“ Wenn diese Schilderung Delbrücks wirklich authentisch ist, so begreift man die nachsichtsvolle Milde und Zurückhaltung Yorcks kaum und ist erstaunt, daß er nicht nach den ersten Worten Gneisenaus diesem gesagt hat: „Herr General, ich habe mit Ihnen gar nichts zu verhandeln, Sie sind der Gehilfe des Generals v. Blücher, aber nicht mein Vorgesetzter, diesem wünsche ich meine Meldung zu machen, nicht Ihnen.“ — Daß sich gar Gneisenau erlaubt hätte, den Generalleutnant v. Yorck durch Öffnen der Tür hinauszuweisen, klingt ganz unwahrscheinlich. Sollte es doch der Fall gewesen sein, so wäre es eine bedauerliche Entgleisung Gneisenaus, die auf seine militärische Erziehung und seine Bildung kein günstiges Licht würfe. Man täte gut, über den Mißgriff den Mantel der Vergessenheit zu werfen, denn auch der größte edelste Mensch kann sich vergaloppieren. Nach der Darstellung Droysens hätte sich die heftige Auseinandersetzung zwischen Yorck und Blücher abgespielt, Gneisenau wird dabei nicht erwähnt. Nach einem Vermerk in dem „Journal der Operationen der Armee unter Befehl des Generals v. Blücher vom 18. März bis 25. Dezember 1813“ wäre die kräftige Zurückweisung der Vorstellungen ganz dazu angetan gewesen, „unseren Verbündeten (den russischen Offizieren im Blücherschen Stabe) Achtung und Vertrauen gegen den preußischen Oberbefehl einzuflößen. Wenn man bedenkt, daß dies Hin- und Herziehen die Ursache der Katzbacher Schlacht,

und daß diese von den allerwichtigsten Folgen war, so wird man es nur billigen und loben können. Doch konnte auch freilich von dem General Yorck nicht ein solches Eingehen in fremde Ansichten verlangt werden, daß er alles hätte billigen sollen, und unbedingte Subordination war nun einmal nicht im Geiste dieses Kriegers." Nach dem Tagebuche des Generals der Kavallerie v. Nostitz hätte die dramatische Szene von großer Heftigkeit Blücher mit den Worten abgeschnitten: „Der Unterschied zwischen uns beiden ist: daß ich befehle und Du gehorchst und daß ich und nicht Du die Verantwortung der gegebenen Befehle zu tragen habe." Nach der Schilderung, die Langeron in seinen Erinnerungen[12]) gibt, wäre auch Müffling zugegen gewesen. Langeron spricht aber nur von einem heftigen Wortwechsel Yorcks mit seinen drei Widersachern Blücher, Gneisenau, Müffling, da er den Inhalt des Gesprächs, weil des Deutschen nicht mächtig, nicht verstanden habe.

Wenn man den inneren Vorgängen des Krieges nachgehen will, so muß man in diesem Falle von dem glücklichen Ausgang der Schlacht an der Katzbach zunächst absehen. Sie wurde nicht gewonnen, *weil* man diese Hin- und Herzüge vorgenommen hatte, sondern *trotz* der Mißgriffe in den Tagen vorher, namentlich aber, weil die Einzelanordnungen des Oberkommandos für das Korps Yorck, wie nachher zu erörtern sein wird, nicht zur Ausführung kamen.

Yorck hat am 25. August aus Jauer an den König Friedrich Wilhelm sein Abschiedsgesuch eingereicht. Es ist mehrfach im ganzen Wortlaut abgedruckt.[13]) Es genügt, hier einige Stellen wiederzugeben: „Vielleicht ist meine Einbildungskraft zu beschränkt, um die genialen Absichten, welche das Oberkommando des Generalleutnants v. Blücher leiten, begreifen zu können. Der Augenschein lehrt mich aber, daß fortwährende Märsche und Kontremärsche in den acht Tagen des wiedereröffneten Feldzuges die mir anvertrauten Truppen bereits in einen Zustand versetzt haben, der bei einer kräftigen Offensive des Feindes kein günstiges Resultat erwarten läßt. . . . Übereilungen und Inkonsequenzen bei den Operationen, unrichtige Nachrichten und das Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktischen Elementen, welche zur Führung einer großen Armee mehr als sublime Ansichten nötig sind, sind die leider durch die Erfahrung bekannten Ursachen, welche eine Armee zugrunde richten können, bevor sie zu ihrer Hauptbestimmung gelangen kann, wenn es sich gebührt zu schlagen. Meine Pflicht als Untergeneral fordert von mir blinden Gehorsam. Meine Pflicht als treuer Untertan fordert mich dagegen auf, dem Übel entgegenzutreten, und diese Kollision hat die natürliche Folge, daß ich dem kom-

[12]) Langeron, a. a. O. S. 247.

[13]) Droysen, Das Leben Yorcks. Sattig, Die Schlacht an der Katzbach.

Digitized by Google

mandierenden General im Wege bin und dem Ganzen mehr schädlich als nützlich werde. . . ." Es folgt die Bitte um Enthebung von dem Kommando.

Wie schon angedeutet, lag der Hauptgrund für den scharfen Gegensatz zwischen Yorck und Gneisenau in den erheblichen Verschiedenheiten der Ansicht über den Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, die Organisation und Befehlsführung im weitesten Sinne. Daneben aber war es kein Glück, daß Yorck nicht über den allgemeinen Auftrag der Schlesischen Armee aufgeklärt war. Es ist anzunehmen, daß sich die Schroffheiten weniger scharf geäußert hätten, wenn man sich beiderseits mit mehr Vertrauen entgegengekommen und sachlich begründeten Vorstellungen Yorcks auch Gehör geschenkt wäre.

III.

Nach dem Vormarsch gegen den Bober, dem Kehrtmachen und dem Rückzug hinter die Katzbach faßte Blücher den Entschluß zum erneuten Vorgehen gegen die ihn verfolgende Armee Macdonalds. Blücher befand sich dabei im Gegensatz zu Gneisenau, der jetzt eine erneute Offensive für untunlich hielt. Über diesen Hergang sind sich die Quellen einig. Blücher hatte nicht nur den größeren Wagemut, er erkannte auch mit richtigem Instinkt, daß der weitere Rückzug für seine Armee verhängnisvoller werden würde als selbst eine unglückliche Schlacht. Hieraus könnte man folgern, daß auch er nicht ganz damit zufrieden gewesen sei, wie seine Gehilfen die Operationen vorwärts und rückwärts geleitet hatten. Es war ein Augenblick im Kriege, in dem die Möglichkeit eines Endes mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen ist, wo ein verzweifelter, tollkühner Schritt die beste Weisheit bleibt. Man sollte glauben, daß, wenn man Yorck gemessen und sachlich über die Verhältnisse aufgeklärt, er einen großen Teil seines Grimmes verschluckt hätte, daß er ein willigeres Glied in dem Organismus des Heeres geworden wäre. — Die Einzelheiten der Schlacht an der Katzbach,[14]) zu der Blüchers Entschluß führte, sind noch unlängst unter Benutzung aller vorhandenen Quellen so genau geschildert, wie es eben möglich ist, daß also auf eine Wiedergabe verzichtet werden kann. Es kann sich nur um Andeutung der für unser Thema entscheidenden Augenblicke handeln. — Blücher hatte die schon am 24. August für den Vormarsch an die Katzbach erlassenen Befehle am 25. Vormittags durch einen weiteren ergänzt, der den Vormarsch nicht allein über die Katzbach hinaus, sondern bis an den Bober disponierte. Es wäre in hohem Grade unangebracht, wollte man an die Befehlstechnik der damaligen Zeit Anforderungen stellen, die wir

[14]) Wilhelm Sattig, a. a. O.

Digitized by Google

heute gewohnt sind. Auch die Befehle und Anweisungen, die Napoleon seinen Unterführern gab, sind sehr oft keine Muster an Klarheit, nur das bestimmend, was mit einiger Sicherheit sich zur Zeit der Ausgabe übersehen ließ. Aber dieser Befehl war auch für die Verhältnisse der damaligen Generalstabsschulung zu unvollkommen. Da alles ganz anders kam, als dieser Befehl anordnete, braucht man sich nicht mit ihm zu befassen. Daß er Yorcks Zutrauen in die Leitung nicht erhöht hat, kann man annehmen. — Auch jetzt kam es wieder, da für den Vormarsch die Straßen nicht verteilt waren, zu einer Vermischung der Korps Langeron und Yorck, und am Abend des 25. August erreichten unter Abänderungen der schon erlassenen Dispositionen das Korps Yorck Jauer, Sacken nördlich von ihm Malitsch, noch 10 km östlich der Wütenden Neiße. Nur das Korps Langeron ging südlich von Yorck bis nach Seichau mit der Avantgarde, mit dem Gros nach Hennersdorf.

Über den Gegner war das Oberkommando im unklaren, Blücher scheint mit der Möglichkeit gerechnet zu haben, daß die Bober-Armee wieder westlich abmarschiere und seiner Offensive entschlüpfe.

Es ist ein besonders anzuerkennendes Zeichen für die Auffassungen Gneisenaus, daß er, obschon einer Wiederaufnahme der Offensive abgeneigt, nachdem sie ins Werk gesetzt war, jetzt auch mit allen Kräften für sie eintrat.

Die für den 26. August erlassene Disposition des Oberkommandos besagte für das Korps Yorck:[15]) „Das Korps Yorck geht bei Groitsch (gemeint ist Kroitsch) über die Katzbach, marschiert, Rothkirch rechts lassend, gegen Steudnitz, um das feindliche Korps bei Liegnitz von Haynau abzuschneiden und im Rücken anzugreifen." Diese Bewegung sollte um 2°, nach einem späteren Befehl um 3° Nachm. beginnen, von Mittag bis 2° von den Truppen abgekocht werden, was aber in der kurzen Zeit und bei dem strömenden Regen nicht möglich war. — Yorck war, am 26. August 5° Morg. aufbrechend, auf Schlauphof an der Wütenden Neiße vorgerückt, als ihn dieser Befehl erreichte. Es regnete am ganzen Tage stark.

Wie sich im einzelnen die Vorgänge im Gefecht abgespielt haben, ist nicht ganz einwandfrei festgestellt. Als ziemlich sicher kann gelten, daß Yorck einem Vormarsch über die Katzbach energischen Widerstand entgegengesetzt hat, ob er dies mit den Worten „er würde eher seinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen" bekräftigte, ist nicht sicher. Immerhin setzte er sein Korps in nordwestlicher Richtung in zwei Kolonnen auf Gr. Jänowitz und Ndr.-Crayn in Bewegung. Was geschehen wäre, wenn der Gegner sich nicht schon früher der Katzbach-Übergänge

[15]) Kriegsarchiv III. C. 41. I.

Digitized by Google

bemächtigt hätte und vorher auf dem östlichen Ufer der Wütenden Neiße erschienen wäre, ob nämlich Yorck den Vormarsch eingestellt hätte, ist nicht zu sagen. Als sicher kann gelten, daß, wenn die durch die vorhergehenden Tage recht ermüdeten Truppen westlich der Katzbach von den Franzosen angefallen worden wären, sie wahrscheinlich das gleiche Schicksal erlitten hätten, was sie jetzt dem Gegner bereiteten. Yorcks Vormarsch erlitt durch Evolutionen einige Verzögerungen, die, obwohl er zur Eile angespornt, ausgeführt wurden. Das alles war ein großes Glück, denn jetzt gelang es, das in der Entwicklung begriffene feindliche Korps Gérard, während es sich mühsam aus dem Flußtal der Neiße entwickelte, unter Mitwirkung von dem rechts neben Yorck eingreifenden Korps Sacken in das Tal zurückzuwerfen. Hierbei muß anerkannt werden, daß Yorck mit gewohntem Scharfblick und Führertalent seine Truppen einsetzte. Allerdings ging es auch ohne heftige Ausbrüche seiner Leidenschaft über das Oberkommando nicht ab. Denn als ihm ein Befehl von Müffling gebracht wurde über die Entwicklungsart seiner Truppen, wies er ihn schroff ab: „er brauche sich nicht von Herrn v. Müffling sagen zu lassen, wie er seine Bataillone an den Feind zu bringen habe". Auf eine im Laufe der Schlacht eingehende Anweisung des Oberkommandos, Yorck möge so viele Truppen über den Fluß lassen, als er glaube schlagen zu können, erwiderte er: „Reiten Sie hin und zählen Sie, ich kann bei dem Regen meine Finger nicht mehr zählen". War die Antwort nicht angemessen, so hatte Yorck doch recht, auf die Unmöglichkeit derartiger Schätzungen wie deren plötzlicher Ausnutzung bei selbst richtigen Annahmen aufmerksam zu machen.

Der Angriff Yorcks unter Mitwirkung Sackens, aber hauptsächlich des ersteren Tätigkeit hat am 26. August den Sieg an der Katzbach ermöglicht. Eine Verkettung anscheinend sehr widriger Umstände trugen hierzu bei. Blücher hat am Abend angeblich zu Gneisenau gesagt: „Die Schlacht hätten wir gewonnen, das kann uns niemand abstreiten; nun soll mich man verlangen, wie wir es anfangen werden, es den Leuten begreiflich zu machen, wie wir alles so klug angestellt haben." Wie so oft traf Blücher instinktmäßig das Richtige. Es wäre schwierig, die einzelnen Befehle und Anordnungen als die Ursachen des Sieges heranzuziehen, auch war weder eine Überlegenheit an Zahl, noch, so berechtigt das Lob über die Tapferkeit der Truppen namentlich der Landwehr sein mag, eine Überlegenheit ihres inneren Gehalts auf seiten der Verbündeten. Der Grundgedanke Blüchers war gesund, und da stellte sich, was kaum zu hoffen, das Glück im höchsten Maße in den Dienst der gerechten Sache. — Den Gegensatz zwischen Yorck und Gneisenau vermochte der Sieg nicht zu überbrücken. Als Gneisenau Abends das Schlachtfeld beritt,[16]) traf

[16]) Delbrück, Gneisenau. Band I, S. 316.

Digitized by Google

er dort mit Yorck zusammen. Um die gute Stimmung wiederherzustellen, ritt er an ihn heran, nahm den Hut ab und sagte: „Exzellenz, ich gratuliere zur gewonnenen Bataille". Yorck aber erwiderte: „Ja, die habe ich Euch gewonnen; aber wo bleibt die Verpflegung? Die armen Soldaten sterben Hungers!" Gneisenau erwiderte schnell: „Brot haben sie noch auf zwei Tage, Schlachtvieh auf einen, hier" — auf das Kartoffelfeld weisend, worin sie hielten — „sind Kartoffeln in Überfluß, dort Holz zum Kochen, Reis in den Wagen! Wenn also die Soldaten hier verhungern, ist es Ihre Schuld!" Wendete sein Pferd und sprengte fort.

Es ist nicht festzustellen, ob Gneisenau die Verpflegungslage zu optimistisch und Yorck zu schwarz angesehen hat. An den vorhergehenden Tagen hat es jedenfalls nach allen Quellen am Nötigsten überall gefehlt, namentlich an der zum Kochen nötigen Zeit. Was das Graben nach Kartoffeln im August aber anbetrifft, wo sie zumeist noch unreif sind, nach einer Schlacht bei Dunkelheit und Regen, so ist es zweifelhaft, ob dabei „etwas herauskommt". Gneisenaus Feuerseele war aber nicht geneigt, über solche Dinge nachzudenken, während der praktische Truppenführer an sie dauernd dachte, an sie denken mußte.

Yorcks Verdienste um den Sieg, wie sie jetzt zweifellos erscheinen, sind bald nach der Schlacht nicht gewürdigt worden. In dem ersten Bericht über die Schlacht an den König, am 26. August gegen Mitternacht geschrieben, heißt es:[17]) „Die Schlacht fing zu Mittag bei Brechelshof an und endete erst mit Eintritt der völligen Dunkelheit bei Croitsch (Kroitsch) an der Katzbach. Der General v. Sacken war zu meiner Rechten. Er hat sich auf eine bewunderungswürdige Art betragen. Das preußische Korps war im Zentrum. Das Korps des Generals Graf Langeron bildete den linken Flügel. Dieses Korps ist in der Defensive geblieben und hat seine Stellung nicht verlassen." — Der Name Yorck wird überhaupt nicht erwähnt, obschon er in der Mitte unter Blüchers Augen die Schlacht entschied. Die Verstimmung zwischen Yorck und Gneisenau (Blücher hat schwerlich an dem Entwurf der Meldung mitgewirkt) scheint also noch stark nachgewirkt zu haben, oder Gneisenau ist sich über die Einzelheiten selbst im unklaren gewesen. Darauf deutet auch die Angabe über Langerons Korps, der vorzeitig zurückgegangen und „mit sich selbst über seine Haltung in der Schlacht unzufrieden war". Von diesem hat Gneisenau später selbst mit Recht geschrieben: „Graf Langeron war bereits geschlagen, weil er — uns unbewußt — fast seine sämtliche Artillerie zurückgeschickt hatte; er ward gerettet, indem einige Bataillone von unserer Brigade Steinmetz über die Wütende Neiße gingen und den Feind in die linke Flanke nahmen." — In einem

[17]) Kriegsarchiv III. E. 42.

Digitized by Google

Aufsatz des Grafen Henkel v. Donnersmarck, Anhang zu seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben", geschrieben 1814, heißt es: „Wer war es, der die Schlacht an der Katzbach gewann? Denn warum wollen wir es nicht aufrichtig gestehen? Wir hatten den Befehl, über die Katzbach zu gehen und den Feind anzugreifen . . ., während der General v. York nach den erhaltenen Rapports weise zögerte."

So groß die moralische Bedeutung des Sieges war, eine Niederlage hatte nur das französische Zentrum erlitten. Der Erfolg konnte nur durch eine rastlose Ausnutzung des Sieges angemessen gesteigert werden. Dies richtig erkannt und mit allem Nachdruck gefördert zu haben, ist auch hier schon Gneisenaus entschiedenes und unbestreitbares Verdienst. Es fragt sich, ob die angewendeten Mittel auch der Kriegslage entsprachen. Delbrück meint: „Die verschiedenen Auffassungen (zwischen York und Gneisenau) von den im Kriege notwendigen Rücksichten kamen vielmehr bei der Verfolgung von neuem zutage". Damit ist die Sachlage aber militärisch nicht geklärt. Es fragt sich, was das Oberkommando befahl, nachdem man den Gegner zurückgeworfen und das Korps York sich mit der einbrechenden Nacht sammelte. „Noch immer[18]) goß der Regen in Strömen hernieder. Ohne Holz und Stroh, zum Teil ohne Verpflegung litten die Truppen in dem tief aufgeweichten Boden entsetzlich. Besonders schlimm daran waren die preußischen Landwehren, die ohne Mäntel, meist ohne Schuhe in ihren leinenen Hosen der Unbill des Wetters am meisten ausgesetzt waren. Nur die kräftigsten Naturen konnten diese Nacht überstehen. So schmolz das III. Bataillon des 14. Landw. Inf. Regts. in dieser einen Nacht auf 202 Mann, das I. Bataillon von 577 Mann auf 271 und am nächsten Tage auf 180 Mann, das IV. Bataillon, das durch den Feind gar nicht gelitten hatte, von 625 auf 427 Mann zusammen. Das II. Bataillon Thiele dagegen, das Gelegenheit hatte, sich von den durch das Bataillon Othegraven gefangen genommenen und getöteten Franzosen Bekleidungsstücke zu verschaffen, hatte nur einen Gesamtverlust von 53 Mann. Trotz alledem befanden sich die Truppen siegesfreudig in gehobener Stimmung."

IV.

Die Disposition für die Verfolgung wurde am 26. August 9^{30} Abds. in Brechelshof ausgegeben. Sie ist bei York kurz vor Mitternacht eingegangen. Da sie bezeichnend für die Art der Befehlsführung seitens der Schlesischen Armee ist, möge sie hier eine Stelle finden:[19])

„Um den erfochtenen Sieg zu benutzen, wird S. E. der Gen. Lt. v. York versuchen, um 2^{0} des Nachts eine Brigade Infanterie bei Groitsch

[18]) Tattig, a. a. O. S. 54.

[19]) Kriegsarchiv III. C. 41. 1.

Digitized by Google

(Kroitsch) über die Katzbach gehen zu lassen. Die Infanterie geht in festgeschlossenen Bataillonsmassen über und beobachtet die größte Stille. Kein Soldat darf sich unterstehen Tabak zu rauchen. Die Bataillonsmassen folgen sich in solchen Entfernungen, daß die etwaige Unordnung einer oder der anderen nicht auf die übrigen einwirkt. Stößt die Infanterie auf den Feind, so greift sie ihn mit gefälltem Bajonett an, ohne zu schießen. Jede der Infanteriemassen sucht nur für sich vorzudringen, ohne sich um die nebenstehenden zu bekümmern. Dadurch, daß unsere Infanterie nicht feuert, erhält sie die Gewißheit, sich einander selbst nicht zu schaden.

An der Queue dieser Infanterie befindet sich der größere Teil der Reservekavallerie. Wo sie auf den Feind stößt, greift sie in Regimentskolonne an, von der Breite eines Zuges. Die tapfersten und entschlossensten Leute jedes Regiments werden an die Spitze der Kolonne gestellt. Stände der Feind noch auf dem linken Ufer der Katzbach und unsere Truppen haben denselben über den Haufen geworfen, so nimmt diese siegreiche Infanterie und Kavallerie den geradesten Weg auf Ulberdorf und Pilgramsdorf nach denjenigen Höhen, worauf das Korps von Langeron gestanden hat, als wir Pilgramsdorf den 22. d. Mts. verließen, um dem Feinde den Rückzug aus Goldberg abzuschneiden oder zu erschweren. Die Kavallerie hat für diesen Fall ihre reitenden Batterien mitgenommen.

Seine Exzellenz der Herr Gen. Lt. Baron v. Sacken werden Ihre Kavallerie bei Schmochwitz die Katzbach passieren lassen, selbige nötigenfalls mit Infanterie zu unterstützen und die Straße von Liegnitz nach Haynau gewinnen lassen, sowie zu gleicher Zeit unterhalb Liegnitz ein Teil der Kaiserlich Russischen Kavallerie die Katzbach passiert, um die Straße von Liegnitz nach Lüben zu gewinnen.

Seine Exzellenz der Gen. der Inf. Graf Langeron wird den Gen. Lt. Rudziewicz auf der großen Straße nach Goldberg gegen Röchlitz vorschicken und gedachter General Rudziewicz wird daselbst über die Katzbach zu gehen suchen und den Feind vor sich her treiben und Goldberg im Rücken nehmen, ohne es anzugreifen. Der General der Inf. Graf Langeron wird den General Rudziewicz mit dem größten Teil seiner Kavallerie und einem angemessenen Korps Infanterie unterstützen lassen. Die Detachements des Grafen Langeron, die im Gebirge stehen, rücken so schnell als möglich an und über den Bober vor. Der General Graf Langeron wird auf das schleunigste dem Gen. Lt. Grafen St. Priest den Befehl zuschicken, in forcierten Märschen gegen Greifenberg vorzurücken und bis dahin fernere Befehle erwarten. Der Rest der Truppen hält sich in Bereitschaft, dem Feind morgen, sobald abgekocht sein wird, nachzurücken.

Digitized by Google

Bei etwaigen Nachtgefechten ist das Erkennungswort unter den Truppen beider Nationen Alexander und Friedrich Wilhelm.

Hauptquartier Brechelshof, den 26. August Abends 9³⁰.

gez. Blücher."

In seiner Biographie Gneisenaus meint Unger, „man sähe es den technischen Unvollkommenheiten dieses Befehls an, daß Müffling bei der Abfassung nicht zugegen gewesen wäre". Müffling war in besonderem Auftrage nach dem linken Flügel zum Grafen Langeron geschickt. Man muß ihn nach heutigen Begriffen ein befehlstechnisches Ungeheuer nennen. Vor allem ist der Grundgedanke, nachdem der Gegner zurückgeworfen und inzwischen die Nacht mit starken Regengüssen eingebrochen war, in der Dunkelheit eine Brigade zur Verfolgung anzusetzen, kein glücklicher. Entweder konnte man mit allem die Verfolgung aufnehmen und dies befehlen oder man mußte in Rücksicht auf den Zustand der Truppen den Tag abwarten. Was für ein Nachteil entstehen würde, wenn ein Soldat Tabak rauchen würde, ist schwer einzusehen. Ob in Bataillonsmassen oder wie die beiden dicht vor der Front gelegenen Flüsse zu überschreiten sein würden, und zwar in dunkler Nacht, das konnte Gneisenau nicht wissen, noch weniger aber, in welcher Formation der Kampf aufgenommen werden mußte, wenn der Gegner Widerstand leisten sollte. Der Erfolg war zunächst noch kein durchschlagender gewesen. Die Truppen mußten bei der Unklarheit der Lage gesammelt werden und einige Ruhe haben. Diese hätte abgekürzt werden können, wenn nicht an den Tagen vorher zu wenig sachgemäß mit ihnen verfahren worden wäre.

Yorck erhielt erst am Nachmittage des 27. August gegen 5° — so unklar war zunächst die Lage — den Befehl, mit seinem ganzen Armeekorps zu folgen. Seine Avantgarde unter Horn, die noch in der Nacht in Bewegung gesetzt war, hatte aber erst am Morgen des 27. um 6° die Katzbach überschreiten können, da der Fluß stark angeschwollen war, die Übergänge erst passierbar gemacht werden mußten. Man hatte die Brigade Horn also vergeblich, d. h. unnötig am Abend vorher in Bewegung gesetzt. Bei der Haltung des Gegners vermochten aber Horn und Katzler dem Gegner nicht viel anzuhaben. In dem Befehl für Yorck war gesagt, es wäre ausreichend, wenn er noch eine Stunde Weges jenseits der Katzbach zurücklege. Als er aber gegen Abend dem Befehl nachkommen wollte, waren die Flüsse noch mehr angeschwollen und bei dem ungenügenden Brückenmaterial konnte er die Flüsse an diesem Tage überhaupt nicht mehr überschreiten.

In den Aufzeichnungen des Yorckschen Hauptquartiers heißt es: „Hier ist zu bemerken, daß die Herren v. Gneisenau und v. Müffling keinen Begriff von der Bewegung einer Armee haben."

Die Feuerseele Gneisenaus, der stürmische Drang Blüchers nach vorwärts überboten sich, um den Sieg zu einer wirklichen Niederlage des

Digitized by Google

Gegners auszugestalten. Es bestand nun aber einmal bei Gneisenau das Mißtrauen, Yorck sei widerspenstig. Daraus mußten sich mit Notwendigkeit neue Reibungen, größere Schroffheiten ergeben.

Während die Avantgarde unter Horn auf Bunzlau dem Gegner folgte, blieb das Gros an der Katzbach zurück. Erst am 28. und zum Teil erst spät in der Nacht erreichte Yorck Ulbersdorf und Leisersdorf. Wäre Yorck am 29. auf Bunzlau weitermarschiert, so hätte man an dem schwierigen Übergang den Franzosen erheblichen Abbruch tun können. Auch der Bober ging stark mit Hochwasser. Yorck war durch eingehende Meldungen Horns über die Verhältnisse beim Gegner genügend unterrichtet. Ein größerer Erfolg wurde hier verpaßt. Keineswegs kann man dies aber als Folgen der Bequemlichkeit und eines Mangels an Tatkraft Yorcks ansehen. Seine Truppen waren in hohem Grade erschöpft und zu kräftigen Schlägen, deren Möglichkeit Yorck nicht aus dem Auge verlieren konnte, außerstande. Dazu kam, daß die Anordnungen des Oberkommandos es an der nötigen Klarheit und Bestimmtheit fehlen ließen, die eine schnelle und sichere Verwirklichung der Absichten gewährleisteten.

Wenn man mit Sicherheit darauf rechnen wollte, daß die Übergänge über die Wütende Neiße, die Katzbach und die Schnelle Deichsel glatt ausgeführt würden, so war es in erster Linie Sache des Oberkommandos, selbst durch seine Organe über die Passierbarkeit Ermittelung anzustellen oder nach dieser Richtung dem Korps Yorck besondere Aufträge zu geben, ehe man diese Dinge als selbstverständlich annahm und zur Grundlage folgenschwerer Befehle machte. — Der Fall zeigt besonders klar, daß unmögliche Anordnungen die Tätigkeit der Unterführer nicht zum Höchsten anspornen, sondern lähmend wirken, weil sie das Vertrauen in die höhere Führung untergraben.

Der Schriftwechsel Blüchers mit Yorck läßt den hohen Grad der Verstimmung hüben und drüben erkennen. Bezeichnend ist ein von Gneisenau mit Randbemerkungen versehenes Schreiben Yorcks an Blücher vom 30. August, das nach der Einleitung lautet[20]) (die Randbemerkungen Gneisenaus sind in den Absätzen a) bis m) wiedergegeben):

„Wenn ich nicht sogleich auf den Rapport des Generals v. Horn aufgebrochen bin, so lag dieses in der Unmöglichkeit, da ein großer Teil der Brigaden v. Steinmetz und v. Hünerbein noch gar nicht auf den bestimmten Punkten angekommen war.a) Ich befinde mich in der unglücklichen Lage, die außerordentlich angeschwollenen Flüsse ohne Brücken passieren zu müssen,b) da auf den beiden Hauptstraßen, wo die Brücken befindlich sind, die Korps der Generale v. Sacken und v. Langeron operieren."c)

a) Wenn ein großer Teil der Brigaden noch nicht angekommen war, so kommt es bei einem fliehenden Feind nicht darauf an. Die Brigaden sollen auch nicht schlagen, sondern nur einige Bataillone zur Unterstützung schicken.

[20]) Kriegsarchiv III. C. 13. III.

Digitized by Google

b) Der Feind befand sich in einer noch unglücklicheren Lage, denn er war geschlagen.

c) Aber über die Regenbäche kann man wohl mit gehörigen Anstalten kommen, wenn man will.

„Soll ich, ohne Befehl von Ew. Exzellenz abzuwarten, mit dem Korps in Bewegung bleiben,d) so würde es nötig sein, daß ich von dem jedesmaligen Stande der beiden Seitenkorps unterrichtet bin.e) Wäre ich noch gestern mit einem geringen Teile des Korps nach Löwenberg marschiert, wohin meine Richtung gehen sollte, so hätte ich einen vergeblichen Marsch gemacht f) und das Korps wäre gänzlich zerstückelt.g) Die Brigade des Generals v. Horn nebst der Reservekavallerie waren zur Verfolgung des Feindes vorgeschickt; wohin das Gros des Korps folgen sollte, ob auf Löwenberg oder auf Bunzlau, mußte erst aus den Operationen der beiden Seitenkorps hervorgehen, und ich glaubte entweder eine Aufforderung einer der beiden Russisch Kaiserlichen Korpskommandanten oder Ew. Exzellenz Befehl, wohin ich mit dem Gros des Korps marschieren sollte, abwarten zu müssen,h) da ein Zusammentreffen mehrerer Korps auf einem Punkte nur nachteilig sein kann."i)

d) Ja, denn es war befohlen.

e) Dies ist Sache des Herrn Generalleutnants. Er kann die Kommunikation unterhalten, nicht wir, die wir nicht wissen, wo die Korps jetzt befindlich sind.

f) Falsche Behauptung. Gar nicht vergeblich! Aber das Korps konnte auch gegen Sirgwitz (nördlich Löwenberg) gehen.

g) Nein nicht zerstückelt, aber wohl in Kolonnen zerlegt, um leichter zu marschieren und zwischen den Feind zu kommen.

h) Wer eifrig verfolgen will, wartet nicht erst Befehle dazu ab.

i) Oben: nicht zerstückeln, hier nicht vereinigen! (Anm. d. Verf.: Das war etwas ganz anderes: ein kommandierender General muß sein schwaches ermüdetes Korps zusammenhalten, mehrere Korps drängen sich aber nicht auf einen Punkt zusammen.)

„Ich habe Ew. Exzellenz gestern früh gemeldet, daß ein großer Teil des Korps noch gar nicht an den bestimmten Punkten an der Schnellen Deichsa angekommen war, mithin war ein weiterer Marsch unmöglich.k) Daß ich übrigens alles, was ausführbar ist, gern tue und daß die Truppen alles leisten, was in ihren Kräften steht, beziehe ich mich auf den 26.l) und auf den Marsch vom 28. d. Mts., welcher 36 Stunden lang dauerte, in dem die Truppen die ausgetretenen Flüsse durchwatend passieren mußten.m)

Leisersdorf, d. 30. August 1813. v. York."

k) Und warum das? Konnte nicht ein Teil vorgehen, der andere folgen?

l) Wenn wir zweimal 24 Stunden gewartet hätten, wie gefordert wurde, so wären wir geschlagen. Jetzt hinterher sollen wir noch dankbar sein, daß eine Schlacht kam. (Anm. d. Verf.: Im Erfolg hatte Gneisenau damit ganz recht, aber er verkennt in dieser Bemerkung, daß man siegte, weil die Absichten des Armee-Oberkommandos während der Schlacht selbst nicht zur Ausführung kamen. Blücher-Gneisenau hatten das Wichtigste: Glück.)

Digitized by Google

m) Hätte man den Fluß am 27. passirt, so brauchte man am 28. nicht durch das ausgetretene Wasser zu waten.

Wenn man den Feind nicht mit Anstrengung verfolgt, so kommt man in den Fall, diejenigen, die man hätte vernichten können, noch einmal zu bekämpfen. Das preußische Blut, was dann vergossen wird, kommt auf die Rechnung desjenigen, der eine Anstrengung gescheut hat.

Allen Bemerkungen Gneisenaus, die von einer starken Verbitterung zeugen, wird man schwerlich beistimmen können. Übersehen wird vor allem, daß eine Reihe von Stunden nach dem Übergang der Franzosen über die Flüsse vergangen war und daß diese bei den Gebirgsbächen genügen, um aus harmlosen Flüßchen reißende Ströme zu machen. Namentlich die Schlußbemerkung, die eine schwere Anklage gegen Yorck ausdrückt, ist anfechtbar. Es war unter den obwaltenden Umständen wohl nicht möglich, mehr zu leisten. Es liegt ein Schreiben Yorcks vom 29. August aus Leisersdorf an Blücher vor, in dem es heißt:[21]) „daß die Landwehrbataillone des Prinzen Karl von Mecklenburg sich fast aufzulösen beginnen. Zum Teil aus Erschöpfung, zum Teil auch vielleicht aus bösem Willen bleiben die Leute zu Hunderten zurück und mögen sich, da im Rücken des Korps nicht hinlängliche Maßregeln getroffen werden können, im Lande zerstreuen oder gar in ihre Heimat zurückkehren. . . . Ich beehre mich Ew. Exzellenz vorläufig anzuzeigen, daß die 4 Landwehrbataillone der 2. Brigade zusammen etwa noch eine Stärke von 400 Mann haben." Gerade diese Zahl ist schlagend, mehr als allgemeine Beschwerden. Gneisenau selbst hat diesem Gedanken der Erschöpfung auch gleich nach der Verfolgung in einem Briefe Ausdruck gegeben:[22]) „Die angeschwollenen Gewässer (hier sind es also doch keine »Regenbäche, über die man mit einigen Anstalten hinwegkommen kann«!) hielten unser Nachsetzen etwas auf, dennoch folgten wir, so gut wir konnten. Der Soldat ging bis an die Brust durchs Wasser; er versank im Schlamm; viele sind barfuß, und deren Zahl nimmt täglich zu. Es fehlt in der ausgezehrten Gegend an Lebensmitteln und der grundlosen Wege wegen können die Lebensmittel nicht folgen; auch fehlt es in den verlassenen Dörfern an Fuhrwerk. Dennoch erträgt der Soldat dieses Ungemach ohne Murren, selbst mit Heiterkeit. Die Wirkungen des Schreckens des Feindes sind auf den Wegen von der Katzbach nach dem Bober allenthalben sichtbar: Leichname in Schlamm gefahren, umgestürzte Fahrzeuge, Haufen von Gefangenen." . . . .

Das war gewiß brav gesprochen und trug den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung. — Aber Yorck gegenüber kam es nicht zum Ausdruck. Auf dessen eben erwähnten Bericht erhielt er am 31. August folgende Antwort. Sie ist von dem im Stabe des Oberkommandos befindlichen General

[21]) Kriegsarchiv III. C. 13. III.

[22]) v. Unger, Gneisenau. S. 220.

Digitized by Google

v. Rauch unter Benutzung der vorstehenden Randbemerkungen Gneisenaus entworfen; namentlich der Schlußsatz ist dafür bezeichnend:

„Ew. Exzellenz geehrtes Schreiben vom 30. ds., in welchem Hochdieselben mir die Anstrengungen der Truppen und die Schwierigkeiten auseinandersetzen, welche Hochdieselben beim Vorrücken gefunden, habe ich wohl erhalten.

So vieles Vergnügen es mir jederzeit macht, mit Ew. Exzellenz einerlei Meinung zu haben, so sehe ich mich doch genötigt, Denenselben zu erklären, daß obgleich ich mit dem guten Willen und der Art zufrieden bin, wie die Truppen alle Fatiguen ertragen haben, ich keineswegs finde, daß die Anstrengung aufs höchste getrieben worden sei und nicht noch mehr hätte geschehen können.

Nach der in der Nacht vom 26. zum 27. an Ew. Exzellenz am Nachmittage abermals erteilten Ordre zum Marsch, war meine Absicht, den Feind ununterbrochen zu verfolgen und zu schaden, mit der größten Deutlichkeit ausgesprochen.

Drei Korps erhalten aus meinem Hauptquartier Befehle; sobald diese im allgemeinen gegeben sind, ist es Sache der Herren Korpskommandanten, nicht allein nach der allgemeinen Vorschrift zu handeln, sondern alles, was dahin einschlägt, selbst zu beobachten. Die Kommunikation untereinander kann nicht ich, die Korps selbst müssen sie erhalten; wo eine Brücke fehlt, muß sie augenblicklich gebaut werden, und sollte man in einem so wichtigen Augenblick Häuser dazu niederreißen, um Bauholz zu erhalten. Die Korps sind deshalb auch mit dem nötigen Personal ausgerüstet. Bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes, den jede Stunde durch Gefangene und Marodeure schwächt, kömmt es gar nicht darauf an, mit geschlossenen Brigaden oder selbst mit geschlossenen Bataillonen und Eskadrons zu marschieren. Was zurückbleibt, bleibt zurück und muß nachgeführt werden. Sobald die Bataillone sich schwächen, kann man auch Offiziere entbehren und zurücklassen.

An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren, denn wenn man so große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen.

Eine Vernachlässigung in Benutzung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgetan werden konnte. Das gestrige Gefecht bei Bunzlau kommt auf Rechnung derjenigen, die eine Versäumnis in der Verfolgung des Feindes sich haben zuschulden kommen lassen. v. Blücher."

Unger[23]) nennt diesen Erlaß „das hohe Lied der Verfolgung". Nicht mit Unrecht ist zu sagen, daß es den für diese notwendigen „mitleidslosen Willen", wie ihn Moltke verlangt und ohne den eine Verfol-

[23]) v. Unger, Gneisenau. S. 220.

Digitized by Google

gung niemals möglich ist, klar zum Ausdruck bringt. Darum gibt es in der Kriegsgeschichte auch so selten tatkräftige Verfolgungen. Wenn sie wirksam wurden, so lag das außerdem zumeist mehr an der operativen Richtung als an dem einfachen Folgen hinter dem Gegner her. Trotz der auch heute noch zutreffenden allgemeinen Grundzüge, die theoretisch damals wohl ebenso bekannt waren wie heute, wird man diese Direktiven nicht in allen Beziehungen als einwandfrei anerkennen können. Sachlich ist, außer den schon an Ort und Stelle eingeflochtenen Bemerkungen, der Gedanke, Yorck hätte selbst nach seinen beiden Nachbarkorps die Verbindung halten müssen, nur dann zutreffend, wenn ihn das Oberkommando bei den Dispositionen immer über die an Langeron und Sacken gegebenen Aufträge unterrichtet haben würde. Daß dies geschehen wäre, daß ihm die allgemeinen Armeebefehle mitgeteilt wären, die diese Anweisungen enthielten, ist aber nirgends erkennbar. Nach heutigen Begriffen mußte Yorck bei den Nachbarkorps Verbindungsoffiziere haben, die ihm von Zeit zu Zeit Mitteilungen über die dortigen Entschlüsse zukommen ließen. Darüber ist nichts in den Schilderungen der damaligen Zeit zu lesen. Ob die Russen aber solche Offiziere gern bei sich gesehen hätten, steht dahin. Diese Unterlassung Yorcks ist also wohl milde zu beurteilen. Das Oberkommando hätte sie durch unmittelbares Eingreifen, durch genauere Bekanntgabe der eigenen Absichten ausschalten können. Nach der Kriegsgliederung hatte das Yorcksche Korps bei Beginn des Herbstfeldzuges zwei Pionierkompagnien zu je 83 Mann. Wieviel zu dieser Zeit der Abgang betrug, ist unbekannt, Pontons waren nicht vorhanden. Daraus kann man entnehmen, daß die Herstellung von Übergängen über die mit Hochwasser gehenden und über ihre Ufer getretenen Gebirgsbäche nicht so einfach war, wie es nach dem Schreiben des Oberkommandos an Yorck erscheinen könnte. Was aber den ganzen Ton des Schreibens angeht, so mußte er einen Mann wie Yorck tief verletzen. Zunächst ist es schon von eines Schreibers Hand gefertigt, wie die Akten erkennen lassen, ein Verfahren, das unangebracht ist, wenn es sich um einen schweren Tadel an einen kommandierenden General handelt. Als eine absichtliche Kränkung schärfster Art mußte es aber erscheinen, wenn in der Einleitung die lobenswerten Leistungen der Truppen zu der Führung des Korps in einen schroffen Gegensatz gebracht wurden. Und das alles, nachdem wenige Tage vorher durch Yorcks Geschick und durch sein Glück eine verzweifelte Lage in einen großen Erfolg umgewandelt war. Welche Gefühle den Alten bewegt haben, kann nur ein Soldat ermessen. Natürlich ist es ausgeschlossen, daß Blücher oder auch Gneisenau diese Kränkungen absichtlich erstrebt hätten. Es kann aber nicht überraschen, daß sie von Yorck so aufgefaßt sind, wenn darüber auch beglaubigte Nachrichten fehlen. Jeder Gehilfe einer hohen Kommandostelle sollte sich aber beim Lesen dieses Briefes die Frage vorlegen, ob er nicht in

Digitized by Google

anderer Form wirkungsvoller gewesen wäre. Als Entschuldigung für den uns stellenweise hämisch erscheinenden Ton kann man nur gelten lassen, daß die Zeit vor hundert Jahren allgemein weniger zartfühlend, härter, rauher war als die heutige.

Als weitere Erscheinung der tiefgehenden Feindschaft zwischen Gneisenau und Yorck ist aus der Zeit, die sich an die Verfolgung von der Katzbach nach dem Bober schloß, noch ein Zusammenstoß zwischen dem Chef des Generalstabes vom Yorckschen Korps, dem Oberstleutnant v. Valentini, und Gneisenau zu erwähnen. Valentini hatte zu Gneisenau seit einer Reihe von Jahren in einem freundschaftlichen Verkehr gestanden. Er hatte sich aber während des Herbstfeldzuges innerlich mit Recht und pflichtmäßig ganz an die eigenartige Persönlichkeit Yorcks angeschlossen. Am 4. September hatte Gneisenau in einer Unterhaltung mit Valentini in scharfen Ausdrücken Yorcks Führung getadelt. Valentini hatte gleich die Partei seines Generals genommen. Am nächsten Tage schrieb er dann noch folgenden Brief an Gneisenau:

„Bei den pressanten Dienstgeschäften, die mich gestern zu Ew. Hochwohlgeboren führten, blieb mir nicht Zeit, der Empfindung Raum zu geben, welche Ihre beschimpfende Äußerung über den Rückzug des Yorckschen Korps am 23. August in mir erregen mußte. Ich gestehe, daß ich mich über die Kaltblütigkeit jetzt selbst anklage, mit der ich Ew. Hochwohlgeboren verächtlichen Rede bloß Gründe der Wahrheit und Vernunft entgegensetzte. Auch entschuldigt mich nur der Gedanke, daß General Yorck über Verunglimpfungen, wie Ew. Hochwohlgeboren Sich bestreben auf ihn zu werfen, weit erhaben ist. Selbst die kunstreichste Verhüllung seiner rühmlichen Taten kann von ihm mit Gleichmut betrachtet werden, da er die Stimme des ganzen Armeekorps für sich hat, dem er immer auf der Bahn des Ruhmes vorangeht. Diese Stimme wird mehr gelten, als die mit Feinheit verfaßten Armeeberichte. Indes hole ich heute nach, was die Ehre und die Pflicht gegen meinen General von mir fordert. Ich fordere Sie daher hiermit auf, Sich bestimmt zu erklären, ob Sie mit dem beleidigenden Ausdruck, den ich nicht zu wiederholen für nötig finde, den General Yorck und sein Armeekorps oder Ihre eigenen Anordnungen haben beschimpfen wollen? Ich muß Ew. Hochwohlgeboren hierbei ins Gedächtnis zurückrufen, daß in Ihrem Namen der Befehl zum Rückzug des Korps auf Profen sowohl dem General Sacken als dem General Yorck überbracht ward und daß auf den umändernden Befehl, das Korps solle am Galgenberg bei Jauer Halt machen, solches von 3 Brigaden geschah und nur die eine Brigade, welche Jauer schon vorbeimarschiert war, mit dem Sackenschen Korps gemeinschaftlich im Marsch auf Profen blieb.[24]) Wären also dem General

[24]) Geh. Archiv des Kriegsministeriums V. 1. Nr. 1. — Diese Darstellung deckt sich nicht in allen Beziehungen mit derjenigen, die Delbrück (I. S. 335) gibt.

Yorck Vorwürfe zu machen, so könnten solche nur von zu pünktlicher und schneller Exekution der erhaltenen Befehle hergeleitet werden. Ew. Hochwohlgeboren besitzen als Soldat Eigenschaften, die ich ehren werde, auch bei den feindlichen Verhältnissen, die gegenwärtig mich ebenso von Ihnen trennen müssen, als ich mich sonst zu Ihnen hingezogen fühlte. In der Erinnerung der abgestorbenen Freundschaft, die wenigstens noch Momente wechselseitigen Zutrauens herbeiführen kann, muß ich Ihnen aber vor Augen stellen, wie hochehrenwert Sie sein würden, wenn Ihre kriegerischen und gesellschaftlichen Tugenden durch den Edelmut verherrlicht würden, auch in dem persönlichen Widersacher das Verdienst zu ehren und den Privathaß schweigen zu heißen, wie Gerechtigkeit, Wahrheit und das Wohl des Staates es fordern. Zur Ehre der menschlichen Natur glaube ich aber, daß Ew. Hochwohlgeboren nur davon abgekommen sind, Sich von Ihrem eigenen besseren Genius leiten zu lassen, um den Einwirkungen eines Dritten zu folgen (— nach der Antwort Gneisenaus scheint diese Bemerkung sich auf Müffling zu beziehen —), dessen blinder Haß mit zu den verschrobenen Ansichten gehört, die schon einmal dem Vaterlande Unglück brachten. Weil ich mich stark genug fühle, auch gegen meine Widersacher gerecht zu sein, darf ich Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung ablegen, mit der ich bin

Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Diener

Görlitz, den 5. September 1813. v. Valentini."

Gneisenau antwortete am 6. September:

„Ew. Hochwohlgeboren haben mir, Ihrem Vorgesetzten, einen Brief geschrieben, dem ich kein Beiwort geben will, um dem Dienst nichts zu vergeben. Bevor ich aber die Rechte des Dienstes wahrnehme, erkläre ich Ihnen, daß ich diese Angelegenheit zu einer persönlichen mache und daß Sie mir Rechenschaft geben sollen für Ihre beleidigenden Ausdrücke. Was ich vorgestern Abend zu Ihnen gesagt habe, weiß ich nicht einmal mehr, vermutlich aber nichts Bedeutendes; noch weniger aber Absichtliches, nimmermehr aber etwas Beleidigendes gegen ein Armeekorps, das ich gerade deswegen so hoch verehre, weil es den Mut nicht sinken läßt. Was ich gegen einzelne Personen gesagt haben mag — dessen ich mich indessen durchaus nicht erinnere —, werde ich verteidigen mit meinem letzten Blutstropfen. Dazu hat mir Gott Kraft und Energie gegeben. Wenn ich indessen etwas gesagt haben könnte, so war es nicht an Ihnen, meinem ehemaligen Freunde, dem ich meine geheimsten Gedanken offenbart habe, eine Äußerung des Vertrauens kund zu machen. Aber schon einmal haben Sie mein Vertrauen getäuscht und es ist mir lieb zu wissen, woran ich mit Ihnen bin. Besser einen Feind mehr als einen falschen Freund. —

Bei dem Marsche am 23. d. Mts. war dem Grafen Moltke von mir

aufgetragen, zu sagen, das Yorcksche Korps soll in gleicher Höhe mit dem Langeronschen bleiben, und nur erst wenn dieses aus seiner Stellung hinter Hennersdorf zurückgeht, sich dann hinter Prosen setzen. Jenes war bei Hennersdorf geblieben, also mußte auch dieses in seinem Marsche, da wo es stand, aufgehalten werden. — Was Sie von kunstreicher Verhüllung und mit Feinheit verfaßten Armeeberichten sagen, ist unter meinem Charakter. Von solchen Dingen verstehe ich nichts, und solche Feinheiten verachte ich. Mein Charakter ist offen, und so verfolge ich auch meine Feinde, in deren Phalanx Sie sich gestellt haben. Kein einziger erfüllt mich mit Furcht; ich bedarf also Ihrer Feinheiten nicht. — Was Sie über den verdienstvollen Müffling sagen, würde er zu beantworten wissen, wenn ich ihm solches mitteilen möchte. Aber Sie haben ihm viel abzubitten, ihm, der zu mir stets Worte des Friedens und der Sanftmut spricht. — Sie reden von dem Einfluß eines Dritten. Dem Einfluß des Talents werde ich mich nie entziehen. Ich bin nicht aufgeblasen genug, um zu glauben, daß ich die Hilfe genialer Männer entbehren könne. Guter Rat ist mir stets willkommen. Ich ehre mich selbst in diesem Bekenntnis. Wenn Sie aber einen Tag später einen heftigen Brief an mich über eine Äußerung von mir schreiben, gegen die Sie mündlich nur ein paar sanfte Worte hervorzubringen wußten, dann muß ich glauben, daß Sie unter fremdem Einfluß stehen und Sie nur das Werkzeug anderer sind, die mir nicht unter die Augen zu treten wagen.

Lauban, den 6. September 1813.

v. Gneisenau."

Valentini antwortete umgehend folgendes:

„An den General von Gneisenau.

Euer Hochwohlgeboren wollen in einem Briefe, den reines Ehrgefühl mir abdrang, fremden Einfluß erblicken. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß er ohne Mitwissen von irgend jemand geschrieben ward. Ich pflege bei Zwisten, die ich allein durchzuführen vermag, nicht andere Personen, noch äußere Verhältnisse, einzumischen, und werde auch jetzt, nach Ew. Hochwohlgeboren das Yorcksche Korps ehrenden Erklärung, nicht dazu beitragen, der zwischen Ihnen und meinem General herrschenden Feindschaft neue Nahrung zu geben."

Hierauf hat Gneisenau am 9. September noch geschrieben: „Die persönliche Genugtuung darf die des Dienstes nicht ausschließen. Entscheiden die Waffen gegen mich, so soll Sorge getragen werden, daß dem Dienste nichts vergeben wird. Wägen Sie künftighin Ihre Worte; denn von dem, der einen Brief schreibt, kann man dieses mit mehrerem Rechte erwarten, als von dem, der sich in leidenschaftlicher Rede einen unbewachten Ausdruck zuschulden kommen läßt."

Digitized by Google

Skizze 1.

hlesischen Armee im August 1813.

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Am 3. November erinnerte Gneisenau an die Erledigung dieser Sache mit folgendem Schreiben:

„Die vorgewesene öffentliche Fehde ist durchgefochten; es ist nun erlaubt, an die Privatfehden zu denken. Ew. Hochwohlgeboren werden mir für Ihren unerwarteten Umfall (sic!) Genugtuung geben und mit Pistolen erscheinen. Ich erwarte von Ew. Hochwohlgeboren die Bestimmung der Zeit und des Ortes."

Durch Entsendung Valentinis nach Holland wurde die Erledigung aber weiter verzögert, bis die Angelegenheit nach dem Friedensschluß durch einen entschuldigenden Brief Valentinis an Gneisenau beigelegt wurde.

Insoweit bei diesem Streit sachliche Gründe in Betracht kommen, ist es klar, daß nach Ansicht Gneisenaus Yorck falsch gehandelt hatte, und daß er diesem die Schuld für den unglücklichen Verlauf des Gefechts bei Goldberg zuschob. Es ist nicht möglich zu untersuchen, inwieweit diese Ansicht Gneisenaus einer gewissen Berechtigung nicht entbehrte. Als ausgeschlossen kann gelten, daß Yorck in böswilliger Absicht den Befehlen des Oberkommandos nicht nachgekommen wäre. Der Befehl war offenkundig unklar oder er deckte sich, als er eintraf, nicht mehr mit der Kriegslage. Nach heutigen Grundsätzen war er schriftlich zu geben. Wenn die Möglichkeit bestand, daß sich während der Übermittlung die Lage ändere, mußte eine allgemeine Direktive für das Verhalten gegeben werden. Noch besser wäre es gewesen, wenn das Oberkommando dort, wo zwei Korps in Wirksamkeit traten und nach Möglichkeiten handeln sollten, selbst den Befehl geführt hätte. Wenn ein solches einheitliches Kommando fehlt, kann man sich nicht wundern, daß sich Dinge ereignen, die den höheren Absichten zuwiderlaufen. Unbillig war es, hierfür in starken, verletzenden Ausdrücken Yorck verantwortlich zu machen, während tatsächlich die Anordnungen des Oberkommandos selbst hierfür den Grund abgegeben haben. Diese Dinge sind augenfällig, aber lehrreicher ist die mehr persönliche Seite des Konflikts. Daß Gneisenau sagt, er erinnere sich nicht mehr, was er am Tage vorher gesagt habe und was nicht, muß überraschen. Seine schweren Angriffe auf das Yorcksche Korps scheinen also der tatsächlichen Unterlagen entbehrt zu haben, sonst müßten sie ihm in der Erinnerung geblieben sein.

Wer das Vertrauensverhältnis versteht, das sich zwischen dem kommandierenden General und seinen nächsten Gehilfen, namentlich unter dem Eindruck schwieriger Lagen, entwickelt und zum Nutzen des Dienstes entwickeln muß, wird das Verhalten Valentinis erklärlich finden, so unerwünscht auch Spannungen dieser Art sein mögen. Es ist nützlich und gut, wenn die Offiziere eines Stabes sich als eine fest geschlossene Familie fühlen und wenn jeder einzelne von dem Gedanken durchdrungen ist, daß er mit seinem Kommandeur in eines Glückes Schiff stieg. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit spornt dann zu höchsten Leistungen. Es muß

Digitized by Google

auch durch kleine Differenzen nicht zu zerstören sein. Für York ist es kein schlechtes Charakterzeichen, daß er es trotz seiner äußeren Härte zu fördern wußte. — Gneisenau war aber unbekannt mit diesen Elementen der Führung. Er übersah die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellten, in der Lebhaftigkeit seines Geistes. Allerdings hatte er recht, wenn er die Form, in der er zur Rede gestellt wurde, als einen groben Verstoß gegen die militärische Unterordnung ansah.

V.

In der zweiten Hälfte des September war das durch den Trachenberger Operationsplan festgesetzte Verfahren der Verbündeten auf einem toten Punkt angekommen. Das Heranrücken an den Feind, das Zurückweichen, wenn sich Napoleon selbst gegen eine der vorgehenden Armeen wandte, hatte bei der Schlesischen Armee zu dem Siege an der Katzbach, Unvorsichtigkeiten und fehlerhafte Aufträge der französischen Marschälle der Nordarmee gegenüber zu den durch Entschlossenheit Bülows glücklichen Schlachten von Großbeeren und Dennewitz geführt. Aber von einem Siege über Napoleon selbst, also von demjenigen, worauf es ankam, war man noch weit entfernt. Die Hauptarmee hatte die Niederlage bei Dresden erlitten. Es ist das unsterbliche Verdienst des Hauptquartiers der Schlesischen Armee, und zwar in erster Linie Gneisenaus, den richtigen, wenn auch gefährlichen Weg gefunden zu haben, um aus dieser unhaltbaren Lage herauszukommen. Dreimal hatte sich Blücher den Angriffen Napoleons, wenn auch nicht immer mit großem Geschick, entzogen. Es galt, einen neuen Gedanken zur Geltung zu bringen und ihn durchzuführen. Das war der Rechtsabmarsch von Bautzen elbeabwärts bis zur Mündung der Elster. Am 25. September wurde hierzu endgültig der Entschluß gefaßt, und am 26. begann die Bewegung unter Sicherung gegen Dresden und Meißen. Es ist natürlich, daß, den Ansichten der damaligen Zeit entsprechend, die scheinbare Preisgabe der Verbindung mit Schlesien den heftigen Widerspruch vieler erregte. Namentlich war es der General v. Rauch, der durch eine Denkschrift seine Ansicht zu begründen suchte, daß man unmöglich bei dem mangelhaften Zustande der schlesischen Festungen diese anzugreifen dem Gegner überlassen dürfe. Man trennte sich außerdem von dem aus dieser Richtung kommenden Nachschub an Mannschaften, Verpflegung und Kriegsmaterial. Blücher hat alle Einwendungen gegen den einmal gefaßten Entschluß entschieden und schroff abgewiesen. — Es wäre interessant zu wissen, wie sich York zu der Bewegung gestellt hat. Zuverlässiges ist aber darüber nicht bekannt. Droysen sagt: „Ich finde nicht angegeben, wie York urteilte, und ob er seiner Mißbilligung — wie hätte sie fehlen sollen — einen bestimmten Ausdruck gegeben hat."

Über die Fortsetzung der Operationen, nachdem der Elübergang

Digitized by Google

durchgeführt sein würde, hat Gneisenau etwas eigentümliche Pläne gehabt. Er hat sie in einem längeren Briefe an den Oberst Frhrn. v. dem Knesebeck, Adjutant des Königs Friedrich Wilhelm, am 26. September niedergelegt. — In diesem heißt es:[25])

„Sobald wir über die Elbe gegangen sind, müssen wir eine Schlacht erwarten. Zwar können wir dasselbe Spiel wiederholen, wie hier diesseits, allein endlich kommt es dann doch zu einem solchen entscheidenden Tage, oder vielmehr man muß selbst wünschen, daß es dazu kommt. Die Aufgabe ist nun, es dahin einzuleiten, daß wir die Schlacht mit der größten Wahrscheinlichkeit des Sieges annehmen können. — Da, wo die Elster in die Elbe sich ergießt, macht letzterer Strom in seinem Lauf nach Norden eine scharfe Ausbeugung nach Westen. Diesen ausspringenden Winkel wollen wir zu einem verschanzten Lager anlegen lassen, nicht um dort über die Elbe zu gehen, aber wohl um die Freiheit zu haben, uns schnell auf das diesseitige Ufer wieder begeben zu können, sofern uns dies nötig wird. Während wir dies verschanzte Lager anlegen lassen, bewegen wir uns nach der Elbe weiter oberhalb und suchen bei Mühlberg oder sonstwo schnell hinüberzukommen. Am jenseitigen Ufer wiederholen wir unser seitheriges Spiel: stellen uns in die Nähe des Feindes und weichen ihm aus, sofern er mit vereinigten Kräften gegen uns vorgeht. Wo wir seine Detachements in ein Gefecht verwickeln können, werden wir es tun, weil wir der Meinung sind, daß dies Verfahren ihm tödlich sein muß. Auf Zufuhren jeder Art werden wir unsere Unternehmungen richten, um ihm sehr zur Last zu fallen und ihn zu reizen, gegen uns mit vereinigten Kräften zu gehen. Tut er dies, so gehen wir so langsam als möglich nach unserem verschanzten Lager zurück, und greift er uns darin an, so hoffen wir das Lager so einzurichten, daß uns der Sieg gewiß ist. Auch als Zufluchtsort nach einer verlorenen Schlacht könne das Lager dienen." (Vgl. Skizze 2.)

Ein Gedanke leuchtet glänzend aus diesem Schreiben heraus, mit Napoleon wenn irgend möglich eine Schlacht zu wagen, was man in den anderen beiden Oberkommandos ängstlich vermeiden wollte. Übrigens aber hat der Plan doch seine bedenklichen Mängel. Zwischen Dessau und der Elbe stand Ney mit Arrighi, Reynier und Bertrand, 25 km südlich bei Düben Marmont; wie war es zu denken, daß diese bei Wartenburg den zeitraubenden Bau eines „verschanzten Lagers" zulassen würden? Welche Zeit würde es kosten, um den von zahlreichen toten Armen der Elbe und Wasserläufen durchschnittenen Winkel der Elbe, der von starkem Buschwerk und Waldstücken bedeckt war, durch verteidigungsfähige Befestigungen abzuschließen? Je weiter man mit diesen westwärts hinausging, um für eine Armee von drei Korps den Raum zu schaffen, desto umfangreicher mußten

[25]) v. Unger, Gneisenau. S. 228.

Digitized by Google

die Arbeiten werden. Wer sollte sie ausführen? Und das alles angesichts eines Feindes, der begierig auf den Augenblick wartete, sich mit versammelter Kraft auf die Schlesische Armee zu werfen. Wie das gemacht werden konnte, hat Napoleon bewiesen, als er sich nach einigem Zögern in der Zeit vom 5. Oktober ab zwischen Mulde und Elbe nordwärts in Bewegung setzte und die Schlesische Armee sich nur durch geschicktes Ausweichen nach Westen mühsam einer Niederlage entzog. Der Gedanke eines verschanzten Lagers bei Wartenburg erscheint also verfehlt. Nur mit einem überraschenden Übergang und Zurückwerfen des Gegners konnte die schwierige Aufgabe, zu der man sich entschlossen hatte, gelöst werden.

Es ist nötig, diesen Dingen etwas näher zu treten, um sich darüber klar zu werden, ob Yorck so unbedingt im Unrecht war, wenn er sich von Gneisenau „nur unpraktischer Anordnungen versah", ob er wirklich immer ein ganz verbohrter Nörgler war, wenn er dazu neigte, die Befehle des Oberkommandos mit seinem erfahrenen kritischen Auge zu betrachten.

Wie aus dem Schreiben Gneisenaus an Knesebeck ersichtlich, war der Elbübergang zunächst bei Mühlberg geplant. Auf Grund mehr fachtechnischer, aber lediglich nach der Karte angestellter Erwägungen und weil bei Wartenburg eine früher von der Nordarmee geschlagene, aber wieder abgebrochene Brücke die Herstellungsarbeiten etwas erleichterte, wählte man Elster—Wartenburg. Wichtig war nur, daß man sich dort von den Hauptkräften Napoleons etwas mehr entfernte. Unger nennt die Wahl einen glücklichen Griff. Friederich in seiner „Geschichte des Herbstfeldzuges"[26]) ist der entgegengesetzten Meinung. Hätte man die Vorteile, die sich aus dem Flußauslauf ergaben, durch Entwicklung eines starken, umfassenden Feuers ausnutzen können, würde der Ansicht Ungers zuzustimmen sein. Die damaligen geringen Schußweiten und die dürftigere Wirkung der Artillerie, das ganz unübersichtliche Gelände aber beeinträchtigten diese Unterstützung stark. Der einzige Vorteil dieses Übergangspunktes kam nicht allein nicht zur Geltung, es fehlte auch beim Oberkommando eine richtige Vorstellung darüber, wie dieser Vorteil hätte ausgenutzt werden können. In der Tat hat auch nur eine Batterie, und sehr spät, auf Yorcks Befehl und von einem Offizier des Bülowschen Korps an die richtige Stelle gewiesen, aus den „Gallinischen Hainichten" nördlich von Wartenburg von dem rechten Elbufer aus in den Gang des Gefechts eingegriffen. Wenn man aber das Gelände, wie es vor hundert Jahren war, im einzelnen prüft,[27]) so drängt sich die Überzeugung auf, daß für den Übergang taktisch — und das war

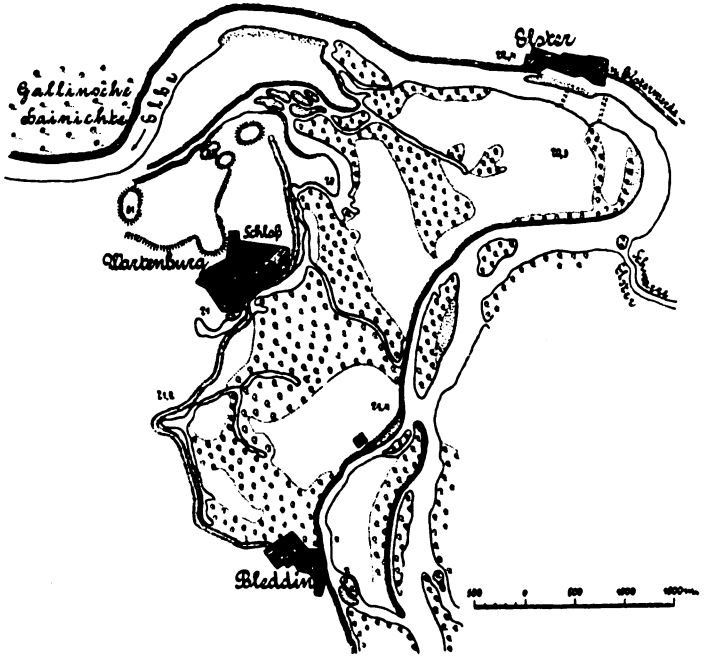
[26]) Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. Band II. S. 295 ff. Berlin 1904. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

[27]) R. Mirus, Oberstlt. und Kom. des 3. Garde-Ulan. Regts., Das Treffen bei Wartenburg am 3. Oktober 1813. Berlin 1863. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Digitized by Google

in diesem Augenblick das Entscheidende — kaum ein weniger günstiger Punkt ausgewählt werden konnte als Elster—Wartenburg. Eine Erkundung der Übergangsverhältnisse, nachdem man das linke Ufer erreicht haben würde, hatte nicht stattgefunden. Der damit beauftragte Major v. Rühle hatte sie nicht machen können. Von dem längere Zeit dort schon stehenden Korps Bülow war weder eine Auskunft gefordert, noch ein Offizier zur Unterstützung herangezogen. Gneisenau übersah deshalb, daß ein

Skizze 2. **Gefecht bei Wartenburg.**



den ausspringenden Bogen der Elbe großenteils abschließender Damm, das gut verteidigungsfähige Wartenburg dahinter, auf dem rechten Flügel als Schutz das Dorf Bleddin, vor allem aber die der vielen Wasserhindernisse wegen schwierige Entwicklung und Annäherung der Durchführung des Angriffs ungewöhnliche, bei einigermaßen richtigen Anordnungen des Gegners unlösbare Aufgaben stellen mußten. Bertrand, der Führer des französischen IV. A. K., von Ney nach Wartenburg entsendet, um den rechtzeitig bemerkten Übergang der Schlesischen Armee zu verhindern, hatte also ein gewisses Recht, über seine Stellung an Napoleon zu berichten: „Le quatrième corps suffit pour la garder (die Stellung) et ôter à l'ennemie l'envie de déboucher par là.“ Allerdings rechnete er nicht mit der Tatkraft und dem furor teutonicus des Yorckschen Korps.

Digitized by Google

Ein weiteres erschwerendes Moment kam für dieses aber noch hinzu. Gneisenau hatte weder eine klare Vorstellung von den Schwierigkeiten der nicht erkundeten Stellung, noch wußte er, daß namhafte Kräfte des Gegners zu ihrer Verteidigung schon eingerückt waren. Yorck scheint beides Gneisenau gegenüber, der am frühen Morgen des Schlachttages bei Elster war, erfolglos geltend gemacht zu haben. Darauf hat sich wohl auch Gneisenaus Wendung in einem Briefe vom 7. Oktober bezogen. „Dieser unser Übergang ward während des Gefechts »wieder als ein so unüberlegtes Stück als es nur geben kann und das schlecht ausfallen werde«" genannt. „So muß man die Successe erkämpfen nicht allein gegen den Feind, sondern auch gegen die Gehülfen. Unter solchen Verhältnissen würden alle unsere Anstrengungen nichts fruchten, wenn nicht eine höhere Macht die Dinge leitete." — Blücher hat dagegen gesagt: „Der Schwerenöter der Yorck ist schwer ins Feuer zu bringen, aber hab' ich ihn einmal drin, so ist keiner besser als er."

Blücher hatte mit seinem Urteil ganz recht, nur bedarf es dahin der Ergänzung, daß Yorck die Schwierigkeiten seiner Aufgabe zutreffend als erfahrener Truppenführer in dem Augenblicke erkannte, als er den kurzen Befehl am Morgen des Schlachttages erhielt, die Elbe zu überschreiten und Wartenburg zu nehmen.

Die Entscheidung der blutigen Schlacht wurde dadurch gebracht, daß der Angreifer auf Bleddin vordrang, sich des Dorfes bemächtigte und von dort in nördlicher Richtung Wartenburg umfaßte, während es sich als unmöglich herausstellte, von Osten her durch einen Frontalangriff die Franzosen von dort zu verdrängen. Delbrück meint, der Gedanke und Befehl dazu rühre von Gneisenau her.[28]) Die Ansicht stützt sich anscheinend auf Gneisenaus Bericht an den König. Da dieser Bericht in mehrerer Beziehung bezeichnend ist, sei er hier wiedergegeben; er ist vom 3. Oktober 6" Abends aus Wartenburg datiert:[29])

„Am 2. Oktober kam die Schlesische Armee in Jessen an. Ich erteilte meinem Generalquartiermeister v. Gneisenau den Auftrag, sich unverzüglich nach Elster zu begeben und dort den Übergang zu bereiten.

Ein Detachement des Korps v. Bülow hatte das jenseitige Ufer besetzt und durch die Tätigkeit der russischen Pioniere wurde es möglich, den 3. Oktober früh 5" auf einer Ponton- und einer Schiffbrücke überzugehen. Es war nicht möglich, genaue Nachricht über die Stärke des Feindes einzuziehen. Er hatte Wartenburg besetzt und seine Vorposten im Walde gegen Elster. Der General v. Bülow hatte auch benachrichtigt, daß am 2. d. Mittags etwa 6000 Mann von Wittenberg gegen Wartenburg marschiert wären.

[28]) Band I, S. 342.
[29]) Kriegsarchiv III. E. 44.

Digitized by Google

Ich übertrug dem Gen. Lt. v. Yorck den Angriff, damit der Feind, gewohnt, auf diesem Punkt der Elbe mit preußischen Truppen zu fechten, nicht bemerken sollte, daß er es mit der Schlesischen Armee zu tun habe. Gegen 8° fing das Tirailleurfeuer an und wurde bald auf der ganzen Linie allgemein. Nur wenige Bataillone des preußischen Korps sind nicht engagiert gewesen. Ich hatte dem Prinzen von Mecklenburg aufgetragen, das Dorf Bleddin zu nehmen und dann den Feind, der bei Wartenburg eine fast unüberwindliche Stellung hatte, in den Rücken zu nehmen. Der Prinz führte diesen Auftrag mit der Entschlossenheit und Tätigkeit eines ausgezeichneten Offiziers aus, und diese Bewegung, verbunden mit der Tapferkeit unserer Truppen, welche unter dem General v. Horn zwischen den Brigaden v. Steinmetz und Prinz von Mecklenburg fochten, brachten uns um 2° einen vollständigen Sieg.

Der Generalleutnant v. Yorck hat mich durch entschlossene Ausführung der allgemeinen Disposition aufs beste unterstützt. Der Feind, von Torgau und Leipzig abgeschnitten, wurde gegen Wittenberg geworfen" . . . usw. Folgen Einzelheiten über die Trophäen usw.

Die Behauptung in diesem Bericht, daß das Oberkommando der Schlesischen Armee für den Erfolg das erlösende Wort gesprochen hätte, ist unzutreffend. Sollte in dieser Richtung irgendein Befehl oder auch nur eine Andeutung gegeben sein, so ist er später erfolgt, denn der Bericht Yorcks an das Oberkommando sowohl wie an den König besagt:[30]) „Nachdem ich mich indessen persönlich überzeugt hatte, daß die Stellung des Feindes in der Fronte nicht zu forcieren sei, so beschloß ich, den Versuch zu machen, den Feind an seiner linken Flanke zu umgehen und erteilte dem Prinzen Karl von Mecklenburg den Befehl, mit dem Rest der 2. Brigade die Elbe zu passieren und die Möglichkeit dieses Unternehmens zu versuchen." Der Bericht des Prinzen von Mecklenburg sagt nur, daß er den Befehl erhalten hätte, „Blettin anzugreifen", d. h. also von seinem kommandierenden General Yorck. Daß dieser für sich einen Ruhmestitel, und zwar in einem Bericht an seine vorgesetzte Dienststelle, die ihn der Unwahrscheinlichkeit hätte beschuldigen können, in Anspruch nehmen würde, kann als ausgeschlossen gelten. — Wenn man aber weiter die trockene Bemerkung über die Gefechtsführung Yorcks in Vergleich stellt mit dem Lobe, das dem Herzog von Mecklenburg gespendet wird, so ist der Schluß nicht von der Hand zu weisen, daß der Bericht von objektiver Darstellung, vielleicht aus Unkenntnis, weit entfernt ist. Der Entwurf des Berichts scheint von Müfflings Hand gefertigt. — Wollte das Oberkommando der Schlesischen Armee mit Erfolg in den Gang des Kampfes eingreifen, so hätte es anordnen können, daß Yorck seine den Anschauungen

[30]) Kriegsarchiv III. E. 44.

Digitized by Google

der damaligen Zeit entsprechend in Reserve befindlichen Kräfte frühzeitiger in den Kampf einsetzte, da inzwischen das Korps Langeron zur Stelle war, und daß vom Korps Langeron eine starke Artillerie bei den Gallinischen Hainichten den Angriff auf Wartenburg durch umfassendes Feuer unterstützte. Auch hätte rechtzeitig, woran es ebenfalls fehlte, stärkere Kavallerie zur Verfügung bereitgestellt werden sollen. — Im ganzen läßt sich also die Empfindung auch bei der damals lückenhaften Berichterstattung und den nicht immer widerspruchsfreien Angaben nicht zurückdrängen, daß Yorck das schwierige Gefecht nicht allein ganz selbständig mit seinem Korps durchgeführt, sondern auch alle Anordnungen allein getroffen, und daß in der Tat Gneisenau sich in einem bedenklichen Irrtum über die gegnerische Truppenstärke und die Möglichkeit, sie in dem betretenen Gelände zu überwältigen, befunden hat. Es war ein großes Glück, und nur ein Glück, daß die bei Bleddin aufgestellte württembergische Division Franquemont das schmale Dammdefilee freigab, weil sie zu schwach war, die Flanke zu decken, und daß Yorck diesen Mangel rechtzeitig entdeckte. Das Gefecht bei Wartenburg konnte also keinen Ausgangspunkt zur Beseitigung oder auch nur Abschwächung des Gegensatzes zwischen Yorck und Gneisenau bilden. Der Gegensatz wurde, wenn möglich, noch vertieft durch die weitere Art der Berichterstattung von seiten des Oberkommandos. Sie lag dem Oberst v. Müffling vom Stabe Blüchers ob. Über die Art, wie sie von ihm ausgeübt wurde, waren schon nach der Schlacht an der Katzbach Meinungsverschiedenheiten zwischen Müffling und Blücher hervorgetreten. Müffling schreibt selbst („Aus meinem Leben"), daß die Berichte dem General en chef zu kalt, zu abgemessen, zu pedantisch erschienen wären, das Lob der tapferen Waffengefährten vermißt würde. Müffling habe darauf erwidert, daß er sich der Prosa des Dienststils befleißige, auch nicht verstünde anders zu schreiben. — Der Bericht über das Gefecht von Wartenburg ist in den „Haude- und Spenerschen Berlinischen Nachrichten" vom 5. und 6. Oktober erschienen. Vermutlich rührt er auch von Müffling her. In diesen Berichten ist der Name Yorck und seine Tätigkeit gar nicht erwähnt, sondern nur allgemein die Tapferkeit der Landwehr gelobt, ein Verfahren, das sich mit der Form der Berichterstattung an den König deckt. Dies verursachte im Yorckschen Hauptquartier eine starke Mißstimmung. Der mit der Führung des Kriegstagebuchs I. A. K. beauftragte Major v. Schack schrieb deshalb auch noch eine „Relation des Gefechts vom 3. Oktober", damit „die Berliner erfahren, daß das Yorcksche Korps noch in der Welt ist und noch zu schlagen weiß". Sie erschien aber erst im „Preußischen Correspondenten" Nr. 113 und den „Haude- und Spenerschen Berlinischen Nachrichten" zwischen 12. und 15. Oktober 1813.[31]) Das war aber die

[31]) Mirus, a. a. O.

Digitized by Google

Zeit, wo sich schon die großen Entscheidungen um Leipzig zuspitzten, das Interesse an den vergleichsweise unbedeutenden Ereignissen vom 3. Oktober natürlich zurücktrat.

Auch im weiteren Verlauf des Krieges haben die in die Öffentlichkeit gegebenen Berichte, wie diejenigen an den König, noch verschiedentlich das Mißfallen des Korps Yorck hervorgerufen, und zwar vor allem der Offiziere seines Stabes, die den rühmlichen, ja entscheidenden Anteil des I. Korps benachteiligt fanden. Auch ein mündlicher Vortrag, den der im Hauptquartier Blüchers anwesende Professor Steffens in Gießen während des Vormarsches gegen den Rhein hielt, trug nach Ansicht der Zuhörer vom Yorckschen Korps dem wahren Verlauf nur ungenügend Rechnung. Man darf nicht übersehen, daß das Oberkommando der Schlesischen Armee aus allgemein politischen Gründen den beiden russischen Korpsführern Langeron und Sacken mit besonderer Rücksicht begegnen, sie bei guter Laune erhalten und ihre Verdienste immer in das beste Licht setzen mußte. Ob Yorck es direkt veranlaßt hat, oder ob es selbständig von seinem damaligen Generalstabschef, Oberstlt. v. Zielinsky, unternommen ist, steht dahin, jedenfalls beklagte sich dieser in einem langen Schreiben vom 5. November 1813 an den Adjutanten des Königs, Major v. Thile, über die Art der Berichterstattung, wie sie vom Oberkommando der Schlesischen Armee beliebt wurde, und über die Zurücksetzung der Verdienste des Yorckschen Korps.[32]) Er beleuchtet die Schlachten an der Katzbach, namentlich aber die Schlacht bei Möckern in großen Zügen und schließt: „Da die Armeeberichte im Namen Sr. Majestät angefertigt werden, so wird und kann der General v. Yorck selbige nicht antasten, ohne gegen den Feldmarschall förmlich zu klagen, welches er nie tun wird. Ich aber, der ich weiß, daß der Oberst v. Müffling der Verfasser dieser Berichte, fordere Sie im Namen des ganzen ersten Armeekorps auf, die Ungerechtigkeit, welche der Generalleutnant v. Yorck und sein Korps leidet, Sr. Majestät dem Könige zu melden."

VI.

Der Rechtsabmarsch der Blücherschen Armee von Bautzen elbabwärts nach dem Übergang über den Strom, das Vorgehen gegen Düben einerseits, anderseits der Rechtsabmarsch der Armee über die Mulde und die Saale nach Halle, wodurch Napoleon einen Luftstoß machte, sind immer als die hervorragendsten Leistungen der eigentlichen Führertätigkeit Gneisenaus aus den Jahren 1813 und 1814 erschienen. Vor diesen beiden kühnen und vom Glück begünstigten Entschlüssen treten Fehler, die zum Gegensatz mit Yorck führten und die einmal vorhandene Abneigung weiter vertieften, zurück. Die beiden angedeuteten Operationen haben den Angel-

[32]) Droysen, Band III.

Digitized by Google

punkt abgegeben für die unter den glücklichsten strategischen Verhältnissen eingeleitete Schlacht bei Leipzig. Aber wie das gut geführte Gefecht Yorcks bei Wartenburg erst für den Elbübergang den Erfolg brachte, so konnte auch nur durch die blutige Schlacht bei Möckern am 16. Oktober der entscheidende Einfluß der Schlesischen Armee auf die Völkerschlacht in die Erscheinung treten. Und Möckern war in der Hauptsache auch Yorcks Werk. Es wurde oben ausgeführt, daß Gneisenau Yorcks Verdiensten bei Wartenburg wenig zugänglich war, sie wenigstens nicht scharf zum Ausdruck gebracht hat. In betreff der Schlacht bei Möckern mag die ungenügende Kenntnis der Vorgänge in der Armee Napoleons am 16. Oktober mitgesprochen haben; denn Gneisenau konnte nicht wissen, daß die heldenmütigen Angriffe Yorcks gegen Marmont bei Möckern und Lindenthal die Ursache wurden, weshalb Napoleon nicht mit ausreichender Kraft gegen die böhmische Hauptarmee vorzustoßen imstande war. Sowohl bei Wartenburg wie bei Leipzig-Möckern ist also Yorck derjenige gewesen, der die kühnen Gneisenauschen und von Blücher vertretenen operativen Maßnahmen durch das Gefecht zum Erfolg ausgestaltete. Es erscheint fast tragisch, daß diese beiden Männer, von denen der eine ohne den andern wenig war, sich in einem unversöhnlichen Gegensatz, einer ausgesprochenen Feindschaft gegenüberstanden. Auch der große Sieg bei Leipzig, die heldenhafte Art, mit der Yorck am 16. Oktober durch seinen Sieg so entscheidend in den wechselvollen Kampf eingreifen konnte, während die Verwendung der Korps Langeron und Sacken doch nicht ganz einwandfrei ist, hat an diesem Verhältnis nichts geändert. Im Gegenteil, die Verfolgung nach Leipzig bot Anlaß zu weiteren scharfen Reibungen. — Yorck war am 18. Oktober noch 8° Abds. von Möckern auf Halle in Marsch gesetzt mit dem allgemeinen Auftrage, dem westlich abziehenden Feinde soviel wie möglich zu schaden, wobei es Yorck überlassen bleiben solle, nach eigener Einsicht den Umständen gemäß zu operieren. Yorck hatte am 18. Oktober einen großen Teil des Schlachtfeldes übersehen und dabei nicht den Eindruck gewinnen können, daß Napoleon eine entscheidende Niederlage beigebracht wäre. Von seiner Armeeführung nicht unterrichtet, glaubte er, daß der Gegner wohl geschlagen, aber einen geordneten Rückzug angetreten hätte. Das Korps war deshalb während seines Nachtmarsches von einigen 30 km der Meinung, es handele sich ähnlich wie bei Großgörschen am 2. Mai um einen höchst zweifelhaften Sieg, in Wahrheit um einen neuen Mißerfolg. Am 19. Oktober Morgens bei Halle stehend, war also Yorck vor der entscheidenden Frage, ob er mit seinem schwachen Korps sich südlich auf die sehr bedeutend überlegenen feindlichen Kolonnen werfen könne. Das Korps war nur noch 14 000 Mann stark, denn es hatte in einer der blutigsten Schlachten der Befreiungskriege zwei Tage vorher ein Drittel seiner Infanterie verloren. — Ein sachkundiger Truppenführer weiß, daß

Digitized by Google

er einem solchen Korps keine ungewöhnlichen Leistungen zumuten kann. Auch 1870 haben wir das III. und X. A. K. nach der Schlacht am 16. August am 18. August in der Reserve behalten. — Gegen Mittag des 19. Oktober erhielt Yorck eine am Morgen abgegangene Mitteilung aus dem Hauptquartier der Schlesischen Armee, aus der nur zu entnehmen war, daß die Armee Bennigsen den Franzosen 20 Geschütze abgenommen habe,[33]) und erst am 19. Abends ging die Nachricht ein, daß Leipzig erobert und daß Blücher mit den beiden russischen Korps der Schlesischen Armee nach Schkeuditz abmarschieren werde, „sobald sich das Korps Langeron in Kantonnierungen etwas ausgeruht habe". Eine etwas dunkle Orientierung, die aber doch keinen Zweifel ließ, daß Yorck auf sich allein gestellt sein würde, wenn er einen Angriff gegen die Marschkolonnen des geschlagenen Feindes wagte. Daß er dies unterließ und nur zögernd an die gegnerische Rückzugslinie heranging, ist nicht allein erklärlich, sondern sachlich richtig; er war zu schwach, um mit Aussicht auf Erfolg mehr zu unternehmen. Dies ist auch die Ansicht des Feldmarschalls Graf Schlieffen,[34]) während Delbrück meint,[35]) „es wäre Aufgabe des Yorckschen und Giulayschen Korps gewesen, den Abmarschierenden an der Saale zuvorzukommen und sie hier aufzuhalten, bis die großen Heere sie von neuem im Rücken angriffen, aber Yorck hatte einen großen Umweg zu machen und bei seinem Mangel an Initiative und strategischer Kühnheit kam es nur zu einem kleinen Gefecht, in welchem 4000 Kriegsgefangene, welche die Franzosen noch mitschleppten, abgenommen wurden." — Richtig ist, daß in Yorck nicht die geniale Kühnheit steckte wie in Gneisenau, in diesem Falle ist indessen der Vorwurf des Mangels an Initiative zwar leicht erhoben, aber durch die Kriegslage nicht begründet. Yorck konnte mit seinen 14 000 Mann nicht anders handeln, wenn er sich nicht vernichten lassen, sondern für andere Aufgaben noch erhalten wollte. Soweit ich sehe, sind Äußerungen Gneisenaus über Yorcks Tätigkeit in diesen Tagen nicht erhalten. Anzunehmen ist, daß er auch aus diesen Vorgängen weiteren Stoff zu seinem Groll nahm. Im weiteren Verlauf der Verfolgung fehlte es ebensowenig an Reibungen. Am 28. Oktober schrieb Gneisenau aus Eisenach an Hardenberg:[36]) „Wir haben, weil wir dicht am Feinde geblieben sind, viel von selbigem niedergemacht oder zerstreut und durch unseren schnellen Marsch hierher haben wir das Bertrandsche Korps abgeschnitten, das über den Thüringer Wald sich werfen mußte und entweder von uns gefangen oder dem General Wrede wird zugetrieben werden. Wir sind nicht auf unseren Lorbeeren eingeschlafen. Hätte jeder das Seine getan, so wäre

[33]) Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813. Band III, S. 237.
[34]) Gesammelte Schriften, II, S. 371.
[35]) Delbrück, a. a. O. II, S. 374.
[36]) v. Unger, a. a. O., S. 243ff.

Digitized by Google

bereits nichts mehr von der feindlichen Armee vorhanden. Es soll uns jedoch nur wenig entgehen. Man schlägt sich tapfer, weiß aber den Sieg nicht zu benutzen. Wir, die Schlesische Armee, haben darin vieles getan, indessen noch nicht alles, und das, was getan worden ist, muß mit Charakterstärke erzwungen werden. Die Untergenerale und ihre Umgebungen schreien Verwünschungen gegen uns hier im Großen Hauptquartier aus; wir kehren uns aber nicht daran." . . . In einem anderen Brief aus dieser Zeit heißt es: „Der General Yorck, unwillig über die steten Märsche, statt sich in Bewegung zu setzen, verlor seine Zeit in Verwünschungen und Deklamationen gegen uns im Blücherschen Hauptquartier. Unterdessen marschierte Bertrand quer über die Straße, die Yorck marschieren sollte, und entging." Bald nach der Ankunft in Frankfurt hat Gneisenau über die Verhältnisse folgendes geschrieben: „Die Schlesische Armee hat einen schönen Feldzug gemacht. Das müssen wir der Tapferkeit der Truppen verdanken, besonders aber dem Yorckschen Korps, das hohe Taten verrichtet und dabei mit soviel Entbehrungen gekämpft hat. Ich kann aber den guten Willen des Generals v. Yorck und der meisten Personen seines Hauptquartiers nicht rühmen. Wäre es nach diesen gegangen, so wäre nichts von dem, was geschehen, eingeleitet und wir wären gerade dadurch geschlagen worden. Wenn indessen die ersten Kanonenschüsse geschehen, so machen der General Yorck und seine Gehülfen ihren üblen Willen durch Anstrengung in der Ausführung wieder gut. Diese Männer haben den tiefsten Haß gegen mich gefaßt und speien stets Sarkasmen gegen meine Anordnungen aus." Dadurch sei viel Gutes unterblieben, nach der Schlacht an der Katzbach wie bei Eisenach. Langeron bereite dem Oberkommando Schwierigkeiten anderer Art. Sacken dagegen sei ein Ehrenmann, „immer bereitwillig und stets pünktlich", leider sei sein Korps nur schwach an Zahl. „So haben wir mit großen inneren Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Truppen haben bisher alles wieder gut gemacht und das Glück stand uns zur Seite. Verläßt uns dieses, dann möchten wir dereinst aus einer solchen Zusammenstellung der Personen Unglück erleben, trotz alledem, was die Anordnungen Gutes enthalten möchten."

Der eiserne Wille Blüchers und Gneisenaus, den Sieg von Leipzig soweit immer möglich auszunutzen, ist gewiß der höchsten Anerkennung und Nacheiferung für alle Zeit wert. Daß aber solche Pläne nur unter Überwindung mächtiger Schwierigkeiten möglich, daß der völligen Erschöpfung der großen Masse ein eiserner, konsequenter, aber äußerlich leidenschaftsloser Wille aufhelfen muß, wurde von Gneisenau oft übersehen. Er bemerkte weniger von der großen und kleinen Not der Truppe. Dies erklärt sein schroffes und in den meisten Hinsichten ungerechtes Urteil über Yorck. Nur sicheres Beherrschen aller Einzelheiten der Truppenführung hätten aber außerdem sachgemäßere Anordnungen seitens des

Digitized by Google

Oberkommandos selbst ermöglicht. Daran fehlte es nur zu oft. Es wurden glattweg Brückenschläge, Flußübergänge und anschließend Märsche befohlen ohne klares Urteil, ob das nach Mitteln, Raum und Zeit, so wie es gedacht war, möglich sei. Daraus ergaben sich dann „Konfusionen an allen Ecken". Solche Dinge fördern nicht das Vertrauen nach oben. Nach verschiedenen Irrungen an den Tagen vorher sagt das Tagebuch Schacks über den 25. Oktober: „Eingang einer höchst mangelhaften Marschdisposition; drei Korps werden in den abscheulichsten Wegen durch drei Defilees dirigiert; alle drei Korps sollen mit Tagesanbruch aufbrechen und kantonnieren. Yorck und Sacken rechts dem Wege von Langensalza, Langeron links; kein Dorf wird bestimmt. Unbegreifliche Gleichgültigkeit des Armeekommandos gegen die durch Nachlässigkeit aufs höchste steigenden Fatiguen. Bei Tennstädt defiliert Langeron, das Yorcksche Korps muß 4 Stunden warten. Es soll Zimmern und Uffhoven besetzen, Sacken hat schon Zimmern in Beschlag genommen. Konfusion und Verlegenheit; Indolenz ohne gleichen. . . . . Die 1. und 8. Brigade kamen erst in der Nacht durch Uffhoven, nach einem äußerst beschwerlichen Marsche. Großes Elend unter den Truppen, Verteilung einiger Brote unter die armen Soldaten." . . . . Es ist ein ganz charakteristisches Zeichen dieser Zeit, daß mit und meistens ohne Grund Nachtmärsche gemacht werden, ohne Verständnis dafür, daß diese einen ganz ungewöhnlichen Grad von Anstrengung bilden, daß die Erlangung von Unterkunft, von einiger Verpflegung durch das Einrücken in Biwaks oder Ortschaften spät in der Nacht wesentlich erschwert wird. Gneisenau hatte dafür kein Verständnis, weil ihm hierfür die Praxis fehlte, aber die Truppe und deren Führer empfanden es bitter.

Die Tadel Gneisenaus gegen Yorck beziehen sich hauptsächlich auf die Ereignisse bei Eisenach am 26. und 27. Oktober. Das Korps Bertrand hätte an diesen Tagen in eine schlimme Lage gebracht werden können. Er entschlüpfte, weil Yorck zu spät aufbrach, bei Eisenach längere Zeit rastete, um den erschöpften Truppen einige Ruhe und Zeit zum Abkochen zu gewähren. Das Tagebuch des Leibgrenadier-Bataillons sagt,[37]) daß es an diesem Tage zum ersten Male nach der Schlacht bei Möckern abgekocht hätte. Trotzdem war die Rast sicher ein schwerer Fehler. Gneisenau sah mit Recht nur diesen. Er ging über die Gründe, mochten sie auch stichhaltig sein, hinweg.

Unzutreffend ist sicher die aus Gneisenaus Briefen hervorgehende Ansicht, daß die Truppe das wieder gut gemacht hätte, was von den Führern, er meint in erster Linie Yorck, versehen worden sei. Daß Yorck der richtige Mann an seiner Stelle war, kann als erwiesen gelten.

[37]) Friederich, Geschichte der Befreiungskriege, III. S. 267.

Digitized by Google

So hatte weder der glänzende Sieg bei Leipzig, noch die Verfolgung einen Ausgleich zwischen Yorck und Gneisenau gebracht. Auch der Aufenthalt am Rhein trug dazu nicht bei. Unger sagt:[34]) „Blüchers unnachahmliche Menschenbehandlung wußte sich auch mit Yorck abzufinden. Unter kameradschaftlichen Formen verstand er es stets, seine Autorität als Oberfeldherr durchzudrücken; der dienstliche Ingrimm mußte selbst bei dem alten Eisenfresser weichen, wenn Blücher ihn heranholte, um bei dem Ball, den das Yorcksche Korps zu des Feldmarschalls Geburtstag in Wiesbaden veranstaltete, mit ihm als Gegenüber einen Reigen zu tanzen. Dafür lud Yorck seinen Ärger auf Gneisenau ab und wechselte kein Wort mit ihm."

Yorck kann nicht die vorerwähnten Briefe gekannt haben, die Gneisenau in dieser Zeit geschrieben hat und in denen er sich so oft in den schärfsten Ausdrücken über ihn aussprach; es kann ihn also nur der Verlauf der Dinge, sein berechtigter Stolz und sein Instinkt bei seinem Verhalten, und will man unparteiisch sein, muß man sagen, r i c h t i g geleitet haben. — Es mag uns heute erscheinen, als ob in dieser Zeit eine Annäherung zwischen den verfeindeten Männern denkbar gewesen wäre, in einer Zeit, wo nach großen Erfolgen die Herzen sich zu weiten pflegen und viele geneigt sind, vergangenes zu vergessen. Aber vom Opportunismus waren beide weit entfernt. Gneisenau in dem Überschwang seiner Empfindungen, Yorck aus innerer Festigkeit, der von sich selbst zu einem Untergebenen sagte: „Das erklärt Ihnen der alte Yorck, dem seine Feinde zugestehen müssen, daß er immer nur redliche Wahrheit sagt."

Aber der Gegensatz ging weiter und mußte auch weiter gehen, als die Fortsetzung der Operationen oder Haltmachen am Rhein zur Erörterung stand. Yorck war entschieden gegen den baldigen Vormarsch. Er wollte mit einem schlagfertigen Armeekorps in einen neuen Feldzug eintreten. Allerdings war das I. A. K. von den 37 000 Mann, mit denen es nach dem Waffenstillstande in den Herbstfeldzug eingetreten war und obschon es mehrfach Verstärkungen erhalten hatte, am 4. November auf 9993 Mann zusammengeschmolzen. Zu dieser Zeit erreichte es Gießen nach schwierigen Märschen durch bergige Gegenden auf schlechten Straßen. Am 14. November, als das Korps am Rhein ankam, ward der Stand auf 11 500 angegeben, vermutlich, weil vorübergehend aus Erschöpfung Zurückgebliebene den Anschluß wiedergefunden hatten. Mitte November wird die ganze Schlesische Armee auf 36 000 Streitbare berechnet. Wurden die Operationen unverweilt fortgesetzt, so hätten weder Ersatzmannschaften noch die Genesenden herangezogen werden können, die Ergänzung von Waffen, Munition und Ausrüstung, namentlich der geradezu erbärmlichen Be-

[34]) v. Unger, Gneisenau. S. 246.

Digitized by Google

kleidung, vor allem des Schuhzeuges, mußte sich als unmöglich erweisen. Man braucht bei Einzelheiten in dieser Hinsicht nicht zu verweilen. Es genügt die Angabe, daß es an allem fehlte, daß z. B. trotz vieler Requisitionen ein großer Teil der Infanterie barfuß ging. Nur ein Heer, das mit Fanatismus für seine Befreiung kämpfte, das in einer mehrjährigen Schule der Unterdrückung hart geworden war, konnte dies erdulden. — Aber trotzdem war Gneisenaus Standpunkt, der Fortsetzung der Operationen mit Leidenschaft forderte, der betonte, daß beim Gegner alles noch viel schlimmer aussähe, der berechtigte, derjenige Yorcks nur erklärlich und entschuldbar.

VII.

Aus der ersten Zeit nach Überschreiten des Rheins sind besondere Ereignisse nicht zu berichten. Der Gegensatz zwischen beiden Männern trat aber um die Mitte des Januar wieder schärfer hervor, als beim Yorckschen Korps die Anweisung einging, eine oder mehrere der die Verbindungslinien der Schlesischen Armee störenden Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis zu nehmen. In dieser vom 15. Januar aus Longeville datierten Disposition hieß es: „Ew. Exzellenz fühlen die außerordentliche Wichtigkeit davon, wenn einer dieser Plätze in unsere Hände fiele und uns dadurch ein sicherer Waffenplatz würde. Ist es möglich, einen dieser Plätze, in denen sich überall Konskribierte befinden sollen, durch Einverständnisse mit den Einwohnern oder durch Sturm zu nehmen, so muß es von unserer Seite unternommen werden, selbst wenn wir einen Verlust von 1000 Mann und mehr dabei erleiden sollten. . . . . Ich kenne Ihre Munitionsvorräte für die zehnpfündigen Haubitzen nicht. Sollte durch Bewerfung aus den vier Haubitzen ein Platz zur Übergabe gebracht werden können, so wäre freilich dieses Mittel auch zu versuchen, jedoch müssen wir die Munition zu einer Bataille aufbewahren. . . ."

Diese Anweisung trug den tatsächlichen Verhältnissen, namentlich der Verteidigungsfähigkeit der genannten Plätze, keine Rechnung. Sie hat sich bei denjenigen, die nach ihr handeln sollten, den Namen „Champagner-Disposition" zugezogen. Yorck hat deshalb schon am 17. Januar seine Bedenken gegen solche Versuche an Blücher zur Sprache gebracht und gesagt, daß er trotz aller Anstrengungen keinen Erfolg von diesem Unternehmen erwarte. „Alle vier Festungen sind so solide in ihren Anlagen, daß selbst bei einer schlechten Garnison schon die nassen Gräben, das Revetement und die Menge der hintereinander zu überwindenden Hindernisse der stürmenden Infanterie Schwierigkeiten in den Weg stellen, die durch einen geringen Widerstand der Garnison beinahe schon physisch unübersteiglich werden; ein Kommandierender, der nicht ein Verräter ist, kann es auf einen Sturm auf eine von diesen Festungen ruhig ankommen

Digitized by Google

lassen." Das Schackſche Tagebuch betont die Zerſplitterung des im ganzen nur 17 000 Mann ſtarken Korps, nachdem während des Vormarſches bereits 3000 Mann in Abgang gekommen waren. Der Munitionsvorrat für die vier Haubitzen betrug im ganzen 200 Schuß, und erinnerlich war, daß auf Verdun während der Rheinkampagne in einer Nacht 1000 Granaten vergeblich geworfen waren. Trotzdem beſchloß York, um ſeine Unterführer vor der ſchweren Verantwortung eines unglücklichen, verluſtreichen Unternehmens zu bewahren, perſönlich die Plätze zu erkunden. Er wollte ſelbſt beſtimmen, was geſchehen könne und gemacht werden ſolle. Die Erkundungen fielen völlig negativ aus. Im Blücherſchen Hauptquartier ſcheint man über Yorcks Verhalten wenig erbaut und der Meinung geweſen zu ſein, es hätte etwas geleiſtet werden können. Äußerungen Gneiſenaus hierüber liegen nicht vor, aber Müffling ſchreibt am 25. Januar: „General York hat von einer Feſtung zur anderen eine Reiſe gemacht, iſt aber dabei geblieben, daß er überall eine Viſitenkarte abgegeben hat und weitergereiſt iſt." Inſoweit dieſe ironiſche Wendung einen Tadel an York ausſpricht, ſcheint ſie unbegründet, das Verlangen des Oberkommandos, Feſtungen ohne genügende Vorbereitungen zu ſtürmen, laienhaft. Es iſt nur natürlich, daß York dazu nicht geneigt war, daß es ihm auch bei der Kürze der verfügbaren Zeit unmöglich erſchien, im Wege von Unterhandlungen ſich des Beſitzes einer der Plätze zu verſichern. Allerdings hat z. B. Soiſſons vor dem General v. Bülow ohne ernſteren Kampf in nicht gerade ehrenvoller Art wenige Wochen ſpäter, am 3. März, kapituliert, dort lagen aber beim Angreifer wie beim Verteidiger die Verhältniſſe weſentlich anders. Trotzdem iſt anzunehmen, daß auch dieſer ſcheinbare Widerſtand Yorcks gegen die Anordnungen des Oberkommandos nicht zur Beſſerung der perſönlichen Beziehungen beitrug.

Zweck dieſer Studie iſt es nicht, des näheren auszuführen, daß es ungünſtig war, wenn York weiter nördlich nebenſächliche Aufgaben vom Oberkommando erhielt, während das Gros der Schleſiſchen Armee zur Vereinigung mit der Hauptarmee ſüdweſtlich abmarſchierte. Die Kämpfe bei Brienne und La Rothière hätten ſich anders geſtalten müſſen, wenn auch das I. A. K. unter York zur Stelle, die Schleſiſche Armee verſammelt geweſen wäre. Auch ſoll hier nicht nochmals unterſucht werden, worin die Niederlagen in den Februartagen vom 10. bis 14. begründet ſind. Es iſt bekannt, daß hierfür zum Teil Gneiſenau die Schuld trifft, der in ſeiner Kühnheit unbedenklich einen ſtark zerſplitterten Vormarſch anordnete. Eine ſchwere Verſäumnis wird aber mit Recht der Hauptarmee zur Laſt gelegt, die nicht allein Napoleon unbehelligt abziehen, ſeine Angriffe ungeſtört durchführen ließ, ſondern durch eine Entwicklung in ſüdweſtlicher Richtung die Trennung zwiſchen Schleſiſcher und Hauptarmee noch vergrößerte.

In dieſen Tagen hat aber auch York dadurch gefehlt, daß er den An-

Digitized by Google

ordnungen seines Oberkommandos ungenügend nachkam. Er hat damals ausgesprochen: „es müsse das Manöver von Düben wiederholt werden", d. h. wie damals — gegen Mitte Oktober 1813 — dem Offensivstoße Napoleons durch den Rechtsabmarsch hinter die Saale ausgewichen wurde, so sollte man sich hinter die Marne zurückziehen. Dieser an sich gesunde Gedanke gab ihm aber noch nicht das Recht, die erteilten Anweisungen zu mißachten. Daß aber, auch wenn er pünktlich gehorcht hätte, die Erfolge Napoleons vereitelt worden wären, ist unwahrscheinlich. Die wichtigste Folge der Blücherschen Niederlage war aber, daß Napoleon unter dem Eindrucke seines Sieges für die Friedensverhandlungen wieder jede Mäßigung fallen ließ. Da anderseits der Wagemut Blüchers trotz seines Mißgeschicks ungebrochen war, so haben mittelbar gerade die Fehler bei Champaubert, Montmirail, Château Thierry, Vauchamps und Etoges wesentlich zu dem glücklichen Ausgang des Feldzuges beigetragen. Der Krieg zeigt oft Ursache und Wirkung in merkwürdigem Wechsel; eine schwere Niederlage war zu einem glänzenden Erfolge nötig. Yorck war durch die Ereignisse, namentlich die schweren Verluste seines Korps, aufs tiefste verbittert. Er glaubte die Hauptschuld den Strategen des Oberkommandos beimessen zu müssen. Seine Stimmung ist mündlich Blücher gegenüber zum Ausdruck gekommen; daß er den Wunsch geäußert hat, von seiner Stellung als kommandierender General zurückzutreten, geht aus einem von Blücher an ihn gerichteten Schreiben hervor, und es ist für die Bedeutung, die auch Gneisenau seinem Widersacher beimaß, zu betonen, daß er es selbst entworfen hat. Die für diese Studie wichtigsten Stellen lauten:[39]) „Ew. Exzellenz haben mir gestern mündlich geäußert, daß bei der jetzigen Schwäche des I. und II. (Kleist) A. K. eine Vereinigung derselben unter einem Anführer zweckmäßig scheine und daß Hochdieselben, da Sie der älteste der kommandierenden Generale dieser Armeekorps wären, sich gern entschließen würden, das Kommando derselben dem Gen. Lt. v. Kleist zu überlassen. Hierauf sehe ich mich schriftlich zu erwidern veranlaßt, daß ich schon deshalb darin nicht einwilligen kann, weil ich unverantwortlich handeln würde, wenn ich es zugäbe, daß der Armee und der großen Sache, für welche wir kämpfen, in dem gegenwärtigen Augenblick einer der ausgezeichnetsten Befehlshaber in der Person Ew. Exzellenz entzogen werde. Ich darf auch hoffen, daß Ew. Exzellenz bei dem glühenden Patriotismus und dem Eifer, der Sie beseelt, den wichtigen Umstand nicht unberücksichtigt lassen werden, daß Ihre, wenn auch nur kurze Entfernung von der Armee einen für die gute Sache nachteiligen Eindruck sowohl auf diese als auch auf den Feind machen würde, welcher letzterer überdies in der Zusammenschmelzung zweier Armeekorps einen Beweis großer Schwäche finden

[39]) Droysen, III.

Digitized by Google

möchte" .... „Unter diesen Umständen glaube ich, daß Ew. Exzellenz sich bewogen fühlen werden, an der Spitze des braven I. A. K. ferner noch die wichtigsten Dienste zu leisten."

Den vollen Sachverhalt, daß Yorck nämlich bereit war, unter Kleist zu dienen, läßt das Schreiben nicht erkennen. Droysen setzt deshalb hinzu: es war nicht daran zu denken, „daß Gneisenau auch nur den Versuch hätte machen können, sich persönlich mit ihm (Yorck) zu verständigen. Noch weniger hätte Yorck Müffling gehört."

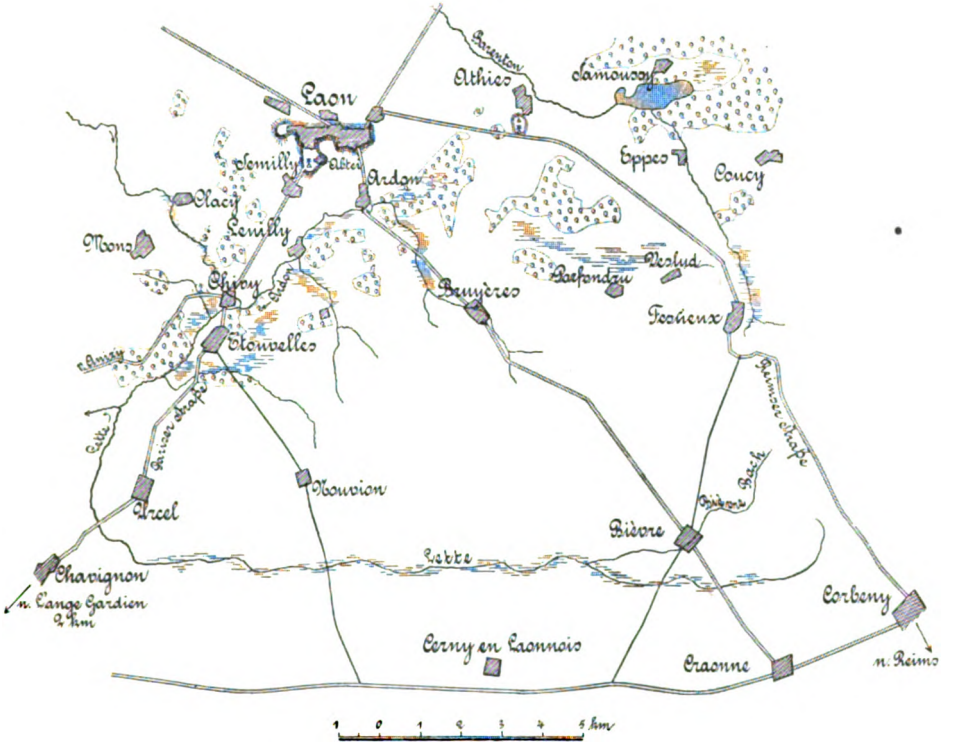
So sollte denn bald darauf der gegenseitige Haß noch einmal sich in ganzer Schärfe zeigen.

Blücher war nach seiner zweiten Trennung von der Hauptarmee über die Marne und Aisne nordwärts, von Napoleon verfolgt, ausgewichen. Es kam für die Schlesische Armee darauf an, sich vor Annahme einer Schlacht mit den ihr als Verstärkung zugewiesenen Korps Bülow und Winzingerode zu vereinigen. Das war gelungen. Aber die Schlacht bei Craonne am 7. März, in der operativen Anlage seitens der Schlesischen Armee zu künstlich, in der Ausführung verunglückt, endete mit einem zwar blutigen, aber augenfälligen Erfolge Napoleons. Es folgte die Entscheidung bei Laon am 9. und 10. März. In einer von Natur sehr starken Stellung wurde von den verbündeten Russen und Preußen, an Zahl um mehr als doppelt überlegen (130 000 Mann gegen 50 000 Franzosen), am 9. März der Angriff Napoleons gegen Laon abgewiesen. (Vgl. Skizze 3.) Marmont, mit einem Sonderauftrag gegen den linken Flügel der Verbündeten in der Richtung auf Eppes und Athies entsendet, stieß hier auf die überlegenen Kräfte Yorcks und Kleists, hinter denen sich noch die russischen Korps Sackens und Langerons in Reserve befanden. Marmont vermochte hier nicht allein keine Erfolge zu erringen, sondern erlitt am späten Abend des 9. März, von Yorck und Kleist überfallen, bei Athies eine vollkommene Niederlage. Als Blücher in der Nacht hierüber Meldung erhielt, rief er aus: „Bei Gott, Ihr alten Yorckschen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich auf euch auch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein". Unter dem Eindruck dieser Meldung wurde vom Oberkommando die Disposition ausgegeben, daß am 10. März der glänzende Erfolg Yorcks, der bei dem Nachtgefecht den Oberbefehl geführt hatte, ausgenutzt werden solle, und zwar durch Offensive mit dem linken Flügel (Yorck, Kleist, Langeron und Sacken) in der Richtung auf Corbeny—Reims, mit dem rechten Flügel (Bülow und Winzingerode) in südlicher Richtung gegen die unter Napoleon gegenüberstehenden Kräfte. Diese Disposition war von Müffling entworfen und von Gneisenau und Blücher genehmigt worden. Bei der Art der Bearbeitung wurde infolge einer Erkrankung Müfflings — er lag mit Fieber im Bett — formell von dem sonstigen Brauch etwas abgewichen. In der Regel erfolgte nach Fest-

Digitized by Google

ſtellung des allgemeinen Entſchluſſes durch Müffling die Ausarbeitung des Befehls, der dann von dieſem in Gegenwart Gneiſenaus dem Feldmarſchall Blücher zur Genehmigung vorgetragen wurde. In dieſem Falle ging das nicht. Trotzdem entwarf Müffling den überaus wichtigen Befehl und ſandte ihn durch einen Offizier vom Stabe, den Leutnant v. Gerlach,[40]) zu Gneiſenau und Blücher, die ihn genehmigten, worauf die Ab-

Skizze 3.



ſendung erfolgte. Müffling hat den Hergang, wie er zur Zurücknahme dieſer Dispoſition gekommen iſt, eingehend beſchrieben. Nicht immer ſind ſeine Darſtellungen als ganz zutreffend befunden. Inwieweit in dieſem Falle, ſteht dahin. Er vertritt den Gedanken, daß Gneiſenau mehr aus politiſchen Rückſichten, nämlich um die preußiſchen Truppen möglichſt zu ſchonen, bei dem bevorſtehenden Friedensſchluß in gefechtsfähigem Zuſtande und anſehnlicher Zahl zu Verfügung zu haben, vor tatkräftigen Entſchlüſſen zurückgeſchreckt ſei. — Den Verlauf am 10. März Morgens ſchildert Müffling in den Hauptzügen folgendermaßen: „Mit großer Beruhigung und in der Überzeugung, daß der angebrochene Tag uns große

[40]) Müffling, Aus meinem Leben. S. 165.

Digitized by Google

Resultate bringen würde, begab ich mich zum Feldmarschall, der ein großes Vorzimmer hatte, das ganz mit Offizieren angefüllt war." .... „Als ich mich durchdrängte, bemerkte ich den General v. Gneisenau am Fenster in einer Unterredung mit einem alten Freunde. Ich trat heran, um mich wieder gesund zu melden; der General v. Gneisenau rief mir entgegen: »Es ist gut, daß Sie kommen, die Disposition muß sogleich abgeändert werden.« Ich trat näher, da ich glaubte, es seien wichtige Nachrichten vom Feinde eingegangen. »Die von Ihnen entworfene Disposition ist zu kühn und könnte uns ins Verderben bringen. Alle vier Korps, welche im Marsch sind, müssen auf der Stelle zurückgerufen werden. Napoleon greift uns um 10° an. Bülow und Winzingerode können ihm allein nicht widerstehen, es bedarf dazu der ganzen Kräfte von Sacken und Langeron.« Der Eindruck ist schwer zu beschreiben, den diese schwache Äußerung aus dem Munde eines von mir so hochgeachteten Mannes auf mich machte." Müffling schildert dann, wie Gegenvorstellungen vergeblich gewesen, wie Gneisenau erwidert habe: „es sei keine Zeit zu verlieren, überdies sei der Feldmarschall krank, und er als sein Stellvertreter könne eine solche Gefahr, in welche ich die Armee versetzt hätte, nicht auf sich nehmen". Zunächst erhielt Müffling die Erlaubnis zum Erkunden. Er läßt dabei folgende auf die Verhältnisse im Hauptquartier ein etwas eigentümliches Licht werfende Bemerkung in seine Darstellung einfließen: „Der fremde Einfluß, der sich hier auf eine so unbegreifliche Weise äußerte, machte mich besorgt, daß man meine Abwesenheit benutzen könnte, um durch meine an die Ausfertigungen gewöhnten Offiziere die beabsichtigte Kontre-Ordre ausfertigen zu lassen. Ich nahm daher alle meine Adjutanten mit." — Aber auch dieser kleine Trick, um Gneisenau zur Festhaltung an seinem Entschluß zu zwingen, gelang nicht. Die Truppen erhielten zunächst den Befehl zum Halten und bald darauf den weiteren zum Rückmarsch. Das Kriegstagebuch des I. A. K. gibt hierüber folgende Darstellung, die mit den übrigen Nachrichten in Übereinstimmung ist: „Die Generale Yorck und Kleist[41]) konnten sich nicht überzeugen, daß die Angriffe Napoleons gegen Laon heute noch gefährlich werden könnten, denn wenngleich ihrer Meinung nach es schon hinreichend gewesen wäre, mit dem I. und II. Korps und Abteilungen russischer Kavallerie den Marschall Marmont zu verfolgen, den Rücken des feindlichen Heeres zu bedrohen und sich mit den Generalen St. Priest und Jagow, welche von Châlons und Rheims anrückten, zu weiteren Operationen zu verbinden, so hielten sie doch die übrigen bei Laon vereinigten vier Armeekorps stark genug, um einem Feinde die Spitze zu bieten, der ursprünglich schon ungleich schwächer, jetzt nach dem großen Verlust bei Craonne nach

[41]) Kriegsarchiv IV. E. 25. Tagebuch des Majors v. Schack.

Digitized by Google

den gestrigen vergeblichen Angriffen auf die Stellung von Laon und nach der totalen Niederlage des Marmontschen Korps unmöglich seiner heutigen Offensive Nachdruck zu geben vermochte. Vielmehr glaubten die Generale Yorck und Kleist, daß, da der Feind den heutigen Abmarsch der vier Armeekorps bemerkt haben müsse, er die Angriffe nur mache, um sowohl seinem geschlagenen rechten Flügel, als seinem ganzen Heere den Rückzug zu sichern. Deshalb schickten sie (Yorck und Kleist) den Obersten Grolman, Chef des Generalstabes vom II. A. K., und den Major Grafen Brandenburg mit dem Vorschlage nach Laon: das I. und II. A. K. von Corbeny rechts über Craonne und das Plateau zwischen Lette und Aisne gegen L'ange Gardien auf der Straße von Soissons vorzuschieben, wodurch Napoleon sogleich bewogen werden mußte, von dem Angriffe auf Laon abzulassen, nicht zu gedenken der sehr gefährlichen Lage, in die er beim Rückzuge durch die Flankenstellung der beiden preußischen Korps gekommen wäre. Übrigens hatten die Korps von dem Punkte (unweit Corbeny), wo sie den Befehl erhielten, nach Athies zurückzukehren, ebensoweit nach L'ange Gardien wie nach Athies.

Es läßt sich schwer begreifen, warum dieser Vorschlag nicht angenommen wurde, um so weniger, wenn man sich erinnert, daß nach der heutigen Disposition dem Korps von Langeron vorgeschrieben war, entweder den feindlichen Flügel bei L'ange Gardien abzuschneiden, oder bei Maizy über die Aisne zu gehen und mit der Kavallerie auf der Straße von Soissons nach Château Thierry das Defilee nach Noyant zu besetzen.

Oberst Grolman und Major Graf Brandenburg kamen indessen unverrichteter Sache mit dem näheren Befehle zurück, daß das Korps Yorck in die Stellung bei Athies zurückkehren, General Kleist aber bei Veslud stehen bleiben und Corbeny beobachten sollte. Durch diesen Befehl wurde dem Feinde eine goldene Brücke gebaut; Napoleon gewann Zeit und wußte späterhin mit der ihm eigentümlichen Umsicht und Tätigkeit den Fehler zu benutzen." . . . .

Die operative Lage bedarf keiner näheren Erläuterung, der zu fassende Entschluß keiner Begründung; es ist nach einem flüchtigen Blick auf die Karte ganz augenfällig, daß ein Vormarsch Yorcks und Kleists auf L'ange Gardien an der Straße Soissons—Laon Napoleon, der erfolglos bei Laon angriff, zwischen zwei Feuer brachte, sein Heer, ähnlich wie es Vandamme bei Kulm ergangen war, völlig zertrümmert werden mußte. Es lag die Möglichkeit vor, daß der Kaiser, wie er selbst sich gern ausdrückte, en flagrant delit gegriffen wurde. Dazu sollte es durch Gneisenaus Schuld, oder wenn man will auf seine Veranlassung, nicht kommen. Die Gründe, welche Gneisenau bei seinem Verhalten bestimmten, spielen für diese Untersuchung eine untergeordnete Rolle. Mehr beiläufig sei bemerkt, daß ich im Gegensatz zu der Annahme Del-

Digitized by Google

brücks, Gneisenau habe aus militärpolitischen Gründen gehandelt, die auch in der Kriegslage ihre Rechtfertigung fänden, ganz auf dem Standpunkte des Generalmajors v. Friederich stehe.[42]) Der sonst so kühne Gneisenau versagte in seiner Entschlußkraft, als er in Blücher, der krank darniederlag, nicht mehr seinen verantwortungsfreudigen Oberbefehlshaber über sich hatte. Vor allem ist die Annahme, daß Gneisenau durch einen Sekretär Berthiers namens Palm, der als Gefangener eingebracht war, über die Stärke der gegnerischen Kräfte getäuscht wäre, nicht stichhaltig. Als gegen Mitternacht des 9. März die Disposition für den 10. März ausgegeben wurde, kannte Gneisenau dessen Mitteilungen ebenso genau als am 10. März Morgens. Am Abend des 9. März hat Gneisenau der kühnen Disposition nicht widersprochen. Am nächsten Morgen, als er allein auf sich gestellt war, fehlte die Entschlußkraft, angebliche Gefahren zu vertreten. Wie hätte man denken können, daß Gneisenau sich in Wagemut nicht nur von den Korpsführern Yorck und Kleist, sondern auch von den russischen übertreffen lassen würde! Hier interessiert mehr, wie das allen unbegreifliche Verfahren auf Yorck wirkte. Droysen bemerkt, daß es in seiner Art gelegen hätte, um so kälter und heiterer zu erscheinen, je mehr innerlich erregt er gewesen wäre. Am Abend des 10. März, bei dem mageren Essen des Stabes, hätte er an den üblichen wissenschaftlichen Kontroversen teilgenommen. „In der Dämmerung ging er auf das Schlachtfeld der vergangenen Nacht, Schack begleitete ihn. Die Leichen und Sterbenden lagen dort noch grausenhaft umher. Da sah er ein Weib, das, wie es schien, sich mit Plündern einer Leiche beschäftigte: empört befahl er Schack, »dies verfluchte Menschfortzujagen«. Er hörte, wie sie sich zu Schack umwendend — es war eine Marketenderin vom Leibregiment — mit schluchzender Stimme sagte: »Ich werde doch meinen Mann einscharren dürfen!« Und Yorck sich abkehrend: »Wie gräßlich ist Krieg«. Und mit diesem Tage hätte man ihn enden können. War es zu verantworten, gegen die Truppen, den König, ja gegen des Feindes Land zu verantworten, daß man den grausenhaften Jammer ins Ungewisse verlängerte? Man hatte den Truppen schonungslos die unerhörtesten Anstrengungen zugemutet, hatte sie hungern, frieren, fast in Schmutz verkommen lassen, sie gezwungen, roh und gewalttätig zu werden, um nur zu leben; und nun, wo die Frucht ihrer Mühen, der Ruhm glorreichen Vollendens fast in ihrer Hand war, befahl man Halt und Rückwärts und zwang sie, den Weg der Mühsal und Entbehrungen von neuem anzufangen. Die Truppen biwakierten in der Nähe von Athies. Es gab wenig Lebensmittel mehr; die Leute aus Athies und anderen nahen Dörfern kamen ins Biwak, um Brot zu betteln.“ . . . —

[42]) Friederich, Der Feldzug 1814. S. 237 ff. (Band III der Befreiungskriege.)

Digitized by Google

Am 11. März hat Yorck dann tieferbittert an die Hornsche Division die berühmte Ansprache gehalten, in der er in seiner leidenschaftlichen Art den Mannschaften ins Gewissen redete, das verwilderte, rohe Wesen, das Plündern und Zerstören zu unterlassen. „Kennt Ihr den Stern — auf seine Brust weisend —, kennt Ihr seine Umschrift? Sie bedeutet: Jedem das Seine. Das ist Preußens Wahlspruch. Habt Ihr ihn wahrgemacht? Gebrochen habt Ihr ihn, den Stern habt Ihr befleckt, des Königs Wahlspruch zur Lüge gemacht, Euren und meinen Ruhm mit Füßen getreten, des Vaterlandes Namen geschändet. Ihr seid nicht mehr das Yorcksche Korps, eine Räuberbande seid Ihr, ich bin Euer Räuberhauptmann." . . . Droysen sagt, er wisse nicht, in welchem Maße Yorck von dem unterrichtet gewesen wäre, was im Hauptquartier der Schlesischen Armee vorgegangen wäre, ob Yorck vermutet habe, wie Müffling sich ausdrückt, das Spiel einer Intrigue zu sein. Gewiß wäre, daß er in der bittersten Stimmung sich befunden hätte, daß er den persönlichen Haß und Neid Gneisenaus beschuldigte, ihm nicht den Ruhm der letzten und entscheidenden Schlacht dieses Krieges habe gönnen zu wollen.

Es bedarf keiner Kunst des Gedankenlesens, um zu erkennen, daß Yorck nach unten ebenso unzufrieden war, wie verbittert gegen alles, was vom Oberkommando, also von Gneisenau, für ihn angeordnet wurde. In dieser Stimmung, vielleicht auch unter der Wirkung einer momentanen körperlichen Indisposition, konnte ein unwesentlicher Zwischenfall die verhaltene Leidenschaft zum Ausbruch bringen. Das geschah. In den Anordnungen für den 12. März war dem Korps der schlechteste Rayon zugewiesen, da er bei den Hin- und Hermärschen völlig ausfuragiert war. Als gleich darauf dem Generalkommando noch eine Abgabe von 100 Pferden, was allerdings bei der Schwäche der Kavallerie unerwünscht war, auferlegt wurde, verließ Yorck unter Meldung, er sei erkrankt, die Armee. Also eigentlich um eine Bagatelle ein regelrechter Skandal, eine nicht zu billigende Indisziplin seitens eines hohen Offiziers. Aber der Grund lag tiefer, es war die Feindschaft zwischen Yorck und Gneisenau.

Der Generalleutnant v. Unger hat über die Schreiben des Blücherschen Hauptquartiers, die Yorck dazu führten, seinen übereilten Schritt rückgängig zu machen, nähere Mitteilungen aus den hinterlassenen Papieren des Grafen Goltz ans Tageslicht gebracht.[43]) Sie erläutern den an sich bekannten Hergang noch näher. Graf Goltz war Adjutant bei Blücher und zur Zeit des Zerwürfnisses auch im Dienst. Yorck schrieb am 12. März aus Athies an Blücher: „Euer Exzellenz Befehl vom heutigen Tage, hundert Pferde von meinem Korps zur Disposition des Inten-

[43]) v. Unger, Blüchers Goltz, Aus den hinterlassenen Papieren des Grafen Heinrich von der Goltz. Konservative Monatsschrift 1910. S. 1224 ff.

Digitized by Google

danten des Aisne-Departements zu stellen, werde ich ausführen lassen, sobald das Korps in die Stellung bei Corbeny eingerückt sein wird, da es in diesem Augenblick sich schon in Marsch gesetzt hat. Ich muß Eurer Exzellenz freimütig gestehen, daß die Gefechte, besonders aber die Fatigen, das I. Korps bereits so sehr geschwächt haben, daß es bei den so häufigen Kavallerie-Detachierungen jetzt wohl eines Administrations-Kommandos überhoben hätte werden können, welches Regimentern, die größtenteils wenig über 300 Pferde stark sind, schwer fallen muß. Wenn überhaupt das Verhältnis der Fatige und des Mangels dem I. Korps stets nachteilig und besonders fühlbar gewesen ist, so hat es auch auf meinen Körper den unausbleiblichen Einfluß nicht verfehlt und es nötigt mich der Zustand meiner Gesundheit, Eurer Exzellenz ganz gehorsamst anzuzeigen, daß ich mich zur Retablierung derselben nach Brüssel begeben und das Kommando des I. Korps in die Hände Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm legen werde."

Unter dem 12. März hat Yorck darauf folgende Antwort erhalten:

„Aus Eurer Exzellenz geehrtem Schreiben vom heutigen Dato habe ich ersehen, daß derselben der Befehl, hundert Pferde zur Herbeischaffung von Lebensmitteln dem hiesigen Armeeintendanten zuzuteilen, unangenehm gewesen ist. Diese Verfügung, welche das II. Korps und das Korps Winzingerode ebenfalls getroffen hat, war für das höchst wichtige Geschäft, die Subsistenz der Armee zu sichern, notwendig und wenn Euer Exzellenz es dem ohnerachtet für pflichtmäßig hielten, mir dagegen Vorstellungen zu machen, so würde ich, wie dieses bei ähnlichen Gelegenheiten immer der Fall war, nicht unterlassen haben, Sie mit Bezugnahme auf die vorhabenden Umstände so viel als möglich zu berücksichtigen. Daß das erste wie das zweite Armee-Korps durch die schwierigen Operationen der letzten Zeit den Fatigen und zuweilen sogar dem Mangel unterworfen gewesen, habe ich nur zu sehr selbst zu erfahren Gelegenheit gehabt; wenn aber in gewissen kritischen Augenblicken beiden auszuweichen schwer ist, so habe ich wenigstens als kommandierender General einer Armee getan, was Pflicht und Überzeugung von mir forderten und oben erwähnter Befehl gibt selbst einen Beweis von meiner Sorgfalt für die Bedürfnisse der meinem Kommando anvertrauten Armee, die einzig übrigbleibenden Maßregeln zu ergreifen. — Nach diesem allem kann ich es Eurer Exzellenz nicht verhehlen, daß mir Ihr Abgang von der Armee, welchem die gewöhnliche Anfrage nicht vorangegangen ist, um so auffallender sein mußte, als wir uns dem Ziele des jetzigen für unser Vaterland so entscheidenden Kampfes durch die Tage vom 9. und 10. um so vieles genähert haben. — Euer Exzellenz wissen, wie sehr ich Ihrem Eifer, Ihrem Patriotismus und Ihrem militärischen Talente immer habe Gerechtigkeit widerfahren lassen. Euer Exzellenz eigenem Gefühle kann ich es daher nur anheim stellen, ob

Digitized by Google

Hochdieselben aus den angeführten Gründen oder eines kränklichen Zustandes wegen, der mit dem meinigen in dem gegenwärtigen Augenblicke gewiß nicht zu vergleichen ist, sich für berechtigt halten, die Armee und die Ihrer Führung anvertrauten Truppen zu verlassen. Ich glaube Eure Exzellenz zu gut zu kennen, als daß ich mich nicht vom Gegenteil überzeugt haben sollte."

Mag man den Wortlaut dieses Schreibens als kalt höflich und dann auf Yorck sicher den Eindruck verfehlend oder als der Lage entsprechend ansehen, die Adjutanten Yorcks, Schack und Brandenburg, hielten es für nötig, daß Blücher noch ein Privatschreiben beifüge. Dies hat der alte Feldmarschall auch nach einigem Drängen bei seiner heftigen Augenentzündung unter großen Schmerzen getan. Der Wortlaut wird verschieden angegeben. Wahrscheinlich hat er gelautet: „Mein alter Kamerad, so etwas darf die Geschichte von uns nicht erzählen, also seid vernünftig und kommt zurück" — oder: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziel sind; ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf vollendet." Yorck hat auf das Privatschreiben aus Corbeny am 13. März geantwortet: „Euer Exzellenz eigenhändiges Schreiben ist der Abdruck Ihres biederen Herzens, welches ich immer schätzte und schätzen werde. Diese Biederheit muß Ihnen aber auch sagen, daß dem Mann, der seine Würde fühlt und vorwurfsfrei ist, eine Kränkung sehr wehe tun muß. — Ich bin auf meinen Posten zurückgekehrt. — Ich werde mich schlagen, so lange man schlagen muß, dann aber mit Freuden Platz machen der Arroganz und den Systemaufstellern. Von ganzem Herzen und mit aufrichtiger Teilnahme wünsche ich, daß Ihre Gesundheit recht bald hergestellt werde." Auf das vorerwähnte dienstliche Schreiben des Oberkommandos hat Yorck dann außerdem noch folgendes erwidert: „Corbeny, 13. März. Eurer Exzellenz Schreiben vom gestrigen Dato habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und zeige Hochderselben ganz gehorsamst an, daß ich in Corbeny eingetroffen bin, obgleich meine Gesundheit durch Fatige und manche Verhältnisse wirklich sehr gelitten hat. E. Ex. wissen, daß ich gewöhnt bin, Ihren Befehlen unbedingt nachzukommen, und auch gestern würde mir der Befehl zur Abgabe der 100 Pferde nicht befremdend gewesen sein, wenn derselbe eine allgemeine, sämtliche Korps betreffende Maßregel angedeutet hätte. Wenn aber ein Korps wie das erste, welches mit immer gleicher Auszeichnung die günstige Entwickelung so mancher schwierigen Lage erkämpft hat, welches mehr durch Fatige als im Gefecht beinahe um die Hälfte seit dem 1. Januar geschmolzen ist, welches willig und gern die größten Mühseligkeiten in einem wahrhaft elenden Zustand an Bekleidung und Verpflegung ertragen hat — wenn dieses Korps schon durch Partisans, Polizeikommandos usw. so sehr geschwächt, abermals ein bedeutendes Kavallerie-Detachement zur Disposition eines Intendanten

stellen soll, der bei der gegenwärtigen Direktion und Verpflegungslinie des Korps zum Besten desselben nicht wirken kann und wird, so scheint es nur allzu gewiß, daß der traurige Zustand meines Korps nicht so berücksichtigt wird, als er es wohl verdient. — Als Befehlshaber meines Korps, welches dem Staate so treue Dienste geleistet hat, ist es Pflicht dafür zu sorgen, daß es nicht völlig, und zwar durch Polizei- und Administrationskommandos, aufgelöst werde. Im entscheidenden Moment vor dem Feinde kenne ich aber keine Schonung meiner Soldaten, und es ist mir lieber, wenn 100 Man für einen wichtigen Zweck vor dem Feinde bleiben, als wenn 100 Kombattanten die Suite eines Intendanten vermehren, der, nachdem sich das Korps bis hierher nur allein durch eigene Tätigkeit und Mühe notdürftig erhielt, demselben jetzt auch zu keiner besseren Verpflegung verhelfen kann, wofür der Beweis sehr leicht zu führen wäre. Ich versichere E. Ex., daß hier von meiner Persönlichkeit ebensowenig die Rede sein kann, als sie es niemals war, wenn ich für das Wohl und die Erhaltung des Korps, an das bis jetzt ein großer Teil des allgemeinen Wohls und des der Schlesischen Armee geknüpft war, gesprochen habe. — Ich weiß zu bestimmt, daß E. Ex. die billigsten und wohlwollendsten Gesinnungen für das erste Korps hegen und eben deshalb erlaube ich mir Hochderselben mit Freimütigkeit Bemerkungen zu äußern, die schon seit geraumer Zeit dazu beigetragen haben, meine Gesundheit zu untergraben. — Genehmigen E. Ex. schließlich, daß ich Ihnen die aufrichtigsten Wünsche für die Herstellung Ihrer Gesundheit darbringe und versichere, daß in diesem Augenblick die Nachricht von Hochderer völligem Wohlbefinden die angenehmste ist, die ich erhalten kann. v. Yorck."

Aus dem Umstande, daß an Yorck die beiden Blücherschen Schreiben in Corbeny schon am 13. März übergeben sein sollen, also im Bereiche der Unterkunft des Armeekorps, hat man nicht mit Unrecht gefolgert, daß er seinen disziplinwidrigen Schritt aus eigenem Entschluß rückgängig gemacht hätte, soweit er das Verlassen der Truppe betraf. Wenn dies zutrifft, hat wohl ein eindringliches, die höchste Verehrung ausdrückendes Schreiben des Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruders des Königs, dazu beigetragen.

Droysens Darstellung deckt sich im wesentlichen mit diesen neueren Ermittelungen. Sie schließt mit den Worten: „Die historische Gewissenhaftigkeit verbietet den Versuch, zu diesen äußeren Tatsachen ihren inneren Zusammenhang darzulegen, entscheiden zu wollen, wieviel hier wahre Entrüstung oder »Grimasse«, reines Pflichtgefühl oder wohlberechnetes Geltendmachen eigenen Wertes ist. Ich deute in diesen Formeln die abweichenden Urteile von Männern an, welche in eben diesen Tagen in Yorcks Nähe waren und die zu ihrer Auffassung den unmittelbar persönlichen Eindruck seines Wesens mit hineinbringen konnten. Einer der ihm am wenig

sten günstigen, Müffling, schrieb in Erwiderung auf eine ausdrückliche Frage: »Der eigentliche Grund, weshalb Yorck die Armee verlassen wollte, ist mir heute noch völlig fremd, auch dürfte es nicht leicht sein, durch Schlüsse die Motive eines so komplizierten Mannes herauszufinden, als er neben allen seinen Verdiensten war.« Die Freude, den erprobten Führer wieder zu haben, mag über die peinlichen und verlegenen Momente des Wiederkommens hinweggeholfen haben."

Wenn Müffling auf Anfrage gesagt hat, den Grund für Yorcks Abreise von der Armee wäre ihm fremd, so kann er damit auch einer Auskunft haben ausweichen wollen, weil er mehr auf das Gebiet der Vermutungen, nicht auf authentische Beweismittel angewiesen war. Der Grund für Yorcks plötzlichen Entschluß scheint aber ziemlich handgreiflich. Von „Oben" dauernd gereizt, mißtrauisch gegen alle vom Oberkommando eingehenden Befehle, deren Anfechtbarkeit seinem kritischen Urteil nicht entging, jetzt um den Triumph gebracht, Napoleon den Gnadenstoß zu geben, stieg sein Groll aufs höchste. Bei seinen Truppen sah er die Bande strenger Zucht sich lockern, streng rechtlich wie er war, faßte ihn ein Ekel vor seiner Tätigkeit und in leidenschaftlichem Zorn wollte er dieser ein Ende machen. So wenig dieser Entschluß bei ruhiger Überlegung zu billigen ist, als ebenso erklärlich muß man ihn betrachten, namentlich wenn man sich in die Seele eines täglich und stündlich alles einsetzenden Soldaten hineindenkt. Männer, die ihren berechtigten Wert selbst erkennen, verlangen auch entsprechende Rücksichten, und an diesen hat es Gneisenau wohl bisweilen fehlen lassen. Am 10. März ließ diesen auch dasjenige, womit er all seine Handlungen bis dahin hatte rechtfertigen können, sein sonst unbezwinglicher Wagemut, im Stich. Er, der Kühnste der Kühnen, war sich selbst untreu geworden. Man wäre fast versucht zu sagen, daß sein geschworener Feind Yorck gedacht hat: „Entweder hat er keinen Mut mehr, oder er handelt aus Neid gegen Dich, beides ist gleich verächtlich und gefahrvoll, für solche Arbeit ist der alte Yorck nicht mehr zu haben!"

Aber trotz aller dieser Hemmnisse und Irrungen, dieser bitteren Feindschaft zwischen zwei bedeutenden Faktoren in der Schlesischen Armee gelang es den Weg nach Paris zu finden und der verbündeten Armee diesen Weg zu zeigen. Auch in diesem Augenblick war es das Verdienst Blüchers, diese beiden verschiedenen Männer doch zusammengehalten, an dem hohen Ziele, das er sich gesteckt, zu gemeinsamer harter Arbeit vereinigt zu haben. Es wäre ein unermeßlicher Schaden gewesen, wenn einer von den beiden, sei es Yorck, sei es Gneisenau, vorzeitig hätte ausscheiden müssen.

„In den Truppen war das Gefühl des vollsten Sieges, der glorreich errungenen Entscheidung; zu ihren Füßen lag nun im Glanz der sinken-

Digitized by Google

den Sonne die riesige Stadt, solange die übermütige Herrin Europas, nun völlig gedemütigt — für unsägliche Mühsal der höchste Lohn. Das kühne Wagnis, das auf der Mühle von Tauroggen begonnen worden, nun war es wundervoll vollbracht." Mit diesen Worten schildert Droysen die Eroberung des Montmartre durch die Schlesische Armee. Von einer Annäherung zwischen Yorck und Gneisenau konnte indessen auch jetzt keine Rede sein. Das überrascht um so weniger, als das Bewußtsein des endgültigen entscheidenden Erfolges der Verbündeten zunächst weit weniger sich geltend machen konnte, als die Worte Droysens etwa vermuten lassen. Mußte man sich doch noch auf einen letzten Verzweiflungskampf mit dem nach Fontainebleau herangeeilten Kaiser, die unbotmäßige Riesenstadt im Rücken, gefaßt machen. Die Erschöpfung der Truppen, mangelnde Munition, namentlich bei der Schlesischen Armee, hätten eine Schlacht keineswegs einfach erscheinen lassen. Yorck verbrachte mit Kleist die Nacht vom 30. zum 31. März auch noch auf einer Streu neben einem Hause auf dem Montmartre. Zu Zusammenstößen mit dem Gegner kam es aber nicht mehr. Der Krieg war zu Ende.

VIII.

Inwieweit der Gegensatz zwischen Yorck und Gneisenau sich bei Besetzung der höchsten Kommandostellen im Jahre 1815 während der Herrschaft Napoleons in den hundert Tagen unmittelbar geltend gemacht hat, läßt sich mit bestimmten Aktenstücken nicht belegen. Yorck war nach Abschluß des Krieges zum Generalgouverneur in Schlesien ernannt, was er, obschon mit Gnadenbeweisen reich bedacht, als eine Zurücksetzung empfand. Kleist hatte seine Nachfolgerschaft über die am Rhein stehenden Truppen übernommen. Wie sich die Entscheidung der Frage des Oberbefehls über die preußischen Korps im Feldzuge 1815 entwickelte, hat v. Pflugk-Harttung näher betrachtet, sich dabei aber, wie es in der Natur der gewählten Aufgabe liegt, vorwiegend mit Blücher-Gneisenau einerseits, mit Kleist anderseits beschäftigt.[44]) Es sind die dauernden Gegensätze zwischen einer mehr liberalen, fortgeschritteneren und einer konservativen, wenn man will, reaktionären oder, wie Pflugk-Harttung sagt, einer mehr volkstümlich-kriegerischen und einer mehr altpreußisch-höfischen Partei erörtert. Zu der letzteren rechnet der Herr Verfasser Yorck und Kleist, zu der ersteren Gneisenau. — Ich sehe von diesen allgemein politischen Gesichtspunkten ab, bin auch nicht sicher, ob Kleist bei seiner erschütterten Gesundheit für die Führung der Armee in Frage kommen konnte. Sobald Gneisenau in irgendeiner Form an dem Oberbefehl be-

[44]) J. v. Pflugk-Harttung, Das preußische Heer und die Norddeutschen Bundestruppen unter General v. Kleist 1815. Gotha 1911.

Digitized by Google

teiligt war, stellte sich die Notwendigkeit heraus, sowohl den weit milderen Kleist, namentlich aber den schroffen Yorck auszuschalten. Man sieht also auch 1815 den alten Gegensatz noch seine Wellen schlagen. Wie Yorck seine militärische Verwendung aufnahm, ist nach Droysens Schilderung zu verfolgen. Dem Sieger von Wartenburg, dem heldenmütigen Führer bei Möckern wurde das Kommando über das weit rückwärts hinter dem eigentlichen Kriegsschauplatze bei Magdeburg, Wittenberg und Torgau sich sammelnde V. A. K. übertragen. Er ist darüber tief verstimmt gewesen. Seinem Dienstalter und den Feldzugserfolgen entsprechend hätte er wohl als Oberfeldherr in erster Linie in Frage kommen müssen, wenn man von dem im 73. Lebensjahre stehenden Feldmarschall Blücher absah. Kneseбeck soll zu Blücher geschickt worden sein, um ihm vorzustellen: er habe so viel Ruhm erworben, daß er ihn nicht durch neue Siege mehren, nur durch Mißlingen mindern könne. Blücher antwortete lachend — und das ist wieder ein Zeichen seiner echten Soldatennatur, die immer Lust hatte zu kämpfen und ohne Zaudern sich zur Verantwortung drängte —: „Was das für dummes Zeug ist!" Warum aber, wenn Blücher den tatsächlichen Oberbefehl übernahm, Yorck nicht wieder ein Korps auf dem Kriegsschauplatze erhielt, will nur unter der Annahme deutlich erscheinen, daß mit der Möglichkeit zu rechnen war, der greise Feldmarschall könne im entscheidenden Augenblick erkranken oder fehlen. Was das bedeutete, hatte sich bei Laon gezeigt. Die Korps erhielten deshalb, abgesehen von Bülow, Generale jünger als Gneisenau, indem auch Kleist ausgeschaltet wurde. Ein Oberbefehl aber etwa mit Yorck an der Spitze und Gneisenau als sein Generalstabschef war nicht zu denken, dazu waren ihre beiderseitigen Beziehungen zu offensichtlich und allgemein bekannt.

Yorck bat deshalb um seinen Abschied, erhielt aber zunächst die Antwort: der König sei außerstande, den Wunsch nach Ruhe in der jetzigen Zeit zu gewähren, da die Begebenheiten der letzten Jahre, mit denen Yorcks Person und Name so unmittelbar verwebt sei, nicht als beendigt angesehen werden könnten. Die Bestimmung des V. A. K. mache es notwendig, daß dasselbe bewährter Führung anvertraut bleibe.

Aber ein Mann wie Yorck sah doch die Verhältnisse zu klar, er war auch diesmal nicht geneigt, von seinem einmal gefaßten Entschluß abzugehen. Er war durch mancherlei Nadelstiche zu sehr verbittert, als daß er durch eine einzelne gnädige Ordre sich hätte umstimmen lassen können, und beharrte auf seinem Antrage. Gleichzeitig flocht er dabei einige Wendungen ein, die erkennen lassen, daß er seine Zurücksetzung als Werk seiner Gegner, also wohl hauptsächlich Gneisenaus und seiner Anhänger, betrachtete. In dem betreffenden Immediatgesuche heißt es:

„Es gibt Verhältnisse und Augenblicke im Leben, in denen es des treuen Dieners heiligste Pflicht ist, alles aufzuopfern; sein Glück, sein

Ruhm, sein Name, alles gehört dem Könige und dem Vaterlande. Mein König, mein Herr! Mit einem dankbaren Gefühle blicke ich auf zu meinem Gott, daß mir diese Verhältnisse und diese Momente geworden sind und daß ich ihnen nach Pflicht genügt habe. Ohne Scheu gegen persönliche Feindschaft stemmte ich mich mit ehernem Willen im letzten Feldzuge gegen so manche Dinge, die den unausbleiblichen Untergang der Armee nach sich gezogen hätten. Ohne diesen meinen unbeugsamen Willen gab es keinen 26. August (Katzbach), keinen 16. (Möckern), also auch keinen 18. Oktober. Im Bewußtsein erfüllter Pflicht und in der Überzeugung, daß es das Wohl des Vaterlandes erheische, trat ich bescheiden in den Hintergrund, hoffend, daß mir die von Ew. Majestät so oft und so gnädig verheißene Huld und das mir versprochene Vertrauen Ew. Majestät erhalten werden würde. Mit tiefem Schmerze mußte ich bald nach dem Frieden von Paris erfahren, daß es meinen Gegnern gelungen, mir auch bei Ew. Majestät zu schaden." .... „Das Zutrauen und die Achtung der Truppen, an deren Spitze ich unter verschiedenen Verhältnissen stand, habe ich zu erwerben das Glück gehabt. Von drei großen Provinzen des Reichs, in denen ich Gouverneurstellen bekleidete, habe ich mich der Liebe und des Vertrauens der Behörden und des Allgemeinen zu erfreuen. Meine Feinde habe ich nicht gewinnen wollen, weil ich es gegen die Würde eines Mannes von Ehre halte, zu schmeicheln und zu kriechen. Alle persönlichen Nachteile, die mir dadurch werden, habe ich mit Stolz verlacht. Wenn ich aber sehen muß, daß es nun auch gelungen, mir das Vertrauen meines Königs zu schmälern, dann kann ich tief niedergebeugt nur in die Vergessenheit zurücktreten ....."

Das militärische Geschick waltet manchmal hart. Daß Yorck die Zurücksetzung angesichts seiner Verdienste bitter empfand, ist erklärlich und berechtigt. Ob es ein Glück gewesen wäre, wenn er den Oberbefehl erhalten hätte, darüber lassen sich nicht einmal Vermutungen anstellen. Sicher kann gelten, daß er ein brauchbarer Korpsführer, wie immer, gewesen wäre, und daß er am Tage von Ligny fehlte. — Glänzender als der Abschluß 1815 war, konnte er sich kaum gestalten. Mag also Yorck auch einer für ihn ungünstigen Kombination zum Opfer gefallen sein. Das Opfer ist zum Ruhm der preußischen Waffen nicht vergeblich gewesen.

* * *

Gegensätze, wie sie in diesen Ausführungen unter Prüfung der Ursachen und Wirkungen zu schildern versucht wurden, sind in der Kriegsgeschichte nicht vereinzelt. In alter, neuerer und der allerneuesten Zeit kann man sie verfolgen. In ihrer Bedeutung sind sie je nach dem Einfluß, welchen die Persönlichkeiten auf den Gang der Ereignisse hatten, verschieden gewesen. Zweifellos haben aber die Gegensätze und Feind-

Digitized by Google

schaften in der Regel einen ungünstigen Einfluß gehabt, sie haben Erfolge abgeschwächt, oft in Frage gestellt. Wenn manchmal auftretende Schwierigkeiten die Kraftäußerungen verstärken, Gegensätze, wie diejenigen zwischen Yorck und Gneisenau, wirken nicht in dieser Richtung, sie bedingen einen nutzlosen Kräfte*verbrauch*, sind also beklagenswert. Sie zu beseitigen, ist des Schweißes der Edlen wert. Wenn die Mitwelt sie auch nicht immer erkennt, von der Geschichte werden sie mit Recht als gefahrbringend, oft verhängnisvoll, verurteilt.

Wäre Yorck eine elastischere, leichtlebigere Natur gewesen, hätte Gneisenau die Technik der Truppenführung, das, was wir heute den Generalstabsdienst im weiteren Sinne nennen, besser beherrscht, würden die Reibungsflächen zwischen ihnen geringer geworden sein. Es ist aber eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß Gneisenau diese Technik nicht beherrschte. Berechnung von Zeit und Raum, Disponieren der Märsche, Beurteilung und Verständnis für die Leistungsfähigkeit der Truppen, um sie schlagfertig an den Feind zu bringen, selbst die allgemeinen Grundsätze für die sachgemäße Verwendung der einzelnen Waffen waren ihm nicht völlig geläufig. Allerdings lernte man damals diese Sachen noch nicht theoretisch. Was als Theorie getrieben wurde, waren vorwiegend Absonderlichkeiten der Generalstabsschule. Es war ein großes Glück, daß Gneisenau von ihnen unberührt geblieben war: von den geometrischen Winkeln, den wichtigen das strategische Schachbrett angeblich beherrschenden geographischen Punkten und ähnlichen Phantastereien, die das Wesentliche unter sich begruben. Dafür hatte Gneisenau mit Aufmerksamkeit die Napoleonischen Kriege verfolgt und klar begriffen, worin hauptsächlich das Geheimnis der Siege bestand: rücksichtsloses Einsetzen der Kräfte, der Wille zur Schlacht und der feste Entschluß, mit Ehren unterzugehen. Aber alles nicht unwichtige Beiwerk, was man damals noch mehr als heute nur aus der Praxis der Truppenführung lernte, war Gneisenau annähernd fremd. — Die bei Schilderung der Ereignisse von Laon wiedergegebene Bemerkung Müfflings, daß er alle seine Adjutanten mitgenommen hätte, um die Ausfertigung von unerwünschten Befehlen zu verhindern, beleuchtet die Unselbständigkeit Gneisenaus hell. — Auch in taktischer Hinsicht ließ ihn sein Scharfsinn nicht selten im Stich. Die schlimmen Mißgriffe bei Wartenburg sind nicht vereinzelt. Weit schlimmer war noch die Stellung von Ligny, für deren Einnahme Gneisenau verantwortlich war, und über die der Feldmarschall Graf Schlieffen mit guten Gründen sagt: es wäre kaum möglich gewesen, eine ungünstigere Stellung zu finden.[45]) Auch der Befehl an Bülow, der zur Folge hatte, daß dieses Korps nicht rechtzeitig zur Entscheidung bei Ligny eintraf, geht auf Gneisenaus

[45]) Schlieffen, Gesammelte Schriften. I. S. 64.

Digitized by Google

Rechnung. Der gewaltige Schwung seiner genialen Kühnheit, die Leidenschaft, mit der er den großen Korsen haßte und sein Vaterland liebte, glichen diese Unvollkommenheiten zwar glänzend aus, aber mahnend rufen uns die Fehler doch das Wort des Großen Königs zu: „Soignez les détails, ils ne sont pas sans gloire!“ In der Unkenntnis, wie manche seiner Befehle nach unten wirkten, in seiner Leidenschaft, das Höchste mutvoll zu wagen, verlor Gneisenau den Maßstab für das, was zu leisten möglich war, und machte dann die nachgeordneten Dienststellen meist für Versäumnisse verantwortlich, und zwar in leidenschaftlicher Art, an denen seine eigenen Irrtümer die Schuld trugen. Die unvermeidlichen Reibungen, die dem mittleren Führer aus der Truppe heraus, auch beim besten Willen aller Beteiligten, sich entgegenstellen, kannte er nicht aus der Praxis des Ernstfalles. Yorck hatte zwar, wie manche bedeutende Männer, die Eigentümlichkeit, neue, ihm fremde Untergebene zunächst mit Mißtrauen zu betrachten, sie mit kalter Schroffheit zu behandeln. Er ist oft empört gewesen, wenn ihm bewährte Offiziere seines Stabes genommen wurden. Hatte er aber einen Mann „gewogen“, seines Vertrauens wert befunden, war dieser dauernd dessen sicher. Auch war er bereit, ein hartes Urteil zu ändern, wenn er begangene Fehler durch Taten gesühnt sah. Bezeichnend ist, daß die Geschichte wenig von den Reibungen berichtet, die Yorck mit seinen verschiedenen Kommandeuren gehabt hat, während Gneisenau mit Yorck in unversöhnlicher Fehde blieb. Umgekehrt wäre es natürlich gewesen, daß nämlich die höchste Kommandostelle von diesen Reibungen mehr verschont geblieben sei als die nachgeordnete.

Bei Betrachtung der Verfolgungen nach der Schlacht an der Katzbach und nach Leipzig ist angedeutet, daß Yorck wohl rücksichtsloser seine Truppen hätte ausnutzen, die früheren Erfolge steigern können. Im allgemeinen aber hatten seine Bestrebungen, die Truppen wo irgend möglich zu schonen, sie in gehöriger Stärke und kriegsbrauchbar zu erhalten, einen um so berechtigteren Kern, als Gneisenau diese Rücksichten mehr als zulässig mißachtete. Man sage nicht, daß ein Oberkommando sich mit solchen Nebensächlichkeiten nicht zu befassen brauche. Die damaligen Verhältnisse waren nicht so großzügig wie heute, und je rücksichtsloser die Truppe gebraucht werden muß, um so größer ist die Pflicht, die geschlagenen Wunden rasch zu heilen.

Yorck war auf Grund seiner langen Kriegserfahrung in allen diesen Punkten das gerade Gegenteil. Trotz seiner äußeren Härte sorgte er für jeden seiner Untergebenen mit voller Hingabe. Die Folge davon war denn auch, daß jeder für den „Alten“ durch Wasser und Feuer ging, daß jeder Angehörige des I. Korps mit Stolz bis zu seinem Tode bekannte, ein Yorckscher gewesen zu sein.

Digitized by Google

Zahlreich sind die Beweise, wie Yorck für seine Offiziere eingetreten ist, die er zurückgesetzt oder nicht genügend anerkannt glaubte. Das hat natürlich nur dazu beitragen können, über ihn das Urteil zu fällen, er sei ein unbequemer Untergebener. Zuzugeben ist allerdings, daß er bequem nicht war — in allen Beziehungen.

Am schärfsten trat die mangelnde Fürsorge Gneisenaus für die Mannschaften, das ungenügende Verständnis für die Anordnung der Märsche, für die Leistungsfähigkeit der Truppe zu Beginn des Herbstfeldzuges hervor. Vieles ist auf das Sprunghafte in den Entschlüssen zurückzuführen. So schroff und leidenschaftlich auch Yorcks und deshalb nicht zu billigendes Auftreten war, so hatten doch seine Gegenvorstellungen einen berechtigten Kern. Unerwartetes Glück und die Tüchtigkeit der Truppen, nicht zum mindesten auch seiner Führer hat das Oberkommando der Schlesischen Armee über Mängel in der Anlage der Operationen hinweggeholfen. Nicht mit Unrecht hat Blücher gesagt: Wenn ich zwei solche Männer wie Yorck hätte, wollte ich einen Bären mit ihnen fangen. — Will man fachtechnisch aus den Ereignissen vor hundert Jahren *lernen*, so müssen diese Einzelheiten klar ins Auge gefaßt werden.

So bedauerlich der Gegensatz der beiden großen Männer auch anderen im Gang der Ereignisse Stehenden erschien, nachdem er sich einmal entwickelt und allmählich vertieft war, gab es für die harten Köpfe keinen Ausgleich, denn beide kannten, von ihrem inneren Wert durchdrungen, weder ein Zurück noch ein opportunistisches Lavieren.

Der Feldmarschall Graf Schlieffen hat in dem Aufsatz „Der Feldherr"[46]) in seiner geistvollen Art geschildert, wie sich die Stellung des Chefs des Generalstabes allmählich als Teil des Feldherrn, und zwar als wichtiger Teil entwickelt hat, wie sich in dem Triumvirat Moltke, Bismarck, König Wilhelm das moderne Feldherrntum gezeigt und sich glänzend bewährt habe. Allerdings fügt Schlieffen hinzu, daß das nicht immer glücken würde. 1813 bis 1815 wurde zur Stellung des Chefs des Generalstabes, wie er 1866 und 1870/71 sich bewährte, der Grund gelegt. Der damalige Feldherr der Schlesischen Armee war kein eigentliches Triumvirat, es setzte sich aus zwei Personen zusammen, bei denen man keinen als entbehrlich betrachten kann. Vielleicht kann man aber Müffling, der die Absichten der Führung in die passende Form zu gießen verstand, als den Dritten im Bunde betrachten. Nicht mit Unrecht hat sich Müffling als den *Mann des Zirkels und der Uhr bezeichnet*, als wichtige Hilfsmittel jeder Befehlsführung. Wenn vorübergehend einer fehlte, zeigten sich sofort in dem Feldherrntum erheb-

[46]) Gesammelte Schriften. Band I. S. 6ff.

Digitized by Google

liche Mängel. Daß der Chef des Generalstabes ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Faktor, die Seele des Oberkommandos sein müsse, das war etwas Neues. Auch fünfzig Jahre später hat sie sich nicht als selbstverständlich ergeben. Im schleswig-holsteinischen Kriege verwarf man noch die doppelte Umfassung der Dannewerke, die der Generalleutnant v. Moltke empfahl, 1866 sind seine Vorschläge zum Einmarsch nach Böhmen nur allmählich und nach Kämpfen durchgesetzt worden. 1870 hat bei Beginn des Krieges noch ein Mann wie Constantin v. Alvensleben, von dem gewiß niemand behaupten wird, daß es ihm an Fähigkeiten gefehlt hätte, Moltke zu verstehen, die Hoffnung ausgesprochen, das deutsche Heer möchte von den Moltkeschen Umfassungsgedanken verschont bleiben. — Erst allmählich, gestützt auf die Erfolge, konnte der Chef des Generalstabes sich das Vertrauen des deutschen Heeres erwerben. Gneisenau, der Masse des Heeres kaum bekannt, ist davon weitab gewesen, aber er hat, wenn auch unbewußt, den Weg gewiesen, wie der Feldherr sich aus einer Mehrheit zusammensetzen kann. Der Feldmarschall Graf Schlieffen nennt ihn deshalb auch den Stifter des modernen Generalstabes und betont, daß nicht Scharnhorst dieser Schöpfer sei.[47]) Daß Yorck sich dieser Art von Feldherrntum verschloß, ihm in verbissenem Groll gegenüberstand, ist nicht zu leugnen, bedauerlich, aber entschuldbar um so mehr, als die Führung des Oberkommandos von erheblichen Unvollkommenheiten nicht frei war.

Diese Schilderung hat es bei unbefangener und rein sachlicher Prüfung der aus der großen Zeit vorhandenen Quellen mit sich gebracht, daß von Gneisenau vorwiegend harte, absprechende Urteile über Yorck zur Wiedergabe gekommen sind. Von Yorck konnten nur wenige abweisende, auf sachliche Vorgänge gestützte Bemerkungen erwähnt werden. Letzteres hat darin seinen Grund, daß Yorck vor seinem Tode viele der vorhandenen Schriftstücke vernichtet hat, eine Maßnahme, die seinem ganzen Wesen durchaus entspricht. Die Gerechtigkeit verlangt aber noch eine kürzlich bekanntgegebene Bemerkung Gneisenaus über Yorck nachzutragen, die aus dem Nachlaß von Gneisenaus Adjutanten, des späteren Generals v. Stosch, stammt.[48]) Nach Stosch hätte Gneisenau über Yorck gesagt: „Er ist ein alter Bär, aber doch unser bester General, und was die Hauptsache ist, ein glücklicher General.“ Stosch meint in seinen Aufzeichnungen, Gneisenau hätte stets mit besonderer Achtung von Yorck gesprochen. Nun ist allerdings zu beachten, daß Stosch sich in der Stellung eines mehr persönlichen Adjutanten Gneisenaus befand, der

[47]) Schlieffen, Gesammelte Schriften, Biographie Gneisenaus. Band II.

[48]) Aufzeichnungen des Generals Ferdinand v. Stosch über Gneisenau. Beiheft zum Mil. Wochenbl. 1911. Herausgegeben von Prof. Dr. v. Pflugk-Harttung.

Digitized by Google

von den Dienstgeschäften wenig erfuhr, und dessen sachverständiges Urteil nicht hoch eingeschätzt werden kann, wenn man seine Bemerkungen über die Ereignisse bei Laon prüft. Besonders schlecht ist Stosch auf Müffling zu sprechen, dessen Urteil über Gneisenau er lediglich auf Neid und Ärger wegen der von Gneisenau erlangten Berühmtheit zurückführt. — Mag man diese Angaben bewerten wie man will, sicher ist, daß die Feindschaft zwischen Yorck und Gneisenau nicht aus unedlen Beweggründen entsprang, daß beide Männer nur verschiedener Ansicht waren über die Mittel, mit denen Preußen aus seiner großen Not zu retten war. Nicht einer oder der andere, sondern beide zusammen haben hieran unsterbliche Verdienste.

Digitized by Google

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW68, Kochstraße 68–71.

Digitized by Google

Bei den Auxilien am Limes

Von

Otto Wahle
Generalmajor z. D.

Hierzu sechs Tafeln mit Skizzen und Abbildungen

Berlin 1914
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Digitized by Google

Quellenangabe.

Ballue, Alb., Timgad. Paris 1892.

Bericht des Vereins Carnuntum in Wien.

Blümner, H., Römische Privataltertümer im Handbuche von Dr. J. v. Müller.

Curle, J., A Roman Frontier Post. Glasgow 1911.

Domaszewski, A. v., Truppensold der Kaiserzeit. Neue Heidelberger Jahrbücher X. — Die römischen Kaiser. Leipzig 1909. — Kastell Newstead bei Melrose. Römisch-germanisches Korresp. Blatt 1909.

Fabricius, E., Hygins Lagerbeschreibung. Römisch-germanisches Korresp. Blatt 1908.

Heräus, W., Die römische Soldatensprache. Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik 1900.

Hettner, F., Die römischen Steindenkmäler des Prov. Museums zu Trier. 1893.

Hornesser, Gebr., Übersetzung der Werke des Tacitus.

Fajûm towns and theyr papyri. London 1900.

Jacobi, H., Führer durch die Saalburg. 1912.

Macdonald, G., Roman Wall in Scotland. Glasgow 1911.

Nissen, H., Geschichte von Novaesium. Bonner Jahrbücher 111/112.

Oré, A., Über älteste Truppenverteilung in Neuß. Bonner Jahrbücher 118.

Premerstein, A. v., Buchführung einer ägyptischen Legionsabteilung. Klio III.

Reichs-Limeskommission, Der obergermanisch-rätische Limes

Ritterling, E., Das Kastell Niederbieber. Bonn 1912.

Ward, J., The Roman Fort of Gellygaer. 1903. — Romano-British Buildings and Earthworks. — The Roman Era in Britain. London 1911. — Caerleon. Caerwent, Gellygaer and Cardiff Castle. London 1912.

Nachdruck verboten. Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort.

Dankbar für die freundliche Aufnahme, die meine „Winterarbeit“ im Beihefte 10/11 zum Militär-Wochenblatt 1913 bei den Kameraden gefunden hat, und eingedenk der Mahnung aus dem Kreise jener, „auf einem Beine sei nicht gut stehen!“, wende ich mich diesmal den früher nur flüchtig gestreiften Auxilien am Limes zu.

Dieses noch recht schwierige Thema würde ich nie gewagt haben anzuschneiden, wäre ich nicht durch die Güte der Herren Professoren E. Fabricius und A. v. Domaszewski auf den richtigen Weg gewiesen worden. Auf diesem lernte ich in Herrn J. Ward F. S. A., Cardiff, einen ebenso uneigennützigen wie liebenswürdigen Berater kennen, der mich in ausgiebigster Weise unterstützt hat.

Ich unterlasse es nicht, genannten Herren an dieser Stelle ganz verbindlichst zu danken. Möchte meine zweite Arbeit von denen willkommen geheißen werden, für die ich sie schrieb.

Dresden, 1914.

Otto Wahle,
Generalmajor z. D.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	473
Einleitung	475
I. England im Banne Roms	477—485
Desintereſſement der Julier	477
Eine tolle Idee Caligulas	477
Claudius macht Ernſt	477
Römiſches Beglückungsſyſtem	477
Rache der Unterdrückten	478
Die Flavier und Agricola	479
Hadrian	480
Der Wall des Antoninus Pius	481
Commodus	482
Septimius Severus	482
Das Vallum	483
Zwei Abenteurer	484
Conſtantius Chlorus	484
Honorius	484
Der Römer Heimgang	485
II. Familienähnlichkeiten	485—495
Kaſtell Gellygaer	485
Grundriß andrer britanniſcher Werke	486
Truppenverteilung	486
Legionskaſernen, Auxiliarbaracken	488
Wegeverhältniſſe	492
Schleuſen	492
Latrinen	493
III. Traumulus	495—510
Begegnung mit dem Princeps von Holzhauſen	495
Wachdienſt	497
Der Präfekt	499
Der Etat	499
Kaſernenbeſichtigung	500
Eine Kommandierrolle	502
Sold- und Abrechnungsliſte	503
Strafgewalt des Präfekten	506
Die Waſſeruhr	507
Beim Princeps	509
Ein befremdliches Signal	510
Quellenangabe	472

Hierzu 6 Tafeln mit Skizzen und Abbildungen auf beſonderer Anlage.

Digitized by Google

Einleitung.

„Nimmer tönet Speer und Schild,
Doch dem Wanderer erscheinen
Aus bemoosten alten Steinen
Nachtgestalten“ . . . . . .

Sogenannte Wandervögel waren es, die am Limes unter Gitarrenbegleitung hinziehend, so singend ihren Herzen Luft machten! Gut, daß sie ihren Gefühlen nur bis zu den „Nachtgestalten“ Ausdruck verliehen, dann plötzlich aufhörten und schließlich in fröhliches Gelächter ausbrachen. Gegen die Zartheit und Milde der schattenhaften Wesen des Liedes schienen den Jünglingen hier am Limes doch gerechte Bedenken aufgestiegen zu sein!

Gleich ihnen trieb auch ich mich an diesem herum, hatte die Idylle „Römerkastell Holzhausen“ (Sektion Wiesbaden) erreicht und saß nun auf einem alten Steine mitten im Kastell unter jungen, dünnstämmigen Buchen.

Die lustigen Gesellen waren weitergezogen. Kaum vernehmbar flüsterten jetzt die Bäume im stillgewordenen Walde. Raunten sie sich Geheimnisse über die einstigen Bewohner dieses so verlassen daliegenden Ortes zu? Ach nein! Über die hier für Rom auf Chattenwacht einst gestanden habenden Treverersöhne schwieg sich der Laubwald aus! Wie konnte ich auch von diesen schmächtigen Produkten moderner Waldwirtschaft, diesen Neulingen, Kunde über so alte Dinge erwarten! Der schöne Sommertag, die ozonreiche Luft, die Totenstille ringsumher und die „alten Steine“, sie hatten es mir angetan und derartig vergebliche Hoffnungen in mir geweckt.

Plötzlich drang rollendes Geräusch, das allmählich immer näher kam, an mein Ohr, verjagte alle Römerträume und gab mich der Gegenwart zurück. Ein Blick auf die Uhr und aus dem Tale jetzt heraufschallendes Glockengeläute belehrten mich, daß es höchste Zeit sei aufzubrechen, wenn anders der Anschluß nicht versäumt werden sollte.

Unter stiller Verwünschung des im menschlichen Leben leider eine so zwingende Rolle spielenden „Anschlusses“ sprang ich den waldigen Berghang hinab nach dem dort befindlichen Schienenstrang, stellte mich quer über diesen auf, winkte der herankeuchenden Lokomotive und fand gastliche Aufnahme im Zuge der Kleinbahn Holzhausen—Zollhaus!

Digitized by Google

So nett der Ausflug gewesen war, einen Aufschluß über die Unterbringung, das Leben und Treiben der einst am Limes stationiert gewesenen Auxilien hatte ich durch jenen nicht erhalten.

Leider brachten mich meine Besuche im Kastell Feldberg (Sektion Frankfurt a. M.) und auf der Kapersburg (Sektion Friedberg in Hessen) um keinen Schritt meinem Ziele näher. Natürlich sind auch dort Reste von Mauern und Türmen, die Trümmer der vornehmsten Gebäude des Mittellagers und Bäderruinen zu sehen. Nach den Kasernen oder Baracken, wo sich das eigentliche Soldatenleben abgespielt hat, wird der Besucher vergebens Ausschau halten.

Ich weiß es, im stillen hat sich sicher mancher meiner Leser schon verwundert gefragt: „Ja, ist denn der Mann noch gar nicht auf der Saalburg gewesen?" Ich kann darauf beruhigend antworten: „Für einen Mitteldeutschen sogar verhältnismäßig oft" und dem hinzufügen, daß ich auf diesem durch kaiserliche Munifizenz wieder aufgebauten Kastell durch Anschauung mir das angeeignet habe, was man im allgemeinen von den Limeskastellen wissen muß, um mitreden zu können. Um aber mein bisheriges Schweigen zu begründen, darf ich wohl das anführen, was H. Jacobi[1]) über das seiner Pflege anvertraute Werk schreibt. Genannter Herr meint, daß sich die Truppenverteilung auf der Saalburg unmöglich noch genau feststellen lassen werde, weil die Kasernen der Räter-Kohorte aus Holz gewesen und durch Feuer bis auf die Herdstellen und Kochlöcher vom Erdboden verschwunden seien. Eine Belehrung über die Unterbringung von Auxilien kann uns also auch die Saalburg nicht verschaffen! Bei ihr, wie bei allen anderen Kastellen des obergermanisch-rätischen Limes, hat die Kulturarbeit der Jahrhunderte die Spuren der Innenbauten für Mannschaften gänzlich verwischt.

Wer sich mit mir trotzdem eine eigene Meinung über die letzteren bilden möchte, den ersuche ich, mich auf eine Reise durch England bis hinauf an die schottische Grenze zu begleiten. Vielleicht finden wir dort, was wir brauchen.

Auf der Überfahrt aber werde ich mich bemühen, den Fahrtteilnehmern die römische Ära in Britannien, so gut es die oft lückenhaften Überlieferungen zulassen, ins Gedächtnis zurückzurufen.

[1]) „Führer durch das Römerkastell Saalburg", Ausgabe 1912, S. 29/30.

Digitized by Google

I. England im Banne Roms.

Bleibendes hatte Julius Cäsar während seiner kurzen Gastrolle an Britanniens Küste nicht zu schaffen vermocht.

Sowohl Augustus wie auch Tiberius schienen an diese Episode ihres großen Vorgängers nicht gern erinnert zu werden. Obwohl sie ihren ehrgeizigen Prinzen jenseits des Kanals, fern von Rom, ein passendes Feld für deren Tatendrang hätten zuweisen können, ignorierten beide Kaiser die Insel. Die Angst vor dem freien Germanentume stellte dringendere Aufgaben auf dem Kontinente.

Erst Gajus, mit dem Beinamen Caligula, verfiel darauf, die angeblich in Britannien verpfändete Ehre der römischen Waffen einlösen zu müssen. Vielleicht lebte der kaiserliche Spieler der Zuversicht, daß die edlen Metalle der Insel mehr abwerfen würden als eine Abstrafung der von ihm bereits allzu stark gelichteten Höchstbesteuertenliste des Reiches.

Die Sache endete, wie bei diesem konfusen Kopfe vorauszusehen war, mit einem großartigen Possenspiele. Anstatt das bereits in Gallien versammelte Heer nach Britannien hinüberzuführen, zog es Caligula vor, die Soldaten unter seiner persönlichen Aufsicht am diesseitigen Meeresgestade Muscheln sammeln zu lassen. Nach Beendigung dieser verblüffenden Komödie sendete der Herrscher die sieghaften Krieger mit einem Donativ und der Muschelbeute wieder nach Hause. Er selbst aber, stolz auf die dem Ozean in heißer Arbeit entrissenen Siegestrophäen, eilte nach Rom und billigte sich dort einen Triumph zu.

Der Nachfolger Claudius faßte die Sache etwas ernster an. Hatte Tiberius in pietätvollem Andenken an Augustus auf die Elbe als Reichsgrenze nicht offiziell verzichten mögen, so war letztere doch in seinen politischen Kombinationen bereits aufgegeben worden. Der jetzt am Ruder befindliche Kaiser handelte nur folgerichtig, wenn er seine Truppen vom rechten Rheinufer zurück auf das linke nahm. Nun galt es, für das Aufgegebene Ersatz zu finden!

Schon längst blickte der römische Händler verlangend hinüber nach Britanniens Erzen, die er im Tauschhandel über den Kanal hinweg kennen gelernt hatte. Da wollte es der Insel Verhängnis, daß ein flüchtiger Sohn derselben — Bericus nannte sich der Edle — die eigene, in zahlreiche kleine, ohnmächtige Gaufürstentümer gespaltene Heimat dem triumphbedürftigen römischen Kaiser als leichte Beute zu empfehlen wußte. Dieser Lockung vermochte Claudius nicht zu widerstehen. Vier Legionen mit ihren zugehörigen Auxilien wurden 43 n. Chr. unter dem Konsul Aulus Plautius nach der Ostküste der Insel (vgl. Skizze 1) hinübergeworfen. Die völlig überrumpelten Trinobanten, die der Stoß südlich

Digitized by Google

der Themsemündung zuerst traf, konnten die Landung nicht hindern und gaben das Feld bis zu genanntem Flusse frei. Entweder unterwarfen sich diese nur mangelhaft ausgerüsteten Inselbewohner, denen Helm und Panzer unbekannte Dinge waren, sogleich oder sie flohen in die Wälder und Sümpfe des linken Themseufers, um dort, in ihrem Elemente, so manchen der zu dreisten Verfolger in das Jenseits zu befördern.

Aulus Plautius stellte an der Themse die Offensive vorläufig ein, sicherte das in raschem Anlaufe Gewonnene und wartete das schon vorher verabredete Eintreffen seines Herrn, des Kaisers, ab. Sobald dieser angekommen war, holte der Konsul zu einem wohlvorbereiteten Hauptschlage aus und erzielte damit in überraschend kurzer Zeit derartige Erfolge, daß er sich in den Besitz von Camulodunum (Colchester) setzen, der Kaiser aber, nach nur sechzehntägigem Aufenthalte auf der Insel, sich in die alte Abhängigkeit von Messalinen nach Rom zurückbegeben konnte.

Der zum Statthalter der neuen Provinz ernannte Aulus Plautius begann nun das Werk „friedlicher Durchdringung" damit, die durch seine Waffen unmittelbar bedrohten Gaufürsten dazu zu bewegen, ihre Herrschaft aus der Hand der Römer zu nehmen. Außerdem sicherte er das schon damals zum Handelsemporium erkorene Londinium (London) durch die Bollwerke Deva (Chester), Isca (Caerleon) und Lindum (Linkoln). In dem unbefestigten Camulodunum aber wurde eine Veteranenkolonie gegründet. Damit war der Süden von Britannien dem römischen Reiche unwiderruflich angegliedert.

Wer von den Eingeborenen das nicht anerkennen und die sogenannten Kulturwohltaten nach römischem Rezepte nicht über sich ergehen lassen mochte, der suchte und fand mit dem Freiheitshelden Caratacus Zuflucht bei den durch ihre Tapferkeit und durch die nach ihnen benannte geologische Schichtenfolge berühmten Siluren. Von diesem Bergvolke aus pflanzten sich — ähnlich wie später von den Kaledoniern — immer wieder alle Unruhen und Aufstände hinüber nach den bereits befriedeten Landschaften der Icener und Briganten fort. Während jene schließlich die Anlage römischer Kastelle bei sich dulden mußten, verstanden es diese und die Siluren, jede Zwingburg von ihren Gebieten vorläufig fernzuhalten. Die Römer begnügten sich damit, diese wilden Stämme auf ihre Grenzen zu beschränken.

Erst um das Jahr 61 n. Chr. scheint die Unterwerfung des von den obengenannten Legionslagern umschlossenen südbritannischen Gebietes von den Römern selbst als derartig gelungen betrachtet worden zu sein, daß Suetonius Paulinus es wagen zu können meinte, die Hand nach der Insel Mona (Anglesey) ausstrecken zu dürfen. Mit Recht vermutete dieser Legat dort die Rüstkammer der Aufständischen. Aber er hatte in seiner Unternehmungslust nicht bedacht, daß die in seinem Rücken unbewacht

Digitized by Google

zurückgelassenen Eingeborenen, infolge schmachvoller Behandlung durch die Eroberer zur Verzweiflung getrieben, zu allem fähig sein konnten.

Unter jenen ragte durch Geburt und Stellung die von ihren römischen Protektoren nichtswürdig mißhandelte Beherrscherin der Icener, Boudicca, hervor. Sie hielt jetzt, in Abwesenheit ihrer Bedrücker und Peiniger, schreckliche Abrechnung mit den römischen Händlern und ihrem Anhange.

Was half es, daß der unbesonnene Feldherr auf die Kunde von dieser den Besitz der neuen Provinz ernstlich gefährdenden Erhebung schnell nach Londinium zurückeilte! Zur Rettung der römischen Kolonisten kam er zu spät. 70 000 Bürger und Bundesgenossen sollen der Wut der entfesselten Unterdrückten zum Opfer gefallen sein. Seinen Lesern zum Troste berichtet Tacitus, daß dafür 80 000 Eingeborene über die Klinge hätten springen müssen, bevor wieder Ruhe im Lande geherrscht habe. Lassen wir diese Zahl dahingestellt sein! Das Wüten des rasenden Suetonius Paulinus auf der beklagenswerten Insel muß jedenfalls selbst in Rom Anstoß erregt haben. Obgleich man dort durch Nero nicht gerade verwöhnt war, fand die maßgebende Stelle die Schlächterei des genannten Legaten doch so stark und übertrieben, daß er abberufen wurde.

Seine Nachfolger suchten, trotz ihrer immer noch beutelüsternen und mordgierigen Soldaten, auf friedlichem Wege die verlorengegangene Ordnung wiederherzustellen. Nur den Siluren gegenüber scheint jetzt mit Erfolg Gewalt gebraucht worden zu sein. Etwa 75 n. Chr. gelang es nämlich, auch in deren Landschaft Kastelle zu errichten. Gellygaer, von dem wir noch öfters hören werden, gehört in die Reihe dieser „Beruhigungsmittel".

Unter Vespasian ist dann schnell eine Neubesiedelung Britanniens erfolgt, zumal dessen Feldherr Agricola, der Schwiegervater des Tacitus, endgültig den letzten Widerstand im Westen brach und nicht nur die Ordovicer unterwarf, sondern endlich auch die Insel Mona besetzte. Aus der Tatsache, daß Gellygaer bald wieder aufgelassen werden konnte — man brauchte die Truppen jetzt im Norden —, läßt sich folgern, daß etwa um die Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert der Süden von Britannien nach römischer Weise befriedet war.

Mit Agricolas Auftreten kam nämlich in Britannien die Offensive wieder zu Ehren. Nichts Geringeres plante er als die Unterwerfung der ganzen Insel. Nur dadurch hoffte er endlich die Kaledonier zur Anerkennung der Herrschaft Roms zwingen zu können.

Tacitus weiß uns allerlei Erbauliches von seines Schwiegervaters Taten zu berichten. Wenn er hierbei auch pro domo sprach, das steht fest, daß es Agricola war, der mit Unterstützung der Flotte zu Lande auch bis dahin vordrang, wo die Golfe von Clota (Clyde) und Bodotria

Digitized by Google

(Forth) in die Insel einschneiden. Wäre dieser Feldherr nicht, wie einst Germanicus durch Tiberius, 86 n. Chr. von Domitian abberufen worden, weil sein sieben Jahre währendes Vorwärtsdrängen für Rom und seine Kassen ohne greifbaren Nutzen geblieben war, würde der schmale Landrücken zwischen genannten Meeresarmen nicht die Grenze geblieben sein. Wenn Tacitus uns vorzuspiegeln sucht, seines Schwiegervaters Erfolge hätten des Kaisers Eifersucht erregt, so scheint das tendenziöse Erfindung zu sein.

Daß es trotz des Abganges von Agricola sowohl jenseits als diesseits der nördlichen Grenze nicht friedlich zugegangen sein mag, läßt sich bei der wilden Kraft der unentwegt über jene einbrechenden Kaledonier voraussetzen. So ruhig es fortan im Süden blieb, so lebhaft hallte fortgesetzt die nördliche Inselhälfte vom Kampf- und Rachegeschrei wider.

Die als Rückhalt aufgestellten Legionen werden wenig Ruhe gehabt haben, zumal auch die Briganten an dem Beispiel ihrer nördlichen Nachbarn sich immer wieder zu neuen Aufständen begeisterten.

Als Hadrian 122 n. Chr. seine Geschäftsreisen auch auf Britannien ausdehnte, standen die Dinge dort im Norden besonders übel. Die IX. Legion in Eburacum (York) war untergegangen! Der Kaiser kam gerade recht, um Hilfe und Beruhigung schaffen zu können. Hierbei zeigte sich der weise „Meister in der Beschränkung" wieder in vollstem Lichte. Klar erkannte er, daß ehrgeizige Pläne seiner Offiziere nicht mit den derzeitigen Mitteln Roms in Einklang zu bringen waren.

Wenn auch durch die tief in das Land einschneidenden Golfe die bis dahin festgehaltene Grenzlinie gegen Norden wesentlich verkürzt wurde und sich leicht absperren ließ, so verlangte sie anderseits ihrer isolierten Lage halber ein Nachschieben der Reserven von Süden her, Verlängerung der rückwärtigen Verbindungen und intensive Bewachung der langen Etappenlinien. Hierzu aber mußten viele Truppen aufgeboten und der südliche Teil der Insel von solchen entblößt werden. Damit schien aber, zumal das Gelände je nördlicher desto schwieriger, die Kaledoniergefahr nicht einmal genügend gebannt zu sein. Immer wieder erfolgten Masseneinbrüche der Hochländer bis weit hinunter in das Land der Briganten, welche letztere in ihren Bergen nur darauf lauerten, sich an den Freiheitskämpfen beteiligen zu können. Während die Legionen, Front gegen Norden, den Kaledoniern entgegentraten, stiegen in dem Rücken der Römer die Briganten von ihren Höhen herab. Bei so einer Gelegenheit mag die IX. Legion von ihrem Schicksal erreicht worden sein.

In Erwägung dieser Umstände machte Hadrian, hier wie in Germanien ein Jahr vorher, kurz entschlossen reinen Tisch. Die Linie Agricolas, die sich in keiner Weise bewährt hatte, wurde geräumt. Als Ersatz ließ der Kaiser einen Graben von der Tynemündung an quer durch

Digitized by Google

die Insel bis zum Solway ziehen. Dieser wurde durch jene bereits aus Germanien bekannte Palisadenwand verstärkt und durch einen dahinter aufgebauten „Rasenwall" zu einem starken Bewegungshindernis gemacht. Als Rückhalt für die längs der Sperre errichteten Kastelle konnte Eburacum mit der zum Ersatz für die IX. aus Novaesium (Neuß) daher berufenen VI. Legion um so unbedenklicher beibehalten werden, als jenes Lager jetzt der neuen Linie rund fünf Tagemärsche näher als der nördlichen lag.

Hadrians Zurückweichen nach Süden erschien den Nordländern aber als Eingeständnis der Schwäche. Wenigstens sind sie 142 n. Chr. vom Legaten Lollius Urbicus ernstlich darüber belehrt worden, daß Roms Schwert noch nicht stumpf geworden. Die Parteigänger der Kaledonier aber, vermutlich Stämme, die zwischen den beiden Wällen oder sogar zwischen dem südlichen und Eburacum saßen, mußten ihre Heimat verlassen und die weite Reise nach dem Neckar antreten. Dort finden wir sie (vgl. Beiheft 10/11 z. Mil. Wochenblatt 1913, S. 356) an der Mümling mit Errichtung von Steintürmen beschäftigt wieder.

Diese Erfolge bewogen genannten Legaten, dem die einstigen Lorbeeren des Agricola schlaflose Nächte bereitet zu haben scheinen, von der Hadrianslinie wieder vorzustoßen und die nördliche Grenzlinie erneut zu besetzen. Die südliche Linie diente nur noch als Rückhalt.

Der nachsichtige Antoninus Pius, der wohl ebenso stillschweigend wie in Germanien auch in Britannien seinen übergreifenden Organen gestattete, seines weisen Vorgängers Maßnahmen zu korrigieren, durfte für sein Placet dem neuen Werke den Namen geben (vgl. Tafel II, Skizze 2).

Dieses bestand aus dem Graben mit Brustwehr von Rasenziegeln und darauf aufgesetztem Holzwerk. Dahinter, meist mit der Front dicht am Wall, erhoben sich in wechselnden Abständen von 3 bis 6 km die Kastelle, die vermutlich aus Stein und unter einander durch eine Heerstraße verbunden waren. Die so armierte Linie, von der noch heute teilweise Wall, Graben und Straße sichtbar sind, begann bei Old Kilpatric am Clyde, lief hinüber nach dem Kastell Balmuildy und traf dort auf den Kelvin. Nach Überquerung dieses Flusses begleitete sie ihn südlich bis zur Wasserscheide des schmalen Landrückens. Von dieser aus, etwa bei Kastell Westerwood, folgte die befestigte Linie zunächst im Abstiege dem Bonnyflusse, den sie jedoch schon westlich Kastell Roughcastle verließ, um in direkt östlichem Laufe Bridgeneß, unweit Corriden, und damit den Forth zu gewinnen. Dort endete die rund 120 km lange Isthmussperre des Antoninus Pius, an der die Lage von neun Kastellen genau festgestellt ist und von noch sechs bis sieben Werken vermutet wird.

Indessen weder Wall noch Kastelle, weder Niederlagen noch Deportation konnte den beispiellosen Widerstand der Kaledonier gegen Rom

Digitized by Google

brechen. Nach wie vor bewiesen sie dem fremden Eindringling, daß ihm Britannien noch lange nicht gänzlich gehöre. So erfolgte denn auch unter Commodus abermals ein großer Aufstand, wobei der nördliche Grenzwall wieder überschritten wurde. Genannter Kaiser machte es hier in Britannien genau so wie in Germanien. Er räumte das Feld und wich 180 n. Chr. wieder auf die Hadrianslinie zurück.

208 n. Chr. aber rief den jetzt auf dem Throne befindlichen Septimius Severus eine neue Nordländernot nach der Insel. Der als Heerverderber bekannte Orientale ging auch an Britannien nicht spurlos vorüber. Die aus Mißtrauen gegen den Statthalter vorgenommene Teilung der Insel, wodurch Eburacum und der Norden dem Legaten allein unterstellt wurde, hatte den Statthalter zwar in seinen Machtbefugnissen geschwächt und ungefährlich gemacht, dem Legaten aber keine hinreichenden Mittel gegeben, um die Hochländer allein erfolgreich abwehren zu können. Der Kaiser änderte indessen das System nicht, sondern begnügte sich damit, den Hadrianswall durch eine geschlossene Mauer, die sich den schon vorhandenen Kastellen anpaßte, und durch neue „Forts" aus Stein zu verstärken. Damit lieferte er seinem Nachfolger Caracalla das Vorbild für die von diesem später in Rätien errichtete Steinmauer. Jene auf den Resten des Hadrianswalles geschaffene Sperre erstreckte sich von Bowneß am Solway bis Wallsend am Tyne (vgl. Tafel II, Skizze 3).

Sie begleitete in ihrem westlichen Anfange zunächst den Solway auf einer Strecke von 4 km, fiel dann etwas nach Südost ab und traf 5 km nordwestlich Carlisle den Edenfluß, dem sie zunächst folgte. Nördlich und in Höhe dieser Stadt wendete sich die Mauer nordöstlich, den Eden und seine Zuflüsse verschiedentlich kreuzend, und erkletterte, über Walton und Birdoswald ziehend, die zwischen diesem Kastell und dessen Nachbarn Carvoran befindliche Wasserscheide, um die Zuflüsse des Tyne zu erreichen. Durchschnittlich 5 km nördlich vom Tyne abbleibend, gelangte die Mauer endlich über die Kastelle Groß-Chesters, Housesteads, Chesters, Halton, Rutchester, Bonwell nach Newcastle am Tyne selbst, überschritt den Fluß jedoch nicht, sondern schnitt dessen südlichen Bogen in direktem Laufe ab und endete bei Wallsend am Tyne.

Die Mauer überspannte eine Strecke, die doppelt so lang wie die des nördlichen Walles war. Soweit bekannt, befanden sich an, in oder hinter der Mauer etwa 19 größere Kastelle mit einem durchschnittlichen Zwischenraum von 4 bis 8 km. Außerdem aber lagen in Abständen von 1½ km zwischen den Hauptwerken sogenannte Meilenkastelle. Von ihnen sind bis jetzt 50 wieder aufgefunden worden. Sie scheinen, obgleich umfangreicher, die bei uns üblichen, in England aber fehlenden Limestürme zu ersetzen.

Ebenso wie am nördlichen Walle alle Kastelle durch eine Heerstraße

Digitized by Google

untereinander verbunden waren, ebenso führte eine solche am südlichen von Werk zu Werk.

Nur eine Besonderheit, die ich der Vollständigkeit halber nicht verschweigen darf, hat das südliche vor dem nördlichen System voraus, das sogenannte Vallum.

Dieses zieht nicht etwa feindwärts, sondern diesseits der Mauer, aber jenseits der Heerstraße dahin und besteht aus einem beiderseits durch Erdaufwürfe geschützten Graben (vgl. Tafel II, Abbild. 1). Es beginnt im Osten bei Newcastle am Tyne und begleitet Mauer und Heerstraße im ersten Drittel in parallelem, etwa 50 bis 70 m haltendem Abstande. Im mittleren Drittel des Mauerzuges entfernt sich das Vallum von diesem teilweise bis auf 1½ km, jedoch ohne die Zugehörigkeit zum Gesamtschema zu verleugnen. Im westlichen Drittel, etwa von der Wasserscheide ab zwischen Tyne und Irthing, nimmt das Vallum den ursprünglichen parallelen Lauf bis zum Eden wieder auf, um 11 km östlich Bowneß zu verschwinden. Bis jetzt müssen alle Versuche, den Zweck dieses absonderlichen Gebildes zu erklären — diejenigen Momsens nicht ausgenommen —, als gescheitert angesehen werden.

Ob Septimius Severus' Werk den Kaledoniern gegenüber besser den Zweck erfüllte als dessen Vorgänger, darf bezweifelt werden. Auch die Steinkastelle am Hadrianswalle tragen verschiedentlich Spuren barbarischer Eroberung.

Skizze 1 zeigt zwischen den beiden Wällen noch drei Kastelle. An der östlichen Straße Bremenium (High Rochester) und Newstead bei Melrose. Nördlich vom Solway dagegen liegt Blatum Bulgium (Birrens). Die erstgenannten sind sicher Etappenorte gewesen, um mit dem nördlichen Walle, solange er gehalten wurde, die Verbindung sicherzustellen. Birrens dagegen scheint außer Etappenzwecken noch eine andere Bestimmung gehabt zu haben. Manche betrachten dieses Werk als zum Hadrianswalle gehörig, weil von da aus einem im Solway landenden Feinde in den Rücken gegangen werden konnte. Sie bezeichnen den westlichen Abschnitt des Walles wegen des bequemen Einfallstores, des Solway, als schwächsten Punkt der ganzen Linie, den nur Birrens haltbar gemacht habe. Für diese Ansicht scheint auch die Größe und Aufnahmefähigkeit dieses Kastells zu sprechen. Tafel III, Skizze 4 (Abbild. 3) zeigt, daß in demselben weit mehr als eine Kohorte von 1000 Mann Platz gehabt hat. Der Überschuß an Besatzung konnte also recht gut zu Ausfallszwecken von längerer Dauer gebraucht werden.

Über Lage und Zweck der während dieses Zeitabschnittes errichteten und für uns in Frage kommenden Kastelle wissen wir nun Bescheid! Da aber — wenn ich von mir auf andere schließen darf — den einen oder anderen meiner Leser der Ausgang der Römerherrschaft in diesem Lande

vielleicht doch interessieren dürfte, will ich noch über das ruhmlose Ende der römischen Ära berichten.

Erst 70 Jahre nach Septimius Severus hören wir wieder von Britannien. Ein Abenteurer, Carausus, hatte sich dort 286 n. Chr. der Herrschaft bemächtigt. Sieben Jahre lang glückte es dem Manne, sich zu behaupten,[2]) dann ereilte ihn sein Geschick. Einer seiner Offiziere, Allectus, beseitigte den Herrn, um sich selbst an dessen Stelle emporzuschwingen. Nach Ablauf weiterer drei Jahre stürzte den ungetreuen Knecht Constantius Chlorus. Da der neue Gewalthaber sich mit Diocletian auf gütlichem Wege auseinandersetzte, durfte jener bis zu seinem 306 n. Chr. erfolgten Tode sich der Macht erfreuen. Auf der Rückkehr von einer Piktenexpedition — so hießen jetzt die Kaledonier — starb er gleich Septimius Severus in Eburacum. Der Anteil des Verstorbenen an der Regierung ging auf seinen Sohn Konstantin den Großen über.

Im nächsten halben Jahrhundert nahm nun an allen Reichsgrenzen die Unsicherheit beängstigende Formen an. Der morsch gewordene Bau der einst so stolzen Schöpfung des Augustus krachte in allen Fugen. In Britannien äußerte sich das in schweren Kämpfen mit den Pikten und Skoten, gegen welche sowohl des Kaisers Julian Feldherr Lupicinus, als auch des Kaisers Valentinian General Theodosius zu Felde ziehen mußten. Ein Enkel des letzteren und Sohn des Kaisers Theodosius, Honorius mit Namen, war 395 n. Chr. Kaiser des Westens. Vorübergehend scheint dieser den schwer bedrängten romanisierten Britanniern durch Stilicho haben Hilfe zukommen lassen. Indessen das nicht mehr aufzuhaltende Verhängnis nahte nun in beschleunigtem Tempo!

Es kündigte sich 402 n. Chr. damit an, daß gelegentlich des Abmarsches einer Legion nach dem Festlande die zurückbleibenden Legionen meuterten und dann nach dem Vorbilde jenseits des Kanals mehrere der Ihren hintereinander zu Kaisern ausriefen, um sie natürlich ebenso schnell wieder zu beseitigen. Schließlich gelang es Konstantin dem Tyrannen oder Grausamen sich zu behaupten. Das **Epitheton ornans** läßt vermuten, daß dieser Mann den wild gewordenen Burschen doch noch „über" gewesen sein dürfte. Jedenfalls muß er von einem gewaltigen Tatendrange beseelt gewesen sein, denn nach Erlangung der Macht genügte ihm die Insel allein nicht mehr. Gallien und Spanien zog er aus zu erobern, Kaiser des Westens zu werden, war das Ziel seiner Wünsche! Mit allen in Britannien befindlichen Truppen war er deshalb 407 n. Chr. über die Meerenge gesetzt und im ersten Schrecken von Kaiser Honorius anerkannt worden. Erst 411 n. Chr. scheint sich letzterer stark genug gefühlt zu haben,

[2]) Er ließ sogar Münzen mit seinem Bildnis prägen, das wenig beruhigend ausgefallen ist.

Digitized by Google

seine Übereilung zu korrigieren und den von „drüben" gekommenen „Legionen-Bändiger" von der Bildfläche verschwinden zu machen.

Obwohl dieser Sorge ledig, vermochte Honorius doch nicht, den schutzlos zurückgelassenen, flehentlich um Hilfe rufenden Römlingen Britanniens die Beschützer zurückzusenden. Legionen und Auxilien sah die Insel niemals wieder!

Von den britannischen Bergen aus aber drangen nach Roms kläglichem Abzuge die ungebeugten Hochländer wieder in das Flachland vor, räumten dort mit den preisgegebenen Römlingen gründlich auf und versuchten nach Kräften, alles wegzuwischen, was an jene traurige Knechtschaft ihrer Insel erinnern konnte.

Wieweit es ihnen hierbei gelungen ist, auch die von den Römern hinterlassenen lapidaren Zeugnisse ihres Besuches zu beseitigen, davon wollen wir uns nun persönlich überzeugen.

II. Familienähnlichkeiten.

Vergleicht man den Grundriß der vier „Forts" auf Tafel III, Skizze 4, mit den Plänen der Kastelle Wiesbaden, Köngen, Arnsburg, Butzbach, Nieder-Bieber, überrascht sowohl die Raumverteilung im Binnenlager, als auch die Anordnung der vornehmsten Gebäude im Mittellager durch eine fast schematische Übereinstimmung. Bedenkt man aber, daß jenseits wie diesseits des Kanals dieselben Baumeister nach den gleichen Bauvorschriften am Werke gewesen sind, kann eine gewisse Familienähnlichkeit aller römischen Kastelle — **mutatis mutandis** — nicht mehr befremden. Deshalb darf man ohne Bedenken, sofern nur die in Wort und Bild von der Reichslimeskommission festgelegten Forschungsergebnisse gehörig berücksichtigt werden, das in Deutschland Mangelnde sich nach englischen Mustern aus römischer Zeit ersetzt denken.

Unseren ersten Besuch auf englischem Boden wollen wir dem 22 km nordwestlich Cardiff gelegenen Kastell Gellygaer[3]) machen. Dieses von einer **cohors quingenaria equitata** — vermutlich **Pannoniorum** oder **Hispanorum** — belegt gewesene „Fort" eignet sich für unsere Zwecke in hervorragender Weise.

[3]) Über die Aussprache des Wortes Gellygaer hatte Herr J. Ward die Güte folgendes mitzuteilen: „Der Engländer macht meist Jelly-Jar (Gelée-topf) daraus. Der Eingeborene von Wales aber spricht die Worte aus, wie sie buchstabiert werden, deshalb klingt das Wort wie Gelth-i-Geir mit sehr weichem „th". Um dieses richtig wiederzugeben, müsse man der Erklärung jenes Pfarrers aus Wales folgen, der seinem Bischof die Sache so klar zu machen versucht habe: Drückt die Spitze Eurer bischöflichen Zunge gegen Euren apostolischen Gaumen und zischt wie eine Gans!"

Digitized by Google

380 pedites und 120 equites — letztere sind berittene Infanteristen, von denen Hadrian erklärt, er sei schon froh, wenn diese ohne Unfälle ihre Gäule dorthin brächten, wohin sie sollten —, also sechs Centurien und vier Turmen unter einem Präfekten bildeten den von der II. Legion in Isca Silurum (Caerleon) detachierten Außenposten Gellygaer.

Dieses Kastell ist eine in Entwurf und Ausführung durchaus einheitliche Schöpfung. Die überraschende Einfachheit und Vollständigkeit dieses „Forts", die von späteren, die Übersichtlichkeit arg verwirrenden Zutaten nirgends gestört werden, verdankt man dem Umstande, daß das Werk zu Hadrians Zeit schon wieder aufgelassen worden ist. Weder Feindes Hand, noch spätere von Bequemlichkeitsrücksichten diktierte Ein- und Umbauten haben das ursprüngliche Bild des Kastells getrübt. Klar und deutlich, wie ihn einst der Kastrametator entworfen, liegt der Grundriß vor unsern Augen. Wir ersehen aus ihm, daß die Breite von der Länge nur um weniges übertroffen wird, und daß dadurch eine auch in Britannien nicht übliche Kürze des Werkes verursacht wurde.

Die meisten Kastelle sind nämlich ein Viertel bis ein Drittel länger als breit, wie dies ja auch Tafel III, Skizze 4 (Abbild. 2 und 3) klar zeigt. Die fast quadratische Form Gellygaers erinnert an Wiesbaden und legitimiert sie als Produkt des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, wo der hinter dem Mittellager befindliche Teil meist kleiner als der jenseits der via principalis gelegene ist. Die weit jüngeren Housesteads und Birrens im Norden besitzen diesseits wie jenseits des Mittellagers gleich große Flächen für die Truppenunterbringung. In Newstead dagegen ist der westliche Teil, das Hinterlager, größer als das Vorderlager östlich der via principalis.

Da es mir in der Hauptsache darauf ankommt, nur das herauszuheben, worüber wir in Deutschland nicht verfügen können, übergehe ich die Verteidigungsanlagen in Gellygaer und wende mich dem vom intervallum umgebenen Binnenlager zu.

Die vornehmsten Gebäude des Kastells liegen, wie schon erwähnt, auch hier im Mittellager an der via principalis, die das Bollwerk der Breite nach durchzieht. Im Zentrum befinden sich die principia (1) mit den Höfen, dem Brunnen und den fünf üblichen, von der Saalburg her bekannten Räumen an der Rückwand.

Der früher viel umstrittene Name „principia" für das Zentralgebäude ist jetzt inschriftlich hinreichend beglaubigt. In Britannien tat uns die 6. Nervier-Kohorte unter Pius den Gefallen, an den von ihr in Rough Castle errichteten principia die Bescheinigung dieser Bezeichnung zu hinterlassen. In Lancheſter und Bath haben andere gleiches getan. Ich

Digitized by Google

hebe das hervor, weil trotz A. v. Domaszewskis stichhaltigem Beweis immer noch zuweilen gegen diese Benennung angekämpft wird.

Zu Wohnzwecken dienten die **principia** nicht. Wohl aber befanden sich neben dem Fahnenheiligtume Archive und Schreibstuben des Präfekten, vielleicht auch eine Wachstube darinnen.

Neben dem Zentralbau lag die Wohnung des Kommandanten (2), ein weitläufiges, aber niedriges Gebäude mit Holzoberbau und Ziegeldach, um dessen Mittelhof sich die verschiedenen Zimmer gruppieren.

Auf der anderen Seite der **principia** sehen wir einen Hof (3), der von Mauern umschlossen war und am Tore eine Portierstube (p) besaß. Hinter dieser ist die Latrine (L), die ihren Abfluß nach der durch das Südosttor in das Freie führenden Hauptschleuse hat. Der Zweck des großen Hofes, dessen eine Hälfte auch noch den Eindruck macht, als sei sie nie benutzt worden, ist nicht klar ersichtlich.

Eingerahmt wird das Mittellager von den beiden Getreidespeichern (4 und 5). Diese Magazine, **horrea**, besaßen „schwebende Böden", auf denen die den Soldaten vom Staate zu liefernde Nahrung, Weizen und Gerste, lagerte. Pfeiler und Mauern, die diese Böden trugen und stützten, waren so weit auseinandergesetzt, daß durch die dadurch entstandenen Lücken frische Luft der Länge und Breite nach unter dem Korn wegstreichen und die Schüttung bei längerer Lagerung trocken halten konnte. Die auf den Schmalseiten durch Rampen und Treppen erreichbaren hochliegenden Eingänge aber waren durch Vorbauten oder Windfänge geschützt, damit beim Öffnen der Tore keine Feuchtigkeit in den Speicher schlagen konnte.

Die meisten Kastelle Britanniens besitzen zwei solcher **horrea**, mehr als zwei Magazine hat High Rochester, das mit vier aufwarten kann.

Daß wir es bei derartigen Bauten mit Kornböden zu tun haben, ist auch wieder inschriftlich bezeugt. In Corstopidum (Corbridge) am Hadrianswalle findet sich neben einem solchen Doppelmagazine ein von einem **praepositus horreorum** gestifteter Altar. Die Stelle eines Proviantamtsverwalters scheint also derartig einträglich gewesen zu sein, daß der Mann sich diese Ausgabe zu leisten vermochte. Edle und unedle Römer stahlen bekanntlich in den Provinzen wie die Raben.

Das sind alle an der **via principalis** und innerhalb des Mittellagers gelegenen Hauptgebäude von Gellygaer. Es fehlen die **fabrica** und das **valetudinarium**; sie werden in den Bauten 6 und 7 zu suchen sein.

In Housesteads darf man genannte Anstalten in 11, 6, 17 oder 16 vermuten, da 7, ähnlich wie in Wiesbaden, Wirtschaftsgebäude des Lagerpräfekten gewesen sein dürfte. Birrens dagegen zeigt alle hervorragenden

Digitized by Google

Häuser zu beiden Seiten der **via principalis**. Diese ist übrigens nur in einem einzigen mir bekannten Falle, nämlich in Newstead, ähnlich wie auf der Saalburg und in anderen deutschen Werken durch eine sogenannte Exerzierhalle vor dem Zentralgebäude überspannt gewesen. Sie stammt als spätere Zutat aus jenen Zeiten, da die **Disciplina Romana** nur noch wenig galt und die Soldaten nicht mehr kaserniert waren. Die Leute wohnten draußen in den **canabae** oder in den **„annexes"** und kamen nur noch zur Wache und zum Exerzierdienst in das „Fort". Am Pius-Wall waren übrigens diese Anbauten stark befestigt; auch Gellygaer besaß einen durch Mauer und Graben geschützten Annex. Nur am Hadrianswall hatte man eine Umwallung der **canabae** für überflüssig gehalten.

Wir kommen nun zu den im Vorder- und Hinterlager verteilten Mannschaftsbaracken von Gellygaer. Ihr Oberbau bestand zwar aus Holz mit Schilf- oder Schindelbedachung, die Fundamente aber weisen noch jetzt sehr solide Steinmauern auf.

In der **praetentura**[4]) erregen zwei Manipelblocks (13/16 und 14/15) sowie ein Stall (10) und die zu diesem gehörenden Baracken für Berittene (11 und 12), in der **retentura**[4]) zwei Centurienkasernen (8 und 9) unsere Aufmerksamkeit. Die parallele Anordnung aller Baracken zur via **principalis** stammt aus alter Zeit und ist vorhadrianisch; Wiesbaden zeigt ähnliches. Nur Birrens, wo vielleicht später auf Resten eines früheren Agricolaschen Bollwerks wieder aufgebaut werden mußte, weist dieselbe parallele Unterbringung aller Truppen auf. Newstead ist nachhadrianisch, denn es zeigt die gleiche Trennung der Waffengattungen wie Birrens. Auch die Lagerung der 12 Centurien senkrecht zur via principalis wird erst im zweiten Jahrhundert üblich, wie Nieder-Bieber beweist. Die senkrechte Stellung aller Kasernen auf der Hauptquerstraße in Housesteads ist eine durch das Gelände bedingte Ausnahme.

Die Kasernen des Legionslagers von **Novaesium**, teilweise auch die von **Carnuntum**[5]), lehren, daß der Manipel nicht nur die kleinste taktische Einheit der älteren Zeit vorstellte, in der zwei Centurien unter einem „signum" antraten und fochten, sondern daß er auch Lagereinheit und Verwaltungsgröße im inneren Dienste war.

In Gellygaer scheinen dem Kastrametator bei Anlage des Werkes die ihm aus Novaesium bekannten Manipelkasernen zum Vorbilde gedient zu haben. Von den sechs vorhandenen Centurien wohnten nämlich zweimal

[4]) Ich brauche für die Teile diesseits und jenseits des Mittellagers die von den Engländern für richtig gehaltenen Bezeichnungen.

[5]) An der Donau bei Wien.

Digitized by Google

je zwei an einem gemeinsamen Hofe beisammen, so daß jeder Manipel eine striga zugewiesen erhalten hatte. Die beiden übrigen Centurien lagen in der retentura und waren durch die Hauptlängsstraße, welche von den principia unterbrochen wurde, voneinander getrennt. Sie nahmen jede nur ein hemistrigium ein, was jedoch eine gemeinsame Verwaltung nicht ausschloß. Übrigens würde die Zusammengehörigkeit der Blocks 13/16 bzw. 14/15 noch mehr in die Augen springen, wären ihre Höfe, wie in Novaesium (vgl. Tafel II, Abbild. 2), an der Hauptlängsstraße durch eine Steinmauer abgeschlossen gewesen. Unser Grundriß kann die Absperrung nicht bringen, weil vermutlich das Hofende nur mit Brettern vernagelt gewesen ist.

Die Hoftore der Manipelblocks öffneten sich nur nach der auf dem Intervallum laufenden via sagularis. Bekanntlich durfte der Soldat nur auf dieser und im Ausgehanzug, sagum, sich nach der via principalis begeben.

Die schnelle Besetzung des Walles bei Alarm mochte zuweilen, namentlich nachts, Schwierigkeiten infolge der engen Kaserneneingänge der Manipelblocks gehabt haben. Sollte es keine Überstürzung und kein Gedränge in kritischen Augenblicken geben, mußten vorsichtige Centurionen öfters „vorüben". Vermutlich hatten sich aber gelegentlich und besonders in kleineren, gefährdeteren Lagern dennoch folgeschwere Reibungen fühlbar gemacht. Man hatte deshalb dort, wo nächtliche Überraschungen häufig zu gewärtigen standen, die Manipelblocks nur noch an Stellen angelegt, wo sie einem Angriffe nicht direkt ausgesetzt waren, oder ganz aufgegeben.

Bei dem von der cohors I Tungrorum miliaria belegten Housesteads, wo sich keine Berittenen vorfanden, ist eigentlich nur Bau 10 und 10 a als Manipelblock anzusprechen, weil sich bei diesen die Centurien die Front zukehren. Bei den Hemistrigien der anderen acht Centurien sind die Türen nur in Richtung der kleinen Pfeile festgestellt worden. Die Front dieser Häuser blickt also nach dem Walle. Untereinander drehen sie sich gegenseitig den Rücken zu, es scheint also zwischen ihren Bewohnern kein näheres Verhältnis bestanden zu haben. Wahrscheinlich hat der Feind dem Baumeister hier das Gesetz aufgezwungen.

In Birrens lag cohors II Tungrorum miliaria equitata, also 760 Fußsoldaten in 10 Centurien und 240 Berittene in 8 Turmen bildeten hier die Garnison. Der Zahl der Baracken nach läßt sich in diesem Kastell aber weit mehr unterbringen. Entweder ist hier auf Zuwachs gerechnet worden beim Bau, oder es hat noch eine cohors quingenaria equitata, wenn nicht ein Numerus von Exploratoren mit der miliaria

Digitized by Google

das Lager geteilt. Eine so starke Garnison, 16 Centurien und 12 Turmen, war trotz des Erdwalles, der an Stelle einer Mauer das Kastell umgab, an sich vor Überfällen verhältnismäßig sicher. Die Sturmfreiheit wurde aber noch auf der dem Feinde zugekehrten Front durch sechs Gräben hintereinander erhöht. Zur mühelosen Überwindung dieses Hindernisses hätten einem Angreifer geradezu Flügel zu Gebote stehen müssen. Da das nicht anzunehmen war, wurde in Birrens der ausgedehnteste Gebrauch von Manipelkasernen gemacht. Die Bauten 9 und 10, 11 und 12, 13 und 14, 18 und 19, 20 und 21, 22 und 23 sind Strigen und stellen sechs Manipelblocks vor. Bei den Häusern 7, 8, 16 und 17 läßt es sich wenigstens vermuten. Die zur Garnison gehörenden zwölf Turmen lagen auch in Strigen, d. h. in den Doppelhäusern 24 bis 29 und 30 bis 35.

In Newstead verhielt es sich ähnlich. Zwölf Centurien und acht Turmen, das läßt sich aus den Trümmern des Hinterlagers immer noch herausrechnen, also zwei Kohorten **quingenariae equitatae** bildeten hier die Garnison. Beiderseits der Hauptlängsstraße sind je sechs Centurien in je drei Manipelblocks untergebracht. Es gehören 5 und 6, 7 und 8, 9 und 10, 11 und 12, 13 und 14, 15 und 16 zusammen. Die parallel zur **via principalis** in der **retentura** liegenden Berittenen scheinen wie in Birrens verteilt gewesen zu sein, falls die leere Nordwesthälfte des Hinterlagers der Südwesthälfte genau glich. Nach einigen jedoch sollen die Pferde in dem langen Gebäude 18 gestanden haben. Übrigens besaß Newstead, ähnlich wie Birrens, drei Gräben vor dem Walle.

Wie Tafel III, Skizze 4 erkennen läßt, waren die Centurienbaracken der verschiedenen Kastelle in Form und Größe nicht alle gleich. In Gellygaer finden sich nur „L-förmige" Infanteriekasernen, während Stall und Reiterbaracken länglich rechteckig sind. In Housesteads zeigen alle Hemistrigien eine oblonge Gestalt. Dasselbe gilt für die Strigen in Birrens, während bei Newstead Centurio und Mannschaft in einzelnen Hütten untergebracht sind.

Aus den Ruinen von Novaesium und Carnuntum wissen wir, daß der breitere „Kopf" der „L-förmigen" Gebäude die Centurionenwohnung enthielt, während der schmälere, hinter den „Kopf" zurücktretende „Flügel" für die Kontubernien bestimmt war. Der Platz, der den Gemeinen durch die geringere Tiefe der „Flügel" verloren ging, wurde durch einen verandaartigen, von Holz- oder Steinsäulen getragenen Vorbau ersetzt.

In den Längsbauten mit oblonger Gestalt haben Centurionenwohnungen und Mannschaftsquartiere die gleiche Tiefe, deshalb fehlen dort die Veranden. Bei den Hütten (vgl. Tafel III, Skizze 4, Abbild. 4)

Digitized by Google

aber zeichnet sich nur in Reihe 5 die Hauptmannswohnung vor den anderen aus.

Die innere Einrichtung der Baracken, deren Scheide- und Zwischenwände natürlich aus dünnen Holzverschalungen bestanden haben, ergibt sich aus den Abbildungen 2 und 3 auf Tafel II.

Die verschiedenen Unterabteilungen im „Kopfe" dort lassen vermuten, daß der Centurio die Schreibstube und vielleicht auch die ältesten seiner Unteroffiziere bei sich untergebracht hatte. Kasernenwache und etwaige „Tagesdiensthabende" scheinen dagegen in den beiden kleinen Räumen zwischen „Kopf" und „Flügel" des Manipelblocks untergebracht gewesen zu sein.

Ein heimliches, unbeobachtetes Durchschlüpfen der Kasernierten durch Scylla und Charybdis, d. h. zwischen den beiden sich dicht gegenüberwohnenden Centurionen hindurch, muß seine Schwierigkeiten gehabt haben.

Das Beisammenhalten der Leute im Revier, im Block, war vom Standpunkte der Disziplin aus und bei Alarmbereitschaft sicher praktisch. Wie es dort gehalten worden ist, wo man in Hemistrigien wohnte, kann ich nicht sagen. Es darf aber angenommen werden, daß die Strafen für allzu gefällige Wachmannschaften derartig gepfefferte gewesen sein werden, daß ein sogenanntes „Augezudrücken" große Schattenseiten für die Betreffenden gehabt haben dürfte.

Die Kontubernien lagen in 9 bis 12 nebeneinanderbefindlichen Kammern, die durch eine Wand in einen vorderen Waffen- oder Gepäck- und in einen dahinter liegenden Wohnraum geteilt waren. In letzterem befand sich auch der von mir in Tafel II, Abbild. 3 hinzugefügte Koch- und Wärmeherd, wie er uns von Nieder-Bieber her bekannt ist.

Bei den Legionen standen unter der Veranda die Trag- und Packtiere, jumenta. Ich bezweifle, daß dies in den Standlagern der Auxilien auch der Fall war, da die seßhaften Hilfskohorten kaum bespannte „große Bagagen" besessen haben dürften. Für die kleinen Expeditionen in nächster Nähe und für das Einholen von Lagerbedürfnissen werden, wie hier und da noch heute bei alleinstehenden Infanterie-Regimentern, Krümpergeschirre genügt haben. Diese aber müssen vermutlich, wie in Wiesbaden, hinter dem Präfektenhause oder, wo sonst Platz vorhanden, untergestellt gewesen sein.

Der besseren Übersicht halber gebe ich hierunter noch eine Tabelle, aus der sich die Barackenverhältnisse einiger „Forts" in England leicht entnehmen lassen:

Digitized by Google

Name des Kastells	Form der Kasernen	Zahl der Baracken in dem		Grundriß einschl. „Kopf" rund		Zahl der Kammern einer Baracke ausschl. „Kopf"	Anmerkung
		Vorderlager	Hinterlager	Länge	Breite		
Gellygaer	L-förmig	4 in zwei Strigen	2 in zwei Hemistrigien	44 m	11 m Kopf 9 m Flügel	10—11	ein langer Stall 44:11 m; drei Baracken für Berittene 18+18=36:10 m
Housesteads	oblong	2 in einer Striga 3 Hemistrigien	4 Hemistrigien	48—52 m	10 m	11 12	—
Birrens	oblong	16 in acht Strigen	12 in sechs Strigen	41—42 m	5—6 m	9 oder 10	—
Newstead	oblong, eine L-förmig	12 in sechs Strigen	6 in drei Strigen	66 m	10 m	11*	* Hütten einschl. Kopf 11:5 m; ein Stall 68:10 m; Retterkasernen 81:7 m
Chesters	L-förmig	2 Strigen 1 Hemistrigium	—	52 m	11—12 m Kopf 9 m Flügel	10—11	unvollständig ausgegraben
Camelon	oblong oder L-förmig	8 in vier Strigen	Raum für 4 in zwei Strigen; 2 in zwei Hemistrigien	58 m	11—15 m Kopf 10 m Flügel	11	—

Über die in unseren vier britannischen „Forts" befindlichen Verkehrswege will ich nur bemerken, daß man in allen Kastellen dafür besorgt gewesen ist, die Sandalenträger auch bei schlechtem Wetter nicht in Sümpfen oder Lachen umkommen zu lassen. Die Hauptstraßen wurden deshalb meist beiderseits von tiefen Abzugsgräben begleitet. Selbst kleine Gassen und Gäßchen besaßen eine Rinne, und zwar in ihrer Mitte. An den Rückseiten der Hemistrigien aber, in Newstead besorgten es die zu dem Zweck zwischen den Hütten befindlichen incrementa tensurae, nahmen Schnittgerinne das Regenwasser der tropfenden Dächer auf, um es Sammelbassins, Kanälen oder Schleusen zuzuführen.

Da in Gellygaer das Gelände nach Süd-Südost fiel, war das

Digitized by Google

dortige wohldurchdachte Kanalisationssystem auf diese Richtung eingestellt. In Housesteads lagen die Häuser 11, 10 a, 6, 1, 16 und 17 auf einem länglichen Rücken, dem sich alle Hemistrigien hatten anpassen müssen. Von diesem aus senkte sich der Boden nach den Seiten der Prinzipaltore rechts und links hinab. Dementsprechend findet sich auch die Kanalisation angeordnet. Aus der Führung der bis jetzt in Newstead aufgedeckten Kanäle nach Südwest läßt sich der dortige Geländefall in der gleichen Richtung vermuten.

In engstem Zusammenhange mit der Beschleusung stand die Wasserversorgungsfrage in den Lagern. Meist findet sich für Trinkwasser ein Brunnen, womöglich in den Höfen der principia, wo eine geregelte Wasserabgabe an die Garnison in Zeiten der Not am leichtesten überwacht werden konnte. Den Tagesbedarf an Wasser vermochte dieser natürlich nicht zu decken. Man denke nur an die Menge des Bedarfs bei so viel Menschen und Tieren.

Wie sich Mainz aus dieser Verlegenheit geholfen, wissen und bestaunen wir noch heute. Das gewaltige Werk über das Zahlbachtal weg war jedoch nur möglich, weil es weit ab von dem jenseits des Rheines befindlichen Gegner lag. Wo der Feind, wie bei den Limeskastellen, dicht vor den Mauern lauerte, begnügte man sich mit unterirdischen Röhrenleitungen. Funktionierten auch diese nicht mehr, blieb man auf den Brunnen im Innern und die Hilfe des Himmels angewiesen. Überall umherstehende Zisternen und Bassins waren bereit, dessen Gaben aufzufangen und zu bewahren. Housesteads zeigt uns, wo das Zisternenwasser, ehe es im Boden verschwand, noch zu einer Arbeit herangezogen wurde.

Wenn ich im folgenden etwas länger bei den Latrinen verweile — non olent —, trage ich nur der enormen Wichtigkeit dieser Einrichtung für das Wohlbefinden einer Garnison Rechnung. Soldaten gegenüber brauche ich mich deshalb wohl kaum zu entschuldigen. Ging doch von einem äußerst wortkargen alten Herrn, der seinem Adjutanten Befehle meist nur in Stichwortform zuzurufen pflegte, die Sage, daß er im Biwak beim Anweisen der Plätze für die Latrinen zum Schwätzer geworden sei!

Auf die Gefahr hin, eine gleiche Beurteilung zu erfahren, wage ich es, zumal wir in Deutschland in diesem Punkte mit gleichem nicht aufwarten können, dennoch die Aufmerksamkeit meiner Leser für diesen diskreten Gegenstand zu erbitten.

Aus den Legionslagern ist bekannt, daß die Gruben von Novaesium in den Kasernen oder am geschlossenen Ende von deren Höfen (vgl. Abbild. 2) lagen und dort das Abfuhrsystem vorherrschte. Bei Carnuntum hingegen muß teilweise die Schwemmkanalisation bereits in Betrieb gewesen sein.

Die in Gellygaer, noch mehr die in Housesteads an das Tageslicht

Digitized by Google

gekommenen Ruinen gewähren namentlich dem, der bereits Ballus schönes Buch über Timgad kennt, volle Klarheit über die Latrinen in den römischen Standlagern. Diese befanden sich fast stets an solchen Orten, wo das Gelände am stärksten nach dem Graben zu fiel, wenn möglich, außerhalb des Binnenlagers und dann dort, wo die Wallanschüttung an das Intervallum stieß, oder die Mauer letzteres begrenzte. Das Brunnen-, Leitungs-, Zisternen- oder Abfallwasser des Kastells konnte auf diese Weise noch dazu benutzt werden, um die Kloaken rein zu schwemmen. Dies war nicht nur in Housesteads, sondern auch in Castlecary und Bar Hill am Pius-Wall der Fall. In Newstead lag die Latrine überhaupt außerhalb des Lagers, beim Bade. Gellygaer nur bildet insofern eine Ausnahme von der Regel, als die Latrine dort noch im Binnenlager gefunden wurde; vermutlich ist der Spülwasserbedarf von einer nicht mehr vorhandenen Zisterne gedeckt worden!

Diese Anstalten verbargen sich meist in einem länglich rechteckigen Raume. An drei von dessen Innenwänden entlang zog sich hufeisenförmig ein in die Erde versenkter, teilweise über den Fußboden des Hauses herausragender, teilweise mit diesem abschneidender tiefer Trog. Auf den oberen Rändern des letzteren scheinen hier und da Holzkonstruktionen zum Sitzen aufgebaut gewesen zu sein. Wo das nicht der Fall, wird eine Behandlung, wie wir sie 1870/71 in Frankreich häufig anzuwenden gezwungen waren, stattgefunden haben. Außer dem Trog war für flüchtigere Besucher in dem meist mit großen Steinplatten belegten Fußboden der Anstalt noch eine muldenartige Rinne eingehauen. Trog und Rinne besaßen starken Fall, so daß das nach Gebrauch zugelassene Schwemmwasser alles rein fegen konnte.

Meiner Ansicht nach tragen vorstehende Erkenntnisse viel dazu bei, die sonst oft schwer verständliche Placierung der römischen Kastelle auf einem dem Feinde zugekehrten Berghange begreiflich zu machen. Den von Hadrian für Anlage von Standlagern am Limes gegebenen Direktiven[6]) könnte man noch die Weisung hinzufügen: Das Gelände solle innerhalb des Lagers so nach einem Punkte des Walles abfallen, daß dadurch alles Regen- und Abfallwasser für die Latrine nutzbar, auf kürzestem Wege hiernach durch den Wall abführbar und dadurch unschädlich gemacht werden könne!

Ich glaube, wir sahen für unsere Zwecke nun genug in Britannien. Glücklicher als Caligulas einstige Krieger können wir, statt mit Muscheln, mit greifbaren Tatsachen den heimischen Penaten zueilen!

Des „Anschlusses" halber kehren wir an den obergermanischen Limes zurück. Vielleicht lassen sich an ihm die gefundenen Familienähnlichkeiten verwerten!

[6]) Vgl. Beiheft 10/11 z. Mil. Wochenbl. 1913, S. 348.

Digitized by Google

Dem Leser muß ich es zu beurteilen überlassen, ob mein Versuch auf Tafel IV, Skizze 5, in die in Deutschland aufgedeckten Umwallungen dreier verschieden großer Lager die für diese bekannten Besatzungsstärken unterzubringen, beachtlich ist oder nicht.

III. Traumulus.

Der Weg von Langenschwalbach über Kemel nach Kastell Holzhausen (Sektion Wiesbaden) hatte seine Längen, zumal an einem heißen Sommertage! Warum mußte ich auch durchaus auf der „Bäderstraße", zu Fuß und über den „Grauen Kopf" die Ruine erreichen wollen! Die Fahrt mit der Kleinbahn über Zollhaus (Sektion Limburg a. d. Lahn) wäre doch bedeutend bequemer gewesen! Das hätte ich mir doch sagen können, daß Kastell Kemel (Sektion Wiesbaden), um deswillen ich den Fußmarsch riskierte, ebenso wie Hestrich (Sektion Wiesbaden), Langenhain, Nieder Bieber (Sektion Coblenz) und andere besser auf den Tafeln der Reichslimeskommission studiert werden konnten als in der Natur.

Mit diesen und ähnlichen Vorhaltungen verbesserte ich meine Stimmung natürlich nicht. Keine Minute früher und sicher nicht fröhlicher konnten sie mich an das Ziel bringen. Im Gegenteil! Die Laune wurde übler, die Spannkraft geringer, die Hitze empfindlicher. An der Abzweigung der „alten Retterter Straße", noch etwa 1,5 km südlich vom „Grauen Kopfe", war es infolgedessen vorläufig gänzlich aus. Erst ruhen, dann hoffentlich wieder genußfähig weiter zur Römerstätte! Gesagt, getan! Herab von der Chaussee, in den Wald und das Gras hinein, Regenschirm als Schattenspender auf und dann — „schlag noch einmal die Bogen um mich, du grünes Zelt!"

Ein kräftiges „quid tu commilito, ex qua legione es, aut cujus centuria"? in unmittelbarster Nähe zwang mich aufzublicken. Kaum traute ich meinen Augen! Vor mir stand, umgeben von einigen bis an die Nasenspitze hinter ihren Schilden versteckten Kriegsknechten, der centurio princeps cohortis quingenariae peditatae Antoninianae II Treverorum. Dilatorische Behandlung der von solcher Stelle an mich gerichteten Frage schien in Anbetracht meiner augenblicklichen Lage wenig angebracht. Eiligst zog ich deshalb das vorsichtshalber mitgenommene Empfehlungsschreiben an den praefectus cohortis in Holzhausen aus der Tasche und überreichte es dem Herrn Centurio. Dasselbe kam aus dem statthalterlichen Offizium in Mogontiacum (Mainz) und war an den von dorther stammenden ehemaligen primus pilus, derzeitigen Kommandanten von Holzhausen, gerichtet. Wenn mein Gegenüber, der

Digitized by Google

Princeps, lesen konnte, mußte die Situation sofort geklärt sein. Glücklicherweise konnte er es! Das bewies nicht nur sein „salve“, sondern auch die veränderte Haltung des Begleitkommandos. Dieses nämlich steckte auf jenes Stichwort hin die Nasen einige Zoll höher über den Schildrand hervor und brachte auch die Seitengewehre wieder „an Ort“. Daraufhin gab auch ich der friedlicheren Lage Ausdruck, verließ die Regenschirmdeckung, klappte das Möbel zu und erhob mich. Um das indessen noch herrschende peinliche Anstieren und Schweigen zu beenden, mußte mehr geschehen! Die sonst übliche Einleitung zu traulicher Zwiesprache, ein freundlich gelächeltes „Rauchen Sie vielleicht“, schien mir doch zu kordial. Ich rettete deshalb mit der weder ungewöhnlichen, noch geistreichen Frage: „Sind Sie schon lange hier?“ die Situation. Dem Braven wurde die Zunge gelöst, die Unterhaltung kam endlich in Fluß.

„Nein, lange wäre er noch nicht hier! Früher wäre er in Colonia Agrippina (Cöln) **princeps posterior** der **I. Minerviae**, dann in Eburacum **hastatus** der **VI.** gewesen, zurzeit befände er sich beim Stabe der Holzhausener Auxiliarkohorte. In Agrippina sei er beim **vivarium** kommandiert gewesen und habe das edle Weidwerk erlernt. 50 Bären habe er allein in einem Winter zur Strecke gebracht. Auch in Eburacum sei ihm Diana hold gewesen. Am Hadrianswalle, unweit Stanhope, wäre von ihm ein als Landplage bekannter Eber erlegt worden. Der hiesige Präfekt hätte ihm, T. Veturius, deshalb auch hier das Jagdkommando unterstellt. Auxilien seien Fleischkost gewöhnt. Heute habe sich bis jetzt leider noch kein Schwanz blicken lassen.“

Semper idem! Der Jäger mit seinem Latein sollte mich später beim Präfekten einführen und mir noch andre Gefälligkeiten erweisen, deshalb mochte ich ihn mir nicht durch zur Schau getragene Ungläubigkeit vergrämen. Arg geflunkert hatte er jedoch! Denn der Mann, der dem **Silvano invicto** bei Stanhope einen Altar, **ob aprum eximiae formae captum** errichtet hatte, war Kommandeur eines Reiterregiments gewesen. Diese Stellung sollte sich der Veturius vor mir erst noch verdienen. Der Cölner Weidmann aber, der **intra menses sex captis ursis numero quinquaginta** Diana gehuldigt hatte, hörte überhaupt auf einen anderen Namen als mein Gegenüber! Die Geschichten waren also mehr als faul. Trotzdem wünschte ich dem Manne sachverständig „Weidmannsheil“!, gab aber doch gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, daß er mich wohl zunächst mal in sein Lager zum Kommandeur geleiten werde. Das wollte er gern, denn mit der Jagd sei es heute einmal nichts mehr. Wir waren also einig, die Reise konnte losgehen.

„Schlechte Zeiten jetzt hier am Limes,“ meinte Herr Veturius, den Marsch durch den Wald antretend, überall gärt es, allerwärts Unbot-

Digitized by Google

mäßigkeiten und Räubereien der Germanen! Die Chatten scheinen sich vor unserem neuen Herrn, Commodus, nicht zu fürchten. Sendboten der Alemannen sollen in ihren Dörfern herumziehen. Bewahrheitet sich das, werden wir bald die Folgen davon zu fühlen bekommen. Hoffentlich weicht Kaiser Commodus vor diesem Gesindel nicht wie vor den Kaledoniern in Britannien zurück. Das würde bei uns hier kein Mensch verstehen und den Feind nur frecher machen. Sollte etwa gar auf des Kaisers Claudius Politik zurückgekommen werden, dann dürfte uns das die Wetterau kosten und hinter den Rhein zurückführen. Das aber wolle doch **Mars ultor** verhüten!"

Die im übrigen mich kalt lassenden Bitterkeiten des bekümmerten Römers hatten wenigstens das Gute, daß sie mir verrieten, wir schrieben das Jahr 185 n. Chr.!

Doch da schimmerte ja schon Kastell Holzhausen durch die Bäume. Auch Veturius nahm davon Notiz, denn er wies auf das sichtbar werdende Bollwerk und sagte: „Da seht, wie alles nach Krieg ausschaut! Geschlossenes Haupttor, in den Türmen und auf den Eckbatterien am hellen lichten Tage Posten und auf dem Wallgange sogar Patrouillen! Die Kerls haben unser Kommen schon bemerkt und gemeldet. Sind sich selbst die nächsten, unsre Treverer, denn gerade sie würden bei etwa siegreichen Germanen am wenigsten Gnade finden."

Fest und trotzig leuchtete uns eine über 4 m hohe, zinnentragende Mauer von mehr als 100 m Länge entgegen. Das Ganze ähnelte der **porta decumana** auf der Saalburg, nur fehlen dort die über die abgerundeten Mauerecken hervorragenden Holzdächer. Mein Begleiter bezeichnete diese als Schutzvorkehrungen, unter denen die Geschütze gegen die Witterung gedeckt ständen, die aber beim Gebrauch leicht entfernbar wären. Auch hier führte zum Torweg eine Brücke, die aber nur einen Graben von 6 m Breite und 2 m Tiefe überspannte.

Mittlerweile hatte sich der Torflügel knarrend geöffnet, so daß wir über die Holzbrücke durch den gewölbten Torweg in das Kastell eintreten konnten. Veturius nahm die Meldung des vor seiner Wache stehenden **principalis** entgegen, befahl diesem, den Torflügel wieder zu schließen und dann wegtreten zu lassen.

Vor dem Weitergehen erklärte mir der **princeps**, daß hier auf dieser „**statio portae**" der zwei Torflügel halber acht Mann ständen. In jedem Turme lägen vier Soldaten, von denen immer einer im oberen Stockwerk das Vorgelände beobachten müsse, während der Rest unten in der Torstube ruhe. Die drei anderen, wesentlich schmäleren Lagertore mit nur einem Flügel brauchten nur je vier Wachleute. Lediglich an der porta sinistra befände sich noch ein Unteroffizier, weil gerade dort ein

Google

reger Verkehr herrsche. Wasserholer, Holzfäller und Patrouillen gingen da ständig ab und zu. Außerdem würden da draußen vor der Nordwestfront Planierungsarbeiten für ein Mannschaftsbad vorgenommen, da müsse der Lagerverkehr doppelt überwacht werden.

Neben den Torwachen hätten die zurzeit armierten Eckbatterien je vier Mann starke Wachen erhalten. Deren **statio** befände sich natürlich in den zugehörigen Kasematten unter den Geschützen.

Die Aufmerksamkeit der Wachen und Posten prüfe der Centurio vom Tagesdienste durch Patrouillen. Dieser Herr gehöre, wie alle seinesgleichen bei den Auxilien, zur Klasse der **principales**, sei also nicht wie er, als Legionscenturio, Offizier.

Der Kriegszustand hätte jetzt vorübergehend den Unterschied zwischen **stationes** und „**vigiliae**“ aufgehoben. Zurzeit gäbe es nur Tag und Nacht im Dienst befindliche **stationes**. **Vigiliae** wären, im Gegensatz zur Legion, am Limes eine Friedenseinrichtung, während dort jede nicht ausdrücklich als **statio** bezeichnete Wache zu den **vigiliae** gehöre. Wachen außerhalb des Lagers, **excubiae**, wären, falls man nicht die Besatzung der Limestürme so nennen wolle, in unruhiger Zeit an der Grenze nicht üblich. Wenn einmal das Bad fertig sein werde und Frieden herrschen sollte, würde dort eine Außenwache des Nachts auftreten. Er, Veturius, lasse als direkter Vorgesetzter der Wachen diese kurz vor Einbruch der Nacht aufziehen bzw. ablösen. Da zu jedem Posten vier Mann gehörten, stände jeder von ihnen sechsmal je eine Stunde lang.

Der Centurio vom Tagesdienst erhalte von ihm, dem princeps, täglich die Parole, **tessera**, auf einem Holztäfelchen zugeschickt, welche an die acht in der **porta decumana** untergebrachten Patrouillenführe und ihren Unteroffizier weitergegeben werde.

Außer den Wall-Stationes gäbe es noch zwei Innenwachen. Eine in der Stärke von 1 Unteroffizier, 4 Mann bei der Depositenkasse in den **principia** und eine 1 Unteroffizier, 1 **bucinator** und 8 Mann zählende Stabswache im Präfektenhause. Der dort befindliche **bucinator** sei eine sehr wichtige Person, denn von seinem rechtzeitig gegebenen Signale hänge die pünktliche Postenablösung ab. Die Zeit dazu teile ihm der im Turm der **porta dextra** sitzende Horologiarius mit. Man dürfe es diesem zwar nicht in das Gesicht sagen, aber des alten Seneca Worte „**facilius inter philosophos quam inter horologia convenit**“ stimme auch für Holzhausen!

Bei der Legion sei es üblich, daß ein Fünftel der Centurien auf Wache stände; das könne am Limes nicht genau durchgeführt werden. Bei ihm, Veturius, seien im ganzen 6 Unteroffiziere, 56 Mann, also pro centuria 1 Unteroffizier und etwa 9 bis 10 Mann für den täglichen

Digitized by Google

Wachdienst nötig. Außerdem aber hielten 120 Leute der Kohorte die Limestürme rechts und links vom Lager bis halbwegs Kemel und Pohl besetzt. „Doch es wird höchste Zeit!“ unterbrach sich mein Instruktor, „wir müssen jetzt weiter zum Präfekten, wir sind ihm sicher schon längst gemeldet!“

Die Hauptlängsstraße des Lagers hinabschreitend und das stattliche Mittelgebäude auf der via principalis rechts lassend, gingen wir direkt nach dem durch einen Posten kenntlichen Präfekten-Wohnhause. Dort, in einem umfangreichen, aber niedrigen, schiefergedeckten Fachwerksbau erwartete uns bereits der Lagerkommandant! Würdevoll hörte er die Meldung seines Untergebenen an, nahm dann meine Vorstellung entgegen und ließ sich das Mainzer Empfehlungsschreiben reichen. Meine Bitte, sein mir in Mogontiacum als das zurzeit bestverwaltete Kastell gerühmtes Lager besichtigen zu dürfen, fand gütige Aufnahme. Bis zur demnächstigen Gerichtssitzung stände er mir persönlich zur Verfügung, dann solle ihn der princeps wieder vertreten. Aber auch dieser werde mir alles zeigen, denn hier oben gäbe es rein gar nichts, was versteckt werden müsse.

Mit einem liebenswürdig einleitenden „eamus!“ des Präfekten traten wir den Rundgang an. Der princeps wollte unterdessen angeblich im Offizium die dort für ihn zurückgelegten Eingänge durchfliegen.

Mein Führer geleitete mich zunächst den Weg, den ich mit Veturius gekommen, nach der Hauptlängsstraße wieder zurück. Schon beim Einbiegen in diese hatte ich das Gefühl, als erfolge unser Anmarsch nicht unbeobachtet. An den Kasernenecken auftauchende und verschwindende Köpfe besagten deutlich, daß sich vorsichtige Centurionen vor Überfällen Fremde führender Vorgesetzter zu schützen wußten! Diese „Sicherheitsmaßregeln während der Ruhe“ schien der Präfekt nicht merken zu wollen, denn er setzte mir, öfters stehen bleibend, umständlich den Etat seiner Kohorte auseinander.

An der Spitze derselben stehe der Stab mit 2 Offizieren, dem Präfekten und dem Centurio beim Stabe, nebst 5 principales, imaginifer, cornicularius, actarius, tubicen, librarius,[1]) insgesamt 7 Köpfen, so daß, da fünf Centurien je 79 und nur eine 78 Unteroffiziere und Leute hätten, 473 Köpfe zur Kohorte gehörten, diese also einschließlich Stab 480 Köpfe zähle.

Einem freundlichst mir zur Einsicht gegebenen Nachweise entnehme ich folgende Unteroffizierverteilung auf die einzelnen Centurien:

[1]) Die Unteroffiziere beim Stabe waren der Reihe nach: der Träger des Kaiserbildes, der Bureauvorsteher, der Archivar, der Stabstrompeter und ein Schreiber.

Digitized by Google

Es stehen bei dem:	I. Manipel		II. Manipel		III. Manipel[8]	
und zwar bei der:	1. Centurie	2. Centurie	3. Centurie	4. Centurie	5. Centurie	6. Centurie
die principales . .	1 centurio	1 centurio	1 centurio	1 centurio	1 centurio	1 centurio
	1 optio	1 optio	1 optio	1 optio	1 optio	1 optio
	1 signifer	—	1 signifer	—	1 signifer	—
	1 tesserarius	—	1 tesserarius	—	1 tesserarius	—
	1 tubicen	1 cornicen	1 tubicen	1 cornicen	1 tubicen	1 cornicen
	—	1 bucinator	—	1 bucinator	—	1 bucinator
	—	1 medicus	—	1 mensor	—	—
zusammen Unteroffiziere	5	5	5	5	5	4
dazu die milites provinciales . .	74	74	74	74	74	73
Ergibt die Stärke der 6 Centurien mit Köpfen . . .	79	79	79	79	79	78

Von den 74 Mann der Centurie, einschließlich der Immunen, seien abzuziehen:

20 Mann als ständige Wächter der Limestürme, 10 Mann als Kommandierte, 9 Mann täglich auf Wache (bei der 5. und 6. centuria je 10), zusammen 39 Mann (bei der 5. und 6. centuria je 40), so daß 35 Caligaten dem Centurio zur täglichen Verfügung beim Dienste ständen. Im Falle eines Alarmes erhöhe sich diese Zahl auf 45 Leute, da sämtliche Kommandierte, Offiziersburschen nicht ausgenommen, bei ihren Centurien eintreten müßten. Nur die Knechte, **calones**, blieben bei den Pferden oder als Feuerwehr zurück.

Entsprechend vorstehendem Nachweise lägen die Centurien 1 und 2, 3 und 4 in Manipelblocks im Vorderlager beisammen, die 5. und 6. Centurie dagegen sei in Einzelbaracken im Hinterlager untergebracht. Die Einzelheiten der Kasernierung könne ich in den beiden sich gegenüberliegenden „L-förmigen" Centurienbaracken des Manipelblockes Π der nördlichen Lagerecke, vor dem wir jetzt angelangt seien, selbst nachprüfen.

Da standen auch schon, scheinbar überrascht, aber völlig gerüstet die Hauptleute der 3. und 4. Centurie, von denen jener der dritten als älterer und Kasernenkommandant dem Präfekten sofort die Belegungsstärke meldete. Ohne uns jedoch bei ihnen lange aufzuhalten, betraten wir den von einem Posten bewachten Gang zwischen den Centurienen-

[8]) Hier kam der Manipel als Verwaltungseinheit deutlich zum Ausdruck.

Digitized by Google

häusern[9]) und gelang es mir im Vorbeigehen aus den Quartiertafeln an den Türen derselben festzustellen, daß der Manipelälteste mit seinem optio und der Manipelschreibstube links, dessen jüngerer Kamerad mit seinem Stellvertreter rechts von mir wohnten. Da die trüben und undurchsichtigen Glasscheiben der auf den Kaserneneingang mündenden Fenster keinen Einblick in die Zimmer der Herren erlaubten, eilte ich rasch bis zu dem Punkte, wo die Köpfe der Baracken in die Flügel übergingen, um den Kasernenhof übersehen zu können.

Das Wort Hof ist für den eine Sackgasse bildenden, die Mannschaftsquartiere beider Centurien trennenden, am unteren Ende hermetisch abgeschlossenen Gang nicht zutreffend. In Wahrheit liegen nämlich die Schieferdächer der Köpfe mit den Schindeldächern der Flügel in ein und derselben Linie, nur tritt bei den letzteren an Stelle der Holzwände unter ersteren, beiderseits in der Flucht der Schieferdächer, eine die Schindeldächer tragende Holzsäulenreihe vor den Stuben der Leute und bildet eine Art Veranda.

Ich trat zunächst unter den Vorbau rechts von mir, der der 4. Centurie gehörte. Gleich im ersten Raum befand sich die Kasernenwache, deren drei nicht auf Posten befindliche Leute von der Holzbank vor ihrem Wachlokal aufsprangen und in die unmittelbar hinter ihnen liegende Waffenkammer eilen wollten. Ein Wink ihres Vorgesetzten, der bereits zum nächsten Gelaß Nr. III schritt, ließ sie auf dieses Vorhaben verzichten.

Die Quartiertafel meldete, daß wir hier die Wohnung des cornicen, bucinator und mensor vor uns hatten. Da das Feld frei und keiner der Unteroffiziere zur Stelle war, schien es angezeigt, hier die innere Einrichtung eingehend zu besichtigen. Nr. III zerfiel in eine vordere, 3 m tiefe Gepäck- und Waffenkammer und den dahinter liegenden 7 m tiefen Wohnraum. Beide schied eine dünne Bretterwand voneinander; in der Verbindungstür aber sollte eine trübe Glasscheibe dem Hinterraum das fehlende Tageslicht zuführen.

Die interessanteste Einrichtung der 2 bis 3 m breiten, fast leeren Hinterstube, der mangelnde Tisch und eine Bank standen draußen unter der Veranda, war der in der Mitte der fensterlosen Rückenwand aufgemauerte Herd. Er glich dem früher auch unter unseren hochbeinigen eisernen Öfen üblichen Podium und war von Steinplatten umrahmt, die ein Herabfallen der Holzkohlen in die Stube verhinderten. Gegen bedenklichere Gefährdung der doch nur aus Holz aufgeführten Bauten, denen selbst die Steinfundamentierung fehlte, durch Feuer war die hinter dem Herd liegende Wand durch eine hohe in Lehm gesetzte Bruchsteinmauer geschützt. Angeblich sollte der Rauch durch eine über dem Herd

[9]) Vgl. Tafel V, Skizze 6, I–I der Kasernen.

Digitized by Google

im Dach angebrachte Klappe ohne Belästigung der Bewohner abziehen. Im Winter, wo höchstens die Wärme durch diese Öffnung entwich, mag der Aufenthalt am Herd kein ganz tränenloser gewesen sein!

Außer dieser Koch- und Wärmevorrichtung befanden sich an den Seitenwänden dieser Hinterstube noch Holzpritschen mit Matratzen. Den bekannten K. U.-Stempel[10]) hätten selbst hier bei den Unteroffizieren wohl nur diese Matratzen tragen können.

Raum IV bis VII diente sechs, Nr. VIII bis X sieben Leuten als Unterkunft. Diese Mannschaftsstuben glichen eine der anderen; vorn der Platz für Waffen und Gepäck, dahinter die Wohnhöhle mit Herd, Pritsche und Strohlager. Die Bewohner waren zum Dienst ausgerückt, nur in Nr. V schienen unbegreifliche Dinge vorzugehen, denn ich hatte schon in Nr. IV das Gefühl gehabt, nebenan müsse eine Kuh nicht ganz munter sich befinden. Die Sache klärte sich jedoch bald zur Zufriedenheit auf! Des mobilen Zustandes halber waren Signalübungen im Freien verboten. Deshalb hatten sich die Spielleute des Manipels zu trautem Verein ins Hinterzimmer Nr. V zurückgezogen und nun versuchten tuba, bucina und Horn sich gegenseitig dort über den Haufen zu blasen.

Der über dieses harmlose Intermezzo sichtlich erfreute Präfekt schien hiermit die Besichtigung des Manipelblocks für beendet zu halten, denn er meinte, die gegenüberliegende ältere Centurie böte nichts Neues. Nur die Mannschaften lägen drüben etwas weniger eng, weil die fehlende Wachstube eine Nummer mehr zu belegen gestatte. Während hier in vier Räumen je sechs und in drei je sieben unterkommen müßten, steckten dort in drei Kammern nur fünf und bloß in fünf je sechs Leute. Ich verzichtete daraufhin gern auf das Gegenüber und bat nur darum, noch einen Blick in die Manipelschreibstube werfen zu dürfen.

In jener arbeiteten die beiden optiones und der signifer. Der Präfekt gestattete mir von den Arbeiten der Feldwebel Kenntnis zu nehmen und erläuterte den Zweck derselben mit den Worten der Vorschrift: „ut ne quis contra justitiam praegravetur aut alicui praestetur immunitas, nomina eorum, qui vices suas fecerunt, brevibus inseruntur.“ Diese Worte richteten sich gegen die früher übliche Dispensierung vom Dienste gegen Bezahlung. Die Centurionen, die keine donativa erhielten, glaubten sich ehemals dadurch schadlos halten zu müssen, daß sie möglichst vielen Leuten für Geld Lagerurlaub erteilten, so daß nur die wenigen Soldaten, denen ihre Mittel einen Loskauf nicht gestatteten, den ganzen Dienst für die glücklicheren Kameraden taten. Dieser Mißbrauch sei nicht anders aus der Welt zu schaffen gewesen, als daß der Kaiser selbst die Centurionen für den Ausfall dieser ihrer Ein-

[10]) K. U. = Kasernenutensilien.

Digitized by Google

nahmen entschädigt habe. Jetzt werde nun der von den munifices geleistete Dienst gewissenhaft in einer Tabelle aufgezeichnet und dürfe in diese der Soldat jederzeit kontrollierenden Einblick verlangen.

Die mir von meinem Führer zuteil gewordenen Erläuterungen der Abkürzungen und Benennungen der für die erste Augustdekade ausgeworfenen Beschäftigungen von acht munifices gebe ich in umstehender Zusammenstellung wieder.

Die Aufgaben des Signifer regelten sich nach der Vorschrift „et servare deposita et singulis reddere rationem." Deshalb waren ein Hauptbuch über eingegangene Gelder, deposita, und wieder erhobene Spareinlagen, recessa, sowie Einzelkonten für jeden miles provincialis auf dem laufenden zu halten.

Seit 180 n. Chr. erfolgte die Soldzahlung nicht mehr in drei Terminen — 1. 9., 1. 1. und 1. 5. —, sondern nur noch am 1. 9. jedes Jahres. Die früher zwangsweise Abführung aller Ersparnisse an die Depositenkasse war schon vor 100 Jahren durch Domitian abgeschafft worden. Nur noch höchstens 250 Denare durfte der einzelne „ad signa" niederlegen. War diese Summe erreicht, erhielt der Mann den Rest des nach Abzug für Kleidung und Unterhalt verbleibenden Soldes voll ausgehändigt. Bei der Legion konnte der Soldat das Stipendium nach Abzug einer geringen collatio (?) oder sogar ganz ungekürzt erheben. In diesem Falle bestritt er seine Bedürfnisse aus eigener Tasche. Er trug dann „omnia sua secum", und zwar im Gürtel, der die Stelle unseres Brustbeutels vertrat. Die Vorschrift darüber lautete „stipendium in balteo, non in popina habeat!"

Bei unserer Treverer-Kohorte war der neue Zahlungsmodus natürlich auch eingeführt worden, die Abzüge aber wurden nach wie vor vom Solde zurückbehalten. Nur die Hälfte der Überschüsse konnte der Mann fordern, das andere floß wie früher in die Depositenkasse. Aus dieser waren nur in dringenden Fällen Rückzahlungen möglich.

Die Buchführung hier oben hatte sich auch den neuen Verhältnissen noch nicht angepaßt, die signiferi waren konservative Herren; sie arbeiteten noch so, wie sie es anfänglich gelernt, mit den ihnen geläufigen drei Terminen in den Konten weiter. Der Präfekt meinte, er selbst habe das erlauben müssen, weil die Erfahrungen, welche ein Veränderungen holder Manipelältester mit seinem zur neuen Buchführung gezwungenen Signifer gemacht habe, so üble gewesen seien, daß die Beschwerden der Leute kein Ende genommen hätten. Eine Änderung werde wohl erst erfolgen, wenn die drei alten Herren mit der „missio honesta" in der Tasche das Kastell verließen.

Digitized by Google

Dienſttabelle der 3. Centurie (›) II. Treverer-Kohorte.

Tag	1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	Auguſt
Primanus Ingenuus sive Pottus	sta. por.[1] Torwache	in ›	armamenta i. d. Waffenkammer	in ›	strigis Straßenpatrouille	in ›	phal. d. den Geſchützen	in ›	ad cal.[2] z. Vorrichtung des Schuhwerks	in ›	[1] statio portae. [2] calceamenta. in › = z. Dienſte d. Centurie verfügbar.
Doccius Aprossus	in ›	sta. › Kaſernenwache	in ›	signis d. d. Kaſſe	in ›	exit cum prin. beim Jagdkommando	in ›	cal. ʒ.[3] Vorrichtung d. Schuhwerks beim Centurio	fercla z. Tragen d. Krankenbahre	in ›	[3] calceamenta.
Meccius Nommus	comes Ordonnanz	in ›	sta. por. Torwache	in ›	armamenta i. d. Waffenkammer	in ›	ornatus ʒ. z. Vorrichtung d. Paradegarnitur d. Centurio	in ›	de bene.[4] prin. Lagerurlaub vom Princeps	in ›	[4] de beneficio principis.
Bellicius Cossus	in ›	pro	quin	ta	nen	se	in ›	armamenta i. d. Waffenkammer	in ›	C[5] Urlaub vom Präfekten	[5] C = commeatus = großer Urlaub.
			(Ordonnanz b. d. Wurf- und Fechtübungen)								
Joincatius Atto	exit cum prin. beim Jagdkommando	in ›	galeariatus Offiziersburſche	in ›	harena[6] Planierungsarbeiten	in ›	sta. pref. Stabswache	in ›	phal. d. den Geſchützen	in ›	[6] auf dem Exerzierplatz, oder beim Bau des Bades.
Axsillius Avitus	in ›	specula Wallgang-Patrouille	in ›	sta. › Kaſernenwache	in ›	strigis Straßenpatrouille	in ›	ad cunic.[7] d. d. Mineurübungen	in ›	in stercus[8] z. Grubenräumen	[7] cuniculos. [8] als Strafe.
Sautus Novialchus	scoparius Kehrdienſt	in ›	exit	ad	frumen	tum	in ›	cac.[9] Unteroffiziersordonnanz	in ›	sta. por. Torwache	[9] caculatus.
			(zum Getreidetransport-Kommando)								
Trevirius Covirus	b	pref.	Co	m	ad	aquas		Matt	jac	as	Natürlich bei freier Station.
			(durch Vergünſtigung des Präfekten Erholungsurlaub nach Wiesbaden)								

Da nun am 1. 9. für jeden Soldaten ein neues Konto angelegt werden mußte, wurde bereits jetzt im August der III. Abschnitt des zu Ende gehenden Abrechnungsjahres fertiggestellt.

Die dem Trever Cottius Tasgillus eröffnete Kontoseite lautete wie folgt:

Accepit stip. I (1.9.) . . 25 denarios =	100,00	HS	(Sesterzen od. 15 Mk.)
Ex eis			
stramina (Lagerstroh)	3,00	=	
in victum (Verpflegung ausschl. frumentum)	26,75	=	(oder 26 HS 1,8 As)
caligas fascias (Beinbinden u. Schuhzeug)	3,75	=	
saturnalicium (Vorausabzug f. d. Wintervergnügen)	6,50	=	(oder 6 HS 1,2 As)
in vestitorium (für Anzüge)	20,00	=	
Expensas . . .	60,00	=	
reliquas deposuit	40,00	=	
et habuit ex priore	300,00	=	
fit summa	340,00	=	
Accepit stip. II (1. 1.) . 25 denarios =	100,00	HS	
Ex eis			
stramina	3,00	=	
in victum	26,75	=	
caligas fascias	3,75	=	
ad signa (zur Schmückung d. Feldzeichen und ihrer Standorte)	13,25	=	(oder 13 HS 0,6 As)
Expensas . . .	46,75	=	
reliquas deposuit	53,25	=	
et habuit ex priore	340,00	=	
fit summa	393,25	=	
Accepit stip. III (1. 5.) . 25 denarios =	100,00	HS	
Ex eis			
stramina	3,00	=	
in victum	26,75	=	
caligas fascias	3,75	=	
in vestimentis (für Kleidungsstücke) . .	50,00	=	
Expensas . . .	83,50	=	
reliquas deposuit	16,50	=	
habet in deposito (102,44 denarios =)	409,75	=	(oder 61 Mk. 46 Pf.)

Tasgillus schien schlechte Erfahrungen mit dem „habeat in balteo“ gemacht und es deshalb vorgezogen zu haben, alle seine Ersparnisse vor begehrlichen Nachbarn in die Depositenkasse zu retten. Kame-

Digitized by Google

raben-Diebstahl wurde zwar hart bestraft, indessen „die Nürnberger henken keinen, sie hätten ihn denn!“ Eigentlich mußte im Konto des Tasgillus vor dem „reliquas deposuit“ ein accepit in nummis, d. h. erhielt in bar, stehen! Da dieser Posten von 20 Sesterzen fehlte, hatte sich der vorsichtige Trever nichts auszahlen lassen.

Unterdessen war des Präfekten Zeit abgelaufen, er übergab mich deshalb beim Verlassen des Manipelblocks dem auf der via sagularis bereits ambulierenden princeps und eilte nach der via principalis zur Gerichtshandlung. Dieser führte mich beim Eingange zum östlichen Manipelblock vorbei auf der letztgenannten Straße herum nach der porta dextra.

Auf dem Wege dahin holte ich meinen Begleiter über die Dinge aus, die jetzt auf der Hauptquerstraße des Lagers vor sich gingen. Veturius erzählte etwa Nachstehendes: Gewöhnlich herrschte dort auf der breiten Straße, die in Legionslagern bisweilen gedeckte Säulengänge besäße, reges Leben und Treiben, weil hier das Stelldichein der nach dem Dienste ihren dunklen Höhlen entsprungenen Kameraden sei. Auf der via principalis mache der Mann sein Testament, da treffe er sich mit Bekannten und verbleibe bis zum Kasernenschlusse in lauter Fröhlichkeit mit diesen zusammen. Dieses Bild ändere sich, sobald der Lagerkommandant das Tribunal besteige, um zu den Leuten zu reden, oder Recht zu sprechen. Jetzt habe Totenstille den vorherigen Lärm abgelöst, man höre nur noch die Stimme des Offiziers oder die Antworten der von ihm Befragten. Stehe es anders, wäre die Disziplin in Gefahr. Brüllten die Untenstehenden durcheinander und nach der Rednertribüne hinauf, könne sich der Obenstehende nicht mehr verständlich machen, seien meist auch schon die Fäuste derer bereit, die sich an dem höchsten Vorgesetzten vergreifen möchten. Da gelte es für die Centurionen aufzupassen!

Am Gerichtstage habe der Präfekt entweder Privatstreitigkeiten zu schlichten oder Dienstvergehen zu ahnden. Todeswürdige Verbrechen von Soldaten und Vergehen der Offiziere kämen in Mogontiacum zur Aburteilung. Strafen, die der Lagerkommandant verhängen dürfe, bestänben in: Soldabzug, öffentlicher Beschämung, bei der ein Mann von früh bis abends barfuß und gürtellos am Pranger stehen müsse, in körperlicher Züchtigung, Verlängerung der Dienstzeit und Degradation der Immunen zu munifices. Dem Tode sei verfallen, wer die nächtliche Sicherheit gefährde, wer im Lager stehle, falsches Zeugnis ablege, Unzucht treibe oder zum dritten Male wegen ein und desselben Vergehens rückfällig würde, und endlich wer vor dem Feinde die Flucht ergreife. Nicht als Diebstahl werde die Aneignung von Gegenständen betrachtet, die weniger als 1 Sesterze Wert (2½ Asse = 15 Pf.) besäßen oder zum täglichen Gebrauche dienten. Speer, Schaft, Holz, Futter, Schlauch, Beutel

Digitized by Google

oder Fackel dürfe sich der Soldat „besorgen", ohne straffällig zu werden. Würde von Mogontiacum aus die Exekution eines zum Tode Verurteilten der Kohorte übertragen, fiele der Sünder hier oben unter den Spießen seiner Kommilitonen.

Die inzwischen erfolgte Ankunft vor der porta dextra machte dieser Unterhaltung ein Ende; ehe wir den einen Turm dieses Tores betraten, gab ich noch meiner Verwunderung über das Fehlen der Backöfen in der Böschung des soeben passierten Walles Ausdruck. „Ja", sagte Veturius, „hier ist man vorsichtiger gewesen wie auf der Saalburg oder im britischen Blatobulgium! Diese Dinger, die bei der Unvorsichtigkeit unserer rücksichtslosen Burschen und unseren Holzbauten eine stete Gefahr bilden, wurden hier hinaus in die canabae verwiesen. Dort können die feuergeladenen Ungeheuer keinen so großen Schaden tun wie hier!"

Befriedigt folgte ich nun meinem princeps auf einer steilen treppenartigen Leiter hinauf in das dem horologiarius zugewiesene Turmzimmer, wo dieser mit seinen Gehilfen ein äußerst geheimnisvolles Wesen bei der Wasseruhr,[11]) clepsydra, trieb.

Diese bestand aus einer auf einem Dreifuße ruhenden, unten spitz zulaufenden Amphore aus Ton, durch deren kapillarförmige Öffnung Wasser in ein darunter stehendes zylindrisches Glasgefäß abtropfte. Die Höhe des Wasserstandes im Zylinder gab an einer in die Glaswand eingravierten Skala die Zeit an, die seit Beginn des Wasserzuflusses abgelaufen war. Letzteres brauchte, um vom Glasboden aus bis zur obersten, rings um den Zylinder herumlaufenden Kreis des Zeitmessers zu gelangen, genau 24 Stunden. Waren diese verflossen, mußte die Flüssigkeit durch ein, schnelle Entleerung gestattendes, Ventil abgelassen werden, damit sie am Pegel des nächsten Tages sich wieder bis zu der obersten Grenzlinie innerhalb 24 Stunden hinaufarbeiten konnte.

Zum Verständnis des Liniennetzes im Glase hielt der Horologiarius eine Instruktionstafel für Lernende und Minderbegabte bereit, auf der er das System des Zeitmessers am aufgerollten Mantel des Zylinders auch mir erläuterte (vgl. Tafel VI).

Zunächst hoben sich im Glase vier stark eingravierte Vertikale I. Ordnung ab, deren Abstand untereinander einen Bogen von 90° betrug. Diese dicken Striche stellten die sich paarweise gegenüberliegenden Äquinoktien und Solstitien vor, die alle bis zu der Kreislinie am oberen Glasrand reichten, welche der Wasserstand nach 24 Stunden Steigens gewonnen haben mußte. An diesen vier Senkrechten befand sich eine

[11]) Originalwasseruhren sind nicht auf unsere Zeit gekommen, wir kennen ihre Einrichtungen nur aus römischen Schriftstellern. Neuerdings ist im Deutschen Museum zu München eine durch moderne Uhrmacher auf Grund der Schilderungen bei Vitruv konstruierte Klepsydra aufgestellt worden.

Digitized by Google

Marke für die Tag- und Nachtgrenze. Das Teilungsverhältnis durch jene Marke auf dem Striche des 21. Januar war 8 : 16, d. h. der Tag dieses Datums betrug 8 unsrer Stunden,[12]) die Nacht dauerte 16 unsrer Stunden. Am 21. März und 21. September lagen unter und über der Marke je 12 Stunden und am 21. Juni herrschte das umgekehrte Verhältnis wie zu Wintersanfang, d. h. 16 : 8. Diese vier Punkte, wo die Sonne an den betreffenden Tagen unterging und die Nacht begann, hatte man unter sich durch eine stark eingravierte, gebrochene Linie verbunden, die vom 21. Dezember über den 21. März bis zum 21. Juni stieg, um von da über den 21. September nach dem 21. Dezember zurück wieder abzufallen.

Die Stundeneinteilung an den die vier Hauptkalenderdaten darstellenden Strichen erfolgte nun derartig, daß man sowohl die Teile über als auch unter der Tag- und Nachtgrenze, gleichgültig wie lang jeder einzelne war, in zweimal je 12 römische Stunden zerlegte. Es verhielten sich dadurch die Tages- zu den Nachtstunden länger am 21. Dezember wie 1 : 2, am 21. März und 21. September wie 1 : 1 und am 21. Juni wie 2 : 1. Die an den vier Vertikalen mit gleichen Nummern versehenen Stundenmarken wurden nun, in derselben Weise wie die Tag- und Nachtgrenze, untereinander durch dünne Linien verbunden, so daß sich im ganzen 24 auf- und absteigende Stundenlinien, einschließlich der starken Tag- und Nachtgrenzlinie, rings um die Glaswand herumzogen.

Jetzt konnte man zu jeder Zeit an den Äquinoktien wie Solstitien die Stunden ablesen. Man brauchte nur nachzusehen, auf oder bei welchem Schnittpunkte der dünnen Stundenlinie mit einer der vier starken Vertikalen die Wasserhöhe angelangt war.

Um aber auch an allen anderen Tagen des Jahres Bescheid zu wissen, interpolierte man zwischen die Vertikalen I. Ordnung so viel dünne parallele Senkrechte II. Ordnung, wie zwischen den einzelnen Hauptkalenderdaten Tage lagen. Die Stundeneinteilung auf denselben wurde dabei von den 24 Stundenlinien zwischen den schon vorhandenen Hauptvertikalen von selbst vorgenommen.

Meister Kronos meinte, daß es in großen Legionslagern auch noch Weckeruhren gäbe. Bei diesen löse ein mit dem Wasser aufsteigender Schwimmer zu jeder gewünschten Zeit einen Mechanismus aus, der eine Kugel in eine Erzpfanne rollen ließe, oder ein Blasinstrument zu Tönen veranlasse, die selbst Tote erwecken könnten. Offiziere und Caligaten vermöchten sich dort nicht mehr über verschlafene Diszenten im Uhrturme

[12]) Die Einteilung in Minuten und Sekunden kannte der Römer nicht. Er half sich mit Seneca aus der Verlegenheit, der zu sagen pflegte: „horam non possum certam tibi dicere, inter sextam et septimam horam erat!“

Digitized by Google

zu beschweren. Hier in Holzhausen müsse es schon ein einfacheres Modell tun!

Innerlich froh, daß ich mich nicht selbst am Universalapparate produzieren mußte, verließ ich den horologiarius und kletterte dem bereits vor der Turmtüre stehenden princeps nach. Die Gerichtshandlung war noch nicht beendet. Wir ließen deshalb die via principalis rechts liegen und schnürten uns längs des Walles lautlos nach dem Hinterlager, wo wir in die Gasse zwischen Präfektenhaus und Wirtschaftsgebäude einbogen. Eigentlich beabsichtigte ich von rückwärts in die principia zu gelangen, um dem Offizium und Archiv einen Besuch abstatten und die „mappa", den auf Leinewand gezeichneten Plan des ganzen Lagers über und unter der Erde, einsehen zu können. Da mir aber Veturius rundheraus erklärte, dorthin gehe er nicht mit, da der Cornicularius heute zu schlechte Laune hätte, da müsse ich auf den Präfekten warten, ging ich auf meines Führers Vorschlag, dies in seiner Wohnung zu besorgen, gern ein.

Als einzigen Offizier, mit dem er ein Wort reden konnte, hatte der Lagerkommandant dem princeps, seinem Standesgenossen, zwei Zimmer seines Hauses eingeräumt und ihn auch in Beköstigung übernommen. Veturius schien mit dieser Anordnung nicht unzufrieden, denn er zeigte mir mit einem gewissen Stolze die zwar nicht hervorragende, den Höhlen in den Baracken gegenüber immerhin luxuriöse Einrichtung seines Heims. In der Schlafstube stand eine Holzbettstelle, in der die Stelle der Sprungfedern zwar durch Stricke vertreten war, deren Spannung jedoch den darauf liegenden Matratzen und Kissen eine ganz angenehme Elastizität verlieh. Außer diesem für die Ruhe nötigen Möbel fehlten auch die für die Reinlichkeitsbedürfnisse dienenden Utensilien nicht. Die Ausstattung stand nicht hinter jener in unseren Offiziersschlafstuben der Kasernen zurück, denn es fehlte weder der Waschtisch mit der Schüssel aus Ton, noch Truhe, Schemel und ein flaschenähnliches Geschirr unter dem Bette. In einer Ecke des Zimmers aber, diskret hinter einem Vorhang verborgen, befand sich ein Gegenstand, für den sich am 10. August Axsillius Avitus (vgl. S. 504 Querspalte 6 und 8) besonders zu interessieren gezwungen gewesen war.

In der Wohnstube standen Tisch, Stühle, Schrank, Ruhebett und eine an dem Boden angeschraubte Kassette mit den Schätzen meines Begleiters. Die an den Wänden angebrachten zahlreichen Jagdtrophäen verliehen dem ganzen einen wohnlichen Eindruck.

Einigermaßen ruhebedürftig, folgte ich der Aufforderung des Veturius, doch einmal seine erst kürzlich von einem Händler für schweres Geld erworbene „Bergere", seinen Stolz, auszuprobieren. Er hatte nicht unrecht! Nach anstrengender Jagd mußte ein dormus darauf nicht zu den Unannehmlichkeiten gehören. Auf längere Zeit jedoch schien die Geschichte

Digitized by Google

doch drückend werden zu können, denn ich fühlte merkwürdigerweise trotz der Kissen meine Knochen. Diese Bemerkung war ich eben im Begriffe, meinem princeps mitzuteilen, als sonderbare Töne mir das Wort auf der Zunge ersterben machten. Was war das?

„Die Tuba!" schrie plötzlich Veturius auf, riß seine Waffen an sich und stürzte mit dem Rufe „Alarm!" aus der Stube.

Auch noch eine kleine Chattenattacke! Das paßte sich ja herrlich! Günstiger konnte ich es hier oben gar nicht treffen.

Aber ist denn der Tubicen nicht ganz bei sich? Das ist doch kein Alarmsignal! das ist doch — ich weiß nicht, aber ich höre immer die Melodie „Als die Römer frech geworden!" Wo bin ich denn?

Langsam schlug ich die Augen auf und sah — in das über mir befindliche Regenschirmdach!

„Na, Sie haben aber einen gesunden Schlaf, Herr Traumulus! Seit einer Stunde schon kochen wir hier neben Ihnen ab; zu leise ging es dabei nicht zu, das können Sie sich denken! Da Sie das aber alles nicht störte und wir abgesessen hatten, haben wir nun mit Gitarrenbegleitung es mal mit dem »Vorne mit Trompetenschall« des Herrn Quinctilius Varus versucht!"

Sonderbar, ich war schon wieder auf Wandervögel gestoßen!

„Welche Zeit haben wir es, Horologiarius, verzeihen Sie, meine Herren?" „Für Sie dürfte es höchste Zeit sein, sich uns anzuschließen, wenn Sie nicht etwa hier übernachten wollen!" antwortete das Korps.

Das wollte ich natürlich durchaus nicht. Rasch sprang ich auf die Beine, um gleich dem Kameraden **Trevirius Covirus** (vgl. S. 504 Querspalte 6 und 8) auch **Aquae Mattiacae**, leider auf eigene Kosten, aufzusuchen.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07665 9989

Digitized by Google

Digitized by Google